Band 94. 1905.

Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Sach-Register

Alphabetisches Register

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

VII (Fortsetzung)

Eine Woche lang hatte der Streik die Wuppertaler Industrie gelähmt und sie gezwungen, mit großem Aufwand von Kosten und Zeit ihre Garne in auswärtigen Fabriken herrichten zu lassen. Die Wiskottensche Fabrik hatte daraus ihren Nutzen geschlagen. Da sie allein leistungsfähig geblieben war und mit Tag- und Nachtschicht arbeitete, hatte sie den Löwenanteil der Aufträge, welche die Herbstsaison vorbereiteten, auf sich gezogen. Die Inhaber der Firma, selbst die Frauen der Familie, waren kaum zur Ruhe gekommen.

„Der Wilhelm versteht den Rummel," hatte Gustav Wiskotten zur Mutter geäußert. „Der muß den Engländern den Streikdeubel an die Wand gemalt haben, daß sie es wegen der Lieferungen mit der Angst kriegten. An dem ist ein Advokat zugrund gegangen."

„Ein Avkat? De Willem will nich sechsspännig in de Hölle fahren."

Seitdem der Jüngste das Haus verlassen hatte, war die alte Frau noch herber geworden.

Ostern war vorüber, und als die Woche zu Ende ging, dampften im Tal alle Schlote. In dicken Wolken wälzten sich die schwarzen Rauchmassen über die langgestreckten Häuserzeilen, und der Reisende, der vom Rhein kommend von der Sonnborner Brücke aus jäh unter sich und vor sich den Talkessel gewahrte, blickte hustend und schaudernd in den rauchenden Krater, in dem dreihunderttausend menschenähnliche Lebewesen existieren sollten. Unter Arbeitgebern und Arbeitnehmern war eine Einigung zustande gekommen. Beide Teile hatten eingesehen, daß ein Vorübergehenlassen der günstigen Geschäftskonjunktur hüben wie drüben dauernderen Schaden als Nutzen anrichten könne, und man war sich mit Forderungen und Gewährungen entgegengekommen. Die Feiertagsröckchen verschwanden im Schrank, ihre Besitzer hatten sich nachgerade im ewigen Sonntagsstaat zu langweilen begonnen, sie hatten Heimweh nach ihren luftigen Blusen, und das tägliche Spazierengehen gewährte ihnen bald schon nicht mehr den Reiz des kräftigen Regens aller Glieder auf den Arbeitsstellen. Als nach dem Osterfest der Himmel alle Schleusen öffnete und von morgens bis abends an der Arbeit war, die Spazierwege in Brei zu verwandeln, als die Reste des alten Wochenlohns verzehrt waren und die Frauen lamentierten, daß die Streikunterstützungen nicht für einen sauern Häring langten,



Junge Kätzchen
Nach dem Gemälde von Karl A. Schlegel (München)

wenn sechse mitäßen, da wurde es den Feiernden ungemütlich in ihren vier Wänden, und sie sehnten sich heftiger nach ihren Meistern, nur um von Muttern loszukommen. So schloß man zu annehmbaren Bedingungen den Frieden, mit der Aussicht, die Paragraphen nach Abschluß einer guten Geschäftsbilanz freiwillig von den Arbeitgebern einer Revision unterzogen zu sehen.

Die Fabrikschlote rauchten, als wollten sie nachholen, was versäumt war.

Gustav Wiskotten sah es und lachte. Er hatte diesmal den Rahm abgeschöpft.

Sein Vorgehen hatte ihm unter den Fabrikanten des Tals wenig Freunde geschaffen. Neidische Blicke folgten ihm und gehässige Bemerkungen über sein geringes Zugehörigkeitsgefühl zur Kaste.

„Was heißt das: Kaste?“ hatte er seiner Frau geantwortet, als sie ihm im Namen seines Schwiegervaters Vorhaltungen machte. „Für mich gibt's nur eine Kaste, und das sind die Wiskottens. Wenn's denen in der Fabrik gut geht, bin ich ganz zufrieden.“

„Man merkt euch wirklich an, daß ihr von Bauern abstammt.“

„Ach nee? Das merkst du heute erst?“

„Sonst würdest du dich zu deinesgleichen halten und nicht zu den Arbeitern.“

„Du, die Arbeiter halten zu mir! Das ist ein Unterschied.“

„Das sind so deine Spitzfindigkeiten. Wenn du nicht weiter gearbeitet hätt'st, hätten die andern Fabrikanten nicht klein beigegeben.“

„Wenn sie vorzeitiger an die Arbeiter gedacht hätten, hätten sie das nicht nötig gehabt. Bei uns war Ordnung und Zufriedenheit. Sollte ich zur Belohnung für die alte Mannestreue Unordnung und Unzufriedenheit hervorrufen, nur weil die andern Herren einen Dickkopf aufsetzten, der sie nicht die Hand vor Augen sehen ließ? O nee, ich bin ganz zufrieden.“

„Ich glaub', du freust dich noch darüber, daß die andern in der Patsche saßen?“

„Tu ich auch. Ganz gewaltig sogar. Schad', daß es nicht länger dauerte.“

„Du sollst dich schämen, so was auszusprechen.“

„Die zarte Scham kenn' ich nicht. Und die andern würden sie gegebenenfalls noch viel weniger kennen. Wenn man in der Tinte sitzt, kann man leicht den Märtyrer spielen. Ich habe eben den Mut, aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen.“

„Als wenn du überhaupt ein Herz hättest...“

Er runzelte die Brauen und ging in die Fabrik. Auf dem Platze an der Wupper legte man die Grundmauern. Ein paar Minuten sah er zu. Dann nahm er erfrischt seine tägliche Arbeit auf. Um ihn her war werktätiges Leben, die Leute kannten keine Uebermüdung, zum ruhelosen Schlagen und Sausen der Bandstühle pfiffen sie ein Lied. Aus dem Arbeiterinnensaal kam ein Mädchen die Treppe herab gelaufen, übermütig jubilierend. Er breitete die Arme aus, und sie sprang hinein: „Du Radschläger,“ lachte er und hielt sie fest. Nun wurde sie nachträglich rot über ihre Keckheit, aber sie rührte sich nicht. „Du mollig Ding,“ sagte er, und dann ließ er sie plötzlich laufen.

Es war ihm etwas durch den Kopf gefahren, ein Neid auf das warme, liebeslustige Leben. Und nun blieb er den ganzen Tag über verstimmt.

Am Abend kam er wie zerschlagen nach Hause. Er dachte gründlich auszuschlafen. Fritz hatte die Nachtschicht übernommen.

„Guten Abend,“ sagte er, als er ins Zimmer trat, und warf die Mütze auf den nächsten Stuhl. „Sind die Kinder zu Bett?“

Emilie saß an ihrem Arbeitstischchen. Sie schaute gar nicht auf. Seine Frage beantwortete sie mit einem kurzen „Ja.“

„Könntest wohl auch guten Abend sagen,“ und er setzte sich an den Abendtisch. „Wird gegessen?“

„Die Minna wird's dir gleich bringen.“

„Mir —?“

„Ich hab' schon mit den Kindern gegessen.“

„Ach so.“ Er spielte mit Messer und Gabel. Es fiel kein Wort mehr. Dann brachte das Mädchen das Essen, und schweigsam verzehrte Gustav Wiskotten seine Mahlzeit. Als er seine Serviette zusammengeknüllt hatte, ließ er müde die Arme sinken.

„Ich kann nicht mehr zu den Kindern hinein. Ich bin zu kaput. Ich leg' mich gleich hin.“

Keine Antwort.

„Ist dir was, Emilie?“

„Durchaus nicht. Ich halt' es für ganz richtig, daß du nicht noch zu den Kindern hineingehst.“

„Was soll das heißen?“

„Das werd' ich dir wohl nicht zu sagen brauchen.“

„Keine Ahnung, worauf du nun wieder anspielst...“

„Weil dir das wohl alle Tage passiert.“

„Was: — Das?“

Emilie Wiskotten hob den Kopf. In ihren verweinten Augen stritten Haß und Verachtung.

„Hätt'st sie ja gleich mitbringen können, die Person!“

„Was nun wieder für eine Person? Zum Donnerwetter auch!“

„Laß das Fluchen!“ Sie schrie es heraus. Der Grimm übermannte sie. „Wenn hier einer zu fluchen hat, so bin ich es! Was hab' ich denn von meinem Leben? Aerger, Sorgen, Zurücksetzung, weiter nichts! Behandelt werd' ich, als ob ich das Gnadenbrot bekäm'...“

„Das ist nicht wahr!“

„Das ist *wohl* wahr! Nichts wird mit mir besprochen, alles mit der Mutter. Gerad' zur Magd gut genug werd' ich gehalten, jawohl, zur Magd, die fürs Essen zu sorgen hat und ihrem Schöpfer zu danken, wenn sie dich bei Tisch auf fünf Minuten sieht. Was weiß ich denn nach zehnjähriger Ehe mehr von dir, als wie du aussiehst? Nichts, gar nichts! Und wenn ich einmal etwas erfahr', ist es eine Niederträchtigkeit!“

„Du bist nicht bei Sinnen, Emilie.“

„Da soll ein Mensch seine Sinne behalten! Wenn er so was hört! Lauert im Fabrikkorridor den Arbeiterinnen auf, um sie abzudrücken und abzuküssen, und will hier den Unschuldigen spielen. Pfui, pfui!“

Ueber Gustav Wiskottens Stirn zog sich eine flammende Röte. Er fühlte sich im Unrecht.

„Wer hat dir das erzählt?“

„Also du leugnest nicht einmal. Nicht einmal so viel wert bin ich dir, daß du zu leugnen versuchst. O Gott, wenn nicht die Kinder wären...“

„Nun beruhige dich zunächst mal. Ich hab' dich nur gefragt, wer dir das erzählt hat.“

„Das kommt gar nicht darauf an, wer's erzählt hat.“

„Darauf kommt es nun gerade sehr an, weil mehr als die halbe Geschichte gelogen ist.“

„Auf einmal? Gelogen? Die Minna hat's doch mit ihren eignen Augen gesehen!“

„Die Minna —?“

„Jawohl, die Minna, als sie den Kaffee aufs Kontor tragen wollte. Da hat sie dich gesehen, wie du das Frauenzimmer umarmt hast. ‚Der Herr is gut aufgelegt,‘ hat sie gesagt und gegrinst. Ich hätt' sie dafür ins Gesicht schlagen können.“

„Emilie, ist das wirklich so furchtbar, wenn ich mal gut aufgelegt bin?“

„O, mit andern, da wirst du's wohl immer sein. Ich werd' ja zu Haus gehalten. Ich erfahr's ja nicht.“

„Ich hab' mit dem Mädel nichts gehabt, als nur einen Scherz, der kein Licht scheut. Ich hab' sie aufgefangen, als sie die Treppe hinuntergesprungen kam. Sonst nichts. Von Drücken und Küssen ist gar keine Rede.“

„Das hatt'st du auch nicht nötig!“

„Nee, nötig hatt' ich das nich. Wenn ich nur zu arbeiten habe, daß mir der Schädel summt, und dafür mein Essen und Schlafen — was kann der Mensch mehr verlangen.“

„Also hatt'st du dir doch was dabei gedacht!“

Gustav Wiskotten erhob sich. Er blickte über seine Frau hinweg in die Leere des Zimmers.

„Das ist schon möglich, Emilie.“

„Ich will's jetzt wissen! Oder hast du nun doch den Mut verloren?“

„Ich hatte mir gedacht,“ sagte Gustav Wiskotten und ließ den Blick nicht von der Zimmerwand los, „wie schön es doch sein kann, jung zu sein, wie schön es doch sein kann, wenn einem ein junges Blut am Halse hängt, wie schön es doch sein kann, wenn einem ein liebes Geschöpf lachend und singend entgegenspringt und einem so mit seiner jungen tollen Liebe warm macht, daß man tagsüber bei der Arbeit statt zwei Fäuste sechzig Fäuste zum Schaffen spürt, nur um schneller heimzukommen. Wie schön es doch sein kann! Und wie manche Frauen so gar kein Talent dazu haben.“ — —

Da brach es aufs neue aus ihr hervor.

„Du willst alle Schuld auf mich wälzen? Nach allem, was gewesen ist? Du?“

„Laß, Emilie. Das haben wir nun häufig genug gehabt. Du bist, wie du bist. Daran ist nichts mehr zu ändern.“

„Warum hast du mich denn geheiratet? Du willst mir doch nicht weismachen: deshalb, um mich zu erziehen?“

Gustav Wiskotten sah sie an. Es zuckte in seinem Gesicht.

„Wir waren beide blutjung damals. Von einer rechten Ehe, und wie sie sich auswächst, davon hatten wir keinen Begriff.“

„Nur deshalb hast du mich geheiratet?“ fragte sie mit offenem Hohn.

„Und weil du schön warst. Da sagte ich mir: ein schöner Mensch ist auch ein fröhlicher Mensch, und Fröhlichkeit macht zu guten Kameraden. In deiner Fröhlichkeit hatt' ich mich nun geirrt.“

„Aber nicht in meinem Geld —?“

Er war auf den Angriff gefaßt gewesen.

„Ohne dein Geld,“ sagte er ruhig, als handelte es sich um längst bekannte Dinge, „hätte ich dich nicht heiraten können. Wir Wiskottens waren vor zehn Jahren noch nicht so gestellt, uns einen Luxus gestatten zu können, unter dem die Familie gelitten hätte. Das mag hart klingen. Aber es ist stahlfester Familiensinn. Und er hätte dir, wenn du als kluge Frau darüber nachgedacht hättest, auf der andern Seite schnell sagen können, daß ich mit diesem stahlfesten Familiensinn auch an meiner *neu*gegründeten Familie hängen würde. Und daß es in deiner Hand liegen würde, das zu Harte weicher zu machen, als nun die Fabrik aufatmete, und ich mit ihr. Aber du hast nix Luxuriöses in dir gehabt, weder an Heiterkeit noch an Gefühlen. Durch ewiges Klagen und Zanken kannst du den Zusammenhang nich herstellen. Und mich hat nun die Fabrik und immer nur die Fabrik zu müd' dazu gemacht“.

Emilie Wiskotten warf sich heftig weinend in ihren Stuhl.

„Ich wollt', ich wär' fort, ich wollt', ich hätt' die Kinder nicht, um hier heraus zu können, wie der Ewald. Ja, wie der Ewald! Der hat's euch wenigstens gezeigt, daß er sich nicht schurigeln läßt, daß er wer ist, der sich Beachtung verschafft! O Gott — —“

Gustav Wiskotten griff nach der Mütze.

„Wo willst du hin? Du hast doch gesagt, du willst dich zu Bett legen?“

„Ich hab' vergessen, in der Fabrik was anzuordnen. Da wird sich das Zubettlegen kaum lohnen.“

Da stand sie neben ihm.

„Ist — die von — heute nachmittag — auch in der Fabrik?“

„Du solltest mir deine Eifersucht lieber anders zeigen. Gut' Nacht.“

„Auf der Stelle würd' ich das Haus verlassen! Ohne noch einmal mich zu demütigen...“

„Gut' Nacht.“

Er schritt schwerfällig über den Fabrikhof und schickte seinen Bruder Fritz, den er rauchend im Privatkontor fand, nach Hause.

„Mir ist eingefallen, ich hab' noch zu tun. Geh nur, da kommt's auf die paar Stunden mehr auch nicht an.“

Als der alte Kölsch später hereinkam, um über eine Effektuierung zu reden, fand er seinen jungen

Herrn, den Kopf aufgestützt, am leeren Schreibtisch. Auf eine Frage erhielt er keine Antwort. Da ging er hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. Gustav Wiskotten sah auf, und ihre Blicke trafen sich. „Kölsch, man wird alt. Mir fehlt der Jungbrunnen.“ Der Alte drückte ihm kräftig die Schulter. Dann ging er leise hinaus und tat für seinen Herrn die Arbeit. Worte hatte er nicht. — —

Eine Woche darauf kam Wilhelm Wiskotten aus England zurück. Er traf früh am Vormittag ein und begab sich sofort ins elterliche Haus, um zunächst einmal gründlich von den Strapazen der Reise auszuschlafen. Als Gustav Wiskotten am Nachmittag von der Fabrik herüberkam, schlief er immer noch.

„Es is ihm zu gönnen, Mutter. Bei den Misters drüben bei der Hand zu sein, geht in die Beine.“

„Du siehst nich gut aus, Gustav.“

„Hab' ich so einen schlechten Witz gemacht?“

„Ich hab gar nich darauf gehört, weil ich dich angekuckt hab. Komm, trink 'ne Tasse Kaffee mit. Pastor Schirrmacher is auch da.“

Gustav Wiskotten ließ sich bewegen. „Ich hab Vatter lang nich guten Tag gesagt. Deshalb.“

Der alte Wiskotten war sichtlich erfreut, seinen Aeltesten vor sich zu sehen. Er hielt die ihm hingestreckte Hand lange fest. „Kerl du, mach dich nich so rar. Keiner lacht mir so die Gicht aus den alten Knochen, wie du.“

„Wie geht's Vatter? Mußt nich bös sein, daß ich weggeblieben bin. Ich hab nix zum Lachen gewußt.“

„Setz dich, Gustav. Mach heut mal Feierabend.“

„Guten Tag, Herr Pastor. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich begrüßte.“

„Guten Tag, mein lieber Gustav. Du hast ganz richtig die Reihe eingehalten. Ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohl gehe.“

„Ich versuch's, Herr Pastor. Man tut, was man kann.“

„Nun ist der Aerger mit dem Streik ja auch glücklich überwunden. Ich habe den Leuten am letzten Sonntag Quasimodogeniti eindringlich ins Gewissen gepredigt: Wehe dem, durch den Aergernis in die Welt kommt.“

„War das das Evangelium des Tages?“

„Das Evangelium des Tages stand Johannes im zwanzigsten: Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“

Gustav Wiskotten löffelte in seinem Kaffee. „Ja — das hätten die Leute wohl auch schwer verstanden.“

„Der ungläubige Thomas aus der Heilsgeschichte hat sich fortgepflanzt bis auf unsre Tage!“

„Der Heiland ließ ihn wenigstens fühlen, daß er es war. Ich muß auch sehen und fühlen, was ich glauben möchte.“

„Ja, dat Streiken is nu zu Ende,“ fiel Frau Wiskotten ein. Die Wendung, die das Gespräch nehmen wollte, paßte ihr nicht. „Nu werden Sie wohl alle Hände voll zu tun haben, Herr Pastor.“

„Zu tun gehabt haben, Mutter.“

„Deine Mutter, mein lieber Gustav, hatte ganz recht. Die Arbeit nimmt zu. Es kommen jetzt viele Leute, die ihr Unrecht einsehen und bei denen ich mit einem kernigen Sprüchlein nicht hinter dem Berge halte.“

„Auch Fabrikanten?“

Der Pastor sah ihn scharf an. Dann sagte er, jedes Wort betonend: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Denn es ist keine Obrigkeit, wenn nicht von Gott.“

„Herr Pastor“ — Gustav Wiskotten spielte nervös mit seiner Tasse — „wir sind unter Erwachsenen. Aus der Bibel läßt sich alles beweisen. Aus unsern Taten weniger. Sie wissen, wie buchstabengläubig die Wiskottens sind, die Mutter, der August. Da können Sie mich als Thomas schon in den Kauf nehmen. Und sehen Sie, Herr Pastor, ich zweifle nun einmal an der alleinigen Wirkung der Predigten, die oben von der Kanzel kommen, wenn nicht vorher unten die Taten feste eingegriffen haben.“

„Sprich dich nur aus, mein Sohn.“

„Was is da viel zu sagen? Es ist nun mal Sitte im Tal, daß die Pastöre die Gemeindemitglieder besuchen. Ja, wo hört denn die Gemeinde auf? Mit denen, die zur Kirche kommen? Dann wär's doch nur ein Gegenseitigkeitsgeschäft. Ich denk' mir die Gemeinde viel größer, und die, die nicht zur Kirche kommen, brauchen den Pastor und den Freund oft viel nötiger. Die andern haben ihn ja so wie so jeden Sonntag in der Kirche.“

Pastor Schirrmacher klopfte ihm die Hand. „Das hast du gut gesagt. Das ist eine Ansicht, die nicht ohne weiteres zu verwerfen ist. Und handle ich etwa nicht nach deinen Wünschen?“

„Herr Pastor,“ erwiderte Gustav Wiskotten warm, „Sie machen eine Ausnahme, Sie sind einer von der alten Garde. Ich hab' nicht vergessen, daß Sie mir einmal in der Kinderlehre die Bibel an den Kopf geworfen haben, weil ich während der Auslegung der zehn Gebote mit den Mädchen in der andern Reihe stramm poussierte. Das hat mich dummen Jung' damals sehr zu Ihnen hingezogen, weil ich spürte, daß das werktätiges Christentum war. Nee, nee, Mutter, ich spotte nich. Das is mir heiliger Ernst. Und ich weiß auch, Herr Pastor, daß Sie Jahr für Jahr Ihr ganzes Gehalt hergeben, um Ihren Armen und Kranken aufzuhelfen. Und die werktätige Christenliebe macht Ihnen unter Ihren Amtsbrüdern so mancher nicht nach.“

„Du vergissest, daß ich keine Familie habe.“

„Bei den Geistlichen sollte eben der Begriff ‚Familie‘ ein ganz andrer sein, oder sie sollten nicht Geistliche werden. Das ist ein Beruf, der sich nicht mit Examen erreichen läßt, wie ein andrer. Dazu gehört unterschiedslose Menschenliebe und Selbstverleugnung. Ueber die Kirchgänger hinaus, bis zu der großen Gemeinde derer, die daheim bleiben, die gewöhnt sind, übersehen zu werden, und die den Glauben an den Herrgott nicht finden, weil man ihnen den Glauben an die Menschen nicht gibt. Herr Pastor, wenn Sie nicht ein alter Freund unsrer Familie wären, würde ich nicht so sprechen. Aber glauben Sie mir, in der Fabrik, da lernt man was. Da sieht man körperlich Elend und Gewissensnot oft auf einem Haufen. Die jüngeren Herren Pastöre im Tal sollten das mal von Grund auf kennen lernen. Nicht in den Presbytersitzungen oder bei Besuchen frommer Gemeindekinder, sondern in den kleinen Wohnungen, vom Keller bis zum Dach. Dann würden sie merken, daß es mit Wettern oder Säuseln von der Kanzel herab nicht allein getan ist. Wir Fabrikanten erziehen zur Arbeit, die Pastöre sollten zunächst zu Menschen erziehen. Engel werden wir von selber.“

Pastor Schirrmacher lächelte in sich hinein.

„Hab' ich dich wirklich in der Kinderlehre gehabt...?“ Er reichte ihm die Hand über den Tisch. „Dann will ich stolz auf meine Resultate sein, wenn ich ihnen in der Gestalt auch nur sporadisch begegnen möchte. Aber was du von der großen Gemeinde der Uebersehenen sagtest, mein lieber Sohn — darin wirst du wohl recht haben. Wenn man mehr nach den Hausnummern ginge und weniger nach den Namensschildern, brauchte man die sozialdemokratische Gefahr nicht an die Wand zu malen.“

„Wenn das Ihr Ernst ist, Herr Pastor, na, dann Pro... — Donnerwetter, ich trink' ja Kaffee!“

„Ich tu' auch in einem Glas Wein Bescheid. Was meinen Sie, Vater Wiskotten?“

„Das soll ein Wort sein, Herr Pastor. Mutter, gib mal Gläser. Nee, nee! Ich hab keine Gicht, ich tu' nur so.“

Frau Wiskotten brachte die Rotweingläser. Kopfschüttelnd war sie der Unterhaltung gefolgt. Jetzt glaubte sie für ihren Aeltesten eine Entschuldigung vorbringen zu müssen.

„Ich weiß gar nich, wie unser Gustav nur auf so wat kommt? Darüber hat er doch früher nich nachgedacht.“

„Vielleicht, weil der Ewald fortgelaufen ist? Wie kommt der Mensch plötzlich auf Gedanken...?“

„Haben Sie von Ihrem Sohn aus Düsseldorf etwas gehört?“ fragte Pastor Schirrmacher und führte sein Glas zum Munde. Er wollte den Alten Zeit lassen zu antworten. Frau Wiskotten aber saß mit hart zusammengepreßten Lippen und starrte mit dem Ausdruck der Schwerhörigen geradeaus in die Luft.

„Ich habe durch Kölsch von ihm gehört,“ antwortete Gustav Wiskotten für die Mutter. „Der Sohn unsers alten Werkmeisters ist ebenfalls in Düsseldorf auf der Akademie. Er hat geschrieben, daß Ewald angekommen sei und sich in der Volkerstraße bei einem Zinters eingemietet habe. Es ging ihm augenscheinlich gut.“

„Also liegt zunächst zu Besorgnissen kein Grund vor?“

„Zu Besorgnissen? Der Jung' ist doch ein Wiskotten. Er soll sich nur die Hörner ablaufen, glattweg bis auf den Dickschädel. Wenn der ihm erst brummt, wird er schon zu Kreuze kriechen.“

„Für die Theologie ist er nicht geboren,“ sagte Pastor Schirrmacher und wiegte den Kopf.

„Er kann ja trotzdem ein tüchtiger Kerl werden,“ lachte Gustav. „Schneid hat er. Das hat er bewiesen. Fragt sich nur, wie weit sie reicht.“

„Du hast eine große Liebe für ihn.“

„Ich lieb' jeden, der Schneid hat. Das ist nie schlecht Material. Außerdem: wir Brüder prügeln uns nur unter uns, sozusagen aus übergroßer Liebe. Nach außen hin wacht einer eifersüchtig für den andern.“

„Nun siehst du, mein lieber Gustav,“ sagte der Pastor und erhob sich, „daß auch Besuche in Häusern mit Namensschildern zuweilen nicht ohne Nutzen sind. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich den Nachmittag für mich gut angewandt habe. Sechs Uhr ist es geworden. Halten Sie sich weiter so rüstig, lieber Vater Wiskotten, und Gott erhalte Ihnen Ihren zufriedenen Sinn. Adieu, liebe Frau Wiskotten. Gustav, du besuchst mich wohl einmal zu einer langen Pfeife?“

„Jetzt werd' ich den Wilhelm aus den Federn jagen,“ sagte Gustav Wiskotten, als Pastor Schirrmacher gegangen war. „Der Kerl schläft wie ein Lord. Na, endlich!“

Wilhelm erschien, frisch rasiert, mit sorgsam gestutzten Bartkoteletten. Sein weiter Saccoanzug war nach streng englischem Schnitt.

„Ja, glaubst du denn,“ lachte ihm Gustav entgegen, „wir könnten die Fabrik still legen, um dich zu begrüßen?“ Er schüttelte dem Bruder kräftig die Hand. „Tag, Wilhelm. Siehst aus, wie aus dem Ei gepellt. Staats wie Schüppenkönig. Aber dat macht nix, wenn nur 's Herz gut is. Alle Achtung, Wilhelm!“

„Guten Tag, Gustav.“ Er nickte den Eltern zu. „Gibt's bald was zu essen, Mutter?“

Frau Wiskotten staunte.

„Ja, Jüngesken,“ scherzte der alte Wiskotten, „wat willst du denn haben? Morgenkaffee? Zehnührken? Mittagessen oder Abendessen? Wenn't sein muß, fangen wir noch mal von vorne an.“

„Alles zusammen, Vater, in Gestalt eines Beefsteaks.“

„Mutter, er hat Böffstück gesagt.“

„Aber et is ja noch gar nich acht Uhr? Wat? Da kommen ja schon die Junges?“

August, Fritz und Paul Wiskotten stürmten die Treppe hinauf.

„Ist Wilhelm wach geworden? Guten Tag, Wilhelm! Tag, Jung! Tag, Inglischmen! Heil sei dem Tag,“ begann Fritz Wiskotten mit schmetternder Stimme, „der heute uns erschienen...“ Und selbst Gustav fiel kräftig ein: „Widebum, widebum, widebum!“

Der alte Wiskotten strahlte vor Vergnügen. Die Mutter hielt sich die Ohren zu und eilte in die Küche, um dem Mädchen Auftrag zu geben, sofort die Beefsteaks zu braten. Dann saß die ganze Familie um den Tisch und ermunterte Wilhelm zum Reden.

„Aber de Jung' is ja noch ganz flau im Magen,“ wehrte die alte Frau.

Fritz schob ihm die Rotweinflasche in die Hand. „Trink aus dem Buddel. Satteltrunk — düdelüdelüdelüt! Fertig zur Attacke.“

„Dat macht ihn doch betrunken!“

„Das zählt beim Dutzend nicht. Was, alter Whiskysohn? Oder putz'st du dir jetzt die Zähne mit Sodawasser?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm mit langsamem Tonfall, „daß ihr euch so absolut keine Lebensart angewöhnen könnt."

„Lebens—art? Mutter, dem Wilhelm is wirklich flau."

„Ich meine," fuhr Wilhelm Wiskotten fort, „man unterscheidet doch, ob man sich in einer guten Familie befindet oder in einem Wirtshaus."

„Mutter," sagte Gustav Wiskotten mit gedämpfter Stimme, „paß auf, du kriegst den Hosenbandorden."

„Wat fällt dir ein, so respektlos von deiner Mutter zu reden," verwies ihm ärgerlich die alte Frau.

„Doch, doch! Un Vatter wird Peer von England."

„Ich versteh' dat nich. Dat sind gewiß wieder gewöhnliche Redensarten."

Die Brüder lachten. Selbst August Wiskotten verzog den schmalen Mund. Dann aber klopfte er auf den Tisch.

„Wir sind doch nicht eine Stunde früher aus der Fabrik gekommen, um Witze zu machen, sondern um in Ruhe Wilhelm anzuhören. Ihr könntet euch wirklich ernsthafter betragen. Hier handelt es sich ums Geschäft."

Da wurde es still am Tisch.

„Ich habe ja regelmäßig berichtet," begann der Heimgekehrte. „Zuerst gingen die Geschäfte wie immer. Unterbietungen von der Konkurrenz, langwierige Verhandlungen, Separatwünsche der Kunden, Aerger mit den Agenten. Dann kam Augusts Depesche, daß im Wuppertal abends der Streik ausbrechen würde, daß Gustav mit Aufwendung von Muskelkraft bei uns die Ordnung aufrecht erhalten hätte und wir nun die einzigen seien, die prompt liefern könnten und das Doppelte durch Nachtschicht. Am andern Morgen nahm ich mir einen Wagen und fuhr sämtliche Kunden ab, den ganzen Tag über. Jedem einzelnen zeigt' ich die Depesche. Sie kannten die Nachricht schon aus den Morgenblättern und waren sehr besorgt, ob sie auch rechtzeitig ihre Lager assortieren könnten, um Preiskurants und Reisende hinauszuschicken. Na, nun spielte ich natürlich den Großartigen. Unsre Maschinen seien zwar schon über Gebühr in Anspruch genommen, aber um alten Kunden gefällig zu sein, würde ich auch noch ihre Aufträge entgegennehmen, wenn es sich nicht um Störung verursachende Kleinigkeiten, sondern um größere Abschlüsse handelte, und was der schönen Worte mehr waren. Am meisten imponierte den Engländern, daß bei uns allein Ordnung geschaffen sei. Wie ich ihnen erzählte, daß Gustav die Rädelsführer nur so mit den Köpfen aneinander gestoßen hätte, bis keiner sich mehr gemuckst — —"

„Aber so hat sich dat ja gar nich verhalten," bestritt Frau Wiskotten.

„Gewiß nicht. Aber ich hab's ihnen so erzählt."

„Dat war aber nich schön von dir, Willem."

„Ja, aber dann kamen die Orders, Mutter. Waren die auch nicht schön?"

„Die Orders, die waren gut."

„Das ist die Hauptsache. Die Londoner Agenten haben an ihre Wuppertaler Häuser telegraphiert, was der Draht hielt, aber als endlich Nachricht kam: ‚Streik beigelegt, alle Orders per sofort!' da hatte ich die Tasche voll."

„Prost, Wilhelm," sagte der alte Wiskotten und sonst nichts. Aber der Schluck schmeckte ihm.

„Bis zum Herbst wären wir nun gedeckt," meinte August Wiskotten nachdenklich. „Aber die neue Färberei wird es fressen."

„Arbeit wird sie fressen," lachte Gustav herausfordernd, „und dann — na, die Geschichte mit dem Dukatenmännchen — —"

„Wir müßten einen Massenartikel fabrizieren," sagte Wilhelm, „billig und schön, das bringt Geld."

„Billig und schön! Vorderhand ist das dein Vorschlag auch."

„Fritz schrieb mir doch von einem neuen Reitpferd, das er sich zur Herbstübung zulegen wollte. Da muß er doch wohl eine neue Idee haben, wie ich ihn kenne."

Die Brüder sahen auf Fritz Wiskotten, der aufgeregt seinen gepflegten Schnurrbart strich. Instinktiv empfanden sie, daß es hier nicht um einen Witz ging. Hier wurde von der Fabrik gesprochen. Und einen Augenblick war es, als ob das Schlagen der Bandstühle, das Sausen der Spulen und Schiffchen, das Zischen und Stoßen des Dampfes von fernher kommend den ganzen Raum erfüllte.

„Fritz!" sagte Gustav Wiskotten.

Der erhob sich und lief ein paarmal durchs Zimmer. Dann rückte er seinen Stuhl zwischen den Sessel des Vaters und den Stuhl des ältesten Bruders und griff in die Brusttasche.

„Heut bin ich fertig geworden. Mit den Vorarbeiten. Und zur Feier von Wilhelms Rückkehr wollt' ich's euch sagen. Sieh mal her, Vatter. Was ist das?"

Der alte Wiskotten prüfte die Garnfitze. „Baumwolle —"

„Und das hier?"

„Seide — nee, Donnerwetter, dat is ja auch Baumwolle. Nu bin ich ganz konfus. Is dat nu Seide oder Baumwolle."

„Es ist Baumwolle, Vatter."

Die Brüder saßen mit vorgestreckten Köpfen dicht zusammengerückt. Man hörte ihren schweren Atem. Dann stand August Wiskotten auf, ging zur Tür, drehte den Schlüssel herum und setzte sich wieder. Die Fitzen gingen von Hand zu Hand.

„Nu los, Fritz — —!"

„Ja, wenn sich das alte Färberauge vom Vatter sogar einen Moment täuschen ließ" — er atmete befreit auf — „dann scheint's ja geraten zu sein. Ich mach's also direkt im Farbbad. Auf Stückware läßt es sich ja nachher aufdrucken, das können andre auch. Aber bei Bändern, die fertig auf dem Stuhl gearbeitet werden, ließ sich das Verfahren nicht anwenden. Und jetzt? Da, seht mal her." Er nahm einen Bandabschnitt aus der Brieftasche. „Vorige Nacht auf dem Musterstuhl gemacht . . ."

Wieder prüfte der alte Wiskotten, und wieder ging der Bandabschnitt von Hand zu Hand.

„Jung', Jung', die Chemie!"

„Ach, Vatter, die paar Semester in Freiburg haben das nicht gemacht, das ist vererbt, das ist von dir!"

„Und von Mutter."

Die alte Frau hatte schweigend den Bandabschnitt zwischen den Fingern gerieben. Jetzt sah sie auf. „Gustav, dat du die neue Färberei so pressant baust, dat war dein bester Gedanke."

„Also du glaubst auch daran, Mutter?" rief Fritz.

„Et is der beste Artikel, den ich in dieser Art im Wuppertal gesehen hab'. Fragt sich nur, wie teuer?"

„Nicht teurer wie pure Baumwolle. Ein paar Pfennige Aufschlag. Es ist nur ein Kniff mit den Chemikalien, und ich hab' probiert und probiert, bis ich's heraus hatte."

Gustav Wiskotten erhob sich. „Komm, Fritz, wir wollen gleich mal aufs Laboratorium." Auch August hatte sich sofort erhoben. Seine blasse Stirn war gerötet. „Das mußt du uns zeigen."

„In die Fabrik? Jetzt noch mal? Nee, Kinder, jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Morgen früh."

„Mensch," rief Gustav Wiskotten und rüttelte ihn an der Schulter, „bist du denn so aus der Art geschlagen? Vorwärts!"

„Hast du denn nicht einen Funken von Geschäftsgeist?" donnerte August.

„Seid ihr verrückt?" schrie der junge Erfinder wütend.

„Jetzt geht's in die Fabrik!" befahl Gustav.

„Schreit doch nicht so," wehrte Wilhelm Wiskotten unangenehm berührt ab. „Wir sind doch in einer guten Famlie."

„Was willst du eigentlich immer mit deiner guten Familie, lächerlicher Kerl?"

„Kurz und gut, es geht nicht," bestimmte Fritz. „Vor morgen früh nicht. Ich muß erst alles neu präparieren. Und dann kommt Vatter gleich mit."

„Ja, wenn du das heute abend nicht präparieren kannst — —" Dann aber ging die Enttäuschung in einen ehrlichen Freudenausbruch über: „Deubel noch mal! Himmelherrgottsakramenter du! Alter Schwede!" Und zu jedem Kosewort ein gleich kräftiger Schlag auf die Schulter des Gefeierten.

Die Magd rüttelte an der Tür. Sie brachte das Essen. „Ich halt' mit," rief Gustav, „Emilie is bei ihrem Vater." Und trotz der Aufregung wurden die Schüsseln bis auf den letzten Krumen geleert.

„Ihr eßt wie die Scheunendrescher," tadelte Wilhelm, „man muß sich fast schämen."

„Vor wem, Inglischmen?"

„Vor meiner Braut!"

„Wa — — Was? — —"

Mit einem Ruck waren die Stühle vom Tisch zurückgegangen.

„Intelligent seht ihr mich gerade nicht an."

„Du hast — eine Braut?" fragte Frau Wiskotten in strafendem Ton. Der alte Wiskotten rieb sich die Hände.

„Seit gestern. Ist das ein Verbrechen? Ich kündige euch also hiermit feierlich meine Verlobung mit Miß Mabel White an, Tochter des Herrn Charles White, unsers größten Londoner Kunden, und seiner Gemahlin Anna, geborene Winkelmann."

„O — — —!" Das klang höhnisch respektvoll.

„So wat sagt man doch zuerst seinen Eltern?"

„Tu' ich auch, Mutter. Miß White wird euch gefallen. Sie soll im Sommer zu euch kommen."

„Wat hab' ich denn von der Schwiegertochter? Ich kann doch kein Englisch sprechen."

„Ihre Mutter ist eine Deutsche, aus Remscheid. Miß White spricht sehr geläufig Deutsch."

Aber das Entscheidende blieb doch, daß der alte Herr der beste Londoner Kunde war. August wies darauf hin: „Da hat Wilhelm mal wieder einen Nagel eingeschlagen." — — Der Hohn kroch zurück, der Respekt wogte auf. Die Gratulation wurde stürmisch. Bis gegen elf Uhr mußte Wilhelm von seiner Braut berichten, daß sie groß, schlank, elegant und die beste Reiterin im Hyde-Park sei. Gustav Wiskotten hatte stumm zugehört. Er sah die lebensprühende Schwägerin vor sich, mit all dem fremden Reiz, der für den Mann den Ausgleich zum Alltag bedeutet. Wie ein fressender Neid kam es über ihn. Da erhob er sich schnell, jagte die Irrlichter zum Teufel und zwinkerte den Brüdern zu.

Die verstanden ihn und erhoben sich ebenfalls.

„Wo wollt ihr denn noch hin? Et is Zeit zu Bett."

„Wir wollen Gustav noch nach Hause bringen. Der ist abends so kurzsichtig."

Sie zogen über die stillen Straßen zur Wirtschaft von Abram Schulte, laut lachend und schwadronierend, als seien sie die Herren des nächtlichen Barmens. Der Zweitjüngste dachte an den Jüngsten. „Schad', daß Ewald nicht dabei ist."

„Hast du Nachricht von ihm?"

„Er hat das Geld, das ich ihm geschickt hab', zurückgehen lassen."

„Stolz lieb' ich den Spanier! 'n Abend, Oweram!"

„Wen Gott zwiebeln will, dem schickt er zum Angebinde die Wiskottens. Meine Herren, könnten Sie nicht mal einen andern glücklich machen?"

„Bier her!"

„Laßt den Falstaff reden! Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

„Spiele weiter mit die Locken, angenehmer junger Mann. Bier!"

„Hat sie Rasse, Wilhelm?"

„Die Mabel? Die tanzt dich tot und lebendig, Gustav."

August stieß ihn in die Seite. „Träum nicht, Gustav." Da sah er sich wirr um, packte sein Glas und begann lärmend zu singen.

„An der Gartentü—a—ür
Hat mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt."

Und schwelgend, gefühlsselig und ausgelassen fiel der Chor ein, und sang es wieder und wieder:

„O wie ward mir da—o—a,
Als mir das gescha—o—ah,
Als mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt — — . . ."

(Fortsetzung folgt)



Verklingende Töne. Nach dem Gemälde von Ernst Nelson (Berlin)



Säulengang im Hof des Justizpalastes

Lüttich,

die Stadt der nächsten Weltausstellung

Von

Detta Zilcken

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von C. Dethine-Mottet in Lüttich)

Eine stattliche Stadt, dieses Lüttich. Man bekommt Respekt davor, wenn man von der Zitadelle aus, die den Höhenzug über der Stadt krönt, darauf hinabblickt. Ein Gewirre dunkler Dächer dehnt sich in der Ebene aus. Mitten darin glänzt das breite Flußbett der Maas, von Brücken überspannt, von großen, schweren Lastkähnen und kleinen, flinken Dampfern belebt. Jenseits blitzen abermals Wasserläufe, Nebenarme des Hauptstromes, und von Osten kommt die Vesdre, von Süden die Ourthe der Stadt entgegen, um sich hier mit der Maas zu vereinigen. Ringsumher Berge. Rechts neben uns der Rücken, auf dem wir stehen, bis zum Kamm mit Häusern bedeckt; drüben, in einiger Entfernung, die bewaldeten Ardennen. Dann aber, an den Kern der Stadt sich schließend, maasabwärts sowohl wie in die Täler der Ourthe und der Vesdre sich erstreckend, Fabriken und Schornsteine und Schornsteine und Fabriken, soweit das Auge reicht.

Es ist der Eindruck eines gewaltigen Industriezentrums, den wir von hier oben in erster Linie empfangen. Die Grundlage dieser Gewerbetätigkeit sind die Steinkohlenlager der Umgegend, deren Grubengänge sich bis unter die Straßen der Stadt erstrecken. Fördertürme und mächtige Kohlenlager begleiten uns denn auch auf der Weiterreise von Lüttich über Namur und Charleroi bis an die Grenze Frankreichs. Lüttich selbst aber und der Lütticher Bezirk genießen vor allem einen Weltruf für die Fabrikation von Waffen. Was wir da oben von der Zitadelle aus sahen, waren zum Teil die Schlote der königlichen Waffenfabrik und Geschützgießerei. Und das nahegelegene Seraing, das ein reger Lokalbootverkehr mit Lüttich verbindet, besitzt in den Werken der Cockerill-Gesellschaft ein Unternehmen, das sich in seiner Art nur mit denjenigen von Krupp und von Creusot vergleichen läßt. Dazu kommen dann, ebenfalls in allernächster Nähe, die Fabrique Nationale d'Armes de Guerre in Herstal, die Hüttenwerke der Vieille-Montagne in Angleur, die man als die Geburtsstätte der Zinkindustrie und heute als eines der bedeutendsten Produktionszentren bezeichnen darf, und schließlich, um nur die allerwichtigsten zu nennen, die Glashütten von Val St. Lambert, eine der größten Glasfabriken auf dem Kontinent.

Das Getriebe einer hochentwickelten Industrie, der Pulsschlag der Arbeit ist es auch, was dem Leben in der Stadt den Stempel aufdrückt. Man merkt es sofort: dies ist keine Stätte der Bummler und Müßiggänger, obwohl großstädtische Boulevards, vornehme, denkmalgeschmückte Anlagen und gutgepflegte Gärten reizvolle Promenaden bieten. Die Menschen eilen geschäftsmäßig, die Herren vielfach im Gehen die Zeitung lesend, durch die Straßen, die mit den weit auf die Trottoirs hinausgebauten Auslagen der Läden, mit den vor den Cafés aufgestellten Tischchen und den singenden Rufen der Zeitungsverkäufer: „La Meuse, la Meuse, le Journal de Liége" schon ganz entschieden an Paris erinnern.

Indessen, nicht nur um Fabriken und Industrie handelt es sich bei Lüttich, sondern auch um schöne alte Architektur. Die Lütticher besitzen in ihrem Justizpalast, in der Kathedrale und der Jakobskirche ein paar Denkmäler der späten Gotik, für die sie ihren Bischöfen, gegen die sie oft genug sich in blutigen Empörungen erhoben haben, nur dankbar sein können. Das imposanteste Bauwerk der Stadt ist ohne Zweifel der Justizpalast. Er ist eine Schöpfung aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, der westliche Flügel, mit reichem Skulpturenschmuck über der Säulenhalle des Portals, eine Erweiterung aus der Mitte des neunzehnten. Ausgezeichnet schön und überaus malerisch sind die beiden Höfe, die eine eigentümliche Mischung der Gotik mit Renaissanceformen aufweisen. Der



Montagne de Bueren

erste Hof, der als öffentlicher Durchgang dient, wird auf allen vier Seiten, der zweite, der mit einer Gartenanlage in der Mitte und darin aufgestellten alten Architekturteilen ein reizendes Idyll bietet, wird auf zwei Seiten von einem Bogengang umlaufen. Die Säulen dieser Bogengänge aber sind eine Fundgrube für Motive, fortwährend wechselnd in der Musterung des Schaftes und in den sehr originell mit Figuren, Larven und Laubwerk gezierten Kapitälen.

Groß und ernst ist auch der Eindruck, der uns in der Paulskirche, der sogenannten Kathedrale, empfängt. Im Aeußeren ist hauptsächlich der Chor bemerkenswert. Im Inneren erfreuen uns die edeln Verhältnisse des auf mächtigen Rundsäulen ruhenden Langschiffes, dessen Gewölbe mit Renaissanceornamenten ausgemalt ist. Einen Hauptschmuck bilden die wertvollen Kupferarbeiten, das ganz aus Kupfer gearbeitete schwere Gitter, das den Chorabschluß bildet, und zwei ebensolche Altäre mit getriebenen Figuren und bunten Emailauflagen. Dazu kommen reiche Holzskulpturen und Marmorbilder. Nicht viele Kirchen dürften ein so künstlerisch wertvolles Werk moderner Plastik besitzen wie die große Marmorstatue eines gefallenen Engels von Josef Geefs, die den Fuß der Kanzel ziert.

Im Vergleich zu der ernsten Gotik der Kathedrale wirkt die prächtige der Jakobskirche fast spielerisch. Sie zeigt eine ganz späte Gotik mit merkwürdigen Anklängen an spanische Dekorationsweise. So sind die Spitzbogen, die Mittel- und Seitenschiff trennen, wie mit feiner durchbrochener Filigranarbeit umsäumt, das zierliche Netz- und Sterngewölbe wie mit zusammengerafften orientalischen Tüchern bemalt. Ornamente, Skulpturen und Maßwerk bedecken die Flächen, und da die Kirche im Inneren gelblich getönt ist, macht sie fast den Eindruck eines ungeheuern, reichen Elfenbeinschnitzwerks, dem die bunten Glasgemälde eine farbige Wärme geben.

Fast selbstverständlich sind in der alten Bischofsstadt die Kirchen das führende Element im Stadtbilde, und so grüßt von der Höhe schon wieder so ein grauer gotischer Bau mit schwerem viereckigen



Im alten Lüttich: Kai mit dem sogenannten Curtiushaus



Gesamtansicht des Justizpalastes in Lüttich

Turm in die Straßen hinab, St. Martin. Eine kirchengeschichtliche Erinnerung knüpft sich an das Gotteshaus, aus dem im Jahre 1246 das Fronleichnamsfest hervorging. Im Inneren deuten eine



Die Kathedrale

Reihe Marmorreliefs auf dessen Stiftung und auf die Vision der heiligen Juliane, die den Anlaß dazu gab.

Man gelangt zu dieser Kirche auf steilen Straßen, und hier und dort fällt der Blick in noch steilere Gassen mit eng zusammengedrängten, schwärzlichen Häusern. Es ist ein merkwürdiger Stadtteil, der da den Berg hinauf gebaut ist. Das merkwürdigste darin aber ist die Montagne de Bueren, eine Straße, die aus einer einzigen langen Treppe besteht und in vierhundert Stufen fast bis zur Zitadelle hinaufführt. Der Gedanke an einen Umzug muß in diesem Quartier noch ganz anders unbehaglich berühren wie anderswo, obwohl die Leute, denen man hier begegnet, nicht gerade aussehen, als ob sie viel an beweglicher Habe besäßen.

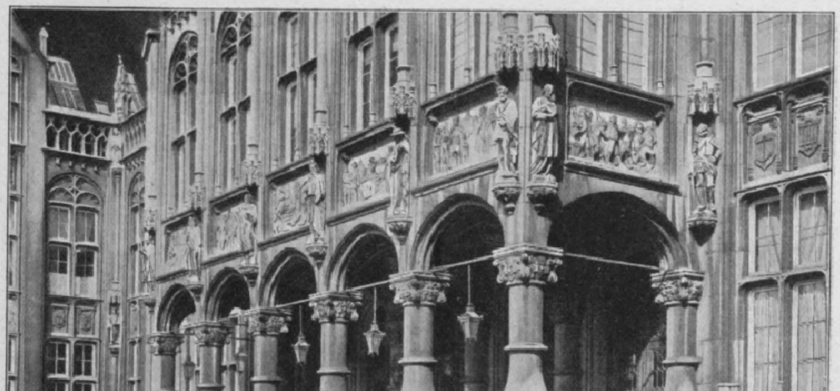
Ein andres charakteristisches Bild erhält man, wenn man, der Maas entlanggehend, von dem schönen, breiten Boulevard Frère Orban her und an der Universität vorüber sich den am Wasser gelegenen alten Teilen Lüttichs nähert. Hohe Häuser, vom Alter krumm gezogen und wie alte hinfällige Leute sich gegenseitig stützend, um nicht zu fallen, säumen die verkehrsreiche Uferstraße und den belebten, lastentragenden Fluß, und über dem Ganzen liegt die Atmosphäre fleißigen Kleinbürgertums und arbeitsfrohen Werktages. Aus dieser Umgebung ragt, durch das lebhafte Farbenspiel von rotem Back- und weißem Kalkstein schon von weitem die Aufmerksamkeit auf sich lenkend, ein stattliches Haus in Würfelform mit schwerem Dach und massigem Turm. Es ist das sogenannte Curtiushaus, der Typus eines wohlhabenden belgischen Bürgerhauses aus dem sechzehnten Jahrhundert. Als ob es mit seiner guterhaltenen Gediegenheit dartun wollte, daß auch die andern Häuser um es her eine bessere Vergangenheit gehabt haben, steht es da und wiederholt stolz und selbstbewußt das Wort, das hier aus dem alten Kai und drinnen in der Stadt aus den grauen Kirchen zu uns redete: „Alt-Lüttich.“

Gerade in diesen Wochen aber ersteht dieses Alt-Lüttich in einer zierlichen Kopie draußen vor der Stadt auf dem Gelände der Weltausstellung. Lüttich rüstet sich bekanntlich, im Laufe dieses Sommers eine große Schaustellung sowohl der hochbedeutenden belgischen Industrie wie auch derjenigen andrer Länder zu bieten; hauptsächlich Frankreich und das westliche Deutschland werden dabei vertreten sein. Eingeschlossen ist auch eine Ausstellung moderner und eine sicherlich sehr interessante Ausstellung alter belgischer Kunst. Durch diese Unternehmung wird Lüttich im Laufe des Sommers voraussichtlich ein wenig in den Vordergrund des Interesses treten, und es wird deshalb dem Leser vielleicht nicht unwert erscheinen, daß wir schon jetzt mit Wort und Bild auf die alte Hauptstadt des Wallonenlandes hingewiesen haben.

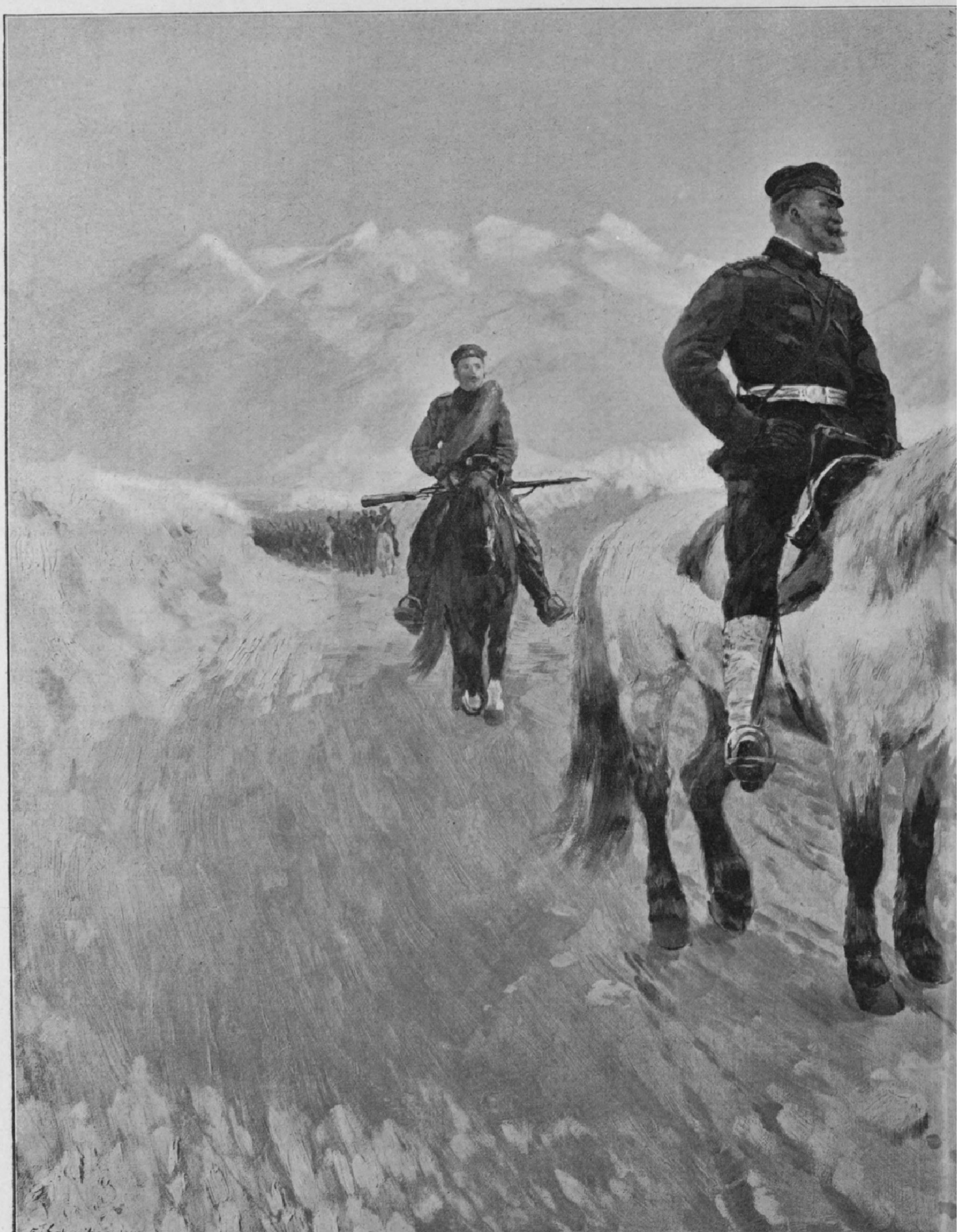
Patrouillenritt auf einer nordchinesischen Landstraße

(Zu dem Bilde von Theodor Rocholl auf Seite 634/35)

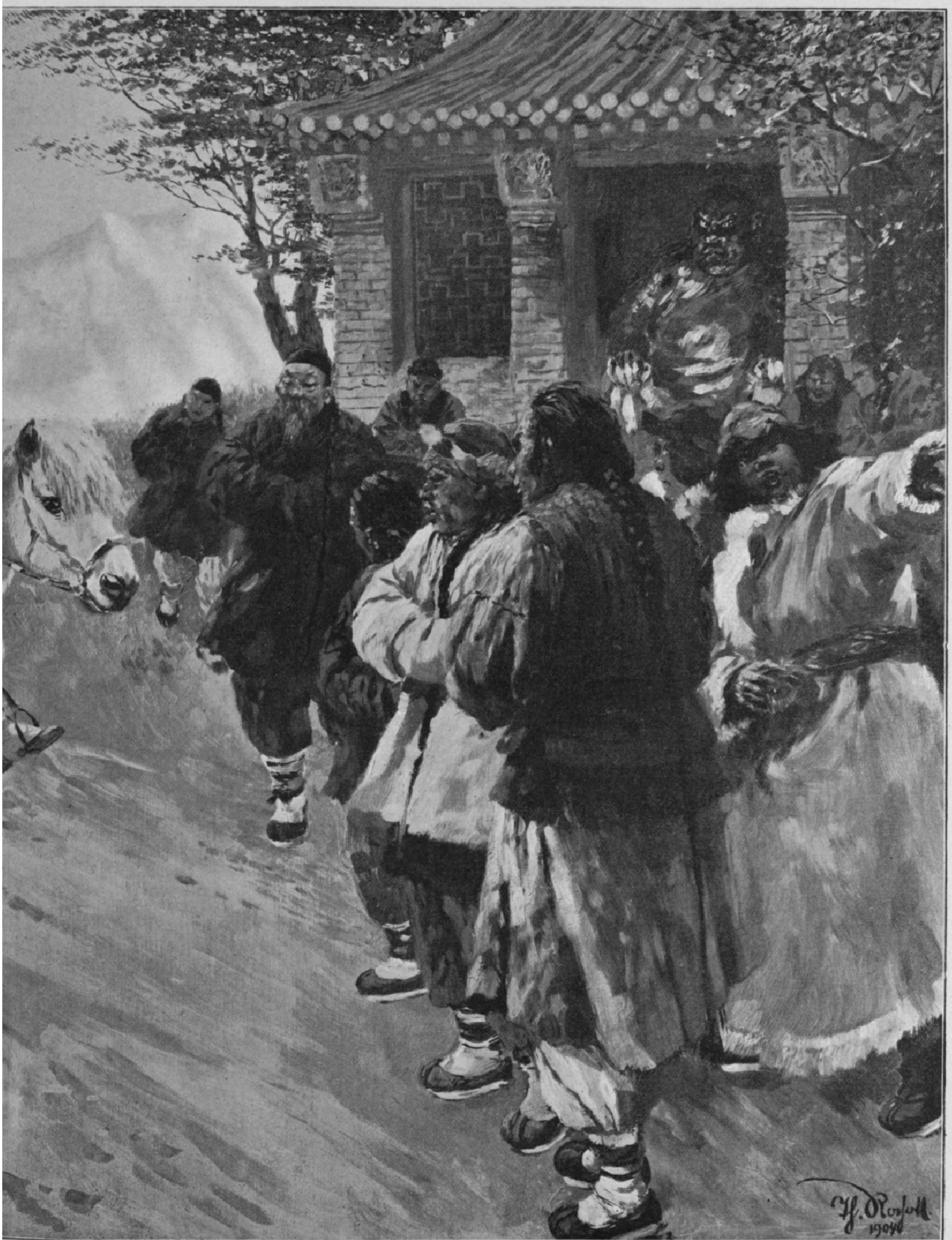
Wenn ich jetzt so viel von den Ereignissen im fernen Ostasien lese und höre — so schreibt uns der bekannte Maler Rocholl — so muß ich immer an jene Zeit zurückdenken, da ich selber, zwar nur als Künstler, in China im Felde stand. Dies Bild ist eines meiner Beutestücke, die ich heimgebracht, und die Erinnerung an jene Zeit werde ich immer bewahren. Der erste Blick des Morgens zeigte die entzückende duftige Gebirgskette hinter Paotingfu. Bald war die Kolonne im Marsch begriffen, und hurtig ging's dem nächsten Dorf entgegen. Vor dem Dorfe stehen in neugierigen Gruppen die Chinesen jeden Standes und Alters in fiebernder Neugierde. Doch weiter geht unser Weg, von Dorf zu Dorf. Hier erwartet uns der Ortsvorsteher und bietet uns Birnen oder Eier, dort wird gar ein mageres Rind herbeigeführt. Die Sonne steigt höher, wird heißer, und um so willkommener erscheinen dann in der duftigen Ferne die hohen Tortürme einer Stadt, unsers nächsten Nachtquartiers. Diese Erinnerungen mögen wohl in vielen nachgeklungen haben, als sich die einzelnen Vorgänge des großen Kriegsdramas, das sich jetzt nicht weit davon abspielt, vor ihnen aufrollten.“



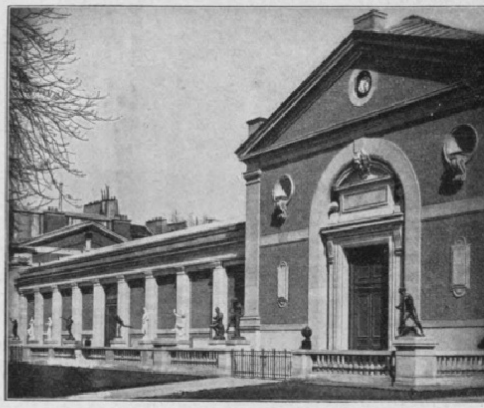
Detail von der Architektur des Justizpalastes



Patrouillenritt auf einer nordchinesischen Landstr



Nach dem Gemälde von Theodor Rocholl (Düsseldorf)



Außenansicht des Luxembourg-Museums

Im Luxembourg-Museum

Von

Karl Eugen Schmidt (Paris)

(Mit zehn Abbildungen)

Wenn man in Paris kurz „Luxembourg" sagt, so kann das zweierlei bedeuten. Ist von Politik die Rede, so meint man damit den Senat, spricht man aber von Kunst, so ist das moderne Museum gemeint. Die dritte, dem Deutschen am nächsten stehende Deutung kommt in Paris keinen Augenblick auf. Denn Paris ist für den Pariser die ganze Welt, und wie könnte es in Paris einem Menschen einfallen, jemals von dem Großherzogtum oder der Stadt Luxemburg zu reden?

Da wir keine Politiker sind, meinen wir also das moderne Museum, wenn wir uns anschicken, dem „Luxembourg" unsern Besuch zu machen. Wer ihn zum ersten Male besucht, wird etwas enttäuscht, denn im Gegensatze zu Maria Stuart ist der Luxembourg nicht besser als sein Ruf. Sein Ruhm ist größer als er selbst. Ich glaube nicht, daß es in irgendeiner Stadt von europäischer Gesittung und von mehr als hunderttausend Einwohnern ein elenderes Museumsgebäude gibt als das, welches in Paris, in der Hauptstadt der „Patrie des Arts", die moderne Kunst birgt. Mit den Pariser Museen hat es überhaupt seine ganz eigne Bewandtnis. Während man in fast allen deutschen Städten besondere Bauten aufgeführt hat, um die Schätze der alten und neuen Kunst aufzunehmen, ist in Paris noch nicht ein einziges Gebäude zu dem ausgesprochenen und ausschließlichen Zweck des Museums errichtet worden. Durch die Revolution und die Konfiskation der königlichen Schlösser erhielt man zunächst Raum genug: der Louvre in Paris selbst, sodann die Paläste von Versailles, St. Germain, Fontainebleau in der näheren Umgebung wurden zu Museumszwecken benutzt. Natürlich hatte man da prächtige Gebäude und auch ausgedehnte Räume zur Verfügung, aber den Anforderungen, die man heute an einen Museumsbau stellt, genügt ebenso natürlich keiner dieser ehemaligen Paläste.

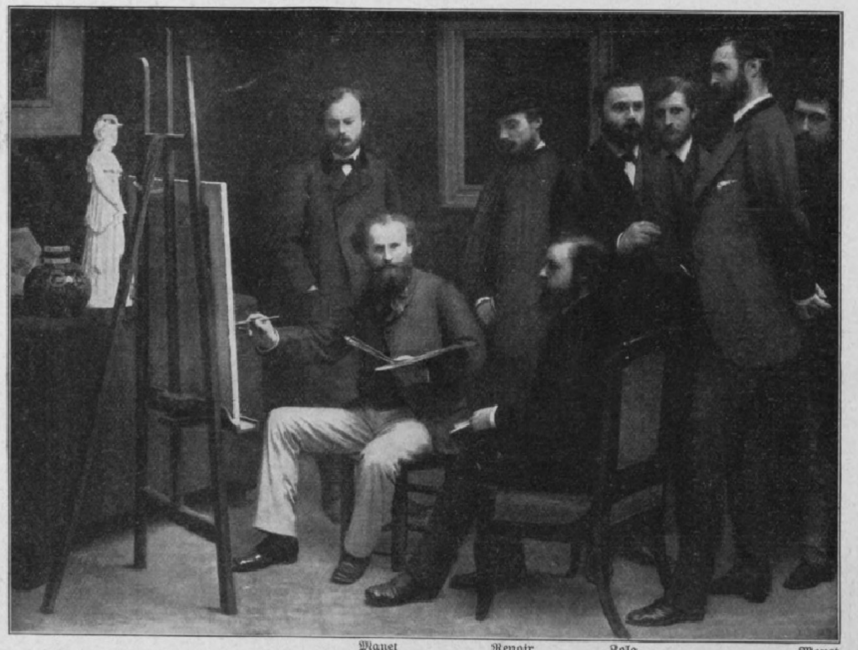
Aber bei allen Mängeln kann man doch sagen, daß die Kunst im Louvre königlich untergebracht ist und daß Raffael, Tizian, Rubens und Rembrandt sich nicht zu beschweren haben. Anders ist es mit dem Luxembourg, wo die moderne Kunst haust. Auch der Luxembourg war einst ein königliches Schloß. Er war nie so schön und so prächtig wie der Louvre, aber er konnte und kann sich doch sehen lassen. Leider aber hat man hier der Kunst nicht das eigentliche Schloß eingeräumt. Das Schloß gehört dem Senat, der alle seine prächtigen Räume füllt. Da also die Politiker den ganzen Palast besetzt halten, ist für die moderne Kunst weiter nichts als das Gewächshaus übriggeblieben, ein einstöckiger Backsteinbau von sehr beschränkten Dimensionen. Der Bau ist so bescheiden und klein, daß nicht der zwanzigste Teil der dem französischen Staate gehörenden modernen Kunstwerke hier untergebracht werden kann. Der Direktor hilft sich damit, daß er in einigen Sälen den Inhalt alle sechs oder acht Wochen ändert, um so nach und nach alle seine Schätze zu zeigen. Für die gesamte ausländische Kunst steht ihm nur eine einzige Kammer zur Verfügung. Ich sage eine Kammer, weil der Raum einen andern Namen nicht verdient. Er ist etwa so groß wie eine gewöhnliche Wohnstube bei Bürgersleuten, und nur durch völliges Bedecken der Wände von oben bis unten ist man imstande, hier zwanzig Bilder von bescheidenen Dimensionen auf einmal zu zeigen.

Zum Glück hat der Luxembourg einen großen und schönen Garten, wo sich wenigstens die Skulpturen unterbringen lassen — und zum Unglück gehört dieser Garten nicht zum Museum, sondern zum Senat. Kopfschüttelnd werden Sie sagen: „Was hat das zu sagen? Die ganze Geschichte gehört doch wohl dem französischen Staate." Das ist richtig, aber über den Senat wacht der Minister des Innern, über das Museum der Unterrichtsminister oder, seit man vor wenigen Monaten einen besonderen Unterstaatssekretär für die Kunst ernannt hat, dieser Unterstaatssekretär. Und der müßte die französischen Beamten schlecht kennen, der meinte, daß eine Abteilung der Verwaltung im Interesse des Ganzen nur das kleinste Titelchen ihres Rechtes zugunsten einer andern Abteilung fahren ließe. Nein, in unserm Falle stehen sich Museum und Senat so fremd gegenüber, als wenn das eine dem Kaiser von Rußland und das andre dem Negus von Abessinien gehörte. Hier und da gestattet der Senat die Aufstellung einer Skulptur in dem Garten, aber das muß dann die Statue oder Büste irgendeines berühmten Mannes sein, und wie man weiß, ist gerade diese Art der Bildhauerei nicht die beste und interessanteste. Dem Museum bleibt nur ein schmaler Streifen zwischen dem Gartenweg und dem Gewächshause, und hier sind denn auch in Reih' und Glied einige zehn oder fünfzehn Skulpturen aufgestellt. Von den Denkmälern im eigentlichen Garten ist bei weitem das interessanteste und schönste das dem Maler Eugen Delacroix gewidmete. Es ist eine der ausgezeichnetsten Arbeiten des vor wenigen Jahren verstorbenen Bildhauers Jules Dalou, der auch den großen „Triumph der Republik" an der Place de la Nation geschaffen hat. Ebenso kühn und original in dem schwungvollen Aufbau wie dekorativ und wirkungsvoll in seiner kräftigen Linienführung, ehrt dieses Werk beide große Meister, den eigenartigen und selbstständigen Delacroix, das Haupt der sogenannten romantischen Schule, nicht weniger als den ebenso bescheidenen wie großen Bildhauer, dessen Ruf erst jetzt nach seinem Tode die Welt zu durchdringen beginnt.



Delacroix-Denkmal im Luxembourg-Garten
Entworfen von Jules Dalou

Der erste Raum, in den der Beschauer tritt, gehört der Skulptur. In vier Reihen, zwischen denen man sich nur mühsam durchdrängen kann, sind die Werke aus Marmor, Bronze, Holz, Kalkstein und so weiter aufgestellt, und man hat sogar noch Raum für einige Glastische gefunden, die Medaillen und Plaketten von Roty, Carabin, Charpentier, Daniel Dupuis, Chaplain und so weiter enthalten. Ueberhaupt muß man sich wundern, was man in dem engen Raume alles untergebracht hat. Es fehlt hier eigentlich kein einziger Bildhauer, der eine Vertretung im Nationalmuseum verdient, und einige wie Rodin sind mit sechs oder mehr Werken da. Alles oder auch nur das wichtigste zu nennen, ist unmöglich. Ich beschränke mich, den Besucher auf die wunderhübsche Statuette des geigenstimmenden Mozart aufmerksam zu machen, einmal um des Dargestellten willen, sodann weil der Schöpfer des Werkes, der Bildhauer Barrias, unlängst gestorben ist. Rechts schließen sich an die Skulpturenhalle zwei kleine Zimmer an. Das eine ist das schon erwähnte Kämmerlein der ausländischen Kunst, wo Meister wie Whistler, Sargent, Gari Melchers, Uhde, Kuehl, Liebermann, Knaus gezeigt werden, wenn sie an der Reihe sind. In der Zwischenzeit stehen oder liegen sie im Speicher oder im Keller. Der andre Raum ist von großer Bedeutung für die moderne Kunst, und seine Geschichte ist höchst interessant. Es ist das die Salle Caillebotte, worin die Werke der Impressionisten Platz gefunden haben. Es kostete einen schweren Kampf, ehe man die Leute in das Nationalmuseum brachte, und die Geschichte ist lehrreich. Wäre es



Manet Renoir Zola Monet

Th. Fantin-Latour — Atelier in Batignolles

auch nur, um zu zeigen, daß es in der Patrie des Arts und in der Ville lumière genau so krähwinklig hergeht wie sonst irgendwo auf der Welt. Caillebotte, der selbst ein sehr mäßiger Maler war, versöhnte die ob seiner Werke entsetzten Maler dadurch, daß er ihnen ihre Bilder abkaufte, und da ihn der Zufall zu den Impressionisten gebracht hatte, gab es in seiner Sammlung kein einziges von den akademischen Obrigkeiten approbiertes Gemälde. Als er daher starb und seine Sammlung dem französischen Staate vermachte mit der Bedingung, der Staat müsse die ganze Sammlung



Ernst L. Barrias Der junge Mozart

annehmen und dieser einen besonderen, den Namen des Stifters tragenden Saal einräumen, packte kalter Graus die Spitzen der offiziellen Kunst.

Caillebotte besaß zehn oder zwölf Bilder von Claude Monet, ebensoviele von andern Großen, wie Raffaëlli, Cezanne, Sisley, Pissarro, Degas und fünf oder sechs von Manet. Es war eine Sammlung, die damals schon, denn die Sache ist erst sechs oder sieben Jahre her, bei einer öffentlichen Versteigerung mehrere Millionen erzielt hätte. Trotzdem konnte man sich zur Annahme des fürstlichen Geschenkes nicht entschließen. Auf der einen Seite schrien die akademischen Künstler und die von ihnen beeinflußten Beamten laut vor Entrüstung über die beabsichtigte Entheiligung des Kunsttempels, auf der andern schrien die Anhänger der neuen Richtung nicht weniger laut in den ihnen zur Verfügung stehenden Blättern. In ihrer Not machte die Verwaltung einen Kompromiß. Dem Wortlaut des Testamentes des Stifters entgegen einigte sie sich mit den Erben dahin, daß diese die gute Hälfte der Erbschaft behielten. Die Kunstbeamten wählten sich einige zwanzig Bilder aus, die ihnen am wenigsten anstößig vorkamen, und ließen den Rest den natürlichen Erben, die dabei ein besseres Geschäft machten, als der Erblasser ihnen zugedacht hatte. So kam das ungemein farbige und lichtvolle Bild von Renoir in den Luxembourg, das wir hier in der Abbildung zeigen, und das den Volksball im Moulin de la Galette auf dem Montmartre darstellt. Uebrigens gaben sich die Akademiker mit diesem Kompromiß nicht zufrieden. Als die Salle Caillebotte geöffnet war, erschienen einige Künstlerprofessoren, an ihrer Spitze der inzwischen auch verstorbene Maler und Bildhauer Gérôme, und spotteten und schimpften dermaßen in dem neuen Saale, daß es beinahe zu einer Prügelei im Museum gekommen wäre.

In den fremden Saal werfen wir nur einen Blick, um zu sehen, wer an der Reihe ist: Zorn, Edelfelt, Grimelund, Kroyer, Baschkirtseff, also die Leute aus dem Norden. Die lustige Versammlung der Straßenjungen von der Baschkirtseff erinnert uns an diese merkwürdige junge Russin, die mit vierundzwanzig Jahren starb, nachdem sie mehrere Gemälde geschaffen hatte, die man beinahe Meisterwerke nennen könnte, die außerdem Tagebücher hinterlassen hat, worin sie mit seltenstem Freimut die Bekenntnisse ihrer Seele ablegt, und die durch ihren Briefwechsel mit Maupassant wie durch ihr Verhältnis zu Bastien-Lepage noch weiteres Interesse erhält. Von Bastien-Lepage sind die „Heuernte“ da, und wenn man dieses kräftig, aber trocken gemalte Bild mit den Straßenjungen der Baschkirtseff vergleicht, so fühlt man sich versucht, die Schülerin dem Meister vorzuziehen.

Meissonier ist vor kurzem in den Louvre eingezogen, und sein „Solferino“, ein Bild, das man mit dem Mikroskop betrachten muß und das lange Zeit eine Perle des Luxembourg war, hängt nun im Louvre. Die Regel schreibt nämlich vor, daß die Werke der lebenden Künstler in den Luxembourg kommen und erst zehn Jahre nach dem Tode des Künstlers in den Louvre kommen können. Die Frist wird selten oder nie verkürzt, aber sehr oft verlängert. Manet ist schon zwanzig Jahre tot, und doch bleibt er im Luxembourg, weil sich die Akademiker gegen seine Aufnahme in den Louvre sträuben. Im Luxembourg ist der Führer der impressionistischen Bewegung nicht nur durch eigne Arbeiten vertreten, außerdem ehrt ihn ein großes Gemälde von Fantin-Latour, dem vor einem Jahr gestorbenen musikalischen Maler, der keine Festvorstellung in Bayreuth versäumte und der in herrlichen Lithographien die schönsten Szenen aus Wagner, Schubert, Berlioz festgehalten hat, wie es nur ein Maler, der zugleich Musiker war, konnte. Auf seinem „Das Atelier in Batignolles“ genannten Gemälde sehen wir Manet vor der Staffelei sitzen, umgeben von seinen Freunden, darunter Emile Zola, Renoir und Claude Monet. Zola suchte damals noch seinen Weg und glaubte, ihn in der Kunstkritik gefunden zu haben. Manet und sein Kreis bedienten sich auch der Feder Zolas, um ihre Sache zu verteidigen.



Gustave Moreau Salome

Gustave Moreau ist im Luxembourg nur mit wenigen kleinen Arbeiten vertreten, die einer seiner intimen Freunde dem französischen Staate geschenkt hat. Wer diesen geheimnisvollen und seltsamen Künstler näher kennen will, muß das Haus aufsuchen, das er mit seinem Inhalte der Stadt Paris vermacht hat, und das nun als Moreau-Museum dem Publikum geöffnet ist. Hier, wo Tausende und Abertausende von unglaublich sorgfältig durchgeführten Zeichnungen und Malereien den ungeheuern Fleiß und die mysteriösen Gedanken des Künstlers offenbaren, erhält man erst eine Vorstellung von dem, was Moreau war. Aber auch seine „Salome“ im Luxembourg kann uns wenigstens eine Ahnung geben. Zum mindesten sehen wir hier, was in der Charakteristik Moreaus an einer ersten Stelle steht: nämlich die Art, wie er als unermüdlicher Sammler aus allen Epochen der Kunst seine Edelsteine sucht, um sein Geschmeide davon zusammenzusetzen. In den arabischen Schlössern Andalusiens war er zu Hause wie in den Tempeln Indiens, in den Grüften Aegyptens, in den Palästen von Byzanz. Wo immer er eines seltsamen Ornaments, eines außergewöhnlichen Kleinods, einer fremdartigen Architektur gewahr wurde, kopierte er fleißig und treu, was ihm auffiel, um das dann später bei einer passenden Gelegenheit zu benutzen. Zu der strahlenden, schillernden, gleißenden, fremdartigen Pracht seines Details, das nicht selten seine Arbeit dermaßen überwuchert, daß über der Einzelheit der Gesamteindruck verloren geht, gesellt sich dann stets ein geheimnisvoll perverser Zug, der



Auguste Renoir Ball im Moulin de la Galette



Ernest Meissonier — Napoleon III. in der Schlacht bei Solferino

durch die sinnliche Glut seiner Farbe unterstrichen wird.

Ganz andrer Art ist das letzte Bild aus dem Luxembourg, dessen Abbildung hier beigegeben wird. Weerts hat hier den Tod eines französischen Nationalhelden dargestellt, dessen Name wohl nur den wenigsten Deutschen bekannt ist. Die ersten Jahre der großen Revolution schenkten den Franzosen vier Helden, die eine gute Weile vergöttert wurden. Louis David, der revolutionäre Maler und nachmalige Kunsttyrann, erhielt vom Konvent den Auftrag, die vier zu malen, aber seine Aufgabe ist nie ganz durchgeführt worden. Es handelte sich um vier Märtyrer: um die beiden Deputierten Marat und Lepelletier, die beide ermordet worden sind, und um zwei jugendliche Revolutionshelden. Der eine, Joseph Barra, eine Junge von dreizehn Jahren, der als Trommler in der revolutionären Armee diente, wurde von den royalistischen Bauern in der Vendee erschlagen, weil er ihre Aufforderung, „Vive le Roi“ zu rufen, mit dem Rufe „Vive la Révolution“ erwiderte; der andre, Agricola Viala, noch jünger als Barra, kappte ein über die Rhone gespanntes Tau, mit Hilfe dessen die Royalisten auf einem Fährboote die Durance überschreiten wollten, und wurde dabei von den Kugeln der Royalisten getötet. Am 8. Nivôse des Jahres II hielt Robespierre eine Rede, feierte die jugendlichen Helden und forderte David auf, ihre Heldentaten zu verewigen. David hat dann auch sowohl Marat und Lepelletier als auch Barra gemalt. Des letzteren Bild befindet sich im Museum von Avignon und ist weniger dramatisch und heroisch als elegisch und pathetisch. Es zeigt einfach den weiblich zarten, nackten Leichnam Barras, an einem felsigen Hange liegend. Das Bild von Weerts ist vielleicht nicht so gut gezeichnet wie Davids „Barra“, aber dafür packt es durch sein dramatisches Feuer, das die Beschauer anzieht und interessiert, selbst wenn es nicht begeistert und hinreißt.

Der Geiger von Marok

Ein Lebensmärchen

von

Agnes Harder

Wo der Geirangerfjord tief in die steilen Felsen des norwegischen Küstengebirges einschneidet, liegt das Dorf Marok. Hinter ihm hat vor undenklichen Zeiten ein Gletscher sich durch die Felsen hindurchgefressen und ein Tal gebildet, so steil und eng und so hastig vom Hochplateau sich zur Tiefe herabstürzend, daß es in jedem andern Lande ein Verkehrshindernis wäre und keine Verbindung. Aber die Gebirge Norwegens, die ihre steinernen Füße in den eiskalten Fjord stellen und um ihr Haupt die alte Tarnkappe der Siegfried-Sage legen, sind auch dem Einheimischen so spröde, daß ein Tal immerhin ein Zugang ist, vor allem hier, wo es hinüberführt nach dem herrlichen Strynssee und dem Nordfjord. Aber dazwischen dehnt sich ein endloses Hochland mit Renntiermoos und kahlen Felsen. Seine Seen, vor allem aber der Djupvassee, führen noch im August grüne Eisschollen. Es ist einsam, einsam, einsam noch heute da oben, ob nun durch das steile Tal auch eine der kühnsten Fahrstraßen der Welt heruntersteigt nach Marok.

Die war noch nicht gebaut, als Olaf ein kleiner Knabe und Signe gerade so hoch war, daß sie über die niedrige Steinmauer des Kirchhofs hinuntersehen konnte auf den Fjord. Die Kirche stand auf halber Höhe, so ein frommes, norwegisches Gotteshaus aus weißem Holz, achteckig, mit Schindeln gedeckt, mit einem bescheidenen Dachreiterlein. Ein paar Bäume wuchsen unterwärts aus dem Felsen hervor, eine Birke darunter, die war der Kinder Wonne. Denn die Birke ist nirgend so sehr Freudenträgerin als im Bergland. Ein Birkenzweiglein trägt in ein niedriges Holzhaus so viel Freude wie ein Strauß blutroter Rosen.

Wenn die geliebte Birke, nach der die Kinder ausschauten wie nach dem Stern der heiligen drei Könige um die Julklapp-Zeit, ihre gelben Kätzchen heraussteckte, dann war der lange Winter vorbei. Dann brauste der Storfos wieder und schäumte zu Tal und sang sein Lied, das unter den wilden Eiszapfen geschlafen hatte. Olafs Vater wohnte dicht am Storfos. Er war Schuhmacher und brauchte das Licht, das durch lange Monate gebrannt wurde, für sich allein. Der Junge drückte sich an dem kleinen Fenster herum, taute mit seinem Atem ein Loch auf und sah nach dem gefrorenen Wasserfall hinüber. In seinem Ohr sang das Sommerlied des tanzenden Wassers, und er träumte von ihm, während zuweilen blaue Lichter über den Himmel gingen. Dann konnte er die Birke vor dem Kirchlein sehen, die trug Schneelasten, daß ihre Zweige aussahen wie ein gespanntes Segel, in dem der Wind saß. Einmal aber war der Oheim zu Gast gewesen. Der kam aus dem gesegneten Hardanger, aus dem Garten Norwegens. Er brachte Olaf eine Geige mit, eine „Fele“ mit Stahlsaiten unter den Darmsaiten, und während der Oheim sich nicht genug tun konnte, sein Land zu rühmen und seinen Obstgarten zu beschreiben, aus dem er Aepfel bis nach Drontheim schickte, versuchte Olaf, ob er nicht das Lied des Wasserfalls auf den Saiten finden konnte.

„Er will ein zweiter Ole Bull werden,“ sagte der Oheim, sein Ruhmeslied unterbrechend.

Und er suchte winterüber, bis das Eis schmolz und die Birke winkte, und er suchte durch die weißen Nächte des Sommers, bis er das Lied gefunden hatte. Dann schlich er sich nachts aus dem Hause und kletterte an dem Felsen herunter und spielte es dem Storfos vor, und die singenden Tropfen antworteten seiner kleinen, seltsamen Hardanger Geige.

Gegen Signe war Olaf reich. Er hatte noch nie gehungert, solange er denken konnte. Es lagen immer genug flache Brote in der Vorratskammer, es gab täglich ein Stück des dunkelbraunen, süßlichen Myseost, eines selbstbereiteten Ziegenkäses. Signes Mutter war tot, der Vater ein Lachsfischer, der irgendwo am Fjord auf einer günstigen Stelle auf dem hohen hölzernen Gestell saß, die Schnur in der Hand, das scharfe Auge auf das Brett ge-



Marie Baschkirtseff — Straßenjungen



Jules Bastien-Lepage — Heuernte

heftet, über das er den Schatten des Fisches gleiten sehen mußte, wollte er das Netz zur rechten Zeit hochziehen. Ein mühseliges Gewerbe. Bei dem tagelangen Hocken auf dem Gestell, in Regen und Wind, hatte er sich das Sprechen fast abgewöhnt. So war auch Signe still, wie die meisten ihrer Landsleute. Was aber Olaf seine Geige, war ihr eine kleine Mundharmonika. Sie brauchte sie geschickt genug, und was der Wasserfall sang, das wußte sie auch. Die größte Wonne war es für beide Kinder, wenn Signes Vater sie einmal in seinem Boot mitnahm, den Geirangerfjord hinunter. Von ihrem Kirchhofsberg aus konnten sie nur ein Stück von ihm sehen, hinter dem schoben sich die Felsen so zusammen, daß er ein See zu sein schien. Aber kaum, daß sie um die Ecke herumbogen und Marok auf seinem Moränenschutt ihren Augen entrückt war, so tat sich die Schönheit des Fjords vor ihnen auf wie ein Märchen. Wie in Staubschleier gehüllt, stürzte der Wasserfall der „Sieben Schwestern“ hoch von den Felsen herab. Ein Regenbogen zitterte über ihm, dünn und duftig. Bis in den flatternden Dunst der „Sieben Schwestern“ hinein konnte das Boot fahren. Der Felsen fiel steil ab, in unergründliche Tiefe.

Das war das Bilderbuch der beiden Kinder, damals, als noch nicht Dampfer nach Dampfer in den Fjord einlief, als in der Zeit der weißen Nächte noch nicht die Flaggen aller Nationen von schmiegsamen Jachten wehten und wenn die Bootspfeife ertönte, endlose Reihen von Skids durch das enge Tal der alten Lawine herunterjagten, um noch rechtzeitig zu Schiff zu kommen und morgen mit dem frühesten vor einer neuen „Sensation“ Anker zu werfen. Ihre Kindheit gehörte ihnen, weil ihre Heimat noch sich selbst gehörte.

An einem Frühsommerabend, der in roten Flammen auf den Schneegipfeln des Fjords lag, saß Signe auf dem Dach ihres niedrigen Holzhauses. Um es zu beschweren, war Erde hinaufgelegt, und nun hatte viola tricolor es besiedelt, Pflanze an Pflanze. Das blonde Kind saß da wie in einem großen Frühbeet blühender wilder Veilchen. Signe war heraufgestiegen, um nach Olaf Ausschau zu halten, der als Führer mit einem Fremden mitgegangen war nach Grotlid. Zwei Tage war er schon fort. Die Kleine ängstigte sich. Er hatte ihr Blumen mitbringen wollen von oben, Berganemonen und süß duftenden feinen Bienensaug. Aber auf dem Plateau gab es noch Bären. Erst in diesem Winter war einer erlegt und in das Dorf herabgebracht worden. Signe legte die Mundharmonika, auf der sie leise und träumerisch gespielt hatte, in den Schoß und beschattete die Augen mit der Hand. Dann sprang sie mit einem Satz von dem niedrigen Dach herunter und eilte auf den Kirchhof, zu dessen anderm Tor Olaf nun eintrat. An der Birke trafen sie sich.

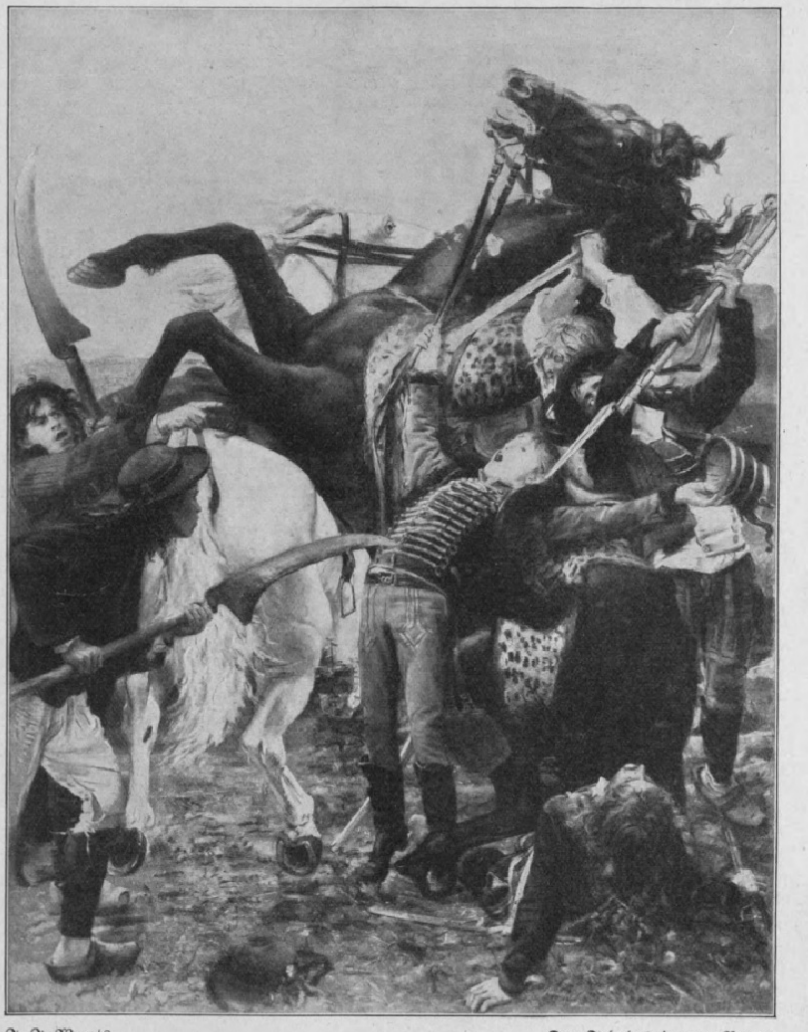
„Du hast keine Blumen,“ sagte Signe enttäuscht.

„Nein, oben ist noch Schnee. Der Sommer sitzt erst an den Fjorden, er steigt noch nicht auf die Höhen.“ Dann faßte er plötzlich ihre Hand. „Signe, willst du mit nach Christiania?“

„Nach der Hauptstadt? Was soll ich da, Olaf?“

Und er erzählte. Im weichen Grase unter der Birke liegend erzählte er dem aufhorchenden Mädchen. Er war gestern abend mit dem Fremden hinauf nach Grotlid gekommen. Es lag hoher Schnee, und er hatte genug Renntierspuren gefunden, auch einige Schneehühner zeigen können, die munter an der tauenden Rinne eines Bergwassers hin und her liefen. So waren sie ordentlich steifgefroren droben bei der Fjeldstue angelangt, daß sie mit den andern Gästen noch an dem großen Kamin sitzen blieben, um sich zu erwärmen. An der Wand hing eine Geige, die hatte Olaf genommen und gespielt.

„Einer ist dagewesen, der viel von der Hauptstadt erzählte, und daß da nun eine Ausstellung sei, zu der kämen viele Fremde. Man würde es diesen Sommer merken in den Bergen, sagte er. Und heut morgen, als ich zurückwollte, nahm er mich beiseite und fragte, ob ich mitwollte und dort spielen. Jeden Abend seien Aufführungen, und es könne leicht mein Glück sein. Auch Ole Bull habe klein angefangen. Da fragte ich ihn nach Ole Bull, und er erzählte mir. Vor Königen hat er gegeigt in fremden Landen, und viel Geld hat er bekommen.“



J. J. Weerts — Der Tod des jungen Barra

„Was liegt dir an Königen,“ sagte Signe verächtlich.

„Ich will mit, Signe. Vater muß es erlauben. Jedes Jahr gehen junge Burschen hinüber nach England und nehmen Handgeld bei den Reedern der Fischerboote oder lassen sich anwerben zur Marine. Ein Fremder war oben in der Fjeldstue, der sagte, einen Mann sähe man in Norwegen nicht, nur Knaben und Greise, wir wären zu arm, unsre Kraft für uns zu bewahren. Warum soll ich nicht fort, früher als die andern? Denn ich brauche keine Kraft, den Bogen zu führen.“

„Was weiß der Fremde von uns, Olaf?“

„Aber hat er nicht recht, Signe? Wo sind denn unsre jungen Burschen? Meinem Vater hilft einer, der ist so alt, daß die Ahle zittert in seiner Hand. Und deiner hat immer Mühe, den Jungen zu behalten, den er beim Lachsfang braucht. Erik geht auch zum Winter, frag ihn nur.“

Signe schwieg. Es war wahr, Erik wollte fort, nun er hoffen konnte, auf einem Segelschiff angenommen zu werden. Aber eine trotzige Falte lag um ihren Mund.

„Du solltest auch mit, Signe. Ich habe mit dem Mann von dir gesprochen. Es gäbe eine feine Nummer, sagte er. Er wird dich hören, wenn er kommt. Denn in drei Tagen fährt er von hier über Aalesund nach Bergen.“

Zum ersten Male trennten sie sich in Unfrieden. Signe stieg wieder auf das blühende Dach. Da saß sie noch lange und sah auf den Fjord. Hinter ihr rauschte der Storfos.

*

Vier Jahre später stand sie, ein Mädchen von vierzehn Jahren, mit geballten Fäusten, bebend vor Entrüstung, in dem ärmlich eingerichteten Hinterzimmer eines alten, winkeligen Hauses der Vorstadt St. Pauli in Hamburg.

„Und ich sag' dir, Olaf, ich trete heut abend nicht wieder auf, nie mehr. Auch wenn Erik nicht gestern zufällig unter den Zuschauern gewesen wäre. Dann wäre ich zum Hafen herabgelaufen und hätte so lange gesucht, bis ich einen norwegischen Kapitän gefunden hätte, und wenn ich die nächsten Jahre von Brot hätte leben müssen. Ich geh'. Und du kommst mit. Hast du etwas gelernt bei ihnen? Und wo sind die goldenen Eier?“

„Du bist wütend, Signe, weil der Lump mit dem glatten Gesicht gestern hinter den Kulissen war, und der Direktor hat ihn nicht fortgeschickt. Wenn ich dagewesen wäre — niedergeschlagen hätte ich ihn.“

Ihre krampfhafte Spannung löste sich in eine müde Trauer.

„Wenn ich dir das erst sagen muß, Olaf! Und dann, ich lasse sie nicht an mich heran. Ich wehr' mich schon. Aber daß es so weit gekommen ist mit uns, hier im fremden Lande! Als wir noch Kinder waren, da luden sie uns in die Salons und fütterten uns mit Naschwerk. Aber die Mundharmonika und die Geige mit den Stahlsaiten stehen uns schon lange nicht mehr. Darum sind wir bis nach St. Pauli gekommen. Vielleicht denken sie, wir sind dasselbe wie die Italiener und die Ungarn, die sich mit Mühe die paar Liedchen einüben, und ihre Flitter sind ihr Vaterland. Aber ich mag nicht einmal mehr die Hardanger Tracht, die ich anhabe. Wir tragen sie nicht in Marok.“

Sie strich mit einem tiefen Aufseufzen über die weiße Schürze. Sie trug das rote Mieder mit dem perlengestickten Brustlatz über dem weißen Hemde und die sonderbar gefaltete Haube der Hardanger Mädchen auf dem Blondhaar.

„Erik kommt gleich, Olaf. Komm mit! Jetzt bitte ich dich, verlaß mich nicht. Wenn ich allein gehe — du findest den Weg nie wieder.“

Er stand und sah durch das trübe Fenster. Der ganze widerliche Kram, der hinter einer Vergnügungsbude zu stehen pflegt und so lächerlich wirkt im Sonnenschein, lag vor ihm. Und aus der harten, kleinen Hand Signes strömte die Erinnerung in ihn herüber wie die reine starke Luft der Heimat, süß und herb wie Birkenduft.

„Der Herr, Signe, zweimal war er schon da, und einmal habe ich ihm allein vorgespielt. Hier ist eine Musikschule. Er will mich hinbringen. Vielleicht —“

Sie sah auf seine starken, ungefügen Glieder. Er sah in diesen Jahren der Entwicklung aus wie ein plumper Bauer, nicht wie ein Künstler. Und jetzt schrie Signe auf. Sie hatte seinen Atem gefühlt.

„Du hast getrunken, Olaf.“
Er machte sich mürrisch los.

„Lauf meinetwegen zum ‚blauen Kreuz‘. Denkst du, die ewigen Kaffeeküchen sind mir ein Vergnügen?“ —

In eine dieser geschmähten Kaffeeküchen am Hafen brachte Signe am Nachmittag ihr kleines Bündel. Erik erwartete sie.

„Allein?“

Sie nickte.

„Der kommt nie wieder, Erik, nie mehr.“

*

Die Jahre waren gegangen, und Norwegen war das begehrte Reiseziel der Reichen geworden. Die herrliche Straße von der Djupvashytte nach Marok war erbaut. und die Fremden, die von Grotlids Schneefeldern in den kleinen Skyds auf ihren kühnen Serpentinen herabrollten zum lieblichen Geirangerfjord, den alten, ausgefressenen Gletscherweg, erklärten dieses Tal für aller Schönheit Krone. Gasthäuser standen um das fromme, kleine Gotteshaus, und in dem besten von ihnen empfing Signe die Fremden als Wirtin und sprach mit ihnen in ihrer Sprache. Der Sommer verging stets wie ein einziger langer Tag, dessen Ruhestunden man sich stehlen mußte, denn zu jeder Stunde ertönte die Dampferpfeife.

Aber dafür war der Winter lang und einsam genug. Dann blieb Frau Signe nicht in dem großen Holzhause, sondern zog mit den Ihren hinüber, wo neben dem elenden alten Stall — denn als solcher wurde er nun benutzt —, dessen Dach noch immer der üppigste Boden für Feldstiefmütterchen war, nun ein stattliches Wohnhaus stand. Und wenn in den langen Dämmerungen, die nur das Schneelicht erträglich machte, eines ihrer Kinder auf der Mundharmonika blies, sah sie mit den ernsten Augen hinüber nach der Birke. In deren Zweigen hingen die weißen Lasten wie Segel. —

Eines Sommertages lief einer der norwegischen Postdampfer Tromsö an. Als die Reisenden an Land gingen, tönten von dem kleinen Marktplatz, den regelmäßig gepflanzte Birken zierten, die grellen Klänge einer Straßenmusik.

„A german band,“ sagte ein Engländer. Ein Deutscher, der mit den Bläsern sprach, stellte fest, daß es wirklich vagierende deutsche Musikanten waren, man bat sie, am Landungsplatz die Nationalhymne zu spielen, und schließlich wurde der Kapitän bewogen, sie für einige Tage an Bord zu nehmen. In Drontheim konnte man sie dann wieder absetzen.

Es waren die gewöhnlichen Typen des deutschen Musikers, der von den Marktplätzen der Heimat, wo sein Weizen nicht mehr blüht, in die Welt gezogen ist, zum Nordkap so gut wie zu den Pyramiden. Nur einer war anders, scheu und wortkarg, mehr noch als die übrigen mit seiner Flasche befreundet. Sie brauchten ihn aber, denn wenn er „sternhagelvoll“ war, blies er ein Solo, das machte ihm keiner nach. Und er blies das Solo oft, gleich am Abend nach der Abreise von Tromsö. Die Herren hatten den Musikanten Freibier geben lassen. Dann schlief er auf einem Sack auf dem Vorderdeck seinen Rausch aus.

Es war kein regelmäßiges Touristenschiff, sondern einer der Postdampfer, die ihren Gästen mehr Bewegungsfreiheit lassen und zugleich Gelegenheit geben, die Bewohner des Landes kennen zu lernen, die sie zu ihren Reisen benutzen. Da sieht es auf dem Vorderdeck oft bunt aus. Der Musikant erwachte, weil er gegen etwas Hartes gestoßen wurde. Man war aus den Schären für eine kleine Weile ins offene Meer gekommen, und der kleine Dampfer schlingerte. Der Musikant war gegen eine buntbemalte Truhe gefallen, in der ein Bauer wie in einem Koffer seine Habseligkeiten verwahrt hatte. Als er sich aufrichtete, öffnete sich der Deckel. Obenauf lag eine einfache „Fele“, eine Hardanger Geige.

Der Mann starrte auf sie hin. Dann strich er mit der schweren, schwieligen Hand langsam über seine Stirn. Er sah sich um. Es war eine fahlweiße Nacht. Eiderenten strichen an ihm vorbei. In der Ferne standen die Felsen schwarz und kahl im Meere. Die Natur war wie ein Verzweiflungsschrei.

Da nahm der Mann die Hardanger Geige aus der Truhe, setzte sie ans Kinn und spielte. Ein Lied, eine Melodie, die war wie eine weiße Sommernacht des Mitleids und der Liebe. Und während er spielte, sah er deutlich vor sich das wunderschöne Denkmal Ole Bulls auf dem Platz in Bergen. Er sah den Nöck, der dem Geiger die Harfe emporhält, über die das Wasser rauscht. Vor ihm, auf dem erbarmungslosen Meer, stand das Bronzedenkmal und sank nicht unter und glitt neben dem Schiff entlang, und in seiner wüsten Trinkerphantasie wunderte er sich darüber, während seine Seele sich hineinhing in die Harfe des Nöck.

Am Morgen legte der Dampfer für einige Stunden in Hammerfest an. Tran wurde eingenommen und verladen, und die Reisenden, die den Geruch flohen und sich in den Siedereien vor den Fässern mit Dorschlebern die Nasen zuhielten, kehrten erst wieder auf das Schiff zurück, als die Bootspfeife dringend mahnte.

Zu Tisch sollte gespielt werden. Aber nun erklärten die Musikanten, daß sie den „vierten Mann“ nicht finden könnten. Sie hätten sich heut in Hammerfest ohne ihn beholfen, damit er seinen Rausch ausschlafen könne. In der Arbeit des Verladens hatte niemand auf ihn geachtet. So blieb nur die Hoffnung, daß er ihnen nachgegangen sei, den Anschluß verpaßt habe und nun mit dem nächsten Postdampfer nach Drontheim nachkommen würde.

Dort, meinten sie, wollten sie auf den wunderlichen Kauz warten, dessen Namen sie nicht einmal kannten. Für sie war er „Ole Bull“ gewesen, seit sie ihn in Bergen betrunken unter dem Denkmal des Geigers gefunden hatten.

Aber auf das Solo, das einzige, das er konnte, warteten die Touristen diesesmal vergebens.

Frühjahrsmoden

Von

Anne Madeleine

(Hierzu vier photographische Aufnahmen von J. Balla, Paris)

Zu Beginn der neuen Frühjahrssaison wendet sich unser Interesse hauptsächlich den Wandlungen zu, die sich in der Form der Gewänder, in dem Schnitt, dem Fall der Röcke vollziehen, und dann den feineren Einzelheiten, den neuen Farben, Stoffen und Garnierungen. Da man zum Frühjahr die Krinoline sicher erwartet hatte, ist es um so erfreulicher, zu erfahren, daß die augenfälligste Aenderung der Mode in der Bevorzugung der anschließenden Formen liegt, daß die gefürchtete Krinoline abgelehnt oder wenigstens noch gänzlich vermieden ist, wie wir aus beifolgenden Bildern ersehen, die uns die neuesten Schöpfungen erster Modekünstler vorführen.

Unsre Aufmerksamkeit gilt also zuerst dem neuen Rockschnitt, der selten so graziös, so weich fallend und schmiegsam war wie gegenwärtig und, obwohl reichlich lang und schleppend, doch keine lästige schwere Rockschleppe aufweist. Während sich der kurze fußfreie praktische „Trotteur“ den Platz als Straßenkleid gesichert hat, trägt die Dame, wenn sie den Wagen benutzt, doch wieder den langherabfallenden Rock als Promenaden- und Besuchstoilette. Im übrigen bevorzugt man die diskret garnierten, an der Taille reich gekrausten weichen Stoffe, die am Rocksaum von einer Rüsche gestützt werden, die ihrem Fall die eigentlich moderne Form gibt, welche man letzten Winter noch durch Einsetzen von Stahlreifen hervorzurufen pflegte. Ein überwundener Standpunkt heute. Die Krinolinenfrage aufzurollen wird zwar immer wieder versucht werden, darauf müssen wir gefaßt sein, aber es scheint, daß die Damenwelt sich in diesem Punkte nicht mehr so absolut von Modedogmen bestimmen läßt, sondern dem künstlerischen Geschmack und der Zweckmäßigkeit folgt.



Besuchstoilette aus hellila Tuch mit ekrüfarbenen Spitzeneinsätzen

Das charakteristischste Merkmal der neuen Aermelform ist der leicht gebauschte, in Falten geraffte Oberärmel, der kurz unterhalb des Ellbogens mit einer Spitzen- oder Chiffonrüsche kokett abschließt oder sich in knapper, aus Spitzen gearbeiteter Manschette verliert. Von vornehmer Wirkung ist die nebenstehende Besuchstoilette aus mattlilafarbenem weichen Tuch mit Ekrü-Spitzengarnitur, gehoben von zierlichen gelbgrünen Samtschleifchen; die kleidsame Straßentoque aus mattlila Stroh trägt eine große gelbgrüne Kokarde von Samt. Der Rock ist von der Taille bis zu den Hüften herab in feinen Falten abgesteppt, was den reichen losen Fall bedingt und seiner Kleidsamkeit halber einer der bevorzugtesten Schnitte geworden ist. Die beliebte Spitzengarnitur verziert die Rockkante und das Achselstück der Taille, letzteres in knapper Kragenform. Kostbar und äußerst vorteilhaft ist das Promenadenkleid aus bronzefarbenem Pannesamt (obere Abbildung S. 641), das ganz in dieser Farbe gehalten ist bis auf den grünen Reiher, der den Tafthut schmückt. Auch hier begrüßen wir ein ansprechendes Ergebnis der neuen Rockform, die mit ihren reichen Falten, ohne überflüssige Verzierungen, einer sinnreichen Natürlichkeit nicht entbehrt und ein anmutiges Schreiten gestattet. Das kundige Auge unsrer Leserinnen wird auch noch eine andre Neuigkeit entdeckt haben: es ist die Form des Pelzkragens, der die „Stolaform“ des Winters Platz gemacht hat. Er besteht aus einem Halsstück von Hermelin, einer gekrausten Pannesamtrundung, die, mit losen Zobelschwänzen besetzt, dem losen Fall der neuen Rockform huldigt. Jedoch ist diese leichtere Form des Pelzkragens nicht die einzige, die man augenblicklich zum Straßenkleid trägt. Daneben wird auch der breite, viel kostbarere

Nerzkragen zum Frühjahr ebenfalls viel zu sehen sein, dessen verschwenderische Pracht die graziösere, mit echter Spitze verzierte Form des runden Kragens ausgleicht. Beide werden als die jetzt bevorzugtesten bestehen bleiben und gehören zur großen Toilette.

Bronzebraun, Grau, Beige und Lila in allen Nuancen werden die führenden Farben des Frühjahrs werden. Für die abstechenden Kragen, die, fest eingearbeitet, besonders die Straßentoilette zieren, kommen grelle Farben von lebhafter Wirkung in Betracht, diese wieder werden von Soutachebesatz in zwei bis drei Tönen und Metallborden ausdrucksvoll gehoben. Neben den beliebten Gobelinfarben wirken Korinth, Irisblau, Graugrün und Kupfer, dessen hellste Schattierung „Radium“ genannt wird, auf Schwarz, Hellgrün und Beige sehr gut. Als ganz besonders wirksame Zusammenstellung ist die des sogenannten „Khaki“ (dem Gelbgrün der Tropenuniformen entlehnt) mit Blaßlila zu erwähnen.

Einen neuen Wollstoff „Taffetas“ sehen wir auf dem unteren Bilde zu einer reizvollen Haustoilette verarbeitet. Dieser weiche, zarte Stoff auf weißem steifem Taft, mit Einsätzen von breiter Seidenspitze reich unterbrochen, verleiht jeder Gestalt durch seine überaus anspruchslose Schmiegsamkeit Grazie und schlanke Form. Diese Toilette veranschaulicht am besten den Schnitt des neuen hohen Gürtels aus leichtgefalteter Seide, ohne den dem modernen Kleide der rechte Abschluß nicht zu geben ist, zeigt uns die Form des duftigen Halbärmels, der zum Haus- und Promenadenkleid getragen wird, und beweist, daß die Boleroform der leicht überhängenden Jacke noch immer als ein unentbehrliches Requisit verbleibt. Der hohe Gürtel, der nach unten weitfallende Rock bedingen auch Aenderungen des Korsetts; wenn die gerade Front wohl noch längere Zeit beibehalten wird, so trägt man die Korsetts doch wieder höher, und je weiter der Rock unten ausspringt, desto enger wird man die Taille schnüren müssen, das unausbleibliche Zugeständnis, das man der verschwenderischen Verwendung von Stoff macht. Gegenwärtig verarbeitet man für das elegante, reichgarnierte Promenadenkleid viel Tuch, Kaschmir und Taft. Die erstgenannten Stoffe werden vielfach mit Voile und dem neuen „Aeolinne“ zusammengestellt. Der Besatz besteht je nach den Stoffarten aus plissierten Streifen, Patten, Blenden und Volants, während man schmale Taftröllchen, gehaspelte Tresse und Soutache zu reizenden Bordüren aneinander fügt. Der neue „Taffetas“ hat den beliebten „Etamine“ verdrängt. Zur Straßentoilette nimmt man Stoffe von feiner Karomusterung. Rötliche Schattierungen auf beigefarbenem Grund ist das vorherrschende Muster dieser festen, aber leichten Gewebe. Neben einfarbigen Lastings und Cheviots treten gemusterte Tweeds und melierte Cover-coats stark hervor. Der fußfreie Rock, der, ohne Futter verarbeitet, nach unten zu mit ausspringenden Falten versehen ist, wird zum Frühjahr noch gerne getragen und hat seine Form ziemlich genau beibehalten. Die charakteristischsten Formen der neuen Mode sind die weitfallenden Röcke, deren Volantansatz oft einen Doppelrock imitiert, die glatten Westen, die nach unten verengten Halbärmel und die hohen Gürtel.



Hauskleid aus beigefarbenen Taffetas mit Spitzeneinsatz und einem Miedergürtel



Dinertoilette aus weißem Chiffon

Das mittlere Bild zeigt uns, welche glückliche Freiheit die heutige Mode dem Geschmack und den Eigenheiten des einzelnen läßt, nur die losen reichen Falten, in denen die in Pastellfarben bemalte Seide, mit köstlichen Spitzeneinsätzen und Chiffon unterbrochen, um die Gestalt fließt, verraten die Anlehnung an die herrschende Tracht; man könnte diese reizende Dinertoilette nahezu als ein ideales Reformkleid bezeichnen, das durch den breiten Gürtel in der Taille weit kleidsamer geteilt wird als es die konventionellen Reformkostüme aufweisen. Es gestattet fast jede Taillenweite und kann ohne Mieder getragen werden, ohne den Charakter als elegantes schmückendes Kleid zu verlieren.

Die waschbaren Garnituren bilden für das moderne Jackenkleid aus kleinkarierten oder melierten Stoffen eine sehr dankbare Neuheit. Die knappanliegenden kurzen Jacken sind mit Epauletten und Aermelaufschlägen aus weißem oder farbigem grobfädigen Piqué (als sehr schick gilt gewürfelter Piqué) versehen, ein schmaler weißer Leinenkragen schmückt den hohen Halskragen, im übrigen läßt man Rock und Jacke ohne Garnitur, oder verleiht ihnen durch einige Gold- oder Mattsilberknöpfchen lebhaftere Betonung. Die englischen Frackschöße hat man auch, da sie sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuten, auf die leichten Frühjahrsstoffe übertragen, und sie werden da mit kleinen Taftrüschen eingefaßt und ziemlich lang getragen. Von Hüten sieht man vorläufig nur die der Farbe des Kostüms angepaßten, mit Blumen reich garnierten, nicht sehr großen Strohhüte in Flieder, Reseda und Goldbraun, von diesen vier Farben haben die großen Pariser Modebasars ganze Fenster in jeder einzelnen Farbe ausgestellt. Die Frühlingssonne erst wird uns zeigen, was für Farben und Fassons getragen werden, zunächst ist es nur der eigentliche „Kostümhut“.



Promenadentoilette aus bronzefarbenem Pannesamt

Von einem Frühling

So wie die Schmetterlinge gaukeln
Mir die Gedanken in den Mai,
Die Blüten in den Zweigen schaukeln,
Ein Wind geht singend dran vorbei.

Wie zittert mir das Herzensinnre!
Wie schwankt mein Gruß zur Nacht hinein!
Ich horche schweigend und erinnre
Mich an ein Lied im Sternenschein.

Weitab, aus Dämmerniederungen
Schwebt mir ein Traumbild leuchtend zu,
Die süßen Worte sind verklungen
Und f^rn am Meere weinest du.

Richard Hoisel



Phot. Gustav Levering

Innenraum des neuen bayrischen Armeemuseums mit alten Waffen und erbeuteten Fahnen

Notizblätter

Das Armeemuseum in München

Das im Jahre 1879 von König Ludwig II. begründete bayrische Armeemuseum hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens dank dem Geschick und Eifer seiner Leiter und Förderer, vor allem des Prinzen Rupprecht von Bayern, der in den neunziger Jahren das Protektorat über das Institut übernahm, aus kleinen Anfängen zu einer höchst stattlichen, reichhaltigen Sammlung entwickelt, die ihrem wissenschaftlichen und nationalen Zweck in vortrefflicher Weise dient und den älteren historischen Museen der bayrischen Hauptstadt sehr bald völlig ebenbürtig zur Seite stehen wird. Das rasche Anwachsen der ursprünglich im Zeughause auf Oberwiesenfeld untergebrachten Sammlungen machte schon



Der neue russische Oberbefehlshaber General Linewitsch
Nach einer Zeichnung von Th. Rocholl

nach zwei Dezennien die Errichtung eines neuen, großen, bequem erreichbaren Gebäudes notwendig, in dem das wertvolle Material übersichtlich aufgestellt werden konnte, und so wurde in den Jahren 1900 bis 1904 auf dem Platz der ehemaligen Hofgartenkaserne in unmittelbarer Nähe der königlichen Residenz ein großartiger Monumentalbau aufgeführt, der seit dem Juni vorigen Jahres alle im Armeemuseum vereinigten kriegsgeschichtlich interessanten Gegenstände enthält und am 12. März dieses Jahres, dem vierundachtzigsten Geburtstag des Prinzregenten Luitpold, von dessen ältestem Sohne, dem Prinzen Ludwig, feierlich eröffnet wurde. Das neue Museum ist ein 160 Meter langes Gebäude im Stil der italienischen Renaissance, bestehend aus einem kuppelgekrönten Mittelbau und zwei Zwischenbauten, die von zwei als Risaliten behandelten, mit ionischen Halbsäulen maskierten Kopfbauten abgeschlossen werden; nach Norden hin ist ein 36 Meter langer Seitenflügel angebaut. Im Innern wirkt besonders imposant die 32 Meter hohe und 26 Meter breite, reich ausgeschmückte Kuppelhalle, in der von der Galerie zahlreiche alte Fahnen des bayrischen Heeres und Siegestrophäen herabhängen. Längs der Hauptwand sind die Büsten der vier Vorgänger des jetzigen Königs aufgestellt, in der Mitte steht die von Hugo Kauffmann modellierte Ganzfigur des Prinzregenten Luitpold. Das Erdgeschoß enthält auf der einen Seite Handfeuerwaffen, auf der andern Geschütze, das obere Stockwerk Uniformen, Hieb- und Stoßwaffen, Gemälde und so weiter, und zwar im nördlichen Flügel aus der Zeit von 1500 bis 1805, im südlichen aus der neueren Zeit. Das Gebäude ist nach dem Entwurf und unter der Oberleitung des Geheimen Oberbaurats Mellinger ausgeführt worden; um die Aufstellung der Sammlungen haben sich besonders der Vorstand des Museums, Major Fahrmbacher, der Maler Anton Hoffmann und Oberzahlmeister Freiherr v. Hunoldstein verdient gemacht. Die Kosten des Baues betragen 2150000 Mark.

Vom Krieg in Ostasien

Trotz der schlimmen, fast hoffnungslosen Lage, in die das russische Heer in der Mandschurei durch die furchtbare Niederlage bei Mukden gekommen ist, hat der Zar beschlossen, den Krieg fortzusetzen und neue Truppen zur Bekämpfung des Feindes auszusenden. Dieser Beschluß mag vom Standpunkt des russischen Ehrgefühls und Nationalstolzes aus begreiflich sein, aber außerhalb des Zarenreiches dürfte es kaum jemand geben, der an die Möglichkeit glaubt, daß es den Russen noch gelingen wird, eine entschiedene Wendung des Kriegsglücks zu ihren Gunsten herbeizuführen. Die Japaner setzen die Verfolgung der geschlagenen Armee mit allem Nachdruck fort sie haben nicht nur Tieling, sondern sogar schon das 40 Kilometer nördlich davon gelegene Kaiyuan besetzt, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, bis Charbin gelangen werden. Ihre ganze Hoffnung setzen die Russen jetzt auf den General Linewitsch, den bisherigen Kommandeur der Ersten Armee, der an Stelle des Generals Kuropatkin, doch wohl nur vorübergehend, mit dem Oberbefehl betraut worden ist. Linewitsch, der im sechsundsechzigsten Lebensjahre steht, hat sich schon während der Boxerwirren als Befehlshaber der russischen Truppen hervorgetan und sich zuletzt in der Schlacht bei Mukden besonders ausgezeichnet, indem es ihm gelang, seine Armee in guter Ordnung und mit verhältnismäßig geringen Verlusten aus dem Kampf zu führen; auch besitzt er das Vertrauen der Truppen in hohem Grade — aber ob er fähig ist, eine unaufhörlich geschlagene Armee zu reorganisieren und sie gegen einen jetzt in jeder Hinsicht überlegenen Feind zum Siege zu führen, hat er erst noch zu beweisen. Sehr merkwürdig ist es, daß der Zar den General Kuropatkin, nachdem er ihn zuerst in ungnädigster Form seines Postens enthoben hatte, nachher mit dem Kommando der Ersten Armee betraut hat, wodurch der bisherige Oberbefehlshaber der Untergebene des Generals Linewitsch geworden ist.

Rudolf von Alt †

Rasch nach Adolf Menzel, dem Altmeister deutscher Kunst, ist nun auch der ehrwürdige Senior der österreichischen Künstler, Rudolf von Alt, fast dreiundneunzig Jahre alt, aus diesem Leben abberufen worden. Alts große künstlerische Bedeutung liegt im Aquarell; ähnlich wie Menzel, dem er in vieler Hinsicht wesensverwandt war, hat er diese in früheren Zeiten wenig geübte Technik mit besonderer Vorliebe und feinstem Empfinden gepflegt und wesentlich zu ihrer Popularisierung beigetragen. Sein bevorzugtes Stoffgebiet war die Landschaft, und insbesondere in der farbigen Wiedergabe architektonischer Werke hatte er es zu einer Meisterschaft gebracht, die anfangs zwar nur von Kennern geschätzt wurde, seit einem Vierteljahrhundert aber allgemein bewundert und anerkannt wird. Auf zahlreichen Reisen, die ihn nach Italien, Dalmatien, Kärnten, Böhmen, Galizien, nach Deutschland und in die Krim führten, suchte und fand der unermüdlich Schaffende immer neue Motive, doch die besten und für ihn reizvollsten bot ihm seine Heimatsstadt Wien, deren zum großen Teil längst verschwundene malerische alte Bauten, Plätze und Gassen, darunter vor allem den Stephansdom mit seiner Umgebung, er in einer kaum übersehbaren Reihe seiner Aquarelle verewigt hat. Der im Besitze des Kaisers Franz Josef befindliche Zyklus „Wien einst und jetzt“ gilt als sein Hauptwerk. 1874 wurde er von der Wiener Künstlergenossenschaft zum Vorstand gewählt. In demselben Jahre erhielt er den staatlichen Auftrag, die bedeutendsten Bauwerke der österreichischen Monarchie zu malen. Wie Menzel hielt sich Alt Zeit seines Lebens innerlich fern von allen Modeströmungen und -richtungen und blieb sich selbst stets treu in der künstlerischen Auffassung, die ihm sein Wesen eingab. Wie jugendfrisch dieses bis in seine Greisenjahre blieb, zeigt am besten die einzig dastehende Tatsache, daß er im Alter von dreiundachtzig Jahren sich an die junge Wiener Sezession anschloß und als Präsident an ihre Spitze trat. Mit äußeren Ehren überhäuft und bis in seine letzten Lebenstage schöpferisch tätig, ist Rudolf von Alt als ein glücklicher Greis am 12. März still und friedlich in die ewige Ruhe hinübergegangen.



Rudolf von Alt †



Phot. Colliers Weekly

Japanische Feldküche am Schaho



Abschied eines ausgehobenen russischen Bauern von seiner Familie und dem ganzen Dorf

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 27



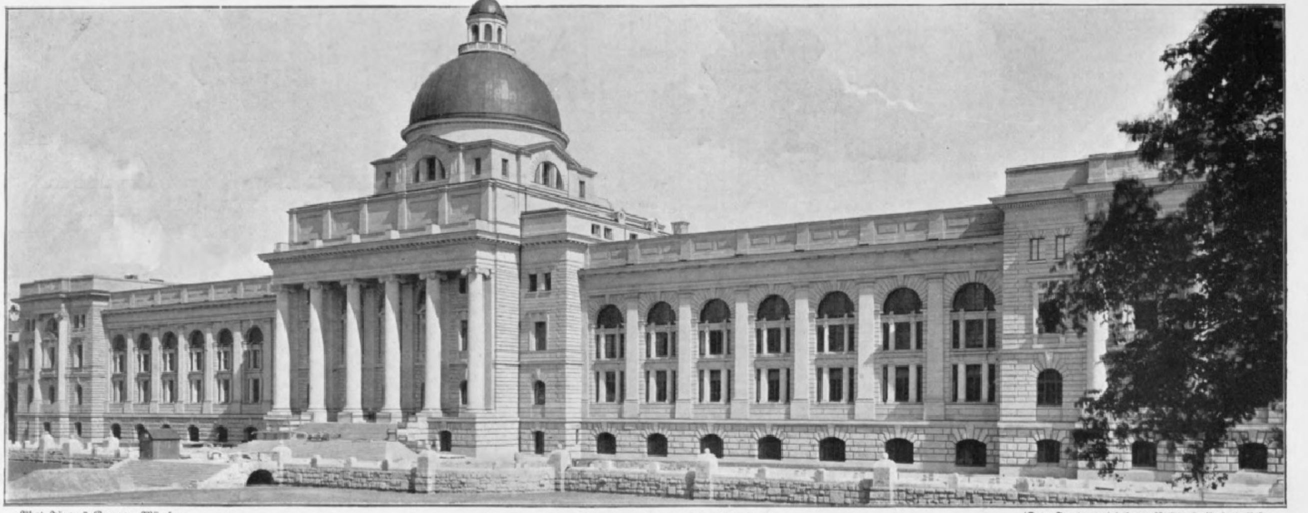
Frühlingslied

Bild von Hans Looschen — Gedicht von Johannes Trojan

Was war das für ein heller Ton,
Der klingt so lieblich nach?
Der Lenz erschien, es blühten schon
Die Veilchen auf am Bach.

Aufs neu schmückt bräutlich sich die Welt,
Wie prangen Flur und Hain!
Durch silbergrünes Aehrenfeld
Geht es sich gut zu zwein.

Nun Nachtigall gekommen ist,
Erschließt wohl bald sich auch,
Von lindem Lufthauch wachgeküßt,
Die erste Ros' am Strauch.



Phot. Jäger & Goergen, München

Das neue Armeemuseum in München

(Der Text zu diesem Bilde befindet sich unter den Notizblättern auf S. 642)

Totenschau

General der Kavallerie z. D. Otto v. Frankenberg-Lüttwitz, 75 J., 10. März, Berlin-Halensee. — Professor Dr. Wilhelm Schulek, Ophthalmologe, 62 J., 13. März, Budapest. — Chambareaud, Präsident der Strafkammer des französischen Kassationshofes, aus der Dreyfus-Affäre bekannt, 73 J., 15. März, Vesinet (Frankreich). — Geheimer Justizrat Dr. Hermann Hüffer, Professor der Rechtswissenschaft, namhafter Historiker und Literarhistoriker, 75 J., 15. März, Bonn. — Amalie Skram, norwegische Romanschriftstellerin, 58 J., 15. März, Kopenhagen. — Gymnasialdirektor Dr. Johannes Zahn, bekannter Pädagoge, 77 J., 16. März, Düsseldorf. — Professor Dr. Paul Garnier, hervorragender Psychiater, 17. März, Paris. — Polizeidirektor Karl August Zahn, Chef der politischen Polizei in Elsaß-Lothringen, 67 J., 17. März, Straßburg i. E. — Geheimer Hofrat Dr. Julius Neßler, hervorragender Agrikulturchemiker, 78 J., 18. März, Karlsruhe. — Bischof Dr. J. G. v. Ehrler, 72 J., 18. März, Speier. — Hofrat Professor Karl Porth, bekannter Heldendarsteller, 72 J., 19. März, Dresden. — Hans Freiherr v. Hammerstein, preußischer Minister des Innern, 62 J., 20. März, Berlin.



Gräfin Montignoso mit ihrer Tochter in Fiesole

Briefmappe

Frau v. M. in K. und stud. theol. R. S. in L. Die Schiller-Predigten des Pastors Burggraf in Bremen endigen erst am 18. Juni; die dafür noch in Aussicht genommenen Tage sind 2., 16., 21. und 24. April, 7. und 21. Mai, 1., 4., 11. und 18. Juni. Verzeichnisse mit näheren Angaben sind durch den Kirchendiener Willenbrock in Bremen, Ansgariikirchhof 18, zu beziehen.

Dr. med. G. Bonne in Klein-Flottbeck. Ihrem Wunsche gern entsprechend, machen wir hiermit unsre Leser darauf aufmerksam, daß zum weiteren Ausbau der von Konsul Burchard begründeten segensreichen Heilstätte für Lungenkranke au. dem Mittelstande in Davos dringend um weitere Gaben gebeten wird, die an Herrn Kaiserlich deutschen Konsul Burchard in Davos zu adressieren sind.

A. 10, Regensburg. Die in Tsingtau erscheinende deutsche Tageszeitung führt den Titel „Tsingtauer Neueste Nachrichten".

Paul G.-B. in Sch. Daß Englands Flächeninhalt durch den Absturz von Felsmassen an den Küsten, namentlich an der Ostküste, ständig abnimmt, ist Tatsache. England verliert jährlich so viel Land wie Gibraltar an Boden umfaßt, und allein an der Ostküste bröckelt jährlich so viel Land ab, wie die Insel Helgoland bedeckt. Was England in den letzten vierhundert Jahren an Boden verloren hat, entspricht an Flächeninhalt der jetzigen Grafschaft London. Genau betrug die Abnahme der Grundfläche von Großbritannien nach den vom Ackerbauministerium veröffentlichten amtlichen Angaben in den Jahren 1867 bis 1900 182 207 Acres (1 Acre = 40,5 Ar).

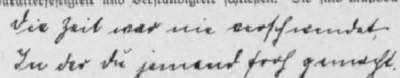
Ing. M. in Troppau. Zum Bezug von Werken, wie sie in Ihrer Anfrage angeführt sind, läßt sich für Sie vielleicht E. Morgensterns Buchhandlung (mit Antiquariat) in Breslau empfehlen. — Als Musikalienantiquariat nennen wir Ihnen die Firma V. Kratochwill & Co., Wien I, Wollzeile 1. — Ein Konservatorium, in dem Unterricht im Kunstpfeifen erteilt wird, gibt es in Deutschland nicht. — Ihre beiden andern Anfragen sind so unklar formuliert, daß sie sich so nicht beantworten lassen.

K. J. von K. in B ... za. Als Antiquariate und Buchhandlungen für orientalische Werke nennen wir Ihnen die Münchner Firmen Jacques Rosenthal (Karlstraße 10), Ludwig Rosenthal (Hildegardstraße 16) und Theodor Ackermann (Promenadeplatz 10); ferner Karl W. Hiersemann in Leipzig, Königstraße 3. — In Stuttgart ist eine technische Hochschule, aber keine Universität; an der Universität Tübingen, der einzigen, die das Königreich Württemberg besitzt, ist keine Lehrkraft, die über türkische oder persische Sprache und Geschichte liest.

Handschriften-Beurteilung

T. E. in Fürth. Sie sind nicht gewohnt, sich lange bei Einzelheiten aufzuhalten, des langen und breiten hin und her zu erwägen, ehe Sie handeln, und hunderterlei Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Für alles derartige sind Sie viel zu viel Augenblicksmensch, haben Sie zu sehr die Neigung, rückhaltlos der momentanen Stimmung zu folgen und dem Impuls gemäß zu handeln. Sie sind oft zu eilig, zu rasch bei der Hand mit der Ausführung einer Idee und zu wenig überlegt. Sie nehmen sich selten die nötige Zeit, etwas wirklich gründlich zu machen, gehen voll Eifer und Energie an eine Aufgabe heran und führen sie schließlich flüchtig durch. Sie suchen sich undurchdringlich zu halten und fürchten leicht, schon zu viel gesagt zu haben. Ein gewandter, fixer Korrespondent.

Marie. Die wellenlinienförmige Basis Ihrer Zeilen läßt bei der gleichmäßigen Höhe der Buchstaben eines Wortes und dem totalen Mangel an abnehmenden Endungen auf Biegsamkeit und Takt schließen. Da die Füße der kurzen Minuskeln dabei ziemlich eckig und die ganze Schriftlage eine mäßig schräge ist, darf man des weiteren auch auf Charakterfestigkeit und Verständigkeit schließen. Sie sind maßvoll in



allem, in Ihrem Empfinden sowohl wie in Ihren Ausgaben und Ihren Ansichten. Die große Leserlichkeit und Klarheit der Schrift läßt auf Klarheit des Denkens, ihre ganze Einfachheit auf Einfachheit und Natürlichkeit im Auftreten schließen. Die manchmal unten abgebogenen Endstriche in den langen Minuskeln (siehe h in „verschwendet", g in „gemacht") in Zusammenhang mit den knappen Endstrichen und den Häkchenendungen, wie sie zum Beispiel der Querstrich des t in „verschwendet" aufweist, verraten Eigenwillen und Freude am Dominieren in häuslichen Angelegenheiten. Sie gehen auf keinerlei Effekte aus, wollen nichts scheinen, was Sie nicht sind, und halten immer eher mehr, als Sie versprechen.

Ein sogenannter Freistädter. Sie haben Phantasie, Einbildungskraft und viel Sinn für Formen und Dekorum. Die Außenseite der Dinge ist Ihnen nicht gleichgültig, Sie entwickeln Geschmack im Arrangement und haben Freude an Behaglichkeit und einem gewissen Luxus. Sie sind deshalb noch lange kein Verschwender, denn Sie gehen systematisch vor, teilen ein, nutzen das Vorhandene geschickt aus, sind geordnet und einteilsam.

Ein zweiter Freistädter. Eine positive Natur, nüchtern, verständig, überlegt. Selbstbeherrscht. Sich in nichts überstürzend. Alles ernst nehmend. Auch den Genuß nicht verschmähend.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz (Schweiz)





Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 7

Turnierpartie, gespielt zu Cambridge Springs am 5. Mai 1904
(Nach „Lasker's Cheß Magazine")

Nordisches Gambit

Weiß: J. Mieses. — Schwarz: M. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	13. a2×b3	Sg8—f6
2. d2—d4	**e5×d4**	14. Se3—e2![3])	Sf6—h5
3. c2—c3	**d4×c3**	15. f2—f4![4])	De6—g6
4. Lf1—c4	c3×b2	16. Se2—d4	Sh5—f6
5. Lc1×b2	Dd8—e7[1])	17. Dd1—e2	Lc8—b7
6. Sb1—c3	c7—c6	18. Sd4×b5[5])	c6×b5
7. Sg1—e2	b7—b5	19. De2—c7	Lf8—b4[6])
8. Lc4—b3	a7—a5	20. Dc7×b7?[7])	0—0
9. Ta1—c1[2])	Sb8—a6	21. Tf1—f3?[8])	Ta8—b8!
10. 0—0	Sa6—c5	22. Db7—a7	Sf6×e4 und
11. Se2—d4	Sc5×b3		
12. Sd4—f5	De7—e6		

Schwarz gewann leicht, da 23. Sf5×g7 mit f7—f6 24. Da7×d7 Tf8—f7 beantwortet wird.

[1]) Ein Lieblingszug Tschigorins, aber schwerlich so gut wie d7—d6. Falls dann 6. Dd1—b3, so Lc8—e6 mit Aufgabe eines der beiden gewonnenen Bauern und gutem Spiel.

[2]) Begegnet dem drohenden Bauernvormarsch durch Freigabe des Feldes a1 für den Läufer und indirekten Angriff auf den Lc8.

[3]) Ein ausgezeichnetes Manöver. Weiß droht Damengewinn durch 15. Se2—f4; falls 14. . . . . De6×e4, so 15. Tf1—e1 Ke8—d8 16. Se2—d4 De4—d5 17. Te1—e5 Dd5×e5 18. Sd4×c6† und gewinnt, und falls 14. Sf6×e4, so 15. Se2—d4 nebst 16. Tf1—e1 u. s. w.

[4]) Falls sofort 15. Se2—d4, so De6—g6 16. Sf5—h4 Dg6—g5. Der Textzug ist eine gute Vorbereitung.

[5]) Ein feines Opfer, das die Partie gewinnen sollte.

[6]) Falls etwa Lb7—a6, so 20. Dc7—e5† Ke8—d8 21. Tf1—d1 mit der Drohung 22. De5—c7† und 23. Lb2×f6.

[7]) Janowski machte hier die gewinnbringende Fortsetzung 20. Tc1—c5 ausfindig. Schwarz darf dann nicht rochieren wegen 21. Sf5—e7†; falls 20. . . . . Lb4×c5†, so 21. Dc7×c5 mit unwiderstehlichem Angriff, und falls 20. . . . . Sf6—d5, so 21. Dc7—e5† Ke8—f8 22. Tc5×b5 u. s. w.

[8]) Ein unglückliches Uebersehen. 21. Sf5×g7 war der gebotene Zug. Wenn dann Dg6×g7, so 22. Tf1—f3 Kg8—h8 23. Tf3—g3 Dg7—h6 24. Db7×d7 mit den Drohungen 25. Te1—e6 und 25. Dd7—h3.



Erster Gedanke

Bergführer: „Auf'n Mittagskogel sollten S' auch 'nauf, Fräul'n; 's is sehr lohnend!" —

Touristin: „So!? . . Ja, hat sich denn dort oben schon jemand verlobt?"

Schachbriefwechsel

G. H. in Hamburg. Sie sehen das Brett von der verkehrten Seite an; wo „Weiß" beziehungsweise „Schwarz" gedruckt steht, da ist das betreffende Heerlager. In Nr. 10 würde also Ihr Zug 1. La1×e3† mit b4×e3 beantwortet werden, nicht (wie Sie annehmen), mit e4—e5, da dieser Bauer nach e3 zu wandern hat.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: August Höse in Bialystok zu Nr. 9; Ernst Carlebach in Heidelberg und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 10; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 11.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Aimée Duc, Des Pastors Liebe. Ein modernes Sittenbild. Roman. ℳ 3.—. Zürich, C. Schmidt.
Hansjakob, Hch., Sommerfahrten. Tagebuchblätter. Illustr. von C. Liebich. ℳ 5.—. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Hertzsch, Rob. H., Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes. ℳ 1.60. Leipzig, Selbstverlag.
Isolani, Eugen, Die lange Nase und andres. Moderne Fabeln. ℳ 1.60. Zürich, C. Schmidt.
Marie-Madeleine, Die indische Felsentaube. ℳ 2.—. Bremerhaven, L. v. Vangerow.
Müller-Poyritz, K., Max Burkert. Drama aus dem Arbeiterleben. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierson.
Seidel, A., Wörterbuch der japanischen Umgangssprache. Gebd. ℳ 2.50. Oldenburg, Schulze.
Vomacka, Ad., Des Frisiersalons Nebenerwerb: Haarpflegemittel. ℳ 2.—. Wien, A. Hartleben.
Walter, Ernst, Am Webstuhl der Geschichte. Eine kulturhistorische Episode aus dem 19. Jahrh. ℳ 4.—. Dresden, E. Pierson.

Anagramm

Samtaugen sind's, mit denen dich
Anschaut mein Blütenkind
Und voller Duft und Schönheit sich
Wohl leicht dein Herz gewinnt.

Stell' um, sobald das Köpfchen schwand,
Ein einzig Blättchen zart —
Was aus der Wandlung wohl entstand?
Zur Frau die Blume ward!

Vielleicht nicht oft des Namens Ton
Im Leben dich berührt,
Doch hat auf eines Nordlands Thron
Die Kön'gin ihn geführt.

Setz nur das Köpfchen wieder an
Und misch' ein s auch ein,
Um andere Gestaltung dann
Nochmals dem Wort zu leihn.

Ein ernster Bau erhebt sich nun
Und tut die Pforten auf
Für hohe Schläfer, die dort ruhn
Nach ihrem Pilgerlauf. M. Sch.

Rätsel

Ich glänz' am Sternenhimmel
In stiller dunkler Nacht,
Und meine Sterne halten
Gar treulich für dich Wacht.

Nimmst du mir Kopf und Ende,
Steig' ich zur Erd' hinab
Und schmücke dort als Pflanze
Manch teures liebes Grab. F. P.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 600:

Des Silbenrätsels: Kastengeist.
Des Wechselrätsels: Mentone — Moneten.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Margarethe Brosig in Stuttgart (6); K. Meister in Basel (2); „Sonnenblume" in Heilbronn (2); „Pfiffikus" in Rostock (2); Frau Leopoldine Lippert in Wien (3); Gustav Franck in Darmstadt (2); Käthe Fischer in Rochlitz, Sachsen (3); Ludwig Fischer in Gelsenkirchen (4); Helene Pflaum in Immenstadt, Allgäu (3); Ignaz in Ansbach (3); Otto Scherer in Berlin (2); Marius in Dresden (4); Helene Kraft in Pforzheim (3); Julius Polatschek in Wien (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Myriam in Warschau (4); L. Z. in Detmold (3); „Oedipus" in Emden (2); „Erzschlaukopf" in Passau (3); H. Krautschneider in Wien (3).

Zur gefälligen Beachtung.

Das **erste** und **zweite** Quartal (Nr. 1—26) des laufenden 47. Jahrgangs von **„Ueber Land und Meer"**, der schon mit Oktober 1904 seinen Anfang nahm, kann von **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege zum Abonnementspreise nachbezogen werden, auf dem sie das dritte Quartal (Nr. 27 und folgende) erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Expedition gegen Franko-Einsendung des Abonnementsbetrages von M. 7.— zur sofortigen direkten Uebersendung der beiden Quartale gern bereit.

Stuttgart, Neckarstraße 121/23.

Expedition von „Ueber Land und Meer".

Alle Ankündigungen,

welche zur **Bade-, Reise- und Kur-Saison**



in Beziehung stehen und für ein vornehmes, gut situiertes Publikum berechnet sind, finden erfahrungsgemäß in **„Ueber Land und Meer"** eine zweckentsprechende Verbreitung.

Wir erlauben uns daher, unsere Zeitschrift zur umfangreichen Benützung für solche Anzeigen zu empfehlen und auf nebenstehenden Termin-Kalender zu verweisen.

Hochachtungsvoll

Expedition von „Ueber Land und Meer",
Abteilung für Anzeigen.

Stuttgart, Königstr. 33.

№	Erscheint am:	Schließt am:
30	30. April 1905	12. April 1905
31	7. Mai „	19. „ „
32	14. „ „	26. „ „
33	21. „ „	3. Mai „
34	28. „ „	10. „ „
35	4. Juni „	17. „ „
36	11. „ „	24. „ „
37	18. „ „	31. „ „
38	25. „ „	7. Juni „
39	2. Juli „	14. „ „
40	9. „ „	21. „ „
41	16. „ „	28. „ „
42	23. „ „	5. Juli „
43	30. „ „	12. „ „
44	6. August „	19. „ „
45	13. „ „	26. „ „
46	20. „ „	2. August „
47	27. „ „	9. „ „
48	3. Septbr. „	16. „ „
49	10. „ „	23. „ „
50	17. „ „	30. „ „
51	24. „ „	6. Septbr. „
52	30. „ „	13. „ „

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

VIII

(Fortsetzung)

In Düsseldorf blühten die Bäume, als wären sie gesegnet. Süßer, schwerer Duft strich vom Hofgarten her über den Rheinstrom, mischte sich mit seinem Teergeruch und ließ die Jugend, die die Ruder handhabte, sehnsüchtig die Köpfe recken, als träumte sie von Meerfahrten und fernen Gewürzinseln. Im langgestreckten Akademiegebäude standen sämtliche Fenster weit offen. Ewald Wiskotten saß in seiner Klasse und kopierte einen Gipskopf auf den Zeichenbogen. Mechanisch zog er die Linien nach, prüfte mit müde erhobenem Arm, den Kohlenstift als Maßstab nutzend, aus der Entfernung die Größenverhältnisse, vollendete die Umrisse und begann, die Schatten hineinzuwischen. Der Professor hatte eine halbe Minute hinter seinem Schemel gestanden, war ihm mit dem Bleistift in die Zeichnung gefahren und hatte mißbilligend vor sich hingeknurrt.

„Wer ist nun das schielende Scheusal? Die Antike oder Sie? Für den Gips leg' ich die Hand ins Feuer."

Als er gegangen war, radierte Ewald Wiskotten ärgerlich die Korrekturen des Professors aus, zog eine Hilfslinie von der Nasenwurzel zum Nasenflügel und legte das Auge aufs neue an. Aber der Apollo schielte nur noch heimtückischer. Da gab er's für heute auf, den Prometheus zu spielen und den göttlichen Funken zu suchen. Durch das offene Fenster lockte der Mischgeruch von Teer und Würzhauch. Er stand auf und lehnte sich hinaus. Die Sonne hatte werbende Kraft. Drunten, rheinabwärts, hatte man die erste Badeanstalt ausgefahren.

In seinen Gliedern lag seit Wochen eine Mattigkeit, über die er nicht Herr zu werden vermochte. Der breit dahinfließende Rhein schickte ihm eine Aufforderung hinauf. Und er widerstand nicht länger. Er packte sein Zeichenmaterial zusammen und verließ mit hastigen Schritten den Saal. Ein paar Akademiker blickten auf und lachten hinter ihm drein.

„Na, Langer, gibst du Fersengeld?"

„Der Kerl ist so klapperig, als hätte Apollo ihn als Marsyas geschunden."

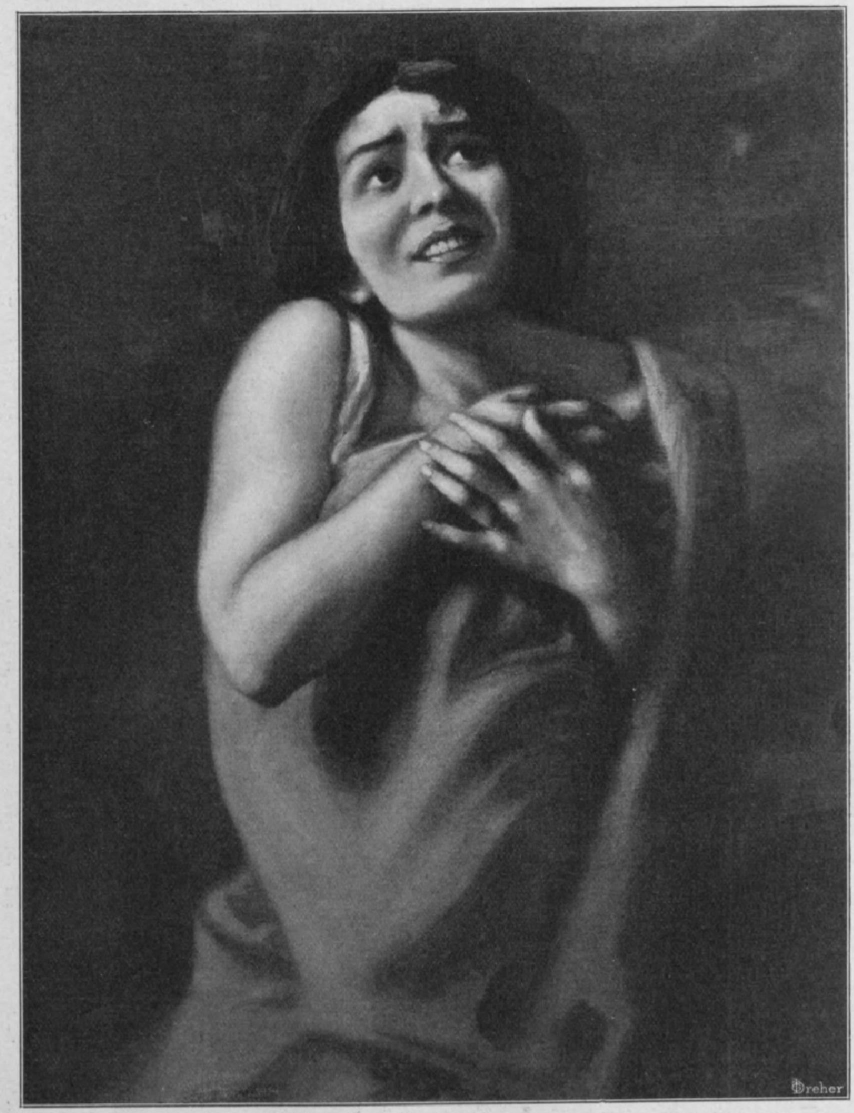
„O nee! Der Wiskotten hat den Apollo geschunden. Süch ens d i e Zeichnung."

Er machte, daß er von dannen kam. Wütend rannte er über die Korridore, nahm die Treppenstufen paarweise und atmete erst erleichtert auf, als er das lastende Gebäude im Rücken wußte. Vor der Badeanstalt kramte er die Groschenstücke aus der Tasche, trat in die Zelle, riß an seinem Anzug, als wäre es ein Panzer, und sprang kopfüber ins Wasser.

„Achtung, Drickes," lachte der Besitzer dem Wärter zu, „dat is ene Selbstmörder."

„Sie, jong Här, jagen Sie uns nich die Fisch' weg! Sie müsse die Fisch' erst langsam an Ihren Anblick gewöhne."

Prustend kam Ewald Wiskotten nach oben. „Schafskopp!" schrie er und tauchte von neuem unter.



Die Schlaftänzerin Magdeleine. Nach einem Gemälde von Albert von Keller (München)

„Wat hat er gesagt? Ich glöw, er hat mich geschimpft.“

„Er hat dich erkannt, Drickes. Dat is keine Selbstmörder. Der hat noch sehr klare Momente.“

„M'r kann sich auch irren, Baas. Wat die Adresse anlangt“ — —

Ewald Wiskotten stieß heftig gegen einen andern Schwimmer. „Hoppla,“ sagte er und wollte weiter.

„Ich werde Ihnen gleich: Hoppla! Sie leiden wohl an Verfolgungswahn?“

Wütend machte der junge Mann kehrt und schnellte den Oberkörper aus dem Wasser. „Frechheit!“

„Was —?“

Auf und ab wippend schauten sie sich ins Auge.

„Donnerkiel, dat is ja der Ewald Wiskotten . . .!“

„Ernst Kölsch? Ich hab' dich in deinen triefenden Haaren gar nicht erkannt.“

„Blaue Flecken hab' ich von dir. Du hast wohl dein Fleisch in der Garderobe abgegeben und nur die Knochen ins Wasser geworfen?“

„Herrgott, bin ich denn so mager geworden, daß es bereits auffällt?“

„Ich würd' mir an deiner Stelle einen englischen Anzug machen lassen oder Pumphosen tragen. Die wären sehr kleidsam.“

„Scherz beiseite. Ich fühl' mich ganz wohl.“

„Das soll mich freuen,“ sagte der andre trocken und warf sich wassertretend auf den Rücken. „Uebrigens: Anna war in Düsseldorf. Weshalb? Ja, wie soll ich sagen? Um mein Zeug zu flicken oder um mir am Zeuge zu flicken. Beides hielt sie für nötig. Läßt dich grüßen. Brr — jetzt krieg' ich eine Gänsehaut. Doch noch verdammt kalt, das Wasser. Komm mit heraus.“

Als sie nebeneinander zur Zelle schritten, warf Ernst Kölsch einen prüfenden Blick auf den Heimatsgenossen. Und dann über die eigne, stämmige Gestalt. Aber er sagte nichts weiter. Sie rieben sich ab, kleideten sich an und gingen bummelnd durch den Hofgarten zur Stadt. An der Ecke der Alleestraße wollte sich Ewald Wiskotten von seinem Begleiter trennen.

„Warum? Willst du arbeiten?“

„Ich möcht' heut mal bei Zinters essen. Und die sind pünktlich.“

„Hast wohl Angst vor deinem Herbergsvater? Schlechte Angewohnheit. Mußt du dir und ihm abgewöhnen.“

„Ich hab' da Rücksichten zu nehmen — —“

„Ach so. Versteh' schon. Mit der Miete im Rückstand. Na, wenn ich Wiskotten hieße!“

„Und was wär dann?“

„Der Name ist doch wie bar Geld. Den ließ' ich wechseln.“

Ewald Wiskotten zog die Brauen zusammen. Sein blasses junges Gesicht wurde finster und älter über seine Jahre hinaus. „Ich trag' den Namen für mich allein, und so gilt er nichts. Noch nicht!“

Sein Begleiter kniff ein Auge ein. „Nobel siehst du gerade nicht aus. Wenigstens einen anständigen Schneider sollt'st du dir halten.“

„Wenn ich dir so nicht passe, brauchst du ja nicht mit mir herumzulaufen.“

„Du, hör mal, wir sind hier nicht in eurer Fabrik. Den Befehlshaberton kannst du dir sparen.“

„Adieu,“ sagte Ewald Wiskotten kurz, warf den Kopf auf und ging mit langen Schritten über die Straße.

Einen Augenblick zögerte Ernst Kölsch. Dann siegte seine Gutmütigkeit, und er rannte ihm nach. „Du, Ewald!“

„Was willst du?“

„Dich fragen, ob du mit mir zu Mittag essen willst. Bei Schmitz in der Weinstube. Fein, sag' ich dir.“

„Ich laß' mich nicht freihalten.“

„Mensch, ich hab' doch ein Bild verkauft!“

„Was —?“ Mit einem Ruck wandte er sich um. „Wahrhaftig? Nee, du, sag: ein Bild? Was denn und wem? Ernst, herrje, wie ich mich freu'! Jetzt marschieren die Wuppertaler an! Jetzt kommen wir! So sprich doch! Was für ein Bild?“

Ernst Kölsch stiebte ein Stäubchen von seinem eleganten Anzug. Neben dem Fabrikantensohn im abgescheuerten Jackett glich der Werkmeisterssohn einem vornehmen Dandy. „Was für ein Bild?“ sagte er ruhig und knipste weiter. „Ein Gastmahl des —“

„Ein Gastmahl des Plato?“

„Nee, des Bacchus. Was soll der Wein-Schmitz mit andrer Philosophie als der, die aus den Trauben steigt?“

„Der Wein-Schmitz? Bei dem du zu Mittag ißt?“

„Derselbige. Du hatt'st wohl gedacht, ich hätt' einen Freitisch beim Fürsten von Hohenzollern in Schloß Jägerhof? Ich muß zahlen wie jeder andre Sterbliche, und wenn ich nicht zahlen kann und hab' gerade Hunger, dann muß ich eben — malen.“

„Ja, ist denn der Schmitz — Bilderhändler?“

„Weinwirt ist er. Und eine originelle Bude will er haben. Die wichs' ich ihm so peu à peu voll, wenn die Rechnung es verlangt. Jetzt ist nur noch eine Querwand frei. Hab' ich die auch erst unter Oelfarbe gesetzt, muß ich einen Lokalwechsel vornehmen. Ja, was staunst du denn? Auf diese Weise entstehen hier in Düsseldorf die besuchtesten Kneipen, und der Mäcen und sein Künstler fühlen sich wohl dabei.“

„Was hast du denn gemalt?“

„Einen stadtbekannten feudalen Offizier als Bacchus, ein paar leckere junge Mädchen, die sich mit einer Pantherkatze um eine Traube balgen, die ihnen der Gott zugeworfen hat, und einen dicken töchterreichen Stammtischgast als schwermütigen Silen.“

„Werden sich die Herrschaften auch nicht wiedererkennen?“

„Keine Sorge, ich habe sie alle zusammen nackt gemalt. Dadurch wurden sie Mythologie.“

„Jetzt geh' ich mit,“ lachte Ewald Wiskotten. Aller Aerger war verflogen. Eine gehobene Künstlerstimmung war über ihn gekommen. So hatte er sich's gedacht: Lachende Sonne, lachende Lebensauffassung! Nieder mit dem Philistertum, hoch die Kunst! Und er hatte quälerisch in grauen Nebeln getappt, unfroh und ohne Spannkraft. Leichtlebig und vertrauensselig sprang der ältere Kamerad in der Sonne herum. „Du hast den Schlüssel, Ernst. Wie findet man den?“

„Man braucht nur was zu können,“ sagte der, zuckte die Achseln und faßte den jungen Landsmann unterm Arm.

Beim Wein-Schmitz bewunderte Ewald Wiskotten das Wandgemälde. „Recht laut,“ knurrte ihm Kölsch zu. Und Ewald Wiskotten verstieg sich schlankweg zu der Behauptung, daß das in ganz Düsseldorf keiner nachmachen könne, selbst der Akademiedirektor, der Pitter Janssen, nicht.

„Sie sind wohl sachverständig?“ fragte der Wirt. „Dat kömmt bei Ihnen wie klar Wasser.“

„Ich bin selber Maler,“ antwortete der Junge stolz. „Aber vor so einer Arbeit kennt man eben keinen Neid.“

Da ließ der Wirt gern zu, daß Kölsch ihm den Freund als seinen Gast vorstellte, und hatte auch nichts dagegen, daß nach der ersten die zweite Flasche Kupferberg Gold den Stöpsel knallen lassen mußte. Der Schaumwein regte Ewald Wiskotten gewaltig auf. Das Blut rieselte ihm wohliger durch die Adern, er sah durch einen rosigen Schleier, und bald ging sein Mut auf Stelzen.

„Es ist ein Skandal, daß man sich auf der Akademie abschinden muß. Ein Vierteljahr sitz' ich nun vor demselben Apollo. Einmal von vorne, einmal von der Seite, einmal von hinten. Da ekelt einen ja zuletzt die edelste Schönheit an.“

„Schimpf du nur, wenn's dich erleichtert.“

„Hab' ich nicht recht? Die sollten mich einmal machen lassen, was ich wollte. Denen wollt' ich's zeigen.“

„Was denn?“

„Ach, was Lebendiges, was Eignes, so etwas, weißt du, was sonst keinem einfällt — du hast es ja auch gezeigt.“

„Ich —? Was kennst du denn von mir?“

„Nun — hier das Bacchanal.“

„Laß mir nur den Quark aus dem Spiel. Das sind doch Witze, Papierkorbschnitzel. Meine Zeit ist noch nicht gekommen, und ich wart's ab.“

„Aber auf was wartest du denn noch? Wenn ich das könnte — —!“

„Auf die große Sammlung. Mir ist es noch nicht schlecht genug im Leben ergangen oder noch nicht gut genug. Das Triumphgeheul des Todes oder des Lebens hat sich noch nicht eingestellt.“

Ewald Wiskotten trank in einem Zuge sein Glas leer. „Nein,“ sagte er, „nur nicht warten. Wir müssen auf den Plan treten und da sein.“

„Ich danke für die Wunderknaben. Wenn sie eines Tages das Matrosenjäckchen ausziehen, sind sie meistens auch im Gehrock die dummen Jungens geblieben. Daraus rekrutieren sich dann die Nörgler an der gesammelten Kraft.“

„Aber diese langwierige Lehrzeit nimmt einem die Kraft.“

„Denen, die keine haben. Reifeperiode, mein Junge, Reifeperiode des Lebens! Wenn du Kaufmann geworden wärst, säßest du jetzt vor dem Kopierbuch und hättest auch für drei Jahre Pech an den Hosen. Nee, die Dinge seh' ich nun anders an. Die äußere Handfertigkeit kannst du mit auf die Welt bringen. Wozu sie taugt, das lehrt dich erst der gereifte Verstand. Meiner hat sich noch nicht klar genug gemeldet. Die Pause füll' ich mit lumpen aus. Später kommt der dicke Strich.“

„Es gibt eben Leute, bei denen der Verstand früher kommt,“ beharrte der Jüngere.

„Oder die Arroganz. Das kostet die schönsten Jugendjahre.“

„Das ist Faulenzertheorie!“

„Ich möcht' mich selber darum beneiden,“ lachte Kölsch und hob sein Glas. „Solch einen Wein zum Beispiel hat mein Alter in seiner Jugend nicht getrunken. Dein Alter auch nicht. Und wer weiß, ob wir ihn später wieder zu trinken kriegen. Also: nutzet die Jugend, sie kehret nicht mehr. Sollst leben, Arbeitsfanatiker.“

„Wir haben jetzt eine Kompositionsaufgabe bekommen. In den nächsten Tagen bleib' ich zu Hause. Da geh' ich heran!“

„Das quält nun sein armes Gehirnchen ab! Ideen müssen kommen wie Sommervögel, am Schraubstock lassen die sich nicht fabrizieren.“

„Wirst du am Sonnabend kommen und dir die Arbeit ansehen?“

„Wenn es dir eine Beruhigung ist? Für die Erstlingssünden ist sonst der Papierkorb da.“

„Bitte, Ernst!“ Er wurde leidenschaftlicher. Der Wiskottensche Tatendrang stürmte in ihm, und der Schaumwein öffnete der Phantasie die Tore. „Ich denke mir — hör mal zu — —“

Aber der Aeltere wehrte ab. „Erzähl das deinem Zeichenbogen. Der hat den ersten Anspruch darauf. Ich komm' früh genug an die Reihe.“

„Hab dich nur nicht so. Am Sonnabend wirst du anders sprechen.“

„Das walte Gott. Trinken wir noch eine?“

„Nein, laß. Ich bin jetzt gerad' in Stimmung. Die soll ausgenutzt werden. Adieu, Ernst, hab' vielen Dank.“

„Du, Ewald — — —. Wovon — lebst du eigentlich? Nun sei mal vernünftig. Die Anna ist gestern mit einem Geldschiff gelandet, und ich hab' so Angst vor Dieben. Sieh mal, hier wär' so ein schöner Hundertmärker.“

„Hat dir das — die Anna aufgetragen?“

„Du bist wohl übergeschnappt? Die Anna? Wie kommst du denn auf die Anna?“

„Ich — ich — das war eine Dummheit — und — und sag' ihr nichts. Brauchen — brauchen könnt' ich's schon. Der Zinters wird schwierig. Na, Ernst, danke schön . . .“

Er verabschiedete sich kurz und verließ aufgeregt die Weinstube. In einem Zigarrenladen kaufte er sich Tabak und ließ den Hundertmarkschein wechseln. Die Goldstücke behielt er in der Hand, bis sie ganz warm geworden waren.

Der alte Zinters unterhielt in Erinnerung an seine langjährige Laufbahn als selbständiger Rheinschiffer gen Holland in der Volkerstraße eine kleine

Schankstube, in der er holländische Schnäpse zum Ausschank brachte. Seine Kundschaft waren gleichzeitig seine Lieferanten. Was die Schleppschiffer über die Stromgrenze schmuggelten, luden sie im großen bei dem alten Zinters ab und tranken es im kleinen beim alten Zinters wieder aus. Das verräucherte Gemach roch beständig nach Teer. Die wenigen Gäste waren hemdärmelig wie der Wirt, trugen wie dieser die Schiffermütze im Nacken und die lange holländische Tonpfeife in irgendeiner Zahnlücke. Das förderte einen gemütlichen Schifferskat, denn es verhinderte Zank und Leichenreden. Bevor man die zerbrechliche Pfeife aus ihrer Ruhe brachte, ließ man fünf gerade sein. Das wußte der Alte auszunutzen.

Als Ewald Wiskotten eintrat, war die Stube leer. Er mußte sie durchqueren, um durch die Hintertür auf die Stiege zu gelangen, die zu seiner Atelierdachkammer führte. Nun regte sich doch Leben hinter dem Schanktisch. Sein Schritt hatte den Wirt aufgeweckt, der mit dem Kopf auf der Theke lag und schlummerte.

„So wat macht ene Lärm, als käm' die feinste Kundschaft," brummte er mürrisch, als er seinen Mieter erkannte.

„Herr Zinters, ich hab' Schulden bei Ihnen —"

„Enee? An so wat denkt Ihr auch? Ich denk' als eweil daran."

„Hier sind fünfundsiebzig Mark, Herr Zinters. Ich kann nicht so regelmäßig zahlen, wie sich das wohl gehört. Aber gezahlt wird, und wenn Sie wollen: mit Zinsen. Nur Ruhe müssen Sie mir lassen."

Der Alte strich seinen grauen Bart und zwinkerte nach dem Geld. Dann schob er es mit gehöhlter Hand in die Theke.

„Ja, wenn Ihr auf die Weis' zu mir sprecht, jong Här — ich hatt' sonst als die Kündigung parat."

Ewald Wiskotten fuhr sich durch das langgewachsene Haar. Die Kündigung? Und während er den Schreck über das Wort niederzukämpfen suchte, fiel ihm plötzlich ein, was Ernst Kölsch ihm vor wenigen Stunden zugerufen und was er vor wenigen Stunden erst weit von sich gewiesen hatte. Ohne daß er es wollte, formte es sich auf seinen Lippen zu Worten.

„Die Kündigung? Der Name Wiskotten ist doch wohl so gut wie bar Geld."

„Jewiß doch, jong Här. Wenn bar Geld dahinter steht..."

„Wir arbeiten mit dreihundert Mann zu Haus!"

„Donnerlütsch — —!" Der schlaue Ausdruck im Gesicht des Alten schwand und machte einer staunenden Hochachtung Platz. „Wat sagt Ihr? Drei — —?" Er tastete mit der Hand über die Flaschenbatterie. „Ich tät glauben, hier wär' esu e klein Geneverchen wohltätig."

Ewald Wiskotten trank das Gläschen aus. Und auf einmal spürte er es wie heiße Scham. Hart setzte er das Glas aufs Schankblech und öffnete die Hintertür. „Adieu."

„Die Quittung schick ich jleich durch et Jretchen 'rauf," rief ihm Zinters nach. „Adschüs, Herr Wiskotten!"

In seiner Mansarde ärgerte er sich wütend. Er hatte sich etwas vergeben, er hatte mit fremdem Kalbe gepflügt. Und zwischendurch wurde der Stolz in ihm mächtig, der Stolz auf den Familiennamen, der sich Respekt erzwang. Das besänftigte seinen Zorn und steigerte ihn wieder. Aber es blieb zuletzt doch eine Siegerstimmung in ihm zurück. Er warf den Rock ab. Es wurde ihm zu heiß. Der Sekt tat auch noch seine Wirkung. Nun wollte er arbeiten.

Da klopfte es an seiner Zimmertür.

„Herein!"

Gretchen Zinters kam und brachte die Quittung.

„Danke schön. Wünschen Sie sonst noch was?"

„Och — wat Sie sich einbilden!"

Die schlanke Achtzehnjährige ließ ihre dunkeln Augen blitzschnell an ihm hinunterlaufen. Ewald Wiskotten wurde rot. Heute erst gewahrte er, was für ein apartes Geschöpf sie war. Das erhöhte seine Verlegenheit. Dabei rieselte es ihm so seltsam durchs Blut, daß er fast einen leichten Schwindelanfall verspürte. Er starrte sie an, und wenn er sprechen wollte, fühlte er, daß der Atem aussetzte. Ganz schnell schlug es ihm in den Schläfen und rasend schnell in der Herzgegend. „Dummer Junge," schalt er sich trotzig.

„Fräulein Gretchen — —"

„Ja — ?"

„Sie — Sie könnten mir wirklich mal Modell stehen!"

„Sie sind wohl jeck?"

„Dann — dann wenigstens — einen Kuß..."

Sie hob nur den Kopf. Kaum erwartungsvoll. Aber sie lief doch nicht fort.

Da trat er näher und legte unbehilflich die Arme um sie. Schneeweiß war er im Gesicht geworden. Und dann spürte er durch ihr Kleid das Pulsen ihres jungen Blutes. „Gretchen!" schrie er auf und preßte seine suchenden Lippen auf ihren Mund.

Nur eine Sekunde, und sie drängte ihn mit beiden Händen zurück.

„Gretchen, was ist denn, Gretchen — ?" stammelte er.

Sie schmollte.

„Aber Gretchen!"

„Sie sind jleich so jrob. Als wenn ich die erstbeste wär'."

„Nu ja — ein Prinz bin ich auch nicht."

„Aber Sie sind doch von den reichen Wiskottens?"

„Woher wissen Sie das?" fragte er perplex.

„Och — dat sieht man Ihnen doch an."

Da lachte er. Und nun versuchte er, sie aufs neue zu fangen. Sie tollten durch das Zimmer, bis er sie umschlungen hielt. Aber sie bog sich in seinen Armen zurück. „Erst Farb' bekennen! Eher kriegst du keinen."

„‚Du' hast du gesagt!" jubelte er.

„Dat hat nix auf sich. Dat sagt m'r so. Loslassen!"

„Erst will ich meinen Kuß —!"

Sie hielt ihm, ausbiegend, den Mund zu. „Schrei nich so. Still! Ich komm' wieder."

„Du — — ?" Vor Ueberraschung gab er sie frei.

„Ich will nur sehen, ob Vatter wieder schläft ... Wart!"

Er blickte ihr nach, wie sie flink und graziös hinausglitt. Geschmeidig wie ein Wiesel. Seine Augen waren ganz weit geworden. Und eine Seligkeit wogte ihm bis in die Kehle, eine ganz tolle, nie gekannte Seligkeit — —. Alles vibrierte an ihm. Er reckte die Arme, um den fliegenden Atem zur Ruhe zu zwingen, und dann rannte er lachend, schwatzend durchs Zimmer. „Ist das schön! Ist das schön! Herrgott — Herrgott — —"

Da kam sie zurück, die Finger auf den Lippen. Die Tür schnappte ins Schloß.

„Setz dich," gebot sie. „Aber ganz vernünftig sprechen."

Er setzte sich und legte die Arme um ihre Taille. Sie lockerte sich ungeduldig in seinen Armen, bis nur noch seine Fingerspitzen sie berührten.

„Mach nich so Dummereien. Dat verträgt sich nich mitenander."

Den Kopf hintenüber gelehnt, hielt er sich ganz still. Und dann sagte er leise:

„Ganz schwarzes Haar hast du."

„Weiß ich längst."

„Und ganz schwarze Augen, die hin und her huschen wie Leuchtkäfer des Nachts."

„Jeck biste nu emal."

„Und ein ganz fein aristokratisch Näschen, mit Nasenflügeln, die sich immer bewegen."

Sie lachte in sich hinein.

„Und einen Mund, so rot, als käm's Blut durch."

„Den hab' ich von meiner Mutter."

„War die so schön wie du, Gretchen?"

In den Augen des Mädchens zuckte es auf. „Vatter traf sie in Rotterdam, als er noch auf dem Rhein fuhr. Da war sie der Stern."

„Der Stern?"

„So nennt man dat in den feinsten Singspielhallen. Wat beim Theater die Primadonna is. Wenn sie nich gestorben wär', braucht' ich Vatter nich zu helfen und wär' auch beim Theater."

„Möchtest du?"

Sie schloß die Augen. Ihre Nasenflügel bewegten sich schneller. „Reich werden, vornehm werden — —"

Er hielt sie ganz fest. Die Kehle war ihm wie ausgetrocknet. „Und wenn i ch ' s würde? Für dich mit?"

„Du — ?"

„Ja — ich!"

„Laß dich ens ansehen ..."

„Nein!" rief er und sprang auf die Füße. Seine jungen Augen blitzten. „Laß d u dich ansehen!"

Sie standen sich gegenüber und musterten sich, als hätten sie sich nie gesehen. Als wären sie sich etwas Neues geworden, etwas ganz Eigenartiges. Hüben und drüben ein kurzes Lachen. Halb erstickt. Und dann griff der große Junge zu, mit festem, klammerndem Griff, tanzende Punkte vor den Augen, die aus ihrer schwarzen Pupille zu springen schienen, die dicht unter der seinen war. Und aufseufzend schloß er die Augen, ließ schwer den Kopf sinken und nahm ihr mit seinem Kuß den Atem.

Sie rang ihm nicht mehr entgegen. Sie ließ sich von den unkundigen, unersättlichen Lippen küssen, bis er selber einhalten und Luft schöpfen mußte. Da bäumte sie sich, auf den Zehen sich hebend, in seinem Arm auf und biß ihn ins Ohr.

„Wilde Katze," stieß er hervor und zwang ihren Mund. Ihre Zähne schimmerten ihm entgegen. Und nun küßten sie sich, und keines wußte, wer der Gebende und wer der Nehmende war.

„Gretchen, Gretchen —!"

„Ewald — —!"

„Jetzt hab' ich eine Braut!"

„Och, dazu biste noch zu jung ..."

„Ich? Uebers Jahr bin ich mündig."

„Ja, werden se dir dann dein Geld auszahlen müssen — ?"

„Weiß ich nicht," sagte er bestürzt. „Aber ich schaff's auch so!" Das klang im alten Trotzton. „Ich werd' nicht lang auf der Akademie herumsitzen, ich werd' bald Bilder malen. Zwei — drei Jahre — ach, Gretchen!"

„Et wär' aber doch besser, wenn deine Familie beispringen tät. Die haben doch dat arg viele Geld."

„Wird sich finden, Gretchen. Gib nur acht, die werden mir schon noch kommen! Wo ist dein Mund? Ach — — du — —!"

„Gehn m'r heute abend in den Zirkus?"

„Wohin du willst! Wo ist der Zirkus?"

„Auf der Oberkasseler Seit'. Ich war am Sonntag mit dem Franz Stibben aus Neuß da. Der wird nächste Ostern Kaptän auf ene Schiff von sei'm Vatter."

„Das hört aber von jetzt an auf," bestimmte er.

„Wat denn?"

„Daß du mit andern Herren allein ausgehst. Jetzt gehörst du mir ganz allein."

„Aber der Franz Stibben hat doch zum Vatter gesagt, dat er mich heirate möcht' ..."

„So ein Prolet! Dich heiraten! Das könnt' ihm wohl passen. Er soll sich nicht noch mal hertrauen, der Rheinkadett!"

„Schimpf nich so dreckig. Die Stibbens, dat sind ganz wohlhabende Leut."

„Proleten sind sie!" schrie er aufgebracht, „Proleten! Mit ihrem Fünfgroschenreichtum! Sprich nicht mehr davon, hörst du? Ich kann's nicht vertragen."

„Aber du und ich, wir haben doch noch gar keinen Verspruch. Dat jilt ja jar nich, wenn m'r nich mündig is."

„Aber in einem Jahr gilt's. Dann verloben wir uns, Gretchen, sag doch ..."

„Um sieben Uhr am Markt beim Jan-Willem-Denkmal. Still! Da ruft mich der Vatter —"

Er nahm hastig ihren Kopf zwischen seine großen Hände und küßte sie atemlos, wohin er traf. Dann schlüpfte sie hinaus. —

Nun zeichnen! Komponieren! Den Glücksrausch ausbeuten! Aber es wurden krause Linien, die er zu Papier brachte. Immer schweiften seine

Gedanken ab, immer suchten seine Augen, was nicht da war, und wenn im Haus die Stiege knackte, horchte er auf, und seine Hände zitterten. Vor Aufregung zerbrach er den Kohlenstift in kleine Stücke. Nun mußte er sich die Hände waschen. Und dabei fiel ihm seine Toilette ein. Siedendheiß wurde ihm zumute. Er faßte den Rock mit spitzen Fingern und drehte ihn am Fenster um und um. Die Aermel glänzten verdächtig. Scheu, als täte er Unrechtes, holte er den Tuschkasten und färbte die abgescheuerten Stellen auf. Dann zog er leise die Stiefel aus, schnitzelte mit dem Taschenmesser an den Absätzen und rieb sie blank. Saubere Wäsche besaß er. Und der Hut? Er drehte ihn in den Händen. Nun, das war eben ein Künstlerhut, je lappiger, desto besser.

Um ein Viertel vor sieben patrouillierte er das Jan-Willem-Denkmal ab. Das Geld trug er lose in der Hosentasche. Fünfundzwanzig Mark. Daß der Ernst Kölsch das Geld gerade heute ihm hatte aufdrängen müssen, das war eine Fügung gewesen. Nun konnte er sich eine Loge leisten. „Nutzet die Jugend, sie kehret nicht mehr …" pfiff er erregt vor sich hin. Wo blieb nur Gretchen?

Die Rathausuhr hatte sieben geschlagen. Es prickelte ihm in den Fußsohlen. Um über die endlose Zeit hinwegzukommen, begann er zu zählen. Von eins bis sechzig. Eine Minute gleich sechzig Sekunden. Aber jedesmal war er eher so weit als der Zeiger auf der Rathausuhr. Da gab er's auf und rannte im Trab um das Denkmal. Ein Viertel nach sieben kam sie.

„Gretchen —", aber der Vorwurf blieb ihm im Munde stecken. Wie ein adlig Fräulein erschien sie seinen verliebten Augen. Das weiße Kleidchen umschmeichelte ihre Glieder, der breite Spitzenkragen hob die feste Schönheit der jungen Büste, unter dem zierlich gebogenen Strohhütchen ringelten sich die Locken.

„Komm schnell, dat wir hier nich noch jesehen werden. Hier wohnt als so'n Volk."

„Wo bleibst du so lange, Gretchen," fragte er im hastigen Vorwärtsschreiten. „Das war wie eine Ewigkeit."

„Ich hatt' doch dem Vatter jesagt, ich wär' beim Trinchen Kleuden in der Flingerstraß' einjeladen. Nun mußt' ich noch expreß hin, um da Bescheid zu sagen."

„Das ist aber doch geschwindelt."

„Och, du! Dat is doch nur so daherjesagt als Exküse."

Das verstand er nicht gleich. Aber sie ließ ihm auch gar keine Zeit dazu, um darüber nachzudenken. „Was für Plätze wirst du nehmen? Sperrsitz?"

„Loge. Das ist doch selbstverständlich, wenn ich mit dir geh'."

Sie kniff ihn vor Freude in den Arm. Und dann drängte sie noch eiliger vorwärts.

In der Zirkusloge saß sie wie eine junge Dame. Die Vorstellung war ihr gleichgültig, aber daß ein paar Offiziere der Düsseldorfer Ulanen sie immerwährend durchs Monokel fixierten, machte ihr Spaß. Auch Ewald Wiskotten empfand die Aufmerksamkeit, die man seiner Begleiterin zollte, mit Stolz. Als aber während der Pause die Offiziere immer um sie herumstrichen, regte sich die Eifersucht. Verstimmt kehrte er mit ihr von der Stallbesichtigung zurück. Die Vorstellung nahm ihren Fortgang.

„Kuck doch nicht immer hin. Die Kerls werden ja unverschämt."

„Aber et sind ja Ulanenleutnants. Dat sind doch die feinsten."

Er preßte ihre Hand. „Ich will nicht, Gretchen."

Da lehnte sie sich beleidigt zurück.

Nach der Vorstellung gingen sie wortlos nebeneinander über die Rheinbrücke. Als sie sich dem Ufer näherten, trat sie ans Geländer. „Dat Schiff sieht jerad' aus wie dem Franz Stibben seins." Und gleichmütig schlenderte sie weiter. Er tat, als ob er die Bemerkung nicht gehört hätte, aber das Herz schlug ihm hörbar.

„Gretchen —"

„Geh weg, du bist eklig."

„Wollen wir zum Wein-Schmitz gehen? Das ist ein ganz vornehmes Lokal." Er wußte in seiner Angst nichts Besseres.

Sie nahm sofort seinen Arm und drückte ihn. „Ewäldchen — —"

Beim Wein-Schmitz waren nur noch ein paar alte Stammgäste. Sie ärgerte sich und wollte gleich wieder fort. Um ihr zu imponieren, bestellte er eine Flasche Kupferberg Gold. Weil er die Marke vom Mittag her kannte. Zwei Portionen Kaviar ließ er bringen. Sie sah genau zu, wie er ihn aß, und probierte mit spitzen Lippen. Dann lachte sie heimlich in die Serviette.

„Schmeckt's?"

„Fein," nickte sie lebhaft, trank einen herzhaften Schluck und zog vor den aufsteigenden Sektperlen das Näschen kraus. Da hätte er sie küssen mögen. Und nach einer halben Stunde trieb er nach Hause. Nun war sie es, die nicht fortwollte. Wie eine Prinzessin, die Hof halten möchte, thronte sie auf ihrem roten Polster. Endlich klingelte er an sein Glas und zahlte errötend dem Kellner. Es war ihm gewesen, als hätte der Mensch den Tuschflecken an seinem Aermel betrachtet.

Gott sei Dank, nun waren sie draußen. Er faßte Gretchen um. Aber sie entzog sich ihm. „Dat is doch keine Art für feine Leut'?" Sie wollte als Dame gelten. Das Köpfchen leicht erhoben, die Fingerspitzen auf seinem Arm, schritt sie unantastbar an seiner Seite. Nun waren sie schon in der Bolkerstraße. Drüben leuchteten die kleinen Fensterchen der Zintersschen Likörstube. Zornig gab er sie frei. Er durfte erst eine Viertelstunde nach ihr eintreten …

Am andern Morgen stand sein Kaffee wie immer vor der Kammertür. Er hatte einen schweren Kopf und pochende Unruhe im Blut. Die Akademie ließ er Akademie sein. Den Rhein entlang ging er durch die Wiesen, ganz verstört. In der Tasche klapperte ihm Geld. Er nahm es zögernd heraus und zählte es. Es waren fünf Mark.

Dann bemühte er sich, sich Gretchen vorzustellen und sich auf das Wiedersehen zu freuen. Aber als er heimkam, saß der alte Zinters mit der Magd allein am Tisch. Auf seine Frage nach Fräulein Gretchen antwortete der Alte kurz, sie habe Kopfschmerz von einer Geburtstagsfeier. Was der alte Schnapsschmuggler für Spüraugen machte! Halbtot legte er sich aufs Bett und schlief Nachmittag und Nacht durch bis zum andern Morgen.

Auch heute ging er nicht zur Akademie. Er wollte die Kompositionsaufgabe lösen. Ganz nüchtern war ihm zu Sinn. Er entwarf und verwarf, er strichelte hin und korrigierte, er nahm einen frischen Bogen und begann aufs neue. Um die Mittagszeit fragte er bei Zinters an, ob er an der Mahlzeit teilnehmen könne. Bei Tisch sah er Gretchen. Sie begrüßte ihn ganz kühl, während ihm das Herz bis in den Hals schlug. Als aber der Vater für einen Augenblick aufstand, um einem Kunden einen Genever einzuschänken, und die Magd nicht von ihrem Teller aufsah, den sie emsig auslöffelte, zwinkerte sie ihm schnell zu und machte leuchtende Augen. Dann kam der Vater zurück, und alles war wie zuvor. Aber die leuchtenden Augen sah er immer noch oben in seiner Mansarde, sein junges Blut klopfte wieder unternehmungslustiger und tatendurstiger, und mit der Zähigkeit der Wiskottens griff er nach einem neuen Zeichenbogen und entwarf und komponierte und rang mit seinem Stoff, bis er mit plötzlich einbrechender Dunkelheit das Papier nicht mehr erkennen konnte. Daß es Abend geworden war, hatte er gar nicht gemerkt. Er ging hinunter, um im Küchenzimmer etwas zu essen. Die Magd war im Keller, um ein paar Kruken aufzufüllen. Aus der Schankstube kam Gretchen mit einem Teller voll rotgefärbter Käserinden. Sie blickte sich um und stellte den Teller hin. Da spürte er auch schon ihren Körper und ihren Kuß. „Pßt …" machte sie, und trällernd ging sie zur Gaststube zurück, wo sie mit Vaters alten rheinbefahrenen Freunden Karten spielte. Hastend verzehrte Ewald Wiskotten in der Hinterstube sein Abendessen.

Am nächsten Tag kam Ernst Kölsch. Während er die Komposition betrachtete, rieb er mit dem Finger gedankenvoll über sein bürstenartig geschorenes Schnurrbärtchen.

„So sprich doch nur endlich, Ernst."

„Schad', daß wir nicht Winter haben."

„Wieso?"

„Na, dann könnt'st du doch wenigstens Schnee schippen."

„Ernst!"

Der Heimatsgenosse packte ihn heftig beim Rockkragen. „Kerl! Was machst du? Umfallen? Du nährst dich zu schlecht, das geht doch nicht so weiter."

„Ist es wirklich nichts? Liegt — gar nichts drin?"

„In dem Sängerkrieg da? Nun mach mal nicht so angstvolle Augen. Wenn man nix Ordentliches in die Knochen kriegt, soll der Deubel die Begeisterung für einen Sängerkrieg finden. Abgesehen von dem blödsinnigen Düsseldorfer Thema."

„Nichts, Ernst, gar nichts?"

„Doch. Es liegt was drin. Ich weiß nur noch nicht, was? Begabung hast du. Sie ist nur noch nicht recht malerisch wirksam. Du willst gleich zu viel, über dein ungepflegt Talent hinaus. Und dazu einen leeren Magen! Mensch, stell dir mal vor: ein geborener Wuppertaler mit einem leeren Magen!"

„Also — Hoffnung hast du doch?"

„Hoffnung? Mehr, mein Junge! Gewißheit, daß irgendwas in dir steckt. Die Kostüme hast du sonderbar gut heraus. Nun leg dir mal zunächst 'nen Kappzaum an. Man muß die Dinge gemächlicher auf sich zukommen lassen, oder man verspritzt sein Pulver und wirft dann die leere Flinte ins Korn. Hör mal, du ziehst zu mir."

„Das — das kann ich nicht," stotterte Ewald Wiskotten.

„Recht hast du," sagte Ernst Kölsch, „man soll getrennt marschieren und zusammen schlagen. Also werden wir von jetzt an zusammen essen."

„Du weißt, daß ich dazu kein Geld hab'."

„Anna meinte, ich sollt' nun endlich solide werden und auf meiner Bude essen. Wenn's mir allein zu langweilig wär', sollt' ich mit dir gemeinschaftliche Küche machen. Wir rechnen mit Jahresschluß ab. Das hat ja keine Eile. Hier behältst du die Atelierklause bei. Du, wir tun dem guten Mädel, der Anna, wirklich einen Gefallen."

Ewald Wiskotten schlug in die dargereichte Hand. Draußen lag verschwenderische Sommersonnenglut. Seine Hände waren eiskalt geworden.

(Fortsetzung folgt)

Wiederkehr

Und als die Luft, die linde Luft,
Im Abendglanz erglühte,
Als ich ihn sog, den süßen Duft
Der ersten Pfirsichblüte,
Als ich das weiße Segel sah
Auf blauen Fluten fließen,
Da lag das Land Italia
Mir wiederum zu Füßen.

Da zauderte mein schneller Schritt,
Die Schwelle zu beschreiten,
Da war es mir, als ob ich litt
Vor lauter Seligkeiten —
Als ob des Glückes Goldpokal
Zu voll geschüttet wäre —
Da graute mir mit einem Mal
Vor solchen Glückes Schwere —!

Denn wenn ich wieder wandern kann
Beim Takte welscher Wellen
Und mir des Südens Lippen dann
So heiß entgegenschwellen,
Wenn von den Türmen allerwärts
Die Osterglocken tönen —
Wonach, mein sehnsuchtsdurst'ges Herz,
Sollst du dich dann noch sehnen?!

Emil Roland (Emmi Lewald)

Page Missing in Original Volume

Page Missing in Original Volume

doch allein, und alle Aufmerksamkeit des Beschauers richtet sich auf ihn. Dagegen hat er in der Darstellung des Christus mehr aus der Not eine Tugend gemacht. Im Evangelium heißt es: „Und ergriff das Kind bei der Hand und sprach zu ihm: ‚Talitha kumi,‘ das ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!“ Keller hat wohl in richtiger Abwägung seiner Kräfte darauf verzichtet, wie einst Michelangelo in der Sixtina, das Ueberspringen des Lebensfunkens darzustellen. Auf seinem Bilde hält Christus die Erwachte liebevoll im Arm. Das mag eine menschlichere Auffassung sein; sie steht aber auch um ein gut Teil tiefer. Christus ist hier nicht mehr der Weltenheiland, der den Tod überwindet, sondern der gute Hirte, der auch dies verirrte Schäflein wiedergefunden. Blicken wir aber der auferstandenen Jungfrau ins Auge, so kommt sie uns seltsam bekannt vor. Sie ist wie ein Mädchen von heute und gestern, und daß wir gerade hier das Zeitlich-bedingte empfinden, bringt einen Zwiespalt in das Bild, dessen Vorzüge wir im übrigen keineswegs verkennen und das zu den besten Bildern gehört, die in den letzten dreißig Jahren in Deutschland gemalt worden sind. Das Kolorit ist von einer erfrischenden Herbigkeit, alle Farben — denn das Bild ist keineswegs farblos — klingen gedämpft, und Keller, dessen Farbgebung sonst mit starken Effekten, wenn auch durchaus künstlerischer Art, arbeitet, zeigt sich auch in der Beschränkung als Meister.


Albert von Keller — Trio

Einen verhältnismäßig großen Raum in der Kellerschen Kunst nimmt auch die Darstellung ekstatischer Seelenzustände ein. Auch diese Nachtseite des modernen Empfindungslebens ist dem Künstler wohl vertraut; er ist so ziemlich der einzige unter den lebenden deutschen Malern, der in spiritistischen und hypnotischen Versuchen nicht nur Befriedigung des Wissensdranges oder der Neugierde, sondern auch Motive für seine Kunst findet. Kellers Darstellung der Traumtänzerin Magdeleine ist weitaus die beste. Alle andern haben wohl die eigenartige äußere Erscheinung, er allein hat aber diese zuckenden Reflexe des ekstatisch gesteigerten Innenlebens festzuhalten gewußt. Auch seine Madeleinebilder sind in ihrer Art Zeitdokumente von allergrößtem Interesse.

War in den vorstehenden Zeilen mehr von dem Psychologen Keller die Rede, so darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß er seine Psychologie in einer ganz aparten reizvollen Sprache vorträgt. Er ist einer unsrer feinsten Koloristen, und seine Bilder zeugen von raffiniertem Geschmack. Manchmal zeigt sich allerdings ein Haschen nach Effekten, und nicht überall finden wir die Schlichtheit der Natur. Keller ist ein Ateliermaler, und sein Atelier ist zugleich ein Salon. Die Sonne findet keinen Einlaß bei ihm, und wenn es gilt, ganz raffinierte Farbeneffekte zu erzielen, eine Traumwelt zu schaffen, dann stellt er wohl — so scheint es wenigstens — bunte Gläser vor das Fenster, um ein magisches unwirkliches Licht zu erzielen. Hier stoßen wir wieder auf eine Grenze der Kellerschen Kunst. Er malt die Gegenwart mit all ihrem differenzierten Nervenleben, der unendlichen Skala ihrer Empfindungen, aber er kann uns nicht das geben, was diesem wirren Wesen wiederum das Gleichgewicht hält, was uns überhaupt das aufreibende Leben der Arbeit oder des Genusses ertragen läßt, diese beinahe fanatische Liebe zur Natur, die gleichsam die letzte Hoffnung der lebenden Generation ist.

Ueber den Lebenslauf des Künstlers ist nicht viel zu berichten. Er ist ein Sohn der Schweiz: Am 27. April 1845 wurde er in Gais geboren. Ueber die Anfänge seiner künstlerischen Laufbahn erzählt er selbst: „Ich habe als Kind schon den Trieb der τέχνη gehabt. Eine Brunnenleitung, ein sonderbares Haus bauen, Gegenstände und Figuren schnitzen, zeichnen, malen, das beschäftigte mich fortwährend. Mechanik war es ganz besonders, die mich zum Nachdenken anregte. Nach und nach schuf ich mir eine ganze Werkstatt, in der ich alles Mögliche zusammenfügte, einmal unter andern eine richtig funktionierende eiserne Ueberſetzungsdrehbank. Ich sollte Jura studieren, aber der alte Hang bekam wieder die Oberhand. 1865 und 66 lernte ich privatim mit Oberländer Zeichnen. Als ich später, von L. von Hagn und Lenbach geschickt, zu Ramberg kam, war ich als Maler so weit, daß ich zu letzterem, dem geistreichen und liebenswürdigen Causeur, fast mehr in einem Freundschafts- als Schülerverhältnisse stand.“ — In München hat Keller eine dauernde Heimat gefunden, und an äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Der Künstler ist Mitglied der Münchner Sezession, und jede Ausstellung enthält eines oder mehrere Bilder von ihm. Gelegentlich stellt er auch kleinere Farbskizzen und Entwürfe zu größeren Gemälden vor die Oeffentlichkeit, die manchmal von ganz besonders feiner Koloristik sind. Keller ist, obwohl ein unermüdlicher Arbeiter in der Kunst, der Geselligkeit nicht abhold. Wie könnte es wohl auch anders sein? Denn keiner hat den Reiz seiner Geselligkeit, den prickelnden Duft ästhetischen Wohllebens so überzeugend geschildert wie er. Wenn ein Künstler erst seinen sechzigsten Geburtstag feiert, so braucht noch kein wehmutsvoller Gedanke an die Vergänglichkeit des Irdischen die Festesfreude zu stören, denn das erhebendste Gefühl an solchem Lebensabschnitt ist sicher ein ruhiges Kraftbewußtsein und die Klarheit über Weg und Ziel. Möge es ihm daran am 27. April nicht fehlen.

N. E. Merow


Albert von Keller — Beim Diner



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Die Auferweckung von Jairi Töchterlei

Das Original in der Königliche



Nach dem Gemälde von Albert von Keller (München)

...en Pinakothek zu München

Wieder nichts

Skizze

von

Klaus Rittland

Heinrich Frehse hieß er, war der Sohn eines alten Bremer Kaufmannshauses und hatte noch nichts erlebt. Wenigstens war er seit etwa einem Jahr zu dieser Ueberzeugung gelangt und haderte mit dem Schicksal, daß es ihn bisher so überaus glatte Wege geführt hatte. Fünfundzwanzig wohlbehütete Kindheits- und Jugendjahre lagen hinter ihm. Seine fast allzu zärtlich liebende Mama hatte ihn seelisch und körperlich in Watte verpackt gehalten. Und Papa hatte auch gemeint, daß die Ansicht vom Austobenmüssen junger Leute eine ganz frivole, gefährliche Torheit wäre. Nach seiner Meinung hatten junge Leute pünktlich ihre Stunden auf dem Kontor abzusitzen und Erholung in den Freuden des Familienlebens zu suchen. Und die Familie Frehse war so groß, angesehen, korrekt, gesund, mit sich und der Welt zufrieden. Eine hochgradig staatserhaltende Familie. Jeden Sonntag kamen sie bei irgendeinem der vielen Onkels zusammen, dreiunddreißig an der Zahl — uralte Frehses, die bei der Unterhaltung den zahnlosen Mund aufsperrten und die welke, zitternde Greisenhand hinter die Ohrmuschel hielten, ganz kleine Frehses, die mit vorgebundenem Serviettchen am Katzentisch aßen, sehr würdevolle, wichtige Frehses, die das Amt eines Senators oder überseeischen Konsuls bekleideten, dicke weibliche Frehses in reiferen Jahren mit vortrefflichen Grundsätzen und Seidenschleppen (elf Mark der Meter), blonde Töchter mit schlanken Figuren und unersättlichem Lachbedürfnis und junge Männer, die Anzüge und Stiefel nach englischem Geschmack trugen und den schlanken Cousinen pflichtschuldigst die Cour machten. Alle Glieder dieses reichgesegneten Familiengemeinwesens zeichneten sich durch blütenweiße Wäsche und Wohlerzogenheit aus. Man wählte liberal, ging von Zeit zu Zeit in die Kirche, wenn ein Pastor predigte, der gerade Mode war, wußte ganz genau Holsteiner Austern von Natives zu unterscheiden, besaß nette, blitzblank gehaltene Einfamilienhäuser und sah mit kühler Verachtung auf die Leute herab, die nicht in der „guten Gegend“ wohnten.

Der junge Heinrich hatte sich früher ganz wohl gefühlt in seiner geregelten Tätigkeit und bei dem weise zugemessenen Maß sittlich und hygienisch einwandfreier Vergnügungen. Manchmal waren ihm die Sonntagnachmittage freilich ein wenig lang erschienen — aber in irgendeine der hübschen blonden Cousinen war er doch immer verliebt gewesen, und das hatte die Sache erträglich gestaltet. Seit einiger Zeit aber war ein Geist der Unzufriedenheit und unbestimmten rebellischen Sehnsucht über ihn gekommen — seit er mit Fritz Cordes, seinem alten Schulkameraden, die achttägige Harzreise unternommen hatte. Fritz Cordes lernte das Bankfach in Berlin, interessierte sich aber viel mehr für die moderne Literatur und Kunst, als für Wechsel, Pfandbriefe und Obligationen; ein unruhiger, phantastischer Kopf, der während des achttägigen engen Zusammenseins in das wohltemperierte Gemüt seines Freundes eine unheimliche Menge Zündstoff geworfen hatte. Vor allem — er machte ihn mit Nietzsche bekannt. Und wenn Heinrich auch nicht allzutief in die Gedankenwelt des Dichterphilosophen eindrang, so viel wurde ihm doch zu seiner Beschämung klar: daß er bis jetzt unzweifelhaft zu den ganz simplen „Herdenmenschen“, zu den „Viel-zu-Vielen“ gehört hatte. Und diese Erkenntnis ärgerte ihn. Er begann sein sorgsam gepflegtes, fein abgezirkeltes Lebensgärtchen mit kritischem Auge zu betrachten und all diese saubere Nettigkeit öde und abgeschmackt zu finden. Die Arbeit auf Papas Kontor wurde „geisttötend“, die Familiensonntage „der Gipfel des Stumpfsinns“, die hübschen Cousinen „abgerichtete Puppen“. Auf Antrieb von Fritz Cordes setzte er es endlich beim Papa durch, daß er eine Stellung in Berlin annehmen durfte, bei einem alten Geschäftsfreunde der Firma J. C. Frehse.

Nun begann ein neues Leben für das wohlbehütete Muttersöhnchen. Fritz Cordes lehrte ihn die Freuden der Großstadt kennen, machte ihn mit allerlei jungen Künstlern und Literaten bekannt und nahm ihn mit in die Ueberbrettltheater und Kabaretts, wo die Modernsten der Modernen ihr Licht leuchten ließen, wo junge Männer mit müden Gesichtern und unerschütterlichem Selbstbewußtsein orakelhaft dunkle Sprüche, freche Bänkelsängerlieder und schwüle Liebespoesie vortrugen und hoffnungsvolle Dichterinnen auftraten, die sich vor nichts genierten.

Heinrich Frehse fand alles, was er sah und hörte, „fabelhaft interessant“. Aber so ganz wohl fühlte er sich doch nicht unter den modernen Rittern vom Geiste. Er wurde zwar leidlich gut behandelt, man pumpte ihn an, erlaubte ihm, das Souper zu bezahlen, schickte ihm neu erschienene Werke mit grotesken Buchdeckeln zu, die er anstandshalber kaufen mußte, und hielt ihm lange, lehrreiche Vorträge über die „kommende Kunst“. Aber er hatte doch bei alledem das niederdrückende Gefühl, nicht recht für voll angesehen zu werden. Man duldete ihn freundlich als Zubehör zu einem stets gefüllten Portemonnaie, als Persönlichkeit aber zählte er nicht mit.

Fritz Cordes stand ganz anders da. Der wußte sich aufzuspielen als eine Art „Raffael ohne Hände“, auf das literarische Gebiet übertragen, als einer, in dessen Seele die genialsten Schöpfungen schlummerten, der aber, faul und selbstbewußt, die Unproduktivität vorzog und sich daran genügen ließ, ein „Künstler des Erlebens“ zu heißen.

Was für wunderbare Dinge begegneten diesem Beneidenswerten auf Schritt und Tritt! Manchmal dachte Heinrich: er flunkert. Aber seit er ihn einmal in traulichem Tete-a-Tete mit einer Dahome-Amazone aus dem Wachsfigurenkabinett getroffen hatte, glaubte er ihm die abenteuerlichsten Erfolge.

Erfolg bei den Damen hatte Heinrich Frehse übrigens auch. Viel öfter als ihm lieb war, wurde er in das Haus von Papas Geschäftsfreund zu einer „gemütlichen Tasse Tee“ eingeladen. Diesem Herrn war das bittersüße Glückslos des „Grafen von Habsburg“ zugefallen: ihm „blühten sechs liebliche Töchter“, drei davon erwachsen. Und alle drei liebten den jungen Frehse. Er aber fand, daß die gemütlichen Teeabende den Bremer Familiennachmittagen gar zu sehr ähnelten. Und die lieblichen Töchter unterschieden sich von den Bremer Cousinen eigentlich nur durch etwas vorwitzigeres Auftreten und dadurch, daß sie Tennis „sch—pielten“, während die Bremerinnen Tennis mit dem feinen spitzen sp „spielten“.

Nein, davon hatte er jetzt genug. Er sehnte sich nach Liebe, nach einer großen zerwühlenden Leidenschaft. Aber sie mußte in fremder, ungewöhnlicher Gestalt kommen — irgend etwas unheimlich Irrlichterndes — oder Dämonisches. Nur keine frische, freundliche Allerweltsliebe.

Und er suchte, suchte, sehnte, wartete. Aber es war, als ob die außergewöhnlichen Begebenheiten immer einen großen Bogen um ihn herum machten. Immer passierte ihm nur das Normale und — Triviale.

Da, eines Abends, als er mit Fritz Cordes und einigen nachtschwärmenden Literaten im Kabarett „Die grüne Punschterrine“ saß, kam die Rede auf ein neu erschienenes Bändchen Lyrik, das in wenigen Monaten drei Auflagen erlebt hatte. Es hieß: „Das bin ich!“, und seine Autorin nannte sich Diabola.

Einige fanden die Gedichte genial, eigenartig, verblüffend, andre erklärten sie für unreifes, zusammengelesenes Zeug. Aber was davon zitiert wurde, weckte Heinrich Frehses brennende Neugierde.

Am nächsten Morgen kaufte er sich das Buch. Blutrot war es eingebunden, und über den Deckel tanzte ein grinsendes Wesen hin, mit Engelsflügeln und nackten Beinen, eine Peitsche in der einen Hand, einen Lilienstengel in der andern haltend.

Die Gedichte enthielten so ziemlich alles, was sich von ungesunder Erotik vorstellen läßt — eine Verherrlichung aller Unnatürlichkeiten und Verirrungen.

Heinrich berauschte sich an den quälenden Bildern, an der schwülen Stimmung. Er deklamierte die Verse Fritz Cordes vor. Der teilte nicht ganz sein Entzücken, fand aber doch, daß „Zukunft darin läge“.

Von dieser Stunde an beherrschte die geheimnisvolle Diabola Heinrich Frehses Phantasie mit uneingeschränkter Gewalt. Sie zog durch seine nächtigen Träume und raubte ihm bei Tage die Arbeitslust. Sie drängte sich an seine Seite, wenn er die löbliche Absicht hatte, ein ernstes Buch zu lesen oder einen braven Sohnesbrief nach Bremen zu schreiben, und machte diese löbliche Absicht grausam zunichte. Ja, bis ins Kontor verfolgte ihn ihr Bild, und manchmal, auf der Straße, im dichtesten Menschengewühl, sah er es ganz plötzlich vor sich auftauchen. Zu einer deutlich greifbaren Erscheinung hatte seine sehnende Neugierde die Geheimnisvolle gestaltet: groß mußte sie sein und üppig — nicht so schlottrig mager wie die ungenierten jungen Dichterinnen, die er in den Kabaretts kennen gelernt — wachsbleich mit blutroten breiten Lippen, grünschillernden, sehr tief liegenden Augen, wüstem schwarzen Haar, ein höhnisches Lächeln umspielte den Mund, heiße Zärtlichkeit glühte aus den Augen. — — Alles Kleine, Alltägliche mußte wie Flaumfedern zerstäuben vor dem Glutwind dieses dämonischen Temperaments, dieser heißen, kranken Seele. Eine müde Stimme mußte sie haben, weich und dunkel, vibrierend von verhaltener Leidenschaft.

O, diese Stimme hören, dieses finstere Auge ergründen — dieses unheimlich lockende Rätsel lösen zu können!

Ein unsinnig tolles Verlangen hatte das harmlose Seelchen Heinrich Frehses ergriffen. Und eines Tages trat er in das Bureau von Diabolas Verleger — eine ziemlich obskure Verlagsfirma — weit, weit im Norden von Berlin, und bat um die Adresse seines Abgotts.

Aber der Verleger erklärte, das Pseudonym nicht lüften zu dürfen.

Ob er dann wenigstens die Güte haben wollte, einen Brief an die Dichterin zu übermitteln?

O gewiß, die Diabola bekäme häufig Briefe durch den Verlag.

Und Heinrich verfaßte eine lange begeisterte Epistel — nicht hingleitend in schöner, schwungvoller Form, o nein, kurz abgerissene Sätzchen, manche nur angefangen, nicht zu Ende geführt, dunkle Andeutungen, sehr viele Gedankenstriche — so mußte es der Perversa imponieren. Er bat, sie aufsuchen zu dürfen, Chiffre H. F., Postamt Nr. 3.

Acht Tage lief er allmorgendlich und allabendlich vergebens aufs Postamt. Dann schrieb er noch einmal, noch dringlicher, flehender und schlug ein Rendezvous vor, Sonnabend, Zoologischer Garten, sechs Uhr, vor dem Elefantenhaus; Erkennungszeichen: eine Lilie in der Hand.

Gleich darauf ärgerte er sich, daß er den dummen, von Provinzlern und Kindermädchen bevölkerten Zoologischen gewählt hatte. Und die „Lilie in der Hand“ war vielleicht auch etwas lächerlich? Aber die Blumen „im Knopfloch“ erschienen ihm zu banal. Ob es überhaupt noch Lilien gab? Daran hatte er gar nicht gedacht. — Gott sei Dank, es gab noch welche!

Sonnabend, abends sechs Uhr, stand er vor dem buntprächtigen Bau im indischen Pagodenstil und nahm sich mit dem nickenden Stengel in der Hand wie Stucks Innocentia, ins Männliche übersetzt, aus.

Zehn Minuten sah er nichts als das gewöhnliche Vergnügungspublikum. Da plötzlich — er hatte ein Gefühl, als ob sein Herz sich überschlüge — dort, die große brünette Dame, das mußte sie sein. Unzweifelhaft. Das schwere schwarze Haar, die tiefliegenden Augen, blaß wie der Tod — ein wenig jünger hatte er sie sich vorgestellt — schön war sie, von dämonischem Reiz — aber der Lilienstengel? — — Da gewahrte er mit Entzücken den Griff ihres Sonnenschirmes, der in eine silberig weiße Blüte auslief. Ah, so hatte sie die Bedingung erfüllt. Sie wollte nicht auffallen. Fein. Also eine wirkliche Dame.

Er trat auf sie zu, zitternd vor Erregung. „Diabola?“

Aber, o weh! Mit einem langen verächtlichen Blick maß sie die schmächtige Jünglingsgestalt, stieß ein paar Worte in einer fremden Sprache hervor, die er für Russisch hielt, und verschwand dann im Elefantentempel.

Bitter enttäuscht blieb er stehen, in tödlicher Verwirrung.

Doch plötzlich zuckte er von neuem zusammen. Wahrhaftig — dort in der Ferne — das war er wirklich, ein großer prächtiger Lilienstengel! Aber die ihn trug, ja — das konnte doch unmöglich die Diabola sein, diese feine, zarte Mädchengestalt im dunkelblauen Sommerkleide, ein steifes Leinenkrägelchen um den Hals, einen einfachen Matrosenhut auf dem blonden Haar — mattblondes Haar, das, nach Vorschrift der Mode, die jetzt jede Putzmacherin und Ladenmamsell befolgte, in dicken Wülsten das hübsche Gesichtchen umrahmte.

So ein harmloses Dutzendgesichtchen — unglaublich. Kaum wagte er, sie anzureden.

Aber als sie sich näherte, bewies ihm ihr tiefes Erröten, daß sie auf eine Anrede rechnete.

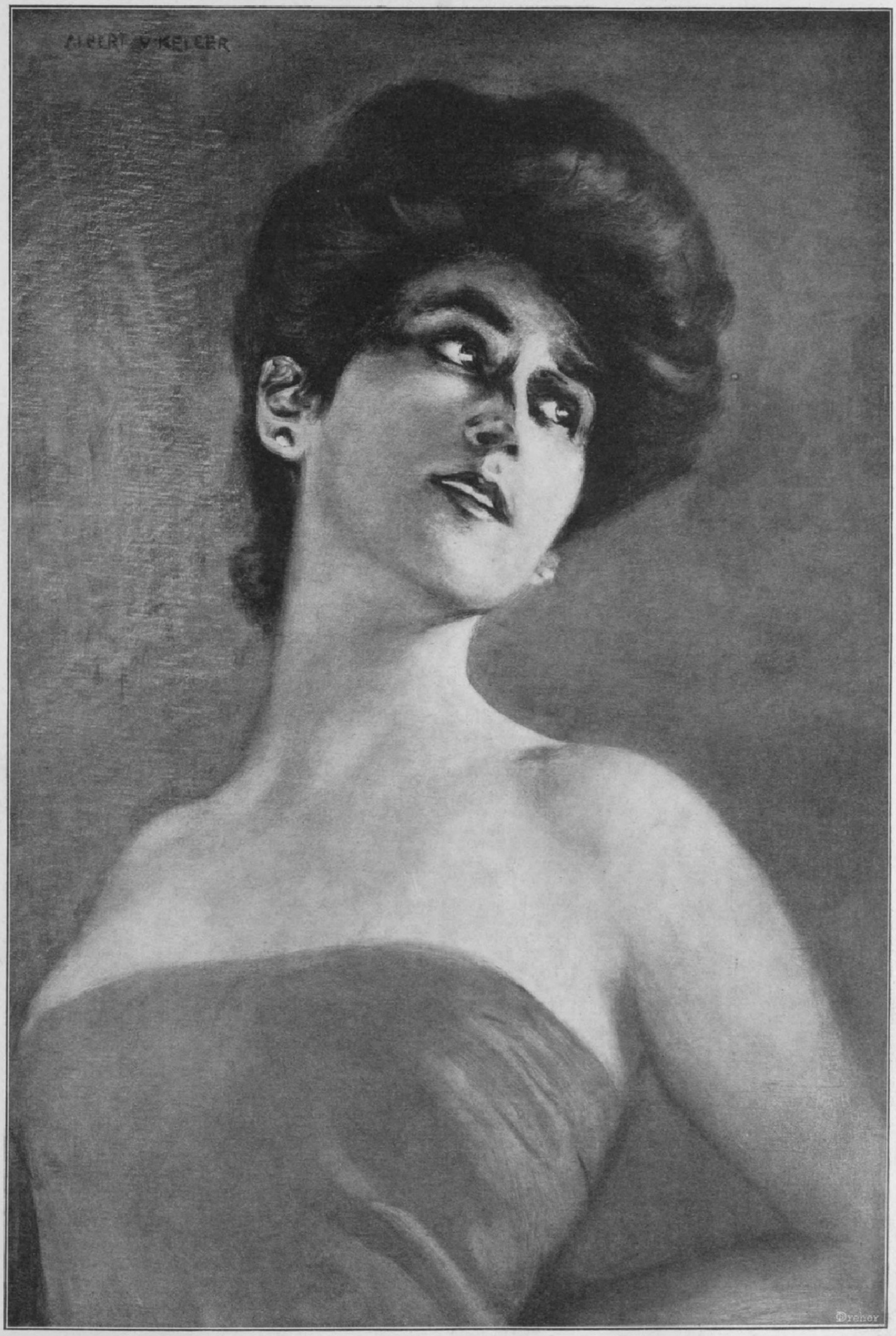
Und er trat auf sie zu. „Diabola?“

Die hübsche Blondine nickte. „Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr?“

„Ja, ich wollte — es drängte mich, Ihnen auszudrücken — —“

Herrgott, was hatte sie für unschuldige blaue Augen! Dieser schüchterne Jungemädchenblick tötete ja im Keime alles Absurde, Gewagte, was er ihr zu sagen beabsichtigt hatte. Tief seufzte er endlich auf. „Ich kann es gar nicht glauben — darf ich in Ihnen wirklich die Verfasserin des wunderbaren Werkes: ‚Das bin ich!‘ begrüßen?“

„Allerdings. — — Aber — wollen wir nicht lieber weitergehen? Die Leute dort beobachten uns —“



Weltdame

Nach einem Gemälde von Albert von Keller (München)

„Gewiß, ja." Seltsam, sie, deren Phantasie in allen Tiefen des Lasters wühlte — sie scheute die beobachtenden Blicke einer albernen Philisterfamilie!

Während sie in einen etwas einsameren Laubengang bogen, faßte er sich endlich ein Herz und schilderte ihr den Eindruck, den ihre schwüle Lyrik auf ihn gemacht, zitierte die Verse, die ihn besonders begeistert hatten — aber einige, gerade seine auserwählten Lieblinge, ließ er weg — es dünkte ihn unmöglich, solche Dinge vor diesen zarten Oehrchen auszusprechen — — und doch — es war ja klar: der Schein trog. Gab sie nicht selber zu, daß sie die Verse geschrieben hatte? Sie war eben eine von den ganz Raffinierten. Der Gedanke flößte ihm Mut ein.

Während er eine der gewagtesten Stellen aus ihrem Gedicht „Höllenfreude" deklamierte, ergriff er ihre herabhängende Hand.

Sie schnellte erschrocken zurück. „Ach, aber, ich weiß ja noch gar nicht, mit wem ich — —"

Ja so, er mußte sich vorstellen. Sehr ernüchtert gehorchte er.

Und sie sagte mit ihrem feinen hohen Stimmchen: „Ich heiße Henny Lüdecke."

Der Name gefiel ihm nicht. Lüdecke — rechter Allerweltsname.

Nachdem nun der Form genügt war, wurde sie zutraulicher. Sie erzählte von der Freude, die sie an dem Erfolg ihres Buches hatte, sprach von ähnlichen Erzeugnissen der modernen Literatur und bewies eine geradezu verblüffende Belesenheit. Aber sobald er ein näheres Eindringen in den Stoff ihrer Gedichte versuchte, geriet sie in Verwirrung. Bald merkte er, daß sie anfing müde zu werden, und schlug vor, eine Portion Eis zu essen. Gern ging sie darauf ein.

Es war ganz nett, mit ihr an einem kleinen Tisch zu sitzen und sie die — augenscheinlich ungewohnte — Leckerei genießen zu sehen. Mancher Kopf wandte sich im Vorübergehen nach dem hübschen Gesichtchen um.

Henny Lüdecke wurde immer zutraulicher gegen ihren neuen Freund. Und Heinrich Frehse hätte allen Grund gehabt, mit dem Verlauf seines Stelldicheins zufrieden zu sein.

Und doch — es war ihm zumute — etwa wie einem, der ins Konzert gegangen ist, um Berlioz' Sinfonie fantastique zu hören, und dem statt dessen ein Lannerscher Walzer vorgespielt wird. Ueber ihre allerpersönlichsten Verhältnisse war sie bis jetzt noch scheu ausweichend hinweggeglitten. Aber als jetzt, bei einbrechender Dämmerung das junge Paar seine Wanderung durch die einsamer werdenden Parkwege fortsetzte, hielt sie nicht mehr mit ihrer Mitteilsamkeit zurück.

Er erfuhr, daß sie die Tochter eines Steuerrats war, der, früh verstorben, die Seinen in äußerst bescheidenen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Henny und ihre Mama lebten mit einer alten Tante zusammen und sparten sich so mühsam auf anständige Weise durch — „ein entsetzlich einförmiges Dasein, keine Geselligkeit, kein Theater, keine Reisen; als einzige Abwechslung hin und wieder ein Ausflug nach Tegel oder in den Grunewald".

„So, so; ja, aber — das war wohl früher? Aber seitdem Sie der Enge Ihres Familienlebens entflohen sind und —"

„Entflohen?" Weit riß sie die hübschen blauen Augen auf. „Bin ich ja gar nicht."

Er lächelte. „Nun, ich meine — bis zu einem gewissen Grade doch wohl? Wenn man sich in dieser Weise von den — Sie verzeihen meine Offenheit, nicht wahr? — von den beengenden Schranken kleinbürgerlicher Moral befreit, wenn man das alles durchmacht, was Sie durchgemacht haben — —"

Jetzt kicherte Henny in sich hinein — ein Kichern, das ihn ganz merkwürdig an die Bremer Cousinen erinnerte. „Aber nein, was Sie nur von mir denken! Erlebt? So was erlebt man doch nicht. Sehen Sie, das kam so: Ich hatte immer Talent zum Dichten, schon als kleines Mädchen dichtete ich meine Neujahrswünsche für Papa und Großpapa selber. Und wie ich erwachsen war, schrieb ich ein Bändchen ‚Mädchenlieder', die meine Freundinnen für himmlisch erklärten. Es fand sich auch einer, der sie verlegte. Aber gekauft hat sie niemand. Nichts wie Aerger und Enttäuschung hatt' ich davon. Da gab ich vorläufig das Selberschreiben auf und las desto mehr — kolossal viel, alles, was ich kriegen konnte. Und da merkte ich bald, was für Gedichte Glück haben. Nichts zieht so sehr, wie das Verderbte. Aber es muß recht toll sein. Na — und da machte ich's denn wie die andern, und — wie Sie sehen — es gelang mir."

Triumphierend warf sie den Kopf zurück. Und ihm fiel auf einmal das Urteil ein, das Dr. Wiedebold, einer von Fritz Cordes' Freunden, neulich über die Diabola-Gedichte gefällt hatte: ‚Aber sehen Sie denn nicht die langen Finger überall hervorgucken? Das hat sie von der Dolorosa gestohlen — das von Dehmel — das von Marie Madeleine — das von Arno Holz —'

Wahrhaftig, Dr. Wiedebold mochte recht haben — — zusammengelesen, nachempfunden — geschickte Versschmiederei — ein spekulatives Talent, das „den Markt kannte!"

„Ach Gott, nein, so was müssen Sie wirklich nicht von mir denken," versicherte sie ihm noch einmal mit einem Anflug von Wärme in ihrem hohen Stimmchen. Und schmiegte sich ein wenig näher an seinen Arm. Dann erzählte sie ihm stolz, daß sie sich von ihrem Honorar bereits ein Rad gekauft hatte — neuestes System. Und nächstens wollte sie in ein Seebad reisen, vielleicht sogar nach Norderney. Sie kannte ja noch gar nichts.

Aber es fing an stockfinster zu werden. Nun mußte sie wirklich nach Hause.

Ob er Mama einen Besuch machen würde?

„Ach bitte, ja."

Von dem Rendezvous durfte Mama natürlich nichts wissen. Er konnte ja Grüße von irgendwem bringen. Sie wollte sich schon etwas ausdenken.

Er versprach, was sie wollte — und war froh, als sie mit der Elektrischen von dannen fuhr.

In einer höchst unzufriedenen, aus Wut und Beschämung gemischten Laune trat er den Heimweg an.

Wieder nichts!

Wieder hatte das Schicksal ihn genarrt. Einen Dämon hatte er gesucht und — eine höhere Tochter gefunden. Eine sehr belesene, ziemlich schlaue und — ganz gewiß äußerst heiratslustige höhere Tochter. So etwas konnte nur ihm passieren.

— — — Als an diesem Abend im Kabarett wieder von den Diabola-Liedern die Rede war, zuckte er mitleidig lächelnd die Achseln und „vermißte den Pulsschlag echter Empfindung in diesen Reimereien. Mache, meine Herren, nichts als Mache."

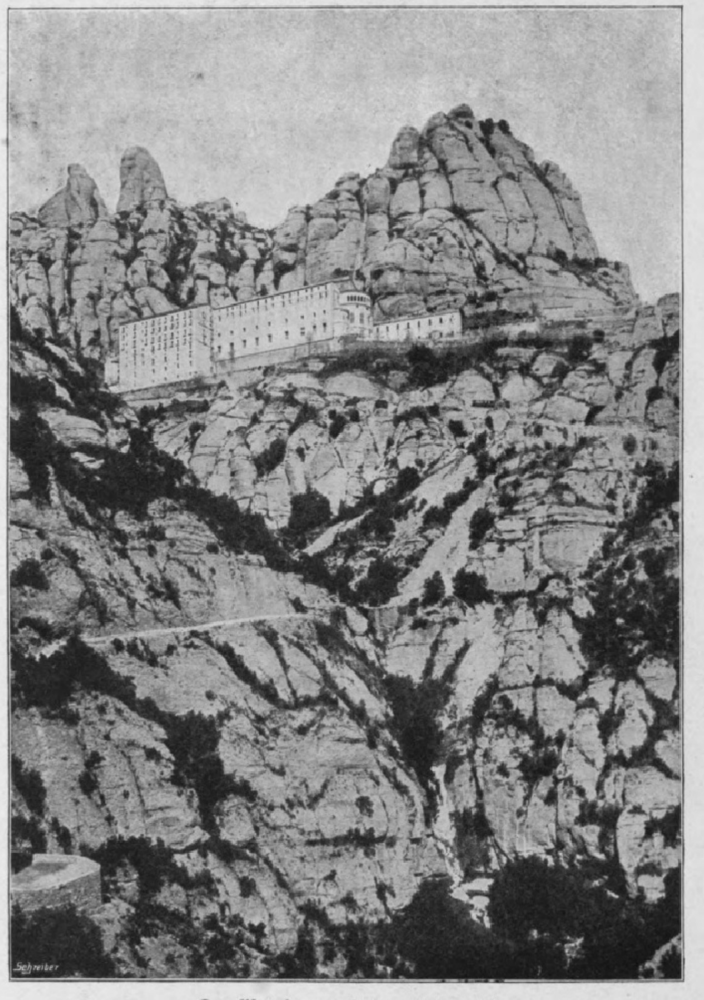
Und die Habitués der „Punschterrine" staunten. Der kleine Frehse fing ja wohl an, sich ein eignes Urteil zuzulegen?

Der Montserrat

Von

Ch. Steinert

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Der Montserrat mit dem bösen Tal

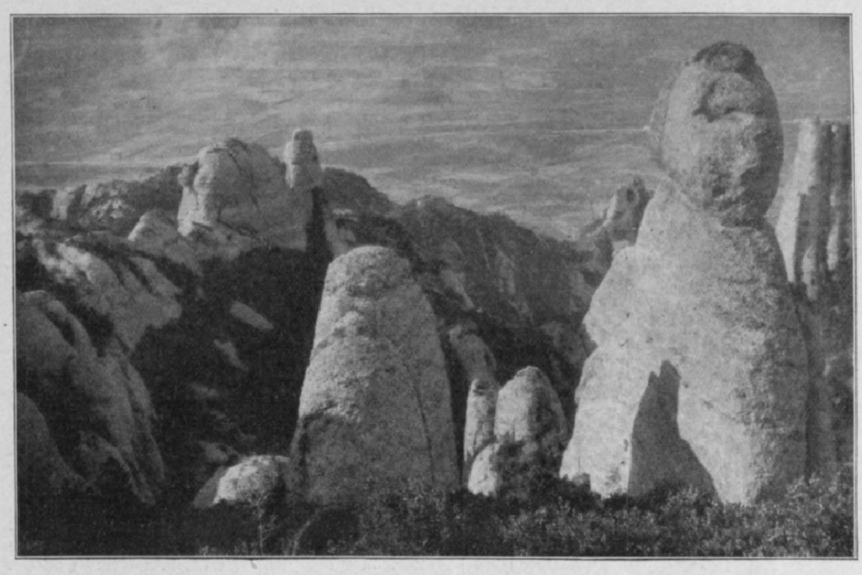
Religiöse Legende und weltliche Heldensage haben unabhängig voneinander sich beide bemüht, eines der großartigsten Naturgebilde, den Montserrat, den „gesägten Berg" Kataloniens, durch den Schmuck sinnvoller Poesie für den Besucher noch anziehender zu machen, als die Natur ihn schon gestaltet hat. Mit welchem Erfolg, zeigt die Zahl der jährlich dort übernachtenden Fremden, die mit sechzigtausend wohl noch zu gering angegeben wird, zeigt auch die oft genug an der unteren Station der Zahnradbahn ausgehängte Tafel mit der unangenehm überraschenden Inschrift: „¡No hay celdas!" „Die Gastzimmer im Kloster sind besetzt!"

Weitaus die Mehrzahl der Wanderer wird wohl von religiösen Beweggründen hergetrieben. Birgt doch die Klosterkirche als kostbarstes Heiligtum ein wundertätiges Marienbild, eine vom Alter gebräunte, kunstvoll geschnitzte Holzfigur, der Sage nach ein Werk des heiligen Lukas, das Petrus einst nach Spanien gebracht haben soll, und das, als es nach langer Verborgenheit im Jahre 880 in einer fast unzugänglichen Felshöhle des Berges wieder entdeckt und herausgeholt wurde, sich in der Nähe des jetzigen Klosters so schwer machte, daß man es nicht weiter transportieren konnte —, für die Gläubigen ein deutlicher Beweis, daß die Madonna auf dem Montserrat selbst angebetet werden wollte. Man baute darum an der Stätte dieses Ereignisses ein Kloster mit einer prachtvollen Kirche, wohl der schönsten Kataloniens, eine Leistung, die um so bewundernswerter erscheinen muß, als gerade hier, in einer Höhe von über 700 Metern, für den Bau nur ein schmaler Felsvorsprung zur Verfügung stand und die fast senkrecht abstürzenden Steinwände dem Verkehr mit der Ebene die größten Schwierigkeiten in den Weg legten. Aus diesen Gründen auch sind die übrigen Sehenswürdigkeiten gering: eine schöne Renaissancefassade am Eingang der Kirche, ein gotischer Kreuzgang, das Werk des Abtes Julian della Rovere, des nachmaligen Papstes Julius II., das leider bei der Besetzung des Montserrat durch die Franzosen im Jahre 1811 stark beschädigt wurde, und die Reliquien des Klosters,

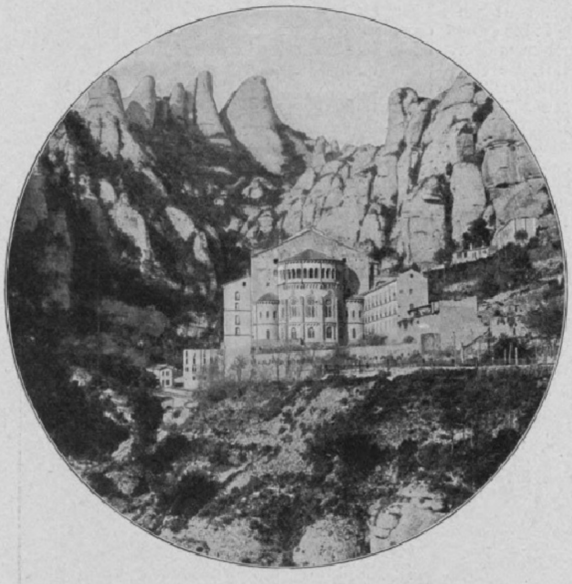
unter denen sich das Schwert Loyolas befindet, der hier sich dem Dienste der römischen Kirche gelobte. Die eigentlichen Kirchenschätze sind, ebenfalls infolge der französischen Invasion, gering; selbst das brillantenfunkelnde Diadem der Madonna ist eine unechte Imitation des geraubten echten.

Trotzdem kommen die Gläubigen Tag für Tag in Scharen angepilgert; nicht mehr wie früher, wo manche ihr Leben auf dem Berge verbringen wollten, so daß man noch heute an den schroffsten Abhängen an dreizehn verschiedenen Stellen kleine Steingebäude, Käfigen ähnlicher wie Menschenwohnungen, als Erinnerung an diese Einsiedler gewahren kann. Nein, heute kommt man für einen Tag, um die Wundergrotte, den Fundort des Marienbildes, zu besuchen, vor diesem Bilde selbst zu knien und am Abend dem weltberühmten Gesang des Klosterchores zu lauschen, oder man bleibt für einige Tage, da, dank der Gastfreundschaft der Mönche, die jedermann, ohne Rücksicht auf Nation oder Glauben, umsonst im Kloster beherbergen, der Besuch des ganzen Berges sehr erleichtert wird.

Am meisten zur Hebung des Verkehrs hat wohl die Zahnradbahn (System Abt) beigetragen, die am 12. Oktober 1892, dem vierhundertjährigen Gedächtnistage der Entdeckung Amerikas, wohin die Benediktiner des Montserrat die ersten Glaubensboten sandten, eröffnet ward und vom Dorfe Monistrol am Fuße des Berges bis zum Klostertor führt. Jetzt pflegen selbst Neuvermählte mit dieser Station



Die „Wächter des heiligen Gral“ (der verzauberte Riese und der spanische Sattel)



Das Kloster

ihre Hochzeitsreise zu beginnen, des katalonischen Sprichwortes eingedenk, daß „wer auf dem Montserrat nicht war, ist noch kein rechtes Ehepaar“. Und sie handeln nicht töricht, die jungen Gatten, die man so häufig dort oben sieht; es gibt wenig schönere Gegenden für eine Hochzeitsreise als diese! Eine Szenerie wie hier, wo großartig wilde Romantik des Gebirges sich mit gartengleicher, verschwenderisch üppiger Blumenpracht paart, dürfte so leicht nicht wiedergefunden werden. An der einen Seite des Klosters senkt sich in jäher Schroffheit das von den Kaskaden eines Wildbachs durchbrauste „Valle malo“, das „böse Tal“, zur Tiefe, das nach der Sage in dem Augenblick entstand, da Christus am Kreuze verschied, und an dessen steilstem Abhang die Wundergrotte liegt. Nach der andern Seite führt ein schöner, fast ebener Weg am „schlafenden Mönch“ vorbei nach dem interessanten „durchlöcherten Fels“, wo zwischen Kiefernwäldern im Januar die Veilchen und Narzissen duften, wo im März der Oleander blüht, wo im Hochsommer das Auge über die Weinberge und Orangenhaine der Ebene nach den mit ewigem Schnee bedeckten Zacken der Pyrenäen vom Maladetta bis zum Canigou schweift. Hinter dem Kloster endlich, wo die Felswände sich undurchdringlich ineinanderzuschieben scheinen, führt die schwindelnd steile Jakobsleiter, eine gewaltige, mit nur wenig Kunst gangbar gemachte Felsentreppe, empor zu der Zentralgruppe des Berges, die in dem Turm von San Jeronimo mit 1241 Metern ihren Höhepunkt erreicht.

Hier ist der Ort, wohin das Heldengedicht den Schauplatz einer Lieblingssage des deutschen Volkes verlegt. Hier, wo „im fernen Land, unnahbar euern Schritten, liegt eine Burg, die Monsalvat genannt“, führt der Berg mit Recht den Namen des „wilden“ (mont sauvage). Macht schon die Totalansicht des Berges von Monistrol aus, namentlich bei Sonnenuntergang, durch ihre eigentümlich gezackten Felszinnen einen sonderbaren, fast gespenstischen Eindruck, so wirken die seltsamen Gesteinformationen, die sich oben auf dem Plateau dem überraschten Blick des Wanderers zeigen, geradezu erdrückend in ihrer Großartigkeit. Hier ragt auf 100 Meter hohem schroffen Felssockel ein schauerlich ähnlicher Totenschädel, da streckt sich der noch höhere Riesenfinger des „Caball bernat“ in die blaue Luft, dort zeigt sich der kolossale verzauberte Riese, der eben erst von dem nahen, fast 50 Meter langen kastilischen Sattel herabgestiegen zu sein scheint, von weitem zieht eine Prozession versteinerter Mönche heran — das sind die Wächter des heiligen Gral, die an dieser Stelle dem unberufenen Fremdling den Weg zur Gralsburg wehren wollen, die Gistaus (steinernen Wachen), wie sie schon von den Arabern genannt wurden. Es ist ein Bild, das in dieser unendlichen Einsamkeit beim ersten Anblick den Beschauer überwältigt, ihn mit Bewunderung und Beklemmung zugleich erfüllt, und unwillkürlich schaut der mit dem Inhalt des „Parzival“ Vertraute sich um, ob er nicht des Schlosses Turm und Zinnen in der Nähe ragen sieht.

Jedoch auch ohne diese legendarischen und poetischen Erinnerungen wird der Naturfreund, der für den Abstieg zur Eisenbahn die neue kunstvolle Chaussee wählt und von ihren Schlangenwindungen aus noch einmal das wechselnde Bergpanorama vor sich auftauchen sieht, eingestehen müssen: daß es Großartigeres im einzelnen wohl viel auf der Erde gibt, aber eine solche Fülle des Erhabenen und des Grotesken vereint wie hier auf wenigen Quadratkilometern schwerlich zum zweiten Male gefunden wird. Daß die reicher quellende Phantasie unsrer Vorväter diese seltsamen Formen der Natur beseelen, daß gerade in diesem Felsenlabyrinth die Sage eine Heimstätte finden mußte, empfinden auch wir, die wir heute mit modernen Verkehrsmitteln und, ohne romantische Schauer zu empfinden, zu dem einsamen Sitz der Gralsburg emporklimmen.



Kreuzgang im Klosterhofe mit den Gasthäusern



Ein Gelehrter aus dem Stamm der Bonaparte

Von

Dr. A. v. Wilke

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wenn man von den Thronprätendenten spricht, die in Frankreich aus den Gesetzen der Legitimität und des Erbrechtes für sich und ihr Haus den Anspruch auf die Wiederherstellung der monarchischen Herrschaft herleiten, so denkt wohl jedermann an niemand anders als an Jung-Philipp, den temperamentvollen Herzog von Orleans, und an den Prinzen Viktor Napoleon, der in Brüssel sein Heim aufgeschlagen hat und dem seine Anhänger einen in ihren Augen bedauerlichen Mangel an politischem Ehrgeiz nachsagen. Aber die allerwenigsten wissen, daß noch ein Sprosse aus dem Stamme der Bonaparte unter den Lebenden ist, der mit gleichem Fug und Recht behaupten könnte, daß er nach eben jenem Legitimitätsprinzipe berufen wäre, von Rechts wegen die französische Kaiserkrone zu tragen. Das ist der Prinz Roland Bonaparte, der letzte Enkel in männlicher Folge von Lucien, dem jüngeren Bruder des korsischen Imperators. Lucien war der einzige von dessen Geschwistern, der keinen Teil erhielt an seiner Macht und Kaiserherrlichkeit, auf den kein Strahl fiel von deren die ganze Welt erfüllendem und blendendem Glanze. Die wichtigste Ursache hierfür war, daß er sich, dem Willen Napoleons zum Trotze, nach dem Tode seiner ersten Gattin, der Gastwirtstochter Christine Boyer, mit Alexandrine de Bleschamps, der geschiedenen Frau des Bankiers Jouberthon, wiedervermählte, während sein Bruder sich mit der Absicht trug, ihm unter den Töchtern der regierenden Fürsten Europas eine Gefährtin zu suchen. Erst die hundert Tage des Jahres 1815 brachten die Versöhnung der beiden Brüder und für Lucien zugleich die Erhebung zum Prinzen von Frankreich und zur Kaiserlichen Hoheit. Es war daher ein Akt der Willkür, daß Napoleon III. nach seiner Thronbesteigung trotzdem die Nachkommen Luciens von seiner „engeren Familie“ ausschloß und ihnen, im Gegensatz zu dieser, nur das Prädikat „Hoheit“ bewilligte. Heute sind dies ja im Grunde nur historische Reminiszenzen ohne praktischen Wert, die aber immerhin verdienten, ohne Entstellung auf die Nachwelt zu gelangen. Denn es ist tatsächlich eine, allerdings nur unwesentliche, Fälschung der geschichtlichen Wahrheit, wenn eine Teilung des Geschlechtes der Bonaparte in zwei Klassen noch heute in einigen Nachschlagewerken systematisch durchgeführt wird. In Wirklichkeit bedient sich der Prinz Roland, und das ist das Entscheidende, unangefochten des Titels „Kaiserliche Hoheit“, und daher müßte man logischerweise ihn als den einzig berechtigten „Chef de la Maison Impériale de France“ bezeichnen.

Daß diese Streitfrage, die schon manche Feder in Bewegung gesetzt hat, nur noch einen sozusagen akademischen Wert besitzt, ist in erster Hinsicht das Verdienst des Prinzen Roland Bonaparte selbst. Er hat der Berührung mit der Politik, bei der, nach Bismarcks Ausspruch, niemand ganz saubere Finger behält, nie Geschmack abgewinnen können, sondern seine Neigungen zogen ihn früh zu den Wissenschaften hin. Die Lust zur Beschäftigung cum litteris et artibus ist wie ein angeborenes Erbteil aller Mitglieder des Lucienschen Zweiges des napoleonischen Stammes. Lucien selbst war nicht nur ein freigebiger Schirmherr der schönen Künste, sondern hat sich auch in Romanen und Epen versucht, und seine Gemahlin Alexandrine hat eine umfangreiche historische Dichtung verfaßt, die freilich wie seine eignen Werke heutzutage kaum mehr genießbar und längst vergessen ist. Aber von ihren Söhnen erwarb sich Charles-Lucien als Naturforscher eine europäische Berühmtheit, zeichnete sich Louis-Lucien durch eine Gelehrsamkeit aus, welche die heterogensten Fächer, Chemie, Mineralogie und Philologie, umfaßte.

In den Spuren dieser beiden Oheime wandelt der Prinz Roland Bonaparte, und er ist in gewisser Hinsicht der Fortsetzer ihres Lebenswerkes geworden. Ihnen gleicht er seinen Anlagen nach weit mehr als seinem Vater, dem Prinzen Pierre, in dem etwas von dem unruhigen und streitbaren Geiste eines mittelalterlichen Kondottiere lebte und dessen Namen man nicht nennen kann, ohne sich jener unglücklichen Stunde zu erinnern, in der er — es war am 10. Januar 1870 — den Journalisten Viktor Noir niederschoß, eine Gewalttat, die dem schon wankenden Ansehen des zweiten Kaiserreiches seines Vetters Napoleons III. eine schwere Schädigung bedeutete. Der Prinz Pierre Bonaparte hatte seinen Sohn ursprünglich für das Waffenhandwerk bestimmt, das einzige nach seiner Meinung eines wahren Mannes würdige, und so genoß der junge Prinz Roland eine militärische Erziehung in der Schule von St. Cyr, um dann als Unterleutnant in das 36. Linieninfanterieregiment einzutreten. Er gehörte diesem bis zu dem Tage an, da — 1886 — das Gesetz, das alle Mitglieder der Prätendentenfamilien für unfähig zum Staatsdienste erklärte, ihn aus den Listen des Heeres strich. Seitdem hat sich der Prinz völlig seinen wissenschaftlichen Studien gewidmet, die sich auf eine Reihe scheinbar auseinanderliegender Gebiete erstrecken, aber, so wie er sie betreibt, doch ein Ganzes vorstellen. Er hat seine Kräfte in den Dienst jedes humanitären Fortschritts gestellt und sucht die Wege hierzu in der Erforschung der menschlichen Daseinsbedingungen vom Standpunkte der Naturwissenschaften aus sowohl wie von dem der Soziologie. So ist er Anthropologe, Geograph, Alpinist, Historiker, Nationalökonom, Kolonialforscher, Statistiker und Ethnograph zugleich und entfaltet auf jedem dieser Spezialfächer eine umfangreiche literarische, wie auch, wenn man es so nennen kann, agitatorische Tätigkeit durch öffentliche Vorträge auf Kongressen und in Vereinen. Weite Reisen nach allen Weltteilen erlaubten ihm, unter so günstigen Bedingungen, wie sie nicht jedermann gewährt sind, stetig seinen Studienkreis zu erweitern. So hat er, um auf gut Glück einige aus der langen Reihe seiner Arbeiten herauszugreifen, ein Buch in französischer Sprache über die Bewohner von Surinam und eines in der englischen über die Lappländer veröffentlicht. Desgleichen hat er auch über das eigenartige Universitätsleben in England, die Arbeiterassoziationen in Schweden, über Gletscherformationen in der Schweiz und in Tirol geschrieben und auf den Schlachtfeldern Deutschlands interessante Untersuchungen über die Richtigkeit der Schlachtendarstellung in den Werken der Geschichtschreiber der großen Revolution und des ersten Kaiserreiches angestellt. Einer so vielseitigen und unermüdlichen Tätigkeit ist auch ein reicher Lohn nicht ausgeblieben, und groß ist die Zahl der gelehrten Gesellschaften seines Heimatlandes und des übrigen Europa, die es sich zur Ehre anrechneten, ihn zu den Ihrigen zählen zu können. Ihre Anerkennung galt dabei nicht nur seinem wissenschaftlichen Streben, sondern auch seinem unaufhörlichen Bemühen, das sozusagen Gemeinnützige jeder Wissenschaft der Allgemeinheit zugänglich zu machen, mit einem Worte: an der Aufklärung in ihrem weitesten Sinne mitzuwirken, was ihm sein großer Reichtum auch im weitesten Umfang ermöglicht.

Das Palais des Prinzen Roland Bonaparte ist eine der Sehenswürdigkeiten von Paris. Es wurde in den Jahren 1892 bis 1900 errichtet und liegt im vornehmsten Stadtteile, nahe beim Trocadero, in der Avenue d'Jéna. Die Innenräume sind mit einer wahrhaft fürstlichen Pracht ausgestattet und bergen manche Erinnerung an die Vergangenheit seines Geschlechtes. Aber all diese reichen Salons und Säle, die teils im reinsten Stil Ludwigs XVI., teils in dem des Empire gehalten sind, treten doch in den Hintergrund vor den Schätzen, die in den Bibliothekräumen aufgespeichert sind und auf die ihr Besitzer auch mit weit größerem Stolze blickt. Die Bibliothek ist eine der ansehnlichsten der französischen Hauptstadt; sie zählt rund 100 000 Bände und darf in bezug auf die in ihr vorhandenen geographischen und anthropologischen Werke zu den vollständigsten gerechnet werden, die überhaupt existieren, namentlich da sie seit zwanzig Jahren beständig durch jede neu erscheinende Veröffentlichung auf diesen Gebieten vermehrt wird. Ihre Anlage kann eine mustergültige genannt werden. Hier ist das eigentliche Heim dieses Mannes, der dem großen geschichtlichen Namen, den er trägt, durch eigne Kraft auch im Reiche des Wissens zu gutem Klange verholfen hat.



Palais des Prinzen Bonaparte in Paris



Ein Blick in die Bibliothek des Prinzen Roland Bonaparte

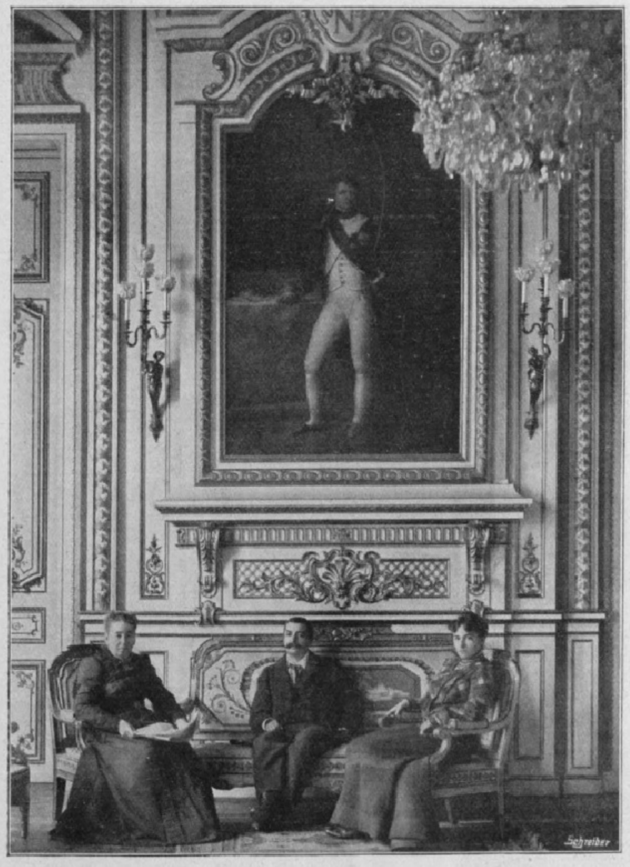
Die Wanderung des Osterfestes im Kalender

Von

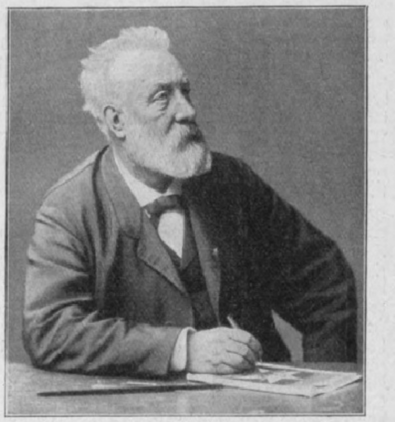
Professor Dr. H. J. Klein

Im gegenwärtigen Jahre fällt der Ostersonntag auf den 23. April, und gewiß hat sich mancher die Frage vorgelegt, wie es kommen möge, daß Ostern heuer so spät gefeiert wird, während dasselbe Fest im vergangenen Jahre schon auf den 3. April festgesetzt war, ja in andern Jahren bereits in den März fällt. Auch ist es merkwürdig, daß das Datum des Osterfestes von einem zum andern Jahre sprungweise wechselt, so daß eine bestimmte Regel, nach der die Aenderung dieses Datums stattfindet, nicht zu erkennen ist. Die Umstände, von denen das Datum des Osterfestes in jedem Jahre bedingt wird, mögen deshalb hier kurz und allgemeinverständlich erörtert werden.

Der Auferstehungstag des Herrn war von den frühesten Zeiten an das Hauptfest der Christenheit. Der Ueberlieferung gemäß wurde Christus Freitag den 14. Nisan des jüdischen Jahres gekreuzigt, seine Auferstehung erfolgte am Sonntag den 16. Nisan, und zwischen beiden Ereignissen lag das jüdische Passahfest. Bei den Juden begann der Monat Nisan mit dem Tage des ersten Neumonds im Frühjahre, und das Fest der ungesäuerten Brote wurde am 15. Nisan, am Vollmondtage, gefeiert. So kam das jüdische Passahfest in enge kalendarische Beziehung zum Hauptfest der Christenheit, und in den ersten Zeiten des Christentums feierte man den Tag vor demselben als Todestag, den Tag nach demselben als Auferstehungstag des Herrn. Der Tag des ersten Neumonds im Frühjahr tritt aber bald früher bald später ein, und da das jüdische Passah fünfzehn Tage nach ihm gefeiert wird, so schwankt auch dieses und kann nach unserm Kalender zwischen den 21. März und 24. April fallen. Die ersten Christen hielten sich nun bezüglich der Feier ihres Ostern einfach an das Datum des Passahfestes und feierten ziemlich mit diesem zusammen das Fest der Auferstehung des Herrn. Nach und nach wurde indessen hieran Anstoß genommen, man hielt es endlich für unpassend, Ostern zugleich mit den Juden zu feiern, und schließlich kam es dazu, daß die einzelnen christlichen Gemeinden Ostern sogar an verschiedenen Sonntagen feierten. Das Konzil zu Arles (314 nach Christo) trat endlich diesem Mißstand energisch entgegen und setzte fest, daß Ostern in der ganzen Christenheit am gleichen Tage gefeiert werden solle. Als diesen Tag hatte man den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde angenommen, hauptsächlich um die Osterfeier der Christen von dem Passahfeste der Juden auch kalendarisch deutlich zu trennen. Im Jahre 325 nach Christo setzte endlich das Konzil zu Nizäa als ein für allemal und für die ganze Christenheit verbindlich fest: „Ostern soll gefeiert werden an dem Sonntage, der zunächst auf den ersten Vollmond nach Frühlingsanfang folgt. Fällt dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag, so wird Ostern am darauffolgenden Sonntage gefeiert.“ Zur Zeit des Konzils zu Nizäa begann der Frühling am 21. März, das heißt an diesem Tage war Tag und Nacht gleich lang. Die Feststellung des Tages, an dem der erste Frühlingsvollmond stattfindet, wurde aber nicht durch astronomische Rechnung ermittelt, sondern durch eine sogenannte zyklische, wobei die Tatsache maßgebend war, daß nach Ablauf von je neunzehn Sonnenjahren die Neumonde *nahezu* wieder auf dieselben Monatstage fallen. Dieser zyklische Vollmond kann von dem Datum des wirklich eintretenden Vollmonds bis zu zwei Tagen abweichen, hat aber den Vorzug, daß sein Datum für die ganze Erde gleichmäßig gilt. Würde man den Augenblick des wirklich eintretenden Vollmonds der Osterrechnung zugrunde legen, so kann es sich ereignen, daß dieser für die westliche und östliche Erdhälfte nicht auf den nämlichen Tag und dadurch das Osterfest sogar auf zwei verschiedene Sonntage fällt, je nachdem man Amerika oder Europa in Betracht zieht. Das würde zum Beispiel im Jahre 1900 eingetreten und Ostern für Europa auf den 22., für Amerika auf den 15. April gefallen sein. In der Tat konnte man in jenem Jahre in verschiedenen Tagesblättern lesen, daß dieser Fall vorliege, weil die Artikelschreiber nicht wußten, daß die Berechnung des Ostervollmonds zyklisch ist und mit dem Momente des wirklichen Vollmonds nichts zu tun hat. Die Kalenderverfertiger aber wußten dies sehr gut und gaben übereinstimmend für Ost und West als Datum des Osterfestes im Jahre 1900 den 15. April an. Das Konzil zu Nizäa nahm, wie erwähnt, als Tag der Frühlingsnachtgleiche den 21. März an und meinte, der Frühlingsanfang falle unveränderlich stets auf dieses Datum. Das war indessen ein Irrtum, weil die damals gebräuchliche julianische Kalenderrechnung nicht streng richtig ist. Dieser liegt die Voraussetzung zugrunde, daß die Jahreslänge genau 365¼ Tage umfasse, weshalb alle vier Jahre ein Tag eingeschaltet wurde. In Wirklichkeit ist das Jahr aber um 11 Minuten kürzer, als der julianische Kalender annimmt. Infolgedessen wich die Frühlingsnachtgleiche immer mehr gegen den Anfang des März zurück, und damit entfernte sich natürlich auch das Osterfest zunehmend vom Frühlingsanfang und dessen Vollmond. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fiel der wirkliche Frühlingsanfang schon auf den 12. März des Kalenders, während bei der Osterrechnung noch immer der 21. März dafür galt. Hätte man die Abweichung fortgehen lassen, so mußte mit der Zeit Ostern immer mehr in den Sommer rücken und endlich sogar in den Herbst und Winter fallen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen und doch die Anordnungen des Konzils zu Nizäa aufrecht zu erhalten, ließ Papst Gregor XIII. die berühmte Kalenderverbesserung ausarbeiten, die seinen Namen führt und die heute noch besteht. Er verordnete, daß im Jahre 1582 nach dem 4. Oktober sogleich der 15. Oktober gezählt werden solle. Um fernere Abweichungen des Kalenders vom Himmel unmöglich zu machen, wurde gleichzeitig bestimmt, daß zwar die bisherige Schaltmethode beizubehalten sei, von den vollen Jahrhunderten aber nur diejenigen Schaltjahre sein sollten, deren beide erste Ziffern durch 4 ohne Rest teilbar sind. Die gregorianische Kalenderrechnung ist, wie wir heute wissen, zwar auch nicht streng richtig, aber der Fehler kann erst in ein paar Jahrtausenden auf einen Tag anwachsen, ist also für das praktische Leben ohne Belang. Das Datum des Ostersonntags wechselt nach den angegebenen Bestimmungen zwischen dem 22. März und dem 25. April als den äußersten Monatstagen, und die gleichen Osterdaten kehren in der nämlichen Reihenfolge erst nach Ablauf von etwa 300 000 Jahren wieder. Das Zusammenfallen des christlichen Osterfestes mit dem jüdischen Passahfeste, das durch die Bestimmungen des Konzils zu Nizäa verhindert werden sollte, findet trotz diesen Bestimmungen doch bisweilen statt. Zwischen den Jahren 360 und 500 unsrer Zeitrechnung trat dieser Fall nicht weniger als dreizehnmal ein; infolge der gregorianischen Kalenderreform ist er sehr selten geworden, fand aber zum Beispiel im Jahre 1825 statt. Bei fast allen christlichen Nationen ist gegenwärtig der gregorianische Kalender in Gebrauch, daher auch bei allen das Osterfest am gleichen Tage gefeiert wird; eine Ausnahme machen nur die Russen und Griechen, deren Kalender im ganzen mit dem julianischen übereinstimmt und die also nach diesem Ostern feiern.



Prinz Roland Bonaparte mit seiner Mutter, Prinzessin Eleonore, und seiner Tochter, Prinzessin Marie



Jules Verne †

Notizblätter

Jules Verne †

Nach längerer Krankheit ist am 24. März der bekannte und vielgelesene französische Schriftsteller Jules Verne zu Amiens im Alter von siebenundsiebzig Jahren gestorben. Verne war der Begründer des modernen phantastisch-naturwissenschaftlichen Romans. Er verstand es, die Ergebnisse der neueren naturwissenschaftlichen und geographischen Forschung und die Fortschritte der Technik so reizvoll und dabei mit wissenschaftlicher Folgerichtigkeit in den Rahmen einer spannenden Erzählung zu bringen, daß seine Romane ebenso unterhaltend wie belehrend wirkten. Sein erstes Werk dieser Art, das er dreizehn Jahre nach seinem literarischen Debüt 1863 veröffentlichte, war der Reise- und Entdeckungsroman „Cinq semaines en ballon“. Von den zahlreichen Romanen, die er im Laufe der Jahre dem ersten folgen ließ — im ganzen an die hundert Bände — sind besonders „Die Kinder des Kapitäns Grant“, „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen“, „Michael Strogoff“, „Die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde“ und „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“ bekannt geworden. Drei dieser Romane verarbeitete Verne gemeinschaftlich mit D'Ennery zu großen Ausstattungsstücken, die gleichfalls ungeheuern Erfolg hatten.



Phot. Otto Reich Hamburg

Der Kaiser im Gespräch mit dem Stifter des Kaiser-Friedrich-Denkmals in Bremen, Franz Schütte
(Im Hintergrund Bürgermeister Pauli und Professor Tuaillon)

Wilhelm Henckel



Wilhelm Henckel

Ein Mann, der zur Kenntnis des russischen Reichs höchst schätzenswerte Beiträge geliefert hat und dem wir wertvolle Belehrungen über Literatur, Kunst, Geschichte, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände dieses Landes verdanken, Wilhelm Henckel in München, wird am 17. April dieses Jahres achtzig Jahre alt. Er kam als Kind nach Petersburg, wurde dort erzogen und geschult, erlernte daselbst den Buchhandel und arbeitete in diesem Berufe in Leipzig und in der Schweiz. Schon in den vierziger Jahren begann er seine publizistische Tätigkeit und gab in St. Gallen eine Zeitschrift „Blätter für Bildung“ heraus. 1851 ließ er sich in St. Petersburg als russischer Verlagsbuchhändler nieder und gab eine große Anzahl wertvoller wissenschaftlicher und belletristischer Bücher, Jugendschriften, Prachtwerke und Zeitschriften heraus. Im Jahre 1878 zog er nach München und begann hier durch Uebersetzungen aus dem Russischen und Aufsätze über russische Verhältnisse und Zustände sich bekannt zu machen. Seine 1882 erschienene Uebersetzung von Dostojewskys „Raskolnikow“ erregte großes Aufsehen, und es war namentlich dieser Roman, durch den der damals in Westeuropa — abgesehen von einigen Werken Turgenjews — fast unbekannten russischen Literatur in Deutschland die Bahn gebrochen wurde. Weiterhin machte Henckel das deutsche Publikum auch mit Werken von Turgenjew, Kostomarow, Garschin, Leo Tolstoj, Ssaltykow-Schtschedrin, Potapenko, Polonsky, Gorki u. a. bekannt und erweiterte unsre Kenntnis russischer Gelehrter, Künstler, Dichter, Politiker und so weiter durch zahlreiche Biographien, literarhistorische und kritische Abhandlungen. Trotz seines hohen Alters ist Henckel auch jetzt noch unermüdlich publizistisch tätig.

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Bremen

Eine der eigenartigsten und künstlerisch hervorragendsten Schöpfungen der modernen Plastik hat die Stadt Bremen in dem Kaiser-Friedrich-Denkmal Louis Tuaillons erhalten, das am 22. März in Gegenwart Kaiser Wilhelms und des Prinzen Heinrich feierlich enthüllt worden ist. Tuaillon, dem der hochsinnige Stifter des Denkmals, der Bremer Großkaufmann Franz Schütte, völlige Freiheit des Schaffens gelassen hatte, ist von der allmählich unleidlich gewordenen Schablone der offiziellen Denkmalskunst mit voller Entschiedenheit abgewichen und hat den Kaiser nicht in der nüchternen modernen Uniform, sondern in der leichten Gewandung des römischen Imperators dargestellt. Die Schultern sind nur leicht vom Riemenwerk bedeckt, um die Hüften liegt ein Schuppenschurz, der auch die Hälfte der Oberschenkel bedeckt, an den Füßen trägt der Kaiser Sandalen. Die linke Hand lenkt das langsam schreitende Roß, die Rechte hält den Feldherrnstab. Das in allen Einzelheiten herrlich durchgebildete Denkmal macht durch die kraftvolle, grandiose Auffassung einen überaus imposanten Eindruck und darf als die schönste Verkörperung der edeln Persönlichkeit des Dargestellten in der modernen bildenden Kunst bezeichnet werden. Auch Kaiser Wilhelm hat die künstlerische Bedeutung des neuen Denkmals mit Worten der höchsten Anerkennung gewürdigt, denen jeder Kunstfreund aufs freudigste beistimmen kann.



Phot. Willy Dose, Bremen

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Bremen
Entworfen von Ludwig Tuaillon

Die Metzeleien in Baku

Im Februar fanden an mehreren Orten des kaukasischen Gebietes blutige Zusammenstöße zwischen Armeniern und der mohammedanischen Bevölkerung statt. Am schrecklichsten war das Blutbad in Baku, dem Zentrum der Erdölindustrie, die dem russischen Fiskus jährlich etwa 200 Millionen Mark einträgt. Den Hauptanlaß zu den Unruhen gab die Unzufriedenheit, die seit der Einziehung des Kirchenschatzes der armenischen Kirche durch Plehwe unter den Armeniern herrschte. Nachdem bereits einige geheime Waffendepots der armenischen Propaganda entdeckt und aufgehoben worden waren, erhielt die Regierung vor einiger Zeit davon Kenntnis, daß die Armenier die allgemeinen Unruhen in Rußland zu einem bewaffneten Aufstand zu benutzen gedächten. Der Notwendigkeit, diesen durch Militärgewalt zu verhindern, glaubten die Behörden überhoben zu sein, als bald darauf ein reicher, unter den Mohammedanern sehr geachteter und beliebter Tatar in Baku, namens Babaew, von einem Armenier aus Privatrache auf offener Straße erschossen und dadurch eine fanatische Wut der Mohammedaner gegen die armenische Bevölkerung entfacht wurde. In wenigen Stunden begann ein Niedermetzeln der Armenier durch die Tataren. Das Blutbad dauerte drei Tage und drei Nächte. Kosakenpatrouillen durchstreiften die Straßen, in denen das Morden wütete, ohne einzugreifen. Der Gouverneur von Baku wurde von den einflußreichen Armeniern um Hilfe angerufen, doch er erwiderte, daß er nichts tun könne. Nach dreitägigem Morden trat plötzlich Ruhe ein. Die mohammedanische und armenische Geistlichkeit durchzog in Prozessionen die Straßen der Stadt, und in der Moschee sowie in der armenischen Kirche fanden Versöhnungszeremonien statt. Ueber 2000 Leichen lagen in den Straßen und Häusern. Die Tataren hatten schrecklich gewütet und weder Frauen noch Kinder und Greise geschont.

Der neue preussische Minister des Innern



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Dr. von Bethmann-Hollweg, der neue preußische Minister des Innern

Zum Nachfolger des am 20. März unerwartet verstorbenen preußischen Ministers des Innern Freiherrn von Hammerstein ist der bisherige Oberpräsident von Brandenburg, Wirklicher Geheimrat Dr. von Bethmann-Hollweg, ernannt worden. Der neue Minister, der am 29. November 1856 zu Hohen-Finow geboren wurde, ist ein Enkel des altliberalen Rechtsgelehrten und Staatsmanns gleichen Namens, der von 1858 bis 1862 Kultusminister war. Er wurde 1879 Kammergerichtsreferendar, trat 1882 zur Verwaltung über, wurde 1885 zum Regierungsassessor und schon ein Jahr darauf zum Landrat des Kreises Oberbarnim ernannt. Als solcher wurde er im Frühjahr 1890 von der Reichspartei in den Reichstag gewählt, legte aber schon am 21. Mai desselben Jahres wegen bevorstehender Ungültigkeitserklärung seiner Wahl das Mandat nieder. 1896 wurde er zum Oberpräsidialrat in Potsdam, 1899 zum Regierungspräsidenten in Bromberg und schon ein Vierteljahr darauf zum Oberpräsidenten von Brandenburg ernannt. Herr von Bethmann-Hollweg war schon vor vier Jahren nach dem Scheitern der Kanalvorlage für sein jetziges hohes Amt ausersehen, doch mußte damals von seiner Berufung Abstand genommen werden, weil er Bedingungen stellte, auf die der Reichskanzler nicht eingehen konnte und die erst jetzt, nach der Annahme der Kanalvorlage, gegenstandslos geworden sind.

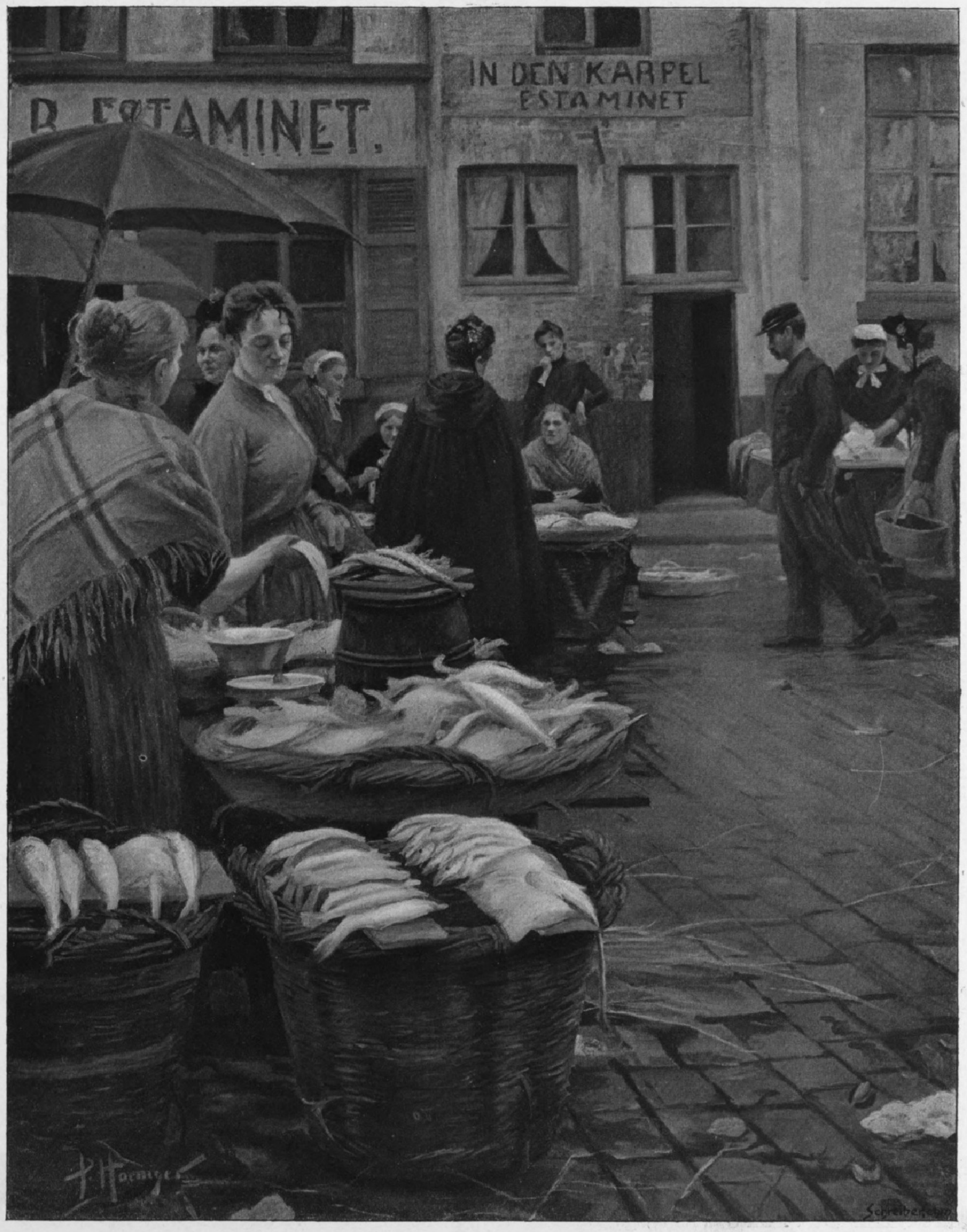


Aus dem dunkelsten Rußland: Beerdigung der Opfer nach den Metzeleien in Baku

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 28



Fischmarkt in Brügge. Nach dem Gemälde von Paul Hoeniger (Berlin)

1905 (Bd. 93)

Totenschau

Senator Damiani, 1887 Unterstaatssekretär des Auswärtigen im Ministerium Crispi, 20. März, Marsala. — Theodor Lobe, bekannter Charakterdarsteller und Bühnenleiter, 72 J., 21. März, Niederlößnitz. — Antonin Proust, französischer Politiker, 1881 Minister der schönen Künste im Kabinett Gambetta, 73 J., 21. März, Paris. — J. C. Platter, tirolischer Novellist und Reiseschriftsteller, 47 J., 22. März, Innsbruck. — Bayrischer General der Infanterie z. D. Heinrich Ritter von Xylander, zuletzt kommandierender General des III. bayrischen Armeekorps, 65 J., 22. März, München. — Heinrich Kohnert, Maler und Radierer, 47 J., 23. März, Berlin. — Glorieux, der Senior der französischen Luftschiffer, 70 J., 23. März, Roubaix (Frankreich). — Französischer Senator Barbey, ehemals Marine- und Kolonialminister, 74 J., 26. März, Paris. — Pietro Tacchini, italienischer Astronom, bekannt durch seine Studien zur Solarphysik, 66 J., 27. März, Spilamberto bei Modena.

Briefmappe

Anna Kr. in N. Das Mutterhaus des Bayrischen Frauenvereins vom „Roten Kreuz" übernimmt die Erziehung und Ausbildung der eintretenden jungen Mädchen sowie deren vollständigen Unterhalt und bietet ihnen ein Heim für jetzt und später in gesunden und kranken Tagen. Da der eigentliche Zweck des Vereins ist, im Frieden tüchtige Krankenpflegerinnen für den Krieg auszubilden, und auch die Friedenstätigkeit des „Roten Kreuzes" immer weitere Grenzen zieht, so reichen die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht aus und bedarf der Verein stets neuer. Außer in der Krankenpflege werden Schwestern in allen Betrieben der Anstalt und deren auswärtigen Filialen in der Küche, im Bureau, Näh- und Wäschezimmer angestellt, so daß besondere Talente und Fähigkeiten sich auch auf besonderen Arbeitsfeldern entfalten können. Aufnahmegesuche sind zu richten an die Oberin des Schwesternhauses vom „Roten Kreuz", Nymphenburgerstraße 163, München.

Eduard K. in M. Der Schlußvortrag von F. Delitzsch über „Babel und Bibel" ist bereits vor etwa einem Vierteljahre erschienen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt). Sie werden darin auch die von Ihnen aufgeworfene Frage auf Seite 24 bis 28 speziell behandelt finden.



Noch schlimmer

„Frau Professor, ist Ihr Mann noch so zerstreut, seitdem er fleißig radelt?"

„Ach denken Sie sich nur, neulich ist er drei Stunden zu Fuß marschiert, ehe es ihm einfiel, daß er sein Rad im letzten Wirtshaus hatte stehen lassen."

Hofrat T. in Ch. Katalase ist ein von Professor Loew in Tokio entdecktes, fast in der ganzen belebten Welt verbreitetes Ferment, das sich nicht nur in zahlreichen Pflanzen, wie Algen, Pilzen, Farnen, Moosen und so weiter, sondern auch in der Hefe und in tierischen Säften, speziell im Blute, findet. Auf die Katalase führt Loew die bekannte Wirkung mancher „Enzyme" auf Wasserstoffsuperoxyd zurück, das, sobald die Enzyme mit ihm in Berührung kommen, unter Sauerstoffabscheidung und Bildung von Wasser zerlegt wird.

Frl. Lina Röse in St. Der Lage nach würde sich für Sie am besten die von dem Bayrischen Verein für wirtschaftliche Frauenschulen geleitete, seit zwei Jahren bestehende Wirtschaftliche Frauenschule in Geiselgasteig-München eignen, deren nächster Kursus im April beginnt. Der Pensionspreis beträgt monatlich 100 Mark. Die Schule ist jeden Mittwoch nachmittag nach Anmeldung bei der Vorsteherin zur Besichtigung geöffnet.

Raimund R. in Wien. Der Jägerruf „Halali" (der Ton ruht auf der Endsilbe) kommt von dem französischen „ha là lit!", das heißt ha, da liegt er!

O. R. in A. Die Motogodille ist ein von einem Franzosen erfundener Apparat, der gestattet, jedes beliebige Boot in ein Motorboot zu verwandeln. Sie besteht aus einem Motor und einer Art Schiffsschraube, die ins Wasser taucht und mittels eines langen Verbindungsstückes durch den Motor in kreisende Bewegung versetzt wird. Der Apparat ist ziemlich kompliziert und hat eine wenig gefällige Form, läßt sich aber sehr leicht anbringen und hat sich praktisch durchaus bewährt.

Naturfreund in W. Die scharfen Worte, mit denen Sie an dem Projekt eines Kraftübertragungswerks bei Laufenburg am Rhein, durch das die dortigen berühmten Stromschnellen vollständig zerstört werden sollen, Kritik üben, sind uns und vielen Tausenden von Freunden der Natur aus der Seele gesprochen. Leider soll die Genehmigung des Projekts bereits unmittelbar bevorstehen, und so empfiehlt es sich für alle, denen die Erhaltung der Stromschnellen, eines der schönsten Landschaftsbilder Deutschlands, am Herzen liegt, unverzüglich ihre Zustimmung zu dem vom Bund „Heimatschutz" und dem „Dürer-Bund" erlassenen Aufruf kundzugeben. Die beiden Verbände, denen die hervorragendsten Künstler, Schriftsteller, Gelehrten, Techniker und so weiter angehören, wenden sich mit ihrem Protest nicht gegen das geplante Kraftwerk überhaupt, aber gegen das jetzige Projekt, in der Ueberzeugung, daß ein Weg gefunden werden kann und jedenfalls mit allen Mitteln gesucht werden muß, um dem deutschen Volke jenes einzigartige landschaftliche Kleinod zu erhalten. Zustimmungserklärungen werden an die Geschäftsstelle des Bundes „Heimatschutz", Herrn Robert Mielke, Charlottenburg, Rönnestraße 18, erbeten.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0; chemisch reines Glycerin 20,0; Wein 10,0 (incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei

Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franko zur Verfügung.

„Ich habe Hommel's Haematogen vielfach verordnet. **Der Erfolg zeigte sich eigentlich sofort,** indem Appetit und Verdauung angeregt und das Allgemeinbefinden der blutarmen und entkräfteten Patienten sich ganz überraschend besserte. **Von allen Eisenpräparaten, die im Gebrauche sind, hält keines auch nur annähernd eine Konkurrenz mit dem Hommel'schen Haematogen aus.** Das Haematogen stellt durchaus nicht allein ein Präparat vor, welches Anämischen als blutbildendes Mittel zu empfehlen ist, sondern durch seine appetitanregende Eigenschaft fördert es den ganzen Stoffwechsel, daher ich es denn auch gerade bei nervös-reizbaren Individuen ganz besonders vorteilhaft wirken sah. Vielfach habe ich Haematogen Hommel rhachitischen und heruntergekommenen Säuglingen verordnet, stets mit dem zufriedenstellendsten Erfolge. Vertragen wurde es stets ohne alle üblen Nebenerscheinungen, wie sie fast allen Eisenpräparaten mehr oder weniger anhaften."

(Privatdozent Dr. med. K. Baron Budberg in Dorpat.)

„Haematogen Hommel bewährte sich auch in der diesjährigen Ferienkolonie **als ganz unvergleichliches Kräftigungsmittel** von hervorragend blutbildender Wirkung. Die Zöglinge nahmen Ihr Haematogen sehr gerne. Die günstige Wirkung auf den Organismus trat nach kurzer Zeit deutlich zu Tage, indem die Esslust wuchs und das Allgemeinbefinden sich bedeutend besserte. — Auch heuer konnten wir mit Freuden nach Schluss der Koloniezeit sehr namhafte Gewichtszunahme und vorzügliches Aussehen bei den mit Haematogen Hommel bedachten Zöglingen feststellen."

Für die Brünner Ferienkolonien
der Sektion Brünn des mähr.-schles. Sudeten-Gebirgs-Vereins
Der Vereinsobmann: **Dr. Krumpholz.** Der Kolonicarzt: **Dr. Lorenz.**

Dr. med. Grekow, Merv (Transkasp. Gebiet) schreibt am Schlusse eines längeren Gutachtens: **„Daher begrüsse ich in Haematogen Hommel mit Freuden ein Präparat, das für unsere Gegenden, wo in Folge Malaria viel Blutarmut und Appetitlosigkeit vorkommt, ganz unschätzbaren Wert besitzt."**

„Ich habe Hommel's Haematogen mit sehr gutem Erfolge bei **meinen beiden Kindern** (Zwillingen im Alter von 5/4 Jahren) angewandt. **Namentlich** das eine von ihnen, das erheblich in der Entwicklung zurückgeblieben war, **blühte unter dem Gebrauche des Präparates förmlich auf** und nahm innerhalb eines Monats 2 Pfund zu." **(Dr. med. H. Goldschmidt, Breslau.)**

„Mit Dr. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem Mittel **ausgezeichnete Erfolge gehabt** und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrophulose und Rhachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlagen **und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben waren, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend.** Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit und die Kräfte nahmen rasch zu."

(**Dr. med. Bartels, Friedewald,** Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkt kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, das es in Tagesblättern für sich beansprucht. **Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Blutarmut, Rhachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen,** ist Hommel's Haematogen am Platze." (**Dr. med. A. Rahn, Krippen** i. Sachsen.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9jährigen sehr blutarmen Sohne angewendet und **schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg** in Bezug auf den Appetit gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel." **(Dr. med. Ad. Hippelein, München.)**

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei **blutarmen Wöchnerinnen und Tuberkulosen, sowie bei Nervenkranken aufs beste bewährt.** In einem Falle von Nervenschwäche war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch fernerhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden."

(Dr. med. Mayer, München.)

„Ich wendete Dr. Hommel's Haematogen in einem Falle hochgradiger Bleichsucht an, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwässer nicht vertragen wurden. **Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetreten, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden."**

(**Dr. med. Ernst Schlichting,** Distriktsarzt, **Eggersdorf,** Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervenstärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Kollegen aufs Wärmste empfehlen."**

(Prof. **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„Hommel's Haematogen habe ich bei einer alten Frau, die infolge von Influenza an **hochgradiger Blutarmut** litt, sowie bei einem 17 Jahre alten bleichsüchtigen Mädchen angewendet, und in beiden Fällen die **vorzüglichsten Erfolge** erzielt." (**Dr. med. Huth,** Stabsarzt in **Graz.**)

„Besonders möchte ich einen Fall erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen."**

(**Dr. med. Emil Meyer** in **Bad Grund** i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Hommel's Haematogen bei meinen 2 Knaben in Anwendung gebracht, die **2½ und 1 Jahr** alt **durch eine vorausgegangene Influenza** sehr geschwächt waren und deren Appetit zu heben mir nicht gelingen wollte. Beide nahmen das Haematogen ungemein gerne; der grössere zitterte förmlich darnach und bat fortwährend um dasselbe. Der Erfolg stellte sich prompt ein, der Appetit nahm von Tag zu Tag zu, **die blasse Gesichtsfarbe schwand** und **nun sehen — nach kaum 2wöchentlichem Gebrauch des Haematogen — die Kinder so blühend aus wie vorher."** (**Dr. med. Déemeter R. v. Bleiweiss, Laibach.**)

„Seit Jahren kenne ich Ihr Haematogen Hommel und von allen Seiten höre ich es nur loben. Ich habe **ganz vorzügliche** Erfolge damit erzielt und verordne es seit langem. Es leistet brillante Dienste bei Schwächezuständen, wo der Appetit darniederliegt, in der Rekonvaleszenz, bei Blutarmut und bei nervösen Zuständen, die mit Mattigkeit und Appetitmangel einhergehen. Das Präparat habe ich für **meine eigenen Kinder** verwendet, die eine Zeit lang nicht recht essen wollten. Sie verlangten stets von selbst darnach und ihr Appetit und ihre Blutverhältnisse besserten sich sofort."

(**Dr. med. Behrens, Mieste,** Prov. Sachsen.)

*Da das Kaiserl. Patentamt uns den Schutz für die Wortmarke **„Haematogen"** wegen verspäteter Anmeldung definitiv versagt hat, so ist sie zum **„Freizeichen"** geworden, d. h. es kann Jedermann ein **beliebiges Produkt „Haematogen"** nennen. Man verlange daher ausdrücklich **„Dr. Hommel's Haematogen"** und lasse sich Nachahmungen nicht aufreden!*

Nicolay & Co.,

Hanau a. Main.
Zürich.
London, E. C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für **Nordamerika:** Lehn & Fink, William Street 120, **New-York.**
Haupt-Dépôt für **Russland:** Apotheke Gross-Ochta in **St. Petersburg.** „Abteilung Haematogen".

Schillers Werke in illustrierter Volks-Ausgabe

Unter den vielen Schiller-Ausgaben nimmt die große Prachtausgabe, die vor einem Vierteljahrhundert im Hallbergerschen Verlag — heute „Deutsche Verlags-Anstalt“ — in Stuttgart erschien, einen besonderen, ehrenvollen Platz ein. Ihr war im gleichen Verlag die Veröffentlichung einer Shakespeare-Ausgabe vorausgegangen, die mit Abbildungen von der Hand eines englischen Künstlers, Gilbert, geschmückt war. Zur Illustrierung der Werke Schillers aber wurde, man darf wohl sagen, die ganze deutsche Künstlerschaft berufen. Sollte doch hier nicht allein das Wort des Dichters in zuverlässiger Treue dem deutschen Volke überliefert, sondern auch gezeigt werden, wie das Schaffen des in so eminentem Sinn nationalen Dichters sich in der bildenden Kunst seines Volkes widerspiegelt; und die Verkörperung so vieler scharf umrissener Charaktere, so vieler dramatisch bewegter Situationen durch den Griffel des Illustrators sollte diese „Fülle der Gesichte“ noch tiefer und vertrauter der Anschauung der Leser einprägen. Mancher theoretische Grund ist gegen derartige illustrierte Dichterausgaben im allgemeinen geltend gemacht worden; in Wirklichkeit haben sie sich eine ganz gewaltige Popularität errungen, die ein gutes Zeugnis dafür ablegt, wie das Bedürfnis nach künstlerischer Anregung, der „Bilderhunger“ schon damals überaus stark war im deutschen Volke. Der Hallbergerschen Schiller-Ausgabe aber mußte, vor allen allgemeinen Erwägungen, zugestanden werden, daß sie wirklich, wie ihr Titel besagte, „von ersten deutschen Künstlern“ illustriert und überhaupt mit einer bis dahin im deutschen Buchhandel noch selten gesehenen Pracht und Solidität ausgestattet war. Es fehlt unter den Künstlern, die an dieser Ausgabe mitarbeiteten, wohl keiner von denen, die damals als Historienmaler und Illustratoren einen guten und klangvollen Namen hatten. Mit großer Umsicht war der Künstlerstab zusammenberufen und jedem einzelnen die seiner Eigenart am besten entsprechende Aufgabe zugewiesen worden. Und jeder gab sein Bestes, in der Empfindung, an einem nationalen Werke mitzuhelfen, aber auch in der Sicherheit, daß das Gute, was er gab, auch durch die Reproduktion nichts von seinem Wert und seiner Frische verlor. War es doch der Stolz des Verlags, die Originale der Künstler in ebenbürtigen Holzschnitten wiederzugeben, in Holzschnitten, die an Verständnis für die Intentionen des Zeichners wie an völliger Beherrschung der Technik jeder Anforderung gerecht werden könnten. Und auch diesem Bestreben wurde ein voller Erfolg beschieden, ja, man kann sagen: wenn heute noch, da sich doch naturgemäß manche Wandlung im Geschmack und in der Art der Buchausstattung vollzogen hat, die illustrierte Schiller-Ausgabe von ihrer künstlerischen Bedeutung und Anziehungskraft nichts eingebüßt hat, so verdankt sie das in nicht geringem Maß der Trefflichkeit der xylographischen Leistungen. Denn stärker als der Wandel des Geschmacks bleibt doch der eigenartige Reiz, der



Vierter Auftritt aus dem ersten Akt von Schillers „Piccolomini“.

(Abbildungsprobe aus der illustrierten Volks-Ausgabe von Schillers Werken)











von jeder mit voller Meisterschaft geübten Technik ausgeht. Ja, heute, da wir so ganz im Zeichen der photo-mechanischen Reproduktionsverfahren stehen, üben Holzschnitte, die mit wirklicher Liebe, mit voller künstlerischer Hingabe bis ins letzte durchgearbeitet sind, schon dadurch eine erhöhte Wirkung, daß diese Kunstübung so viel seltener geworden ist. Aus all diesen Gründen hat die illustrierte Schiller-Ausgabe in den fünfundzwanzig Jahren seit ihrem Erscheinen nichts von ihrem Wert verloren, und mit Freude ist es zu begrüßen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt sich entschlossen hat, zum hundertjährigen Todestag des Dichters die Prachtausgabe als Volksausgabe noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. War schon der buchhändlerische Erfolg der Prachtausgabe ganz unerwartet groß und ging die Verbreitung weit über die Kreise hinaus, auf die bei der Publikation eines solchen, naturgemäß kostspieligeren Werkes mit Sicherheit zu rechnen war, so darf danach auch der nunmehr erscheinenden Volksausgabe ein günstiges Prognostikon gestellt werden. Ist doch der Preis für die Volksausgabe um die Hälfte herabgesetzt worden, ohne daß darum die Güte und Solidität der Ausstattung im geringsten vermindert worden wäre: das ganze Werk, vier stattliche Bände umfassend, wird nicht mehr als 18 Mark kosten, und seine Anschaffung wird noch erleichtert durch das Erscheinen in 60 Lieferungen (zu je 30 Pfennig). Nahezu achthundert Illustrationen sind es, die dem Ganzen zum Schmuck dienen — schon diese Zahlenangabe läßt erkennen, wie groß der Reichtum des hier Gebotenen ist. Unter den Künstlern begegnen uns, wie schon bemerkt, die bekanntesten Namen jener Zeit, die auch heute nichts von ihrem guten Klang verloren haben. Wir greifen aufs Geratewohl einige heraus: Gabriel Max, Ferdinand Keller, H. Kaulbach, Benczur, Josef Weiser, E. Kanoldt, C. Häberlin, H. Lossow, Grot Johann, A. Baur, Alexander Wagner, W. Volz, R. Seitz. — Die ersten Lieferungen liegen jetzt schon vor, und sie zeigen, daß die Volksausgabe sogar eine bedeutende Bereicherung gegenüber der früher erschienenen Prachtausgabe aufzuweisen hat: den Werken des Dichters geht jetzt eine ausführliche, reich illustrierte Biographie, verfaßt von Professor Dr. Heinrich Kraeger, voraus. Kraeger schildert mit einer Wärme, die vom Herzen kommt und zu Herzen geht, die äußeren Schicksale und den inneren Entwicklungsgang des Dichters. Er läßt den Leser nachempfinden, was das eigentlich Bezeichnende und Bestimmende in Schillers Leben war: der nie aufhörende, nur in seinen Formen und Angriffspunkten wechselnde Druck von außen, und dem gegenüber die elementare, unbezwingliche Energie und Flugkraft eines Geistes, der am Widerstand erst recht erstarkte, den Leid und Not nie herabziehen, nur läutern konnten. Die Fesseln der Karlsschule, des kleinstaatlichen Despotismus in der Heimat; Armut und Enttäuschungen in Jahren heimatlosen Wanderns; das Ringen um eine sichere, vor Mangel geschützte Existenz noch in den Mannesjahren, endlich, auf der äußerlich gesicherten Höhe des Daseins, das immer tiefer eingreifende Zerstörungswerk der Krankheit, die Schritt für Schritt dem „Lebenswürdigsten", wie sein großer Freund ihn genannt, den Boden des Lebens abrang — dies die äußeren Linien einer Laufbahn, die aus dem Sturm und Drang der „Räuber" bis zu dem mächtigen Torso des „Demetrius"-Fragments führt. — Kraeger hat es verstanden, durch kurze, aber in den Kern dringende Analysen die dichterische Kraft, das gewaltige sittliche Wollen schon in den künstlerisch oft noch so unvollkommenen Werken der Frühzeit hervorzuheben und dadurch die innere Einheit der Persönlichkeit, die schon manch oberflächliches Urteil, irregeführt durch die Gegensätze zwischen dem jungen und dem „klassisch" gewordenen Schiller, hat abstreiten wollen, in voller Klarheit zur Anschauung zu bringen. Er hat auch — und das erscheint in einer Biographie, die zugleich eine Festschrift zum hundertsten Todestag des Dichters bilden soll, besonders am Platze — auf sein Nachleben, auf all die Fäden lebendigster Beziehungen hingewiesen, die den Vorkämpfer des deutschen Idealismus mit unsrer vor so viele Aufgaben realster Natur gestellten Gegenwart verbinden. So darf diese Biographie als ein würdiger Vorklang zu den ihr sich anschließenden Dichtungen selbst bezeichnet werden, als ein wohlgelungener Versuch, dem Leser die poetische, nationale und ethische Bedeutung Schillerscher Dichtung ins Bewußtsein zu rufen, wie die Illustrationen die Welt dieser Dichtung zu äußerer Anschauung bringen. — Eine fein ausgeführte farbige Wiedergabe des im Marbacher Schiller-Museum befindlichen Schiller-Porträts von Ludovike Simanowiz schmückt, gleichfalls neu hinzugekommen, den Anfang dieser wahrhaft monumentalen Schiller-Ausgabe, die, Pracht- und Volksausgabe zugleich, an ihrem Teil das Gedächtnis des großen nationalen Dichters verherrlichen, sein Lebenswerk dem deutschen Volk lebendig erhalten will.



Friedrich Schiller als Karlsschüler
(Abbildungsprobe aus der illustrierten Volks-Ausgabe von Schillers Werken)

Zur Mittelmeerreise des Kaisers

Kaiser Wilhelm II. trat am 23. März auf dem Schnelldampfer „Hamburg“ eine Mittelmeerreise an und gedenkt mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Viktoria Luise und den Prinzen Oskar und Joachim, die von Genua aus auf der Kaiserjacht „Hohenzollern“ nach Sizilien fahren, mehrere Wochen in der durch ihr antikes Theater berühmten Stadt Taormina zuzubringen, die er auf seiner letzten Mittelmeerreise kennen gelernt und die ihm außerordentlich gefallen hat. Taormina ist an der Ostküste Siziliens auf einer 120 Meter hohen Felsterrasse herrlich gelegen. Die an interessanten antiken und mittelalterlichen Bauten reiche Stadt wird von den Ruinen des Castello, der Bergstadt Mola und dem Monte Venere überragt; im Osten liegt auf einer vorspringenden, 124 Meter hohen Landzunge das wohlerhaltene altgriechische Theater, dessen größter Durchmesser 109 Meter beträgt und von dem aus sich eine großartige Aussicht auf den nahen Aetna bietet. In unmittelbarer Nähe des Theaters liegt das Hotel Timeo, das für das Kaiserpaar und sein Gefolge auf längere Zeit gemietet ist.



Die Wohnung der kaiserlichen Familie in Taormina auf Sizilien

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Ballin, Oscar, Ritter Höllenbrand. Gedichte. Diessen, Jos. C. Huber.
Blumenthal, Oscar, Nachdenkliche Geschichten. M. 3.—. Berlin, Fontane & Co.
Boden, Arthur, Karneval. Gedichte. Neue Ausg. Arndorf, O. A. Boden.
— —, Der Täufer. Ein Drama. Ebd.
Buchner, Dr. Wilh., Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 9. Aufl. Gebd. M. 3.—. Essen, G. D. Baedeker.
Burska, Hasso, Allerlei Liebe. Roman. M. 2.—. Zürich, C. Schmidt.
Heymann-Dvorak, Robert, „Ehre?“ Militärroman. M. 1,20. Zürich, C. Schmidt.
Hosp, Franz, Geheimnisse für Damen über Schönheit und Glück. 2. Aufl. M. 1.70. Innsbruck, Selbstverlag.
Itzerott, Marie, Ein Liebesopfer zu Toledo. Drama. M. 2.—. Oldenburg, Schulze.
Liselotte, Eine Schöneberger Familie. Satiren. Berlin, Hugo Steinitz.
Lobedank, Dr., Die Geschlechtskrankheiten. Gemeinverständliche Darstellung. M. 1,20. München, Aerztliche Rundschau.
Marr, Bernh., Der Baum der Erkenntnis. Mythologisch-etymolog. Studie. M. 2,50. Dux, C. Weigand.
Meyer, Dr. M. Wilh., Wie kann die Welt einmal untergehen? Stuttgart, Franckh.
Potapenko, Ein Stern. Roman. M. 2.—. Berlin, Rich. Tändler.

Leistenrätsel

	a		a		a		c	
d	d	d	d	e	e	e	e	e
	e		f		g		g	
h	h	h	i	i	i	i	k	l
	l		l		m		m	
n	n	n	n	n	n	n	o	o
	o		r		r		r	
r	r	r	s	t	t	t	u	v
	v		y		tz		z	

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen verstorbenen Opernkomponisten; 2. einen König von Pontus (ohne Endsilbe); 3. eine beliebte Oper Richard Wagners; 4. einen südamikanischen Archipel. Die senkrechten: 1. einen Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts; 2. Linien auf Karten, die Orte mit gleicher jährlicher Regenmenge verbinden; 3. eine andre Oper Richard Wagners; 4. einen verstorbenen französischen Dichter.

F. P.

Buchstabenrätsel

Mein Genuß
Macht Freude;
Andrer Schluß:
Ein Heide. Dr. K. K. v. F.

Rätsel

Zwei Zeichen setze in ein Kleid,
Dann hast du eine Kostbarkeit. E. S.

Verstellrätsel

(Zweisilbig)

1, 2, 3, 4, 5.

In längst vergangnen Tagen
Hat man laut alten Sagen
Oft mein Geschlecht gesehn.
Als dann ein Gott gerungen
Mit ihm und uns bezwungen,
War's fast um uns geschehn.
Wohl sind nicht ganz verschwunden
Wir aus der Gegenwart,
Doch selten nur gefunden
Wird heute unsre Art.

1, 3, 2, 4, 5.

Hast du, nicht schlecht beraten,
Zwei Laute mir verstellt, —
Ade dann, ihr Penaten!
Hinaus geht's in die Welt! r.—

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 625:

Des Silbenrätsels: Holzweg.
Des Rätsels: Zier, Reiz.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; „Sonnenblume" in Heilbronn (3); L. Z. in Detmold (2); Käthe Fischer in Rochlitz, Sachsen (2); Gustav Franck in Darmstadt; „Prinzeßchen" in Weimar (4); Ignaz in Ansbach (2); H. Krautschneider in Wien (2. Auf das uns gefälligst übersandte Silbenrätsel müssen wir leider wegen übergroßen Vorrats an Rätseln dankend verzichten. D. R.); K. Meister in Basel (3); Myriam in Warschau (2); „Erzschlaukopf" in Passau (3); Frau Margarethe Brosig in Stuttgart (5); Arthur L. in Bozen (3); Otto Scherer in Berlin (2); Ludwig Fischer in Gelsenkirchen (3); „Pfiffikus" in Rostock (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (2); Baronin v. K.-S. in Brünn (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2).



Kunstparodien Nr. 1: „Verfolgtes Hosenträger-Hausier-Teufelchen"
Frei nach Oberländer von Fritz Petersen (München)

Aus dem Unterrichtswesen

In der Zeit vom 1. März bis einschließlich 18. März fanden im Technikum Hainichen i. Sa. die Prüfungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister statt. Das Zeugnis der Reife konnte 78 Absolventen erteilt werden. Die Prüfungen finden nach einer vom Königlichen Ministerium bestätigten Prüfungsordnung vor einer besonderen Prüfungskommission statt. Das Resultat ist, wie auch am Schlusse der vorigen Semester, ein überaus günstiges und zeugt von dem großen Eifer, mit dem gearbeitet wurde, sowie von der Leistungsfähigkeit der Anstalt. Das Sommersemester beginnt am 27. April.

Die diesjährigen Unterrichtskurse im Lehrerseminar für Knabenhandarbeit zu Leipzig beginnen am 3. Juli. Teilnehmer haben sich rechtzeitig bei dem Leiter der Anstalt, Dr. Pabst in Leipzig, Scharnhorststraße 19, anzumelden, von dem ausführliche Programme für diese Kurse mit allen Bedingungen der Teilnahme zu erhalten sind. Mit den praktischen Arbeiten in den verschiedenen Fächern (Papier-, Papp-, Holz- und Metallarbeiten, Schnitzen und Modellieren, Herstellung von Lehrmitteln und so weiter) gehen Vorträge und Lehrproben Hand in Hand. Damen sowie Herren, die nicht von Beruf Lehrer sind, können ebenfalls an den Kursen teilnehmen.

Aus Bädern und Kurorten

Das Sanatorium Bad Grüna, dessen geschäftliche und wirtschaftliche Leitung, wie schon kurz gemeldet wurde, am 1. April wieder in die Hände seines früheren Besitzers und Gründers, Herrn Bertrand Stahringer, überging, ist eine der größten und bestbesuchten deutschen Anstalten für physikalisch-diätetische Heilweise; es wurde im Jahre 1892 in geschmackvollem Stile neu erbaut und bis ins kleinste hinein praktisch und hygienisch eingerichtet. Das Sanatorium entspricht unter gewissenhafter ärztlicher Leitung des Chefarztes Dr. med. Bloos, dem während der Sommermonate Herr Dr. med. Ruland zur Seite steht, mit seinen Kurmitteln den neuesten wissenschaftlichen Anforderungen. Die Lage der Anstalt am Fuße des Erzgebirges ist außerordentlich glücklich gewählt, fern von allem geschäftlichen Getriebe, inmitten ländlicher Umgebung und doch in nächster Nähe der Großstadt Chemnitz. Die Anstalt grenzt mit ihrem großen, wohlgepflegten Parke dicht an den stundenweit ausgedehnten Rabensteiner Wald, von dem in diesen Tagen ein etwa 40000 Quadratmeter großes, dicht mit Tannen und Fichten bewachsenes Stück angekauft und nunmehr mit dem Park verbunden wurde.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Der neue Justizpalast in Magdeburg

Ein neues prächtiges Justizgebäude ist am 2. April in Magdeburg in Gegenwart der preußischen Minister der Justiz und der öffentlichen Arbeiten feierlich eingeweiht worden. Jahrzehntelanger Vorarbeit hat es bedurft, ehe der stattliche Bau in Angriff genommen werden konnte, und fast vier Jahre sind bis zu seiner Vollendung ins Land gegangen. Schon der äußere Eindruck, den das ausgedehnte Geschäftshaus der vereinigten Justizbehörden Magdeburgs mit seinen hochragenden, massigen Türmen, die den Mittelbau flankieren, auf den Beschauer ausübt, ist imposant, und die weittragende Bedeutung der Justiz im öffentlichen Leben dokumentiert sich auch im Aeußeren ihrer Heimstätte. Beim Betreten des langgestreckten Vordergebäudes, an das sich geräumige Seitenflügel anschließen, nimmt den Besucher eine große Halle auf, die durch alle drei Stockwerke geht. In ihrer gesamten Einrichtung und Ausstattung vornehm und ernst gehalten, paßt sie durchaus zu dem Ernste der Dinge, die in den anschließenden Räumen verhandelt werden. Neben dieser Eingangshalle ist der große Schwurgerichtssaal mit bemerkenswertem architektonischen und malerischen Schmuck, für den die Stadt Magdeburg ein lebensgroßes Oelbild des Kaisers von Professor Hugo Vogel gestiftet hat. Neben ausreichenden Räumlichkeiten für alle Dienstzweige der Justizverwaltung und alle Erfordernisse der Rechtspflege sind geeignete Räume für die Rechtsanwälte und helle, freundliche Warteräume für das Publikum geschaffen. Hinter dem Gerichtsgebäude befinden sich die Gefängnisgebäude, ein Männer- und ein Weibergefängnis, nebst einer einfachen, freundlichen Gefängniskirche. Auch ein Lazarett und eine eigne Bäckerei hat man dort errichtet. Die gesamten Bauten sind von dem königlichen Baurat Hesse entworfen worden.



Der neue Justizpalast in Magdeburg (Provinz Sachsen)

Aus Industrie und Gewerbe

Mit Recht hat man in neuerer Zeit der Pflege und Gesundheit des Kindes erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet, da man die Erfahrung gemacht hat, daß so manche scheinbar unbedeutende, jedenfalls nicht schwere Störung des kindlichen Organismus zur Quelle späterer tiefer Erkrankungen, ja selbst lebensgefährlichen Siechtums werden kann. So bilden die verschiedenen Schwächezustände des Kindesalters, die Skrofulose, die Bleichsucht nicht selten den Ausgangspunkt der Tuberkulose. Glücklicherweise lassen sich diese Zustände wirksam bekämpfen. Nebst guter Ernährung und frischer Luft zählt die Verabreichung von Sirolin „Roche" zu den kräftigsten Mitteln gegen Skrofulose, Bleichsucht und Schwächezustände aller Art. Unter dem Einfluß dieses Heilmittels stellt sich sehr bald eine Besserung der Blutbeschaffenheit, eine Zunahme des Appetits und des Körpergewichtes ein, die blasse Gesichtsfarbe macht einer rosigen Platz, und die Kinder bieten das Bild blühender Gesundheit.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Mater dolorosa. Nach dem Gemälde von Joh. Viktor Krämer (Wien)

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

IX

(Fortsetzung)

Anna Kölsch kam von Düsseldorf. Sie saß im Frauenabteil, fest in die Ecke gedrückt, und starrte auf die vorüberfliegende Landschaft, die sich herbstlich färbte. Vom Bahndamm winkten und schrien Kinder herüber, Jungens rannten über die Stoppelfelder und ließen den Windvogel fliegen, und fern am Waldrand, dort, wo die letzten Hügel in die Ebene stiegen, sah sie deutlich ein dicht aneinandergeschmiegtes Paar. Sie schaute so lange hin, bis die Augen sie schmerzten. Dann flogen Fabriken vorbei, Dörfer, Bahnhöfe. Ein Rasseln ging durch den Wagen, der Zug fuhr behutsamer, sie waren auf der Sonnborner Brücke. Tief unter ihr glitt gespenstisch die schwarze Wupper, öffnete sich geheimnisvoll der Talkessel; noch eine Kurve, und aus tausend glühenden Augen glotzten die Schwesterstädte Elberfeld und Barmen zur Höhe hinauf.

Das Schauspiel war ihr nicht neu. Und doch genoß sie es jedesmal wieder wie eine Ueberraschung. Sie rechnete vor sich hin, wie oft sie seit dem Frühjahr diesen Weg nun schon gefahren sei. Allmonatlich. Immer fröhlich den Hinweg, und immer traurig den Rückweg. Sie kam mit vollen Händen, sie hatte des Bruders Küche zu verproviantieren, und mit ganz leeren Händen reiste sie heim . . .

Sie schüttelte den Kopf. Als wenn sie des Dankes wegen hinging! Der hätte ihr gerade gefehlt. Nur weil es ihr Spaß machte, für die beiden zu sorgen. Zwar — den einen, den Ewald, hatte sie bei ihrem Bruder Ernst nicht zu Gesicht bekommen. An dem Tage, an dem sie kam, hielt er sich fern. Ob der kein reines Gewissen hatte — —? Und wenn! Das hatte er doch mit sich auszumachen und nicht mit ihr. Nun ja, so tat er's ja auch. Gewiß, gewiß; nur immer zu! Wenn er es ihr auch nicht gerade so tölpelhaft hätte zu zeigen brauchen. Man war doch immerhin Freund miteinander gewesen, schon, als sie noch auf allen vieren krochen. Nein, doch nicht. Damals hatte er schon laufen können, und er hatte sie mit ernstem Kleinkindergesicht beaufsichtigt und ihr geholfen, wenn sie umfiel. Und jetzt wollte sie ihn beaufsichtigen? Fiel er denn um?

Nicht einmal den Gefallen tat er ihr, daß sie Vergeltung üben konnte. Und nun mußte sie über sich selber lachen.

Ihr gesundes Naturell schüttelte alle unnützen Gedanken an volle Hände und an leere Hände unwillig ab. Sie erfüllte einfach ein Gebot des Vaters. Damals, im Frühsommer, als Ernst geschrieben hatte, wie es um Ewald Wiskotten stünde, und daß sie nun gemeinsame Tafel hielten, hatte der Alte mit seiner Tochter eine Unterredung gehabt. Und das Resultat waren Annas allmonatliche Fahrten nach Düsseldorf, um mit dem Bruder Kriegsrat über die jeweiligen Bedürfnisse Ewald Wiskottens zu halten, die Speisekammer aufzufüllen und ein nach oben abgerundetes Monatsgeld zu überbringen. „Er soll dem Ewald vorschießen, was der nur braucht," hatte der Vater gesagt. Der Stolz des alten Werkmeisters duldete es nicht, daß ein Wiskotten Hunger litt oder gar unter die Räder kam. Die Sache betraf ihn mit.

Als der Zug in Station Barmen einfuhr, gewahrte sie auf dem Bahnhof die fünf Brüder Wiskotten. Wilhelm, der Engländer, stand einen Schritt vor den andern und spähte die Wagenreihe entlang, die den Anschluß von Vlissingen brachte. Sie nickte Gustav zu, der sie entdeckt hatte und ihr ritterlich aus dem Abteil half.

„Sie kommen von unsern Schmerzenskindern, kleine Samariterin?"

„Es geht ihnen nichts ab, Herr Wiskotten. Auch Ewald ist gesund und sehr fleißig."

„Der Junge kann sich bei Ihnen bedanken, Fräulein Anna. Und wir auch. Sie nehmen uns da eine große Sorge ab."

„Nicht der Rede wert," murmelte sie.

„Ich spreche alle paar Tage mit Ihrem Vater darüber. Sie haben die Sache richtig angefaßt. Der Junge ist störrisch. Nun können wir in Ruhe abwarten, wie er sich entwickelt, ohne ihn kopfscheu zu machen." Er drückte ihr kräftig die Hand. „Ich verlass' mich auf Sie."

„Ich werde schon aufpassen," schnitt sie hastig ab. „Sie werden gesucht, Herr Wiskotten."

„Wilhelms Braut ist gekommen. Miß Mabel White aus London. Ich gehör' zum Empfangskomitee." Er nickte ihr zu und ging rasch den Zug entlang. Anna Kölsch schlug allein den Heimweg ein.

Auf dem Bahnsteig stand Wilhelm Wiskotten neben einer schlanken, brünetten Dame in elegantem, festanliegendem Reisekostüm, die mit sichtbarem Vergnügen die Vorstellung der Brüder entgegennahm.

„Dies ist unser Aeltester. Mein Bruder Gustav."

„Ich habe sehr viel von Ihnen gehört, Herr Gustav," sagte sie lächelnd, und sie schüttelten sich die Hände. Sie sprach ein vollkommenes Deutsch bis auf einen leisen Akzent, der ihre englische Abstammung verriet. „Wir werden sehr gute Freunde sein."

Gustav Wiskotten sah ihr in die leuchtenden Augen. Wie frank und kameradschaftlich sie sich gab. „Ich denke, wir sind's jetzt schon, Fräulein White."

„So viele Männer!" lachte sie. „Das ist ja eine Ehreneskorte."

„Wir zeigen uns auch nur bei festlichen Gelegenheiten in corpore. Sonst sieht's gleich aus, als sei der Landsturm einberufen."

„Der Wagen steht vor dem Bahnhof, Mabel."

Die beiden jüngeren Wiskottens übernahmen schnell die Besorgung des Gepäcks. „Was, Paul?" meinte Fritz und strich, den Bruder anzwinkernd, den Schnurrbart hoch. „Da lohnt sich's, nach England zu reisen. Mensch, ist das ein tadelloses Frauenzimmer."

Das Gepäck wurde aufgeladen. Gustav Wiskotten zwängte sich als Garde mit in den Wagen des Brautpaares, und die übrigen Brüder sprangen auf eine Pferdebahn, die nach Rittershausen fuhr. „Droschken gibt's hier nicht," erklärte Gustav der neuen Schwägerin, die sich verwundert nach den Schwägern umsah. „Das Tal ist zu eng, und die Menschen haben hier ein Wort, vor dessen Klang sie schon schaudern."

„Was ist das für ein schrecklich Wort?"

„Luxus!"

Sie blickte schelmisch an sich herab und dann ihren Verlobten an. „Und ich bin nicht nur ein Wort, ich bin eine leibhaftige Person . . .?"

„Du bist eine Ausnahme," erklärte Wilhelm Wiskotten stolz.

„Was aus dem Ausland kommt, Fräulein White, passiert die Zensur nicht. Dafür gibt's nur kritiklose Bewunderung."

„Wie drollig."

„Das geht so weit, daß wir Fabrikanten unsre Barmer Artikel, unsre Bänder, Litzen und Spitzen nach Paris und London exportieren und unsre Grossisten sie von dort in denselben Kartons als Pariser Nouveautés und letzte englische Mode zurückbeziehen."

„Wo bleibt da der Gewinn?"

„Was vom Ausland kommt, hat höheren Preis."

„Auch die Frauen?"

„Na, Wilhelm, nun red du!"

Sie berührte wie unabsichtlich den Arm ihres Verlobten. Der behielt die englische Maske auf. Aber das Wuppertaler Blut stürmte doch, kaum zu bändigen, hinter der gepflegten Miene. Da schloß Gustav Wiskotten unbekümmert um das verdutzte Gesicht seines schönen Gegenübers die Augen — —

Die Brüder langten mit ihnen zu gleicher Zeit zu Hause an und bemächtigten sich, miteinander streitend, des Gepäcks. Im Triumph führten sie die neue Schwägerin die Treppen hinauf. Fritz Wiskotten, als letzter, blies einen Marsch, und Paul markierte gedämpft die Tschingdatrommel. Wilhelm Wiskotten, sehr rot, öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Da saßen bei der Lampe, friedlich und selbstsicher, die alten Wiskottens mit Gustavs Frau, Emilie, beieinander.

Die am Tisch hatten sich erhoben. Lächelnd und ohne Scheu sah Miß Mabel White zu der alten Frau in der schwarzen Spitzenhaube auf. Langsam streckte Frau Wiskotten die Hände nach ihr aus. „Der Herr segne deinen Eingang, mein Kind."

„Wollen Sie mich nicht küssen . . .?"

Die alte Frau stutzte, aber sie beherrschte kalt ihre Verlegenheit und küßte sie feierlich auf die Stirn.

„Du mußt ‚du' zu mir sagen."

„Gern, Mutter."

„Und hier ist der Vater," drängte Wilhelm Wiskotten, der sich bei der patriarchalischen Bewillkommung unbehaglich fühlte.

Der alte Wiskotten war sehr gerührt. In seinen Augen schwamm es verdächtig. Das bemerkte das schöne Mädchen auf der Stelle, und ohne zu fragen legte sie ihm die Arme um die Schultern und küßte ihn auf den Mund.

In des Alten Mienen wetterleuchtete es. „Staatsmädchen," nickte er Gustav zu, der Miß White und seine Frau miteinander bekanntmachte. Emilie tat sehr förmlich. Der einfache Anzug der Fremden war von so elegantem Schnitt, wie ihn keine Barmer Schneiderin herausbekam. Sie erschien sich in ihrem neuen Kleide diesem selbstverständlichen Geschmack gegenüber wie eine Landpomeranze und fühlte sich zurückgesetzt, ohne ihrerseits dazu beizutragen, durch weibliche Anmut und herzliches Entgegenkommen schnell den Ausgleich herbeizuführen. Sie überließ es der Schwiegermutter, das neue Familienmitglied in sein Zimmer zu führen und Miß White bei der Instandsetzung der Toilette behilflich zu sein.

Gustav sah sie mit großen Augen an. „Gefällt sie dir nicht?"

„Dir wohl desto mehr?"

„Vatter is doch auch ganz Feuer und Flamme."

„Natürlich. Um mich bekümmert sich kein Mensch."

„Nun hör aber mal, Emilie. Heute ist doch Wilhelms Braut Mittelpunkt. Das ist doch selbstverständlich."

„Gewiß doch. Ich denk' mir ja auch nur mein Teil."

„Emilie," sagte Gustav Wiskotten leise, „du brauchst dich neben Wilhelms Braut nicht zu verstecken. Weiß Gott, du kannst dich sehen lassen. Aber diese ewigen verbitterten Mundwinkel machen dich um zehn Jahr' älter. Wenn du das doch endlich verstehen wolltest."

„Geh, häng' dich doch an sie."

Fritz kam herbeigeschlendert.

„So ein Liebespaar färbt wohl ab? Könnt ihr eure Intimitäten nicht zu Hause betreiben? Unsereins kriegt en ganz schwachen Magen bloß vom Zusehen." Er nahm Emilie um die Taille. „Gib mir mal en Kuß, Kind."

„Laß mich doch mit deinen Albernheiten zufrieden, Fritz."

Er zog rasch die Hände zurück. „Herrje! — — Mabelchen is viel netter."

„Mabelchen — —," spottete sie ihm nach. —

Der Tisch war heute im Nebenzimmer gedeckt, das Menü war ein reichhaltigeres. Das Dienstmädchen machte ganz stolze Augen, als es die Herrlichkeiten servierte. Die beiden alten Wiskottens saßen nebeneinander auf dem Sofa am Kopfende des Tisches, rechts von ihnen hatte das Brautpaar seine Plätze, links Gustav und Emilie. Die übrigen Wiskottens schlossen sich zu beiden Seiten an. Mabel White sprühte vor Vergnügen.

„Wieviel große Söhne du hast, Mutter. Wird dir nicht bang unter all den Männern?"

Frau Wiskotten schüttelte den strengen Kopf. „Bange? Die werden schon Respekt haben."

„Wir sind heut nicht vollzählig," rief Paul Wiskotten von seinem Eckplatz aus der Schwägerin zu. „Einer fehlt."

Jeder beschäftigte sich mit seinem Teller.

„Ach ja — Wilhelm sprach von sechs Brüdern . . ."

„Der Jüngste ist in Düsseldorf," sagte Gustav Wiskotten ruhig. „Vorläufig gedenkt er Maler zu werden."

„O — einen Künstler in der Familie . . .?"

„Wir besorgen in der Familie alles selber, schöne Schwägerin. Was im Haus gearbeitet werden kann, wird gemacht. In der Hauptsache: Bänder, Litzen und Spitzen. Aber im Nebenberuf ist der Paul Dichter, der August ein halber Pastor und der Fritz Pferdekenner."

„Und Wilhelm?"

„Bräutigam."

„Im Nebenberuf?"

„Wenn ich Wilhelm wäre, würde ich zunächst mal den Hauptberuf aufgeben."

„Sie sind galant," lachte sie. „Und was ist Ihr Nebenberuf?"

„Wenn Sie meine Frau fragen, wird sie Ihnen antworten: Haustyrann!"

„Ach, ich glaube, den läßt man sich schon gefallen. Hab' ich recht, gnädige Frau?"

Emilie Wiskotten tat, als ob sie nicht gemeint wäre. Mutter Wiskotten hob erstaunt den Kopf und blickte Wilhelm an. Der kraulte verlegen sein Backenbärtchen.

„Ja, Mabel, nun werdet ihr wohl ‚du' sagen müssen. Eine ‚gnädige Frau' gibt's für dich am Familientisch nicht. Emilie ist die ältere. Sie wird dir das Du gern anbieten."

„Wollen Sie, Frau Emilie?"

„Gern!" Sie hob ihr Glas. „Ich kann nur Ihren Namen schwer aussprechen."

„Ma-bel! Und du heißt E-mi-lie!"

„Kuß! — Kuß! — Kuß!" riefen im Takt die jüngeren Wiskottens.

Mabel White schaute sie lachend an. Dann raffte sie ihr Kleid zusammen und lief um den Tisch zu Emiliens Platz. „Ah — —!" tönte es im Chor, als man den Kuß vernahm.

„Nur, weil Sie einmal hier sind, und um Zeit zu sparen," sagte Gustav Wiskotten und stand mit seinem Glas neben ihr. „Time is money. Wollen wir?"

„Muß — ich — alle küssen?" fragte sie mit lachendem Erschrecken.

„Alle! Alle!" riefen die Wiskottens.

Gustav nahm sie um und küßte sie herzhaft auf den Mund. ‚Was die für merkwürdig weiche Lippen hat,' dachte er, ‚zum Träumen weich.' Dann überlieferte er sie den Brüdern, die sie mit Freudengeschrei entgegennahmen. Selbst August vergaß seine Würde und kämpfte um die Priorität. Paul behauptete, im Haupt- und im Nebenberuf mit ihr Brüderschaft trinken zu müssen. Da er sie bestimmt andichten würde, könnte er sie in seinen Versen unmöglich mit „Sie" anreden. Nun verlangte auch Fritz, daß der Sportsman in ihm besonders gewürdigt würde, und August vertrat energisch die Forderungen der Kirche in der Nächstenliebe. Man wollte das schöne Mädchen überhaupt nicht mehr hergeben. „Gustav, die Musterkarten für England sind doch fertig? Laß den Kerl, den Wilhelm, doch auf der Stelle abreisen! Der verträumt hier die ganze Konkurrenz!"

Aber dem Bräutigam schien doch die Konkurrenz am Platze gefährlicher zu sein. Selbst sein mühsam anerzogenes Engländertum ließ er außer acht. „Glaubt ihr, ich hab' mich für euch angestrengt, die Mabel zu bekommen?"

„Du bist auf unsre Kosten nach England gereist!"

„In die Reisespesen dürfen wir uns teilen! Könnt' dir passen, alter Sohn!"

„Demnach gehört die Mabel der Firma Gustav Wiskotten Söhne! Sag selbst, Mabel . . .!"

„Ich will mich auslösen!"

„Hurra! Sie will sich auslösen!" —

Endlich saß sie wieder, tiefatmend, an der Seite ihres Bräutigams. Ihre Augen blitzten übermütig. Alles an ihr war Lebenslust und Freude an der Gesundheit, der Ursprünglichkeit um sie her. Und ihre eigne Gesundheit fand sich wohl dabei.

Emilie Wiskotten schaute starr vor sich hin. So hatte man ihr nie gehuldigt. Und sie war so schlank und kraftvoll wie jene da. Und ihr Haar war schöner und reicher. Wenn sie es löste, könnte sie sich darin einhüllen. Es würde keinem auffallen, dachte sie bitter.

Woher nahm die Fremde die Kunst, die Herzen zu erobern?

Eine Leuchte an Geist war sie auch nicht, und das Ausländische tat's nicht allein.

Und mit dem Instinkt des Weibes spürte Emilie Wiskotten, daß die andre mehr Weib war, weiblicher in Tugenden und Fehlern, leichtlebiger, koketter, wandlungsreicher, aber auch elastischer, hingebungsfreudiger und mitreißender. Daß da kein Nerv war, der nicht darauf brannte, sich mit dem Manne zu messen, festen Willens, sich zu ergeben, aber erst, nachdem er die ganze Skala der Leidenschaften, von der Sehnsucht bis zum Jubel, wachgerufen und erschöpft hatte. Daß diese Frau immer zuerst Frau, immer zuerst schön, immer zuerst begehrenswert und nie einen Tag wie den andern sein würde. Stets das Weib, die Genossin des Mannes, und stets ein neues Weib. Und es war Emilie Wiskotten, als ginge von der Fremden das geheimnisvolle Parfüm aus, das die Herzen der Männer froh macht wie die Blume des Weins, ihre Wangen rötet und ihren Augen knabenhaft heißen Glanz gibt.

Besaß sie das Geheimnis nicht auch? Besaß es nicht jede Frau?

Es war ihr unbequem, sich darauf zu besinnen. Denn es gehörte noch etwas dazu. Die Heiterkeit eines starken Herzens.

Mit Vater Wiskotten unterhielt sich Mabel über den eignen Vater.

„Als du noch gar nich auf der Welt warst, standen wir schon in Geschäftsverbindung," sagte der alte Wiskotten stolz. „Er war mein erster überseeischer Kunde."

„Oje," machte Mabel, „da wirst du nicht viel an ihm verdient haben. Damals hatte er nur ein kleines Kontor."

„Was, Mutter, wir haben auch nicht gleich mit tausendpferdigen Dampfmaschinen angefangen?"

„Vater hat auch sehr schwer zu arbeiten gehabt, bis er oben war."

„Und ich, Kind," sagte der alte Wiskotten vergnügt, „hatte noch bis vor ganz wenigen Jahren ein paar Gesellen, von denen ich in der Jugend selber Ohrfeigen bekommen hab', wenn ich ihnen als Lehrling nich schnell genug et Bier aus der Wirtschaft holte."

„O, das ist schön!" rief Mabel.

„Sieh mal, Vatter," lachte Gustav, „wie sich deine Schwiegertochter freut, dat du mal Wichse gekriegt hast."

„Nein," sprach sie entrüstet, „daß du sie alle untergekriegt hast!"

„Daran is Mutter schuld," sagte der Alte. „Die hat ihnen aus dem richtigen Gesangbuch vorgelesen."

„Wirst du mir auch daraus vorlesen, Mutter?"

Die alte Frau konnte sich in den neckenden Ton nicht gleich hineinfinden. „Wenn du et nötig hast, Kind? Ich will et nich hoffen."

Lärmend stimmten die jüngeren Wiskottens zu. „Mabel muß den Kopf gerad' so gewaschen bekommen wie wir. Aber wir müssen dabei sein!"

Sofort nahm sie das Gefecht auf. „Das ist nicht gentlemanlike. Ihr seid schadenfrohe Menschen."

„Ganz egal! Wenn du nur weinst, Mabel! Und wenn wir dir dann die Tränchen trocknen . . ."

„Und wenn Wilhelm mich schlecht behandelt?"

„Kriegt der Wilhelm das Jäckchen voll."

„Und wenn er mir nicht den Willen tun will?"

„Läßt du den langweiligen Kerl laufen und kommst zu uns. Bei uns hast du allemal recht."

„Hörst du, Wilhelm?"

Der Bräutigam hatte eingesehen, daß hier deutsche Gründlichkeit den Kurssieg über alle englisierende Reserviertheit endgültig davontragen würde. Bevor sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er ihren Kopf erwischt und sie schallend auf den Mund geküßt.

„So!" sagte er. „Gesegnete Mahlzeit."

Sie sprudelte ein paar englische Sätze. Die Verwirrung kleidete sie zum Entzücken. In dem Geräusch des Stühlerückens ging ihr Protest verloren, und sie trat, um ihrer Verlegenheit Herr zu werden, schnell hinter ihren Verlobten. Aber Fritz und Paul Wiskotten standen schon neben ihr. „Gesegnete Mahlzeit," sagten beide in dem kindlichsten Tone, der ihnen zu Gebote stand, und breiteten die Arme aus, als ob es sich um eine liebe Tante handelte.

Da warf sie, mit frisch erwachter Koketterie, hoheitsvoll den Kopf zurück und reichte den begehrlichen Schwägern die Fingerspitzen zum Kuß.

Verdutzt schauten sich die Brüder an. „Na, nu los, Paul." „Los, Fritz!" Und wie zwei ungezähmte Wölfe warfen sie sich auf die kleinen festen Hände.

„Ich ernenne euch zu meinen Rittern."

„Raubrittern!" schrien die beiden wie aus einem Munde.

Der Bräutigam mußte mit einem Donnerwort dazwischen fahren.

„Morgen werde ich die Fabrik besichtigen," entschied das schöne Mädchen. „Wer wird mich führen?"

Da erklärte sich selbst Vater Wiskotten bereit. „Meine Füße sind wieder ganz schön zu Gang."

Man kam überein, daß der Rundgang mit den Damen am Nachmittag stattfinden sollte. Und als es Mitternacht schlug, erklärte Frau Wiskotten ruhig: „Wenn jetzt nich geht, wat nich in 't Haus gehört, dreh' ich die Lampen aus."

„'raus, Wilhelm! Nu mach doch schon! Wir sind hier in einer guten Familie."

Der Bräutigam hatte für die Spöttereien nur ein mitleidsvolles Lächeln. Sein Logis war für die nächsten Wochen im Hause Gustavs. Er sagte den Eltern gute Nacht und küßte aufmerksam seiner Braut die Hand. Die jüngeren Wiskottens drängten hinzu.

„Is dat alles?"

Wilhelm maß die Brüder mit einem geringschätzigen Blick und ging, um sich Gustav und Emilie anzuschließen.

„Sei still, Mabel," trösteten die Zurückbleibenden, „wir werden das gleich nachholen."

„Riskiert's!" drohte das Mädchen und huschte behend hinter Mutter Wiskotten in ihr Zimmer. „Gute Nacht, Vater," rief sie durch's Schlüsselloch.

„Gut' Nacht, Töchterchen."

„Gute Nacht, August. Gute Nacht, Raubritter. Träumt von mir!"

„O du Wetterhexe! Wart, morgen!"

Drüben verlor sich ein silbernes Klingen . . . Der alte Wiskotten und seine Söhne blickten sich an. „Staatsmädel," schmunzelte der Alte.

„Weiß der Deubel," erwiderte August.

„Herrgott, der August flucht ja — —?"

Ueber August Wiskottens gefurchte Stirn glitt eine Röte. „Gute Nacht," sagte er kurz. „Wenn wir morgen nachmittag feiern wollen, haben wir uns morgen vormittag doppelt zu rühren. Geschenkt wird keinem von euch was."

„Haben wir dich gefragt, Schulmeister?" —

Nach einer halben Stunde herrschte Ruhe und Frieden im Hause der alten Wiskottens. — —

„Rauchst du noch eine Zigarre?" fragte Gustav daheim seinen Gast.

„Wenn Emilie gestattet?"

„O bitte, auf mich braucht keine Rücksicht genommen zu werden. Ich leg' mich inzwischen schon."

„Nur ein paar Züge, Emilie," sagte Wilhelm und wünschte ihr gut zu ruhen. „Ich bin auch todmüde."

Gustav kam aus dem Kinderschlafzimmer. Er lachte. „Sie schlafen wie die Ratzen. Der Jung' die Faust an der Nase, und das Mädel den Daumen im Mund. Ich komme in fünf Minuten hinüber, Emilie."

Die beiden Brüder gingen rauchend auf dem Teppich auf und ab. Eine Viertelstunde. Dann warf Gustav sein Zigarrenende in den Aschenbecher. „Gib mir nochmal die Hand, Wilhelm. Zu der Frau muß ich dir heut abend extra Glück wünschen. Siehst du, das war's, was den Wiskottens immer gefehlt hat. Frisch Blut von draußen. Eine Frau, die Leben in die Bude bringt. Wir,

versimpeln ja sonst auf die Dauer in der ewigen Fabrikstimmung."

„Ich wußt' ja, daß sie dir gefallen würde."

„Schlaf wohl."

„Du auch." —

Emilie wachte noch, als Gustav ins Schlafzimmer kam. „Habt wohl noch ein bißchen von der Lady geschwärmt —?"

„Ja, wirklich, das ist sie. Bei all der scharmanten Lustigkeit immer Dame."

„Hat ja auch nichts andres zu tun."

„Scharmant kann man selbst mit einem halben Dutzend Kinder sein."

„Das soll wohl auf mich gehen? Jede kann nich mannstoll sein."

„Emilie! — Ich darf dich wohl bitten, dich in deinen Ausdrücken etwas zu mäßigen. Diese beständige Scharfmacherei wird dir ja zur zweiten Natur."

„Ach Gott, halt du doch den Mund. Du bist ja schon bis über beide Ohren verliebt in sie."

„In sie nicht, aber in ihre Art."

„Was willst du denn überhaupt noch von mir?"

„Daß du dich ein wenig von ihr anstecken läßt. Herrje, bei deiner Jugend kann dir das Lachen und Singen doch nicht schwerer fallen als das Mucksen und Drucksen. Nimm doch mal einen Anlauf!"

„Ich bin dir wohl nicht mehr gut genug? Sag's doch gerad' heraus, daß du mich leid bist. Daß du mich los sein möchtest. Ich geh' ja schon. Ich hab's überhaupt satt." Sie weinte zornig in die Kissen. „Laß mich in Ruh'!" fuhr sie auf, als er begütigend die Hand auf ihre Schulter legte. „Ich bin deine Mabel nicht, die sich von jedem anfassen läßt. Deine scharmante und so hochgebildete Mabel!"

Gustav Wiskotten zog die Hand zurück. Er mußte an sich halten, um in diese lächerliche Verzogenheit und Verschrobenheit nicht mit einem Wetter hineinzufahren. Und er versuchte einen trüben Scherz.

„Bildung ist nich immer ein Kulturfortschritt. Sie kann auch die Entwicklung hemmen. Diese verdammte Bildung hindert einen zuweilen, den andern zu seinem eignen Besten mal windelweich zu prügeln."

„Vergreif dich nur an mir! Dann kannst du dich ja deiner Mabel gegenüber auf den armen Mann hinausspielen."

„Donnerwetter, jetzt hab' ich genug."

„Ich hab' schon lang' genug." Und sie weinte laut in ihre Kissen. — —

Lange lag Gustav Wiskotten wach. An seiner Seite war es still geworden. Die Dunkelheit lastete so schwer im Zimmer, daß sie seine Brust bedrückte und er die Decke zurückschlug, als könnte er dadurch freieren Atem gewinnen. Aus der Ferne hörte er das einförmige Rauschen der Wupper, die ihre schwarzen Arbeitswasser Tag und Nacht über das Wehr stürzte. Vom Fabrikhof herauf k[illegible] der Schritt des Wächters, der die Run[illegible]chte. Dann verlor er sich ... Gustav W[illegible]n überlegte, daß der Wächter jetzt die n[illegible]ärberei umschreiten würde, die in den nächsten Tagen in Betrieb genommen werden sollte. Die würde Arbeit machen. Neues Färberpersonal war hinzuengagiert. Hoffentlich schlug's ein. Fritzens Erfindung sollte nun im großen ausgebeutet werden. Emiliens Vater, der alte Scharwächter, würde Augen machen. Der fabrizierte das billige Zeug, eine Ramschware in gemusterten Seidenbändern, die reißenden Absatz fand. Nun, man konnte sich wegen der Kundschaft einigen, wenn's so weit war. Es kam ja auch so Emilien zugut. Emilie ... sie schlief. Und er wachte und dachte ans Geschäft, krampfhaft immer nur ans Geschäft. Ob das nie, nie anders werden würde? Durch seine Glieder ging ein Strom, der zum Herzen drang und es zusammenpreßte. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Und seine Augen bohrten sich starr und weit ins Dunkel ... Und plötzlich zuckte er zusammen und horchte in sich hinein. Es war gewesen, als ob jemand in ihm schrie. Ganz wild vor Sehnsucht! Und ganz wirr vor Sehnsucht. Wie ein todmüder Arbeiter nach Feierabend. Feierabend? Er betastete seine eisernen Arme. Die verlangten nicht nach Feierabend. Die waren für zwei Menschenalter geschmiedet. Aber lag denn seine Seele in den Armen? Konnten seine Arbeitsfäuste auch seine Sinne zerdrücken? Und jetzt hörte er, daß seine Sinne schrien. Aus dem Kohlendunst und Arbeitsstaub der Fabrik hinaus nach einem Quell, sich die Augen zu baden. Nach Schönheit, seliger Tollheit, flatternden Frauengewändern, huschenden Füßchen, winkenden und wehrenden Armen und plötzlich berauschenden Weibeslippen. Nach dem Jungsein! Nach der Freude! Nach einer andern Welt — irgendwo, irgendwo — —

Seine Augen brannten. Ihm war, als lägen sie in ganz tiefen Höhlen, über welche die Backenknochen hart hinausragten.

Freude am Weib! In der Welt des Weibes!

Da lag sein junges Weib. Schön wie ein Marmor. Geschaffen, froh zu machen. Und ihre Gedanken liefen in kleinem Kreise, nüchtern und mürrisch. Eine Frau, die mit der Ehe ihre Jugend abschließt und vom Manne das gleiche verlangt. Eine Ehefrau. Und kein Lebenskamerad — in gemeinsamer Jugend — —.

Durch die Fenstervorhänge kroch grauer Tag. Regen schlug an die Scheiben. Der erste Novembersturm kam vom Wald.

Früh um sieben ging Gustav Wiskotten hinüber zur Färberei. Er nahm im Arbeiterraum ein kaltes Bad. Das verjagte die Nachtgespenster. Dann frühstückte er mit seinem Bruder Wilhelm.

„Bist wohl heut zur Arbeit nicht aufgelegt? Grüß mir Mabel."

„Ich werde erst kurz vor Mittag hinübergehen. Weißt du, Mutters wegen. Damit die sich schneller gewöhnt."

„Na, dann komm aufs Kontor. Die Post wird da sein."

In den Vormittagsstunden hatte Gustav Wiskotten eine geheime Unterredung mit Kölsch. „Wird besorgt werden, Herr Wiskotten. Um alle Tore Girlanden." Der Fabrikherr lächelte in sich hinein, während er weiterschritt, um seinen Dienst wie alle Tage zu versehen. Aus der neuen Färberei drang lustiger Hammerschlag. Der zog ihn an. Und bald stand er zwischen Röhren und Kufen wie ein Feldherr unter seinem Kriegsmaterial.

Der Regen ließ auch am Nachmittag nicht nach. Am Fabriktor erwartete Gustav Wiskotten die Damen mit einem gewaltigen Regenschirm. Emilie wollte sich später anschließen. Sie hätte keine Lust, als Ehrenjungfrau zu paradieren.

Heute wollte sich Gustav die Laune nicht verderben lassen.

Da kamen sie: Vater, Mutter, Mabel und die Brüder. Mabel im langen Regenrock mit Kapuze. Ein paar Weiber stierten staunend hinter ihr drein. Kein Mensch im Wuppertal trug so ein Ding ...

„Guten Tag, Gustav," rief sie schon von weitem und schwenkte die Hand. „Ah, die Tore sind geschmückt! Du bist ein so aufmerksamer Schwager, daß du mich wirklich zur Schwägerin verdienst."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Leider konnt' ich nicht für besser Wetter sorgen."

„Das Wetter ist gesund."

„Muß wohl so sein. Denn bei diesem Wetter kommen im Wuppertal die meisten Kinder auf die Welt."

„Gehört das zum guten Ton?"

„Es ist die Wahrheit. Frag Mutter. Hier kommen alle Kinder mit Gummischuhen auf die Welt und mit dem Gesangbuch."

„Red doch nicht so Dummereien," verwies ihn Frau Wiskotten ärgerlich. Der alte Wiskotten lachte.

Die Besichtigung begann mit den Kontorräumen, die musterhaft eingerichtet waren. „Augusts Reich," sagte Gustav Wiskotten, „und dort hinten, wenn's keiner sieht, dichtet der Paul."

„Hast du mir das versprochene Gedicht schon gemacht?"

Paul hob beschwörend den Finger. „August zieht's mir am Lohn ab."

Durch Buchbinderei, Lithographie und Druckerei ging's zu den Haspelstuben. Die Mädchen und Frauen saßen schweigend bei der Arbeit. Ein junges Ding schielte empor, wurde rot, beugte sich vor und kicherte. Schweigend gab ihr Gustav eine Kopfnuß. Da brach das Kichern ab.

„Hier regiert Mutter. Wer es nicht an der Ordnung sieht, sieht es an der Bibel."

Respektvoll sah das schöne Mädchen zu der alten Frau auf.

„Mit Gott fang an, mit Gott hör auf," sagte die trocken.

Durch die Packstuben ging es zu den Bandstühlen. Die schnurrten, sausten und schlugen um sich, als wüßten sie sich vor Vergnügen nicht zu fassen. Gustav erklärte ihr die Fabrikationsmethode und ließ sie an einem der Stühle die Handgriffe machen. Sie freute sich wie ein Kind, als die Garne sich verschlangen und langsam ein Stückchen Band herausgekrochen kam. Ritterlich schnitt ihr Verlobter es ab und barg es in der Brusttasche. Sie nickte ihm mit leuchtenden Augen zu.

Rohgarne und fertige Ware wurden besichtigt, und dann rannten die Jungen, tollend wie Kinder, durch den strömenden Regen zur Färberei. „Hier bin ich der König!" schrie Fritz und riß die Türe auf. — „Das ist ein Nebelreich!" rief das Mädchen und schlug mit der Hand in den dicken Dampf. — „Dir zu Ehren! London im kleinen! Heimatsgrüße!" — Die Färber grinsten, strichen sich die hängenden Schnurrbärte und arbeiteten unverdrossen weiter.

Wieder öffnete sich die Tür. Es war Emilie. In dem dichten weißen Qualm konnten die Schwägerinnen kaum ihre Umrisse erkennen.

„Nachher hol' ich die Begrüßung nach!" rief das fröhliche Mädchen.

„Jetzt zum Laboratorium!" schrie Fritz, um sich in dem Lärm der Dampfröhren und Färberknüppel verständlich zu machen. Mabel White jauchzte vor Vergnügen. Das mächtige Arbeitsgetriebe, diese niegesehene Welt regte sie auf. Alle Muskeln spannten sich, als wollten sie sich betätigen. „Vorwärts, vorwärts!"

„Achtung!" donnerte eine Stimme aus dem Schwaden. Und brausend stürzten die Wasser aus einer Kufe und überschwemmten den Steinboden.

„Konnten Sie nicht warten?" donnerte Fritz zurück.

„Nee. Ging nich!"

„Wie sollen wir nun durch den See kommen?"

„Im ‚Ekkehart' trug der fromme Klosterbruder die schöne Herzogin über die Schwelle," schrie Paul. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?"

Gustav Wiskotten beugte sich nieder. Wie eine Feder hob er das lachende Mädchen auf und trug sie durch siedendes Wasser und zischenden Dampf hindurch und die Stiege zum Laboratorium hinauf. Mit dem Fuß stieß er die Tür auf.

„Siehst du, jetzt hab' ich auch einen Nebenberuf. Gestern abend bin ich zu kurz gekommen." Sie faßte seinen Schnurrbart und küßte ihn auf den Mund. „Zufrieden?"

Er setzte sie nieder und sah Emilie in der Tür. Nur eine Sekunde. Und er hörte sie die Stiege hinabeilen.

Nun drängten die Brüder herein.

„Hast du auch deinen Lohn, Gustav?"

„Ich hab' ihm einen Kuß gegeben."

„Das läßt du aber gefälligst sein!"

„Wenn du eifersüchtig bist, bekommt er noch einen."

„Sei eifersüchtig, Wilhelm," bettelten Paul und Fritz.

Gustav Wiskotten blickte noch immer nach der Tür. Er sah dort noch immer ein junges verzerrtes Gesicht. „Habt ihr — Emilie nicht gesehen — —?"

„Sie ist nach Haus. Hat Kopfschmerzen."

(Fortsetzung folgt)



Ostermorgen

Nach einer Amateuraufnahme von Th. und Oscar Hofmeister (Hamburg)



Auf der Fahrt

Kriegsgefangen in Japan

Von

Edwin Emerson jun. (Tokio)

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Schon vor Monaten hatte ich nach der Schlacht bei Tasnitschao gefangene Russen zu Gesicht bekommen. Das war in der Mandschurei, in der Stadt, nach der jene Schlacht ihren Namen erhielt, und zwar unmittelbar nach der Gefangennahme. Damals waren russische Gefangene noch eine Quelle kindlicher Freude für die japanischen Offiziere und Soldaten, deren Obhut sie anvertraut waren. Sie wurden etwa wie Kinder aus fremdem Lande angestaunt, die man fern von ihrer Heimat aufgegriffen hatte, oder auch wie Schiffbrüchige aus fernen Welten. Die freundlichen Offiziere und Soldaten des Mikado verhätschelten sie förmlich mit allerlei kleinen Geschenken in Gestalt von Eßwaren und so weiter und zeigten ihren Kameraden „ihre Gefangenen" mit freudigem Stolz. Einer derselben sagte mir, er müsse gestehen, daß die Behandlung die kühnsten Erwartungen weit übertreffe und nach der unwirschen und barschen Aufforderung zur Uebergabe eine ebenso große wie angenehme Ueberraschung sei.

Meine nächste Erfahrung auf diesem Gebiete machte ich, als ich in Gesellschaft eines französischen Kriegskorrespondenten auf einer von drei Chinesen bemannten Dschunke aus Port Arthur zu entkommen suchte.

„Ihr seid meine Gefangenen!" rief der das japanische Wachboot kommandierende Offizier, schnurgerade auf uns losdampfend. „Nutzt nichts!" sagte er, als ich ihm unsre Neutralität erklärte und dabei auf die an unserm Mast gehißte amerikanische Flagge deutete. Die Dschunke und unser an den Stern gehängtes Privatboot, sowie auch unser Gepäck wurden einer minuziösen Inspektion unterzogen. Ich vermied die Demütigung einer Untersuchung meiner Taschen durch freiwillige Vorzeigung meiner sämtlichen Papiere. Die Dschunke ward als gute Prise in Beschlag genommen und die drei Chinesen, die ihre Bemannung bildeten, als Kulis in japanische Dienste gepreßt. Als der chinesische Schiffer dagegen Einsprache erheben wollte, erhielt er von einer der japanischen Blaujacken einen flachen Hieb mit dem kurzen Säbel. Ohne weitere Einwendungen schlichen die armen Teufel davon, Gefangene bei harter Arbeit, denn das war der Rede kurzer Sinn. Wir beide, der französische Kriegskorrespondent und Schreiber dieser Zeilen, wurden zu Fuß etwa 18 Meilen weit ins Land geführt, um im Hauptquartier vernommen zu werden. Natürlich waren wir scharf bewacht, durften mit niemand sprechen, wurden aber sonst mit außerordentlicher Höflichkeit behandelt. Im Hauptquartier fanden wir unbegrenzte Gastfreundschaft, doch auch hier war uns der Verkehr mit Kriegskorrespondenten oder Militärattachés aufs strengste verboten. Es ward mir nahegelegt, an den amerikanischen Gesandten in Tokio zu depeschieren, obwohl aber mein Telegramm nur das eine Wort „safe" (in Sicherheit) enthielt, erreichte es niemals seine Bestimmung. Eine an meine Familie in der Heimat adressierte Postkarte wurde dagegen anstandslos befördert.

Auf dem Transportschiff jedoch war man weit weniger zuvorkommend. Wir waren auf eine dicht am Maschinenraum gelegene, unerträglich heiße und schmutzige Kabine angewiesen, deren Luken durch einen Anstrich grauer Oelfarbe verdunkelt waren. Sowohl die Luken als auch die Tür, vor der ein Marinesoldat Wache stand, wurden fest verschlossen gehalten. Nur abends wurde uns erlaubt, auf eine knappe halbe Stunde an Deck zu gehen, gefolgt auf Schritt und Tritt von dem unvermeidlichen Seesoldaten mit aufgepflanztem Bajonett.

Sofort nach unsrer Ankunft im Hafen von Saseho wurden wir in einem dicht verdeckten Boote ans Land gebracht, ohne weiteres in ebenfalls gedeckte Dschinrikschas gezwängt, und fort ging es zur Torpedohauptstation, wo wir in separierten Zimmern einquartiert wurden. Diese Zimmer waren bereits durch Verschalung der Fenster mit schrägstehenden Brettern für unsern Aufenthalt vorbereitet worden, so daß wir nur ein ganz kleines Stückchen Himmel sehen konnten. Eine Blaujacke war außerhalb der Tür stationiert, und weitere Wachtposten besetzten die drei Eingänge im Erdgeschoß und die äußeren Tore. Wenn wir das Zimmer zu verlassen wünschten oder ärztlichen Beistand benötigten, hatten wir uns an den Wachtoffizier zu wenden. Zur Erleichterung dieser Pflicht erhielten wir Zettel, auf denen sich eine Liste der zulässigen Bitten befand. Nach einem scharfen Kreuzverhör ward unsre Angelegenheit dahin entschieden, daß wir als zeitweilige Kriegsgefangene zu gelten hatten, und wurde uns als solchen Hauptmannsrang zuerkannt. Ein Diener ward uns zugeteilt, und unsre Behandlung ward von nun an ebenso höflich wie rücksichtsvoll.

Unsre Wäsche wurde besorgt, europäische Kost und eine tägliche Ration von Wein oder Bier bewilligt, und wir erfreuten uns eines unbeschränkten Vorrats japanischer Zigaretten, die uns gratis geliefert wurden, gleicherweise auch Schreibpapier. Wie ich in Erfahrung brachte, kostete unsre volle Verpflegung der Regierung 60 Cents (zirka 2 Mark 10 Pfennig) pro Tag. Einer der Adjutanten des Hafenadmirals kam fast täglich, um unsre etwaigen Wünsche entgegenzunehmen, und übernahm auch die Briefe, die wir ihm zur Uebermittlung an die Marinezensur anzuvertrauen für gut fanden. Viele der jüngeren Offiziere, die zum Rapport an der Torpedostation anlegten, waren so freundlich, uns zu besuchen und uns europäische Bücher und Zeitschriften zu leihen. Sofern unser Gespräch sich auf die Marine oder die Torpedostation Saseho bezog, waren sie sehr zugeknöpft; wurden sie aber in eine animierte Besprechung des Feldzuges gezogen, so vergaßen sie oft ihre Zurückhaltung und sprachen mit Begeisterung von ihren Erlebnissen auf dem Kriegsschauplatz.

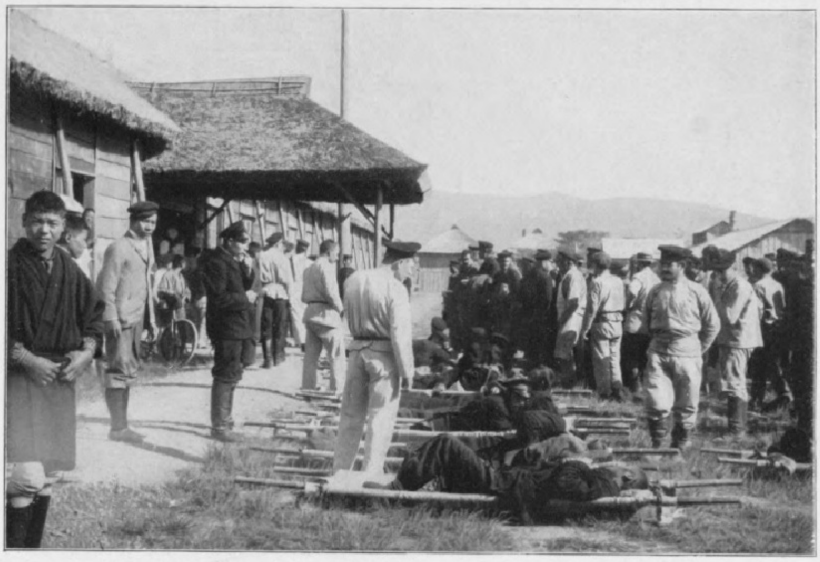

Gruppe von russischen Rekonvaleszenten

Mit einem in demselben Gebäude internierten russischen Offizier durften wir aber keine Bekanntschaft anknüpfen, was uns übrigens nicht hinderte, vor Ablauf eines Monats durch sinnreiche Kunstgriffe eine Art fliegender Post einzurichten, die sich zweifelsohne noch weiter entwickelt hätte, wäre unser unbekannter Russe nicht nach Matsuyama versetzt worden. Er genoß augenscheinlich genau dieselbe Behandlung wie wir, mit der Ausnahme jedoch, daß er nur zu bestimmten Stunden im Hofe spazieren gehen durfte, während uns dieser immer offen stand, sobald der Russe nicht die frische Luft genoß.

Ich kann ferner auch aus eigner Erfahrung bestätigen, daß die Behandlung im Marinespital, wo ich als Patient einige Zeit zubrachte, für Freund und Feind genau die gleiche ist. Die Russen genossen die Fürsorge der japanischen Gesellschaft vom Roten Kreuz und die Dienste eines Dolmetsch, während die Japaner von den regulären Wärtern gepflegt wurden. Die uns allen zuteil gewordene ärztliche Behandlung war über alles Lob erhaben.

Matsuyama ist eine in der Nähe der Inlandsee hübsch gelegene Stadt, welche die Gefangenen nach ihrer Landung von Transportschiffen oder kleinen, auf der Inlandsee verkehrenden Dampfern nach einer Fahrt von ganz kurzer Zeit auf einer kleinen schmalspurigen Eisenbahn erreichen. Die Stadt enthält Kasernen, ein


Eisenbahnzug mit russischen Gefangenen und Verwundeten

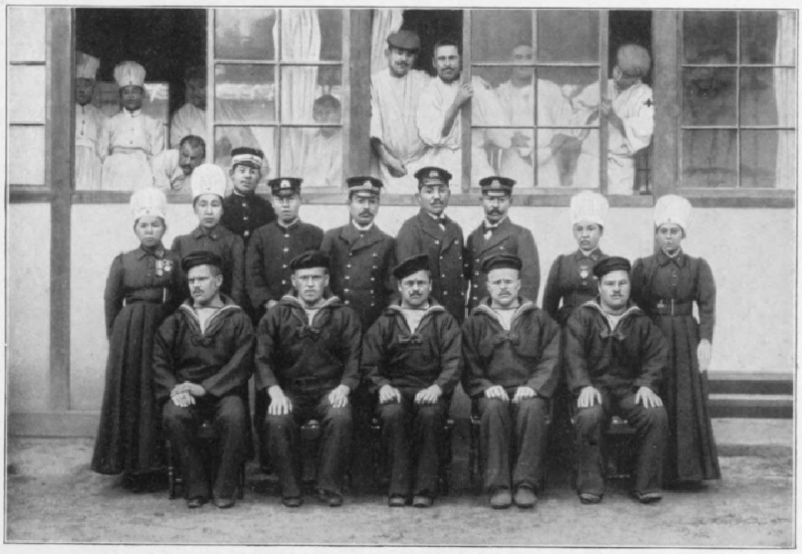


Ankunft der Gefangenen und Verwundeten in Matsuyama

Von den Offizieren haben einige das Studium der Landessprache ergriffen, unterrichten dagegen ihre Lehrer im Russischen. Ein französischer Missionar, der lange schon in Matsuyama stationiert ist, hat freien Zutritt zu den Offizieren und scheint bei diesen sehr beliebt zu sein. Zwei ebenfalls in Matsuyama ansässige amerikanische Missionäre scheinen nicht sehr intim mit den Russen zu sein, wohl deshalb, weil die Russen des Englischen nicht mächtig sind. Ein Japaner, der jedoch Priester der griechisch-orthodoxen Kirche ist, wurde von der Regierung in Tokio eigens zur Seelsorge der Gefangenen hierher gesendet; diese scheinen sich aber bis jetzt nicht allzusehr für diese außergewöhnliche Kombination begeistern zu wollen.

Das für Kriegsgefangene geltende Reglement ist in Matsuyama, Saseho, Himeji, Marugame und Tukutschiyama gleichmäßig durchgeführt; für einen Offizier sind per Tag 1 Yen und 20 Sen, für Unteroffiziere und Mannschaft etwa ein Drittel dieser Summe ausgeworfen. Kleine Beträge, deren Größe ebenfalls dem Range nach bestimmt ist, sind als Taschengeld anstandslos gestattet. Wer unter den Gefangenen Geld hat, kann damit nach Belieben schalten und walten. Das Gefangenenbureau in Tokio übermittelt gratis Zusendungen aus der Heimat, Briefe und Pakete sind portofrei. Alle Gefangenen erhalten ärztliche Hilfe ohne jede Verzögerung, sind jedoch gewissen sanitären Vorschriften, wie zum Beispiel öfterer Bewegung im Freien, regelmäßigem Baden und so weiter unterworfen.

modernes Spital und eine Anzahl Buddha- oder Schintotempel, die zeitweise aufgelassen sind und den Gefangenen als Quartier dienen. Auf einer Anhöhe bei Matsuyama befindet sich das große Schloß irgendeines mittelalterlichen Daimio, jetzt eine prachtvolle malerische Ruine. In der Nachbarschaft sind berühmte warme Quellen mit Badeanstalten, die den Gefangenen offenstehen. Wohin man auch in Matsuyama gehen mag, überall kann man russische Gefangene, gesunde oder Rekonvaleszenten sehen, die zu zweien oder dreien, von ihrer aus japanischen Soldaten bestehenden Wache gefolgt, sich im Freien ergehen. Sie tragen die russische Uniform, doch haben viele den weit bequemeren Kimono adoptiert, den ihnen die Japaner in liberaler Weise zur Verfügung stellen, während unter den Offizieren manche sind, die ihre Garderobe durch den fernöstlichen Khaki ergänzt haben. Meistens steht hier der Gefangene mit seiner Wache und den Städtern auf ausgezeichnetem Fuße, und die anfangs oft so lästige allgemeine Neugierde hat bedeutend nachgelassen. In den Tempeln, die ihnen zur Unterkunft dienen, kann man die Gefangenen oft gruppenweise versammelt sehen, wie sie Karten spielen oder stumpfsinnig japanische Zigaretten rauchen, von denen sie behaupten, daß sie wie Heu schmecken. Denjenigen unter ihnen, die irgend Kunstfertigkeit besitzen, ist die Ausübung derselben gestattet, so daß sie imstande sind, von ihren Kameraden etwas zu verdienen. Ich sah übrigens nur wenige bei der Arbeit.



Ueberlebende vom „Rurik" mit japanischen Aerzten und Pflegerinnen



Russische Gefangene tragen ihre verwundeten Kameraden in das Lazarett von Matsuyama

Sämtliche Regeln waren kurz vor meiner Ankunft bedeutend verschärft worden, da drei Gefangene einen sehr unzeitigen Fluchtversuch machten und tatsächlich erst an der Stadtgrenze eingeholt werden konnten. Dieser gänzlich aussichtslose Putsch war, wie mir bestimmt versichert wurde, die logische Folge unerträglicher Langeweile gewesen. Natürlich nahmen die Japaner die ganze Sache sehr ernst. Die Flüchtlinge wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zu längerer Einzelhaft verurteilt. Alle Maßregeln wurden sofort verschärft und u. a. die standrechtliche Erschießung auf der Flucht wieder gefangener Ausbrecher verfügt.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in Matsuyama hatte das japanische Kriegsministerium ein halbes Hundert Gefangene in Freiheit gesetzt, teils weil es Nichtkombattanten, Sanitätssoldaten und Krankenträger waren, teils weil sie durch Alter, Wunden oder Kränklichkeit zu weiterem Felddienst ohnehin untauglich waren. Die Glücklichen wurden durch Vermittlung der französischen Regierung nach der russischen Heimat gesandt.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Matsuyama kam eine große Menge Gefangene, über fünfzehnhundert, dort an, von denen viele verwundet waren. Sie kamen meist von dem Schlachtfelde am Schahofluſſe. Es war interessant, zu beobachten, wie wenig Aufsehen ihre Ankunft in Matsuyama erregte; der Reiz der Neuheit war geschwunden. Alles war für ihre Einquartierung, Abgabe an Spitäler und so weiter vollkommen instand gesetzt worden und ging in musterhafter Ordnung vor sich.



Abendmahlsfeier. Nach dem



von Ferdinand Brütt (Cronberg)

Die letzte Fahrt

Skizze

von

Franziska Bram

Schneeweiß und geschäftig glitt das Moselschiffchen zwischen den herbstbunten Ufern zu Tal. Der grüne Fluß hatte nach den Regenfällen der letzten Tage endlich noch einmal Fahrwasser, und das mußte flink benutzt werden.

Auf dem Verdeck gab's genug Güter, aber wenig Passagiere. Nur zwei Herren wandelten auf dem ersten Platz herum, um sich von dem Eindruck der unterschiedlichen „feinen Flaschen" zu erholen, mit denen sie schon seit Trier her die Wiedersehensfreude begossen.

Dem einen sah man's unschwer an, daß er aus der Welt „da draußen" kam. Ein Zug großstädtischer Eleganz im Anzug, von großstädtischen Lebenserfahrungen um die Augen unterschied ihn scharf von dem andern, einem schönen blonden Germanen im Jagdanzug, den man für zehn Jahre jünger hielt. Und doch hatten sie zusammen vor zwanzig Jahren beim Augusta-Regiment in Koblenz gestanden.

„Schön ist's bei euch," sagte nachdenklich Hermann Wollhausen, der da unten im schwarzen Revier eine Lebensstellung mit fürstlichem Gehalt errungen hatte. „Wie diese Stille den Nerven wohltut! Ich möchte gerade hier herum eine Sommerwohnung haben, wo einem mal wieder die Schwärze so 'n bißchen von den Lungen geht. Ein altes Haus, wie wir sie nun wohl schon zu Dutzenden gesehen haben — ein Burghaus oder was Aehnliches, mit Weinspalieren drum, mitten in einem großen Obstgarten. — Sieh, da kommt mal wieder so was —"

Das Schiffchen war geschäftig um eine Ecke geschossen. Eines der schönsten Moselbilder tat sich auf: seeartig breit zeigte sich der Strom, von Bergen eingerahmt. Auf der einen Seite stiegen sie, hoch mit Reben bedeckt, hinauf, von einer alten Klosterruine überragt, auf der andern waldgekrönt.

Am Weinufer lag ein altes Herrschaftshaus in einem träumerischen Garten. War es der Herbst, oder schien wirklich alles so verwildert? Dicht an dem schmalen Flußwege standen die Mauern eines dachlosen Pavillons aus der Zopfzeit, die klapprigen Jalousien schlossen die Fenster ab.

„Scheint ja auch unbewohnt zu sein — nein, doch nicht —"

Ein Rollstuhl wurde drüben neben dem Pavillon in der weichen, sonnigen Herbstluft hin und her geschoben. Vom Schiffe aus unterschied man nur ein unförmliches Paket von Tüchern und Decken darin. Nebenher trabte gelassen ein mächtiger, weißbunter Bernhardiner.

„Das sieht fast aus wie ein Roman," meinte der Niederrheiner. „Puh — Mittagsspuk."

Er schüttelte sich ein wenig, als sei der Schatten des düsteren Hauses erkältend auf seine Fröhlichkeit gefallen.

„Stimmt einigermaßen," meinte Heinrich Weltges, der Moselaner. „Kann's auch vielleicht für euch moderne Leute nur eine Episode sein mag, über die ihr die Achseln zuckt — ländlicher Spuk und so weiter — Das Merkwürdige dran für dich ist allenfalls, daß Leute drin mitspielen, die du kennst —"

„Ich?" fragte Wollhausen erstaunt. „Da bin ich ja mal wirklich neugierig. Aber zuvor sag mir lieber noch, ob man den Kasten nicht kriegen kann — billig natürlich — sieht ja aus, als ob die Leute das Geld arg nötig hätten — 'n bißchen stark verkommen. Wenn man aber 'n ordentlichen Batzen reinsteckte, gäbe er sicher einen idealen Landaufenthalt ab, sogar 'n Erbbegräbnis ist da, scheint es!"

„Ja, es sollte wenigstens eines werden. Nur fürchte ich, mein lieber Junge, du wirst doch nicht in die Lage kommen, dieses hübsche Kapellchen da oben, das Tausende gekostet hat, zu benutzen. Denn die Besitzerin zählt zu den besten Weinnamen an der Mosel und läßt lieber eines von ihren zahlreichen Häusern zusammenfallen, ehe sie einen Stein davon hergibt — ebensowenig wie einen Stock von ihren Weinbergen, die einen fabelhaften Reichtum darstellen —"

„Donnerwetter, schade — so sah sich die Sache allerdings nicht an. Na, es gibt eben überall wunderliche Heilige. Wo residiert denn diese Weinheilige?"

„Du hast sie ja eben gesehen — im Rollstuhl —"

Der Kruppsche Hüttenmann pfiff zwischen den Zähnen.

„Na, da tauschen wir also lieber nicht," sagte er trocken. „Uebrigens, wie wäre es denn jetzt mit einer Flasche Bernkastler Badstube und deiner Spukgeschichte? Einladung!"

„Krösus," entgegnete der andre. „Auf Revanche für morgen in meinem Keller?"

„Gilt —"

Sie setzten sich wieder auf ihren Platz. Heinrich Weltges tippte auf die Weinkarte, wo neben den Namen der Sorten auch gewissenhaft die Herkunft der edeln Tropfen vermerkt war.

„Kreszenz der Witwe Hiltingen," sagte er, indem er hinter sich nach dem undeutlicher werdenden Hause deutete. „Das war sie also, die Witwe Hiltingen, die Glückliche — mit uns noch um sieben Ecken herum verwandt. Geschwister Stuhlstempel, wie hier die Leute sagen. Eine Ruine wie ihr Haus, ihr Pavillon, ihr Erbbegräbnis. Nur ihre Weine werden noch tadellos von dem Sohne ihres alten Küfer- und Kellermeisters besorgt — und wenn sie ihr ein Glas Wein vor die Nase halten, so macht sie dir richtig das eine halbgeschlossene Auge ganz auf und sagt dir Marke und Jahrgang her, und es stimmt aufs Tüpfelchen. Vor achtzehn Jahren übrigens war sie noch eine sehr schöne Frau — grad zu der Zeit, als die Leute nur noch Moselwein trinken wollten und sie anfing, aus einer recht wohlhabenden Frau auch noch eine steinreiche Frau zu werden. Und dazu ein Bild von Tochter — kein Wunder, wenn ihr das zu Kopfe stieg, wie den Leuten ihr Wein.

„Die Stephanie war aber auch wirklich etwas ganz Extraes — anders wie sonst unsre Moselblümchen, so reizend die auch sein mögen. Schlank, groß und stolz wie eine Königin, mit schwarzen Haaren, blauen Augen und dem schneeweißen Teint, den diese Art Brünetten manchmal haben.

„Natürlich kostete das Männerherzen — so viel ihrer die Stephanie nur wollte. Bei uns da unten waren sie alle in die Stephanie unglücklich verliebt, vom jüngsten Lehrling an bis zu den Alten. Rein die Geschichte von der schönen Helena, in Moselaner Deutsch übersetzt ... Die jungen Leute erzählten sich, alle unsre jungen Mädchen hätten zusammen eine Wallfahrt nach Klausen versprochen — allwo man sonst um einen Mann betet — an dem Tage auszuführen, an dem sich Stefanie Hiltingen verlobt und ihnen nicht mehr überall in der Sonne steht.

„Dabei hatte sie noch so 'ne Art Kinderliebschaft mit einem Freunde von mir. Erinnerst du dich noch des Franz Behrend, der mich mal in Koblenz besuchte während unsers Dienstjahres und der aus jeder Tasche eine Flasche Josephshöfer oder Herrnberger zog, wie ein Zauberkünstler, bis der ganze Tisch in unsrer scheußlichen Einjährigenbude mit Flaschen bedeckt war? Ein netter Mensch, in guten Verhältnissen. Solange die Mutter Hiltingen noch nicht den Größenwahn gekriegt hatte, begünstigte sie die Sache, soviel sie konnte, ja sie legte wohl noch mehr darein, als in solchen Backfischlieben steckt. Aber dann auf einmal drehte sie sich und kriegte auch die Stephanie mit herum, daß die auch dachte, sie habe ja noch gar nichts von der Welt gesehen und wollte ihr Leben nicht da bei uns in dem kleinen Neste vertrauern.

„Und alles sei nur Kinderei gewesen, die sich wohl in Freundschaft umwandeln lasse, aber in sonst nichts.

„Das war ja vielleicht ganz verständig. Aber dem Franz Behrend ging es unvernünftig nahe. Er war so ein Gemütsmensch, daß er die Sache gar nicht rund in seinem Kopf bekam. Wenn ich einen Sonntagnachmittag über den andern zu meiner sogenannten Tante ging, schlängelte er sich regelmäßig unter irgendeinem Vorwand an oder er kam nach. Und die Stephanie, die immer gern einen ganzen Planetenkreis um sich versammelt sah, hatte es auch jetzt noch nicht ungern und neckte sich mit uns beiden vor den weniger Bekannten herum, so daß der arme Kerl immer wieder neue Hoffnung schöpfte.

„Das waren lustige Sonntage damals in dem alten Hause und dem großen Garten — alles voll Besuch und Leben, denn eine Gastfreundschaft wie an der Mosel findest du weit und breit nicht mehr. 's ist nämlich auch ohne das ziemlich langweilig auf diesen Weingütern, so schön sie auch aussehen.

„Na, also Hiltingens brachten sich jedenfalls Abwechslung genug herein.

„Wie nun aber in den Wunderjahren die Weinströme nur so aus den Häusern flossen, und die Goldbächlein wieder herein, und aus den Weingutsbesitzern Weinbarone wurden, da brachte Mama Hiltingen mit einem Male einen neuen, größeren Zug in die Sache. Sie wurde grande dame, fing an, ihre Kleider aus Paris zu beziehen und unternahm große Reisen — im Sommer nach der See, im Winter nach der Riviera. Und wenn sie mit der Stephanie dann im Herbst zur Weinlese wieder nach der Mosel kam, hatten sie einen Trubel von so feinem und allerfeinstem Besuch von ihren Reisebekanntschaften, daß es einem in dem alten Hause zumute war wie in einem neuen Taubenschlage — jedenfalls vollkommen überflüssig.

„Na ja, ich machte mir nicht viel daraus. Mittlerweile hatte ich mir eine andre Flamme zugelegt und konnte es gar nicht begreifen, wie tiefsinnig der Franz Behrend herumging. Ich war für ihn ganz froh, daß er endlich aufhörte, sich einmal von dem Mädchen schlecht behandeln und in eine Ecke stellen und dann wieder herausholen zu lassen — wie es ihr gerade paßte. Und dazu die Gesichter der gnädigen Tante —

„Aber weiß Gott, er hoffte immer noch, hoffte, ich weiß nicht, auf was! Daß der Himmel einstürzen und alle die Laffen begraben würde, die um sein Götzenbild herumtanzten und schwänzelten —, daß die schöne Stephanie sich eines schönen Tages ihm doch wieder zuwenden müßte.

„Und da traf es ihn wie ein Blitzstrahl, als sie sich nun auf einmal mit einem andern verlobte. Diesen andern hast du auch gekannt — unsern Hauptmann, den wir immer mit seinem ganzen Namen nannten, den Emmerich Joseph von Dürrn-Gleichen, Reichsfreiherr und so weiter —"

„Donnerwetter — mit dem," sagte Wollhausen interessiert. „Mit dem ‚Extrakt vieler Jahrhunderte' — Feudales Haus, das muß man sagen! Human und hochmütig zugleich."

„Nun war's natürlich mit der Vetternschaft und Freundschaft ziemlich endgültig aus; wir hatten auch selber den Takt, das zu fühlen, und verkrümelten uns nach dem offiziellen Gratulationsbesuch so nach und nach, ohne daß sie uns viele Tränen nachweinten.

„Ich war ja auch nicht betrübt darüber — aber der Franz bekam von Tag zu Tag ein merkwürdigeres Wesen. Er ging nicht mehr unter die Leute. Zur selben Zeit starb auch noch sein Vater, und da seine beiden Schwestern auswärts verheiratet waren, erbte er das schöne alte Rokokohaus am Markte — du wirst es morgen sehen — und saß darin wie ein Einsiedler, nur mit dem alten Familienerbstück, der Lisett'. Und er ging allen Müttern sorgfältig aus dem Wege, die da meinten, dem Franz fehle nichts wie eine vernünftige Frau. Zuletzt ließen ihn dann auch die seiner Wege gehen.

„Eines frühen Morgens treffe ich dann ganz unerwartet vor meinem Keller Hiltingens Wagen, und Tante und Stephanie winken mir lebhaft und lassen halten, wie in alten Zeiten. Ich trete an, entschuldige mich pflichtschuldigst wegen meines Kellerkostüms und erkundige mich nach dem Befinden der gnädigen Tante und der schönen Braut. Die sah weiß und rot aus wie eine Pfirsichblüte.

„Aber bei meiner Frage rollten ihr dicke Tränen übers Gesicht, und Tante erklärte mir hastig, die Hochzeit habe verschoben werden müssen — der Arzt meine, Stephanie sei nicht mehr an den hiesigen Winter gewöhnt und müsse ganz entschieden nach all den Aufregungen auch dieses Jahr in den Süden. Nur zur Vorsicht natürlich — der Bräutigam sei ja unglücklich. — Er erwarte sie in Koblenz und begleite sie bis Köln. Von da ab wollten sie in Etappen reisen, über Paris und so weiter. Ich hörte kaum mehr auf Tante Hiltingens Redestrom und blickte verstohlen Stephanie an.

„Also doch ein wurmstichiger weißroter Apfel, fuhr es mir durch den Sinn. Sie war mir noch nie so schön vorgekommen — und so habe ich sie auch von da an in der Erinnerung behalten, in den strahlenden Morgen hineinfahrend wie eine Prinzessin im Märchen — ganz unwirklich. —

„Weihnachten war der Emmerich Joseph dann bei ihnen an der Riviera, hörte ich vom alten Kunz, Tantens Kellermeister und Faktotum. Dann lange Zeit gar nichts mehr. Und ich meine, der Schlag soll mich rühren, als man mir eines Tages im Frühjahr erzählt, gestern abend sei Stephanie Hiltingen in todkrankem Zustande zurückgebracht worden. Der Wagen habe ganz mit Federpolstern und Daunendecken gefüllt werden müssen, und sie hätten sie selber hineingehoben wie eine Feder. Ihr Leben zähle nur mehr nach Wochen.

„Nach ein paar Tagen aber schrieb mir Tante Hiltingen, ich möge doch bald kommen. Stephanie sei recht krank gewesen und von der Reise stark angegriffen, doch erhole sie sich auffallend schnell. Sie wolle aber doch noch niemand Fremdes sehen.

„Es war mir ein saurer Gang. Als ich hinkam, fand ich Stephanie bei weit offenen Fenstern im Pavillon liegen, mit einer rosaseidenen Decke zugedeckt. War es der rosige Abglanz oder weil ich

mir die Sache schlimmer vorgestellt hatte — ihr Gesicht kam mir fast unverändert vor — eher noch weißer und röter wie früher.

„Mama Hiltingen schwatzte wie ein Wasserfall von ihren ‚Freunden‘ an der Riviera, und wie schade es gewesen sei, daß Stephanie auf einmal solches Heimweh nach der Mosel bekommen habe. Und der Arzt habe ihr noch geholfen, schleunige Abreise durchzusetzen, trotz ihrer schrecklichen wochenlangen Erkältung. Nicht mal ordentlich Abschied habe sie, die Mama, nehmen können.

„‚Aber du siehst ja, daß es das Rechte war,‘ lächelte die Tochter. ‚Ich kann doch wieder im Freien sein. —‘

„Ich fragte nach dem Bräutigam, und Stephanie kramte mit ihren brillantenblitzenden Händchen in einem ganzen Paket Briefe.

„‚Gelt, du denkst, du durchschaust mich und weißt, weshalb ich gern wiederkommen wollte?‘ sagte sie schalkhaft. ‚Alles nur für ihn! Und so schlank bin ich auch nur geworden, weil der Emmerich Joseph das Schlanke so liebt. Guck — alle meine Ringe klappern. Morgen kommt er und bleibt bis Sonntag abend. Und dann alle Samstage — das ist meine beste Arznei.‘

„Tante Hiltingen wurde abgerufen, und da sagte Stephanie auf einmal:

„‚Denk, wie komisch — ich muß jetzt immer an den Franz denken! Diese Nacht hab' ich sogar von ihm geträumt — als ob ich verliebt in ihn wäre. Was macht er denn eigentlich?‘

„Und da wäre ich beinahe herausgeplatzt: ‚Dumme Sachen macht er — gegen die ganze Menschheit ist er aufgebracht, weil ihm ein unverständiges Mädel den Kopf verdreht hat! Wie ein boshaftes Kind lauert er hinter seinem Fenster und schneidet Daunenkissen auf, und spielt Schneefall auf die Vorübergehenden, wenn's kein schlimmerer Schabernack ist — für eine Anstalt ist er reif —‘

„Aber einer Schwerkranken sagt man so etwas nicht. Ich bezwang mich also und zuckte mit den Schultern.

„‚Weiß nicht,‘ sagte ich. ‚Er geht so wenig mehr unter die Menschen —‘

„‚Also wirklich menschenscheu? Mein Mädchen erzählte mir's. Aber ich wollte es nicht glauben. Weshalb denn nur?‘ Sie sah mich dabei unsicher an. Und da konnte ich mich doch nicht enthalten zu sagen:

„‚Das mußt du doch besser wissen wie ich.‘

„Sie schlug die Augen nieder.

„‚Also wirklich wegen der dummen Geschichte mit mir, glaubst du?‘ sagte sie kläglich. ‚Ich sehe es ja ein, daß es sehr, sehr unrecht war. Nicht, daß ich ihn nicht geheiratet habe — das ist sein Glück, denn wir passen nicht zusammen, und ich habe ihn nie geliebt. Nur ganz gerne gehabt! Aber es ist eine Sünde, mit eines Menschen Gefühlen zu spielen. — Ach, ich bin überhaupt ein dummes Ding gewesen. Ich verdiene gar nicht das Glück, einen solchen seltenen Menschen gefunden zu haben wie den Emmerich Joseph — du solltest ihn nur kennen!

„‚Und du mußt mir alles vom Franz erzählen — aber nicht jetzt, Mama kann jeden Augenblick kommen. Ich möchte ihn so gern einmal sprechen — ich glaube, erst dann kann ich selbst ein ganzes Glück haben, wenn er mir verzeiht! Ach, wenn ich doch das wieder zurechtrücken dürfte!‘

„Dann kam richtig Tante Hiltingen mit ihrem Wischiwaschi von diesem und jenem.

„‚Heute nachmittag könnte ich gut ein wenig spazieren fahren,‘ meinte Stephanie in das Geschwätz hinein. ‚Sag dem Friedrich, daß er um vier Uhr anspannt —‘

„‚Siehst du, welch ein Fortschritt,‘ sagte ich. ‚Na, wann kommst du mich denn unten in Wolkenkuckucksheim besuchen?‘

„‚Nach unten fahre ich — aber nur bis vor unser Dorf, zum Kirchhof. Vielleicht kann ich da ein wenig aussteigen. Man kann sich sein Plätzchen nie früh genug aussuchen —‘

„Mama Hiltingen fing an zu jammern. ‚Nun redest du so entsetzliche Sachen. Du weißt doch, daß ich's nie habe leiden können, wenn vom Kirchhof gesprochen wird —‘

„Stephanie lachte rätselhaft.

„‚Geh doch, Mama. Das war ja nur ein schlechter Scherz. Die Leute, die das Sterben vorhaben, reden nicht davon. Ich will auch erst nach sechzig Jahren sterben — mit Emmerich an einem Tage —‘

„‚Na, dafür brauchst du dir hier ja auch noch kein Plätzchen unter den Bauern auszusuchen. Da kommst du doch ins Dürrn-Gleichensche Erbbegräbnis,‘ sagte Tante Hiltingen stolz.

„‚Ich weiß nicht,‘ entgegnete Stephanie nachdenklich. ‚Ich möchte doch lieber auf unserm Kirchhof liegen. Da gibt es ganz oben auf der Höhe ein Plätzchen, wo man so wunderbar über die Mosel sieht — so ein rechter Moselfriede liegt da über dem Lande. Davon habe ich immer unter den Palmen geträumt — immer nur von der Mosel. — Und darum möchte ich einmal hin —‘

„Ich weiß nicht, ob sie den Nachmittag hingekommen ist — da drüben siehst du es übrigens gerade liegen, das Dorf und den Kirchhof, und hoch oben das weiße Kreuz —

„Acht Tage nachher ist Stephanie Hiltingen ganz plötzlich gestorben, an einem Blutsturz. Heute noch denke ich nicht gern daran. Als ich hinkam, war der Emmerich Joseph schon da, totenblaß, aber gefaßt. Tante tobte und schrie wie eine Wahnsinnige, klagte Gott an und fing an zu rasen, wenn ein Wort von der Beerdigung gesprochen wurde.

„‚Ihr sollt sie mir nicht nehmen — nie!‘ Mitten unter ihrem Schmerz aber kam auch wieder ihr erschreckender Hochmut zutage.



Bruder Studio in den Ferien. Nach dem Gemälde von Hans G. Jentzsch (München)

„Da ihre schöne Stephanie nun doch nicht in das reichsfreiherrliche Erbbegräbnis käme, sollte sie wenigstens auch nicht unter Krethi und Plethi liegen, unter Bauern und armen Leuten. Eine Gruft wollte sie bauen, für sich und ihre Tochter ganz allein; und bis die fertig war, konnte Stephanie ja im Pavillon bleiben, der war fest gebaut.

„Nun mußte der Emmerich Joseph an alle Welt telegraphieren deshalb, und weil sie von oben Schwierigkeiten machten, noch nach Trier und Koblenz reisen. Und es nutzte gar nichts, daß ich sagte: ‚Sie hat sich doch ihr Plätzchen selber ausgesucht da oben —‘

„Zuletzt setzten sie dann Stephanie Hiltingen richtig im Pavillon bei — und ihre Mutter saß Tag für Tag daneben, wenn sie nicht am Wäldchen war, wo die Gruft gebaut wurde mit den prachtvollsten Steinen, innen ganz von Marmor, wie eine Kapelle. Die Leute vom Dorf scheuten sich, an dem Pfade längs des Flusses herzugehen, auf den die geschlossenen Läden des Pavillons blickten.

„Der Freiherr von Dürrn-Gleichen kam wohl auch noch manchmal, aber nicht zu oft. Für seine Schwiegermutter und ihr Getue hatte er niemals viel Sympathie gehabt. Nun aber sollte die Einweihung der Gruft und die Ueberführung stattfinden. Der prachtvolle Metallsarg war schon da, der den einfachen Eichensarg umschließen mußte. — Alles eingeladen von nah und fern —

„Und doch ist die Gruft und der Sarg leer geblieben.

„Die Novemberstürme bliesen, und die Mosel machte dem Lande einmal wieder einen Besuch. Das ist zwar hier gerade nichts Ungewöhnliches und kommt alle zehn Jahre wohl einmal vor. Aber diesmal trieb sie es doch etwas toll. Das Wasser stieg in die Straßen, in die unteren Stockwerke der tiefgelegenen Häuser — höher, immer höher. Wasserstandszeichen kündigen noch jetzt überall den Hochwasserstand des Jahres an.

„Wir saßen recht tief in der Patsche. Aber höher hinauf sollte es noch schlimmer sein.

„Tante hatte auch schon in das obere Stockwerk flüchten müssen. Das Haus war wie eine Insel vom Wasser umgeben, und sie hatte sich den alten Kunz mit seinem Sohne zum Schutze hinaufkommen lassen. Der mußte auch bei ihr im Zimmer sein, wenn der Sturm gar so arg heulte, und er hat mir später erzählt, wie er neben seiner Herrin stand am Nachmittag des Tages, da die Gruft sollte eingeweiht werden. Draußen brauste das Wasser wie ein wilder See — nur die obersten Scheiben des Pavillons ragten aus der Wüste heraus —

„‚Kunz, Kunz,‘ jammerte sie, ‚nun geht das Wasser über Stephanie. Warum kam es nicht drei Tage später — da lag sie hoch und sicher in ihrer Gruft — alles Unglück der Welt kommt über mich arme Frau; warum? warum?‘

„‚Ich weiß es nicht, Frau Hiltingen,‘ murrte der Alte. ‚Aber die Leute sagen, die Frau Hiltingen sei zu hochmütig gewesen in ihrem Glück, und auch jetzt hätte sie gemeint, der Kirchhof wäre nicht gut genug für das Fräulein. — Und der war auch hoch und sicher — da brauchte sie nicht im Wasser zu liegen —‘

„‚Schweigt!‘ sagte Tante Hiltingen zornig. ‚Das ist nun mal so — und es bleibt so —‘

„Aber es blieb nicht so.

„Ein Brausen erscholl draußen, wie sie es noch nicht gehört. Tante schrie gellend auf — drüben drehte sich das Dach des Pavillons wie ein Sonnenschirm im Winde — kreisend um sich selber trieb es ab. — Die Wogen schlugen über den dachlosen Mauern schäumend zusammen — im nächsten Augenblick erschien der Sarg der schönen Stephanie, stand einen Augenblick in der Höhe und schoß dann in rasender Fahrt hinunter in die Weite — immer weiter.

„Tante Hiltingen lag wie leblos in ihrem Sessel.

„‚Ich bin vierundsechzig und sechsundsechzig dabei gewesen und habe viel gesehen,‘ erzählte mir der alte Kunz. ‚Aber nie hat's mir so gegruselt als da, wie ich unser Fräulein in seinem letzten Bett die Mosel hinunterfahren sah —‘

„Ich glaub's schon gern.

„Er konnte die Frau doch auch nicht ohne Hilfe lassen, und so dauerte es eine ganze Weile, bis er und sein Sohn in den Nachen kamen, auf der Jagd nach der irdischen Hülle der schönen Stephanie. Wie sie unten im Dorf Nachfrage hielten, war da schon große Aufregung. Aus den Fenstern kletterten die Leute, mit Nachen und über Bretter gelangten sie zu dem Kirchhofe. — Da stand schon ein Halbkreis scheu um den Sarg, der seine letzte Fahrt beendigt hatte und ganz ruhig und friedlich vor der hohen Treppe gelandet war, als bäte er um Einlaß.

„Keiner wagte laut zu reden.

„‚Nu is sie doch zu uns gekommen,‘ flüsterten die Frauen.

„‚Und steht da und is Staub, wie die andern oben auch —‘



Reiterbildnis des Marchese Antonio Guilio Brignole Sale von van Dyck im Palazzo Rosso in Genua

„‚Ob die Frau sie nun wohl schnell wieder holen läßt?‘

„Aber die schöne Stephanie hatte nun doch ihren Willen durchgesetzt und durfte auf dem Platze bleiben, von dem sie unter Palmen geträumt. Tante Hiltingen war eine alte, gebrochene Frau geworden — ihr Hochmut unter den Schlägen des Schicksals abgefallen wie die Spreu vom Weizen —

„Von der Stunde an legte sich das Wetter, das Wasser fiel so rasch wie es gestiegen. Wohl sah man jetzt erst überall die Verheerungen; aber die Sonne lachte so golden wie heute, als wir zwei Tage später die schöne Stephanie oben in ihrem Moselfrieden ganz still begruben — da, wo eben das weiße Kreuz verschwunden ist.

„Da unten kommen nun schon die ersten Häuser des Ortes, in dem für gewöhnlich meine und für diese Nacht auch deine häuslichen Penaten stehen. 's wird Zeit, daß wir unsre irdische Rechnung mit dem Wirt abmachen.

„Nur von Franz Behrend wollte ich dir noch erzählen, für den Fall, daß du ihm begegnest."

„Also man begegnet ihm doch wieder?" fragte Wollhausen.

„Ja — sie — Stephanie mein' ich, hat auch das zurechtgerückt, wie sie sich's vorgenommen. An dem Tage, da die merkwürdige Mär von Stephanie Hiltingens letzter Fahrt sich wie ein Lauffeuer durch unser immer neuigkeitshungriges Städtchen verbreitete und die alte Lisett' sie auch als etwas ‚Aufmunterndes‘ ihrem Herrn erzählte, ist er wie ein Wilder im Hause herumgelaufen und hat getobt, daß er wegen des Wassers nicht gleich hinaus zu ihr konnte.

„An dem ersten Abend aber, als sie nun still und einsam in ihrem Moselfrieden oben schlummerte, ist er lange da gesehen worden. Und ganz ruhig und vernünftig war er von da an wieder — etwas stiller, aber sonst wieder der alte.

„Vor ein paar Jahren hat er sogar geheiratet, ein nettes Mädchen, das ihn jahrelang gern gehabt, schon zur Zeit, da er nur die schöne Stephanie gesehen.

„Natürlich nur eine Folge der starken Nervenerschütterung, diese plötzliche Umwandlung, sagen die Aerzte. Warum auch nicht?

„Die Ursache dieser Erschütterung bleibt ja doch immer eine sehr merkwürdige Sache — diese letzte Fahrt der schönen Stephanie. Und ganz sonderbar wird mir zumute, wenn mir aus der düster verhangenen Pracht von Tante Hiltingens altmodischem Saale Stephaniens Bild so schön und geheimnisvoll entgegenblickt und draußen dazu die grüne Mosel so harmlos und friedlich rauscht!"

Das weiße Moselschiffchen legte an. Geschäftiges Leben des Tages flutete um die zwei Freunde, die nachdenklich ans Land stiegen.

Morgenländische Schwänke

Gesammelt von

Roda Roda

Ein Araber schritt des Weges dahin. Da begegnete ihm ein weiser Mann und fragte ihn nach dem Ziele.

„Ich gehe auf den Markt," sprach der Araber, „dort will ich mir einen feinen Esel kaufen und lustig auf ihm nach Hause reiten."

Der Weise entgegnete: „So mußt du nicht reden, Bruder Araber! Denn nicht von deinem Willen hängt all dein Tun ab, sondern von dem Gottes. Beginn jeden deiner Vorsätze: ‚So Gott will —‘."

Darauf der Araber: „Hier ist der Beutel, hier ist das Geld — dort ist die Stadt und auf dem Markt die Esel. — Glaubst du, daß sich Allah in den Handel mischen wird?" — Eilte fort — auf den Markt, lief auf und ab, um das Vieh zu besehen, — da nahm — im Gedränge — ein Dieb die Gelegenheit wahr und stahl ihm das Geld aus dem Gürtel — verwünscht! — bis auf den letzten Para.

Kleinlaut tappte der Araber heim. Und wieder begegnete er dem weisen Manne, wartete diesmal nicht erst die Anrede ab und sprach: „So Gott will, geh' ich jetzt heim. Denn sie haben mich, so Gott will, in der Stadt bestohlen; und so Gott will, wird Gott den Bösewicht erschlagen, der mich um mein Geld gebracht hat."

*

Nasr'eddin, der Eulenspiegel des Morgenlandes, war einst bei einem angesehenen Mann zu Gaste. Als sie beim Mahle saßen, kam ihn das Verlangen nach Käse an, und er begann: „Der Käse ist eine ungemein bekömmliche und gute Speise. Er fördert den Appetit, ist sehr nahrhaft und überdies leicht auf Reisen mitzutragen."

Der Herr des Hauses befahl sogleich, Käse herbeizubringen; allein die Diener meldeten, es gäbe im Augenblicke keinen.

„Um so besser," sagte Nasr'eddin, „denn diese Speise erzeugt nur lästigen Durst, man verdirbt sich den Magen damit und erkrankt am Ende gar."

Darauf der Hausherr: „Du lobst den Käse einmal als bekömmlich und nennst ihn dann wieder schädlich; wie denkst du also in Wahrheit darüber?"

„Herr," sprach Nasr'eddin, „das kommt ganz darauf an, ob Käse vorhanden ist oder nicht."



Phot. A. Noack

Palazzo San Giorgio in Genua

Genueser Paläste

Von

Wilhelm Hörstel

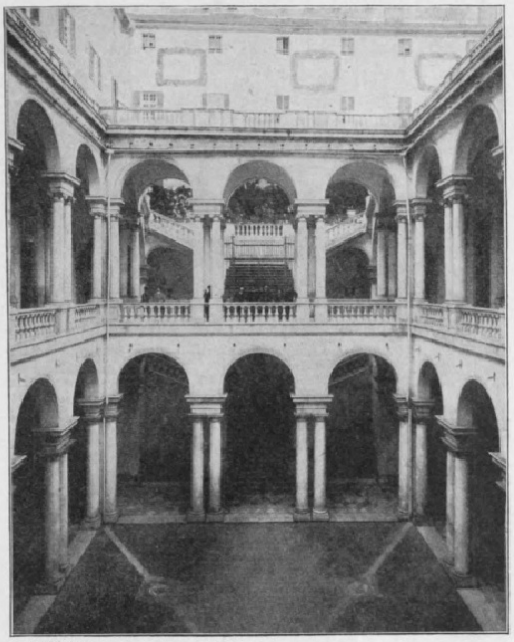
(Mit neun Abbildungen nach Aufnahmen der Photographen Sciutto und Noack in Genua)

Francesco Petrarca beschrieb im vierzehnten Jahrhundert dem Filippo di Vitry die Stadt Genua voll Begeisterung: „Du wirst eine Stadt sehen in Herrscherstellung auf den Hügelausläufern der Alpen thronend, wegen ihrer Männer und Mauern ‚superba‘, deren bloßer Anblick dir sagt, daß sie zur Herrscherin der Meere bestimmt ist. Du wirst in ihr staunend den Aufwand der Bürger, die schöne Lage vieler Punkte, den Glanz der Bauten, vor allem aber die Flotte betrachten, die wie einst die von Tyrus furchtbar ist für jegliches Volk. Und dicht vor den Toren der Stadt wird dir vieles vor das Auge treten, das leichter bewundert als beschrieben ist. Denn du wirst die anmutigsten kleinen Täler, von schönen Bächen bewässert, sanft ansteigende, wunderbar fruchtbare Hügel und längs der Küste zerstreut vergoldete Paläste erblicken und dich darüber wundern, daß die Stadt selbst fast von den Reizen und der Pracht ihrer Landhäuser in Schatten gestellt wird.“

Wenn er heute Genua sähe, er würde noch mehr staunen, denn es ist an den Hügeln eine prächtige Neustadt über der alten entstanden und das Bild noch weit schöner geworden. Amphitheatralisch steigt die „Superba“ mit ihren hohen Häusern und stolzen Palästen, von einem buntschillernden Villenkranz umschlungen, über der herrlichen blauen Flut auf, in dem tiefsten und schönsten der Golfe dieser Küste, wo der Apennin sich gleichsam mit dem Meere verständigt zu haben scheint, um für die Königin Liguriens und des Mittelmeeres einen unvergleichlichen Thron zu errichten. Aus der schmalen Küstenebene strebt sie an den Berghängen empor, von deren Höhen zahlreiche Forts niederschauen und man sich des schönsten Blicks auf das leuchtende Meer, den belebten Hafen und die auf engem Raume zusammengedrängte blühende majestätische Stadt erfreut, über die Fiesco nach unsers Schiller Ausdruck emporzuflammen wünschte gleich dem königlichen Tage. Sie ist der Edelstein im Ringe der Riviera, und in ununterbrochener Reihe schließen sich ihr am Fuße des Berghalbkreises Paläste, Villen, Städte und stadtähnliche Dörfer an.

Gegen Ende des elften Jahrhunderts ward Genua eine freie Stadt, und mit den Kreuzzügen begann der gewaltige Aufschwung der genuesischen Schiffahrt, die dann seit dem fünfzehnten Jahrhundert durch den Verlust der Kolonien am Schwarzen Meere an die Türken, durch das immer weitere Vordringen der letzteren und die Entdeckung Amerikas, die durch den größten Sohn Genuas geschah, aber andern Völkern zugute kam, immer mehr eingeengt wurde, wenn auch die Lage des Hafens zu günstig, die Finanzkraft und die Faktoreien der Handelsherren zu bedeutend waren, um einen jähen Verfall zuzulassen. Der erworbene Reichtum aber wurde, dem gesteigerten Luxus der Renaissancezeit entsprechend, nun noch mehr als in den größten Tagen dieser Handelsrepublik in prunkvollen Palästen zur Schau gestellt, die bald den Glanz der älteren Bauten verdunkelten, wie zum Beispiel des im dreizehnten Jahrhundert zum Teil aus Steinen eines in Konstantinopel zerstörten venezianischen Palastes errichteten, später von der Republik der berühmten Bank di San Giorgio überwiesenen Palastes.

In der ganz dem Handel und der Schiffahrt gewidmeten Stadt fanden die Handelsfürsten keinen Architekten, der ihren Anforderungen zu genügen imstande gewesen wäre, und so beriefen sie einen Nachfolger Michelangelos, Galeazzo Alessi (geboren zu Perugia 1500, gestorben 1572), der nun die weltberühmte Via Nuova (heute Via Garibaldi!) mit ihren Prachtbauten schuf. Eine schönere Aufgabe konnte einem echten Künstler nicht gestellt werden, denn es stand ihm im Gegensatz zu der Enge des alten Genua ein nicht gar zu knapp bemessener Raum zur Verfügung, und es war ihm die Möglichkeit geboten, die einzelnen Gebäude künstlerisch zu gruppieren und zueinander in Beziehung zu setzen. Das hat Alessi in meisterhafter Weise getan, indem er die Vestibüle der einander gegenüberliegenden Paläste in eine Achse legte und so eine überraschende Wirkung mit den dadurch gewonnenen Durchblicken von einem Säulenhof zum andern erzielte. Die gerade Linie dieser einzigartigen Palaststraße beeinträchtigt bei ihrer Kürze ihre Schönheit nicht, und im Verhältnis zu den engen Gassen Alt-Genuas mußte sie damals breit erscheinen. Sie erhielt ein vorzügliches Pflaster, aber keine Bürgersteige, und diese waren auch unnötig, weil bei dem Fehlen fahrbarer Straßen kein Wagengetümmel ihre vornehme Ruhe störte. Sie war die glänzendste Promenade der vornehmen Patrizier und noch nicht wie heute ein Teil der Hauptverkehrsader, denn die Via Nuovissima — die jetzige Via Cairoli — wurde, wie schon ihr



Phot. Sciutto

Säulenhof im Palast der Genueser Universität

Name sagt, später angelegt, und das Volksgewimmel bewegte sich am Hafen und in der Altstadt.

Neben und außer Alessi waren der Florentiner Montorsoli und einige lombardische Meister vom Comer- und Luganersee an den Palastbauten Genuas tätig, so Giambattista Castello, nach seiner Heimat Il Bergamasco genannt († 1576), Luca Cambiaso († 1580) — beide zugleich Maler, Bildhauer und Architekten — und Rocco Lurago aus Como († etwa 1590).

Diese Genueser Paläste sind von allen Bauten Italiens verschieden, und das brachte der engbegrenzte Raum und die am Berghang aufsteigende Lage der Stadt mit sich. Weil der Baugrund so knapp und die Luft so billig, erheben sich hier die Häuser — nicht die Paläste — bis zu sechs, acht, ja zehn Stockwerken an Gassen, über die hinüber man sich von den gegenüberliegenden Fenstern zuweilen die Hand reichen kann, und in deren Tiefe kaum je ein Sonnenstrahl dringt. Ich las einmal irgendwo, daß Seevölker eine dichte Bauart ihrer Städte liebten und auf große freie Plätze und breite Straßen und Promenaden keinen Wert legten, weil für sie der Strand und das Meer deren Stelle verträten. Darin mag ein Körnchen Wahrheit liegen, unbestreitbar aber ist, daß im Süden neben dem zur Verteidigung gegen feindliche Ueberfälle notwendigen Zusammenschluß innerhalb der Stadtmauern auch die Rücksicht auf die Ausschließung der sengenden Strahlen der Sommersonne zu den zusammengedrängten Stadtanlagen geführt hat. Bei Genua kamen als dritter Grund noch die Terrainverhältnisse hinzu. In der Enge und dem Dunkel dieser Gassen mußte man nun naturgemäß für viele und große Fenster sorgen, und so kann man sich nicht wundern, wenn man diese Gewohnheit auch an den freier stehenden Palästen Genuas beibehalten sieht, wo auffallend viele und für unsre Begriffe riesige Fenster



Phot. A. Noack

Blick in die Via Garibaldi

und darüber oft kleine Oberlichtfenster mehr als die Hälfte der ganzen Fassade einnehmen. Ebenso können in einer engen Gasse bei der gewaltigen Höhe der Bauten die horizontalen Gesimsgliederungen nicht zur vollen Ausladung gelangen, wenn der Ueberblick über die darüberliegenden Architekturteile gewahrt bleiben soll. Daher legen die Architekten die größte Sorgfalt auf das Hauptgesims, das als Krönung der ganzen Fassade, zuweilen von Konsolen getragen, kräftig vorspringt, und ebenso auf die eigenartigen Portale, wo zwei, seltener vier Marmorsäulen oder Halbsäulen den Eingang umrahmen und einen marmornen Architrav mit Figuren und dem Wappenschild des glücklichen Besitzers tragen. Ursprünglich benutzte man den schwarzen Stein vom Vorgebirge beim Leuchtturm, der auch im Dom San Lorenzo mit karrarischem Marmor abwechselt, zu diesen Portalen und auch zu den Treppen, und erst nach Erschöpfung der betreffenden Brüche ging man zum Marmor über.



Phot. Sciutto

Garten des Palazzo Andrea Doria

Im Verhältnis zu andern Städten und zu der Länge der Palastfronten sind die Portale schmal; sie waren bei dem Mangel an fahrbaren Straßen nur für den Einlaß der Sänften, die hier dasselbe waren, wie in Venedig die Gondeln, aber nicht für die Einfahrt von Wagen berechnet. Noch heute treibt der reiche Genuese nicht den sonst in Italien üblichen Luxus mit Pferden und Equipagen, und Korsofahren ist ihm unsympathisch.

Zu diesen Eigenarten, die ich aus der ursprünglichen Enge der Straßen erklären möchte, fügte die Lage am Berghang einige andre. Dort haben die Gebäude vielfach nur eine Fassade, weil sie nicht nur an den Seiten von andern Häusern, sondern auch im Rücken von der Hügelwand eingeschlossen sind. Nur die oberen Stockwerke blicken nach hinten auf eine andre, höher gelegene Straße hinaus, wo sie dann zu den gegenüberliegenden hochragenden Bauten, deren zweite Etage sie mit ihrem schiefergedeckten Dache kaum erreichen, einen merkwürdigen Gegensatz bilden. So steigen die Häuser Genuas gleich großen Stufen einer Riesentreppe übereinander auf. Für jedes Haus muß der Baugrund erst dem Hügel durch Ausschachtung — Erdbewegung, wie der Genuese sagt — abgewonnen werden, so daß in der Ebene ein gleichzeitig begonnener Bau schon gerichtet ist, wenn an einem Genueser Hügel eben die Fundamente gelegt werden können. Das losgebrochene Gestein wird zum Bau des Hauses und zyklopischer Mauern benutzt, die es gegen Erdrutsche sichern sollen. Und wie mühsam mußte die Fortschaffung der ausgeschachteten Erde und das Herbeibringen des Baumaterials sein, als noch keine Fahrstraßen bestanden und der Rücken des armen Maultieres das hauptsächlichste Beförderungsmittel war! Um nun bei der engen Lage am Berge über die oft geringe Tiefe der Paläste hinwegzutäuschen, errichteten die Architekten große Freitreppen und Vestibüle und schufen künstliche Perspektiven. Die Schwierigkeiten des ansteigenden Terrains überwanden sie glücklich, ja sie benutzten die Höhenunterschiede zur Anlage von stolzen Terrassen und dadurch zu ganz besonderen Reizen ihrer Bauten, die auf diese Weise mit ihrer Umgebung eng verbunden wurden, während bei dem nach der Seeseite frei gelegenen Palazzo Reale, einem ehemaligen Durazzopalast aus dem siebzehnten Jahrhundert, die Gelegenheit zu einem Blick auf den Hafen in überraschender Weise von Bianco ausgenutzt ist, indem er hinter dem von Arkaden umgebenen Vorhause eine sich gegen das Meer öffnende Pfeilerhalle anlegte. Die Höhenunterschiede in Genua sind derartig, daß zum Beispiel bei dem heute als Rathaus dienenden Palazzo Doria-Tursi von Rocco Lurago in dem Vestibül, das selbst schon um einige Stufen über der Straße liegt, eine Treppe von 21 Stufen zum Säulenhofe hinaufführt.



Phot. A. Noack

Dekoration eines Saales im Rathaus

Dem an kleinere Raumverhältnisse gewöhnten Auge des Nordländers erscheinen diese bis zu 11 Meter hohen, marmorstrotzenden Vestibüle für ein Riesengeschlecht berechnet. Das schönste besitzt unstreitig die Universität, als Jesuitenkolleg nach Zeichnungen Biancos in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erbaut. Burckhardt sagt: „Auf die sehr ausgeartete Fassade folgt hier unerwartet ein Hofraum, den die Phantasie kaum reicher und schöner denken kann. Zwei prächtige Löwen kauern neben der Treppe, die zu diesem herrlichsten Arkadenhofe Genuas emporführt, dessen schlanke Säulenpaare diese unvergleichliche Eintrittshalle des Athenäums durchschneiden. Ueber den Hof hinweg blickt man auf die Doppeltreppe aus Marmor, die, an die Bergwand gelehnt, zu den Arkaden der oberen Stockwerke emporführend, „sich in luftige Höhen zu verlieren scheint," und über deren schneeweißem Marmor hoch oben unter dem tiefblauen Himmel Italiens und dem Sonnenglanz Genuas im dunkeln Laub die Goldorangen glühen. Ein Bild, so märchenhaft und zauberschön, wie es wenige in der Welt gibt, und geradezu überwältigend für den Fremdling, der aus der engen, vom Ameisengewimmel der Großstadt, dem lärmenden Treiben der italienischen Straßenverkäufer, dem Gewirr der elektrischen Bahnen, dem Gerassel der Omnibusse, Droschken und Lastkarren durchtobten Via Balbi in diesen herrlichsten aller Tempel der Wissenschaft eintritt. „Einen bei völligem Mangel an Ornament prächtigeren Raum als diesen Marmorhof kann die Kunst nicht schaffen." (Gurlitt.) Bei den alten Palästen bildet gewöhnlich eine Brunnenanlage den Abschluß des Säulenhofes.

Breite Marmortreppen führen zu der Sala, dem größten Wunder dieser Paläste. Sie liegt gewöhnlich über dem Vestibül und nimmt bei einer Höhe von 9 bis 12½ Metern die ganze übrige Höhe des Gebäudes ein, ja sie schneidet oft mit ihrer Wölbung noch in das Dach hinein. Neben ihr liegt eine Reihe von Zimmern, die mit einer Höhe von 7 bis 9 Metern sich auch noch sehen lassen können, und über diesen befindet sich, gerade wie im unteren Stock neben dem Vestibül, ein Halbgeschoß — mezzanino — mit oblongen oder quadratischen Fenstern. Hier sind die eigentlichen Wohnräume der Familie, während die mit Fresken und Stuck bedeckten, mit Gemälden, arazzi, genuesischem Samt, Marmorgruppen und -tischen, Spiegeln, Kronleuchtern, Vasen, Majoliken, Kunstwerken aus getriebenem Silber und andern Sehenswürdigkeiten geschmückten Prachträume nur einige Male im Jahre ihre Pforten öffnen und im feenhaften Lichtglanz erstrahlen. Sie sind auch in Wahrheit nur Prunk- und Festhallen, mehr eine Art Museum und ein Schaugericht als eine behagliche Familienwohnung, und Dupaty wunderte sich mit Unrecht, daß die Besitzer dieser einzigartigen Räume sich in den mezzanini zusammendrängten; denn sie sind dort in Wahrheit vortrefflich aufgehoben. Die Fresken der Gewölbedecken gaben vielfach den Zimmern ihre Namen, so dem „Frühlings-", „Sommer-", „Herbst-" und „Winterzimmer" im Palazzo Rosso, der diesen Namen seinem roten Anstrich dankt und gleich dem ihm gegenüberliegenden „weißen Palast", dem Palazzo Bianco, nebst seinen Kunstschätzen von der Herzogin Galliera und deren Sohne der Stadt Genua geschenkt worden ist. Sie bergen u. a. Bilder von Correggio, Tizian, Paris Bordone, Paolo Veronese, Guido Reni, Caravaggio, Guercino, Luca Giordano, Velazquez, Murillo, von Albrecht Dürer, Gerard David, Teniers, Rubens und van Dyck. Die beiden letzteren stellten während ihres Aufenthalts in Genua ihre Kunst in den Dienst der Aristokratie, indem sie namentlich der vornehmen Genuesinnen stolze Schönheit, königliche Haltung und prachtvolle Kleidung, der Kinder

Anmut und Lieblichkeit auf die Leinwand zauberten und damit den Palästen des Adels beneidenswerte Kunstschätze schenkten, die der Fremde, außer in den beiden genannten Palästen auch in der berühmten Gemäldegalerie des prächtigen Palazzo Durazzo Pallavicini, im Königspalast und, mit Empfehlungen versehen, auch in der reichen Gemäldesammlung des Palazzo Balbi Senarega und andern Palästen bewundern kann. Das Auge kann sich nicht satt sehen an diesen herrlichen Porträts, und die Phantasie des Beschauers bevölkert mit den in den verschiedenen Sammlungen dargestellten Personen die Prachträume der Renaissancepaläste.

Von den übrigen Palästen seien noch der Dogenpalast und der Palazzo Andrea Doria erwähnt, von denen wir auch Abbildungen bringen. Der erstere weicht in seiner Anlage und Ausdehnung von allen Genueser Palästen ab, und seine ursprüngliche Gestalt ist nicht mehr festzustellen. Im Jahre 1291 von Boccanegra erbaut, wurde er 1388 und 1591 erweitert. Der riesige Portikus und die beiden Säulenhöfe sowie die berühmte Marmor-



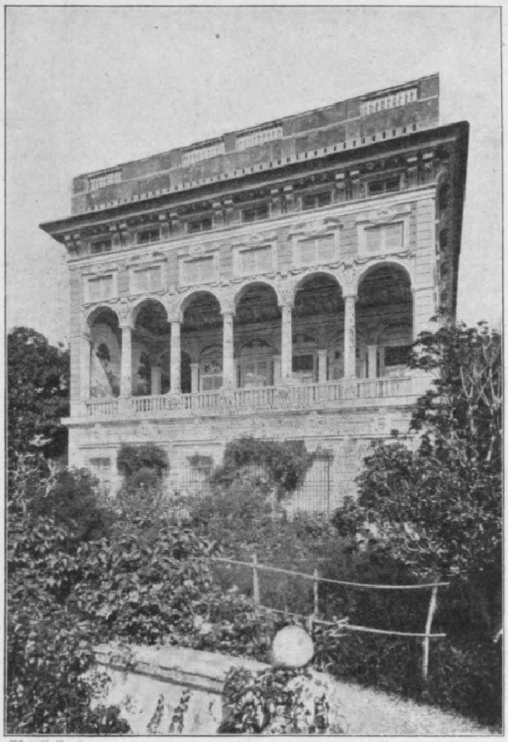
Phot. Sciutto

Portal am Universitätspalast

treppe, die mit ihren breiten Stufen „so bequem ist, daß man die Steigung nicht bemerkt“, sind das Werk Rocco Pennones († 1656). Im Jahre 1777 brach im Sitzungssaale Feuer aus, und es folgte eine abermalige Erneuerung des Palastes, in dem heute das Haupttelegraphenamt, ein Postamt, Gerichts- und andre Behörden ihren Sitz haben. So mächtig der Bau, so imponierend die Halle und der Saal, einen Vergleich mit seinem berühmten Venezianer Namensvetter hält der Genueser Dogenpalast nicht aus. In seiner Mauer trägt er noch zwei lapidi infamanti, Marmorsteine mit den Namen und dem Lasterkatalog zweier Verschwörer gegen die Republik aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, und zeitweilig waren nach Entdeckung einer Verschwörung im siebzehnten Jahrhundert die Türen mit Ausnahme der nach der heutigen Piazza Nuova führenden zugemauert und jene beibehaltene innen von einem halbkreisförmigen Eisengitter umgeben. Man sieht, daß Fiesco nicht der einzige war, der die Ruhe der Machthaber störte.

Für Andrea Doria, gegen den jener die bekannte Verschwörung anzettelte, baute Montorsoli 1529 einen Palast, der zwar in architektonischer Hinsicht ziemlich unbedeutend, aber wegen seiner jetzt zerstörten Bemalung mit Figuren und Historien berühmt war und das wegen der prächtig miteinander verbundenen plastischen und gemalten Dekoration der Loggia im ersten Stock und der Sala noch heute ist. Der Neptun inmitten des Brunnens im Garten nach dem Hafen zu trägt auf seinen Schultern den Kopf des alten Andrea; vom grünen Berghang im oberen Teile des heute durch die Straße und den Bahnkörper vom Palast getrennten Gartens schaut aus einer Nische eine auch aus der Bahnhofshalle sichtbare Statue Jupiters hernieder, „il Gigante“ genannt. Der Palazzo Andrea Doria beherbergte zwei Kaiser: Karl V. und Napoleon, und hier wohnte und komponierte der gefeierte Verdi.

Streng genommen hat man bei diesem Bau weniger von einem Palazzo als von einer Villa zu reden, wie sie vor den Toren der Stadt, namentlich in San Francesco d'Albaro und Sampierdarena, zum Sommeraufenthalt errichtet wurden. Diese Villen haben nicht den Säulenhof der Paläste; ihre größte Zierde sind die reich dekorierten offenen Säulenloggien in der Höhe des ersten Stocks an der Gartenseite. Aus ihnen tritt man in die Sala, die gleich denen der Paläste zuweilen eine Höhe von 12½ Metern aufweist und am Deckengewölbe wie an den Wänden Freskenschmuck trägt. Sie nimmt die ganze Tiefe des Baues ein, und in sie münden die übrigen Räume des Obergeschosses ein. Die Fassade ist oft bemalt und mit der Freitreppe und den gärtnerischen Anlagen, den prachtvollen Zypressen- und Steineichengruppen, Dattelpalmen und Rebenlaubgängen, mit Rasenplätzen, Blumenbeeten, Wasserbecken und Springbrunnen gehören die Genueser Villen zu den schönsten Landhäusern der Welt, zumal sie oft die köstlichsten Aussichten in die freundlichen Täler, auf das Häusermeer Genuas wie auf das blaue Mittelmeer und den prachtvollen Bergkranz der Riviera bieten. Schon Alessi faßte bei der Villa Scassi, einst Imperiali, in Sampierdarena die umliegende Landschaft in feste, auf die Villa in Bezug tretende Linien und „vereinte so die Berghöhe und das tiefblaue Meer zu einem von Menschengeist durchdrungenen Bilde“.



Phot. A. Noack

Loggia der Villa Paradiso

Nur ein kleiner Teil der Paläste und Villen ist bis auf heute im Besitz der Familien ihrer ersten Bewohner geblieben. Schon Rubens hat bei seinen Zeichnungen der Paläste die Namen der Besitzer fortgelassen und die Paläste alphabetisch geordnet, weil jedes Ding in der Welt seinen Herrn wechsle, und schon damals mehrere Paläste neue Eigentümer und somit auch neue Namen erhalten hatten. Vielfach haben sie in der Neuzeit auch ihre Bestimmung geändert: in dem fabrikreichen Sampierdarena hat die Industrie sich in ihnen eingenistet, in den engen Straßen bei der Börse Genuas der Handel, und auch einige deutsche Kaufleute haben dort ihre Bureaus in hohen, freskengeschmückten Sälen. Vielfach sind diese gewaltigen Räume in zwei, immerhin noch recht ansehnliche, Stockwerke zerlegt, um einen höheren Mietzins zu erzielen. Auch in den stolzen Villen um Genua herum wohnen vielfach Nordländer, und ein Architekt deutscher Abstammung, Cav. Haupt, hat kürzlich mit bewunderungswürdigem Geschmack und Geschick einige dieser Renaissancevillen den Ansprüchen ihrer neuen Besitzer entsprechend erneuert und umgestaltet. Die gewaltigen Paläste aber, über die Professor Robert Reinhardt 1886 in dem Werke: „Palastarchitektur in Oberitalien und Toskana“ eine für Architekten höchst wertvolle Veröffentlichung geliefert hat, regen zu mancher Nachahmung in Einzelheiten an, wenn auch niemand sich heute Räume von so gigantischen Dimensionen schaffen läßt.

Von den modernen Bauten ziehen namentlich zwei die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: das einer mittelalterlichen Burg nachgebildete Castello d'Albertis und das an den Florentiner Palazzo Vecchio erinnernde Castello Mackenzie, die wohl dieselbe Lust am Errichten stolzer Gebäude zeigen, der die Genueser Hochrenaissancepaläste ihre Entstehung verdanken, im übrigen aber mit diesen keine Verwandtschaft haben.



Phot. Sciutto

Der Genueser Dogenpalast

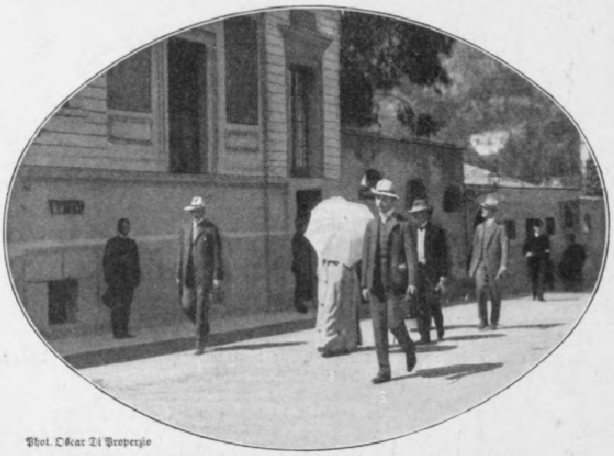


Eine Ausnahme von der Regel: Japanische Gefangene im russischen Lager

Notizblätter

Die Kaiserin in Taormina

Kaiserin Auguste Viktoria ist am 27. März mit den Prinzen Eitel Friedrich und Oskar in Taormina eingetroffen und hat in dem für die kaiserliche Familie gemieteten Hotel Timeo Wohnung genommen. Die Herrschaften benutzen ihren Aufenthalt in der herrlich gelegenen Stadt, der vor allem dem von seiner Krankheit her noch erholungsbedürftigen Prinzen Eitel Friedrich volle Kräftigung seiner Gesundheit bringen soll, aufs eifrigste dazu, die Stadt und ihre paradiesisch schöne Umgebung nach allen Richtungen zu durchstreifen und kennen zu lernen. Unter den Sehenswürdigkeiten steht das alte griechische Theater, wohl das schönst gelegene der ganzen Welt, in jeder Hinsicht obenan. Andre Bauwerke aus alter Zeit, denen die Besuche der kaiserlichen Gäste galten, sind das kleine römische Theater, das Palais Corvaja und das Schloß Calata bianco.



Phot. Oscar Di Properzio

1. Prinz Eitel Friedrich — 2. Kaiserin — 3. Prinz Oskar

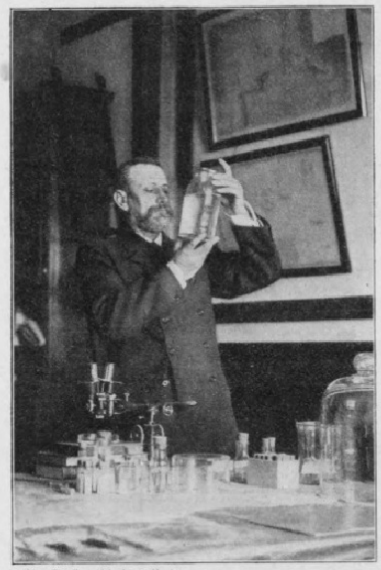
Heimkehr der kaiserlichen Familie von einem Spaziergang

Vom Krieg in Ostasien

Ist das Ende des Krieges nahe, wie alle Welt hofft und viele glauben, oder hebt das Morden von neuem an? Die Frage ist zurzeit nach keiner Richtung mit einiger Bestimmtheit zu beantworten; sicher ist nur, daß Rußland weiter rüstet, aber möglicherweise verfolgt es dabei lediglich den Zweck, nicht wehrlos dazustehen, wenn der Friede unvermeidlich wird. Vor allem zur See glaubt Rußland jetzt endlich sich mit dem Gegner messen zu können; die Vereinigung der Geschwader Roschdjestwenskys und Nebogatows steht bevor, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn es noch zu einem ernstlichen Kampfe kommt, die Japaner dieser feindlichen Flotte gegenüber keinen leichten Stand haben werden. In der Mandschurei hat sich die Lage wenig geändert; die vorliegenden Meldungen beweisen nur, daß die Japaner fortwährend, wenn auch langsam, weiter nach Norden vorrücken und den Russen beständig auf den Fersen sind. — Die Einbringung japanischer Gefangener, die unser Bild veranschaulicht, schildert ein deutscher Berichterstatter in einem längeren Bericht vom Kriegsschauplatz folgendermaßen: „Ein Zug aus dem Süden ist angekommen. Nach den vielen Soldaten, die ihn umstehen, zu schließen, muß es eine besondere Bewandnis damit haben. Er hat, wie ich sehe, zwanzig gefangene Japaner mitgebracht, darunter einen Offizier. Sie sind in einer Kolonne zu zweien angetreten und werden von russischen Soldaten bewacht. Ein Chinese, der zu nahe herankommt, wird mit dem Kolben zurückgetrieben. Die Japaner tragen zum größten Teil noch ihre Uniformen, schwarze Mützen mit gelbem Streifen und Vorstoß, auf dem gelben Streifen als Kokarde einen goldenen Stern. Es fällt mir auf, daß sie alle keine Achselklappen haben; der den Transport führende Offizier sagt mir, daß die Japaner meist, wenn sie irgend noch Zeit haben, ihre Achselklappen abreißen, um dadurch nicht die Nummer ihres Truppenteils zu verraten. So vorsichtig diese Maßnahme der Leute auch ist, so hat sie doch wenig Zweck, da meist an dem Stempel im Futter des Rockes der Truppenteil zu ersehen ist. Sämtliche zwanzig gefangenen Japaner tragen neue, ungewichste russische Stiefel, da sie meist mit recht schlechter Fußbekleidung betroffen werden. Einige tragen auch weiße russische Lammfellmützen, wahrscheinlich haben sie bei der Gefangennahme ihre Kopfbedeckung verloren, aber die Mütze war ihnen bei der in Charbin herrschenden Kälte nicht warm genug. Die russischen Soldaten benahmen sich den gefangenen Japanern gegenüber sehr korrekt.“ Die Zahl der in den Händen der Russen befindlichen japanischen Gefangenen dürfte insgesamt kaum zweitausend betragen, während die der gefangenen Russen sich jetzt auf gegen neunzigtausend beläuft. Es ist ja bekannt, daß die Mehrzahl der Japaner den Tod der Gefangenschaft vorzieht. Damit erklärt sich auch wohl der unlängst von russischen Blättern gemeldete Selbstmord von fünfzig in dem Dorfe Medwied im Gouvernement Nowgorod internierten japanischen Kriegsgefangenen, von denen ein Teil sich den Bauch aufschlitzte, die andern Arsenik nahmen.

Ein Fürst als Naturforscher

Wenn man in Deutschland von dem Fürsten Albert I. von Monaco spricht, so ist man im allgemeinen geneigt, ihm als dem Schirmherrn der Spielhölle von Monte Carlo lediglich Schlechtes nachzusagen und alles Unheil, das von dieser Freistatt einer der unseligsten menschlichen Leidenschaften ausgegangen ist, auf sein persönliches Konto zu setzen. In der Tat ist es kaum möglich, den Fürsten gegen diese Vorwürfe entschieden in Schutz zu nehmen, aber es wäre höchst ungerecht, wollte man darüber außer acht lassen, daß sich derselbe Mann in andrer Richtung große Verdienste erworben und sich als tatkräftiger Förderer des Kulturfortschrittes erwiesen hat. Mit lebhaftem Natursinn begabt und mit einem bedeutenden Maße gelehrter Kenntnisse ausgestattet, hat der Fürst seine Zeit und seine reichen Mittel geradezu in den Dienst der Naturwissenschaften gestellt und unter dem Einfluß seiner Vorliebe für die See und das Seemannsleben sich speziell der Ozeanographie zugewandt, die ihm außerordentlich viel verdankt. Seine Jacht „Princesse Alice“, ein stattlicher, 75 Meter langer Dampfer von 1450 Tonnen Gehalt, auf dem er zu Forschungszwecken nicht bloß im Mittelländischen Meer und im Atlantischen Ozean zu kreuzen pflegt, sondern auch schon das Nördliche Eismeer bis Spitzbergen befahren hat, ist nur mit mäßigem Komfort, dagegen sehr reich mit wissenschaftlichen Apparaten und Vorrichtungen ausgestattet, wie er sie bei seinen Studien benötigt. Tieflote ermöglichen, Meerestiefen von 12000 Metern zu messen, und das Fischen mit dem Sacknetz findet erst in einer Tiefe von 6000 Metern seine Grenze. Laboratorien, die an Vollkommenheit der Einrichtung denen der modernsten Universitäten nicht nachstehen, gestatten dem fürstlichen Forscher und seinen Gehilfen, jedes sich darbietende interessante Objekt sofort aufs genaueste zu untersuchen und zu präparieren. Für die reichen naturwissenschaftlichen Schätze, die der Fürst auf seinen Fahrten gesammelt, hat er in Monaco ein Ozeanographisches Museum erbaut, das dem Ort für Naturforscher ein besonderes Interesse verleiht. Es steht zu erwarten, daß das kleine Fürstentum an den Gestaden des Mittelmeeres in Zukunft nicht mehr allein das Ziel der vornehmen Welt sein dürfte, sondern häufig auch die Vertreter der Wissenschaft zu ernster Arbeit versammeln wird. Auch die Luftschiffahrt hat in dem Fürsten einen verständnisvollen Protektor gefunden; so nahm er den bekannten Luftschiffer Santos-Dumont, als er seinen ersten Aufstieg über dem Meere unternehmen wollte, in Monaco gastfreundlich auf und stellte für die Versuche seine Jacht „Prinzesse Alice“ zur Verfügung. Daß Fürst Albert endlich auch als werktätiger Anhänger der Friedensbestrebungen hervorgetreten ist und in Monaco ein internationales Friedensinstitut begründet hat, das die Aufgabe hat, für die Friedensbewegung zu wirken und alle darauf bezügliche Literatur zu sammeln, sei hier nur nebenbei zur Vervollständigung seines Charakterbildes bemerkt.



Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

Fürst Albert von Monaco im Laboratorium auf seiner Jacht „Princesse Alice“



Phot. Oscar Di Properzio

Kaiserin Auguste Viktoria mit ihren Söhnen in den Straßen von Taormina

 — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 29



Kaffeeklatsch. Nach einer Zeichnung von Franz Jüttner (Berlin)

Totenschau

Konstantin Graf zu Waldburg-Zeil, 1874 bis 1887 Mitglied des Deutschen Reichstags (Ravensburg-Riedlingen), 66 J., 24. März, Meran. — Russischer General Dochturow, 70 J., 25. März, St. Petersburg. — Geh. Bergrat Professor Bruno Kerl, hervorragender Hüttenmann, 81 J., 25. März, Groß-Lichterfelde. — Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Hugo Schultz, Regierungspräsident a. D., 69 J., 26. März, Potsdam. — Prinzessin Eugenie von Thurn und Taxis, geborene Herzogin de Tascher de la Pagerie, 66 J., 28. März, Neuburg a. D. — Wirklicher Geheimer Rat Dr. Karl v. Brüger, vormals Präsident des thüringischen Oberlandesgerichtes, 81 J., 29. März, Jena. — Paul Böhm, Genremaler, 65 J., 29. März, München. — Graf v. Lichtervelde, belgischer Gesandter in Bern, 30. März, Bern. — Geheimrat Professor Dr. Georg Meißner, Physiologe und Anatom, Senior der Göttinger medizinischen Fakultät, 75 J., 30. März, Göttingen. — Professor Dr. Gustav Steuzel, Botaniker, 79 J., 30. März, Breslau. — Herzogin-Witwe Louisa von Abercorn, 93 J., 31. März, London. — Dr. Eduard Wolffhardt, deutschvolklicher Reichsratsabgeordneter, 53 J., 31. März, Wien. — Dr. Christian Petzet, politischer Schriftsteller, 73 J., 1. April, München.

Die Einweihung des neuen Stuttgarter Rathauses

Der 1. April des laufenden Jahres bedeutet einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der württembergischen Hauptstadt. Durch die Eingemeindung der Nachbarorte Cannstatt, Untertürkheim und Wangen ist Stuttgart nun eine wirkliche Großstadt geworden, deren Einwohnerzahl bereits 200 000 übersteigt. Die Feier der Eingemeindung wurde mit der Einweihung des neuen Rathauses vereint und gestaltete sich so zu einer imposanten Kundgebung modernen Bürgertums. Der König Wilhelm II. hatte es sich nicht nehmen lassen, in der Mitte der Vertreter seiner Hauptstadt an dem Feste teilzunehmen. Unser Bild stellt den Augenblick dar, da der Erbauer des Rathauses, Oberbaurat Professor Jassoy, die Schlüssel des neuen Hauses dem Oberbürgermeister Gauß überreicht. An diese Einweihungsfeier schloß sich ein Festmahl, während dessen auch der König das Wort ergriff und nach einer tiefempfundenen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Rede auf das Wohl seiner Hauptstadt das Glas leerte. Die innere Ausschmückung des Rathauses werden wir noch in einem besonderen Artikel unsern Lesern vorführen.



Phot. Hermann Brandseph, Stuttgart

1. König Wilhelm II. — 2. Architekt Prof. Jassoy — 3. Oberbürgermeister Gauß — 4. Ministerpräsident von Breitling

Einweihung des neuen Rathauses in Stuttgart in Anwesenheit König Wilhelms II. von Württemberg am 1. April

Briefmappe

H. J. in K. Ihr Scherzrätsel ist der Idee nach recht hübsch, doch müßte den einzelnen Umschreibungen und Andeutungen nach unserm Empfinden verschiedentlich noch eine glücklichere Form gegeben werden. Da wir überdies mit Rätseln reich versehen sind, so müssen wir dankend verzichten.

Paul R. in M. In Ergänzung unsrer Ihnen vor einigen Wochen hier gegebenen Antwort teilen wir Ihnen noch mit, daß, wie uns ein Leser unsrer Zeitschrift schreibt, ein Spezialführer durch Siebenbürgen, verfaßt von Bielz, im Verlage von Karl Graeser in Wien erschienen ist. Unser Gewährsmann, ein Rechtsanwalt in Schlesien, schreibt zugleich, daß er ebenfalls in diesem Sommer eine Reise nach Siebenbürgen zu machen beabsichtigt, daß Sie sich ihm eventuell anschließen könnten. Wenn Sie uns Ihre Adresse mitteilen, sind wir gern bereit, sie dem betreffenden Herrn zu übermitteln.

Hubertus in Bl. Ihre Schätzungen kommen den Tatsachen ziemlich nahe, wenn es sich auch immerhin um ein paar Milliarden handelt. Der Edelmetallvorrat in sämtlichen Ländern der Erde, also das als Münze oder in Barren im Umlaufe oder bei den Schatzämtern und Notenbanken in der ganzen Welt befindliche Gold und Silber beträgt 33 Milliarden Mark, wovon auf das Gold 16, auf das Silbergeld 17 Milliarden entfallen. Dieser Edelmetallvorrat für Geldzwecke ist in den letzten Jahren gegen früher bedeutend gestiegen. In Deutschland belief sich das Münzgeld um das Jahr 1871 auf etwa 1¾ Milliarden. Seitdem aber sind über 4 Milliarden Reichsmünzen geprägt worden, und zwar nahezu für 3½ Milliarden Goldmünzen und etwas über ½ Milliarde Silber-, Nickel- und Kupfermünzen. Die Vereinigten Staaten haben einen Geldvorrat von 6 Milliarden Mark, Großbritannien zirka 5 Milliarden.

Schachbriefwechsel

H. M. in Hamburg. In Nr. 12 scheitert Ihr Versuch 1. e6—e7 an Ke5—d5 2. e7—e8D Lh8—e5!

Richtige Lösungen sandten ein: August Höse in Bialystok (es fehlen noch die schachbietenden Damenzüge, deren Behandlung sich aber ziemlich von selbst ergibt) und Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 10; Senglier in Bulgrin zu Nr. 11.

Verbindungsrätsel

Willst du mit der Stadt, die an Schönheit so reich,
Daß keine sonst mit ihr besteht den Vergleich,
Wie stolz die Bewohner versichern werden, —
Vermischen, wovon ein jeder auf Erden,
Und sei es der Aermste, Millionen nennt sein,
Oft ohne Beachtung je ihnen zu leihn, —
So wird aus der Zeichen geschicktem Verband
Ein Name der Sagenwelt bald wohl erkannt,
Dich mahnend an Mutterliebe und -leid,
Und wie ihrer Macht in der Götter Streit
Der Herrscher des Orkus selbst mußte sich fügen,
Und ließ er sich auch nicht völlig besiegen,
Die Tochter war ihr doch nicht dauernd entrissen, —
Wie hieß nun der Liebling? Ich möcht' es gern wissen.

M. Sch.

Rätsel

Eine Rundung ohne Kopf
Wird zur Frucht, die weiß ist,
Diese Frucht dann ohne Kopf
Wird, was niemals heiß ist.

E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 648:

Des Anagramms: Aurikel, Ulrike, Eskurial.
Des Rätsels: Cepheus — Epheu.

Richtige Lösungen sandten ein: Anna Tinkl in Wien (2); L. Z. in Detmold (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (2); H. Krautschneider in Wien (2); Otto Scherer in Berlin; „Prinzeßchen" in Weimar (3); Helene Pflaum in Immenstadt (4); K. Meister in Basel (3); „Pfiffikus" in Rostock (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); Ignaz in Ansbach (2); Myriam in Warschau (3); Käthe Fischer in Rochlitz (2); Julius Polatschek in Wien (3); Gustav Franck in Darmstadt; „Erzschlaukopf" in Passau (3); Arthur L. in Bozen (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); „Oedipus" in Emden (2); Don Carlos in Hannover (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2); Gretel in München (4).



Der moderne Osterhase

Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger

Aus dem Unterrichtswesen

Das Technikum Hainichen i. Sa. ist eine höhere und mittlere Lehranstalt für Elektrotechnik und Maschinenbau. Es umfaßt Kurse für Ingenieure, Techniker, Werkmeister und Monteure. Die Anstalt besitzt gute Lehrkräfte, den Anforderungen der Praxis entsprechend eingerichtete Laboratorien für Elektrotechnik und Maschinentechnik und reichhaltige Sammlungen von Lehrmitteln aller Art. Die Einrichtung einer Lehrwerkstelle ist projektiert und ihre Eröffnung für den nächsten Sommer in Aussicht genommen. Weitere Auskünfte und ausführliche Programme erhält man kostenfrei durch die Direktion.

Aus Industrie und Gewerbe

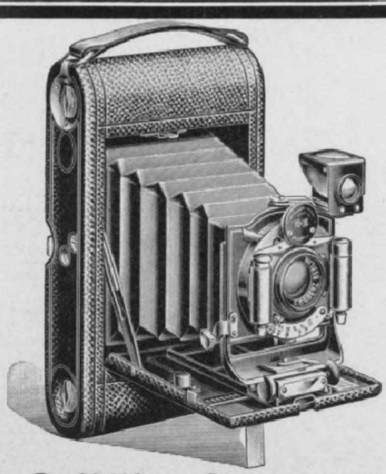
Neuheiten in Unterzeug, Strümpfen und Handschuhen bringt der soeben erschienene Frühjahrskatalog der Firma Paul E. Droop, Chemnitz i. S. Diese Fabrik, die bekanntlich ihre ganze Produktion an Private versendet, bietet wieder eine reiche Auswahl neuer Sachen. In Unterzeugen sehen wir prachtvolle Garnituren (Herrenjacken und -hosen), buntgrundig, buntgestreift, in schönen Farbstellungen; für Damen sind die Kombinationen in schönen Qualitäten, bis hinauf zu reiner Seide mit Spitzenbesatz zu haben. Strümpfe und Socken in feinstem Flor und Gazeflor mit seidenem Stickzwickel und in schönen neuen bunten Dessins bereichern die Auswahl. Handschuhe und Halbhandschuhe in Netz und gemustertem Filet sind in Flor sowie in Seide in den modernsten Farben und allen Preislagen da. Kurzum, es verlohnt sich, den reichhaltigen Katalog, der gratis und franko versandt wird, kommen zu lassen und sorgfältig durchzusehen. Sollte danach die Wahl noch zu schwer werden, so sendet die Fabrik auch Musterauswahl franko ohne Kaufzwang; sie erwartet nur Frankorücksendung der Muster und Proben.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Tischwäsche u. Handtücher.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.



Tischtücher. Muster Nr. 6476. bei 3 Stück
Gr. 160×170 Cm. für 6 Pers. St. M. 9.35. M. 9.—.
„ 160×225 „ „ 8 „ „ „ 12.35. „ 11.85.
„ 160×340 „ „ 12 „ „ „ 18.65. „ 18.—.
„ 160×510 „ „ 18 „ „ „ 28.—. „ 27.–.
Servietten. Muster Nr. 6476.
Grösse 72×72 Cm. . . . . das Dtzd. M. 21.40.
Bei Abnahme von 3 Dtzd. das Dtzd. „ 20.40.

Man verlange unseren mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog, den wir auf Wunsch bereitwilligst und portofrei versenden.



Nr. 6684. Grösse 45×115 Cm. . Dtzd. M. 8.40.
Bei Abnahme von 3 Dtzd. das Dtzd. „ 8.10.



Tischtücher. Muster Nr. 6662. bei 3 Stück
Gr. 130×135 Cm. für 4 Pers. St. M. 3.95. M. 3.80.
„ 130×170 „ „ 6 „ „ „ 4.95. „ 4.80.
„ 160×170 „ „ 6 „ „ „ 6.10. „ 5.90.
„ 160×225 „ „ 8 „ „ „ 8.10. „ 7.80.
„ 160×340 „ „ 12 „ „ „ 12.25 „ 11.75.
Servietten. Muster Nr. 6662.
Gr. 65×65 Cm. Dtzd. M. 10.80. bei 3 Dtzd. M. 10.30.

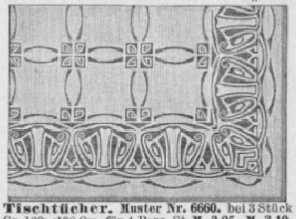
Neuheit: Tischläufer.



Nr. 6678.
Weisser Krepp-Tischläufer
mit Hohlsaum und farbig broschiertem Muster,
a) oliv-rot,
b) oliv-blau.
Grösse 38×155 Cm.
Stück M. 2,60.
Bei 3 Stück M. 2.50.



Halbleinen.
Nr. 6506. Grösse 50×116 Cm. das Dtzd. M. 9.—.
Bei Abnahme von 3 Dtzd. . das Dtzd. „ 8.60.



Tischtücher. Muster Nr. 6660. bei 3 Stück
Gr. 130×130 Cm. für 4 Pers. St. M. 3.25. M. 3.10.
„ 130×170 „ „ 6 „ „ „ 4.20. „ 4.05.
„ 160×170 „ „ 6 „ „ „ 5.30. „ 5.10.
„ 160×230 „ „ 8 „ „ „ 7.15. „ 6.90.
„ 160×340 „ „ 12 „ „ „ 10.45. „ 10.05.
Servietten. Muster Nr. 6660.
Gr. 65×65 Cm. Dtzd. M. 9.95. bei 3 Dtzd. M. 9.60.



Muster Nr. 6664.
Halbleinenes, farbiges Gedeck.
a) hellblau, b) goldfarbig.
Tischdecke: Grösse 150×160 Cm. Stück M. 6.30.
Servietten: „ 36×36 „ Dtzd. „ 5.80.

Für Ausstattungen empfehlen wir unser reichhaltiges Wirtschafts- und Handtuch-Sortiment, sowie Wirtschaftswäsche in grosser Auswahl.



GRAND PRIX PARIS 1900 — St. LOUIS 1904

PIANOS, HARMONIUM „SCHIEDMAYER, PIANOFORTEFABRIK"
vorm. J. & P. SCHIEDMAYER
K. u. K. Hoflieferanten
STUTTGART
Neckarstr. 12.

Karl Krause, Leipzig
Buchbinderei-Maschinen



Gegen Monatsraten von M. 10.— liefert die lichtstärksten Prismengläser von Hensoldt & Söhne zu Originalfabrikpreisen.

Wilhelm Hess
Fachgeschäft für Optik. Cassel 19.
Preisliste kostenfrei



Allen Bruchleidenden

sei hiermit das Bruchband **„Perfectio"**, System Dr. Welfermann, empfohlen; es ist nach Ausspruch erster med. Autoritäten das beste der Welt und wirkt wie kein and. a. Heilung d. Bruches hin. (S. bez. Artikel i. Centralblatt für Chirurgie etc.) Das Bruchband „Perfectio" sitzt äusserst bequem. Die Pelote, aus weichem Gummi bestehend, übt einen durchaus milden, auch von empfindlichen Patienten leicht zu ertragenden Druck aus; sie verschliesst vermöge ihrer äusserst sinnreichen Konstruktion die Bruchpforte mit grösster Sicherheit. Prospekte und Anweisung zum Massnehmen, sowie Empfehlungen der med. Fachpresse und ärztl. Gutachten werden gratis und franko versandt.

E. Kraus, Berlin S., Kommandanten-Strasse 55, Spezialfabrik f. chirurgische Bandagen.

Kieler Knaben-Matrosen-Anzüge

vorschriftsmässig gearbeitet aus echtem Marine-Moltong für jedes Alter in drei Qualitäten stets vorrätig.
(Illustrirte Preisliste gern zu Diensten).

Ächtfarbige Marine-Moltongs 140 und 160 cm breit per Meter ℳ 3.80, 4.50, 5.—.

Rudolph Karstadt, Kiel.

Gegen 20 Pfg. in Marken senden Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 98b, wissenschaftl. Broschüre (Prof. Encausse) 6. Aufl. über „Amiral". Einzig bewährtes äußerliches Mittel, ohne Diät, von Aerzten warm empfohlen u. absolut unschädl. gegen

Korpulenz.

Freifrau v. E. schreibt: „Da selbst so sehr gute Resultate mit „Amiral" erzielte, empfehle es korpulenten Bekannten." Frau Oberstleutnant B. schreibt: „Amiral" ist ganz vorzüglich in der Wirkung, kann es nur jedem empfehlen."

Grand Prix Weltausstellung St. Louis 1904.

Kalodermа-Gelee, Seife, Puder.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

— Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften. —

PHOTOGR. APPARATE MUSIKWERKE OPERNGLÄSER

in grösster Auswahl
zu Originalpreisen ohne jeden Aufschlag
gegen geringe Monatszahlungen.
Man verlange Katalog Nr. 128

EUGEN LOEBER DRESDEN-N. 6.

Gildemeister's Institut,
Hannover, Leopoldstr. 3.

Erziehungs- und Vorbereitungs-Anstalt. Anerkannt gut. Kleine Klassen. Möglichst individuelle Behandlung. Erfahrene und gediegene Lehrkräfte. Pension und gewissenhafte Beaufsichtigung. Die Anstalt umfaßt die Klassen von **Sexta** bis **Oberprima** und führt ihre Schüler bis zur **Maturitätsprüfung.** Besondere Klassen für die Vorbereitung zum **Einj.-Freiw.**- und **Fähnrichs-Examen.** Auf Wunsch Anfertigung der Schularbeiten in der Schule **unter Aufsicht.**
Mich. 1904 bestanden 38 Zöglinge d. Anstalt ihre Prüfungen. Prospekte und nähere Mitteilungen d. d. Direktor des Instituts **Blumberg.**



UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz Mk. 5,30 franko. RATIÉ, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. HADRA, Apoth., Spandauerstr. 77; für Oesterr.-Ungarn, TÖRÖK, Königsg. 12, Budapest.



Städtisches Höheres Technisches Institut Cöthen-Anhalt
Akademische Lehranstalt
(staatlich subventioniert)

Zur **Ausbildung von Ingenieuren** auf den Gebieten:
1. Maschinenbau, 2. Elektrotechnik, 3. Technische Chemie, 3a. Papiertechnik, 3b. Gastechnik,
4. Hüttenwesen, 5. Keramik, Glas- und Cementtechnik.
Semesterbeginn am 26. April 1905.
25 Lehrkräfte, ca. 500 Studierende.
Normale Studiendauer 7 Semester. Mindeste Vorbildung Einjährigen-Zeugnis.
Programm und nähere Auskunft durch das Sekretariat.

Der Magistrat Schulz, Oberbürgermeister. — **Der Direktor** Dr. Foehr, Dipl.-Ing.



Vergnügungsreisen zur See

Vom Mittelmeer nach Hamburg
Abfahrt v. Genua 30. April

9 Nordlandfahrten
während der Monate Juni, Juli und August

Nach Island und dem Nordkap
ab Hamburg 12. Juli

Nach der „Kieler Woche"
ab Hamburg 22. Juni

2 Reisen nach berühmten Badeorten
ab Hamburg 6. Juni und 2. September

Rivierafahrten
Von Anfang Januar bis 10. Mai

Hamburg-Paris
auf dem Seewege
laut Fahrplan

Berlin-Dover, Berlin-London, Hamburg-Dover-London
laut Fahrplan

Nach England, Irland und Schottland
ab Hamburg 15. August

Reisen nach Portugal
ab Hamburg mehrfach wöchentlich

Kurfahrt zur See
ab Hamburg 8. Juli

Alles Nähere enthalten die Prospecte.

Hamburg-Amerika-Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, **Hamburg.**

156



Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 30

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Mit halbem Ohr hörte Gustav Wiskotten, wie Fritz der Schwägerin stolz die Laboratoriumserklärungen gab. „Hier werde ich stehen und grübeln und brüten, bis ich dir ein paar Reitpferde herausdestilliert habe. Du darfst dich bereits freuen, Mabel. Mehr sag' ich nicht."

Sie nickte ihm strahlend zu und blickte dann erschreckt auf Gustav. Wie sah der starke Mann plötzlich verfallen aus.

„Ist dir nicht wohl?" fragte sie leise und nahm seine Hand.

Die Brüder schauten auf. „Nanu, Gustav, — — du wirst doch nicht —?"

„Unbesorgt — die dicke Luft — wenig geschlafen die Nacht." Er atmete tief. „So, nu is schon vorüber. Besten Dank, Schwägerin."

Ihre mitleidsvollen Augen hatten ihm das Gleichgewicht wiedergegeben. Nur keinen in sich hineinsehen lassen. Er biß sich auf die Lippen.

Die Brüder brachten Mabel und die Eltern nach Hause. Er blieb in der Fabrik. Dann schrillte die Dampfpfeife. Feierabend!

Mit müden Schritten ging er ins Haus. Auf dem Tisch im Eßzimmer lag ein Zettel von Emiliens Hand.

„Ich bleibe die Nacht mit den Kindern beim Vater. Morgen mehr."

Er war tief erblaßt. Dann lief eine leise Röte über seine Schläfe, verstärkte sich, überzog die ganze Stirn und brannte bis in den Nacken. Der Zettel knisterte in seiner Hand und rollte sich zwischen den mahlenden Fingern zur steinharten Kugel. Er griff, ohne zu wissen, weshalb, nach der Mütze. Als er sie in die Stirn zog, fiel ihm ein, ins Freie zu gehen. Und er ging. Der Regen strömte mit neuer Kraft. Keine Hand vor Augen war zu sehen. Nur am Brausen des Wehrs merkte er, daß er an der Wupper stand. Das Wasser des schwarzen Arbeitsstromes leckte ihm wie ein treuer Hund die Stiefel.

Da rang sich ein Laut aus seiner Kehle, ein einziger nur. Ein kurzes, jähes Hohnlachen. Vom Wind über die Wasser verschlagen . . .

Die schwarze Wupper leckte aufs neue über seine Füße.

„Ja, ja," beschwichtigte er sie wie einen Hund, „wir beide. Wir beide passen zusammen."

Seine Augen hatten einen harten Blick, als er in der Nacht, bis auf die Haut durchnäßt, vom Fabrikhof her ins Haus ging.

X

Auf den nächsten Tag war die Abnahme der maschinellen Einrichtung der Färberei angesetzt. Klar und kühl stieg der Herbstmorgen auf, blankgewaschen lag das Pflaster des Fabrikhofs. Schweigsam schritt Gustav Wiskotten neben seinem Bruder Fritz über den Hof zu dem nüchternen Ziegelbau, dem heute der lebendige Odem eingeblasen werden sollte. Die Grüße der Leute erwiderte er nicht. Die Muskeln seines Gesichts waren steif, seine Mienen verschlossen. Seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte er auf die neuen Anlagen und ihre Funktionierung. Andres gab es jetzt für ihn



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Geschichten vom St. Nikolaus. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)

nicht. Der Techniker der Installationsfirma machte den Erklärer. Werkmeister Kölsch hatte sich angeschlossen.

Der kleine Trupp ging die Kufenreihen entlang, zu den Waschmaschinen, zu den Ringmaschinen, zum Transmissionslager. Die Fragen waren kurz und kurz die Antworten. Gustav Wiskotten ließ den gewaltigen Treibriemen über die Scheibe werfen. Totenstill war es. Die schwarzgebeizten Färberkufen gähnten wie eine Reihe leerer Särge. Und nun: ein leiser, singender Ton... dem Seufzer eines Menschen gleich, der aus schwerem Schlaf erwacht — ein Atemholen, ein staunendes Sichbesinnen und ein jauchzendes Vorwärtsdrängen. Von Kufe zu Kufe schraubte man die Krane auf, brüllendes Wasser verschlang das Gähnen, aufpeitschender Dampf das Tote, durch Eisen und Holz zog ein brausender Lebensstrom, und das Siegeslied der Arbeit füllte wie ein Triumphgesang die Halle, die es sich aus dem Nichts erobert hatte. Die Arbeit, und nur die Arbeit hatte das Wort. —

Gustav Wiskotten horchte in den entfesselten Lärm hinein. Als suchte er nach einer Melodie. Strack aufgerichtet stand er, nur den Kopf hielt er vorgebeugt. Fritz sprach zu ihm. Er verstand ihn nicht. Dann sagte Werkmeister Kölsch: „Gratuliere, Herr Wiskotten."

„Wie war das, Kölsch?"

„Ich gratuliere."

„Ah so. Ja, da liegt wirklich Grund vor. Danke Ihnen, Kölsch." Er drückte ihm die Hand. „Fritz!"

„Hier, Gustav."

Der schien für Sekunden vergessen zu haben, was er wollte. Er sprach zu Kölsch und sprach nicht zu ihm. „Was wissen die Menschen davon, was einen das kostet. Selbst unsre Arbeiter wissen es nicht. Die sehen nur die Mauern, nicht aber den Kitt. Und in den hat man seine Lebenskraft hineingemischt und den Verzicht auf — so viel — Schönes in der Welt — —"

„Herr Wiskotten, irgendwie und irgendwo muß man sein Kapital anlegen. Wir sind keine Verschwender."

„Nee, Verschwender sind wir nicht. Schön muß das zwar auch sein. So aus dem Vollen heraus, so unbekümmert... — Na, es muß auch unsre Sorte geben. Dummköpfe: meinetwegen. Hauptsache: sattelfest!" Jetzt besann er sich auf den Bruder. Er legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und rüttelte ihn. „Na, Jung', un nu heraus mit der Plempe. Das Schlachtfeld hätten wir. Nun heißt es, sich zu Herren darauf machen."

„Keine Sorge, Gustav. Nächste Woche lass' ich auf der ganzen Linie vorrücken."

„Das wird ein Tanz werden."

„Wenn deinem Schwiegervater nur nicht wirbelig dabei wird."

„Steht ihm ja frei, Polka zu tanzen, wenn ihm zum Galopp die Puste nich reicht."

„Glaubst du, daß er auf den Vorschlag eingehen wird, seine Fabrikation einzuschränken und uns für seine Kundschaft in Kommission zu nehmen?"

„Das kommt auf seinen Gemütszustand an. Bis Mittag werd' ich ihn kennen."

„Na, du wirst die Sache schon deichseln."

„Werd' ich." — —

Mit einem großen Blick sah er sich noch einmal im Kreise um, nahm lauschend das Sausen und Brausen des Betriebes in sich auf, dankte dann dem Techniker und ging mit kurzem Gruß über den Fabrikhof zurück in seine Wohnung. Dem Mädchen sagte er, daß die ganze Familie heute beim Schwiegervater äße, der seit gestern nicht wohl sei. Eine halbe Stunde später fuhr er nach Unterbarmen, um den alten Scharwächter in seinem Hause aufzusuchen.

Die Männer sahen sich selten. Scharwächter gehörte zu der strengsten Richtung der Kirchlichen im Tal, die sich jeder äußeren Freude abhold zeigt. Das laute und unfromme Wesen seines Schwiegersohns war ihm fatal. In einem Raume mit ihm, glaubte er sich übersehen, an die Wand geschoben, um seinen Wert gebracht. Nur aus kaufmännischen Gründen hatte er die Beziehungen geknüpft, nur aus kaufmännischen Gründen hielt er sie aufrecht. In schwierigen Fällen war Emilie die Vermittlerin zwischen den beiden Firmen gewesen.

Das Haus lag in einer Nebenstraße. Ein eisernes Staket schloß es gegen die Straße ab. Der Verputz war gespart. In langen Jahren hatte wildwuchernder Epheu die Arbeit billiger verrichtet und die roten Ziegelmauern bis unter das Dach mit einem grünen Kleide übersponnen. Auf einem blankpolierten Messingschild an dem Eingangspförtchen las man die Worte: Jeremias Scharwächter.

Gustav Wiskotten zog an der Schelle. Eine alte Frau, die Köchin, Magd und Wirtschafterin in eins war, öffnete.

„Herr Scharwächter zu Hause?"

„Ich will nachsehen."

„Das kann ich selber." Er trat ein.

„Ich soll aber immer melden, wer kommt."

Er schob sie einfach beiseite, klopfte an eine Tür und drückte auf die Klinke.

„Guten Morgen."

Herr Scharwächter wandte den Kopf, schob das glattrasierte Kinn tief in den weißen Krawattenstreifen und sagte von der Höhe seines Pultstuhles herab grämelnd: „Ich habe doch nicht ‚Herein' gerufen."

„Ich bin's, Schwiegervater."

„Das seh' ich ganz gut. Aber ich hab' doch nicht ‚Herein' gerufen."

„Schön. Du hast nicht ‚Herein' gerufen. Bitte, klettre mal herunter. Ich möcht' mit dir sprechen."

„Es ist für mich kein Vergnügen, dich hier zu sehen."

„Nee," sagte Gustav Wiskotten und legte seinen Hut auf den Tisch, „ein Vergnügen ist das nicht, wenn einem die Frau durchgeht. Wo steckt sie?"

Der kleine hagere Herr kletterte von seinem Pultstuhl und knöpfte sich den hochschließenden Gehrock zu. „Wenn du von meiner Tochter redest, bitte ich dich, das in manierlicheren Ausdrücken zu tun. Du redest hier nicht von einem deiner Fabrikmädels."

„Ist sie etwa nicht durchgegangen?"

„Nein! Sie hat nur eine eheliche Gemeinschaft aufgehoben, die keine christliche mehr war."

„Keine christliche? Ich weiß nicht, was du damit meinst."

„Leider Gottes hast du das nie gewußt. Sonst ständ'st du heute nicht als Bittender hier."

„Als Bittender? — Hör mal, Schwiegervater, du kannst deinen hohen Ton wohl etwas mäßigen. Von Bitten ist hier gar nicht die Rede, sondern von Fordern. Ruf mir mal Emilie her."

„Du willst mir in meinem Hause Befehle erteilen? Einer wie du, der mit dem Hute in der Hand kommen sollte?"

Gustav Wiskotten lachte kurz auf. „Na, und so weiter! Mach's kurz, ich hab' keine Zeit."

„So nimm dir die Zeit. Nimm sie dir zunächst einmal, um in dich zu gehen. Das ist eine bessere Verwendung deiner Zeit, als fortgesetzt an Ehebruch zu denken."

„Schwiegervatter!!"

Der hagere Mann kroch vor der dröhnenden Stimme in sich zusammen. Aber nur für Sekunden. Dann streckte er das glattrasierte Gesicht aus der weißen Halsbinde vor und sprudelte dem Gegner seine Argumente entgegen.

„Daß du mit deinen Fabrikmädchen schäkerst, das wirst du wohl nicht leugnen? Daß du ihnen im Dunkeln auflauerst, um sie — ah pfui — in die Arme zu nehmen und — und —"

„Ach Gott, die armen Dinger. Weiter."

„Jawohl: weiter! Immer noch weiter! Dein Gewissen sagt dir selbst, daß es damit noch nicht zu Ende ist, sonst hättest du nicht gesagt: weiter! Wie es sich für eine treue Ehefrau geziemt, hat dir Emilie siebenmal und siebenmal siebzigmal vergeben, hat dir sanfte und ernste Vorstellungen gemacht, hat dir durch ihr Leben ein Beispiel gegeben —"

„Bist du nun fertig, Schwiegervater?"

„Mit dir? Schon längst! Aber mit der Zahl deiner Sünden und Verirrungen noch lange nicht. Selbst die Verlobte deines leiblichen Bruders ist dir nicht heilig! Und da soll sich eine christliche Frau wie Emilie nicht schaudernd abwenden und ein Haus verlassen, aus dem du ein Sodom und Gomorrha machst?"

Gustav Wiskotten hielt mit Gewalt an sich.

„Red jetzt mal nicht biblisch, sondern rein menschlich. Hier handelt es sich um pure Eifersucht. Und zur Eifersucht hat Emilie nicht die Spur von Berechtigung."

„Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. So steht es Matthäus am fünften, Vers achtundzwanzig. Und du hast die Verlobte deines Bruders nicht nur angesehen und begehrt, du hast deinem Trieb keine Schranken aufgelegt und die erste Gelegenheit wahrgenommen, um dich heimlich mit ihr zu küssen!"

„Wer sagt das?"

„Emilie."

„Das ist infam gelo—" Er brach ab, nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich, sich abwendend, die Stirn. „Ruf Emilie," sagte er dann ruhig. „Das haben wir beide unter uns abzumachen."

Herr Scharwächter sah an ihm vorüber.

„Nun, ruf sie schon. Ich tu' ihr nichts."

„Emilie ist nicht hier."

„Wenn sie spazieren gehen kann, scheint die Sache ja nicht so tief zu sitzen." Er zog die Uhr. „Da läutet's Mittag. Nun wird sie wohl gleich kommen."

„Sie wird nicht gleich kommen, denn sie ist nicht hier."

Gustav Wiskotten horchte auf. „Nicht hier? Soll das heißen: Nicht in Barmen?"

„Sie ist mit den Kindern zu Tante Josephine nach Düsseldorf gefahren, wo sie zunächst zu bleiben gedenkt."

„Ohne — meine — Einwilligung?"

„Du hast jetzt eine Prüfungszeit. Wenn du dich geläutert hast und eines Tages ehrlich bereust, kannst du sie zurückholen."

„Ohne — meine — Einwilligung —?"

„Mit Genehmigung ihres Vaters. Wie gesagt, wenn du —"

„Gib Ruh' mit deinen Salbadereien! Himmeldonnerwetter, hab' ich über meine Frau zu bestimmen oder du?"

„Da dir die moralischen Grundlagen abhanden gekommen waren, so kehrte sie unter den Schutz ihres Vaters zurück. Ein Bestimmungsrecht hat nur immer der Moralische. Der Unmoralische möchte es sich nehmen. Aber wo es sich ums Stehlen handelt, soll meine Tochter nicht der Hehler sein. Dazu hab' ich sie nicht in der christlichen Lehre aufgezogen."

„Du hättest sie besser für das Leben erziehen sollen! Unser Herrgott braucht keinen Vormund."

„Ich dulde in meinem Hause keine Lästerungen!"

„Wer hier lästert, das bist du. Mit deiner Anmaßung, als hättest du das Reich Gottes ganz allein gepachtet. Nur, weil du die Bibel auswendig gelernt hast und die Stellen auslegen kannst wie eine alte Wahrsagerin. Wo du hinblickst, da siehst du Sünde, Strafe, Buße. Aus dieser Welt, die Gott zu seiner Freude schuf, von der es heißt: ‚und er sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut!' machst du einen Pfuhl und ein Fuchseisen. Wenn das keine niederträchtige Unterstellung des lieben Gottes ist, so will ich von morgen an den alten Christian ablösen und für Zeit meines Lebens Heizer werden."

„Geh hinaus aus meinem Hause!"

„Besser wär schon, du gingst. Du bist ja katholischer als der Papst. Leute wie ihr sollten ein protestantisches Männerkloster auftun, statt Kinder in die Welt zu setzen, die erblich mit dem Star belastet sind und die Sonne grau sehen. Was wißt ihr denn von Verantwortung?"

„Ich trage dafür die Verantwortung, daß meine Tochter rein aus diesem Jammertal zurückkehrt."

„Jammertal? Das stimmt! Jammerkerle laufen genug drin herum, die so weh- und demütig sind, bis sie vor lauter geistlichem Laienhochmut kaum nach Luft schnappen können. Und wenn du deine Tochter so rein vor jedem Erdenstäubchen bewahrt wissen wolltest, so hättest du sie Nonne werden lassen, aber nicht einem sechs Fuß langen gesunden Kerl zur Frau geben sollen. Ich denke, das ist deutsch gesprochen. Dich mach' ich haftbar, dich! Emilie ist das Opfer eurer vermaledeiten Erziehung. Man möchte heulen, wenn man so viel stramme Wuppertaler Mädel sieht mit den grämelnden Gesichtern, denen durch euer Muckertum von Kindheit an die Sinne verkrüppelt werden, daß sie in jeder süßen Seligkeit den Gottseibeiuns sehen mit seinem Fallstrick. Dann laufen sie herum mit verengtem Horizont, schreckensdummen Augen, zimperlich vor jedem kräftigen Angefaßtwerden, und eine lange Rinne Trübsal läuft hinter ihnen her, wo lauter glückselige Menschenfreude sein könnte. Ist es da ein Wunder, daß sie als Frauen das ganze Leben muffig finden, wenn sie den Muff in ihren Mädchenkleidern mitgebracht haben? Zu fröhlichen Weibsbildern sollt ihr sie erziehen, die frei ins Leben schauen wie unsereins und, wenn sie fromm dabei sind, sich sagen: ‚Schöner mag's im Himmel sein, aber entzückender ist es vorläufig hier!' Dann gibt's auch fröhliche Männer und einen Wuppertaler Nachwuchs, der in der Wolle gefärbt ist. Keine Halbseidenen!"

Herr Scharwächter hatte seinen Kopf weit aus der Krawatte vorgestreckt. Seine Lippen zitterten. Sein Zeigefinger stieß in die Luft. Er suchte nach einem Wort, den Lästerer im Innersten zu treffen, zu zerschmettern.

„Du — du — Herr Gustav Wiskotten, ich kündige Ihnen hiermit die Hypothek auf Ihrer neuen Färberei!"

Gustav Wiskotten starrte ihn an. Und langsam verhärteten sich seine Züge und wurden eisern.

„Soll das heißen, daß Sie das Band — zerschneiden? Und daß — Emilie — —?"

„Sie haben gehört. Ich kündige Ihnen die Hypothek zum ersten Januar."

„Haben Sie sich auch die — Folgen überlegt?"

„Wenn Sie an der Erde liegen, werden Sie an die heutige Stunde denken und die gerechte Strafe erkennen. Wie Spreu sollt ihr verweht werden, wie Spreu!"

„Wer spricht denn von mir? Ich meine die Folgen für Sie."

„Das Spaßen wird Ihnen schon vergehen, wenn Sie auf der Geldsuche sind. Glauben Sie nur nicht, daß man Ihnen hier im Wuppertal Ihr einseitiges Vorgehen im Färberstreik vergessen hat. Sie werden was erleben!"

„Daß ich auf der Geldsuche bin, stimmt." Gustav Wiskotten trat einen Schritt näher. „Und ich hatte vor, den Vater meiner Frau daran teilnehmen zu lassen."

„Ich habe keine Gemeinschaft mit Ihnen. Ganz klein sollen Sie noch werden!"

„Sie wollen also den Krieg. Den Krieg zwischen unsern Firmen. Den Krieg bis aufs Messer. Gut, Herr Scharwächter, den können Sie haben. Und jetzt sollen Sie ihn haben. Sie sind der Quell und Urheber meines ehelichen Zwistes, Sie haben mich mit Emilie um die Freude meines Arbeitslebens betrogen und um die Fröhlichkeit meiner Jugend, Sie haben sie mir aus Berechnung gegeben, weil Sie Angst hatten, Mutter hätte vor zehn Jahren die Fabrikation Ihrer Ramschware aufnehmen und Sie im Zusammenraffen hindern können. Nun sind Sie der schwerreiche Mann. Und nun möchten Sie uns alle zusammen unter die Fuchtel kriegen. Und nun sollen Sie sehen: es lebt ein Gott. Ein Gott für die Unverzagten, die die Nase geradeaus tragen und nicht schweifwedelnd nach oben schielen wie der Hund nach dem Kopfkraulen. Hier, Herr Scharwächter —" — er griff in die Brusttasche und legte ein paar farbige Bandkoupons auf das Pult des Fabrikanten — „hier haben Sie den Fehdebrief der Wiskottens. Machen Sie das nach, Männeken, aber fix, sonst sind Sie in Jahresfrist mit Ihrem Kram tot und begraben. Auf Schritt und Tritt werd' ich Ihnen nachgehen, und wo Sie nur mit Ihrem Schund auftauchen, da werd' ich Sie mit diesem Prachtartikel unterbieten! Diesmal haben Sie richtig verstanden. Un—ter—bieten! Ja, ja, ich weiß schon. Zum ersten Januar kriegen Sie Ihr Geld. Legen Sie es in preußischen Konsols an, oder ich jag' es Ihnen durch die Lappen. Guten Morgen!"

Die Tür fiel ins Schloß. Draußen knarrte das Eisenpförtchen. Keinen Blick warf Gustav Wiskotten zurück. Sein Schritt hallte fest auf dem Straßenpflaster.

Zu Hause rief er das Dienstmädchen zu sich.

„Minna, meine Frau ist mit den Kindern nach Düsseldorf gefahren. Zur Pflege von der Schwester des alten Herrn Scharwächter. Ich hatte geglaubt, der alte Herr selber sei krank. Na, das kann nu in Düsseldorf lang dauern; daher hat meine Frau die Kinder mit sich genommen, damit sie bei der alten Dame nich so allein is. Sie können inzwischen nach Haus reisen."

„Is et möglich, Herr Wiskotten?"

„Sie hören doch. Sie kriegen Ihren Lohn und Kostgeld. Meine Frau wird Ihnen dann später schreiben. Wann geht der Zug nach Ihrem Nest?"

„Nach Gevelsberg? Um zwei, Herr Wiskotten."

„Das wär' in einer Stunde. Können Sie den noch erreichen?"

„Ich zieh' mich nur schnell an, Herr Wiskotten."

Sie war schon in der Tür, angstvoll erregt, der Herr könnte widerrufen. Eine halbe Stunde später rannte sie mit ihrem Schließkorb, den Christians Jüngster an einem Henkel gepackt hielt, über den Fabrikhof und zum Tor hinaus. In der freudigen Eile hatte sie ganz vergessen, sich von ihrem Herrn zu verabschieden. —

„Die wär' spediert," sagte Gustav Wiskotten. „Sie hätte nur Klatsch und Tratsch gemacht. Nun ist die Luft rein."

In Gedanken schritt er durch die leeren Zimmer zur Kinderstube. „Hallo!" rief er. Dann preßte er Daumen und Zeigefinger der Linken fest in die Augenhöhlen. „Ach so — —"

Mit einemmal wurde er müde. Er setzte sich auf das Bettchen des Jungen und streichelte mechanisch die Kissen. Der schwere Körper sank vornüber. Und nun glitt die Hand hin und her über die Kissen des kleinen Mädchenbettes.

„Das halt' ich nich aus. Deubel, nee — —"

Wie ein Schüttelfrost überlief es ihn. Er sah sich scheu um. Dann warf er den Kopf in die Kissen, riß an dem Laken und biß hinein . . .

Draußen schrillte die Fabrikpfeife. Das Klappern der Absätze, das Rasseln der blechernen Kaffeegeschirre der Arbeiter, die vom Mittagessen kamen, schallte zu ihm hinauf. Er hörte es nicht. Er lag lang ausgestreckt und starr und dachte an seine Kinder.

Die Wanduhr schlug, tickte und tickte, schlug aufs neue und tickte weiter. Jetzt hob sie wieder an. Vier Uhr.

Er stützte sich auf die Ellbogen, zählte die Schläge mit, strich sich das Haar aus der Stirn und stand auf, mit geschlossenen Augen.

„Kinder gehören zur Mutter."

Er öffnete die Augen ganz weit, als lauschte er hinter seinen Worten her.

„O nee. Die werden mir nich mit hineingezogen. Kinder gehören zur Mutter. Und die wird sich schon eines Tages besinnen."

Er ging die Treppe hinab. Im Briefkasten an der Haustür lag ein Brief. Hastig zog er den Schlüsselbund aus der Tasche, öffnete den Behälter und griff hinein. Draußen hörte er Schritte. Nur jetzt keine Störung! Den Brief in der Hand stand er, schweres Herzklopfen in der Brust, hinter der Kellertür.

„Gustav!" rief eine Stimme durch das Haus.

„Das ist Fritz," sagte er sich.

Der Bruder polterte die Treppe hinauf, rief oben in jedem Zimmer den Namen und kehrte vor sich hinbrummend zurück.

Einen Augenblick wartete Gustav Wiskotten. Dann ging er ganz leise zur Haustür, schloß ab und stieg die Treppe hinauf.

Behutsam öffnete er das Kuvert. Er hatte gar keine Eile mehr. Er las:

„Lieber Gustav, ich bin mit den Kindern zu Tante Josephine nach Düsseldorf gefahren. Die Kinder meinen, es sei eine Reise. Und sie werden von mir auch nichts andres erfahren. Du hast dich schwer an mir versündigt. Nicht allein gestern. Immer. Gestern wurde es mir nur ganz klar. Und Vater hat es mir bestätigt. Ich schäme mich, daß wir unsre Ehe nicht wie eine christliche Ehe geführt haben, daß ich vor deiner Herrschsucht die Stimme meines Gewissens immer wieder ertötet habe. Ich bleibe nun mit den Kindern in Düsseldorf, bis du mir versprichst, ein andrer zu werden, der in der Ehe etwas Heiliges sieht und nicht die Erniedrigung. Ich werde auf dich warten und für dich beten. Deine treue Emilie."

Zweimal las Gustav Wiskotten den Brief. Es ging ein Zittern durch seine Knie.

Auch das noch? Sie schämte sich —? Eine Erniedrigung —? Sie wollte — beten?

Er straffte seine Knie; breitbeinig und steif stellte er sich hin. Seine Augen glühten, und er biß sich in die Lippen, um weder zu lachen noch zu schreien, noch beides zu vereinen. Und den Brief riß er in lange, regelmäßige Streifen, die er zusammenballte und gegen das Fenster warf. —

Den Hut in die Stirn gedrückt, ging er mit seinem ruhigen, schweren Schritt aus dem Haus, zum Fabriktor hinaus, immer die Straße entlang dem herbstlichen Walde zu. Allerlei Kindererinnerungen fielen ihm ein, Knabenstreiche, Jünglingsträume. Nur um das letzte Geschehnis liefen seine Gedanken in weitem Kreise, ohne es zu berühren. Ueber die Chaussee schritt er dahin, kleine Betriebe lagen zur Linken am Ufer der Wupper, hier und da eine Färberei, eine Bleicherei, und dann, wo der Wald heranrückt und im Tal sich das Wasser zu Teichen staut, ein paar Eisenhämmer, die sich mit zäher Kraft gegen die alles verschlingende Eisengroßindustrie des hinüberlangenden Westfalens behaupteten. Alles das interessierte ihn heute lebhafter als sonst. Er hatte so viel Zeit dafür, und es war ihm, als hätte sein Kopf leere Kammern, in die er tausend Eindrücke hineinpacken könnte, und die doch nicht voll würden. Im Wald stieß er auf einen Hammerteich, unten im Grund, von riesigen Eichen umstanden. Die Schmiede war baufällig geworden oder zu klein für die wachsenden Bedürfnisse. Man riß sie ab. Gustav Wiskotten stand und sah zu. Wie eine Gigantenhöhle der Urzeit erschien ihm der rohgefügte Bau, dessen Hinterwand der nackte Fels bildete. Auf den Steinen wuchs Moos und Farn, wucherte durch Ritzen und Spalten und schmückte das Innere der Schmiede mit wurzelbeständigem Grün. Der Hammerschmied und sein Sohn, muskulöse Gestalten mit braungegerbter Haut und tiefen, klaren Augen, gruben den Feuerklotz aus der Erde und rollten ihn mit Hebeln hinaus. Der Schweiß lief ihnen in Strömen in den Kragenbund ihres Arbeitshemdes. Staunend betrachtete Gustav Wiskotten den Eichenzyklopen. Zweihundert Jahre und mehr stand das alte Hammerwerk; Jahrhunderte vorher hatte der ungeheure Holzklotz, als er noch ein Baum war, im Walde den Stürmen getrotzt, als der Wald noch ein Urwald war. Und die Jahrhunderte Sturm, die an ihm wütend gerüttelt, und die Jahrhunderte Feuer, die auf ihm glührot gebrannt, hatten sein steinhartes Mark nicht anzugreifen vermocht. Massig und fest lag er da, bereit, weitere Jahrhunderte zu überdauern und keine Glut und keinen Schlag an sein Innerstes dringen zu lassen. Ein Sohn der Heimat. — —

Der Hammerschmied blickte auf.

„Der hat's in sich. An dem können wir uns all ein Beispiel nehmen."

Gustav Wiskotten nickte, klopfte auf den zähen Klotz, als klopfte er einem Schlachtroß die Flanken, dachte über die Worte des Alten nach

und schritt weiter. Und immerfort dachte er auf seinem Wege an die Hammerschmiede im Wald, die man wohl niederreißen und neu errichten konnte. Aber der Inhalt, das Hauptstück, der Feuerklotz, der blieb wie er war.

Das Bild ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Aber es machte ihn froh. Er versuchte, sich in die Seele des Holzes hineinzuleben. Die träumte gewiß von Freiheit und Glück und spürte es gar nicht, daß auf ihrer Hülle zwerghafte Geschöpfe herumschlugen und glühende Kohlen zum Brande entfachten. Die lebte ruhig und von keinem belauscht unter dem eisernen Holz ihr Leben für sich.

Plötzlich blieb er stehen und lachte vor sich hin. Ohne daß sich eine Muskel in seinem Gesicht regte.

So wie ihm jetzt, so mußte dem Eichenriesen zumute sein. —

Es wurde Abend. Als er aus dem Wald trat, sah er in der Ferne die Lichter der Stadt. Den Hut in den Nacken geschoben und die Stirn hoch, schritt er mit langen Schritten aus. Aus der Vorstadt drang ihm Kinderjauchzen entgegen. Leuchtende rote Punkte bewegten sich hin und her über die Straßen. Brachte man einen Fackelzug dar? Was war denn heute für ein Tag? Er rechnete nach, und nun fiel ihm ein, daß Martinstag war. „Mäden“ nannten ihn die Leute im Tal. Das war ein Kinderfesttag. Im letzten Jahr noch hatte er seinem Jungen und seinem Mädel aus Runkelrüben Laternen geschnitzelt mit greulichen Fratzen draußen und einem Lichtstumpf drinnen. Stolz hatten die Kinder an langen Stangen die Laternen vor das Haus der Großeltern getragen, und er hatte sie an den erregten Händchen gehalten und im Vorgarten mit ihnen das Martinslied gesungen, das Bettellied um Aepfel, Birnen und Nüsse. Vor allen Häusern wurde es gesungen, und die Runkelrübenlaternen grinsten vergnügt als Sterne des Kinderhimmels.

Ein Trupp kleiner Buben und aufkreischender Mädchen zog an ihm vorüber. Ihr helles Lied zog vor ihnen her.

„Mäden is en godden Mann,
Dä us godd wat gewen kann,
Die Aeppel und die Beeren,
Die Nöte gont woll met — —“

Er musterte den Trupp mit brennenden Augen, als müßte er seine Kleinen darunter finden. Dann schlug er sich hastig in eine Nebenstraße. Aber auch hier der wimmelnde Kinderhimmel, der gellende Kindergesang.

„Trepp ow un aff,
Trepp ow un aff,
Tast man in den Nötesack,
Tast man nich donewen,
Ka's us godd wat gewen!“

Das hielt er nicht aus. Vor den lachenden, bettelnden Kinderstimmen ergriff er die Flucht. In seine Ohren hinein sangen ihm unaufhörlich die eignen Kinder, das ehrgeizige Kerlchen, der Gustav, und das süße Plappermäulchen, die kleine Emilie. Still! Still! Jetzt nicht — nur jetzt nicht . . .

Da lag die Fabrik und sein Wohnhaus. Auch hier Kinder, Scharen von Kindern. Lachend und bettelnd sangen sie zu seinen Fenstern hinauf.

„Owen in dem Eck,
Do hängt dat lange Speck.
Gewet us dat lange,
Lot dat kotte hangen . . .“

„Weg da! Donnerschlägers ihr!“

Wie ein aufgescheuchter Spatzenschwarm stob die kleine Bande auseinander und gab dem finsteren Mann den Torweg frei. Dann aber erklang atemlos und erregt der Spottvers hinter ihm her:

„Owen in dem Himmel,
Steht en witten Schimmel,
Steht drob geschrewen:
Gizzhals! Gizzhals! Gizzhals . . .!“

Er ließ sie brüllen und ging mit hart hallenden Schritten über den Fabrikhof. Aus dem Dunkel der Gebäude löste sich ein Schatten und kam auf ihn zu.

„Mutter —?“

„Wo bist du gewesen? Wir haben dich den ganzen Tag gesucht. In der Wirkerei müssen heut Ueberstunden gemacht werden.“

„Freut mich. Ich will gleich ins Maschinenhaus.“

„Wo bist du gewesen, Gustav?“

„Spazieren.“

Sie griff nach seiner Hand, ohne Aufregung, aber mit festem Druck. „Gustav.“

„Was denn, Mutter . . .“

„Du läufst sonst nich spazieren, wenn et hier auf den Nägeln brennt.“

„Will et auch gewiß nich wieder tun, Mutter,“ lachte er über sie weg.

„Hat et wat — mit Emilie gegeben, Gustav?“

„Mit Emilie —? Die is in Düsseldorf.“

„Auf wie lang?“

„Mutter, ich weiß dat nich.“

Die Hand der alten Frau zitterte. Nur wenige Pulsschläge lang. Dann lag sie ruhig und fest in der Hand des Sohnes.

„Komm.“

„Wohin, Mutter?“

„Hinten hin, wo uns keiner sieht.“

In der Färberei war Feierabend gemacht. Schwarz und still ruhte sie aus. Nur die Wupper raunte ununterbrochen, unermüdlich an ihren Mauern. Mutter und Sohn gingen an ihr vorüber, schweigsam, sich an den harten Arbeitshänden haltend. Dann sperrte Gustav Wiskotten das Tor der neuen Färberei auf, drehte am Gashahn und machte Licht.

„Setz dich, Mutter, du bist müd'!“

„Ich hab' im Hof auf dich gewartet.“

„Brauchst um mich keine Angst zu haben, Mutter, ich komm' schon nich unter et Brennholz. Siehst du, da war im Wald so ein Eichenklotz —“

„Wat war da?“

„Ach, nix. Ich meint' nur so. Un nu sitzen wir beide ganz gemütlich auf der Färberkufe.“

„Kannst du sagen —, weshalb die Emilie — weggegangen is?“

„Mutter — du verstehst dat nicht. Et is — et is wat Eheliches.“

„Ich hab' deinem Vater sechs Söhne zur Welt gebracht.“

Er haschte nach ihren Händen. Unbehilflich, ungeschickt. Liebkosungen waren zwischen Mutter und Sohn nicht gebräuchlich gewesen. Es würgte ihn im Halse. Ein paarmal öffnete er den Mund. Und endlich rang es sich nach oben.

„Gern, Mutter —?“

„Gern.“

Er beugte den Kopf und sah auf die von der Arbeit gebräunten Mutterhände.

„Ihr seid sehr glücklich gewesen, Vatter und du . . .?“

„Unser Leben lang.“

„Sich an seinem Weib freuen, dat is doch keine Sünde, dat is doch auch eine Religion.“

„Dat tut man, aber man spricht nich davon.“

„Mutter, wir wollen von heut an nich mehr davon sprechen.“

„Sie wird wieder kommen, Gustav. Wer einmal Frau gewesen is, kommt wieder, und müßt' sie zu ihrem Mann in die Hölle.“

„Beten will sie für mich.“

„Man kann auch in der Hölle beten.“

Er stand auf und ging die Kufenreihen entlang. Die starke Frau blieb unbeweglich sitzen.

„Und wenn sie nich kommt? Denn holen — holen tu ich sie nicht! Freiwillig is sie gegangen, freiwillig muß sie wieder kommen. Oder meine Freud' traut sich bei ihr nicht mehr heraus. Un ich hab' doch sonst nix als die Arbeit.“

„Da hast du sehr viel, Gustav.“

Die Gasflamme knisterte und flackerte und ließ die Schatten von Mutter und Sohn breit den Arbeitsraum füllen. Durch die Fenster tönte das Raunen und Rauschen der schwarzen Wupper.

„Der alte Scharwächter hat die Hypothek gekündigt.“

„Is denn die ganze Familie doll geworden?“ Die alte Frau brauste auf. Sie stand auf den Füßen und schien zu wachsen.

„Mutter, ich drück' ihn an die Wand! Paß auf! Dem soll sein Pastorsrock zu weit werden!“

„Un du sagst, du hätt'st keine Freud' im Leben?“

„Mutter! Du un ich!“

„Ich hab' noch Kraft in den Knochen. Laß den nur ankommen!“

„Et geht auf Tod und Leben! Mutter, un gerad' jetzt! Den Kampf kann ich brauchen!“

„Kann man immer, Gustav.“

Gustav Wiskotten blies den Atem durch die Nüstern. Er dachte an den Eichenklotz in der Waldhammerschmiede. Und auf einmal stand er und lachte hallend durch den leeren Raum.

„Wollen mal die Schlachtmusik probieren!“

Der Riemen flog über die Transmissionsscheibe, ein Hebeldruck, und fauchend und sausend setzte sich das Ungetüm in Bewegung. Von Dampfrohr zu Dampfrohr schritt Gustav Wiskotten und drehte die Krane auf. Zischend fuhr der Dampf heraus, quoll zu Massen und füllte vorwärts stürmend den Raum. Ein Stöhnen und ein Kämpfen, ein Jubilieren und eine Lust. Und in dem Lärm und Qualm der losgelösten Arbeitsgeister, die sich anschrien und anfeuerten, stand Gustav Wiskotten mit heißem Trotz in den Augen, dem Lebenstrotz, den er von seiner Mutter geerbt hatte, an den er sich anklammerte.

Ende des ersten Buchs

(Fortsetzung folgt)

Gnostische Gedichte

Von

Georg Busse-Palma

I

Die ewige Rose

Wohl ist die Welt ein Garten voll Prunk und Pracht,
Doch zeitlich endet, was in der Zeit entzündet.
Unzählige Blumen welken in jeder Nacht,
Die früh der Morgen farblos am Boden findet.

Wohin wir blicken: Enttäuschung und früher Tod.
Eins drängt das andre im Sinken und Aufwärtssteigen.
Wo blühn die Rosen, die ewig duftig und rot
Der suchenden Seele den ewigen Frühling zeigen?

Es ist nur *eine* Rose, die zeitlos blüht,
Und die hier welken, sind Worte, die von ihr sprechen,
Die nie entglommen, auch nie im Herbst verglüht,
Die selbst die Stürme der tiefsten Nacht nicht brechen.

Die sieht kein Auge und tastet auch keine Hand.
Die wurzelt nirgends und wurzelt in jedem Leben.
Es fand sie keiner, der sich nicht selber fand:
Sophia die Ew'ge, an der wir als Knospen beben...

— — — — — — — — — — — — — — —

II

Blindes Licht

Die Sonne schwebt, ein weißer Feuerschwan,
Verklärt, doch traurig; denn ihr Haupt umkreisend
Dreht sich des Erdballs festumrißne Bahn,
Ihr tausend Bilder bunten Lebens weisend.

Dort prunken Panther, rauschen Strom und Wald,
Und Berge türmen Höhen über Höhen;
Von Form und Farben eine Vielgestalt
In stetem Wechsel, Werden und Vergehen.

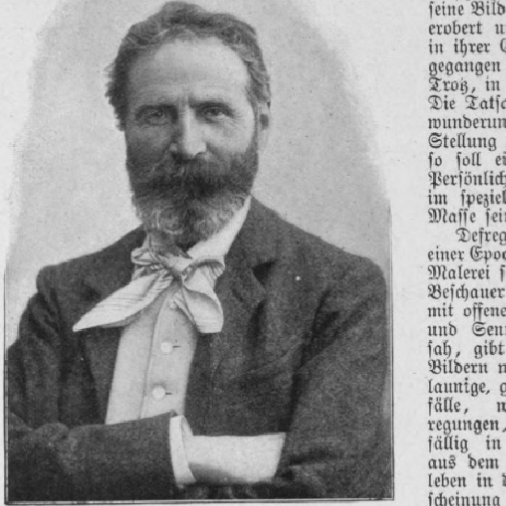
Und seht: Das Licht, aus dem dies Bildwerk floß
Des steten Wechsels, wähnt sich Spiegelfläche
Für fremden Glanz, für Tier- und Wurzelsproß,
Und glaubt sich endlich, Schwachheit in der Schwäche!

Du ew'ges Licht, das sich als Dunkel scheint,
Was suchst du Licht in selbsterhellten Fernen?
Du Menschengeist, der nach der Gottheit weint,
Wann wird dein Licht sich selber sehen lernen? —



Der Tharerwirt

Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)



Phot. Ad. Baumann, München

Franz von Defregger

Franz von Defregger

Zum siebzigsten Geburtstag des Künstlers

(Hierzu elf Abbildungen)

Am 30. April sind es gerade siebzig Jahre her, daß hoch oben im Pustertal auf dem Ederhof in Stronach, das zur Pfarrgemeinde Dölsach gehört, ein Knabe das Licht der Welt erblickte, dem ein gnädiges Geschick bestimmte, für sein schönes Heimatland Tirol in der bildenden Kunst einen Ehrenplatz zu erstreiten und die Heldentaten des tapferen, zähen Gebirgsvolkes gegen den korsischen Unterdrücker, die seit langem im Liede lebten, auch im Bilde zu neuem Dasein zu erwecken. Aus dem langaufgeschossenen Bauernburschen, der einst nach kurzer Lehrzeit in Innsbruck seinen Einzug in München hielt, nur von dem dunkeln Drange beseelt, ein Maler zu werden, ist seit langem ein weltbekannter Künstler geworden. Seine Bilder, deren Anzahl beinahe eine unbeschränkte ist, haben ihren Weg in die verschiedenen Galerien deutscher und ausländischer Kunstzentren gefunden. In seiner Villa, die er sich in München gegenüber den weiten Rasenflächen des Englischen Gartens erbaut, wird sich an seinem Ehrentage gewiß eine Auswahl der Besten unsrer Zeit drängen, um dem verehrten Jubilar, dessen menschliche Liebenswürdigkeit den einschmeichelnden Reizen seiner Bilder nicht nachsteht, zum Glückwunsch die Hand zu drücken. Der Kunstkritiker, der sich still in diese Menge stiehlt, täte eigentlich gut, an solchem Tage das kritische Rüstzeug zu Hause zu lassen. Defregger hat durch seine Bilder die weitesten Kreise des deutschen Volkes erobert und hat sich bis heute, obwohl die Kunst in ihrer Entwicklung weit, weit über ihn hinausgegangen ist, allen modischen Strömungen zum Trotz, in der Gunst der großen Menge behauptet. Die Tatsache allein zwingt uns Ehrfurcht und Bewunderung ab, und wenn wir hier nur kurz seine Stellung in der Kunstgeschichte präzisieren wollen, so soll eine gewisse notwendige Abgrenzung der Persönlichkeit und ihrer Bedeutung für die Kunst im speziellen Defreggers Wirkung auf die große Masse seines Volkes keineswegs herabsetzen.

Defregger gehört in seiner ganzen Art zu schaffen einer Epoche an, die das Schwergewicht nicht auf die Malerei selbst, sondern auf das, was durch sie dem Beschauer vermittelt wurde, legte. Nicht was er mit offenen Augen in den Tälern, auf den Almen und Sennhütten Tirols sah, gibt er in seinen Bildern wieder, sondern launige, gemütvolle Einfälle, weiche Seelenregungen, die nur zufällig in Darstellungen aus dem Tiroler Volksleben in die bildliche Erscheinung treten. So erleben wir auch bei Defregger das sonderbare, jedoch weder in der Literatur noch in der Kunst seltene Schauspiel, daß ein Künstler, der vom Scheitel bis zur Sohle ein Kind seines Landes und seines Volkes, der mit allen Fasern seines ganzen Wesens in dem Mutterboden wurzelt, doch in seiner Kunst uns eine völlig anders geartete Welt schildert, die wohl das äußere Gewand der Heimat trägt, in ihrem inneren Wesen aber nichts mit ihr gemeinsam hat. Defreggers Tirol liegt überhaupt nicht zwischen Inn und Etsch, sondern in einer ganz unwirklichen Sphäre. Spüren wir auf seinen Bildern auch nur noch einen Hauch der Erinnerung daran, daß der Maler selbst einst bei seinem Vater Knechtsdienst tat und nach Säen und Ernten des Abends so müde auf sein hartes Lager sank, daß er nicht einmal mehr für Augenblicke den geliebten Zeichenstift hervorholen wollte? Wird nicht auf fast all seinen Bildern gelacht, getanzt, als trüge der Bauer den Namen Bauer zu Unrecht, als bestünde zwischen ihm und der Mutter Erde nicht das innige Band, welches das Beste seines ganzen Wesens ausmacht? Das kommt aber daher, daß das Entwicklungsstadium der Kunst, dem Defregger sein Können ohne besondere Ausbildung der eignen Individualität einschaltete, ihm gleichsam die Augen zuhielt, das wahre Wesen seiner Landsleute zu erkennen. Er malt Bauern, aber sie bebauen kein Feld, er malt Jäger, aber sie jagen kein Wild! Das Wort Arbeit scheint für sie nicht zu existieren. Darum bedeutet auch die Entdeckung des Tiroler Volkes für die bildende Kunst keine eigentliche Tat, denn nicht die Kunst wechselte, sondern nur der Schauplatz und das Kostüm; das Lustspiel oder Trauerspiel, das der Maler malte, blieb das alte. Defregger bedeutet ein letztes spätes Glied in der langen Kette, die sich an die großen holländischen Bauernmaler anschloß. Ihre malerischen Reize sind allerdings, nachdem die Tradition unterbrochen, verloren gegangen. Ihre Derbheit ist der süßlichen Verfeinerung der modernen Zeit gewichen, aber geblieben ist die Anschauungsweise,



Phot. Jaeger & Goergen, München

Salon in Defreggers Villa in München

die den Bauern nicht als selbständigen Kulturfaktor auffaßt, sondern als das Objekt einer gewissen Neugierde von andrer Seite. Darin müssen wir die Schwäche der Defreggerschen Kunst erkennen, und dieser Mangel wird, wenn nicht alles trügt, bei dem Entwicklungsgange der Kunst und des Geschmacks einer späteren Zeit noch viel stärker fühlbar werden.

Der Werdegang Defreggers, obwohl er vom Bauern zum Maler aufstieg, zeigt nur wenig von hartem bäurischen Trotz, vom zähen Ringen um Eigenart und eckigem Einsetzen der eignen Persönlichkeit. Das Schicksal hat ihn im ganzen ziemlich ebene Wege geführt, und diesem Umstande ist es auch wohl zu danken, daß aus seinen Bildern eine gewisse Zufriedenheit, eine so unverwüstliche Heiterkeit uns entgegenlacht, die das deutsche Publikum widerstandslos gefangennahm. Ueber seine Jugend hat Defregger selbst einmal in früheren Jahren dem bekannten Kunstkritiker Friedrich Pecht folgendes erzählt:

„Als der einzige Sohn eines wohlhabenden Bauern am 30. April 1835 geboren, regte sich in mir der Trieb zur Kunst schon so lange ich zurückdenken mag. Als Kind schon formte ich aus dem Teig, aus dem man die Krapfen backt, allerhand Figuren und Tiere, da dies das einzige Material war, das ich in unserm abgelegenen Hofe dazu benutzen konnte, außer Rüben und Kartoffeln, die ich auch viel dazu verwendete. Dann fing ich später an, mit der Schere aus Papier allerhand Figuren und Landschaften auszuschneiden und verwendete dazu Blätter, die ich aus alten Büchern riß. Welches Glück, als ich erst einmal einen Bleistift auftrieb und nun meinen Figuren auch Gesichter machen konnte! Da bis zum fünfzehnten Jahre meine Hauptbeschäftigung im Viehhüten bestand, so hatte ich Zeit genug, mich in diesen Dingen zu üben, und erlangte bald eine Berühmtheit im Dorf durch mein Talent, so daß mein Vater mir nach und nach mehr Bleistifte anschaffte. Ich bemalte nun alle Wände und Flächen, die irgend zu



Phot. Jaeger & Goergen, München

Villa Defregger an der Königinstraße in München



Franz von Defregger Das neue Wagerl

erreichen waren. So ahmte ich auch, als ich schon etwa vierzehn Jahre alt war, das Viertelstück eines Guldenzettels, wie sie damals nach Achtundvierzig in Oesterreich aus Mangel an Kleingeld überall zerschnitten wurden, so täuschend mit Bleistift nach, daß mein Vater, stolz auf meine Geschicklichkeit, mir einen Fünfzigguldenschein zum Nachzeichnen überließ, den ich in Ermanglung aller sonstigen Originalien mit unendlicher Mühe so ähnlich herstellte, daß unsre Nachbarn eine Wette mit einem Vetter eingingen, daß er ihn nicht von einem echten unterscheiden könne. Er verlor die Wette; mein Ruhm wäre mir aber bald übel bekommen, denn irgendein Uebelwollender, der davon gehört, ging aufs Amt, um mich anzuzeigen, daß ich Banknoten nachahme, und mein Vater wurde alsbald hinzitiert. Als Bürgermeister der Gemeinde und grundehrlicher Mann bekannt und geachtet, ward es ihm leicht, für seine Darstellung des Hergangs Glauben zu finden, aber ich, der viel Angst darob ausgestanden, verlor doch gründlich die Lust, Banknoten nachzuzeichnen."

Als Defregger zweiundzwanzig Jahre alt war, starb sein Vater. Er mußte selbst den Hof übernehmen, und nun zeigte es sich sehr bald, daß kein Bauer in ihm steckte. Uebervorteilt beim Handel, unbefriedigt von seiner ganzen Existenz, verfiel er auf den Gedanken, auszuwandern. Er verkaufte den Hof, und erst nachdem der Amerikaplan gescheitert, lenkte er auf den Rat des Pfarrers in seine eigentliche Laufbahn ein. Eines Tages stellte er sich bei dem Bildhauer Stolz in Innsbruck ein, ein hochgewachsener stattlicher Mensch in kurzen Lederhosen, und trug ihm die Bitte vor, er möge ihn das Zeichnen lehren, er werde auch alles bezahlen! Stolz war der erste, der Defregger auf das Arbeitsgebiet hinwies, auf dem er später seine schönsten Lorbeeren pflücken sollte. Auf seine Anregung versuchte er sich zunächst in der Darstellung des heimatlichen Volkslebens. Als er das erstemal mit einigen Kompositionen dieser Art zu ihm zurückkam, brachte er zwei Landsleute mit, die bezeugen sollten, daß die dargestellten Persönlichkeiten wirklich den Originalen entsprächen. Schließlich gelang es ihm in München nach einer Vorbereitungszeit, Schüler von Piloty zu werden, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, wo er sich im Handwerksmäßigen seiner Kunst weiter ausbildete, ging er seine eignen Wege. Lange noch mit der Technik kämpfend, durchwanderte er immer wieder sein Heimatland und sammelte so allmählich Eindrücke und künstlerische Aufzeichnungen, aus denen sich nach und nach seine Werke entwickelten.

Das erste Bild, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, ist zugleich eines seiner besten. Es behandelt die bekannte Szene zwischen dem Tiroler Freiheitshelden Speckbacher und seinem Sohne Anderl. Der Vater, der dem jungen Knaben verboten, an dem Kampfe teilzunehmen, sieht sich plötzlich seinem Sprößling gegenüber, der, den Stutzen umgehängt, halb ängstlich, halb zuversichtlich zu dem zürnenden und doch schon zum Verzeihen geneigten Vater emporsieht. Hier zeigt sich schon diese Verbindung des Historischen und Genrehaften, das den Erfolg seiner Bilder zum größten Teil begründete. Auf diesem Wege weitergehend, schuf Defregger die beiden Gemälde „Letztes Aufgebot" (1874) und „Heimkehr der Sieger 1809" (1876), die bei der Begeisterung, die überall nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich in deutschen Landen herrschte, zugleich als patriotische Taten gepriesen wurden und Defregger schnell zu einem der populärsten Künstler Deutschlands machten. Später wurde Andreas Hofer sein Held. Auch die andern Führer des Tiroler Volkskampfes erscheinen hier und dort in seinen Bildern. Einer der Unterführer, dessen Name weiteren Kreisen kaum mehr bekannt sein dürfte, der Tharerwirt Peter Sigmair von Olang, ist in einem besonders dramatischen Bilde verherrlicht worden, das wir unsern Lesern in einer Nachbildung vorführen. Wie bekannt, flohen die Anführer, als der Aufstand von der Uebermacht erdrückt worden war, und hielten sich in dem damals noch unwegsamen Gebirge versteckt. Um den Tharerwirt aus seinem Verstecke herauszulocken, ersann der französische Kommandant Broussier ein teuflisches Mittel: er ließ das Gerücht aussprengen, er werde statt des Tharerwirts seinen Vater erschießen lassen. Dies Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Als die Soldaten den Alten abführen wollen, erscheint plötzlich der Sohn, fest entschlossen, sein Schicksal selbst zu tragen.

Auch der Geschichte des stammverwandten bayrischen Volkes hat Defregger eines seiner packendsten Bilder, den „Schmied von Kochel", entnommen. Es handelt sich hier um den Aufstand der Oberländer Bauern, die, um ihren Kurfürsten von Oesterreich zu befreien, den Roten Turm in München erstürmten, und dann am Weihnachtstag 1705 in der Sendlinger Bauernschlacht unterlagen.

Neben diesen historischen Bildern schuf der Künstler einige religiöse Gemälde, und besonders in ununterbrochener Reihe Genrebilder auf Genrebilder. Meistens handelt es sich um Szenen des Feierabends, der Muße von täglicher Arbeit. Es wird etwas viel getanzt auf diesen Bildern, allzu lieblich sind die Madeln und gar zu appetitlich die kleinen Kinder. Aber der gute Humor läßt vielfach diese Schwächen vergessen. **Karl von Dahlen**

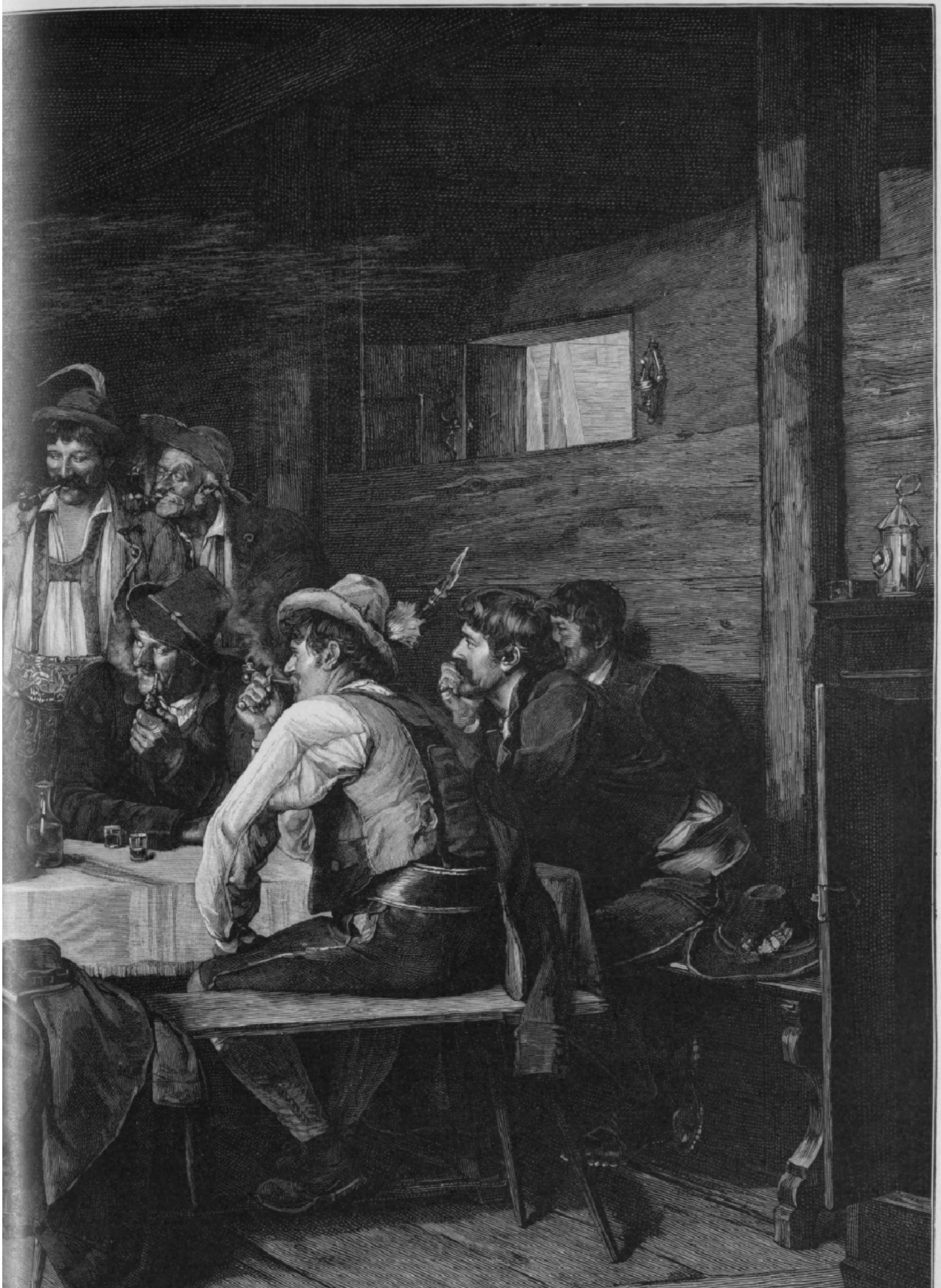


Franz von Defregger „Unser täglich Brot gib uns heute!"



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Der Salontiroler. Nach dem



e von Franz von Defregger (München)

Mein erstes Liebesabenteuer

Von

Roda Roda

Meine Mama überraschte mich bei der Toilette. Eine Weile sah sie mir ruhig zu, wie ich wohlriechende Salben an mein Haupt tat, emsig den Schnurrbart suchte, nach einiger Zeit auch fand und festlich emporzwirbelte — und wie ich dann die Krawatte zu einem unerhört feinen Knoten schlang.

„Was hast du denn heute?“ fragte sie endlich erstaunt. — Sie war so umständliche Vorbereitungen bei mir sonst nicht gewohnt.

„In der Tanzschule ist Schlußkränzchen,“ erwiderte ich mit weltmännischer Gelassenheit.

„So —? — Na, dann gib nur auf deinen neuen Anzug acht!“ mahnte sie. — Die Erinnerung an einen vorausgegangenen Tanzschulabend, der mit einer solennen Balgerei der beteiligten Ritterschaft geendet und eine funkelnagelneue Hose gekostet hatte, war in Mama sichtlich noch lebendig.

„Ich bin doch kein kleines Kind!“ rief ich empört. — „Adieu, Mama!“

Als ich mich meinem Ziele näherte, fuhr eben ein Wagen vor, und einen Augenblick später erschien Dora, meine angebetete Dora, unter einem Berg von Pelzen, Spitzenschals und Tüchern. Ich eilte hinzu und war so glücklich, ihr aus dem Wagen helfen zu dürfen.

Ich durfte sie auch zum ersten Walzer engagieren — zur zweiten Quadrille — zum Kotillon — ja, zuletzt tanzte ich überhaupt nur mehr mit ihr. — Ein rosenrotes Meer von Glück umwogte mich. Alles ging famos. Die Welt war schön — o, so schön wie ein Frühlingstag im goldenen Zeitalter. — — Und ich beschloß, meinen Gefühlen in einem Epos von achtundvierzig Gesängen Ausdruck zu geben. Ich hatte ja schon oft geliebt — sehr oft sogar. Einmal sieben Monate hintereinander — treu und wahr — immer ein und dasselbe Mägdlein. (Es existiert darüber ein lyrischer Zyklus „Blätter und Blüten“.) Aber wenn ich Dora in Gedanken neben jene andern stellte, an die ich vordem mein Herz verschleudert hatte, mußte ich mir eingestehen: es waren Geschmacksverirrungen gewesen.

Diese Ida zum Beispiel! Welche Ausgeburt von Albernheit! Wenn man sie wie eine Zitrone preßte, brachte man im besten Falle ein todmüdes „Ja“ heraus. — Wo hatte ich denn meinen Verstand, als ich diese Schneegans zur Heldin meines Jambendramas machte?

Oder Ida die Zweite! Wollte man sie küssen — und das muß man doch, wenn man liebt —, dann stieß sie wie ein Esel mit den Füßen um sich. — Schickt sich das für ein angebetetes Wesen?

Dora aber war ganz anders als jene Idas und Kamillen, deren in meiner Lebensgeschichte ebenfalls zwei vorkommen. — Dora wartete doch nicht erst, bis ich nach mühsamem Suchen ein Thema fand. Sie plauderte munter drauf los — jetzt von dem und dann von jenem —, schlug selbst die waghalsigsten Ausflüge auf die Galerie des Saales, in den Winterhain, zum Büfett vor, ging nicht erst ihre Vorfahren fragen, wenn ich ihr ein Bonbon anbot — kurz, Dora Höhnel war ein höheres Wesen in dieser niederen Welt — ein Wesen, dem nur ein Epos von sechsundneunzig Gesängen halbwegs gerecht werden konnte. — Und das beschloß ich denn auch zu schreiben.

Während der großen Pause zogen sich Herr und Frau Höhnel in ein anstoßendes Kabinett zurück und forderten mich auf, mitzukommen. — Das machte mich selig. Wir nahmen Platz, Dora mir zur Rechten. — Das machte mich dionysisch.

Als ich so, dem Augenblicke schwelgerisch hingegeben, an ihrer Seite saß, da griff plötzlich — — — Ja, plötzlich griff der Todesengel mit grausamer Hand in meine Wonne: etwas Entsetzliches geschah. Herr Höhnel bot mir nämlich eine Zigarre an.

Himmel — was jetzt? —

Dora bemerkte meinen Schrecken und fragte spitz: „Ah — Sie rauchen noch nicht?“

Und das sollte ich eingestehen? — Lieber sterben! — Frau Höhnel mahnte noch ab, wie Mütter pflegen; ich segnete sie heimlich dafür und schwor im stillen, diese ausgezeichnete Frau mein Lebenlang schätzen und ehren zu wollen ... Dann schloß ich ergeben die Augen und zündete an. — Herr Höhnel, der Unmensch, hatte kurz vorher mit seinen studentischen Heldentaten renommiert. Nun, er sollte sehen, daß das Geschlecht der Recken noch nicht ausgestorben ist!

Scheußliches Kraut, das! Ich kam auf den einzigen Gedanken, der mich retten konnte, und beschloß, die verdammte Zigarre langsam verkohlen zu lassen.

Eine Zeitlang bemerkte es niemand. — Dann sagte Herr Höhnel lächelnd: „Sie sehen Dora immer so komisch an und vergessen dabei das Rauchen.“

„Ja — Fräulein Dora — sieht heute — heu — heute — — das rosafarbene Kleid steht ihr so gut —!“ stotterte ich, verschluckte einen Seufzer und sog in Gottes Namen wieder an meinem Stengel. —

Ich glaube, Kolumbus hat den Tabak nach Europa gebracht. — Was mag den sonst so klugen Mann auf diese unsinnige Idee gebracht haben?



Knabenbildnis

Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)

Kaum hatte ich einige Züge getan, als auch schon vor meinen Augen alles in einem grün und roten Nebelschleier tanzte. Ich fühlte, wie ich bleich wurde — mir ward ungeheuer — ja, ungeheuer unwohl. —

Herr Höhnel erzählte wieder, wie schneidig er schon als Gymnasiast gewesen — mir war es wie ein Traum. — Wahrhaftig, noch ärger: wie ein Mühlrad. — Ein Schwindel erfaßte mich — — — die Zigarre entglitt meinen Händen — — — ich hörte noch einen schwachen Schrei — — — und dann nichts mehr — — —.

*

Als ich wieder erwachte, war das Kabinett leer. — Der Tanzlehrer stand mit einem nassen Tuche bei mir und — hielt mir den Kopf ...

Was geschehen war —? — Doras Kleid hatte von meiner Zigarre Feuer gefangen — und Dora selber sollte Brandwunden davongetragen haben.

Gott weiß, wie ich nach Hause kam — ich nicht. — Die ausführliche Pauke meiner Mutter — sie entdeckte einen Brandfleck auf meinem Rocke — traf auf taube Ohren.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr, als wir eben aus der Schule entlassen worden, machte ich mich zerknirscht auf, um mich nach Doras Befinden zu erkundigen. — Ich war — wenigstens in der Evelinenstraße noch — eisenfest entschlossen, meinem ach so verfehlten Leben ein fürchterliches Ende zu machen, wenn Dora etwa schwer erkrankt sein sollte.

Als ich aufs Glacis kam, fiel mir ein weniger blutiger, aber ebenso ehrenhafter Ausweg ein: ich wollte ins Kloster gehen und mein ganzes künftiges Leben der Reue und Kasteiung weihen.

Auf dem Petersplatze kam ich zu der Einsicht, daß eigentlich, wenn man die Sache recht betrachtete, die Hauptschuld an dem unglückseligen Falle Herrn Höhnel beizumessen sei. Er hatte mich durch die Erzählung seiner Abenteuer gereizt. Er hatte mir die Zigarre geschenkt. — Aber er hätte bedenken müssen, daß — — —.

Ich wandte die Sache auf die linke Seite und fand, daß Herr Höhnel, wenn er auch nur eine Spur von Ehrgefühl hatte, verpflichtet sei, sich zu erschießen, und ich, die auf so tragische Weise ihres Ernährers beraubte Waise — zu heiraten.

Im Schaufenster einer Blumenhandlung sah ich ein prachtvolles Bukett. Das wollte ich Dora bringen und ihr sagen ... sagen, daß ... Na, sie würde mich schon verstehen —! — Und wenn Herr Höhnel auch nicht anständig genug wäre, sich zu töten: heiraten mußte ich Dora auf jeden Fall.

Mein Taschengeld erwies sich für den Ankauf des schönen Buketts leider als unzureichend. — Aber einen riesigen Strauß Georginen wollte mir der Blumenmann preiswert überlassen, und der Handel ward perfekt.

Ich hatte den Laden kaum verlassen, als ich — es war wie verhext! — unserm Physikprofessor Doktor Speck begegnete. — Er lächelte eisig. —

„Für wen sind denn die zarten Blümchen bestimmt?“ fragte er.

„Für mei — meine — meine Großmutter, sie hat heute Namenstag,“ erklärte ich.

„Einfach rührend! — Na — jetzt nur rasch, damit Sie zur Festtagstorte zurechtkommen, treuer Enkel!“

Ich beeilte mich, den unangenehmen Patron loszuwerden, und stand bald im Höhnelschen Flur. Ein Diener meldete mich an.

Dora erschien, und ich war mit ihr allein. Den linken Arm trug sie im Verband.

„O, Fräulein Dora,“ begann ich zitternd, „können Sie mir jemals verzeihen? Durch meine Ungeschicklichkeit ha — habe ich Ihnen große Schmerzen bereitet. Doch ich will es sühnen!“ —

Die Rührung hatte mich übermannt. Ich machte eine kleine Pause — einen Anlauf sozusagen — zu dem großen Sprunge, der jetzt folgen sollte — dem Heiratsantrag. —

„Fräulein Dora,“ fuhr ich finster fort, „auch ich leide — leide Ihretwegen!“ —

„Dann bedaure ich Sie recht herzlich. Wo sitzt das Uebel? Haben Sie schon einen kalten Umschlag versucht?“

„O Dora, wie grausam! — Sie scherzen! — Ich habe — —“

Jetzt wäre er unausbleiblich gekommen, der Heiratsantrag. Ich war doch eben schon dabei gewesen, mein Herzweh einzugestehen, und daran passend anzuknüpfen, hätte einem humanistisch gebildeten jungen Manne keine Schwierigkeiten gemacht.

Aber im Rate der Götter war's anders beschlossen.

Denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und herein trat — mein Physikprofessor.

In diesem Augenblicke!!! — Gerade er!!!

— Ich war wie versteinert. —

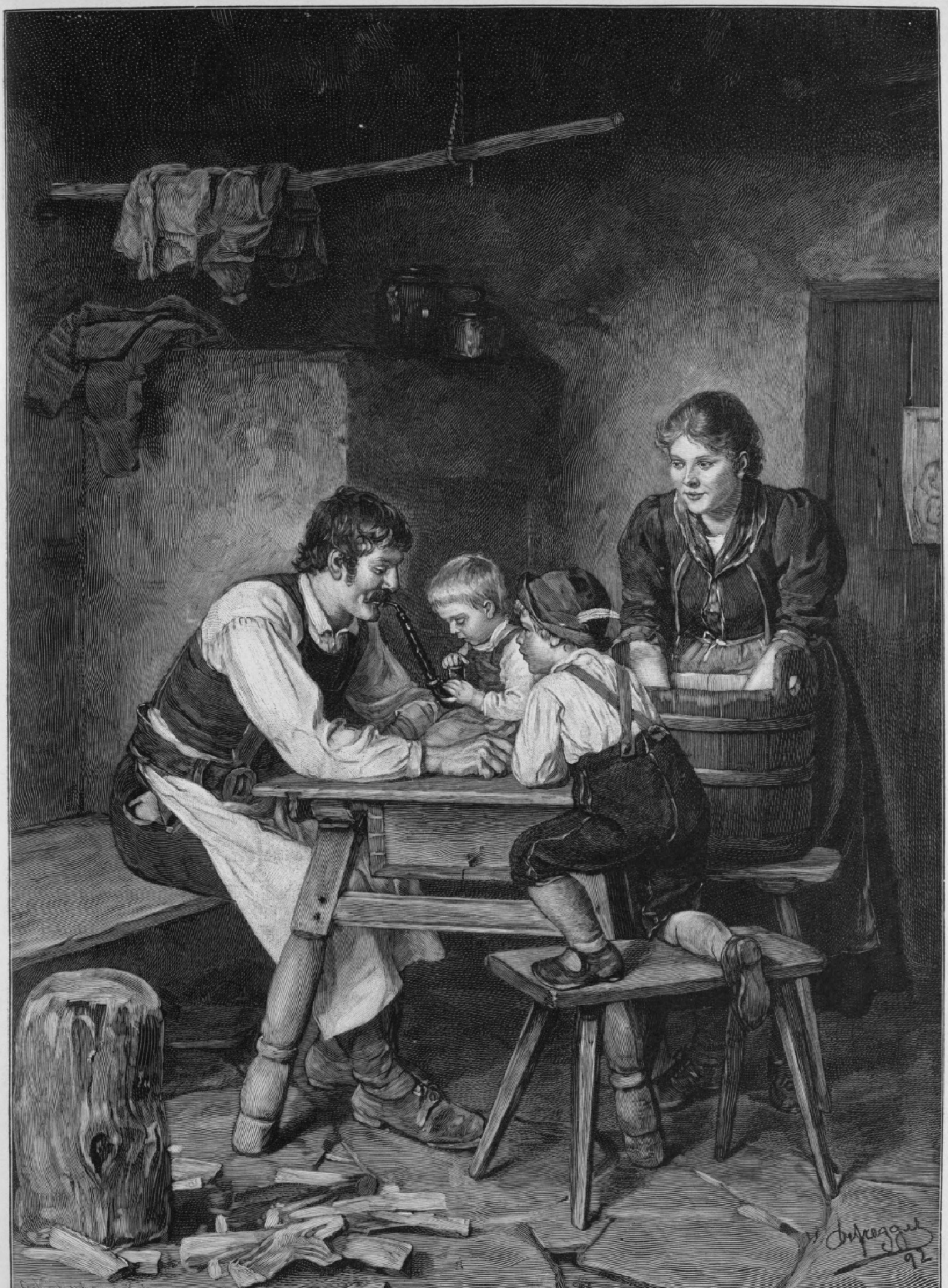
Dora — ihm mit bezauberndem Lächeln entgegen.

„Herr Roda! — — — Mein Bräutigam Doktor Speck!“ sagte sie, indem sie uns einander vorstellte.

Doktor Speck erklärte sofort, daß er die Ehre meiner Bekanntschaft schon seit längerer Zeit genieße. — Mit einem süffisanten Blicke streifte er meine Georginen — — — ein immer breiteres Lachen zuckte um seinen Mund — — — und zu meinem innigen Leidwesen mußte ich bemerken, daß ihm die Bestimmung der Georginen vollkommen klar wurde.

Er lachte nicht mehr, — nein, er gröhlte wie toll, der prächtige Jugenderzieher. — Dora mußte ihm liebreich den Rücken klopfen, damit er nicht ersticke.

Ich aber stand da — mit dem unangenehmen Bewußtsein, daß ich den Strauß nun wirklich und wahrhaftig würde meiner Großmutter bringen müssen.



Die neue Pfeife

Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)



Vor dem Aufstieg

Eine Vergnügungsreise im Luftschiff

Von

Johannes Porschel

(Mit acht Abbildungen nach photogr. Aufn. von E. Härtel, Hauptmann im Feldartillerieregiment Nr. 68, Riesa a. E.)

Die Freunde der Luftschiffahrt werden immer zahlreicher. Das zeigt uns ein Blick in das jüngst erschienene Jahrbuch des Deutschen Luftschifferverbandes, der erst sein zweites Jahr vollendet hat und schon nicht weniger als sieben Vereine mit 2224 Mitgliedern umfaßt. Der älteste dieser Vereine ist der 1882 gegründete Berliner Verein für Luftschiffahrt. Ihm folgten 1889 der Münchner, der neuerdings eine besondere Abteilung Regensburg gebildet hat, 1896 der Oberrheinische in Straßburg, 1901 der Augsburger, 1902 der Niederrheinische in Barmen, 1903 der Posener und im Juni 1904 der Ostdeutsche Verein in Graudenz. In den Mitgliederlisten der Vereine finden wir neben Angehörigen deutscher Fürstenhäuser Offiziere, Akademischgebildete aller Fakultäten, Vertreter von Landwirtschaft, Handel und Industrie verzeichnet. Der Münchner Verein zählte allein acht Prinzen und eine Prinzessin des bayrischen Königshauses zu seinen Mitgliedern, und neben den Namen von sechs sehen wir einen kleinen Ballon abgebildet zum Zeichen, daß sie selber Fahrten ausgeführt haben, unter ihnen auch die Prinzessin Therese von Bayern, die damit dem zuerst von der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Altenburg gegebenen Beispiele gefolgt ist. Ueberhaupt ist die Zahl der Damen, die sich an Luftreisen beteiligen, gar nicht gering. Schon dieser Umstand spricht dafür, daß die Gefahren einer gewöhnlichen Ballonfahrt bei der jetzt so vorgeschrittenen Technik nicht mehr groß sind. Anders natürlich bei den kühnen Versuchen, das Problem des lenkbaren Luftschiffes zu lösen oder, wie man schon mit Recht sagen darf, das gelöste Problem praktisch verwendbar zu machen.

Ein Platzen oder Zerreißen der Ballonhülle ist kaum noch möglich. Das beim Steigen sich erwärmende und ausdehnende Gas entweicht je nach Bedarf durch den unten geöffneten Füllansatz, und die Hülle selbst besteht jetzt meist aus zwei diagonal zueinander verlaufenden kräftigen Baumwollgeweben, zwischen denen sich eine Gummidichtung befindet. Vor Seekrankheit braucht man keine Angst zu haben, da der Ballon ja nicht vom Winde zu leiden hat, sondern ohne Eigenbewegung von der Luftströmung getragen wird. Infolge dieser Windstille werden auch ziemlich niedrige Temperaturgrade nicht als Kälte empfunden. Die Landung aber erfolgt jetzt dank dem nie mehr fehlenden Schlepptau und der sogenannten Reißvorrichtung, die eine sofortige Entleerung des Ballons ermöglicht, in der Regel „glatt". Auch die Kosten einer Ballonfahrt sind nur noch mäßig. Wenn man mit der Fahrtgeschwindigkeit einiges Glück hat, betragen sie bei einer Füllung mit Leuchtgas etwa das Vierfache einer Eisenbahnfahrt, der Genuß aber ist der hundertfache, macht also eine Ersparnis von 96 Prozent! Sogar das viel leichtere und leistungsfähigere, bisher aber dreimal so teure Wasserstoffgas ist in neuester Zeit beinahe auf die Hälfte seines früheren Preises zurückgegangen.

Um unsern Lesern von den ganz eignen Reizen solcher Fahrten eine schwache Ahnung zu verschaffen, führen wir ihnen eine vom Glück recht begünstigte Reise, die am 18. Juli 1904 von drei Mitgliedern des Berliner Vereins unternommen wurde, in Wort und Bild kurz vor. Zur Aufnahme der kleinen, aber sehr scharfen Bilder wurde eine Ernemann-Kamera (Dresden) mit besonders großem, lichtstarkem Objektiv verwendet, die rasche Auswechslung der Perutz-Perxanto-Platten erfolgte durch drei Jalousiewechselmagazine. Uebrigens ist das Photographieren vom Ballon aus mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden.



Königs-Wusterhausen in der Mark aus einer Höhe von 1100 Metern

Gasanstalt Charlottenburg, vormittags 10 Uhr: der große, leuchtend gelbe Vereinsballon „Helmholtz", 1300 Kubikmeter Gas umfassend, 14,25 Meter im Durchmesser, ist bereits gefüllt, der in der Mitte herabhängende Füllansatz vorläufig durch eine Schnur geschlossen. Mannschaften des Luftschifferbataillons, verstärkt durch Arbeiter der Gasanstalt, sind auf beiden Seiten an die Hochlaßtaue verteilt und halten den im Winde sich wiegenden Ballon fest, während andre den ächzend sich hin und her biegenden Korb auf den Boden niederdrücken. Die Korbleinen sind an den Stahlring geknebelt, an dem auch die vom Netz heruntergehenden Auslaufleinen festgebunden sind. Der Ballonführer, Dr. Bröckelmann, hat sich auf den Korbrand geschwungen und bringt die Ventile und die Reißleine in Ordnung. Nachdem der Ballon „abgewogen", das heißt die mitzuführende Ballastmenge geregelt und der Füllansatz aufgezogen ist, erfolgt 10 Uhr 15 Minuten das letzte Kommando „Laßt los!" durch den die Abfahrt leitenden Offizier vom Luftschifferbataillon. „Glück ab!" rufen die Zurückbleibenden — denn so lautet sehr bezeichnend der Luftschiffergruß — und schauen uns noch lange nach; in wenigen Minuten sind sie für unsre Augen zu Punkten zusammengeschrumpft.

Der Ballon, der eben noch ungeduldig an den Tauen zerrte, schwebt jetzt ruhig empor und folgt, vom Nordwest getrieben, der Richtung des Landwehrkanals über Hippodrom, Zoologischen Garten und die Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche, den Wittenberg- und den Nollendorfplatz hinweg. Schon steht er in 800 Meter Höhe über dem Botanischen Garten, nach dessen Rändern zu wir einige Gebäude sehen, teils höhere, wie Museum und Palmenhaus, teils langgestreckte flache, die Gewächshäuser. Sonst ist der ganze trapezförmige Raum von Bäumen und Gartenanlagen ausgefüllt, und nach allen Seiten schließen sich mächtige Häuserblocks an. In der Mitte führt von der unteren Ecke des Botanischen Gartens aus die Stubenrauchstraße, die breite Bahnstraße kreuzend, über die Gleise der Potsdamer Bahn, die wir vom Bahnhof Schöneberg und der sie überschreitenden Kolonnenstraße links bis zum Bahnhof Großgörschenstraße und zu den Friedhöfen der St. Lukas- und Matthäigemeinde rechts verfolgen können.

Immer höher steigt der Ballon, immer weiter wird die Aussicht. Da liegt die Riesenstadt mit all ihren Vororten zu unsern Füßen, dank dem am Morgen niedergegangenen Regen ganz ungetrübt; nur über dem Potsdamer Bahnhof lagert eine leichte Dunstwolke. Der Himmel über uns ist völlig rein und tiefblau, die Sonne wirkt ungehindert, aber nicht drückend. Von ihr bestrahlt leuchten zahllose Seen: nach Norden zu, schließlich in zartem Duft verschwimmend, die Wasserstraßen und Becken um Neu- und Alt-Ruppin, im Osten über der Märkischen Schweiz die Niederungen des Oderbruchs,



Berlin mit dem Botanischen Garten aus einer Höhe von 800 Metern



Kottbus aus einer Höhe von 800 Metern


Wolkenmeer in einer Höhe von 3000 Metern über Greiffenberg in Schlesien

in ziemlicher Nähe der von der Spree durchströmte Müggelsee und die Dahmeseen, im Westen das Havelbecken mit seinen Verzweigungen bis Spandau und Brandenburg. Dazwischen ein Gewirr von Feldern und Wiesen, teils parallel zueinander, teils seltsam gekreuzt, ein Netz von Landstraßen, die Städte und Dörfer miteinander verbinden, an Gehöften und Rittergütern mit Parkanlagen vorüberführen, dazu die langen, scharf ausgeprägten Linien der Eisenbahnen. Das Auge kann sich nicht sattsehen an diesem gewaltigen, farbenprächtigen Panorama, das sich jede Minute verändert und immer neue Reize zeigt.

Der Wind behält seine nordwestliche Richtung bei. Bald liegt eine freundliche Ortschaft unter uns mit stattlichem Jagdschloß und Park, Königs-Wusterhausen an der Notte, wo der Kaiser in jedem Herbst zu kurzem Jagdaufenthalt einkehrt. Die Eisenbahnlinie Berlin-Görlitz, Land- und Wasserstraßen treffen hier zusammen, Wälder reichen nahe heran, und nordwärts schweift der Blick über die Dahmeseen. So schnurgerade auch die Luftlinie unsrer Fahrt von Nordwest nach Südost sich zieht, so zeigt sie doch, wie dies namentlich im Sommer in der Regel der Fall ist, stark vertikale Schwankungen. Der selbsttätige Barograph, ein sinnreicher Apparat, der dem Luftschiffer ebenso unentbehrlich ist wie das Tieflot dem Seefahrer, beschreibt eine wunderliche Zickzacklinie. Seen und große Waldungen, wie der eben unter uns sich ausdehnende Wusterhauser, der Wasserburger und der Hammerforst, üben durch die emporsteigende Ausdünstung viel Anziehungskraft aus, und der Feuchtigkeitsgehalt von Wolken, die wir durchfliegen, beschwert den Ballon. Da heißt's aufmerksam sein auf jede Neigung zum Sinken und den Fall rechtzeitig durch Auswerfen von Sand „abfangen". Wenn wir, in den Genuß des Schauens vertieft, dies einmal versäumen, so müssen wir unsre Unachtsamkeit durch große Opfer an Ballast büßen und verkürzen uns dadurch die Dauer der Fahrt.

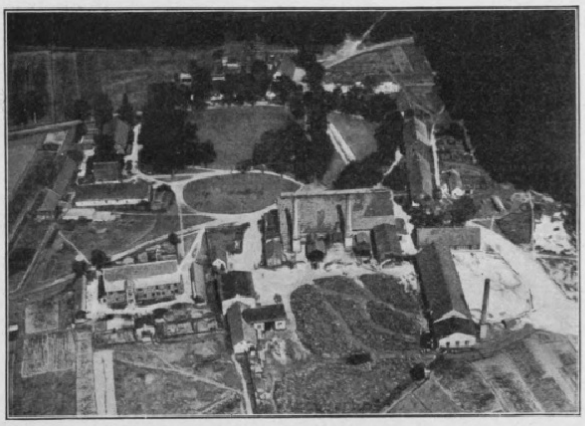

Waldbrand an der Görlitz-Kohlfurter Bahn (1600 Meter)

Ueber Wendisch-Buchholz hinweg erreichen wir den Spreewald, den wir in seinem ganzen Umfang wahrnehmen; 60 Kilometer lang, ist er in seinem unteren Teile urwaldartig, in der Mitte eingeschnürt, nach Süden zu aufgelöst in eine weite Busch- und Wiesenlandschaft, zwischen deren vereinzelten kleinen Gehöften Wasserläufe den Verkehr vermitteln. Es ist 1 Uhr geworden, jetzt fordert auch der Körper seine Rechte. Das Barogramm stellt sich gerade als eine sanfte Wellenlinie zwischen 2000 und 2200 Meter dar, ein Beweis, daß der Ballon in einer Gleichgewichtszone schwimmt. Die Gelegenheit zum Mittagsmahle ist also günstig. Wie das mundet in der reinen Höhenluft, und wie frisch der Rheinwein sich am Boden des Korbes gehalten hat, wo beim Steigen und Fallen die Luft kühlend durch das Weidengeflecht streicht!

Inzwischen haben wir uns einer größeren Stadt genähert, an der vier Eisenbahnlinien sich kreuzen, Kottbus, übrigens der Geburtsort des ersten von Erfolg gekrönten deutschen Luftschiffers, Karl Friedrich Claudius, geboren 1767, eines Neffen des bekannten Dichters Matthias Claudius. Der Mittelpunkt der alten Stadt, der unregelmäßige große Platz mit der riesigen Oberkirche, ist schnell herausgefunden. Gleich daneben liegt der Markt mit dem Rathaus. Krumme Straßen und kleine Gäßchen gehen von hier aus; wo aber einst Wall und Graben die Stadt schirmten, da sind jetzt Promenaden angelegt, deren schön geschwungene Linien in wundervoller Klarheit hervortreten. Die Spree teilt sich: das alte Flußbett, in dem die Wellen über das Wehr schäumend abwärtsgleiten, und der Mühlgraben mit seinem ruhigeren Wasser bilden eine Insel, deren größerer Teil mit Rasenplätzen und Baumgruppen bedeckt ist. Außerhalb der alten Stadt sind die Straßen regelmäßiger, moderner angelegt, und jenseits der Spree schließt sich das vorstadtartige Dorf Sandow an.

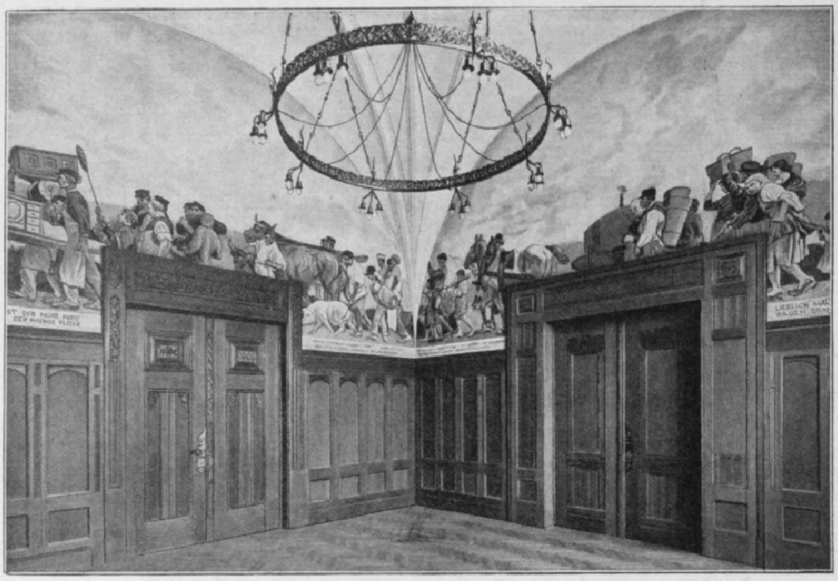
Wir folgen noch immer in einiger Entfernung der Görlitzer Bahn. Das Gelände wird hügelig, wir erkennen dies nur an den nicht mehr so geradlinig, sondern in Windungen verlaufenden Straßen. Die Geschwindigkeit, mit der wir fliegen, läßt sich durch Abzirkeln auf der Karte leicht berechnen, sie beträgt durchschnittlich 36 Kilometer in der Stunde. Ungeheure Waldungen breiten sich wieder unter und vor uns aus. Schon erkennen wir mitten darin in der Ferne das reich mit Giebeln geschmückte Renaissanceschloß Muskau über dem gleichnamigen Orte an der Neisse, da beliebt es unserm Ballon, sich einen kleinen Scherz mit uns zu machen. Aus einer Höhe von 2100 Metern sinkt er plötzlich mit immer zunehmender Schnelligkeit herab, was wir auch ohne einen Blick auf die fast senkrecht absteigende Linie des Barogramms an einem heftigen Druck und Knacken im Ohr deutlich wahrnehmen. Die Erde scheint zu uns emporzusteigen, auf ihr eine Fabrikanlage mit hohen Schloten, große Schlackenhaufen auf der einen, blendende Glasmassen auf der andern Seite, dahinter schmucke Wohnhäuser mit Rasenflächen und Baumalleen. Es ist die, ebenso wie das Schloß Muskau, dem Grafen von Arnim gehörige Glashütte Jämlitz. Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen eilen aus den Gebäuden herbei, sie haben uns bemerkt und freuen sich schon, die seltenen Gäste aus Wolkenkuckucksheim bei sich begrüßen zu können. „Herunterkommen, herunterkommen!" so locken sie, wir aber haben noch keine Lust dazu. Der reichlich ausgeworfene Sand hat unser Fahrzeug endlich genug erleichtert, daß es sich wieder hebt, anfangs rasend schnell, dann allmählich bis zu 2900 Metern, nicht so hoch, daß wir irgendwelche unangenehme Empfindung hätten, aber doch hoch genug, uns das Gesicht gründlich zu verbrennen, das sich einige Tage darauf, wie nach einer Gletscherwanderung, völlig schält.

Die Aussicht ist dadurch immer umfassender geworden und überaus reizvoll besonders nach Süden, wo in der Ferne jetzt Elbsandstein-, Lausitzer-, Iser- und Riesengebirge aufsteigen, während wir im Osten den Zobten bei Schweidnitz und rechts vor uns Görlitz neben der Landskrone erblicken. Eben schweben wir südlich von Rothenburg über die Bahnlinie Kohlfurt-Görlitz hinweg, da entdecken wir unweit der Stelle, wo die breite Landstraße die Bahn kreuzt, ein weißes Wölkchen über dem Walde mit einem seltsam leuchtenden Kern, bei genauerem Hinsehen bemerken wir, daß es ein Waldbrand ist, einer der vielen, welche die Trockenheit des letzten Sommers mit sich brachte. Die Forstverwaltung hatte später die Güte, uns mitzuteilen, daß es uns gelungen sei, den Brand gerade zur Zeit seiner größten Ausdehnung aufzunehmen.


Hüttenwerk Jämlitz bei Muskau aus einer Höhe von 200 Metern

Ueber Lauban hinweg geht unser Flug, und doch ist es uns versagt, seinen Anblick von oben zu genießen. Das Bild unter uns wird durch leichte Schatten getrübt, dann webt sich ein Schleier über der Landschaft, Schneefelder scheinen unter uns zu liegen, es sind zahllose flockige Wolkenballen,


Die Landung



Vorsaal im neuen Stuttgarter Rathaus mit dem Fries der Zünfte von R. Haug

Das neue Stuttgarter Rathaus

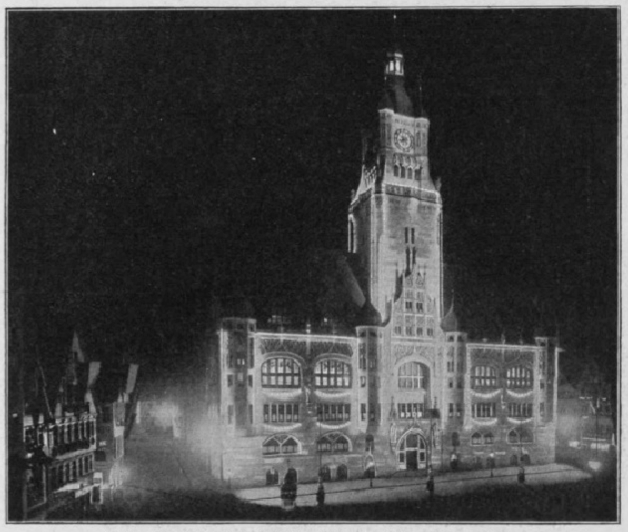
(Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen der Hofphotographen H. Lill und H. Brandseph in Stuttgart)

Der stattliche Neubau des Stuttgarter Rathauses, von dem wir unsern Lesern schon bei Gelegenheit der Fertigstellung der Hauptfassade ein Bild vorführten, ist nunmehr auch im Innern vollendet und konnte am 1. April 1905, an demselben Tage, da durch die Eingemeindung von Cannstatt, Untertürkheim und Wangen die Stadt sich in ein Groß-Stuttgart verwandelte, seiner Bestimmung übergeben werden. Das neue Stadthaus hat eine verhältnismäßig lange Baugeschichte hinter sich; wenigstens begann man schon im Jahre 1870 einen Neubau zu planen, und lange Jahre gingen darüber hin, daß bald diese, bald jene Stelle der Stadt dafür in Betracht gezogen und dann wieder verworfen wurde. Endlich erkannte man es doch als das Richtige, das neue Rathaus da zu erbauen, wo schon das alte seinen Platz gefunden, am Markt, im Mittelpunkt der Altstadt, nahe der Stiftskirche, deren malerische Türme das Wahrzeichen Stuttgarts bildeten. Mag man es auch beklagen, daß der alte, für die örtliche Bauweise der vergangenen Jahrhunderte so charakteristische Bau mit seinen so gut zu ihm passenden Frontnachbarn vom Erdboden verschwinden mußte, so handelte es sich eben doch dabei um eine unumgängliche Notwendigkeit; und die beiden Architekten, denen der Neubau

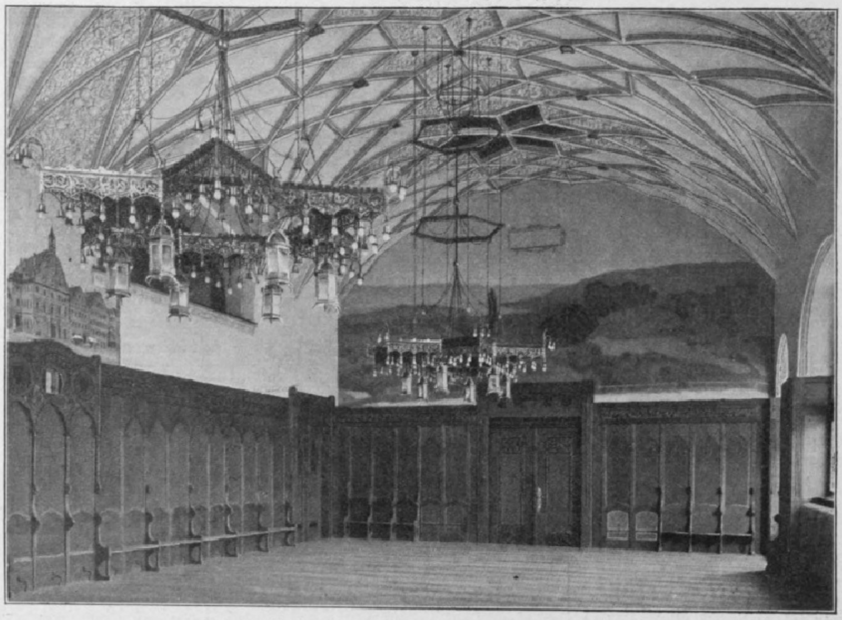
die, immer dichter werdend, uns schließlich ganz von der Mutter Erde scheiden und damit keiner der vielen Reize einer Ballonfahrt uns fehle, sehen wir jetzt auch, zwar klein, aber deutlich, das Spiegelbild unsers Fahrzeuges in den Wolken etwa 1000 Meter unter uns (auf dem Bilde nicht sichtbar).

Mit der Nähe des Riesengebirges ist aber auch unsrer Fahrt ein Ziel gesetzt. Der Ballon, von ihm angezogen, schießt aus der erreichten Maximalhöhe von 3000 Metern jäh herab, und da unser Ballast zur Neige geht, benutzen wir das unfreiwillige Sinken gleich zur Landung. Rasch den Korb „klar gemacht“ und alle beweglichen Gegenstände in den Weidenkasten verpackt. Eine Wiese zwischen Warmbrunn und Giersdorf bietet für unsre Absicht das geeignete Gelände. Nur wenige Minuten noch, dann haben wir sie erreicht. Der Korb stößt auf, schwebt gleich darauf noch einmal mit Schnellzugsgeschwindigkeit über den Boden hin, dann fliegt er krachend gegen einen Baumstamm, der Ballon, vom Führer mit kräftigem Ruck bis zu seiner Mitte aufgerissen, zersplittert die Aeste über uns und sinkt auf der andern Seite der Straße über die Telegraphenleitung hinweg schlaff zur Erde. Herbeieilende Landleute helfen uns, das Tauwerk zu entwirren, Hülle und Korb für den Rücktransport nach Berlin fertigzumachen.

Zwei Tage später schauten wir vom Observatorium der Schneekoppe aus nordwestwärts über einen großen Teil der von uns überflogenen Lande, beglückt in der Erinnerung an das Erlebte, noch froher in dem Gedanken an die nächste Fahrt. Denn wer einmal diese wunderbare Erhebung nicht bloß des Körpers über Dunst und Lärm, sondern auch des Geistes und Herzens über Sorgen und Kleinkram der Alltäglichkeit kennen gelernt hat, dem geht es wie dem Romfahrer, der einen Soldo in die Fontana Trevi geworfen hat: — die Sehnsucht läßt ihn nicht wieder los und treibt ihn, den Genuß zu erneuern.

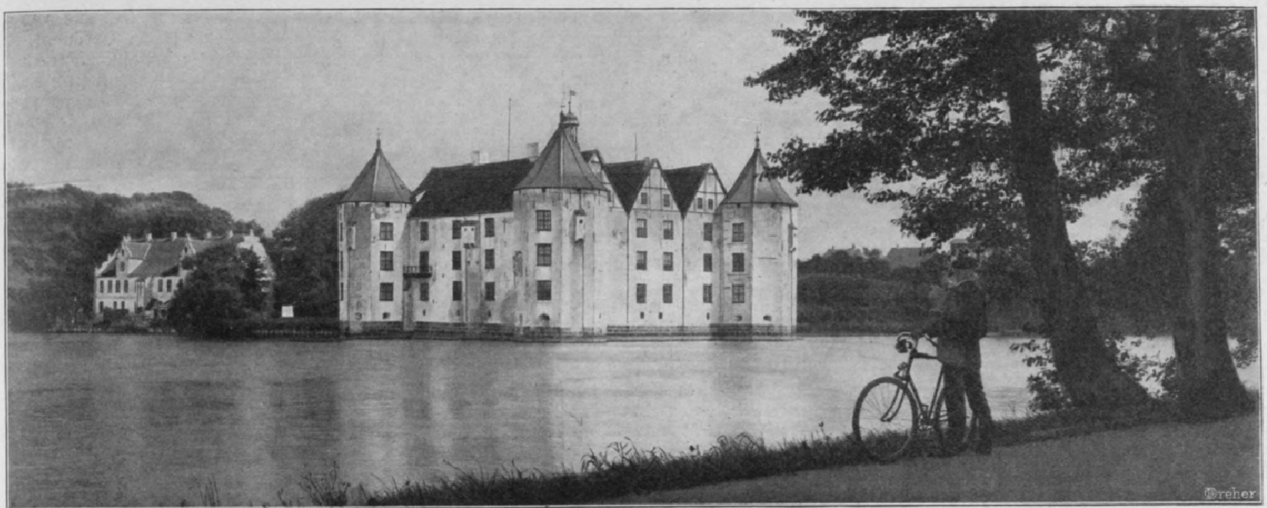


Illumination des Rathauses am Einweihungstag



Der große Festsaal des neuen Stuttgarter Rathauses
(An der Hinterwand Neckarlandschaft von R. Haug; links altes Rathaus von A. Treidler)

übertragen worden war, Oberbaurat Jassoy-Stuttgart und Professor Vollmer-Berlin, haben ihr Bestes getan, ein den gesteigerten praktischen Anforderungen entsprechendes Ganzes in monumentaler Form zu schaffen. Nicht überladen, sondern in ansprechender Einfachkeit und dabei doch frei von kasernenhafter Monotonie entwickeln sich die vier Fassaden, von denen die dem Marktplatz zugewandte als Hauptfront mit dem hochaufstrebenden Uhrturm natürlich am reichsten ausgestattet ist. Als mustergültig darf die Anordnung und Raumverteilung im Innern bezeichnet werden. Das schön angelegte und geschmückte Treppenhaus, die Korridore, die Amtszimmer bis aufs letzte sind von gleichmäßig wohltuendem Licht erhellt, praktisch und übersichtlich disponiert. Die der Repräsentation dienenden Räume, denen ja in gewissem Sinn die Haupttreppe zugerechnet werden darf, sind als künstlerische Einheiten aufgefaßt und in allen Einzelheiten liebevoll durchgeführt. Die Krönung der Innenausstattung bilden die Fresken, mit denen Robert Haug den Hauptsitzungssaal und das zu diesem führende Vorzimmer geschmückt hat; in beide Räume gewähren die hier wiedergegebenen Ansichten einen Einblick. — Auf der dritten unsrer Abbildungen ist die glänzende Illumination des Rathauses festgehalten, die den Abschluß der Einweihungsfeier bildete. Eine ungeheure Menschenmenge, auf dem Marktplatz und in den engen, auf ihn mündenden Straßen auf und nieder wogend, erfreute sich des prächtigen Anblickes. Möge die Lichtfülle, die an jenem Abend von dem Rathaus ausstrahlte, eine gute Vorbedeutung für die künftigen Schicksale Groß-Stuttgarts und seines Stadthauses sein!



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das vom preußischen Abgeordnetenhaus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zugesprochene Schloß Glücksburg in Holstein

Notizblätter

Die Mittelmeerreise des Kaisers

Nur wenige Stunden hat der Besuch Kaiser Wilhelms in Tanger, der alten Seefeste des maurischen Reiches, gedauert, nur für kurze Momente haben sich die glänzenden Uniformen, die Pickelhauben der deutschen Offiziere mit den weißen Mänteln und wehenden Turbanen der Söhne des Landes zu einem seltsamen Bilde moderner Romantik vereint. Ob die Abkürzung des Besuchs wirklich auf die ungünstigen See-



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Die Landung Kaiser Wilhelms in Tanger

verhältnisse zurückzuführen ist, ob diplomatische Bedenken dazwischentraten und die Demonstration, die ursprünglich großartiger geplant war, in letzter Stunde bescheidener gestalteten, entzieht sich heute noch der allgemeinen Kenntnis. Daß dieser Besuch aber von weitesttragender politischer Bedeutung ist, daß er unter Umständen der gesamten deutschen Politik eine entscheidende Wendung geben kann, sieht auch der ein, der Fürstenreisen und Monarchenzusammenkünfte nicht für die wichtigsten Momente im Leben der Nationen betrachtet. Nicht ohne Sorge muß man die Entwicklung der marokkanischen Frage verfolgen, deren Lösung kein Geringerer als Bismarck als eine der schwierigsten Aufgaben der europäischen Diplomatie bezeichnet hat, denn die politische Aktion, die durch den Kaiserbesuch mit seltsamer Offenheit der ganzen Welt dokumentiert wurde, kann uns nicht nur in einen Konflikt mit Frankreich stürzen, denn daß es im letzten Grunde nicht angeht, sich auf sein gutes Recht gegenüber den realen französischen Machtansprüchen zu berufen, sondern daß es schließlich darauf ankommt, die Macht der Macht entgegenzusetzen, darüber kann kein Zweifel bestehen. Auf welcher Seite aber in diesem Konflikt England stehen wird, dessen König soeben dem französischen Präsidenten einen Besuch abgestattet hat, und dessen Königin ein paar Stunden vor dem Eintreffen Kaiser Wilhelms Gibraltar verließ, ist eine Frage, deren Beantwortung nach der augenblicklichen Lage der Dinge kaum günstig für Deutschland lauten dürfte.

Zur Entschädigung des herzoglichen Hauses Holstein-Glücksburg

Das preußische Abgeordnetenhaus hat kürzlich in erster Lesung einen Gesetzentwurf erledigt, der dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg das Schloß Glücksburg und eine Jahresrente von 150000 Mark zuweist. Der Chef des Hauses, Herzog Friedrich Ferdinand, hatte bereits vor drei Jahren dem preußischen Staatsministerium die Bitte unterbreitet, der Frage der Entschädigung seines Hauses näherzutreten, wie es gegenüber den beiden andern Linien des Hauses Holstein und den sämtlichen 1866 depossedierten Fürstenhäusern mit ihren Nebenlinien geschehen sei. Das preußische Staatsministerium konnte zwar nicht anerkennen, daß das Haus Glücksburg sich in der gleichen Lage befinde wie die Fürstenhäuser, die in den 1866 dem preußischen Staate einverleibten Ländern regiert haben, da es sich bei diesen um eine Vergütung für Rechte gehandelt habe, wie sie dem Hause Glücksburg nicht zu eigen gewesen seien; immerhin konnte es nicht in Abrede stellen, daß das Haus Glücksburg ebenso wie das Haus Augustenburg durch den Gang der politischen Ereignisse an seinem Vermögen geschädigt worden sei, und so brachte es den obenerwähnten Gesetzentwurf ein, der zweifellos definitiv angenommen werden wird. Schloß Glücksburg, das somit wieder in den Besitz des nach ihm benannten Astes des herzoglichen Hauses Holstein übergeht, ist bei der gleichnamigen Stadt unweit des Flensburger Meerbusens reizend gelegen. Es wurde 1582 erbaut und war lange die Residenz einer Nebenlinie des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg. Als diese 1779 ausstarb, fielen ihre Besitzungen an die dänische Krone. Im Jahre 1825 verlieh König Friedrich VI. von Dänemark das Schloß nebst dem Herzogstitel



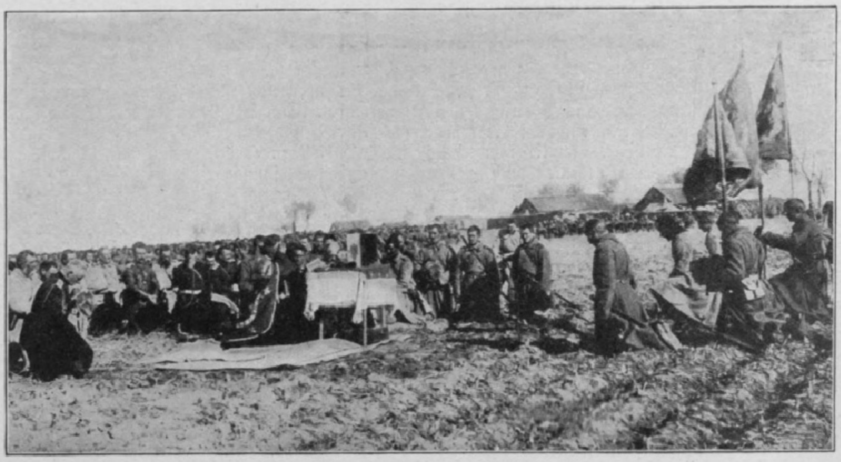
Phot. Carl Abeniacar

Kaiser Wilhelm und Prinz Adalbert in Neapel

von Glücksburg dem Herzog Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, der somit Stammvater des neuen Hauses Glücksburg wurde. Doch schon 1854 mußte Herzog Karl das Schloß dem dänischen König Friedrich VII. überlassen, der daselbst am 15. November 1863 starb.

Vom Krieg in Ostasien

Unser Bild gibt eine ergreifende Szene aus dem Landkrieg wieder: das letzte Gebet der russischen Armee vor der großen Schlacht von Mukden, die für sie so verhängnisvoll werden sollte. Inzwischen ist es auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz still geworden. Man hört wohl von kleinen Plänkeleien, aber größere Entscheidungen scheinen sich erst langsam und in der Stille vorzubereiten. Das Interesse wendet sich nun wieder dem Seekrieg zu, denn, was manche für ganz unmöglich gehalten, ist eingetroffen, die baltische Flotte unter Roschdjestwenski ist in die malaiischen Gewässer eingelaufen und hat, wenn die Nachrichten richtig sind, bereits Fühlung mit den japanischen Kreuzern genommen. Diese Tatsache muß um so mehr wundernehmen, da der russische Admiral das Eintreffen des Ergänzungsgeschwaders gar nicht abgewartet hat. Ob es dort unten bereits zu einer Seeschlacht kommen wird, oder ob die Japaner das russische Geschwader erst in dem Schutz des französischen Saigun sich klar zum Gefecht machen lassen werden, um ihnen dann näher der heimischen Operationsbasis entgegenzutreten, darüber wird die Entscheidung wohl in den nächsten Tagen fallen. Das baltische Geschwader ohne die Verstärkungen dürfte aber der gesamten japanischen Flotte kaum gewachsen sein, es ist also anzunehmen, daß der russische Admiral noch einmal Station macht, um die letzten Reserven herankommen zu lassen, ehe er seine ganze Flottenmacht zu dem entscheidenden Stoße ansetzt.



Gebet der russischen Armee vor der Schlacht bei Mukden

Schluß des redaktionellen Teils

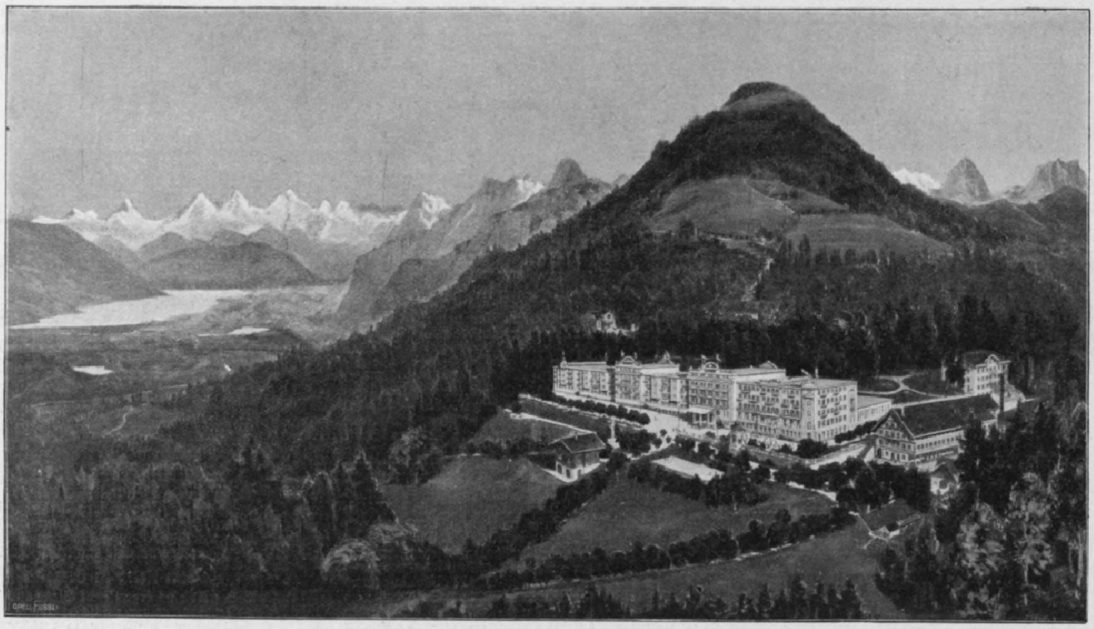
Bad Gurnigel im Berner Oberland (Schweiz)

Als noch kein Rousseau, kein Haller oder Goethe die Schönheit der Schweizer Alpenlandschaften entdeckt hatte, da gab es in den stillen Tälern und an den Flanken der Berge doch schon die schlicht eingerichteten kleinen Bäder, in welche die Bauernbevölkerung von nah und fern wallfahrtete, um den Leib nach heißer Heu- und Erntearbeit zu recken und zu strecken. Und es pilgerten namentlich die wirklich Leidenden oder Kranken zu den heilsamen Quellen. So sah auch Bad Gurnigel im Vorland der Berner oberländischen Alpenpracht drei oder vier Jahrhunderte das bescheidene Kurleben der eingeborenen ländlichen Bevölkerung. Dann kam aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die von den Naturphilosophen und Dichtern vorbereitete Zeit, in der die Kulturmenschheit das Schweizer Hochgebirge, seine malerischen Täler, seine grünen Bergweiden, seine schneeleuchtenden Gipfel, auch sein ursprüngliches Volksleben als eine wunderbare Schönheitsoffenbarung, den Aufenthalt in den Berglandschaften als einen Gesundbrunnen für Leib und Seele schätzen lernte. Namen wie Interlaken, Berner Oberland, Rigi, Vierwaldstättersee begannen durch die Welt zu klingen, und ungefähr von der Mitte des Jahrhunderts an übte seinen Zauber als einer der bekanntesten und berühmtesten Namen der Schweizer Bäder, Kurorte und Sommerfrischen — das Bad Gurnigel.

Seine rascheste Entfaltung nahm es von 1864 an unter der umsichtigen Leitung der Familie Hauser, an deren verdientes Haupt, Herrn Jakob Hauser, der dem Gurnigel vom Jahr 1864 bis zu seinem Tod im Jahr 1892 mit Auszeichnung vorstand, ein von Freunden und dankbaren Kurgästen errichtetes Denkmal, ein gewaltiger, von weißen Rosen umrankter Granitblock auf einer Waldoase oberhalb des Kurhauses erinnert. Jedes Jahr wurden die aus schlichten Anfängen entstandenen Gebäulichkeiten des Gurnigel erweitert, Altes durch Neues ersetzt, es bildete sich allmählich ein Etablissement mit der überraschenden Frontlänge von 240 m mit bequemem Raum für sechshundert Gäste, mit all den Einrichtungen, die vornehmes Sommerleben der neueren Zeit beansprucht, also eines der größten Kurhotels der Welt. Und jedesmal, wenn der Sommer zu Berge stieg, wenn die alten Gäste wiederkamen, fanden sie den Gurnigel schöner und größer als das Jahr zuvor, als Sommerlager einer nach Tausenden zählenden internationalen Gesellschaft gerüstet. Wie mächtig er sich aber ausgebaut hatte, eines jener merkwürdigen Geheimnisse, von denen Erfolg, Gedeihen und dauernde Blüte einer Unterkunftsstätte von so großartigem Stil abhängen, war an das Unternehmen gefesselt. Es kamen nicht nur Jahr um Jahr neue Gäste, sondern welche Wandlungen das Kurhaus auch im Sinne der Steigerung seiner Vornehmheit im Laufe eines halben Jahrhunderts erfuhr, die alten Gäste, die seinen Ruf begründet und in die Lande verbreitet hatten, blieben ihm treu. Und wenn sich an alternden Vätern und Müttern das Los alles Daseins erfüllte, da stiegen an ihrer Statt die Söhne und Töchter auf den Gurnigel, es kamen die Enkel, freudige Familienüberlieferungen vom ersten Sichkennenlernen, von Verlobung, gemeinsamen hellen Tagen in Gottes freier Welt bis zur silbernen Hochzeit, ja weit darüber hinaus, verwoben sich mit der Erinnerung an die Lebensannehmlichkeiten des Gurnigel. Im tiefen, weihevollen Waldesfrieden erging sich gedenkensreich das Alter, auf den sonnigen Lichtungen spielte über den Alpenblumenteppich dahin die frische Jugend, durch die Laubgänge und Hallen der Forste, auf Wegen und Stegen lächelte und leuchtete es von Gesichtern glücklicher Menschenkinder, jubelte leis oder laut die Naturluft, funkelte von bunten Sommergewändern, wandelte das Leben in seiner lieblichsten und erfreulichsten Gestalt.

Als aber die Getreuen des Gurnigel und mit ihnen wohl viele andre eben wieder ihre Pläne für den nächsten Aufenthalt in der berühmten großen Sommerburg entwarfen, da ging eine für alle Kenner und Freunde der reizvollen Stätte erschütternde Kunde durch die Lande: „Bad Gurnigel ist vollständig niedergebrannt!" In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 1902 zerstörte das wütende Element, am Ostrand des Kuretablissements beginnend, in ein paar kurzen Stunden, was die Mühe und Sorge eines halben Jahrhunderts an Gebäuden, Sälen, Einrichtungen, Komfort und Bequemlichkeiten zu dem großartigen Sommerhaus zusammengetragen hatten, und am Morgen schaute nur die aufqualmende schwarze Ruine mehr in das frühlingsgrün aufsprießende, sonnenüberleuchtete Land. Dahin die Menge der Sommerfrischepläne, die sich mit dem Namen des Gurnigel verbanden.

Der Eindruck des schweren Ereignisses, des furchtbaren Verlustes wirkte auch auf die Männer, die an der Spitze der Unternehmung standen, so niederschmetternd, daß sie an der Möglichkeit zweifelten, den Gurnigel wieder so aufzubauen, daß er von neuem auf der Höhe seiner vornehmen Ueberlieferungen stehe. Ein seltsamer Gedanke: Wo sich das Sommerleben in den tausendfältigen bunten, freudenreichen Bildern einer internationalen Gesellschaft getummelt, sollte wieder die Stille der Urnatur einkehren, die Alpenwildnis wuchern, das Herdengeläut des Viehes gehen.



Der Neubau des Bad Gurnigel im Berner Oberland

Zu grotesk war eigentlich diese Vorstellung, um länger als der erste Schrecken zu dauern. Die ruhige Ueberlegung mußte sich gleich sagen, daß in all dem Brand und der Vernichtung, welche die Gebäude betroffen hatten, die Naturkleinodien doch unversehrt geblieben sind, die den Gurnigel in der Entwicklung eines halben Jahrhunderts an eine der ersten Stellen alpiner Sommerluft berufen haben. Noch sprudelten ja die drei heilkräftigen Wasser- und eine stärkere und eine schwächere Schwefelquelle und ein Eisensäuerling, noch dehnte sich um die alte Stätte in die Tiefe der Täler und zu den weidengrünen Gipfeln empor mit Millionen wachstumsfreudiger Wipfel der unberührte heilige Wald, der stets das höchste Entzücken der Gäste des Bades Gurnigel gewesen ist, noch füllten die Tannen die reine Alpenluft mit ihrem feinwürzigen Harzduft, noch wanden sich stundenweit die lauschigen Promenadenwege und winkten die Aussichtskanzeln, die auf wundervolle Seen und in das geheimnisvolle Leuchten des Hochgebirges Schau gewähren. Eine so reiche Welt läßt man trotz einer schmerzlichen Erfahrung nicht im Stich.

Le roi est mort, vive le roi! Das alte Bad Gurnigel ist in Trümmer und Asche gesunken, auf dem neuen Bad Gurnigel wehen bald wieder die Fahnen und Banner der aus der Hast und Unrast der Städte erlösten sommerlichen Naturlust. Auf den Juli 1905 ladet es seine Gäste wieder ein an seine Quellen, in den Schatten seiner fast endlosen Wälder, in die Idyllen seiner kristallklaren Bäche, in die Enzianen-, Soldanellen- und Alpenrosenpracht seiner Bergpfäde, in den Traumfrieden der Lichtungen, auf denen die Rehe äsen, auf die Warten, die den Blick auf das weite dörfer- und städtereiche Land zwischen Jura und Alpen, auf die lichtblauen Opale der Seen und die reinen weißen Flammen der oberländischen Firne spannen.

An alter Stelle auf wundervoll gelegener Waldterrasse, den Blick auf das anmutsreiche lieblich bewegte Voralpengelände von Schwarzenburg und Guggisberg, auf einen silbernen Streifen Neuenburgersee und die Sonnenuntergangskämme des Jura gerichtet, steht das neue Bad Gurnigel da, doch schöner, größer, vornehmer noch als das berühmte



alte Bad, an der Statt des Gemenges von Holzgebäuden, wie sie eben die Bedürfnisse der verschiedensten Jahre errichtet hatten, ein einheitlich wirkender, stolzer und massiver Steinbau von gefälligem architektonischem Ausdruck und Gepräge, in dessen großartigen Einrichtungen alle Ansprüche und Wünsche, Erfahrungen und Erfindungen modernen Hotelbaues und Betriebes mit den Forderungen alpiner Lage und feinsten gesellschaftlichen Lebens vereinigt sind. Unter einer Pracht blühender Blumen und Gewächse, die auf der Höhe von Gurnigel — 1155 m — als ein wahres Wunder gärtnerischer Kunst gelten müssen, unter üppig aufsprießenden Linden und Ahornbäumen, die mit ihrem reichen, fetten Blätterwerk den Ernst der Tannen brechen, liegen der Graus des Brandes und der Schutt der Bauzeit begraben, an der Zufahrtsstraße steht im lichten Holzstil eines Berner Bauernhauses das Restaurant, und zwischen den Wipfeln des Waldes ragen die Kapellen der verschiedenen Bekenntnisse, das Chalet des Arztes, die Trinkhalle, eine anmutsvolle, mit ausgezeichnetem Geschmack ins Waldesgrün hineingepaßte Welt, alles zusammen das mustergültige Bild einer hellen, heiteren modernen Sommerburg.

Am Weg, der von der schweizerischen Bundeshauptstadt Bern auf den Gurnigel führt, hat sich während der Erneuerungszeit des Bades auch wesentlich Neues begeben. Durch die während dieser paar Jahre eröffnete Eisenbahnlinie, die Bern und Thun verbindet und das schöne, mit idyllischen Dörfern in Tiefen und Höhen übersäete Gürbetal durchfährt, ist die frühere Wagenfahrt von Bern nach Bad Gurnigel auf die Hälfte gekürzt. In einer halben Stunde erreicht man jetzt von Bern, zuerst mit herrlichem Blick auf die gewaltig architektonisch über dem blauen Stromband der Aare getürmte Stadt, später auf die erhabene Gebirgswelt des Oberlandes die Stadt Mühlenthurnen. Und was für eine wundervolle zweieinhalbstündige Kaleschenfahrt! Das Dorf Riggisberg mit seinen alten stattlichen, charaktervollen Bauernhäusern, die den Hauch ländlichen Glückes atmen, dazu das Kirchlein auf sonniger Höhe fordern den Stift des Malers heraus. Und ehe man Dürrbach erreicht, schaut uns, von den Wipfeln eines dunkeln Waldtales umrahmt, die Jungfrau vom Fuß zum Gipfel frei wie ein schneelichtes Märchen an, wahrhaft ein königliches Bildnis in erhabener Reinheit. Und die Auffahrt von Dürrbach zum Bad Gurnigel mit dem sich weitenden Blick auf das reiche Gelände von Schwarzenburg und Guggisberg, auf das wie ein Garten daliegende Mittelland, spielt in so vielen Aussichtselementen, daß das Auge nicht satt an der Schönheit wird. Und dann umschließt uns wieder der Wald mit seinem geheimnisvollen Schweigen und Reden, Leben und Weben. Und aus dem Wald ragt wie ein großes Versprechen auf wonnige Tage unser Sommerfreudenschloß.

Man kann nicht sagen, daß Bad Gurnigel es in die Welt rufe: „Kommt, bei mir ist es schön," es blickt unmittelbar auf keine der großen Verkehrsstraßen oder eine größere Stadt des Landes, es ist eine zurückhaltende Aristokratin. Wenn man aber erst in seine Heimlichkeit gedrungen ist, welch ein Wald- und Alpenzauber! Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Ankömmling die vierzig Kilometer Parkwege zu führen, die bald durch den jung empor zur Sonne drängenden, bald den zu Macht und Pracht gereiften Voralpenwald, durch Hallen, in denen die Bäume wie gotische Säulen stehen, bis zu den Wetterriesen zu führen, unter deren bis zur Erde flutenden breiten Aesten die Alpenherden Schutz vor Ungewitter suchen. Das gibt sich, ist man einmal im Bad Gurnigel, von selbst, damit die Menge der Tier- und Menschenidyllen, die das Spazierengehen mit sich bringt, der Anblick der prächtigen Rinderherden, die auf den Weiden über dem Walde an sonnigen Halden gehen, der Säumerkarawane mit den Sennen in der kurzärmeligen Jackentracht des Oberländerhirten, mit den Pferden oder Maultieren, die in angehängten Holzgefäßen vom grünen Ganterist herunter die Milch ins Bad bringen, die würzige, kraftvolle Alpenmilch, die Rosen auf die Wangen zaubert. Ich möchte nur noch auf die drei klassischen Spaziergänge des Bades aufmerksam machen, von denen jeder nur um ein Stündchen Marsch erfordert, der erste leicht in die Tiefe, der mittlere sanft ebenhin, der letzte anmutig bergan und alle durch schattigen Wald gehen.

Das Ziel des ersten ist das kleine, schmucklose, vom Hauch tiefster Idylle und altertümlichen Wesens umspielte Längeneibad in bergumschlossener Wiesenmulde, das uns, wie es nach Einrichtung und bäuerlichem Besuch leibt und lebt, ein ziemlich getreues Abbild davon geben kann, wie vor hundert Jahren noch der Gurnigel, dessen ältestes Etablissement, die Stockhütte, übrigens noch steht, ein „Bauernbädli" gewesen ist. Der Gegensatz ist springend. Längenei, die schlichte, nur der Nähe bekannte Sommerfrische, Gurnigel, der Weltkurort, gerade deswegen liebt es vielleicht die große Welt bei dem klein gebliebenen Benjamin Einkehr zu halten.

Der Lieblingsspaziergang der Gäste des Gurnigels ist das Bellevue, nach dem auf fast eben angelegter Straße auch leichte zierliche Sommerwagen verkehren. Der Name ist viel zu bescheiden, er verspricht eine schöne Aussicht, in der Tat aber bietet der in der Art eines Vorgebirges gegen das Aaretal vorgeschobene Hügel, auf dem in Gebirgsstil ein schönes Sommerrestaurant mit Turm steht, ein Bild, das Seele und Sinne ergreift, erobert und in wonnigem Entzücken festhält, von dem ein Schönheitsstrahl immer im Gedächtnis bleibt. Wie der Vogel aus der Luft blicken wir auf das in den weichsten Tönen spielende Landschaftsgemälde der Stadt Thun, auf das lichtblaue Stromband der Aare, die sich durch ein reichbebautes Tal gegen Bern windet, darüber hin auf die in weiten Hügelwellen schwellende ebenere Welt, auf den hell getönten Thunersee, in dem sich die weiße Silhouette Oberhofens spiegelt, in den die Berge ihre dunkelblauen Schlagschatten werfen. Und gegen Spiez zieht ein Dampfboot. Es scheint uns nicht größer als ein Käfer, der über die Flut spazieren geht. Neben und um den Thunersee blinken kleinere Seen wie Augen auf, die den Himmel suchen, und im Hintergrund dieses Bildes, das uns wie seliges Kinderlächeln ergreift, stehen, den Fuß auf irdischem Grund, die von Ewigkeitsgedanken umträumten Häupter im Himmel, die schönsten und gewaltigsten Berge des Schweizerlandes, übriggebliebene Helden aus der Schweizer Heldenzeit. Es sind das Schreckhorn, das Finsteraarhorn, der Eiger, der Mönch, die Jungfrau, erst die Pyramide des Niesen schneidet das Bild zur Rechten ab. Doch wozu Namen nennen? — Ein Blick nach der Jungfrau! Ist das reine, hochherrliche Bild mit dem schönen, ebenmäßigen Riesenmaß des Leibes und der Glieder, mit dem reinen Haupt nicht in sanftem Aufwärtsflug ins Himmelblau begriffen, als wollte sie uns entschweben?

Nein, wenn wir am Abend unseren dritten Spaziergang antreten, leicht und angenehm auf die Rasenspitze des obern Gurnigel, eine Aussichtswarte von 1545 m steigen, da ist sie wieder da, mit ihr ihre Berggetreuen, im Vordergrund die voralpine Kette des Niesen, des Stockhorn und Ganterist, eine schützende Brustwehr, im Hintergrund Schneegipfel an Schneegipfel, Haupt an Haupt. Aber nun die Ueberraschung. Während die Sonne über den fernen dunkelblauen Kämmen des Jura wie ein rotglühendes Rad versinkt, eine letzte Strahlengarbe des Lichts flüssiges Silber auf die Platte des Neuenburger Sees gießt, röten sich die Stirnen der höchsten Berge. Alpenrosenglut umspielt sie, sie scheinen nicht mehr kalt, sie erglühen, sie leuchten und funkeln, als müßte Lavafeuer aus ihrem Gestein hervorbrechen, und hinab über Firne und Felsen gegen die goldraucherfüllten Täler malt's die Glut, in dunkelroten Tönen spricht sie noch, wenn blauschattige Dämmerung bereits das breite Land bedeckt, wenn in den menschlichen Wohnungen nah und fern im Tal bereits die Lichter wie Johanniswürmer aufzufunkeln beginnen.



Das Alpenglühen! ... Es kommt, es vergeht, es kommt wieder, ein wundersames Spiel der Hochsommernacht. Und nun ist es erloschen. Eine unsägliche Ruhe im Gebirgskreis, jene große feierliche Ruhe, wie sie einst herrschen wird, wenn auf der Erde alles Menschliche vergangen ist, Leid und Freude, Schmach und Ehre. Kaum der Anschlag einer Herdenglocke von fernen Bergen her, kaum das Rauschen eines Baches in abgrundtiefen Tälern. Und was Gutes am Menschen ist, das wendet sich im Schweigen der Hochgebirgsnacht in das Innerste des Gemüts.

Eine Stätte, die diese Stimmungsbilder entfacht, kann nicht öde bleiben. Sie haben den Ruhm des alten Gurnigel in die Welt getragen, sie werden auch den neuen rasch zum Stelldichein einer weiten Gemeinde von Freunden erhabensten Naturgenusses werden lassen. Und das silberne Lachen glücklichen Sommervolkes wird wieder durch seine stillen Forste klingen.

J. C. Heer.

Zum Besuche des Herzogs von Connaught am spanischen Hofe

König Alfons XIII. von Spanien ist noch sehr jung, er wird im Mai neunzehn Jahre alt; trotzdem werden ihm schon seit längerer Zeit ernstliche Heiratsabsichten zugeschrieben. Die Salongenealogen beiderlei Geschlechts erschöpfen sich in Mutmaßungen über die Frage, welche Prinzessin ausersehen ist, den Thron Spaniens mit ihm zu teilen, und es dürfte unter den in Betracht kommenden Fürstentöchtern Europas nur noch wenige geben, die nicht bereits in der Oeffentlichkeit mit den angeblichen Heiratsplänen des jungen Monarchen in Verbindung gebracht worden sind. Zu den meistgenannten gehören die Töchter des Herzogs von Connaught, Prinzessin Margarete und Prinzessin Viktoria, von denen anfangs die erstere als die Erkorene galt, bis ihre Verlobung mit dem Prinzen Gustav Adolf von Schweden diese Kombination zerstörte; seitdem glaubt man in ihrer jüngeren Schwester die dereinstige Königin von Spanien zu erblicken. Als eine Bekräftigung hierfür gilt der Umstand, daß der Herzog von Connaught, der mit seiner Familie seit Anfang Januar auf einer Seereise nach Aegypten begriffen ist, von Lissabon aus einen Abstecher nach Madrid machte, und daß der König demnächst nach London zum Besuch des englischen Hofes kommen wird; doch hindert diese Tatsache nicht, daß die Vermutungen über die Persönlichkeit der künftigen Gemahlin Alfonsos einstweilen noch in dem bisherigen anmutigen Wechsel fortgesetzt werden.



Vom Besuch des Herzogs von Connaught beim König von Spanien

Aus Bädern und Kurorten

Anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens der Nordseebäder auf Sylt gelangen am Strande weitgehende Verbesserungen zur Ausführung, die den ungeteilten Beifall der Sommergäste finden dürften. Die allgemein beliebten Strandrestaurationshallen werden direkt an den Dünenfuß verlegt, wodurch der Vorstrand bedeutend verbreitert wird, die Plattform beim Musikpavillon soll derartig erweitert werden, daß auf ihr 2000 bis 3000 Personen gleichzeitig Platz finden können, um den Klängen der erheblich verstärkten Kurkapelle zu lauschen, und endlich wird an Stelle der alten Lesehalle auf den eingeebneten und mit Rasen belegten Dünen zwischen Strand und Friedrichstraße eine vollständig neue Lesehalle errichtet, von der aus man einen herrlichen Ausblick auf das unvergleichlich schöne Meer und auf das bunte Leben und Treiben am Strande genießen wird.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die älteste und ausgedehnteste Rheingauer Schaumweinfabrik ist diejenige von Matheus Müller in Eltville. Sie wurde 1838 gegründet. Das Flaschenlager beziffert sich auf zirka drei Millionen Flaschen. Geschäftsräume und Kellereien bedecken eine Fläche von mehr als 1 Hektar, während die sämtlichen Doppelkeller, Lager und Arbeitsräume einen Raum von rund 25 000 Quadratmetern einnehmen. Die Firma ist seit 1871 Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs und liefert seit dieser Zeit regelmäßig an den kaiserlichen Hof. Außerdem wird die Marke Matheus Müller an die meisten deutschen Fürstenhöfe geliefert, was, abgesehen von der Beliebtheit, deren sich die Marke in den weitesten Kreisen erfreut, gewiß ein Beweis für die hervorragende Qualität der Marke ist.



Ruinen des altgriechischen Theaters in Taormina mit dem Blick auf die Stadt und den Aetna

Alle Ankündigungen,

welche zur **Bade-, Reise- und Kur-Saison**



in Beziehung stehen und für ein vornehmes, gut situiertes Publikum berechnet sind, finden erfahrungsgemäß in **„Ueber Land und Meer“** eine zweckentsprechende Verbreitung.

Wir erlauben uns daher, unsere Zeitschrift zur umfangreichen Benützung für solche Anzeigen zu empfehlen und auf nebenstehenden Termin-Kalender zu verweisen.

Hochachtungsvoll

Expedition von „Ueber Land und Meer“,
Abteilung für Anzeigen.

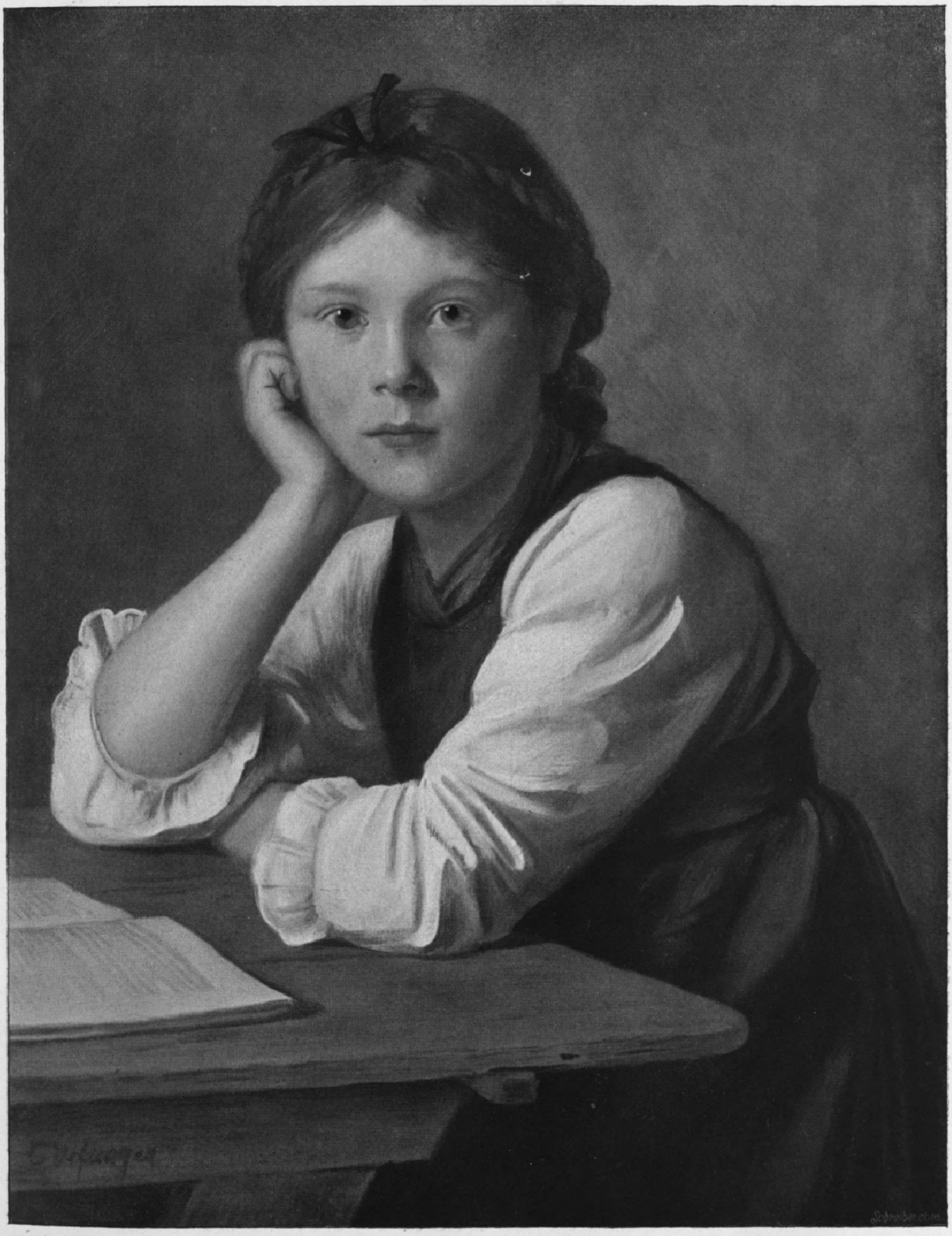
Stuttgart, Königstr. 33.

№	Erscheint am:	Schließt am:
33	21. Mai 1905	3. Mai 1905
34	28. „ „	10. „ „
35	4. Juni „	17. „ „
36	11. „ „	24. „ „
37	18. „ „	31. „ „
38	25 „ „	7. Juni „
39	2. Juli „	14. „ „
40	9. „ „	21. „ „
41	16. „ „	28. „ „
42	23. „ „	5. Juli „
43	30. „ „	12. „ „
44	6. August „	19. „ „
45	13. „ „	26. „ „
46	20. „ „	2. August „
47	27. „ „	9. „ „
48	3. Septbr. „	16. „ „
49	10. „ „	23. „ „
50	17. „ „	30. „ „
51	24. „ „	6. Septbr. „
52	30. „ „	13. „ „

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Herausgeber und verantwortl. Redakteur: Dr. Max Weinberg in Wien — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 30



Vronerle. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger (München)

Ein neues Velazquez-Werk
(Klassiker der Kunst Band VI)

Zwei Jahrhunderte etwa waren seit dem Tode des Velazquez vergangen, da wurde der spanische Meister, dessen Name immer mit Ehrfurcht unter den Großen der Kunst genannt war, gleichsam unmittelbar wieder ins Leben und Schaffen der Gegenwart hereingerufen. Es sind vor allem ein französischer Künstler und ein deutscher Kunsthistoriker, denen das Verdienst zuzuschreiben ist, daß der ehemalige Hofmaler König Philipps IV. der europäischen Kunst von heute unendlich mehr bedeutet als einen „Klassiker“, von dem in Anlehnung an ein bekanntes Wort Lessings zu sagen wäre, seine Bilder würden mehr erhoben als betrachtet; daß vielmehr seine Persönlichkeit und seine Umgebung wie gegenwärtig vor uns stehen, und daß wir in seinen Werken das Walten einer jener großen Kräfte erkennen, die das Reich der Kunst erweitern, indem sie in der Welt der Erscheinungen neue



Bildnis des Admirals Pulido-Pareja
Illustrationsprobe aus dem Velazquez-Bande der „Klassiker der Kunst“

Geheimnisse der Schönheit entdecken und in ihrer Kunst neue Mittel finden, jene Geheimnisse auch den Augen der andern zu offenbaren. Eduard Manet und Karl Justi waren die Männer, die den Ruhm des Velazquez wieder zu einem wahrhaft lebendigen machten. Manet, der Maler, hat mit der synthetischen Begabung des Künstlers das Neue und Einzigartige in der Kunst seines spanischen Vorgängers erkannt und als unverlierbares Vermächtnis der modernen Malerei einverleibt; Justi hat mit der Analyse des Forschers die Künstlerpersönlichkeit bis ins einzelste ihrer Entwicklung und ihrer Wirkungen, ihrer Zusammenhänge mit Vergangenheit und Umwelt ergründet und meisterhaft geschildert. — Und doch, wenn nun Velazquez so ganz der Unsre geworden ist, so völlig für uns lebt, so gebührt dabei jenen beiden Männern doch im Grunde nur das Verdienst der Vermittlung; daß er und sein Werk aber in solchem Maße wieder lebendig werden konnte, das ist der letzte und größte Sieg seiner Persönlichkeit selbst, eines jenes Wunder der Kunst, in denen sie sich als die stärkste Ueberwinderin der Vergänglichkeit bewährt. — Von den wenigen, dafür desto herrlicheren Bildern zeithistorischen, religiösen oder genrehaften Inhalts abgesehen, waren die uninteressanten Menschen des spanischen Hofs in ihren oft grotesken Kostümen die Gegenstände seiner Malerei; und sie wurden ihm der Stoff zu Kunstwerken, in denen unerbittliche Wahrheitsliebe den vornehmsten Ausdruck gefunden, die Wahrheit auszusprechen; in denen die schlichte Größe der bildmäßigen Anordnung uns für die Unbeträchtlichkeit der Dargestellten schadlos hält; in denen die zartesten Schönheiten des Lichts, die edelsten Harmonien der Farbe die Wirklichkeit verklären, ohne sich nur um Fingersbreite von der Natur zu entfernen.



Die Infantin Margarete von Spanien
Illustrationsprobe aus dem Velazquez-Bande der „Klassiker der Kunst“

Das Lebenswerk eines solchen Künstlers im ganzen zu überblicken, sei es auch nur mit Hilfe von Reproduktionen seiner Bilder, gewährt einen Genuß, der wirkliche Erhebung in sich trägt. Diesen Genuß vermittelt der neueste (sechste) Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“, der soeben im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen ist. In 146 Abbildungen sehen wir hier die ganze, fast gesetzmäßig fortschreitende Entwicklung des Meisters sich vor uns abspielen. Man empfindet es nur als ein weiteres Zeugnis für diese Künstlerkraft, wenn man sieht, welch mächtigen Eindruck seine Bilder, die doch in so hohem Maß Meisterwerke der Farbe sind, auch in den Reproduktionen ausüben. Freilich sind diese Reproduktionen auch vortrefflich ausgeführt; und sämtliche echte Bilder sind in Blattgröße wiedergegeben, dazu von einigen der wichtigsten noch Detailausschnitte beigefügt. Eine warm geschriebene, sachlich inhaltreiche Einleitung aus der Feder des bekannten Kunsthistorikers Walter Gensel, ein Nachtrag mit Anmerkungen zu den mit den nötigsten sachlichen Angaben versehenen einzelnen Bildern ergänzen die bildliche Wiedergabe der Werke in derselben Weise, die sich bei den früheren Werken der „Klassiker der Kunst“ bewährt hat. Es gehört keine Prophetengabe dazu, dem Velazquez-Band dieselbe freudige Aufnahme bei Künstlern und Kunstfreunden vorauszusagen, die den früheren Bänden der Publikation (Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer und Rubens) zuteil geworden ist und die bewiesen hat, daß die „Klassiker der Kunst“ einem wahren Bedürfnis unsrer kunstfreudigen Zeit in der rechten Weise entgegenkommen



Ausschnitt aus dem Gemälde „Las Meninas“
Illustrationsprobe aus dem Velazquez-Bande der „Klassiker der Kunst“



Phot. H. Lill, Stuttgart

Blick auf das neue Stuttgarter Rathaus vom Turm der Stiftskirche aus

(Vergl. den Artikel auf S. 710)

Totenschau

Senator Baurat Ferdinand Wallbrecht, nationalliberaler Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 65 J., 1. April, Hannover. — Senator Friedrich August Schultz, ehemal. Bürgermeister, 70 J., 2. April, Bremen. — Freiherr v. Holzing-Berstett, großherzoglich badischer Oberstallmeister, 86 J., 3. April, Karlsruhe. — Hofrat Professor Dr. Richard Heinzel, hervorragender Germanist, 67 J., 4. April, Wien. — Constantin Meunier, der berühmte belgische Bildhauer, 74 J., 4. April, Brüssel. — Kontreadmiral z. D. Richard Hornung, Reichskommissar beim Seeamt, 55 J., 4. April, Rostock. — Professor Dr. Glaevecke, hervorragender Gynäkologe, 50 J., 4. April, Rostock. — Geheimrat Theodor Edler v. Braun, Oberlandesgerichtspräsident a. D., 74 J., 5. April, München. — Etatsrat Peter Hansen, dänischer Schriftsteller, bekannt als Uebersetzer von Goethes „Faust“, 65 J., 5. April, Kopenhagen. — Senator General de Sonnaz, vormals Generaladjutant König Humberts von Italien, 8. April, Rom. — Bischof Joseph Georg Stroßmayer, 91 J., 8. April, Budapest. — Rudolf Mauer, Kupferstecher, 60 J., 10. April, Schöneberg bei Berlin.

Literatur

Einen „Führer für Bibliothekbenutzer“ hat Dr. Arnim Graesſel, Oberbibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek zu Göttingen bei S. Hirzel in Leipzig (Preis 2 Mark) erscheinen lassen. Das Büchlein erstrebt, unerfahrenen Benutzern von wissenschaftlichen Bibliotheken alles Wünschens- und Wissenswerte mitzuteilen, das ihnen eine zweckmäßige Ausnutzung der vorhandenen Bücherbestände gleich von Anfang an ermöglichen kann. Gilt das Büchlein so in erster Linie der akademischen Jugend, so wird, speziell in der Uebersicht der Nachschlagewerke, gewiß auch der erfahrenere Benutzer öffentlicher Büchersammlungen manches finden, das ihm dienlich sein kann. Ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands und der wichtigsten außerdeutschen Institute bildet ebenfalls einen nicht unwichtigen Beschluß des Führers.

— Unter dem Titel „Der Plakatspiegel“ hat Ernst Growold in aphoristischer Form „Erfahrungssätze“ für Plakatkünstler und Besteller mitgeteilt. Das Büchlein (Kampffmeyerscher Zeitungsverlag Dr. Otto L. Salomon, Berlin C.) macht keinen Anspruch darauf, die Materie zu erschöpfen, es will (und tut es notabene in höchst lehrreicher Form) die Erfahrungen eines langjährigen Fachmannes zu Nutz und Frommen aller Interessenten widerspiegeln. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird zudem mancherlei Gewinn für das Verständnis modernen Kunstschaffens überhaupt davontragen.

Rätsel

Er kann nie ohne Mutter leben
Und muß doch fliehn ihr Angesicht;
Wohin sie blickt, muß er entschweben,
Weil sie ihn gleich zu Tode sticht.

Du kannst ihn geben allerwegen
Und wirst darum doch ärmer nicht,
Du kannst drin gehn, dich darin legen,
Er ladet ein, ohn' daß er spricht.

Mit Wohlbehagen ihn genießen,
Stärkt er dich, aber sättigt nicht.
Aus dürrstem Holze kann er sprießen
Und kühlen doch dein Angesicht.

Träg kann er tagelang verweilen,
An einem Ort, wi. festgebannt,
Und unermüdlich leicht auch eilen
Mit Roß und Reiter über Land.

Nie wird er tags dein Haus betreten,
Stets warten, bis heraus man tritt,
Und folgen stumm und ungebeten
Und halten stets den gleichen Schritt.

Zur Rechten bald und bald zur Linken,
Bald vorn, bald hinten wird er sein,
Und wo im Saal nachts Kerzen blinken
Schleicht er als schwarzer Mann gern ein.

Dr. K. K. von F.

Worträtsel

Des Rätsels Lösung? Nun, wenn sie beginnt,
Wird keine Undurchlässigkeit bestehen;
Wenn aber die den Anfang macht, so ist
Es immer um die Ehrlichkeit geschehen.

E. S.

Rätsel

Steck du in einen Docht der Zeichen vier;
Die Stadt, die du dann findest, nenne mir.

E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben S. 671

Des Leistenrätsels:

	Z		I		R		D	
M	a	r	s	c	h	n	e	r
	tz		o		e		l	
M	i	t	h	r	i	d	a	t
	k		y		n		v	
L	o	h	e	n	g	r	i	n
	v		t		o		g	
F	e	u	e	r	l	a	n	d
	n		n		d		e	

Des Buchstabenrätsels: Kaffee, Kaffer.

Des Rätsels: Klei—no—d.

Des Verstellrätsels: Riese, Reise.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Arthur L. in Bozen (3); Myriam in Warschau (2); „Prinzeßchen" in Weimar; M. L. in Rottenmann, Steiermark (3); „Oedipus" in Emden (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern; Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); Ignaz in Ansbach; Otto Scherer in Berlin (3); „Pfiffikus" in Rostock (2) Don Carlos in Hannover (2); Gretel in München; K. Meister in Basel (2); L. Z. in Detmold; Gustav Franck in Darmstadt (3); Julius Polatschek in Wien (2).



Kunstparodien Nr. 2: Die Kathi vom Kochelbräu
Frei nach Defreggers „Schmied von Kochel"

Briefmappe

Max O. in H. Der vor einiger Zeit verhaftete russische Dichter Leonid Andrejew gehört dem Freundeskreise Maxim Gorkis an und lebt in Moskau. Wie Gorki ist er ein Meister der Novelle und Skizze; größere Werke hat er bisher noch nicht geschrieben. Er ist fast zehn Jahre jünger als Gorki, doch steht er in Rußland bei der jungen Generation schon seit etwa fünf Jahren in großem Ansehen als eines der stärksten Talente unter den Modernen, und auch in Deutschland hat er viele Bewunderer gefunden. Seine besten Erzählungen und Skizzen sind deutsch in zwei Bändchen (unter dem Titel „Erzählungen" und „Im Nebel") bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen.

R. J. in G. Der amerikanische Professor Osler, der nach den Berichten verschiedener Tagesblätter den Vorschlag gemacht haben soll, die Sechzigjährigen durch Chloroform aus dem Leben zu befördern, da sie doch zu nichts mehr nütze seien, ist in Wirklichkeit nur dafür eingetreten, daß alle Menschen mit sechzig Jahren ihren Beruf aufgeben sollten, da in diesem Alter ihre Fähigkeiten nicht mehr ausreichten, etwas Tüchtiges zu leisten. Professor Osler ist also doch nicht ganz so radikal in seinen Weltbeglückungsideen, wie es nach den erwähnten Berichten den Anschein hatte; aber auch diese mildere Anregung scheint uns lediglich zu beweisen, daß die eigne Beobachtungsgabe und Urteilskraft ihres Urhebers, der selber bereits den Sechzigen nahe sein soll, nicht mehr viel taugen, sonst könnte er nicht die zahllosen Gegenbeweise ignorieren, welche die Vergangenheit und die Gegenwart, die Geschichte und das Alltagsleben bieten. In Deutschland hat sein Vorschlag auf jeden Fall keine Aussicht, gebilligt zu werden, selbst wenn der bevorstehende Gelehrtenaustausch zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche dem Herrn Professor Gelegenheit geben sollte, seine Theorie persönlich bei uns vorzutragen.

Alix von B. in Wien. Für Ihr Gedicht „Sturmnacht" haben wir zu unserm Bedauern keine Verwendung.

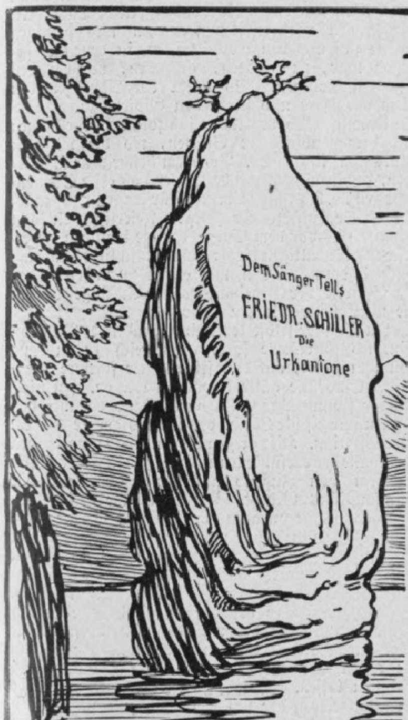
W. 25, Kassel. Sie brauchen nicht mehr lange zu warten; am 22. März ist das erste deutsche Kurschiff, der Doppelschraubendampfer „Fürst Bismarck" der Hamburg-Amerika-Linie, vom Stapel gelaufen und wird, mit allen Erfordernissen eines schwimmenden Sanatoriums ausgerüstet, bereits am 8. Juli seine erste Fahrt antreten. Professor Schweninger gibt den ersten Passagieren persönlich an der Spitze eines geschulten Aerztestabes das Geleit. Ein illustrierter Prospekt über die erste deutsche Kurfahrt wird von der Hamburg-Amerika-Linie eben jetzt versendet. Drei Abhandlungen, davon zwei aus der Feder Professor Schweningers, beleuchten die neue Idee von den verschiedensten Seiten und legen dar, was sich Arzt und Reederei für erholungsbedürftige Personen (Lungenkranke und mit ansteckenden Krankheiten Behaftete sind ausgeschlossen) von dem neuen Unternehmen versprechen. Die erste Kurfahrt wird sechsundzwanzig Tage dauern und nach den englischen und französischen Kanalinseln, um England, Irland, Schottland herum nach den Shetland-Inseln und Norwegen und von hier zurück führen. Der längste Aufenthalt (in Oban, Schottland) überschreitet nicht achtundvierzig Stunden; dafür ist die Route aber so gewählt, daß die Passagiere fast unausgesetzt im ruhigen Fahrwasser der Küsten bleiben.



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



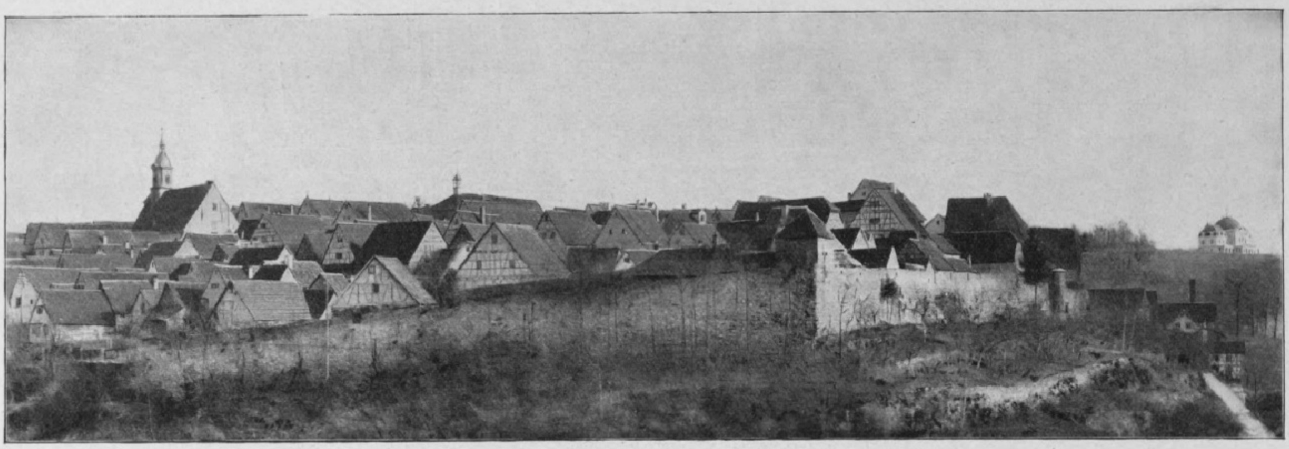
Zu Schillers Gedächtnis

Von

Ernst Zahn

Rings strahlten die Berge in neuem Schnee.
Sie fuhren über den Urnersee,
Hans Truttmann, der Bauer, und sein Bub,
Und schwere Furchen ihr Ruder grub.
Doch als sie kamen zum Mythenstein,
Da stand ein Name gerissen ein,
Gegraben tief und mit goldenem Stift.
Im Spätlicht schimmerte die Schrift:
„Dem Sänger Tells!“ — Der Knabe las.
Und sacht glitt der Nauen vorbei, fürbaß.
Der Knabe sann und hob das Gesicht.
Er kannte den Tell, seinen Sänger nicht.
  Er sah ins Blaue, dann fiel ihm ein:
„Ihr — Vater — was meinte die Schrift am Stein?“
  Es blickte der Alte ihn seltsam an,
Begann: „Es lebte ein deutscher Mann.“
Besann sich: „Sind hundert Jahre hin,“
Fuhr fort: „Lern fleißig! dann kennst du ihn.“
Und plötzlich glomm ihm die Wange rot:
„Sieh, Bub, wie der Urirotstock loht!
„Und wie die Bauen im Schatten stehn!
„Wie schwarze Warten sind sie zu sehn!
„Es dunkelt der See! Es schimmern die Höhn!
„Sieh vor dich, Bub! Ist das nicht schön?
„Und das ist die Heimat, Bub, und frei
„Und wie sie teuer und herrlich sei,
„Sang keiner noch aus und ein im Land
„Wie er, dessen Name am Stein dort stand!
„Und mehr: Was hier in der Brust uns haust!
„Das jache Blut und die rasche Faust!
„Und wie uns leicht doch das Auge taut!
„Der Deutsche hat uns ganz durchschaut.
„So ist es, daß uns sein Lied vom Tell
„Lieb ward wie ein Trunk aus heim'schem Quell,
„Und daß uns dabei die Seele bebt,
„Als hatten *wir*, was die Väter, gelebt,
„So ist es, daß jener deutsche Mann
„Sich unser Herz zu eigen gewann!“
  Der Alte sprach es. Der Nauen schwamm.
Die Berge erglühten wundersam.
Und seewärts floß die tiefe Glut
Und quoll zusammen mit seiner Flut.
Da war ein Leuchten am ewigen Schnee
Und war ein Leuchten im dunkeln See,
Als sollt' es zu jenes Gedächtnis sein,
Dessen Name stand am Mythenstein.
  Der konnt' es nicht sehen. Der schläft zu lang.
Der schläft? Nein, nein! Ob der Tod ihn zwang,
Er schafft und wandelt und lebt und hat
In der Völker Herzen Heim und Statt!





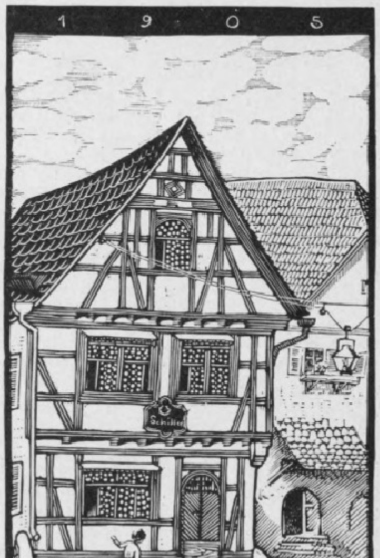
Gesamtansicht von Marbach am Neckar; rechts das Schiller-Museum

Schiller und Schwaben

Von

Rudolf Krauß

Schwäbischer Nationalstolz hat für Schiller den Namen „Friedrich der Große von Schwaben“ geprägt. Während Preußens großer Fritz sich seinen Ehrennamen als Feldherr, Staatsmann und Organisator im großartigen Stil erworben hat, ist er als



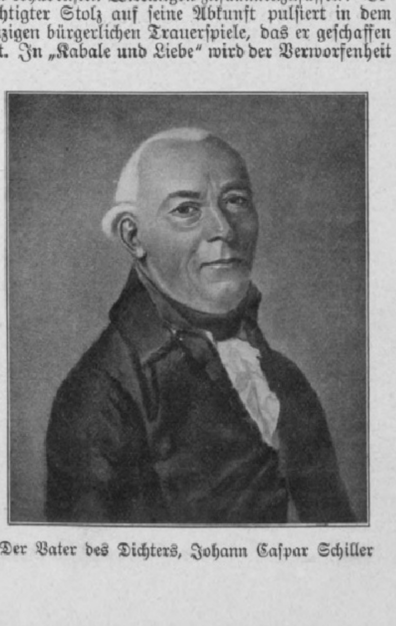
unumschränkter Herrscher im idealen Reiche der Phantasie und des Gedankens zu den Höhen der Unsterblichkeit emporgeflogen. Er nannte ein Ländchen seine Heimat, das mit unerschöpflicher Triebkraft eine erstaunliche Fülle bedeutender Geister dem weiteren Vaterlande zugeführt hat. Der altwürttembergische Staat war jedoch zu engbrüstig, um all den Emporstrebenden Raum zur Entfaltung zu gewähren. Die Wiege zahlloser Geisteshelden hat in Schwaben gestanden, aber nur wenige haben dort ihr Grab gefunden. Das übrige Deutschland, Europa, ja die ganze Welt machte sich den Ueberschuß an vorhandenen Kräften zunutze. Und von denen, die zurückgeblieben sind, hat mehr als einer an seiner Entwicklung Schaden gelitten. Fast allen schwäbischen Dichtern und Künstlern fehlt die Weite des Horizonts, wenn sie sich eine solche nicht in der Fremde zu eigen gemacht haben. Als Schiller elf Jahre nach seiner Flucht die alte Heimat wieder besuchte, da konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Jugendfreunde, die mit ihm einst gleichen Schritt gehalten hatten, doch etwas rückständig und versauert seien. Ein gelindes Schauern erregt der Gedanke in uns, er könnte vielleicht in Württemberg als Mediziner oder sonstwie Karriere gemacht haben. Nein, es war die größte Wohltat, die ihm Herzog Karl von Württemberg zu erweisen vermochte, daß er ihn rechtzeitig aus Schwaben trieb, hinaus in die weite große Welt, wo der Dichter der „Räuber“ erst — Schiller werden konnte.

Und dennoch, nicht spurlos ist an ihm sein Schwabentum vorübergegangen. Unschwer wird, wer auf stammheitliche Merkmale Gewicht legt, an ihm die Hauptlinien des schwäbischen Charakters entdecken: den Zug in die Wolken, die Begeisterung für die Freiheit, das Bestreben nach philosophischem Gehalt innerhalb der Poesie. Freilich läßt sich das bei einem mittleren Talente leichter bestimmen als bei einem ganz Großen, an dem sich jede Eigenschaft ins Riesige dehnt, der sein Bestes schließlich doch aus dem Urquell des Menschentums geschöpft hat. Und gerade das Kantige und Knorrige, das den Schwaben erst als solchen ausweist, hat Schiller in der Schule des Lebens frühzeitig abgestreift.

Viel mehr will es besagen, daß er der Sprosse eines ehrbaren schwäbischen Bürgerhauses gewesen ist. Es ist neuerdings gelungen, den Stammbaum der durchaus altwürttembergischen Familie weit hinauf zu verfolgen. Wackere Gewerbetreibende, tüchtig in ihrem kleinen Pflichtenkreise, angesehen in der Gemeine — so treten uns des Dichters Vorfahren entgegen. Gerne stellen wir uns vor, daß sich in dem Geschlechte neben kleinbürgerlicher Sittsamkeit ein starker Wille fortgeerbt hat. Und als Gabe der Väter wuchs in dem berühmtesten Träger des Namens das ethische Empfinden wie die Energie des Willens zu einem riesigen Maße sich aus, das ihn zu ungewöhnlichen Taten befähigte. Der Wille, das Leben zu meistern und die wunderbaren Kräfte, die eine gütige Natur in ihn gelegt hatte, zum höchsten Grade der Vollendung auszubilden, zu den erhabensten Wirkungen zusammenzufassen! Berechtigter Stolz auf seine Abkunft pulsiert in dem einzigen bürgerlichen Trauerspiele, das er geschaffen hat. In „Kabale und Liebe“ wird der Verworfenheit der Hofgesellschaft die ganze Ehrbarkeit des Bürgerstandes, des schwäbischen, entgegengesetzt. Und — merkwürdige Fügung! — es war Schillers Schicksal, mit Hilfe seiner durch die kleinbürgerliche Tüchtigkeit der Ahnen vorbereiteten seelischen und geistigen Kräfte sich aus den Verhältnissen, in denen er geboren war, zu andern, größeren, vornehmeren emporzuschwingen. So treibt im Menschenleben alles vorwärts und strebt den Gipfeln zu.

Unwillkürlich verbinden sich solche Vorstellungen mit dem Anblick der Stätten, wo die Wurzeln seines Daseins lagen. Von dem bescheidenen Häuschen, der ärmlichen Stube, wo er das erste Sonnenlicht grüßte, bis zur Weimarer Fürstengruft, — welch ein weiter, mühseliger Weg! Feierliche Andacht ergreift uns vor dem Sarge, der die irdischen Ueberreste des Gewaltigen birgt: mehr menschliche Rührung beschleicht uns, wenn wir auf Marbacher Boden die Spuren der geheimnisvollen Anfänge des in die Welt Eingetretenen verfolgen.

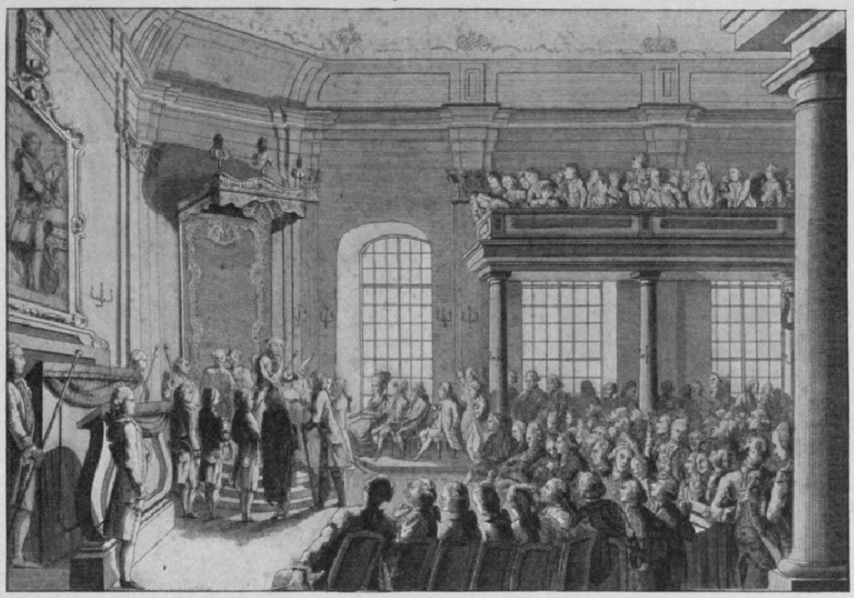
In Schiller selbst lebte ein freundliches Bild von seinem Geburtsorte fort, wenngleich er zu jung von ihm schied, als daß seine Seele stärkere Marbacher Eindrücke hätte bewahren können. In nicht minder freundlicher Erinnerung stand bei ihm das tannenumrauschte Lorch, des Kindes zweite längere Lebensstation. Hier griffen die ihn rings umgebenden Denkmale der versunkenen Stauferherrlichkeit mächtig an sein von Jugend auf für historische Größe empfängliches Gemüt. Die blendende Gestalt des unglücklichen Konradin begleitete ihn eine gute Wegstrecke, und immer wieder trug er sich mit dem Gedanken, ihr die poetische Erlösung angedeihen zu lassen. In Ludwigsburg sollte dann der Siebenjährige zuerst den Ernst des Lebens kennen lernen. Sechs volle Jahre besuchte er die dortige Lateinschule und mußte sich von Pädagogen, deren höchste Weisheit Katechismus und Bambusrohr waren, die ersten Elemente humanistischer Bildung aufpfropfen lassen. Immerhin war es eine gediegene Grundlage, auf der sich weiterbauen ließ, wogegen in der Militärakademie das altklassische Studium mehr zurücktrat, was er später, als er sich wieder mit den lateinisch-griechischen Dichtern beschäftigte,



Der Vater des Dichters, Johann Caspar Schiller



Die Mutter des Dichters, Elisabeth Dorothea Schiller



Preisverteilung in der Karlsschule
Nach einem Stich von Heideloff

schmerzlich empfand. Und in Ludwigsburg gewann er zum erstenmal Fühlung mit der Schaubühne, die dereinst die wahre Welt seines Geistes werden sollte. Herzog Karl von Württemberg hielt damals in seiner zweiten Residenz Hof. Noch standen seine in ganz Europa berühmte italienische Oper und sein mit dem Pariser wetteiferndes französisches Ballett auf glänzender Höhe. Schillers Vater hatte als Offizier mit den Seinigen freien Zutritt zum Theater, und manchmal wanderte der kleine Fritz erwartungsfroh an der Eltern Händen zu dem spiegelverkleideten Opernhause, wo die Stücke mit unerhörter Ausstattungspracht in Szene gesetzt wurden, wo ganze Reiterschwadronen über die Bühne jagten, die nach hinten geöffnet und ins Freie gedehnt werden konnte. Im Anschauen dieser Wunder nährte sich sein Sinn für dramatische Massenwirkung. Zu Hause suchte er das Genossene im Puppentheater wieder aufleben zu lassen, oder er schlug gar im Garten mit Hilfe von Schwestern und Kameraden ein Brettergerüste auf, um sich selbst im Spiele zu versuchen.

Doch auch der regelmäßige sonntägliche Kirchenbesuch spiegelte sich in Fritz' kindlichen Beschäftigungen. Schon in Lorch hatte er es geliebt, von einem Stuhl herab, mit der Schwester schwarzer Schürze als Kirchenrock angetan, zu predigen. Mit Entzücken mochte ihm die Mutter zuhören und einen tiefen Sinn in diesem Treiben erblicken; gehörte es doch damals zu den verführerischsten Träumen schwäbischer Bürgersfrauen, ihre Söhne auf der Kanzel zu sehen. Ernsthaftere Erwägungen mußten die Eltern zu demselben Ergebnis führen. Bei ihren beschränkten Vermögensumständen konnte Fritz nur auf dem Wege der kostenlosen Seminarerziehung zu einer höheren Bildung und Berufsart gelangen. Mit jugendlicher Unerfahrenheit machte der Knabe diese Wünsche zu seinen eignen und unterzog sich geduldig allen schwierigen Vorbereitungen, die ihm die schmale Pforte zum theologischen Paradies erschließen sollten.

Da bereitete Herzog Karl allen derartigen Hoffnungen ein jähes Ende, indem er den jungen Schiller in die neu gegründete militärische Pflanzschule auf der Solitude einberief. Durch die Stiftung dieser Anstalt, die bald den Namen Militärakademie erhielt und zuletzt in die hohe Karlsschule umgewandelt ward, entstand in Württemberg für talentvolle, aber unbemittelte junge Leute eine zweite Möglichkeit, sich einem höheren Berufe widmen zu können. Ohne Frage hätte die Familie Fritz' Aufnahme in das Institut als ein Glück betrachtet, wenn sich seine Bestimmung zum Geistlichen nicht schon zu tief bei ihr eingenistet hätte. So suchte sich Hauptmann Schiller zunächst der unwillkommenen Gnade zu entziehen. Als aber Serenissimus seine Aufforderung wiederholte, mußte der Vater des Knaben als herzoglicher Offizier und loyaler Untertan, der er in hohem Grade war, nachgeben. Fritz selbst trauerte noch eine Zeitlang seinem entschwundenen theologischen Traumbilde nach und fand sich dann mit dem glücklichen Anpassungsvermögen der Jugend in sein neues Los.

Ohne Frage ist ihm der gewaltsame Eingriff des Fürsten in sein Lebensschicksal zum Segen ausgeschlagen. Zum Geistlichen hätte er nimmermehr getaugt. Wäre er wirklich durch die württembergischen Klosterschulen gegangen, so hätte er sich, zum Selbstbewußtsein erwacht, aus der Umklammerung der einheimischen Theologie unter ähnlichen inneren und äußeren Kämpfen losreißen müssen, wie sie der Zögling der Militärakademie durchzufechten hatte, um für sich das Recht freier Selbstbestimmung zu erobern. Die Entwicklungsbedingungen in den Seminaren wären aber für ihn weit ungünstiger gewesen als die in der militärischen Fürstenschule. Herrschte doch dort damals ein Geist finsterer Rechtgläubigkeit, der alle Türen und Fenster gegen das Eindringen eines freieren Luftzuges zubaute und die Beschäftigung mit den heiteren Künsten, zumal mit der Poesie, für Todsünde erklärte, eine unerträglich strenge, mönchische Zucht, die den Jünglingen jeden Verkehr mit der großen Welt verbot. Da konnte die Phantasie des werdenden Dramatikers nichts von der Nahrung finden, deren sie doch so dringend bedurfte.

Das negative Verdienst, Schiller vor der Klostererziehung bewahrt zu haben, bleibt der Militärakademie unter allen Umständen. Schwieriger ist es, die positiven Vorteile, die sie ihm bot, gegen ihre Nachteile gerecht abzuwägen. Er selbst hat aus wechselnden Stimmungen heraus über sie sehr verschieden geurteilt. Ein unfreies Erziehungssystem, übertriebene Wertung von Aeußerlichkeiten, Züchtung schmeichlerischen und liebedienerischen Wesens bedrohten die Charakterbildung mit unleugbaren Gefahren, und auch an Schiller ist manches davon kleben geblieben, was er im Laufe der Jahre nicht ohne Mühe abzuwischen hatte. Um so mehr Freiheit herrschte im Unterrichtsplan der Anstalt, der in eigenartiger Weise die Philosophie zum unverrückbaren Mittelpunkte aller weit auseinander strebenden Disziplinen machte. Dadurch gewannen die Zöglinge eine Weite des Horizonts, die ihnen auch im praktischen Leben zugute kam. Tüchtige Lehrer, meist jugendfrisch und für die idealen Forderungen empfänglich, standen ihnen hilfreich und fördernd zur Seite. Besonders wohltätig war das Nebeneinanderleben der Studierenden aller möglichen wissenschaftlichen und künstlerischen Berufsarten.



Phot. H. Brandseph, Stuttgart

Lustschloß Solitude bei Stuttgart, Sitz der Karlsschule von 1770 bis 1775

Im engen Verkehr und täglichem Gedankenaustausch konnten sie sich gegenseitig von den geistigen Schätzen, die sie ansammelten, mitteilen und einander in ihre verschiedenartigen Bestrebungen einweihen. Von dem allem zog auch Schiller Nutzen. Am meisten brachte es ihm jedoch Gewinn, daß die Akademie, zumal seitdem sie von der einsamen Solitude nach Stuttgart verlegt worden war, einen Bestandteil des herzoglichen Hofhaltes bildete und ihr Leben sich gewissermaßen im Lichte der Oeffentlichkeit abspielte. Was bekam der Jüngling da nicht alles zu sehen und zu hören! Selbst politische Eindrücke begann er schon zu sammeln. Bunte Bilderreihen zogen an seinem Geiste vorüber, die seine Einbildungskraft gewaltig befruchteten. So wurde die Militärakademie zur Brutstätte seiner naturalistischen Jugenddramen, die er uns schuldig geblieben wäre, wenn er in der dumpfen Klosteratmosphäre hätte aufwachsen müssen.

Ein freundliches Verhältnis hatte während Schillers akademischen Jahren zwischen ihm und seinem fürstlichen Erzieher bestanden, der das hervorleuchtende Genie des Jünglings wohl gewahrte und von ihm erwartete, daß er einmal „ein recht großes Subjektum“ werde. Schiller war freilich mit der Anfangsstellung eines subalternen Regimentsmedikus, die er beim Austritt aus der Akademie erhielt, wenig zufrieden. Aber nicht das war es, was zum Bruche zwischen ihm und dem Herzog trieb, vielmehr die grundverschiedene Auffassung, die beide von der Bedeutung und der Würde der Dichtkunst hatten. Schiller betrachtete sie als seine Lebensaufgabe, der Herzog ließ sie sich höchstens als Schmuck des Lebens und als — Mittel zur Verherrlichung seiner eignen Person gefallen. Obendrein schwebte dem Beherrscher Württembergs ein ganz andres poetisches Ideal vor Augen. Durchaus in französischen Kunstanschauungen groß geworden, konnte er für die chaotischen Anfänge des wilden Stürmers und Drängers kein Verständnis haben. Die „Räuber“ mußten ihm als eine ungeheuerliche Geschmacksverirrung erscheinen. Lange genug ließ er seinen ehemaligen Zögling unbelästigt, der nach seiner Ueberzeugung auf verderblichen Bahnen wandelte, und sah ihm sogar mancherlei Sticheleien auf seine Person und Regierung nach. Aber zuletzt holte er gegen den Unverbesserlichen zu um so wuchtigerem Schlage aus. Er verbot ihm ganz die Poesie und wußte vielleicht nicht einmal, daß er ihm damit die Lebensluft entzog. Für Schiller blieb nun keine Wahl, wenn er seine Dichterzukunft für sich und die Menschheit retten wollte. Nicht leichtfertig, doch mit der ihm eignen Kraft des Willens tat er den unvermeidlichen Schritt und entwich als Abenteurer in nächtlicher Flucht aus dem Machtbereich des zürnenden Fürsten.

In der Fremde ging Schillers „Entschwabung“ vor sich. Nicht bloß entwickelte er seinen Geist zu jener umfassenden Größe, die ihn zu einem der ersten Lehrer der deutschen Nation machte: auch äußerlich wurde er ein andrer. Nach schwäbischer Gepflogenheit hatte er als Jüngling auf Haltung und Kleidung keinen Wert gelegt. Im Umgang mit feinen Männern und mehr noch mit edeln Frauen bekam er allmählich einen empfänglichen Sinn für die Uebereinstimmung des äußeren und inneren Menschen. Die württembergischen Freunde wunderten sich beim Wiedersehen, welche Umwandlung innerhalb eines Jahrzehnts auch nach dieser Richtung mit ihm vorgegangen war. Sie fanden sein jugendliches Feuer gemildert, sein Betragen voll von Anstand, und an Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war Eleganz getreten. An den heimatlichen Dialekt, den er einst so unverfälscht gesprochen hatte, daß dadurch den Mannheimer Schauspielern die Fiesko-Vorlesung aus des Dichters Mund ganz unerträglich geworden war, erinnerten später in seiner Aussprache nur noch leise Anklänge.

Aber sein Herz hing noch immer an der alten Heimat. Schwer genug war es einst dem gefühlvollen jungen Manne gefallen, sich vom Elternhause und allem, was ihm teuer war, loszureißen. Echt schwäbisches Heimweh mochte ihn auf seinen Wanderfahrten oftmals heimgesucht haben. Sobald es seine Verhältnisse erlaubten, lud er sich sein gutes altes Mütterlein und ein jugendfrisches Schwesterchen zum Besuche nach Jena ein, die ihm etwas wie Erdgeruch vom Heimatboden in sein Haus brachten. Mächtig regte dieses Wiedersehen die Sehnsucht nach den Stätten seiner Jugend in ihm auf. Und er packte zusammen und reiste mit seiner geliebten Lotte, die sich gerade zum erstenmal Mutter fühlte, zu dreivierteljährigem Aufenthalt nach dem Schwabenlande.

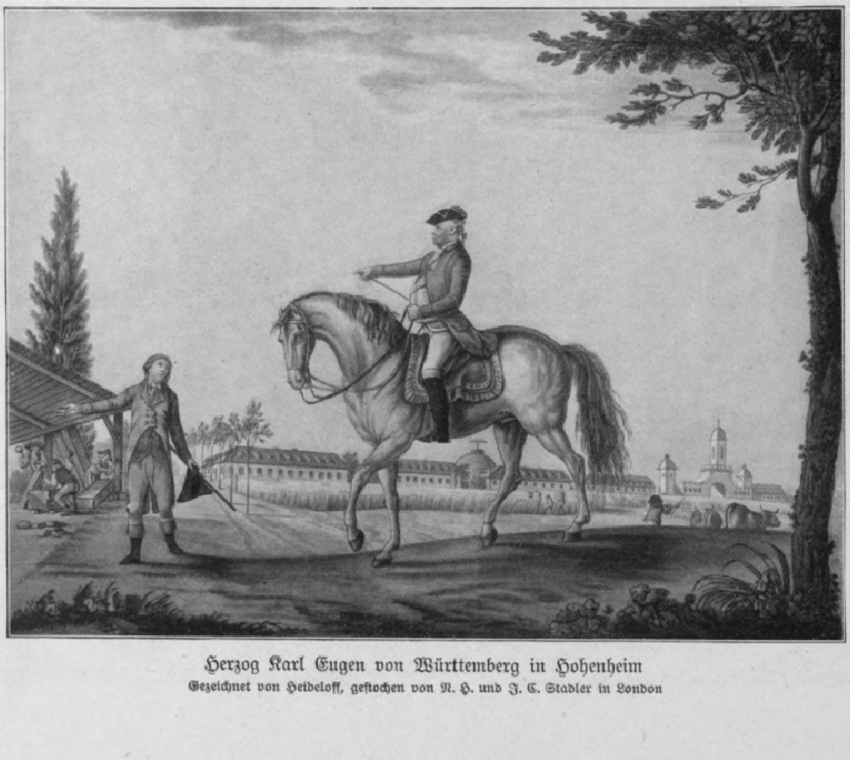


Franziska von Hohenheim
Nach einer Zeichnung in der Königl. Kupferstichsammlung zu Stuttgart

Die nächstliegende Frage war für ihn die, wie sich sein Verhältnis zum Herzog gestalten werde. Dieser hatte einst gegen den entlaufenen Militärarzt, allen Befürchtungen zum Trotz, nichts Feindseliges unternommen, und so stand zu erwarten, daß er auch jetzt den Heimkehrenden unbehelligt lassen werde. Schiller wandte sich brieflich an den Fürsten und schlug den alten Gemütston des ehemaligen Karlsschülers an. Das Schreiben blieb zwar unbeantwortet, aber Herzog Karl gab unter der Hand zu verstehen, daß er ihn ignorieren werde. Auch erteilte er dem alten Schiller wiederholt Urlaub zum Besuche des Sohnes. Mehr ließ sich nicht von ihm verlangen, mehr konnte er kaum tun, ohne seiner Fürstenwürde etwas zu vergeben. Als bald darauf der Herzog das Zeitliche segnete, da tilgte die Majestät des Todes in Schiller den letzten Rest von Groll, und er ließ dem Manne, von dem er Gutes und Böses fast in gleichem Maße empfangen hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Und die ganze Vergangenheit begann in und um Schiller lebendig zu werden. Er wandelte wieder dieselben Pfade, die er als Knabe und Jüngling so oft begangen hatte, er grüßte die trauten Gespielen und Genossen seiner Jugend. Er durfte erfahren, in wie reichem Maße er sich die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute inzwischen erworben hatte. Kein Zeichen der Anerkennung wird ihn indessen in gleicher Weise gerührt haben als die Huldigungen, die ihm in der bald darauf zu seinem Leide aufgehobenen Karlsschule dargebracht wurden. Wie er dereinst als Schüler mit klopfendem Herzen zu dem vergötterten Dichter des „Götz“ und „Werther,“ der an der Seite zweier Herzoge die Militärakademie besuchte, die Augen erhoben hatte: so schlugen ihm selbst jetzt, als er den großen Speisesaal der Anstalt betrat, vierhundert junge Herzen entgegen, und aus vierhundert Kehlen ertönte auf ihn ein brausendes Hoch. Schiller brachte zum Dank für die erwiesene Liebe dem Heimatlande seinen Erstgeborenen dar. In Ludwigsburg kam Karl Schiller zur Welt, und er suchte und fand später seinen dauernden Wirkungskreis in Württemberg, während seine Geschwister in der Fremde blieben.

Im Mai 1794 trat Schiller die Rückreise nach Weimar an. Es sollte ihm nicht mehr beschieden sein, die alte Heimat zu schauen. Doch hielt er mannigfache Beziehungen zu ihr aufrecht. Hatte er doch dort den würdigen Verleger seiner künftigen Werke gewonnen, der zugleich für ihn und seine Familie ein treuer Freund wurde. So knüpfte sich zwischen ihm und Württemberg gerade zu der Zeit, da er das Land für immer verließ, von neuem ein dauerhaftes geistiges Band. Je weiter sich sein Ruhm ausbreitete, desto stolzer zählten ihn die Schwaben zu den Ihrigen. Ununterbrochen und stetig, nicht bloß in der gehobenen Stimmung von Jubiläumszeiten, wird hier das Andenken des Gefeierten gepflegt, und ein schwungvoller Schillerkult, der namentlich in seinem Geburtsort Marbach, doch auch an andern Stätten geübt wird, prägt es den Herzen der lebenden und nachwachsenden Geschlechter unauslöschlich ein, was Schwaben seinem großen Friedrich zu danken hat.



Herzog Karl Eugen von Württemberg in Hohenheim
Gezeichnet von Heideloff, gestochen von N. H. und J. C. Stadler in London



Das Original in der Königl. Neuen Pinakothek zu München

Seni vor der Leiche Wallensteins

Nach dem Gemälde von Carl von Piloty



Das Großherzogliche Hoftheater in Weimar

Wie soll man Schiller inszenieren?

Von

Baron zu Putlitz,

Intendant des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart

Wie soll man Schiller inszenieren? Diese Frage dürfte wohl ohne weiteres durch die allgemeinere ersetzt werden: wie soll man überhaupt inszenieren? Ich möchte dieselbe nun nicht durch ein wissenschaftlich einwandfreies Programm beantworten, denn einmal könnte ich dadurch in der Praxis oft in die peinliche Lage kommen, daß mir nach einer Vorstellung der Vorwurf gemacht würde, theoretisch schöne Regeln aufgestellt zu haben, die hernach in der Praxis unvollkommen oder gar nicht befolgt worden wären. Ich möchte daher diesen Ausführungen die Ansicht voranschicken, daß das Inszenieren eine Kunst wie jede andre ist und daß sich die wirklichen Künstler auch hierbei nicht an Regeln binden lassen. Wirkliche Künstler gibt es aber auf allen Gebieten und so auch auf dem der Regietätigkeit leider nur wenige. Durch mehr oder weniger talentvolle Nachahmung desjenigen, was diese gemacht haben, bildet sich in gewissem Sinne eine Schule heraus. Für die Schillerschen Dramen ist nun wohl noch keine bessere Schule aufgetaucht als die, welche durch die Meininger Aufführungen geschaffen worden ist. Der Herzog von Meiningen war tatsächlich ein Künstler als Regisseur; man darf es ihm wahrlich nicht zum Vorwurf machen, wenn seine Nachahmer die Aeußerlichkeiten, die ihm bloß Mittel zum Zweck waren, zur Hauptsache machten und dadurch Aufführungen herbeiführten, die, in sogenannte „Meiningerei“ ausartend, die ganze Meininger Schule diskreditiert haben. An dieser Diskreditierung sind aber wohl auch die Meininger Aufführungen selbst zuerst schuld gewesen, denn im Verlauf der Gastspiele und der dadurch bedingten zahlreichen Wiederholungen der einzelnen Stücke ging der geistige Gehalt der Aufführungen stark verloren und das Aeußerliche blieb als Hauptsache zurück. Aber das vermag die Bedeutung des Herzogs von Meiningen als Regiekünstler in keiner Weise zu beeinträchtigen. Aehnliche Erfahrungen wird man überall machen, wo aus finanziellen Rücksichten eine sehr häufige Wiederholung der einzelnen Stücke notwendig ist. Der Regisseur muß den Intentionen des Dichters bis in das kleinste nachspüren, er muß die Dichtung voll in sich aufgenommen haben, und die Bilder, die er nun dem Publikum vorführt, müssen immer von dem Grundgedanken ausgehen, die Absichten des Dichters auf das Publikum zu übertragen. Bei dieser Arbeit muß es sich nun zeigen, ob der Regisseur genügend tief in den geistigen Gehalt eines Werkes einzudringen vermag, ob bei ihm eine ausreichend starke Empfindung ausgelöst wird, denn nur durch die Uebertragung dieser eignen Empfindung auf das Publikum kann eine reine und große Wirkung gewährleistet werden. Klebt der Regisseur an Aeußerlichkeiten, hält er sich ängstlich an die Vorschriften des Dichters, ohne wirklich ihre Zweckmäßigkeit als richtig anerkennen zu können, so wird niemals eine wirklich bezwingende Stimmung hervorgerufen werden. Der Regisseur soll den Dichter interpretieren, er muß aber darum, bedingt durch die Kenntnis, die er von der Bühnenwirkung, die er von seinem Publikum hat, nicht davor zurückschrecken, ändernd in Einzelheiten des Werkes einzugreifen, wenn der Hauptgedanke gewahrt bleibt, die Empfindungen und die Stimmung beim Publikum hervorzurufen, die vom Dichter beabsichtigt waren. Ich erinnere mich aus meiner eignen Praxis eines vielleicht lehrreichen Beispiels. Wir hatten uns bei der Einstudierung von Björnsons „Ueber die Kraft“ sehr viele Mühe gegeben, wir hatten das ganze Werk an einem Abend zur Darstellung gebracht, weil ich der Ueberzeugung war, daß die Wirkung des großen Grundgedankens auf das Publikum eine viel stärkere sein müsse, wenn neben dem religiösen auch der soziale Teil als ein Ganzes zur Darstellung gebracht würde. Diese Absicht war natürlich nur durchzuführen, wenn das Werk, das an den andern Bühnen an zwei Abenden zur Darstellung kam, stärkeren Kürzungen unterzogen wurde. Ich war also bemüht, alles Nebensächliche zu eliminieren, und hatte die Genugtuung, daß in dieser Fassung die großartige Schöpfung Björnsons hier in Stuttgart einen sehr starken Erfolg hatte. Björnson selbst kam zu einer der Wiederholungen hierher und war nach dem ersten Teil, nach dem eine längere Pause stattfand, sehr verstimmt; die vorgenommenen Kürzungen hatten ihn schmerzlich berührt, vor allem aber war er darüber aufgebracht, daß in der Pastorenszene nicht nur Kürzungen, sondern starke Milderungen vorgenommen waren, die alles Lächerliche, was in einzelnen Figuren der auftretenden Pastoren lag, beseitigt hatten. Der Dichter stellte mich mit der ihm eignen Lebhaftigkeit hierüber zur Rede, und es entspann sich eine Diskussion, die ziemlich heftige Formen annahm. Björnson stand unter dem Eindruck, daß gerade das drastische Hervorkehren des Humors in diesen Szenen bei den Aufführungen, die er in Norwegen erlebt, starke Wirkungen hervorgerufen hatte; ich versuchte ihm auseinanderzusetzen, daß bei meinem hiesigen Publikum das Karikieren der Pastoren so stark verstimmt haben würde, daß damit die Gesamtwirkung, die an sich mit diesem episodischen Teile nichts zu tun hat, zweifellos hätte Not leiden müssen. Er erachtete meine Eingriffe als dem Dichter gegenüber unberechtigt, ich nahm für mich die Berechtigung des Regisseurs in Anspruch, im Interesse des Dichters und gestützt auf die Kenntnis meines Publikums Modifikationen vorzunehmen. Diese Frage wird wohl immer eine etwas strittige bleiben, es wird immer Autoren geben, die das Recht in Anspruch nehmen, auch in Einzelheiten genau so aufgeführt zu werden, wie sie geschrieben haben, und der Regisseur wird sich bei gemeinsamer Arbeit schließlich auch wohl immer fügen müssen; ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß das sehr oft, um nicht zu sagen meistens, auf Kosten des Werkes und dementsprechend des Dichters geschehen wird. Ich kann übrigens hinzufügen, daß Björnson nach dem Schluß des zweiten Teiles der Aufführung von „Ueber die Kraft“ doch so unter dem Eindruck stand, den die Gesamtaufführung auf ihn ausgeübt, daß er mir das Eingeständnis machte, er nähme gern die wenn auch teilweise harten Striche in den Kauf, wenn dadurch eine solche Gesamtaufführung bewerkstelligt werden könnte; er vergab mir auch mein Unterfangen, den Pastoren ihre Lächerlichkeit abgestreift zu haben, und er hat mir gerade seit jenem Abend zahlreiche Beweise aufrichtiger Freundschaft gegeben.

Wie der Regisseur also nur an seine Arbeit gehen kann, wenn er wirklich die Dichtung bis ins kleinste voll erfaßt hat, so muß er des weiteren bei seinen Inszenierungen die technischen Hilfsmittel, die ihm seine Bühne bietet, in Rechnung ziehen, und er muß, schließlich für die Praxis wohl das wichtigste Moment, die vorhandenen schauspielerischen Kräfte in richtiger Weise anstellen und anleiten. Die Bühnentechnik hat seit Schillers Zeiten große Fortschritte gemacht, die Einführung des elektrischen Lichtes hat den Vervollkommnungen in dieser Richtung die Krone aufgesetzt. Vergleicht man die Bühnenausstattungen zu Schillers Zeit mit den heutigen, so zwingt uns das Primitive der damaligen Zeit wohl gar ein Lächeln ab; um so mehr überrascht es uns aber, wenn wir sehen, daß Schiller, der doch mit den damaligen primitiven Einrichtungen zu rechnen hatte, bei den Vorschriften, die er für die Bühnenausstattung gab, Forderungen stellte, die dem, was damals erfüllt werden konnte und erfüllt worden ist, weit vorauseilten. Noch lange nach seinem Tode wurden seine Werke in der gleichen primitiven äußeren Form weiter gegeben, wie sie bei seinen Lebzeiten der Not gehorchend angewendet worden ist. Heute wird jeder mit mir darin übereinstimmen, wenn ich sage, die Schillerschen Werke brauchen für ihre Wirkung einen äußeren Rahmen, der die Phantasie des Zuschauers anregt und der so den Autor wesentlich unterstützt.

Diese Erkenntnis war im wesentlichen die Grundlage für die Form, die der Herzog von Meiningen seinen Schiller-Aufführungen gab. Aber nicht nur in dekorativer Hinsicht, auch in der kostümellen Ausstattung waren die Bühnen auf dem unzureichenden Standpunkt stehen geblieben, auf dem sie zu der Schillerschen Zeit standen. Der berüchtigte Ausdruck „vor Christi Geburt griechisches Kostüm, nach Christi Geburt Rittersstiefel“ war selbst an großen Bühnen mehr Wahrheit als Anekdote. Dazu kam schließlich, daß auch an den besseren Theatern im Gegensatz zu dem realistischer werdenden Geschmacke des Publikums der Stil der Schauspielkunst derselbe geblieben war, nur daß das Pathos, das zur Schillerschen Zeit noch als eine natürliche Kunstbetätigung erschienen, dem modernen Empfinden hohl und unwahr klang. Die naturgemäße Folge davon war, daß man den Vorwurf des falschen Pathos und der Hohlheit von den Aufführungen auf die Werke selbst übertrug, und daß es eine Zeit gab, in der es für modern empfindende Menschen eigentlich für beschämend galt, wenn sie sich für Schiller begeistern konnten.

Auch nach der Richtung der Kostümierung und vor allen Dingen der Darstellung griff der Herzog von Meiningen mit feinem Empfinden und mit richtigem Verständnis des modernen Geschmacks helfend ein; er unterstützte die Wirkung der historischen Dramen durch eine möglichst bis in die kleinsten Details durchgeführte historisch treue Kostümausstattung, und gerade das historisch richtige Kolorit, das die Aufführungen dadurch bekamen, hat zu ihrer Wirkung wesentlich beigetragen. Am schwierigsten war es, den Darstellern einen neuen Stil zu geben, und in dieser Beziehung haben uns die Meininger Aufführungen wohl die richtigen Wege gewiesen, aber eine Stileinheit ist aus ihnen bisher nicht hervorgegangen. Es lag nahe, die alte Form, die sich darin gefiel, mit möglichstem Pathos den Klang der Verse zur Geltung zu bringen, wobei das Sinngemäße des gesprochenen Wortes stark Not litt, zu beseitigen, auf der andern Seite wäre es aber verfehlt gewesen, Werke, die in Versen geschrieben sind, so sprechen zu lassen, als ob es sich um Prosa handle. Es mußte also ein Mittelweg gefunden werden, und hierzu hätte es einer einwandfreien technischen Durchbildung des darstellenden Personals bedurft. Bei den Meiningern wurde der Mangel dieser technischen Durchbildung dadurch einigermaßen ersetzt, daß zahlreiche Proben allmählich einen Ausgleich herbeiführten. Sobald diese langwierige und sorgfältige Vorbereitung aber fehlte, und sie mußte bei allen den Bühnen fehlen, die durch stetigen Repertoirewechsel einfach die Zeit nicht hatten, so sorgfältig zu arbeiten, trat eine Stillosigkeit zutage, an der heute noch alle deutschen Bühnen kranken. Die Schauspieler der alten Schule fielen in das alte Pathos zurück, die Jungen legten sich die klangreichen Schillerschen Verse modern zurecht und waren bestrebt, das Versmaß überhaupt nicht mehr zu Gehör zu bringen. Unter der hierdurch hervorgerufenen Stillosigkeit leiden die Schillerschen Dramen am meisten; wir befinden uns heute noch in einer Uebergangszeit, um wieder zu einem einheitlichen Stil zu gelangen, wir werden dieses Ziel aber nur erreichen, wenn wir dazu kommen, die technische Vorbildung der Darsteller wesentlich zu verbessern.

So bewegt sich die Arbeit bei der Inszenierung Schillerscher Stücke in diesen drei Linien: sorgfältige dekorative Ausstattung, die den Vorschriften Schillers möglichst folgt und die wesentlich dazu beitragen muß, die Illusion des Zuschauers zu erhöhen; historisch treue Kostümierung, besonders in den historischen Dramen; und schließlich unausgesetzte Fortarbeit, beim darstellenden Personal einen einheitlichen Stil herzustellen. Allen drei Faktoren kann man wohl ziemliche Gleichberechtigung zuerkennen; während aber bei unsrer heutigen Bühnentechnik und bei dem Stand unsers heutigen Kostümwesens die beiden ersten Faktoren einfach zu einer Geldfrage werden und bei Aufwendung genügender Mittel für jede Bühne zu erreichen sind, wird es wohl noch eine ganze Weile dauern, bis der dritte: darstellerische Stileinheit, erzielt ist. Die Erreichung dieses Zieles aber ist um so mehr zu wünschen, als sich gerade in diesem Jahre wieder gezeigt hat, welch wesentlichen Raum im Spielplan der deutschen Bühne die Schillerschen Dramen einnehmen und auch künftig einnehmen werden.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Maria Stuart hört ihr Todesurteil. Nach dem Gemälde von Carl von Piloty



Albrecht von Wallenstein
Nach einem Gemälde von van Dyck



Johann Ludwig Isolani
Nach einem zeitgenössischen Stich

Die geschichtlichen Helden der Schillerschen Bühnendichtungen

Von
Dr. Ludwig Holthof

(Mit zehn Abbildungen)

Man hat gegen Schiller häufig den Vorwurf erhoben, daß er keinen Beruf zum Historiker gehabt habe, und es läßt sich nicht leugnen, daß vom Standpunkte des heutigen Tages dieser Vorwurf einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt, insofern wenigstens, als man von dem Historiker in erster Linie verlangen darf, daß er politischen Scharfblick verrate und kritischer Forscher sei. Schiller vermochte weder der einen noch der andern dieser Anforderungen zu entsprechen und wollte es auch wohl nicht, wenn er auch den Ansprüchen des historischen Kritizismus so ernstlich zu genügen bestrebt war, wie das zu seiner Zeit überhaupt möglich war. Verlangt man dagegen von dem Historiker, daß er auch darstellender Künstler sei, dann hat Schiller diese Forderung derart erfüllt, daß ihm von seinen sämtlichen Vorgängern keiner an die Seite zu stellen und er auch kaum von einem seiner Nachfolger erreicht worden ist. Aber auch als Künstler bedarf der Historiker einer besonderen Prädestination für seinen Beruf, und diese hat Schiller in ungewöhnlich reichem Maße besessen, denn er hatte das, was man den intuitiven Blick für die Vergangenheit nennen möchte, das heißt ein geschichtliches Anschauungsvermögen, infolgedessen sich ihm frühere Zeiten wie organisch belebte Bilder erschlossen, deren Leben und deren Bewegung sich seinem geistigen Schauen in unfehlbarer Gesetzmäßigkeit darstellte. Allerdings hat er diese seltene Gabe mehr in seinen Dichtungen als in seinen wissenschaftlichen Schriften betätigt, in ihnen aber auch um so hervorragender, wie das vor allem die Zeichnung der leitenden Heldengestalt in seiner Wallenstein-Trilogie beweist. Nachdem der Streit über den Charakter des größten Feldherrngenies des Dreißigjährigen Krieges sich Menschenalter um Menschenalter hingezogen hatte, nachdem Archiv um Archiv durchwühlt worden war und die Zahl der Streitschriften über den kritischen Fall zu dem Umfange einer ganzen Bibliothek angewachsen war, mußten Freund und Feind sich schließlich in dem Bekenntnisse vereinigen, daß es keinem Forscher gelungen sei, das Bild namentlich mit Rücksicht auf die Frage des moralischen Verschuldens so zutreffend zu zeichnen, wie der Dichter es schon ein Jahrhundert zuvor getan.

Auf Schiller haben denn auch von jeher historische Stoffe einen besonderen Reiz ausgeübt. Schon das zweite seiner Jugenddramen, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua", hat einen derartigen Stoff zum Gegenstand. Im allgemeinen sind in ihm die geschichtlichen Verhältnisse richtig getroffen, ja das historische Orts- und Zeitkolorit darf sogar als ungewöhnlich gelungen bezeichnet werden. Der Dichter folgt in getreuer Anlehnung seinen Quellen, bis auf die Veränderungen, die durch den tragischen Charakter des Stückes bedingt wurden, damit das „Ganze ein Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werde". Aus diesem Grunde mußte vor allem das Ende des Helden, des geschichtlichen Giovanni Luigi de' Fieschi, Grafen von Lavagna und Pontremoli, ein andres werden, als die Geschichte es überliefert; auch darf er in der Schillerschen Tragödie nur allein und nicht im Vereine mit seinen Brüdern handeln, weil es sein Stolz ist, „den ungeheuern Quader ohne Menschenhilfe zu wälzen". In Wirklichkeit standen dem Grafen von Lavagna bei seinem gegen die Dorias gerichteten Unternehmen seine beiden Brüder Girolamo und Ottobuono zur Seite, weshalb sich denn auch gegen sie das ganze herbe Werk der nach dem Scheitern des Umsturzversuchs sich regenden Reaktion wandte. Girolamo mußte bald nach dem Tode seines Bruders in seinem Schlosse Montolio kapitulieren und wurde hingerichtet; Ottobuono entwich nach Frankreich und führte noch acht Jahre lang ein unstetes Flüchtlingsleben; zuletzt geriet er in spanische Gefangenschaft und wurde an Genua ausgeliefert, um den qualvollen Tod des Ertränkens zu sterben. Von den übrigen Personen des Trauerspiels sind, soweit sie nicht wie der Mohr auf freier Erfindung beruhen, lediglich die Namen historisch; nur Fiescos Gattin, Eleonore Cybò, eine Schwester des Herzogs von Massa-Carrara, war in Wirklichkeit die bedeutende Frau, als die der Dichter sie schildert; sie heiratete später den General Chiappino Vetelli, einen der nachmaligen spanischen Oberbefehlshaber im Kampfe gegen die Niederländer, und starb 1594. Den Charakter des historischen Fiesco hielt Schiller im ganzen getreulich bei. „Er war," wie die unmittelbare Quelle des Dichters, der Historiker Robertson, ausführt, „von Person edelmütig und majestätisch, prächtig bis zur Verschwendung, in seinen Manieren einschmeichelnd, höflich, bezaubernd, leutselig und gesprächig. Aber unter der Larve dieser Tugenden verbarg er alle Neigungen und Fähigkeiten, die Personen haben müssen, die zu Rädelsführern der gefährlichsten und schwärzesten Verschwörungen geboren werden: eine unersättliche und rastlose Ehrsucht, einen Mut, der vor keiner Gefahr bebte, eine Seele, die zum Gehorchen zu stolz war."

Seinen „Don Carlos" bezeichnete Schiller selbst anfangs (noch im Nachwort zum dritten in der „Thalia" veröffentlichten Bruchstück) als „Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause" und dann als ein „dramatisches Gedicht", und das Werk kann in der Tat auf den Namen einer historischen Tragödie kaum Anspruch erheben, denn es lehnt sich in seiner stofflichen Unterlage an ein Vorbild an, das in seiner Darstellung wohl historisch gefärbt ist, aber im wesentlichen auf freier Phantasieschöpfung beruht, an die historische Novelle „Dom Carlos" des Abbé de Saint Réal. Der Held dieser Novelle oder, wie wir wohl besser sagen, dieses Romans, der 1545 geborene Sohn König Philipps II. von Spanien aus dessen erster Ehe mit Maria



Oktavio Piccolomini
Nach einem zeitgenössischen Stich



Rathaus in Pilsen, in dem Wallensteins Generale den „Pilsener Revers" unterschrieben

von Portugal, teilt mit der entsprechenden geschichtlichen Persönlichkeit nichts als den Namen. Er war nichts weniger als der idealistisch veranlagte Jüngling, als der er bei Saint Réal und nach diesem bei Schiller auftritt, und die Geschichte weiß ebensowenig etwas von seiner romantischen Liebe zu seiner Stiefmutter Elisabeth (der Tochter Heinrichs II. von Frankreich) wie von seinem schwärmerischen Freiheitsdrange und seinem Bestreben, den bedrängten Niederlanden zu Hilfe zu kommen oder den despotischen Gelüsten seines Vaters und dessen verhängnisvoller Verbindung mit der Inquisition entgegenzutreten. Er war ausgesprochen das, was wir nach heutigem Sprachgebrauch eine pathologische Erscheinung nennen, in schwerer Weise erblich belastet, von Jugend auf in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung gehemmt, mit perversen Neigungen behaftet und zu Ausschreitungen geneigt. Er ist nicht als Opfer eines tragischen Verhängnisses gefallen, sondern durch eignes Verschulden als ein leiblich und geistig Unfähiger zugrunde gegangen. Er wurde allerdings in einem Konflikte mit seinem Vater auf dessen Befehl im Jahre 1568 verhaftet und ist im Gefängnisse gestorben, jedoch nicht eines gewaltsamen, sondern eines natürlichen Todes. Seinen historischen Künstlerblick hat Schiller in seiner ersten, im großen dramatischen Stile gehaltenen Bühnendichtung in der Zeichnung der gesamten Umwelt, in der die Handlung des Stückes sich abwickelt, bewährt, und aus dieser ragt wieder als eine Schöpfung von Meisterhand die Charaktergestalt König Philipps II. hervor, jener finsteren, verschlossenen Fanatikernatur, der treibenden Kraft der Gegenreformation und des Begründers des politischen oder „spanischen" Katholizismus. Was uns hier entgegentritt, ist geschichtliche Wahrheit, nur die Züge wirklicher Menschengröße, die der Dichter dem Bilde Philipps leiht, sind Zutaten seiner idealisierenden Poetennatur, denn derartige Züge hat der Sohn Kaiser Karls V., der trotz aller seiner gewaltigen Unternehmungen bei seinem Tode ein dem schlimmsten Elend anheimgefallenes Land hinterließ, nicht besessen.

Die eigenartige Kunst, in voller Abrundung und lebendigstem Farbenvortrag vor unserm geistigen Auge das vollständige Bild einer vergangenen Zeit wieder aufleben zu lassen, hat Schiller in seiner Wallenstein-Trilogie in einer Weise betätigt, zu der wir, wenigstens in unsrer eignen Literatur, wohl nur ein Gegenstück haben würden, wenn es dem Dichter beschieden gewesen wäre, seine große Demetrius-Tragödie zu vollenden. Nie ist Schiller in seinem Kunstschaffen objektiver gewesen, und durch kein andres Werk hat er in gleich bündiger Weise den Beweis dafür erbracht, daß die neuerlich aufgeworfene Streitfrage, ob wir in ihm einen idealistischen oder realistischen Schilderer zu erblicken haben, im Grunde eine müßige ist, weil wir die Möglichkeit einer harmonischen Durchdringung der beiden Stilarten hier in einem greifbaren Beispiele vor Augen haben. Gewiß, vieles in dem, was wir in der Reihenfolge der Wallenstein-Dramen sich vor uns abspielen sehen, gehört zu dem, „was sich nie und nirgendwo begeben," und doch ist alles objektive geschichtliche Wahrheit. Wir stehen in diesen Dramen mitten in den Wirren des großen deutschen Bruderkriegs des siebzehnten Jahrhunderts, und wir lernen diese Wirren kennen, als ob wir unmittelbar an ihnen beteiligt seien. Wir sind mit der Person und der menschlichen Eigenart des größten Heerführers dieser Zeit vertraut, noch ehe er selbst vor uns hintritt, und wir lernen das Werkzeug kennen, das er sich zur Durchführung seiner ehrgeizigen und eigennützigen Pläne geschaffen. Anfangs waren diese Pläne auf Herstellung einer unbeschränkten kaiserlichen Militärmacht gerichtet; als es sich aber immer wieder zeigte, daß in dieser Hinsicht ein Einvernehmen zwischen dem großen militärischen Organisator und seinem kaiserlichen Oberherrn nicht zu erzielen war, und als ihm, nachdem er dem Kaiser tatsächlich „Deutschland erobert hatte", gar mit offenem Undank gelohnt wurde, da nahm sein Bestreben, eine Stelle unter den Reichsfürsten einzunehmen und sich einen umfassenden Länderbesitz zu sichern, eine immer festere Gestalt an. Hätte er an Stelle seines unruhigen Schwankens ein zielbewußtes Handeln setzen können, so wären seine Absichten vielleicht vollständig verwirklicht worden; so aber entschieden die „Sterne in seiner Brust" gegen ihn, und er fiel als das Opfer eines wirklich tragischen Verhängnisses. Von der Anklage eignen Verschuldens ist er nicht freizusprechen, und dennoch wurde ein Mord an ihm begangen, denn dem Kaiser stand er als Reichsstand und nicht als Untertan gegenüber, und das Reichsoberhaupt hatte nicht das Recht, ihn wegen Verrats zu strafen. Eigentümlich ist, daß Schiller der objektiven geschichtlichen Wahrheit in seiner Dichtung weit gerechter geworden ist als in seiner historischen Darstellung des Dreißigjährigen Krieges. Durch die Kunst, die seinem eignen Ausspruche nach „alles Aeußerste", das heißt alles Uebermaß zur Natur und in die Grenzen des Menschlichen zurückführt, zeigt er uns in seiner Dichtung den



Jugendbildnis der Maria Stuart
Nach einem Gemälde aus der Schule Clouets



Graf Leicester
Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters



Königin Elisabeth
Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters

hochstrebenden Mann als das, was er wirklich gewesen, als —

— den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehren höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Wie der Zeitfolge, so nimmt auch seinem inneren Werte nach, soweit dieser durch den historischen Charakter bedingt wird, das Trauerspiel „Maria Stuart“ seine Stelle unmittelbar nach dem „Wallenstein“ ein. Auch in diesem dramatischen Werke, das uns die letzten Lebenstage der unglücklichen Tochter Jakobs V. von Schottland schildert, weicht der Dichter nur unwesentlich und eigentlich nur durch seine andre Entscheidung der Schuldfrage von der historischen Wirklichkeit ab. Maria Tudor,



Lord Burghley
Nach einem zeitgenössischen Stich

die durch ihre Großmutter Margareta Tudor direkt von König Heinrich VII. von England abstammte, hatte dadurch Erbansprüche wie an die schottische so auch an die englische Krone, die allgemein als um so unanfechtbarer galten, als an Elisabeth der Makel unehelicher Geburt haftete. In noch jugendlichem Alter mit dem Kronerben Frankreichs vermählt, kehrte sie nach dessen alsbaldigem Tode in ihr Erbland Schottland zurück. In der Verwirrung, die damals wegen der unablässigen Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten in dem einen wie dem andern Lande herrschte, wagte sie jedoch ihre Erbansprüche auf England nicht geltend zu machen und suchte sich leidlich mit Elisabeth zu stellen, die ihr denn auch nicht unfreundlich entgegentrat und ihr sogar ihren eignen Günstling, den Grafen Leicester, zum Gatten vorschlug. Maria indes, die ihren Thron nicht mit einem englischen Untertan teilen wollte, lehnte diesen Antrag ab und vermählte sich mit ihrem schönen, ihr an Jahren jedoch noch unterlegenen Vetter Lord Darnley, ohne gleichwohl in dieser Ehe das erhoffte Glück zu finden. Darnley war ein schwacher Charakter, dazu brutal und herrschsüchtig, und die Gatten entfremdeten sich vollends, nachdem auf Darnleys offenkundiges Anstiften Marias italienischer Geheimsekretär Riccio ermordet worden war.

Maria ließ sich nunmehr zu einer Reihe unbedachter Schritte hinreißen, die mehr und mehr ihr Ansehen bei den eignen Landsleuten untergruben. Sie wandte ihre Gunst dem Grafen Bothwell zu und besiegelte dadurch ihr Verhängnis. Der junge, schöne, aber ehrgeizige und gewalttätige Mann, der gern die Stelle Darnleys neben Maria auf dem Throne Schottlands eingenommen hätte, faßte den Entschluß, den Gatten Marias zu ermorden, und es scheint, daß er es nicht bei dem bloßen Entschlusse bewenden ließ: man fand eines Tages die Leiche des erdrosselten Darnley nach der gewaltsamen Einäscherung eines Landhauses in der Nähe Edinburghs, das er während der Genesung von einer Erkrankung an den Blattern bewohnt hatte, in dem Garten dieses Hauses, und der Verdacht gegen Bothwell war bald so stark und so allgemein verbreitet, daß eine gerichtliche Untersuchung nicht zu umgehen war. Der gefürchtete Mann wurde gleichwohl freigesprochen, und Maria beging daraufhin die kaum faßbare Unklugheit, sich mit ihm zu vermählen. Ist ihre Mitschuld an dem Verbrechen Bothwells auch niemals nachzuweisen gewesen, so wandte die öffentliche Meinung sich nach diesem Schritte doch derart gegen sie, daß sie vor der Empörung der eignen Untertanen ihr Königreich räumen mußte. Sie hoffte Zuflucht in England zu finden, sah sich aber in dieser Hoffnung gründlich enttäuscht, denn Elisabeth, die in ihr immer noch die Rivalin fürchtete, ließ sie aus bloßen Gründen der Staatsklugheit, gegen alles Recht und alle Billigkeit verhaften und sie nach neunzehnjähriger Haft auf die Anklage hin, daß sie an der Verschwörung Babingtons und Parrys zu ihrer Befreiung beteiligt gewesen sei, wegen Hochverrats zum Tode verurteilen und das Urteil an ihr ganz in der von Schiller geschilderten Weise an dem Orte ihrer letzten Haft, auf dem Schlosse Fotheringhay, vollstrecken.

Schiller mildert, um dem Schicksale seiner königlichen Dulderin eine tragische Wendung zu verleihen, ihre Schuld nach der einen Seite, um sie nach der andern hin zu verstärken; er läßt sie an der Verschwörung Babingtons und Parrys, um die sie wenigstens gewußt haben muß, da sie sich unbedacht genug auf eine Korrespondenz mit Babington eingelassen hatte, unschuldig erscheinen, sie dagegen entschieden Teil an der Ermordung ihres Gatten Darnley haben. Den Charakter der selten schönen Frau hat er übereinstimmend mit der Ueberlieferung der geschichtlichen Quellen geschildert: Maria war liebenswürdig, gutherzig, frohgemut, aber der weltlichen Freude hingegeben, leichtfertig und flattersinnig. Sie war übrigens bei ihrem Tode weit älter, als Schiller sie erscheinen läßt.

Seine „Jungfrau von Orleans“ nennt Schiller eine „romantische“ Tragödie und verweist sie damit selbst von dem Gebiete der Geschichte auf das der Legende. Die Wunderwelt, in der Johanna sich bewegt, soll uns nicht als eine eingebildete dieser Visionärin, sondern als eine von dem Dichter (nach seinem guten Dichterrechte) als objektiv und real gewollte erscheinen. Gleichwohl ist die Heldin dieser romantisch-phantastischen Dichtung eine historische Persönlichkeit, und ihr Heldenmut und ihr ganz seltenes Feldherrntalent, durch das sie Frankreich von dem Rande des Abgrundes rettete, sind gleich der Tatsache, daß sie ein frommes und fleißiges Mädchen gewesen, ebenso verbürgt wie nur irgendein historisches Ereignis. An ihr wurde, als sie in die Gefangenschaft der Engländer geraten und nach Rouen gebracht worden war, ein himmelschreiendes Unrecht und ein offenkundiges Verbrechen gegen das Völkerrecht begangen. Nicht ohne Schuld des französischen Bischofs von Beauvais, des ehrgeizigen Cauchon, wurde ihr der Prozeß als einer Ketzerin und Teufelsanbeterin gemacht und das demnach auf den Feuertod lautende Urteil nach einem nur vorübergehenden Aufschube schließlich an ihr auf dem Marktplatze von Rouen vollzogen.

Auch das letzte Bühnenwerk, das der Dichter vollendete, das Schauspiel „Wilhelm Tell“, bewegt sich nicht auf dem Gebiete der Geschichte, sondern auf dem der geschichtlichen Sage. Die Persönlichkeit, die ihm seinen Namen gegeben, hat nie gelebt, wie denn die ganze Ueberlieferung von der Befreiung der schweizerischen Waldstädte mit den urkundlich verbürgten Tatsachen nicht in Einklang zu setzen ist.

Der Held des Demetrius-Fragments dagegen ist eine geschichtliche Persönlichkeit, über deren Herkunft und Charakter jedoch noch ein gewisses Dunkel ausgebreitet liegt. Er ist der erste der drei russischen Kronprätendenten, die nach dem Tode des Zaren Iwan IV. oder des Schrecklichen unter dem Vorgeben, dessen totgeglaubter Sohn zu sein, unter dem Namen Demetrius oder Dmitri auftraten und sämtlich unglücklich endeten. Der von Schiller zum Mittelpunkt seines gewaltigen Tragödientorso gemachte ist der einzige von ihnen, der sich längere Zeit in seiner Prätendentenrolle zu behaupten vermochte.



Der falsche Demetrius
Nach einem gleichzeitigen Stich von Lucas Kilian



Maria Stuart
Nach einem Gemälde aus Clouets Schule

Schiller und Piloty

Ein Begleitwort zu unsern Bildern

Schillers Verhältnis zur bildenden Kunst war kein besonders enges. Fehlt seiner Dichtung schon das Bildhafte und empfand er im Innern vor dem eigentlichen dichterischen Gestalten nach seinen eignen Worten mehr eine unklare musikalische Stimmung, als daß wirklich Gesichte vor seiner Seele auftauchten, so stand er den Werken der bildenden Kunst selbst überhaupt fremd gegenüber. In einem Brief an Reinhart aus dem Jahre 1803 schreibt er, als die Rede von einer Romreise ist: „Ich bin ein Barbar in allem, was bildende Kunst betrifft.“ Nur in einigen seiner Dramen, besonders in der „Jungfrau von Orleans“ und in der „Braut von Messina“ spüren wir hier und dort die Wirkung, die einzelne Werke der Renaissancemalerei — speziell wohl Madonnenbilder — auf den Dichter ausgeübt haben und der er seinerseits nun wiederum Worte verleiht. Nichtsdestoweniger ist Schillers Einfluß auf die Malerei nicht zu unterschätzen, ja man kann ihn mit einer gewissen Berechtigung den geistigen Ahnherrn unsrer historischen Malerei nennen, die einst mit ihrem Ruf ganz Europa beherrschte, deren Mittelpunkt München und deren Gipfel Karl von Piloty war. Als es sich daher darum handelte, der Schiller-Nummer von „Ueber Land und Meer“ einen passenden bildnerischen Schmuck zu geben, mußte, wenn man von eignen für diesen Zweck gemachten Illustrationen absah, von denen selten eine tiefere Wirkung ausgeht, die Wahl notwendig zunächst auf Piloty fallen. Handelt es sich hier zwar durchaus nicht um Bilder, die bestimmte Szenen der Schillerschen Dramen illustrieren, so geht doch von ihnen eine ähnliche Stimmung aus, und sie versetzen uns am besten in die eigentliche Schillersche Welt. Seine Dramen waren noch auf der Bühne lebendig, als die große klassische Epoche unsrer Literatur sich ihrem Ende zuneigte,



Friedrich Schiller
Nach einer Handzeichnung von Gottfried Schadow (im Besitz von Frau Professor Kaibel in Göttingen)

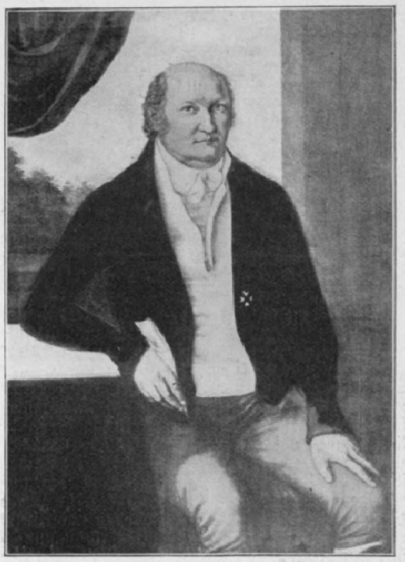
als der kurze Frühling der Romantik bereits verwelkt war, und als mit dem Jahre 1830 eine neue Zeit anbrach. An ihnen erstarkte das durch die politische Bewegung hervorgerufene historische Interesse, das auf dem Felde der bildenden Kunst nun gegen den herrschenden Klassizismus den Kampf aufnahm. Wir wissen, wie sehr sich der junge Piloty in den kargen Mußestunden, die ihm seine fieberhafte Tätigkeit übrigließ, an Schiller erbaute. Es ist außerdem ein eigenartiges Zusammentreffen in der Kunstgeschichte, daß gerade damals der erste Anstoß zu dieser neuen historischen Malerei von Belgien ausging, also einem Teil der Niederlande, deren großen Freiheitskampf Schiller überhaupt erst dem Empfinden des deutschen Volkes nahe gebracht hatte. Außerdem sehnte sich das an den alten Venezianern und an den großen Flamen geschulte malerische Können der Jüngeren, die im Gegensatz zu Cornelius und seiner Gefolgschaft wirkliche Maler waren, nach Samt und Seide, nach den prächtigen Kostümen, den blitzenden Waffen einer Zeit, die Schillers Dramen zuerst lebendig vor ihr Auge gestellt hatten. So kam es ganz natürlich, daß sie allmählich mit Schillers Augen in die Vergangenheit blickten. Darin lag eine große Gefahr, der auch Piloty keineswegs entging: er sah Bühnenbilder vor sich, keine Wirklichkeit. Schillers Geschichtsauffassung, die den Gang der Entwicklung geschickt gruppiert, außerdem die Aufmerksamkeit auf einzelne Höhepunkte konzentriert, mußte natürlich ebenfalls auf den Maler geschichtlicher Gemälde einwirken. Daher sehen wir das Schillersche Pathos in den Pilotyschen Gemälden wieder aufleben, das manche Kunstkenner von heute, und nicht gerade die schlechtesten, als Unnatur empfinden und darum verurteilen. Tatsächlich ist es nur eine Anschauungs- und Ausdrucksweise, die ihre Berechtigung hat wie die unsre. Und so wenig man Piloty an dem unendlich größeren Genius Schiller messen darf, das eine kann man ungescheut aussprechen: so wie sich Schillers Lichtgestalt nach anfänglicher Ueberschätzung und plötzlicher Abneigung erst im Urteil der Nachwelt den richtigen Platz gewinnen wird, so kann auch Piloty auf eine gerechtere Beurteilung durch die Zukunft Anspruch machen, als sie ihm die Gegenwart zuteil werden läßt.

Karl von Dahlen



Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Wallenstein auf dem Zuge nach Eger. Nach dem Gemälde von Carl von Piloty



J. B. Erhard

Nach einem Bild im Besitz des Herrn Fritz Arndt in Oberwartha (zum erstenmal veröffentlicht)

Zwei Briefe des Philosophen und Arztes J. B. Erhard an Schiller

Mitgeteilt von

Professor Dr. Ernst Müller (Stuttgart)

Johann Benjamin Erhard[1]) ist 1766 in Nürnberg als Sohn eines Scheibenziehermeisters geboren. Von seinem Vater, der ein sehr wissensdurstiger Mann war, wurde in ihm großes Interesse für Wissenschaft und Kunst erregt. Vom neunten bis elften Jahre besuchte er die Lateinschule seiner Vaterstadt, dann erlernte er die Profession seines Vaters. Daneben trieb er mit großem Fleiße allerlei Studien. Gleichgesinnte Freunde unterstützten ihn darin. Unter diesen war ein Herr von Grundherr, Leutnant „bei den Nürnbergischen Truppen", zehn Jahre älter als er und an Sprachkenntnissen ihm weit überlegen. Mit ihm las er viel. Wie nahe er ihm stand, zeigt der zweite unsrer Briefe.

Unter den Studien, die Erhard trieb, war auch die Heilkunde. Er war darin so eifrig, daß ihn der Würzburger Hofrat von Siebold, der ihn 1785 kennen lernte, aufforderte, sich dieser Wissenschaft ganz zu widmen. Erhard folgte und studierte 1788 mit Unterstützung Siebolds in Würzburg Medizin. Im Jahre 1790 verließ er die Universität und machte Reisen. Den Winter 1791/92 brachte er in Jena zu. Dort kam er „in vertraulichen Umgang" mit Schiller und erlangte Wielands Freundschaft. Von Jena ging er nach Kopenhagen zu Baggesen und dann zu Kant nach Königsberg. Dort lebte er „selige Tage". Der berühmte Philosoph schrieb ihm nachher: „Unter allen Personen, die ich kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgang als Sie." Später ließ sich Erhard in Nürnberg als Arzt nieder. Seine Tätigkeit war aber sehr gehemmt, da ihm seine Amtsgenossen die Aufnahme in ihr Kollegium verweigerten, weil er „nicht herkömmlich" drei Jahre studiert hatte. Zudem hatte er keine Freude an der ärztlichen Praxis und strebte nach einem akademischen Lehramt. Schließlich kam er durch den preußischen Staatsminister Freiherrn von Hardenberg nach Ansbach und von da 1799 nach Berlin; dort wirkte er in reichem Segen, seit 1822 als Obermedizinalrat, bis zu seinem Tode im Jahre 1827.

Mit Schiller stand Erhard seit seiner ersten Bekanntschaft stets in Verbindung. Von ihrem Verkehr zeugen die sieben Briefe Schillers an Erhard, die uns noch erhalten sind. Briefe Erhards an den Dichter waren bis jetzt nicht bekannt. Um so mehr werden die folgenden interessieren, deren Originale im Besitze des Herrn Fritz Arndt, Klostergut Oberwartha-Cossebaude bei Dresden, sind. Erhard war der Großvater von Frau Arndt.

[1]) Vgl. Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard von Varnhagen von Ense.

I

Nbg. d 9 May 1792.

Verehrtester Freund!

Wie kam es daß ich nicht an Sie schrieb, biß ich hier war? Eine Frage deren Beantwortung niemand leichter seyn sollte als mir selbst, und doch ist sie es mir nicht. Mit keinem Abwesenden unterhielt ich mich mehr, als mit Ihnen und doch schrieb ich nicht. Papier und alles hatte ich vor mir, aber anstatt zu schreiben, sprach ich mit Ihnen, Stunden verflossen und kein Buchstabe stand auf dem Papier. Ich wäre neugieriger zu wissen, ob Sie sich auch schon gegen einen innigen Freund in meiner Lage befanden? Wäre es so wollten wir gemeinschaftlich die Auflößung dieses Psychologischen Problems suchen. Für diesmal will ich Ihnen noch einige Reisenachrichten mittheilen. Ich fange von Venedig an.[1])

Von dieser Stadt könnte man wirklich sagen, daß man sie vor lauter Häusern nicht sehen kann. Wenige Straßen sind so breit, daß man nicht mit einem Schritt von dem einen Hauß in das gegenüberstehende kommen könnte. Unter den Gebäuden hat die Kirche Maria della Sanità[2]) den feyerlichsten Eindruck auf mich gemacht. Sie ist nicht sehr groß, aber wenn man unter der schönen Kuppel in der Mitte steht, so sieht man auf die 5 Altäre deren Gemälde Meisterstücke sind, ohne durch ein Fenster oder sonst etwas unterbrochen zu werden, und ohne etwas von der schönen Architektur zu verlieren, gleichförmig hin. Diese Wirkung des Ganzen auf einmal gab mir den erhebendsten Eindruck, den ich biß dorthin noch von einem Gebäude erhalten hatte.

Die Polizey von Venedig gehört nun gewiß nicht mehr unter die strengen.[3]) Man lebt dorten ungefragt über Religion und Geschäfte. Die äußere Freyheit kann in keinem Orte größer seyn; man geht mit der Tabakspfeife ohngeachtet der engen Straßen in der ganzen Stadt herum und welches eben nicht zu loben ist, kann sich auch jedes Orts, selbst der Treppe des Dogen zum Abtritt bedienen. Die privilegierten Freudenmädchen dürfen sich angekleidet unter das Fenster oder die Thüre setzen und die Vorübergehenden anreden. Sie hängen auch einen rothen Teppich zum Fenster heraus. Unter den armen Mädchenspitälern, dergleichen 4 sind und worinnen alle in der Musik unterrichtet [werden], hat nun das ai mendicanti [?] die beste Musik; ich hörte dort die beste Sängerin, die ich noch gehört habe, sie heißt D. Poduar und hat eine Altstimme, sie singt mit vielem Geschmack und hat bey völliger Gleichheit der Stimme, die Tiefe eines Tenoristen und die Höhe einer gewöhnlichen Diskantistin. Die vortrefflichen Gemälde eines Titian, Veronese u. s. w. fangen meistenteils an zu verderben, doch hat sich Titians Meisterstück Petrus Martyr, al S. Paolo, noch sehr gut erhalten.[4]) Auf Geistesunterhaltung durch Umgang muß man in Venedig Verzicht thun. Die Galerie von Abgüssen und einigen außerlesenen Gemälden im Pallast Farsetti[5]) verdient wegen der Vollständigkeit der Antiken Abgüsse gesehen zu werden.

Von Venedig nach Padua ging ich zu Fuße, fand aber meine Erwartung getäuscht, und die schönen Paläste sparsam; da übertrift der Palast Pisani[6]) an Schönheit und Pracht wohl jedes deutsche Lustschloß. Ich würde zu weitläufig werden wenn ich alle meine Bemerkungen über Venedig hinschreiben [würde] und dann könnte ich doch noch das Sie interessierende verfehlen ich erwarte hierüber Ihre bestimmten Anfragen,[7]) und eile über Padua nach meinem geliebten Vicenza.

In Vicenza möchte ich wohnen. Der Ort ist reinlich, groß genug, er wird Dresden nicht nachgeben, hat viele Schönheiten der Kunst, und eine Gegend, die ich mir nicht angenehmer erdichten kann. Ueber die Gegend in meinem nächsten Brief. Und nun nehme ich vom vortreflichen olympischen Theater[1]) des Paladio[2]) Gelegenheit Ihnen meine Bemerkungen über das rührende im Trauerspiel zu Ihrer Abhandlung mitzutheilen.[3]) Es wäre schon Anmaßung von mir wenn ich Ihnen nur sagen wollte, daß Sie keine Prüfung oder Beurtheilung von mir zu erwarten haben, ich käme mir vor wie ein Mensch, der sich einbildete, er könnte Raphael kritisieren, weil er Albrecht Dürers Werk über die Proportion studiert hätte. Nur einige Beyträge werden Sie erhalten, die durch den Anblick des olympischen Theaters veranlaßte Reflexionen enthalten, die ich durch diesen Eindruck aufgefordert machte, ehe ich Ihre Abhandlungen noch sah.

Paladio, den vielleicht an Erhabenheit der Plane in Verbindung mit der besten Oekonomie des Raumes kein Baumeister übertrift, faßte den Entschluß, nach den Beschreibungen, Ueberbleibseln und Münzen ein antikes Theater zu erbauen. Der Anblick dieses Theaters versetzt den Zuschauer wirklich aus unserem Zeitalter nach Athen. Die Sitze machen ein halbes Amphitheater und das Theater, wo gesprochen wird, ist durch ein prächtiges Portal von der Decoration geschieden. Die Decoration, die es nun hat, stellt drey Straßen einer schönen Stadt vor und zeigt dem Auge eine unabsehbare Reihe von Palästen, die Erhöhung des Bodens und die perspektivischen Verkleiner bringen diese Täuschung hervor. Die Paläste sind nicht auf Tapeten gemalt, sondern wirklich Faßaden. Der Schauspieler, wenn gespielt würde, träte also aus dem Ort der Handlung durch das Portal auf das Theater. So sehr wiedernatürlich dieß scheint, wenn man es ließt, so brachte doch der wirkliche Anblick eine sehr lebhafte Versetzung in die Wirklichkeit eines ähnlichen Ortes hervor, als noch nie unsere Gardinen auf unseren Theatern bewirkten. Ich erkläre mir es aber gerade aus dem Wiedernatürlichen, das man darinnen anzutreffen glauben könnte. Durch das Portal kündigt sich die Decoration als bloße Kunst an, wir machen keinen Anspruch darauf, daß sie die Sache wirklich darstellen sollen, und fordern daher nichts als die Erleichterung der eingebildeten Wirklichkeit, die unsere Phantasie hervorbringt. Der Genuß der Phantasie wird dadurch sehr erhöht, daß die Vorstellung von dem wirklichen Ort keine Einschränkung der ihr beliebigen Größe erhält. Unsere Theater, die die Decoration von der Recitirenden Person nicht trennen, geben der Decoration selbst Wirklichkeit und hemmen dadurch den Schwung der Einbildungskraft. So schön ist eine eingeschränkte Nachahmung, wie sehr muß es die Sache selbst seyn, wird hier unserer Phantasie gesagt und sie erhält eine wohlthätige Richtung in ihrer Freyheit, so und nicht größer und schöner mußt du dir die Sache vorstellen, sagt unsere Decoration, und die Phantasie wird gelähmt.

Der Einwurf, den man machen könnte, daß, da die Einbildungskraft mit der Decoration als einem eigenen Kunstwerke beschäftigt wird, die Aufmerksamkeit bey öfterer Veränderung zu sehr von dem Spiele abgezogen würde, scheint mir nicht sehr erheblich, da sich auch als Gründe so viel für eine Einschränkung auf wenige Örter der Handlung sagen läßt, daß es mir nicht sehr erheblich vorkommt, wenn auch der Dichter auf mechanische Weise zu einem geringeren Wechsel derselben verbunden wäre. Was aber wieder dem Dichter zu statten kommt, ist, daß das Portal 3 Thore hat, durch welche man also auch 3 Scenen auf einmal darstellen kann, die keiner andern Verbindung unterworfen sind, als daß sie auf einer Ebene und in einer Gegend seyn müssen, denn da allezeit auf dem Theater vor dem Portal recitirt wird, so darf der Schauspieler nur aus der ihm angewiesenen Scene hervortretten.

Nun wäre noch der Einwurf zu heben, daß es der Illusion hinterlich wäre, daß die

[1]) Ein früherer Brief, in dem Erhard Schiller Reisenachrichten mitteilte, ist zurzeit nicht bekannt. — In Venedig war Erhard mit seinem Freund Baron Herbert von Klagenfurt zweimal, im Jahre 1792 und später.

[2]) Vielleicht die 1631 bis 1656 erbaute Kuppelkirche Santa Maria della Salute.

[3]) Offenbar eine Anspielung auf Schillers „Geisterseher", in dessen Anfang Schiller einen Staatsinquisitor zu dem Prinzen sagen läßt: „... urteilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig".

[4]) Der heilige Petrus Martyr, 1215 bis 1252, war ein Dominikaner.

[5]) Der Palast Farsetti (einst Dondolo) stammt aus dem zwölften Jahrhundert (Rundbogenstil).

[6]) Erhard scheint den gotischen Palast Pisani in Venedig zu meinen.

[7]) Ob Schiller „bestimmte Anfragen" an Erhard gerichtet hat, wissen wir nicht, da eine Antwort des Dichters auf diesen Brief leider nicht bekannt ist.

[1]) Das 1584 vollendete Teatro Olimpico ist ein Holzbau in antiker Form, nach einer Zeichnung Palladios, der die von Vitruv angegebenen Verhältnisse zugrunde liegen.

[2]) Andrea Palladio, 1508 bis 1582, ist der bedeutendste italienische Architekt der Hochrenaissance.

[3]) Es handelt sich wohl um die Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" (1791) und „Ueber die tragische Kunst" (1792).

Scene für den Recitirenden überhaupt nur eine, das Theater wäre, welches nicht einmal Anspruch machte etwas anderes vorzustellen. Diesen Einwurf getraue ich nur durch genaue Entwicklung der Ursachen der Theatralischen Illusion vollkommen zu heben. Ich muß aber meine Gedanken hierüber auf den nächsten Brief sparen.

Nun noch eine Bitte empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Gemahlin und lassen Sie mich in Rudolstadt nicht ganz in Vergessenheit kommen.

Mit wahrer Achtung und Liebe bleibe ich
Ihr ergebenster Freund
J. B. Erhard

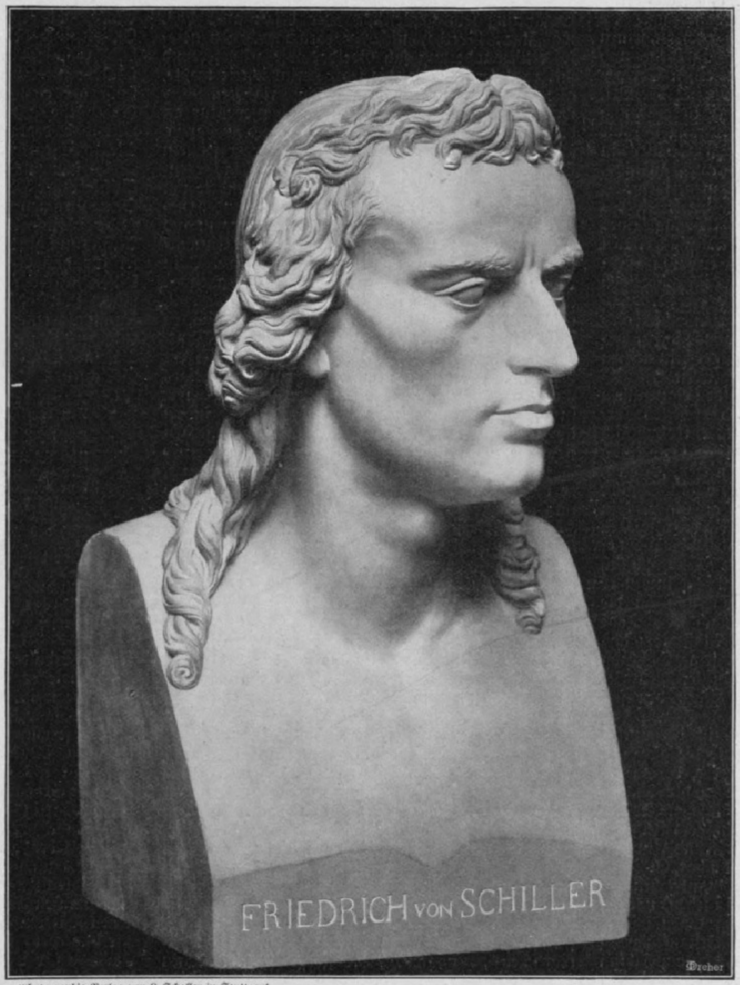
N. S.
Meine Addresse ist
an D. N. N. in Nürnberg

II

Nürnberg d. 25. (28.?) April 1795

Theuerster Freund!

Eine traurige Begebenheit nöthigt mich die Beyträge zur Theorie der Gesetzgebung [1]) zurückzunehmen, weil ich sie wahrscheinlich nicht mehr auf die Weise, wie ich wollte, ausführen kann. Da ich das Mscrpt hier habe, so ist es nicht nöthig, sie mir zurückzusenden. Es wäre mir lieb, wenn sie mit Weglassung der Einleitung unter dem Titel Briefe über die Platonische Republik und dem Zusatz daß die Correspondenz durch einen traurigen Zufall des Correspondenten unterbrochen worden für ein anderes Journal Gebrauch machen, wozu ich Ihnen in Ansehung des Journals, des Honorars und allem völlige Vollmacht gebe. (2 Briefe könnte ich noch liefern, die die Idee des größtmöglichsten Lebens als Princip der Gesetzgebung betreffen.) Die traurige Geschichte ist diese:



Photographie-Verlag von L. Schaller in Stuttgart

Danneckers Schiller-Büste

Verschiedene Bürger in Nbg. durch Mißleitung einiger offenbaren Betrüger die schon Verfälschungen von Dokumenten und Nachmachen von Handschriften überwiesen waren, wollten in Nürnberg eine Revolution durchsetzen. Den ersten Versuch wagten sie am Grünen Donnerstage, bey Gelegenheit, daß sich die Becken [Bäcker] weigerten, die sonst gewöhnlichen Eyerkuchen zu bachen und zu verschenken, weil der Kornpreiß sehr hoch und Schmalz und Eyer sehr theuer wären. Sie warfen den Becken die Fenster ein, rissen die Läden weg und drangen auch in einige Häuser, zerbrachen Möbeln und zerschlugen die Oefen. Da sich einige von ihnen öffentlich rühmten, daß dieß nur die Vorboten weit größerer Auftritte seyn sollten, so fand der Magistrat für dienlich die Bürgerschaft ins Gewehr tretten zu lassen, welches auch noch fortdauert. Mein Grundherr [2]), der Platzmajor ist, ließ sich die Sache sehr angelegen seyn, und gab sich keine Zeit zur Ruhe. Während dieser Anstrengung faßte er aber im Stillen, ohne mir oder einem andern Freund etwas davon zu vertrauen, den Gedanken, diese Gelegenheit zu benutzen, einen Gemeingeist bey den Bürgern zu erwecken und eine ersprießliche und den Staat von Nürnberg rettende Revolution durchzusetzen. Er machte Pläne, schrieb den Tag über und wachte 6 Nächte durch, am siebenten hielt er eine Rede an die Bürger, die ob sie gleich nicht so vorbereitet war als nöthig gewesen wäre, doch einigen Effekt machte, den 8ten hielt er wieder eine, die aber so sehr über den Horizont der Nbger war, so wenig auf das Lokale paßte und auf einmal so plötzlich alle Grenzen seiner Vollmacht überschritt und die größte Anmaßung verrieth, auch für alle, die sich bißher mit der Staatsverbesserung abgegeben hatten, so beleidigend war, daß er nothwendig Widerspruch finden mußte. Dadurch ward er so erschüttert, daß ich ihn gerade noch hielt, wie er niederstürzen wollte. Nach dieser Szene die ihn in eine Melancholie stürzte, erfuhr ich erst sein Vorhaben von ihm, das er mir bißher wahrscheinlich deswegen verheimlicht hatte, weil er meiner Mißbilligung gewiß war. Nichts war ihm nun nöthiger als Zerstreuung, denn er konnte nicht ruhen und sann so bald er allein war, bald über die Mittel nach seinen Plan dennoch durchzusetzen, bald trauerte [er] über die mißliche Lage, in die er sich gestürzt hatte. Schon war es mir den folgenden Tag gelungen, ihm die Immoralität seines Unternehmens begreiflich zu machen, und ich hatte Hofnung ihn wieder ins Gleiß zu bringen. Allein ich sollte auch durch diesen Vorfall meinen Teil Leiden vermehrt sehen. Seine Frau und Freundschaft, die dumm ist wie Roß und Mäuler, ohne daß ihnen leider Zaum und Gebiß angelegt sind, und die mir also nie gut seyn konnten, fragten ihren Hausarzt, einen alten Pedanten, in dessen Kopf wahrscheinlich nie eine psychologische Idee kam, Nahmens D. Beyer [1]) um Rath. Dieser sagte, man müsse ihm Ruhe lassen und niemand mit ihm sprechen! Das letztemal den 2ten Tag nach dem Vorfall, sagte ich seinen Leuten noch von denen ich jenen Rath eher merkte, daß sie ihn ja nie ohne Gesellschaft lassen sollen, die sich mit ihm unterhält, und daß sie ihm nie, wenn er nicht wirklich schläft, Zeit lassen sollen seinen Gedanken nachzuhängen, sonst würde er verlohren seyn. — Die Folge war, daß man mich nicht mehr zu ihm ließ, sondern mit Sottisen abwieß, und daß leider meine Vorhersagung eintraf, daß er zu phantasieren anfieng. Um ihm Ruhe zu verschaffen, kam der Famulus des ältern Arztes, ein D. Riederer, noch auf den unseeligen Einfall ihm Opium zu geben und er erwachte rasend, man vermehrte den Reiz noch durch Blasenpflaster und erschöpfte seinen schwächlichen Körper gänzlich, so daß ich alle Hoffnung aufgebe, daß er sich mehr gänzlich erhohlt. Denken Sie sich meine Gefühle, ich muß meinen Freund, den ich retten könnte, durch die Dummheit verlohren gehen sehen. [1])

Nun etwas über die Horen. Wie konnten Sie einen Aufsatz wie der im 2ten Heft über die Geschlechtsverschiedenheit aufnehmen? [2]) es ist doch gar kein Sinn in ihm. Setzen Sie ihre Briefe bald fort? Ich glaube, wenn Sie nicht zurückkehren wollen, so werden Sie durchaus mißverstanden. Ihre Idee vom Spieltrieb [3]) ist zu sehr vom Sprachgebrauch, der ein Trauerspiel für ernsthafter erklärt als eine Pharaobank, entfernt, als daß sie ohne weitere Erläuterung gefaßt werden könnte. Anstatt der Theorie der Gesetzgebung will ich Ihnen einen Auffsatz über Unschuld schicken. [4]) Dieser Begriff ist in allen Moralen, die ich kenne, gar nicht in seiner ganzen Ausdehnung gefaßt.

Am liebsten schrieb ich nach meiner jetzigen Stimmung Satyren aber — sie könnten nicht gedruckt werden. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau, daß sie manchmal meiner gedenke, denn ich brauche den Trost, daß edle Menschen meine Gefühle etwas mit mir theilen. Auch Herbert [5]) ließ mir durch einen Kaufmann melden nicht an ihn zu schreiben, biß er eine Nachricht gäbe.

Ihr Erhard.

Adresse: Seiner Wohlgebohren
Herrn Hofrath Schiller
in
Jena.

par cond.

---

[1]) Von Erhard erschien in Schillers „Horen" (1795, 7. Stück): „Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesetzgebung betrachtet."

[2]) Sein Freund, der Leutnant Grundherr. Vgl. Einleitung.

---

[1]) In seiner Selbstbiographie, die Varnhagen von Ense veröffentlichte, erzählt Erhard, daß im Jahre 1780 seine Eltern einen Dr. Beyer konsultierten, als er epileptische Anfälle hatte.

---

[1]) Schiller hatte großes Interesse für Erhards Freund, den Leutnant Grundherr. In seiner Antwort auf den Brief vom 5. Mai 1795 (Nr. 848 in Jonas' Sammlung der Briefe Schillers) schrieb er: „Das unglückliche Schicksal Ihres Freundes geht mir sehr zu Herzen und lebhaft fühle ich mit Ihnen das Peinliche dieser Lage, wo Sie zusehen müssen, wie ein Freund, dem Sie geholfen haben würden, das Opfer des Unverstandes wird. Doch nach Ihrer eigenen Beschreibung gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, denn gerade deßwegen, weil der ganze Anfall den Decursus einer hitzigen Krankheit hat, so kann man hoffen, daß er auch ehe eine Crise haben und in keine eigentliche Manie übergehen werde." Schiller hatte schon in einem Briefe vom 26. Oktober 1794 an Erhard Interesse für Grundherr gezeigt. Ueber das Schicksal Grundherrs ist uns nichts weiter bekannt.

[2]) Der Auffsatz in den „Horen" (1795, 2. Heft) „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" stammt von W. von Humboldt. Schiller erwiderte auf Erhards Bemerkung am 5. Mai: „Dem Verfasser des Auffsatzes über den Geschlechts Unterschied läßt Kant mehr Gerechtigkeit widerfahren als Sie, ob er gleich Zweifel gegen seine Behauptungen äußert."

[3]) Von Schiller ausgeführt in seiner Abhandlung „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen". 14. und 15. Brief.

[4]) Ein Auffsatz darüber ist in Schillers Zeitschrift nicht erschienen.

[5]) Der Baron Herbert von Klagenfurt war auch mit Schiller befreundet.

Schiller und die Gegenwart

Von

Dr. Hans Landsberg

In seinem „Lied von der Glocke“ hat Schiller die wesentlichen und typischen Phasen der menschlichen Existenz symbolisch dargestellt. Wie hier von dem Bilde der Glocke, so geht auch von dem Namen Schillers eine ganze Welt von Vorstellungen, Gedanken, Eindrücken aus, die sich so innig mit unsrer geistigen Entwicklung verknüpft haben, daß es erst des prüfenden Nachdenkens bedarf, um sie wirklich gewahr zu werden. Es ist ganz unmöglich, den Namen Schillers aus dem Bildungsgange des Einzelnen wie aus der Kultur unsers Volkes auszuschalten. Seine Worte und Gedanken sind in einer Weise Gemeingut des Volkes geworden, daß sich unreife und vorschnelle Geister daher das Recht anmaßten, auf einen Dichter, der eine so ungeheure Popularität erworben hat und sich noch zu seinen Lebzeiten ein so unendliches Maß von Liebe und Bewunderung errang, mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen. Es ist hier nicht der Ort, nachzuprüfen, wie weit diese naive Ueberhebung ein Produkt der heutigen Schulerziehung ist, die den seltsamen Gedanken faßte, daß Schiller in seinen Dramen und Gedichten darauf ausging, Materialien für Schulaufsätze zu schaffen, so wenig wie wir untersuchen können, was die Kritik des modernen Realismus unter der Führung eines Hebbel und Otto Ludwig zu dieser antischillerischen Strömung beigetragen hat, — uns erwächst allein die Aufgabe, aus dem Gefühl einer großartigen und unendlich fruchtbaren Lebensarbeit hervorzuheben, was im eigentlichen Sinne der Epoche Schillers angehört und mit ihrem Untergange wirkungslos geworden ist, was anderseits sich erst in unsern Tagen auf dem Nährboden einer freieren Sittlichkeit, einer stärkeren Hinwendung zu den eigentlichen Lebensaufgaben als fruchtbar und erweckend erweisen konnte. Während Goethe als ein olympisch Einsamer hoch über den Zeiten thront und sich mehr und mehr bewußt von den Wünschen, Idealen, Strömungen seiner Zeit emanzipierte, ist Schiller durchaus den entgegengesetzten Weg gegangen. Ein sozialer Dichter, lange bevor der Begriff des Sozialen existierte, erkennt er als seine Aufgabe, die dumpfen seelischen und geistigen Gewalten, die im Volke sich nach Befreiung sehnten, zu verwirklichen, indem er sie aussprach, und die bloße Erinnerung an die äußere Geschichte der Deutschen nach dem Tode Schillers beweist uns, in welchem Maße ihm das gelungen ist, welche ungeheure Tat seine Dichtung war, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung. Der politische Zustand, gegen den sich die Tendenz des Schillerschen Dramas von den „Räubern“ bis zum „Tell“ richtet, ist der uneingeschränkte Absolutismus, der soziale die gänzliche Bedeutungslosigkeit des dritten Standes, der gerade erst anfängt, an dem geistigen Leben der Nation teilzunehmen. Man muß die zeitgenössischen Berichte über die Erstaufführungen von Schillers Jugenddramen lesen, die uns sein Jugendfreund Andreas Streicher in seinem treuherzigen Buche „Schillers Flucht“ (heuer in verschiedenen Neuausgaben erschienen) am besten vermittelt, um zu sehen, wie die Erscheinung Schillers auf seine Zeitgenossen wirkte. Hier lesen wir bei der Mannheimer Erstaufführung von „Kabale und Liebe“ — 1784 —, daß am Schluß des zweiten Aktes, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen und -klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edeln stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug getan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden. Als sich bald danach Schiller in Goethes Vaterstadt aufhielt, „drängten sich diejenigen, die Sinn für höhere Poesie hatten, an den Dichter, der in so jungen Jahren schon so viele Beweise der Ueberlegenheit seines Geistes an den Tag gelegt. Denn die Zeit war damals so ruhig, so harmlos, die Gedichte und Schauspiele Schillers trugen so sehr den Stempel der Größe und Neuheit, daß sich die jüngere Lesewelt nur mit diesem beschäftigte und ihr alles, was zu gleicher Zeit die Presse in diesem Fache förderte, klein oder nichtsbedeutend schien“. Wer etwa „Kabale und Liebe“ frei auf sich wirken läßt, erkennt, wie mächtig die Tragik eines Konflikts auf uns wirkt, dessen materielle Bedingungen durch die Emanzipation des Bürgertums längst gegenstandslos geworden sind. Und wiederum ist ein Zentrum der ganzen Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in „Don Carlos“ zu suchen. Für Schiller ist der künstlerische Vorwurf gleichsam nur ein Vorwand für die Auslösung seiner Gefühle und Ideen. Der kosmopolitische Liberalismus und das neue weltbürgerliche Humanitätsideal, das sich zugleich in dem „Lied an die Freude“ so wirksam ausspricht, diese ethischen Tendenzen, in prachtvoller Rhetorik dargestellt, haben Schiller zum Lieblingsdichter des deutschen Volkes gemacht, während der Künstler und Philosoph nur auf beschränkte Kreise gewirkt hat.

Vor allem auf Goethe. Der Briefwechsel beider Dichter mit seinem eigentümlich steifen und reservierten Gepräge gibt kein anschauliches Bild dessen, was beide sich gegenseitig waren. Goethe, der extreme Individualist, für den die Naturwissenschaften das Gegengewicht seiner künstlerischen Interessen bildeten, sah in dem mehr sozial und reflektierend veranlagten Schiller die vorzüglichste Ergänzung seines Wesens. Der besaß alles das, was ihm, Goethe, nicht gegeben war. In neidloser Bewunderung sah Goethe, wie sein Freund mit rastloser Energie, die jeder Kränklichkeit trotzte, alle ihm entgegenspringenden Schwierigkeiten überwand, wie großartig sich diese Kämpfernatur an dem Widerstande entwickelte. Stolz und großartig, äußert er zu Eckermann, wie sein Körper sei sein Talent gewesen. „Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Alle acht Tage war er ein andrer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil.“ Bekanntlich trug sich Goethe damit, dem Freunde mit der Vollendung seines „Demetrius“ ein großartiges Denkmal zu errichten. „Sein Verlust,“ lesen wir in Goethes „Annalen“, „schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsre gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte.“ Er kam nicht dazu. Und jetzt erst empfindet er den Schmerz eines unersetzlichen Verlustes . . .

Sprechen wir heute von Schiller, so denken wir zuerst an den Balladendichter und an den Dramatiker. Die Wirkung seiner Gedichte ist durch schulmäßige Einpfropfung, wie wir schon erwähnten, stark behindert worden, die von seinen Dramen ausströmende Kraft hat sich als unzerstörbar erwiesen. Ohne Schiller hätten wir kein deutsches Theater oder doch nur das Theater der Kotzebue und Iffland. Vielleicht sind die Kleist und Hebbel größere Dramatiker als Schiller, aber ihnen eignete nicht dieselbe volkstümliche Begabung, nicht die gleiche Fähigkeit, das Theatralische mit dem Dramatischen zu paaren. Die großen geschichtlichen Persönlichkeiten, ein Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Tell, Demetrius, sie leben heute in uns nach dem Bilde, das Schiller von ihnen entworfen hat, und die Wissenschaft hat sich als ohnmächtig erwiesen in dem Bestreben, dieses Bild zu verwischen und zu verändern. Und ohnmächtig waren selbst die Künstler, die sich nach ihm an den gleichen Stoffen versuchten, wie Hebbel am „Demetrius“, von allerhand kleineren Geistern zu geschweigen.

Gleichzeitig bedeutet Schillers Dramatik einen Gipfel, über den hinaus kein Fortschaffen möglich ist, Anfang und Ende einer idealistischen Dichtungsart, die den großen Fresken eines Raffael in Stil und Komposition verwandt ist. Das Drama der Kleist, Grabbe, Hebbel, Ludwig und noch das modernste deutsche Drama hatte also völlig recht, neue Bahnen zu beschreiten, um ein Drama auf realistischer Grundlage zu schaffen, dasjenige Drama, das schon Goethe heraufgeführt hätte, wäre er in höherem Maße dramatisch veranlagt gewesen. Das Epigonentum ist freilich dem Stile und der Anschauungswelt Schillers niemals abtrünnig geworden und hat damit den Fluch erfüllt, der von einer großen, beherrschenden künstlerischen Persönlichkeit immer ausgeht. Das schönheitsselige, blutlose, verwaschene Jambendrama, jene Unkunst, die sich als die allein berechtigte, weil idealistische Poesie ausgibt, weiß sich noch heute auf Schiller als ihren geistigen Ahnherrn zu berufen, während es doch nur in seinen erborgten Gewändern einherstolziert. Wahrhaft im Geiste Schillers schaffen heißt aber in unablässigem Ringen um die Bewältigung des Stoffes seine innere Form sinnlich in Erscheinung setzen. Hier Kind seiner Zeit wie kaum ein zweiter Dichter, hätte gerade Schiller sich gegen jedes klassische Dogma erklärt und den Widerspruch des Individuums mit den umgebenden sozialen Verhältnissen in den Mittelpunkt seiner Dramatik gestellt. Er hätte wohl auch das bürgerliche Drama unsrer Zeit erschaffen, welches das Thema von „Kabale und Liebe“ wieder aufnimmt. Der sittliche Geist, der dem Drama Schillers entströmt, die rastlose Willensbetätigung und Aufopferung, die von seinen idealen Naturen ausgeht, wird ihre Wirkung nie verfehlen, weil sich in ihnen der Wahrheitsmut und die Schönheitssehnsucht einer großen und starken Natur offenbart. Gleichwohl erscheint es unrichtig, die natürliche Entwicklung der Poesie auf das künstlerische Vorbild Schillers hinzuweisen. In seinem Geiste schaffen heißt vielmehr unablässig an der Entwicklung der eignen Persönlichkeit arbeiten und aus der Poesie alles das verbannen, was nicht unmittelbar dem Gefühl und der Anschauung des Menschen entspringt.

Gleichwohl kann uns Schiller auch in rein künstlerischer Hinsicht heute noch als Vorbild gelten. Seine Dramen besitzen Größe, das Wort so einfach und natürlich als möglich verstanden. Seine ästhetische Auffassung ging dahin, daß in der Poesie kein Raum sei für das Alltägliche und die innere Wahrheit keinen stärkeren Feind besitze als die trostlose und müde Wirklichkeit. Dieser Kerngedanke von der Kunst als einer erhöhten, dem Leben immer wieder entgegengesetzten Spiegelung und Bewältigung des Daseins findet sich in allen seinen philosophischen Gedichten.

> „Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
> Mit dem Stoff sich zu vermählen,
> Tatenvoll der Genius entbrennt,
> Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
> Und beharrlich unterwerfe
> Der Gedanke sich das Element.
> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born.
> Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn.
>
> Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
> Und im Staube bleibt die Schwere
> Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
> Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick.“

In Schillers Persönlichkeit ist etwas, das uns immer wieder aufwärts zu den Sternen und in die Höhe weist. Man mag in seinem Drama unnötige Abschweifungen, lyrisches Pathos, ein Uebermaß an schwunghafter Dichtung finden, in dem einen zentralen Punkte kann er unsrer ganzen heutigen Dramatik als Erzieher dienen, daß seiner Poesie diejenige Großartigkeit und Fülle eignet, die nötig ist, um großartig zu wirken. Damit die Menschen und Dinge der Kunst lebensgroß wirken, müssen sie überlebensgroß gedichtet sein, und in einer Stunde muß sich alles das aussprechen, wozu die Wirklichkeit Jahre gebraucht, wenn nicht die Dauer eines ganzen Lebens. Schiller hat, besonders bei seinen späteren Produktionen, die lebendige Bühnenwirkung stets im Auge behalten und aus seiner Vorliebe für Massenszenen und großartige pomphafte Aufzüge kein Hehl gemacht, während seine Jugendwerke den eigentlich dramatischen Momenten, der Entwicklung des Charakters, der Entfesselung der Leidenschaften mehr Spielraum gewähren. Man darf vielleicht sagen, er berücksichtigte anfangs mehr den Darsteller, später in höherem Maße das Ensemble und die Bühne. Auch in dieser Hinsicht vermöchte er für unsre Dichter vorbildlich wirken, die alle Bühnentechnik und alles Theatermäßige sehr zu unrecht verschmähen und doch noch kein andres Mittel zur Erzielung ähnlicher suggestiver Wirkungen gefunden haben.

Sind Schillers Dramen und Gedichte längst Gemeingut des ganzen Volkes geworden, so sind seine historischen und ästhetischen Schriften ziemlich in Vergessenheit geraten. Wie das historische Drama die Bahnen Schillers verließ, ohne auf eignen Wegen zu gleich geschlossenen Fresken zu gelangen, so hat auch die Geschichtsauffassung unter Rankes Führung das ideologische Prinzip ganz aufgegeben; die Historie wurde allmählich zur Akten- und Tatsachengeschichte. Bis auf wenige große Geister verlor sie völlig die Gabe der Intuition, jene seherische Schärfe, die erforderlich ist, um das Dunkel vergangener Kulturepochen zu lichten. Hiezu kam, daß man Geschichtsprinzipien, die erst neuere volk-

liche Zustände hervorgebracht hatten, ohne weiteres auf die Vergangenheit anwandte. Erst in jüngster Zeit ist die Gabe des Historikers Schiller, große Kulturepochen in ihren Grundlinien und Verbindungsgängen synthetisch zu überblicken, von neuem auch durch die zünftige Wissenschaft anerkannt worden.

Völlig der Auferstehung harrt aber noch der Ethiker und Moralphilosoph. Hat es die moderne Dichtung in ihren größten Vertretern, einem Ibsen oder Tolstoi, verstanden, das ethische Ideal den dichterischen Charakteren selbst einzugießen, so daß sie durch ihre bloße Existenz von den Zielen und Strebungen ihres Schöpfers Zeugnis ablegen, so müssen uns für die Kenntnis der Weltanschauung Schillers seine ästhetischen Aufsätze zur Ergänzung dienen. Vor allem die prachtvollen Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen“, die er an den Herzog von Holstein-Augustenburg richtete. Er hat hier Kantische Ideen und Herdersche Lehren mit dem verbunden, was ihm die eigne Lebensanschauung eingab. Er zeigt sich hier als ein Kämpfer gegen seine Zeit, als ein Prophet und Optimist, der eine höhere Menschwerdung erhofft und gleichzeitig die Wege einzeichnet, auf denen ein höheres Menschentum gewonnen werden kann: „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein andres gearbeitet haben.“ Aber der Kunst sei noch nicht diejenige Stätte bereitet, die sie in der Kultur eines vorgeschrittenen Volkes beansprucht: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Künste fronen und alle Talente huldigen sollen.“ Schiller nimmt also seinen Ausgang von den Anschauungen, die das Lebenswerk eines Ruskin, Emerson, Nietzsche beherrschen. Er will sein Volk dazu erziehen, daß es Kunst als etwas Natürliches, Elementar-Notwendiges, daß es Geist und Seele als den Kern seiner Lebenstätigkeit empfindet. „Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.“ Woran liegt es, so fragt er weiter, daß wir trotz aller Aufklärung noch immer Barbaren sind, daß wir noch immer so weit davon entfernt sind, die eigentlichen Güter des Lebens, seinen innersten Sinn zu erfassen und in unserm Dasein zu bewahrheiten? Einfach, weil wir verlernt haben, zu empfinden, weil das Instinktleben in uns unterdrückt ist und nicht zur Reife kommt. Wir wagen nicht zu sein, was wir sind. Wir lassen uns am Gängelbande fremder Lehren, Meinungen, Gesetze führen, statt zur freien Betätigung unsers Charakters hindurchzudringen. Das Individuum hat keine andre Aufgabe, als sich frei zu betätigen, erst dann wird sich aus dem Zusammenschluß freier Willenskräfte ein großes gemeinsames Staatsleben entwickeln. „Wie der Künstler, die rohe Materie bewältigend, zur Form gelangt, so muß jeder Mensch verstehen, die Materie des Daseins mit seiner Persönlichkeit zu durchdringen. Solange der Mensch bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er auch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht; aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher sie ist, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich.“

Es fehlt uns an Raum, die großartige Ethik Schillers hier des weiteren zu verfolgen. Nur so viel sei gesagt, daß er ein rastlos tätiges Leben daran gesetzt hat, diese Moral der freien Persönlichkeit allen Hindernissen zum Trotz zu betätigen. Das Lebenswerk Schillers ist von dem einen Gedanken erfüllt, den Menschen den Willen zur Güte, zur Größe, zur Schönheit einzuprägen, und seine Dichtung ist nur ein Symbol gewesen für diesen großartigen leitenden Gedanken.



Die Jungfrau von Orleans. Nach dem Gemälde von Jules Bastien-Lepage

---

Schiller-Denkmäler

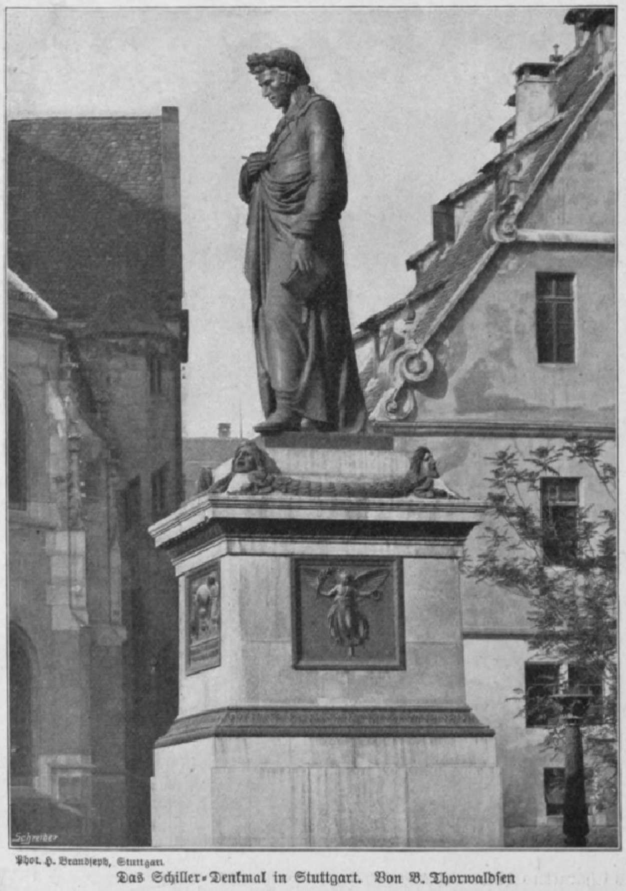
„Am andern Morgen beim erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber, der kann nicht anders lebig sein, als, colosal. Schiller muß colosal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose.—“ So schreibt Dannecker in einem Brief, den das Marbacher Schiller-Museum aufbewahrt, und aus dieser Stimmung hingebender Freundschaft für den Menschen und schwärmerischer Begeisterung für den Dichter wurden die Büsten geboren, welche die edeln Züge unsers größten Dramatikers mit der scharfgeschnittenen Nase und dem herben, aus Stolz und Leid gemischten Zug um die Lippen der Nachwelt aufbewahrt haben. Danneckers Büsten sind eigentlich keine Meisterwerke der Bildhauerkunst, darüber kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Es fehlt die Schärfe der Beobachtung und die Fähigkeit intensiver Beseelung. So sah Schiller niemals aus, ein Blick auf die verschiedenen Schiller-Bildnisse, die sich allerdings einander auch mannigfach widersprechen, kann uns darüber belehren. Tatsächlich wissen wir heute kaum, wie Schiller wirklich aussah, und erst auf dem Wege mühevoller Rekonstruktion können wir uns das Bild aus Einzelzügen und nur mit Hilfe der schriftlichen Tradition wieder aufbauen. Aber auch die Tendenz, über die Wirklichkeit hinauszugehen, das Streben nach dem Kolossalen, das überhaupt kein Bild des rastlos arbeitenden Mannes geben wollte, der, von Krankheit gequält, jeden Tag einem grausamen Geschick abrang, sondern nur mit Zugrundelegung der Züge eine Apotheose alles Edeln und Schönen, das hinter dieser Stirn gewohnt, hat Dannecker hier nicht gerade glücklich durchgeführt. Das Kolossale ist bei ihm nicht eigentlich monumental, und bei der Apotheose kam das Leben zu kurz. Nichtsdestoweniger finden wir in diesen Büsten, die zu Lebzeiten des Dichters entstanden, bereits die Tendenzen ausgebildet, die später bei der Errichtung der besten Denkmäler, die dem Geschiedenen errichtet wurden, wirksam waren. Zwei entgegengesetzte künstlerische Richtungen kann man bei der großen Zahl der Schiller-Denkmäler, die auf deutschem Boden emporwuchsen, unterscheiden. Wir haben aus der Menge drei Monumente ausgewählt, von denen das Stuttgarter die idealistische Richtung repräsentiert, die auch Dannecker vertritt, allerdings mit leichten Konzessionen an den damals mächtig aufstrebenden Realismus. Rietschels Doppelstatue ist eines der besten Muster streng realistischer Monumentalplastik, und Begas sucht in dem Berliner Monument gleichsam beide Richtungen zu verschmelzen. Thorwaldsens Schiller-Denkmal in Stuttgart ist unstreitig das beste Denkmal des Dichters, das wir in Deutschland besitzen. Die Züge des Kopfes haben nur eine ganz entfernte Porträtähnlichkeit. Das Charakteristische war ja überhaupt nicht die Stärke des großen Hellenen aus Dänemark. Die Kleidung ist zwar das Zeitkostüm, durch den Faltenwurf des Mantels, die freie Brust und den Lorbeerkranz aber wiederum idealisirt. Das Antlitz ist leicht gesenkt, und Ernst und Wehmut liegen auf den Zügen. Der Sockel ist wuchtig einfach, und die vier antiken Kandelaber verstärken den tiefen Ernst des Ganzen. So kommt es, daß von diesem Monument eine Stimmung ausgeht, die derjenigen der Schillerschen Kunst wesensverwandt ist. Wir spüren davor etwas von der Strenge und dem weihevollen Ernst Schillerscher Dichtung und werden so dem Genius nähergerückt, als wenn wir weiter nichts als sein Porträt vor uns sähen. Rietschels vielbewunderte Doppelstatue vor dem Theater in Weimar verschmäht dagegen mit Absicht jedes Mittel der Idealisierung. Im Hausrock steht Schiller neben dem im Hofkleid dargestellten Freunde, gleichsam um das Enge, Bedrückte seines Erdenweges darin auszudrücken, und nur der Kopf ist stolz und sieghaft erhoben. Das letztere ist aber mehr ein Zug der Schillerschen Kunst als der Persönlichkeit, wie sie im Leben war. Hier liegt ein Widerspruch! Heute bleiben wir vor diesem Denkmal in mancher Hinsicht unbefriedigt; wir sehen wohl den Mann, verspüren aber kaum einen Hauch seines Geistes. Dasjenige, was uns über die Jahrhunderte hinweg mit der Gestalt in Erz untrennbar verbindet, klingt in diesem Monument nicht stark genug wieder. Begas meinte dem doppelten Bedürfnis, den Dichter leibhaftig zu schauen und gleichzeitig in ähnlicher Weise wie durch die Schillersche Kunst innerlich erhoben zu werden, dadurch entgegenzukommen, daß er den Dichter auf das Postament stellte, um den Sockel aber die allegorischen Darstellungen der einzelnen Richtungen Schillerscher Kunst gruppierte. Das ist natürlich ein rein äußerliches Mittel, das seinen Zweck immer verfehlen wird, ganz abgesehen davon, daß es billig ist, einer Frauengestalt einen Dolch in die Hand zu geben, sie darnach für die Tragödie und außerdem noch gerade für die Schillersche Tragödie auszugeben. Im einzelnen gehören übrigens diese allegorischen Figuren zu den besten Leistungen Begasscher Kunst, als Ganzes ist das Denkmal dagegen keine glückliche Lösung. Wir befinden uns in einem Entwicklungsstadium der Kunst, in dem sich die Bildhauerei anscheinend vom Realismus wiederum entfernt, ohne darum in die tote Allegorie zurückzufallen. Eine ernste, ruhige Monumentalität wird angestrebt, wenn auch noch nicht immer erreicht, und der Künstler verzichtet darauf, die Wirkung durch eine allzu starke Betonung des Nebensächlichen zu erhöhen, und erblickt nicht mehr in der Ausschmückung des Sockels seine Hauptaufgabe. Wenn jetzt in der hochgemueten Stimmung des Jubiläumsjahres die Errichtung neuer Denkmäler beschlossen werden sollte, so wäre die Zeit im allgemeinen günstig, und es steht zu hoffen, daß nach den vielen plastischen Sünden der letzten Jahrzehnte Werke, die des großen Dichters würdig sind, entstehen würden, vorausgesetzt allerdings, daß man den rechten Künstler beruft und bei dem Urteil weder „die Mehrheit siegt, noch Unverstand entscheidet“.

N. E. M.



Phot. Louis Held, Weimar

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Von E. Rietschel



Phot. H. Brandseph, Stuttgart

Das Schiller-Denkmal in Stuttgart. Von B. Thorwaldsen



Photogr. Gesellschaft, Berlin

Das Schiller-Denkmal in Berlin. Von R. Begas

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Briefmappe

E. N. in Görz. Sie dichten:

Ich sehe am dunkeln Himmelszelt
Den Abendstern leuchten;
Er leuchtet hell, er leuchtet kalt
In meine Augen, die feuchten.

Der Stern blickt kalt, doch dein Augenpaar
Das blickt mich an noch kälter,
Dein schönes, dunkles Augenpaar —
„O wär' ich fünfzig Jahr älter!"

Wir halten es keineswegs für ausgemacht, daß die Kälte Ihrer Angebeteten Sie kalt lassen würde, wenn Sie fünfzig Jahre älter wären. Alter schützt bekanntlich vor Torheit nicht, am allerwenigsten vor der Liebe; das hat ja zum Beispiel auch Goethe erfahren müssen, mit dem wir Sie im übrigen allerdings nicht vergleichen möchten. Wenn Ihre Angebetete Sie wieder einmal so kalt anblickt, dann wünschen Sie sich lieber, daß sie fünfzig Jahre älter wäre, das würde entschieden sicherer helfen. Psychologisch viel einwandfreier finden wir Ihr zweites Gedicht „Woher?", das unsre Leser gewiß ebenso erbauen wird wie uns:

O dunkler Tannenwald,
Wie erhebst du dich so stolz auf jener Höhe!
In deinen Zweigen schlummern bald,
O dunkler Tannenwald,
Die Vöglein all.

Hinauf blick' ich zu dir!
In meiner Brust
Taucht auf ein Wunsch so wunderlich,
So träumerisch, absunderlich,
Im Grunde gänzlich minniglich,
Doch unwillkommen mir.

O Tannenwald, hast du in meiner Brust
Erweckt dies alberne Gefühl?
O nein, denn ich besaß es,
Bevor ich dich erblickt.

Lehrer W. in Gl. Den Ihnen kürzlich hier übermittelten Angaben über die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München lassen wir heute noch einige Details aus dem demnächst erscheinenden Geschäftsbericht für 1904 folgen. Die Anstalt zählte mit Beginn des Jahres 1905 über 700 ordentliche und über 200 unterstützende Mitglieder, außerdem 65 Pensionäre, an die im ganzen 11 300 Mark Renten ausgezahlt wurden. Die Rentensumme wird sich von jetzt an mit jedem Jahre bedeutend erhöhen und in drei Jahren zirka 24,000, in sechs Jahren 40 000 Mark betragen. An Vermögen besaß die Anstalt am Ende des abgelaufenen Jahres eine Prämienreserve in Höhe von 716 000 Mark und sogenannte freie Fonds im Betrage von 243 000 Mark. Der Bericht, der das für die deutschen Journalisten und Schriftsteller so bedeutsame Unternehmen in erfreulicher Entwicklung zeigt, wird vom Bureau der Anstalt — München, Max Josephstraße $1/_0$ — kostenlos versandt.



Das Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig,
in dem Schiller das „Lied an die Freude" dichtete

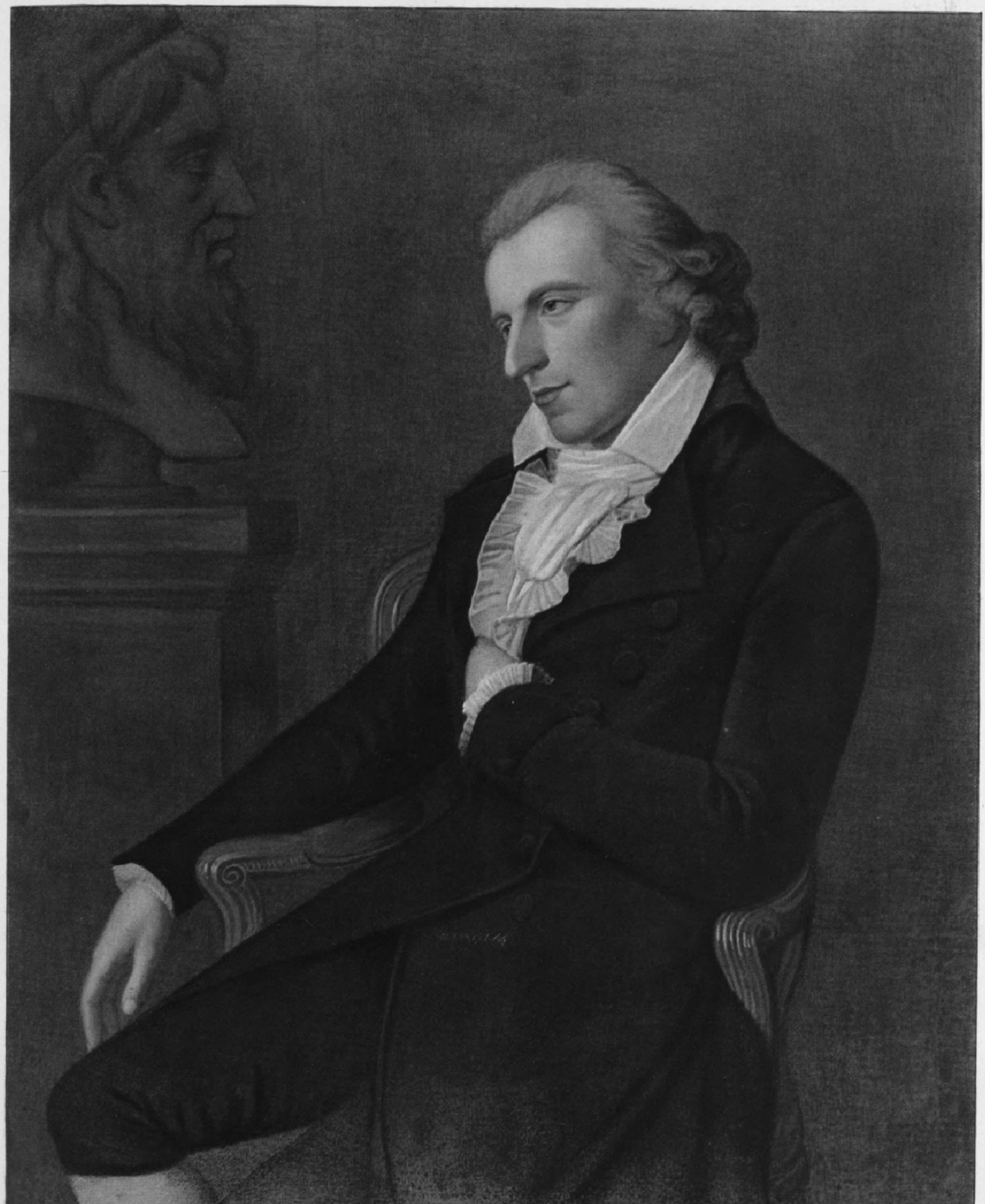
Ahasver in M. Die beiden Romane Fogazzaros sind betitelt „Piccolo mondo antico" und „Piccolo mondo moderno". Der erstgenannte spielt 1859, der zweite in der Gegenwart. Die beiden Bücher stehen in innerem Zusammenhang miteinander, äußerlich jedoch ist jedes in sich abgeschlossen. An Wert sind sie sehr verschieden; „Piccolo mondo antico" (deutsch unter dem Titel „Die Kleinwelt unsrer Väter" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) ist ein in seiner Art klassisches, höchst lesenswertes Werk, das in Italien an die vierzig Auflagen erlebt hat, während „Piccolo mondo moderno" allgemein enttäuscht hat.

J. A. in Kopenhagen. Der Inhalt Ihrer Zuschrift ist uns unverständlich, da ja durch die Regelung der oldenburgischen Thronfolge, die übrigens durchaus als eine definitive anzusehen ist, dem Hause Schleswig-Holstein, beziehungsweise dem Ast Sonderburg-Glücksburg das Erbfolgerecht nicht entzogen, sondern im Gegenteil zugesichert worden ist. Am wenigsten kann der von Ihnen erwähnte „Ast Schleswig-Holstein der Sonderburger Linie des Oldenburger Hauses" benachteiligt worden sein, da er ein genealogisches Unding ist. Der Ast Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, den Sie vielleicht damit meinen, hat gegen den Beschluß des Landtags Protest erhoben; dieser ist aber vom Landtag und der Regierung Oldenburgs zurückgewiesen worden.

Über Land und Meer

Nr. 31

Schiller-Nummer



Nach dem Gemälde von Ludovike Simanowiz im Marbacher Schiller-Museum

Schiller

1905 (Bd. 94)

Die vorliegende Nummer ist ausschließlich dem

Andenken Schillers

gewidmet. Wir haben darum die Fortsetzung unsres Romans „Die Wiskottens“ ausfallen lassen. Die nächste Fortsetzung, mit der das zweite Buch des Romans beginnt, finden unsre Leser in der folgenden Nummer.

Die Redaktion.



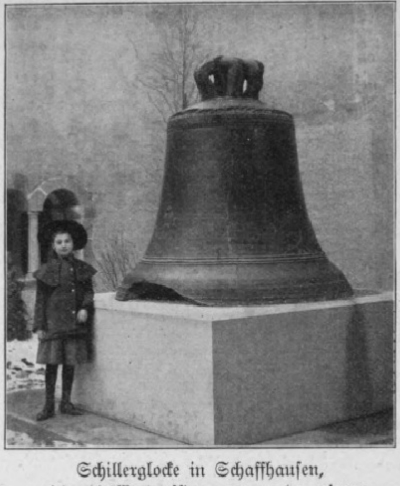
Phot. Hans Hildenbrand, Stuttgart

Gasthof zum Goldenen Ochsen in Stuttgart, in dem der junge Schiller häufig verkehrte

Schiller-Literatur

Man hat sich in letzter Zeit daran gewöhnt, mehr über Dichter zu lesen als die Dichter selbst, ebenso wie man lieber aus einem Buche sich über einen großen Maler belehren läßt, als daß man sich Mühe gibt, diese Kenntnis aus den Gemälden selbst zu schöpfen. Dem gegenüber muß man immer wieder auf das energischste betonen, daß des Dichters Werke die besten Schlüssel zu seiner Persönlichkeit sind, und daß man erst nachdem man die dichterischen Schöpfungen ganz in sich aufgenommen hat, zu Biographien, Erläuterungen oder dergleichen greifen soll, nicht aber umgekehrt. Schillers Werke sind heute so ziemlich jedem zugänglich. In zahllosen Ausgaben sind sie über die ganze Welt verbreitet, und auch der weniger Bemittelte kann sich entweder den ganzen Schiller anschaffen oder die einzelnen Werke in der Reklamschen Universalbibliothek oder der Sammlung der Meyerschen Volksbücher für ein paar Pfennige erstehen. Einer Popularität im weitesten Umfange stehen ökonomische Hindernisse nicht mehr entgegen, und die Opferwilligkeit im Jubiläumsjahr wird außer-

dem wohl noch eine reiche Saat ausstreuen. Die billigste Schiller-Ausgabe ist wohl bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen, die das gesamte Lebenswerk des Dichters mit Ausnahme der philosophischen Schriften in einem Band vereinigt für 3 Mark herausgegeben hat. Unter den andern Ausgaben sei neben den verschiedenen bei Cotta, Hesse, Hempel und dem Bibliographischen Institut erschienenen Editionen hier noch besonders die ebenfalls bei Cotta erschienene Säkular-Ausgabe hervorgehoben, die unter Mitarbeit der hervorragendsten Schiller-Forscher wie Jakob Minor, Erich Schmidt, Richard Weißenfels von Eduard von der Hellen besorgt wird und die an Schillers hundertstem Todestage vollständig vorliegen soll. Auch hier ist der Preis nicht hoch zu nennen, da der Band — die Ausgabe ist auf sechzehn Bände berechnet — in Leinwand geb. nur 2 Mk. kostet. Auch an Einzelausgaben ist kein Mangel. Für Bibliophilen seien besonders die in der Pantheon-Ausgabe bei S. Fischer erschienenen Gedichte erwähnt. Das kleine, nach englischem Muster in biegsames Leder gebundene Büchlein in Taschenformat ist sehr ansprechend und zum Geschenke für Schiller-Liebhaber besonders unter dem schönen Geschlecht sehr zu empfehlen. Ein Kuriosum in der Schiller-Literatur stellt unstreitig die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe dar, die im Insel-Verlag erscheint. Auch hier sind für Einband, Format und Druck englische Vorbilder maßgebend gewesen. Der Zweck, durch die Wahl eines besonders feinen Papiers möglichst viel in einen biegsamen, leicht transportabeln Band zusammenzudrängen, ist erreicht, und die Ausgabe wird für weniger konservativ veranlagte Verehrer des Dichters gewiß manches Angenehme bieten. Auf die Illustrierte Pracht-Ausgabe, ein monumentales, mit meisterhaften Holzschnitten geschmücktes Prachtwerk, das die Deutsche Verlags-Anstalt in einer illustrierten Volks-Ausgabe jetzt auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, ist hier bereits vor kurzem hingewiesen worden. Von illustrierten Einzelausgaben sei noch die soeben erschienene Quart-Ausgabe des Liedes von der Glocke, illustriert von Liezen Mayer (Nürnberg, Theodor Ströfers Kunstverlag), erwähnt.



Schillerglocke in Schaffhausen,
auf der die Worte „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“ stehen

Schiller-Briefe

Wer sich mit der so überaus liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters innig vertraut machen, wer sein Wesen ganz auf sich wirken lassen will, wie es sich allmählich in hartem Kampf immer reicher und schöner entfaltete, der greife zu Schillers Briefen. Die Deutsche Verlags-Anstalt hat eine kritische Gesamt-Ausgabe erscheinen lassen, die, von Fritz Jonas musterhaft besorgt, alle andern Ausgaben Schillerscher Briefe überflüssig macht. Der Preis, der früher für die sieben starken Bände broschiert 21 Mark, gebunden 33,60 Mark war, ist jetzt auf 10,50 Mark, respektive 17,50 Mark ermäßigt, so daß diese wichtige Ergänzung der dichterischen und philosophischen Werke ebenfalls sehr wohlfeil und den weitesten Kreisen zugänglich ist. Schiller war ein fleißiger Briefschreiber; die Zahl seiner Briefe, die später gedruckt worden sind, beträgt ungefähr zweitausend, und bei der hohen Wertschätzung, deren sich der Dichter in seinem Freundeskreise erfreute, bei der Sorgfalt, mit der die damalige Zeit alles Schriftliche aufbewahrte, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß allzuviele Briefe, wenigstens aus den späteren Jahren, uns verloren gegangen sind. Es ist ein ganz eigenartiger Genuß, von dem frühen Brief, den der junge Schiller von Ludwigsburg aus an die „Wohlgebohrne Frau, Insonders hochzu-Ehrenste theuriste Frau Pathin“ schrieb, von den Freundesbriefen aus der Zeit der Karlsschule und der ersten Jahre in Sturm und Drang vorschreitend bis zu der geschäftsklugen Korrespondenz mit Cotta, dem echt freundschaftlichen Gedankenaustausch mit Körner und dem gedankenreichen Briefwechsel mit dem großen Freunde die ganze Entwicklung des einzigen Mannes zu verfolgen. Schillers Briefe haben nicht die lyrischen Reize der Goetheschen. Es ist selten der Ueberschwang der Gefühle, der ihm die Feder in die Hand drückt, Waldesrauschen und Vogelsang klingen nicht zu ihm und finden kein Echo in seiner Korrespondenz. Auch scheint er nicht häufig den Kopf vom Papier erhoben zu haben, um seine Augen über die Landschaft schweifen zu lassen: seine Briefe geben



nur selten Empfindungen, fast niemals Schilderungen, das gedankliche Moment steht im Vordergrund. Kaum ein andrer Dichter hat uns einen so tiefen Blick in seine geistige Werkstatt tun lassen wie Schiller in seinen Briefen. Ueber jede Phase der Entstehung seiner Werke berichtet er eingehend und erörtert in den Briefen, manchmal mehr zu sich selber als zu dem Adressaten sprechend, das Für und Wider einer ästhetischen Auffassung, einer philosophischen Lehre. Mit Staunen erfahren wir so, wie ungeheuer klar, wie stolz und bewußt das ganze Schaffen Schillers war. Prächtig dokumentiert sich außerdem die echt schwäbische Lebensklugheit, und aus manchem Schreiben ersehen wir, welch ein Politiker eigentlich in dem Dichter steckte. Die Briefe, die der Gründung der „Horen" voraufgehen, sind besonders interessant. Die Sachkenntnis, mit der Schiller auch das Geschäftliche behandelt, wirkt geradezu verblüffend, und wie vornehm und doch klug die Sachlage benutzend ist nicht der Brief, mit dem er schließlich an Goethe herantritt und ihn zur Mitarbeit einladet! Einen besonders warmen Ton schlagen die Briefe an, wenn Schiller auf seine Eltern und seine eigne Familie zu sprechen kommt, sei es, daß er selbst Briefe an seine Lieben richtet, sei es, daß er von ihrem Ergehen und den kleinen Leiden und Freuden des häuslichen Lebens



Phot. Louis Held, Weimar

Schillerhaus in Weimar

den Freunden erzählt. Der letzte Brief der Sammlung ist vom 25. April des Jahres 1805 datiert. Wohl niemand wird ohne Wehmut die Zeilen lesen: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße, seit neun Monaten, zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen 40 und 50 nicht mehr als im 30sten Jahr. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahr aushält." Es war anders bestimmt. Michael Bernays urteilt über Schillers Briefe folgendermaßen: „Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Literatur gelten ... Ein unbefangenes Studium dieser Briefe müßte manchen Wahn verscheuchen, manche schiefe und einseitige Vorstellungen wegräumen, welche noch immer, oder jetzt wieder, einzelne Deutsche und ganze Kreise unsers Volkes an einer reinen und fruchtbaren Erkenntnis Schillers hindern. Und doch soll es uns allen angelegen sein, daß dieses Heldenbild ganz so wieder erstehe und stehen bleibe, wie es einem früheren Geschlechte sich lebendig dargestellt hat: durch Erhabenheit rührend, geweiht durch die Glorie jener echten, den Menschen erhebenden Tragik."


„Henkell Trocken" beschattet die Erde.
Trocken
HENKELL TROCKEN.
Henkell & Co. Mainz
DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT
50 Pf.
HENKELL & C. MAINZ
Gegründet 1832.

Schiller-Biographien

Schillers vornehmster Biograph ist unstreitig Thomas Carlyle. Das Werk aus der Frühzeit des großen englischen Historikers, das ihm die Verbindung mit Goethe erschloß, mutet uns heute zwar etwas seltsam an. Immerhin gewährt es einen eignen Genuß, selbst einen Großen über einen Großen sprechen zu hören, der außerdem noch einer der glühendsten Verehrer war, welche die deutsche Literatur jemals auf fremdem Boden gefunden hat. Die am weitesten verbreitete Schiller-Biographie stammt aus der Feder von Emil Palleske (Karl Krabbe, Stuttgart), die jetzt bereits in fünfzehnter Auflage vorliegt. Wissenschaftlich ist das Buch zwar in mancher Hinsicht überholt worden, behalten aber hat es alle Reize eines echten Volksbuchs. Palleske war nicht nur einer der glühendsten Verehrer des großen Dichters, ein unermüdlicher Rezitator, sondern auch ein Meister der deutschen Sprache. In seiner Darstellung, deren stilistischer Ueberschwang uns an manchen Stellen etwas altmodisch berühren mag, klingt die Begeisterung jener Generation wieder, die sich zur ersten Schiller-Säkularfeier im Jahre 1859 rüstete. Durch sein Buch drang die Kenntnis von Schillers Leben in die weitesten Kreise unsers Volkes. Dagegen scheint über den späteren Biographien des Dichters ein eigner Unstern zu walten. Nur sehr langsam schreiten manche der Vollendung entgegen, und ob andre wiederum überhaupt jemals ganz zu Ende geführt werden, ist zum mindesten fraglich. Das auf der breitesten wissenschaftlichen Basis aufgebaute biographische Werk über Schiller hat den Wiener Professor Jakob Minor zum Verfasser (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin). Minor gibt in seiner sehr umfangreichen Schrift, von der jetzt zwei Bände vorliegen von zusammen über tausend Seiten, nicht nur eine auf gründlichstem Quellenstudium beruhende Darstellung von Schillers Leben, sondern eine feinsinnige Analyse der Schriften, die allen Zusammenhängen mit dem ganzen Schrifttum seiner Zeit und den großen Vorbildern der Weltliteratur bis in die kleinsten, feinsten Fasern nachgeht. Besonders glücklich ist Minor in der Ausmalung des politischen Hintergrundes, von dem sich Schillers Gestalt prächtig abhebt. Für jeden, der sich wissenschaftlich mit Schiller beschäftigt, ist Minors Biographie das ausschlaggebende Werk, das größere Publikum wird sich vielleicht hier und dort an dem etwas schweren Stil und der nicht gerade flüssigen Sprache stoßen. Die beiden andern Biographen, die fast gleichzeitig mit Minor vor mehr denn einem Jahrzehnt mit einem Werk über Schiller hervortraten, Brahm und Weltrich, sind bislang nicht über die Hälfte des Weges hinausgekommen. Das ist um so mehr zu bedauern,



Phot. Louis Held, Weimar

Schillers Arbeits- und Sterbezimmer

da die bereits fertigen Bände für die Begabung der beiden bekannten Autoren gerade für diese Aufgabe ein sprechendes Zeugnis ablegen. J. Wychgram hat bei Velhagen & Klasing eine Schiller-Biographie erscheinen lassen, die sich wiederum an weitere Kreise des deutschen Volkes richtet. Es existieren zwei Ausgaben dieses Werkes. Die eine ist durch einen besonders reichen Schmuck authentischer Illustrationen ausgezeichnet, die sich mit dem Text zu einer sehr glücklichen Gesamtwirkung verbinden, die andre, eine wohlfeile Volksausgabe, entbehrt dieses Schmuckes. Zur Säkularfeier dieses Jahres sind dann noch zwei Biographien erschienen. Karl Berger hat ein Werk über Schillers Leben und Werke veröffentlicht, während einer der bekanntesten jüngeren Literarhistoriker, Professor Dr. Eugen Kühnemann, der Rektor der Kaiser-Wilhelm-Akademie zu Posen, sich in seiner Darstellung von Schillers Leben und Schaffen speziell an die Lehrer und reiferen Schüler der höheren Lehranstalten wendet. Von kürzeren Biographien seien noch die von O. Harnack, Rudolf von Gottschall, Fr. Lienhard, Friedrich Lublinski erwähnt. Die Darstellung der Flucht Schillers von seinem Jugendfreund Andreas Streicher ist sogar zur Feier des hundertsten Todestages gleich in doppelter Neuausgabe erschienen.

Weitere Schiller-Publikationen

Aus der Hochflut der mannigfachen Bücher und Büchlein, die anläßlich der Säkularfeier teils wirkliche Begeisterung, teils eine schnell fertige, den Augenblick klug nutzende Industrie hervorgebracht hat, ragt das Marbacher Schiller-Buch, das der Schwäbische Schiller-Verein zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag bei der Cottaschen Buchhandlung hat erscheinen lassen, bemerkenswert empor. Ein stattlicher, geschmackvoll ausgestatteter und mit Illustrationen reich geschmückter Band, enthält es eine Fülle interessanter Aufsätze, in denen sich des Dichters Persönlichkeit und sein Lebenswerk von allen Seiten widerspiegeln. Wir heben folgende daraus hervor: Wilhelm von Humboldt über Schillers Tod. Mitgeteilt von Erich Schmidt, Professor an der Universität Berlin; Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. Von Theobald Ziegler, Professor an der Universität Straßburg; Schiller und die bildende Kunst. Von Oskar Walzel, Professor an der Universität Bern; Die innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus. Von Kuno Francke, Professor an der Harvard-Universität in Cambridge, Nordamerika; Schiller als Kriegsmann. Von Albert von Pfister, Generalmajor z. D.; Schiller und Herder. Von Otto Harnack, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart; Schiller und Diderot. Von Ludwig Geiger, Professor an der Universität Berlin; Schillers Theatralismus. Von Adolf Bartels; Schillers Balladentechnik. Von Heinrich Bulthaupt; Schillers Balladendichtung. Von Berthold Litzmann, Professor an der Universität Bonn. Wie man sieht, hat sich eine Auswahl der besten Männer der Wissenschaft zu dieser den Manen Schillers von seinem Heimatlande dargebrachten Ehrung zusammengetan. Das Buch wird als ein würdiges Denkmal der diesjährigen Säkularfeier bestehen bleiben.



Gartenhaus in Oggersheim,
in dem Schiller an „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ arbeitete

Allen Verehrern des Dichters werden die Schiller-Bildnisse, welche die Berliner Photographische Gesellschaft in bekannter tadelloser Reproduktion, in einer geschmackvollen Mappe vereinigt, herausgegeben hat, willkommen sein. Die Mappe enthält fünf Bilder. 1. Das Dalberg-Loehlesche Bildnis, im Jahre 1781 von Höflinger für den Intendanten Heribert von Dalberg in Mannheim gemalt. 2. Das Gemälde von Graff im Körner-Museum in Dresden, wahrscheinlich im Jahre 1791 vollendet. 3. Das Pastellbild von Ludovike Simanowiz, wahrscheinlich die Vorarbeit zu dem Gemälde im Schiller-Museum in Marbach, dessen farbige Wiedergabe die vorliegende Nummer schmückt, aus den Jahren 1793/94. 4. Die im Jahre 1794 vollendete Büste Danneckers nach der ersten Ausführung in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar. 5. Die Kreidezeichnung des Berliner Galeriedirektors Weitsch, 1804 bei Schillers Aufenthalt in Berlin, ein Jahr vor seinem Tode, entstanden.

Wir lassen hier eine kleine Auswahl lesenswerter Schriften über Schiller folgen:

Bellermann, L., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 2 Bände. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Belling, E., Die Metrik Schillers. Berlin, Koebner.

Berendt, M., Von Schiller bis Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, A. Duncker.

Boas, E., Schiller und Goethe im Xenienkampf. Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Braun, J. W., Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen. Leipzig, Luckhardt.

Bulthaupt, H., Dramaturgie des Schauspiels. I. Schiller.

Burggraf, J., Schillers Frauengestalten. Stuttgart, Karl Krabbe.



Schillerhaus in Lauchstädt,
wo der Dichter zu seiner Erholung im Jahre 1803 weilte

Döring, H., Schillers Selbstcharakteristik. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dühring, E., Die Größen der modernen Literatur. Band II. Schiller. Leipzig, Naumann.

Ehrlich, M., Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Elster, E., Die Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Halle, Niemeyer.

Fischer, Kuno, Schillers Jugend- und Wanderjahre.

— —, Schiller-Schriften. I. und II. Reihe.

— —, Schiller als Komiker.

— —, Schiller als Philosoph.
I. Die Jugendzeit.
II. Die akademische Zeit. Heidelberg, Wintersche Universitätsbuchhandlung.

Fulda, Ludwig, Schiller und die neue Generation. Stuttgart, Cottas Nachfolger.

Grimm, Jakob, Rede auf Schiller. Berlin, Dümmler.

Harnack, Otto, Die klassische Aesthetik der Deutschen.

Hartmann, Julius, Schillers Jugendfreunde. Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Koester, A., Schiller als Dramaturg. Berlin, Hertz.

Kohut, A., Friedrich Schiller und die Frauen.

Könnecke, Gustav, Schillerbiographie in Bildern. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Mauch, Th., Schilleranekdoten. Stuttgart, Lutz.

Ueberweg, F., Schiller als Historiker und Philosoph. Leipzig, Reißner.

Viehoff, H., Schillers Gedichte, erläutert. Stuttgart, Franckh.

Voß, H., Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr. Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Weitbrecht, K., Schiller in seinen Dramen. Stuttgart, Frommann.

Werder, K., Vorlesungen über Schillers Wallenstein. Berlin, Hertz.

Schachbriefwechsel

E. A. S. in Groddeck. In Nr. 12 scheitert, wie bereits mitgeteilt, 1. e6—e7 an Ke5—d5 (2. e7—e8 D Lh8—e5!).

E. C. in Heidelberg. Nr. 11 lösten Sie nicht richtig; Sie übersehen unter anderm, daß Be7 nach d6 schlägt.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. E. L. in Graz zu Nr. 11 und 12; Café Regener in Berlin (nicht ganz vollständig — wir vermissen namentlich die Gegenzüge La8—d3 und d6—d5) und Senglier in Bulgrin zu Nr. 12.

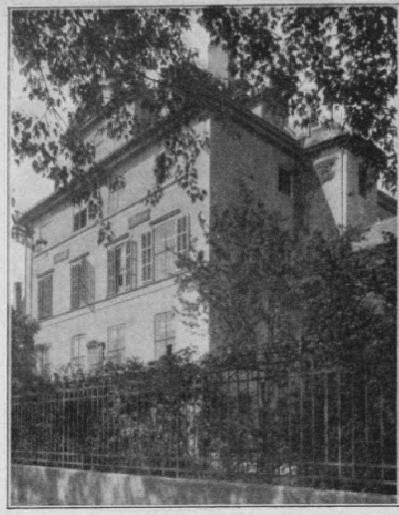
Aus dem Unterrichtswesen

Für das Technikum in Strelitz in Mecklenburg sind bedeutende Erweiterungsbauten nötig geworden, die jetzt genehmigt sind und bis zum Herbst zur Ausführung gelangen sollen. Außer mehreren Konstruktionssälen werden darin die der Vergrößerung bedürftigen Laboratorien für Elektrotechnik, Maschinenbau und Tiefbau untergebracht. Auch ist die Schaffung einer Aula, die dem Technikum bisher fehlte, in der Erweiterung einbegriffen.

Dr. Härtels Pädagogium Bad Sachsa (Süd-Harz), Realschule mit Gymnasialabteilung, nimmt jederzeit Knaben auf, die einer guten Lehr- und Erziehungsanstalt in schöner, gesunder Gegend anvertraut werden sollen. Wegen des durchaus individuellen Unterrichts in kleinen Klassen empfiehlt sich die Anstalt auch für weniger Befähigte. Durch die Einrichtung der Gymnasialkurse wird die Möglichkeit eines Ueberganges beziehungsweise einer Rückkehr auf eine andre höhere Schule geboten. Eine fürsorgliche Erziehung, bei der auf die Entwicklung des Körpers ganz besondere Rücksicht genommen wird, geht Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Ausbildung.

Aus Bädern und Kurorten

Bad Kreuznach wird in diesem Jahre der Schauplatz der von dem unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin stehenden Verein deutscher Rosenfreunde veranstalteten großen Rosenausstellung sein. Das etwa 8 Morgen große Gelände der Ausstellung ist schon jetzt fast vergeben; fünf Aussteller haben fertige Rosengärten angelegt, in denen mehrere tausend Pflanzen ausgestellt werden. In der Hauptblütezeit (Juni und Juli) werden mindestens 25000 Rosen der verschiedensten Art ihre Pracht entfalten. Für den 24. Juni ist die feierliche Eröffnung geplant, doch kann dieser Termin, der sich nach der Blütezeit der Rosen richtet, noch nicht fest bestimmt werden. Mit der Eröffnung wird der Kongreß deutscher Rosenfreunde verkündet werden, für den vier Tage in Aussicht genommen sind.



Schillerhaus in Jena,
in dem der Dichter 1789 seine erste Vorlesung hielt

Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck bei Blankenburg, Schwarzatal, das in den drei ersten Jahren seines Bestehens einen erfreulichen Aufschwung genommen, hat einen großartig angelegten und mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Neubau in Betrieb genommen, der eine Sehenswürdigkeit des Schwarzatales geworden ist. Alle modernen Heilfaktoren und alle neuzeitlichen Wohnungsbequemlichkeiten dienen dazu, um Erholungsbedürftigen, Nervösen, Rheumatikern, Herz- und Verdauungskranken, an Frauenkrankheiten Leidenden u. a. einen erfolgversprechenden angenehmen Aufenthalt zu gewährleisten. Kostenfreie illustrierte Prospekte und Auskünfte erhält man von den Besitzern und Aerzten Dr. Paul Wiedeburg und Dr. Karl Schulze.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Kubes Reformfederhalter schließt die bekannten Uebelstände der ungeeigneten Federhalter, wie Schreibkrampf, Gleiten und Drehen des Halters, Druckstellen am Mittelfinger, Ermüdung der Hand und so weiter, absolut aus. Um einen Reformfederhalter der individuellen Form und Haltung der Finger genau anzupassen, nimmt man kochendes Wasser vom Feuer, taucht den aus einer im warmen Zustande plastischen Masse bestehenden Griff 40 Sekunden hinein, läßt ihn 10 bis 15 Sekunden an der Oberfläche abkühlen und gibt ihm alsdann, indem man ihn wie zum Schreiben anfaßt, durch entsprechenden Fingerdruck die gewünschte negative Form der eignen Fingerhaltung.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

Zweites Buch

I

Die steilen Straßen hinab, die von den Bergen zur Wupper führten, sausten die kleinen Handschlitten über den frisch gefallenen Schnee. Die Knaben, die sie in derbgestrickten Fäustlingen lenkten und an Wegbiegungen die Hacken in den Schnee schlugen wie in die Weichen eines Pferdes, hatten die Mädchen quer über den Schoß genommen und dünkten sich Ritter, die in wirbelnder Fahrt Prinzessinnen entführten. Heldentaten fieberten in ihrem Sinn, heißblütige Rufe flogen mit dem Wind: „Platz! Platz! Huhu! Hoho!" und es beschwerte ihren stürmenden Geist wenig, wenn ein tückischer Stein unter der weißen Decke den Schlitten mitsamt seiner süßen Last kopfüber warf und sie sich in kaum ritterlicher Umklammerung mit ihrer Schönen im stäubenden Schnee wiederfanden. Die Röcke wurden geschüttelt, die Hosen geklopft, aufgesessen und mit Heidi weiter in die wilde Jagd! Schneemänner türmten sich vor den Häusern, Schneeballen klatschten gegen die lachend sich wehrenden Fabrikarbeiterinnen, fluchend rutschten behäbige Bürger über die glatten Trottoirs, auf denen die verwünschte Jugend Eisbahnen angelegt hatte, Polizeidiener rissen an den Hausschellen und forderten in dienstlichem Tone zum Aschestreuen auf, und der Schnee tanzte in der Luft, der frühe Mond schien, und die Stadt war voll von Winterjauchzen.

Zum Nikolausfest waren von erregten Kindern die Schuhe aufs Fensterbrett gestellt worden, damit der getreue Knecht des Christkindes sie nicht bei der Verteilung der Gaben übersehen möchte; in den Auslagen der Bäcker erschien das duftende Spekulatius und die mürben Weckmänner, Klaskerle genannt, mit der eingebackenen holländischen Tonpfeife, von den begehrlichen Blicken der Knaben umschmeichelt; die Spielwarenläden eröffneten ihre Gratisausstellungen, und in den



Er kommt! Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Hinterstuben der Häuser arbeitete emsig und geheimnisvoll Laubsäge und Straminnadel der weihnachtsseligen Jugend. Und das Weihnachtsmysterium kam mit den lichtübersäten Tannenbäumen, seinen feierlichen Liedern, seiner stillen Wehmut für die Alten und der lauten Lust für die Jungen. Die Silvesterglocken läuteten durchs Tal, in den Kirchen saßen dicht gedrängt Arm und Reich in der letzten Nacht des Jahres, Punschduft zog durch die Häuser, und am Neujahrstag trabten wiederum die Kinderscharen durch die Straßen, um bei Freunden und Verwandten Neujahrsplätzchen einzutauschen. Tauwetter wechselte mit Schneefällen, die Fabrikschlote rauchten wie immer, der Adventszauber war erloschen, und die nüchterne Epiphaniaszeit brachte die Werktagsarbeit zurück.

Für die Wiskottens war die Weihnachtszeit vorübergegangen wie alltägliche Zeit. Wohl hatte man sich zur Bescherung bei den Eltern versammelt, doch es waren Lücken in der Reihe, und keiner wollte sie bemerken. Man tat, als dächte man nicht nach über das Fehlen von Emilie und den Kindern, über den verlassenen Platz Ewalds. Man sprach um so mehr von Wilhelm, der, von Fritz begleitet, zur Hochzeit nach London gefahren war. Aber auch dieses Thema reichte nicht für den ganzen Abend aus. Und von den Hoffnungen und Befürchtungen für die Fabrik wollte man am Festabend nicht reden. Mit ernsten Augen sah einer am andern vorüber, mit ernsten Augen trennte man sich.

Gustav Wiskotten suchte sogleich seine Wohnung auf. Er fand einen Brief seiner Frau vor, der ihm mit allen seinen frommen Wünschen wenig besagte, und ein paar kindliche Handarbeiten seiner Kleinen. Er nahm sie auf, legte sie wieder hin, nahm sie nochmals auf und behielt sie in der Hand, bis er zu Bett ging. Er dachte an die Kiste Spielzeug, die er nach Düsseldorf geschickt hatte. Als Eilsendung am letzten Tage. Denn er hatte auf etwas gewartet mit erregten Pulsschlägen und, wenn er aus der Fabrik kam, im Hausflur aufgehorcht . . . Aber das Erwartete war nicht gekommen.

„Sie bleibt bei ihrem Trotz. Wenn ich nachgebe, kann ich quittieren. Und ich *will* mich nicht bei lebendigem Leibe begraben lassen!"

Er schlief einen unruhigen Schlaf, und Anna Kölsch, die täglich in der Frühe kam, um die kleine Wirtschaft zu besorgen, erschrak vor seinem Aussehen.

„Herr Wiskotten — —," sagte sie mit feuchten Augen.

„Mädel! Was denn? Sie wollen doch nicht flennen? Liegt gar kein Grund vor. Aber auch gar keiner."

„Vater läßt fragen, ob Sie einen der Festtage bei uns zubringen wollen."

„Danke, Anna. Aber ich hab' mich jetzt schon so daran gewöhnt, bei den Eltern zu essen. Ich brauch' da nicht viel zu reden, und keiner nimmt's mir übel. Und dann wollte ich auch einen Marsch in die verschneiten Berge machen. Sagen Sie Vater, ich käme ein andermal, nächste Woche vielleicht, im neuen Jahr."

Das Mädchen nickte ihm zu.

„Ja, Herr Wiskotten, aber Wort halten."

Und an den Nachmittagen beider Festtage war Gustav Wiskotten allein hinausgewandert, über die einsame, weiße Landstraße, neben der müde und wasserarm die schwarze Wupper dahinzog, zu den einsamen Bergen und den weißbestäubten Wäldern, bis er im Grund die neuerrichtete Hammerschmiede fand. Und jedesmal hatte er sich gefreut, den Eichenklotz, dem nicht Stahl noch Flamme ans Innere zu greifen vermochten, wuchtend und selbstsicher an seiner alten Feuerstelle zu sehen.

In der Neujahrswoche war Wilhelm mit seiner jungen Frau heimgekehrt. Ueber der Stadt, wo naturfreudiger Bürgersinn aus dem anrückenden Wald gepflegte Anlagen geschaffen hatte, hob sich ihr villenartiges Haus. Gustav Wiskotten war diesmal beim Empfang nicht zugegen gewesen. Ein paar Tage später machte er seinen Besuch. Er traf Mabel allein.

„Lieber Gustav — —". Sie nahm seine Hände und hielt sie in den ihren.

„Ist das alles?" lachte er. „Bin ich keinen schwägerlichen Kuß mehr wert?"

Sie küßte ihn herzlich und sah ihn lange an.

„Mein Kuß hat dir damals kein Glück gebracht . . ."

„Woher weißt du das? Ich behaupte das Gegenteil."

„Ist das nicht Selbstironie?"

„Du darfst deine ängstliche Seele beruhigen, Mabel. Es ist nicht Scherz, es ist mein Ernst."

Sie saßen sich gegenüber, und die junge Frau blickte sinnend durch das Fenster, weit hinaus in das beschneite Tal.

„Schau, Gustav, der gute Ton verlangt, daß man an gewisse Dinge nicht rührt, daß man sich den Anschein gibt, als wäre, auch zu Zeiten schwerer Seelenkämpfe, alles beim andern in bester Ordnung. Gustav —" — sie blickte ihn voll an — „ich halte nichts von diesem guten Ton, ich halte ihn für barbarisch. Wenn's beim Nachbar brennt, helfen wir doch auch beim Löschen."

„Das ist wahr," sagte Gustav Wiskotten.

„Sieh, und zuweilen ist es schon eine Art Löschen, wenn man dem Nachbar nur zeigt: ich bin bereit, ich helf'. Das tut dem Manne gut, auch wenn es nur ein kleiner Napf Wasser ist, den man herbeischleppt."

„Und was verstehst du unter diesem kleinen Napf? Mir gegenüber?"

„Herzhaft an die Wunde herantreten. Nicht tun, als ob man sie nicht sähe. Sprich mit mir und laß mich mit dir sprechen. Ich bin jetzt eine Wiskotten, und die Wiskottens sind ein Einziges. Das ist doch auch *mein* Stolz."

„Gib mir mal die Hand, Mabel. Donnerwetter, das spürt man. Du bist ein couragiertes Frauenzimmer und trägst das Herz auf dem rechten Fleck. Aber der Kuß damals war kein Unglückskuß. Er hat mir *doch* Glück gebracht. Still. Laß mich reden. Der Kuß war eine Erlösung. Von einer ganzen langen Reihe von Widerwärtigkeiten, die mir nicht die Arbeitskraft, die mir aber die Lebensfreude untergraben hatten. Und ich wäre sicherlich in das Dunkel hinabgestürzt und da liegen geblieben, schwerfällig, wie ich einmal bin, und auch müde von dem vergeblichen Kampf mit Emilie, in ihr das frohe, am Manne Wunder tuende Weib zu wecken, wenn — siehst du, das braucht dich nicht zu beschämen — wenn du damals nicht gekommen wärst und hätt'st mir gezeigt, wie es sein könnte."

„Also bin ich doch schuld?"

„Schuld? Mabel, und über das Wort bist du nicht gestolpert? Na ja, jetzt lachst du! Schuld bist du, daß ein Kerl wie ich sich nicht vor sich selber schämen muß, wenn er — hm — also das ist jetzt vorbei. Und das dank' ich dir. Ganz ehrlich. Du hast mich davor bewahrt, daß ich mir selbst lächerlich werde. Herrgott, Herrgott, hier drinnen brennt's. Aber ich will doch lieber den Brand ertragen, als im kalten Himmel der Liebe frieren."

„Gustav!" Sie stand auf und ging wie in Gedanken bis zur Tür.

„Ja —?"

„Ich bin auch eine verheiratete Frau. Aber wenn ich mich mit Wilhelm einmal zanken sollte —"

„Was würdest du tun?"

Sie schloß die Augen und bog den Kopf zurück. „Sehnsüchtig darauf warten würde ich, daß er der Stärkere bliebe. *Das* würde ich tun! Das ist — Frauenliebe!" Hastig drückte sie auf die Klinke zum Nebenzimmer. „Ich kleide mich nur um, Schwager! Laß dich nicht unterkriegen! Es wäre schade für dich und — — für Emilie!"

Die Tür klappte zu. Er war allein und griff nach seinem Hut. „Verdeubeltes Frauenzimmer. Recht hat sie . . ." —

Die neue Färberei qualmte mit der alten um die Wette, die Bandstühle, um eine Reihe vermehrt, ratterten vom Morgen bis in den Abend. Und doch wurden die Gesichter der jungen Fabrikherren nicht froh, und um den Mund der alten Frau Wiskotten gruben die Falten sich tiefer. Die Hypothek an Emiliens Vater war zurückgezahlt. Ohne Wimperzucken war Mabel mit ihrer Mitgift eingesprungen. Die neue Erfindung von Fritz, der Baumwolle im Farbbad das Aussehen und den Glanz der Seide zu verleihen, hatte sich in der Praxis über Erwarten bewährt. Das fertige Fabrikat an bunten Bändern und schwarzen Spitzen schlug jede Konkurrenz durch seine Billigkeit. Und dennoch kamen die Orders spärlich, dennoch gelang es ihnen nicht, in die neue Kundschaft einzudringen, und das Lager füllte sich mit Warenbeständen. Was nutzten da die zweitausend Pferdekräfte der Maschinen, was der Fleiß der Arbeiter, was der wagemutige Geschäftssinn der Fabrikherren? Ueberproduktion. Im Februar, als Wilhelm Wiskotten von einer wenig ergiebigen Geschäftsreise zurückkehrte, lastete das Wort wie ein Alb auf den Gemütern.

Frau Wiskotten saß mit ihren Söhnen im Privatkontor. Feierabendstille lagerte über der Fabrik. Die Brüder waren mit der Mutter allein.

„Schieß los, Wilhelm," sagte Gustav Wiskotten, „aus deinen Orders war nich viel zu ersehen."

„Ihr könnt mir glauben, daß ich mir alle Mühe gegeben habe."

„Selbstverständlich. Weiter."

„Die ganze Kundschaft des alten Scharwächter hab' ich durchgenommen. Und überall — dasselbe. Man sah die Musterkarten ein, man prüfte, man lobte, und man fragte nach den Preisen."

„Nu? Un dann? Standen die Kerls dann nich Kopp?"

„Nee, aber ich!"

Die Brüder starrten ihn an. „Unmöglich. Zu teuer? Die wollen wohl für den Preis obendrein reine Seide?"

„Ja, das wollen sie."

„Mach keine Witze. Die Sache ist zu ernst. Also was wollen sie?!"

„Ja doch. Reine Seide zu demselben Preis."

„Bist du verrückt? Dat kann ja nich mal der Scharwächter mit seinem Ramsch."

„Und gerade der Scharwächter tut's."

„Mein Schwiegervater —?"

„Dein Schwiegervater. Firma: Jeremias Scharwächter. Ich habe mich mit eignen Augen überzeugt."

August Wiskotten stellte still vor sich hin eine Kalkulation auf. Jetzt reichte er sie herum. „Wenn Scharwächter zu dem Preis verkauft, tut er's zum Selbstkostenpreis. Am *Geschäft* kann ihm also nichts gelegen sein."

„Er will uns Schwierigkeiten machen," meinte Fritz, der Erfinder, finster. „Er will uns ärgern und herausgraulen."

„Nee," sagte Frau Wiskotten, „er will uns kaputt machen."

Gustav Wiskotten ging im Zimmer auf und ab. Am Fenster blieb er stehen und warf einen langen Blick über den Fabrikhof und die Gebäude . . . Dann wandte er sich um.

„Die Sache geht mich an," begann er, „mich ganz allein. Das liegt doch wohl auf der Hand. Hätte ich die Geschichte mit Emilie nicht gehabt, wären wir längst über den Berg. So aber gilt jeder Schlag, den der alte Scharwächter gegen uns führt, mir, mir persönlich. Oder zweifelt einer daran?"

Die Brüder sahen stumm vor sich hin.

„Also daran zweifelt keiner. Ja, dann glaubt ihr doch wohl auch nicht, daß ich euch die Kastanien aus dem Feuer holen lasse? Daß ich für das, was ich eingerührt habe, euch bluten lasse? Nee, Jungens, ein bißchen Stolz könnt ihr bei euerm Gustav doch noch voraussetzen."

„Wat soll dat heißen?" fragte Frau Wiskotten, und ihr Blick hing gespannt an ihrem Aeltesten.

„Das soll zweierlei heißen, Mutter. Erstens, daß wir uns von dem Mucker nich an die Wand drücken lassen. Jetzt gerad' nich. Und wenn's mein Letztes kostet. Und zweitens, daß ich wiederhole: wenn's *mein* Letztes kostet. Nicht das eure. Hab' ich euch in die Tinte geritten, so hab' ich euch auch wieder herauszuziehen. Das will ich. Bitte, da gibt's gar keinen Widerspruch. Ich

weiß, was ich rede. Und nun hört mal genau zu. Hier handelt es sich jetzt darum, wer den längsten Atem hat. Der Scharwächter oder wir. Für mich" — seine Augen funkelten — „ist die Sache jetzt eine Ehrensache. Der Scharwächter unterbietet uns, um uns kaputt zu machen. Ob er ein Jahr oder zwei zum Selbstkostenpreis hergibt und nichts verdient, tut ihm nichts. Aber nichts verdienen oder — verlieren, das ist ein Unterschied. Und er soll verlieren! Er unterbietet uns. Gut. Von heute an werden wir ihn unterbieten."

„Gustav! Bist du bei Sinnen? Das kann die Fabrik ja gar nicht ertragen!"

Die Stimmen der Brüder schwirrten aufgeregt durcheinander.

„Die Fabrik soll's auch gar nicht tragen. Ich will's tragen."

„Du — —?"

„Ja, ich. August wird feststellen, wie hoch sich mein Anteil an der Fabrik beziffert, einschließlich dessen, was von den Eltern an mich fällt. Diese Summe verpfände ich euch. Wilhelm, der durch seine Heirat über Barmittel verfügt, wird so freundlich sein, den Gegenwert für meinen Anteil in bar der Kasse zur Verfügung zu stellen. Bin ich eines Tages in der Lage, wenn wir die Schwierigkeiten überstanden haben und die Fabrikation sich gehoben hat, die Differenz zurückzuzahlen, so trete ich wieder mit allen Rechten ein. Ist die Summe verloren, so fällt mein Anteil an Wilhelm, mit dem ihr euch auseinandersetzen könnt, und ich trete definitiv — aus."

Stille herrschte. Die Mienen der jungen, energischen Geschäftsleute waren ernst.

Dann sagte Frau Wiskotten ruhig: „Gustav hat recht."

Der nickte ihr bloß zu.

Wilhelm wollte widersprechen. Auch die andern verlangten, Protest einzulegen. Aber die alte Frau sah sich kühl im Kreise um. „Gustav hat recht! Hier heißt et: entweder — oder! Einen kann et treffen. Die Fabrik nich!"

Da erklärten sie sich einverstanden. Und kein billiges Trostwort griff Platz.

Gustav Wiskotten atmete tief auf. Kalter, wilder Stolz stand in seinen Augen. Nun war er der Herr seines Schicksals. Und wenn nur auf Monate: er war der Herr! Jeremias Scharwächter sollte es verspüren. Und durch ihn — Emilie — —.

Er griff nach seiner Mütze, grüßte kurz und ging hinaus. Und wohl eine Stunde lang umkreiste er in der Dunkelheit die Gebäude der Fabrik ...

Vierzehn Tage darauf trat Wilhelm Wiskotten eine neue Reise an. Er fuhr nach Berlin, zu den Grossisten, und von dort, ohne erst nach Barmen zurückzukehren, nach London, um auf der Heimreise Paris zu berühren. Er hatte strikten Auftrag, überall, wo er der Konkurrenz Scharwächters begegnete, die Preise zu drücken und Orders zu jeder Notierung entgegenzunehmen.

Mit verhaltener Spannung wartete man daheim. Dann kamen die ersten Berichte. Orders lagen nicht bei, oder nur in kleinen Posten. Und doch las Gustav Wiskotten die Briefe mit grimmiger Freude. Wilhelm schrieb, daß die Berliner Kundschaft bereits ihren Bedarf bei Scharwächter gedeckt hätte, daß er aber, als er die Preise erfahren, nur ruhig sein Bedauern geäußert hätte mit dem Bemerken, daß er ihnen das um so viel schönere patentierte Wiskottensche Fabrikat heute um ein Drittel billiger angestellt haben würde, als sie bei Scharwächter eingekauft hätten. Von der Kundschaft sei alsdann umgehend an Scharwächter geschrieben worden, der, um sich das Absatzgebiet zu erhalten, nach allerlei Ausflüchten zum Entschluß getrieben worden sei, in eine nachträgliche Preisreduktion zu willigen. Das bedeute für Scharwächter das Zusetzen baren Geldes und somit einen beträchtlichen Verlust, den er von Tag zu Tag zu steigern bemüht bleiben würde.

„Bar Geld wegschenken — das geht ihm an die Nieren."

Die Berichte von London lauteten ähnlich, aber ein großes Paket Orderzettel lag bei. Die geschäftskundigen Engländer witterten den Kampf und gedachten, sich die Chance auf keiner von beiden Seiten entgehen zu lassen. Sie zwangen Jeremias Scharwächter unter Hinweis auf eine Lockerung der Geschäftsbeziehungen, ihnen die Differenz zwischen den Preisen der Wiskottens und den seinen mit einem ausgleichenden Betrag gutzuschreiben, und schlossen gleichzeitig mit Wilhelm Wiskotten für größere Warenposten ab.

Gustav Wiskotten lachte. „Geriebene Gauner, die Inglischmen. Aber nu kommt doch Leben in die Bude."

Und lebendig wurde es in der Fabrik. Seit langer Zeit wieder keuchten beide Dampfmaschinen vereint, klapperten die Färberknüppel in beiden Färbereien, begannen die neuen Bandstühle, die wieder stillgesetzt waren, mit den alten gemeinsam die hölzernen Arme zu recken, die Garne durch die Karten zu schlagen und Band zu speien. Die Haspelmädchen wagten nicht mehr, sich Liebesgeschichten zuzuflüstern, in den Packstuben regnete es Flüche und Rippenstöße.

„Kölsch," sagte Gustav Wiskotten zu dem alten Werkmeister, „der Mensch muß seinen Spaß haben."

„Wie lang, Herr Wiskotten?"

„Bis Matthäi am letzten."

„Wann wird das sein?"

Der Fabrikherr zuckte die Achseln. „Haben Sie was von — von Scharwächter gehört?"

„Er soll herumgehen blaß wie ein Leintuch."

„Kölsch, da wollen wir sorgen, daß er gelb wird."

„Er is zäh Leder, Herr Wiskotten."

„Bin ja auch nich von Pappe. Da, schauen Sie mal, die ganzen Lagerbestände ausgeräumt."

„Aber hat nix eingebracht."

„Nix eingebracht? Drehen Sie sich mal auf dem Absatz um, rundum! Alles is in Bewegung, alles an der Arbeit, wohin Sie sehen, Tätigkeit und Freude! Ist das vielleicht gar nix? Ist das nicht zehntausendmal mehr als das Herumschleichen un Faulenzen in den letzten Monaten? Un wenn nix andres dabei herausspringt als der Rausch dieser Arbeitswochen! Himmeldonnerwetter, man weiß doch wieder, daß man lebt."

„Gott sei Dank, Herr Wiskotten. So hab' ich Sie lang' nicht sprechen gehört."

„Is ne eigne Art mit dem Fidelsein, Kölsch. Bei mir entspringt's aus den Fäusten. Wenn die ihren Schöpfer loben, tut's auch das Herz. Und vom Herzen geht's dann doppelt vergnügt zurück in die Fäuste."

„Herr Wiskotten, ich hab' drüber nachgedacht. Jeden Abend, wenn ich zu Haus bei der Pfeife saß. Und ich glaub', ich hab's."

„So—o — — —?" Das kam zweifelnd.

„Ich mein', Herr Wiskotten, das neue Patent nutzt uns erst dann richtig, wenn wir es mit ganz neuen, ganz aparten Mustern verbinden. Wenn das Verfahren eine neue Idee darstellt, müssen auch in der Ausführung neue Ideen zutage treten. Daß es nur so in die Augen springt. Daß sofort ein gewaltiger Unterschied vorliegt zwischen unsern Artikeln und denen Scharwächters und Konsorten. Das muß — ja, wie soll ich sagen — das muß wie ein neuer Frühling sein. Und alles unter Musterschutz stellen lassen. Dann beißen sie sich die Zähne aus."

„Kölsch — Mensch!"

„Ja, in der Theorie sich dat auszuklamüseren, is ja wohl kein Kunststück."

„Kölsch, Sie haben mal wieder gute Schwertwacht gehalten. Während ich im Dunkeln saß, haben Sie für mich nach Sternen geangelt. Mein Kopf muß doch in letzter Zeit bedenklich gelitten haben, daß ich mal wieder den Wald vor lauter Bäumen nicht sah."

„Privatsorgen machen müder als Geschäftssorgen. Wenn wir nicht wissen, wofür wir eigentlich arbeiten —"

„Still, Kölsch. Ich weiß es. Und nun kommen Sie gleich mal mit zum Musterzeichner."

Neben der Kartenschlägerei hockte in einem Abteil ein altes Männchen über seinem Zeichenbogen und strichelte und punktierte in große Karrees allerlei Muster hinein, nach denen für die Bandstühle die Karten geschlagen wurden, durch deren Löcher die Fäden liefen und sich geheimnisvoll zu Gebilden verschlangen.

„Was machen Sie denn da Schönes, Herr Brinkmann? Darf man mal sehen?"

„Bitte, Herr Wiskotten." Das Männchen trat händereibend zurück, überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Schaffens.

„Hm ... Erklären Sie doch mal."

„Das — ja, also das — das wird ein Pünktchenmuster. Weißer oder matter Grund mit ganz kleinen roten und blauen Sternchen. Niedlich, nicht wahr?"

„Haben Sie sonst noch was Neues?"

Das Männchen schlug seine Mappe auf. „Hier ein farbig unterbrochenes Strichmuster, hier eins in Schlangenlinien, hier eins getupft, in Kreisen und Quadraten, hier Ornamente für Spitzen und hier —"

„Das haben wir aber schon seit Methusalems Zeiten, Herr Brinkmann, diese Neuheiten sind ja im Grund so alt wie die Wupper. Wir müssen Nouveautés haben, Herr Brinkmann."

„Sind es auch," eiferte das Männchen. „Schauen Sie nur einmal genauer zu, Herr Wiskotten. Kein Muster ist wie das vorjährige. Immer wieder finden Sie feine, pikante Varianten."

„Geb' ich gern zu, Herr Brinkmann. Aber statt der Varianten möcht' ich nun mal wieder Originale haben. Nix wie Originale, Herr Brinkmann. Strengen Sie mal Ihre Phantasie an."

Das vertrocknete Männchen lächelte ein mitleidiges Lächeln. Was verstanden Leute des Schlages von der feinen Musterzeichenkunst! „Schön, schön, ich werde schon Neues schaffen. Bis an die Grenzen der Möglichkeit."

„Nee, nee, Herr Brinkmann, über die Grenzen hinaus! Mögliches ist für jeden erreichbar. Wenn wir ein Wurstschnappen veranstalten wollen, müssen wir Unerreichbares bringen. Dann behalten wir die Wurst in der Hand, und die andern schnappen sich allgemach den Atem aus. Ich werde Sie in acht Tagen wieder besuchen."

„Sehr angenehm, Herr Wiskotten." —

„Dem Kerl ist die Phantasie eingetrocknet wie dicke Tinte. So ein alter Pedant! Einmal im Jahr legt so ein Kerl ein Ei, und die übrige Zeit brütet er drauf herum und ist selber am gespanntesten, was da wohl zum guten Schluß herauskommen mag: ein Huhn, eine Ente oder eine Nebelkrähe. Ich glaub', wenn Sie dem Philister von Goldfasanen und Paradiesvögeln reden, schlägt ihm der respektvolle Schreck in den Leib, daß er das Eierlegen überhaupt verlernt."

„Wir müssen frische Kräfte heranziehen, Herr Wiskotten."

„Ich werde inserieren." —

Nach Feierabend ging Gustav Wiskotten durch die Straßen der Stadt. Er wollte zum Stammtisch. Aber plötzlich überfiel ihn ein Ruhebedürfnis, das seltsam vibrierend durch sein Blut lief. Jetzt die Beine unter den Tisch strecken, auf dem Tisch die leis surrende Lampe, und um den Tisch ein paar gute frohe Gesichter ... Er bog ab und ging in Gedanken bis vor Albert Kölschs Haus. Er klingelte. Ueber den Flur kamen eilige Mädchenfüße.

„'n Abend, Fräulein Anna. Kann ich mithalten?"

„Och, die Ueberraschung! Sie kommen aber gerade recht. Riechen Sie schon was?"

„Reibekuchen."

„Wird sich Vater freuen! Endlich halten Sie Wort. Na, ich will nicht schimpfen."

Er schaute dem fröhlichen Mädchen in die Augen. Wie in zwei blanke Seen, die jedes Bild verschönt widerspiegeln.

„Schimpfen Sie nur lustig drauf los. Es klingt doch immer wie Gesang."

Werkmeister Kölsch erhob sich erstaunt aus seinem Strohsessel. Das Buch, das er in der Hand hielt, fiel zu Boden. „Der Herr Gustav ...!"

„Stör' ich Sie auch nicht? Sie lasen gerade."

„Nur bis das Mädel, die Anna, mit ihren Reibekuchen so weit is. Die müssen nämlich heiß gegessen werden. Daher dauert's an solchen Tagen länger. Mögen Sie auch Reibekuchen?"

„Mögen? Kölsch, ich bin doch so gut mit Wupperwasser getauft wie Sie."

Er nahm Platz, blickte sich in dem gemütlichen Zimmer um, kroch wohlig in sich zusammen und merkte, daß sein eben noch vibrierendes Blut ganz still und ruhig geworden war.

„Was lesen Sie denn da, Herr Kölsch?"

„Jean Paul."

„Wie heißt der Onkel?"

Der Werkmeister schmunzelte. „Jean Paul, Herr Wiskotten. Das ist nämlich mein Lieblingsdichter. So recht für beschauliche Leute, die gern auf die Straße, die hinter ihnen liegt, zurückblicken und ihre Freud' daran haben, was für ein närrisch Menschenvolk darauf herumspringt. Man kommt sich dann nämlich sehr erhaben und sehr behaglich in seiner Haut vor."

„Lebt der Mann noch?"

„En fünfunsiebzig Jährchen wird er wohl tot sein. Aber seine Werke werden immer lebendig bleiben."

„Jessas, da hab' ich mich schön blamiert. Keine Ahnung hatt' ich von dem Mann. Ueberhaupt, meine Bildung! Ich kenne Schiller und kenne Goethe, und damit kämen wir gleich zur Bandfabrikation."

„Nehmen Sie sich mal die Zeit, Herr Wiskotten. Sie werden es nicht bereuen."

„Gott, wenn ich all die Bücher bei Ihnen sehe! Außer en paar Junggesellengeschichten, die ich unter Verschluß halte, — na, die Literatur gehört wohl überhaupt nicht hierher. Und von Goethe mußten wir auf der Schule den Erlkönig auswendig lernen, und über Schiller kriegten wir in Sekunda ein Aufsatzthema: ‚Wie läßt sich der Charakter der Jungfrau von Orleans erklären?‘ Für meine Ausführung erhielt ich eine hinter die Ohren. Das war in den Augen meiner Mitschüler das höchste Lob meiner fortgeschrittenen Mannbarkeit. Ja, weiter sind meine Beziehungen zu den Dichtern nicht gediehen."

„Dichter sind wie Mütter, Herr Wiskotten. Man kommt nie zu spät und nie umsonst."

„Ich bin ihnen wohl ein zu ungehobelter Gast."

„Das sind ihnen die liebsten. Denn die Leute, die nicht gewöhnt sind, Gastgeschenke zu empfangen, sind wie dankbare Kinder. Ich hab's an mir selbst erfahren. Und dann, als meine Frau starb — — wie gesagt, Dichter sind wie Mütter."

Gustav Wiskotten stand auf und ging langsam zu dem Schrank, durch dessen Glasfenster das Gold der Bücherrücken schimmerte. Andächtig las er die Namen.

„Herr Wiskotten, die Bibliothek steht zu Ihrer Verfügung."

„Wollen Sie mir mal was daraus mitgeben? Ich hab' so lange Abende — —"

„Das ist mir eine Herzensfreude, Herr Wiskotten."

Das junge Mädchen, in langer weißer Kittelschürze, trug ein Gericht der knusperig gebackenen Kartoffelkuchen auf. „Die Schürze müssen Sie entschuldigen. Ich steh' am Herd, und das Fett spritzt nach allen Seiten. Bitte, zuzugreifen."

„Setzen Sie sich nicht zu uns, Fräulein Anna?"

„In fünf Minuten — Ich muß noch backen, damit nicht über schlechte Bedienung geklagt wird."

Dann saßen sie zusammen und schmausten. Als Gustav Wiskotten sah, daß dem Werkmeister die Butterbrote gestrichen wurden, verlangte er dasselbe Recht auf Unterstützung. Kölsch wäre ihm sonst immer ein paar Kuchen vor. Und nun erhielten die Männer abwechselnd ihr Deputat. Bis die Platten leer gegessen waren. Der Tisch wurde abgeräumt, die Bierkrüge erschienen mit den Weichselpfeifen, und der Werkmeister las auf des Gastes Wunsch ein Kapitel aus seinem Lieblingsdichter. Zuerst horchte Gustav Wiskotten aufmerksam auf die Worte, dann war ihm die Dichtung nur noch Stimmungserreger. Er ließ sich einlullen und saß wie in warme Decken gehüllt. Das Mädchen zog die Nadel durch eine Handarbeit, ließ die Arbeit im Schoße ruhn, wenn der Vater an eine besonders schöne Stelle kam, sah mit lachenden Augen vom Vater auf den Gast und regte die Hände aufs neue. Wie eine laue Welle glitt der Friede durch das Gemach, schmeichelte sich an die Herzen der Menschen und schaukelte sie lind und weich. Dann hörte Gustav Wiskotten nichts mehr und sah nur noch die Idylle. Er träumte . . . Das tat wohl und weh. Aber das stille Wohlbefinden überwog. — —

„Ich habe Ihnen viel zu danken, Herr Kölsch," sagte er beim Abschied. „Sie sind mir ein Stück Erzieher. — Doch, doch, es ist so. In der Fabrik habe ich von Ihnen gelernt, und — und fürs Haus hätte ich schon früher von Ihnen lernen sollen. Bei Ihnen fühlt man, daß man ein Dach überm Kopf hat. Bei mir regnet's in die Stuben."

„Decken Sie doch das Dach neu, Herr Wiskotten. Sie sind der Mann dazu."

„Für einen allein macht's keinen Spaß. Na, wollen nich sentimental werden. Dazu war der Abend zu schön. Fräulein Anna, kleine Fee, was müssen Sie eine Portion Liebe in sich haben. Und immer reicht es noch für einen dritten und vierten. Wird's Ihnen auch nicht zu viel, tagtäglich bei mir nach dem Rechten zu sehen?"

„Ich komm' so gern."

„Mädel, Mädel, wenn Sie mal heiraten! Sonst sagt man so, der liebe Gott wird daran seine Freude haben; aber in diesem Falle wird er doch die Hauptfreud' einem andern überlassen müssen. Ordentlich neidisch könnt' man werden. Ja, ja, ich mach' schon, daß ich 'raus komme. Gute Nacht, Fräulein Anna. Gute Nacht, Herr Kölsch."

Ganz leicht war ihm zumute, als er aus der warmen Behausung auf die Straße trat, auf der das Schweigen der Nacht lag. Und zum erstenmal wieder vermochte er in seinem Hause das Schlafzimmer der Kinder aufzusuchen. Die Kerze in der Hand, leuchtete er auf die leeren Bettchen und das verlassene Spielzeug.

„Kommt wieder," murmelte er. „Wir wollen alle zusammen darangehen, das Dach zu decken. Wie ein Klümpchen Glück wollen wir dicht zusammenhocken. Wenn — wenn — Aber sie ist halsstarrig, und ich phantasier' wohl." — — —

*

„Anna!"

„Ja, Vater?"

Der Werkmeister hatte in der Frühe einen Brief erhalten. Die Sonntagsglocken läuteten im Tal, feierlich und mahnend, aber der Werkmeister hatte kein Ohr dafür.

„Anna, wenn du bei Herrn Wiskotten gewesen bist, geh gleich zur Bahn und fahr nach Düsseldorf hinüber. Ernst hat geschrieben."

„Herrgott, Vater! Ist Ewald was passiert?"

„Könnt'st auch zuerst an deinen Bruder denken."

Flammend rot blickte sie vor sich hin. „Ernst ist doch gesund?"

„Is schon gut, Mädel." Er strich ihr beschwichtigend über den schweren Flechtenkranz. „Da, lies. Ich werd' nich klug daraus. Ewald Wiskotten käm' nich mehr zum Essen? Er hätt' Krach auf der Akademie gehabt? Un seine Wohnung hätt' er auch verlassen? Da wird's wahrhaftig Zeit, daß du Räson in die Geschichte bringst."

„Vater, ich mach' mich gleich fertig. Zum Abend bin ich zurück."

„Sag aber dem Herrn Gustav nix. Der hat an seinem Päckchen schon genug zu tragen."

Die kurze Fahrt nach Düsseldorf wurde dem Mädchen zur Unendlichkeit. Und immer tauchten Bilder vor ihr auf, blasse, schreckhafte Bilder, die sie verjagte, um sie selbst wieder zurückzurufen. An Ernst hatte sie telegraphiert. Der Bruder war auf dem Bahnhof.

„Was ist denn los, Annerl?"

„Ja, das frag' ich dich!"

„Mich? Ich werde gänzlich unvorbereitet um zehn Uhr morgens aus dem besten Schlaf geholt und soll auf nüchternen Magen weissagen. Bißchen viel verlangt."

„Hast du Ewald Wiskotten gefunden?"

„Hab' ihn gar nicht gesucht."

„Wenn da aber ein Unglück — —?"

„Ach was, Unglück! Von der Akademie gewimmelt haben sie ihn wegen Talentlosigkeit. Das werden nachher die originellsten Künstler. Und nun schämt er sich, hält irgendwo die Hände vors Gesicht und ruft: ‚Kuckuck, wo bin ich?‘"

„Ernst, sei nicht so albern. Wir müssen Ewald Wiskotten sofort suchen. Vater will es."

„Ich glaub'," meinte Ernst Kölsch gähnend, „wenn ich verloren ginge, ihr kämt nicht mit Extrapost. Und bin doch das leibliche Kind."

„Unkraut vergeht nicht."

„Du, Naseweis — Herrje, Kleines, mach nicht so 'ne Schutzmannsmiene. Ich bin dein Arrestant. Los!"

Sie fuhren zu Zinters und trafen die Tochter des Hauses.

„Können Sie uns wohl sagen, Fräulein, wo Herr Wiskotten jetzt wohnt?"

„Dat kümmert mich nich. So ene Hungerleider, wat der is."

„Wohin sind denn seine Sachen geschafft worden?"

„Der Gemüshändler von nebenan hat sie in der Rocktasch' hingetragen. Nur nich die Rechnung."

„Komm, Ernst, wir gehen zu dem Gemüsehändler."

Gretchen Zinters, die Hände in der Tändelschürze, rührte sich nicht vom Fleck. „Wenn Sie sein' Braut sind, hau, dann jratulier' ich abber!"

Die Tür schloß sich. Anna Kölsch ging unbekümmert ins Nachbarhaus. „Ratingerstraße," beschied sie der Händler und beschrieb ihr das Haus. „Dat Zimmer is wie en Mausloch."

Die Geschwister stiegen die vier Holzstiegen des altersschwachen Hauses hinauf, das von geringen Leuten bis unter das Dach besiedelt war, Gipsfigurenhändler, die auf den Straßen mit ihrer Ware hausierten, Gelegenheitsarbeiter. Lumpenverkäufer — jedes Zimmer fast hatte einen andern Besitzer. Und in dem schlechtesten und kleinsten hauste Ewald Wiskotten.

Die Tür war geschlossen. Anna klopfte an. Drinnen ein Geräusch. Dann Stille. Nun schlug Ernst Kölsch schallend gegen die Tür.

„Mach auf, Mensch. Hier Kölsch! Ich weiß, daß du zu Haus bist. Anna ist bei mir."

Keine Antwort.

„Ewald — —!" rief das Mädchen leise.

„Donnerwetter, Ruh' will ich! Mir geht's gut! Ich brauch' euch nicht!"

Ganz blaß horchte das Mädchen auf den Wutausbruch. Dann ging sie still die Treppe hinab.

„Wer so brüllen kann, der hat sich noch nicht besiegt erklärt, Annerl. Tröst dich, Samariterin. Du bist zu früh gekommen."

„Ernst," sagte sie, und der Schreck zitterte noch in ihrer Stimme, als sie in des Bruders Atelier standen, „laß es nicht zu spät werden. Geh jeden Tag zu ihm. Hilf ihm auf, Ernst."

„Verdient hat's der Dickkopf nicht," brummte der. „Und dabei kann der Bengel was. Nur Bilder kommen dabei nicht heraus. Schau mal her, was er mir geschenkt hat. Er wollt' es zerreißen, da fiel ich ihm in den Arm. Da! Amüsier dich im Coupé damit, dann geht die Zeit herum. Ich vermache dir den Krempel."

Er rollte die Blätter zusammen und steckte sie ihr unter den Arm. „Nu lach aber mal, Mädel."

Noch immer saß die Angst in ihren weitgeöffneten Augen. „Ernst —"

„Kindskopf, ich versprech' dir's ja. Ich nehm' ihn an die Leine. Hand drauf."

Die uneröffnete Rolle im Schoß fuhr sie nach Barmen zurück. — — — (Fortsetzung folgt)

Altspanischer Spruch

Dem Lebenden wird alles versagt,
Auch wenn er am Hungertuch nagt;
Den Toten aber, wunschlos und still,
Befragen sie dann, ob er was will.

Maximilian Bern



Präsident Roosevelt

Gemälde von Otto von Krumhaar, mit Genehmigung des Präsidenten in „Ueber Land und Meer“ reproduziert



Vorhänge mit alten und modernen Mustern

Schwedische Volkskunst

Von

Max Heiden

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Als die modernen Kulturmenschen vor einigen Jahrzehnten begannen, den Anfängen der Kunst im Handwerk nachzuspüren, da gewahrten sie mit der Zeit, daß man, um in manchen Dingen den verloren gegangenen gesunden Geschmack und solide Handfertigkeit wiederzufinden, nicht allzu weit in die Ferne zu schweifen brauchte; denn die kunsthistorischen Studien führten auf gar viele Erzeugnisse der eignen Heimat zurück als würdige Vorbilder für die neue Zeit und den neuen Stil.

Nun will die Aufnahme einer andern Formensprache in der Kunst für unsre schnellebigen Tage freilich nur sagen, daß — wenn man eben gelernt hat, sich darin zu verstehen — wir sie eiligst vergessen müssen, weil einzelne Noten des nächsten Jugendstiles schon wieder vorausklingen. Wie träumten wir vor drei Jahrzehnten unser künstlerisches Empfinden geborgen unter dem prächtigen Banner moderner Renaissance, deren vornehmer Grundzug ein Gemeingut aller Nationen zu werden versprach! Aber wie bald folgten danach die späteren Generationen vom weiter entwickelten Klassizismus bis zum Empirestil hinauf, der auch heute wieder einmal mit seinen frischen Trieben aufwarten muß!




Schwedische Trachten mit Handarbeitsverzierung

Lehrreich war diese Zeit ewiger Streifzüge für den, der dabei nur zu beobachten hatte. Man konnte lernen und versteht heute in den verschiedensten Stilarten der Kunst und des Kunstgewerbes zu operieren. Aber was nun? Niemand vermag den Wandel des Zeitgeschmackes aufzuhalten, noch viel weniger ist er imstande, vorauszusehen, welchen künstlerischen Neigungen wir zustreben.

Da ist es denn doch nicht müßig, Rückblicke zu tun auf eine Erscheinung, die etwas abseits liegt von dem breiteren Wege der Stilwanderungen, die auch nie den Anspruch der Alleinherrschaft erhob und dennoch im einzelnen das größte Recht auf liebevolle Pflege hat: das ist die Formensprache der Kunst, die sich ein Volk aus dem Bedürfnis heraus selbst schafft. Ihre Belebung hat schon an vielen Stellen von neuem eingesetzt; doch wir wollen sorgen, daß sie uns in dem Kreise so vieler andern Stilmischungen als erfrischendes Element erhalten bleibt und den kräftigen Keimblättern der freien Natur nicht künstliche Treibhausblüten entspringen.



Gobelinmuster

Keine andre Handfertigkeit ist von jeher so eifrig im Dienste der Volkskunst tätig gewesen wie diejenige im Bereiche der textilen Gebiete. Nicht nur die eigne Person, sondern auch ihre ganze Umgebung, die Wohnung, das Haus wurden zunächst mit Webereien bekleidet, und hier entwickelten sich zuerst Bedürfnisse des Schmückens. Sobald im Urzustande der Halm zur schützenden Matte geflochten, lernt der Mensch mit der Steigerung der Kultur den aus der Tierwolle, dem Flachs und andern Stoffen gewonnenen Faden verwerten: Wirkerei, Weberei und Stickerei stellen mit Zuhilfenahme mechanischer Vorrichtungen Flächen dar, deren Musterung zunächst aus geometrischen Elementen besteht und in späterer Entwicklung Kunstformen aus naheliegenden Gebilden der Natur zeigt, die in freien geschwungenen Linien der Technik angepaßt sind.

Der regulären Weberei ging bei allen Völkern die Wirkerei voraus. Sie arbeitet auf wagerecht oder hochstehender Kette mit der freien Hand oder mittels Spulen und Schiffchen den Schuß aus farbigen Fäden nach gegebener Zeichnung hinein.

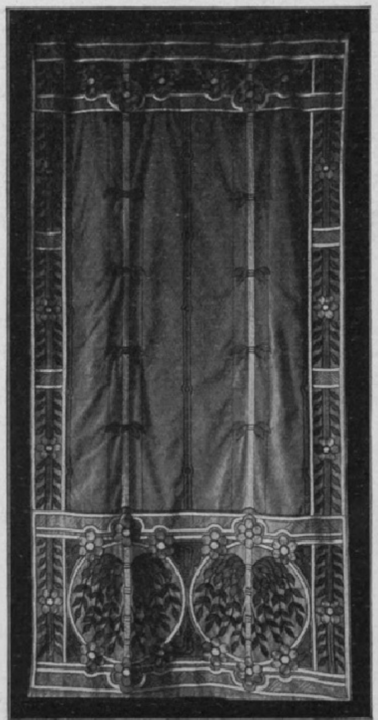
Die neuere Zeit bezeichnet diesen Zweig der textilen Künste als Schlitzwirkerei oder Schichtweberei, ein Ausdruck, der seinen Ursprung hat in den bei geradlinigen Mustern sich ergebenden horizontalen Schlitzen, deren äußere Wirkung dem Schichtensystem entspricht, wonach zwei sich parallel begrenzende Flächen „Schichtenflächen" genannt werden. Die so hergestellten Decken und leichteren Teppiche bildeten den Ausgangspunkt der sogenannten Gobelinarbeit, eine Bezeichnung nach einer französischen Färberfamilie des fünfzehnten Jahrhunderts, die fälschlich heute für alle oben genannten einfachen Wirkereien gebraucht wird, obwohl deren feinste Erzeugnisse schon seit dem frühen Mittelalter im Orient hergestellt wurden.

Die Neubelebung der Schichtweberei fand nun zunächst im Norden Europas statt, vornehmlich in Schweden, wo sich noch aus alter Zeit in bäuerlichen Familien Reste dieser Handfertigkeit bis zum heutigen Tage erhalten haben, und ihre Erzeugnisse sind uns nunmehr wieder als „nordische Kunstwebereien" geläufig geworden. Im Kunstindustriemuseum in Stockholm befinden sich reiche Schätze altnordischer Textilarbeiten, deren Technik und Musterung für die neue Zeit nutzbar gemacht worden sind.

Ein großes Verdienst um die Auffrischung dieser halb vergessenen heimischen Industrie gebührt den schätzenswerten Bestrebungen des im Jahre 1874 in Stockholm gegründeten „Handarbetets-Vänner" (Verein der „Handarbeitsfreunde"), einer Vereinigung der Freunde der Handarbeit, tatkräftiger Frauen und Männer, die im ganzen Land Mitglieder besitzt und mit Unterstützung der schwedischen Staatsregierung gleichzeitig den Zweck im Auge hat, den vielen unbeschäftigten Mädchen und Frauen in Stadt und Land eine Erwerbsquelle zu eröffnen, aber auch durch die Freude am selbständigen künstlerischen Schaffen das Interesse für nationale Kunstindustrie rege zu halten und immer weiter zu verpflanzen. Zum Zwecke der ersten Ausbildung wurde eine Webe- und Kunststickereischule errichtet, die für 200 Schülerinnen Platz gewährt.

Neben der uralten Technik der Wirkerei hat sich in Schweden auch eine bäuerliche Handweberei erhalten, die längliche schmale Decken als Belag für Truhen und Bänke aus Wolle und Baumwolle mit bunten Mustern von unverwüstlicher Haltbarkeit herstellt; ebenso wird eine besondere Art von Knüpfarbeit in orientalischer Technik gefertigt, und für die Volkstracht und den häuslichen Gebrauch sind Leinenstickereien, Filetarbeiten und geklöppelte Spitzen im Gebrauch.

Die eigentliche nordische Kunstweberei erscheint nun in verschiedenen technischen Abwechslungen,



Porticre mit Applikation

deren jede dort ihre besondere Bezeichnung hat. Die leichtesten Webarten sind „Rosengang" und „Skelbad"; beide werden nicht mit den Fingern, sondern mit den Schützen gearbeitet, und zwar überwiegend in baumwollenen Geweben, die auch breiter hergestellt werden können. Bei andern Stoffen: „Munkabalte", „Dukagang" und „Krabbasnar" werden die bunten Fäden des Einschlages, der das Muster bildet, aus starker nordischer Wolle stets mit der Hand durch die Kette geflochten, während

für den ripsartig wirkenden Grund das feinere wollene Garn, das in der Spule des Schützen sitzt, benutzt wird. „Krabbasnar“ ist von allen Webarten die mühevollste und schwierigste in der Herstellung. Viele dieser Webereien haben übrigens in der Ausführung eine große Aehnlichkeit mit Stickereien und werden häufig darin nachgebildet.

Eine plüschartige Webart wird „Transa-Flossa“ genannt, die wie eine Smyrnastickerei in Knüpfarbeit auf einem Ripsgrunde erscheint, deren Flor aus Wollfäden eingeknotet ist und zur Erreichung einer gleichmäßigen Oberfläche nachher geschoren wird.

Die Wirkereien in sogenannter halber Gobelinarbeit werden „Rödlakan“ genannt. Es sind dies die im Flämischen mit Rukkelaken bezeichneten kleinen Rückenteppiche, im Mittelalter Tücher, Behänge oder kleine Teppiche, die allenthalben auch in Deutschland als Wandbedeckung über der Bank und im Chorgestühl dienten, aber nicht fest mit der Wand verbunden, sondern „gerückt“ werden konnten.

Die Musterung der nordischen Textilien geht selten über das Maß dessen hinaus, was die Technik ohne weiteres mit sich bringt: das sind geometrische Figuren, Sterne, Rosetten, Blattpalmetten, die durch Kreuzung von Ketten- und Schußfäden nach einfachen Patronen der sogenannten Grundbindungen entstehen und überall in gleicher Art und Weise nachzuweisen sind, sobald es sich um die einfachste Herstellung gemusterter Flächen durch Wirkerei oder Weberei handelt. Selbst der einfache Mäander



Ausstellung der verschiedenen Werkzeuge im Verein der „Handarbeitsfreunde“ in Stockholm



Am Webstuhl

und das Wogenband sind zum Beispiel hier sowie auch auf Wirkereien aus spätägyptischen (koptischen) Gräbern und in peruanischen Mumienstoffen und so weiter vorhanden. Ebenso finden sich dort wie auch in den altnordischen Wirkereien zahlreiche Versuche, Menschen- und Tiergestalten der Flächenmusterung anzupassen, wobei man sich sogar in der Wiedergabe biblischer Szenen, Helden- und Märchengestalten in geschickter Weise, ohne Streben nach plastischer Wirkung bemüht. Wie eng diese Bildwirkereien als Ausdrucksmittel eigenster Empfindungen des Seelenlebens mit dem Volke verwachsen waren, dafür mögen hier aus der aus dem Schwedischen übersetzten „Frithjofssage“ von Esaias Tegnér zwei Stellen angeführt werden, worin der Wirkarbeiten der Ingeborg Erwähnung geschieht, in denen ihre Liebe zu Frithjof zum Ausdruck gelangt:

„Im Schnee der Wolle wächst mit Macht
Der goldgewebten Schilde Pracht;
Zum Streit die roten Lanzen fliegen.
Doch starr die Silberpanzer liegen.
Und immer mehr als Frithjof stellt
Sich auf dem Teppich dar der Held;
Und wie er aus dem Teppich blicket,
Errötet sie, jedoch entzücket.“

In dem Gesange „Ingeborgs Klage“ um den Geliebten heißt es vom zurückgebliebenen Jagdfalken:

„Falke, der blieb, — Nun du bist mein; o, wie hab' ich dich lieb! — Fliegender Jäger, dich hegen — Will ich und pflegen; — Ihm auf der Hand — Wirk' ich dich hier in des Teppichs Rand. — Silbern die Schwingen zu schauen, — Golden die Klauen!“ —

Andre Muster mit Kreisen, in denen Greife, Adler und Hirsche, weisen auf Vorbilder von orientalischen Stoffen hin, die durch Handel und Wandel schon im Mittelalter auch nach dem hohen Norden Europas gelangt sind. Auch in späteren Zeiten haben flämische Kunstweber und wohl auch die aus Frankreich geflüchteten protestantischen Gobelinwirker die nordischen Gegenden durch ihre mitgebrachten Kunstfertigkeiten beeinflußt; aber für Schweden scheinen diese Eindrücke nicht von nachhaltiger Wirkung gewesen zu sein, namentlich da der Bedarf an größeren Prachtstücken kein sehr bedeutender war. Um so mehr konnte sich hier die ursprüngliche Eigenart dieser Volkskunst erhalten.

Und man sollte auch heute vorsichtig sein in den Versuchen, ihr eine allzu moderne Formensprache zu diktieren; denn sie würde der natürlichen Reize ihrer Heimat verlustig gehen und damit derselben fremd werden. Gerade die in leichter Auffassung wiedergegebenen Muster, wie sie im Bereiche der einfachsten traditionellen Technik bei natürlicher Unregelmäßigkeit in der Handarbeit und Farbengebung aus unbewußter Enthaltsamkeit in Erscheinung treten, haben ihren bestimmten Wert und lassen uns solche Erzeugnisse als Volkskunst hochschätzen. Wer nach Stockholm kommt, sollte nicht versäumen, die große Ausstellung der „Handarbeitsfreunde“ zu besichtigen.



Interieur, ausgestattet mit Erzeugnissen schwedischer Volkskunst



Die Hunde der Braunschweiger Polizei: Harras, Luchs I und Luchs II

Polizeihunde

Von

Dr. Th. Zell

In jüngster Zeit haben einige Polizeibehörden bei der Suche nach Verbrechern sich mit Erfolg abgerichteter Hunde bedient. Schon seit Jahren war für diese Verwendung von Polizeihunden in einigen Fachblättern Propaganda gemacht. Umgekehrt scheint es auch nicht an Mißerfolgen zu mangeln. Es erheben sich sogar warnende Stimmen, die dringend von einer solchen Verwendung des Hundes abraten. Welche Stellung soll man zu dieser Streitfrage einnehmen?

Zunächst erhebt sich die Frage: Wie kann ein Tier überhaupt eine bessere Leistung vollbringen als der Mensch?

Allerdings wird jeder Jäger oder Naturmensch, der viel mit Hunden zu tun hat, über diese Frage lächeln. Denn jene wissen aus Erfahrung, daß sie sich täglich von Leistungen ihrer vierbeinigen Gefährten überzeugen können, zu denen sie selbst unfähig wären. Beispielsweise folgt der Hund der Fährte eines Wildes an Stellen, wo dem menschlichen Auge nicht das geringste sichtbar ist. Oder man denke sich einen Fall, der unendlich oft vorgekommen ist. Ein Kind ist verschwunden, und die besorgten Eltern wissen nicht, wohin es geraten ist. Da ist nun wieder der Hund der Retter in der Not. Wenn er das Kind nicht kannte, so gibt man ihm dessen Kleidungsstücke zum Beriechen und führt ihn um das Haus herum. Gewöhnlich hat er schnell die Spur gefunden und verfolgt sie eilends, bis er das verirrte Kleine erreicht hat. Unter solchen Umständen versteht man Lobsprüche, die sich bei alten Völkern finden: durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.

Diese Leistungen des Hundes beruhen also darauf, daß seine Sinne Dinge wahrnehmen, bei denen unsre Sinne versagen. In meinem Buche: „Ist das Tier unvernünftig?" habe ich eingehend die abweichende Sinnesorganisation der Tiere besprochen.

Beginnen wir mit dem leichtesten Unterschiede, nämlich dem von Tag- und Nachtsehern. Wir Menschen bedürfen als Tagseher eines gewissen Quantums Licht, um deutlich sehen zu können. Die zahllosen Nachtseher hingegen, wozu alle Katzenarten (Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Luchs, Wildkatze und so weiter) gehören, brauchen ein viel geringeres Lichtquantum. Sie sehen also bei einer Dunkelheit ausgezeichnet, bei der wir nichts mehr erblicken können. Umgekehrt ist ihnen das volle Tageslicht höchst unangenehm, weshalb sie ein nächtliches Leben führen und am Tage schlafen oder wenigstens selten angreifen. Wegen der Empfindlichkeit ihrer Augen gegen Licht kann man sich durch ein Lagerfeuer gegen Ueberfälle vor ihnen schützen.

Gehen wir einen Schritt weiter. Der Unterschied zwischen Mensch und Hund besteht darin, daß jener ein Augengeschöpf, dieser ein Nasentier ist, das heißt, jener hat seinen Grundsinn in den Augen, dieser in der Nase. Denn es herrscht in der Natur das Grundgesetz, wie ich in meinem genannten Buche zu beweisen versucht habe: je besser die Augen eines Geschöpfes sind, desto schlechter ist seine Nase. Dieser Satz gilt auch umgekehrt: je besser die Nase eines Geschöpfes ist, desto schlechter sind seine Augen. Deshalb kann der feinnasige Hund nicht scharf sehen, deshalb kann der Mensch nicht wittern. Dagegen kann wiederum der Hund ausgezeichnet wittern, und durch diese Fähigkeit vollbringt er staunenswerte Leistungen. Was ist denn nun eigentlich Wittern, und worin besteht seine Eigentümlichkeit?

Es gibt gewisse Dinge im alltäglichen Leben, die jeder tausendmal gesehen hat und täglich sehen kann und über deren Wesen doch die größte Unklarheit herrscht. So bemerken wir, daß der Hund sich fortwährend mit der Nase orientiert, sei es, daß er sie hoch hält und wittert, sei es, daß er sie auf die Erde senkt und einer Spur folgt, also spürt. Wir gebrauchen zwar auch unsre Nase, zum Beispiel um zu unterscheiden, ob die Luft im Zimmer gut ist, oder ob eine Speise angebrannt ist, oder ob eine Flasche Wasser oder Karbol enthält, aber eine derartige Rolle wie beim Hunde spielt sie nicht im entferntesten. Wie kann sich denn nun unser treuer Gefährte mit seinem Geruchsorgan so vorzüglich orientieren?

Mehr als durch andre Vergleiche scheint mir, wie ich schon früher auseinandergesetzt habe, das Verständnis für das Geruchsvermögen der Tiere dadurch erleichtert zu werden, wenn wir uns die Eigentümlichkeit der Farbenblindheit vorstellen. Der Farbenblinde sieht nicht schlechter, aber da zum Beispiel der Rotblinde beim Erdbeersuchen die reifen Erdbeeren ebenso sieht wie wir die unreifen grünen, so ist es leicht erklärlich, daß er vergeblich sucht, wo der Normalsichtige sofort zugreift. Dieselbe Eigentümlichkeit liegt auch wohl beim Unmusikalischen vor, der tontaub ist, das heißt die Unterschiede, die der Musikalische sofort erkennt, nicht wahrnimmt, obwohl der Unmusikalische an sich vorzüglich hören kann. Wenn wir uns nun vorstellen, daß jemand auf einem Plan eine rote Linie verfolgen soll, zum Beispiel auf einer Schiffahrtskarte die Route eines bestimmten Schiffes oder auf einem Plan von Berlin die einer bestimmten Straßenbahn, so ist das für den Normalsichtigen eine Kleinigkeit, während der Farbenblinde vor einer Unmöglichkeit steht. Hat nun der Hund — wie anzunehmen ist — zu jeder Ausdünstung eine bestimmte Vorstellung analog den verschiedenen Farben, so ist es klar, daß er unter hundert Fährten untrüglich die richtige findet und verfolgt, während wir vor einem Rätsel stehen.

Die Verwendung des Hundes als Polizeihund beruht also auf seiner Fähigkeit, Fährten von Verbrechern, speziell von Mördern, ausfindig zu machen, die uns entgehen. Hierfür ist besonders der Vorsitzende des Vereins für deutsche Schäferhunde, Rittmeister von Stephanitz, eingetreten, ferner die Zeitschrift „Der Diensthund".

Letzterer entnehmen wir folgende von Albert Behrens bearbeitete Skizze, welche die Entdeckung des Mörders Duwe durch den Polizeihund Harras (s. Abb.) betrifft. Der Verlauf dieser Entdeckung war folgender: Auf dem Hagenhof bei Königslutter war am 3. Juni vorigen Jahres die elfjährige Helene Bebenroth ermordet worden, und zwar in der Wohnung ihrer Mutter. Nachmittags bald nach 3 Uhr war der anscheinend kurz vorher verübte Mord entdeckt worden, und bereits am Abend desselben Tages traten Staatsanwalt, Gerichtschemiker und Gendarmen in die Entdeckungsarbeit ein.

Die vorgenommenen Recherchen führten zu der Ueberzeugung, daß der Mörder unter dem Personal des Hagenhofes zu suchen sei. Ein Verdacht gegen eine bestimmte Person lag nicht vor.

Als trotz eifrigster, tagelang fortgesetzter Recherchen der Mörder nicht gefunden wurde, bat der Staatsanwalt den Polizeiinspektor Bussenius, doch mit seinen Hunden einen Versuch zu machen, den Mörder zu entdecken. Polizeiinspektor Bussenius sagte bereitwilligst zu, äußerte aber Bedenken, ob es möglich sein würde, eine Fährte, die bereits über vier Tage alt sei, mit Erfolg zu bearbeiten.

Am 7. Juni gegen Abend fuhr Polizeiinspektor Bussenius mit dem Motorrade nach dem Hagenhof, um den Tatort zu besichtigen, und traf dort mit dem Staatsanwalt und dem Gerichtschemiker zusammen. Die beiden Polizeihunde Harras und Cäsar hatte er durch ihren Führer mittels Droschke nach Königslutter und in die Nähe des Hagenhofes bringen lassen.

Es war bereits dunkel geworden, als Harras von seinem Führer aus der Droschke in das Mordzimmer getragen wurde. Hier beroch der Hund das noch dastehende blutige Bett, die Blutflecke an der Erde und die Kleidungsstücke der kleinen Bebenroth, worauf er mit tiefer Nase fleißig im Zimmer herumsuchte. Dazu wurden ihm zwanzig Minuten Zeit gegeben.

Währenddessen hatte der Staatsanwalt an einer Stelle des Gutes das gesamte Personal aufstellen lassen. Nun wurde die Zimmertür geöffnet, und lautlos nahm der Hund die Fährte auf, worauf Polizeiinspektor Bussenius, der Führer und ein Gendarm dem Tiere von weitem folgten.

Harras ging zunächst am Hause entlang, durch den Torweg, schlug dann einen sehr primitiven, über einen Wassergraben führenden Steg ein und ging auf das Duwesche Wohnhaus zu; die Haustür war verschlossen. Harras machte kehrt, ging über den Graben zurück, dann an diesem entlang und durch die offene Gartentür nach dem hinter dem Gutshause liegenden Gemüsegarten. Hier fand er das aufgestellte Personal, zirka zwölf Personen.

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man kaum auf 2 Meter eine Person wahrnehmen konnte. Harras beroch nun die einzelnen Personen; plötzlich — es mochte die achte Person sein — sprang er zurück, ging dann gleich auf die Person wieder los, umkreiste sie einigemal lebhaft, gab dann Laut und sprang auf sie zu. Die angegriffene Person schrie laut auf. Auf die Frage des Polizeiinspektors Bussenius: „Wer hat ‚au' gerufen?" kam die Antwort: „Ich!", und auf die weitere Frage: „Wer ist der Ich?" die Antwort: „Duwe!"

Jetzt wurde der Hund aufgenommen, wieder in das Mordzimmer getragen und in dieses für fünfzehn Minuten eingesperrt. Während dieser Zeit hatte der Staatsanwalt das Personal auf dem Hofe aufgestellt. Als Harras diesmal herausgelassen wurde, ging er zunächst den alten Weg, den Steg passierte er nicht, sondern ging direkt in den Garten, nach der Stelle, wo das Personal zuerst gestanden hatte. Hier nahm er mit tiefer Nase eine Spur auf, die schräg über verschiedene Gemüsebeete führte, und blieb dann vor der geschlossenen Gartentür stehen. Anscheinend war diese absichtlich vom Staatsanwalt geschlossen worden. Sobald die Tür geöffnet wurde, lief Harras mit tiefgehaltener Nase weiter, bis er auf dem Hof zwischen mehreren Ackerwagen das Personal fand. Hier nahm er schnell Wind und sprang sofort auf Duwe los, der durch lautes Aufschreien bekundete, daß der Hund ihn gebissen hatte.

Nun wurde der Hund wieder fortgetragen, und beim dritten Male legte er genau den beim zweiten Male benutzten Weg zurück. Das Personal war in der Nähe des zweiten Standortes von neuem aufgestellt worden. Als auch dieses Mal der Hund sofort wieder Duwe anpackte, wurde dieser verhaftet. Wie bekannt, hat Duwe dann noch in derselben Nacht das Geständnis abgelegt, daß er der Mörder sei.

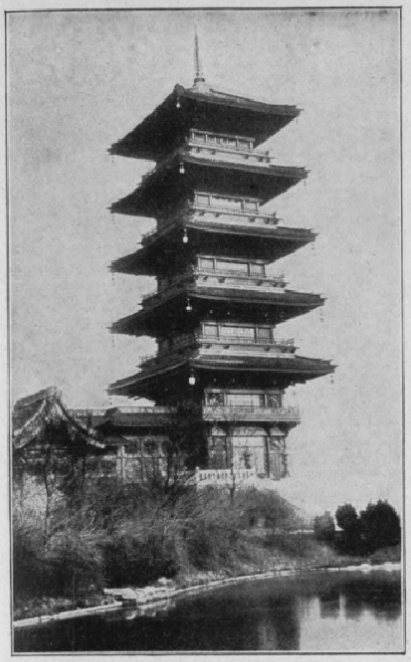
„Ich halte es," sagt Behrens, „für notwendig, nochmals darauf hinzuweisen, daß der Hund jedesmal von seinem Führer aufgenommen und fortgetragen wurde. Die ganze Arbeit des Hundes zeigte deutlich, daß Harras mit größter Ueberlegung handelte."

„Der Erfolg, den Harras in diesem Falle errang, dürfte förderlich für die ganze Polizeihundfrage sein. Was in tagelanger angestrengter, mühsamer Arbeit erfahrene Kriminalisten nicht zu erreichen vermochten, das brachte Harras trotz der für einen Hund außerordentlich ungünstigen Verhältnisse fertig." —

Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, auch die Kehrseite der Medaille nicht zu vergessen. Ueber die Nachteile der Verwendung von Polizeihunden hat sich neuerdings Eberhard im „Teckele" ausgesprochen. Es seien hier folgende Stellen angeführt:

„In Güstrow in Mecklenburg wurde vor einiger Zeit ein Mord verübt, und Teile der Leiche von dem Mörder vergraben. Die inzwischen eingeleitete Untersuchung hatte sämtliche Leichenteile bis auf ein Bein wieder ans Tageslicht befördert. Dieses konnte trotz angestrengten Suchens bisher nicht gefunden werden, weil der Mörder über die Stelle, wo er das Bein vergraben hatte, keine genauen Angaben mehr machen konnte. Darauf ließ der Untersuchungsrichter zwei Bluthunde der Hamburger Kriminalpolizei kommen, die von ihrem gewöhnlichen Führer, dem Polizeiinspektor Hauptmann a. D. Klaeber, und zwei Schutzleuten an Ort und Stelle gebracht wurden. Die Hunde suchten die ganze Umgebung ab, ohne das Bein zu finden.

„Daraus kann man den Hunden keinen Vorwurf machen, und diese Nachricht ist nicht geeignet,



König Leopolds japanische Pagode im Park von Laeken

einen Schluß auf ihre Leistungsfähigkeit nach der negativen Seite zu ziehen, weil hier der Erfolg vom Zufall abhängt. Der Zufall spielt aber auch nach der positiven Seite eine Rolle, und wie ist es dann, wenn es dem Betroffenen nicht möglich ist, sich von dem Verdacht, den ein unvernünftiges Geschöpf auf ihn gelenkt hat, zu reinigen? Wenn er in der unter einem so schweren Verdachte begreiflichen Verwirrung, die ihm unter Umständen als Ausfluß des Schuldbewußtseins ausgelegt wird, sich in Widersprüche verwickelt und obendrein jeden Alibibeweis schuldig bleibt? Indizien kommen zu Indizien, und das Ende kann man sich unter Umständen gar nicht ausdenken, namentlich wenn der Hund Harras oder wie er heißt, im ersten Falle seine Zuverlässigkeit bewiesen hat. Wenn weiter nichts geschieht, als daß im Falle eines Mordes ein Unschuldiger vorübergehend seiner Freiheit beraubt wird, so genügt dieses vollkommen, um die Tauglichkeit des Mittels anzuzweifeln."

Eberhard hat darin vollständig recht, daß man Bedenken gegen die Verwendung von Polizeihunden hegen soll, nur sind die seinigen nicht gerechtfertigt. Daß die Hunde das vergrabene Bein nicht gefunden haben, spricht, wie er selbst zugibt, nicht gegen sie. Füchse oder Schweine können es ausgegraben und gefressen haben.

Ebenso kann man auch nicht deshalb gegen die Verwendung der Polizeihunde stimmen, weil es sich um „unvernünftige Geschöpfe" handelt. Ich möchte nur auf folgendes hinweisen. Hunderttausend Menschen vertrauen in Deutschland ihre Angehörigen, namentlich ihre Kinder, dem Schutze großer Hunde an. Bei „unvernünftigen Geschöpfen" wäre es doch nun leicht möglich, daß sie sich irren und beispielsweise ein Kind totbeißen, weil sie es für ein fremdes halten. Jeder Hundebesitzer wird über diese Anschauung lachen und mit Recht behaupten, daß, solange sein Hund nicht toll geworden sei, so etwas ausgeschlossen sei.

Wie nun der Haushund seinen Herrn und dessen Angehörige unfehlbar am Geruch erkennt, so halte ich es auch für unwahrscheinlich, daß ein feinnasiger Hund bei einem Verbrecher sich im Geruche irrt. Die Bedenken liegen vielmehr darin, daß der Verbrecher, der vorher weiß, daß er durch Hunde verfolgt wird, die Entdeckung mit leichter Mühe vereiteln kann.

Er braucht zunächst nur Stoffe unter die Stiefelsohlen zu schmieren, die dem Hunde unangenehm sind, zum Beispiel Schnupftabak, gemahlenen Pfeffer und so weiter. Kein Hund wird dann seiner Fährte folgen.

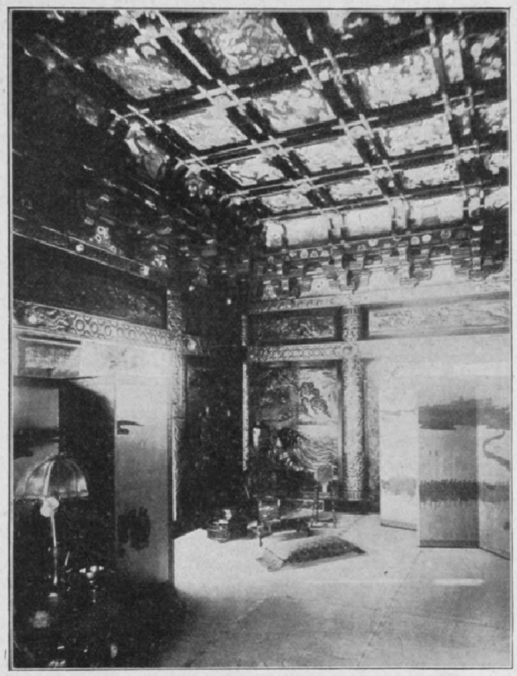
Er braucht auch nur neue Stiefel anzuziehen, denn seine Ausdünstung steckt naturgemäß nur in getragenen Bekleidungsgegenständen. Schließlich aber — und das ist das schlimmste — kann er den Verdacht auf ganz Unschuldige lenken. Nehmen wir folgenden Fall an. Der Knecht Müller, der mit dem Knecht Schulze zusammenschläft, will einen Mord begehen. In der Nacht zieht Müller Schulzens Sachen, namentlich dessen Stiefel, an, verübt den Mord und legt sich ruhig wieder hin. Dann würde der Polizeihund unfehlbar auf Schulze sich stürzen. Der Hund irrt sich absolut nicht, denn er behauptet ja nur, ein Mensch mit Schulzes Stiefeln war hier entlang gegangen. Und das war richtig. Nur Polizei und Gerichtsbeamte werden den Schluß ziehen: Dann muß es Schulze gewesen sein. Und dieser Schluß ist hier irrig.

Polizei und Gericht mögen also nie vergessen, daß die Bezichtigung eines Menschen durch einen Hund noch immer nicht beweisend ist.

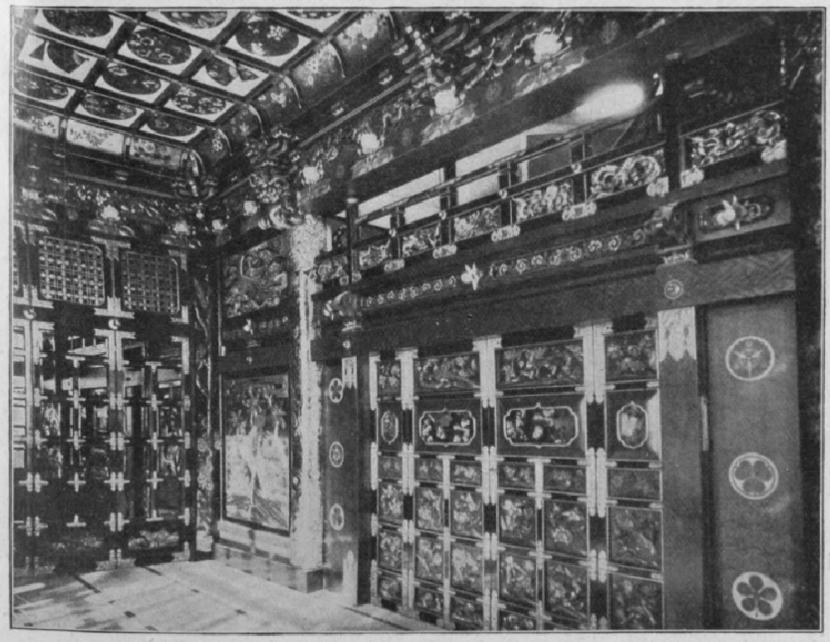
König Leopolds japanische Pagode

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Vorliebe des Belgierkönigs, dessen Initiative der Kongostaat sein Dasein verdankt, für allerlei exotische Dinge ist bekannt. Seit Jahren schon hat sich seine Neigung besonders der japanischen Kunst zugewendet, und seine Agenten kauften die Erzeugnisse der Kunstfertigkeit des seltsamen Inselvolkes in aller Herren Ländern auf. Jetzt hat er seiner Liebhaberei in der stolzen Pagode, die im Park von Laeken in unmittelbarer Nähe von Brüssel ihre bizarren Formen in den nordischen Himmel reckt, ein monumentales Denkmal gesetzt. Es ist wohl das umfangreichste Bauwerk im japanischen Stil, das jemals in Europa errichtet worden ist, sofern es sich wenigstens um dauernde Bauten handelt. Der Turm selbst stammt zum größten Teil von der letzten Pariser Weltausstellung, während die Dekorationen teils selbst Meisterwerke japanischer Kleinkunst, teils aber geschickte Nachahmungen der Werke der hervorragendsten japanischen Künstler sind. So entstand eine seltsame Mischung japanischen Wesens mit modernen europäischen Ansprüchen. Da nämlich das Gebäude zugleich mit dem großen Park später in den Besitz der belgischen Nation übergehen wird, so mußte man in mancher Hinsicht auf seine zukünftige Bestimmung Rücksicht nehmen. Die Glocken, die einst im fernen Osten von den Dächern herabhingen, sind durch elektrische Bogenlampen ersetzt, im Innern sind die Beleuchtungskörper den Lotosblumen nachgebildet, auch für Heizung ist gesorgt, und ein versteckt angebrachter Lift vermittelt den Verkehr mit den oberen Stockwerken. Die Dekoration der Innenräume, von denen zunächst nur zwei eingerichtet sind, ist von blendender Pracht. Unsre Abbildungen geben einen Eindruck von der Fülle der Malereien, Lackarbeiten, Intarsien und Bronzen, welche die Wände schmücken. Wertvolle Möbelstücke, wahre Muster in ihrer Art, vervollständigen die Einrichtung. Die Lage der Pagode an einem kleinen See, dessen klare Fluten ihre Formen widerspiegeln, ist ganz besonders reizvoll, und die braunrote Farbe ihres Holzes, die durch reiche Vergoldung noch gehoben wird, steht in eigenartigem Kontrast zu der umgebenden Landschaft. Die Aussicht von den verschiedenen Balkons ist herrlich, und wenn die Gartenarchitektur durch Anpflanzung von allerhand Zwergbäumen und die Anlage der geschwungenen Brücken des Ostens noch mehr dem japanischen Geschmack angepaßt wird, kann der Besucher hier später ein Stückchen des fernen Ostens genießen, wie es ihm reicher und geschmackvoller wohl kaum auf dieser Seite der Erde geboten wird.



Interieur im ersten Stockwerk der Pagode



Wandbekleidung der großen Halle im Erdgeschoß der japanischen Pagode

Ein rasches Ende

Von

Adolf Schmitthenner

Die Unterhaltung, die in französischer Sprache geführt wurde, war lebhaft geworden. Man hörte besonders zwei Stimmen heraus: eine dünne, hearscharfe, die wie ein Pfeil durch die Wolke drang, zu der sich die verschiedenen Töne zusammenballten, und eine hastig polternde, die von jener Rücksichtslosigkeit zeugte, zu der Selbstbewußtsein und Weingenuß fröhlich zusammengewirkt haben.

Gewöhnlich reigten die beiden Stimmen zu gleicher Zeit; war dies einmal nicht der Fall, so hatten sie sich nicht etwa ordnungsmäßig abgelöst, sondern die eine von ihnen hatte nach eignem Gutdünken eine Pause in ihrem Solotanze gemacht. Der Besitzer der polternden Stimme pflegte in dieser Pause zu trinken. So war es in dem Augenblick, wo unsre Geschichte anhebt: die dünne, haarscharfe lief wie ein Eisenfaden von der Spule, die andre pausierte, derweil ihr Eigentümer trank.

Oberst Meribod strich sich lächelnd die Wange und sagte zu Hermine, indem er die Lippen vertraulich ihrem rosigen Ohre näherte:

„Sehen Sie unsern Major! Er hat heute früh seine Epauletten gegen einen kaiserlichen Gamaschenknopf gewettet, daß das Wasser der Garonne mehr Feuer habe als der beste Wein Ihres Landes, und jetzt läßt er's geschehen, daß der Auditeur die Ueberrumpelung von Mainz erzählt. Diese Geschichte ist sonst sein Vorrecht, denn er ist dabei gewesen."

„In einem Heuwagen?" fragte das schöne Mädchen.

„Nein, ich glaube, es war etwas andres darinnen," erwiderte der Offizier leichthin.

Seine Augen verloren für einen Augenblick ihren heiteren Glanz; sie streiften mit forschendem Blick das Angesicht der Nachbarin.

Dann fuhr er fort: „Uebrigens versteht Tapferkeit zu halten, was List gewonnen hat. Die Preußen geben die Belagerung auf."

„Wer sagt das?" fragte Hermine schnell, und führte das Glas an die Lippen.

„Frankfurter Meßjuden haben die Nachricht ausgesprengt. Diese Leute haben sich bis jetzt als die zuverlässigsten Wetterpropheten bewährt."

„Wer hat die Kunde hierher gebracht?"

„Dort der Freund Ihres Vetters und Verlobten. — Ich weiß nicht, welche dieser Bezeichnungen Sie lieber hören, darum gebrauche ich beide."

Der Oberst rieb sich behaglich das Kinn, denn er hatte sich gerächt.

Hermine erwiderte durch ein hochmütiges Zucken ihrer Oberlippe. Sie hatte sich bisher nach vornen gebeugt; jetzt richtete sie sich hoch auf, so daß der Oberst neben ihr klein erschien. Ihre Augen schauten an das Ende der Tafel, wo ein hochgewachsener Jüngling zwischen einem Leutnant und dem Kaplan des Dorfes saß. Er mußte gerade etwas Lustiges erzählt haben, denn der Priester, Tränen lachend, hielt ihm das Glas entgegen, und der Offizier wiederholte, zur Decke aufblickend, die Pointe der Geschichte. Der Jüngling stieß mit seinem linken Nachbar an, sein Blick aber glitt über die Tonsur hinweg und blitzte in Herminens Augen hinein.

„Kennen Sie den Freund Ihres Verlobten und Vetters?" fragte Meribod.

„Gewiß," erwiderte Hermine. „Im vorigen Jahre war er Bernhards Gast auf dem Wasserschlosse drüben, bei den Herbstjagden."

„Wissen Sie, weshalb Ihr Vetter und Verlobter — Sie sehen, ich wechsle in der Reihenfolge ab —"

Hermine machte eine spöttische Grimasse.

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie scharf.

„Weshalb sich die beiden überworfen haben?"

„Hat er Ihnen das gesagt?" fuhr das Mädchen auf, und ein zorniger Blick schoß über die linke Achsel und traf ihren andern Nachbarn, der gerade das Glas hob und darüber des eigentümlichen Grußes seiner schönen Braut nicht gewahr wurde.

Dann biß sich Hermine auf die Lippen und sagte in gleichgültigem Tone:

„Es war nichts, eine Kinderei. Sie sehen ja, sie sind wieder Freunde."

In der Tat trank Bernhard soeben dem Studenten zu. Dieser dankte mit den Augen, erhob sich und klopfte mit dem Messer an das Glas. Alle schauten ihn an. Der Kaplan und der Leutnant nickten sich vergnügt zu in Erwartung von etwas Lustigem.

„Meine Damen und Herren! Seit einer Stunde ist die Brust meines Freundes mit der Schärpe geschmückt, welche die Freiheit der Völker und die Brüderlichkeit der Menschen bedeutet. Möge die Trikolore bald wieder auf der Höhe des Schwarzwaldes wehen, von der sie ein widriges Geschick herabgestürzt hat. Möge ihr himmlisches Rauschen bald alle Nachteulen diesseits des Rheins verscheucht haben! Auf den Sieg Ihrer glorreichen Waffen, meine Herren!"

Allgemeiner Jubel folgte dem Trinkspruch. Herminens Eltern stießen unter verbindlichen Verbeugungen mit den Offizieren an, die in ihrer Nähe saßen. Bernhard ging unsicheren Schrittes auf den Redner zu und rief mit aufgeregter Stimme: „Bruderherz, wie hab' ich dich verkannt!" Dann machte er mit seinem Glase die Runde, indem er mit jedem anstieß.

Als er wieder an Herminens Seite kam, sagte er: „Dein Glas ist ja noch unberührt! Du bist auch der einzige Mensch, der mir nicht Glück gewünscht hat."

Hermine machte einen spöttischen Knicks.

„Bernhard von Walldorf, im Auftrag der französischen Republik Bürgerkommissär in den besetzten markgräflichen Landen, ich trinke darauf, daß es mit deiner Herrlichkeit in vierzehn Tagen aus sei."

„Hermine!" rief Bernhard zornig.

„Gehört nicht auch die Beaufsichtigung der Uebelgesinnten zu deinem Amte?" fuhr Hermine mit geröteten Wangen fort. „Welch eine Gelegenheit, deine republikanische Tugend an den Tag zu legen! Laß doch deine Braut als Verdächtige nach Straßburg führen, du neuer Brutus, du!"

In diesem Augenblick spürte Hermine, wie jemand ihre herabhängende linke Hand hastig drückte. Entrüstet schaute sie um. Der Freund ihres Bräutigams war an ihr vorübergegangen, Arm in Arm mit seinem Tischnachbarn, dem jungen Offizier.

Sie hatte die Unterredung mit Bernhard in deutscher Sprache geführt, und sie war dessen gewiß, daß keiner der fremden Gäste sie verstanden habe, denn in den fünf Tagen, die vergangen waren, seitdem sich die just aus Frankreich kommenden Offiziere als Quartiergäste in ihr Elternhaus und in das Wasserschloß gelegt hatten, hatte sich Hermine durch kluges Prüfen und Erproben davon überzeugt, daß auch nicht einer von diesen Stockfranzosen einen deutschen Satz verstehen konnte.

Nachdenklich schaute sie vor sich nieder; dann wanderte ihr Blick durch den Saal und blieb eine kurze Weile wie fragend auf Max Burg haften, der soeben wieder unter heiterem Geplauder mit dem Leutnant am Tische Platz nahm.

Bernhard war von dem Auditeur ins Gespräch gezogen worden.

„Wenn wir ihn kriegen, hängen wir ihn, lieber Bürgerkommissär," rief der Auditeur mit seiner schrillen Stimme.

„Wenn ich ihn kriege, schenke ich ihm die Kugel," sagte Meribod vor sich hin.

„Was? Die Kugel?" kreischte der Auditeur. „Entweder der Strick oder die Guillotine! — Dieser Räuber!"

Der Oberst erwiderte ruhig:

„Und ich sage, bei meiner Ehre, wenn er in meine Hand fällt, schenke ich ihm die Kugel, denn er ist ein Held."

„Das ist er!" rief der Major. „Der Ueberfall unsrer Pulverkolonne bei Dinge-Linge . . ."

„Dinglingen," verbesserte der Baron.

„. . . war ein militärisches Meisterstück. So ist es," sagte der Oberst; „klug erdacht, vorsichtig begonnen, tollkühn ausgeführt. Und wie er sich bei Kürzel durch unsre Husaren durchgehauen hat! Als er den letzten vom Pferde gestochen hatte und gerettet vom Hügel zurückschaute, habe ich ihn unwillkürlich mit dem Degen gegrüßt. Er ist ein Held!"

Das Blut stieg Herminen in die Wangen, und sie schenkte ihrem Nachbarn einen vollen, freudigen Blick. Dieser kreuzte sich mit einem giftigen Blick, den der Auditeur dem Sprecher zuschickte. Darüber bemerkte Hermine ebensowenig als sonst irgend jemand an der Tafel, wie es bei dem letzten Worte des Obersten seltsam aufleuchtete in den Augen des Studenten.

„Dieser Bauer hat uns mehr geschadet als mancher kaiserliche General. Man sollte einen Preis auf seinen Kopf setzen!" zischte der Auditeur.

Der Oberst zuckte die Achsel.

„Uebrigens muß er aus dieser Gegend stammen," bemerkte Max Burg und hob die langen Wimpern, die das Schimmern seiner Augen beschattet hatten. „Er kennt Weg und Steg wie ein Waldhüter."

„Er soll ein Bäcker aus einem Dorfe bei Dingsda, bei Kehl, sein, namens . . . namens . . ."

Der Major tat einen tiefen Zug und schwieg.

„Namens Schuttern," sagte der alte Baron höflich.

„Richtig, Choutte, namens Choutte," rief der Major, als er das Glas abgesetzt hatte.

„Ich habe gehört, er sei Freiburger Student gewesen, ehe er kaiserlicher Freireiter wurde," sagte der Kaplan, und indem er sich zu seinem Nachbar wandte, fragte er: „Haben Sie niemand in Freiburg kennen gelernt mit den Eigenschaften eines Indianerhäuptlings?"

Max Burg besann sich; dann sagte er langsam: „Als im vorigen Jahre die Universität auseinanderstob, war nur ein einziger da, dem ich dergleichen hätte zutrauen mögen. Der aber kann es nicht sein, denn er sitzt an diesem Tisch."

Alle schauten erstaunt den Sprecher an. Dieser lächelte zu Bernhard hinüber, auf den sich jetzt die Blicke richteten.

Der Bürgerkommissär schaute mit großen Augen seinen Freund an. Dann wurde er rot. Er wußte nicht, was er antworten sollte.

Da rissen ihn kriegerische Klänge aus der Verlegenheit. Sie tönten von der Straße her und näherten sich. Man erkannte die rauschende Musik der Revolutionshymne. Max Burg summte die Melodie leise mit.

„Die Truppen, die zu befehlen wir die Ehre haben werden," sagte der Major. Die Offiziere richteten sich auf. Ihre Mienen wurden ernst, ihre Augen wurden froh.

„Das Bataillon wird im Dorfe einquartiert," sagte Meribod zu Hermine. „Sie seufzen?"

Das schöne Mädchen sah den Offizier mit einem warmen Blicke an.

„Ich vergaß einen Augenblick, Herr Oberst, daß die Truppen unter Ihren Augen sein werden, verzeihen Sie."

Meribod verbeugte sich.

„Sie werden musterhafte Manneszucht halten."

Hermine dankte ihm mit einem schier demütigen Neigen ihres stolzen Kopfes.

Die Musik war so nahe gekommen, daß das eherne Geschmetter, das auf Fanfarenflügeln Sturm trägt, die Scheiben erklirren ließ.

„Wollen wir nicht ans Fenster treten?" fragte der Oberst und reichte seiner Nachbarin den Arm. Die ganze Gesellschaft folgte dem Beispiel. —

Das bescheidene Schloß der Freiherren von Walldorf lag an der Landstraße, die aus dem Schwarzwaldtale nach Straßburg führt. Es war das erste Haus, wenn man vom Gebirge kam, und man hatte von den Fenstern des oberen Stockes eine gar schöne Aussicht über das Fruchtgelände der Rheinebene bis an die fernblaue Bergkette der Vogesen. Hinter dem Schlosse stand die Kirche mit ihrem Zwiebelturm. Gen Nordwesten, etwa eine Viertelstunde entfernt, lag in einem Teiche die uralte Wasserburg, die der jüngeren aber reicheren Linie gehörte. Dort führte Baron Bernhard von Walldorf die Herrschaft seit dem Tode seines Vaters. Das Schloß, das der älteren Linie gehörte, hatte seine Hauptgemächer im Erdgeschosse. In einem dieser Zimmer hatte denn auch die Tafel stattgefunden. Ein Teil der Gäste begab sich in die benachbarten Räume, so daß alle mit Bequemlichkeit dem militärischen Schauspiele zusehen konnten.

Mit Hermine und dem Obersten hatten sich Max Burg und der Kaplan in die gleiche Fensternische gestellt. Meribod ließ höflich den Priester vortreten, so daß die derbe Gestalt des Schwarzrockes neben dem jungen Mädchen stand. Max winkte noch den Leutnant herbei und trat ihm den breiten Rücken des Geistlichen ab, so daß er Veranlassung fand, sich hinter den Fensterpfosten in Herminens Nähe zu stellen.

Je näher die Musik herankam, desto lauter sang Max Burg, und als die Instrumente der Spielleute und hinter ihnen die Bajonette der Soldaten im Sonnenschein blitzten und sich mit den aufregenden Klängen der Musik der dröhnende Gesang der marschierenden Soldaten mischte, stimmte die ganze Tischgesellschaft mit ein.

Nur Hermine und der Oberst schwiegen.

„Sie singen nicht, mein Fräulein?" fragte Meribod.

„Ich denke über den Text nach," sagte Hermine, „und wenn ich mich besinne, kann ich nicht singen."

„Ist der Text nicht schön?" fragte der Offizier. „Was hat denn die strenge Falte auf Ihrer Stirne verursacht?"

„‚Qu'un sang impur abreuve nos sillons!' Was ist das für ein Blut, das der Dichter unrein nennt?"

„Das Blut der Feinde Frankreichs," erwiderte der Oberst rasch und kniff die schmalen Lippen zusammen.



Vornehme Leut'

Nach dem Gemälde von Hermann Angermeyer (Düsseldorf)

„Es ist das Ihrige und meines," warf Max Burg in deutscher Sprache hinein. Er sagte es im gleichgültigsten Tone und fuhr im Gesange fort.

Die Truppen waren herangekommen. Die Musik hatte aufgehört zu spielen. In ordnungslosen Haufen zogen die Soldaten an den Fenstern vorbei.

Beim ersten Anblick machten sie den Eindruck einer wüsten, verlotterten Truppe. Sie gehörten zu der Armee, die unter verlustreichen Gefechten von der Höhe des Schwarzwaldes in die Rheinebene herabgetrieben worden war; die Offiziere dagegen, die im Schlosse gespeist hatten, waren aus Frankreich gekommen, um die gefallenen und gefangenen Führer zu ersetzen.

Die weißen oder patriotisch gestreiften Hosen der Soldaten waren zerfetzt, die Gamaschen und Strümpfe hingen herab und zeigten die braunroten Waden. Die Schuhe oder Bauernstiefel waren zerrissen, und mitunter kam einer daher, der barfuß lief. An den breiten, weißen Lederriemen, die sich auf der Brust kreuzten, hing nicht selten ein Huhn oder eine Ente in friedlicher Nachbarschaft neben Säbel und Patrontasche. Einer kam vorbei, der trug einen rußigen kupfernen Kessel auf dem Tornister, ein andrer wirbelte eine erbeutete Kaffeemühle in der Luft. Es waren meist blutjunge Leute, voller Spannkraft, Lebendigkeit und Lustigkeit. Waren auch einige unheimliche Gesellen darunter, so boten doch die meisten eine harmlose, fast drollige Erscheinung.

„Mutter Frankreich kann stolz sein auf ihre geschlagenen Söhne," sagte Oberst Meribod ernst. „So viel die Armee auf dem Rückzug verloren haben mag, das Beste hat sie noch: sie brennt, gegen den Feind geführt zu werden."

Hermine senkte das Haupt. Es war stille geworden in der Fensternische.

Um so lauter und fröhlicher war es auf der Straße.

Unter unendlichem Geplauder zogen die Soldaten an den Fenstern vorbei. Viele Blicke flogen in die Höhe und grüßten lachend das schöne Mädchen. Die Offiziere riefen einen kameradschaftlichen Gruß herauf und warfen den Damen Kußhände zu. Ein kleiner brauner Bursche winkte ein paar andre herbei, zeigte auf die Fenstergruppe, die allerdings seltsam genug aussehen mochte, und rief den beiden Offizieren, die über den Priester und das Mädchen hinausschauten, ein derbes Scherzwort zu. Schallendes Gelächter belohnte den Witzbold. Auch der Leutnant kicherte kurz in sich hinein, und über die Lippen Meribods flog ein rasches Lächeln.

Zweimal hatte sich Hermine vom Fenster zurückziehen wollen, jedesmal hatte ihr Max Burg zugeraunt: „Bleiben Sie!"

Als dies zum zweitenmal geschehen war, senkte Hermine nachdenkend ihre Stirn. Dann hob sie ihre hellen Augen und fing an im Tone mädchenhafter Neugierde den Obersten zu fragen über die Stärke der Truppe, die Richtung des Marsches, die Verteilung in die einzelnen Höfe und Dörfer, und der Offizier, geschmeichelt durch das Interesse des stolzen und schönen Mädchens, gab höfliche Auskunft.

„Nun wissen Sie mehr, als der geschickteste Kundschafter erfahren könnte," sagte der Oberst zum Schluß. „Sie sehen, wie sehr ich Ihnen vertraue."

Hermine senkte das Haupt und wurde rot. Sie wandte sich zum drittenmal um, in der Absicht, das Fenster zu verlassen, in dessen Breite sie mit dem Obersten allein stand, nachdem der Kaplan und der Leutnant in das Zimmer zurückgegangen waren.

Ihr scheuer Blick streifte das Gesicht Meribods. Da bemerkte sie, daß der Oberst erbleichte. Sie folgte seinen finsteren Augen und sah, wie sich Max Burg langsam entfernte. Blitzschnell wandte sie ihre Augen weg und sah mit gleichmütiger Miene wieder zum Fenster hinaus.

„Wenn ich verraten wollte, was Sie mir gesagt haben," scherzte sie, „so würde ich Ihre Feinde ins Unglück stürzen, denn ich würde alle Zahlen und Namen verwechseln."

Der Oberst hörte nicht. Er hatte dem Studenten nachgeschaut, bis dieser zu einer Gruppe plaudernder Offiziere getreten war. Dann rief er einen rothaarigen Kapitän zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf sich der Kapitän jener Gruppe zugesellte.

Meribod strich sich mit der rechten Hand die glatten Lippen und wandte sich wieder seiner Nachbarin zu. Hermine hatte erkannt, daß sie jetzt um keinen Preis das Fenster verlassen dürfe. Sie wies mit der Hand über die Straße hinüber und sagte:

„Sehen Sie den Mann dort?"

Die Truppen hatten Halt gemacht. Sie warfen die Tornister ab und setzten sich an den Rand des Straßengrabens oder legten sich in die grünen Kleeäcker.

Der Mann, auf den Hermine den Obersten aufmerksam gemacht hatte, war ein Sergeant von vierschrötiger Gestalt. Er saß auf einem Steinhaufen und schaute unverwandt herüber. Um einen Kopf größer als die Mehrzahl der Soldaten, war er sauber und sorgfältig gekleidet. Unter dem offenen Frack trug er eine grüne seidene Schärpe, in der eine Pistole stak. Aus dem roten Kragen hingen die Zipfel einer schwarzen Halsbinde hervor.

Was Herminens Blick bannte, war das Gesicht des Sergeanten. Das war von einer zugleich abstoßenden und fesselnden Gemeinheit. Die häßlichsten Triebe und die wüstesten Gedanken mußten diese von Haus aus edeln Züge entstellt haben.

„Wie! Jouard?" rief der Oberst.

„Kennen Sie ihn?"

„Vom holländischen Feldzug her."

„Das ist ein entsetzlicher Mensch," sagte Hermine.

Der Oberst nickte mit eigentümlichem Lächeln.

„Ich möchte Ihnen nicht wünschen, daß Sie ihm allein begegneten."

Hermine schauderte.

Dann rief der Oberst hinüber: „Jouard!"

Der Sergeant eilte herbei und stand in dienstlicher Haltung vor dem Fenster.

„Wie kommst du in diese Armee?"

„Wie? Das heißt auf welchem Wege?" grinste der unheimliche Mensch. „Durch unzählige Unterröcke, weiße, rote ..."

„Schweig!" herrschte ihn der Oberst an. Dann fragte er ihn nach dem Namen seines Kapitäns und schickte ihn fort. Als Jouard sich umdrehte, streifte sein frecher Blick die Gestalt des Mädchens, dann setzte er sich wieder auf den Steinhaufen und blickte nach wie vor unverwandt herüber.

„Er ist in der ganzen Armee bekannt wegen einer gewissen Virtuosität," sagte jetzt der Oberst, ohne sich weiter zu erklären.

„Er hat mächtige Gönner in Paris," fuhr Meribod fort, „sonst würde man ihn nicht dulden. Sehen Sie, wie die Soldaten seine Nähe meiden!"

Hermine, die das Bedürfnis hatte, den Bann des finsteren Eindruckes von der Seele zu streifen, sagte rasch:

„So wie Sie und Ihre Herren Kameraden die Nähe des Auditeurs?"

Der Oberst schaute betroffen auf.

„Mein Fräulein, haben Sie scharfe Augen! Für was halten Sie ihn?"

„Wen?"

„Nun, den Auditeur?"

„Für Ihren bestallten Gesinnungswächter."

Ein zischender Pfiff fuhr durch Meribods Zähne, und seine Augenbrauen zuckten.

Dann erzählte er, offenbar um abzulenken:

„Man sagt ihm etwas nach, was ihn Offizieren wie Soldaten verhaßt macht."

„Wem? Dem Auditeur?"

„Diesmal meine ich den andern."

„Was denn?"

„Kennen Sie das Ende der Prinzessin Lamballe?"

Hermine nickte stumm. Es überlief sie eiskalt. Sie hatte dem Fenster den Rücken gekehrt. Nun zwang es sie, wieder hinauszuschauen.

Der Unheimliche saß noch immer dort und schaute her. Hermine sah weg und wieder hin, und jetzt blickte sie starr in das grinsende Gesicht des unsagbar abschreckenden Menschen. Sie fühlte, daß es ihr zumute wurde wie dem Vogel, der in die funkelnden Augen der Schlange sieht. Darum gab sie ihrer Seele einen Stoß und ging zur Gesellschaft zurück, in der gerade eine neue Bewegung entstanden war.

Ein Offizier der soeben eingetroffenen Truppen war ins Zimmer getreten und hatte dem Obersten eine Meldung abgestattet. Meribod zeigte seine Beglaubigung, die ihm das Kommando übertrug, und gab alsbald seinem neuen Untergebenen einen Befehl. „Begrüßen Sie zuvörderst Ihre frischen Kameraden," fügte er freundlich hinzu. Während die Offiziere, die im Schlosse gespeist hatten, dem Ankömmling die Hand schüttelten und sich beglückwünschten, daß nun für sie der Krieg beginne, verabschiedete sich der Oberst bei dem Baron und der Baronin. Dann wandte er sich Hermine zu, die sich gerade vom Fenster weg zur Gesellschaft gekehrt hatte.

Oberst Meribod küßte dem Mädchen die Hand und sagte herzlich: „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen."

Hermine schaute ihn überrascht an, und mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns erwiderte sie:

„Werden Sie nicht zu uns zurückkehren, Herr Oberst?"

Meribod zuckte die Achseln. „Wenn unsre Husaren nicht schlafen, haben wir die Kaiserlichen vor morgen mittag nicht zu erwarten. Wenn sie Tölpel gewesen sind oder ihnen etwas zugestoßen ist, dann allerdings —"

Er brach ab.

„Für jeden Fall werde ich die Nacht bei den Feldwachen zubringen. Morgen aber wird es hier herum Ernst."

Hermine reichte ihm herzlich die Hand. Der Oberst behielt die schmalen Finger eine Weile in seiner Rechten und sagte nach einer Pause:

„Sollte ich fallen, dann möchte ich wohl in Ihrem Garten ruhen, unter der jungen Trauerweide, neben Ihrem Falken."

„Woher wissen Sie?" fragte Hermine erstaunt.

„Verzeihen Sie mir," erwiderte Meribod. „Ich habe Ihnen heute mittag heimlich zugesehen. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?"

Hermine nickte und reichte dem Obersten nochmals die Hand.

Dann schied er.

Hermine schaute ihm nach mit einem langen Blick, aber sie atmete aus tiefer Brust wie von einem Alp befreit und schaute sich im Zimmer um.

Von den französischen Gästen waren nur noch der rothaarige Kapitän und zwei junge Leutnants da. „Sie müssen uns noch länger unter Ihrem Dache dulden, Frau Baronin," sagte der Hauptmann. „Wir sind bis jetzt noch überzählig." Darauf wandte er sich an Max und fragte, ob nicht ein Billard im Hause wäre. „Nein," sagte der Baron, aber die Herren müssen meine Kegelbahn sehen und dieses teutonische Spiel kennen lernen."

Man verabschiedete sich von den Damen, und alle verließen das Gemach. —

„Willst du mich in den Garten begleiten?" fragte die Frau Baronin und nahm den Arm ihrer Tochter.

„Bernhard läßt dich noch grüßen," sagte die Mutter, während die beiden Damen durch den Gang schritten. „Er ist mit seinem neuen Freunde, dem Auditeur — Warum machst du eine so verächtliche Gebärde? Der Auditeur ist ein scharmanter Mann."

„Gewiß," bestätigte Hermine.

„Er ist mit ihm in das Wasserschloß, wo der neue Stab sein Quartier hat. Er hat alle Hände voll zu tun, um die verlangten Lieferungen zu beschaffen."

Hermine schwieg.

„Bernhard hat sich von dir nicht verabschiedet, weil er sich vor dem Oberst deine ironischen ... Bernhard hat sich beklagt —"

Hermine öffnete die Türe, die ins Freie führte.

Die Baronin legte von neuem ihre Hand in den Arm ihrer Tochter.

„Du bist unfreundlich gegen ihn gewesen."

„Ach," sagte Hermine und wehrte mit der Linken einen zärtlichen Dachshund ab, „das ist von ihm nur so hingesagt. Er ist so glücklich in seiner neuen Würde, daß er meine Freundlichkeit nicht groß vermißt haben wird."

Die Mutter seufzte und sah ihr Kind von der Seite an. Hermine sah gleichmütig vor sich hin, pflückte im Vorübergehen eine braunrote Frucht aus dem überhängenden Weichselkirschenbaum und warf sie dem heranrauschenden Truthahn in die gespreizten Federn.

Die Damen gingen an dem Pfirsichspalier entlang und gelangten durch ein schmales Pförtchen in den Garten hinunter. Sie wandelten langsam zwischen den Erdbeerbeeten und den Stachelbeerhecken dahin auf die Gaisblattlaube zu.

„So, Mütterchen," sagte Hermine, als sie in den dämmerigen Raum traten. „Dein Korbsessel ist bereit, und ich glaube, deine müden Augen sind es auch. Nun haltet ihr zusammen euer Mittagschläfchen."

Die Baronin setzte sich in ihren Stuhl, legte den Kopf auf die geneigte Lehne und sah einem Bienchen zu, das durch die Blätter geschlüpft war und um eine Blüte summte.

Hermine war im Eingang der Laube stehen geblieben und sah der Mutter auf die gefalteten Hände.

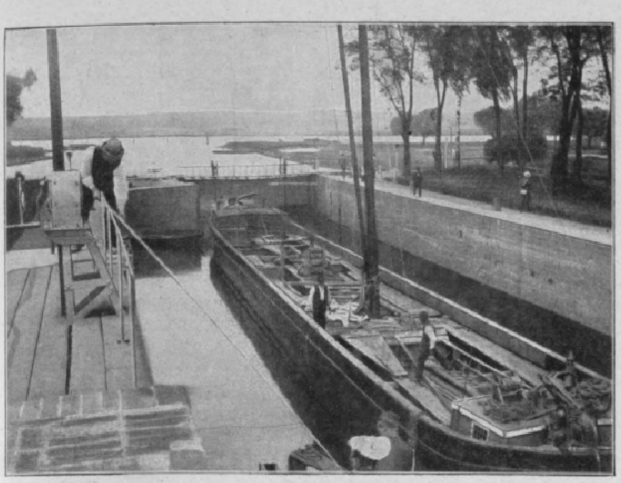
„Noch ein Augenblickchen," sagte sie zu sich. „Wenn die Finger sich lösen, dann schläft sie."

Da schreckte der zarte Leib der Baronin zusammen, und sie schlug die Augen auf.

„Was war das?" fragte sie erschrocken.

„Leg dich nur wieder zurück und schließe die Augen," sagte Hermine lächelnd. „Es gibt schlimmere Geräusche in diesen Tagen. Sie spielen Kegel."

„Ich glaubte Schüsse zu hören, von der Feldschmiede her," flüsterte die Mutter. (Fortsetzung folgt)



Die große dreischiffige Hohensaathener Schleuse

Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin

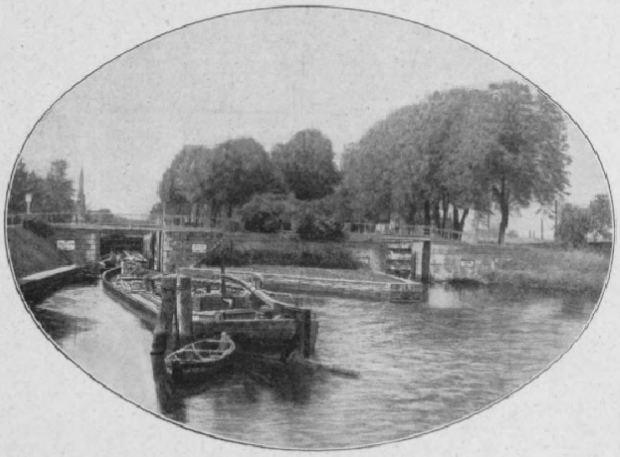
Von

Regierungsbauführer **Bade**-Cöpenick*)

(Hierzu sieben Abbildungen, ein Ueberſichtsplan und drei Skizzen)

Nach langen Verhandlungen ist die Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause angenommen worden, so daß dem systematischen Ausbau der preußischen Wasserstraßen nichts mehr im Wege steht. Für den Wasserverkehr der Reichshauptstadt kommt vor allem neben den Maßnahmen zur Verbesserung der Vorflut und der Schiffahrtsverhältnisse in der Havel und Spree der Bau des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin (Spandau-Hohensaathener Wasserstraße) in Betracht, für den eine Summe von 43500000 Mark veranschlagt ist.

Schon im Jahre 1603 wurde durch Kurfürst Joachim Friedrich der Vorschlag einer Verbindung der Havel und Oder gemacht, und bereits zwei Jahre später begann man mit dem Bau, der mit vielen Schwierigkeiten im Jahre 1620 beendet wurde. Aber im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wurden verschiedene Schleusen zerstört, und die Anlage verfiel mehr und mehr, so daß gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kaum noch eine Spur von der Schleusentreppe vorhanden war. Erst Friedrich der Große nahm den Plan wieder auf und förderte ihn derart, daß schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung mit der Wiederanlage begonnen werden konnte. Innerhalb weiterer zweier Jahre wurde dann der Kanal von Zerpenschleuse bis Eberswalde mit zehn Schleusen ausgebaut, so daß am 16. Juni 1746 das erste mit 100 Tonnen Salz beladene Schiff die Fahrt von der Havel bis zur Oder zurücklegen konnte. Im Laufe der Jahre wurden dann noch unterhalb Eberswalde zur Verbesserung des Fahrwassers drei Schleusen angelegt. Der immer stärker anwachsende Verkehr, der durch den Kanal nicht mehr bewältigt werden konnte, gab Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu mannigfachen Klagen Veranlassung, aber der ausbrechende Krieg ließ alle Projekte in den Hintergrund treten. Die weiteren Erörterungen wurden erst im Jahre 1843 wieder aufgenommen, und am 16. Juni 1846, also genau hundert Jahre nach der Eröffnung des Finowkanals durch Friedrich den Großen, ordnete Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinettsorder den weiteren Ausbau der Wasserstraße an. Bald wurden die Erweiterungsbauten in Angriff genommen und zahlreiche Strecken begradigt und vertieft. Eine wesentliche Verbesserung des Schiffsverkehrs im Kanal wurde dann noch getroffen, als man gelegentlich der Eindeichung des Niederoderbruchs die Schleuse zu Hohensaathen anlegte und dadurch den Wasserstand des Kanals von dem sehr schwankenden der Oder unabhängig machte. Die jetzige Gestalt erhielt die Hohensaathen-Spandauer Wasserstraße Ende der siebziger Jahre, indem überall da, wo sie noch fehlten, zur Bewältigung des immer wachsenden Verkehrs die zweiten Schleusen angelegt wurden. Die jetzige Verbindung von Berlin geht einmal durch den Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal zum Tegeler See, sodann durch die Unterspree über Charlottenburg und Spandau die Havel aufwärts bis Oranienburg. Der zwischen Spandau-Oranienburg-Liebenwalde gelegene Abschnitt der Wasserstraße hat süd-nördliche Richtung, wogegen der Finowkanal mit den Oderberger Gewässern von seinem Beginn bei Liebenwalde bis zur Einmündung in die Oder in östlicher Richtung verläuft. Die Strecke zwischen Liebenwalde und der Zerpenschleuse ist die sogenannte Scheitelhaltung, das heißt die höchstgelegene Strecke der ganzen Wasserstraße. Von hier ab steigen die Schiffe in einer Reihe von Schleusen das Finowtal zur Oder herab.



Vor der Schleuse von Heegermühle

Kurz vor der auf Zerpenschleuse folgenden Schleuse zu Ruhlsdorf nimmt der Finowkanal die Werbellingewässer auf, die aus dem 10 Kilometer langen Werbellinkanal mit den beiden Schleusen zu Rosenbeck und Eichhorst und dem Werbellinsee bestehen. Aus den ausgedehnten Forsten dieser Gegend findet eine ziemlich bedeutende Holzabfuhr auf dem Wasserwege statt; außerdem werden aus den Werbellingewässern noch größere Mengen von Steinen verfrachtet.

In rascher Folge passieren wir hinter Ruhlsdorf nun nach Eberswalde zu die Schleusen von Leesenbrück, Grafenbrück, Schöpfurth, Heegermühle, Wolfswinkel, Drahthammer und Kupferhammer. Gerade dieser Teil am Kanal gibt uns neben seiner

*) Zu dem vorliegenden Aufsatz wurde die amtliche Denkschrift über den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin benutzt.



Schiffsverkehr auf der kanalisierten Havel in der Gegend von Oranienburg

landschaftlichen Schönheit so recht einen Begriff von dem Einfluß, den er auf die Anlage von industriellen Unternehmungen ausgeübt hat. Gleich nach Eröffnung des Kanals entstanden dank der Fürsorge Friedrichs des Großen eine stattliche Anzahl von Werken und Mühlen, die nun die Wasserkraft zu ihren Betrieben benutzten. Durch ein besonderes Reglement vom 22. Juni 1747, „wie es wegen des Wassers bei denen Königlichen Werken und Mühlen auf dem Finowkanal zu halten sey," setzte er genau fest, wie weit die einzelnen Werke das Wasser für ihren Betrieb ohne Schädigung des Schiffsverkehrs zu stauen hätten. Hinter der nahe an Eberswalde gelegenen Schleuse Kupferhammer überschreitet die Stettiner Eisenbahn auf einem hohen Viadukt den Kanal, und bald eröffnet sich zur Rechten ein malerischer Ausblick auf die Stadt Eberswalde und ihre reichen Waldungen. Herrliche Fernsichten gewähren die Berge, vor allem auf den Kanal, der sich wie ein Silberstreifen durch das freundliche Tal zum Oderbruche hinschlängelt. Auf die noch in der Stadt selbst gelegene Schleuse Eberswalde folgen dann die Schleuse Ragöse, von der ein Waldweg durch das Ragöser Fließ die Höhen hinauf in kurzer Zeit zu der inmitten ausgedehnter Waldungen liegenden Klosterruine Chorin führt, ferner Stecherschleuse und Liepe. Hier mündet der Kanal, der eigentlich von Grafenbrück bis Liepe nur ein kanalisierter Flußlauf ist, nämlich die bei Grafenbrück mündende Alte Finow, in den Lieper See, den größten Stapelplatz Preußens für Hölzer aus Rußland, der Warthegegend und Schlesien und den ausgedehntesten Markt für Rund- und Kantholz. Bei der Weiterfahrt grüßt uns zur Linken von den Bergen herab das freundliche Städtchen Oderberg, an der Mündung der alten Oder in den Oderberger See gelegen. Nur noch wenige Kilometer, und wir sind am Ende der Spandau-Hohensaathener Wasserstraße angelangt. Die großen Schleusen von Hohensaathen bringen die Schiffe in die Oder, und von hier beginnt alsdann die Weiterfahrt die Oder abwärts nach Stettin oder aufwärts zur Warthegegend.



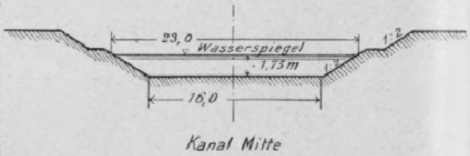
Vor der Eberswalder Stadtschleuse



Ueberſichtsplan der neuen Waſſerſtraße

Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte auch auf dem Finowkanal eine bedeutende Steigerung des Schiffsverkehrs zur Folge. Nach der amtlichen „Denkschrift" passierten im Jahre 1882 1002555 Tonnen die Schleuse von Eberswalde, während 1898 dort bereits 2213603 Tonnen durchfuhren, wonach sich der Verkehr seit dem zuerst genannten Jahre also mehr als verdoppelt hat. Schon jetzt hat dieser zeitweilig einen solchen Umfang angenommen, daß die Schiffe an manchen Stellen, zum Beispiel an der Liebenwalder Schleuse, wo der Voßkanal von Zehdenick her einmündet, oft längere Zeit liegen bleiben müssen, und der Verkehr dadurch dann erheblich gehemmt wird. Dazu kommt die Unzulänglichkeit der Wasserstraße in bezug auf die geringe Ladefähigkeit der Schiffe, die durch die Abmessungen des Kanals bedingt ist und die den Transport der Güter gegenüber demjenigen, wie er auf konkurrierenden Wasserstraßen, zum Beispiel der Elbe nach und von Hamburg und dem Elb-Travekanal nach und von Lübeck, möglich ist, in einer den Wettbewerb erschwerenden Weise verteuert. Für den Verkehr Stettins mit seinem Hinterlande hat dies bereits zu deutlich erkennbaren Nachteilen geführt.

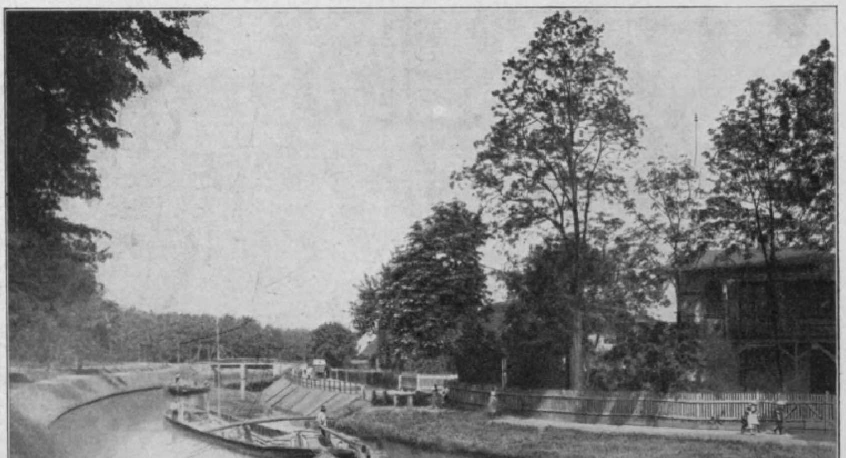
Die Havel-Oder-Wasserstraße gestattet nur den sogenannten Finowkähnen den Durchgang, die 40,2 Meter lang und 4,6 Meter breit sind. Es ist dies das Spezialfahrzeug der märkischen und aller mit diesen in Verbindung stehenden Nebenwasserstraßen. Während der Finowkahn bei einer Tauchtiefe von 1,4 Metern nur eine Tragfähigkeit von 170 Tonnen hat, beträgt diese beim Oderschiff (55,0 Meter lang und 8,0 Meter breit) 400 Tonnen, und beim Elbschiff (65,0 Meter lang und 8,0 Meter



Querschnitt des Finowkanals

breit) 480 Tonnen. Diese letztgenannte Schiffsabmessung ist nun auch für den neuen Großschiffahrtsweg zugrunde gelegt, so daß die Schiffe bei einem Tiefgang von 1,75 Metern dann eine Tragfähigkeit von 600 Tonnen haben werden. Die einfache Erweiterung des alten Kanals erwies sich als nicht zweckmäßig, es mußte vielmehr unter möglichster Benutzung der vorhandenen Anlagen zum Teil eine neue Linienführung gewählt werden.

Der Schiffahrtskanal von Plötzensee bis zum Tegeler See wird entsprechend verbreitert und vertieft; auch die Schleusen in Plötzensee werden in größeren Abmessungen neu hergestellt. Im weiteren Verlauf fällt die neue Schiffahrtsstraße unter Benutzung der Havelseen und der dann weiter noch zu begradigenden Havel im wesentlichen mit der bestehenden Wasserstraße zusammen. Bei Pinnow wird unter Umgehung der alten, nicht mehr erweiterungsfähigen Schleusen von Pinnow, Oranienburg und Malz die alte Straße verlassen und bis oberhalb der Malzer Schleusen ein neuer Weg hergestellt, der zunächst bis in die Nähe von Lehnitz die Havel verfolgt, dann nach dem Lehnitzsee zuführt, diesen durchschneidet und von seinem Nordende aus bis zu seiner Vereinigung mit der alten Wasserstraße oberhalb der Malzer Schleusen als neuer Kanal ausgeführt wird. Zur Aufrechterhaltung des Verkehrs mit Oranienburg wird eine einschiffige Schleuse mit Maßen für Finowkähne bei Lehnitz errichtet. Auf 6 Kilometer Länge wird nun wieder der alte Kanal benutzt, dann wendet sich aber der neue Weg östlich am Chausseehaus Dusterlake vorbei nach Ruhlsdorf, wo er den Finowkanal bei der Einmündung der Werbellingewässer in gleicher Höhe kreuzt. Auf eine kurze Strecke geht der Großschiffahrtsweg dann durch den Werbellinkanal und schwenkt hierauf nach dem Pechteich zu in östlicher Richtung durch das höher gelegene Gelände ab. Um die zahlreichen Schleusen der Odertreppe zu umgehen, wird von hier aus bis Liepe ein neues Kanalbett hergestellt. Nach Kreuzung der Berlin-Stettiner Bahn auf einem hohen Brückenkanal geht die Linie weiter östlich auf dem Gelände der Eberswalder Stadtforste und der Choriner Forste



Landschaftsbild vom Finowkanal

nach Liepe, wo mittels geneigter Ebene und einer Schleusentreppe dann an einer Stelle das gesamte Gefälle der jetzigen zwölf Schleusen von Ruhlsdorf bis Liepe überwunden wird. Es besteht hier infolgedessen der ungewöhnliche Höhenunterschied von rund 36 Metern, der sich nur auf fünf hintereinanderliegende Schleusen von je 7,2 Metern Gefälle verteilen soll. Gerade diese Anlage wird neben dem Brückenkanal über die Stettiner Eisenbahn und den sonstigen Wege- und Eisenbahnbrückenbauten zu den imposantesten des ganzen Großschiffahrtsweges gehören. Von Liepe aus wird die größtenteils in der alten Oder liegende bestehende Wasserstraße benutzt, die nur an einzelnen Stellen zu vertiefen und zu begradigen ist. Bei Hohensaathen wird der Schiffsverkehr durch eine neu zu erbauende große Schleuse für 600-Tonnen-Schiffe in den Oderstrom geleitet. Hier erreicht der Großschiffahrtsweg sein Ende, da für die Strecke von Hohensaathen bis Stettin Aufwendungen im Schiffahrtsinteresse nicht notwendig sind.



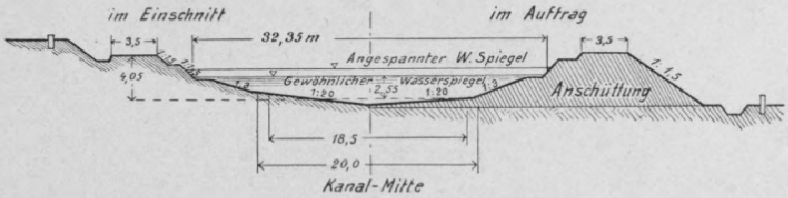
Blick auf den Werbellinsee

In erster Linie wird der neue Kanal der Stadt Stettin zugute kommen, da, wie oben gezeigt, sich die unabweisbare Notwendigkeit nach Herstellung einer besseren Verbindung mit dem ihm naturgemäß zugewiesenen Hinterlande herausgestellt hat. Stettin, Preußens größter Seehafen, ist nicht in dem Umfange an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge, den Handel und Industrie in Deutschland in den letzten Jahren genommen haben, beteiligt gewesen, wie es seiner seitherigen Stellung entspricht. Die Ursachen sind besonders darin zu finden, daß der ohnehin schon übermächtigen Konkurrentin Hamburg ein großer Teil des Ostseehandels durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal zugeleitet worden ist und daß der Oder-Spreekanal dem bisher vorwiegend auf Stettin angewiesenen schlesischen Schiffahrtsverkehr den Zugang zur Elbe und damit nach Hamburg erleichtert hat. Eine weitere Gefahr ist Stettin durch den Elb-Travekanal erwachsen, der die Handelsbeziehungen Sachsens und der angrenzenden österreichischen Gebiete mit der Ostsee zuungunsten Stettins beeinflußt.



Schematische Darstellung der Umwandlung des Kanalbettes durch den Dampferverkehr

Während der Finowkanal bei einer Sohlenbreite von 16 Metern nur eine Wassertiefe von 1,75 Metern besitzt, ist der Querschnitt des Großschiffahrtsweges so bemessen, daß Schiffe von 1,75 Metern Tiefgang und 65 Metern Länge bei einer Breite von 8 Metern verkehren können. Bei Niedrigwasser ist eine Wassertiefe von 2,30 Metern vorhanden; die Sohle, deren Breite 18,5 Meter beträgt, ist nicht wie bei andern Kanälen horizontal angelegt, sondern erhält Böschungen unter Wasser mit einer Neigung von 1 : 3. Abweichend von andern Strömen, werden im Bereich der märkischen Wasserstraßen durch den Verkehr der Schraubendampfschiffe, die hier zum Schleppen fast ausschließlich verwendet werden, regelmäßige Versandungen der vielfach schmalen und nicht sehr tiefen Wasserstraße, namentlich in Kanälen, hervorgerufen. Da die Dampfer meistens in der Mitte fahren, vertiefen die durch die Schrauben hervorgerufenen Wirbel bei dem verhältnismäßig schmalen Fahrwasser dort die Sohle und werfen den leicht beweglichen Sand zur Seite, wodurch die nutzbare Fahrwasserbreite verringert wird. Die ursprüngliche Sohle a (siehe Skizze) bekommt die Form b, und die störenden Auffandungen c müssen künstlich beseitigt werden, ebenso wie die Verflachungen, die häufig durch den Druck des seitlichen Geländes entstehen, da gerade in der Mark einzelne Strecken in moorigen und torfigen Untergrund eingeschnitten sind. Die Form, die sich nun so in den märkischen Wasserstraßen annähernd von selbst herausgebildet hat, ist dem neuen Kanalquerschnitt zugrunde gelegt, so daß die Wassertiefe in der Mitte 2,55 Meter und an den Seiten 2,05 Meter beträgt.



Querschnitt des Großschiffahrtsweges

Der Hauptunterschied aber besteht vor allem darin, daß die große Anzahl der jetzigen Staustufen des Finowkanals nun auf wenige Schleusen verteilt wird und dadurch neben der Verbilligung der Frachten noch die Möglichkeit der schnelleren Beförderung in Betracht kommt. Die erste Haltung reicht von Plötzensee beziehungsweise Spandau bis zur Lehnitzschleuse; sie ist 34 Kilometer beziehungsweise 28 Kilometer lang. Die Lehnitzschleuse vermittelt mit 3,55 bis 6,05 Metern Gefälle (je nach den Ständen des Unter- und Oberwassers) den Aufstieg zur Scheitelhaltung, die bei Liepe endigt und rund 50 Kilometer lang ist. Wir sehen hieraus, daß der im Interesse eines zweckmäßigen Schiffahrtsbetriebes zu stellenden Forderung nach möglichst langen Haltungen unter Zusammenfassung der Gefälle an einzelnen Punkten vollauf entsprochen worden ist, wenn wir bedenken, daß beim Finowkanal Haltungen von oft nur 2 Kilometern Länge zwischen einzelnen Schleusen vorhanden sind.

Die geschilderte Verbesserung der Verkehrsverhältnisse ist in zweiter Linie aber auch für Berlin und seine Vororte von erheblicher Bedeutung. Wenn Berlin auch nicht in dem Maße wie Stettin auf die neue Wasserstraße angewiesen ist, so ist es an ihr doch wegen des Einflusses auf die Höhe der Frachtkosten und die dadurch bedingte Preisbildung verschiedener bedeutender Artikel auf das erheblichste interessiert. Der Gesamtgüterverkehr Berlins zu Wasser kommt dem auf der Eisenbahn nahezu gleich; davon entfallen auf die Hohensaathener Wasserstraße etwa 35 Prozent. Die für die Verbilligung der Fracht in Betracht kommenden Massenartikel sind besonders Holz, englische Steinkohlen, Roheisen, schwedische Granitsteine und Zement (von Stettin nach Berlin), Mauersteine aus den Gebieten des Oderbruchs, des Finowtals und der oberen Havel, Kalksteine von Rüdersdorf nach der unteren Oder und Warthe, Kies und Ton aus Hohensaathen und Niederfinow nach Berlin, während die Frachtermäßigung kaum einen nennenswerten Einfluß auf die Einfuhr von Getreide haben wird.



Die erste Kupferhammerschleuse bei Eberswalde

Notizblätter

Delcassé

Der französische Minister des Auswärtigen, Theophil Delcassé, hat in der Marokko-Angelegenheit eine empfindliche Niederlage erlitten, die durch den Rückzug Frankreichs vor dem japanischen Protest gegen die Neutralitätsverletzung in Ostasien noch verschlimmert worden ist. Einmütig hat die französische Volksvertretung die starrköpfige Haltung des Ministers in der Marokko-Frage mißbilligt, so daß ihm schließlich nichts andres übrigblieb, als seine Entlassung einzureichen, und nur weil Frankreich den Anschein vermeiden zu müssen glaubte, als bedeute der Rücktritt Delcassés einen Triumph der deutschen Diplomatie, wurde dem Minister vom Präsidenten Loubet und dem Ministerpräsidenten Rouvier eine goldene Brücke gebaut und ihm nahegelegt, seine Rücktrittserklärung zurückzuziehen. Delcassé bleibt also vorläufig im Amt, aber es ist kaum anzunehmen, daß er seine schwer erschütterte Stellung noch lange wird behaupten können. Der jetzt dreiundfünfzigjährige Staatsmann hat sein Portefeuille bereits fast sieben Jahre lang inne, für einen französischen Minister eine ungewöhnlich lange Zeit. Er hat, wie das ja in Frankreich nicht selten ist, seine staatsmännische Laufbahn als Journalist begonnen; er war einige Zeit Redakteur an der „République française“ und wurde 1889 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich den gemäßigten Republikanern anschloß. 1893 wurde er Unterstaatssekretär im Kolonialministerium, 1894 Kolonialminister; 1898 übernahm er im Kabinett Brisson die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und behielt sie auch in den Kabinetten Dupuy (1898), Waldeck-Rousseau (1899), Combes (1902) und Rouvier (1905) bei. Sein Hauptbestreben war auf die Aufrechterhaltung des Bündnisses mit Rußland gerichtet, daneben aber war er auf die Pflege guter Beziehungen zu England und Italien bedacht, und als sein größter Erfolg galt bisher das im vorigen Jahre abgeschlossene englisch-französische Kolonialabkommen, das nun in so überraschender Weise zu einer Niederlage des Ministers und seiner Politik geführt hat.



Th. Delcassé, französischer Minister des Auswärtigen

Eine neue deutsche Felduniform

Die Erfindung des rauchschwachen Pulvers und andre in den letzten Dezennien eingeführte bedeutungsvolle Neuerungen in der Kriegführung der Kulturstaaten, wie die Verwendung des Luftballons und dergleichen, haben schon lange in den Kreisen der Fachleute wie der Laien zu der Erkenntnis geführt, daß eine durchgreifende Aenderung der Uniformierung unsers Heeres unbedingt notwendig ist, die alle weithin sichtbaren grellen Farben und nach Möglichkeit auch blinkendes Metall vermeidet. Wenn dieser Erkenntnis nicht unmittelbar die Tat gefolgt ist und die deutsche Armeeleitung sich bisher begnügt hat, für die Ausrüstung der in die Kolonien und nach Ostasien entsandten Truppen möglichst unauffällige Farben zu wählen, so hat das seinen guten Grund; denn die Tradition und die berechtigte Freude des Soldaten an seiner bisherigen farbenprächtigen Uniform sind zwei Faktoren, über die man sich nicht ohne weiteres hinwegsetzen kann. So sieht sich denn die Heeresleitung erst jetzt nach langen Vorbereitungen in der Lage, mit einer neuen, den modernen Verhältnissen angepaßten Felduniform praktische Versuche anstellen zu lassen und hat zu diesem Zwecke drei Truppenteile, das Lehrinfanteriebataillon in Potsdam, ein Bataillon des Grenadierregiments Nr. 3 in Königsberg und ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 145 in Metz, damit ausgerüstet. Die wichtigste Neuerung ist die graue Grundfarbe der Uniform, die der der Mannschaftsmäntel entspricht und die sich bei den zahllosen, mit allen möglichen Farben angestellten Versuchen als die am wenigsten auffällige erwiesen hat. Die Farbe der Aufschläge, Kragen, Litzen und so weiter ist unverändert geblieben, da man nicht auf jede bunte Ausschmückung verzichten wollte und diese unbedeutenden Farbenflecken nur auf geringe Entfernungen sich von der Grundfarbe abheben. Die blanken Knöpfe sind nicht durch andre ersetzt worden, sie werden nur im Felde durch eine Tuchleiste verdeckt, die der bei Zivilröcken gebräuchlichen entspricht, aber mit Knopflöchern versehen ist, so daß die Knöpfe im Frieden sichtbar getragen werden können. Helm und Mütze sind vorläufig unverändert geblieben. Die neue Uniform weist auch im Schnitt einige praktische Aenderungen auf. Der Kragen ist ½ Zentimeter niedriger gehalten als bisher. Der Rock ist in der Taille weiter gearbeitet als der alte und kann durch eine innen angebrachte Schnürvorrichtung nach Bedarf enger gemacht werden, ferner sind seitlich Taschen und oberhalb dieser Tragehaken angebracht, auf denen die Koppel und das Gewicht der daran befestigten Patrontaschen, des Seitengewehrs und so weiter ruht. Die neue Uniform unterscheidet sich praktisch von der alten durchweg zu ihrem Vorteil.



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Mannschaften des Lehrinfanteriebataillons in der neuen Felduniform

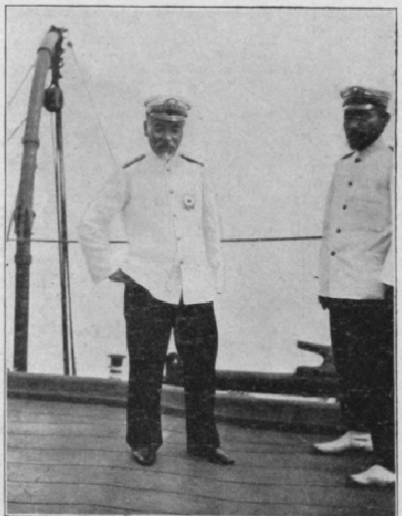


Phot. Carl Lewis, Jokohama

Japans neue Rüstungen: Eintreffen neuer Truppen aus Formosa in Jokohama

Vom Krieg in Ostasien

Die kühne Fahrt des Admirals Roschdjestwensky hat das Interesse von den ohnehin zurzeit belanglosen Vorgängen auf dem Schauplatz des Landkrieges völlig abgelenkt, und die Welt sieht dem bevorstehenden Entscheidungskampf zur See mit einer Spannung entgegen, wie sie wohl bisher noch in keinem Abschnitt des ereignisreichen Krieges geherrscht hat. Wenn auch der seit dem Huller Zwischenfall so viel verlästerte und verspottete russische Admiral sich plötzlich in der öffentlichen Meinung völlig rehabilitiert hat und jetzt wieder als bedeutender Seemann gefeiert wird, so gilt doch Admiral Togo als ein ihm durchaus ebenbürtiger oder sogar überlegener Gegner, und die Frage, wer den Sieg über den andern davontragen wird, hat in der Tat, selbst abgesehen von den bedeutungsvollen Folgen der Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges, einen ungewöhnlichen, nervenerregenden Reiz. Der Mann, in dessen Hand jetzt Japans Schicksal ruht, steht gegenwärtig im achtundvierzigsten Lebensjahre. Er erhielt seine wissenschaftliche und seemännische Ausbildung in England, dessen Sprache er geläufig spricht, und tat in den Jahren 1873/74 Dienst auf dem englischen Kreuzer „Worcester“. Im chinesisch-japanischen Krieg zeichnete er sich als Befehlshaber des japanischen Kreuzers „Naniwa“ mehrfach aus und gelangte in raschem Emporsteigen auf den hohen, verantwortungsvollen Posten eines kommandierenden Admirals der japanischen Flotte. Er wird als schlicht, wortkarg und zurückhaltend geschildert. In seiner Häuslichkeit findet sich keine Spur von Luxus irgendwelcher Art; er lebt mit seiner Familie — Gattin, drei Söhnen und zwei Töchtern — in höchst einfachen Verhältnissen, aber außerordentlich glücklich.



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Admiral Togo auf seinem Flaggschiff „Mikasa“

Von der Mittelmeerfahrt des englischen Königspaares

Während Kaiser Wilhelm auf seiner bedeutungsvollen, vielbesprochenen Frühjahrsreise nach Taormina begriffen war, genoß auch König Eduard von England — wohl gleichfalls hauptsächlich durch politische Erwägungen zur Wahl seiner Reiseroute bestimmt — in Gesellschaft seiner Gemahlin, seiner Töchter Viktoria und Maud und des Gemahls der letzteren, des Prinzen Karl von Dänemark, auf seiner Jacht „Victoria and Albert“ die Reize einer Fahrt an den Küsten und zu den Inseln des Mittelländischen Meeres. Die Königin, die Prinzessinnen und Prinz Karl machten die ganze Reise von England ab zur See, landeten unter anderm in Lissabon und fuhren über Gibraltar nach Genua und von dort nach Marseille. Hier traf der König auf der Fahrt von Calais, nachdem er in Pierrefitte eine Zusammenkunft mit dem Präsidenten Loubet gehabt hatte, am 7. April ein und begab sich an Bord seiner Jacht, worauf die Herrschaften am 8. April ihre gemeinsame Seereise antraten. Sie fuhren zunächst nach den Balearen, wo sie Port Mahon auf Menorca und Palma auf Mallorca besuchten; von dort wandten sie sich der algerischen Küste zu und trafen am 16. April im Hafen von Algier ein. Eine französische Torpedobootflottille, befehligt von Admiral Percin, dem Marinekommandanten in Algier, fuhr der königlichen Jacht entgegen, um sie zu begrüßen. Im Hafen kam der Generalgouverneur von Algier, Jonnart, an Bord, um das Königspaar im Namen der Kolonie zu bewillkommnen; bald darauf ging der König mit dem Prinzen Karl an Land und erwiderte den Besuch des Gouverneurs. Am nächsten Tage begaben sich die Herrschaften alle an Land, speisten beim Gouverneur und besuchten die Ausstellung muselmanischer Kunst. Man kann dieser Reise des Königs nach ihrem ganzen Verlauf unter den obwaltenden Umständen eine gewisse politische Bedeutung entschieden nicht absprechen.



Phot. Hutin, Trampus & Co., Paris

Das englische Königspaar bei seinem Besuche in Algier

 — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 32



Beim Maibock im Münchner Hofbräuhaus

Nach einer Zeichnung von Franz B. Doubek

Aus dem englischen Parlamentsleben

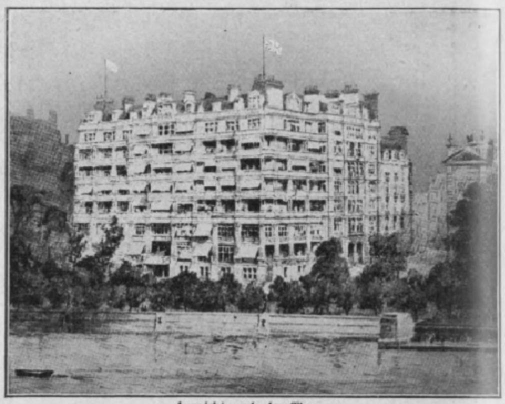
James Arthur Balfour, der nach seinem Onkel, dem Marquis von Salisbury, erster Lord des Schatzes wurde, ist unstreitig einer der seltsamsten Premiers, die das Vereinigte Königreich jemals besessen. Mit irdischen Glücksgütern überreich gesegnet, geistreich in der Wissenschaft dilettierend, betreibt er die Politik gleichsam als eine Art von Sport. Gewandt in der Leitung des Unterhauses bei kleineren Debatten, versagt er vollkommen, wenn große Fragen an ihn herantreten und seine Entscheidung herausfordern. So hat er es durch seine nonchalante Art — posiert er doch heute noch, daß er keine Zeitung lese — in ganz kurzer Zeit so weit gebracht, daß die Regierung, die nach einem fast beispiellosen Wahlsieg ihr Amt antrat, jetzt nach verschiedenen Abbröckelungen vor ihrem nahen Ende steht, und man kann mit gutem Recht sagen, daß nicht nur die von Chamberlain aufgeworfene fiskalische Frage, sondern mehr noch die tändelnde, balancierende Behandlung dieser Frage durch Balfour das Kabinett unmöglich gemacht hat. Im übrigen ist Herr Balfour einer der liebenswürdigsten, fein gebildetsten Herren des englischen Adels. Unser Bild zeigt ihn bei einem Golfmatch, der kürzlich zwischen Mitgliedern des Parlaments und einfachen schottischen Fischern ausgefochten wurde. Die Parlamentarier blieben Sieger, es ist aber unwahrscheinlich, daß dieser Sieg im Spiel den Premier vor einer Niederlage in der Politik bewahren wird.

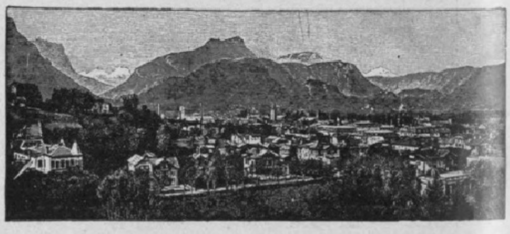


Der englische Premierminister Balfour beim Golfspiel

Totenschau

Karl Swoboda, bekannter Operettensänger, 9. April, Berlin. — Lord Frederick Augustus Chelmsford, englischer General, 78 J., London. — Hjalmar Munsterhjelm, finnischer Maler, 64 J., Helsingfors. — Coriolano Vighi, italienischer Landschaftsmaler, 12. April, Bologna. — Juan Valera, spanischer Diplomat und Romanschriftsteller, 81 J., 19. April, Madrid. — Paul Lefebvre de Laboulaye, französischer Diplomat, 72 J., 12. April, Paris. — Dr. Emil Cohen, Professor der Mineralogie an der Greifswalder Universität, 63 J., 13. April, Greifswald. — Französischer Oberst Renard, Direktor der militärischen Luftschifferstation in Meudon, 58 J., 14. April, Meudon. — Prinz Henri von Bourbon, Graf von Bardi, 54 J., 13. April, Mentone. — Friedr. Faller, nationallib. Reichstagsabgeordneter (Wahlkreis Engen-Donaueschingen), 49 J., 15. April, Bonndorf. — Wirklicher Geheimer Rat Dr. Karl Gutbrod, Präsident des Deutschen Reichsgerichts, 61 J., 17. April, Leipzig. — Alfred Sigl, ehemaliger kaiserlicher Bezirksamtmann in Deutsch-Ostafrika, 51 J., 13. April, Weimar. — Otto Wilhelm v. Struve, hervorragender Astronom, 86 J., Karlsruhe. — Professor Eduard Pape, Landschaftsmaler, 88 J., 15. April, Berlin. — Unterstaatssekretär a. D. Wirklicher Geheimer Rat Meinecke, Mitglied des Staatsrats, 89 J., 17. April, Berlin. — Karl Börner, Bildhauer, 77 J., 19. April, Hamburg. — Hedwig Niemann-Raabe, hervorragende Schauspielerin, 60 J., 20. April, Berlin. — Staatsrat Pawel Lessar, russischer Gesandter beim chinesischen Hofe, 53 J., 20. April, Peking. — Hofrat Professor Dr. Andreas Kornhuber, Naturhistoriker, 84 J., 21. April, Wien. — Alexander Tondeur, Bildhauer, 76 J., 22. April, Berlin. — Professor Julius Kniese, Chorleiter der Bayreuther Festspiele, 56 J., 22. April, Dresden. — Karl Komzak, Komponist, 55 J., 23. April, Wien. — Reichsgerichtsrat a. D. Friedrich





v. Geß, Führer der Deutschen Partei im württembergischen Landtag, 76 J., 24. April, Eßlingen. — Prinz Ahmed Kemal-Eddin, der zweitjüngste Bruder des Sultans Abdul Hamid, 58 J., Konstantinopel. — Senator Orville H. Platt, hervorragender nordamerikanischer Politiker, 22. April, Washington. — Erich Schmidt, Schauspieler am Wiener Burgtheater, 40 J., 24. April, Graz. — Theodor v. Lutz, Regierungspräsident des Kreises Oberpfalz, 63 J., 25. April, Regensburg.



Verkannter Abschiedsgruß

Der Großbauer Niedertupfinger war bei entfernten Verwandten in der Stadt zum Besuch. Als er wieder abfährt und sich der Zug gerade in Bewegung setzt, winken ihm die Verwandten mit dem Taschentuch nach. Verdutzt schaut der Bauer sie an: „Sakra, ötzt hoab' i mei' Sacktücherl liag'n lassen."

Briefmappe

K. R. in M. Der meistgelesene der gegenwärtig lebenden Romanschriftsteller Frankreichs ist weder Bourget noch Prevost, sondern Anatole France. Nach der „Bibliographie de la France" ist sein „Crime de Sylvestre Bonnard" in 85 Auflagen erschienen, „Le Lys Rouge" in 86, „L'Orme du Mail" in 77, „Le Mannequin d'Osier" in 75 und „Monsieur Bergeret" in 55 Auflagen. Diese Zahlen sind um so erstaunlicher, als France ja keineswegs für die große Masse, sondern für die geistige Elite schreibt; sie wären auch kaum so hoch, wenn France nicht auch im Ausland viel gelesen würde.

E. K. in J. Ueber die Höhe des Vogelflugs sind sich die Ornithologen noch immer nicht völlig einig. Gätke ist nach seinen auf Helgoland angestellten Beobachtungen der Ansicht, daß der Wanderflug vieler Vögel in Höhen von 3000 bis 5000 Metern stattfindet. Dem ist von andern entgegengehalten worden, daß nach den Erfahrungen der Luftschiffer, die eigens auf das Problem hingewiesen worden sind, nur selten Vögel in Höhen von über 400 Metern angetroffen werden. Die größte Höhe erreichte ein Adler mit 3000 Metern, eine Lerche mit 1900 Metern, Krähen wurden bis zu 1400 Metern Seehöhe angetroffen. Manche sind der Ansicht, daß in einer Höhe von mehreren tausend Metern der Flügelschlag des Vogels an der dünnen Luft kaum genügenden Widerstand finden würde; in noch größeren Höhen würde ihnen auch die niedrige Temperatur verderblich werden. Indessen ist es durch die Beobachtungen A. v. Humboldts und andrer Forscher erwiesen, daß der Kondor bis zu Höhen von 7000 Metern emporsteigt. Auf dem Cotopaxi sah der berühmte Reisende 4500 Meter über der Meeresoberfläche diesen Vogel so hoch über sich, daß er wie ein kleines Pünktchen erschien. Die Region, die man als den gewöhnlichen Aufenthalt dieses Riesenvogels bezeichnen kann, beginnt überhaupt erst in einer Höhe gleich der des Aetna.

Reinhold H. in Gr. Der Bericht über den XVI. Kongreß des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit zu Worms vom 1. bis 3. Juli 1904 ist im Kommissionsverlag von Frankenstein & Wagner in Leipzig erschienen.

Handschriften-Beurteilung

C. L. Glockenhof, Hamburg. Es fehlt Ihnen an Weichheit, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, an liebenswürdiger, gewandter Anpassungsfähigkeit. Sie sind egoistisch und wenig geneigt, die Wünsche andrer stark zu berücksichtigen. Recht scharf und rücksichtslos offen. Lebhaft in Sympathien und Antipathien. Unangenehm scharf; aber wahr, reell, zuverlässig und deshalb mehr reell und vertrauenerweckend als speziell ansprechend.

H. v. H. Sie sind ein Mann, der eigne Initiative hat, rasch eine Situation erfaßt und diese dann geschickt auszunutzen weiß und energisch eingreift, wenn ihm der Moment hierfür gegeben scheint. Sie streben zuversichtlich vorwärts und empor, einem sicheren Ziel entgegen und lassen sich auch durch Hindernisse nicht abschrecken. Besonders weich und nachgiebig sind Sie nicht, dafür erreichen Sie aber auch mehr als mancher andre.

Rudolf B., Hauptmann a. D. Ein nervöser, erregbarer und etwas empfindlicher älterer Herr. Schwierig im täglichen Verkehr. Leicht beleidigt in seiner Eitelkeit und seinem ziemlich ausgeprägten Selbstgefühl und dann kühl abweisend oder durch Schärfe verletzend. Mißtrauisch. Verschlossen und unzugänglich. Geistig gewandt und selbständig. Hat mancherlei Interessen.

M. R. in Wien. Sie gestatten sich nicht, sich zwanglos so zu geben, wie Sie wirklich sind, sondern stehen entweder unter einem fremden Druck oder Zwang oder erlegen sich letzteren selbst aus dem einen oder andern Grund auf. — Sie wären eigentlich lebhaft und impulsiv, möchten aber einen kühlen Eindruck hervorrufen. Sie sind feinfühlend, taktvoll und nicht ohne Sinn für Höheres und Ideales. Etwas exklusiv und wählerisch im Anschluß und so weiter.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 8

Turnierpartie, gespielt zu Wien am 9. Dezember 1904

Abgelehntes Königsgambit

Weiß: G. Marco. — Schwarz: M. Vidmar.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	16. Sb1—d2	Sd7×c5
2. f2—f4	**Lf8—c5** [1]	17. 0—0—0	Dg4—c6!
3. Sg1—f3	d7—d6	18. Sd2—e4	b7—b5
4. c2—c3	Sg8—f6 [2]	19. Se4—c5	Sc5—a4
5. Lf1—e2 [3]	0—0	20. Td1—g1! [8]	Dc6×a2 [9]
6. f4×e5 [4]	d6×e5	21. Tg1×g7†!	Kg8—h8 [10]
7. Sf3×e5	Sf6×e4	22. De2—e2† [11]	Da2—a1†
8. d2—d4	Dd8—h4†	23. Kc1—d2	Kh8×g7! [12]
9. g2—g3	Se4×g3	24. Le3—d4	e7—e5
10. Se5—f3	Dh4—h3	25. Dc2—f5	Da1×b2†
11. Th1—g1	Sg3×e2	26. Kd2—e1	f7—f6
12. Dd1×e2	Lc8—g4 [5]	27. Df5—d7†	Kg7—h8
13. Tg1×g4 [6]	Dh3×g4	28. Ke1—f1	Db2—b1†
14. d4×c5 [7]	Sb8—d7	29. Kf1—f2	Db1—a2†
15. Lc1—e3	Tf8—e8	30. Kf2—g3	Da2—e6
		Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Diese Eröffnungszüge waren für sämtliche Partien dieses Turniers vorgeschrieben.

[2]) Der theoretische Zug ist hier Lc8—g4.

[3]) Der Läufer hat hier nicht viel zu suchen; daß Schwarz auf Sf6×e4 (6. Dd1—a4†!) hereinfallen würde, war nicht zu erwarten. 5. d2—d4 war jedenfalls solider.

[4]) Auch jetzt verdiente d2—d4 den Vorzug.

[5]) Lc5—d6 genügte; Schwarz erfreute sich dann des Mehrbesitzes eines Bauern.

[6]) Oder 13. Tg1—g3 Lg4×f3 14. De2×f3 Dh3—e6† nebst Lc5—d6.

[7]) Weiß hat nun zwar zwei leichte Offiziere für einen Turm erobert, ist aber wegen der exponierten Stellung seines Königspaares im Nachteil.

[8]) Ein trefflicher Zug, der dem Anziehenden neue Aussichten eröffnet.

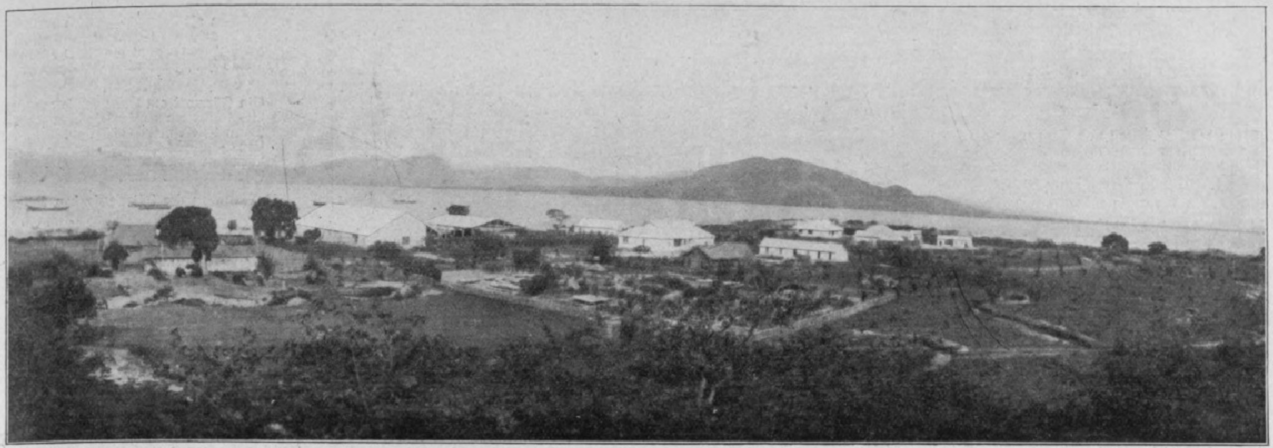
[9]) Sicherer war jedenfalls g7—g6.

[10]) Falls Kg8×g7, so 22. De2—g2† mit den besten Aussichten für Weiß.

[11]) Dies kostet die Partie, die mit 22. Le3—h6 noch zu retten war: z. B. Da2—a1† 23. Kc1—d2 Da1×b2† 24. Kd2—e1 Db2×e2† 25. Ke1×e2 f7—f6 26. Ke2—d2 f6×e5 27. Sf3—g5 und Schwarz kann dem Remis nicht mehr entgehen.

[12]) Nun kann Schwarz das Opfer getrost annehmen; für Weiß gibt es keine Rettung mehr.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Die Kamranhbucht in Hinterindien, in der das Geschwader Roschdjestwenskys Station machte, was zu einem formellen Protest seitens Japans bei Frankreich führte

Doppelsinniges Rätsel

Sehr leicht an mir
Du das verlierst,
Was du bei dir
Stets in mir führst. Dr. K. K. v. F.

Silbenrätsel

1.
Wenn des Tages Last und Sorgen
Dir beschweren Kopf und Brust,
Daß am sonnenhellen Morgen
Es dir fehlt an Licht und Luft, —

So entflieh den engen Räumen,
Leg die Arbeit schnell beiseit,
Und versuche ohne Säumen
Dieses Mittels Trefflichkeit.

Eilend über Flur und Hügel,
Schwelgend in der Schöpfung Pracht,
Regt die Seele neu die Flügel,
Und der Druck verliert die Macht.

2. 3.
Mag in hohem, niedern Kreis
Die Bezeichnung dir gebühren,
Glücklich, wer in Wahrheit weiß,
Sie mit vollem Recht zu führen!

1. 2. 3.
Kann er bei dem Ersten sich
Immer als die Letzten zeigen,
Wird er höher sicherlich,
Als er steht, empor noch steigen. M. Sch.



Heimkehr der Mekkapilger nach Algier: Aerztliche Untersuchung

Homonym

Schon oft hab' ich den Tod entsandt,
Bin auch als Brückenteil bekannt,
Dien' dem Palast als stolze Zier
Und häufig dir als Schreibpapier. —r.

Rätsel

Ein Fürwort am Ende sowie am Beginn,
Als Mitte ein einziges Zeichen setz hin;
Dann ist es, mein Schätzchen,
Ein trauliches Plätzchen,
Wenn grade es Raum
Für uns bietet kaum. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 695:

Des Verbindungsrätsels: Paris, Poren — Proserpina.

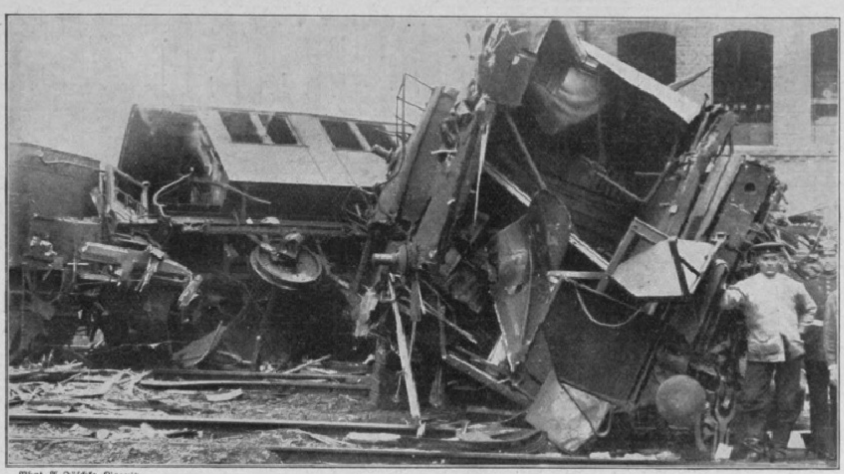
Des Rätsels: Kreis, Reis, Eis.

Richtige Lösungen sandten ein: Claus v. d. Osten, Helene v. Bischoffshausen und Albrecht v. Bischoffshausen in Hannover (4); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); „Huckebein" in Eisenach (5); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4. Freundlichen Gruß! D. R.); Arthur L. in Bozen (5); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); „Pfiffikus" in Rostock (5); Ignaz in Ansbach (5); Frau Leopoldine Lippert in Wien (2); Myriam in Warschau (5); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (4); „Erzschlaukopf" in Passau (4); Gretel in München (5); Frau Annie Pelzer in Stettin (5); Baronin v. K.-S. in Brünn (4); Don Carlos in Hannover (4); Gustav Franck in Darmstadt (5); „Oedipus" in Emden (5); „Prinzeßchen" in Weimar (5); L. Z. in Detmold (5); H. Krautschneider in Wien (4); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Julius Polatschek in Wien (3); Otto Scherer in Berlin (3); K. Meister in Tasel (2).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Altenberg, P., Wie die Weiber lieben. Psychol. Momentaufnahmen. M. 1.50. Dresden, E. Pierson.
Ammon, O., Ich kenne dich! Praktische Anleitung zur Enthüllung des Charakters aus der Handschrift. Mit Anhang: Schülerschriften. M. 2.—. Stuttgart, Schwabacher.
Balcke-v. Enckevort, Johanna, Das Rote Schloß. Roman. M. 2.50. Dresden, E. Pierson.
Engelhardt, A. v., Weltferne Klänge. M. 1.40. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Federn, Karl, Jahre der Jugend. Roman. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Glümer, Claire v., Aus einem Flüchtlingsleben (1833—1839). Die Geschichte meiner Kindheit. Dresden, H. Minden.
Hickmann, A. L., Geogr.-statist. Universal-Taschen-Atlas. M. 3.80. Wien, Freytag & Berndt.
Lie, Jonas, Großvater. Roman. 4. Aufl. M. 3.—. Berlin, Rich. Taendler.
Maurer-Hartmann, K., Kritik. Eine Studie. 40 ₰. Altenburg, Th. Unger.
— — Jens Peter Jacobsen. M. 1.—. Ebd.
Michaelis, Paul, Neues Rittertum. Roman aus der Gegenwart. M. 3.—. Dresden, E. Pierson.
Musketiere einer ostdeutschen Garnison. Ein Gedenkbüchlein. M. 2.—. Zürich, C. Schmidt.
Rouanet, Jean P. B., Von Toulouse bis Breslow. Lebenserinnerungen. M. 3.—. Berlin, Fontane & Co.
Rüegg, Arnold, Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. M. 4.—. Zürich, Orell Füßli.
Scharlau, Willy, Die Brücke. Roman. M. 4.—. Berlin, Rich. Taendler.
Schwalbe, Dr. Berth., Grundriß der Astronomie. Herausgegeben von Dr. H. Böttger. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. Gebd. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
Stewert, Elis., Die schönen Herbsttage. Roman. M. 3.—. Berlin, Rich. Taendler.
Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständl. Fassung. 6., neubearbeitete Aufl. Herausgegeben von Wilh. Bölsche. Liefg. 1/2 (vollständig in 40 Lieferungen à 50 ₰). Berlin, Gebr. Borntraeger.
Torresani, C. v., Pentagramm. Novellen. M. 2.50. Dresden, E. Pierson.



Phot. A. Jäschke, Liegnitz

Die Zerstörungen der Wagen beim letzten Eisenbahnunglück in der Nähe von Liegnitz

Mein Söhnchen!

„Das Zahnen beschwerlich."

Kinder sind während der Zahnzeit sehr oft in großer Pein, und die liebenden Eltern sind bereit, alles zu tun, ihren kleinen Lieblingen Erleichterung zu verschaffen. Das Mittel dazu ist ganz bei der Hand, in jeder Apotheke, und heißt: Scotts Emulsion. Scotts Emulsion hat sich als Stärkungs- und Besänftigungsmittel stets außerordentlich bewährt und ist gegen die Beschwerden kleiner Kinder ganz besonders geeignet. Sie regt den Appetit an, befördert das Wachstum von gesundem Fleisch und macht das Kind widerstandsfähig gegen Krankheit. Scotts Emulsion kann jedem Kind nur gut tun. Sie besteht aus bestem Medizinal-Lebertran verbunden mit Kalk- und Natronhypophosphiten, die Hypophosphite befördern das Wachstum der Zähne, und der Lebertran bringt ihnen Kräfte. Scotts Emulsion ist so schmackhaft, daß selbst die eigensinnigsten Kinder sie gerne nehmen. Soweit eine Beschreibung von Scotts Emulsion — was nun über ihre Wirkung? Herr Krick beschreibt dieselbe wie folgt:

Kaiserslautern, Salzstraße 8, den 23. August 1903.

Mein 2¼jähriges Söhnchen Ludwig Franz konnte, bevor ich ihn Ihre Scotts Emulsion einnehmen ließ, sich noch nicht allein aufrichten, geschweige denn stehen oder gar laufen. Sein Stuhlgang war unregelmäßig, Appetit war kaum vorhanden, das Zahnen beschwerlich und wollte nicht vorangehen. Der Erfolg, den Ihre Scotts Emulsion herbeiführte, war ein ganz großartiger. Schon mit der ersten Flasche bekam der Kleine wieder Farbe, der Appetit stellte sich ein, und der Stuhlgang ward ein regelmäßiger. Die Besserung machte dann schnelle Fortschritte, so daß der kleine Schelm heute vollständig wieder hergestellt ist. Er, den jedermann vorher verloren gegeben hatte, läuft nun wie eine Wachtel, ißt und trinkt mit sehr gutem Appetit, seine Muskeln sind fester geworden, und er ist so munter, wie irgendeiner. Dies habe ich ganz allein Ihrer Scotts Emulsion zu verdanken.

Ihr dankbarer (gez.) Ludwig Krick.

Herrn Kricks Erfahrung ist auch die Erfahrung anderer. Falls auch Sie die gleiche Erfahrung machen wollen, so versuchen Sie Scotts Emulsion.

Scotts Emulsion wird von uns ausschließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie lose nach Gewicht oder Maß, sondern nur in versiegelten Originalflaschen in Karton mit unserer Schutzmarke (Fischer mit großem Dorsch auf dem Rücken). Scott & Bowne, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Bestandteile: Feinster Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigsaurer Kalk 4,3, unterphosphorigsaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinster arab. Gummi pulv. 2,0, destill. Wasser 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatische Emulsion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Damen-Garderobe.



Nr. 6436. Nr. 6423 und 6426.

Damen-Blusen.

Nr. 6423. Duftige Bluse aus weissem Etaminestoff, vorn und im Rücken kollerartig gearbeitet, Vorderteil und Aermel mit reicher Garnitur von Spitzen-Zwischensatz . . . . . M. 5.25.

Nr. 6425. Solide Bluse aus Woll-Musselin, durchweg gefüttert, kollerartig gearbeitet und mit farbigem Paspel, angereihtes Vorderteil, **marine** mit creme Ringen, **creme** mit schwarzen oder **creme** mit hellblauen Ringen, äusserst preiswert . . . . M. 5.75.

Nr. 6426. Reizende Bluse, Form wie Nr. 6423, aus **weissem Nansoc**, sehr reich mit Spitzen-Zwischensätzen garniert . . . . M. 6.—.

Nr. 6436. Feine, moderne Blusentaille aus sehr **gutem, apart gemustertem Woll-Musselin**, durchweg gefüttert. Stehkragen und Einsatz aus weissem, gemustertem Stoff. Vorderteil auf den Achseln gezogen. Stehkragen, Vorderteil und Aermel-Manschetten mit abstechendem Samtvorstoss. Vorrätig: **weiss mit grün gestreift** und **marine gemustert, weiss mit marine gestreift und grün gemustert, weiss mit marine und grün gestreift** und **bunt gemustert** . . . M. 12.50.

Kleiderröcke.

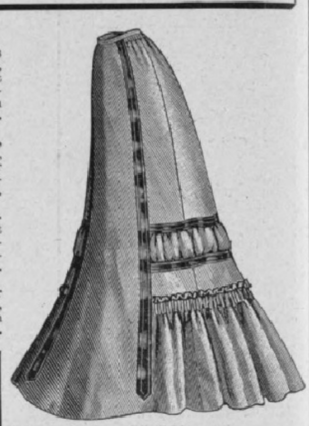
Nr. 6522. Hochmoderner Kleiderrock aus weissem Leinen, fünfteilig geschnitten, vorn an der Seite zu schliessen mit gegenseitig gelegter Falte mit dreimal zwei ringsherumgehenden Blenden garniert . . . . M. 12.—.

Nr. 6523. Leichter Kleiderrock aus gutem, schwarzem Alpaka, durchweg gefüttert, siebenteilig geschnitten, vorn an der Seite zu schliessen, hinten mit gegenseitig gelegter Falte . . . . . M. 13.25.

Nr. 6532. Hochfeiner Rock aus schwarzem Voile mit hohem, gereihtem Volant und gesteppten, schwarzen Taffetstreifen reich garniert, extra Futter-Unterrock mit Plissé-Volant . . . . M. 24.75.

Nr. 6534. Reizender Kleiderrock aus sehr gutem, reinwollenem creme Cheviot, mit abgenähten, unten ausspringenden Falten . . . . M. 18.50.

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 5000 Abbildungen ausgestattetes
Preisverzeichnis** sowie **Stoffproben
versenden wir unberechnet und portofrei.



Nr. 6532.

Unmittelbar nach Ihrer Frühjahrserkältung

trinken Sie bei **Stuhlträgheit** und **Haemorrhoiden** nach Anordnung Ihres Arztes 30 Tage je 1 Flasche **Salzschlirfer Bonifacius.**
Prospect durch die Direction des Bades Salzschlirf.

BORSZÉKER GRAZIOSA ENTFETTUNGS-TABLETTEN

TABLETTEN GEGEN FETTLEIBIGKEIT: bewährtestes Mittel zur ABMAGERUNG ohne besondere Diät, aus den QUELLSALZEN von BORSZÉK. Erhältlich in allen Apotheken. Für die Herren Aerzte Proben zur Verfügung. EN GROS-BEZUGSQUELLE: BRUNNENVERWALTUNG BORSZÉK (Siebenbürgen).



BAD BORSZÉK. BORSZÉKER HAUPTBRUNNEN: TRINKCUREN im HAUSE von hervorragenden ärztlichen Autoritäten bestens empfohlen gegen HARNSÄURE, GICHT & NIERENLEIDEN. Wirksame Curen bei FETTSUCHT, FETTHERZ & BEGLEITKRANKHEITEN. STÄRKSTE KOHLENSÄURE- & EISEN-MOORBÄDER.

Billige Romane Verzeichnis a. Verlangen kostenfrei v. der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorbildung zur Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Prüf. in der Anstalt **Dr. Harang's** Halle S. 24. Prosp.

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,
Köln und Wien.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolade.



Ein **heller** Kopf gibt den **Kindern** Milchpuddings bereitet mit

Dr. Oetker's Pudding-Pulvern

à **10** Pfg. — Vorrätig in den besten Geschäften jeder Stadt.

Zucker-, Magen-, Darm-Kranke verlangen Prospect
Von ärztl. Autoritäten empfohlen.
Rademann's Nährmittelfabrik Frankfurt a. M. S. & Berlin S. W.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.



Eine **IDEALE BUESTE** ERZIELT MAN DURCH die **"PILULES ORIENTALES"**

die einzigen, welche ohne der **Gesundheit zu schaden**, die **Entwickelung** und die **Festigkeit** der *Formen der Büste* bei der **Frau** sichern. **RATIÉ**, Apoth. 5, **Pass. Verdeau, Paris.** Schachtel m. Notiz M. 5,30fko; Geg. Nachn. M. 5,50. — Depots: **Berlin, HADRA**, Apoth. Spandauerstr. 77. – **München, EMMEL**, Apoth. Sendlingerstr. 13. **Frankfurt a. M.** Engel-Apoth. – **Breslau**, Adler-Apoth. Ring. 59.

GES. GESCH.

Deva-Roman-Sammlung

Jeder Band 50 Pf., gebunden 75 Pf.

Neue Bände:

Band
61 **Sienkiewicz**, Erlebtes u. Erträumtes. Novellen.
62/63 **von Torn**, Die weiße Weste. Roman.
64 **G. Wasner**, Auf Umwegen. Novellen.
65 **Neera**, Das Amulett. Roman.
66 **V. J. Dmitriewa**, Dimka. Novelle.
67 **Szymanski**, Hanuschja. Sibirischer Roman.
68 **Deledda**, Von der toten Insel. Sardinische Dorfgeschichten.
69/70 **Merrick**, Liebe und Ruhm. Roman.

Spannende Unterhaltungs-Lektüre
Großer, klarer Druck — Elegante Ausstattung

Verzeichnis der früher erschienenen Bände kostenlos durch jede Buchhandlung oder die
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart



Alle Ankündigungen,

welche zur

Bade-, Reise- und Kur-Saison

in Beziehung stehen und für ein vornehmes, gut situiertes Publikum berechnet sind, finden erfahrungsgemäß in **„Ueber Land und Meer"** eine zweckentsprechende Verbreitung.

Wir erlauben uns daher, unsere Zeitschrift zur umfangreichen Benützung für solche Anzeigen zu empfehlen und auf nebenstehenden Termin-Kalender zu verweisen.

Stuttgart, Königstr. 33. **Expedition von „Ueber Land und Meer",** Abteilung für Anzeigen.

№	Erscheint am:	Schließt am:
35	4. Juni 1905	17. Mai 1905
36	11. " "	24. " "
37	18. " "	31. " "
38	25. " "	7. Juni "
39	2. Juli "	14. " "
40	9. " "	21. " "
41	16. " "	28. " "
42	23. " "	5. Juli "
43	30. " "	12. " "
44	6. August "	19. " "
45	13. " "	26. " "
46	20. " "	2. August "
47	27. " "	9. " "
48	3. Septbr. "	16. " "
49	10. " "	23. " "
50	17. " "	30. " "
51	24. " "	6. Septbr. "
52	30. " "	13. " "

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 33

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Madonna mit Kind, angebetet vom Stifter des Bildes. Nach einem Gemälde von Anton van Dyck

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

II (Fortsetzung)

Wenige Tage vor dem Auszuge Ewald Wiskottens aus der Zintersschen Wohnung war es, als Gretchen Zinters die Treppe zur Mansarde hinaufstieg, klopfte und aufklinkte. Sie trug einen Brief in der Hand, der sie sehr zu interessieren schien. Ewald Wiskotten saß am Tisch, den er unter das schräg abfallende Fenster gerückt hatte, und quälte sich mit einer Kompositionsarbeit.

„Gretchen! Kommst du auch mal wieder?"

„Hier is ene Brief. Kuck doch mal, wat da drin steht."

„Leg nur hin."

„Biste denn nich neugierig? Ene Handschrift wie gestochen. Der is von vornehme Leut."

„Was von außen kommt, ist mir gleichgültig. Es muß von innen kommen."

„Dat soll nu wieder so jet heißen. Ich bin mehr für et Aeußerliche. Da weiß mer doch wie un wo. Mit em Innerlichen kann mer de Menschen schöne blaue Dunst vormachen."

„Hab' ich das getan, Gretchen?"

„Du bist eso e langweilige Pitter. Dat hat doch jar keinen Zweck, wenn wir alle beid' Trübsal blasen. Ich darf dat ja auch jar nich. Dat leid't der Vatter nich wegen et Geschäft."

„Aber dich ein bißchen um mich kümmern, das hätt'st du doch gekonnt. Wochenlang seh' ich dich nicht."

Sie verzog die Lippe. „Ich hab' nix davon. Und 's Theater spielt nur im Winter."

„Dafür hab' ich augenblicklich kein Geld," sagte er und blickte mit finsterem Trotz auf seinen Zeichenbogen.

„Du hast überhaupt nie Geld."

„Aber hier! Hier!" Er schlug auf das Zeichenbrett. „Das wird was. Jetzt hab' ich's gepackt. Geh nur zu deinen Freunden, lauf nur mit ihnen ins Theater, lach mich nur aus. Eines Tages wird dir das Weinen kommen, weil du nicht an mich geglaubt hast."

Sie wiegte sich in den schlanken Hüften und pürschte sich, vor sich hinsummend, hinter ihn an den Stuhl. „Wat machste denn, Jung'?" Und sie schmiegte ihren Körper an seinen Arm und streckte den Kopf vor, daß Wange neben Wange lag.

Er rührte sich nicht. Er fühlte nur, wie ein heißer Strom ihn durchflutete, wie sein Atem langsamer, schwerer und lauter ging und seine Wangen zu brennen begannen. Sie streichelte mit den Fingerspitzen sein Haar. „Sag et doch, Ewald."

Da erklärte er hastig. „Ein Hochzeitszug in Nürnberg. Die Patrizier in reichen Gewändern. Die Bürger wie Fürsten."

„So'n Kleid, dat ließ' ich mir auch gefallen. Kannste mir keins besorgen?"

„Ich mal's dir ja."

„Eja, du malst mir jet," lachte sie an seiner Wange. „Dat weiß ich ja längst."

„Gretchen!" Er umfaßte sie so heftig, daß der Tisch ins Wanken kam. „Du sollst mich küssen. Hörst du, du sollst! Und ich schaff' dir, was du willst. Nur den Anstoß brauchst du mir zu geben. Siehst du, das da, das macht mir keiner nach. Diese Ausführung, diese Phantasie —" Ihre Nähe berauschte ihn zu Uebertreibungen, zu Fanfaren. „Das sind keine Farbenflecken, die das Unvermögen überkleckſen, das ist Zeichnung, Reichtum, Verschwendung. Das sind Menschen, die wirklich Kleider anhaben statt den Abhub von der Palette. Darin steckt Erfindungskraft und kein blasses Kopistentum. Gretchen, küß mich."

„Willste auch den Brief öffnen?"

„Auch den Brief ..." Seine verdursteten jungen Lippen bezwangen ihren Mund. Nichts hörten sie als das Klopfen ihrer Pulse, als das Vorwärtsdrängen des Herzschlags. „Laß mich ..." „Noch nicht!" — „Du tust mir weh ..." — „Du mir auch!" — „Verrückte Jung'!" — „Ach —"

Nun war sie los. Mit beiden Händen strich sie sich das Haar hinter die Ohren. „Mach den Brief auf."

„Laß den Brief doch Brief sein! Gretchen! Fühl mal — mein Herz ...!"

„Nu mach doch voran. Ich muß in die Wirtschaft."

Noch einmal lachte er sie an. Mit heißen, siegesfreudigen Knabenaugen. Dann nahm er den Brief, riß das Kuvert auf und las. Er las wie ein Nichtverstehender. Er wandte das Kuvert um und überzeugte sich noch einmal von der Aufschrift. Und wieder las er den Brief. Die Flammen in seinem Gesicht erloschen. Das Nichtverstehen machte jäher Bestürzung Platz. Und seine Züge wurden welk und alt.

„Is et nix — Angenehmes?"

„Nein."

„Zeig."

Er knitterte den Brief in der Faust zusammen. Und mit irren Augen blickte er von dem Papierknäuel in seiner Hand auf seine neue Komposition. Die Lippen zogen sich schmerzhaft zusammen. Der Atem verkroch sich.

„Nu zeig doch endlich her."

Seine Hand öffnete sich, und der Papierknäuel fiel zu Boden. Er sah gar nicht hin. Mochte sie sich bücken und ihn glätten und lesen.

Das Mädchen hob ihn auf und buchstabierte die Worte heraus.

„Da Sie in den ersten beiden Semestern nicht gezeigt haben, daß Sie den Forderungen der Schule gewachsen sind, so bitten wir Sie, Ihr Studium an hiesiger Kunstakademie mit Schluß des Semesters als — beendet — anzusehen — —."

Das Mädchen blickte ihn starr an.

„Wegen Unfähigkeit — 'raus?"

Um seine Mundwinkel zuckte es. Auflehnung, Trotz, zwischendurch niedergekämpftes Weh der Jugend. Aber sie sah es nicht.

Sie sah nur den mit dürren Worten Verurteilten.

„Nu is et ganz am End'."

Er löste die Zähne voneinander. Die Angst überflügelte den Trotz. „Nein!" rang es sich hervor.

„Dat sagt sich so. Aber darauf kann ich nich warten. Ich hab' die Fopperei satt. Wo is denn jetzt deine reiche Familie, dat sie dich aus der Patsche zieht? Nee, ich dank' schön. Zum Vertrauern bin ich auch nich auf der Welt."

„Gretchen, bleib! Das — das ist doch nur ein Uebergang. Nur jetzt mich nicht allein lassen, wo — wo ich jemand nötig habe. Die Akademie — die Akademie kann mir gestohlen werden! Ich brauch' sie nicht! Aber dich brauch' ich jetzt — du — hör ...!"

„Wenn dat der Vatter erfährt, müssen Sie hier räumen. Er is als so nich auf Sie zu sprechen."

„Weshalb sagst du jetzt ‚Sie'?"

„Wieso denn anders? Dat hat doch nu aufgehört."

„Gretchen, lauf doch nicht so fort. Sieh mal da! Da ist doch mein neuer Entwurf. Und vorhin, wie du mich geküßt hast, da hab' ich gespürt, daß — daß —"

„Lassen Sie mich vorbei."

„Gretchen, küß mich doch ..."

„Sie sollen mich nicht anrühren! Immer belogen haben Sie mich. Nix glaub' ich Ihnen mehr. So ene Flausenmacher. Ich laß mich nich von Ihnen blamieren, und reden Sie mich nich noch einmal an."

Er starrte sie ganz entgeistert an. Und als lange schon die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen war, starrte er noch immer auf denselben Fleck, wo sie gestanden hatte, und er glaubte sie noch immer zu sehen mit dem mitleidslosen Zug naiver Grausamkeit, der die drängende Genußsucht ihrer Jugend stempelte.

Und doch schrie er hinter ihr her, als müßte er sich an ihren Schatten klammern: „Gretchen —!"

Eine Stunde darauf verließ er das Haus. Er ging zu Ernst Kölsch, den er daheim traf.

„Lies mal den Wisch."

Der Heimatsgenosse überflog das Schreiben und reichte es ihm zurück. „Hab' ich kommen sehen."

„Und was soll ich tun? Nach Haus? Zu Kreuz kriechen? Eher klopp' ich Steine."

„Du gehörst auf die Kunstgewerbeschule, Ewald. Nimm Vernunft an. Dort wirst du einer der ersten werden."

„So! Was denn? Anstreicher? Zeichenlehrer! Musterzeichner! Wo bleibt da die Kunst?"

„Du gerad' sollst sie dort finden. Das ist ein Gebiet, das aus dem Handwerksmäßigen ins Künstlerische gehoben werden kann. Kommt nur auf das Genie an. Und das hast du."

„Weiter weißt du nichts?"

„Ist das nicht viel?"

„Neidhämmel seid ihr, Dummköpfe! Ihr versteht mich einfach nicht! Euch geht das Feingefühl ab, weil ihr nur die brutale Farbe kennt und vor den Details blind seid! Ach Gott, was hab' ich denn mit euch noch zu schaffen!"

Bevor der Freund ihn halten konnte, war er fort. Und andern Tags erhielt Ernst Kölsch einen kurzen Brief, in dem ihm Ewald Wiskotten mitteilte, daß er nicht mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten erscheinen würde und ihn bäte, keinen Verkehr mehr mit ihm zu suchen. Er als Handwerker könne von einem Künstler kein Almosen mehr annehmen.

Zwei Tage war Ewald Wiskotten den Rhein entlang geirrt. Er aß nicht und trank nicht. Die paar Mark, die er bei sich trug, hütete er wie ein Geizhals. Wenn das Hungergefühl zu mächtig wurde, rannte er lange Strecken, ohne anzuhalten. Dann wieder lag er dumpf brütend am Rhein, und seine Augen schweiften mit dem breiten Strom, der hinaus wies, hinaus in die Welt. Bis sich ihm ein Schleier vor den Blick zog und der Schleier sich in Tropfen löste, die brennend über seine Wangen liefen und heiß auf seine Hand fielen. Da streckte er sich lang aus im weißen Rheinkies und weinte wild vor sich hin. Um Gretchen. Und wieder um Gretchen. Und dann um seine Kunst — —

Ueber den Rhein senkten sich tiefe Schatten, die schwerfällig mit den Wellen spielten, bis sie sich in der Umarmung verloren. Das war die Nacht. Nur Raunen und verhaltenes Auflachen stieg noch aus dem Strom. Und fröstelnd zog sich Ewald Wiskotten zusammen. Aber die Stimmen der Nacht, die so brünstig erklangen, zerbrachen sein Denken, lähmten ihn und erfüllten ihn mit Gier, daß er die Lähmung um so wütender empfand. Wie unter einem Alpdrucke bäumte er sich auf, griff in die Zweige einer verkrüppelten Weide und horchte erregt über den Strom hinaus. Scheu kroch er am Ufer entlang, glitt aus und spürte die Kälte des Wassers. Gellend schrie er auf. Die Nacht griff nach ihm und der Strom, mit langen schwarzen Polypenarmen, die sich um sein Herz wanden und sein Gehirn. „Mutter!" hatte er geschrien. Dann hatte er festen Boden, und er schnellte sich auf und lief in rasender Flucht querfeldein. Die Schauer der Nacht wie zischende Schlangen um ihn.

Als es tagte, fand er sich in der Nähe der Stadt. Und das Morgenlicht griff um sich und griff in seine Seele und breitete Klarheit aus. Drüben tauchte die Akademie auf. Sein Blick hastete daran vorbei, kehrte zurück, blinzelte und lag dann ruhig auf dem Gebäude.

„Ich muß meine Sachen noch aus der Klasse holen."

Aber es war noch zu früh. Er ging zum Rhein zurück, setzte sich auf eine Böschung und ließ, die Hände zwischen den Knien, die Beine hinunterhängen. Der Morgen war klar. Keine Schatten krochen mehr über das breit dahinströmende Wasser. „Vor was hab' ich mich denn gefürchtet? Ich bin ja da und die Nacht nicht." Langsam und müde atmend, aber mit schadenfrohen Augen blickte er den fernen Wellen wie einem abziehenden Gegner nach.

Die Augendeckel wurden schwer und fielen zu. Ein paarmal zuckte er im Halbschlaf. Die Augen öffneten sich wieder und sahen starr und ver-

wundert geradeaus. Als er sie müde schließen wollte, besann er sich. Er zog die Uhr aus der Tasche. Zehn Uhr.

„Ich muß meine Sachen aus der Klasse holen," wiederholte er laut. Das gesprochene Wort machte ihn lebendig. Er erhob sich und schlug den Weg zur Stadt ein. Mühsam gehorchten seine Füße.

Schritt für Schritt kam er der Akademie näher. Nun durch das Portal. Der steinerne Korridor hallte heute nicht wieder. Darüber grübelte er nach, als er, Stufe für Stufe, die Treppe zu seinem Zeichensaal hinaufstieg. Ach, das war's! Die Füße schlurften. Dann konnte es nicht hallen.

Er öffnete die Tür. Die Kameraden waren bei der Arbeit. Terpentinduft zog ihm in die Nase und stach wunderlich in sein Gehirn. Dinge, die er nicht recht zu erkennen vermochte, kreisten lustig vor seinen Augen, der Boden wurde so wellig, er lief ihm unter den Füßen weg. Schwankend hielt sich seine lange Gestalt im Türrahmen.

Wie aus weiter Ferne vernahm er entrüstete Ausrufe, sah er Augen auf sich gerichtet, die ihn durchbohrten, die ihn verspotteten. Er riß sich zusammen und stolzierte mit steifen Knien durch die Reihen zu seinem Platz. Als er sich bücken wollte, um seine Gerätschaften aufzunehmen, hüpfte der Boden unter ihm, daß er das Gleichgewicht verlor und mit der Schulter gegen die Fensterbank stürzte. Schweigend richtete er sich auf. Drohend ging sein Blick in die Runde.

„Der Lange hat seinen Schmerz ersäuft!"

„So en Kümmeltürke!"

„Siehste schon weiße Mäuse?"

Einer reichte ihm die Terpentinflasche. „Hier, drink ens."

Schallendes Gelächter.

Ewald Wiskotten hob die Hand. Er holte weit aus zum Schlag. Und von der Heftigkeit seiner Bewegung fortgerissen, stürzte er taumelnd vornüber und schlug hart zu Boden . . .

Voll Abscheu eilte der korrigierende Professor aus dem Nebenatelier herbei.

„Stehen Sie auf, Wiskotten. Auf der Stelle verlassen Sie den Saal. Sie haben wohl keinen Rest von Scham mehr, daß Sie schon am frühen Morgen betrunken sind."

Er blieb liegen, mit festgeschlossenen Augen.

„Rufen Sie den Hausmeister." Der Professor besann sich. „Nein, besser den Arzt. Gleich an der Ecke."

Ein paar Mitleidige richteten den Gestürzten auf und setzten ihn in den Lehnstuhl des Modells, in dem er zusammensackte. Dann kam der Arzt und untersuchte ihn.

„Betrunken?" sagte er nach einer Weile. „Keine Spur. Im Gegenteil, er ist leider Gottes viel zu nüchtern. Ganz einfach Hunger hat der junge Mann."

Betroffen blickten sich die Akademieschüler an. Einer holte beschämt sein Butterbrot aus der Tasche. Dem Professor rötete sich die Stirn.

„Lassen Sie doch, bitte, vom Hausmeister warme Milch bringen."

In wenigen Minuten war sie zur Stelle. Der Arzt beugte sich über den Patienten und ließ ihn trinken. In großen, gierigen Zügen leerte Ewald Wiskotten das Geschirr.

„Hat's gut geschmeckt, junger Freund?"

Er nickte und bemerkte die Versammlung. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich und wollte zur Tür.

„Sachte, sachte; wohin so eilig? Sie sind in ärztlicher Behandlung." Der Arzt faßte ihn beim Rockärmel. „Jedenfalls werde ich Sie nach Hause begleiten."

Der alte Zinters zog die Augenbrauen hoch, als er seinen Mieter in Begleitung des Doktors ankommen sah.

„Dat is mich ja wieder en janz neu Trauerspiel. De jung Här is mich zu talentvoll, Herr Doktor. Erst die Miet' schuldig bleiben, darauf als Freiherr von der Akademie entlassen und nu obendrein krank werden. Auf den Luxus bin ich nich einjerichtet."

„Ihr Mieter ist nicht krank. Nur eine ordentliche Fleischsuppe hat er nötig und einen Tag Ruhe. Das riecht ja ganz gut aus der Küche heraus. Ich werde so lange oben bleiben, bis Sie die Fleischsuppe heraufgeschickt haben."

Die Anordnungen klangen so selbstverständlich, daß Zinters murrend der Magd den Auftrag erteilte.

„Sons kömmt et in 't Blättchen. Mach als!"

Wohlig dehnte sich Ewald Wiskotten in seinem Bett. Feine neue Lebensstimmen zirpten wie Heimchen in seinem Blut. Er schloß die Augen und schlief traumlos ein . . .

Als er erwachte, war es Abend. Er setzte sich aufrecht und grübelte. Ein Modell hatte ihm erzählt, daß es in einem Hause der Ratingerstraße für ein Dachzimmer monatlich acht Mark zahlte. Das würde die rechte Wohnung für ihn sein.

Er kleidete sich an. Draußen huschten leise Schritte vor seiner Tür. ‚Gretchen —?' dachte er und horchte. Aber bald polterten schwerere Schritte die Treppe hinauf. Man hatte den alten Zinters von seinem Erwachen benachrichtigt.

Ohne anzuklopfen trat der Hauswirt ein.

„Wat machen mer nu mit Euch? Miete zahlen mögen Se nich, un Sie adoptieren mag ich nich."

„Ich werde ziehen, Herr Zinters."

Der Wirt blickte sich im Zimmer um.

„Schön zugericht' haben Se die Prachtstub', dat muß mer Ihne lasse. Ich kann die Weißbinder herbestellen. Unter zwanzig Mark is dat nich zu machen. Pfandstücke —? Möcht' wissen, wo?"

Ewald Wiskotten war es, als würde er von den Blicken des Mannes nackt ausgezogen. Scham und Zorn zitterten durch seine Glieder. Und machtlos litt er unter der Demütigung.

„Ich werde Ihnen einen Schuldschein schreiben, Herr Zinters. Ich bleib' ja in Düsseldorf. Ich — ich — geh' zur Kunstgewerbeschule."

„Sie wollen en Schuldschein schreiben? Sehr gütig. Aber Sie erlauben wohl, dat ich dat lieber selber besorge. Ich hab' schon vorgeahnt. Hier unterschreiben Sie mal, dat Sie mir diese Summe für Miete, Reparaturen, Auslagen und Zinsen schulden und für jeden Monat sechs Prozent Verzugszinsen."

Ewald Wiskotten las den hohen Gesamtbetrag. Wie kam der zusammen? Aber jetzt nur nicht fragen, nur nicht feilschen. Er unterschrieb.

„Ein Jahr werd' ich dat Papierchen bewahren. Nur zur Schonung der verehrten Eltern."

„Kann ich jetzt ziehen?"

„Ich wüßt' nix, womit Sie mir en herzlicher Vergnügen machen könnten."

Unter den Augen des Hauswirts packte Ewald Wiskotten hastig seine Sachen in ein großes Bündel, setzte den Hut auf und ging steif die Treppe hinab. In der Ratingerstraße wurde er mit der greisenhaften Witwe eines Taglöhners handelseins. Von den zwei Dachkammern, welche die Alte bewohnte, trat sie ihm die kleinere ab. Außer einem Bettsack, der auf dem Fußboden lag, und zwei Kisten, die Tisch und Stuhl vorstellten, besaß der Raum kein Mobiliar.

Der freundliche Gemüsehändler, der in der Bolkerstraße neben der Zintersschen Likörstube sein Lädchen hatte, fuhr ihm auf der Schiebkarre das Bündel hin. Ewald Wiskotten sah sich noch einmal in der alten Behausung um. Er suchte — —

„Kann ich Fräulein Gretchen adieu sagen?"

„Et Jretchen? Dat is mit dem Franz Stibben aus Neuß in et Thiater. Soll ich ene schöne Jruß sagen?"

„Nicht nötig. Adieu."

„Bitte um freundliches Gedenken."

In der Dachstube, in der die Luft dick und dumpf war, öffnete er die Glasluke und ließ den frischen Abendwind, der vom Rhein herüberkam, hindurchwehen. Der fegte auch den Kopf klar. Wenn er das Gesicht durch die Luke zwängte, sah er über die Dächer hinweg bis zur Akademie und über einen Streifen des Rheins. Er packte seine Zeichenutensilien aus, aß heißhungrig Brot und Wurst zum Nachtmahl und fiel müde auf den Bettsack.

Am andern Tage überdachte er ruhig seine Lage. „Durchhalten," sagte er sich, „nichts unversucht lassen. Weshalb soll ich's zunächst nicht mit der Kunstgewerbeschule versuchen? Die Professoren dort sind ebenso tüchtig. Der Maler Neudörfer hat einen Namen von Klang. Vielleicht kann ich gleich durch kunstgewerbliche Arbeiten verdienen? Und später suche ich eine neue Akademie oder als Privatschüler einen großen Meister auf. Nur nicht so vor die Eltern und die Brüder treten. Ich würd' mein Leben lang darunter leiden. Ich will nicht zum Maler Weert auf die Säuferbank."

Er dachte an die Briefe seines Bruders Paul, die er unbeantwortet gelassen hatte, und an die vergeblichen Bemühungen des Bruders, ihn zu sprechen. Er hatte ihm nichts zu sagen. Jetzt noch nicht; heute weniger denn je. Erst wenn er die schweren Prüfungen hinter sich hatte und stolz und frei den Kopf heben konnte, wie die zu Hause ihn hoben. Nicht eher. Das war ihm zur fixen Idee geworden, und er bohrte sich immer heftiger hinein. Als er am Sonntag die Stimmen von Ernst und Anna Kölsch vor seiner Tür vernahm, wurde er blaß vor Wut. Hatte man ihn schon wieder ausspioniert? Sollte er sich in seiner Armseligkeit schon wieder nackt zeigen? Damit man es in Barmen herumtrug? Er stieß verächtlich mit dem Fuß nach dem zerschlissenen Bettsack. Hier war *sein* Revier. *Ruhe!* — — Er legte das Ohr gegen die Tür und horchte auf die langsam sich entfernenden Schritte, während ein schadenfrohes Lächeln auf seinem Gesicht irrte . . .

Am Montagvormittag ließ er sich im Privatatelier des Professors Neudörfer melden. Er fand einen großen, starken Mann von stillem Wesen, der ihn durch die Gläser seiner Brille freundlich musterte.

„Was führt Sie zu mir?"

„Ich möchte — dem Herrn Professor — meine Zeichnungen vorlegen."

„Lassen Sie sehen. Haben Sie schon irgendwo eine fachmännische Vorbildung genossen?"

Ewald Wiskotten würgte es in der Kehle. Aber das Bekenntnis mußte heraus.

„Ich war zwei Semester — auf der Kunstakademie."

„Hier in Düsseldorf?"

„Ja —"

„Und wollen umsatteln?"

„Ich muß."

„Ah — man hat Ihnen den Rat erteilt, abzugehen?"

„Ja."

Der Professor strich seinen braunen Bart, unterwärts vom Kinn bis zu den Spitzen. Hinter den Brillengläsern forschten die Augen. „So, so. Na! Ansehen kostet nichts. Zeigen Sie her, was Sie mitgebracht haben."

Ewald Wiskotten reichte ihm die Mappe.

„Sie zittern ja. Sind Sie krank?"

„Mir fehlt nichts. Nur — ein Lehrer — —"

„Setzen Sie sich."

Ewald Wiskotten nahm auf einem Schemel neben der Tür Platz und drehte den Hut in der Hand. Der war speckig und abgegriffen. Das hatte er nie bemerkt. In diesem Augenblick sah er jeden Flecken. Er legte den Hut neben den Stuhl und saß still mit gefalteten Händen. Schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Wenn der Mann, der da seine Zeichnungen in der Hand hielt, „nein" sagte, so griff er eben nach seinem speckigen Hut und — und —

„Kommen Sie doch mal her, Herr — Wie war der Name?"

„Wiskotten."

Der Professor sah ihn an.

„Wiskotten? Doch nicht von den Barmer Industriellen?"

„Doch, Herr Professor."

„Wie kommen Sie denn — Verzeihung — wie kommen Sie denn in diese Verfassung?"

Ewald Wiskotten wurde glühend rot. Sein Blick glitt an seinem abgescheuerten Anzug hinab bis zu den Hosenfransen und den schiefgetretenen Schuhen.

„Sie — dürfen — meine Familie nicht nach mir beurteilen," stieß er hervor.

Der Professor lachte. „Fällt mir auch im Traume nicht ein. Die Wiskottens würden mir schön auf den Kopf kommen. Aber Sie? Sagen Sie mal, haben Sie etwa — dumme Streiche gemacht?"

„Nein, Herr Professor. Nur, weil ich Künstler werden wollte. Das war nicht Wuppertaler Tradition."

„Das freut mich. Sonst wären wir von vornherein geschiedene Leute gewesen. Sie erhalten also keinen Zuschuß? Und die Akademiegelder? Wer hat die bezahlt?"

„Der Vater eines Freundes. Aber nun kann ich das nicht mehr annehmen."

„Sie möchten also bald in die Lage versetzt werden, zu verdienen?"

„Ja, Herr Professor."

„Ihre Zeichnungen reden von einer auffallend starken Begabung, Herr Wiskotten."

Ewald Wiskotten brauste es vor den Ohren. Vor seinen Augen drehte sich die Gestalt des Professors in Spiralen. Aus ganz tiefer Brust kam es herauf, stoßweise, in schmerzhaften Pausen, Gefühle wie Lasten, Worte, die sich nicht zu Sätzen finden konnten.

„Sie sagen —? Und von der Akademie? Weggejagt. Und nun doch? Alles nicht wahr? Herr Jesus — —"

„Ruhig! Wie wollen Sie mit solcher Zerfahrenheit etwas leisten? Hier, trinken Sie mal einen Kognak. So! Sie sind ja ganz aus dem Leim, wie mir scheint. Sie müssen mehr auf sich halten."

„Werd' ich auch, Herr Professor. Man hat mich — nur nicht zur Ruh' kommen lassen. Jetzt, jetzt —"

„Keine Gefühlsergüsse. Die haben nur nach getaner Arbeit Berechtigung. Vorläufig stehen wir erst vor der Arbeit. Ob Sie einmal Bilder malen werden, ist mir fraglich. Aber ein Stilist sind Sie heute schon. Mit den Linien springen Sie prachtvoll um. Diese Ranken aus Wein und Lorbeer, diese Ornamente, die wie kühne Blumen aus der Erde wachsen — als Spitzen über ein samtenes Gewand geworfen: das ist neu und — schön."

Wie warm diese Stimme machte. Wie warm und still. Nur zuhören, nur auf den Klang dieser Stimme achten — —

„Man merkt, daß Ihre Wiege in der Textilgegend gestanden hat, Herr Wiskotten. Das ist angeborene Liebe, gesteigert durch Originalität."

Und wenn die Stimme gesagt hätte, er sei im Zuchthaus geboren: nur zuhören, nur sich wohl tun lassen von dem Klang —

„Das also gilt es auszubauen. Konzentrieren Sie Ihre Begabung zunächst ganz auf diesen Punkt. Lassen Sie sich nicht von falsch verstandenem Künstlerstolz verführen, abzuspringen. Zeigen Sie Ihre Energie, zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind. Dann wird der Künstler nicht dahinten bleiben."

„Der Künstler — —," wiederholte Ewald Wiskotten.

„Jawohl, der Künstler! Oder halten Sie mich für einen Handwerker?"

„Herr Professor!"

„Schon gut. Und derselbe Mann, der vor Ihnen steht, wurde in seiner Jugend ebenfalls von der Akademie verwiesen. Sie sehen, es hat mir nichts geschadet. Nur Zielbewußtsein muß man haben statt Sentimentalität. Ein Künstler ist nicht zu unterdrücken. Und Künstler sein, heißt nicht nur Oelfarbe mit Leinwand verbinden; in allem, was froh und schön macht, können Sie's zeigen, und wär's in einem Stückchen Bandmuster. Verstehen Sie das? Und wollen Sie ein Mann sein? Ein Mann und Künstler in eins?"

„Ich will, Herr Professor!"

„Sie haben eine ganz energische Schädelbildung. Strafen Sie Ihren Schöpfer nicht Lügen. Morgen können Sie als mein Schüler eintreten. Pünktlich um acht!"

„Als Ihr —?"

„Als mein Privatschüler. Sie interessieren mich, daher bring' ich Sie nicht mit der ganzen Herde zusammen. Nur sorgen Sie, daß das Interesse nicht erlischt."

„Herrgott, Herr Professor! Aber ich — ich kann's nicht bezahlen — —?"

„Wenn das Ihre ganze Sorge ist — Sie werden es bald nachholen. Sonst" — er lächelte und strich aufs neue seinen Bart — „hat sich der schlechte Lehrmeister den Verlust selbst zuzuschreiben."

„Ich werde arbeiten," sagte Ewald Wiskotten und sah aus großen klaren Augen den Lehrer an. Der nickte ihm zu.

„Noch eins. Könnten Sie sich nicht etwas — etwas sauberer anziehen?"

Schweigend sah der junge Mensch zu Boden.

„An Ihre Familie wollen Sie sich nicht wenden?"

„Nein. Noch nicht."

‚Trotzkopf,' dachte der Professor. Aber der Trotz gefiel ihm. Es stak Arbeitsfieber dahinter.

„Wie weit waren Sie auf der Schule?"

„Ich habe das Abiturientenexamen gemacht."

„Auf einem Gymnasium?"

„Ja."

„Da haben Sie's weiter gebracht als ich. Und meine Jungens daheim möchten ihren Vater nicht ausstechen. Seit zwei Jahren hocken die Bengels auf Obertertia. Diese Pietät macht mich nun doch ängstlich. Würden Sie ihnen Nachhilfestunden geben können? Abends, wenn das Licht fort ist? Sagen wir: einen Taler für beide."

„Herr Professor, Sie — ich —"

„Soll das ‚Ja' heißen?"

„Ja!"

„Dann also auf morgen. Ich habe jetzt auch keine Sekunde mehr für Sie frei. Adieu, Herr Wiskotten."

Draußen blickte Ewald Wiskotten in die Sonne. Er zwang seinen Blick, das Gefunkel auszuhalten; wie ein Kind, das seine Kräfte mißt. Seine Glieder spannten sich, sein Schritt wurde elastisch. Und daheim steckte er den Kopf aus der Dachluke und hielt den Blick fest auf die Kunstakademie gerichtet, und das verlorene Paradies erschien ihm nicht mehr als das einzige, in dem der Baum der Erkenntnis zu finden sei. Die Jugend machte ihr Recht geltend, mit neuen Hoffnungen die Geschehnisse zu überwältigen.

Tagaus, tagein hielt er seine Arbeitsstunden. In einem Nebenraum des Meisterateliers stand sein Zeichentisch, und seine Phantasie, auf ein Ziel gerichtet, regte die Flügel, den Turnierplatz zu erforschen und mit Gebilden zu erfüllen. Das Wort des Lehrers legte ihm Zügel an, wenn er aus der Bahn brechen wollte, und das Wort des Lehrers lenkte seinen Blick auf das Blühen und Sprießen am Wege, wenn er dem Zug der Wolken folgte, die ihn nicht mitnahmen. So lernte er die Nähe erkennen und sie liebgewinnen, und aus den Fernen kehrte er heim und erkannte in der Nähe sein eignes Bild.

Neudörfer hatte ihn am ersten Abend seiner Familie zugeführt. Nach kurzer und freundlicher Begrüßung durch die Frau des Hauses waren ihm die Knaben überliefert worden, aufgeweckte Burschen, die sich unter der Pflichtrute wanden und in die Freiheit ihrer Wünsche strebten. Sie suchten aus dem Hauslehrer einen Spielgenossen zu machen, aber Ewald Wiskotten packte eisern zu und übertrug seine junge Erkenntnis, die er dem Vater seiner Schüler dankte, durch sein lebendiges Beispiel auf die staunenden Knaben. Und alle Gärten, die er verriegelt hatte, schloß er wieder auf und lehrte die jungen Seelen das Geheimnis des Familienstolzes, der nicht nachgäbe, bis er in ebenbürtigen Leistungen sich den Namen der Altvorderen erworben hätte, um ihn weiter zu tragen wie ein vorwärtsdringendes Wappenzeichen. Da horchten die Knaben mit leuchtenden Augen den ritterlichen Verkündigungen, steckten, wenn der Lehrer auf die Bücher wies, die Zeigefinger in die Ohren und memorierten mit heißen Köpfen.

„Weshalb reisen Sie nie zu Ihrer Familie?" fragten sie einmal.

„Ich muß erst eine Fahne erbeuten," sagte er. „Oder möchtet ihr in die letzte Reihe gestellt werden, wenn man eure Kameraden feiert?"

„Nein, vornan. Ganz vornweg."

„Seht ihr, deshalb halt' ich mich zurück, bis ich die Kraft habe, zuzupacken. Eines Tages — bin ich da! Mit der Fahne! Und wer eine Fahne trägt, ist ein Führer. Macht's auch so."

Da erhielt für sie die Gestalt des jungen, abgerissenen Lehrers einen romantischen Schimmer. Sie sahen unter dem abgeschabten Röcklein einen heimlichen, goldenen Panzer blinken. Und sie erstrebten seinen Beifall in den Uebungen des Stolzes. Denn das Geheimnisvolle reizte ihre Knabenseelen. Ewald Wiskotten aber fand bei der Sammlung ihrer jungen Kräfte die Sammlung seiner eignen, und er selbst wurde Schüler seines Lehramtes.

Vier Wochen gingen dahin. Sie hatten genügt, ihn auf eigne Füße zu stellen. Seine geringen Bedürfnisse konnte er bestreiten, und für den Sommer hatte ihm Neudörfer die Verwertung von Zeichnungen zu kunstgewerblichen Arbeiten vorausgesagt. Frei trug er den Kopf, und weiter ausschauende Pläne regten sich wieder hervor, wenn er aus seiner Dachluke den Blick sinnend zu dem verlorenen Paradies schweifen ließ, das sich höhnisch vor ihm breitmachte. Ein Bild beginnen. Ganz insgeheim. Ob er es wagen sollte? Nur, um denen da die Quittung über sein Abgangszeugnis zu überreichen?

Als er tags darauf zu Neudörfer aufs Atelier kam, teilte ihm der Aufwärter mit, der Professor sei plötzlich abgereist. Nach Kassel, zu seiner Mutter. Er eilte zur Privatwohnung seines Lehrers und fand nur Frau Neudörfer vor. Mit halbem Ohre hörte er, daß die Mutter des Professors einen Schwächeanfall erlitten und sehnsüchtig nach der Gegenwart ihres Sohnes verlangt habe. Um ihr eine Freude zu machen, hätte ihr Mann die Jungens für die Dauer der Osterferien mitgenommen. Er ließe Herrn Wiskotten bitten, ebenfalls für drei Wochen Ferien zu machen.

Der Lehrer hatte in der Unruhe um die Mutter die Lage seines Schülers vergessen.

„Drei Wochen!" sagte Ewald Wiskotten vor sich hin. „Eine hielte ich aus. Aber drei Wochen ..."

Er strich ziellos und zwecklos den Rhein entlang. Mitten aus dem aufsteigenden Fluge war er herabgefallen durch eine unerwartete Laune des Schicksals. Woher für diese drei Wochen das Geld nehmen? Für diese kurze Spanne, diese lächerlich kurzen drei Wochen, die ihn um alles bringen konnten. Von Ernst Kölsch? Nein, nicht betteln. Das hatte er nicht verdient, jetzt betteln zu müssen, nachdem er gearbeitet hatte. Von der Erkrankung einer alten, unbekannten Frau, von einer dreiwöchigen Unterbrechung seines Lebensplanes durfte er seinen Willen nicht abhängig machen lassen. Hatte er ein Leidensjahr aushalten können, so sollten ihn nun, da es bergan ging, drei Wochen Stillstand nicht um den Gewinn bringen. Jetzt erst ging es in Wahrheit um den Beweis der Ebenbürtigkeit, jetzt, vor dem Ziel.

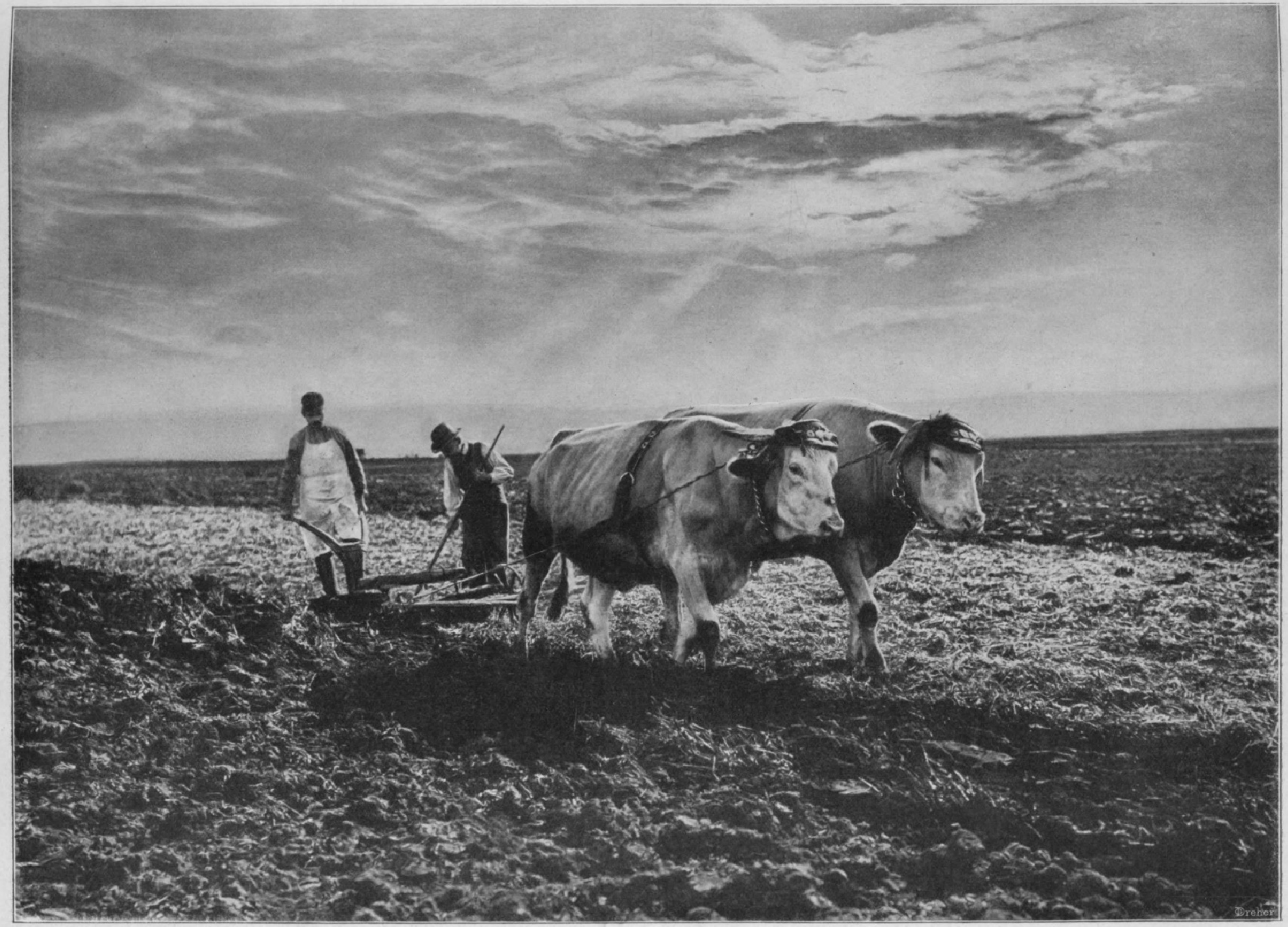
Den ganzen Tag sann er über Hilfsquellen nach, die ihm ermöglichen könnten, sich diese drei Wochen über Wasser zu halten. Irgendeine ehrliche Arbeit, welche es auch sei. Vor sich, auf dem Golzheimer Sand, sah er eine Bretterbude und eine Kantine. Arbeiter mit Schaufel und Hacke kamen in Trupps heraus, um zu Chausseearbeiten ins bergische Land geführt zu werden. Die Arme gerührt! Hier konnte er seinen Willen beweisen! Ohne sich zu besinnen, trat er vor den Aufseher und ließ sich anmustern. Zwischen den neuen Kameraden stand er in der Kantine, finstere und leichtfertige Gesichter um sich, Menschen, denen das Leben nur noch Schaufelschläge galt, in den Erdboden hinein, auf dem sie Stiefkinder waren, hohnlachend oder verbissen.

Am nächsten Morgen zog Ewald Wiskotten mit einem Trupp aus. Die Schaufel geschultert, den Hut in die Augen gezogen, hielt er tapfer gleichen Schritt. Ihm schien der Boden, den er bearbeiten sollte, nicht feindlich, ihm schien die Erde die sorgende Mutter.

„Zugepackt, Wiskotten!" rief der Aufseher.

Und Ewald Wiskotten packte zu.

(Fortsetzung folgt)



Pflügen. Nach einer Naturaufnahme von Hofphotograph Hans Hildenbrand (Stuttgart)

Wo Menschen beieinander sind

Betrachtungen über Geselligkeit

Von

Adele Hindermann

Es ist etwas Wundervolles um die Einsamkeit — die selbstgewählte.

Und doch vertragen wir sie nur in ziemlich beschränktem Maße. Die Stunde kommt, bei dem einen früh, bei andern später, in der die Lautlosigkeit um uns her anfängt, die Seele leise zu bedrücken, der Reiz des Alleinseins sich verflüchtigt und eine dumpfe Unruhe sich schließlich zu dem Wunsche verdichtet: Menschen!

Hier sind, scheint mir, aller menschlichen Geselligkeit Grundursachen zu suchen.

Was wir heute unter Geselligkeit verstehen, jene unendlich verschiedenen Formen des Zusammenkommens — meist unter fremdländischen Namen etikettiert —, hat zum großen Teil mit diesen rein menschlichen Ursachen des Sichgesellens herzlich wenig zu tun. Der Rout der großen Welt, die Kaffeevisite der kleinen Stadt und alles, was dazwischen liegt, beruht recht selten auf jener Sehnsucht von Mensch zu Mensch, viel öfter dagegen auf einer Ausnutzung des Geselligkeitstriebs zu ganz bestimmten Zwecken.

Der gewaltige Betrieb „Geselligkeit" — dessen ausländische Einzelbezeichnungen übrigens nach dem guten Ton von heute zu verdeutschen sind — ist zum mindesten als ein wirtschaftlicher Faktor anzusehen, der Riesensummen ins Rollen bringt; außerdem ist es ja beileibe nicht ausgeschlossen, daß man sich sogar äußerst wohl darin fühlen kann — unter Umständen. Wohler vielleicht als bei der anscheinend garantierten Pantoffelgemütlichkeit des zwanglosen Besuchens ohne eigentliche Einladung.

Das ist nämlich ein Kapitel zum Händeringen. Und immer noch und immer wieder wird sie gegeben, die Aufforderung: doch gelegentlich so ganz ungeniert und ungeladen zu kommen. Ein geradezu leichtsinniger Vorschlag, der es einem blinden Zufall anheimgibt, ob ein solcher Besuch erfreulich oder höchst unerquicklich für beide Teile sich gestalte. Hat der Gast nicht die Gabe des Hellsehens, um genau die Stunde zu wählen, in der dort Besuch gerade erwünscht kommt, so setzt er sich zum mindesten der Möglichkeit aus, „gerade jetzt" zu allen Teufeln gewünscht zu werden.

Er kann noch Gott danken, wenn er gleich an der Tür von einem dienstbaren Geist die Weisung empfängt: „Die Herrschaften bedauern."

Klappt aber durch irgendeinen Umstand der Mechanismus nicht ganz, so daß man ihn notgedrungen einläßt, dann wird ihm der weichste Sessel zum Rost, auf dem er bratet, angesichts der Erkenntnis, daß sein Wegleiben hier so erheblich wünschenswerter gewesen wäre als sein Kommen — gerade jetzt. Er erinnert sich, daß man ihn nicht dringlich genug zu einem „gemütlichen" Besuch auffordern konnte, und sieht sich statt dessen in eine Situation hineingebracht, die an Ungemütlichkeit ihresgleichen sucht.

Selbstverständlich kann die Sache auch ganz anders kommen. Der Wunsch nach Menschen kann bei beiden Teilen zeitlich zusammenfallen und so eine Stunde äußerster Traulichkeit schaffen; aber nicht dank der planlosen Verabredung, sondern trotz ihrer.

Die es daraufhin immer wieder riskieren mögen, sind jene, für die alle Geselligkeit in zwei Hauptteile zerfällt: steife und gemütliche. Zu den ersteren zählen sie solche Zusammenkünfte, denen Einladungen mit bestimmten Angaben über Zeit und Stunde, Zuschnitt der Gesellschaft und Kleidung vorausgehen. Die stille Opposition gegen diese vorgeschriebene Form ist es, die in dem völligen Gegensatz ohne weiteres „teutsche Gemütlichkeit" garantiert sieht.

Es ist dies einer von den Irrtümern, die darum so gern geglaubt werden, weil sie der Wahrheit so — ähnlich sehen, weshalb diese Zweiteiler nie aussterben werden. Sie übersehen dabei nur, daß nicht sowohl den verschiedenen Geselligkeitsformen diese ziemlich plumpe Zweiteilung zukommt, als vielmehr ihnen selbst und ihrer Wesensveranlagung, die feinere Abtönungen nicht hergibt.

Nur zu häufig sind gerade sie es, die ihre vielgenannte Gemütlichkeit da lassen, wo daheim der Hausrock hängt, und sich ihrerseits mit einem ausreichenden Maß von Steifheit wappnen, sobald sie in eine Gesellschaft eintreten.

„Man amüsiere mich," sagen ihre Mienen, und ein entsagendes Lächeln spricht gleichzeitig: „Man wird es nicht können." Zu völliger Passivität sind sie von vornherein entschlossen. Nicht daß sie sich völlig in Schweigen hüllten, o nein, dazu sind sie zu wohlerzogen; aber was sie reden, sind Dinge, an denen ihr Innenleben nicht den leisesten Anteil hat, was sie fragen, interessiert sie selbst nicht im geringsten. So glauben sie ihrer Gastpflicht zu genügen, indem sie jenes Redegeräusch produzieren, in Duett-, Terzett- und Quartettform, jene Schallwellen zwischen Fräcken und Seidenkleidern, die wir — Konversation nennen. Sie fühlen sich selbst tödlich gelangweilt dabei, und ihre auf der Lauer liegende Kritik dieser Geselligkeit labt sich förmlich am eignen Unbehagen; so merken sie gar nicht, daß sie Ursache und Wirkung total verwechseln.

Denn an ihrem mangelnden Wohlbehagen sind die genauen Bestimmungen über Zeit und Art des Zusammenkommens ebenso wenig schuld wie ein vom Zufall geleiteter Besuch Garantien für Gemütlichkeit bietet. Für beides scheinen mir ganz andre Faktoren bestimmend zu sein.

Um ihnen auf die Spur zu kommen, wird man das Gegensätzliche zwischen Einsamkeit und Mehrsamkeit zu betrachten haben und zurückgreifen müssen auf jenen Zeitpunkt, wo der Reiz des Alleinseins als solcher aufhört und den Einzelmenschen nach der Gegenwart andrer verlangen läßt.

Was eigentlich sucht, wünscht und erwartet er dort?

Sehr selten wird er sich selbst darüber Rechenschaft ablegen; sicher aber handelt es sich um ein ganz ausgesprochenes Vermissen in ersterem Zustand, dem der zweite abhelfen soll.

Das Wesen der Einsamkeit kennzeichnet sich durch ein Zwiefaches: sie verarbeitet allmählich und verbraucht empfangene Sinneseindrücke; sie erzeugt anderseits durch die mit ihr verbundene gesteigerte Hirntätigkeit gewisse neue Werte, Erkenntnisse oder Fragen, die — sie mögen nun an sich so bedeutend oder so unbedeutend sein wie sie wollen — nach Ausdruck verlangen durch die Sprache.

Der so entstandene Eindrucks- und Ausdruckshunger dürfte wohl als die treibende Kraft anzusehen sein, welche die Menschen gesellig zueinander führt, wobei der Geselligkeit als solcher die Aufgabe zufällt, jene geistige Magenfrage, wenn ich so sagen darf, möglichst vollendet zu lösen.

Daß ihr mit einem allgemeinen Menü nicht beizukommen ist, steht ohne weiteres fest, wenn wir berücksichtigen, was alles eine solch geistige Magenfrage umfaßt, welch unendliche Verschiedenheiten sich zusammenfinden hinsichtlich dessen, worauf Eindrucks- und Ausdruckshunger des einzelnen abzielt. Denken wir nur an zwei menschliche Exemplare: der stille Gelehrte wird sich äußerst wohl fühlen, wenn er einen kongenialen Geist findet, der im Geben ihm starke Eindrücke schafft und seinem Ausdrucksbedürfnis durch verständnisvolles Nehmen entgegenkommt. Die „schöne Frau" dürfte wahrscheinlich keineswegs nach kongenialen Geistern dürsten; sie ist voll auf ihre Kosten gekommen, wenn sie nur einen Eindruck mit heimnimmt, nämlich den, solchen — gemacht zu haben.

Wesensentfaltung, das ist's. Und die ergibt bei jedem ein andres Bild. An der Hand jener zwei so weit auseinanderliegenden typischen Beispiele und dessen, was sich zwischen ihnen umhertummelt, tritt die Vielfältigkeit unsrer geistigen Mägen und damit die Schwierigkeit einer angemessenen Sättigung aller recht deutlich zutage.

So hat denn jeder Gast, der eine Gesellschaft aufsucht, bewußt oder unbewußt seinen höchsteignen Wunschzettel in der Tasche; denken wir uns, daß diese etwa in der Garderobe gesammelt und der Wirtin vertrauensvoll übermittelt würden, so dürften sich die wohlfrisierten Haare der Aermsten wohl sträuben angesichts dessen, was alles man sich von ihrer Kunst als Gastgeberin, von ihren geistigen Menüs verspricht.

Es deckt sich nämlich keineswegs immer mit dem, was sie zu servieren gedacht hatte.

Vielleicht hat sie einen jungen Lyriker vorgesehen, dem sich die Rocktasche bäumt von allerhand vorzutragenden, noch ungedruckten Herrlichkeiten; vielleicht war es irgend ein musikalischer Star, männlichen oder weiblichen Geschlechts, den sie für ihre Gäste eingefangen hatte; gar nicht zu reden von dem „mit Recht so beliebten" Weltreisenden — wohin mit diesen glänzenden Programmnummern, die sie im Lauf des Abends wie Rosinen in den Kuchen zu streuen gedachte, wohin mit ihnen, wenn auf keinem Wunschzettel das Verlangen nach diesen Rosinen laut wird?

Es ist eben eine eigne Sache um dies Rosinenstreuen. Gar nicht ausgeschlossen ist es selbstverständlich, daß es unter Umständen zu zündender Wirkung gelangen kann, trotzdem kein Wunsch danach verlangte.

Aber es hat eine nicht ganz unbedenkliche Seite — immer von dem Gesichtspunkt aus gesehen, daß jeder Einzelgast sich möglichst wohl fühle — durch zwei Umstände: erstens daß gegenüber den Rosinen die Gesamtheit der andern Gäste zur Teigmasse herabgedrückt wird, was einen leisen Eingriff in das Ich-Gefühl des einzelnen bedeutet; zweitens, daß sogenannte „interessante" Menschen durchaus nicht jedem und in jedem Moment interessant sind.

Der Eindruckshunger des einzelnen ist eben nicht mit einem für alle vorgesehenen Gericht zu stillen; sein Ausdruckshunger anderseits kommt in jenen Momenten, wo er nichts als — Kuchenteig für jene Rosinen zu sein hat, erst recht nicht auf seine Kosten.

Mir scheint, gewisse Möglichkeiten zu einer Rosine — um im Bilde zu bleiben — stecken mehr oder weniger in jedem Menschen.

Womit ich um Himmels willen nicht sagen will, daß jeder etwa sein Talentchen in der Tasche hätte, zur Not ein Gedicht zustande bringen würde oder sich sonstwie im Handumdrehen zum Brennpunkt eines größeren Kreises machen ließe.

An solches denke ich ganz und gar nicht, schon deshalb nicht, weil ich der ketzerischen Ansicht bin, daß ein besonderes Können auf irgendeinem Spezialgebiet keineswegs immer die sichere Voraussetzung dessen ist, was wir „interessant" nennen.

Ich möchte dieses Interesse mit einem starken Faden vergleichen, der sich von Mensch zu Mensch, von Geist zu Geist spinnt, beide aneinander fesselt im gesteigerten Geben und Nehmen, wo das Wort lebendiges Leben atmet, wo das Hören zum Lauschen wird.

Und diesen Faden spinnen nicht glänzende Redewendungen, nicht gesellschaftliche Routine, nicht großes Wissen, sondern einzig die Persönlichkeit als solche. Das bedeutet: die Summe alles dessen, was nur auf eignem Acker gewachsen ist, nur auf eben diesem Acker wachsen konnte.

Freilich sind die Bodenverhältnisse sehr verschieden, und die Ernten fallen dementsprechend dürftig oder verschwenderisch aus. Aber so arm ist wohl keiner, daß er seinem Nachbar nicht wenigstens etwas zu geben hätte aus eignem Besitz.

Nur müssen diesem Eignen die Tore geöffnet werden, sperrangelweit, so daß das Unkraut „Konversation", an das sich die Unbehilflichkeit vielleicht klammerte, an die Wand gedrückt wird!

So, nun sprich. Nun wirst du uns nicht mehr fragen, ob wir den „Roland von Berlin" schon gesehen haben, ob wir gern Schlittschuh laufen oder wohin wir im Sommer zu reisen gedächten. Das waren Worte, die vom Rand deiner Lippe zu Boden fielen. Nun krame einen einzigen eignen Gedanken aus, ein wurzelechtes Wort; es braucht beileibe nicht bedeutend zu sein, ein Einfall nur, ein Augenblickseindruck meinetwegen, aber — Eigenprodukt; und der feine Faden einer lebendigen Beziehung wird sich ausspinnen, wenn er nur einen winzigen Stützpunkt am Gegenüber findet.

Ja, wer für all jene gesellschaftlichen „Füllnummern" die Wünschelrute hätte, die einer frohen Entfaltung ihres Eigenwesens die Tore öffnete, er würde noch manche — Rosine finden, wo gar keine zu vermuten war. Und hätte vielleicht anderseits einem Ausdruckshungrigen die Bahn frei gemacht zum Sprechen, seinem Mitteilungsbedürfnis die Wege geebnet.

Eine solche Wünschelrute in der feinfühligen Hand der Wirtin, davon wäre mancherlei, aber noch nicht alles zu erhoffen: es muß ihr Unterstützung werden aus dem Kreis ihrer Gäste selbst.

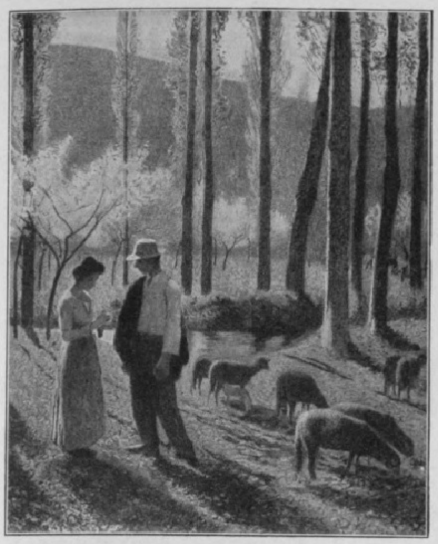
Sie ist der Feldherr, der das Ganze leitet, die bestimmenden Linien in großen Zügen festlegt und aufmerksam überwacht. Dabei kann sie nicht immer mit Sicherheit unterscheiden, ob das Stimmengewirr um sie herum, auf dessen Anschwellen und Abebben sie lauscht, lebendiges Leben ist oder jene kraftlosen Schallwellen der Konversation, die nichts weiter bedeuten als: zwei Einsame und zwischen ihnen ein Redegeräusch.

In der Masse klingt eins wie das andre, für das Ohr der Wirtin entscheidet zunächst die Quantität.

Denn ihr Eingreifen in den Betrieb, soweit er sich auf geistigem Gebiet abspielt, kann nicht viel wirksamer sein als das eines ihrer Gäste, wenigstens kann zurzeit immer nur ein Kreis im Kreise ihrer Fürsorge teilhaftig werden. Die übrigen sind auf sich selbst, das heißt ein Gast auf den andern angewiesen.

Hier spielt sich jene Wechselwirkung im großen ab zwischen Geben und Nehmen; Ausdrucks- und Eindruckshunger gehen ihre so unendlich verschiedenen Wege, gehen sie in allen Gangarten: zielbewußt oder tastend unsicher; rücksichtslos oder schüchtern; scheu zurückhaltend oder mit heiterem Freimut.

Ein Tummelplatz aller möglichen Wesensveranlagungen; ein Probierstein außerdem für die Kunst — Gast unter Gästen zu sein.



„Frühling“, Seitenflügel von Henri Martins Triptychon „Jahreszeiten“

Ein Maler des Lichts

Von

Carl Lahm-Paris

(Hierzu sechs Abbildungen)

Toulouse ist eine der Vorratskammern Frankreichs; es liefert ihm Getreide, die mannigfaltigsten Industrieerzeugnisse, es liefert ihm Männer. Dort unten im Süden gibt es noch einige nicht angekränkelte Brutstätten des gallischen Menschenschlags, den dreihundert Jahre Versailles im Norden aufgerieben. In Toulouse haben die untersetzten, breitschultrigen Bürger noch Blut und Knochen, in Toulouse schielt man nicht in allen Dingen nach dem großen Tollkopfe Paris, sondern hat seine eignen Gedanken; es ist eine seltene französische Stadt, in der die Arbeit, die ehrliche, strenge Arbeit, ihren Sitz erkoren. Rings umwogt es in der Ebene das Korn, aber über seinen Dächern steigen mit den vielen Kirchtürmen in großer Zahl rauchende Fabrikschlote auf; da entstehen die hunderttausend Sensen und Sicheln, die man in ganz Frankreich mit Vorliebe aus den Stahlwerken von Toulouse bezieht, da wirken die Webstühle und laufen fleißig andre Maschinen aller Art. Auf der Garonne kommen die Seeschiffe heran, um die Ernte des Bodens und die Ernte der Werkstätten weithin für die Kolonien zu verladen. Vier Göttinnen haben sich über der Stadt die Hände gereicht, die des Ackerbaus, der Industrie, des Handels und der — Kunst.

Hinter der hohen Stirn des Toulousain ist Raum für vieles; er ist der Mann der Prosa und der Poesie zugleich; er zog als Kaufmann wie als Troubadour in die Welt und übte in Gascognerweise Schwert und Zunge. Setzte man jedem großen Sohn in der Vaterstadt ein Denkmal, sie hätte wohl beinahe so viele Monumente wie Häuser. Der Toulousain ist der geborene Redner und hat seine eigne Sprache; er rollt die Rs prrrononciert scharf und kümmert sich weniger um den Wohlklang und die Grazie der Laute als um die Gedankenprägung, um das literarische Feuerwerk seiner Tiraden. Er schwelgt geradezu in den farbenschönsten Bildern. Darum hat er immer im Parlamente eine hervorragende Rolle gespielt; Jean Jaurès ist heute der Typus der Toulouser Beredsamkeit. In den Augen haben dann die Leute der Garonnestadt den Blick der Idealisten; welche Maler und Bildhauer sandten sie nicht schon aus ihren Reihen hervor! Das dem Südfranzosen eigne, stets so merkwürdig funkelnde Auge strahlt etwas von jener Sonne wieder, die so heiter und heiß den gesegneten Gauen ihre Grüße sendet. Man nennt Paris die „Ville Lumière“; sie ist die Stadt des künstlichen Lichts. Wo aber die Tagessonne weit herrlicher leuchtet als über der Seine, das ist im goldenen Korntal der Garonne; die wahre Lichtstadt Frankreichs ist Toulouse.

Wir wissen jetzt, daß sie an der Wiege einer neuen Kunst gestanden hat, die ihren Weg des Triumphs nimmt, der Malerei des Lichts. Sie ist ganz neu, so alt wir sie wähnen ... Die Meister aller Schulen unterschätzten nie die Bedeutung des Lichts, ohne das keine Farbe lebt; doch wenn sie es in seiner Wirkung malten, war es ihnen Mittel zum Zweck. Sie malten nicht das Bild des Lichtes wegen, sie malten das Licht des Bildes wegen. Erst die Modernen, die Impressionisten, wurden bewußtere Anbeter des Gottes Helios. Toulouse hat einen Maler geboren, der allein dem Lichte lebt, der Felder, Bäume, Menschen malt, bloß zum Siegesjubel des Lichts. **Henri Martin** sind seine „Sujets“ nur Mittel zum Zweck, sein Ziel sind einzig die Zaubereffekte des Sonnenscheins, von dem er einen ausreichenden Schatz aus der Toulouser Heimat mit ins Leben genommen. Aus seinem dunkeln romanischen Auge sprühten Lichtfunken zugleich mit den Farbentupfen von der Palette auf seine seltsamen Bilder, die so unwiderstehlich seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit aller auf diese neue Kunst lenkten. Malt er in fliederblauer Stimmung den Frühling, im satten Grün und Rosenrot den Sommer oder im Ockergelb fallender Blätter den Herbst — was uns trifft und unvergeßlich bleibt, das sind die Sonnenstrahlen, die unerschöpflich seinen Farbensymphonien entschlüpfen.

Dabei handelt es sich um keine prätentiöse Kunst! Henri Martin ist ein dekorativer Maler, vielleicht im Augenblick **der** dekorative Maler Frankreichs. Sein Stern ist in rapidem Steigen und hat bald die Höhe des unsterblichen Puvis de Chavannes erreicht. Viel kühner und moderner in der Wahl seiner Mittel wie Puvis, hat Henri



„Herbst“, Seitenflügel zu Henri Martins Triptychon „Jahreszeiten“

Martin doch viel Verwandtes mit dem geschiedenen Meister. Puvis de Chavannes selbst soll einmal vor einem der Bilder des jungen Toulousain gesagt haben: „Der da wird mich fortsetzen.“ Diese Prophezeiung ist in der Erfüllung. Martin kennt das Geheimnis, das die Wandmalereien Puvis' so unendlich anziehend machte, den diskreten und warmen Ton in den Farben; in der Virtuosität der Zeichnung kommt er ihm ebenfalls mehr und mehr gleich. Im Pariser Stadthaus, das bereits eine malerische Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist, kann man in den Prunkräumen die Panneaux beider Künstler nebeneinander sehen und ihre intime Verwandtschaft feststellen. Martin bringt nur als ein neues Element seine Liebe mit: das Licht. Im Hotel de Ville der Seinestadt tat sich Henri Martin sichtbar noch einigen Zwang an, um nicht ganz sein südländisches Feuer in seine Wunderlandschaften auszugießen, die mit der künstlerischen Umgebung sonst gar scharf kontrastiert hätten. Malt er aber für das Kapitol in Toulouse oder die Caisse d'Epargne in Marseille, dann greift er zu seinem provenzalischen Farbenkasten, läßt die heiße Sonne scheinen und entfernt sich weit von den milden Vorwürfen Puvisscher Wandmalerei.

Henri Martin ist nie direkt Schüler Puvis de Chavannes' gewesen; er lernte bei Jean Paul Laurens, dem großen vielseitigen Talente, und machte dann zwei Etappen von Bedeutung durch, bevor er seine wahre Berufung erkannte. Ein jeder



„Der Sommer“, Mittelbild von Henri Martins Triptychon „Jahreszeiten“ im Kapitol von Toulouse

Künstler, der Paris passiert, hat seine „anarchistische" Periode überstanden, auch Henri Martin; ihn führte dazu der selbsterkannte Mißerfolg im konventionellen historischen Bilde. Ein Dantescher Stoff: „Paolo Malatesta und Francesca da Rimini in der Hölle", ganz im Stile seines Meisters Laurens, hatte ihm aus der Heimat zwei der so selten zu wahren Kunsttaten führenden und darum nicht minder von allen heiß begehrten offiziellen Aufträge eingebracht; er malte für das Museum von Toulouse das „Föderationsfest" und für das Museum von Agen einen „Einzug Carnots". Die Fesseln abschüttelnd, wandte sich Martin Baudelaires schrecklichen Visionen zu. „Die Blumen des Bösen" werden noch oft die wilde Phantasie der jüngeren Künstlerköpfe befruchten! „Der Mensch zwischen Laster und Tugend" war das erste bedeutendere Werk aus diesem Zyklus; man sieht es im Museum von Toulouse und wird es, so weit entfernt es von den heutigen und wohl definitiven Themen des Malers ist, als den Ausgangspunkt seiner Lichtkarriere betrachten. Zum ersten Male in der Tat bediente sich Martin entschlossen des neuen Tupfsystems und fand heraus, daß das revolutionäre Farbenmosaik Beleuchtungseffekte zu geben gestattet, wie sie die alte Malweise nicht gekannt. In „rohes Tageslicht" badete er die etwas vulgäre Nacktheit des „Lasters", von einem sanften, fast überirdischen Schein ließ er die jungfräuliche Gestalt der „Tugend" umspielen; und zwischen „Laster" und „Tugend", bald den Reflexen des rohen Tageslichts, bald dem Abglanz aus höheren Sphären ausgesetzt, steht das schwankende Rohr, der Mensch. Künstlerisch höher zu stellen sind die Visionen „Jeder hat seine Schimäre" und „Dem Abgrund zu". Letzteres Bild, welches das Museum von Bordeaux zu seinen besten modernen Stücken zählt, zeigt ein Heer buntgemischter Gestalten, die gedrängt bergabwärts hinter einem grausigen Phantom, halb Weib, halb Priester, herjagen; ein seltsames, spiritistisches Licht ergießt sich über diesen Baudelaireschen Opium- oder Haschischtraum. Toulouse selbst besitzt etwa ein halbes Dutzend Martinscher Bilder, darunter einige in scharlachrote Mäntel gekleidete Troubadoure und einige Darstellungen der „Muse" seiner Heimat, die es den Wunsch hegen ließen, der kunstbegabte Sohn der Stadt möge sein Talent dem Schmuck ihres „Kapitols" widmen. Dies Verlangen trieb Henri Martin völlig zur großen dekorativen Malerei und zur Landschaftsschilderung, in denen er die in den letzten „Salons" ganz im Vordergrunde stehenden Taten geleistet.

Die Riesentriptychons „Jahreszeiten" und „Arbeit" sind Werke einer neuen genialen Kunst, über die sich die Kritik noch lange nicht ausgesprochen haben wird. Die Lichtfülle, die diese Gemälde spenden, ist von einer ganz unerhörten, blendenden Stärke. Wahrlich, das ist die Landschaft, wie sie sich gesegnet zu den Füßen der Pyrenäen ausdehnt, und mit ihrer Sonne! Der eine Seitenflügel des Triptychons zeigt sie im Frühling; schlanke Pappeln, im ersten sanftgrünen Frühlingsschmuck erschauernd, Fruchtbäume dazwischen, von Blütenschnee bedeckt, vorn weidende Schafe und ein junges Paar, das sich Längstterratenes zu sagen hat. Auf der Mittelfläche dieselbe Pappelreihe, die sich über alle drei Bilder fortsetzt, diesmal stolzer, reicher belaubt; im



Morgen

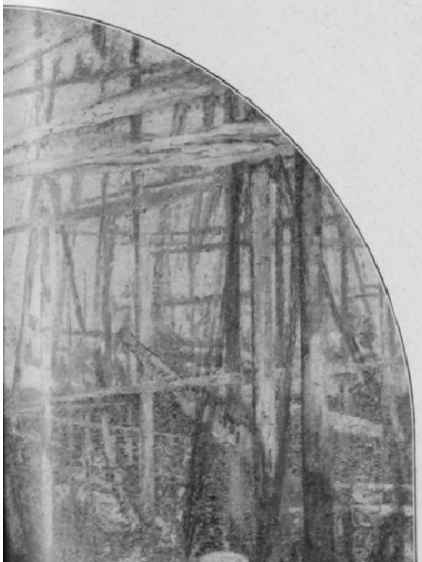


eit
on
artin
asse von
lle

Hintergrunde dunkel die ersten Waldhügel, die aus der Ebene zur Gigantenkette der Pyrenäen überleiten. Zug liegt im ganzen; die pfeilgerade aufstrebenden Pappeln geben der Landschaft etwas Großes, Einheitliches zum Charakter. Eine Kette von Schnittern mäht im Vordergrund die Wiese; man kann sich nichts Ueberraschenderes denken als die Wirkung, die ihre sich gleichende gebückte Haltung und der ausholende Schwung ihrer Sensen auf den Beschauer ausübt. „Im Anfang war der Rhythmus!" sagte der denkende Musiker Hans von Bülow. Martin hat die rhythmische Bewegung als einen der großartigsten Faktoren auch in den bildenden Künsten erkannt und sie seit seiner Entdeckung auf dem Schnitterbilde, auf dessen Besitz Toulouse stolz sein kann, nicht mehr aus dem Auge gelassen. Das Spiel der langgestreckten Schatten, welche die Pappeln auf die Wiese werfen, und der Streifen intensiver Sonne macht aus jedem der sich mühenden, muskelstarken Landarbeiter eine neue Körperstudie; ganz entzückend wirkt daneben der Ringelreihen weißgekleideter Mädchen, die eine erwünschte Abwechslung ins Ensemble bringen. Von den hochsommerlichen Glutfarben geht es dann sanft hinüber in eine herbstliche Walddämmerung mit einer Ziegen hütenden Alten, zur Resignation.

Die „Arbeit", die in Marseille das mächtige Gebäude der Sparkasse ziert, zerfällt in die drei Bilder „Morgen", „Mittag", „Abend" und führt uns direkt an den Hafen des Mittelmeeres. Auf den Kais zunächst zur Schule gehende Kinder und allerlei Waren zum Markte bringende Weiber, dann die „dockers" in der Mittagshitze in voller Arbeit des Entladens; schwere Körbe und Säcke auf dem Rücken, kommen die Männer über die Bretterstege von den Schiffen her. Ein wahrer Wald von Masten ragt darüber in den Himmel. Man ist beinahe erschreckt über die Kühnheit, mit der Martin auf diesem Mittelbilde in Farben schwelgte, und wer nie einen südländischen Hafen unter der stechenden Mittagssonne gesehen, mag dies in Masse verteilte Gelb und Rot für lächerlich übertrieben halten. Masten und Tauwerk schreien geradezu im sattesten Ockergelb zu uns herunter, die Körbe auf den Köpfen leuchten wie Sonnenblumen, alles funkelt, — und unwillkürlich hält man sich beschattend die Hand vor die Augen und sucht die ruhigeren Töne der Abendszenerie mit ihren beschaulichen Paaren, die spazieren gehen. — Weit entfernt ist diese monumentale Malkunst voll südlichen Temperaments von der des sanften Puvis de Chavannes, dem sich Martin im Pariser Rathaus so verwandt zeigt. Puvis war vielleicht nur insofern ein Pfadfinder für den Jüngeren, als er den sogenannten „Rhythmus der Linien" pflegte; Martin übersetzte den Rhythmus in die Bewegungen. Beim ersten Blick auf die „Arbeit" muß einem wieder wie bei den Schnittern das rhythmische Leben seiner Gestalten auffallen.

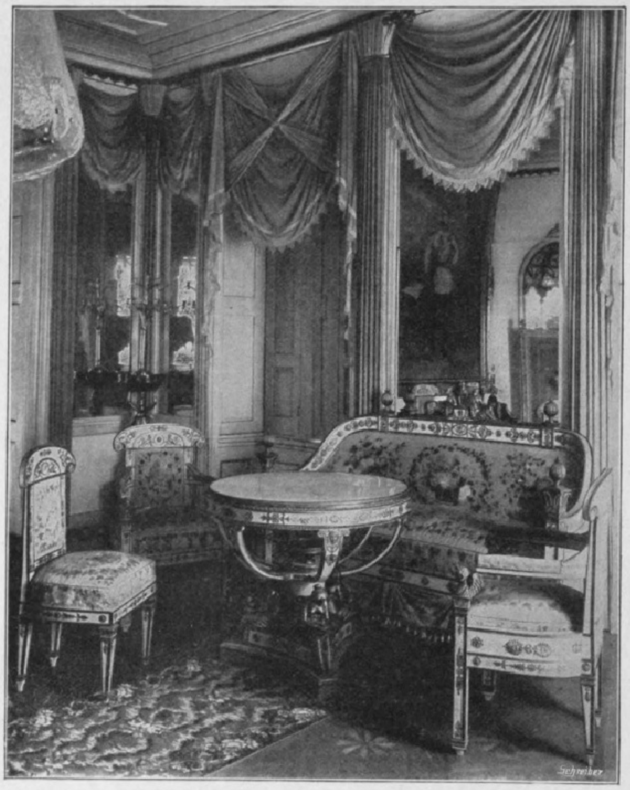
Es ist zu bedauern, daß die besten Leistungen des Künstlers ihrer ungewöhnlichen Dimensionen halber in ausländischen Ausstellungen nicht bekannt werden können. Sie werden dafür in den sie besitzenden Städten als Sehenswürdigkeiten gelten; wer im Süden Frankreichs reist, wird unsern Maler des Lichts in Toulouse im Kapitol aufsuchen; den Platz an der Sonne dort hat er verdient.



ttag



Abend



Empiremeublement im Salon auf Schloß Wetzdorf

Schloß Wetzdorf

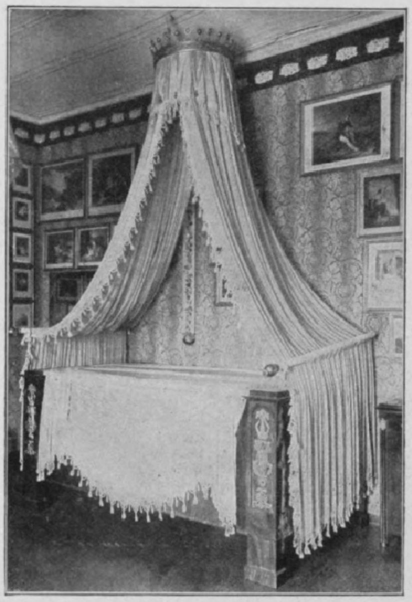
Eine Perle des Empirestils

Von

Joseph Aug. Lux, Wien-Döbling

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der liebliche Ort Wetzdorf an der Franz-Josephs-Bahn bei Wien birgt ein kostbares Vermächtnis. Daß der volkstümlichste österreichische Feldherr, Graf Radetzky, dort begraben liegt, will für uns weniger besagen, als daß im Schloß Wetzdorf, ehedem von Radetzky bewohnt, ein vollkommenes Beispiel der Kultur von 1800 bis 1850, soweit sie im Hausrat und in den häuslichen Gebrauchs- und Kunstformen zum Ausdruck kommt, erhalten ist. Und zwar in solcher Vollständigkeit und Echtheit, daß wir heute kein zweites auch nur annähernd vergleichbares Dokument aus dieser Epoche zu nennen vermögen. Die Schätze, die sich dort angesammelt haben, sind ziemlich unbekannt. Wer würde auch derlei in dem bescheidenen Oertchen in zwar reizender, aber ziemlich anspruchsloser Gegend vermuten? Freundliches Hügelland, Kornfelder und Weingärten, zwischen denen sich ein Bach durchschlängelt, von Weiden bestanden, die weiße reinliche Ortschaft, die man von der Bahn aus übrigens gar nicht mal bemerkt: das ist die Idylle, in der ein Stück österreichische Kriegsgeschichte friedlich verklingt. Das Landschaftliche hält den Wanderer nicht mit starken Fesseln. Auch der sogenannte Heldenberg, wo Graf Radetzky, Graf Wimpffen und — der Armeelieferant Parkfrieder begraben liegen, lockt wenige Besucher an. Denn mit Kunst hat dieses Mausoleum wenig zu tun. Ein langer gerade geschnittener Waldweg führt den Heldenberg — eine ganz mäßige Anhöhe — hinan; Standbilder aus Gußeisen säumen den Weg und stehen auf dem Plateau, wo sich ein Obelisk und die Ehrenhalle erheben. Büsten sind es von ausgezeichneten Kriegsgenossen, kreisförmig angeordnet. Links und rechts vor der Halle steht je solch ein Büstenkranz. Unter den Obelisken aber ruhen die Helden Radetzky und Wimpffen. Und Parkfrieder. Der letztere sogar zwei Stockwerke tief, also ganz zu unterst, und zwar sitzend, in eine eiserne Ritterrüstung gehüllt. So ist er, seiner letztwilligen Verfügung nach, um Mitternacht bei Fackelschein ohne jede weitere Zeremonie bestattet worden. „Das Grab im Busento“ mag dem romantischen Manne vorgeschwebt haben. Ja, die Legende will wissen, er habe sich auf einem Düngerwagen in einer Kiste zur Grabstätte führen lassen. Die Frage stellt sich ungerufen ein: wie kommt jenes katzenbuckelnde, samtpfotenweiche Männchen mit den suchenden, hastigen Augen und habsüchtigen Gesichtszügen in diese illustre Gesellschaft, zu diesen theaterhaft angetanen Insignien der Ritterschaft und zur Ehre, die Heldengrabstätte zu teilen, ja sogar ihre innerste Kammer zu bewohnen, daß es den Anschein hat, als ob alle hier verewigten Kriegshelden Oesterreichs nur die E[illegible]wache für ihn bildeten? Parkfrieder war Armeelieferant und eigentlich immer mit einem Fuße im Gefängnis. Der arme Soldat, der im Felde lag und dem gewissenlosen Lieferanten fluchen mochte, der ihn bei jeder Ration betrog, ahnte nicht, daß er die schwere Blutsteuer zum



Himmelbett aus der Biedermeierzeit

Bau der Ruhmeshalle auf dem Heldenberg zu tragen hatte. Prozesse wegen schlechter und vertragswidriger Proviantversorgung waren anhängig, wurden aber niedergeschlagen. Die Klagen mehrten sich, aber es fand sich niemand, die Sache zu vertreten. Dabei wuchs Parkfrieders Vermögen ins Ungemessene. Die Führer standen bei ihm tief in Geldschuld. Daß der Mann den Heldenberg noch zu Lebzeiten der Schlachtenführer errichten ließ, daß er sie in dem von ihm adaptierten Schlosse Wetzdorf mit freigebiger Gastfreundschaft empfing und dem Grafen Radetzky den Wohnsitz auf lange Zeit zu freier Verfügung überließ, entsprang keineswegs seiner patriotischen Heldenverehrung, sondern hatte begreiflicherweise einen viel prosaischeren Grund. Was dem heutigen Kaufmann die Reklamekosten sind, das war dem schlauen Rechenmeister die Lockspeise, mit der er sich die einflußreichen Persönlichkeiten gewogen hielt. Was lag dem Krösus daran, wenn er mit devoter Unterwürfigkeit dem Heerführer sagte: „Herr, mein Schloß ist Euer!“ Es war kein Opfer. Er hatte genaue Rechnung gemacht, und die Rechnung war gut. Er konnte sich ins Fäustchen lachen und von dem Lorbeer, der die greise Soldatenstirn deckte, ein paar Blättlein für seinen kahlen Schädel abpflücken. Er konnte sich dabei ganz gut eine kleine Passion erlauben, indem er das Angenehme mit dem Nützlichen verband und einem romantisch ritterlichen Sport huldigte, der ihn bei seinen hohen Gönnern recht angenehm erscheinen ließ. Und er trieb diesen Sport wie ein kleiner bürgerlicher Geschäftsmann, der tagsüber den Rechenstift und die Elle führt, am Abend seine Tischgesellschaft aufsucht, wo Ritter gespielt wird und der Schoppen erst dann die rechte Würze gibt, wenn man in Gewändern der nahen Maskenleihanstalt davor sitzt.

Aber derselbe Parkfrieder, der trotz des Heldenberges vergebens danach strebte, seinen Namen mit den glanzvollen Trägern österreichischer Militärgeschichte dauernd zu verflechten, hat sich auf einem Gebiet ein Verdienst erworben, an das sein Ehrgeiz vielleicht zuletzt gedacht hat, auf dem Gebiete der Kultur- und Kunstgeschichte aus der ersten



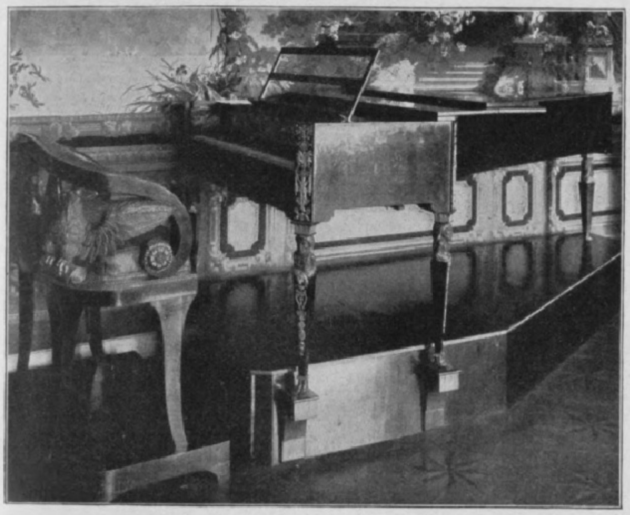
Spiegelkommode mit Standuhr und Armleuchtern

Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Was wir aus jener uns zunächst liegenden Vergangenheit wissen, haben wir mühselig aus einzelnen noch vorhandenen und verstreuten Resten zusammengetragen, aber nirgends haben wir ein unverfälschtes Bild gefunden von der Art, wie reiche Leute in jener eminent bürgerlichen Epoche zu leben pflegten. Ein solches Bild hat uns Parkfrieder hinterlassen. Er hat wohl nicht daran gedacht, seinen Nachkommen einen Spiegel seiner Persönlichkeit innerhalb des Hauses zu geben, sonst wäre deswegen auch in den Dingen seines Heims die Pose an Stelle einfacher Lebenswahrheit getreten, sondern er hat einfach als Mann von weltmännischer Bildung sein Haus mit dem Luxus ausgestattet, den seine Zeit und sein Geschmack erlaubten. Und da er dabei so auf eigne Art verfuhr, bekam das Hauswesen den Ausdruck von Frische und persönlicher Unmittelbarkeit, den es heute noch auf den überraschten Enkel jener Tage ausübt. Wir können uns nicht fassen vor Staunen über die dekorative Leistungsfähigkeit jener Zeit, über die Gediegenheit der Möbel und den feinen Geschmack, der im Arrangement der Räume liegt.

Vierunddreißig Räume sind heute noch im ursprünglichen Zustande erhalten, von dem jetzigen Besitzer des Gutes, dem Oekonomen Anton Fichtl, mit der Liebe und Sorgfalt eines treuen Kustoden bewacht. Möbel, kunstvoll geschnitzt, aus edeln Hölzern gefertigt, mit feiner Einlegearbeit versehen, Empire und Biedermeierformen harmonisch vereint, weiße Tüllvorhänge vor den Fenstern und über den Betten auf so kunstvolle Art drapiert, daß man ordentlichen Respekt vor solcher gänzlich entschwundenen Tapezierkunst empfindet, eingebaute Schränke, helle, freundliche Korridore, anmutige Höfe und bei aller Pracht so viel liebenswürdige bürgerliche Schlichtheit und Vornehmheit, daß man aus den Räumen, in denen die Stimme der Ahnen forttönt, nicht mehr scheiden möchte. Die Malerei der ersten Jahrhundertshälfte ist in allen Räumen vertreten, zahlreiche anmutige Frauenbildnisse, von Künstlerhand gemalt, schauen aus den Rahmen nieder, und um mehr als eines schlingt ein unvergeßlicher Liebesroman den immergrünen Efeu der Erinnerung, den Namen des Schloßherrn mit einspinnend, der es verstanden haben muß, mit seiner Klugheit und seinem Gelde nicht nur Mars, sondern auch Amor zu seinem Freunde zu machen.



Gesticktes Sofa mit Bronzebeschlägen



Alter Flügel im Musiksaal

Freilich feiert auch der Personenkultus in einigen Räumen wahre Orgien. Es entspricht der leidenschaftlichen Schwäche dieses mit der Heeresgeschichte unlösbar verbundenen Mannes und wohl auch dem Umstande, daß Heerführer das Schloß bewohnten, daß das Militärbild, in Reproduktionen wenigstens, einen Hauptteil einnimmt. Ganze Napoleon-Legenden werden an den Wänden lebendig. In der Kapelle erreicht der theatralische Effekt seinen Höhepunkt. Sechs eiserne Ritter umstehen einen Katafalk, worauf Uniform, Orden und Feldherrnhut Radetzkys in getreulichen Nachbildungen liegen. Neben dem Hochaltar stehen als Altarbilder die Porträts der beiden Heerführer Radetzky und Wimpffen, die Abgötter, denen der Schloßherr zu Wetzdorf mit augenscheinlich knechtischer Verehrung und innerlich doch protzenhaftem Hochmut seine Hekatomben dargebracht hat.

Verheißung

In einen Traum will ich dich schließen:
Denn deine Seele ist nicht schön!
Nun sollst du tief im Lauschen stehen
Und stumm durch Tag und Nächte gehen,
In Schauern von der Welt Getön.

Noch sind dir fremde, dumpfe Wunder
Der Duft der Gärten, die noch nie
Unrein ein frecher Fuß betreten;
Der Tempel Stille, wo zum Beten
Der hehrste Held gebeugt das Knie.

Wenn einst der Tag ersteigt in Rosen,
Der eine Sehnsucht dir gereift,
Die nie dein lachend Herz besessen
Und nie dein Purpurmund vergessen,
Die Sehnsucht, die nach Sternen greift:

Dann glänzt mir selber Stern dein Auge,
Dann sollst du, schön von allem Schein,
An meinem reinen Herde weilen
Und meine Stille mit mir teilen
Und meiner Seele Frieden sein.

Wilhelm Weigand



Zimmereinrichtung auf Schloß Wetzdorf, ein Beispiel des besten Geschmacks in der Zeit des Empirestils

Ein rasches Ende

Von

Adolf Schmitthenner

(Fortsetzung)

Hermine hatte den Kopf wieder zurückgelegt und ihre Augen geschlossen.

„Daß dein Vater solche Vorliebe hat für dieses Bauernspiel!"

„Laß ihn," sagte Hermine, „was kann bei uns ein Landedelmann jetzt und künftig Gescheiteres tun als Kegel schieben und mit seiner Frau Whist spielen? Hier liegen die Karten. In einem Stündchen wird Väterchen bei dir sein."

Die Baronin wollte seufzen, aber es ging nicht mehr; sie war im Einschlafen.

„Das Spiel nach der Mode," flüsterte sie, „Kegel oder Kugel, das ist die Wahl von heute."

Ihre Finger lösten sich.

Hermine verließ die Laube und dachte bei sich: ‚Ich weiß noch ein drittes, das ist die Hand, die die Kugel wirft.'

Raschen Schrittes eilte sie den hellen Kiesweg hin durch den sonnigen Garten. Es war, wie wenn etwas Fremdartiges durch das träumende Stilleben zöge. Selbst ihr Schatten hatte etwas Schneidendes und Gewaltsames, wie er durch die Beete strich. Als er vorüber war, sagte ein Aprikosenbäumchen zu einer Spargelstaude: „Was war das? Gehörte das hier herein?"

Hermine war in der Mitte eines Rebganges angelangt. Sie schob die Ranken auseinander, legte die Arme auf die Querstange und schaute in die Kegelbahn hinunter.

Zu den fünf Herren, die sich aus dem Schlosse in diese Lieblingsanlage des Barons begeben hatten, hatte sich noch ein Halbdutzend unbeschäftigter Offiziere gesellt, die, durch das Geräusch der fallenden Kegel und das fröhliche Lachen der Spieler angelockt, von der Straße her den Zugang gesucht und gefunden hatten. Max Burg zeigte gerade einem Leutnant, wie man die Kugel zu fassen, zu schwingen und auf das Brett aufzulegen habe. Ein kleiner Gascogner, der ein Vierteljahr lang in preußischer Gefangenschaft gewesen war, saß rittlings auf einem Stuhl neben dem Kugelbrett und beteuerte, daß er so gut kegle wie Hermann der Cherusker; er habe es zu Halberstadt unter tausendjährigen Eichen von den Barden gelernt, und er würde es jetzt sofort beweisen, wenn er nicht müde wäre wie ein Hund. Der rothaarige Kapitän, dem Oberst Meribod die Beobachtung des Studenten aufgetragen hatte, lehnte sich an einen Pfosten und schaute verdrießlich vor sich hin. Vier Offiziere, fast noch im Knabenalter, standen mitten auf der Bahn und trieben unter unendlichem Gelächter allerlei Schabernack. Sie versuchten, auf den Kugeln zu stehen, und stießen sich gegenseitig hinunter. Sie lärmten wie Kinder. Der alte Freiherr aber sah mit sauersüßer Miene zu, wie seine Bahn verdorben wurde; er stand neben dem Soldaten, der die Kegel aufsetzte, am Kugelfang und gab ihm heimliche Weisung, daß er die schwereren Kugeln beiseite in das Stroh schiebe und nur die leichteren auf der Rollbahn zurückschicke.

Hermine war von niemand bemerkt worden. Als sie Umschau gehalten hatte, zog sie ihren Kopf zurück und ging einige Schritte weiter nach links, so daß sie, als sie wieder die Ranken aufhob und in die Bahn hineinschaute, über dem Kugelbrett zum Vorschein kam. In diesem Augenblick sah Max Burg in die Höhe, und ein heller Schein flog über sein Gesicht; aber er tat nicht dergleichen: er warf die Kugel hinaus, die er in der Hand gehalten hatte, und griff nach einer andern, um dem Leutnant zu zeigen, wie man der Kugel im Niedersetzen eine Drehung gebe, damit sie unter den Kegeln wie eine sprühende Bombe wirke.

Jetzt aber war Hermine gesehen worden. Die Offiziere, die sie kannten, verbeugten sich vor ihr. Die andern schauten immer wieder erstaunt und erfreut nach dem schönen Mädchen, ohne daß ihre Blicke unhöflich wurden. Die Unternehmenderen überlegten, wie man an ihre Seite gelangen könne. Alle aber gaben sich mehr Haltung, und ihre Späße bemühten sich, weniger gröblich und mehr geistreich zu sein. Nur der kleine Gascogner hatte nichts gesehen. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, schaute selig zur Decke hinauf und sang ein heimatliches Liedchen.

Und nun fing auch Hermine an, in dem Durcheinander von Stimmen eine Weise vor sich hin zu summen. Als ihr ein Augenzwinkern des Studenten gesagt hatte, daß er aufmerke, fügte sie Worte zur Melodie.

Es war ein Liedchen, das damals im deutschen Süden aufgekommen war und überall am Oberrhein gesungen wurde.

> Freut euch des Lebens,
> Weil noch das Lämpchen glüht.
> Pflücket die Rose,
> Der Oberst hat Verdacht.
> — — — — — — — — — — — —
> ... hat Verdacht,

wiederholte Max.

Sie hielt eine Weile inne, während der Student seine Unterweisung fortsetzte.

Dann fuhr sie fort:

> Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
> Der rote Hauptmann hütet dich
> Und läßt das Veilchen unbemerkt,
> Das dort am Wege blühet.

Max wiederholte:

> Der rote blinde Hauptmann!

Hermine lächelte vor sich hin und zerpflückte ein Rebenblatt.

Da nahm Max Burg die Weise auf und sang halblaut:

> Freut euch des Lebens,
> Weil noch das Lämpchen glüht.
> Pflücke die Rose,
> Ich komme gleich zu dir!

Hermine ließ den Stengel in die Bahn fallen, und ihr Antlitz zog sich zurück, die Rebenumrahmung löste sich auf und wurde wieder ein Gewirr von Zweigen. Das Mädchen ging langsam den Rebengang entlang bis zu seinem Ende und wandelte dann seitwärts nach der Laube hinüber auf einem schmalen Pfad, der sich durch allerlei Gebüsch hindurchwand. Vor einem Rosenstrauch blieb sie stehen und pflückte eine voll erblühte Rose. Sie sah wartend auf die Blume nieder und drückte die Lippen in den duftenden Schoß. Gleich darauf flog eine Kegelkugel aus der Bahn heraus und rollte auf dem abschüssigen Boden bis zu ihren Füßen.

„Ich hole sie!" rief die Stimme des Studenten in französischer Sprache, und im nächsten Augenblick stand Max vor ihr.

Sie schaute ihn voll an und sagte:

„Ich wußte, daß du diesen Rosenstrauch meintest. Hier haben wir im vorigen —"

Max legte den Finger auf die Lippen und raunte: „Er ist mir auf dem Fuß." —

Von jetzt an haben die beiden nur noch miteinander geflüstert. —

Sie reichte ihm die Rose und sagte mit einem Blick überströmender Liebe: „Du bist es, — der Held!"

Er nahm die Rose und lauschte zurück. Man hörte die Schritte des suchenden Hauptmanns.

Hermine horchte auf. Dann sagte sie, verschämt, ganz leise, wie zur Entschuldigung:

„Nun denn, so tut ein rasches Ende not."

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund.

Man hörte den Kies knirschen, ganz nahe. Max riß sich los.

„In einer Stunde — wo?" flüsterte er.

„In der Feldschmiede!" hauchte Hermine. —

„Hier hab' ich sie!" rief Max laut, ergriff die Kugel, und im nächsten Augenblick stand er vor dem Kapitän, ergriff ihn am Arme und kehrte mit ihm lachend zur Gesellschaft zurück.

Derweilen kauerte Hermine hinter der Rosenhecke. Ihre Wangen glühten, und während sie auf die verhallenden Tritte des Geliebten lauschte, pflückte sie wahllos die nächsten Rosen ab. Ihr Schoß füllte sich. Sie sah in die duftende Glut nieder, ein stolzes Lächeln lag auf ihren Lippen, aber in ihren Wangen brandeten zwei Blutwellen.

„Ich habe einen Helden geküßt," flüsterte sie, „einen Helden habe ich geküßt."

Als es still im Garten geworden war, raffte sie die Blüten in die Arme, ging über den Weg hinüber und setzte sich auf eine Steinbank. Die Rosen lagen wieder in ihrem Schoße. Sie faltete die Hände hinter ihrem Nacken, legte das Haupt darein und sah regungslos zu dem Kirchturm hinüber, der über das hohe Schloßdach emporragte. Sie sah dem Zeiger zu, wie er es machte, um eine Ziffer um die andre zu erobern: eine Weile stand er regungslos, dann schnellte er mit einemmal vorwärts, hielt wieder stille, um plötzlich weiter zu schnellen.

‚Ich hatte dir unrecht getan,' dachte sie. ‚Ich hatte gemeint, du krochest. Nun sehe ich, daß du lauerst und springst wie eine Katze. Das ist hübsch von dir. Nun aber bitte ich dich, mache ein rasches Ende!' —

Ein rasches Ende! —

Sie mußte an ihren Falken denken, an den sie der Oberst vorhin erinnert hatte. Der Jäger ihres Vaters hatte ihn vor einem halben Jahre im Walde auf dem Boden gefunden. Er war durch Schnabelhiebe verwundet.

Das mochte ein herrlicher Kampf gewesen sein hoch oben in den Lüften! Sie wusch ihm den Schmutz aus den Striemen und fütterte ihn, und siehe, er genas. Den Genesenen sperrte sie mit einem Falkenweibchen zusammen, das von der Brut auf an den Käfig gewöhnt war. Aber der Falke kümmerte sich nicht um die Genossin. Er ließ sie verschlingen, was sie wollte, und saß verdrossen in seinem Winkel; und wenn sie neugierig oder gutherzig ihm nahe kam, sträubte er die Federn.

Wie war es doch gekommen, daß sie ihren Falken heute tot schoß? Von der Jagd zurückgekehrt fand sie im Saale des Schlosses ihren Bräutigam mit der breiten Schärpe geschmückt.

Der Auditeur hatte für seinen neuen Freund die Würde des Bürgerkommissärs von Straßburg geholt. Sie sah die höfliche Verlegenheit ihrer Eltern, das Ueberglück Bernhards, die lächelnden Mienen der zuschauenden Offiziere, das sarkastische Zucken um die Mundwinkel des Studenten. Da eilte sie aus dem Zimmer in den Hof und öffnete den Käfig. Das Falkenweibchen hüpfte heraus und flatterte unter die Hühner. Der Falke tat, als sähe er die offene Türe nicht. Sie holte ihn aus seinem Winkel und setzte ihn auf das Dach seines Käfigs. „Fliege!" sagte sie. „Besser, du findest draußen ein rasches Ende! Such' dir einen Feind, der dich zuschanden haut! Das dort kommt zurück, oder es kriecht mit den Hühnern unter. Wenn du zurückkehrst, dann tut es mir leid, daß du ein Falke bist." —

Da schlug der Falke die Schwingen, und hob sich, zuerst langsam, dann pfeilgeschwind, und er wiegte sich in der Luft. Aber mit einem Male fing er an zu sinken. Es war ihm wohl eine Wunde wieder aufgebrochen, oder die Freiheit, deren er entwöhnt war, hatte ihn überwältigt. Er sank und flatterte und suchte den Gipfel einer Pappel. Dort oben hockte er, gerade so traurig wie früher in seinem Käfig, und schaute nach seinem Gefängnis. „Ein rasches Ende!" sagte Hermine, riß die Flinte, die sie noch in der Hand hielt, an die Wange, und ihr Schuß holte den Vogel vom Baume herunter.

An diesen Vorgang erinnerte sich Hermine, während sie dem Rasten und Vorschnellen des Zeigers zuschaute. Und als sie nun wieder an das dachte, was sich vorhin zugetragen hatte, drei Schritte von ihrer Bank, dort drüben, wo die Rosenblätter am Boden lagen, an die Dinge, die so wenig waren und doch ihr Schicksal entschieden wie eine Hauptschlacht den Feldzug: da ward es ihr, als ob sie selber der Falke wäre, der, dem Käfig entflogen, sich in der blauen Luft wiegte. — Aber wie lange? — Wo sollte das alles hinaus? —

„Zum raschen Ende!" sagte sie vor sich hin, und entschlossen stand sie von ihrem Sitze auf. Die Zeit war gekommen, zur Feldschmiede zu gehen.

Sie überlegte, während sie an der hinteren Längsseite des Schlosses vorüber durch den Garten eilte, welchen Weg sie einschlagen wolle. „Welchen Weg wird er gehen?" fragte sie sich. Und mußte sich antworten: ‚jeden und keinen'; denn er mußte seinen rothaarigen Hüter überlisten und auf eine falsche Fährte locken. ‚O, er wird es fertig bringen,' dachte sie, ‚denn er ist nicht nur heldenkühn, er ist auch klug.'

Sie verließ das Gartenpförtchen, überschritt die Landstraße und schlüpfte zwischen hohen Hecken in ein schmales Pfädchen ein, das längs des Bettes eines tiefeingeschnittenen Wiesenbächleins nach dem Walde und der Feldschmiede führte. Sie konnte gewiß sein, auf diesem Wege keinem Menschen zu begegnen. Denn zu gewöhnlichen Zeiten wurde das Pfädchen von niemand aufgesucht als etwa von einem Kinde, das seine Gänse trieb, oder von einer Frau, die Ziegenfutter holte. Heute aber waren die Gänse eingesperrt, die Kinder standen auf den Dorfgassen und schauten dem Treiben der Soldaten zu, die Frauen hatten für die fremden Gäste zu kochen. Zudem waren die Hecken rechts und links, zwischen denen Pfad und Bächlein hinliefen, so hoch gewachsen, daß auch von der Fohlenweide her zur Rechten und von den Feldwegen des Ackerlandes zur Linken niemand hereinschauen konnte. So ging sie still und ruhig ihres Weges, ganz in sich versunken, dessen heimlich gewiß, daß, wenn jemand plötzlich ihr Kleid berühre, ihr die Hand auf die Schulter lege, es niemand anders sein könne als der Geliebte, der Held.

Es war doch köstlich, daß ihr, als er fragte: ‚in einer Stunde — wo?' gerade „Feldschmiede"

in den Sinn geschossen war, und daß sie ohne Bedenken den Namen ausgesprochen hatte.

Wie war sie nur darauf gekommen?

Ihre Mutter hatte vorhin in ihrem Halbschlaf geglaubt, von der Feldschmiede her Schüsse zu hören. Das Geprassel der stürzenden Kegel rief in ihrem Traum die Erinnerung an das vorgestrige Scharmützel, das dort an jener Waldecke zwischen französischen Husaren und Szeklern stattgefunden hatte. Aber das war nicht die Ursache gewesen, daß ihr die Feldschmiede in den Sinn und auf die Zunge gekommen war, sondern der alte, vergessene Schmiedehammer war daran schuld.

Hermine lächelte vor sich hin. —

Im vorigen Herbst, in den Wochen, wo Max Burg bei seinem Freunde auf dem Wasserschlosse weilte, hatten die Kaiserlichen auf der Fohlenweide ihr Feldlager. Nachdem sie aus der alten einsamen Scheune am Waldeck allmählich alles Heu geholt hatten, richteten sie in dem ausgeleerten Schober ihre Feldschmiede auf. Dort drinnen auf der Tenne vor dem Amboß sahen sich Hermine und Max Burg zum erstenmal. Er war zufällig dazu gekommen, wie sie den schweren Schmiedehammer zu schwingen versuchte, und sie ärgerte sich, daß sie es nicht vermochte. Sie glaubte damals, Bernhard zu lieben, und eine Beschämung vor dessen bestem Freunde erschien ihr wie eine Niederlage vor ihrem Geliebten. Heute früh, als sie von der Jagd zurückkehrte, war sie in das verlassene Gebäu getreten. Es war wieder seinem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben, auf dem Gebälke, in das eine senkrecht angeschmiedete Leiter führte, saßen Heu und Stroh, und nur der zurückgelassene Amboß und der vergessene Schmiedehammer erzählten noch von der wilden Zeit, wo das Wiehern der Streitrosse und ungarische Husarenflüche am Gebälk widerhallten.

Als sie heute morgen eintrat, um einen Augenblick Schatten zu haben in der jungen Mittagsglut, ward es ihr merkwürdig befangen in dem unsäglich stillen, dämmerigen, heuschwülen Raum. Sie trat hinter den Amboß, um zu sehen, ob noch niemand den Hammer geholt hätte. Er lag noch im Winkel. Sie hob ihn auf, und es überkam sie die Lust, ein Geräusch zu machen. Sie versuchte den Hammer zu schwingen, und siehe, es ging. Sie war seit dem letzten Herbste achtzehn Jahre alt geworden, der magere Arm hatte sich gerundet, und das Mieder preßte sie. Wie sie so den Hammer in den Lüften schwang, kam ihr der Gedanke: ‚Träte er doch jetzt wieder ein wie damals, damit er auch wisse, daß ich stärker geworden bin!' Sie fühlte, daß sie sich jetzt ebenso freuen würde, wie sie sich damals geärgert hatte, und es kam ihr zum Bewußtsein, heiß und schreckensvoll, daß es ihr nicht um ihres Bräutigams willen wohl täte, sondern um der blitzenden Augen willen, die erstaunt auf sie gerichtet wären. Im vorigen Herbst war Max ihr völlig gleichgültig gewesen, jetzt hatte er beim ersten Anblick auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Auch mit ihm hatte es, das fühlte sie alsbald, einen Ruck vorwärts getan. Seit der Tafel heute mittag wußte sie nun auch, wo hinaus er gewachsen war: er war der Mann geworden, von dessen tollkühnen Taten jeder Mund voll war. Und unter den Blicken herüber und hinüber, unter dem Ahnen, Deuten, Verstehen, unter den gefährlichen Wogen gemeinsamen Hasses, unter dem halsbrecherischen Spiel mit der List und dem Verrat war die Liebe gewachsen, aus einem lächelnden Kind zu einem furchtbaren Riesen. Sie hatten sich die Hand gedrückt, hatten sich du gesagt, hatten ein Stelldichein verabredet, und — Hermine schloß die flimmernden Augen und flüsterte: „Ich habe einen Helden geküßt!"

Diese Gedanken und Bilder wogten in der Seele der Wandelnden. Heute früh war der Hammer dröhnend auf den Amboß niedergefallen. Im nächsten Augenblick hatte sie ihre Flinte aufgerafft und stand draußen in der Mittagsglut. Sie war vor seinem Bild geflohen. Das war geschehen, ehe sie in den Saal trat, wo der Auditeur mit seinen weißen, fetten Händen die blau-weiß-rote Schärpe ihrem Bräutigam umhängte, ehe sie ihren Falken totschoß und unter der Trauerweide im Garten begrub. Und dann hatte sich all das andre, Selige zugetragen. War es da ein Wunder, daß sie auf die geraunte Frage: „In einer Stunde — wo?" zurückgeraunt hatte: „In der Feldschmiede!"

Hermine vergrub ihr Angesicht in die Rosen, und obgleich diese Blüten alle es mit angesehen hatten, und obgleich sie es wieder und wieder aus ihrem Munde vernommen hatten, vertraute sie ihnen von neuem ihr heimliches Glück: „Ich habe einen Helden geküßt." —

Wie ein Blitzstrahl schlug in diese Träume der französische Gruß, der dicht neben ihr aus dem Boden kam.

Sie fuhr zusammen, aber hatte sich sogleich gefaßt; in harmlosem Ton erwiderte sie den Gruß.

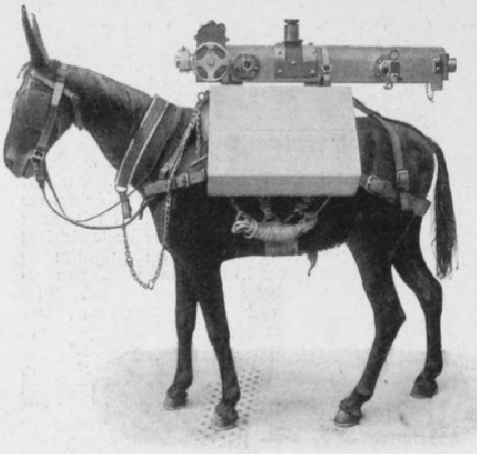
Von dem grasigen Rain, der sich vom Pfad zum Bächlein senkte, erhob sich eine herkulische Gestalt.

Im Vorüberstreichen bemerkte sie eine französische Uniform.

„Darf ich Sie begleiten, Mademoiselle?" fragte der Mann phlegmatisch und zupfte sich die Grashälmchen von den Gamaschen.



'ne Idee höher." Nach dem Gemälde von Theodor Funck (Düsseldorf)



Tragetier mit kompletter Oberlafette und Zubehörkästen

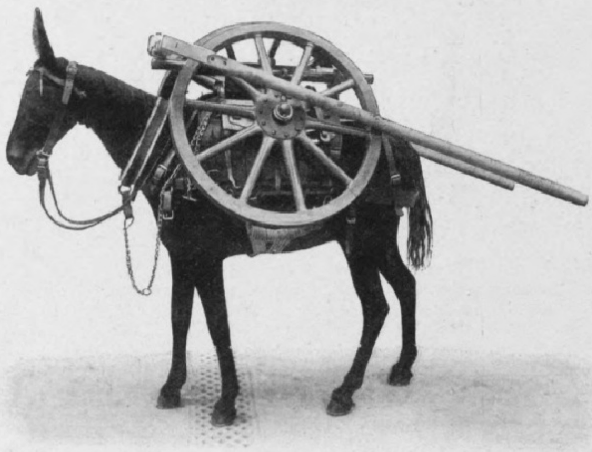
„Ist nicht nötig, mein Herr. Ich danke!“ erwiderte sie, ohne den Kopf zu wenden.

„Was Sie herrliche Rosen haben, mein schönes Fräulein!“ sagte der Soldat. Der Odem seiner Stimme wehte in ihren Nacken. „Wollen Sie mir nicht eine Rose schenken?“

„Gerne, mein Herr!“ Die Worte klangen leichthin, aber das Herz schlug ihr in der Kehle.

Sie blieb stehen und vermochte es, so viel Gleichmut zu heucheln, daß sie unter den Blüten wählte. Sie zog eine besonders schöne Rose aus dem Strauß, um sie dem Soldaten zu reichen. Aber als sie nun aufblickte, sah sie in das entsetzliche Gesicht hinein, vor dem es ihr heute mittag so seltsam gegraut hatte. Sie schleuderte die Blume in den Bach, wandte sich um und eilte davon.

„Aber mein Fräulein! Wie unhöflich!“ rief es hinter ihr. „So warten Sie doch! Nun gut, ich werde mir meine Rose holen!“



Tragetier mit Achse, Rädern und Deichsel

Sie hörte rasche Schritte hinter sich. Sie fing an zu laufen. Da lief auch ihr Verfolger.

„Noch fünf Minuten ...“, sagte sie vor sich hin, „... ich bin dort ... gerettet ... entweder ... Max dort ... oder ... kommt sogleich.“

Sie nahm alle Kraft zusammen und lief und lief. Die Blüten fielen vom Stengel, die Rosen verloren sich aus der Hand, sie warf die letzten fort, und um dem Verfolger zu zeigen, daß sie keine mehr habe, streckte sie die gespreizten Finger hinter sich.

Der Verfolger lief um so rascher.

Die abscheulichen Andeutungen des Obersten klangen ihr in den Ohren, eine nach der andern, in ihrem gepreßten Ton, der so viel Schauerliches verbarg. Sie raffte den letzten Hauch aus den letzten Winkeln der Stärke.

„Ich habe ... einen ... Helden geküßt,“ keuchte sie, „Max ... entweder dort ... oder ... du kommst sogleich ... oder ... der Schmiedhammer ... der Schmiedhammer!“

Das letzte Wort zischte und hauchte aus wie ein Pfeil, der mitten im Flug auf den Boden sinkt.

Die Flußbrücke — die Scheune erreicht. Die Tür war angelehnt. Sie stieß sie hinein, stürzte nach.

„Max!“ schrillte sie.

Die Scheune war leer. Aber dort der Amboß, — der Hammer hier. Aufgerafft! Die Leiter hinauf!

Auf der dritten Sprosse fiel ihr ein: Wie töricht! Dort oben, im Heu, war sie preisgegeben, entsetzlich verloren. „Nicht flüchten, — wehren!“ knirschte sie, sprang von der Sprosse auf den Amboß. Dort stand sie, ein wenig geduckt, den Hammer barg sie hinter ihrem Kleid.

Kaum hatte sie festen Fuß gefaßt, als die Türe aufgestoßen wurde.

Jouard trat herein. Sein Gesicht war erhitzt. Ein grauenvolles Grinsen lag auf seinen wulstigen Lippen.

„Ah,“ sagte er in behaglichem Ton. „Hier ist es schattig und still. Aber wir wollen es noch ein bißchen dunkler machen.“

Er schob die Türe zurück, so daß es ganz düster wurde.

Dann wandte er sich zu Hermine, die unbeweglich auf dem Amboß stand.

„Welch ein Standbild!“ sagte er. „Zum Anbeten schön!“

Er machte einen Kirchenknicks.

„Aber wir wollen die Heilige beschwören, damit sie von ihrer Höhe heruntersteige.“

Er breitete die Arme aus und ging in einer Art von Tanzschritt hin und her, seitwärts bis zur Wand und wieder zurück am Ambos vorüber, bis seine Hand die Gegenwand berührte; dabei blieben seine Arme ausgestreckt, und seinen Kopf drehend, schaute er unverwandt sein Opfer an.

Eine unsägliche Angst umschnürte Herminens Seele, und all ihr Mut sank zusammen. Sie wollte schreien, aber die Kehle war ihr zugedrückt.

Endlich brachte sie einen gurgelnden Laut heraus und wimmerte:

„Was wollen Sie von mir?“

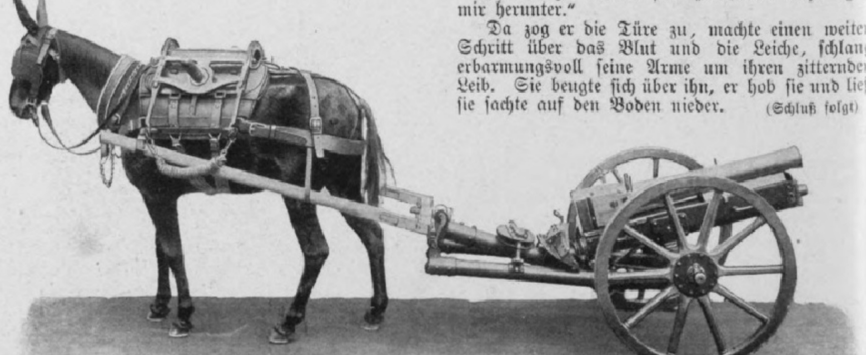
„Ich will mir die Rose holen,“ flüsterte er, und in tänzelndem Schritt kam er näher und näher. Seine Augen glühten im Düsteren wie zwei Kohlen.

Hermine wich zurück bis an den hinteren Rand des Ambosses.

„Haben Sie Erbarmen,“ flehte sie leise. „Sehen Sie meine Angst! Beladen Sie Ihr Gewissen mit keiner neuen Schuld! Denken Sie an die Prinzessin Lamballe!“

„Ah! die Prinzessin Lamballe!“ flüsterte er verzückt. „Damals war ich trunken von Blut und Liebe. Ah! Blut und Liebe! Es lebe die Septembernacht! In einem Düster, wie dieses ist, habe ich die Prinzessin Lamballe — geküßt.“

Er stand unmittelbar vor dem Amboß, seine ausgebreiteten Arme näherten sich langsam einander, und jetzt reckte er sie gierig aus, ihren Leib zu umschlingen.



Gebirgsgeschütz in Fahrstellung

Aber ehe seine Finger ihr Kleid berührten, geschah ein Doppeltes. Es geschah nicht zu gleicher Zeit, aber so rasch aufeinander, wie der Donner dem Blitze folgt, wenn das Gewitter sehr nahe ist.

Ein Lichtstrom brach in den finsteren Raum, in der offenen Scheunentüre stand Max Burg. In seinem Gesicht jagte das Entsetzen den Schrecken. Der wirre Blick des Mädchens traf sein Auge. Er wollte rufen: „Herm ...“

Es war zu spät.

Der Schmiedehammer sauste nieder auf den Schädel des Menschen. Ein dumpfer Schlag, ein leises Knirschen, und der Riese stürzte vornüber wie ein gefällter Stier.

Er fiel über den Rand des Amboßes und glitt auf den Boden. Er kam auf die Seite, streckte den linken Fuß, und er sank auf den Rücken. So wie er lag, blieb er liegen, regungslos, lautlos. —

Die beiden Menschen, zwischen denen die Leiche lag, standen unbeweglich und schauten einander an. Er hielt den Hut in der linken Hand. Ueber seinen blonden Kopf flutete das Sonnenlicht auf die Mädchengestalt und zeigte mit seinem grausamen Scheine jeden häßlichen Flecken an ihrem hellen Kleid, jeden Blutstropfen an ihrer weißen Stirn.

Ihre Augen flimmerten, ihre Lippen zitterten. Aus der schlaff herabhängenden Rechten glitt der mörderische Hammer zu Boden.

„Hermine!“ sagte endlich Max Burg, ohne sich zu bewegen. „Hermine,“ wiederholte er traurig. „Es wäre nicht nötig gewesen!“

Sie lächelte irr und flüsterte: „Du! du! Ich habe einen Helden geküßt!“

„Armes, armes Mädchen!“ sagte er leise und streckte die Hände ihr entgegen. Aber er rührte sich nicht von der Stelle, denn zwischen ihnen lag die Leiche.

Ein dünnes Blutbächlein rieselte mit einemmal hurtig auf ihn zu und erstickte vor seinen Schuhen im Staub der Tenne.

Da rang sich ein Stöhnen aus Herminens Brust. Sie faßte ihren Kopf in beide Hände und flüsterte:

„O nein, o nein, o nein! Ich habe dir nicht zeigen wollen, wie ich den Hammer schwingen könne! — Geh! Dein Anblick ist mir verhaßt! Warum bist du nicht fortgeblieben? Du bist nicht gekommen, mich zu küssen; du bist nicht gekommen, mich zu retten. Du bist nur gekommen, um mir zu sagen: ‚Es wäre nicht nötig gewesen!‘“

„O du!“ erwiderte Max. „Vor der Türe bin ich gestanden, eine ganze Weile. Ich hörte ein Geraune darinnen. Aber ich dachte, es sei das Locken der Liebe in meinem heißen Blut. Du hattest mir Rosen auf den Weg gestreut, mir den Pfad zu zeigen. Vor der Tür bin ich gestanden und habe zu mir gesagt: ‚Drinnen im geheimen Dämmerlicht harrt sie deiner, und sie ist die Braut deines Freundes.‘ Ich wollte wegschleichen. Da dacht' ich an deinen Kuß und an deine Rosen, und was sie mir verheißen. Ich stieß die Tür auf, da sah ich dich, wie du deine Augen auf mich heftest, deinen Hammer schwingst und diesen Mann erschlägst.“

Hermine hielt sich die Ohren zu und schluchzte: „Schweig! Ich bitte dich! Schweig!“

Max schaute kopfschüttelnd die Leiche an.

„Welch eine Gestalt!“ sagte er. „Ein Krieger sondergleichen!“

Hermine beugte sich vor und schaute lange in das Antlitz des Erschlagenen. Der Tod hatte die Wüstheit der Leidenschaft daraus hinweggewischt.

Ein krampfhaftes Zittern lief durch Herminens Körper. Sie richtete sich auf. Sie wollte vom Amboß niedersteigen, aber die Knie versagten.

„O Max,“ weinte sie. „Erbarme dich! Hilf mir herunter.“

Da zog er die Türe zu, machte einen weiten Schritt über das Blut und die Leiche, schlang erbarmungsvoll seine Arme um ihren zitternden Leib. Sie beugte sich über ihn, er hob sie und ließ sie sachte auf den Boden nieder. (Schluß folgt)

Gebirgsgeschütze

Von
Generalleutnant z. D. v. Reichenau

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

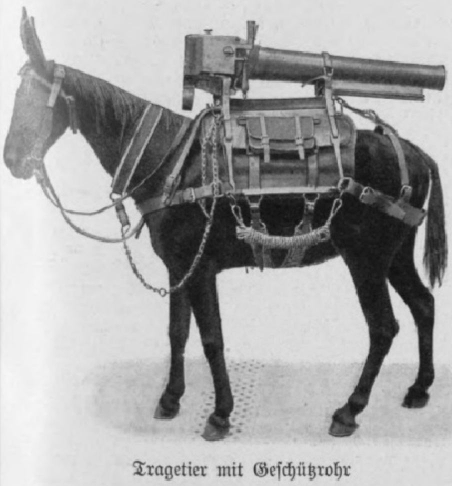
Ein so hoher Wert auch wegen des Ersatzes von Material und besonders von Munition auf eine möglichst einheitliche Bewaffnung der Artillerie gelegt werden muß, so verlangt doch die Verschiedenheit der Aufgaben wie des Geländes selbst für den Feldkrieg Geschütze von sehr verschiedener Konstruktion.

Die Hauptmasse der Feldgeschütze wird immer aus gut beweglichen Flachbahngeschützen bestehen. Wo ihre Wirkung nicht ausreicht, müssen, wie ich das in Bd. 93 Nr. 12 dieser Zeitschrift ausführte, Haubitzen und Flachbahngeschütze größeren Kalibers herangezogen werden. Erweisen sich aber selbst die leichten Flachbahngeschütze als nicht beweglich genug, so haben die leichtesten der Feldgeschütze, die Gebirgsgeschütze, an deren Stelle zu treten. Geschieht das nicht, so bringt man unter Umständen die andern Truppen in die üble Lage, ohne die Mitwirkung von Artillerie kämpfen zu müssen. Die artilleristische Unterstützung wird aber oft entscheidend für den Erfolg werden, besonders wenn auch der Gegner über Artillerie verfügt. Deshalb muß die Artillerie in die Lage versetzt werden, der Infanterie und Kavallerie überallhin folgen zu können. Wo immer diese Waffen kämpfen mögen, muß auch die Artillerie imstande sein, sich mit ihrem Grundton hören zu lassen.

Grundlose Wege, enge Pfade und steile Hänge dürfen also die leichteste Geschützgattung nicht aufhalten, soferne Infanterie und Kavallerie noch imstande sind, sich auf ihnen zu bewegen.

Die Artillerie vermag diese Pflicht aber nur dann mit ihren Gebirgsgeschützen zu erfüllen, wenn diese auf Tragtieren fortgeschafft werden, die auch mit ihrer Last kaum mehr Raum nach der Breite hin verlangen als ein Infanterist.

Es hat vieler Versuche bedurft, um die Geschütze so auf die Tragtiere verladen zu können, daß diese lange Märsche mit ihrer unbequemen und unnachgiebigen Last zurückzulegen vermögen, ohne verletzt zu werden. Eine unerläßliche Bedingung hierzu sind gut passende Sättel, auf denen die Lasten sich völlig fest lagern lassen. Ein kräftiges Tragtier vermag auf diese Weise eine Last von etwa 150 Kilogramm einschließlich Sattel zu tragen. Es kommt also darauf an, die Geschütze so zu teilen, daß keine Traglast ein höheres als das angegebene Gewicht besitzt. Die beigegebenen Abbildungen verdeutlichen die Art der Beladung der Tiere. Für die Fortschaffung eines modernen Geschützes sind vier Tiere erforderlich; ihnen ist ein fünftes für den Transport eines Teils der Munition beizugeben. Weitere Munitionstragtiere folgen dann der Kolonne der Geschütze.



Tragetier mit Geschützrohr

Die Maultiere sind für die Zwecke der Gebirgsartillerie am besten zu verwenden ihres starken Rückens und der Sicherheit ihres Ganges wegen. Wie unsre Abbildung ferner zeigt, können die Gebirgsgeschütze auch fahrbar gemacht werden. Es ist das erwünscht, um die Geschütze auf dazu geeigneten Wegen fahren zu können, was zur Schonung der Tragtiere erwünscht und oft unentbehrlich ist.

Was die Wirkungsfähigkeit dieser verhältnismäßig so zierlichen Geschütze anlangt, so ist sie durchaus nicht zierlich, sondern schon recht deutlich, besonders wenn es sich um das Beschießen lebender Ziele handelt, denn die Gebirgsgeschütze vermögen Geschosse von 5 bis 6 Kilogramm noch auf Entfernungen bis zu etwa 4000 Metern zu schleudern. Ihr Wirkungsbereich übersteigt also weit den der Infanterie.

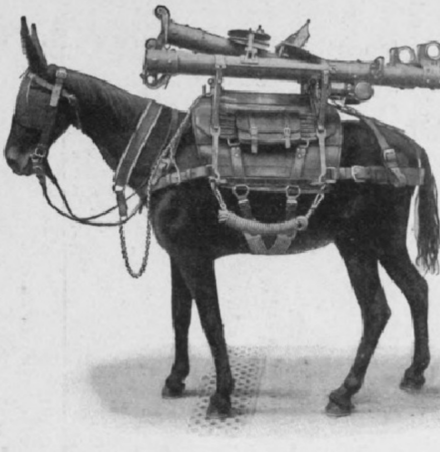
Wie alle Feldgeschütze, so ist auch das Gebirgsgeschütz in neuester Zeit als Rohrrücklaufgeschütz hergestellt worden. Die beigegebenen Abbildungen zeigen ein solches Geschütz — System Ehrhardt — zum Transport zerlegt und in Feuerstellung. An der Lafette können auch Schutzschilde angebracht werden, die auf Tragtiere verladbar sind.



Tragetier mit Munitionskasten

Die Vorteile dieser Konstruktion sind im wesentlichen dieselben, wie sie für die übrigen Rohrrücklaufgeschütze in Betracht kommen. Auch bei den Gebirgsgeschützen dieses Systems vermindert sich die Arbeit der Bedienung und die Möglichkeit der Anbringung von Schutzschilden und erhöht die Leistungsfähigkeit der Geschütze. Ganz besonders wichtig kann gerade für die Gebirgsgeschütze die Unbeweglichkeit der Lafette in der Feuerstellung werden, da im Gebirge oft nur ein knapper Raum für die Aufstellung der Geschütze vorhanden ist.

Auch diese Geschützart gewinnt an Interesse durch ihre Verwendung im russisch-japanischen Krieg. (Den vorliegenden Nachrichten nach sind es die Japaner, die über eine größere Anzahl von Gebirgsgeschützen verfügen.) Das ist nicht ohne Bedeutung in dem gebirgigen und wenig wegbaren Gelände des Kriegsschauplatzes, denn die Japaner waren so öfters in der Lage, den Russen in der Entwicklung der Artillerie zuvorzukommen, oder auch dort noch über Artillerie zu verfügen, wohin die schweren russischen Geschütze nicht mehr zu bringen waren. Die Leichtigkeit der Gebirgsgeschütze wie überhaupt die größere Beweglichkeit ihrer Feldgeschütze ist den Japanern in hohem Maße bei ihren Angriffsoperationen zustatten gekommen, denn es waren bei ihren Anmärschen vielfach Geländeschwierigkeiten zu überwinden, die das Mitführen schwerer Geschütze ohne großen Zeitverlust nicht möglich gemacht haben würden. Die einzigen Trophäen, welche die Russen in dem jetzigen Feldzug erobert haben, sind, wenn die Nachrichten auf Wahrheit beruhen, eben eine Anzahl der japanischen Gebirgskanonen. Das ist vielleicht auch ein Beweis dafür, daß gerade die Gebirgsgeschütze in der Lage waren, am weitesten vorzugehen und so in der größtmöglichen Nähe des Feindes eine Stellung einzunehmen.



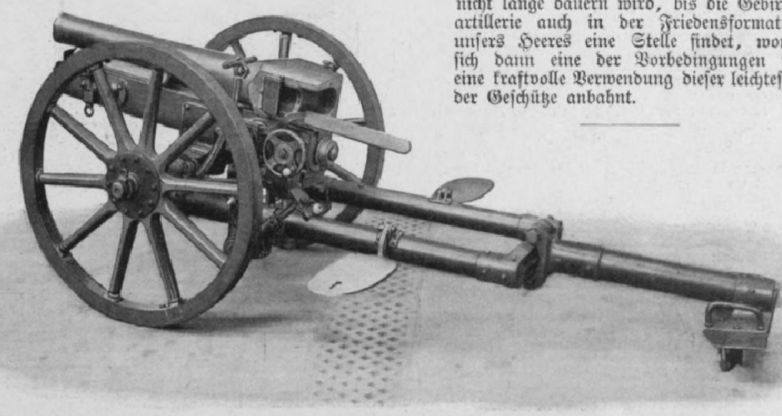
Tragetier mit Unterlafette

Vermutlich werden sich die Russen beeilen, den Fehler, der in einem zu großen Gewicht ihrer Geschütze liegt, durch Herbeischaffung einer größeren Anzahl von Gebirgsgeschützen zu mindern. Wahrscheinlich gelingt es ihnen dann auch, Geschütze neuer Konstruktion in genügender Anzahl zu beschaffen, was um so mehr von Vorteil für sie sein würde, als bis jetzt weder sie noch die Japaner über Rohrrücklaufgeschütze in der Feld- und Gebirgsartillerie verfügen.

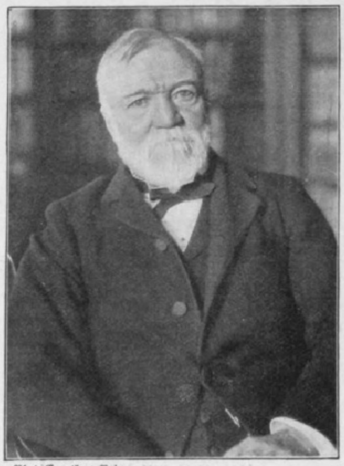
Jedenfalls ist das Gebirgsgeschütz ein nicht mehr ausschaltbarer Faktor in der Bewaffnung großer Armeen, die sich bereit halten müssen, auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen zu kämpfen. Die Entwicklung besonders eines Staates zur Weltmacht bringt es mit sich, daß er gezwungen sein kann, den Krieg in ferne Weltteile zu tragen, in denen die Wegbarkeit des Geländes oft viel zu wünschen übrigläßt.

Als sich auch Deutschland an der Expedition nach China beteiligen mußte, konnte es sich der Notwendigkeit, Gebirgsgeschütze mitzuführen, nicht entziehen, und auch der jetzige Kampf in unserer afrikanischen Kolonie gegen die beweglichen Scharen der Herero zeigt, daß wir einer noch auf den dürftigsten Wegen vorwärts zu bringenden Artillerie nicht entbehren können.

Man darf daher annehmen, daß es nicht lange dauern wird, bis die Gebirgsartillerie auch in der Friedensformation unsers Heeres eine Stelle findet, womit sich dann eine der Vorbedingungen für eine kraftvolle Verwendung dieser leichtesten der Geschütze anbahnt.



Gebirgsgeschütz in Feuerstellung



Phot. Grantham Bain
Andrew Carnegie

Notizblätter

Andrew Carnegie

Unter den Multimillionären Amerikas gibt es außer solchen, die von ihren märchenhaften Reichtümern kaum einen andern Gebrauch machen, als daß sie damit ihre kostspieligen Launen befriedigen oder die Welt durch unsinnige Verschwendung und beispiellose Prachtentfaltung verblüffen, auch so manche, die ihre Glücksgüter in wahrhaft vorbildlicher Weise zur Linderung fremder Not und zur Förderung des Gemeinwohls verwenden. Keiner von diesen aber hat der Welt ein so glänzendes Beispiel von Freigebigkeit und Menschenfreundlichkeit gegeben wie Andrew Carnegie, der „Stahlkönig", dem man nachgerechnet hat, daß er im Laufe der Zeit mehr als 200 Millionen Dollars (= 800 Millionen Mark) für philanthropische Zwecke und zur Förderung von Kunst und Wissenschaft gestiftet hat. Carnegie ist ein Selfmademan; er kam 1848 von Dunfermline bei Edinburgh, wo er am 25. November 1837 als Sohn eines Webers geboren wurde, nach Amerika und arbeitete anfangs als Haspeljunge in einer Baumwollspinnerei, dann als Laufbursche in einem Telegraphenbureau. Hier lernte er das Telegraphieren, wurde Telegraphist in Pittsburg und kam dann in dieser Eigenschaft zur Pennsylvanier Eisenbahngesellschaft. Bald wurde er Sekretär des damaligen Superintendenten dieser Bahn, Thomas A. Scott, und damit hatte er sich den Weg zu seinen künftigen großen Erfolgen erschlossen. Als Scott Präsident der Gesellschaft wurde, ernannte man Carnegie zu seinem Nachfolger. Mit Scott führte er die von Woodruff erfundenen Schlafwagen ein und legte als Teilnehmer den Grund zu seinem späteren Reichtum. Anfang der sechziger Jahre kaufte er mit andern eine Farm in Pennsylvanien, auf der eine mächtige Oelquelle erbohrt wurde, gründete in Pittsburg eine Gesellschaft zum Bau eiserner Eisenbahnbrücken und baute die erste eiserne Brücke über den Ohio. Dann kaufte er die Homestead-Stahlwerke, welche die Panzerplatten für die Kriegsschiffe der Union liefern, und errichtete sieben weitere Stahlwerke, die insgesamt 25000 Arbeiter beschäftigen. Nachdem er seine Werke in eine Aktiengesellschaft umgewandelt hatte, zog er sich 1899 als Milliardär von den Geschäften zurück. Er ist auch als sozialer, politischer und Reiseschriftsteller hervorgetreten. Die ausgesprochen demokratischen Ansichten, zu denen er sich bekennt, hat er kürzlich mit bemerkenswerter Entschiedenheit dadurch betätigt, daß er die Heirat seiner Nichte Nancy mit ihrem früheren Reitlehrer, der Kutscher bei ihm gewesen war, rückhaltlos billigte. Seine jüngste Stiftung ist ein Betrag von 10 Millionen Dollars, aus dessen Zinsen nicht mehr dienstfähigen Universitätsprofessoren jährliche Pensionen gewährt werden sollen.

Vom Krieg in Ostasien

Das 137. russische Infanterieregiment Njeschin, dessen berittene Abteilung man auf dem einen unsrer heutigen Bilder vor dem damaligen Generalissimus Kuropatkin vorüberdefilieren sieht, schlug sich in der Schlacht bei Mukden mit heroischer Tapferkeit. Es gehörte zur 35. Division, die den linken Flügel des von General Bilderling befehligten Zentrums bildete. Es verlor in den Tagen vom 2. bis zum 8. März, während es am Schaho gegen die japanischen Angriffe standhielt, an Toten 3 Offiziere und 52 Mann, an Verwundeten 9 Offiziere und 277 Mann und 31 Vermißte. Auf dem Rückzug büßte es ein 17 Mann tot, 4 Offiziere und 216 Mann verwundet und an Vermißten 3 Offiziere und 243 Mann. Das Regiment deckte den Abmarsch des XVII. Korps und rettete acht Geschütze, die stehen geblieben waren. — Von Chiyo, der dreizehnjährigen Tochter des Admirals Togo, die mit ihren Geschwistern auf unserm Bilde dargestellt ist, wird ein hübsches Geschichtchen erzählt. Admiral Togo, der in der japanischen Marine der „Menschenfresser" genannt wird, lag krank zu Bett, als er unmittelbar vor Ausbruch des Krieges den Befehl erhielt, sein Kommando zu übernehmen. Ohne Rücksicht auf seinen Zustand traf er sofort Anstalten zur Abreise, und als seine Frau ihm liebevoll zuredete, seine völlige Genesung abzuwarten, versetzte er ihr in der Erregung einen leichten Schlag und rief: „Rede keinen Unsinn!" Auf dem Bahnhof angekommen, fand der Admiral dort sein Töchterchen Chiyo, das ihn ernst anblickte und zu ihm sagte: „Warum hast du meine Mutter geschlagen? Du bist wirklich ein Menschenfresser!" Die Worte des resoluten Mädchens machten solchen Eindruck auf den Admiral, daß er ganz kleinlaut antwortete: „Es ist wahr, liebes Kind, ich habe unrecht getan. Geh nach Hause und sage deiner Mutter, sie möge mir verzeihen!" Sein Familienleben wird im übrigen übereinstimmend als ein ganz besonders glückliches geschildert.



Die Kinder des Admirals Togo



Letzte Parade der berittenen Abteilung des Njeschiner Infanterieregiments vor der Schlacht bei Mukden, in der fast das ganze Regiment vernichtet wurde

Vom Aufstand in Südwestafrika

Die Ereignisse der letzten Monate lassen erkennen, daß trotz der fortgesetzten Niederlagen und Schlappen, welche die deutschen Truppen den Aufständischen beibringen, die Widerstandskraft der Hottentotten noch keineswegs gebrochen ist, und daß selbst die Herero sich noch immer nicht völlig besiegt geben. In einer vom Deutschen Generalstab ausgearbeiteten Denkschrift, die dem Reichstag Ende März zugegangen ist, heißt es u. a.: „Die Herero stellen sich nicht mehr zum Kampfe. Die wenigen überlebenden Führer fanden zumeist Zuflucht auf englischem Gebiet wie Samuel Maharero, der sich am Ngami-See in Britisch-Betschuana befindet. Das Volk wendet sich seinen alten Wohnplätzen wieder zu und hält sich im Busch verborgen. Die Unsicherheit im ganzen Lande ist noch groß. Daher wird zu Stationsbesatzungen übergangen. Im Süden des Schutzgebietes konnten die siegreichen Januarkämpfe gegen die Hottentotten wegen der Verpflegungsschwierigkeiten nicht in wünschenswertem Maße ausgenutzt werden. Noch mehr litten die Operationen gegen Morenga und Morris unter Verpflegungsschwierigkeiten. Allen Uebelständen auf letzterem Gebiet ist entscheidend nur abzuhelfen durch den baldigen Bau der Eisenbahn Lüderitzbucht bis Kubub." Die Denkschrift schildert dann die wieder aufgenommenen Operationen gegen die Banden Morengas und Morris'. Ende März übernahm General von Trotha persönlich den Oberbefehl auf dem südlichen Kriegsschauplatz, da der hochverdiente Oberst Deimling, der bis dahin die dortigen Operationen mit großem Geschick und Erfolg geleitet hatte, zur Erhaltung der Gebrauchsfähigkeit seines bei einem Sturz vom Pferde verletzten Armes heimkehren mußte. Am 25. März hatte Oberleutnant von Bähr im Süden ein schweres Gefecht mit 200 Hottentotten, die mit vieler Mühe und unter beträchtlichen Verlusten zurückgeschlagen wurden. In Otjivero am Weißen Nossob, 120 Kilometer östlich von Windhuk, stellten sich die Kapitäne Erasmus und Kamangati mit 150 Männern, Weibern und vielen Kindern freiwillig. Anfang April wurde Morris aus den Karrasbergen vertrieben und fiel auf der Flucht. Am 6. April schlug Oberleutnant Böttlin eine starke Hottentottenbande und nahm nach vierstündigem Kampfe ihre Werft. Am 7. April hatte Hauptmann Manger ein siegreiches Gefecht mit der Nachhut Hendrik Witbois, konnte aber wegen Wassermangels den Erfolg nicht ausnutzen. An demselben Tage wurde Hauptmann d'Arrest in den Karrasbergen von den Hottentotten überfallen, erstürmte aber nach schwerem siebenstündigen Kampf die feindliche Stellung. Im Norden des Schutzgebiets wurden am 17. und 19. April zwei Hererowerften genommen. Morenga, ein Hauptgegner der Deutschen, räumte in der Nacht vom 24. zum 25. April die Karrasberge



Phot. H. Güntherodt, Munster
Einschiffung von Pferden für Südwestafrika auf dem Dampfer „Lulu Bohlen" in Hamburg

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 33



Auf der Galata-Brücke in Konstantinopel

Nach einer Zeichnung von Edmund Edel (Berlin)

Totenschau

Professor Dr. Karl Hiller, Dekan der Grazer juristischen Fakultät, 25. April, Graz. — Professor Dr. Samuel v. Basch, Pathologe, ehemals Leibarzt des Kaisers Maximilian von Mexiko, 68 J., 25. April, Wien. — General der Kavallerie Graf Heinrich v. Lehndorff, Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. und Mitglied des preußischen Herrenhauses, 76 J., 25. April, Schloß Preyl (Ostpreußen). — Karl Ritter v. Oswald, Ministerialdirektor a. D., 73 J., 25. April, München. — Hermann Freiherr v. Gaisberg-Schöckingen, lebenslänglicher Reichsrat der Krone Bayern, 81 J., 25. April, Schloß Neudegg. — Johannes Ziegler, Schriftsteller, 70 J., 25. April, Wien. — Oberst a. D. Alfred Freiherr v. Buddenbrock, konservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 78 J., 26. April, Berlin.

Rätsel

Ein Zeichen — ohne Mitt' und Ende —
Da liegt 'ne Schlinge: wer sie fände? E. S.

Homonym

Im alten Deutschland lebte ein Mann,
Der hohen Ruhm sich im Kriege gewann.
Im neuen Deutschland nennt das Wort
Euch einen freundlichen Badeort. F. M.-S.

Worträtsel

In einer Grube kann
Man einen Stern erkennen;
Weißt du die Grube mir,
Mein Leser, nun zu nennen? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 721:

Des Rätsels: der Schatten.
Des Worträtsels: Sieb, Dieb.
Des Rätsels: Do — rdre — cht.

Richtige Lösungen sandten ein: Lolly und Christiane in Hannover; Otto Scherer in Berlin (3); Ignaz in Ansbach (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); Arthur L. in Bozen (2); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); „Erzschlaukopf" in Passau (2); Myriam in Warschau (5); Oberfinanzrat O. v. Kirchsberg in Wien (3); „Oedipus" in Emden (3); Gustav Franck in Darmstadt (3); Baronin v. K.-S. in Brünn (3); Huckebein in Eisenach (2); Julius Polatschek in Wien (3); K. Meister in Basel (4); L. Z. in Detmold (3); „Prinzeßchen" in Weimar; Gretel in München (2); Don Carlos in Hannover; Frau Leopoldine Lippert in Wien (3); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (5); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (5).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

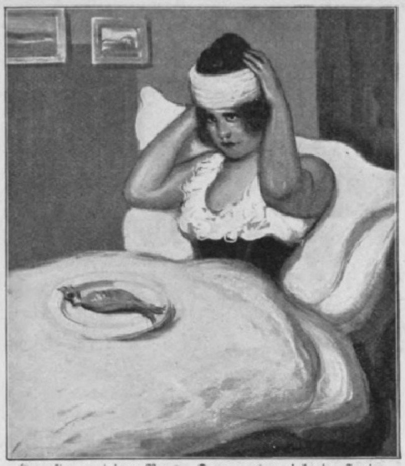
Partie Nr. 9

Turnierpartie, gespielt zu Frankfurt a. M. am 25. Juli 1887.
Weiß: E. Schiffers (†). — Schwarz: M. Harmonist (Berlin).
Für diese dem Kongreßbuch entnommene Partie, die vom Chess Monthly die Perle des Turniers genannt wurde, erhielt der jüngst verstorbene Führer der weißen Steine den für die schönste Partie des Turniers angesetzten Sonderpreis von 100 Mark.

Italienische Partie

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. **e2—e4**	**e7—e5**	15. Sf3—g5 3)	Se7—g6
2. **Sg1—f3**	**Sb8—c6**	16. Te1—e8!! 4)	Tf8×e8 5)
3. **Lf1—c4**	**Lf8—c5**	17. Lc4×f7†	Kg8—h8 6)
4. c2—c3	Sg8—f6	18. Lf7×e8	Sf4—e2†
5. d2—d4	e5×d4	19. Kg1—h1	Se2×c1
6. c3×d4	Lc5—b4†	20. Sg5—f7†	Kh8—g8
7. Lc1—d2	Lb4×d2†	21. Sf7—h6††	Kg8—f8!
8. Sb1×d2	d7—d5 1)	22. Db3—g8†	Kf8—e7
9. e4×d5	Sf6×d5	23. Le8×g6	h7×g6 7)
10. Dd1—b3	Sc6—e7	24. Dg8×g7†	Ke8—d7
11. 0—0	0—0	25. Dg7—f8†	Kd8—d7
12. Tf1—e1	c7—c6	26. Sd2—e4! 8)	De7—d8 9)
13. a2—a4	Dd8—c7 2)	27. Df8—d6†	Kd7—e8
14. Ta1—c1!	Sd5—f4	28. Se4—f6†	Aufgegeben.

1) Auch Sf6×e4 kam in Betracht.
2) Dd8—b6 war hier der richtige Zug.
3) Dies bildet die Einleitung zu einem der glänzendsten Angriffe.
4) Ein weitberechnetes Manöver, das sich in gleicher Weise durch seltene Eleganz wie durch tadellose Korrektheit auszeichnet.
5) Hätte Schwarz die volle Tragweite der Kombination erkannt, so würde er sich noch durch Le8—e6, allerdings mit Bauernverlust, von der drohenden Gefahr haben befreien können.
6) Auf Kg8—f8 gewinnt Weiß wie folgt: 18. Sg5×h7† Kf8—e7 19. Tc1—e1† Lc8—e6 20. Te1×e6† Ke7—d7 21. Lf7×e8† Ta8×e8 22. Te6×e8 Kd7×e8 23. Db3—g8† Ke8—d7 24. Dg8×g7† u. s. w.

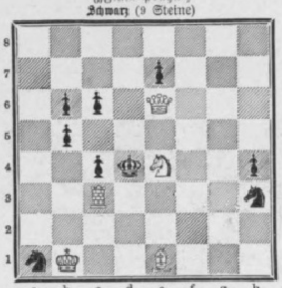


Kunstparodien Nr. 3: Der wunderwirkende Hering
Frei nach Gabriel Max

7) Nimmt Schwarz den Springer, so folgt 24. Dg8—f7† nebst Matt im nächsten Zuge.
8) Die Schlußpointe des großartigen Spieles.
9) Damenverlust oder Matt ist unvermeidlich. Wenn b7—b6, so 27. Df8—g7† Kd7—d8 28. Sh6—f7† Kd8—e8 (d7) 29. Sf7—d6† Ke8(d7)—d8 30. Dg7—f8† Kd8—d7 31. Df8—e8 matt. 26. . . . . Kd7—e6 27. Se4—g5† Ke6—d7 28. Df8—g7† Kd7—d8 29. Sh6—f7† (Kd8—e8 30. Dg7—g8† Ke8—e7 31. Sf7—e5 u. s. w.).

Aufgabe 13

Von F. Skalik in Prag
(„Zlatá Praha")
Schwarz (9 Steine)



a b c d e f g h
Weiß (5 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 10

W. 1. Se6—d4!
S. 1. De3×c6, —c2, b3†
W. 2. Sd4×c6, c2, b3 matt.

A.
S. 1. De3×d4
W. 2. La1×d4 matt.

B.
S. 1. Th4—f4 (h5)
W. 2. Sg7(×)h5 matt.

C.
S. 1. Kf6×g7 oder beliebig and.
W. 2. Dg3—e5 matt.



Phot. Franz Scholz, Tientsin

Transport japanischer Verwundeter durch chinesische Kulis



Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, die Proportionen der Fettabsonderung werden verschoben, es bilden sich helle und dunkle Stellen, kurz, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen, ungesunden Teint nennt. Tritt gar eine Verstopfung der Talgdrüsen hinzu, so führt die Reizung, die dadurch bedingt ist, zur Bildung von Pusteln, Knötchen, Finnen, Mitessern, in besonders schweren Fällen sogar zu Balggeschwülsten. Diesem Uebel wirkt allein eine Behandlung entgegen, die neben der Hinzufügung des notwendigen Fettes von ganz neutraler Beschaffenheit eine Substanz an die erkrankten oder vernachlässigten Gewebeteile heranbringt und die Entzündung aufhebt. Mit der von der Firma Bergmann & Comp. in Radebeul-Dresden hergestellten Steckenpferd-Lilienmilch-Seife (Schutzmarke: Steckenpferd) sind beide Aufgaben erfüllt. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit, und der Zusatz von Borax, den sie enthält, wirkt als mildestes Alkali den Entzündungssymptomen aufs wirksamste entgegen. Zugleich bewirkt aber der Borax eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen und durch Sommersprossen oder andre Schattierungen des Pigments beeinflußten Oberhaut und erweist sich somit bei einer dauernden Anwendung als unbedingt zuverlässiges Mittel zur Erhaltung eines rosigen, zarten und reinen Teints. Die Steckenpferd-Lilienmilch-Seife ist in den meisten Apotheken, Drogerien und Parfümerien à Stück 50 Pfg. zu haben.

Welche großen und systematischen Anstrengungen von manchen Weltetablissements gemacht werden, um ihre Kundschaft in künstlerischer, sachlich gediegener und wissenschaftlicher Weise auf ihre Bestrebungen aufmerksam zu machen, dafür zeugt der von der bekannten Firma Wilhelm Anhalt G. m. b. H., Ostseebad Kolberg, herausgegebene Katalog. Seine vornehme und gemackvolle Ausstattung, die übersichtliche Anordnung des Textes, die wissenschaftlichen Belehrungen, die dem Leser in faßlicher und schöner Form aus fachmännischer Feder geboten werden, alles dieses sind Vorzüge, die auf das Publikum sicherlich einen außerordentlichen Eindruck machen werden.

Von den vielen Entfettungsmitteln unterscheidet sich das seit etwa vier Jahren in Deutschland eingeführte „Amiral" dadurch, daß es äußerlich angewandt wird und vollständig unschädliche, trotzdem aber in den meisten Fällen ganz bemerkenswerte Wirkungen erzielen soll. Ein bekannter Hamburger Arzt (Dr. med. H. J.) faßt sein Urteil über „Amiral" in folgende Worte: „Die ‚Amiral-Seife' ist auf meine Veranlassung von einer Dame gebraucht worden, um den Fettansatz auf den Hüften zu reduzieren. Nach dem Verbrauch der Hälfte eines Pakets hatte der Umfang, über die Hüften gemessen, um 8 Zentimeter abgenommen ohne irgendeine nachteilige Wirkung." Die Generalvertreter für Deutschland, die Herren Hood & Co., Hamburg, Knochenhauerstraße 98, senden gegen 20 Pfg. in Marken ausführliche Broschüre mit zahlreichen Anerkennungsschreiben und Gebrauchsanweisung. „Amiral", was zum Schlusse noch besonders hervorgehoben sei, verlangt bei seiner Anwendung keinerlei Diät.

Das „Echterhaus“ in Bamberg

Das Echterhaus, auch das schöne Haus genannt (Judenstraße 12), wird schon 1367 als bischöfliche Münze erwähnt; später gehörte es einer Liechtensteinerin und 1595 den Erben des Kanzlers Dr. Otto Reinhold. Im Jahre 1615 besaß das Haus Philipp Sebastian Echter von Mespelbrunn (ein Neffe des Bischofs Julius von Würzburg); er war Domherr von Würzburg, Mainz, Bamberg, Halberstadt und Eichstätt; durch Heirat seiner Nichte ging das Haus an Werner Schenk von Stauffenberg über und später durch Erbschaft an Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg, der 1683 bis 1693 Fürstbischof von Bamberg war. Da dieser am 9. Oktober 1693 plötzlich und ohne Testament starb, so beanspruchte das Hochstift Bamberg vermöge des damals geltenden Rechts als Intestaterbe die ganze Allodialerbschaft. So ging in einem Vertrage von 1694 das „schöne Haus“ zu Bamberg an die beiden Brüder des verstorbenen Fürstbischofs titulo donationis über. Im Jahre 1762 war Freifrau Theresia Schenk von Stauffenberg, geborene Gräfin von Castell (Witwe) Besitzerin des Hauses, und von 1832 bis 1833 gehörte es dem Appellationsgerichtsdirektor Martin Reinhard von Godin (Vater der Dichterin A. von Godin). Später kam es dann in bürgerliche Hände. Das Wappen am Portale des Hauses ist das der Freiherren Schenk von Stauffenberg. Im Dreißigjährigen Kriege war das Haus häufig Absteigequartier des Generalissimus und Schauplatz verschiedener Feste. Das große, ausgedehnte Anwesen, das zu den ältesten und interessantesten Privatgebäuden Bambergs gehört, bietet aus vergangenen Jahrhunderten eine Fülle historischer Erinnerungen. Wir bringen eine Abbildung von Hof und Garten. Das Haus entspricht auch in seinem vornehmen Innern seiner einstigen Bestimmung und mutet uns heute mit seiner ruhigen Abgeschlossenheit, mit seinen Terrassengärten wie eine klösterliche Idylle an. Wer unter unsern Lesern die alte, auf ihren fünf Hügeln so malerisch gelegene Bischofsstadt besucht, wer sich an der gewaltigen, einfachen Majestät des Domes erbaut hat wie an der reizvollen Architektur der fürstbischöflichen Residenz, der findet vielleicht auch noch Zeit, einen Blick in das stille, heimliche Idyll des Echterhauses zu werfen, das seinen Beinamen das „schöne Haus“ nicht mit Unrecht trägt.



Das „Echterhaus“ in Bamberg: Aufgang vom Hof in den Garten

Briefmappe

One o'clock Club in Chicago. Das deutsche Eherecht verbietet die Heirat zwischen Onkel und Nichte nicht. Auch die evangelische Kirche läßt sie praktisch zu, während die katholische Kirche an den Bestimmungen des kanonischen Rechts, das selbst die Verbindung zwischen Dritt- und Andergeschwisterkind untersagt, festhält und es dem Papste vorbehalten bleibt, im Wege der Dispensation die Ermächtigung zur Schließung einer solchen Ehe zu erteilen.

W. R. in A. Auf Ihre Anfrage ist vor allem zu bemerken, daß nach den neuesten Untersuchungen und Messungen des englischen Kapitäns H. Wood Gaurisankar und Mount Everest nicht, wie man lange angenommen hatte, identisch, sondern zwei verschiedene, etwa 50 Kilometer voneinander entfernte Berge sind. Die Lage ist nach Wood für den Gaurisankar: nördliche Breite 27° 57′ 52″, östliche Länge 86° 22′ 43″, der Mount Everest liegt nördliche Breite 27° 59′ 16″, östliche Länge 86° 58′ 7″. Die Höhe der beiden Berge beträgt nach Wood: Gaurisankar 7130 Meter, Mount Everest 8817 Meter. Bisher nahm man für den Gaurisankar-Mount Everest gewöhnlich 8840 Meter Höhe an.

F. 30, Weimar. Ihre Information ist richtig; die französische Regierung, die seit 1883 die internationalen Ausstellungen in München nicht mehr beschickt hat, wird sich dieses Jahr zum ersten Male wieder mit einer staatlichen Kollektion im Glaspalast beteiligen und zwei Regierungskommissare nach München entsenden.

Frau Dr. Sch. in L. Die Japaner haben schon seit mehr als dreißig Jahren den gregorianischen Kalender. Neben der modernen Kalenderrechnung finden sich aber noch immer vielfach, zum Beispiel auf manchen japanischen Zeitungen, Kalenderangaben im alten Stil. Die Japaner rechneten wie die Chinesen nach kombinierten Mond- und Sonnenjahren, die in je sechzigjährigen Zyklen vom Jahre 660 vor Christus an gezählt wurden. Jedes Jahr hatte in dem betreffenden Zyklus seinen eignen Namen, wobei die Zeichen des Tierkreises am Himmel, die Elemente und so weiter benutzt wurden. Die Monate waren reine Mondmonate zu abwechselnd 29 und 30 Tagen, die entsprechend als „kleine“ oder „große“, im übrigen jedoch nur nach der Ordnungszahl bezeichnet wurden. Das Jahr umfaßte 13 solcher Monate, so daß im ganzen nur 355 Tage im altjapanischen Kalender herauskommen, dessen Ausgleichung gegen das wahre Sonnenjahr von etwa 365¼ Tagen durch Hinzufügung eines Schaltmonats in gewissen Jahren erfolgte. Auch die Monate wurden einfach mit Zahlen gekennzeichnet, oder sie hatten poetische Bezeichnungen wie Chrysanthemum-Monat, Reisblüten-Monat und so weiter. Diese altjapanischen Monate zerfielen in drei zehntägige Abschnitte, wobei der 1., 11. und 21. Tag jeden Monats besonders hervorgehoben wurde. Der Tag begann um Mitternacht und wurde in zwölf Doppelstunden geteilt, die im altjapanischen Kalender entweder nur nach Zahlen oder nach den dreizehn Tierkreisbildern genannt wurden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 34

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern von **Rudolf Herzog**

III (Fortsetzung)

Es waren grüne Ostern im Wuppertal. Der Neuschnee, der sich auf den rauhen Höhen meist noch einmal einzustellen pflegte, wenn der Kalendermacher Frühlingsanfang verkündet hatte, war ausgeblieben. Durch die Wälder ging ein kaum sichtbares grünes Flimmern. Und wer es nicht sah, ahnte es. Einer erzählte dem andern die große Neuigkeit: auf den Bergen ist Frühling. Keiner, der sich nicht verwunderte und es weitersprach.

Durch den Hochwald, dem Laufe des kristallklaren Murmelbaches folgend, wanderte Gustav Wiskotten. Wenige Menschen nur begegneten ihm. Drunten hatten die Kirchenglocken gerufen, und die Häuser des Herrn waren angefüllt mit der gläubigen Gemeinde. Ihm war es nicht möglich, unter den vielen zu sitzen. Am Sonntag Palmarum hatte er es versucht und mit den Ohren hörend, nicht mit dem Herzen, die Predigt ausgehalten. Der Pastor sprach gut. Das Wuppertal wählte sich nur auserlesene Redner. Aber der Mann sprach doch nur für die Allgemeinheit,



Kinder des Spreewalds. Nach dem Gemälde von Berthold Genzmer (Berlin)

für die Schmerzen und Hoffnungen aller, nicht für Einzelfälle. Und hätte er es getan: er hätte doch nicht mehr vermocht, als in seine Seele hineinzuleuchten, nicht aber, die Schatten zu bannen. Und hineinleuchten, das konnte er selber besser, dazu brauchte er keinen Fremden von Amts wegen. War ihm doch schon während der Predigt gewesen, als wäre der Redner am Nächstliegenden, der Alltagswelt mit ihren kategorischen Imperativen, vorübergegangen, um in fernen Gärten mit Früchten zu winken, deren Blüte sie nicht gesehen hatten, sie alle nicht, die im Menschenfrühling ihr Bestes glaubten. Wohl, wohl. Eine Erbauung mochte das sein, eine Erlösung war es nicht. Nicht für ihn. Er brauchte stärkere Beschwörungen.

Aus dem braunen blankpolierten Buschholz schimmerten die weichen ährenförmigen Kätzchen. Er schnitt ein Bündelchen ab und prüfte das junge Holz, in das der Saft gestiegen war. Auf einem Mooshügel saß er, vor sich den Wald, hinter sich das weite einsame Plateau des bergischen Landes, und bearbeitete emsig mit dem Schlägel des Messers die braunen Ruten, bis sich die Rinde vom Holze löste und wie eine Schlangenhaut heruntergleitet. Jedes Jahr hatte er für seine Kleinen die ersten Flöten geschnitten. Die Ärmchen auf sein Knie gestützt, hatten sie vor ihm gelegen und mit staunenden Augen die Entstehung des Wunderwerks verfolgt, bis es vollendet war, bis der langgezogene plärrende Ton sie in einen Rausch des Entzückens versetzte und der Vater ihnen als der Wundermann der Welt erschien, der da konnte, was er wollte.

Viel hatte er nicht gekonnt. Die Mutter dachte anders als die Kinder. Sie war nicht für Frühlingswunder, die von der Erde stammen.

Den Kopf vorgebeugt, das Flötchen an den Lippen, saß Gustav Wiskotten und blies leise Töne durch den Wald. Es klang wie vor Zeiten. Und der Frühling war auch da, und der Saft stieg ins Holz.

Er warf die Spielerei von sich, jäh, als ob er sich die Finger daran verbrannt hätte. „Na, na, na," beruhigte er sich. „Nimm dich zusammen. Aber diese Luft — diese Luft ist kaum auszuhalten."

Er sprang auf, sah sich scheu um, ob er unbelauscht geblieben wäre, und schritt dann hastig vom Wege ab quer durch den dichtbestandenen Wald. Hier sah ihn keiner, und keiner sah seine Gedanken. Sein Arm lag um einen Frauenleib, dessen Zucken seine Hand verspürte, an seine Schulter schmiegte sich ein Kopf, und in einer Fülle braunen Haares verfingen sich die Sonnenstrählchen, die durch das Gezweig flirrten, und schufen rotgoldene Flämmchen. Wenn er sie fortküssen wollte, neigte sich der Kopf hintenüber, schelmische Augen blinzelten ihn an, rote Lippen entzogen sich ihm spielerisch, um ihn plötzlich zu überfallen, ein Losreißen gab's und eine Jagd durch den Wald, und eine Beute, die ihm in der Gefangenschaft das Blut noch heißer machte wie bei der Verfolgung. Bis ein lachend Menschenkind mit geschlossenen Augen, auf Gnade und Ungnade, an seinem Halse hing . . .

„Emilie — —"

Nein, doch nicht Emilie. Ihr Körper war es, nicht ihre Art. Und weshalb nicht ihre Art? Gehörte sie nicht zu diesem jungen, blühenden Körper? Waren sie schon Spittelleute? Krochen sie bereits auf allen vieren? Wenn die junge Natur ihr brausendes Zueinander hatte, sollte er in seinem Lebenslenz darauf verzichten?

Und herrisch, verlangend schrie er durch den Wald.

„Du! — — —!"

Irgendwoher kam ein Echo — — —

Da ging er aus dem Wald, einen wilden Pulsschlag in sich, und als er in das Tal und unter die Menschen kam, die vom Kirchgang heimströmten, hatte er den festen Gang und das kühlwägende Auge des Fabrikherrn.

Er wußte, der Fabrikherr mußte die Oberhand behalten. Heute mehr denn je.

Zu Hause traf er Anna Kölsch. Sie hatte sein Wohnzimmer mit Sträußen blühender Haselkätzchen geschmückt. Er schaute sie an und wurde rot.

„Wie appetitlich Sie aussehen, Fräulein Anna."

Sie zeigte ihre Hände.

„Ich habe Ostereier gefärbt. Da sehen Sie's noch. Nennen Sie das appetitlich?"

„Ach, ich mein' ja nicht die Hände, ich mein' das liebe Gesicht, das Ganze."

Sie versteckte die Hände auf dem Rücken und lachte ihn fröhlich an. Und dann, erst verwundert, erstarrte das Lachen, und in die Augen trat langsam ein seltsames Erschrecken. Gustav Wiskotten hatte den Arm um sie gelegt.

„Anna —"

Ganz steif wurde der Mädchenkörper in seinem Arm. Und nun sah er in ihren Augen das stumme Entsetzen.

Da ließ das tolle Flimmern vor seinen Augen nach. Schwerfällig hob er die Hand und strich ihr mit der ganzen Breite über das erblaßte Gesicht. „Nein, nein, ich fress' dich nicht auf. Ich bin doch nicht der Wärwolf. Das ist nur die Freude an dir. Närrchen! Gönnst du sie mir nicht?"

Da wich die Starrheit aus ihren Blicken, die Augen wurden weich, und um ihre Mundwinkel zitterte es.

„Doch, Herr Wiskotten."

„An andern Menschen erleb' ich keine Freude. Das ist ein verfluchtes Gefühl."

Sie lehnte wie ein Kind den Kopf gegen seine breite Brust. Von unten herauf sah sie bettelnd zu ihm auf. „Herr Wiskotten —"

„Ja, Kleine —?"

„Rufen Sie Ihre Frau —"

„Anna, das verstehen Sie kleines Mädchen nicht."

„O doch, ich versteh' es."

Staunend blickte er in das junge, errötende Gesicht. Und da er nichts zu antworten wußte, streichelte er mechanisch die langen blonden Flechten, die wie eine Krone um ihre Stirn lagen. „Ich versteh' es," hatte das junge Ding gesagt, das noch nicht zwanzig war, und seine alte Mutter, die die Sechzig überschritten hatte, hatte ihn auch verstanden. Trugen denn alle Frauen, jung und alt, heimlich ein Liebesvermögen? Etwas, das sie miteinander verband und sie dennoch befähigte, Licht und Schatten zu verteilen, um einer gerechten Liebe willen. Die sechzig Jahre der Mutter, die rückwärts sahen, sprachen für den Kampf, die zwanzig Mädchenjahre, die vorwärts blickten, für den Frieden. Das Ziel aber war beiden gemeinsam.

„Sagen Sie mal — Anna — haben Sie — eine heimliche Liebe?"

„Davon ist doch nicht die Rede."

„Es kommt mir aber fast so vor —"

„Rufen Sie Ihre Frau, Herr Wiskotten."

„Und wenn ich's täte?"

„Dann den Ewald auch!"

„Was? Auch den Ewald?"

„Nun ja," lachte sie und schlüpfte aus seinem Arm, „es ist doch nur Ihretwegen, damit Sie wieder an Menschen Freude haben."

„Kleine Anna, da sind Sie sehr falsch berichtet. Der Ewald trotzt nach wie vor, ja noch mehr als früher. Da er bald mündig wird, hat er sich jede Einmischung verbeten. Und meine Frau schreibt mir, daß es den Kindern ausgezeichnet gehe. Von sich kein Wort."

„Das ist es ja eben."

„Was ist es?"

„Daß sie von sich nichts schreibt. Sie möchte gewiß, daß Sie kämen und selbst nachsähen."

„Anna, Sie sind doch noch ein Kindskopf. Das hatt' ich einen Moment vergessen. Tut mir leid."

„In gewisse Feinheiten können nur Frauen hineinsehen, die sie selbst verspüren. Männer begreifen das nicht so leicht."

„Nun grüßen Sie mir aber Ihren Vater. Und das schleunigst! Das kommt davon, wenn man sich mit Wickelkindern einläßt, die nur ‚Ja' oder ‚Nein' sagen, weinen oder lachen, je nachdem man auf den Knopf drückt. Marsch!"

„Kommen Sie heute abend? Vater liest Mörike. Nein, heute Reuter."

„Und o b ich komme!"

„Adieu, Herr Wiskotten. Heute ist Auferstehungstag."

„Adschüs, Dummkopf." —

Ah, das hatte gut getan. Er reckte die Arme und durchquerte das Zimmer. Das war noch angefüllt von Mädchenlachen. Lachten so Mädchen? Oder lachten so Mädchen mit Frauengefühlen? Und — Frauen mit Mädchengefühlen — —? Das war beinahe dasselbe. Und doch nicht. — Er horchte, als ob er Musik vernähme . . . — Das erstere, das war die Ouvertüre. Das letztere: das Lied.

Mittagstafel war bei den alten Wiskottens angesetzt. Auch Wilhelm und Frau Mabel erschienen. „Herrjeh, Gustav, hast du in der Lotterie gewonnen? Wir können's brauchen."

„Gute Nachrichten?" fragte Mabel.

„Das eine nicht und das andre nicht."

„Was hast du nur?" meinte August ärgerlich. „Zum Vergnügtsein ist kaum die Zeit."

„Nix hab' ich, gar nix. Nur in meiner Wohnung, da ist heut morgen gelacht worden. Oder war es Schwalbengezwitscher? Die streichen ja schon durchs Tal. Möglich, daß mir das in den Kleidern hängen geblieben ist."

„Der Gustav steht knapp vor dem Verrücktwerden," erklärte Fritz.

Nur Paul kam heran und schlug ihn auf die Schulter. „Gustav, hast du sie auch gehört? Ja, wahrhaftig, es sind schon Schwalben."

„Dichterseele," sagte der Bruder und lachte.

Bei Tisch ging es heute geräuschvoller zu. Man kam in der Unterhaltung an der Geschäftslage, die sich von Tag zu Tag schärfer zuspitzte, nicht vorbei. Obschon man sich Mühe gab, sie nur wie absichtslos zu streifen.

„Heut vor 'm Jahr war noch der Streik," meinte Frau Wiskotten. „Aber Aufruhr bringt keinen Segen."

„War das so schlimm wie die Revolution, Papa?" fragte Mabel. Sie schwärmte für den still-fröhlichen Mann, und der alte Wiskotten schwärmte für die unbeirrt fröhliche Schwiegertochter. Sie zwinkerte ihm zu. Das hieß: erzähl, sonst kommen die andern mit ihren unendlichen Geschäften.

„Nee, Kindchen," sagte der alte Wiskotten. „Aber schlimm war auch die Revolution nicht. Ich stand damals als junger Gesell bei einem Meister vorübergehend in Arbeit, der zu den Elberfelder Barrikadenmännern gehörte. Jeden Tag sagte er zu der Frau: ‚Mutter, ich muß auf Wache.' Oder: ‚Mutter, heut hab' ich Patrouille.' Oder: ‚Et is Exerzieren angesetzt mit Scharfschießen.' Un als dann plötzlich mal Alarm geblasen wurd', da rannt' er durch et ganze Haus und sucht' und sucht' sein Gewehr. ‚Herrgott, Wiskotten, lop doch ens schnell tum Hasenklever en de Wirtschaft, op ek do min Gewehr gestern haw stonn loten, un wenn et do nich is — Deuwel, wo woar ek denn vörgestern — ah so, dann kiek ens en de Wirtschaft vom Krüger em Island noh, ob et et do vergehten haw.' Und et war richtig seit vorgestern beim Krüger im Schirmständer, obwohl de Meister gestern zur Patrouille un heute zum Scharfschießen ausgezogen war. Wenigstens war dat Mutters Meinung . . ."

„Wenn et sich um 't Biertrinken handelt, werden Frauen i m m e r hinter 't Licht geführt," bemerkte Frau Wiskotten.

„Mutter," sagte der Alte und sah seine Frau gutmütig an, „et gibt auch Ausnahmen darunter, die sich dat nich gefallen lassen."

„Sind nich die schlecht'sten, Vatter."

„Mein' ich auch."

Mabel hatte sich die plattdeutschen Wendungen der Erzählung übersetzen lassen. Sie amüsierte sich nachträglich.

„Ich möcht' auch einmal eine Revolution mitmachen."

„Mutter, Mabel hat Durst," sagte Gustav Wiskotten. „Sie spielt auf 'ne neue Flasche an."

„Mabel, wir müssen mal 'ne Bierreise machen," rief Fritz.

„Eine Inspektionsreise," verbesserte Paul. „Vielleicht finden wir beim Hasenklever oder beim Krüger im Island auch noch Vatters Gewehr!"

„Es wär' euch besser," grämelte August, „ihr sorgtet mal zunächst für Schießpulver. Hier habt ihr ein größer Wort als in der Fabrik. Da ist euch das Witzemachen nun vergangen."

„Uns? Du meinst wohl: dir?"

„Der August kriegt es mit der Angst!"

„Er sieht schon den Sieg der Kirche in Gestalt seines Betbruders Scharwächter."

„Fang doch en Kompaniegeschäft mit dem Kerl an."

August Wiskotten sah auf. Seine Augen zogen sich scharf zusammen. „Wenn nicht Ostern wäre, würd' ich dir —"

„Nee, laß lieber. Ich hau' wieder."

Frau Wiskotten pochte mit dem Zeigefinger auf die Tischkante. „Schämt ihr euch nicht? Is dat ein Betragen am heiligen Feiertag? Wo soll da Segen herkommen?"

„Is ja Spaß, Mutter," beruhigte Gustav. „Aber der August hat nich unrecht. Et Schießpulver wird verdammt knapp."

Am Tische trat ein langes Schweigen ein. Jeder war mit seinen Gedanken in der Fabrik.

„Wie lang reicht et noch?" fragte Frau Wiskotten. Ihre Stimme war ganz ruhig.

„Wir führen für das Seidenverfahren ein Extrakonto. Wenn der Scharwächter noch drei Monate seine Barverluste aushält, bleibt uns nur noch die Baumwolle wie früher."

Fritz Wiskotten schlug mit der Hand auf den Tisch. Seine Erfindung tanzte wie eine bunte Seifenblase in der Luft. Aber er sagte kein Wort. Gustav tat ihm leid . . .

„Drei Monate!" sagte Frau Wiskotten. „Heut haben wir Ostern. Und der Heiland ist in dreien Tagen gestorben und wieder auferstanden. Wenn er will, kann er an uns auch in drei Monaten ein Auferstehungswunder tun."

„Jawohl."

Dann sprach August Wiskotten ein kurzes Dankgebet für Speis und Trank, und man wünschte sich gesegnete Mahlzeit.

„Machen wir keinen Ausflug?" fragte Mabel. „Eine kleine Wagenpartie?"

„Sei nich so leichtsinnig," verwies sie Frau Wiskotten. „En Taler hat nur dreißig Groschen."

„Ach, nicht meinetwegen. Die Männer brauchen eine Auffrischung."

„Sobald wir in der Fabrik Luft schnappen, Mabel," tröstete Gustav. „Den ersten Tag widmen wir dir. Verlaß dich drauf."

„Gustav, ich werde an meinen Vater schreiben."

„Daß du hier unter die Barbaren geraten bist?"

„Daß ich mich unter diesen Barbaren so wohl fühle, daß ich mich revanchieren muß."

„Wie das?"

„Mein Vater soll dir beispringen, Gustav. Es gibt Menschen, die nur im Ueberfluß, und Menschen, die nur im Uebermut leben können. Du gehörst zu den letzteren."

„Ist das etwas so Notwendiges?"

„Ja. Denn wir zehren alle davon. Siegesbewußtsein reißt immer mit. Du siehst, es sind ganz egoistische Motive."

„Hast du Angst um mich?"

„Nein."

„Danke dir. Das tut besser als deines Vaters Geld. Uebermut muß den Glauben der andern hinter sich stehen haben, dann ist er Kraft für alle. Sonst — Leichtsinn eines einzelnen. Und auf den Hund komm' ich nicht."

Sie schüttelte ihm die Hand. „Du sollst es nur wissen."

Er nickte ihr zu. Aus einem warmen Kameradschaftsgefühl heraus. Dann ging er heim.

Der Nachmittag wurde ihm nicht lang. Früher, bei Frau und Kindern, hatten die Feiertage kein Ende nehmen wollen. Einer hatte den andern gelangweilt, keiner mit sich und dem andern etwas anzufangen gewußt. Der Unterhaltungsstoff des Tages war bald erledigt, und aus der Langeweile entsprang die leichte Gereiztheit von Menschen, die da fühlen, daß sie sich nicht genug sind und sich mehr sein könnten. Heute war sich Gustav Wiskotten genug.

Er saß im Sofa und las. Bücher aus der Hausbibliothek seines alten Freundes Kölsch. Seit Wochen las er darin, und die Bücher hatten ihn zum Feiertagsmenschen gemacht. Wenn er abends mit dem Werkmeister zusammensaß, strömten ihm Gedanken zu, die fernab von der Fabrik im blauen Aether schwammen, und er hatte eine Freude daran wie an einer sonnenbeschienenen Ferienerholung. Er mußte sie aussprechen und mußte sie ergänzen lassen, und die Vereinigung schuf die Stimmung, und die Stimmung eine neue Welt, in der selbst die Arbeitsmenschen ruhten und weiße Gewänder trugen und, wenn sie sich berührten, sich nicht nur mit den Händen, sondern auch mit der Seele umschlangen. Und eines Abends hatte er es sich gesagt: In meinem Hause und in meiner Ehe haben die Ausgleiche gefehlt. Wie soll das tiefe erwartungsfreudige Gefühl in die Liebe kommen, wenn man wenige Minuten vorher brutal den Arbeitsrock in die Ecke geschleudert hat und nun auf sein Recht pocht? Das Recht auf Liebe ist das Aufgeben aller Rechte zugunsten eines Geschenks, das uns so jubelnd in die Arme geschoben wird, als hätten wir in der Tat Besitzrechte — —"

Nein, Emilie hatte ihm die Geschenke nicht in die Arme geschoben. Sie war mit ihren Geschenken davongelaufen.

Das war's, über das er nicht hinwegkam. Er war ein betrogener Betrüger. Sie hatte im Hause und außerhalb des Hauses mobil gegen ihn gemacht.

Die Adern traten auf seiner Stirn hervor. Es dunkelte im Zimmer, und er vermochte die Worte auf den Buchseiten nicht mehr zu unterscheiden. „Scharwächter," las er aus jedem heraus, „Scharwächter — Scharwächter — —"

„Mann, du oder ich! Einer muß dran glauben."

Die Feiertagsstimmung war verflogen. Was sollten ihm die Romane, in denen er von den Kämpfen papierner Weltanschauungen las! Hier gab's einen Kampf der Wirklichkeit. Einen Kampf des gesunden, lebensroten Blutes mit dem schleichenden Duckmäusertum, das den Saft verdarb!

„Ich bin nötiger auf der Welt. Ueber Augenverdreher verfügt unser Herrgott hüben und drüben zur Genüge, über handfeste Kerle weniger. Das ist auch ein Glaubensbekenntnis, Männeken."

Er unternahm einen Spaziergang durch die engen Straßen, in denen sich die Menschen in Feiertagskleidern mit steifer Würde aneinander vorüberschoben, als seien sie mehr als am Alltag, ließ sich die frische Luft wohltun und stellte sich pünktlich zur Essensstunde bei Kölsch ein.

„Was gibt's denn?"

„Pannhas. Pur Schinkenknochenfleisch un Buchweizenmehl. Von Anna selber eingekocht. Jetzt brät sie ihn. Fingerdick, wie et sich gehört."

„Kölsch, ich muß mal ganz arg ausspucken."

„Haben Sie keine Meinung dafür?"

„Ach wat! Mir läuft bloß so arg et Wasser im Mund zusammen."

Und dann riefen sie beide nach Anna.

Nach der Mahlzeit steckte Gustav Wiskotten seine Zigarre an, und Kölsch setzte seine Pfeife in Brand. „Reuter?" fragte er schmunzelnd.

„Ja, Herr Kölsch, die Geschichte vom Korl Hawermann. Wissen Sie, dat is wie so 'n fetter Ackerlandduft, der Herz und Seele auf den Damm bringt."

Korl Hawermann und sein großer Freund Bräsig hatten das Wort. —

Gustav Wiskotten lag, die Zigarre im Mund, die Hände hinter den Kopf geschoben, lang ausgestreckt im Strohsessel, zog die Stirn zusammen, wenn es wehmütig wurde, oder lachte, wenn der Humor über die Stränge schlug, daß er die Zigarre mit den Zähnen halten mußte.

„Nee, nee, nich weiter. Dat Stücksken nochmal!" Und der Leser entzündete sich an der Freude des Hörers. Beide hatten sie die Umwelt vergessen.

Anna Kölsch saß in einer Ecke des Zimmers vor ihrem Arbeitstischchen. Auch sie feierte. Hin und wieder knisterten ein paar Blätter zwischen ihren Fingern, wenn sie umwandte. Sonst war es ganz still um sie her.

Einmal sprach der Vater sie über die Schulter hin an. „Na, Anna? Was machst du?"

„Ich beseh' Bilder."

„Hören Sie auch zu, Fräulein Anna? Das is ja ein göttlicher Kerl, der Reuter."

„Ich hör' alles."

Wieder die Stimme des Vorlesers, ein Räuspern oder ein Auflachen des Hörers, und das Knistern der Blätter unter des Mädchens Händen, das langsam in Versunkenheit geriet . . .

Plötzlich schrak es auf. Die Männer hatten eine Kraftstelle erwischt. Ihr schallendes Gelächter erschütterte den Raum.

„Gott, bin ich erschrocken!"

Gustav Wiskotten drehte sich um. „Famos, Fräulein Anna!" Er sprang auf und hob die Blätter auf, die ihr vom Schoß gefallen waren. „Einfach zum Radschlagen! Der weiß, was Humor ist! Heulen und lachen möcht' man immer zugleich."

„Danke," sagte sie und nahm die Blätter.

„Sie haben wohl ein bißchen geträumt? Waren die Bilder so süß? Was is es denn? ‚Erstes Liebessehnen'? Oder gar 'ne heilige Genoveva mit dem Prinzen Schmerzensreich?"

Da kreuzten sich ihre Blicke.

„Mädelchen," sagte Gustav Wiskotten, „wenn ich mich über etwas lustig gemacht habe, was Ihnen teuer ist: es war nicht bös gemeint."

„Sie dürfen es ruhig sehen, Herr Wiskotten." Aber sie streckte die Blätter doch nur zögernd hin.

Gustav Wiskotten wehrte scherzend ab. Da streifte sein Auge eins der Blätter, und sein Blick spannte sich. „Was ist denn das — für eine sonderbare — Mädchenschwärmerei?"

Nun trat auch der Werkmeister heran. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Er blinzelte, als ob er nicht richtig sehe. „Was ist das, Anna? — Wie kommst du dazu — —?"

„Ist es denn so was Wichtiges?"

Der Werkmeister nahm die Blätter, staunte hinein, blickte verdutzt auf Gustav Wiskotten, der sie ihm schnell aus der Hand nahm, und nun blickten sie beide hinein.

„Aber das ist ja — das sind ja —"

„Kölsch, was sagen Sie dazu?"

„Ja, Herr Wiskotten — Sprechen Sie zuerst!"

„Das ist ja unbezahlbar. Das sind ja Entwürfe von einer Pracht der Muster und einer Mannigfaltigkeit der Dessins — sehen Sie mal hier, diese kostbare Bandzeichnung, und hier, diese phantastisch schöne Spitze! Das ist ja eine hagelneue Stilart! Das schmeißt ja alles über den Haufen, was man bisher in dem Genre gehabt hat! Wo sind die Sachen nur her? Wem gehören die Entwürfe?"

„Mir," sagte Anna. Sie war plötzlich so aufgeregt wie die Männer.

„Ihnen?"

„Dir?"

„Können Sie sie wirklich gebrauchen, Herr Wiskotten?"

„Mädel, stellen Sie nicht so furchtbar dumme Fragen. Sie sind sich der Tragweite ja gar nicht bewußt! Ob ich sie gebrauchen kann! Ich lieg' ja schon seit Wochen wie ein Wegelagerer auf der Lauer und wär' heilfroh gewesen, wenn ich nur die Hälfte von so viel origineller Schönheit erwischt hätt'. Und unterdes ruht hier der ganze Reichtum in der Hand von einem kleinen Mädchen. Ja, wissen Sie denn gar nicht, was das für eine sündhafte Hinterziehung ist? Donnerwetter, lachen Sie nicht!"

„Doch! Doch! Wenn ich mich doch freue!"

„Heraus mit der Sprache! Wem gehören die Musterentwürfe?"

„Ihnen, Herr Wiskotten! Ich schenk' sie Ihnen."

„Machen Sie keine Scherze! Die Sache ist ernster, als Sie glauben! Sind die Blätter frei? Sind sie der Konkurrenz zugänglich? Mädel, nun sprechen Sie doch ein einziges Mal zusammenhängend."

„Herr Wiskotten, ja! Die Blätter sind frei. Kein Mensch hat sie gesehen. Ich hab' sie geschenkt erhalten, kürzlich erst, und — und für mich waren sie ein Andenken. Ich habe ja keine Ahnung gehabt, daß sie für Sie von solchem Wert sein könnten. Und nun freu' ich mich ja wie Sie, ach, noch viel mehr. Und nur Ihnen gehören sie jetzt."

Gustav Wiskotten warf die Blätter auf den Tisch und faßte das Mädchen bei der Schulter.

„Anna! Was heißt das? Es steht viel auf dem Spiele, besinnen Sie sich. Mir braust es

ja im Kopf, als wär' da irgendwo ein Loch hineingeschlagen, und die ganze Dumpfheit könnt' nun hinaus. Ist das wahr? Kann ich die Muster benutzen?"

„Ja, Herr Wiskotten, tausendmal ja!"

Er stieß einen Laut aus. Wie ein Falke, der eine Beute schlägt. Und dann preßte er das Mädchen an sich, daß es in seiner jähen Umarmung aufschrie.

„Sie sind ja wie die Fee im Märchen! Ein Osterengel! Anna, Kind, woher haben Sie die Schätze?"

„Von — von — —"

„Anna, dem Menschen müssen Sie einen Kuß geben."

„Jetzt sag' ich's nicht."

„Also nein, geben Sie ihm keinen Kuß. Wie heißt der Halunke, der so was verschleudert?"

„Er tut's ja nicht mehr."

„Was —?"

„Er zeichnet gar keine Muster mehr. Das war nur Spielerei für ihn. Er — er —"

„Wer?"

„Ewald!"

Vor Ueberraschung ließ er sie los. Hochrot stand sie vor den Männern und strich sich das Haar zurück. Kölsch klopfte ihr auf die Schulter. Seine Augen leuchteten. Sprechen konnte er nicht.

Dann schlug sich Gustav Wiskotten mit den flachen Händen klatschend auf die Schenkel. „Ewald! Ewald!"

„Jetzt wollen Sie wohl die Zeichnungen nicht?" fragte sie angstvoll, und das Blut wich aus den Wangen zurück.

„Und wenn der Mann Beelzebub hieß, Luzifer, Deubelsdreck! Was kauf' ich mir für den Namen? Aber Wiskotten — —?" Er tat einen tiefen Atemzug. „Wiskotten is mir lieber — — —!"

Da fiel ihm das Mädchen um den Hals und nach ihm ihrem Vater.

„Jetzt ist alles gut!"

„Nee, jetzt soll's erst gut werden. Kölsch, Mann, alter, treuer Hagen, stehen Sie nicht so väterlich bewegt! Der Wind springt um! Jetzt wollen wir die Segel setzen . . ."

„Herr Gustav, wenn wir mit den prachtvollen Nouveautés kommen, unter Musterschutz kommen, da kann Scharwächter zunächst einpacken. Das bricht ihm den Hals."

„Die soll er uns nachmachen, Kölsch! Jetzt kann er zeigen, ob er Phantasie hat oder bloß Einbildung. Kein Huhn un kein Hahn wird nach seinem alten Kram noch krähen, wenn wir mit den Lockvögeln kommen. Wer kauft Ladenhüter, un wenn er sie halb geschenkt kriegt! Ui, ui, Scharwächter, nu hab' ich dich."

Er nahm die Blätter auf, eins nach dem andern, hielt sie weit ab, hielt sie dicht vor die Augen, und Kölsch tat es ihm nach.

„Aus den Betten möcht' ich die Jungens trommeln, Kölsch, wenn nicht der Vater seinen Schlaf haben müßt'. Na, morgen! Wär' es schon morgen! Ich freu' mich ja nur, daß — daß Mutter — —"

Der Alte nickte. „Sie hat fest zu Ihnen gestanden."

„Ja, die Mutter — —"

„Und — Ewald — —?" fragte Anna ganz leise.

Gustav Wiskotten hörte es nicht. Er sah nur die Entwürfe, sah die Färberei dampfen, die Bandstühle hasten, Wilhelm auf der Reise, Orders, die festeren Preisnotierungen — —. „Ich muß nach Haus," sagte er, „ausschlafen. Das wird endlich einmal ein gesegneter Schlaf werden. Und Scharwächter soll an meinem Bett stehen und ihn mir behüten."

In seinen Augen saß der kalte, wilde Stolz, der sich so lange verkrochen gehalten hatte. —

„Gute Nacht, Kölsch. Gute Nacht, Fräulein Anna. Wenn Sie mich einmal nötig haben —"

„Ewald hat Sie nötig."

„Er soll sich an mich wenden. Ich werd' mich schon um ihn kümmern."

Kölsch begleitete ihn zur Haustür. Als er zurückkam, rannte ihm Anna in den Arm. Ganz fest schmiegte sie sich hinein.

„Wird's nun gut mit der Fabrik?"

Er sah ihr forschend in die Augen. „Nur deshalb — —?" — —

*

Alle Wiskottens waren versammelt. Auch Mabel war mitgekommen. Wie vor Jahresfrist die Baumwollfitzen, die Fritz Wiskottens Erfindungskunst zeigten, so gingen heute die Blätter von Ewald Wiskotten von Hand zu Hand, die Ernst Kölsch seiner Schwester als Unterhaltung für die Bahnfahrt geschenkt hatte. Aber heute brach kein lärmender Jubel los wie damals. Die Kämpfe des Winters mit ihren schweren Rückschlägen hatten sie stiller gemacht. Dafür glühten die Augen um so heißer.

Wilhelm Wiskotten sprach zuerst. Als der Reisende der Firma, der mit der Kundschaft verkehrte und den Markt aus der Praxis heraus übersah, vermochte er den Wert der neuen Musterkollektion am sichersten einzuschätzen.

„Ich bin bereit, abzureisen, sobald ihr mir eine Musterkarte davon in die Hand gebt. Ich garantiere das größte Geschäft, das ich je gemacht habe."

„Zu Preisen, an denen wir uns erholen können?"

„Zu Preisen, wie wir sie ansetzen. Das müssen die Leute kaufen. Es wird der Cri der Mode werden."

Frau Wiskotten legte auf der Tischplatte die Hände zusammen. Sie schaute auf ihren Aeltesten. Ohne zu sprechen, saß sie und blickte ihn an, bis er es fühlte. Er hob den Kopf und wandte ihn langsam nach ihr. Da glitt ein rätselhaftes Mutterlächeln über ihre harten Züge. — —

„Ich werde heute noch Brinkmann aufsuchen," sagte Gustav Wiskotten. „Keine Stunde darf verloren werden, denn jede kostet uns Geld. Er muß den Festtag opfern und sofort damit beginnen, die Muster einzurichten, damit nach den Zeichnungen sofort die Karten für den Bandstuhl geschlagen werden können. Das muß er in ein paar Tagen zwingen, und wenn er sich Hilfe nehmen soll. Was fertig ist, wird sofort zum Musterschutz angemeldet. Dann — dann wird's lustig. Ich kann's kaum abwarten."

Nun sprachen sie alle durcheinander.

Gustav Wiskotten nahm seinen Hut. „Heute abend trinken wir einen."

„Nein, heute nachmittag die Wagenpartie," bat Mabel. „Du hast es mir versprochen. Und es ist gut, wenn ihr vor der Schlacht erst Luft schöpft. Das verkürzt die Wartezeit."

„Heute geht's nicht, Mabel. Ich muß zu Brinkmann."

„Nun denn morgen. Morgen nachmittag. Du verzappelst ja sonst in der Fabrik. Ein Mann, ein Wort, Gustav."

„Na, meinetwegen, ich stürm' ja doch sonst jede Stunde dem Brinkmann in die Musterstube. Morgen bin ich wahrhaftig überflüssig. Wohin soll's gehen?"

„Ins Neandertal, wo die vorsündflutlichen Menschen wohnten. Das ist morgen die richtige Umgebung für dich."

„Nimm dich in acht, du Spötterin."

„Ich fahr' mit," erklärte Fritz Wiskotten, „ich hab's verdient. Nix wie Aerger hab' ich bisher von meiner Erfindung gehabt."

„Paul muß mir morgen bei den Kalkulationen helfen," bestimmte August, bevor auch der sich melden konnte.

„Na, tröst dich, Paul. August nimmt dich dafür Mittwoch mit in den Jungfrauenverein."

„Albernes Geschwätz."

„Sei gut, August."

Dann waren die alten Wiskottens allein. Sie saßen sich an dem langen Tisch gegenüber, der vor die Fenster gerückt war, und blickten hinaus.

„Mutter . . ."

„Ja, Vatter?"

„Dat hat unser Ewald gezeichnet . . ."

„Ja, Vatter, dat hat der liebe Gott wohl so gewollt."

Der Alte lächelte in sich hinein. Es mußte eben jeder seinen Weg gehen. Er baute mehr auf die Wiskottensche Art. — —

Am nächsten Mittag fuhren Gustav, Wilhelm und Fritz Wiskotten mit Mabel über Mettmann ins Neandertal. Der Landauer war bequem und der Tag sonnig wie die Stimmung.

„Bist doch eine Prachtfrau, Mabel. Ich würd' jetzt in der Fabrik verzappeln. Und beschleunigen könnt' ich doch nix. Ach, tut die Luft gut."

„Mabel, das Reitpferd, das ich dir versprach, nimmt jetzt schon greifbarere Form an. Sorg nur, daß der Wilhelm tüchtig verkauft. An dem liegt's."

„Werd' mit den Inglischmen schon Deutsch sprechen, Mabel. Was meinst du, Frau!"

Sie dehnte im Wohlgefühl heimlich die Arme. Dieser Schlag Männer sagte ihr zu. Das war Lebenstemperament.

(Fortsetzung folgt)

Träume

Von

Emil Roland (Emmi Lewald)

Erinnerungen hab' ich, glanzgeschmückte,
Die ich wie Früchte mir im Süden pflückte
Und in des Nordens herbe Sommernächte
Wie Traum von goldnen Wirklichkeiten flechte.

An quelldurchsungne Gärten vor den Toren,
In dichten Weingeländen halb verloren,
Wo tausend Rosen an die Mauern klopfen,
So dunkelrot wie des Falerners Tropfen —
Und leuchtend gelbe, die wie goldner Regen
Sich auf die Zweige der Zypressen legen,
Und traubenweiße, die wie Lichtgedanken
Sich um die leeren Sarkophage ranken.

An Kirchen, die das Grau der Dämmerungen
Gleichwie ein Netz von Nebel hat umschlungen,
Wo an den Wänden nur, den altersfeuchten,
Die Bänder goldner Mosaiken leuchten,
Ein glänzendes und rätselhaft Gefunkel,
Wie Laubenblumen wachsend aus dem Dunkel —
Wie Blumen, die vor tausend Jahren blühten
Und unverwelklich durch die Zeiten glühten.

An Abendstunden, da des Tibers Wogen
Wie flüssig Silber kommt dahergezogen,
Und langsam, schwer die alten Brücken streifen,
Als wenn sie schleppende Gewande schleifen
Von grauer Seide, drin das letzte Grüßen
Der niedergehnden Sonne mir zu Füßen
Wie goldne Säume liegt aus blauen Weiten,
Wie Glanz von erdenfernen Seligkeiten —

An schlanke Lilien, weiße, düfteschwere,
Die aus den Sümpfen am Tyrrhenermeere
Wie bleiche Wunder ihre Stengel heben,
Als wären sie verzauberte Epheben,
Aus Sagengärten, wo vom Mond umschmeichelt
Der Wellenschlag vom Hain der Circe streichelt —

An eine Stimme, die zu mir gesprochen
Mit süßem Ton in heißen Sommerwochen,
An leise Worte, die so voll erklangen,
Als ob Metalle aneinander schwangen,
Und die in welschen Lauten, zauberhaften,
Von Liebe redeten und Leidenschaften,
Dieweil die Römerbrunnen lachend sangen
Und Aveglocken durch den Abend klangen.

Es werden warm die herben Sommernächte!
Aus Lieb' und Sehnsucht und Erinnrung flechte
Ich meine bunten Bilder, glanzgeschmückte,
Die ich wie Früchte mir im Süden pflückte
Und nun als feierliche Weihgeschenke
Auf meines Herzens leeren Altar senke — —



Zwei Freundinnen

Nach dem Gemälde von Edmond Aman Jean (Paris)

Der Garten des Kindes

Von

R. Reichhardt

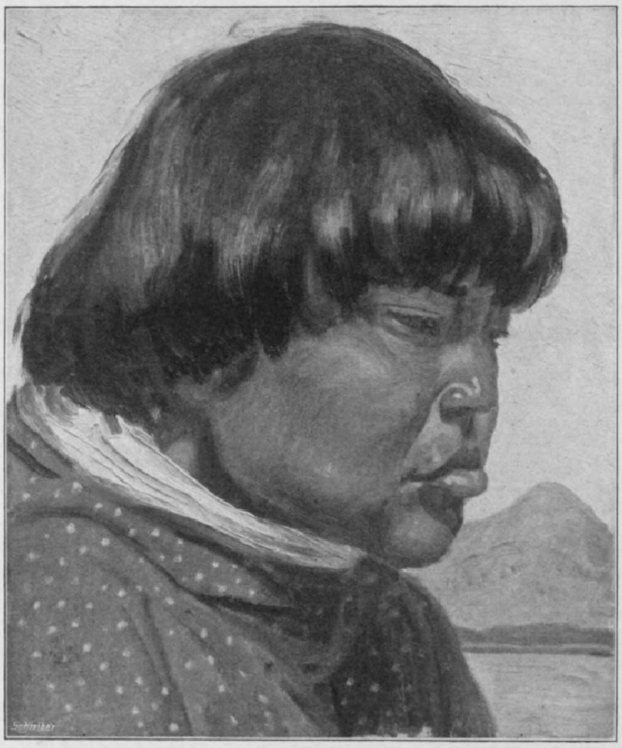
Wenn die Frühlingssonne die ersten wärmenden Strahlen über die Erde scheinen läßt und der Landmann seine ersten Furchen zur Frühjahrsbestellung auf dem Acker zieht, dann regen sich allenthalben in Stadt und Land viele tausend Hände, um des Hauses schönsten Schmuck, den Garten, für den Sommer vorzubereiten. Jeder Hausbewohner ist glücklich, ein Stückchen Erde sein eigen zu nennen, auf dem er Floras liebliche Kinder unter der Arbeit seiner Hände hervorwachsen sehen kann. Dabei wird jeder Gartenfreund die Beobachtung gemacht haben, daß niemand mehr Interesse am Pflanzen, Gießen, Graben und Harken, Säen und Ernten im Garten nimmt als die Kinder des Hauses. Die Entwicklung des Samenkorns zum Keim, zum Stengel, zur Blattbildung, zur Blüte und Frucht, die dem Kinde in der Theorie in der Schule vorgeführt wird, vollzieht sich hier leibhaftig in seiner eigensten Anschauung. Wie leuchten der Kleinen Augen, wenn sie der Mutter die ersten Radieschen für die Küche liefern, die ersten Veilchen pflücken, die ersten Rosen zu einem Straußе zierlich winden und dem Vater zum Geburtstag überreichen können! Aber erst dann wird die Luft und Freude am Garten in der Seele des Kindes von dauernder Bedeutung für das Bewußtsein seiner eignen Kraft sein, wenn ihm ein eignes Gärtchen zu selbständiger Bearbeitung, Pflege und Ernte eingeräumt wird. Den hohen erziehlichen Wert solcher Anlagen haben unsre Pädagogen längst erkannt und allenthalben sogenannte Schulgärten eingerichtet, in denen Kindern der einzelnen Schulklassen kleine Beete zugewiesen sind, auf denen sie selbständig Gemüse und Blumen bauen, pflanzen und pflegen. Aber das Gärtchen des Kindes mitten in Vaters Garten, das bei sorgsamer und fleißiger Pflege des Knaben oder des Mädchens unter der Eltern Augen gedeiht, hat doch eine besondere Anziehungskraft für das Kind. Wer es daher irgendwie mit den Raumverhältnissen seines Gartens ermöglichen kann, gebe seinen Kindern ein Gärtchen.

Wie überall für die Kinder das Beste gerade gut genug ist, so soll der beste und sonnigste Platz des Gartens zum Kinderbeet ausgewählt werden. Unter schattigen Bäumen oder in entlegener Ecke gedeihen Pflanzen nur kümmerlich, und der Erfolg steht in keinem Verhältnis zur Mühe. Der ausgewählte Platz gehört ganz dem Kinde; hier soll es herrschen, schalten und walten. Wohl sollen ihm Vater und Mutter mit Richtlinien und Anweisungen in bezug auf Sauberkeit und Ordnung im allgemeinen an die Hand gehen, aber bei der besonderen Behandlung und Pflege der Gartengewächse sollen sie nur dann helfend eingreifen, wenn des Kindes Kraft nicht ausreicht. Gerade die Gewährung der Selbständigkeit in der Gartenpflege verleiht der Arbeit des Kindes einen besonderen Reiz.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Kind am leichtesten geneigt ist, der Arbeit und des Spiels überdrüssig zu werden. Auch bei der Pflege eines Gärtchens liegt diese Gefahr dann nahe, wenn bei der Auswahl der Gartengewächse, besonders aber bei ihren Entwicklungs- und Blüteperioden nicht Abwechslung geschaffen wird, das heißt, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß vom Beginn des Frühlings bis zur Herbstzeit das Kindergärtchen möglichst mit blühenden Blumen oder reifenden Gemüsearten und Früchten bepflanzt ist. Freilich ist dabei anderseits zu bedenken, daß auf diese Weise leicht ein Uebermaß an Pflanzenmaterial und Pflanzenpflege geschaffen wird, das dem Eindruck des Ganzen und dem Erfolge nur hinderlich wird. Auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister.

Das Kind hat einen ausgeprägten Nachahmungstrieb. Zu jedem kleinen Gärtchen gehört eine Laube. Der Vater besitzt sie, das Kind will sie auch haben. In ihrem Schatten will es mit seiner Puppe spielen oder mit seinen Genossen plaudern. Solch eine Kinderlaube ist leicht hergestellt. Der Vater steckt in der Ecke des Gärtchens einige Bohnenstangen kreuzweise in die Erde und verbindet ihre Kreuzungspunkte durch eine wagerechte Stange. Dadurch entsteht von selbst der Raum in der Laube. Damit sie sich beranke und Schatten gebe, legt das Kind im Mai rings um das Gestell die Kerne der Feuerbohnen, die in kurzer Zeit aufgehen. Die Ranken werden mit Fäden an die Stangen gebunden, bald steigen sie bis an die Enden, und der ganze Bau erglänzt bald im lichten Rot der Bohnenblüten. Die reifenden Schoten sind in jungem Zustande der Mutter für die Küche ein willkommenes Gemüse. Sehr empfehlenswert ist es auch, die Berankung durch die neuerdings in große Aufnahme gekommenen farbenprächtigen, wohlriechenden Wicken (lathyrus) oder die rankende Kapuzinerkresse zu bewerkstelligen.

Bei der Frage, wie das Gärtchen des Kindes am besten einzuteilen sei, und zwar unter Berücksichtigung der Jahreszeit und der Entwicklungsfolge der Gartenpflanzen, kommt es auf den verfügbaren Raum an. Kann man es ermöglichen, so lasse man das Kind sein Beetchen in zwei durch einen Weg geschiedene Stücke teilen, in einen Gemüse- und einen Blumenteil. Ist der Raum beschränkt, so ist einem Blumenbeet allein der Vorzug zu geben. Die ganze Beetfläche kann vom Gesamtgarten durch Einfassungen mit Ziegelsteinen, Muscheln oder Drahtgeflecht abgesondert werden. Die einzelnen Beete aber erhalten eine besondere Einfassung von Pflanzenmaterial. Das Kind soll seinen Garten von Anfang an selbst zubereiten. Es soll graben und harken, die Wege reinigen, die Pflanzreihen ziehen, die Abstände ausmessen, die Pflanzlöcher bestimmen und selbst pflanzen. Fehlt es an natürlichem Dünger, so soll der Boden mit dem künstlichen Gartendünger, der auf die Oberfläche nach dem Graben gestreut werden muß, gedüngt werden. Das Kind soll, wenn der Erdboden hart geworden ist, diesen mit seiner Hacke rings um die Pflanze lockern, soll sorgfältig alles Unkraut entfernen und bei Trockenheit gießen. Alle abgeblühten Blumenreste sind zu entfernen, damit der Blütenentwicklung größere Nahrung und Kraft zugeführt wird. Vor allem aber soll das Kind aus eigenster Erfahrung heraus das Wachstum der Pflanze kennen lernen. Der Vater gibt ihm einen Blumentopf und läßt es vom Gärtner zum Beispiel Stiefmütterchensamen kaufen. Der Samen wird dünn auf die Erdoberfläche des Topfes ausgesät und mit Erde bedeckt. Mit der Brause des Gießkännchens wird die Saat befeuchtet. Bald erscheinen die Keimblättchen, später die Herzblätter, das Pflänzchen erstarkt und ist bald so weit gewachsen, daß es in das Land des Gärtchens oder als zierliche Einfassung in die Reihe gepflanzt werden kann, im Herbste schon erscheinen die ersten Blütchen — wie freut sich das Kind dieses Erfolges und ist stolz darauf, von Vater oder Mutter Lob zu ernten!



Ein Eskimo aus Nordgrönland

Der kleine Gemüsegarten kann natürlich nur einfach gestaltet werden. Als Einfassung kommen Petersilie und Schnittlauch in Betracht. Das Kind ist glücklich, der Mutter mit kleinen Suppeningredienzen und Salatwürzen aushelfen zu können. Für den eignen Bedarf würden Radieschen, Sommerrettiche und die süßen Buschzuckererbsen anzupflanzen sein, und an ihre Stelle mag für die Herbstkultur Spinat oder der zweite Kohlrabi treten. Auch die gelben Wachsbohnen nehmen sich in Kindergärten gut aus, und wenn Platz vorhanden ist, so mag auch der Versuch mit einer japanischen Klettergurke gemacht werden. Tomaten zeigen prächtige Schaufrüchte, doch werden diese nur in heißen Sommern reif.

Mit besonderer Vorliebe wird ein Kind das Blumenbeet pflegen. Eine wirkungsvolle Einfassung gibt letzterem besonderen Reiz. Gute Einfassungsblumen sind in erster Linie die anmutigen Tausendschönchen, zwischen die man die Zwiebeln der Schneeglöckchen pflanzen kann. Wenn letztere im zeitigen Frühling verblüht sind, so treten die roten und weißen Bellisblüten an ihre Stelle. Auch Nelken, Primeln und Vergißmeinnicht, sowie die allerliebsten Hainblumen (Nemophila) eignen sich zur Einfassung. Für die Beete selbst sind die sogenannten Sommerblumen empfehlenswert. Perennierende Stauden, zum Beispiel Päonien, Mohn, Centauren, Akelei beanspruchen viel Platz und blühen nur kurze Zeit. Aber viele Sommerblumen blühen bis in den Herbst hinein. Es sind empfehlenswert: Phlox, Löwenmaul, Tagetes, Levkojen, Astern, Reseda (auch als Einfassung), Verbenen, Strohblumen, Kapuzinerkresse. An die Laube kommen zur Seite einige Sonnenrosen (helianthus), deren Kerne im Winter den hungernden Vögeln eine willkommene Schnabelweide bieten, auf einem kleinen erhöhten Brett aber in der Ecke des Beetchens stehen die Topfgewächse, die sich das Kind aus Stecklingen herangezogen hat. In kleine Töpfe sind sie eingesetzt und von Geranien, Fuchsien, Topfrosen, Kaktus, Myrten gewonnen. Dicht unter einem Knoten im Zweige sind sie abgeschnitten, in sandreiche Erde gesetzt und mit einem Glas bedeckt. Bald haben sie Wurzel geschlagen und treiben lustig Blätter und Zweige. Wenn der Herbst kommt, werden sie in der Mutter Zimmer ans Fenster versetzt und erfreuen die Hausgenossen durch ihren lieblichen Flor. Aber eins haben wir noch vergessen — die Sommerblumen fangen erst im Juni an zu blühen, so wäre denn das Blumengärtchen des Kindes vom Frühling bis zum Sommer blumenlos? Das Kind sorgt im Herbst vor: Es legt im Oktober Blumenzwiebeln, Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Scilla in sein Blumengärtchen und bedeckt die Pflanzung mit Laub oder Fichtenzweigen. Kommt dann der holde Lenz, dann prangt sein Frühlingsbeetchen, umsummt von Bienen und umgaukelt von Faltern, im herrlichsten Blumenschmuck. Die Zwiebeln werden dann der Erde entnommen, und an ihre Stelle treten die Sommerblumen. Hat der Vater in seinem Garten einen Rasenplatz, so können die Kinder im Herbst in den Rasen ebenfalls Blumenzwiebeln pflanzen. Im ersten Rasengrün gewähren dann die blühenden Frühlingsblumen einen entzückenden Anblick. Ist im Garten eine kleine Gehölzgruppe, so verlohnt es sich, an deren Rand rankenlose Monatserdbeeren, die gar süße Früchte tragen, oder Waldhimbeeren anzupflanzen. Auch Maiblumen und Waldmeister, Waldanemonen und Walderbsen, Farne und Waldflechten kommen hier gut fort.

Spruch

Magst du das „Heute“ auch grimmig verlästern
Und hoffend preisen das rosige „Morgen“, —
Der Tag kommt doch, wo du bei dem „Gestern“
Betteln mußt und borgen!

Aug. H. Plinke



Junge Eskimofrau

Eine literarisch-künstlerische Grönland-Expedition

Von

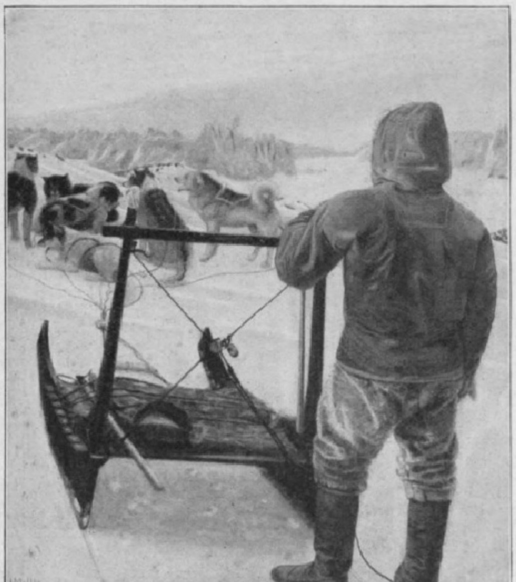
H. Berendt-Kopenhagen

(Hierzu elf Abbildungen nach Gemälden von Harald Graf Moltke)

Von allen Expeditionen, die wagemutige Männer in die Gegend des ewigen Eises unternommen, war die kühne Tour, die im Jahre 1902 von der dänischen Hauptstadt aus begonnen wurde und über deren Erfolg wir im folgenden in Wort und Bild berichten wollen, nicht nur durch Zweck und Ziel, sondern auch durch den Beruf ihrer Mitglieder völlig verschieden. Nicht die erstarrte Mutter Erde galt es dort oben in der Einsamkeit zu erforschen und neue Resultate der Naturwissenschaften vom fernen Norden heimzubringen, sondern der Mensch in seinem harten Kampf mit den furchtbaren Gewalten einer grausamen, unerbittlichen Natur, sein Geistes- und Seelenleben war das Forschungsziel der jungen Männer, die nach manchen Gefahren nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit im Herbst vorigen Jahres die Heimat wieder erreichten. Der Leiter der Expedition war der Schriftsteller Mylius-Erichsen, der es sich zu seiner speziellen Aufgabe gemacht hat, die Sitten und die Lebensweise der Grönländer, besonders der heidnischen Eskimos im Norden, zu studieren und ihre Kultur kennen zu lernen. In dieser Beziehung fand er einen wertvollen Helfer in dem Kandidaten Rasmussen, der als geborener Grönländer die Sprache der Eingeborenen verstand und dadurch in der Lage war, das Mißtrauen der Eingeborenen gegen seine als Eskimos verkleideten Gefährten zu beseitigen. Als dritter Teilnehmer schloß sich ein junger Maler, Graf Harald Moltke, der sich bereits durch seine Nordlichtstudien bekannt gemacht hatte und die Reisen in arktischen Gegenden ebenfalls schon aus Erfahrung kannte, der Expedition an. Als Arzt fungierte das vierte Mitglied der Gesellschaft, Dr. Bertelsen, der in Grönland spezielle Fachstudien anzustellen wünschte.

Vier Wochen nach der Abreise landete die Expedition in der Kolonie Godthaab in Südgrönland und reiste von dort nach Jakobshavn, wo die Vorbereitungen zur Ueberwinterung getroffen wurden. Im Februar 1903 brach die Expedition wieder auf, und zwar mit sechs Schlitten und sechzig Hunden; jeder Schlitten trug etwa 800 Pfund Proviant, Hundefutter, Kleider, Waffen und Munition. Im Laufe von sechs Wochen durchreiste man auf diese Weise das ganze dänische Westgrönland. Von der Station Upernivik an, dem nördlichsten zivilisierten Punkte der Welt, hört jede Spur einer menschlichen Ansiedlung auf. Die Expedition erreichte die fast noch ganz unbekannte Melleville-Bucht, deren Küste noch nicht erforscht worden ist, und die von Mylius-Erichsen teilweise kartographiert wurde. Nach großen Beschwerden gelangte man nach der Station Kap York, wo die heidnischen Eskimostämme, denen in erster Linie das Interesse der Expedition galt, ihre primitiven Wohnungen aufgeschlagen haben. Diese Eskimos, die mit den Bewohnern der südlicheren Teile Grönlands gar keine Berührung haben, sprechen auch einen besonderen Dialekt, der vom südgrönländischen ganz verschieden ist.

Der ursprünglich nur auf zwei Monate veranschlagte Aufenthalt hier mußte auf fast zwölf Monate, von denen vier eine einzige lange, dunkle Nacht waren, verlängert werden, weil der Maler Graf Moltke infolge einer Erkältung, die er, beim Zeichnen auf einem Eisblock sitzend, sich zugezogen hatte, sehr bedenklich erkrankte, so daß seine Kameraden für sein Leben fürchteten. Die Expeditionsmitglieder ließen sich auf der kleinen, von nur etwa vierzig bis fünfzig Eskimos bewohnten Insel Saunders nieder, wo sie ein von ihnen selbst erbautes Steinhaus bewohnten. Als der für zwei Monate berechnete Proviant verbraucht war, galt es, sich Seehundfleisch zu verschaffen, um nicht zu verhungern. Das Fleisch der erlegten Tiere wurde mit Schnee und etwas Seewasser — in Ermanglung von Salz — in einem Kessel gekocht und bildete während des ganzen Aufenthalts auf der Insel die einzige Nahrung der Expeditionsmitglieder. Schließlich wurden auch von den sechzig Expeditionshunden zwanzig verspeist, während Mylius und sein Kamerad abwechselnd Ausflüge nach der Küste unternahmen, um Fleisch und Kleider gegen Pulver, Eisen und Messer einzutauschen. Da der Zustand des kranken Malers sich immer verschlimmerte und die schottischen Walfänger sich nicht getrauten, den Kranken nach seiner Heimat zurückzuführen, reiste man von Kap Alexander, 40 Meilen nördlich von Kap York, eine Strecke von 150 Meilen, die in kaum vier Wochen zurückgelegt wurden. Die Reise war sehr beschwerlich, da sie größtenteils in völligem Dunkel vor sich ging und außerdem ständige Rücksicht auf den kranken Kameraden, der im



Aufbruch zur Schlittenfahrt

Schlafsack mitgeführt wurde, geboten war. So erreichte man Umanak. Während Moltke und Rasmussen dort blieben, begab Mylius sich allein in einem Kajak nach Holstensborg, eine Strecke von 125 Meilen, um dort von einem europäischen Schiffe womöglich Nachrichten aus der Heimat zu erhalten. Sobald Mylius wieder in Umanak eingetroffen war, trat Graf Moltke mit einem inzwischen angekommenen Dampfer die Rückreise nach Kopenhagen an.

Den letzten Teil des Aufenthalts in Grönland verwendeten Mylius und Rasmussen zu einer Bootsreise an den Küsten Süd- und Ostgrönlands. Diese bei eisiger Kälte und sehr mangelhaftem Proviant ausgeführte, vier Monate dauernde Fahrt war mit den größten Gefahren und Strapazen verbunden. Das Meer war mit einer harten Eiskruste belegt, die man erst zerschlagen mußte, um das kleine Boot weiter führen zu können. Die größeren Boote mit den Funden, Mineralien und allen irgendwie entbehrlichen Gegenständen hatte man an der Küste in einem Depot zurücklassen müssen, um das Schiff, das in Ivigtut die Teilnehmer der Expedition erwartete und sie in die Heimat zurückführen sollte, rechtzeitig zu erreichen. Sonst hätte man noch einen ganzen Winter in Grönland verleben müssen.

In den zwei Wintern hat die Expedition auf Hundeschlitten mehr als 1200 dänische Meilen zurückgelegt, was einen Rekord bedeutet, und sie ist nördlicher als beispielsweise Sverdrup vorgedrungen.

Es würde zu weit führen, über die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition eingehend zu berichten. Nur so viel sei erwähnt, daß ein langes und intimes Zusammenleben mit den Grönländern in verschiedenen Gegenden die Teilnehmer in den Stand gesetzt hat, über die religiösen und moralischen Begriffe des merkwürdigen Volkes und über die Kulturentwicklung sowohl der christlichen Südgrönländer wie der heidnischen Eskimos im höchsten Norden zuverlässige Mitteilungen zu erhalten. Man hat die Lebensweise der Grönländer erforscht, ihre Wünsche kennen gelernt und ihr Vertrauen gewonnen. Am interessantesten sind wohl die Mitteilungen über den heidnischen Eskimostamm am Kap York, der jeder europäischen Zivilisation fernsteht und mit der Umwelt nur sehr selten in Ver-



Interieur aus einem Missionshause in Nordgrönland



Schlittenfahrt beim Mondschein

bindung kommt. Ein Mitglied dieses Stammes, der übrigens nur gegen dreihundert Köpfe zählt, hat die Expedition nach Europa mitgebracht. Es ist der zwanzigjährige Osakra, der im höchsten Norden des Landes geboren wurde. Er ist natürlich über alles, was er in der Heimat seiner weißen Freunde sieht, außer sich vor Verwunderung, und alles kommt ihm sehr — lächerlich vor. Hier fährt man nur mit einem „Hunde“ vor dem Wagen — meinte er —, während man in Grönland niemals weniger als acht Zugtiere verwendet. Der „Hund“ ist nämlich unser Pferd, von dessen Existenz der Grönländer nichts ahnt. Es war außerdem sehr schwierig, ihn zu einem Spaziergang zu bewegen, denn er fürchtete, von all den Menschen und Pferden erschlagen zu werden.

Diese heidnischen Eskimos haben übrigens, merkwürdig genug, ziemlich ausgebildete religiöse Vorstellungen, sie glauben an eine heimliche Macht, die keine äußere Gestalt besitzt. Diese Macht gebietet, was man tun und was man lassen soll. Der Tapfere wird nach ihrem Glauben in einem Jenseits mit reichen Jagdgebieten belohnt. Wer sich aber gegen das ungeschriebene Gebot versieht, den stürzt sie ins Meer. Diese Art der Strafe hat ihren Grund in der allgemeinen Scheu der Eskimos vor dem Wasser. Man wäscht sich dort überhaupt nicht. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern zeugt von einem ganz primitiven Kulturstandpunkt. Wenn ein Kind zweifelhaft lebensfähig ist, so tötet man es. Gewöhnlich besorgt dies der Vater; in einem Fall tat es die Mutter und wurde für ihren Mut gepriesen. Die Expeditionsmitglieder sahen dreizehnjährige Knaben, die noch bei der Mutter säugten, und zwar auf ihr eignes bestimmtes Verlangen. Die Eskimos lieben die Geselligkeit und veranstalten oft Tänze und Feste, bei denen es sehr hoch hergeht. Es wird den ganzen Abend bis spät in die Nacht getanzt, das heißt, in einem engen Raum trampelt unter wildem Schreien ein Menschenknäuel unaufhörlich auf den Boden, bis der Schweiß die Pelze durchnäßt und die Tänzer halb ohnmächtig zu Boden sinken. Wer früher aufhört, beleidigt den Gastgeber und kann sich auf unangenehme Folgen gefaßt machen.



Porträt eines Fischers aus Nordgrönland

Im allgemeinen zeichnen sich die Eskimos durch Höflichkeit und Gutmütigkeit aus. Die Frauen sind unermüdlich in der Herstellung von Lederschuhen, Anzügen und Teppichen, die Männer in der Verfertigung von Harpunen, Kajaks, Schlitten und Waffen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist jedoch das Märchenerzählen. Die Anwesenden, die gewöhnlich fast unbekleidet sind, nehmen auf großen, gemeinsamen, mit Fellen bedeckten Lagerstätten Platz. Die Märchen, die bald mystische Sagen behandeln, bald scherzhaften, humoristischen Inhalts sind, füllen oft



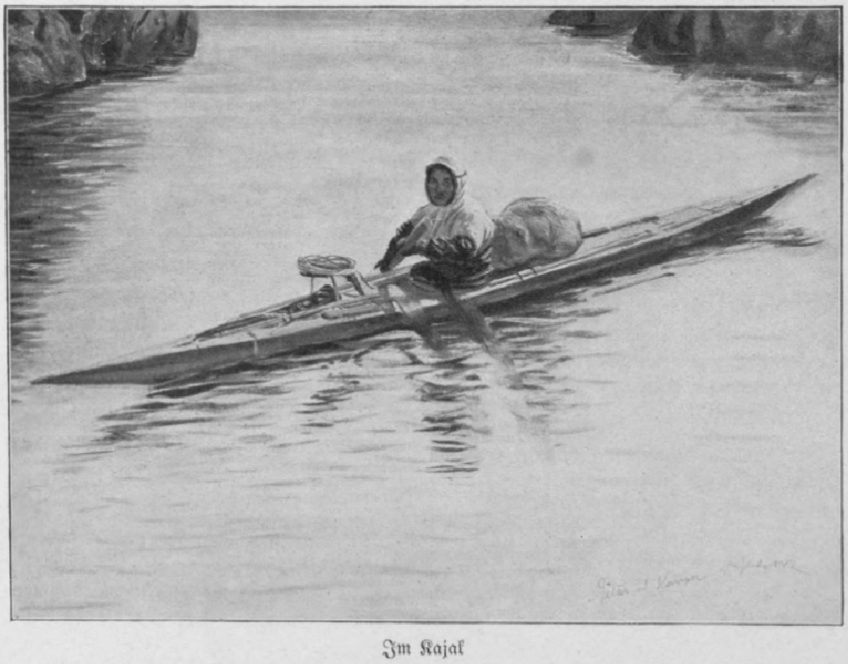
Eskimofrau mit ihrem Kind

sieben bis acht Stunden aus, und für den besten Erzähler gilt derjenige, dem es gelingt, eine ganze Gesellschaft — in Schlaf zu versetzen.

Bei den heidnischen Grönländern der Ostküste sind Sitten und Gebräuche dagegen noch recht primitiv. Die Männer pflegen hier ihre Frauen auszutauschen oder sie an Unverheiratete gegen entsprechende Bezahlung zu verleihen. Mylius-Erichsen erzählt von einer Grönländerin, die, von rasender Eifersucht gegen ihre zwei Nebenfrauen erfüllt, auf Rache sann und sich Pulver zu verschaffen wußte, womit sie in einer dunkeln Nacht das Haus des Mannes in die Luft sprengte. Ihre Rivalin wurde getötet und der Mann schwer verletzt. Ein „Zauberer“, zugleich Priester und Arzt, erbot sich, an dem bösen Weibe die Strafe zu vollstrecken. Da sie den Eingang ihrer Hütte versperrt hatte, kletterte der Zauberer aufs Dach und erschoß sie von dort aus. Damit war die Rache aber noch nicht befriedigt, denn auch die Nachkommen des bösen Weibes mußten getötet werden. Das einzige Kind wurde daher hinaus aufs Eis gelegt, und da es nicht schnell genug starb, zerschmetterte es der Zauberer an einem Eisblock, öffnete dann die Leiche und verzehrte das Herz. Dies betrachtete er als seine heilige Pflicht!

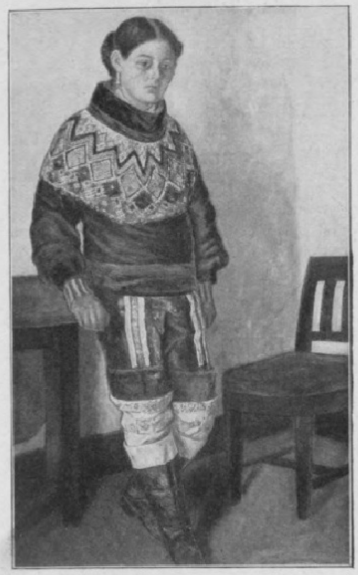
Um so rauhe Sitten zu mildern, sind die christlichen Missionäre oft genötigt, zu gewagten Experimenten ihre Zuflucht zu nehmen. Mylius erzählt ein charakteristisches Beispiel in solcher Beziehung. Ein heidnisches Eskimoweib wünschte sich innig ein Kind, am liebsten einen Sohn. Das kinderlose Weib wird nämlich als unnützes Ding betrachtet und ist Gegenstand allgemeiner Verachtung. Zu einem solchen Weibe kam ein Missionar und sagte: „Bete nur dauernd zu meinem Gott, dann wirst du einen Sohn bekommen!“ Das Weib betete und genas wirklich eines Sohnes! Von diesem Augenblick an war sie natürlich bekehrt.

Es ist anzunehmen, daß die von der Expedition gesammelten Mitteilungen über Grönland das Interesse für die so wenig bekannte dänische Kolonie beleben werden. Es ist nicht zu leugnen, daß Grönland bisher recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Handel und Erwerb wurden durch die Fesseln des Monopols gelähmt und jede selbständige wirtschaftliche Entwicklung dadurch verhindert. Ueber die wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung war man bisher überhaupt im Unklaren, weil der Staat sich zu einer großen Expedition nicht entschließen konnte und privaten Expeditionen das Betreten des Landes beinahe unmöglich machte. Alle sind nun



Im Kajak

darüber einig, daß hinsichtlich der Zukunft Grönlands etwas getan werden müsse, um dem Volke den Betrieb der Fischerei und des sehr einträglichen Walfanges zu erleichtern. Grönland könne, meint Mylius-Erichsen, ebensogut wie Island den Fischerport aufnehmen, denn der Reichtum an Fischen, besonders an Dorschen, sei eine nie versiegende Wohlstandsquelle. Die Expeditionsmitglieder sahen fünf Grönlandswale, die einen Wert von je 50000 Kronen repräsentierten. Warum soll der Fang den Grönländern nicht gestattet sein, und warum sucht man nicht in den reichen Jagdgegenden bei Kap York



Junges Mädchen aus Jakobshavn

eine Handelsstation zu errichten? Auch der Mineralreichtum des Landes ist bedeutend, wenn er auch an Wert hinter den Schätzen des Meeres wohl zurücksteht.

Der Maler, Graf Moltke, hat als Ausbeute seiner Teilnahme an der Expedition eine große Sammlung von Gemälden und Skizzen mit nach Hause gebracht, die in künstlerischer wie in ethnographischer Beziehung ganz besonders interessant sind und wohl einzig in der Welt dastehen dürften.



Auf der Jagd am Ewigkeitsfjord

Die Volkstypen und die ganze Lebensweise der Grönländer wird hier in künstlerischer Form veranschaulicht. Von der großen Sammlung bieten wir unsern Lesern einige interessante Proben.

Ein rasches Ende

Von

Adolf Schmitthenner

(Schluß)

Als Hermine sich aus Max' Armen losgewunden hatte, sah sie ihn von oben bis unten an und sagte mit leisem Schauder:

„So düster es ist, ich seh' es doch. Ich habe dich besudelt. Du darfst mich niemals mehr anrühren."

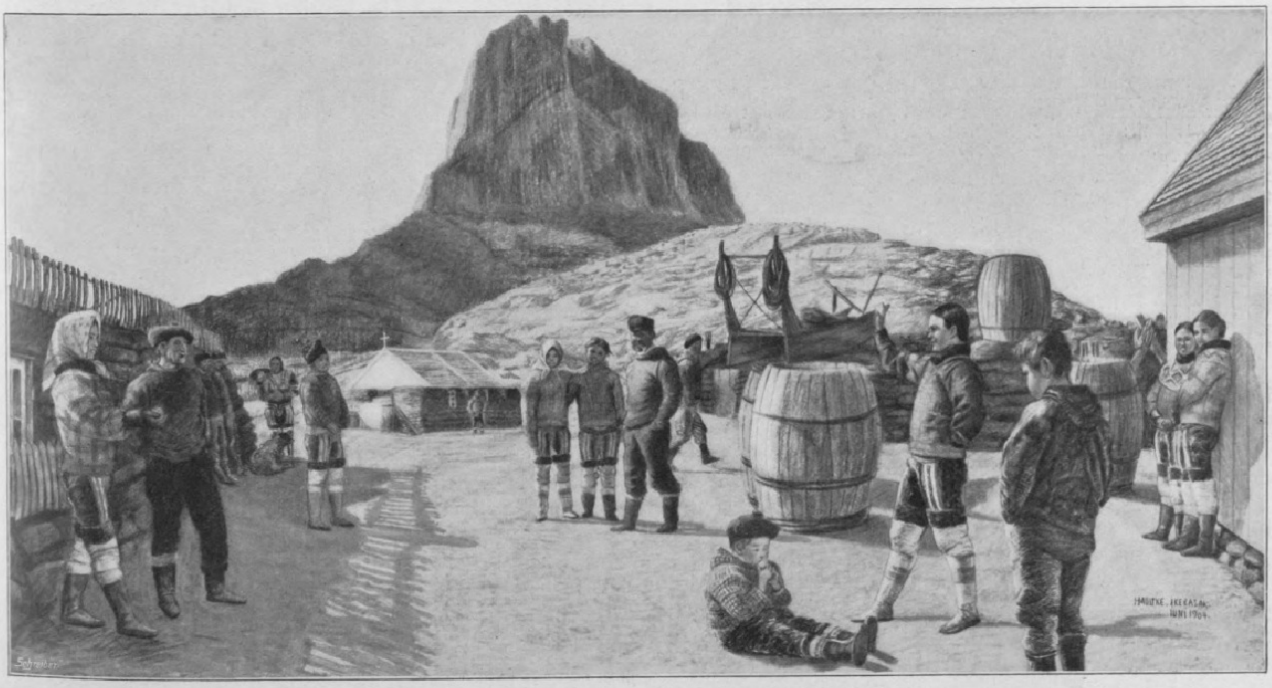
Sie flüchtete in den hintersten Winkel der Scheune, kauerte auf den Boden und weinte herzbrechend vor sich hin.

Max horchte auf. Pferdegetrabe kam von der Landstraße her. Es waren zwei Reiter. Sie ritten langsam um die Scheune herum und hielten vor der hinteren Wand. Max hörte das Schnauben der Rosse.

„Ich bin in Sorge wegen des Waldes," sagte eine Stimme. Max erkannte die des Obersten. „Unsre Husaren, wo mögen die stecken? Entweder haben sie den Wald völlig frei gefunden und suchen den Feind jenseits, oder ..."

„Wenn der Wald gefährdet ist," erwiderte die rauhe Stimme des Majors, „so müssen wir die Baracke hier wegbrennen. Greifen uns die Kaiserlichen vom Walde her an, so brauchen wir eine halbe Kompagnie, die Scheune zu halten. Denn wenn sich der Feind hier festsetzt, bestreicht er mit seinen Kugeln die Straße. Zum Henker! Ich habe Stahl und Zunder verloren." — —

„Wir müssen fort!" flüsterte Max und ergriff Hermine an der Hand.



Leben und Treiben in einer Niederlassung christlicher Eskimos

Aber er ließ sie sofort wieder los und sagte: „Findet man die Leiche allein, so wird das ganze Dorf wegen des Mordes gestraft. Findet man uns beide hier, so sind wir beide verloren. Findet man dich allein, so ist klar, daß du in Notwehr den Unhold erschlagen hast. Erzähle alles, wie es zuging, nur meiner darfst du nicht erwähnen. Hermine! Schau mich an! Gib mir die Hand! Du willst nicht? Du schüttelst den Kopf? — Ich muß gehen! Lebe wohl!“ —

Er schlich auf den Zehen am Amboß vorbei, über die Leiche hinweg, öffnete die Tür, ließ sie offen stehen und eilte hinaus über die Brücke dem Pfade zu.

Aber kaum stand er draußen im Sonnenlicht, da riefen einige Simmen in französischer Sprache: „Ah, da ist er, da ist er!“

Der rothaarige Kapitän und der Auditeur kamen mit acht Soldaten von der Fohlenweide her, geführt von einem Marketenderkind.

„Zum Teufel, wo sind Sie denn hingeraten?“ fragte der Hauptmann unwirsch.

Max erwiderte barsch, er könne gehen, wohin er wolle, worauf der Auditeur giftig erwiderte:

„Mit Verlaub, das dürfen Sie nicht. Sie werden sich die Gesellschaft dieses Herrn gefallen lassen. Sie sind leider durch die unverzeihliche Gedankenlosigkeit des Herrn Oberst Meribod —“

„Was ist das?“ rief der Genannte, der mit dem Major hinter der Scheune vorgeritten war und das Gespräch gehört hatte.

Er sprengte heran, zügelte sein Roß vor dem zurücktaumelnden Auditeur und herrschte ihn an: „Was unterstehen Sie sich?“

In diesem Augenblick sah einer der Soldaten in die Scheune und rief:

„Was ist denn das? Hier liegt einer von den Unsrigen erschlagen! Es ist Jouard!“

Alle drängten der Scheune zu. Der Oberst und der Major stiegen ab und wandten sich ebendahin. Max Burg folgte langsam nach, und der rote Kapitän ging mit verdrießlichem Gesichte hinter ihm her.

Die Offiziere umstanden den Leichnam.

„Das Blut rieselt noch frisch aus der Wunde,“ sagte einer, der sich niedergebeugt hatte. „Es ist noch keine Viertelstunde her, daß es geschehen ist.“

„Das Mädchen dort ist im Spiele,“ rief der Auditeur mit seiner gellenden Stimme. „Führt sie vor.“

Zwei Soldaten traten hin, aber alsbald kamen sie verlegen zurück und sagten den Offizieren ein paar leise Worte.

„Es ist die Tochter des Schloßherrn, die Braut des Bürgerkommissärs,“ flüsterten die Offiziere sich zu. Oberst Meribod trat zu Hermine und redete mit bittender Stimme auf sie ein.

„Geben Sie mir den Arm und treten Sie mit mir vor. Es wird Ihnen nichts geschehen. Ich ahne den Zusammenhang. Sie müssen reden. Vertrauen Sie mir. Ich kann Ihnen sonst nicht helfen. Halten Sie mich für einen Unwürdigen?“

Hermine regte sich nicht. In sich gekauert saß sie im Winkel, das Gesicht in die Hände vergraben.

Der Oberst berührte sie leise an der Schulter und fragte sanft: „Hören Sie mich, Hermine?“

Der Auditeur trat zu Meribod heran und sagte scharf:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Oberst. Der Fall dürfte mir unterstehen. Ich werde die Dame nach Straßburg bringen. Dort wird man sie verhören.“

„Die Guillotine!“ sagte jemand halblaut. Jeder hatte das Wort gehört, aber keiner wußte, aus wessen Mund es gekommen war.

„Das werden Sie nicht tun!“ rief Meribod erregt. „Sie ist die Tochter unsrer edeln Wirte, die Braut Ihres Freundes.“

„Die Gerechtigkeit kennt weder Freundschaft noch Dankbarkeit,“ schrie der Auditeur. „Uebrigens ist mir die Dienstbeflissenheit des jungen Mannes mißfällig und verdächtig. Nun, wir werden sehen! Ich führe sie nach Straßburg. Aber nicht sie allein. Wo ist der Herr, der aus der Scheune getreten ist?“

Die Augen des Auditeurs funkelten boshaft.

„Hier bin ich,“ sagte Max Burg ruhig. Mit gekreuzten Armen stand er an der Wand der Scheune, dicht neben ihm der sommersprossige Kapitän.

„Ich weiß Bescheid!“ fuhr Max Burg fort. „Lassen Sie mich reden!“

„Reden Sie!“ sagte Meribod.

„Reden Sie!“ überschrie der Auditeur und warf dem Obersten einen wütenden Blick zu.

„Als ich vor etwa fünfzehn Minuten hier in die Nähe kam —“

„Was hatten Sie hier zu schaffen?“ unterbrach ihn der Auditeur.

Max Burg warf dem Manne einen kurzen Blick zu und fuhr fort:

„— hörte ich eine Frauenstimme um Hilfe rufen.“

„Was Sie hierhergeführt hat, will ich wissen.“

„Mag sein,“ sagte Max Burg; „aber Sie brauchen es nicht zu wissen.“

„Nun gut, nun gut!“ knirschte der Auditeur wütend.

Max Burg fuhr, zu Meribod gewendet, in seinem Berichte fort:

„Ich eilte in die Scheune und sah Fräulein Hermine von Walldorf in den Armen dieses Ungeheuers. Da nahm ich den Schmiedehammer vom Boden — dort muß er liegen!“

„Hier ist er!“ sagte ein Soldat und hob den Hammer in die Höhe.

„Laß ihn liegen, mein Sohn!“ rief der Auditeur, der überaus vergnügt geworden war. „Leg ihn wieder hin, wie er gelegen. So ist es gut, mein Junge.“

„Ich nahm den Hammer vom Boden und erschlug den Mann.“

„Das wäre nicht nötig gewesen,“ sagte Meribod ernst. „Hätten Sie das Scheusal weggerissen, das hätte genügt. Das weitere hätte ich besorgt, und zwar gründlich. Zum Schlag mit dem Hammer wären Sie berechtigt gewesen, wenn er eine Waffe gezogen hätte. Aber die Pistole steckt im Gürtel, der Säbel in der Scheide. Sie haben einen Wehrlosen erschlagen. Wir heißen dies Mord.“

„Die Guillotine!“ sagte die Stimme von vorhin. Alle schauten auf. Max Burg erbleichte.

Da erhob sich Hermine, trat vor bis in die Mitte: „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie zu einem Soldaten, stützte sich auf seine Schulter und sprang auf den Amboß. Mit Entsetzen sahen die Offiziere im vollen Sonnenschein die hohe, helle Gestalt, die von oben bis unten mit Blut und Hirn befleckt war.

„Schauen Sie mich nur an, meine Herren, und überzeugen Sie sich, daß ich die Mörderin bin. Er hat mich verfolgt bis hierher. Ich stieg auf den Amboß, und so hielt ich den Hammer. Zuerst hab' ich ihn angefleht. Er tanzte vor mir wie ein Verzückter.“

„Das war seine Weise,“ sagte einer der Offiziere.

„Als er den Arm nach mir ausstreckte, schlug ich zu, nur ein einziges Mal. Er stürzte über den Amboß und fiel langsam auf den Rücken. So wie er gefallen ist, so liegt er.“

„Erschlagen von einem Weibe,“ sagte der Oberst ernst. „Ihm ist sein Recht geschehen. Sie hat ihr Geschlecht an ihm gerächt.“

„So?“ keifte der Auditeur. „Wissen Sie nicht, wie teuer dieser Mann dem Herrn Hebert in Paris gewesen ist?“

„Ein edles Brüderpaar!“ brummte der Major.

Der Auditeur zog die Augenbrauen hoch, und dann schaute er den Sprecher an mit einem Blick, der zu sagen schien: Auch du kommst auf die Liste!

Hierauf wandte er sich an Hermine. Seine Stimme schnitt wie ein Messer.

„Der Herr dort war zugegen, als Sie den Mord vollbrachten?“

Hermine schwieg.

„Ich war Zeuge der Tat,“ sagte Max Burg. „Alles hat sich so zugetragen, wie sie erzählt hat.“

„Er hätte also den Mord hindern können, wenn er gewollt hätte?“

„Nein,“ sagte Hermine.

„Aber, — Sie hätten den Mord —“

„Reden Sie nicht von Mord!“ rief der Oberst wütend.

„Ihr eigner Ausdruck, Herr Oberst! — den Mord unterlassen können, ohne — Sie verstehen mich — hm — von dem Erschlagenen hier —“

„Nein!“ rief Max Burg.

„Doch!“ sagte Hermine.

„Ah! Nicht wahr, Sie hätten zum Beispiel den Hammer wieder sinken lassen und zu dem Eintretenden sagen können: ‚Mein Herr, Sie sehen, in welch peinlicher Lage ich mich befinde; wollten Sie nicht die Güte haben, mich von diesem ungestümen Liebhaber zu befreien?‘“

„Herr Auditeur!“ schrie der Oberst außer sich und griff nach dem Degen.

„Nein!“ rief Max Burg.

„Doch!“ sagte Hermine mit matter Stimme und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Doch,“ wiederholte der Auditeur triumphierend. „Somit ist es erwiesen, daß Sie, mein Herr, den Mord hätten hindern können, wenn Sie gewollt hätten. Zudem, welche Fülle von Verdachtsgründen! Wozu die Zusammenkunft gerade der beiden, die um Ihre Geheimnisse wissen, Herr Oberst? Warum gerade hier, so nahe bei dem Wald? Warum locken sie den unglücklichen Jouard dazu? Und — und — was sehe ich! Auch Ihre Kleider, mein Herr, sind mit Blut befleckt!“

„Er half mir von diesem Block herunter,“ sagte Hermine schluchzend. „Da habe ich ihn besudelt.“

Es war totenstill geworden. Dem Major rollten Tränen über die Wangen.

Der Auditeur sah sich im Kreise um und sagte weinerlich:

„Auch ich habe ein fühlendes Herz in der Brust.“

Er schaute von einem seiner Opfer zum andern.

„Auch ich beuge mich vor der weinenden Schönheit des Weibes.“

„Herr Oberst!“ — Der Auditeur machte eine theatralische Geste. — „Ich weiß, daß Sie sich um diese Dame interessieren. Tun Sie ihr jetzt den Ritterdienst, den ihr vorhin dieser Herr getan hat. Helfen Sie ihr vom Block herunter. Ich verzichte auf die Dame. Aber der Herr hier ist mein!“

Der Auditeur trat an Burg heran und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen; aber unterwegs zuckte die Hand zurück.

„Zur Vorsorge wird es gut sein, ihm die Hände zu binden. Dort liegen frische Strohseile. Die haben sich zu solchem Zweck anderwärts bewährt. Sie werden mir sechs Mann Bedeckung geben, Herr Oberst. Heute noch fahre ich mit ihm nach Straßburg.“

„Die Guillotine!“ sagte wieder die Stimme. Diesmal klang das Wort laut und hart, und die meisten bemerkten, daß ein eisgrauer Korporal, der, auf sein Gewehr gestützt, unter dem Scheunentore stand, das Wort gesagt hatte. Alle schauten ihn an. Er stand wie eine Statue und regte keine Miene.

„Unglücksrabe!“ rief der Major. Max Burg aber wurde fahl, und ein leichtes Zittern durchlief seinen Körper.

Da schaute Hermine ihren Geliebten an mit dem vollsten Blick ihrer schönen Augen. Sie lächelte ihm zu und sagte in deutscher Sprache: „Armer Falke! Ich will dir zum raschen Ende helfen!“

Dann richtete sie sich auf und rief:

„Oberst Meribod! Max Burg gehört nicht diesem Manne hier. Er gehört Ihnen. Sie werden ihm eine Kugel schenken. Sie haben ihm die Kugel zugesagt bei Ihrer Ehre.“

„Wie? Ihm? Ich?“

„Ja. Denn er ist es! Der Namenlose! Euer Schrecken und eure Bewunderung seit Wochen! Der Held!“

Eine ungeheure Erregung ergriff die Offiziere und die Soldaten. Sie drängten sich herzu, die hinteren stellten sich auf die Zehen.

„Wie? Ist es möglich? Ist er's?“

„Ich bin's!“ sagte Max.

Hermine weidete sich an diesem Schauspiel. Sie lächelte stolz und flüsterte: „Ich habe einen Helden geküßt.“

Der Oberst aber zog seinen Degen, stellte sich vor Max Burg wie vor einen Schützling und sagte zum Auditeur: „Ich kenne Ihre Macht. Aber dieser Mann gehört mir. Er hat die ehrlichste Kugel verdient, die je aus einem französischen Gewehr geflogen ist. Ehe Sie ihn bekommen, müssen sich meine Ehre und Ihre Degenspitze in meinem Herzen gefunden haben.“

Der Auditeur erbleichte. „So behalten Sie ihn, in aller Teufel Namen! Aber — das Weib ist mein! Für nichts und wieder nichts bin ich nicht zu euch herausgefahren. Ich nehme sie nach Straßburg mit. Sie scheint eins von den wilden Frauenzimmern zu sein. Da“ — der Auditeur sprang in den Winkel — „da sind die Strohseile, bindet ihr die Arme! — Aber ... aber ... wo ist sie?“

„Sie ist die Leiter hinauf!“ sagten die Soldaten lachend und schauten in die Höhe. Man hörte es rauschen und rascheln.

„Hinauf! Holt sie herunter!“ rief der Auditeur.

Keiner rührte sich von der Stelle.

„So will ich selbst — so will ich selbst —“

Er ging an die Leiter, hinaufzusteigen.

„Hüten Sie sich!“ rief der Major schadenfroh. „Sie hat den Schmiedehammer mitgenommen!“

Der Auditeur hielt im Klettern inne.

„Wirklich?“ fragte er argwöhnisch. Er streckte den Kopf zur Seite und spähte auf den Boden.

„In der Tat. Der Hammer ist nimmer da.“

Unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer stieg er die Leiter herunter.

Der Auditeur schäumte vor Wut. Er stand in der Mitte der Tenne und schaute gierig und angstvoll hinauf.

„Mein Fräulein,“ kreischte er mit überschlagender Stimme. „Ich bitte Sie um alles! kommen Sie herunter! Flucht ist unmöglich! Widerstand ist Wahns ...“

Da bekam der Auditeur einen Stoß in den Rücken, daß er platt auf den Boden fiel.

Max Burg war in einem gewaltigen Satz über

den Amboß gesprungen, und im Nu hatte er die Leiter erstiegen und war im Heu verschwunden.

In diesem Augenblick fielen Schüsse vom Walde her. Zwei hintereinander, dann viele auf einmal. Auch vom Gebirge her eine Salve, und wieder eine. Trommelwirbel im Dorf. Trompetensignale aus der Gegend des Wasserschlosses. Schreiende Fragen und Antworten, Kommandorufe, galoppierende Pferde. Mitunter wurde es still. Dann hub der Lärm mit verstärkter Gewalt von neuem an.

Die Offiziere waren bei dem ersten Schuß aus der Scheune gestürzt. Acht Soldaten unter dem Befehl des eisgrauen Korporals blieben zur Bewachung des Schobers zurück. Der Auditeur hatte sich aus dem Staub gemacht.

Während die acht Soldaten in größter Erregung vor der Scheune standen und der Entwicklung des Gefechtes mit ihren Augen und mit ihren Ausrufen folgten, lehnte sich der alte Korporal an die Wand der Tenne und schaute teilnahmlos vor sich hin.

Man hörte die scharfe Stimme des Obersten.

„Wir müssen den Waldrand aufgeben. Langsam zurück! In das Erlengehölz! Das wird gehalten bis auf den letzten Mann. Die Baracke muß weg.“

„Feuer in die Scheune!“ schrie der Major, der über das Feld heransprengte.

Da nahm der eisgraue Korporal gleichmütig seine Flinte auf, stieg auf den Amboß, hielt den Lauf in das Heu und drückte los.

Alsbald erfüllte Brandgeruch und Rauch den Raum, und ein Flammenschein fiel auf die gegenüberliegende Wand und in das Gebälk.

Zwei Soldaten stürzten herein: „Um Gottes willen, die beiden Menschen sind ja noch drinnen!“

Der Korporal verzog keine Miene. „Die Baracke muß weg!“ sagte er und verließ langsam die Scheune.

Die beiden Soldaten schauten voll Entsetzen in die Höhe.

Der Zugang war durch das lodernde Heu verlegt, Rettung unmöglich.

Da sprengten der Oberst und der Major heran.

An der Brücke stand der rothaarige Kapitän mit seinen Leuten.

Der Oberst parierte sein Pferd und herrschte den Hauptmann an:

„Sie Tölpel, warum haben Sie dem Auditeur geplaudert!“

Der Kapitän wurde blutrot.

„Er war mir entschlüpft. Da dachte ich: ‚du sagst es dem Spürhund, der findet ihn eher als du.‘ Ein Marketenderkind hat uns geführt. — Sie hätten mir einen solchen Auftrag nicht geben sollen, Herr Oberst.“

„So will ich Ihnen jetzt einen andern geben. Die besten Schützen in das Bett des Baches und hinter das Gehege rechts und links vom Pfad! Der Rest der Kompagnie in das Erlengehölze! Das wird gehalten. Ich kommme nach.“

Er grüßte und ritt auf die brennende Scheune zu.

„Wo sind der Herr und die Dame?“ fragte er im Heranreiten den Korporal.

Der Mann deutete gleichgültig auf das brennende Gebäude.

„Hier, hier sind sie!“ rief der Major, der hinter der Scheune hielt.

Der Oberst sprengte dorthin und schaute in die Höhe.

Der gelbe Rauch wirbelte gen Himmel, über ihm tanzte die Flamme.

Die Ziegel prasselten vom Dach.

Dort oben, wo der Giebel auf der Mauer aufsaß, dort standen sie, zu hoch, als daß ein Sprung in die Tiefe einen Schimmer von Hoffnung verheißen hätte. Sie konnten nicht nebeneinander stehen. Der Balkenriegel, der über die Mauer vorsprang, trennte sie. Aber sie hatten die Arme ausgestreckt und faßten sich an der Hand. Sie waren einander zugewandt und schauten sich an, ernst und freundlich. Noch stand der Giebel und hielt die Flammen ab. Aber wie lange?

„Hierher, Leute!“ rief der Oberst.

Die acht Soldaten sprangen herbei. Der Korporal kam mit ruhigen Schritten hintendrein.

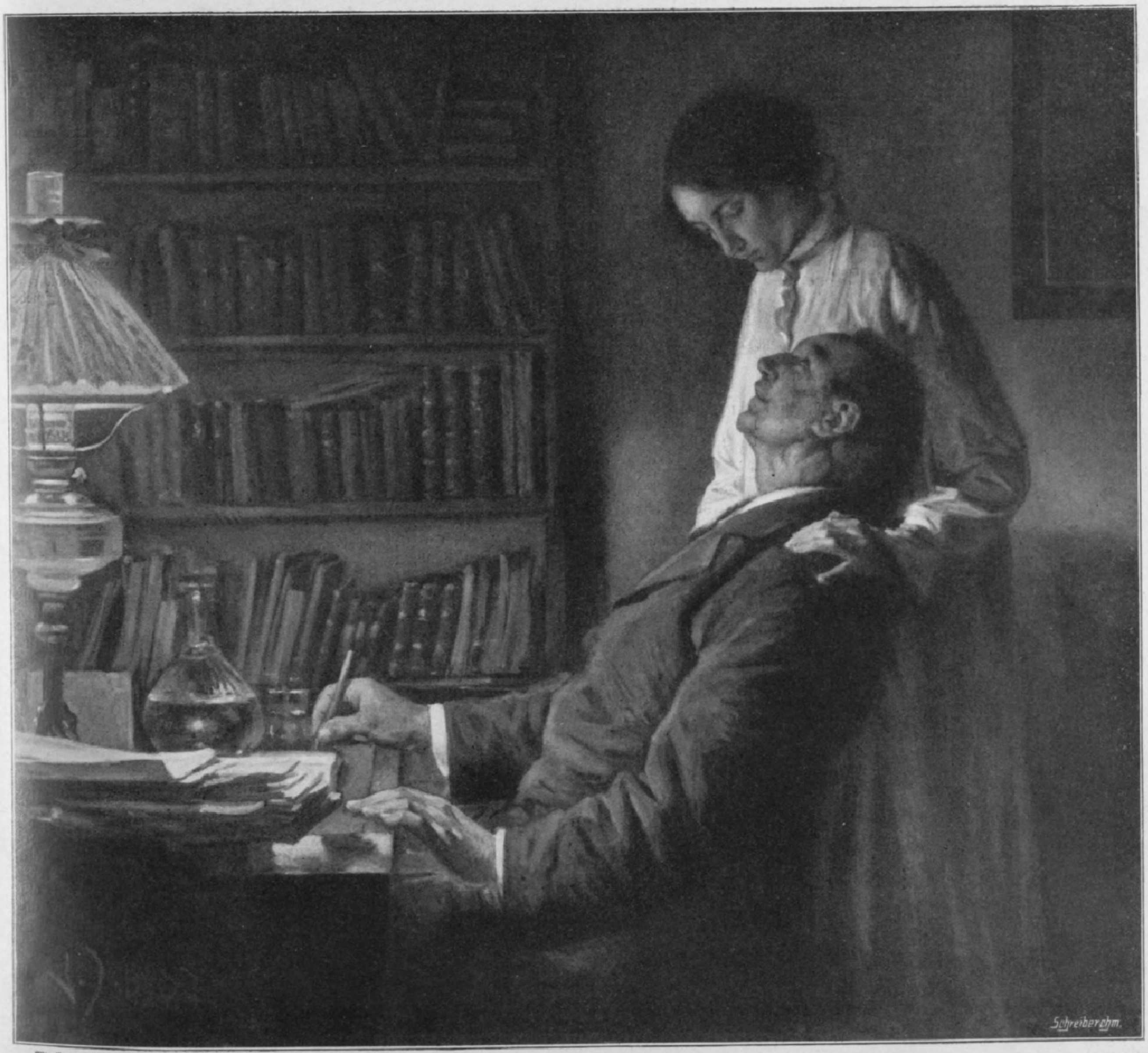
„Viere von euch schießen auf den Mann, viere auf die Frau. Es sind wackere Menschen. Ihr werdet gut treffen.“ —

„Ihr Viere, warum legt ihr nicht an?“

„Wir wollen nicht auf die Dame schießen,“ murrten die Leute.

„Also sechs von euch schießen auf den Mann, und ihr zweie gebt uns eure Gewehre.“

Der Oberst und der Major stiegen ab. Die



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Nach Mitternacht. Nach dem Gemälde von P. Irminger (Kopenhagen)

beiden Soldaten, die ihre Flinten hergegeben hatten, hielten die Pferde.

„Hier, alter Freund! Wir zielen auf den großen Blutfleck unter ihrer linken Brust. Dort schlägt das tapfere Herz."

Max und Hermine hatten die Hände losgelassen. Sie winkten Gruß und Dank und Abschied herunter. Dann schauten sie sich noch einmal in die Augen und bewegten die Lippen. Aber das Getöse der immer näher krachenden Schüsse, der immer lauter rauschenden Flammen verschlang ihre letzten Worte. Nun waren sie auch miteinander fertig. Max kreuzte die Arme hinter dem Rücken, Hermine faltete die Hände im Schoß. Sie schauten beide nach dem Walde hin, aus dem in dichten Reihen unter gellendem Sturmruf die Kaiserlichen hervorbrachen.

„Drei Sekunden laß uns zielen, Korporal," sagte der Oberst, „dann kommandiere: Feuer — Verdammt!"

Gelber Qualm kam aus allen Fugen des Giebels und verhüllte ihn.

„Herr Gott, schicke einen Wind!" murmelte der Major, „halte das Feuer zurück! Schicke einen Wind!"

„Jetzt! ah!"

Ein Windstoß kam von Süden her und trieb den Qualm über das Dach; der Giebel wurde sichtbar. Noch war er flammenfrei. Die beiden standen wie vorhin. Max Burg schaute wie ein Feldherr nach dem Gefechte hinüber, das sich vom Walde heranwälzte. Hermine hatte ihr Antlitz ein wenig erhoben, und ihr Blick umfaßte die weiten Gefilde der Heimat.

„Feuer!"

Die Schüsse krachten. Blauschwarzer Qualm, in den sich weiße Flocken mischten, strömte aus dem Gebälk und verhüllte den Giebel. Gleich darauf brach die rote Flamme durch. Hoch schlug sie auf.

„Es ist geschehen!" sagte der Oberst leise. Er war erdfahl geworden. Seine Lippe zitterte.

Der Major legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Der Feind rückt vor."

Der Oberst schreckte zusammen und wandte sich kurz ab.

„An die Landstraße hinter die Bäume! Schießt die paar Leute weg, die sich über dem Busche dort, zwischen den Pappeln zeigen!"

Festen Schrittes ging Meribod auf sein Pferd zu. Der Major war schon aufgesessen.

Der Oberst ritt an ihn heran und reichte ihm die Hand hinüber.

Die beiden Freunde schauten sich in die Augen.

„Du übernimmst den Befehl im Wasserschloß. Das ist unsre Zitadelle. Ich fürchte" — der Oberst ließ seine Augen über das Gefechtsfeld schweifen — „ich fürchte, wir werden bald alle dort sein, soweit wir noch kämpfen können. — Wer kommt dort heran?"

Mit verhängten Zügeln jagte ein Reiter vom Dorfe her.

„Es ist der Bürgerkommissär," sagte der Major, „der Bräutigam der Feuerbraut."

Mit einem gewaltigen Satz nahm das Roß den Fluß, und etwas langsamer ritt der Reiter auf die beiden Offiziere zu.

„Das Fräulein von Walldorf wird vermißt!" rief er ihnen entgegen. „Haben Sie die Dame gesehen?"

Sein Roß war in Schweiß gebadet. Sein Gesicht war vor Angst verzerrt.

Die beiden Herren grüßten ernst. Dann sagte Meribod:

„Fräulein Hermine von Walldorf befindet sich in Sicherheit."

Bernhard schaute den Sprecher ungewiß an, und auf seinem Gesicht wechselten Freude und neue Besorgnis.

„Wie soll ich das verstehen? Wo ist sie?" fragte er atemlos.

„Wo? das kann ich Ihnen jetzt nicht genauer sagen. Sorgen Sie nicht und beruhigen Sie ihre Eltern! Sie ist völlig in Sicherheit! Wo sind der Baron und die Baronin?"

„Ich habe sie in das Wasserschloß gebracht."

„Das ist nicht gut. Dort wird der letzte Kampf gefochten, hinter jedem Balken und Mauerrest. Sagen Sie den beiden meinen Gruß und" — der Oberst schluckte, — „meinen Dank," fuhr er fort, „Im eignen Schloß werden sie sicherer sein."

Bernhard grüßte und wandte sein Pferd.

„Sie ist in Sicherheit?"

„Sie ist es."

„Ziehen Sie die Schärpe aus!" rief ihm der Major nach. „Sie könnte Ihnen gefährlich werden!"

Bernhard wandte den Kopf zurück, schaute den Warner mit großen Augen an und rief: „Was denken Sie von mir? Uebrigens vertraue ich auf den Sieg Ihrer Waffen!"

Dann gab er seinem Roß die Sporen; in weitem Satz überflog der Renner den Fluß und schoß über das Feld dem Dorfe zu.

Der Oberst schaute ihm nach, nickte mit dem Kopf und sagte: „Zwei brave Jungen, sie waren es wert, um ihre Liebe zu werben."

Dann ritten die Offiziere auf die Landstraße, um die vom Walde her zurückflutenden Truppen aufzustellen. Immer häufiger pfiffen ihnen die Kugeln um den Kopf.

Sie waren auseinander gekommen. Für einen Augenblick trafen sie sich wieder.

„Du bist noch hier?" fragte der Oberst.

„Im Wasserschloß gibt es noch keinen Kampf."

„Aber jetzt gehst du dort hin," sagte Meribod in befehlendem Tone.

„Und du?"

„Ich gehe in das Erlengehölze."

Der Major sah seinen Freund bedeutsam an.

„Dort verkaufen wir nicht in Bausch und Bogen," sagte der Oberst lächelnd. „Jeder Baum wird einzeln versteigert."

Der Major wandte sein Roß und ritt langsam auf der Straße dem Wasserschloß zu. Der Oberst begleitete ihn ein Stück, um von der Anhöhe, wo die beiden Landstraßen zusammen trafen, Ueberschau zu halten.

Wie sie dahinritten, kam über die Wiesen her ein mit vier Bauernpferden bespannter Leiterwagen. Auf jedem der Sattelpferde saß ein Bauernbursche. Die Pferde schritten vorsichtig über den Straßengraben, und der Wagen rumpelte nach, dann rasselte er in raschem Trott die Straße dahin. Ein einziger Mann saß im Wagen.

Die Herren grüßten.

„Glückliche Reise!" rief der Oberst.

„Hast du seine Augen gesehen?" fragte der Major. „Ich nur das Weiße, so hat er sie verdreht. Es blinkte darinnen, wie das Fallbeil blinkt."

Die Freunde tauschten einen ernsten Blick.

„Ich hoffe, das Soldatenglück ist uns hold," sagte der Oberst, „und schenkt uns beiden ein rasches Ende."

„Heda! mein Sohn!" rief der Major und winkte einen Soldaten heran. „Hast du mir nicht vorhin deine Flinte gegeben? Gib sie mir noch einmal! Ist sie geladen?"

„Ja, Herr Major."

Der Major gab dem Roß die Sporen, bis es nahe hinter dem Wagen war. Dann riß er die Flinte an die Backe.

„Nicht doch, Kamerad," sagte der Oberst, der neben ihm hergeritten war, und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du könntest einen der Fuhrleute treffen. Und, mein Freund, bedenke, es ist dasselbe Rohr, dasselbe Rohr!"

„Du hast recht," sagte der Major, wandte sein Roß und gab dem Soldaten seine Flinte zurück.

Dann legte er die Hände übereinander auf den Sattelknopf, schaute dem davonrasselnden Wagen nach und murmelte etwas vor sich hin.

Als er damit fertig war, sagte er zum Oberst:

„Es ist doch etwas Gutes um den alten Glauben; man kann so inbrünstig fluchen: Fahre zur Hölle!"

Der letzte Händedruck und der letzte Blick.

„Und das letzte Wort?" fragte der Oberst. Er gab sich selbst die Antwort und sagte leise: „Hermine!"

„Frankreich!" rief der Major. — —

Beiden bescherte der Tag ein rasches Ende.

Oberst Meribod fiel im letzten Busch des Erlengehölzes. Den Degen in der Faust sank er unter den Bajonetten der hereinstürmenden Grenadiere.

Und der Major? Er fiel im Wasserschloß, wo sich der Rest der Truppen ergab. Als die letzten Patronen verschossen waren und die Verteidiger mit der blanken Waffe den Feind erwarteten, durchbohrte eine Kugel sein ehrliches Soldatenherz.

Sehnsucht

Die Regenwolken jagen
Südwärts, die nebelgrauen,
Um dir die heißen Wangen
Mit Tränen zu betauen.

Die starken Eichen brausend
Südwärts die Arme breiten
Und rufen deinen Namen
Wehklagend in die Weiten!

Reinhard Volker

Aus einem deutschen Dynastengeschlecht

Von

August Sperl

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gleichsam in einer stillen Bucht, gegen Morgen und Mittag begrenzt von den anmutigen Höhenzügen des Steigerwaldes, liegen die ältesten Bestandteile der ehemaligen Grafschaft Castell mit den Residenzschlössern der beiden Häupter des Fürstenhauses, Castell und Rüdenhausen, — jenes malerisch hingebaut an den Waldabhang, überragt von den letzten Trümmern der Stammburg, dieses eine halbe Wegstunde davon entfernt, gegen Mitternacht, eingebettet in Obstbaumhaine und sanftgewellte Rebengelände.

Ein liebliches Stück Erde, dieses „Casteller Ländchen". Beinahe in sagenhafte Ferne sind uns die großen Städte gerückt mit ihren qualmenden Schlöten und ihrer nervenzerstörenden Unrast. Nur selten verirrt sich ein schwacher Pfiff in diesen Frieden herein und kündet, daß da drüben irgendwo hinter dem flüsternden, lispelnden Waldmeere auf eiserner Weltstraße die langen, langen Züge rollen, Tag und Nacht, jahraus, jahrein. Im Norden allerdings, mehr in der Nähe, aber doch schon fast nimmer im Castellschen, haben unternehmende Menschen vor etlichen Jahren einen bescheidenen Schienenstrang zu legen gewagt, und da pustet zuweilen unter Tags etwas von Kitzingen herauf, über Gerolzhofen hinaus in die Welt. Aber es pustet mit schwacher Lunge und kann beim besten Willen doch nimmermehr das Idyll des Ländchens zerstören.

Das Idyll! Denn hier rattelt noch zwischen Obstbaumalleen der gelbe Omnibus in unbestrittener Herrlichkeit, hier brummt noch der Nachtwächter seinen Stundenspruch und tutet oder pfeift auf den Fortschritt der Zeit. Hier äußert sich noch in Väterweise der Wille einer löblichen Polizei unter energischem Schellengeklingel. Hier trottet noch, gern gesehen, der Mann mit dem Dudelsack, hier wird der Affe, das Kamel zum Ereignis. Hier spricht noch Frau Sitte das erste und das letzte Wort im Tun und Lassen der Menschen. Hier sind auch noch die Kirchenglocken auf einen sehr eindringlichen, selbstverständlichen Ton gestimmt, und deshalb schreitet allsonntäglich wie vor vielhundert Jahren die Kirchenwache durch die stillen Gassen bei währendem Gottesdienste, auf daß kein Unglück geschehe und kein grimmer Feind das Dorf überrumpele in unangesagter Fehde. Und wenn sich ahnungslos ein Auswärtiger, etwa ein Beamter, das Bürgerrecht erwirbt, dann findet er gewiß einmal des Sonntags eine uralte Hellebarde an seiner Hauswand lehnen. Ratlos fragt er, was das zu bedeuten habe, und man sagt ihm: „Der Kirchenspieß geht um, geht um!" Und will er sie nicht selber schultern, die schöne Hellebarde, so muß er eilig vor Beginn des Gottesdienstes, einen Ersatzmann gewinnen für die ihm obliegende Wehrpflicht.

Aber nicht nur der Kirchenspieß, sondern auch so manches andre wird gemeinsam getragen im Casteller Ländchen. Denn hier leben die Menschen noch miteinander, nicht nur nebeneinander.

Ein warmes Verhältnis besteht vor allem zwischen dem Landvolk und dem Fürstenhause. Dieses Verhältnis hat sich aus grauer Vergangenheit als etwas Selbstverständliches von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, es findet fort und fort seine Nahrung in dem traditionellen Wohltätigkeitssinne der Castelle.

Vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, sage ich: Im September 1476 hatten die Grafen Wilhelm und Friedrich ihr reiches Maindorf Obereisenheim dem Bischof von Würzburg verpfänden müssen. Nicht ganz acht Jahre später kauften sich die Bauern selbst in die Herrschaft Friedrichs zurück. — Der Bauernkrieg hatte auch diese Grafschaft mit Brand und Zerstörung überzogen. Hauptsächlich durch fremde Einflüsse war die Bevölkerung, die hier seit alten Zeiten von keiner Leibeigenschaft wußte, in zwei Parteien gespalten. Der Graf weilte auf der Marienburg bei der bischöflichen Besatzung. In der Hütte eines treuen Bauern fand die edle Gräfin Martha mit ihren zarten Kindern Zuflucht. Droben ging die uralte Stammburg in Flammen auf. Bange Wochen hindurch wurde die Hartgeprüfte von ihren Gegnern wie eine Gefangene gehalten. Aber trotzdem erwies ihr so mancher unerschrockene Untertan Gutes, und ungefährdet konnte sie zuletzt in ihre Heimat Wertheim ziehen. Das bezeugt sie selbst mit perlengleicher Handschrift in Briefen, die das Castellsche Archiv noch heute unter seinen Schätzen verwahrt. — Und wiederum: Während des Dreißigjährigen Krieges wandte sich Graf Gottfried an seine „bis auf Mark und Bein erschöpften" Untertanen, bat



Phot. Gundermann, Würzburg

Das Kiliansbanner des Hochstifts Würzburg

sie mit ergreifenden Worten, bei ihm auszuharren, und versprach, „auch das Aeußerste bei ihnen zu tun, bis Gott sie sämtlich mit den Augen seiner Barmherzigkeit anschauen werde“. Darauf erklärten die wohl am härtesten bedrängten Obereisenheimer, sie hätten diese Worte „fast kaum mit trockenen Augen verlesen hören und daraus genugsam vernommen, unter was gnädiger, wachender und sorgfältiger Obrigkeit sie lebten“. Die Bauern von Eichfeld aber beteuerten, sie wollten „mit keinem Fuß weichen, sondern, soviel immer möglich, standhaftig bleiben und in Geduld ausharren“. —

Die deutschen Adelsfamilien begannen erst im elften Jahrhundert sich nach ihren Burgen zu benennen. Erst seit dem zwölften Jahrhundert gibt es Geschlechtswappen. Deshalb vermag kein deutsches Fürstenhaus, kein Adelsgeschlecht die Stammreihe seiner Väter mit Bestimmtheit über diese Zeitgrenzen zurückzuführen.

Auch der Ursprung des Dynastenhauses Castell verliert sich im Dunkel des elften Jahrhunderts. Erst aus dem Jahre 1224 hat sich ein Siegel erhalten, das, wie heute, den schönen, einfachen, (rotweiß) quadrierten Schild zeigt. Unter den salischen Kaisern herrschten die Ahnen als hochfreie Landherren in dem fruchtbaren Gau, der sich ausbreitet von den Rebenhängen des südwestlichen Steigerwaldes bis hinab an den Main. So viel steht urkundlich fest. Aber ihre Abstammung von den alten Grafen des Iffgaues kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und wahrscheinlich ist ihr Zusammenhang mit dem Hause der Mattonen, aus dem Graf Megingaud zu Kaiser Karls des Großen Zeit Güter in der Markung des Dorfes Castell besaß.

Alle die großen ostfränkischen Geschlechter des Mittelalters, die Henneberg, die Wertheim, die Rieneck, die Limpurg u. a., sind längst erloschen. Nur drei noch blühen: die Hohenzollern, die Hohenlohe und die Castell. Die Castell aber waren ehedem so mächtig, daß der berühmte Würzburger Chronist Fries noch im sechzehnten Jahrhundert die allerdings durch nichts gestützte Behauptung wagen konnte, eines Burggrafen zu Nürnberg Sohn sei vor vielen Jahren den Grafen Castell „zu Hofe geritten“, das heißt ihr Vasall gewesen.

„Ich hätte euch bestimmtere Nachrichten über eure Vorfahren verzeichnen können, wären die alten schriftlichen Denkmäler, die das Feuer samt und sonders während des Bauernkrieges auf eurer Burg Castell vernichtet hat, noch unversehrt vorhanden,“ schrieb der bekannte Humanist Hieronymus Ziegler in dem Abriß der Hausgeschichte, den er um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßte.

Späterer Forschung blieb es vorbehalten, in fremden Archiven den ältesten Spuren des Geschlechtes nachzugehen. Aber das Ergebnis alles Forschens ist eben doch hier wie anderwärts nur eine Masse trockener Pergamente, in denen die Gestalten wie blut- und wesenlose Schatten auf Augenblicke emportauchen und wieder verschwinden — Skelette, bekleidet mit den Lappen ihrer Erdenherrlichkeit, Menschen, vom Weibe geboren, dem Tode verfallen, von deren Menschentum wir so viel wie nichts zu hören bekommen. Wirklich interessant werden alle alten Familiengeschichten erst durch reichere chronikalische Ueberlieferung, durch Akten und durch Privatbriefe, also mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.



Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen, geb. Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen

So wissen wir auch nur wenig über die Katastrophe des Jahres 1266, die der Grafschaft unheilbares Verderben gebracht hat. Ja, wenn „das Nationalheiligtum der fränkisch-würzburgischen Stiftslande“, die kolossale Fahne mit dem gigantischen Bilde des Patrons St. Kilian sprechen könnte! Ein Trimberg und ein Henneberg waren vom zwiespältigen Domkapitel zu Bischöfen erwählt worden, und die Bürgerschaft hatte sich gegen den Henneberg erklärt. Heftig entbrannte der Kampf. Auch Graf Heinrich zu Castell bot seine Vasallen auf und eilte den Hennebergischen Vettern zu Hilfe. Am Cyriakustage — 8. August — 1266 kam es zwischen Kitzingen und Sulzfeld zur Reiterschlacht. Henneberg und Castell wurden vernichtet, stolz blähte sich das Kiliansbanner über der blutigen Walstatt. Und aus längst versunkenen Tagen raunt die Sage von einem alten, blinden Grafen zu Castell. Der sei wartend auf dem Turm seines Schlosses gestanden, allein zurückgeblieben von allen Männern seines Geschlechts. Immer wieder habe er den Wächter gefragt, was er sehe. Der rief endlich, starker Staub gehe in der Richtung nach Kitzingen. Da habe der Blinde die Wahrheit erkannt und mit kläglicher Stimme gesprochen: „Heut ein Graf zu Castell und nimmermehr.“ Und weiter raunt die Sage und erzählt vom treulosen Castellschen Vasallen Thannhäuser, der im entscheidenden Augenblicke zum Feinde überging, und sie flüstert von dem einzigen jungen Castell, der, dem Gemetzel entronnen, vor die Burg seiner Väter kam, durch den Spruch des blinden Alten von der Schwelle verstoßen wurde, aber endlich in der Fremde zu hohen Ehren gelangte. Und sie summt ein Klagelied von unwiederbringlich verlorener Macht und Herrlichkeit. Jahrhunderte hindurch aber ließ der Bischof zu Würzburg am Cyriakustage dem andächtigen Volke das Kiliansbanner zeigen, und heute noch ertönt dort am Gedenktage der Schlacht das Cyriakusglöcklein, und nur wenige wissen, was es bedeutet. —



Wolfgang Friedrich Fürst zu Castell-Rüdenhausen

Schwierig war die Lage der Grafschaft auch späterhin zwischen rücksichtslos emporstrebenden Gewalten. Ja, zuweilen schien es, als ob nur die wachsame Eifersucht der Großen die Fortdauer des Kleinen ermöglichte. Bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein hatte sich Castell immer wieder zu wehren gegen bischöfliche und markgräfliche Ueber-



Das Schloß Castell



Einfahrt zum alten Schloß in Rüdenhausen

griffe, und bitter klagte Graf Konrad einmal im Jahre 1554: „In Summa, es ist der Brauch: wer hat, der hat, der Stärker' frißt den Schwachen."

Im fünfzehnten Jahrhundert war die Macht der Grafen derart gesunken, daß Wilhelm II. keine andre Rettung wußte, als seinen gesamten reichsunmittelbaren Besitz dem Hochstift Würzburg zu Lehn aufzutragen, demselben Hochstift, an dessen Spitze nach unverbürgter Sage schon im zehnten Jahrhundert ein Sohn des Hauses gestanden sein soll. Vier Augen zählte das ganze Geschlecht. Von den zwei Söhnen Wilhelms hatte sich der ältere, Leonhard, auf der Saujagd „den Hals abgerennet", der jüngere, Friedrich, lebte als Domherr in Straßburg. Mit Freuden kam der Bischof zu Würzburg unter solchen Umständen der Absicht des Alten zu Castell entgegen, ja er versprach den beiden „Letzten" des Hauses sogar eine jährliche Leibrente und berechnete wohl schon an den Fingern den Zeitpunkt, wo der ganze Besitz dem unersättlichen St. Kilian in die Tasche fallen mußte. Aber die Rechnung erwies sich als falsch. Der Domherr trat zurück in den weltlichen Stand, ging an den glänzenden markgräflich ansbachischen Hof, „versammelte sich ehelich" zu dem schönen Edelfräulein Elisabeth von Reitzenstein und — eroberte zehn Kinder bei ihr. Und heute? Man kennt keine Bischöfe mehr, die den stolzen Titel Herzoge von Franken führen, das Haus Castell aber steht festgegründet wie nur je auf dem uralten Boden seiner Väter.

Warum es im Wettkampf der Dynastien von andern so weit überflügelt worden ist? Fähige Köpfe haben ihm in keinem Jahrhundert gefehlt, kühne, furchtlose Männer in keiner Generation. Je nun, wer wachsen will an Macht, der darf auch zuzeiten nicht zurückschrecken vor Unrecht und Gewalttat. Aber so weit wir die Geschichte des Hauses überschauen, sind gerade die hervorragenderen Gestalten charakterisiert durch einen fest ausgeprägten Sinn für Recht und Billigkeit. Und mit dieser Eigenschaft erobert man kein Dorf, geschweige denn ein Königreich. — —

Interessant ist die Stellung der Grafen zur Reformation. Wolfgang I., der Regenerator der Grafschaft, hatte sich sein Leben lang gegen die neue Lehre gesträubt und dreien seiner Söhne frühzeitig fette Dompfründen in Würzburg, Speier und Bamberg zu verschaffen gewußt. Aber sein Aeltester, Konrad, führte nach des Vaters Tode im engen Anschluß an Württemberg die Augsburgische Konfession in der Grafschaft durch. Friedrich, Wolfgangs zweiter Sohn, war ein glänzend begabter, feuriger Jüngling. Otto Truchseß von Waldburg, der mächtige Kardinalbischof zu Augsburg, der Vertraute der päpstlichen Kurie und des Kaisers, hatte ihn schon seit längerer Zeit zu seinem Nachfolger als päpstlichen Nuntius ausersehen; als sich diesem Plane äußere Hindernisse entgegenstellten, suchte er den Grafen persönlich für den Dienst des Kaisers zu gewinnen. Aber nach kurzem Schwanken trat Castell auf die Seite der Evangelischen, kämpfte im Schmalkaldischen Kriege, verfiel der Reichsacht, floh nach Frankreich und spielte als Gesandter Heinrichs II. eine bedeutende Rolle während der Verhandlungen, die zur deutschen Fürstenrevolution führten. Er fiel beim Beginne einer zukunftsreichen staatsmännischen Laufbahn, 30 Jahre alt, vor Diedenhofen, als ein Opfer seines ungestümen Wagemutes. — Noch mancher Sohn des Hauses hat es zu hohem Ansehen und bedeutender Stellung gebracht: vom württembergischen Landhofmeister Wolfgang Georg I. und vom kaiserlichen Generalfeldmarschall Friedrich Magnus bis herab auf den jüngst so frühzeitig dahingerafften Erbgrafen zu Castell-Rüdenhausen. Die hervorragendste Gestalt des ganzen Geschlechtes aber — soweit wir dessen Geschichte kennen — ist unstreitig der dritte Sohn Wolfgangs I., Heinrich, der eine Zeitlang in eingeweihten Kreisen als der künftige Bischof zu Würzburg galt, aber im Jahre 1555 aus dem geistlichen Stande trat, nach Herzog Christophs Tode sechs Jahre lang im Namen der Vormünder das Herzogtum Württemberg regierte und seinem eignen Hause durch eine grundlegende Verfassung unvergängliche Dienste leistete. —

Kriegerische Gesinnung ist das Erbteil der Castelle sicherlich von Urzeiten her, historisch bezeugt ist sie seit jenem Grafen Ludwig, der im Jahre 1228 dem Rufe Kaiser Friedrichs folgte, das Kreuz nahm und nie mehr in seine Heimat zurückkehrte. Angesehen waren die Castelle im Rate der Kaiser und Reichsfürsten, ihre Namen sind schon in den Urkunden der Hohenstaufen verewigt. Das Beste aber haben sie — wenige unrühmliche Ausnahmen abgerechnet — in der Verwaltung ihrer kleinen Grafschaft geleistet, in der treuen Fürsorge für ihre Kirchen und Schulen, als Herren eines Lehnhofes, dem fast alle ostfränkischen Adelsgeschlechter, darunter bis ins neunzehnte Jahrhundert die Fürsten zu Schwarzenberg, Herzöge von Krummau, als Vasallen angehörten. Ein Menschenalter vor der Mediatisierung des Hauses wurde auch in weiser Fürsorge für die Untertanen der Grafschaft die bekannte Anstalt begründet, die heute noch unter dem Namen Fürstlich Castellsche Alte Kreditkasse in hohem Ansehen steht und zu den allerältesten derartigen Kreditanstalten Deutschlands gehört. Dieses Bankinstitut will die Bevölkerung vor wucherischer Ausbeutung schützen, und der Reinertrag seiner Unternehmungen darf satzungsgemäß nur zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken verwendet werden. Daneben hat sich im Laufe der Jahre die „Neue Kreditkasse" entwickelt, ein modernes Bankinstitut, das streng gesondert betrieben wird neben der alten Stiftung.



Die Trümmer des Stammschlosses Castell

Reges Interesse bringen die gegenwärtigen Häupter des Fürstenhauses der Geschichte ihres Geschlechtes entgegen. Auf ihre Anordnung veröffentlichte im Jahre 1890 Wittmann die „Monumenta Castellana", ein Urkundenwerk, das über tausend Dokumente enthält, und im Jahre 1892 Stein seine „Geschichte der Grafen und Herren zu Castell von ihrem ersten Auftreten bis zum Beginne der neuen Zeit". Beide Fürsten haben auch vor drei Jahren den Verfasser dieser Zeilen mit der Ordnung ihrer archivalischen Schätze betraut. Und als Frucht dieser Arbeit entstehen „Bilder aus der Vergangenheit eines Dynastengeschlechtes", die in nicht allzu ferner Zeit durch die Deutsche Verlags-Anstalt einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden sollen.

Die Fürstensitze zu Castell und Rüdenhausen sind traditionelle Heimstätten vorbildlichen Familienlebens. Der jugendliche Fürst Friedrich Carl zu Castell stand längere Zeit bei den Ulanen in Bamberg. Wenige Jahre nach dem Hintritte seines Vaters zog er sich nach Castell zurück, führte die Gräfin Gertrud zu Stolberg-Wernigerode in das Schloß seiner Väter und lebt nun mit ganzer Seele der Verwaltung seiner Güter, den segensreichen Bestrebungen des Johanniterordens als dessen Kommendator für Bayern und den politischen und literarischen Fragen der Zeit. Vier Knaben und zwei Mädchen, liebreizende Kinder, wachsen in strenger



Das neue Schloß Rüdenhausen

Zucht unter den alten Ahnenbildern heran. Fürst Wolfgang zu Rüdenhausen, der Senior des Gesamthauses, hat 74 Lebensjahre hinter sich. Er trägt nicht nur den Namen des ersten Wolfgang, sondern es ist, als ob in ihm der wirtschaftliche Sinn jenes Regenerators der Grafschaft wieder in ganz besonderem Maße aufgelebt wäre. Gleich dem Ahnherrn hat er den weitaus größten Teil seines Lebens in eiserner Konsequenz dem Wohle seines Hauses gewidmet, daneben aber mit feinem Geschmacke seinem Schlosse das eigenartige Gepräge gegeben, das jeden Besucher so sehr anheimelt. Sieben Söhne und fünf Töchter sind seiner Ehe mit



Die Kinder des Fürsten zu Castell-Castell



Friedrich Carl Fürst zu Castell-Castell

Emma Prinzessin zu Ysenburg-Büdingen entsprossen. Sechs seiner Söhne haben die militärische Laufbahn eingeschlagen, der Aelteste starb vor zwei Jahren als kaiserlich deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Santiago de Chile, schmerzlich beweint von den Seinen. Die ältere der beiden noch lebenden Töchter, Gräfin Marie, ist vermählt mit dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, die jüngere, Gräfin Luitgard, verschönt den Lebensabend des Vaters und der Mutter.

Ungebeugt von der Last seiner Jahre steht Fürst Wolfgang wie ein Patriarch inmitten der Seinen. Was ihn frisch erhält, das ist die einfache, streng geregelte Lebensweise und die Jagd in den wundervollen Laubforsten des Steigerwaldes. Er ist ein großer Weidmann — er hat vor wenigen Monaten seinen tausendsten Rehbock zur Strecke gebracht! Aber er ist ein Weidmann von altem Schrot und Korn: das Schießen ist ihm nicht die Hauptsache, in der das andre restlos aufgeht; er hat ein Herz für alles, was da kreucht und fleucht, er lebt mit der Natur, er hegt und pflegt seinen Wildstand, wie er jeden alten Baum weiß in seinen weitgedehnten Jagdgründen. Und es ist merkwürdig, auch die scheuen Vögel kennen ihn gar wohl, und wenn er sich zu Hause auf den Wegen seines Parkes ergeht, dann fliegen sie zutraulich aus den Büschen heran, setzen sich auf seinen ausgestreckten Arm und picken Futter aus seiner Hand. —

Das Haus Castell ist den regierenden Häusern ebenbürtig, und seine Agnaten sind selbstverständlich zum Abschluß standesgemäßer Ehen verpflichtet. Jeder Graf Castell weiß von Jugend auf, daß er in erster Linie für sein Haus und in zweiter Linie für sich selbst vorhanden ist.

Wohl in allen europäischen Dynastien fließt auch Castellsches Blut. Als Graf Wolfgang II. im Jahre 1601 nach zwanzigjähriger kinderloser Ehe seine Gemahlin, eine Gräfin zu Hohenstein, verloren hatte, gedachte er nicht wieder zu heiraten. Aber namentlich sein Schwager, Carl Herr zu Limpurg, ermahnte ihn, „ja nit sein Leben in dem Wittibstand zu enden und zu beschließen, in sonderbarer, wichtiger Betrachtung, dies uralte Geschlecht der Grafen von Castell sehr leis stehe und bald ein kleiner Reif dasselbe auffressen und hinnehmen möchte, da dann solches auch gegen Gott nit zu verantworten sein würde".

Nein, er hätte es wahrhaftig nicht verantworten können, der unbekannte Graf am Steigerwalde. Im Jahre 1605 vermählte er sich mit Julianne Gräfin von Hohenlohe, und nicht nur das ganze heutige Fürstenhaus Castell ist einzig und allein auf diese Ehe zurückzuführen, sondern ihr entstammen auch in weiblicher Linie: in der sechsten Generation das bayrische Königshaus, in der siebten Generation Albert, Prinzgemahl der Königin Viktoria von England, und Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Freund, in der achten Generation Kaiser Franz



Gertrud Fürstin zu Castell-Castell, geb. Gräfin Stolberg-Wernigerode

Josef von Oesterreich und — Wilhelm I., König von Preußen, Deutscher Kaiser.



Phot. Alberti, Kitzingen

1. Erbgraf Kasimir zu Castell-Rüdenhausen; 2. Forstmeister Flauder; 3. Fürst Castell-R.; 4. Fürstin Castell-R.; 5. Erbgraf Rechteren; 6. Graf Rudolf Rechteren; 7. Gräfin Hugo Castell-R.; 8. Fürst Stolberg-Wernigerode; 9. Gräfin Hermann zu Castell-R.; 10. Fürst zu Castell-Castell; 11. Graf Hermann zu Castell-R.; 12. Gräfin Luitgard zu Castell-R.; 13. Graf Hugo zu Castell-R.

Fürst Wolfgang Friedrich zu Castell-Rüdenhausen mit seiner Familie bei einem Festschießen in Rüdenhausen

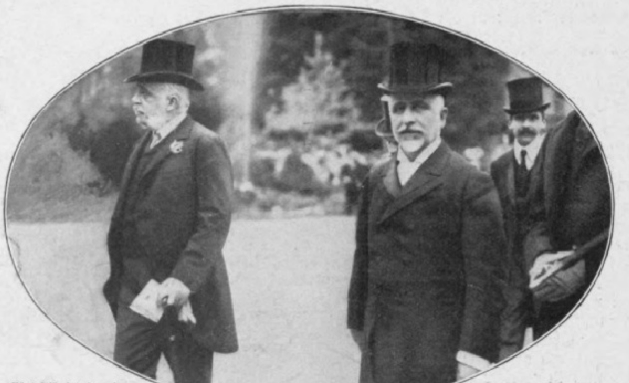
Notizblätter

Zum Besuch des Prinzen und der Prinzessin Arisugawa am deutschen Kaiserhofe

Prinz Takehito Arisugawa, der den Mikado bei der Hochzeit des deutschen Kronprinzen vertritt, ist im Jahre 1862 als zweiter Sohn seines Hauses geboren, das der Hauptlinie der japanischen Kaiserfamilie am nächsten steht. Wegen dieses nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses wurde er vor längerer Zeit vom Kaiser als rechtmäßiger Thronerbe designiert, und erst als er durch den Tod seines älteren Bruders Oberhaupt seines eignen Hauses wurde, ward der junge Sohn des Kaisers als Kronprinz anerkannt. Prinz Takehitos älterer Bruder, Prinz Taruhita Arisugawa, war ein Mann von hervorragender Begabung und Charakterstärke. Durch die selbstlose Hingebung, mit der er der Sache des jungen Mikado in der der Restauration vorausgehenden Periode der Bürgerkriege diente, gewann er das schrankenlose Vertrauen seines Monarchen und des Volkes und wurde wiederholt mit dem Oberbefehl über das kaiserliche Heer betraut. Im Kriege mit China vor zehn Jahren war er der Chef des japanischen Generalstabs, da kein andrer Führer der Aufgabe gewachsen erschien, die altgedienten Generale zu leiten. Als er 1895 auf Formosa starb, noch ehe der Friede mit China geschlossen war, herrschte allgemeine Trauer in Japan. Der jetzige Chef des Hauses Arisugawa, Prinz Takehito, wurde für den Dienst in der Kriegsmarine erzogen. Er lebte jahrelang mit seinem Erzieher Sakumoto in der Marineschule zu Tokio und nahm mit den andern Knaben an allen Unterrichtsstunden und Uebungen teil. Nachdem er dann noch die Marineakademie durchgemacht hatte, kam er zur chinesischen Flottenstation Englands auf Admiral Dowells Flaggschiff, um seine seemännische Ausbildung zu vollenden. Im Jahre 1880 wurde er Unterleutnant in der japanischen Marine. Seitdem befehligte er nacheinander die Kreuzer „Takeo“ und „Chioda“, und in der Seeschlacht am Jalu das Flaggschiff „Matsushima“. Gegenwärtig bekleidet er den Rang eines kommandierenden Admirals. Die Gemahlin des Prinzen ist eine Tochter des Marquis Maeda; sie hat ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter geboren. Der Sohn soll, wie es heißt, mit einer Tochter des Kaisers verheiratet werden. Abgesehen von der hervorragenden Stellung, die der Prinz in Japan einnimmt, haben ihn sein lebhaftes Temperament und sein liebenswürdiges Wesen bei allen Klassen der Bevölkerung und allen Ausländern, die mit ihm in Berührung getreten sind, außerordentlich beliebt gemacht. Seine Lehrer an der Marineschule sprachen stets mit Worten höchster Anerkennung von seinen Fähigkeiten und Leistungen. Der Prinz spricht ausgezeichnet Englisch und hat, wie alle japanischen Prinzen, auch Französisch gelernt. Ausländische Diplomaten, die in jüngster Zeit nach Tokio kamen, waren aufs angenehmste überrascht durch das Fehlen jedes steifen Zeremoniells bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen in dem der amerikanischen Gesandtschaft in Tokio gegenüberliegenden Palais des prinzlichen Paares. Die Prinzessin erscheint in der Oeffentlichkeit stets in europäischer Kleidung. Wie ihr Gemahl spricht sie vortrefflich Englisch und unterstützt ihn in der Erfüllung seiner repräsentativen Pflichten in anmutigster Weise. Der Garten des Palais Arisugawa ist einer der schönsten in Tokio und liefert eine Fülle herrlicher Blumen, mit denen das Palais bei festlichen Veranstaltungen dekoriert wird. Wie andre japanische Prinzen hat auch Prinz Arisugawa schon früher eine Weltreise gemacht; aber noch keine japanische Prinzessin hat sich bisher so weit außer Landes begeben wie Prinzessin Arisugawa. **E. E.**




Prinz Takehito Arisugawa, Prinzessin Arisugawa,
die Vertreter des Mikado bei der Hochzeit des deutschen Kronprinzen



Phot. Alfieri & Lacroix

Von der Ministerzusammenkunft in Venedig: Goluchowski (links) und Tittoni (rechts) auf dem Wege zur Kunstausstellung



Phot. Hutin, Trampus & Cie.

Minister Delcassé, von der Audienz beim König Eduard von England zurückkehrend

Zur Ministerbegegnung in Venedig

Graf Goluchowski, der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, hat am 29. April dieses Jahres in Venedig den Besuch erwidert, den ihm vor etwa einem Jahre sein italienischer Kollege, Minister Tittoni, in Abbazia gemacht hatte. Die beiden Staatsmänner tauschten Besuche aus und hatten in Gegenwart der beiderseitigen Botschafter eine einstündige Unterredung. Abends gab der italienische Minister zu Ehren des Grafen ein Mahl und brachte dabei einen Trinkspruch aus, der ebenso wie die darauffolgende Antwort des Grafen Goluchowski in erfreulicher Weise die Fortdauer der engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien bekräftigte. Später fand bei dem Senator Grafen Papadopoli zu Ehren Goluchowskis ein großer Empfang statt, bei dem Minister Tittoni, die Botschafter Graf v. Lützow und Herzog von Avarna sowie die Spitzen der Behörden erschienen. Außerdem besuchten die beiden Minister gemeinschaftlich die zurzeit in Venedig stattfindende Kunstausstellung. Am 30. April nachmittags reiste Graf Goluchowski nach Wien zurück.

König Eduard von England in Paris

König Eduard hat auf der Rückreise nach England in Paris Station gemacht, um dem Präsidenten der Republik, mit dem er bekanntlich schon vor dem Antritt seiner Mittelmeerfahrt flüchtig zusammengetroffen war, einen Besuch abzustatten. Allerdings sollte das nicht eigentlich ein Staatsakt sein, sondern mehr eine private Angelegenheit. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs war, als er am 29. April mit Sonderzug von Marseille in Paris eintraf, am Bahnhof weder ein Abgesandter des Präsidenten Loubet noch ein solcher des Ministeriums des Auswärtigen anwesend. Am 30. April nachmittags stattete der König dem Präsidenten Loubet im Elysée einen halbstündigen Besuch ab. Ein Bataillon Infanterie mit Fahne und Musik erwies dem König bei seinem Eintreffen im Elysée die Ehrenbezeigungen. Bald nachdem der König das Elysée verlassen hatte, erwiderte Präsident Loubet den Besuch, der ungefähr eine Viertelstunde dauerte. Darauf wurde der gegenwärtig vielgenannte französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, vom König empfangen. Der Besuch hat trotz der Betonung seines privaten Charakters zweifellos eine politische Bedeutung insofern, als er die Intimität zwischen England und Frankreich neuerdings, in unverkennbarer Beziehung zur Marokko-Frage, dartun soll und dartut.

Das Anzengruber-Denkmal in Wien

Auf dem Schmerlingplatz in Wien, inmitten einer zierlichen Gartenanlage, die den Platz zwischen dem Parlamentsgebäude und dem Justizpalast angenehm ausfüllt, wurde am 30. April das Denkmal Ludwig Anzengrubers enthüllt. Damit hat Wien eine Dankesschuld erfüllt gegenüber dem vor sechzehn Jahren in voller Manneskraft heimgegangenen Dichter, dessen von echtester Heimatskunst erfüllte dramatische Werke von hier aus ihren Weg über alle deutschen Bühnen genommen haben. Der Bildhauer Hans Scherpe, der durch sein stimmungsvolles Grabdenkmal Anzengrubers zuerst bekannt geworden, ist auch der Schöpfer des prächtigen Werkes, das sich den Monumenten Grillparzers und Raimunds als neuer Schmuck der Kaiserstadt an der Donau würdig anreiht. In einem kleinen Hain von eben erst dorthin verpflanzten Nadelbäumen erhebt sich auf einem gleichfalls eigens geschaffenen Hügel die Felsgruppe mit dem Denkmal des Volksdichters. Wir sehen Anzengruber, der als ein eingefleischter Großstädter seine geliebte Vaterstadt selten verlassen hatte, mit Stock und Schlapphut in der Hand auf einem Spaziergang im nahen Wienerwald. Er hat eine kleine Anhöhe erklommen und schaut sinnenden Blickes von hier ins Land hinab. An den Felsen gelehnt, sitzt zu den Füßen des Dichters die Gestalt des Steinklopferhans („Kreuzelschreiber“), wohl eine der populärsten Figuren der Anzengruberschen Muse. Der Steinklopferhans, dem der Künstler die Maske des Schauspielers Martinelli, des Schöpfers und bisher nicht übertroffenen Darstellers dieser und andrer Anzengruber-Figuren gegeben hat, ruht, in seine Gedanken versunken, von der Arbeit aus, Werkzeug und Bündel liegen zur Seite. Die überlebensgroße porträtgetreue Figur des Dichters ist namentlich wegen ihrer ungezwungenen Haltung und des natürlichen Hinschreitens von packender Wirkung. Der vorzüglich gelungene Bronzeguß der Gruppe ist ein Werk Hans Frömmls; die mächtigen Felsblöcke des Sockels sind im Leithagebirge, nahe der ungarischen Grenze, gebrochen worden. **M. W.**



Phot. Hans Makart

Das Anzengruber-Denkmal in Wien. Entworfen von Hans Scherpe

Über Land und Meer

Nr. 34



Frühlingssonne. Nach dem Gemälde von Philipp Klein (München)

1905 (Bd. 94)

Der Umzug der Charlottenburger Studenten

Der Friede, der vor einigen Wochen zwischen der preußischen Unterrichtsverwaltung und der Studentenschaft geschlossen worden war, ist nicht von langer Dauer gewesen. An der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist der Streit um die akademische Freiheit bald aufs neue entbrannt. Der neugebildete Ausschuß der Studentenschaft wurde, da er über die konfessionellen Verbindungen den Verruf verhängt hatte, von dem Rektor und dem Senat aufgelöst, und die Studenten beschuldigten darauf das Rektorat, es habe ihnen in der Frage der konfessionellen Verbindungen Zusicherungen gemacht, die nun nicht eingehalten würden. Umgekehrt erklärte der Rektor, dessen Versprechungen an die Hochschüler allerdings verschiedenartige Deutung zuließen, die Studierenden als wortbrüchig, und eine weitere Verschärfung des Konflikts entstand dadurch, daß am 5. Mai das Geschäftszimmer, das dem Studentenausschuß bis dahin eingeräumt war, amtlich geschlossen wurde. Nach der Darstellung des Rektors wurde damit nur eine Maßregel vollzogen, die dem Ausschuß auf Grund des Auflösungsbeschlusses bereits vierzehn Tage vorher angekündigt worden war, während die Mitglieder des bisherigen Ausschusses der Meinung sind, daß, wie ihnen als Personen die Weiterführung der Geschäfte anvertraut geblieben war, ihnen auch das Zimmer zu persönlicher Benutzung hätte weiter überlassen bleiben müssen. Die Studentenschaft bekundete ihre Ueberzeugung, daß die Schließung der Räume völlig ungerechtfertigt war, in demonstrativer Weise durch einen Umzug, an dem fast alle Studierenden mit Ausnahme der Ausländer teilnahmen. Der Zug, der sich von der Hochschule nach dem in der Bachstraße gelegenen Heim der „Hütte“ bewegte, umfaßte viele hundert Studenten. In das Haus der „Hütte“ wurden dann auch die Fahnen der Verbindungen getragen und hier auch alles sonstige Eigentum der studentischen Körperschaften und Organisationen untergebracht. Zugleich richtete der bisherige Ausschuß darin eine neue Geschäftsstelle ein. Unser Bild gibt eine Szene des Umzuges gerade vor dem Portal der Hochschule wieder.

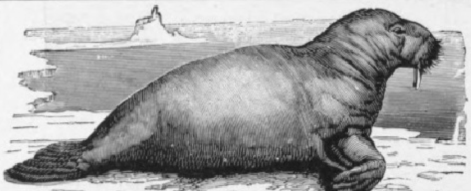


Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Auszug des Ausschusses der Studierenden aus der Technischen Hochschule in Charlottenburg







Zur Erhaltung des Geburtshauses von Joh. Seb. Bach

Joh. Seb. Bach wurde am 21. März 1685 in Eisenach geboren. Sein Geburtshaus befindet sich seit mehr als hundert Jahren im Besitz der Familie des dortigen Lehrers Tappert, die es in pietätvoller Weise gepflegt hat. Um es der Nachwelt zu erhalten, wurden bereits 1901 vom Vorsitzenden des Eisenacher Musikvereins Verhandlungen zwecks Ankaufes für die eben begründete Neue Bach-Gesellschaft in Leipzig eingeleitet, die nach Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten neuerdings durch Herrn Professor Georg Schumann, Berlin, namens der genannten Gesellschaft, die im Haus ein Bach-Museum errichten will, wieder aufgenommen und zu glücklichem Ende geführt wurden. Bereits haben in Deutschland eine Anzahl Aufführungen ausschließlich Bachscher Werke stattgefunden, deren Ertrag der Neuen Bach-Gesellschaft zur Deckung der Kosten des Erwerbes überwiesen wurde. Die bei weitem bedeutendste derartiger Veranstaltungen versprechen die drei großen Bach-Konzerte zu werden, welche die Singakademie zu Berlin mit dem Berliner Philharmonischen Orchester unter Leitung ihres Direktors Professor Georg Schumann am 26. und 27. Mai dieses Jahres in Eisenach abhalten wird. In der dortigen St. Georgenkirche kommen die Johannes- und die St. Matthäus-Passion zur Aufführung, und im Saale des Fürstenhof wird ein Orchesterkonzert abgehalten werden. Die Namen des seit 114 Jahren bestehenden berühmten Institutes der Singakademie, die damit zum ersten Male außerhalb Berlins sich hören läßt, und die Namen der folgenden mitwirkenden Künstler: Frau Teresa Carreño, Frau J. Grumbacher de Jong, Frau M. Geyer-Dierich, Frau L. Geller-Wolter, Frau Walter-Choinanus, Professor Dr. Joseph Joachim, Professor C. Halir, Professor J. Messchaert, Kammersänger K. Dierich, Herr Georg Walter, Kammersänger R. von Milde, A. von Eweyk, Professor Georg Schumann, Professor H. Kawerau, bürgen dafür, daß diese Bach-Aufführungen großen Stils ein außergewöhnliches Interesse in der ganzen musikalischen Welt hervorrufen werden.

R. R.



Phot. Carl Nembe, Eisenach

Das Geburtshaus von Johann Sebastian Bach in Eisenach

Totenschau

Rittergutsbesitzer **Julius v. Eichel-Streiber**, bekannter Philanthrop, 85 J., 26. April, Eisenach. — Geheimer Kommerzienrat **Theodor Brunnen**, Großindustrieller, 26. April, Wiesbaden. — Professor Dr. **Jakob Krall**, hervorragender Aegyptologe, 48 J., 27. April, Wien. — Landrat a. D. **Arthur Birkner**, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 68 J., 27. April, Hannoversch-Münden. — **Anna de Lagrange**, einst berühmte Sängerin, 80 J., Paris. — Geheimrat Dr. **Konrad Eckhardt**, Professor der Physiologie und Senior der Gießener medizinischen Fakultät, 84 J., 28. April, Gießen. — Kardinal **Andrea Ajuti**, 56 J., 28. April, Rom. — Prinzessin **Karoline v. Wagram**, Witwe des Grafen Alfons d'Hautpoul, 93 J., 28. April, Paris. — Professor **K. H. Epler**, Bildhauer, 30. April, Dresden. — Senator Dr. **Wilhelm Brehmer**, ehemal. Bürgermeister der Freien Stadt Lübeck, 77 J., 2. Mai, Lübeck. — Wirklicher Oberkonsistorialrat Professor Dr. **Bruno Brückner**, Generalsuperintendent und Propst a. D., 81 J., 2. Mai, Berlin. — Professor Dr. **Reinhold Roehricht**, Historiker, 63 J., 2. Mai, Berlin. — Regierungspräsident a. D. Graf **Traugott Baudissin**, 74 J., 2. Mai, Eberswalde. — **Charles Cordier**, französischer Bildhauer, 77 J., 5. Mai, Algier. — Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. **Carl Lueg**, Großindustrieller, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 71 J., 5. Mai, Düsseldorf. — **Friedrich v. Schierstädt**, preußischer Landtagsabgeordneter, 80 J., 6. Mai, Berlin. — Regierungspräsident a. D. **Max v. Pohl**, 63 J., 7. Mai, Schweidnitz. — General Fürst **Barclay de Tolly**, Generaladjutant des Zaren, 81 J., 8. Mai, Dresden. — Generalarzt z. D. **Karl Eduard v. Fichte**, ein Enkel des berühmten Philosophen, 79 J., 8. Mai, Stuttgart.



Phot. Hans Hildenbrand, Stuttgart

1. König Wilhelm II. — 2. Königin Charlotte — 3. Herzogin Wera — 4. Alex. Frhr. von Gleichen-Rußwurm

Das württembergische Königspaar bei der Feier des Schwäbischen Schillervereins in Marbach



Phot. Hans Hildenbrand, Stuttgart Wagen des Stuttgarter Gewerbevereins



Gruppe des Jagdklubs „Hotel Textor"

Bilder von dem Schiller-Huldigungszug der Stuttgarter Gewerbe und Vereine am 9. Mai

Logogriph

123456789 — ein Dorf, aus Schillers Dramen bekannt,
13452 — eine alte Stadt im Schweizerland,
1584332 — ein Bau, zu ernstem Zweck geweiht,
5274 — ein griechisches Land zu alter Zeit,
432157 — ein Gartenkraut mit würzigem Blatt,
388723 — ein Fürst, der Schrekken verbreitet hat,
8522 — ein Jägersmann, voll Mut und Kraft,
9675152 — ein Pflanzenteil mit scharfem Saft,
43238 — eine Pflanze, die oft üppig sprießt,
678912388 — eine Zeitung, die man lachend liest.

F. M.-S.

Homonym

Was stummen Tieren ohne Zahl
den Untergang bereitet,
Im Osten hin auf nassem Pfad
zur stärkern Schwester gleitet.

M. Sch.



Phot. Hans Hildenbrand, Stuttgart

Wagen des Buchhandels im Stuttgarter Schiller-Huldigungszug

Rätsel

Der Name einer Hülle, wenn er schwindet,
Ein Teil des Meeres; ob ihr das wohl findet? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 772:

Des doppelsinnigen Rätsels: Börse (Geld).

Des Silbenrätsels: Rittmeister.

Des Homonyms: Bogen.

Des Rätsels: Erker.

Richtige Lösungen sandten ein: Arthur L. in Bozen (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); „Pfiffikus" in Rostock (4); „Prinzeßchen" in Weimar (3); Ignaz in Ansbach (3); Don Carlos in Hannover (4); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); Myriam in Warschau (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (4); Gretel in München (3); Otto Scherer in Berlin (2); Clara M. in B. (3); „Erzschlaufopf" in Passau (3); K. Meister in Basel; Julius Polatschek in Wien (2); L. Z. in Detmold; „Oedipus" in Emden (2); Gustav Franck in Darmstadt (2).



Phot. Louis Held, Weimar

Huldigung der deutschen Studentenschaft am Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar



















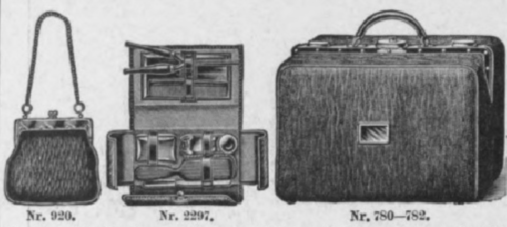
Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

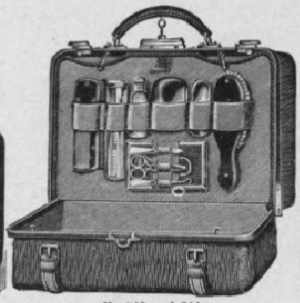
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Lederwaren und Reiseartikel. **Lederwaren und Reiseartikel.**







Nr. 920. Nr. 2297. Nr. 780—782. Nr. 743 und 744. Nr. 710 und 714. Nr. 2329. Nr. 922.

Nr. 710. **Reise-Tasche** aus schwarzem Leder, mit Falte zum beliebigen Erweitern, Ledergriff, lackiertem Bügel, Nickelschloss, Dreilfutter, 40 Cm. lang, 27 Cm. hoch . . . . M. 11.50
Nr. 714. **Dies. Tasche** wie Nr. 710, jed. 48 Cm. l., 30 Cm. h. M. 14.50
Nr. 743. **Reise-Tasche**, 42 Cm. lang, 30 Cm. hoch, havannabraunes Rindleder, mit Segeltuchfutter, starker Bügel, kofferartig aufklappend, mit Riemen und guter Toilette-Einrichtung . M. 36.—
Nr. 744. **Reise-Tasche**, w. Nr. 743, jedoch 54 Cm. lang . M. 48.—

Nr. 780. **Reise-Tasche**, braunes Rindleder, mit Lederfutter, gelb lack. Bügel, Nickelschloss u. Schild, 42 Cm. l., 24 Cm. h. M. 17.—
Nr. 781. **Dieselbe Tasche**, 45 Cm. lang, 25 Cm. hoch . . M. 19.—
Nr. 782. **Dieselbe Tasche**, 48 Cm. lang, 27 Cm. hoch . . M. 22.—
Nr. 920. **Handtasche**, feines grobnarbig. Seehundleder mit feinem mattschwarz oxydiertem Beschlag und Kette, Lederfutter 13×12 Cm. . . . . M. 11.—

Nr. 922. **Gürteltäschchen**, feiner grüner Seiden-Moiré, Wildlederfutter, vergoldeter Bügel und Kette, 13 Cm. lang . . . M. 8.—
Nr. 2297. **Reise-Necessaire** für Damen, mit Brenn-Einrichtung 19×10×5 Cm. . . . . M. 6.—
Nr. 2329. **Reise-Necessaire** für Damen, dunkelrot, Vachetteleder, Lederf., m. gut. Einricht. Spirituslampe u. Brennschere . M. 16.—

Unsern mit zirka 5000 Abbildungen ausgestatteten Hauptkatalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Für Künstler! Maler, Bildhauer, Architekten, Fach- und Amateurphotographen, Kunstfreunde etc.

Weibliche Grazie Band I—V.

Mit Beiträgen hervorrag. Gelehrter u. Künstler aller Länder und

100 malerischen Aktstudien in Farbendruck

Künstlerische Freilichtaufnahmen weiblicher Körper von entzückender Schönheit und prachtvoller Wiedergabe

5 Prachtbände in hochorigineller Ausstattung gebunden zum Preise von 4 Mark für jeden Band.

Wir liefern einen Band zur Probe für Mark 4.30 franko, alle 5 Bände für Mark 20.50 franko gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme (Nachnahme 30 Pfg. mehr).



Professor v. Jan, phot.

Kunstverlag KLEMM & BECKMANN, Stuttgart W. 75.

LEA AND PERRINS' WORCESTERSHIRE SAUCE

ist die Original-Sauce und nach dem Original-Recept hergestellt. Verlange und bestehe darauf mit LEA AND PERRINS' SAUCE bedient zu werden, sie ist die bestbekannte Sauce für Fisch, Fleisch, Brühen, Wildpret und Suppe.

Vermeide minderwerthige Nachahmungen.

Im Engros Verkauf zu haben bei den Eigenthümern, Worcester; Crosse & Blackwell, Limited, London, und überhaupt bei Export-Victualienhändlern.



Schmuck für Garten und Park

Beeteinfassungen, Fontainenfiguren, Gnomen, Märchengruppen, Statuen, Tierfiguren, Vasen u. s. w. Preisliste m. Abbild. kostenfrei.

Etruria, Kunstgewerbl. Anstalt

Neuwedell N./M. Preussen, Brieffach 4.



Haus-Musik der Zukunft.

HOFBERG'S

Literatur- und Normal-Harmonium

Anerkannt bestes deutsches Fabrikat

M. Hofberg, Leipzig-Plagwitz
Königl. ital. Hof-Harmonium-Fabrik

Vertreter an allen grösseren Plätzen. Illustrierter Katalog gratis und franko.

Fahrstühle zum Schieben u. Selbstfahren, **Krankensessel** mit und ohne Closet, **Betttische**, stellbare **Kopfkissen**, **Closets** und **alle Krankenmöbel.**



Aug. Spangenberg, **Berlin SO.**
3. Neander-Strasse 3.

Frauen! Fragt Euren Arzt über H. Unger's hygien. Bedarfsartikel. Tausende Anerkenn. Katalog grat. u. franko. **H. Unger**, Gummiwarenfabrik, Berlin N.W., Friedrichstr. 91/92.

Hochfeiner Tafelhonig

Beste aus Zuckerhonig und Naturhonig präp. Qualität. **Emaille-Eimer 35 Pfd. Inhalt Mk. 12.—, dito 25 Pfd. Inhalt Mk. 8.75, Emaille-Posteimer brutto 10 Pfund Mk. 4.50. Preise** sind **inkl. Eimer** ab Berlin geg. Nachn. Posteimer frk. I. Zone 25 Pfg. billiger. **Berliner Fruchtzuckerfabrik, Berlin S. 53.**

Gegen 20 Pfg. in Marken senden Hoeck & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 98 b, wissenschaftl. Broschüre (Prof. Encausse) 6. Aufl. über „Amiral". Einzig bewährtes **äußerliches** Mittel, ohne Diät, von Aerzten warm empfohlen u. **absolut unschädl.** gegen

Korpulenz.

Gräfin S. zu E.-E., Schloß E., schreibt: „Amiral tut mir vortreffliche Dienste, fühle mich äußerst wohl im Allgemeinen seit dieser Kur." — Baronin v. E. Burg v. E. schreibt: „Abnahme im Umfang 17 cm in 12 Wochen. Bin sehr zufrieden."

Gegen **Kopfschmerz Influenza Rheumatismus** hilft **Citrophen**

Erhältlich in allen Apotheken, auch Tabletten in Originalschachteln.

Invaliden-Fahrräder
(Selbstfahrer für Fußleidende)



mit Hand-, Fuß- od. Motorbetrieb, für **Fußgelähmte** jeder Art, ferner Krankenfahrstühle für Zimmer und Straße, fabriziert als Spezialität: **Louis Krause**, Fahrräder-Fabrik, **Leipzig-Gohlis 155.** Katalog gratis. Großes Lager.

Das Haar

Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege, von

Dr. J. Pohl.

5. neu bearbeitete und erweiterte Auflage. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Anerkannt bestes Buch seiner Art.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.



Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel.

Weltberühmt als der feinste Kaffeezusatz.

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.

Köln und Wien.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

BORSZÉKER **GRAZIOSA** ENTFETTUNGS-TABLETTEN

TABLETTEN GEGEN **FETTLEIBIGKEIT**: bewährtestes Mittel zur **ABMAGERUNG** ohne besondere Diät, aus den **QUELLSALZEN von BORSZÉK.** Erhältlich in allen Apotheken. Für die Herren Aerzte Proben zur Verfügung. EN GROS-BEZUGSQUELLE: BRUNNENVERWALTUNG BORSZÉK (Siebenbürgen).



BAD BORSZÉK. BORSZÉKER HAUPTBRUNNEN-TRINKCUREN im HAUSE von hervorragenden ärztlichen Autoritäten bestens empfohlen gegen **HARNSÄURE, GICHT & NIERENLEIDEN.** Wirksame Curen bei **FETTSUCHT, FETTHERZ & BEGLEITKRANKHEITEN.** STÄRKSTE KOHLENSÄURE- & EISEN-MOORBÄDER.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 35

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Auf den Feldern arbeiteten die Landleute. Aus den Gehöften schrien aufjauchzende Kinder sie an und hängten sich eine Wegstrecke an den Wagen. Die Hügel rückten heran, links und rechts säumte der Wald ihren Pfad, dann wurde der Blick wieder frei, lang streckte sich die Chaussee, und drüben winkten die Felsbildungen des Neandertals.

„Heute früh habe ich von Mutter eine Predigt bekommen," erzählte Mabel, und sie machte ernsthafte Augen. „Als ich ihr sagte, hier wären Schädel von Menschen gefunden worden, deren Alter nicht nach Jahren, sondern nach Zehntausenden von Jahren berechnet werden könnte. Der älteste Mensch, sagt Mutter, sei Adam, und der wäre vor fünftausendneunhundert Jahren geboren. Es sei sehr traurig, daß ich das nicht aus der Bibel wüßte, sagt Mutter."

Die Brüder lachten. Dann bog Gustav Wiskotten den Oberkörper über den Wagenschlag und spähte scharf aus.

„Was hast du entdeckt, Gustav?"

„Mir war doch einen Augenblick so — — Aber das is doch Unsinn — nee, doch! Schaut mal da! Sakrament, da, unter den Chausseearbeitern! Der mit der Karre, der Erde fährt! Habt ihr ihn? Ist das nicht — Ewald?"

„Biste verrückt?" Die Brüder waren aufgefahren. Auch Mabel. Aufrecht standen sie in dem Landauer, der sich rasch der Arbeiterkolonne näherte.

„Halten Sie mal an."

Gustav Wiskotten stieg aus. Ohne Zögern schritt er durch die Reihe der arbeitenden Leute hindurch, die ihm finster nachsahen. Jetzt hatte er den jungen Menschen mit der Karre erreicht. Er legte ihm hart die Hand auf die Schulter. „Ewald!"

Der warf den Zugriemen ab und wandte sich blitzschnell um. Erregt blickte er auf den Bruder. Dann schwand die Schamröte, die ihm jäh ins Gesicht geschlagen war, er preßte die Lippen aufeinander, und sein Blick wurde feindselig.

„Was soll das da?" Gustav Wiskotten stieß mit dem Fuß nach der Schiebkarre.

„Geht's dich was an?"

„Hoho! Auf dem Ton pfeifen wir nicht! Was soll das heißen, daß du dich unter dem Volk da herumtreibst? Wie?"

„Du siehst es ja. Ich arbeite."

„Du hast wohl vergessen, was du dem Namen Wiskotten schuldig bist! Hast du den Verstand verloren? Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Marsch, mit!"

„Ich hab' dich nicht gerufen. Stör mich hier nicht, oder ich ruf' den Wegeaufseher."

„Was —? Renitent willst du sein?" Gustav Wiskotten packte ihn mit eisernem Griff vorn bei der Jacke. „Dreh dich mal um. Siehst du den Wagen? Fritz sitzt drin und Wilhelm mit



Der junge König (Friedrich II.). Nach dem Gemälde von Carl Seiler (München)
(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung)

seiner Frau. Die wird Freud' haben, ihren jüngsten Schwager begrüßen zu können."

Ewald Wiskotten zitterte. Er hatte die Dame bemerkt. „Los," stieß er hervor, „auf der Stelle los! Ich geh' nicht mit. Willst du mich loslassen? Hilfe! Leute! Hierher! Zur Hilfe — —!"

Die Chausseearbeiter liefen mit den Schippen herbei. „Loten Sie den Mann loß!"

„Ek well önk den Deubel donn! Dä geht mit! Vorwärts!"

„Ich hab' nix mit ihm zu schaffen! Der will mir das Recht auf Arbeit wehren! Sind wir hier solidarisch oder nicht?"

„Hände weg von dem Mann! Aber wat plötzlich!"

Schippenstiele fuchtelten vor Gustav Wiskottens Augen. Aber er hielt fest. Da flog ihm eine Schippe Erde ins Gesicht. Er ließ los und wischte sich die Stirn. Neue Schippen Erde flogen heran, Knüttel wurden geschwungen, dreißig Stimmen heulten um ihn her. Mitten in den Knäuel griff er, um sich Bahn zu machen. Wilhelm und Fritz sprangen über den Wagenschlag und stürzten herbei. Ein Wutgeheul empfing sie, Erdklumpen, Steine. Aber sie rissen den Bruder aus dem Knäuel und zum Wagen hin. Wie eine Lawine die Schar der Arbeiter hinter ihnen her, alle Leidenschaften urplötzlich entfesselt. Unter ihnen Ewald Wiskotten wie in einem Rausch. Die Brüder erreichten den Wagen. Mabel stand hoch aufgerichtet und hielt das Lorgnon vor die Augen. Das reizte den Haufen zum Aeußersten.

„Dat Frauenzimmer 'rut! Dat Frauenzimmer!"

Gustav Wiskotten kletterte auf den Bock. Er riß dem schlotternden Kutscher Zügel und Peitsche aus der Hand. Mitten durch den auseinanderstiebenden Haufen ließ er die Gäule gehen, und links und rechts hieb er mit der Peitsche hinein. Hinter dem davonsausenden Landauer flogen Flüche und Steine — —

„Was war das?" fragte Mabel erstaunt.

„O — o — —" Gustav Wiskotten würgte an den Worten — „nur eine kleine Ovation, die dein jüngster Schwager dir darbrachte."

„Was seid ihr Wiskottens für amüsante Menschen . . ." — —

Der Chausseearbeiterhaufen hatte sich beruhigt. Der Aufseher ließ sich Bericht erstatten. „Das waren Ihre Brüder?" fragte er. Spöttisch blickte der Haufe auf Ewald Wiskotten und rückte, ausspuckend, von ihm ab. „Mak schnell, dat du no Hus kömm's!"

Ewald Wiskotten sah sie entgeistert an. „Gehen Sie schon," sagte der Aufseher finster, „Sie gehören nicht hierher."

Da ging er wortlos. ‚Sie gehören nicht hierher.' Wohin gehörte er denn eigentlich? Nicht hierhin, nicht dorthin. Er fror. Seine Knie wurden müd. Schwankend zog er die stundenweit sich dehnende Straße nach Düsseldorf, ohne Begleitung. Und verkroch sich wie ein geschlagenes Tier in seinen Winkel. — —

IV

„Du kannst nicht sagen, Gustav, daß ich dir lästig gefallen bin."

„Gewiß nicht, Herr Pastor."

„Als das Unglück, das Mißverständnis zwischen dir und deiner Frau, über dich kam, sagte ich mir: Männer wie Gustav Wiskotten müssen das Erkennen von Recht und Unrecht aus sich selbst schöpfen, wenn es Bestand haben soll. Wird es von außen an sie herangetragen, empfinden sie es als eine Demütigung. Und gerade ihnen spielt die liebe Eitelkeit am leichtesten einen Streich, weil sie sich frei davon glauben."

„Ich eitel, Herr Pastor? Diesmal haben Sie sich getäuscht."

„Lieber Gustav, lehr du mich nicht die Eitelkeit des Mannes kennen. Wir tragen an diesem Uebel viel schwerer als die Frauen. Bei den Frauen pflegen wir sie geradezu, wir phantasieren in Samt und Seide, Bändern und Spitzen, um sie herauszuputzen, die ganze Industrie unsers Tales, die halbe Industrie der Welt wetteifert, um ihnen zu schmeicheln. Wie man einem schönen Kinde schmeichelt, an dem man seine Freude hat. Die Eitelkeit der Frau wird also im Grunde bedingt durch — die Eitelkeit des Mannes. Ja, ja, das ist so. Sie sind eitel um ihrer Schönheit willen. Man nennt das ja wohl einen Kultus. Die Herren der Schöpfung aber sind eitel darauf, daß dieser Kultus ihretwegen geschieht, und sehr ungehalten, wenn ihnen der heimliche Weihrauch, über den sie so erhaben tun, nicht Tag für Tag angenehm in die Nase steigt. Die Eitelkeit der Frau ist die Freude des schenkenden Kindes, die Eitelkeit des Mannes — der Egoismus des fordernden Herrn und Gebieters."

„Sie sind nicht schlecht beschlagen auf dem Gebiet, Herr Pastor."

„Weil ich die Dinge aus der Vogelperspektive sehe, mein lieber Gustav. Ein Pastor ist gewissermaßen ein Neutrum wie ein Arzt, vor dem man sich nicht geniert. Wir sind sozusagen die unbeteiligten Zuschauer, die höchstens ihrem Beifall oder ihrem Mißvergnügen Ausdruck geben dürfen, auch wohl einmal zum objektiven Kriterium zugelassen werden, wenn den Darstellern Zweifel aufsteigen. Aber befolgt werden die Aussprüche des Arztes und des Seelsorgers nur in den seltensten Fällen. Und drängt man sich auf, bekommt man die Eintrittskarte entzogen."

„Das hat in meinem Hause keine Not."

„Nein, ein Vorwurf für dich sollte das auch nicht sein. Aber was hilft es, in deinem Hause zu sein, wenn du — hinter dem Vorhang bleibst?"

„Ich bin mir als Publikum beinah selbst schon zuviel."

„Das hatte ich gefürchtet. Du magst dich selbst nicht mehr anhören. Weil du in den Zweifel geraten bist, ob deine Melodie noch stimmt. Gustav, reden wir einmal offen. Die Vorfälle zwischen dir und deiner Frau sind ja sehr bedauernswerte, aber doch nicht so furchtbar schwerwiegende, daß aus den Steinen des Anstoßes eine Mauer aufgerichtet werden muß. Im Gegenteil. Nur die Manneseitelkeit sieht einen Berg, die Liebe sieht ein Stäubchen."

„Ich höre Ihnen zu, Herr Pastor, weil Sie einmal da sind und weil Sie es gut meinen. Und deshalb antworte ich Ihnen auch. Mag sein, daß es der Egoist ist, der aus mir spricht. Aber dann soll man mir doch auf der andern Seite die Liebe zeigen! Emilie hat sich durch mich vernachlässigt gefühlt. Ist das ein Wunder, wenn man sich überhaupt nicht finden lassen will? Ich bin nicht fürs Versteckspielen. Vielleicht fall' ich zu polternd mit der Tür ins Haus. Dann ist es doch Sache einer klugen Frau, die feinen Linien herzustellen, daß wir glauben, sie schenkt uns noch was obendrein, und verschämt und doppelt verliebt schnurren. Aber — überhaupt keine Linie? Keine ineinanderlaufenden? Was bleibt einem da übrig, als, jeder für sich, in gesonderten Welten herumzusteigen, bis man sich selbst zum Ueberdruß wird? Und diesen Ueberdruß hat Emilie empfunden, aus diesem Ueberdruß an sich selbst ist sie gegangen. Nicht, weil ich ein paarmal ein bißchen über die Stränge geschlagen habe. So was bemerkt eine vernünftige Frau gar nicht. Und wenn sie es bemerkt, zieht sie sich ihre Lehre daraus. Aus purem Ueberdruß an sich selbst und aus innerer Energielosigkeit, dagegen anzugehen! Das ist die Geschichte."

„Du glaubst also, deine Frau empfindet anders, als sie handelt?"

„Herrgott, sie ist doch ein Frauenzimmer und kein Phänomen!"

„Und du? Bist du ein Phänomen?"

„Hab' niemals Anspruch darauf erhoben. Auch nicht, daß ich unfehlbar bin. Emilien gegenüber am wenigsten. Aber was, zum Henker — — verzeihen Sie, Herr Pastor, das flog so heraus — was gibt ihr das Recht, ihre Fehler mehr zu hätscheln, als ich die meinen? Mich zu bestrafen und sich zu belohnen, indem sie mir die Kinder auf eine Zeitlang entzieht? Ich will annehmen, daß die Gedankenlosigkeit der Energielosigkeit die Hand gereicht hat. Diese Gedankenlosigkeit kann ich wieder gutmachen, und wenn ich's noch nicht tat, geschah es, um den Kindern keinen Knacks in ihre Jugenderinnerungen zu schaffen. Ihrer Energielosigkeit aber muß sie selber Herr werden, oder wir kommen aus der Lazarettstimmung nicht mehr heraus. Weiber sind wie Kinder. Wenn man sie bedauert, ist des Heulens kein Ende."

„Was also muß man mit ihnen tun?"

„Ihren Mut bewundern. Dann schlagen sie vor Vergnügen das Rad. Ganz wie die Kinder."

„Ich habe darin keine Erfahrung," meinte Pastor Schirrmacher. „Aber vielleicht sagst du mir, welchen Mut du meinst?"

„Den Mut der Frau, es frischweg mit dem Mann, den sie liebhat, zu wagen. Aus keiner Mücke einen Elefanten zu machen. Und zeigt sich doch einmal ein Elefant, zu tun, als sei's eine Mücke. Vor allem aber, die Liebe zu ihrem Mann höher zu bewerten als die Lehren ihrer Erziehung. Bei Emilie war die Erziehung grundverkehrt. Deshalb ist auch ihre Liebe grundverkehrt. Weil sie nicht den Mut hatte, sich für ein funkelneues Dasein zu entscheiden, wie es eine Ehe verlangt, und nun Gott einen guten Mann sein zu lassen, der schon den richtigen Schick in die Sache bringen wird. Eine Frau, die auf die Weisheit ihres Vaters schwört, hat der Ehegatte nur auf Borg."

„Aber du sagtest doch, Gustav, daß deine Frau Ueberdruß an sich selbst empfunden hätte. Dann muß doch eine Selbsterkenntnis vorangegangen sein?"

„Ich weiß doch, daß sie Blut hat," murmelte Gustav Wiskotten. „Wenn's mal geweckt war, ging's durch. Nur ihre Erziehung verbot ihr, es wecken zu lassen. Nachher war's immer, als ob sie etwas Verbotenes getan hätte. Herr Pastor" — er lachte kurz auf — „man nennt das übrigens ‚aus dem Nähkörbchen schwätzen'."

Pastor Schirrmacher wiegte den Kopf. „Ueberlassen wir diese Deutung Menschen von gewöhnlicher Sinnesart. Wenn wir erst beginnen, uns des rein Menschlichen in uns zu schämen, hat es keinen Zweck mehr, über die Erde zu wandern, und wir verstehen Gott nicht mehr, der uns also schuf." Er erhob sich. „Und nun will mir scheinen, als ob euer Fall gar nicht so hoffnungslos läge. Wo das Blut einmal gesprochen hat, bleibt die Erinnerung. Und die Erinnerung veredelt, verschönt und — gleicht aus."

Er reichte dem Hausherrn die Hand.

„Die Frau ist der schwächere Teil. Trotz aller ihrer Emanzipationsbestrebungen. Ohne die Liebe findet sie nie das harmonische Gleichmaß, das sie anstrebt. Nur in einsamen Frauen erwächst die Verbitterung ihres Geschlechts. Sorge dafür, Gustav, daß Emilie von dieser Verbitterung befreit wird, indem du ihr die Einsamkeit nimmst."

„Sie betrachten die Dinge mit einer Milde, Herr Pastor, die ich bei Ihnen am wenigsten gesucht hätte."

Pastor Schirrmacher lächelte. „Es klingt nicht schön, was ich dir jetzt sage, Gustav. Aber ein Pastor muß ein Stück Diplomat sein. Du kennst mich als den Kanzeldonnerer, als den Zeloten. Schau dich um. Glaubst du, mit diesem Volk hier wäre anders auszukommen als mit Gewalttaten? Wenn wir Pastoren im Tal die Leute nicht andonnerten, würden sie nicht zufrieden sein. Hier liegen die Gegensätze dicht beieinander. Die Lauen heißt es zu erschrecken und mitzureißen, und den Frommen die Einbildung zu nehmen, als ob sie frömmer als der Pastor seien. Das letztere ist nämlich eine Kardinaltugend der Wuppertaler, und wenn man in der Welt gegen die Wuppertaler Pastoren zetert, so vergißt man, daß hierzulande der Hirt nur das Echo seiner Herde ist. Du aber, mein Sohn, bist in deiner Art selber eine Persönlichkeit. Da können wir ruhig als Menschen miteinander reden, die da von der Erde sind."

„Nun, Herr Pastor," sagte Gustav Wiskotten, „diese Diplomatie ist auch die meine. Im übertragenen Falle. Auch ich gebrauche Gewalttaten, um mir Achtung und Nachdruck zu verschaffen. Solange es sich um Kindsköpfe oder Dummköpfe handelt. Biegen oder brechen. Mit frischen Persönlichkeiten aber rede ich aus dem Herzen. Vielleicht kommt auch Emilie noch einmal dahinter."

„Ich werde mir überlegen," meinte Pastor Schirrmacher nachdenklich, „wie hier der Hebel anzusetzen ist."

„Sehr freundlich, Herr Pastor. Aber zerbrechen Sie sich nicht darüber den Kopf. Es gibt Dinge, die nur zu zweien ausgetragen werden können. Freiwillige Einsicht von innen heraus! Interventionen schaffen nur den maskierten Kriegszustand in Permanenz. Das macht den Menschen kaputter als ein offener Kampf, Herr Pastor, und ich bin keine Kompromißnatur."

„Adieu, Gustav, ich komme wieder."

„Aber mit einem andern Gesprächsthema, Herr Pastor."

Auf der Straße lief Pastor Schirrmacher gegen Anna Kölsch. „Willst du verreisen, Kind?" Und er klopfte auf ihre Handtasche.

„Nach Düsseldorf nur," erwiderte sie hastig.

„Aber das ist doch nicht der Weg zum Bahnhof."

„Ich habe noch mit Herrn Gustav Wiskotten zu sprechen."

„So, so. Der ist noch daheim. Höre mal — nach Düsseldorf, sagst du? Hm, Anna, du könntest mir da ein Geschäft abnehmen. Wenn du einmal zu Frau Emilie Wiskotten gingst —"

„Was soll ich dort?" fragte sie in abwehrendem Ton.

„Nur sie besuchen, sehen, wie es ihr geht, mit ihr plaudern und ihr von Herrn Gustav erzählen."

„Ich weiß nichts Gutes."

„Gemach, gemach. Um dich zur Richterin aufzuwerfen, dazu gebricht es dir doch wohl an Uebersicht. Aber so sind die Frauen. Was bei ihnen Gemüt, Verstand oder rasche Laune ist, das wissen sie oft selber nicht zu entwirren. Besuche nur Frau Emilie Wiskotten. Auch durch gegenseitige Uebertreibungen kann man der Vernunft näher kommen. Gute Reise, mein Kind."

Anna Kölsch stürmte an ihm vorbei und die Treppen hinauf. Sie traf Gustav Wiskotten im Begriff, sich zur Nachmittagsarbeit in die Fabrik zu begeben. „Mädel, Sie explodieren ja!"

„Herr Wiskotten, ist es wahr, daß — ist es wahr —"

„Was soll wahr sein, Anna?"

„Daß Sie gestern Ewald bei den Chausseearbeitern getroffen und geprügelt haben?"

„Unsinn, geprügelt! Ein bißchen fest angefaßt hab' ich ihn."

„Sie haben ihn aber nicht anzufassen!"

„Wa —? Nun wird's aber Tag! Ich hab' ihn nicht anzufassen? Ich soll mir den Hohn gefallen lassen, daß der Jung' aus lauter Trotz gegen seine Familie verkommt? Aus purstem Oppositionsgeist uns lächerlich macht?"

„Zeigen Sie nicht auch immer und überall Ihren Oppositionsgeist?"

„Kleine, Sie fangen an, mir Spaß zu machen. Und jetzt muß ich in die Fabrik."

„Ja, weil Sie sich schuldig fühlen, deshalb brechen Sie ab. Der Ewald ist mehr wert als Sie alle!"

„Kind, bitte, nun aber Schluß."

„Einem Menschen, der so kämpft wie der, der zu der letzten Arbeit greift, nur um sich nichts schenken zu lassen —"

„Wir kriegen auch nichts geschenkt."

„Doch! Sie lassen sich was schenken, und zum Dank prügeln Sie den, der Ihnen geholfen hat. Das — das ist — —!"

„Das ist eine Gemeinheit, wollen Sie sagen. Ich halte das Ihrer jugendlichen Aufgeregtheit zugut. Aber um Sie zu beruhigen, kann ich Ihnen sagen, daß ich wegen des Dreckes, mit dem mich die Kumpanei Ihres heldenhaften Ewald beworfen hat, heute ein Bad hab' nehmen müssen."

„Das scheint nicht weit gedrungen zu sein," stieß das Mädchen trotzig hervor.

„Fräulein Anna!"

Das Mädchen brach in Tränen aus. Aber es waren zornige Tränen.

„Was wollen Sie denn von ihm? Wenn er nicht nach Düsseldorf durchgebrannt wäre, in das elende Leben, dann säßen Sie jetzt mit der Fabrik fest! Nur seine prachtvollen Musterzeichnungen werden Sie retten. Das haben Sie und Vater vorgestern doch selbst ausgesprochen. Dann findet man doch ein Wort des Dankes eher als das Anschreien, das ihn nur noch verbitterter machen muß. Er ist doch ein Kranker, der Ewald, der sich bald gar nicht mehr zurechtfindet. Aber Sie mit Ihrer harten Gesundheit meinen immer gleich zupacken zu müssen. Alle Menschen sind nicht wie Sie. Es gibt auch weiche Naturen."

„Zu denen scheinen Sie mir nicht zu gehören, Anna."

„Aber ich hab' Gerechtigkeitsgefühl."

„Und das streiten Sie mir ab?"

„Seinen Zeichnungen haben Sie Gerechtigkeit widerfahren lassen, o ja, weil Ihnen das gelegen kam. Aber Sie nehmen alles hin, als ob es ganz selbstverständlich sei, weil es ja von einem Wiskotten kam. Statt nun zu allererst dem Ewald Hilfe zu bringen —"

„Er will keine."

„Nein," sagte sie, und trocknete rasch ihre Tränen, „solche möcht' ich auch nicht. Es muß Liebe dabei sein. Aber die Familie Wiskotten glaubt sich ja etwas zu vergeben, wenn sie sich mal weich zeigt."

„Kind! Sie spielen hier mit unsrer Freundschaft . . ."

Da hob das Mädchen ruhig den Kopf und sah ihn unerschrocken an.

„Wozu brauchen Sie meine Freundschaft? Sie sind sich ja immer und überall selbst genug. Ich will sie lieber denen bringen, die nicht so — gesund sind."

„Fräulein Anna, vergessen Sie nicht —"

„Nein, ich vergesse nicht, daß ich die Tochter vom Werkmeister Kölsch bin."

„Mädel, machen Sie mich nicht fuchtig! Daß ich das nicht hab' sagen wollen, liegt auf der Hand. Aber ich hab' den Kopf nun voll genug, als daß ich mich jetzt um andre Dinge als um die Fabrik kümmern könnte. Erst erscheint der Pastor, nun erscheinen Sie, und wir alle drei tun, als hätten wir ein Kaffeekränzchen, während in der Zeichenstube, am Musterstuhl, in der Buchbinderei, überall, nur hier nicht, meine Anwesenheit dringend erforderlich ist. Erst das Geschäft, dann das Vergnügen."

„Wie kann da die Arbeit Vergnügen machen . . ."

„Anna, Sie sind doch sonst ein vernünftiges Geschöpf. Hier gilt es jetzt, einen Hauptschlag zu tun, und der verlangt Arme, Fäuste und Gehirn eines ganzen Mannes. Es handelt sich in dieser Stunde nicht um mich oder um Ewald, überhaupt nicht um einen einzelnen, sondern um die Gesamtheit des Namens Wiskotten. Wenn ich alle Kräfte zur Schlacht heranziehe, kann ich nicht hinter Deserteuren herlaufen. Aber ihre Munition verwend' ich, wo sie mir in die Hände fällt. Und nach dem Sieg wollen wir weiter sprechen. Dann ist die Zeit, Wunden zu verbinden."

„Und wenn die Verwundeten vorher zugrunde gehen?"

„Das bringt der Krieg mit sich. Ich — ich bin auch nicht dagegen gefeit."

„Ich werde also allein hinausfahren."

„So ist's recht. Das ist der Beruf der Frau. Krankenpflegerinnen sind die besten Bundesgenossen unsers Gewissens."

„Ich zweifle manchmal, Herr Wiskotten — —"

„Ob ich eins besitze? Da schauen Sie mal zum Fenster hinaus, da sehen Sie es greifbar vor sich. Die Fabrik! Das ist mein Gewissen. Und Hunderte von Menschenleben, deren Wohlergehen mir anvertraut ist, sind mein Gewissen. Was will dagegen mein kleines Privatgewissen besagen? Zwei oder drei Menschen von Hunderten abgezogen, das macht nichts aus. Aber Hunderte von zwei oder drei abgezogen —? Adieu, Anna, ich muß in die Fabrik. Wir stehen vor dem kritischen Augenblick, und es ist Zeit, daß ich mein Gewissen beruhige."

Sie fuhr mit dem Nachmittagszug nach Düsseldorf. Grübelnd saß sie im Wagen. Das Gewissen! Sollte darin der Frauenberuf bestehen, das kleine Gewissen des Mannes zu sein . . .?

Sie suchte Ernst auf. Er war nicht in seiner Wohnung. Sie nahm eine Droschke und fuhr erfolglos die Kneipen ab, in denen er zu verkehren pflegte. Um dem Kutscher ihre Mutlosigkeit nicht zu zeigen, gab sie ihm Auftrag, sie im Hofgarten spazieren zu fahren. Zwischen den Bäumen spann schon die Dämmerung, und nun kam die treibende Angst und wirbelte ihre Gedanken durcheinander. Allein Ewald aufsuchen? Sie schrak zusammen, wenn sie an das fürchterliche Haus dachte mit seinen zusammengepferchten Menschen. Alle würden sie aus den Türen kommen, um zu sehen, weshalb das Fräulein des Abends bei dem jungen Mann so laut und anhaltend pochte. Nein, allein konnte sie es nicht. Sie mußten zu zweit sein, um sich Mut zu machen. Wer? Wer? Wen kannte sie außer Ernst in Düsseldorf? Da fiel ihr Emilie Wiskotten ein. Mit einem Ruck saß sie im Wagen aufrecht. Emilie Wiskotten — —

Nur ein paar Herzschläge lang überlegte sie. Gustavs Frau würde helfen. Weil sie eine Frau und — weil sie selbst in der Fremde war. Sie würde den Schwager nicht entgelten lassen, daß sie sich in ihrem Manne getäuscht glaubte. Das war nicht Frauenart.

„Fahren Sie in die Gartenstraße, zur Villa von Fräulein Scharwächter, Kutscher."

Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Haus. Sie hieß den Kutscher warten und klingelte. Das alte Fräulein kam selbst, um zu öffnen.

„Könnte ich — einen Augenblick nur — Frau Emilie Wiskotten sprechen?"

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Anna Kölsch aus Barmen."

„Doch nicht die Tochter von —"

„Ja, die Tochter von Werkmeister Kölsch aus der Wiskottenschen Fabrik. Bitte, lassen Sie mich Frau Wiskotten nur einen Moment sprechen."

„Treten Sie in dies Zimmer. Es ist doch — in Barmen — nichts passiert?"

„Nein, nein. Ich möchte nur Frau Wiskotten — —"

„Sofort, sofort." Und das alte Fräulein eilte schnell hinaus.

Dann hörte Anna Kölsch droben eine Tür schlagen, Schritte die Treppe hinunterhasten, und vor ihr stand Emilie Wiskotten.

„Fräulein Anna . . .!"

„Frau Wiskotten —"

„Was ist? Weshalb kommen Sie? Ist etwas geschehen? Gustav? Um Gottes willen, sprechen Sie doch! Ist mein Mann nicht gesund? Ist er krank? Was fehlt ihm? So reden Sie doch nur, Anna."

„O, Frau Wiskotten, wenn er Sie so sehen könnte."

Emilie Wiskotten griff nach den Händen des Mädchens. Ihre Augen waren weit aufgerissen und ihre Schultern bebten.

„Hat er nach mir verlangt? Soll ich heimkommen? Ja, er ist krank!" schluchzte sie auf. „Er würde sonst Sie doch nicht geschickt haben. Anna, ist es schlimm?"

„Frau Wiskotten, Ihr Mann ist gesund. Es fehlt ihm nichts, oder — er läßt es sich nicht merken. Gerade jetzt denkt er an nichts als an die Fabrik, und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Deshalb? Wegen der Fabrik? — —"

Ihre Arme fielen matt nieder. Die angespannten Züge wurden schlaff.

„Setzen Sie sich."

„Nein, Frau Wiskotten, ich kann mich nicht setzen. Ich möchte Sie mitnehmen."

„Er braucht mich ja nicht. Er zeigt es mir ja — deutlich genug."

Sie stand ganz aufrecht. Aber aus ihren Augen lösten sich ein paar Tränen und zogen über die blassen Wangen eine lange feuchte Spur.

„Doch, Frau Wiskotten, er braucht Sie. Gerade weil er nur an die Fabrik denkt. Da braucht er jemand, der ihm alles, für das er keine Zeit findet, abnimmt. Die Frau — ich habe es mir auf der Herfahrt überlegt — sollte das kleine Gewissen des Mannes sein, dem er im Lärm der Arbeit kein Gehör schenkt. Frau Wiskotten,

es handelt sich um Ewald! Er geht unter! Die Männer können sich nicht um ihn kümmern, da die Geschäfte gerade jetzt sie nicht loslassen. Frau Wiskotten, da müssen wir Frauen doch heran. Um ihnen zu zeigen, daß es ohne das kleine Gewissen nicht geht. Daß sie sonst später an allen ihren Erfolgen ja gar keine Herzensfreude haben könnten."

„Ewald — —," wiederholte Emilie Wiskotten, und ihre Gedanken waren nicht bei dem Wort.

Da erzählte Anna Kölsch mit fliegendem Atem von den Kämpfen des Jungen, von seinen Entwürfen, die nun in der Fabrik ausgearbeitet würden, um als Vernichtungsschlag gegen Jeremias Scharwächter benutzt zu werden, und von der Behandlung, die man dem Retter in der Not im Neandertal hätte widerfahren lassen, nur weil er in seiner Art so stolz und trotzig gewesen wäre wie der Herr Gustav.

„Und nun?" fragte Emilie Wiskotten, die plötzlich aufgehorcht hatte.

„Wir müssen den Ewald aufsuchen. Wir müssen an ihm gutmachen, was die Familie an ihm getan hat. Wenn er der Fabrik geholfen hat, müssen wir doch nun ihm helfen. Und wenn das die Männer vergessen, müssen die Frauen sie beschämen."

„Kommen Sie," sagte Emilie Wiskotten rasch, „wir wollen sie beschämen."

„Ach, Frau Wiskotten!"

In den Augen der Frau war ein sinnendes Leuchten, ein verlorenes Lächeln, das wehe tat.

„Schwache Männer können das nicht vertragen. Aber starke Männer muß man beschämen, wenn sie über uns hinwegsehen. Das habe ich früher auch noch nicht gewußt."

„Ich habe einen Wagen draußen."

„Warten Sie. Ich will nur den Kindern gute Nacht sagen. Glauben Sie, daß Ewald krank sein wird?"

„Ich weiß nur, daß er sehr verlassen sein muß."

„Das ist noch schlimmer. Warten Sie, Anna."

Als sie zurückkehrte, waren ihre Mienen fest und sicher. Aber ihr Wesen war lebhafter geworden. Als glitte eine geheime Freude hindurch. Schweigend fuhren sie zur Ratingerstraße und stiegen die vier Treppen hinauf.

„Wir wollen nicht anklopfen," flüsterte Anna Kölsch, „er läßt uns sonst nicht hinein." Und sie drückte resolut auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Drinnen blieb es still.

Die Frauen sahen sich an. Auf dem Korridor, den eine trübe brennende Petroleumlampe spärlich beleuchtete, herrschte eine dicke, verdorbene Luft, die ihnen das freie Atmen erschwerte. Emilie Wiskotten hielt sich das Taschentuch vor den Mund. Anna Kölsch biß die Zähne zusammen.

„Wir müssen zu seiner Wirtin," flüsterte sie, und sie rafften die raschelnden Röcke zusammen, um kein Geräusch zu machen.

Die greise Taglöhnerswitwe saß in schmutziger Nachtjacke und zerknitterter Haube, unter der die ungekämmten Haarzotteln hervorkrochen, stumpf bei ihrer Abendmahlzeit.

„Wir möchten zu Herrn Wiskotten ..."

„Tür daneben."

„Da ist zugeschlossen."

„Is m'r egal."

Emilie Wiskotten legte ein Markstück auf den Tisch. „Würden Sie die Freundlichkeit haben, zu sorgen, daß aufgeschlossen wird?"

Die Alte drehte das Markstück herum, schob es in die Tischlade und erhob sich.

„Sie müssen nicht sagen, daß Besuch da ist."

Die Greisin schlürfte in ihren Filzpantoffeln hinaus. Sie klopfte nebenan. Dann verstärkt.

„Jesses, wat heißt dat? Hat'r mein Streichholzschachtel nich gesehn? Doch, sie is drin. Ich will ens kucke."

Der Schlüssel schnappte im Schloß herum, die Alte ging hinein. Dicht neben der Tür standen die beiden Frauen. Als die Alte hüstelnd zurückkam, nahmen sie ihr die Tür aus der Hand und traten ein.

„Wer ist da?" fragte aus der Fensterecke heiser eine Stimme.

„Guten Abend, Ewald," sagte Emilie. „Ich will mal zuerst Licht machen."

Sie tastete herum und fand auf einer Kiste eine kleine Arbeitslampe.

„Nicht anzünden! Nicht!"

Aber schon drang der rötliche Schein durch das Zimmer. Ewald Wiskotten hatte sich auf seinem Bettsack herumgeworfen. In seinem alten Rock lag er, in eine zerschlissene Wolldecke gewickelt, mit dem Gesicht gegen die Wand und hielt die Augen geschlossen. In dem matten Licht sah seine Nase spitz und seine Backenknochen hochgewölbt aus.

„Verlassen Sie mein Zimmer."

„Sie? Wer ist denn Sie? Junge, mach mal die Augen auf! Ich bin doch Emilie, deine Schwägerin Emilie."

Er rückte den Kopf von der Wand und öffnete die Augen. „Anna!" stieß er hervor. Sein Kopf fiel zurück. In ohnmächtigem Grimm blickte er auf die Frauen.

„Nun bitte aber einen freundlicheren Empfang. Wir tun dir nichts." Und Emilie streckte ihm die Hand hin.

Er stieß die Hand zurück, den Blick auf Anna gerichtet. „Hast du's erreicht mit deinem Spionieren!"

„Schimpf du nur, Ewald," sagte das Mädchen ruhig. „Heraus kriegst du mich nun doch nicht mehr."

„Ich bin hier der Herr!"

„Junge, Junge!" beruhigte Emilie Wiskotten und legte ihm die Hand auf die Stirn. Mit einer frauenhaften, mütterlichen Gebärde. „Du bist krank, Ewald. Da hast du ganz still zu gehorchen."

„Ich nehm' nichts von der Familie!"

„Wer spricht denn von der Familie? Aber — Leidensgefährten, die — ja siehst du, die müssen sich doch aushelfen."

Verständnislos starrte er sie an. So kannte er sie ja gar nicht. War das — Gustavs Frau?

„Ja, ja, Junge. Wir sind Leidensgefährten. Das hast du wohl nur nicht gewußt, sonst wärst du wohl zu **mir** gekommen."

„Einmal hab' ich gehört — — aber —"

„Nicht daran geglaubt. Ich mach' dir auch keine Vorwürfe. Die Hoffnung hab' ich nicht verloren, und du sollst sie auch nicht verlieren, deshalb bin ich zu **dir** gekommen. Siehst du, Ewald, mir geht's schlecht, aber dir geht's augenblicklich noch viel schlechter. Da wollen wir zusammenlegen und Halbpart machen."

„Emilie — —"

„Würdest du deine Schwägerin im Stich lassen, Jung'? Wenn alle täten, als — als hätten sie mich vergessen? Du bist doch anders. Du mit deiner Begeisterung. Leute, die wie wir im Unglück sind, können doch nicht kleinlich gegeneinander sein."

„Nein, Emilie."

„Hast du Schmerzen?"

Er sah sich unruhig um. „Schmerzen? Gar keine!"

„Also, was fehlt dir? Wir beide brauchen uns doch nicht voreinander zu schämen?"

Seine Kinnbacken bewegten sich hin und her. Und langsam zog sich eine glühende Röte vom Halse herauf über sein eingefallenes Gesicht. „Anna soll's nicht hören," murmelte er.

Emilie Wiskotten winkte Anna lächelnd zu, zurückzutreten. Dann beugte sie sich dicht über ihn.

„Nun sprich, Ewald, was hast du?"

Er würgte an den Worten. Sie wollten nicht heraus. Und Emilie spürte die Glut seines Gesichtes wie eine heiße Luftwelle.

„Was hast du?" wiederholte sie ganz leise und mütterlich.

„Hunger!" stieß er hervor und schlug die Hände vors Gesicht.

Das Wort wuchs riesengroß empor, schwankte mit hageren Gliedern durch die Kammer, stieß sich an den leeren Kisten, die das Mobiliar ausmachten, und raschelte mit Rattenzähnen im Stroh des Bettsacks. Anna fühlte es, daß es im Zimmer war. Gesicht und Hände wurden ihr kalt, ihr Atem kroch mühsam aus der Tiefe, ein stummes Weinen saß ihr in der Kehle wie bei Kindern, die sich in der Dunkelheit fürchten. Mit hilfesuchenden Augen schaute sie auf Emilie.

Emilie Wiskottens Hand hatte gezittert. Einen Augenblick nur. Dann steifte sie ihren Körper gegen den Schauer, der ihr durch die Schultern rann. Hunger! Sie hatte auch Hunger. Der da vor ihr gestand es ein.

Sie zwang ihren Blick, ruhig und prüfend zu bleiben. Bis er fast eine kalte Schärfe gewann. So weit also ließen es die Wiskottens mit den Schößlingen kommen, die sich nicht freiwillig dem Stamm fügen wollten. Sie wurden ausgehungert.

„Du bist gerad' wie ein kleiner Junge, Ewald," sagte sie. „Wenn man Hunger hat, ißt man doch. Aber man legt sich doch nicht hin und zieht sich die Decke über die Ohren. Herrgott, solche Kleinigkeiten."

Er hielt noch immer die Hände vor den Augen. Aber er horchte verwundert auf. Hatte sie ihn nicht verstanden?

„Ich würd' dich einfach bitten, mit mir zu kommen," fuhr sie in dem Tone fort, mit dem man selbstverständliche Dinge behandelt. „Aber Tante Josephine, bei der ich wohne, ist so ein altes umständliches Fräulein, wenn sie nicht vorbereitet ist. Weißt du was, wir essen bei dir. Ich deck' den Tisch, und Anna holt ein."

Er blieb sprachlos. Nur jetzt nicht die wunderliche Stimmung mit einem Wort zerreißen und davonjagen. Alles mit sich geschehen lassen. Als ginge ein Märchen aus seiner Kindheit um ihn herum.

Emilie Wiskotten sprach leise mit Anna Kölsch. „Werden Sie sich nicht fürchten, über die Straße zu gehen?"

„Fürchten? O nein ..." Und die Zähne schlugen ihr aneinander.

„Ich werde unterdes von der Alten ein wenig Feuer in das Ofentrömmelchen tragen lassen. Diese Nacht werden wir kaum fortkönnen."

Als Anna Kölsch nach einer Viertelstunde mit einer Flasche Portwein, Kakao, Milch, Eiern und Zwiebäcken heimkehrte, war das Oefchen geheizt, die große Kiste vor dem Fenster mit einem Tuch bedeckt und mit zwei Tellern, zwei Tassen und einer kleinen Pfanne bestellt. „Mehr war nicht sauber," sagte Emilie. „Es muß auch so gehen. Die Alte bringt einen Brief an Tante Josephine, daß ich nicht nach Haus komme. Ich hab' ihr noch eine Mark gegeben."

„Ich werde Rührei machen, das ist leicht."

„Geben Sie mir die Portweinflasche. Der Wein soll ihn vorher anregen."

Anna Kölsch hielt sich im Hintergrund. Ewald sollte von ihrer Anwesenheit so wenig wie möglich verspüren. Sie schob die Pfanne auf das Oefchen, wandte dem Zimmer den Rücken und beschäftigte sich mit dem Gericht. Emilie Wiskotten schenkte einen Tassenkopf voll Wein, beugte sich über den Jungen, der steif ausgestreckt lag, und veranlaßte ihn, zu trinken. „Das ist der Willkommenschluck. Langsam. In ganz kleinen Zügen." Und er trank ...

Nach wenigen Minuten huschte ein Schatten heran. Anna trug das Pfännchen auf den Tisch und verschwand wieder in ihrer Ecke, aus der nur ihre Augen groß hervorlugten. Emilie Wiskotten füllte einen Teller, steckte einen Zwieback in den Wein und stützte Ewalds mageren Rücken.

„Nun iß."

Die Augen auf der Wolldecke, aß er langsam und dann hastiger, immer hastiger. Und die letzten Tropfen des Weines tupfte er gierig mit dem Zwieback aus der Tasse. Behutsam bettete Emilie ihn zurück. Ihre Kraft ging zu Ende, wie sein Stolz zu Ende ging.

„Liegst du gut?" fragte sie und meisterte ihre Erregung.

Er gab keine Antwort. Der Wein hatte ihn betäubt. Er war im selben Augenblick, in dem er die Glieder dehnte, eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt)



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Kinderbildnis

Nach einem Gemälde von F. A. von Kaulbach (München)



Henrik Ibsen
Nach einer Aufnahme von Nyblin, Kristiania

Das neue Drama

Von

Dr. Hans Landsberg

(Hierzu sechs Porträts nach photographischen Aufnahmen)

Im Drama machen sich seit einiger Zeit Wandlungen und Entwicklungen geltend, die heute schon weit genug gediehen sind, um eine Prüfung und Uebersicht zu vertragen. Es gibt ziemlich untrügliche geistige Barometer, an denen man solche Gärungsprozesse verfolgen kann, selbst wenn noch keine poetischen Werke selbst entstanden sind, die ohne weiteres Beweiskraft besitzen für die Behauptung, daß sich eine starke idealistische Strömung im Drama bemerkbar macht. Dahin gehört etwa der Geschmack des Publikums, das längst nicht mehr an der gedrückten Enge, an dem geistigen und leiblichen Elend des Armeleutedramas, das eine Zeitlang im Schwange war, Genüge und Gefallen findet. Die breiten Zustandsgemälde aus der Gesellschaft, jene sonderbare Art der Charakteristik, die den Menschen nicht bloß mit Haut und Haaren, sondern in seinen kleinsten urpersönlichen Eigenheiten und Nebenzügen so spitzpinselig abkonterfeit, daß wir gleichsam jede Runzel in seinem Gesicht gewahren, nicht zuletzt die greuliche Dialekttreue, die mit dieser ultranaturalistischen Kunstanschauung aufs engste zusammenhängt — das alles ist längst außer Mode gekommen, und der Weg zum Drama größeren Stils ist nach Ueberwindung dieser Vorläuferstadien geebnet. Auch die Schauspielkunst, die ja im lebendigen Wechselverhältnis zur Dramatik steht, hat die naturalistische Spielweise längst aufgegeben und strebt wiederum nach einer eindrucksfähigen Potenzierung der Charaktere.



Hermann Sudermann
Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp, Dresden

Das Werk des Dichters selbst ist freilich gerade auf dem Gebiet des Dramas noch im Rückstande. Während im Roman und in der Lyrik wirklich bereits etwas Neues geschaffen ist und die Moderne in gewissen Vertretern wie Detlev von Liliencron und Dehmel schon für klassisch gelten darf, ist man für das Drama in einiger Verlegenheit, wenn der Unkundige den Anspruch stellt, wahrhaft bedeutende moderne Dramen genannt zu sehen. Man muß sich da immer auf den einen und einzigen Ibsen beschränken, der es allein verstanden hat, die geistigen Ziele der modernen Generation, ihre Weltanschauung, ihre Wesensart im Konflikt mit den Weltzuständen dramatisch darzustellen. Und doch wissen wir heute, wie ich des weiteren in meiner Ibsen-Biographie ausgeführt habe, daß der große Nordlandsdichter ein Ausgang, aber kein Abschluß ist. Sein Lebenswerk, dessen Größe in keiner Weise bemäkelt werden soll, enthält so viel Verjährtes und Ueberwundenes, so viele Elemente des Kampfes, der Auflösung und der Verneinung, daß die ruhigere tragische Größe, der das moderne Drama zustrebt, seinen Ahnherrn und Meister vielfach verleugnen muß. Man darf Ibsen als den Dramatiker des Skeptizismus bezeichnen. Er hat Menschen geschildert, die, durch ein erregendes Moment aus dem Gleichmaß ihres Seelenlebens gerissen, plötzlich zu zweifeln beginnen an allen bisherigen Lebenswerten und somit die eigne Existenz vernichten, um in Zukunfsträumen die Reinheit ihrer ursprünglichen Jugendideale wiederzugewinnen.

Von dem Gesellschaftsdrama Ibsens, das der Dichter selbst später verlassen hat, um sich in höhere romantisch-einsame Regionen zu begeben, stammt das Drama Sudermanns ab, der es geschickt verstand, den Tiefsinn und die Wucht seines Vorbildes ins Elegant-Geistreiche abzuschwächen, es gleichsam salonfähig zu machen. Schnitzler ist eine viel feinere Natur, aber längst nicht mit dem gleichen Bühneninstinkt begabt. Er steht den französischen Psychologen, einem Maupassant und Bourget nahe, nur daß er außerstande ist, die Psychologie der Novelle in die stärkere Akzentuierung des Dramas umzuwandeln. Er ist der Typus jener heut ungemein zahlreichen Dramatiker, in deren Gestalten alles Erlebte nach innen schlägt, statt sich zugleich wirksam nach außen zu entladen.

Auch der eigentliche Naturalismus, mit dem weder Sudermann noch Schnitzler etwas gemein haben, glaubte sich auf Ibsen berufen zu dürfen. Er sah, daß Ibsen Menschen darstellte, die sich in ihren Gewohnheiten und in ihrer Lebenshaltung, in ihrem Wünschen und Begehren in nichts von dem Alltag unsrer Umwelt unterscheiden. Man denke an die „Wildente", wo das am deutlichsten hervortritt. Man übersah dabei nur das eine, daß das wirkliche Drama nach einem charakteristischen Worte Hebbels ebensoviel Stockwerke unter als über der Erde hat, so viel voraussetzt, als dargestellt, so viel verschweigt, als ausgesprochen wird. So schlummerten auch in den Tiefen des Ibsenschen Alltagsdramas ewige Menschheitsprobleme, die uns gerade durch ihr unauffälliges Gewand menschlich so nahe gebracht wurden. Ibsen verdanken wir die Entdeckung Hebbels, der vorher nur den Philologen und Literarhistorikern bekannt war. Erst jetzt erschließt sich das Verständnis für diesen weit großartigeren Dichter, dessen Genialität etwas Weltenfernes, schlechthin Absolutes in sich trägt. Hier ist alles Erleben des Zufälligen und Persönlichen entkleidet und unter völliger Wahrung des Charakters ins Typische und Symbolische gesteigert. In dieser Hinsicht ist Hebbel berufen, auf unsre Dramatiker eine große erzieherische Wirkung auszuüben. Ganz allgemein fehlt ihnen die Fähigkeit, vom Einzelschicksal auf die Allgemeinheit zu abstrahieren, natürlich in jenen Grenzen, die ein Kunstwerk erfordert, das nicht so allgemein gehalten sein kann wie ein philosophisches System. In der Neigung, einen einzelnen für die Beteiligten gewiß schmerzlichen Konflikt für etwas Allgemeingültiges zu halten, offenbart sich ein starker künstlerischer Dilettantismus, ein auffallend geringes Gefühl für das Wesentliche der menschlichen Existenz. In Goethes Gretchen ist das Schicksal des Weibes verkörpert, das sich aus reiner Liebe hingibt, ohne nach der Sittlichkeit der Gesellschaft zu fragen. Ist darum Gretchen weniger ein Mensch von Fleisch und Blut?

Hingegen sind die Charaktere im Drama Hauptmanns förmlich festgebunden an die Erdscholle, auf der sie aufgewachsen sind. Der Individualismus hat hier seine extremste Ausbildung erfahren, und damit hat sich der geistige Horizont, in dem ein Drama lebt und webt, bedenklich verringert. Was Hauptmanns Fuhrmann Henschel fühlt und erlebt, ist ausschließlich gültig für dieses ganz bestimmte Individuum. Man ändere seinen Namen, übersetze seine Sprache ins Hochdeutsche oder gar in ein fremdes Idiom, und der ganze, ungemein



Arthur Schnitzler
Nach einer Aufnahme vom Atelier Harmsen, Wien

eindringlich und plastisch dargestellte Charakter wird unmöglich. So ergeht es einer Kunst, die zu viel wirkliches Leben, zu wenig künstlerische Spiegelung in sich trägt Ohne besondere prophetische Gabe kann man voraussagen, daß Hauptmann trotz seiner großen dichterischen Begabung für die Entwicklung des deutschen Dramas ziemlich bedeutungslos sein wird.

Das Drama, das sich gegenwärtig vorbereitet, hat den Irrtum des Naturalismus erkannt und sucht sich die Distanz von dem Geschauten zu erwerben. Objektivität ist nichts weniger als Temperamentlosigkeit, ist vielmehr die Gabe, in der Fülle des Zufälligen und Nebensächlichen das Wesentliche, im Gegenwärtigen das ewig Gestrige und zugleich Zukünftige, im Persönlichen das allgemein Menschliche zu ergründen und darzustellen. Man begriff allmählich, daß es trotz aller Stilwandlungen, trotz aller neuen psychologischen und sittlichen Erkenntnisse doch im Grunde nur ein Drama zu allen Zeiten gegeben hat, das Drama, das — dramatisch ist. Im ernsten Drama Shakespeares sind die Helden Könige, Fürsten, Große des Landes. Das Bürgertum ist nur gut zur Staffage oder zur Verspottung. Das moderne Drama, das längst mit dem Vorurteil gebrochen hat, daß nur die Vornehmen Stoff zur Tragödie bieten, muß denselben tragischen Gehalt besitzen wie ehedem das klassische oder das Renaissancedrama. Es muß aus den dargestellten Vorgängen das gleiche Maß von Tragik auf den Beschauer ausströmen. Somit müssen aus den bürgerlichen Menschen Helden des Alltags werden, Naturen mit königlichen Seelen. Denn nur wer eine Seele besitzt, die weit über den Durchschnitt hinausgeht, kann das Gefäß der Tragödie bilden und ist imstande, die selbsterlebte Tragik auf den Zuschauer zu übertragen. Die ganze moderne Literatur strebt danach, ihre Gestalten abzulösen von der Willkür des Dichters und sie als selbständige Wesen in Beziehung zu setzen mit ihrem Publikum. Sonach gewinnt der Charakter gegenüber der Handlung eine immer größere Bedeutung, und das ganze Bestreben des Dramatikers muß darauf ausgehen,



Gerhart Hauptmann. Nach einer Aufnahme von Aura Hertwig, Charlottenburg

in höherem Sinne interessante und bedeutende Charaktere zu schaffen.

Durch die soziale Gebundenheit des einzelnen gegenüber Staat und Familie tritt aber der Charakter wenig zutage, der Dichter ist also, will er Charaktere großen Stils schaffen, darauf angewiesen, sie in eine entlegene Zeit einzustellen, in eine Epoche etwa wie die Renaissance, mit der wir von vornherein den Gedanken der Größe und Ungebundenheit des Charakters verbinden. Erst jetzt können sich die Konflikte, die im Gegenwartsdrama schwer unter den festgesetzten Gesellschaftsnormen leiden, wahrhaft lebendig entwickeln. Bei jeder Tragödie, die in der Gegenwart spielt, ist unsre Illusionsfähigkeit dadurch verringert, daß wir geneigt sind, uns vorzustellen, wie leicht unsre eigne Weltklugheit den jeweiligen Konflikt überwinden würde. In den meisten Dramen mißfällt der Schluß, das heißt, der Zuschauer identifiziert sich mit dem Helden und korrigiert seine Handlungsweise!

Anders gesagt, der moderne Dramatiker sieht sich gezwungen, das Tragische neu zu entdecken. Er will Werke schaffen, die Schönheit und Größe atmen, die das Gefühl verwirren und erregen, um es allmählich mit dem tragischen Finale befreiend zu klären. Alle Kunstmittel, die sich von der Wirklichkeit entfernen, sind ihm dazu recht. Vor allem der Stil, der im direkten Gegensatz zur Natur steht. Der neue dramatische Stil besteht in einer poetischen Sprache, die dem Menschen eingibt, das zu sagen, was den Zustand seiner Seele am besten ausspricht und zugleich die Beziehung wahrt zu dem Kolorit des Gesamtwerkes. Er besteht sodann in der Neigung, neben der psychologischen Analyse des einzelnen Charakters die Gesamtgruppe der handelnden Menschen in ihrer Einheitlichkeit stärker hervortreten zu lassen. Im wahren Drama nämlich bilden die Menschen nur eine große Familie, und jeder dient dazu, den andern zu erklären.

Ein Teil der modernen Dramatiker hat das Wesen des neuen Stils freilich nur äußerlich erfaßt. Er versteht unter idealistischem Stil den Prunk großer Worte und erhabener Bilder. Hierher gehört die ungeheure Schwülstigkeit und gewaltsame Erotik D'Annunzios mit ihrem antiquiert-süßlichen Schönheitsdurst, ihrer charakterlosen Brunst und Redseligkeit. Hierher gehören auch Wiens Aestheten vom Schlage des maßlos überschätzten Hofmannsthal, der nie bis zu den Quellen seelischer Erlebnisse hinabsteigt, um sie schöpferisch zu gestalten, vielmehr nur eine Poesie der Poesie vor uns hinstellt, die nichts Schöpferisches in sich trägt, aber freilich geeignet ist, als geschickte Imitation zu berauschen.

Eigne Wege ging Maeterlinck. Er sieht das Tragische in den geheimnisvollen Vorgängen unsrer Seele, über die das Leben des Alltags ablenkend und zerstreuend allzu leicht hinweggleitet. In allen den primitiven Regungen der Seele des Kindes und des Weibes, das dem Weben und Walten des Alls näher verwandt ist als der mit Bewußtheit strebende Mann. Und so schuf er eine Dramatik des dumpfen Ahnens, des beredten Schweigens, des instinktiven Grauens. Er vergaß nur, seinen Menschen einen Charakter zu verleihen. Im Grunde sind sie Schemen und Schatten aus dem Reiche romantischer Phantasien.

Man könnte noch eine ganze Reihe ähnlicher Versuche, zu einem neuen dramatischen Stil zu gelangen, verzeichnen. Nur bleiben alle auf halbem Wege stehen. Ein Frank Wedekind, der in gerader Linie von dem Erotomanen Strindberg abstammt, ironisiert das ganze Gebäude der bisherigen Literatur aus dem Bedürfnis, schlechthin keine Werte und Satzungen gelten zu lassen. Er ironisiert nicht nur seine Menschen und ihre Schicksale, nein, er verspottet auch seine Ironie. So zerfällt die Produktion dieser starken Begabung immer in ein freilich interessantes Nichts, und jedesmal erwarten wir vergebens das Positive, Hinreißend-Ueberzeugende.

*

Von allen neueren Werken entspricht am ehesten Beer-Hofmanns Trauerspiel „Der Graf von Charolais“ dem hier gezeichneten Ideal des neuen Dramas. Ich darf das Werk selbst wohl als bekannt voraussetzen; wenn nicht, so möge man diese zweifellos bedeutendste dichterische Produktion des letzten Jahrzehnts — im deutschen Drama — nachlesen. Beer-Hofmanns Drama hat Stil und Größe, darin den Werken der größten dramatischen Epoche, eben der Zeit Shakespeares verwandt. Es geht darauf aus, ein Menschenschicksal in seinen wesentlichen Stadien zu schildern, und es zeigt, wie grenzenlos gebunden der einzelne ist an sein vorbestimmtes Los, an seine Bestimmung. Der Held ist ein Stiefkind Gottes, und das höchste Glück wird ihm zum tiefsten Unglück und zur stärksten Beschmutzung. Als das Wesentliche erscheint, abgesehen von der klaren Psychologie und der wundervollen Sprache, daß hier in diesem Gemälde menschlicher Leidenschaften alles losgelöst ist vom Zufälligen und Persönlichen und erhoben ins Reinmenschliche, dessen Sittlichkeit in der Ahnung des Ewigen begründet ist. Seit langer Zeit hat man auf der deutschen Bühne kein Werk von dieser Größe der Anschauung gesehen, und die Entwicklung des deutschen Dramas von Gerhart Hauptmann zu Beer-Hofmann bedeutet eine Wiederentdeckung der wesentlichen dramatischen Gesetze, bedeutet die Wiedergeburt eines Idealismus, der darauf ausgeht, das Leben in seinen tiefsten Widersprüchen zu begreifen.



Richard Beer-Hofmann

Nach einer Aufnahme von Aura Hertwig, Charlottenburg



Frank Wedekind in seinem Arbeitszimmer

Nach einer Aufnahme von Jaeger & Goergen, München

Etwas über die Genickstarre

Von

Dr. med. P. Schütte

Die täglich sich mehrenden Hiobsposten von dem epidemischen Auftreten der „Genickstarre“ rufen gegenwärtig das allgemeine Interesse für diese Krankheit wach. Dies Interesse ist um so größer, als die Krankheit in den letzten Jahrzehnten nur sehr selten und in vereinzelten kleineren Epidemien sich gezeigt hat und daher den meisten Menschen, besonders dem großen Laienpublikum, noch ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die Krankheit hat ihren Namen nach dem hervorstechendsten Symptom des ihr eignen Krankheitsbildes, einer starren Zusammenziehung der Nackenmuskeln, die sich meist auch auf die Rückenmuskeln ausdehnt. Daneben besteht sehr hohes Fieber und heftiger, mit Erbrechen verbundener Kopfschmerz. Alle diese Symptome resultieren aus einer akuten Entzündung der weichen Hirnhäute, der oberen Fläche des Großhirns und der nach unten sich daranschließenden Teile des Kleinhirns, des verlängerten Markes, das die Brücke zwischen Gehirn und Rückenmark bildet, und in der Mehrzahl der Fälle auch des Rückenmarkes.

Das Symptom der Nackenstarrheit findet man allerdings auch bei andern Gehirnentzündungen, zum Beispiel bei der tuberkulösen, jedoch ist es bei diesen nicht so ausgeprägt und setzt nicht so rasch ein. Bei der Genickstarre ist diese Erscheinung gleich von Anbeginn da und ist ganz besonders charakteristisch, insofern als der Kopf sich alsbald starr nach hinten beugt und sich gewissermaßen nach hinten in die Kissen hineinbohrt. Der Versuch, ihn nach vorn zu beugen, begegnet einem harten Widerstand. Die Steifigkeit dehnt sich dann, wie schon erwähnt, meist auch über den ganzen Rücken aus, so daß die Wirbelsäule geradegestreckt ist und eine Beugung nach vorn, also ein Emporrichten des Kranken, überhaupt nicht zuläßt.

Die Genickstarre tritt sporadisch und epidemisch auf, jedoch unterscheiden sich die beiden Krankheitsformen ganz wesentlich voneinander. Die sporadische Form ist die mildere und macht niemals so schwere Symptome. Außerdem ist sie nicht übertragbar. Die epidemische Form dagegen ist kontagiös und wird durch ein spezifisches Kontagium erzeugt, gehört also zu den Infektionskrankheiten. Daß eine Kontagiosität bestehen muß, beweisen die vielfachen Verschleppungen der Krankheit, besonders durch Truppenkörper und so weiter.

Die erste größere Epidemie dieser Krankheit zeigte sich im Jahre 1805 in Genf, dann hat sie in den Jahren 1863 und 1864 einen umfangreichen Epidemiengang durch ganz Deutschland gemacht, der Massen von Opfern forderte, ist aber seitdem milder geworden und besonders in den letzten Jahrzehnten sehr selten und auch nur vereinzelt aufgetreten. In der neuesten Zeit scheint sie nun wieder größere Dimensionen annehmen zu wollen und lenkt deshalb das allgemeine Interesse auf sich.

Die epidemische Genickstarre befällt vorzugsweise Individuen jugendlichen Alters, und von diesen besonders Kinder unter zehn Jahren. Sie wird am häufigsten in der kälteren Jahreszeit, bisweilen aber auch im Hochsommer beobachtet. Außer dem Kontagium spielen auch noch andre, sogenannte miasmatische Verhältnisse, Anhäufungen größerer Menschenmassen in beschränkten Räumen, dann im allgemeinen die Schädlichkeiten der Armut und des Elends, feuchte, schmutzige und schlecht ventilierte Wohnungen, mangelhafte Ernährung, ferner aber auch körperliche Ueberanstrengungen und Strapazen bei der Entstehung und Vervielfältigung des spezifischen Virus eine Rolle. Dies letztere zeigt sich besonders bei den vielfachen Militärepidemien. Man hat beobachtet, daß bei derartigen Epidemien vorzugsweise die des Dienstes noch ungewohnten Rekruten heimgesucht werden, ferner ist es aufgefallen, daß die Krankheit in manchen Truppenteilen nach besonders anstrengenden Märschen ganz plötzlich auftrat. Im übrigen zeigen sich Massenerkrankungen von Genickstarre hauptsächlich in den Proletarierwohnungen der großen Städte, wo in dumpfen, luft- und lichtlosen Hof- oder Kellerräumen oft mehrere, noch dazu kinderreiche Familien eng zusammengedrängt leben müssen. Der Beginn der Krankheit ist ein verschiedener. In den ganz schweren Fällen treten plötzlich inmitten völliger Gesundheit äußerst heftige Kopfschmerzen, deliriöse Aufregung, Genickstarrheit und Betäubung ein, und noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden tritt der Tod durch Kollaps ein. In den gewöhnlichen Fällen geht meist ein kurzes Vorstadium voraus, das sich durch allgemeines Unbehagen, eingenommenen Kopf, belegte Zunge, unruhigen Schlaf und so weiter äußert, oder die Krankheit beginnt ebenfalls plötzlich mit einem Frostanfall und schnell hochansteigender Temperatur, wütendem Kopfschmerz, Erbrechen und Nackenstarre, die zwar Seitenbewegungen des Kopfes, aber keine Nickbewegungen gestattet. Die Steifigkeit dehnt sich bald auch über die ganze Rückenwirbelsäule aus, so daß der Kranke steif wie ein Stock daliegt und nicht imstande ist, sich im Bett emporzurichten. Dazu gesellt sich eine ungeheure Ueberempfindlichkeit der Haut und der Muskulatur, besonders an den unteren Extremitäten, die den Kranken bei jeder Berührung Schmerz empfinden läßt und daher aufs äußerste unleidlich und unzugänglich macht. Dieser Zustand ist um so schlimmer, als der Kranke sich niemals in voller Bewußtlosigkeit, sondern immer nur in einem gewissen Dämmerzustande befindet. So kann sich die Krankheit wochen-, ja monatelang hinziehen, ohne daß, bis auf gewisse Schwankungen der Fiebertemperatur, irgendeine Wendung eintritt. Neigt die Krankheit zur Besserung, so werden die Erscheinungen allmählich schwächer, das Fieber läßt nach und macht nicht mehr so starke Exazerbationen, die Kopfschmerzen nehmen einen milderen Charakter an, das Bewußtsein kehrt wieder, und die Starrheit der Nackenmuskeln und des Rückgrates nimmt ab. Leider läßt die Krankheit nur zu oft allerhand schwere Störungen, die verschiedenartigsten Lähmungen, Sehschwäche oder vollständige Blindheit, Taubheit, Sprachstörungen, Geistesschwäche, ja sogar vollständige Verblödung zurück. Im andern Falle, wo eine Wendung zum Bessern nicht eintritt, werden die Symptome immer schlimmer, bis schließlich unter vollkommener Bewußtlosigkeit der Tod erfolgt.

Es wird nun mancher die Frage aufwerfen: „Woher kommt die Genickstarre?“ Diese Frage nach der Entstehungsursache ist nicht so einfach zu beantworten. Verschiedene Gelehrte und Forscher wollen in dem Blute und in den Exsudaten solcher Kranker Kokken von ziemlicher Größe und ovaler Gestalt mit zitternder Eigenbewegung gefunden haben, die sie für die spezifischen Krankheitserreger der Genickstarre halten. Diese Kokken sind sehr ähnlich denen der Pneumonie (Lungenentzündung) und des Erysipels (Rose). Man nimmt nun an, daß diese Mikroorganismen, wenn sie in den menschlichen Organismus gelangt sind, eine Infektion des Blutes herbeiführen und auf diese Weise die Krankheit zum Ausbruch bringen. Allerdings ist nicht jeder Organismus disponiert, um einen geeigneten Nährboden für die Einnistung und schädliche Wirksamkeit dieser Bazillen zu bieten. Je widerstandsfähiger ein Körper ist, desto weniger wird er der Entwicklung und Weiterverbreitung solcher Krankheitserreger Vorschub leisten. Hier wird ihre Macht gebrochen, und sie müssen zugrunde gehen, ohne Schaden angerichtet zu haben. In einem prädisponierten und durch allerhand ungesunde Einflüsse mitgenommenen Organismus dagegen finden die Bazillen viel leichter ein geeignetes Feld für ihre Weiterverbreitung und unheilbringende Tätigkeit und geben auf diese Weise den Anlaß zur Entstehung des spezifischen Leidens.

Ist nun in einem Orte oder in einem Häuserkomplex eine Genickstarreepidemie zum Ausbruch gekommen, so sind in erster Linie die Kranken streng zu isolieren, dürfen also auch nicht mit Personen, die an einer andern Krankheit leiden, in einem Raum untergebracht werden. Gegen eine Uebertragung der Krankheit kann man sich am zweckmäßigsten durch eine peinliche Sauberkeit und ein gewisses diätvolles Verhalten schützen. Vor und nach jeder Mahlzeit soll man Hände und Gesicht einer gründlichen Reinigung unterziehen und besonders Mund- und Nasenhöhle häufig mit einem desinfizierenden Mundwasser ausspülen. Kleider und Wäsche sind häufig zu wechseln und nach dem jedesmaligen Gebrauch zu säubern und gehörig auszulüften. Wohn- und Schlafräume müssen ebenfalls gut ventiliert sein, und endlich soll man sich viel in freier Luft bewegen und dabei dem Körper eine leicht verdauliche, aber kräftige und reichliche Ernährung angedeihen lassen. Das gibt gesundes Blut und einen widerstandsfähigen Organismus, an dem die schädlichen Einflüsse sämtlicher Bazillen abprallen und in ein Nichts zerfließen. In noch höherem Maße haben Personen, die als Pfleger oder Wärter mit derartigen Kranken fortwährend in Berührung kommen, sich der peinlichsten Vorsicht und Sauberkeit zu befleißigen. Während der Beschäftigung mit den Kranken sollen sie waschbare Oberkleider oder große Schürzen tragen, die sie nach dem Verlassen der Krankenzimmer ablegen.

Ist ein Krankheitsfall eingetreten, so muß man sich gleich von Anfang an vor Augen halten, daß man es möglicherweise mit einer sehr langwierigen Erkrankung zu tun hat, und dementsprechend von vornherein seine Maßnahmen treffen. Zunächst ist, wie schon oben erwähnt, der Kranke zu isolieren und in einem besonderen hellen und luftigen Zimmer unterzubringen. Wo man dies nicht haben kann, ist die Unterbringung des Kranken in einem Spital immer das angezeigteste. Die Behandlung selbst hat sich zunächst auf antiphlogistische Mittel, das heißt auf Bekämpfung des hohen Fiebers und der entzündlichen Erscheinungen durch kalte Umschläge oder Auflegung der Eisblase auf Kopf und Nacken zu beschränken. Innerlich gibt man Chinin. Blutentziehungen und Bäder sind zu widerraten, da den Kranken die größtmögliche Ruhe am zuträglichsten ist. Dagegen hat man ein Hauptgewicht auf die Ernährung der Kranken zu legen. Eine Suppenbehandlung ist hier nicht am Platze. Wenn der Kranke es wünscht, soll man selbst die kräftigsten Speisen nicht scheuen ihm darzureichen. Geschabtes Fleisch, Schinken, Eier, Wildbret, Geflügel, Kaviar, Milchspeisen und so weiter können ruhig auf dem Speisezettel der Krankenküche vertreten sein, selbst ein Gläschen schweren Weins oder kräftigen Biers wird ohne Schaden von den Kranken vertragen. Gegen die rasenden Kopf- und Genickschmerzen hat man in dem Chloralhydrat, dessen Darreichung natürlicherweise nur vom Arzt anzuordnen ist, ein bewährtes Mittel zur Verfügung. Durch dieses Medikament werden auch zugleich die kolossalen Reizungserscheinungen der Empfindungs- und Bewegungsnerven, die bei der Genickstarre immer eine große Rolle spielen, herabgesetzt und in ein milderes Fahrwasser geleitet. Im übrigen muß die Wissenschaft eingestehen, daß es hauptsächlich auf die Natur des Kranken ankommt, ob die Krankheit mit Genesung endet oder nicht.

Der Jüngste

1

Ich weiß es, Mutter, seit langem ja:
So wie unser Jüngster stand keiner dir nah!
Ich weiß es lang' und weiß es genau,
Hier warest du schwach, du starke Frau!
Und weiß, du hattest so unrecht nicht;
Denn, hob der Junge sein braun Gesicht
Und sahst du ihm in die Augen hinein,
Da zwang es dich, auf ihn stolz zu sein:
In seinen Blicken flammte die Kraft,
Und nichts hielt die Seele in ihrer Haft,
Daß nicht davon, es verratend jach,
Ein Strahl aus seinen Blauaugen brach.
Und nun es scheiden und wandern hieß,
Und nun er weinend uns verließ,
Und immer dein Auge noch an ihm hing,
Da wußt' ich, was dir zu Scherben ging,
Und daß, was dein Herz für uns empfand,
Dein Glück auf diesem einen stand.

2

In dunkler Stube sitzen wir beisammen,
Du, meine blasse Mutter, du und ich.
Zuweilen geht fern in der Nacht ein Flammen,
Dann wieder regt der Wind am Hause sich.

Und wenn der ferne Blitz aufzuckt und schwindet,
Und wenn des Windes Raunen trifft dein Ohr,
Dann spricht dein Mund, der sonst kein Wort mehr findet,
Dann fährst du wie aus einem Traum empor.

„Jetzt ist er auf dem Meer,“ sagst du mit Zittern,
Und was du nicht sagst, sieh, das rat' ich leicht:
Den Himmel siehst du über ihm gewittern,
Des Sturmes denkst du, der sein Boot erreicht!

So ist es heut, so wird es werden morgen,
So geht vielleicht nun Tag um Tag dir hin.
Nur eines kannst du sinnen noch und sorgen:
Um ihn!

3

Heut sprach ich tröstend: Er wird wiederkommen!
Da ist dein Blick von Tränen jäh erglommen.

Und wieder sprach ich: Schon in ein paar Jahren!
Da strichst das Tuch du von den weißen Haaren.

Da hast du stumm und lang' mich angesehen,
Und, Mutter, Mutter, nun muß ich verstehen:

Du dachtest seiner Wiederkehr und sannst,
Daß du vielleicht so lang' nicht warten kannst!

Ernst Zahn



Kleinrussische Bauernhochzeit. Nach einem Gemälde von J. K. Bodarewsky



Einfahrt in einen Tunnel

Mit der Pacificbahn durch die kanadischen Felsengebirge

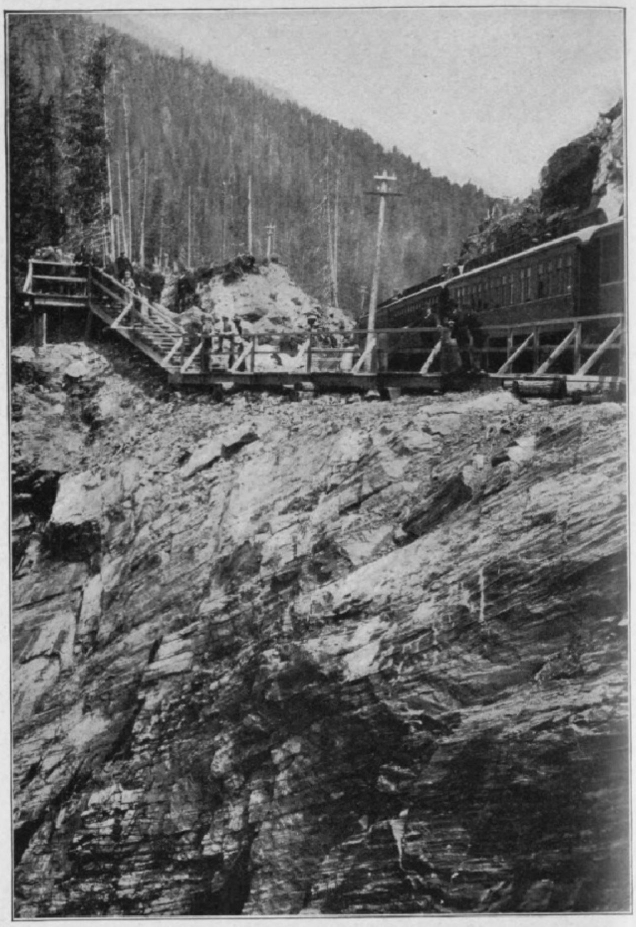
Von

Rudolf Bach-Montreal

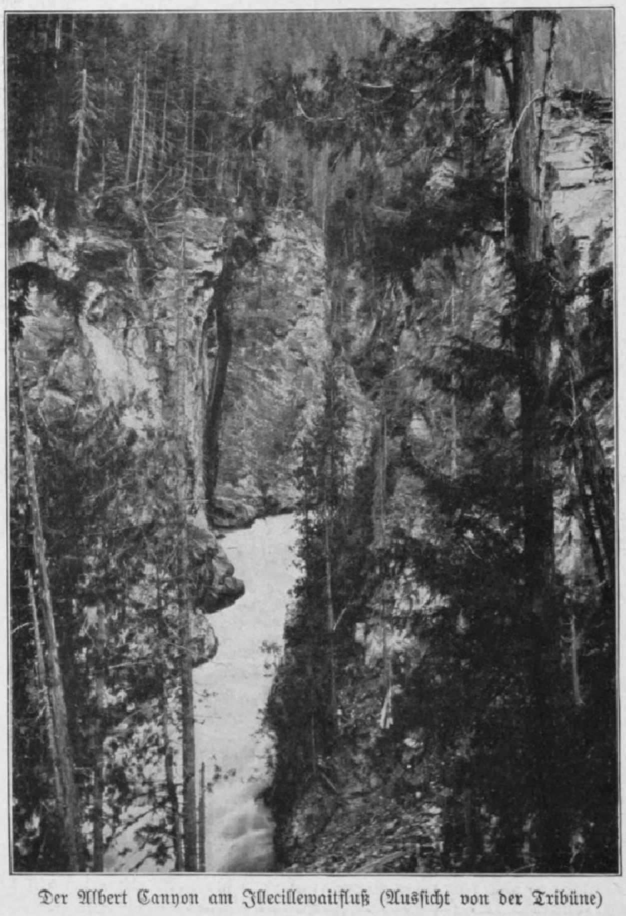
(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die kanadischen Felsengebirge, aus drei Bergketten, den eigentlichen Rocky Mountains, den Selkirk- und den Cascadegebirgen bestehend, bieten dem Reisenden eine Fülle von Naturschönheiten aller Art. An den großartigsten Gletscher- und Bergszenerien, an der stillen Einsamkeit des jungfräulichen Waldes, an dem melancholischen Zauber abgeschlossener Gebirgsseen kann sich der Tourist erfreuen, und für Ausflüge bietet sich ein ungemein großes und vielseitiges Programm. Es tut mir immer leid, daß dieses herrliche Stück Erde, das an Großartigkeit seinesgleichen auf der ganzen Welt kaum haben dürfte, so wenig von Deutschen besucht wird. Ich gönnte so gern meinen Landsleuten einen Blick in diese Wunderwelt. Die Reise durch die ganze Gegend kann ja in der denkbar komfortabelsten Weise gemacht werden; aber wie die Dinge nun einmal liegen, sind es in erster Linie amerikanische, dann auch kanadische Touristen, die einen Abstecher nach unsern Felsengebirgen machen, aber von dem großen Heer von Europäern, die Amerika alljährlich von einer Küste bis zur andern bereisen, denken nur sehr wenige an die kanadischen Berge, die in ihrer imponierenden Schönheit und Größe die amerikanischen bei weitem schlagen.

Der Reisende, der mit der Pacificbahn von Osten kommt, erreicht die Felsengebirge bei dem sogenannten „Gap“. Es ist wie eine Art von Tor oder Pforte, in die der Zug in einer Höhe von 4200 Fuß hineinfährt. Diese Einfahrt hat etwas ungeheuer Imposantes, denn



Tribüne der Pacificbahn am Albert Canyon



Der Albert Canyon am Illecillewaitfluß (Aussicht von der Tribüne)

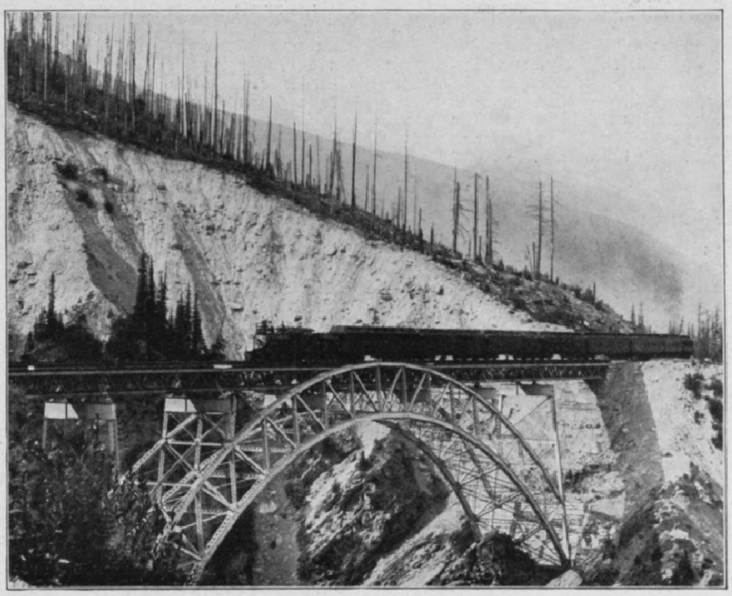
mit einem Schlage ist man plötzlich in die wildeste Felsenlandschaft versetzt; ein Berg drängt sich gewissermaßen an den andern, und mühsam bahnt sich die Bahn ihren Weg durch diese Wildnis, die in ihrem Schoße übrigens einen reichen Schatz erstklassiger Hartkohlen birgt. Die erste größere Station ist Banff, wo man meistens für ein paar Tage Station zu machen pflegt. Banff genießt als ein sehr heilkräftiges, starkes Schwefelbad einen stetig zunehmenden und wohlverdienten Ruf, außerdem aber ist seine Lage inmitten von mächtigen Bergen und Felsen, in einem riesigen Talkessel geradezu ideal schön, und jedem Besucher wird es schwer, sich von diesem Orte wieder zu trennen. Auf einem Berge liegt ein schloßähnliches Hotel, das der kanadischen Pacificbahn gehört und von dem man eine entzückende Aussicht auf das weite Gebirgspanorama sowie den unten wild dahintosenden Bowfluß genießt. Auf der Veranda dieses Hotels werden wohl auch die aus Banff datierten „Briefe, die ihn nicht erreichten“, geschrieben sein, denn der Platz mit seiner wunderbar ausdrucksvollen Umgebung hat einen ganz eignen melancholischen Reiz. In Banff befindet sich auch ein sehenswertes Museum, in dem die Flora und Fauna des etwa 5000 englische Quadratmeilen großen Nationalparkes, in dem der Badeort liegt, vorteilhaft und mannigfaltig vertreten ist. Im Parke weidet in einer größeren Einzäunung eine Herde von etwa vierzig Büffeln; das sind ungefähr die Reste einer ganzen, noch vor vierzig Jahren nach Millionen zählenden Art, die letzten Mohikaner in der Tierwelt.

Nach Banff ist Laggan wieder eine Station, die es verdient, daß man sie nicht im Fluge der Eisenbahn durcheilt. Der Platz selbst ist reich an Naturschönheiten, die Umgebung aber geradezu ein Paradies. Auf bequemem Pfade gelangt man nach dem am Luisensee im Schweizerstil erbauten Hotel, lohnende Ausflüge nach dem „See in den Wolken“, dem „Spiegel“ und „Agnessee“ (zirka 6200 Fuß hoch) und vielen andern Plätzen lassen hier ein paar Tage gar schnell verfliegen.

Nachdem Laggan verlassen ist, passiert der Eisenbahnzug in einer Höhe von 5200 Fuß einen interessanten geographischen Punkt, die „Große Wasserscheide“ (The Great Divide), wo ein etwas urwüchsiges Wahrzeichen zur allgemeinen Kenntnisnahme von der Bahn errichtet worden ist; von hier fließen zwei kleine, unbedeutende Wasserläufe, der eine findet seinen schließlichen Weg in den Columbiafluß und mit ihm in den Stillen Ozean, der andre, durch die Hudsonbai, in den Atlantischen Ozean. Von der Scheide aus geht es schnell abwärts über Field, immer aber sausen wir durch eine wilde Gebirgslandschaft, die durch viele dahinstürzende Bergflüsse, wie den Kicking Horse, belebt wird. Der niedrigste Punkt der Bahn im Gebirge wird bei Donald in einer Höhe von 2530 Fuß erreicht; hier kreuzt die Bahn den Columbiafluß und beginnt die Auffahrt auf die Selkirkberge, deren höchster Punkt bei Selkirkgipfel (4300 Fuß) erreicht wird. Auch die Selkirks bieten dem Naturfreunde eine angenehme Ueberraschung nach der andern, man sieht fast zu viel mit einem Male, um alles bei der ersten Durchfahrt in sich aufnehmen zu können. Hervorragend schön ist die Eremitenbergkette, Rogers Paß, das Illecillewaittal und dann die ausgedehnte Gletscher-

region um die Bahnstation Glacier House herum. Damit der passionierte Bergkraxler mit waghalsigen Touren auch zu seinem Rechte kommt, hat die Direktion der Bahn in Glacier House und auch in Field „echte“ Schweizerführer engagiert, die während der Sommersaison die Alpinisten auf ihren Entdeckungsfahrten begleiten und die sich großer Beliebtheit erfreuen. Die Felsengebirge Kanadas sind ja im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung, ihrem schier unermeßlich scheinenden Meer von Bergen noch wenig erforscht und begangen worden; Herr Edward Whymper, eine anerkannte Autorität und auch als „Conqueror of the Matterhorn“ viel genannt, schreibt in dieser Beziehung sehr zutreffend: „Wenn alle Bergkletterer der Welt sich heute gemeinsam an die Erforschung der kanadischen Felsengebirge machen würden, so könnte ihre Aufgabe doch nicht einmal während eines Jahrhunderts vollendet sein! Die kanadischen Felsengebirge unterscheiden sich von den Schweizer Alpen wesentlich dadurch, daß erstere mehr gleichmäßig in der Höhe sind, hier in Kanada macht ein Rundblick auf die ungeheure Menge von Bergen einen geradezu verblüffenden Eindruck, denn hier sind fünfzig Schweize in einer einzigen kanadischen Schweiz zusammengerollt. Ich glaube, daß viele Berge in den Felsengebirgen nicht besteigbar sind oder es zum mindesten heute noch scheinen, aber Tausende warten noch darauf, daß ein menschlicher Fuß sie zum ersten Male betreten soll!“

Von Glacier House weiter westwärts geht es schnell bergab, wir passieren den herrlichen Albert Canyon, dessen Anblick so imposant ist, daß die Direktion die Züge hier halten läßt, nur damit den Passagieren von einer Art Tribüne Gelegenheit geboten wird, diese wunderbare, wilde Naturschönheit besichtigen zu können. Dann geht es an dem ausgedehnten Shuswapsee entlang, über North Bend, wo sich wieder ein Hotel der Bahn befindet, durch den sich lang dahinstreckenden Fraser Canyon bis nach dem Städtchen Yale, wo die Tour durch die Gebirge zu Ende kommt; von hier aus geht die Bahn durch ebene Gegend bis zum Endpunkte Vancouver an der Pacificküste.



Expreßzug fährt über eine Brücke bei Rogers Paß

Der Fremde

Von

Carl Busse

In einer größeren Stadt Norddeutschlands lebte ein Arzt namens Bernhard Vetter. Er stand etwa in der Mitte der dreißiger Jahre, war seit einiger Zeit mit einer bescheidenen und liebenswürdigen Frau verheiratet und hatte ein Töchterchen, an dem er in seiner Art sehr hing. Die Praxis, die er sich durch eisernen Fleiß und seine nie rastende Arbeitsenergie geschaffen hatte, war eigentlich mehr aufreibend als einträglich. Denn es waren meist ärmere Leute, die seine Hilfe begehrten, oder Kassenmitglieder, die wenig einbrachten. So mußte er von früh bis spät auf dem Posten sein und meinte manchmal selber die Hetzjagd kaum noch ertragen zu können.

Schon dieser Ueberbürdung halber war jeder freundschaftlich-gesellige Verkehr ausgeschlossen. Allerdings entbehrte ihn Doktor Vetter auch nicht, denn er wußte wohl, daß ihm gerade die heitere Leichtigkeit und natürliche Gewandtheit fehlten. Eine harte, überaus ärmliche Jugend hatte unverwischbare Spuren in ihm zurückgelassen; die Hungerjahre der Universität waren dann gefolgt, und die entbehrungsreiche Zeit nach der selbständigen Niederlassung hatte sie abgelöst. An seine Braut, die ein armes Mädchen war, schrieb er vor der Hochzeit: „Ich habe in meinem ganzen Leben nur gehungert und gearbeitet, aber ich weiß, daß die Scheibe sich nun zu drehen beginnt und es besser wird.“ Er hatte einen starken Glauben an sich selbst, und weil er wußte, daß die Entbehrungen und Qualen seiner Jugend alle jene Eigenschaften, die sonst Menschen beliebt machen, zerstört oder nicht zur Entwicklung gebracht hatten, so suchte er durch Anspannung aller Kräfte wenigstens in seinem Beruf eine besondere Tüchtigkeit zu erreichen. Auch die Ehe hatte es nicht fertig gebracht, ausgleichend auf ihn einzuwirken. Denn seine Frau sah ihn eigentlich immer nur in Eile, wie er zwischen zwei Krankenbesuchen hastig ein paar Bissen zu sich nahm oder eine medizinische Zeitschrift durchblätterte. „Manchmal frag' ich mich, ob ich überhaupt verheiratet bin,“ seufzte sie wohl. Aber dafür



Tal und See der zehn Bergspitzen in den kanadischen Felsengebirgen

war sie eben die Frau eines vielbeschäftigten Arztes.

So saß sie viel allein, meist lesend oder nähend am Fenster, wo sie an dem geringen Straßenleben eine dürftige Unterhaltung fand.

„Endlich ist nun auch die Wohnung drüben vermietet," sagte sie eines Mittags. „Die leeren Fenster waren scheußlich."

„Weil es nichts zu beobachten gab? Du bist drollig. Wer ist denn eingezogen?"

„Ein einzelner Herr, scheint es. Ein Junggeselle oder Witwer. Er hat ja auch nur zwei Stuben und Küche."

„So, so. Dann verlieb dich nur nicht."

Er war ans Fenster getreten und streifte mit einem Blicke das gegenüberliegende Haus. Es war das älteste der Straße, niedrig, grau, grämlich, ein wenig verfallen stand es zwischen den neueren Bauten. Die Hälfte des Parterres war mehrere Monate unbewohnt gewesen. Jetzt hingen dort großblumige, etwas altmodische Gardinen. Zwischen ihnen tauchte gerade jetzt ein Männerkopf auf.

Der Arzt trat unwillkürlich zurück und blickte schärfer hinüber.

„Ist das der neue Mieter da? Er sieht putzig aus. Auf der Straße ist er mir schon aufgefallen."

„Ja," erwiderte die Frau, „es wird wohl ein kleiner Rentier sein oder ein pensionierter Beamter." Und nach einer Pause: „Auffallend find' ich ihn übrigens nicht." —

Tags darauf — es gab Fisch, und dabei ward Bernhard Vetter stets etwas nervös, weil die Gräten ihn zwangen, langsamer zu essen — schob er den Teller zurück und sagte:

„Mit unserm Visavis schein' ich Glück zu haben. Muß ein eifriger Spaziergänger sein. Heut vormittag hab' ich den guten Mann zweimal getroffen. Uebrigens hat er mich merkwürdig fixiert. Wir müssen uns also wohl gegenseitig auffallen."

Seine Frau lachte. „Wahrscheinlich hat er dich hier schon am Fenster gesehen und auf der Straße wiedererkannt."

„Das wird es wohl sein. — Mahlzeit, mein Kind."

Er erhob sich, um vor der nachmittäglichen Sprechstunde noch einen Besuch bei einem Schwerkranken zu machen. Als er in seinem raschen Gange ein paar Straßen durchschritten hatte, ganz von beruflichen Gedanken in Anspruch genommen, so daß er sogar ein paar ihm geltende Grüße übersah, hob er plötzlich ohne rechten Grund den Kopf und sah sich um. Es war ganz wider seine sonstige Gewohnheit, aber es war, als müsse er es tun. Sein Blick traf nichts Besonderes, doch während er, über sich selbst verwundert, das Haupt schon wieder wandte, bemerkte er auf dem jenseitigen Trottoir in einiger Entfernung den Fremden, der ihm gegenüber gemietet hatte. Er fühlte und wußte auch sofort, daß kein andrer es gewesen war, der ihn fixiert hatte. Er wußte es sofort, obwohl der Fremde jetzt die Blicke auf den Boden heftete oder sie achtlos über die Schauläden streifen ließ.

‚Komischer Heiliger,' dachte Bernhard Vetter. Er fand seinen Kranken, wie er es erwartet hatte, saß zehn Minuten bei ihm und ging dann wieder zurück.

Diesmal drehte er sich nach einiger Zeit mit Absicht um. Und was er sah, überraschte ihn kaum mehr. Ruhig und in würdevoller Haltung schritt auf dem jenseitigen Trottoir, in einem Abstande von etwa zwanzig Metern, der Fremde. Ist das auch diesmal wieder Zufall, oder was will der Mann von mir? fragte sich der Arzt. Das beste war, sich gar nicht um ihn zu kümmern. Aber er konnte doch seine Gedanken nicht mehr so ruhig sammeln. Durch rasche Seitenblicke überzeugte er sich, daß der Fremde auch weiterhin genau den gleichen Weg einschlug wie er selber. Er machte sich klar, daß es schließlich kein Wunder sei. Sie wohnten ja doch in derselben Straße. Immerhin beschäftigte es ihn. Und er wartete extra an seiner Haustür noch einen Moment, um den andern genauer in Augenschein nehmen zu können. Er stellte fest, daß es ein Herr war von ungewissem Alter. Zu einer hohen Gestalt hatte er einen sehr kleinen Kopf, fast einen Vogelkopf, der jünger erschien, als der weiße Schnurrbart vermuten ließ. Der Herr trug eine schwarze steife Halsbinde und schwarze Glacés. Er ging ein wenig nach vorn gebeugt, mit etwas automatischer Bewegung, wie aufgezogen. Dabei mit großer, gleichsam unerschütterlicher Ruhe.

Das Wartezimmer war schon besetzt, und Bernhard Vetter begann mit der Abfertigung der Besucher. Aber während er den ersten ausfragte und sich seine Leidensgeschichte erzählen ließ, ertappte er sich mit einem Male auf einer Unaufmerksamkeit. Seine Gedanken waren plötzlich nach drüben geschweift, zu dem Fremden. Er erinnerte sich genau, daß ihm gestern eine gewisse Starrheit in den Augen des Mannes aufgefallen war. Ueber sich selbst unwillig schüttelte er den Kopf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas verscheuchen, und widmete sich dann ganz und ausschließlich seinen Kranken.

Abends ward er wie gewöhnlich mehrfach verlangt. Er blickte auf der Straße hinter sich, aber es war niemand da. Das beruhigte ihn ordentlich. Er mußte über sich selber lächeln. Als er den letzten Besuch gemacht hatte und aus dem Hause trat, einer großen Mietskaserne, fühlte er das Bedürfnis zu rauchen. Er zündete sich also eine Zigarre an und warf das noch brennende, im Luftzug flackernde Streichholz seitwärts über die Bordschwelle auf die Straße. Dabei sah er ihn — den Fremden. Genau wie vormittags und nachmittags kam er das jenseitige Trottoir entlang.

Die Zigarre schmeckte dem Arzt nicht mehr. Er ging weiter. Aber er ging nicht nach Hause. Er wollte doch wirklich einmal feststellen, ob ein kaum noch möglicher Zufall hier vorlag oder Absicht. So wählte er denn einen Umweg, der ihn durch die verschiedensten Gassen führte. Doch mit den ein wenig automatischen Bewegungen schritt auch der Fremde durch diese Gassen — immer auf dem jenseitigen Trottoir, immer in einem ziemlichen Abstand, immer in gleichgültiger Ruhe und ohne scheinbar von dem Arzte Notiz zu nehmen. Dem ward es allmählich zu bunt. Er fühlte, wie eine seltsame Unruhe in ihm wuchs. Was hieß das alles? Was wollte der Mann von ihm? Warum verfolgte er ihn? Einen Augenblick dachte er daran, geradeswegs auf den Menschen zuzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Aber er entschloß sich, vorläufig noch abzuwarten, warf die Zigarre fort und eilte, ohne auf seinen Trabanten weiter zu achten, nach Hause.

Der jungen Frau fiel am nächsten Tage das Benehmen ihres Mannes auf. Er war früher als sonst zu Tisch nach Hause gekommen und las nur zerstreut eine Fachzeitschrift durch. Dann warf er sie ganz beiseite und saß untätig, aber wie von geheimer Unruhe gefoltert, da. Sie ging hin und her, um die letzten Anordnungen zum Mittagsmahl zu treffen, warf dazwischen aber immer einen erstaunten Seitenblick auf ihren Gatten.

„Hast du Aerger gehabt?" fragte sie ganz nebenbei.

„Ach, Unsinn," erwiderte er. „Oder meinst du, weil ich hier mal ruhig sitze? Ich kann mich wohl auch mal ausruhen, dächt' ich."

„Gott, natürlich!" gab sie erschrocken zurück. „So meint' ich's doch nicht. Du solltest überhaupt mal ausspannen. Wer so arbeitet, muß ja nervös werden."

Er zuckte nur die Achseln und nahm die Zeitschrift von neuem vor.

Das Essen verlief ziemlich eintönig. Die junge Frau wagte nicht, bei der gereizten Stimmung ihres Mannes ein Thema anzuschneiden. Sie nötigte nicht einmal, als er wenig aß und das meiste zurückschob.

„Wie heißt denn der Kerl eigentlich?" fragte er plötzlich.

„Na, der neue Mieter natürlich," fügte er erläuternd hinzu, als er ihren verständnislosen Blick sah.

Sie wußte es nicht.

„Uebrigens bin ich auch gar nicht neugierig darauf," schloß er.

Wieder vergingen einige Tage. Bernhard Vetter wurde darin ein ganz andrer, als er gewesen war. Er konnte einfach nicht mehr arbeiten. Er saß am liebsten untätig im Zimmer. In alle seine Gedanken schob sich der Fremde. Es war gar kein Zweifel mehr möglich, daß sich dieser Mensch mit voller Absicht an seine Sohlen heftete. Er traf ihn überall, er hatte überall den stummen, seiner gar nicht achtenden und ihn doch unabläſſig verfolgenden Begleiter hinter sich. Allmählich wurde das zum Verrücktwerden! Immer sich den Schädel zermartern: Was will der Mann? Immer mit dem Bewußtsein herumzulaufen: hinter dir geht jemand ohne erkennbaren Grund wie ein Schatten drein — das hielt ja kein Pferd aus. Der Arzt fühlte, wie seine Unruhe und Nervosität sich allmählich so steigerten, daß es selbst den Kranken auffiel. Er fühlte, daß er der Sache ein Ende machen mußte. Und eines Morgens nahm er sich vor, den Fremden, koste es, was es wolle, zu stellen.

Er tat es. Aber schon als er auf ihn zuging, hatte er die dumpfe Empfindung, daß er sich nur blamieren würde. Doch einerlei — zurück konnte und wollte er nicht. Er lüftete also den Hut, stellte sich kurz vor und sagte: „Ich glaube bemerkt zu haben, mein Herr, daß Sie mir seit geraumer Zeit auf allen Gängen folgen. Ich kann mich gar nicht irren und bitte also, nicht erst es abzustreiten. Wollen Sie mir also erklären, ob Sie irgend etwas von mir wünschen? Dann bitte! Andernfalls muß ich doch dringend ersuchen, von dieser merkwürdigen Verfolgung abzustehen."

Der Fremde hörte ihm zu. Er war größer als Doktor Vetter und sah ihn mit den schwarzen, wie leblosen und etwas starren Augen kalt und unverrückt an. Darauf erwiderte er mit einer kalten, ruhigen, etwas eintönigen Stimme: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, habe Sie nie belästigt und benutze im übrigen die Straßen, wie es mir gefällt. Ich habe die Ehre!"

Er nahm, auch hier wieder etwas automatisch, den Hut ab und ging. Doktor Vetter murmelte ein paar unverständliche Worte, wurde rot und schlug hastig die entgegengesetzte Richtung ein. Nicht die Worte, die der Mann gesprochen, hatten ihn unsicher gemacht, sondern die starren Augen, die ihn unverrückt angeschaut, ihn gleichzeitig gereizt und gelähmt hatten. Irgendeine Aufklärung hatte er nicht bekommen. Aber vielleicht wirkte sein Vorgehen nach, und der Fremde verschwand von seinen Wegen. Wie es auch kommen mochte: er beschloß, nötigenfalls seine ganze vielbewunderte Energie darauf zu konzentrieren, diesen Menschen einfach zu übersehen.

Nur zu bald jedoch mußte er die Erfahrung machen, daß in dieser Hinsicht seine berühmte Energie völlig versagte. Wohl konnte er sich dazu zwingen, immer nur starr geradeaus zu schauen, aber nicht ebenso wie den Blick konnt' er die Gedanken zwingen. Er machte verzweifelte Anstrengungen. Er stellte sich unterwegs ein Thema, er zählte die Menschen, die ihm entgegenkamen, er rechnete mit größeren Zahlen und jagte seine Gedanken auf diese Weise unabläſſig ganz bestimmten Zielen zu, daß sie seitlings nicht ausbrechen konnten. Aber gefürchtet hinter allem stand doch immer das, was er dem Auge nicht zu sehen, dem Geiste sich nicht vorzustellen erlaubte, und sowie er, müde der Qual und der ewigen Spannung, die Gedanken einmal freiließ, stürmten sie alle wie Pferde, die der Peitsche des Bändigers entflohen sind, auf dies eine, Unheimliche zu, und jeder sagte: Hinter dir geht ruhig, automatisch, etwas vorgebeugt ein Mann mit schwarzer Halsbinde und schwarzen Glacés; er geht jede Straße, die du gehst, er heftet sich an deine Fersen, er drängt sich in dein Denken, er martert dich, er ruiniert dich.

Manchmal, in seinem Zimmer, lachte der Arzt gell auf. Ruinieren? Kann denn ein beliebiger Mensch einen andern dadurch ruinieren, daß er ewig hinter ihm hergeht? Eine verrücktere Idee gab es doch nicht. Es war ja alles Unsinn. Aber, Herrgott, was wollte der Mensch von ihm? Weshalb trieb er dies unheimliche Spiel?

Doktor Vetter hielt die Anstrengung, den Geist immer und ewig abzulenken, auf die Dauer nicht aus. Dabei ward er, wie er sich selbst gestand, noch nervöser, als wenn er den Dingen ihren Lauf ließ. Seine Widerstandskraft ward mürbe. Eines Tages sah er sich doch wieder um; und er sah den Fremden wie immer auf dem jenseitigen Trottoir in etwa zwanzig Meter Abstand. Er gab sich keine Mühe mehr, seine Gedanken auf andres zu dressieren. Die kreisten nun ewig um den einen Punkt: was will der Mensch?

Das merkwürdigste aber war dies, daß der Arzt sich fast noch unheimlicher fühlte, wenn sein Trabant einmal fehlte. Dann suchte er ihn an jeder Ecke, dann hatte er eine dumpfe, schwere Angst, als plane der Fremde etwa noch andres, Schlimmeres gegen ihn. Er faßte sich manchmal selber an den Kopf: Was geht denn mit mir vor? Ich bin doch nicht geisteskrank, ich bilde mir doch nicht ein, daß dieser Mann mich verfolgt, sondern er verfolgt mich doch wirklich!

Gerade in dieser Zeit herrschte die Diphtheritis stark in der Stadt, und Kindersärge über Kindersärge wurden hinausgeschafft. Doktor Vetter erlebte es jetzt, was er ersehnt hatte, daß auch viele wohlhabendere Leute ihn zu sich bitten ließen, damit seine ärztliche Kunst ihre Lieblinge rette. Aber während er dem Rufe folgte, während er sich sagte, daß sein rastloser Fleiß nun mehr und mehr goldene Früchte tragen würde, fühlte er in Furcht und Entsetzen, wie seine einstige Kraft und Klarheit langsam sich schwächten. Der Gedanke an seinen unheimlichen Verfolger zerstörte alles andre, wie ein Giftpilz wohl alles Leben in seiner Umgebung tötet. Er hatte nicht mehr die Konzentrationsfähigkeit; am Krankenbett während der Entscheidungsstunden, bei operativen Eingriffen, bei Besprechungen mit Kollegen, bei angstvollem Fragen der Eltern

und Verwandten des Kranken stand plötzlich das Bild des Fremden vor ihm, sah ihn mit den kalten, starren, wie leblosen Augen eigentümlich an, lähmte ihn, bannte seine ganze Aufmerksamkeit, machte ihn unsicher. Es kam vor, daß er zehn Fragen, die man an ihn stellte, ruhig und bestimmt wie früher beantwortete, daß sich aber vor die elfte Frage die andre, unerklärliche schob: Was will dieser Mensch, und warum hat er unter Tausenden gerade dich herausgesucht? — Dann war es vorbei. Er stotterte, wurde verlegen, vermochte dem Patienten kein Vertrauen mehr einzuflößen und wußte keine Antwort mehr. „Sind Sie krank?“ hatte ihn ein Kollege mal gefragt. Er hatte es lebhaft bestritten. Aber er fühlte dumpf, wie diese Ansicht, daß er wohl krank sei, auch von andern geteilt ward, wie man ihn weniger holte, wie selbst alte Klienten sich von ihm abwandten. Und der furchtbare Gedanke kam ihm, daß so sein ganzes Lebenswerk scheitern könne — nur dieses einen Menschen wegen. Seine Gereiztheit ward Verzweiflung. Als er wieder einst in einem vornehmen Hause mitten in der Untersuchung von dem einen bohrenden, quälenden Gedanken befallen wurde, als er sich gerade noch zwingen konnte, die begonnene Untersuchung zu Ende zu führen und ein paar Fragen zu beantworten, alles unsicher, fahrig, ohne überzeugende Kraft, und als er sich dann, während er die läuferbelegten Treppen hinunterschritt, selber sagte und sagen mußte, daß man hier nach seinen Diensten schwerlich noch jemals verlangen würde — da schüttelte es ihn plötzlich. Sein Gesicht verzerrte sich. Er lehnte sich ans Geländer, als wär' er betrunken. Und eine fürchterliche Wut packte ihn gegen den Fremden, den Teufel, der ihn systematisch, Schritt für Schritt, in Elend und Verzweiflung hineintrieb.

Fast in Sprüngen, mehrere Stufen auf einmal nehmend, lief er die Treppe hinab; er kam auf die Straße. Niemand zu sehen. Aber fünf Minuten später fühlte er deutlich — sein Trabant war hinter ihm. Da raubte ihm die Wut halb die Besinnung. Er sprang auf ihn zu, packte ihn vorn am Rock, schüttelte ihn und schrie: „Herr, warum verfolgen Sie mich? Ich lasse Sie einsperren, ich schlag' Sie tot ... Sie Schurke, Sie!“ Heiser, verzweifelt seine Stimme. Sie überschlug sich.

Im Handumdrehen hatte sich ein größerer Kreis um die beiden gebildet.

„Lassen Sie mich los!“ sagte der Fremde mit seiner kalten, auch jetzt gar nicht erregten Stimme. Mit hartem Spott schienen die starren Augen auf den Angreifer herabzusehen. Unwillkürlich ließ Doktor Vetter die Hände sinken. „Vor Gericht werden wir uns weiter sprechen. Hier sind Herrschaften, die gewiß dafür zeugen werden, daß Sie mich grundlos bedroht und beleidigt haben.“

„Gut!“ stieß der Arzt hervor. Er hatte auch jetzt wieder das Gefühl, als ob nicht der andre, sondern er eine Niederlage davongetragen hätte. In ohnmächtiger Wut ballte er die Hände. Er machte an diesem Tage keine Besuche mehr. In völliger Abgespanntheit und Ermattung saß er da. Seine Frau brachte ihm das Töchterchen, das er so liebte. Er wollt' es nicht sehen. Auch nachts lag er wach, obwohl er todmüde, zerschlagen und zermürbt war.

Der Gerichtsverhandlung wohnten im Zuschauerraum einige Aerzte bei. In ihrer Not und Herzensangst hatte sich auch die Frau des Beklagten eingefunden. Kläger war der im Alter von fünfundfünfzig Jahren stehende, noch nicht vorbestrafte Rentier Otto Schubrink. Er erzählte den Sachverhalt, den Doktor Vetter als richtig anerkannte. Auf die Vernehmung der Zeugen konnte also verzichtet werden.

Als der Richter fragte, was der Beklagte, der doch ein gebildeter Mensch sei, zu seiner Entschuldigung anzuführen hätte, blieb es einen Augenblick still. Dann sprach der Arzt. Er hatte sich viele Tage hindurch Wort für Wort, das er reden wollte, zurechtgelegt und eingeprägt, aber wie Spreu, in die der Wind fährt, wirbelte ihm jetzt alles durcheinander. Unter dem Einfluß der Nähe dieses Menschen, unter dem lastenden Blick der Augen, der auch jetzt halb aufregend, halb lähmend auf ihn einwirkte, rang er vergeblich danach, sich zu konzentrieren. Er litt bei dem, was er erzählte; er fühlte zum dritten Male ganz deutlich, daß er auch hier wieder der Besiegte sein würde. Mühsam stellte er Satz neben Satz. Wie er es erst für Zufall gehalten hätte, daß dieser Herr da stets auf seinen Wegen gewesen wäre; wie er sich überzeugt hätte, daß da Absicht vorliege; wie diese beständige Verfolgung ihn gereizt, nervös gemacht, gequält habe; wie er den Herrn ohne Ergebnis zur Rede gestellt hätte; wie die Frage, was der Mensch eigentlich bezwecke und von ihm wolle, ganz von ihm Besitz genommen habe, wie er selber und seine Praxis darunter litten, wie sein Peiniger ohne jeden erkennbaren Grund, aber systematisch ihn der Verzweiflung und dem Ruin entgegentreibe. Wie ein unterdrückter Schrei klang das letzte. Unter den Aerzten im Zuschauerraum machte sich eine Bewegung geltend; leichenblaß saß die junge Frau da. Und aller Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kläger, der unbeweglich zugehört hatte, und auf die Frage, was er zu erwidern habe, mit der kalten, ruhigen Stimme sagte:

„Ich bezahle meine Steuern wie jeder andre und kann deshalb auch die dem Verkehr dienenden Straßen nach meinem Belieben benutzen. Da ich zufällig dem Beklagten gegenüber wohne, ist es leicht erklärlich, daß er mich oft sieht und daß die gleichen Straßenzüge von uns, wie von tausend andern Leuten, begangen werden. Ich bin ferner aus bestimmten Gründen ein eifriger Spaziergänger. Ich stehe um acht Uhr morgens auf, halte mich bis zehn Uhr zu Hause und trete dann meine Wege an. Zufällig hat der Beklagte bis zehn Uhr Sprechstunde, um dann gleichfalls auszugehen. Nachmittags ist es ähnlich. Uebrigens bitte ich den Beklagten zu fragen, ob ich ihn jemals, sei es durch auffälliges Fixieren oder durch Anstoßen oder durch Worte oder durch Nebenhergehen, belästigt habe.“

„Nein, nein, nein,“ rief Doktor Vetter dazwischen. „Das ist es ja gerade ... immer war er auf dem andern Trottoir, immer in großem Abstand, immer ...“

Und plötzlich fiel ihm etwas ein. „Der Herr hat mich doch einmal scharf und auffällig fixiert. Und zwar gleich, nachdem er hier eingezogen war.“



Blick von der Hotelterrasse auf den Luisensee bei Laggan in den kanadischen Felsengebirgen

„Ich gebe das zu,“ sprach der Kläger, ohne die Stimme zu erheben. „Aber auch das hat seine einfache Erklärung. Sehen Sie, meine Herren, ich hatte in D. ein blühendes Geschäft und einen Sohn, der meine ganze Freude und Hoffnung war. Er vergalt mir meine Liebe hundertfach, war durch reiche Talente allen seinen Altersgenossen voraus und ward als mein ein und alles von mir gehütet. Eines Tages erkrankte er, und ich rief in meiner Angst einen Arzt herbei, der sich seit einigen Jahren in D. niedergelassen hatte und mir wegen seiner Strebsamkeit und Tüchtigkeit empfohlen ward. Sei es, daß er nun die Krankheit meines Sohnes nicht richtig erkannt, sei es, daß er etwas versäumt hat — kurz, die verhältnismäßig harmlose Krankheit ward ernster und führte zum Tode. Seitdem war ich ruhelos. Es litt mich nicht länger in D., ich verkaufte mein Geschäft und zog hierher. Aber da ich Ablenkung brauche, um nicht ganz in meine trüben Erinnerungen zu versinken, anderseits jedoch keinen Verkehr wünsche und ertragen kann, so mische ich mich unter die Menschen, gehe in den Straßen spazieren, und es kommt wohl auch vor, daß ich irgendeinem Menschen grund- und zwecklos folge, da es ja egal ist, wohin ich gehe. Das ist, da ich es völlig unauffällig tue und niemand belästige, schließlich auch mein gutes Recht. Und was den Beklagten betrifft, so habe ich ihn allerdings ein einziges Mal schärfer fixiert. Er fiel mir auf, weil er dem Arzte ähnlich sieht, der meinen Sohn behandelt hat.“

Der Sachverhalt war so klar, daß für die oratorischen Leistungen der Rechtsbeistände nicht mehr viel Raum blieb. Nur der Anwalt Doktor Vetters fesselte die Aufmerksamkeit durch eine kleine Geschichte, die er erzählte. Er griff auf eine Aeußerung seines Kollegen zurück, der angedeutet hatte, daß der Arzt wahrscheinlich stark überreizt sei. Er erkannte das an, aber meinte, diese Ueberreizung sei erst durch das merkwürdige und verwirrende Benehmen des Klägers hervorgerufen worden. Er könne sich psychologisch sehr gut vorstellen, daß man durch systematische Verfolgung einen Menschen zur Verzweiflung treiben könnte.

„In meiner Kindheit,“ erzählte er, „passierte folgendes: Ein Schulinspektor, der früher Pfarrer gewesen war und als glänzender Redner ausnahmsweise noch manchmal die Kanzel bestieg, wettete in der Weinlaune mit einem Baumeister, daß nichts und niemand ihn aus dem Text zu bringen vermöchte. Der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, begann er vor der versammelten Gemeinde seine Rede. Aber wie er auch ausspähte, es ereignete sich gar nichts. Das verwunderte ihn schon, und die ständige Erwartung machte ihn viel unruhiger, als wenn eine Störung erfolgt wäre. Plötzlich sah er, wie sich weit von ihm ein Zeigefinger in die Luft hob, dessen Besitzer nicht zu sehen war, und langsam, wie leise drohend, von rechts nach links, von links nach rechts ging . . . langsam, unabläßig. Der Redner mußte fast lächeln, daß jemand glauben konnte, ihm durch solche Harmlosigkeit das Konzept zu verderben. Er sprach sogar besser weiter. Aber allmählich, als der Finger ohne Beschleunigung, doch auch ohne Aufenthalt immer weiter so hin und her ging, ward der Redner doch wieder unsicher. Der Finger in seiner Bewegung erzwang sich seine Aufmerksamkeit; er konnte den Kopf zehnmal nach der andern Seite drehen, er sah doch wieder hin. Er sagte sich, daß dies doch läppisch und unsinnig sei, aber der langsam von rechts nach links, von links nach rechts gehende Finger hielt ihn fest, lenkte ihn ab, bohrte sich in seine Gedanken. Er versprach sich ein paarmal, korrigierte sich, wurde dadurch, weil es ihm nie passierte, verlegen, verlor schließlich den Faden und schloß, um nicht stecken zu bleiben, viel schneller, als beabsichtigt war.“

Von dieser kleinen und wirklich passierten Geschichte ging der Rechtsanwalt aus, um die Angaben seines Klienten begreiflicher zu machen. Ebensowenig wie der Redner durch irgendeine gröbere Störung, eine direkte Unterbrechung und dergleichen fassungslos geworden wäre, ebensowenig der Arzt, wenn der Kläger ihn etwa grob angerempelt oder ihn täglich fixiert hätte. Aber gerade dies, was man nicht fassen könne, diese heimlich-unheimliche Verfolgung aus der Ferne, mache einen schließlich mürbe, nervös und aufgeregt. Es läge hier ein seltener und interessanter Fall vor, bei dem doch alle Umstände berücksichtigt werden müßten.

Der Effekt war, daß Doktor Vetter unter Zubilligung mildernder Umstände zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Er hatte es gewußt, und es war auch gar nicht anders möglich: er war wieder der Besiegte.

Die ganz verzweifelte junge Frau sprach noch an demselben Tage mit einem Kollegen ihres Mannes.



Sächsischer Infanterist von 1810. Studie von R. Trache

Der verhielt sich freundschaftlich reserviert und faßte das, was er zu raten hatte, in die Worte zusammen: „Es steht nun einmal fest, daß der betreffende Herr, der Kläger, einen aufreizenden Einfluß auf Ihren Herrn Gemahl ausübt. Es heißt also, das tatsächliche oder angenommene ursächliche Moment zu beseitigen. Da der betreffende Herr wahrscheinlich nicht daran denken wird, Ihres Gemahls wegen Stadt und Wohnung zu räumen, so müssen Sie es eben tun. Gehen Sie für einige Zeit mit Ihrem Gatten auf Reisen — irgendwohin —, dann wird sich hoffentlich alles wieder einrenken.“

So vorsichtig als möglich versuchte sie, ihrem Manne dieses Rezept als eigne Weisheit aufzuhängen. Aber er sah sie mißtrauisch an.

Da wurde sie rot und rückte mit der Wahrheit heraus Doktor Vetter nickte ein paarmal. Dann lachte er kurz auf.

„Verreisen — verreisen! Damit sich inzwischen die Herren Kollegen in meine Praxis teilen. Nein, mein Kind, den Gefallen tu' ich ihnen nicht.“

Aber er versprach zuletzt, mit einem andern Arzt, den er schätzte, zu reden. Er tat es und erzählte alles ganz genau. Plötzlich brach er ab. Er hatte einen forschenden Blick des Kollegen aufgefangen. „Ja so,“ sagte er und fuhr sich mit dem Zeigefinger in den Kragen, als wär' ihm der Kragen zu eng und als müsse er sich Luft schaffen. „So, so . . . darauf bin ich noch gar nicht gekommen.“

Und achselzuckend: „Ich brauch' dann gar nicht mehr zu reden. Sie meinen ganz einfach, daß ich verrückt sei . . . so ein kleiner, niedlicher Verfolgungswahn. Die Diagnose stimmt ja famos: Ueberanstrengung, nervöse Gereiztheit, halte mich für verfolgt, behaupte, daß der Mensch meine Praxis untergräbt, kann irgendwelche Gründe für sein Vorgehen nicht anführen, beleidige ihn und greife ihn fast tätlich an — was braucht es mehr? Na ja — ich selber an Ihrer Stelle würde wohl ähnliches denken. Ich kann Ihnen sogar noch mehr verraten: Auch das merkwürdige Sichunheimlichfühlen stellt sich manchmal bei mir ein — gerade dann, wenn mich der Kerl mal nicht verfolgt. Ergo ist alles klar — nicht?“

Der Kollege wollt' ihn beruhigen und widerstritt. Aber Doktor Vetter schüttelte den Kopf.

„Ich könnt' Ihnen hundert Eide schwören — Sie glaubten mir doch nicht. Ich leide durchaus nicht an Verfolgungswahn; ich habe durchaus keine Halluzinationen. Ich bilde mir nicht ein, daß ich verfolgt werde, sondern stelle es täglich fest. Also verrückt bin ich nicht. Noch nicht.“

Und plötzlich blieb er stehen. Sein Gesicht verzerrte sich. Leise, mit entsetzlicher Angst in der Stimme sprach er:

„Aber wenn das so weitergeht, könnt' ich es werden.“

Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich, ohne sich auf Weiteres einzulassen.

Von nun an quälte ihn zu allem andern noch der Gedanke, daß die Leute ihn für geisteskrank halten könnten. Jede Miene, jedes Wort seiner Frau prüfte er daraufhin. Sein Mißtrauen steigerte sich. Es kam dazu, daß die Zeitungen die Gerichtsverhandlung, die ihnen interessant schien, gebracht hatten. Viele von Doktor Vetters alten Patienten lasen sie, es fiel ihnen nachträglich manches Merkwürdige in dem Verhalten ihres Arztes auf, sie schüttelten den Kopf und kamen vorsichtshalber nicht wieder. So verringerte sich die Praxis von Tag zu Tag.

Und immer, auch jetzt noch, hinter ihm der Fremde, immer auf dem jenseitigen Trottoir, immer in schwarzer Halsbinde und schwarzen Glacés, immer wie eine aufgezogene Maschine sich bewegend, regelmäßig und gefühllos . . .

Etwa vierzehn Tage später durcheilte die Stadt das Gerücht von einem Mord auf offener Straße. Es wurde sofort dementiert. Richtig war nur, daß der praktische Arzt Doktor Vetter in einem offenbaren Anfall von Geistesgestörtheit zwei Revolverschüsse auf den ruhig seines Weges gehenden Rentier Otto Schubrink abgefeuert hatte — glücklicherweise ohne zu treffen. Der Arzt wurde in Haft genommen und, da Verfolgungswahn konstatiert wurde, sofort in eine Irrenanstalt überführt.

Den Fremden sah man noch mehrere Tage durch die Straßen gehen. Der Rechtsanwalt, der Doktor Vetter seinerzeit verteidigt hatte, machte einen Freund auf ihn aufmerksam. Unruhig, als fehlte ihm irgend etwas, mit suchenden, umherirrenden Augen streifte der Rentier durch die Stadt, gleichsam halt- und ziellos. Der Rechtsanwalt, den er schärfer fixiert hatte, drehte sich noch einmal nach ihm um. „Wie ein Geisteskranker,“ sagte er zu seinem Begleiter.

Bald darauf war der Fremde abgereist. Die Fenster der Wohnung, in der er gehaust hatte, waren wieder ohne Gardinen.

Uebrigens glauben die Anstaltsärzte, nach einer Zeitungsmeldung, Doktor Vetter retten zu können. Man hält es sogar nicht für ausgeschlossen, daß er seine berufliche Tätigkeit bald wieder aufnehmen kann — allerdings nicht in seinem bisherigen Wirkungskreise, sondern an einem andern, freundlichen Orte.



Ankunft der Verwundeten vor dem Feldlazarett



Dr. von Oettingen sucht die Schwerverwundeten zur Operation aus

Die livländische Feldlazarettabteilung in Mukden

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wir haben in Nr. 25 unsrer Zeitschrift eine kurze Schilderung der Erlebnisse des livländischen Feldlazaretts gegeben, das unter der Leitung von Dr. von Oettingen-Steglitz im fernen Osten tätig war. Es wird unsre Leser gewiß interessieren, zu erfahren, wie es den Wackeren im Verlauf der großen Schlacht von Mukden ergangen ist. Die folgende Schilderung ist zum großen Teil Briefen der Beteiligten selbst entnommen. Als die nach Mukden abgezweigte chirurgische Abteilung des livländischen Feldlazaretts wegen Verzögerung der Entscheidungskämpfe im Februar nach Eho, dem Stationsort des Hauptlazaretts, zurückbeordert wurde, entschlossen sich Dr. von Oettingen und seine Gattin, nicht dahin zu folgen, sondern der Liebesaufgabe des Roten Kreuzes gemäß auf dem wichtigen Vertrauensposten bis zum letztmöglichen Augenblicke auszuharren. In der zehntägigen Mukdenschlacht sollten sie schweren, aber großen, unvergeßlichen Tagen entgegengehen. Von Stunde zu Stunde wuchs die Masse der Verwundetentransporte nach dem Sortierungspunkt, die Anstrengung ihrer Arbeit überstieg alle Kräfte. Um für den Fall der Gefahr, wo Dr. von Oettingen durch die Sorge um das Lazarett voll beansprucht sein werde, wenigstens seine Gattin vor Gefangennahme durch die Japaner oder gar Bedrohung durch verzweifelte Chinesen und räuberische Tungusen zu sichern, hatte zwar der ihnen befreundete preußische Attaché Major von Tettau in ihrer Erdhütte mit Wohnung genommen; am 7. März schrieb er an die Eltern der Frau von Oettingen noch die beruhigende Nachricht, der Tag sei für die Russen günstig verlaufen, sie hofften, das Schlachtfeld zu behaupten. Allein der 8. März brachte bereits die tragische Wendung. Ein entsetzlicher Staubsturm, ein wahrer Höllentag lähmte die Russen in jeder Operation, während ihn die Japaner so erfolgreich benutzen konnten, daß der Rückzug schon am Abend des 8. März beschlossene Sache war. Am Vormittag des 9. März erhielt der Sortierungspunkt den Befehl, wenigstens alle verwundeten Offiziere fortzuschaffen, am Nachmittag die weitere Anordnung, alle Schwestern müßten fort, der Sortierungspunkt solle aber noch bleiben. Grauenerregende Szenen spielten sich nun ab; von Oettingen und seine Frau waren in fieberhafter Tätigkeit, bis am Abend Baron von Tettau jedem Zweifel und Zögern durch die Warnung ein Ziel setzte, sich mit dem Nötigsten sofort zu flüchten, da nur noch ein Zug nach Norden abgelassen werden könne. Um Mitternacht verließ der Zug die alte Kaiserstadt und erreichte in rasender Fahrt an brennenden Dörfern vorüber, begleitet vom Donner der Geschütze, früh 7 Uhr Tieling. Auch dort war keines Bleibens; man erwartete nur Baron von Tettau, der beinahe den Tungusen in die Hände gefallen wäre, und fuhr abends nach Guntschulin und später nach Charbin.



1. Pastor Juckum; 2. Pastor Clumig; 3. Korrespondent von Schwartz; 4. Major von Tettau; 5. Dr. Kymmel; 6. Frau Dr. von Oettingen; 7. Leutnant Gläser; 8. Dr. von Oettingen; 9. Dr. Bröker-Riga; 10. Dr. Krüger; 11. Schwester Amalie; 12. Schwester Lina

Gruppe vor dem livländischen Feldlazarett in Mukden



Auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Mukden



Rast auf dem Rückzug in Tieling

Notizblätter

Von der Schiller-Feier in Berlin und Wien

Aus den imposanten Kundgebungen, mit denen die deutsche Reichshauptstadt am 9. Mai das Andenken Friedrich Schillers geehrt hat, heben sich besonders die Gedächtnisfeier der Universität und die großartige Huldigung am Schiller-Denkmal heraus. Die Feier der Universität fand im Opernhause statt; außer den akademischen Kreisen nahmen daran die hervorragendsten Vertreter der Staatsgewalt und der städtischen Behörden, der Kunst und Literatur teil. Als Vertreter des Kaisers erschien der Kronprinz. Der Festakt begann mit dem Vortrag von Schillers „Dithyrambe“ in einer Komposition von Max Bruch für Tenorsolo, sechsstimmigen Chor und Orchester; dann folgte Professor Erich Schmidts Festrede, ein gedankensprühender Hymnus auf den Heros Schiller, reich an geistvollen Bemerkungen über die deutsche Dichtung der Vergangenheit und der Gegenwart. Nach der Universitätsfeier zogen das Professorenkollegium und die Studentenschaft zum Schiller-Denkmal. Die hier stattfindende Huldigung gestaltete sich durch die Beteiligung aller Klassen und Schichten der Bevölkerung zu einer echten, erhebenden Volksfeier. Einer der reizvollsten Momente des Huldigungsaktes war der Gesang der 1500 von den Gemeindeschulen entsandten Schulkinder. Die Festrede hielt Bürgermeister Dr. Reicke; sie wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen, und begeistert sang die vieltausendköpfige Menge das zum Schluß vorgetragene Reiterlied mit. — Bei der Huldigungsfeier, die in Wien vor dem Schiller-Denkmal stattfand, war in sinniger Weise den Kindern die Hauptrolle zugewiesen. Fast 60000 Schulkinder aus den oberen Klassen der 450 Volks- und Bürgerschulen defilierten an dem Denkmal vorüber. 600 von ihnen waren als Zeitgenossen Schillers kostümiert und bildeten mit dem „Schubert-Bund“ den Sängerchor, der zuerst das „Lied an die Freude“ und dann die „Hymne“ vortrug. Von einer Rednertribüne aus hielt Bürgermeister Lueger die Festrede und stellte sich dann auf die Stufen des Denkmals, um die Huldigung der Schulen von den einundzwanzig Bezirken Wiens in Form von Lorbeerkränzen für den Dichter entgegenzunehmen.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Die Professoren der Berliner Universität bei der Schiller-Feier am 9. Mai



Phot. R. Lechner, Wien

Huldigung der Wiener Schuljugend vor dem Schiller-Denkmal

Kaiser Wilhelm in Gravelotte

Von seiner Mittelmeerreise zurückkehrend, hat sich Kaiser Wilhelm nach einem kurzen Besuch in Karlsruhe nach den Reichslanden begeben. In seiner Gegenwart wurde am 11. Mai auf dem Friedhofe in Gravelotte die Gedenkhalle, die zu Ehren der in der Schlacht von Gravelotte gefallenen deutschen Krieger errichtet worden ist, eingeweiht. Der monumentale Bau stellt eine viereckige Säulenhalle mit unbedecktem Mittelhofe dar, in dem eine Marmorbüste Kaiser Wilhelms I. steht. An den Wänden sind die Gedenktafeln mit den Namen der Gefallenen und die Medaillons der Korpsführer von 1870 angebracht. Der erhöhte Mittelbau der Rückwand birgt die vom Kaiser gestiftete überlebensgroße Figur des Friedensengels mit Posaune, ein Werk des Berliner Bildhauers Ludwig Cauer. Zur Einweihung traf der Kaiser zu Pferde von Metz kommend ein. In seiner Begleitung befanden sich der Kommandant des Hauptquartiers General v. Plessen und der kommandierende General des XVI. Armeekorps General der Infanterie Stoetzer. Auf dem Wege bildeten die Truppen der Metzer Garnison Spalier. Der Statthalter Fürst Hohenlohe, der mit dem Staatssekretär v. Köller und dem Bezirkspräsidenten Grafen Zeppelin den Kaiser empfangen hatte, geleitete den Monarchen in die Gedenkhalle, vor der eine Kompagnie des 67. Regiments mit sämtlichen Fahnen und eine Eskadron der 13. Dragoner mit sämtlichen Standarten der Metzer Garnison Aufstellung genommen hatten. Nachdem die Feldzeichen hinter der Figur des Engels postiert waren, hielt Fürst Hohenlohe eine kurze Ansprache, in der er dem Kaiser für sein Erscheinen sowie für sein Geschenk dankte und die Erlaubnis zur Einweihung der Halle erbat. Dann sprachen der protestantische Militäroberpfarrer Friedrich und der katholische Garnisonpfarrer Monsignore Umpfenbach Gebete, die der Kaiser entblößten Hauptes anhörte. Nach einer eingehenden Besichtigung der Halle begab sich der Kaiser nach Metz zurück.

Die Mission des Grafen Tattenbach

Die unter der Führung des Grafen Tattenbach stehende vielberufene deutsche Spezialmission trat ihre Reise an den Hof des Sultans von Marokko am 2. Mai von Tanger aus an. Das ganze diplomatische Korps in Tanger und alle Notabeln des Ortes hatten sich im Hause der deutschen Gesandtschaft versammelt, um dem Vertreter des Deutschen Kaisers glückliche Reise zu wünschen, und vor dem Hause stand eine bunte Volksmenge, die durch Hochrufe ihrer freudigen Anteilnahme an dem politisch bedeutsamen Vorgang Ausdruck gab. Die Gesandtschaft, die von einer unter Führung des Generalmajors v. Schenk stehenden Militärmission begleitet wird, wählte für ihre auf zehn Tage berechnete Reise im Gegensatz zu der französischen Mission, die zur See reisen mußte, den bisher für unsicher geltenden Landweg und nahm 40 Kamele und 100 Maultiere mit. Der Sultan von Marokko hatte für den Gesandten ein besonderes Prunkzelt geschickt. Ihr erstes Nachtquartier nahm sie in Ain Addalia, drei Wegstunden von Tanger. Am 4. Mai hatte Graf Tattenbach vor Alkassar eine Begegnung mit dem englischen Konsularagenten Carleton und empfing den Chef der eingeborenen Mehalla, der seine lebhafte Sympathie für Deutschland ausdrückte und hervorhob, daß der Kaiserbesuch überall Freude erregt habe. In Alkassar wurde die Mission durch den Chalifa des in Larache befindlichen Gouverneurs empfangen und erhielt von seiten der Bevölkerung neue lebhafte Sympathiebeweise. Am Vormittag des 11. Mai traf die Gesandtschaft in Fez ein. Ihr Einzug vollzog sich in überaus feierlicher und prunkhafter Weise. Die Diplomaten und Offiziere waren in voller Uniform. Der Zeremonienmeister und der Kriegsminister kamen der Reisegesellschaft entgegen, von einer großen Menge begleitet. Der Ritt der Gesellschaft durch die spalierbildenden Truppen und Stämme vom Lager bis zur Stadt dauerte eine Stunde. Der Sultan sah dem Vorbeimarsch vom Turme seines Palastes zu und beauftragte den deutschen Konsul Fassel, dem Grafen Tattenbach herzliche Grüße zu überbringen. Kurz nach der Ankunft des letzteren im Hause des Finanzministers erschienen der Minister des Aeußern, der Kriegsminister und der Zeremonienmeister, um die Glückwünsche des Sultans zu der guten Ankunft zu übermitteln. Nach allgemeinem Urteil war der Empfang außergewöhnlich glänzend.



Phot. B. Gribayêd-ff, Paris

Abreise des Grafen Tattenbach von Tanger nach Fez



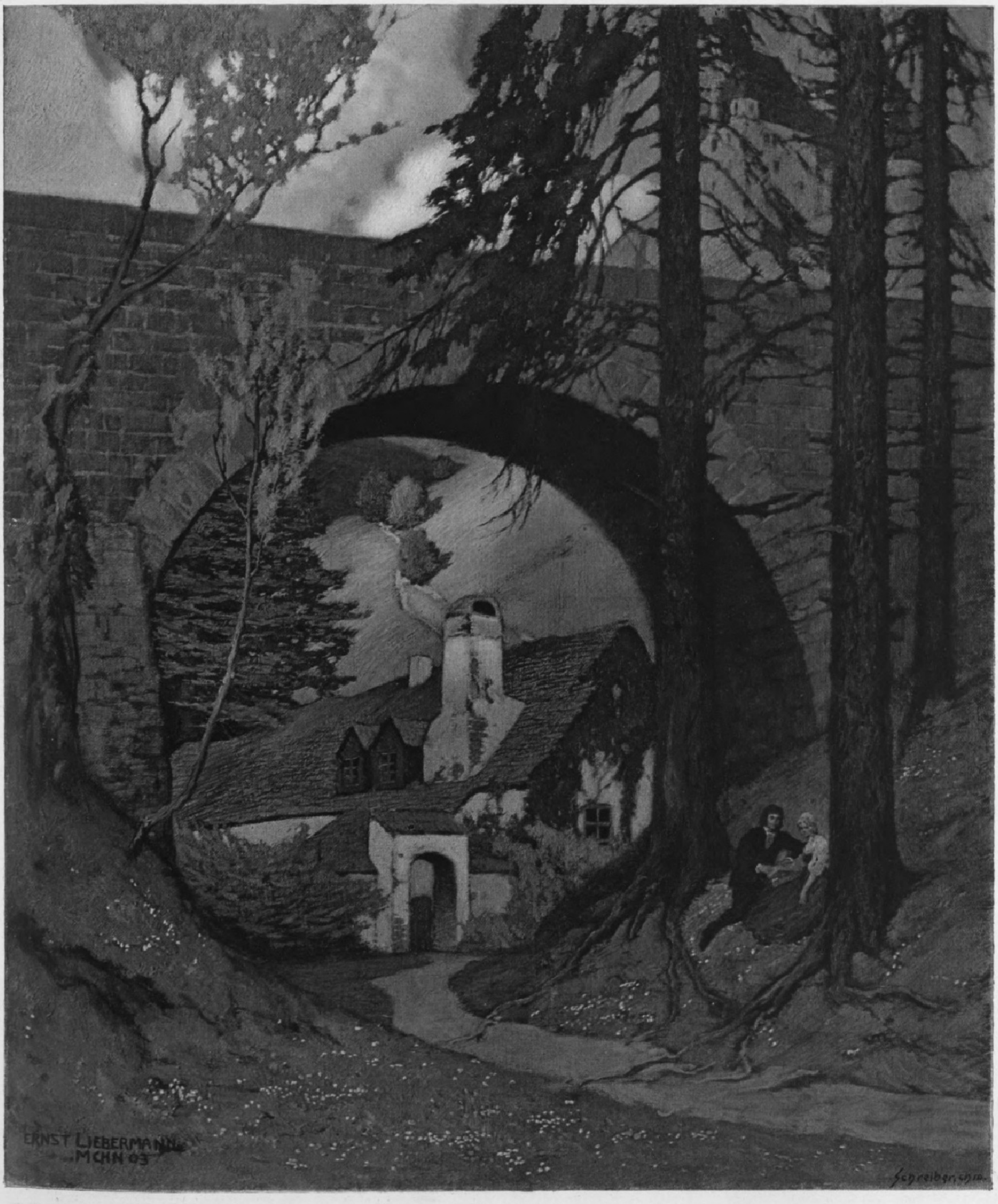
Phot. Eugen Jacobi, Metz

Ansprache des Statthalters Fürsten zu Hohenlohe an den Kaiser in der Gedenkhalle bei Gravelotte

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 35



„Wie blüht es im Tale!" Nach dem Gemälde von Ernst Liebermann (München)

1905 (Bd. 94)

Totenschau

Wirklicher Geheimer Rat Aloys Mand, ehemaliger Vizepräsident des Deutschen Rechnungshofs, 73 J., 8. Mai, Trier. — Friedrich Wegmann, der Erfinder der Porzellanwalzenstühle, Zürich. — Geheimer Medizinalrat Dr. Flinzer, bekannter Medizinalstatistiker, 9. Mai, Blasewitz. — Max Steuer, Musikschriftsteller, 57 J., 9. Mai, Charlottenburg. — Professor Ernst Pauer, Pianist und Musikpädagoge, 79 J., 9. Mai, Jugenheim. — Josef Strobach, Vizebürgermeister von Wien, 52 J., 10. Mai, Wien. — Professor Dr. Franz Pleß, hervorragender Chemiker, 86 J., 10. Mai, Graz. — Mila Kupfer-Berger, bekannte Opernsängerin, 53 J., 11. Mai, Neuwaldegg bei Wien. — William Duke, der „Tabakkönig" Amerikas, Gründer des amerikanischen Tabaktrusts, 84 J., New York. — Graf Theodor Andrassy, ungarischer Politiker, ein Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten Grafen Julius Andrassy, 48 J., 13. Mai, Budapest. — Russischer Vizeadmiral Nasimow, 13. Mai, St. Petersburg. — Geistlicher Rat Dr. theol. Johann Baptist Wirthmüller, Professor der Moraltheologie an der Universität München, 71 J., 14. Mai, München. — Bernhard Seer, Politiker, Senior der nationalliberalen Partei, 88 J., Nischwitz.

Briefmappe

Ein Bayer in Kairo. Das Projekt eines Denkmals für König Ludwig II. in München liegt vollständig ausgearbeitet vor und ist von den maßgebenden Stellen bereits genehmigt worden. Das Denkmal soll auf dem südlichen Teil der Kohleninsel an den beiden Corneliusbrücken aufgestellt werden. Es besteht aus einem 22 Meter hohen pylonenartigen Aufbau mit einer Nische, aus der die Gestalt des Königs hervortritt. Der Gesamtentwurf ist dem Architekten Michael Dosch, die Herstellung der Statue dem Bildhauer Ferdinand von Miller übertragen worden. Für einen Teil der Details werden öffentliche Konkurrenzen ausgeschrieben. Bis jetzt verfügt der unter dem Protektorat des Prinzregenten Luitpold stehende Verein zur Erbauung des Denkmals über 110 600 Mark. Nach der Kostenschätzung wird aber eine Summe von zirka 465 600 Mark erforderlich sein, und es sind somit noch zirka 355 000 Mark aufzubringen. Spenden nehmen entgegen die Geschäftsstelle des Vereins, München, Salvatorstraße 10/0, die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank und die Münchner Industriebank.

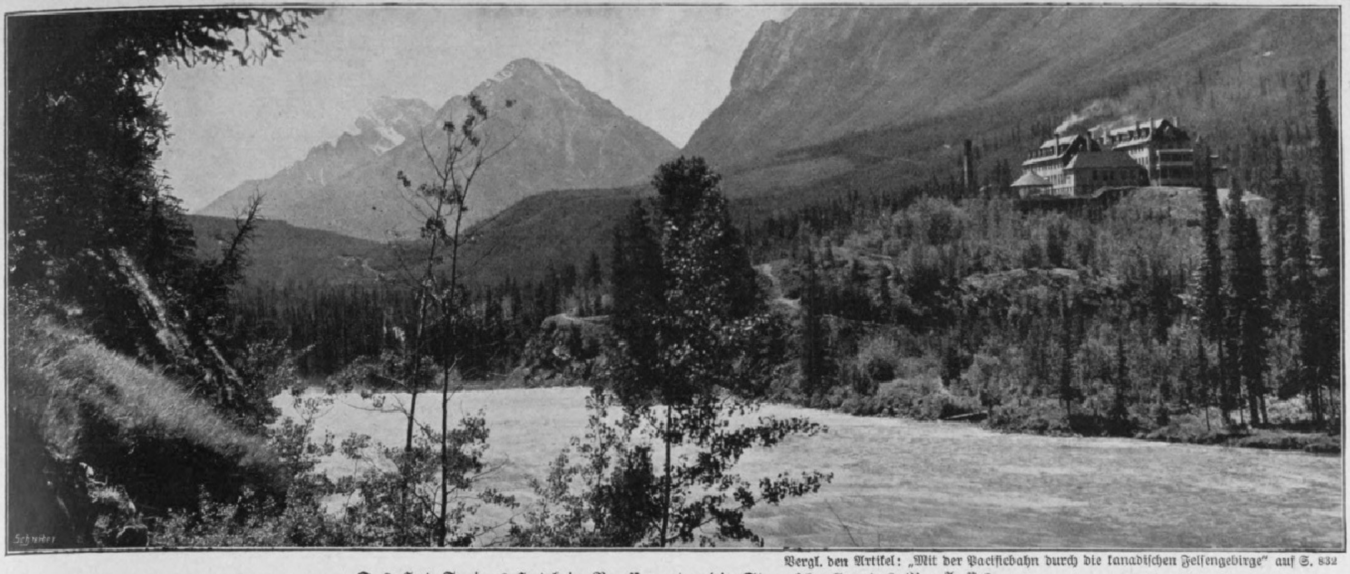
Dr. L. in O. Das geistige Eigentum reichsdeutscher Autoren genießt in Nordamerika einen durchaus unzulänglichen Schutz. Das im Jahre 1892 geschlossene Uebereinkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, das den gegenseitigen Schutz des geistigen Eigentums herbeiführen sollte, ist in geradezu ungeheuerlicher Weise zum Vorteile der Vereinigten Staaten ausgefallen, da die amerikanischen Werke in Deutschland ohne weiteres gegen Nachdruck geschützt sind, während deutsche Werke in Amerika nur dann Schutz genießen, wenn zwei Kopien des betreffenden Buches in Washington eingereicht werden, die in Amerika gesetzt und gedruckt worden sind. Der Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine hat daher auf seinem letzten Delegiertentage in Graz mit vollem Recht beschlossen, gegen das bestehende Uebereinkommen zu agitieren, und will zunächst den Schaden, der durch den widerrechtlichen Nachdruck deutscher Geisteswerke in Amerika verursacht wird, durch eine Umfrage feststellen, um auf Grund des Ergebnisses Petitionen an die Reichsregierung, den Reichstag und den Bundesrat zu richten. Der mit der Ausführung des Beschlusses betraute Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein, der den verursachten Schaden jetzt schon auf mehrere Millionen Mark beziffert, ersucht dringend um zweckdienliche Hinweise sowie um Uebermittlung von Drucksachen, Zeitungsausschnitten und so weiter, in denen auf gravierende Fälle unbefugten Nachdrucks Bezug oder in irgendeiner Weise zu dem deutsch-amerikanischen Abkommen Stellung genommen wird.

L. Th. in P. Die Beantwortung Ihrer Anfrage würde mehr Raum erfordern, als uns hier zur Verfügung steht. Wir können Sie daher nur auf A. v. Schweiger-Lerchenfelds „Buch von der Weltpost" (Wien, A. Hartleben) verweisen, worin alle einschlägigen Verhältnisse ausführlich geschildert werden.



Vergl. den Artikel auf S. 832

Die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean in den kanadischen Felsengebirgen



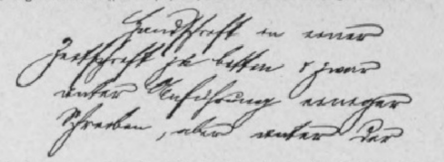
Vergl. den Artikel: „Mit der Pacificbahn durch die kanadischen Felsengebirge" auf S. 832

Das Hot Springs-Hotel in Banff; unten die Stromschnellen des Bowflusses

Handschriften-Beurteilung

Z. v. Z., Augsburg. Weniger gewandt als gründlich, langsam, zuversichtlich weiterstrebend. In manchen Dingen sehr umständlich und pedantisch. Ohne geistige Grazie und Gewandtheit. Das eigentlich tiefe Empfinden wird gewaltsam durch den Verstand beherrscht. Energisch und bestimmt. Sparsam und überlegt in den Ausgaben.

E. 28. Dem Wunsche, Ihre Schrift in „Ueber Land und Meer" reproduziert zu sehen, soll willfahrt werden! — Der lebhafte und dabei ungeregelte, sich auch oft ins Maßlose verlierende Duktus Ihrer Schriftzüge läßt auf Temperament und Lebhaftigkeit jeglicher Art schließen, aber auch auf damit zusammenhängenden Mangel an Ebenmaß und Ausgeglichenheit. Sie geraten leicht in Extreme und sind unberechenbar, undiszipliniert. — Schatten und Licht sind bei Ihnen ungleich verteilt (siehe „Handschrift in einer", f, f und t weisen keulenartige Verdickungen auf, t sogar Verdoppelung des Grundstriches, „in" und „einer" sind sozusagen schattenlos): Sie können also wohl sehr energisch, beinahe brutal dreinfahren, aber im nächsten Augenblick ist's mit der Energie aus und lassen Sie sich umstimmen und mit Leichtigkeit beeinflussen



(Rundungen am Fuße der Minuskeln in „in einer" und dabei keine Druckstellen: Weichheit, Schwäche, Nachgiebigkeit). — Die i- und u-Zeichen sind durchweg sehr nieder gesetzt, und dabei macht die Schrift einen gewöhnlichen und schmierigen Eindruck: Sie haben keinen Schwung und keinen Sinn für Höheres und Ideales Ihre Interessen sind materieller Art, in punkto Genuß haben Sie es mehr auf Quantität als Qualität abgesehen Die meist ansteigende Linienrichtung in Verbindung gebracht mit der lebhaften, rasch hingeworfenen Schrift, deutet auf Fleiß und rasche Arbeit. Sie sind unternehmend und wenn Sie auch vorübergehend einmal erlahmen (Kombination von stoßweise vorgehender Energie und gegen die Mitte hin manchmal sinkender Linienrichtung die aber gegen das Ende der Zeile stets wieder ansteigt), so führen Sie das Begonnene doch meist gut zu Ende Gelegentlich protegieren Sie gern (sich über das Wort zurücklegende Endungen, siehe r in „einer" und so weiter). — Es wäre noch manches zu sagen, aber der beschränkte Raum erlaubt es nicht. Wenden Sie sich eventuell direkt an mich: L. Meyer, Graphologe, Marienfeld bei Ragaz, Schweiz. Prospekte stehen jedermann gratis und franko zur Verfügung.

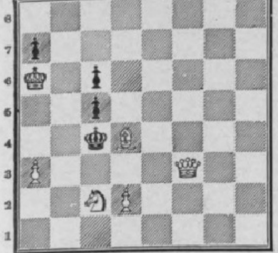
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 14

Von Chr. Christensen in Kopenhagen
(„Nationaltidende")

Schwarz (4 Steine)



Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 11

W. 1. e6—e7
S. 1. Lf8×e7
W. 2. Dh3—e6†
S. 2. Kd5×e6, —c5
W. 3. Se8×c7, d3—d4 matt.

A.

S. 1. Lf8—g7 (h6)
W. 2. Dh3—d7†
S. 2. Kd5—c5
W. 3. Dd7—b5 matt.

B.

S. 1. Lb7—c6, Sg1×h3
W. 2. Se8×c7†
S. 2. Kd5—c5
W. 3. e7×f8L (D) matt.

C.

S. 1. Kd5—c5
W. 2. e7×f8L (D)† u. s. w.

Interessant ist eine zweite, von mehreren Seiten angegebene Lösung durch 1. Dh3—h4. Zu ihrer Beseitigung würden wir einen schwarzen Ba5 (oder einen weißen Bh4) hinzuzufügen vorschlagen.

Schachbriefwechsel

J. R.-H. in Winterthur. Ihr Versuch zu Nr. 4 ist total verfehlt. Sie suchen anscheinend die schwächsten Züge für Schwarz heraus; da ist es für Weiß keine Kunst, mattzusetzen. Zieht Schwarz zum Beispiel statt Ihres Zuges 2. . . . . Dd8—e8 etwa Dd8—d4 (oder d3, d2)† oder Dd8—d1 oder Dd8—g5† oder Tf8—f3†, so kommt Weiß doch nicht zum Ziel. Sie müssen in jedem Stadium alle Gegenzüge von Schwarz ins Auge fassen!

Richtige Lösung ging ferner ein von Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 11 und 12.



Der klassische Unteroffizier

„Bravo, Kerls, das waren heute mal ideale Klimmzüge, janz ohne ‚Erdenrest'!"

Silbenrätsel

Zu dem Künstler, der geschwind
Ihm die Erste muß beschneiden,
Spricht der Studio: „Heute sind
Frisch gefüllt die letzten beiden.

Rasch zur Kneipe treibt's mich fort,
Wo die Gläser blitzend winken,
Auf des Alten Wohlsein dort
Mir das Ganze anzutrinken." F. M.-S.

Homonym

Ich kam nach Berlin — das Zentralhotel
Erwählt' ich zum Uebernachten:
Dort sah ich es tätig, sicher und schnell,
Und konnte genau mir's betrachten.

Gemütlich machte ich einen Gang
Durch die Straßen am andern Tage:
Da kam es vorbei, die Linden entlang,
Mit Fahnen und Trommelschlage.

Des Abends saß ich im „Wilhelm Tell"
Recht hungrig im Schauspielhause:
Ich sah es mir zweimal an — dann schnell
Fuhr ich zu Borchardt zum Schmause. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 792:

Des Homonyms: Wittekind.
Des Rätsels: D — ohne.
Des Worträtsels: Zi — stern — e.

Richtige Lösungen sandten ein: Käthe Fischer in Rochlitz, Sachsen (4); K. Meister in Basel (3); „Erzschlaukopf" in Passau (2); „Huckebein" in Eisenach (4); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr.; „Don Carlos" in Hannover (2); Heinrich C. Fischer in Hamburg (4); Arthur L. in Bozen (2); Baronin v. K.-S. in Brünn (4); „Myriam" in Warschau (3); L. Z. in Detmold (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2); „Pfiffikus" in Rostock (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); Julius Polatschek in Wien (3); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); Clara M. in B. (3); Gustav Franck in Darmstadt (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Ignaz in Ansbach (2); Rosa Maurhofer in Zürich (4); „Oedipus" in Emden (3); „Prinzeßchen" in Weimar (3).

Aus dem Unterrichtswesen

Am städtischen, staatlich subventionierten Technikum zu Neustadt (Meckl.) begann das 47. Semester am 1. Mai 1905 in den Abteilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, Brückenbau, Eisenbahnbau und Hochbau. Ausführliche Mitteilungen über die Einrichtungen dieser altbewährten Lehranstalt und über Aufenthaltskosten enthalten die unentgeltlich vom Sekretariat zu beziehenden Programme und Unterrichtspläne. Die eben beendeten Schlußprüfungen der Anstalt haben 81 Kandidaten bestanden, von denen 18 infolge hervorragender schriftlicher Leistungen bei den Prüfungen und während des Besuchs der Anstalt von der Teilnahme an den mündlichen Prüfungen befreit werden konnten.

Aus Bädern und Kurorten

Der berühmte Kurort Wildbad im württembergischen Schwarzwald nimmt unter allen Thermalbädern eine ganz hervorragende Stellung ein. Die Bäder, deren Heilkraft seit Jahrhunderten bekannt ist, werden mustergültig verwaltet, und eine ausgezeichnete Organisation sorgt dafür, daß keinerlei Verzögerung eintritt und kein Badegast auf sein Bad zu warten braucht. Die landschaftlichen Schönheiten des Schwarzwaldtales, in dem Wildbad liegt, sind hinreichend bekannt; die Promenade am Ufer der prächtig rauschenden Enz dürfte kaum ihresgleichen haben.

In Bad Elster ist die Badesaison am 1. Mai eröffnet worden und verspricht eine recht gute zu werden, da bis 12. Mai schon über 500 Kurgäste hier weilten. Die idyllische Lage des Badeorts sowie die vorzüglichen Kurmittel und Kureinrichtungen des Königlichen Bades finden immer mehr Anerkennung und Beachtung. Die Frequenz hat sich alljährlich gehoben. Im Vorjahre waren über 9000 Personen anwesend. Am 1. Juli wird Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Margarete von Sachsen einen mehrwöchigen Kuraufenthalt im Orte nehmen.

In Bad Soden a. T. hat die Saison unter sehr günstigen Auspizien begonnen. Das herrliche Maiwetter hatte bereits eine sehr große Anzahl Kurbedürftiger angelockt, so daß die zuerst erschienenen Fremdenlisten eine erheblich größere Frequenz aufwiesen als zur gleichen Zeit im vergangenen Jahre. Kohlensaure Bäder und Inhalationen erfuhren gleichfalls eine Gebrauchssteigerung. Die Kurkapelle, deren Dirigent unlängst hier sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, hat seit dem 1. Mai ihren Einzug in Bad Soden gehalten. Ihre vortrefflichen Konzerte finden regen Zuspruch. Die Kurdirektion plant schon für die nächste Zeit eine Anzahl von Festlichkeiten.



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

I

Schmaleningken!

Der kleine Raddampfer bog in den Winterhafen ein. Die Pfeife heulte. Es war die erste deutsche Station am Memelstrom. Wenig zurück, wo hinter sumpfigen Wiesen Kiefernwald zum Wasser heranzog, lag schon das heilige Rußland.

Ein Spätnachmittag im September mit milder Sonne und weichen Schatten. An solchen Tagen ist die Ebene so schön.

Das Schiff hatte es eilig. Der armselige Flecken hielt es auch nicht lange. Während der graubärtige Kapitän an der Bordverkleidung gähnend lehnte, wurden ein paar leere Schnapsfässer die sandige Uferböschung hinabgerollt; ein riesiger Sack schwankte unter einem grobsträhnigen Littauer Kopfe auf Deck.

„Na, nu macht 'n bißchen schnell, Mannchen!" — Das breite Ostpreußisch des Schiffers wurde aber sofort geschmeidig, als ein Herr jetzt auf das Landungsbrett trat. — „Guten Tag, Herr Graf — guten Tag, Frau Gräfin — guten Tag, gnädiges Fräulein ... Die Herrschaften wollen schon zurück?"

„Ja, ja, ja," erwiderte der Herr etwas nervös, mit einem leichten Griff nach dem Hut. „Warum habt ihr eigentlich immer solche Riesenverspätung hier? Wir sind schon seit zwölf Uhr in dem Nest." Und er wies nach dem einfachen Gasthof auf der Uferhöhe, wo zwei magere Steppenpferde mit wirrer Mähne und unstetem Auge vor einem schmutzbedeckten Wagen bewegungslos standen.

Der Kapitän machte ein pfiffiges Gesicht: „Der Herr Graf wissen ja: auf der russischen Seite regulieren sie den Strom nun einmal nicht ordentlich. Stromaufwärts haben wir darum im Herbst immer zu wenig Wasser. — Man kommt beim besten Willen nicht vorwärts! ... Und dann hatten wir auf der Herfahrt auch noch Schimkes an Bord. Das sind die Flößer, Frau Gräfin, die nach Rußland zurückgehen. Das Schiff gestopft voll. — Das ist eine Bande! — schlimmer als das Vieh. Die sollte die Frau Gräfin mal essen sehen. Zehn Kerls brocken sich Zucker und grobes Brot zusammen in einer Schüssel, und dann gießen sie einen Patscheimer mit Memelwasser drauf, und dann fährt alles mit Holzlöffeln rein. Und ein Geschmatz und ein Kreuzgeschlage! Und was sie sonst noch für nicht zahlende Passagiere mitgehen lassen ..." Der Kapitän kraute sich in nicht mißzuverstehender Weise sein dickes Haar.

Der Graf räusperte sich darauf, die Gräfin sagte: „O Gott!" — Das gnädige Fräulein aber lachte ungeniert.

„Nun, alles glücklich an Bord? — Dann ziehen Sie die Brücke weg!"

In dem Augenblick kam ein junger Mensch rasch die Böschung herabgeschritten: „Halt, ich will noch mit!"

„Na, dann beeilen Sie sich!"

Der Ankömmling sprang auf Deck, machte eine hastige Bewegung nach der Oekonomenmütze, als wenn er grüßen wollte, tat's aber im letzten Moment doch nicht, sondern ging leichtfüßig an den andern vorüber ins Vorderschiff.

„Na, das scheint auch so ein duschackiger Kerl zu sein! ... Hat die ganze Zeit über bei den russischen Pferden gestanden, als wenn er noch nie so was gesehen hätte ... Und dann kommt er noch beinahe nicht mit!" sagte der Kapitän ingrimmig.

Von den gräflichen Herrschaften hatte nur das gnädige Fräulein dem halblauten Monologe zugehört. Sie sah dem



Beim Frühstück. Nach dem Gemälde von Carl Moll (Wien)

„duschackigen Kerl" nach. Er stand jetzt am Schornstein und schaute wieder zurück nach den Pferden — eine schlanke, sehnige Reiterfigur, sonnenverbrannt, mit krausem, aufgedrehtem Schnurrbart. ‚Wahrscheinlich Inspektor,' dachte sie. ‚Aber hübscher Kerl . . .'

Dann begann die Maschine zu arbeiten, das Schiff schwankte und bekam endlich ächzend mäßige Fahrt. Die drei Stunden Verspätung konnte es ja doch nicht mehr einholen.

„Modeste! Kaffee — willst du oder willst du nicht?" klang es vom Hinterschiff. Graf und Gräfin hatten es sich dort an einer Glaswand bequem gemacht.

Das gnädige Fräulein folgte zögernd dem Ruf. Sie war gar nicht begierig auf den Schiffskaffee und auf die Gesellschaft von Schwager und Schwester noch weniger. In monatelanger Einsamkeit auf einem russischen Gute hatte sie sich mit den beiden fast zu Tode gelangweilt. Es war nicht Mangel an verwandtschaftlichem Gefühl — es war ihre Natur so, daß sie die Legitimität langweilte . . . Ja die Legitimität! — Wie sie so bei den beiden saß, stumm, geistesabwesend, hatte sie darüber ihre ketzerischen Gedanken. Die Legitimität erschien ihr alt, langweilig, verbraucht — die Illegitimität jung, hübsch, von überschäumender Lebenskraft. Die Legitimität saß neben ihr, war ihre Schwester und hieß jetzt: Erika, Gräfin von Arxil, eine aus der Form gegangene ältere Blondine mit losem Korsett und unvermeidlichem Schildpattlorgnon. Der Gatte, ein mit schwerem Geld gekaufter Edelmann, schlank, brünett, sehr Aristokrat, eine angezüchtete Liebenswürdigkeit im schmalen, feingefältelten Gesicht eines routinierten Vierzigers. Die vor wenigen Jahren erst geschlossene Ehe war leidenschaftslos glücklich. Das Gefühl hatte sogar bis zu einem Sohne gereicht — legitim, temperamentlos wie die Eltern . . . Die Illegitimität stand noch immer neben dem Dampferschlot, trug eine Oekonomenmütze und zeigte über dem schneeweißen Stehkragen einen kräftigen braunen Nacken. — Der Zufall wollte es, daß Modeste zwischen den beiden saß, der Legitimität näher, der Illegitimität ferner, was auch ihren Gedankenkreisen im Augenblick entsprach.

Sie stand unentschlossen zwischen den beiden — sie war ja noch so jung!

Modestes Familiengeschichte war nicht übermäßig verwickelt. Sie hießen Lindt und waren eine längst anerkannte Parvenüsfamilie vom Rhein. Der Vater hatte sein Geld in Knochenmehl gemacht — viel Geld — und in gesetzlich nicht anfechtbarem Wucher. Durch beides hatte er intime Beziehungen zur Landwirtschaft gewonnen und auch ein gewisses Interesse für den Stand. Denn dieser Emporkömmling war im Grunde seines Herzens konservativ, ein Freund altadliger Traditionen, dazu von jenem Erwerbsehrgeiz, der da sagt: In jeder Branche gibt's was zu verdienen. Er reiste daher lange im Osten umher, zum Vergnügen scheinbar, in Wahrheit, um Güter anzusehen. Und wie alle klugen Leute fand er auch, was er wollte: ein Ordensschloß der Deutschherren, feudaler Besitz, tief drin in Littauen, zwar von Hypotheken überlastet, aber der zeitweilige Schloßherr war sein Geschäftsfreund und Schuldner. Er zog also dem Manne, der auch ohnedies nicht zu retten gewesen wäre, ohne Härte oder Hast die Krawatte zu und erwarb das Gut in der Subhastation zu einem Spottpreise. Das geschah vor zwanzig Jahren. Die Frau — aus guter Familie — und zwei Töchter brachte er mit. Die Jüngste, Modeste, wurde auf dem Schlosse geboren. Sie war also schon durch den Geburtsort die feudalste und der Liebling des Vaters. Die Gegend weigerte sich anfangs, den Mann anzuerkennen, wenigstens das blaue Blut erwiderte zwei seiner Einladungen regelmäßig durch eine einzige. Aber da der Neuling anständig verbohrte Gesinnungen zeigte und seinen Geldbeutel nur den kleinen Mann fühlen ließ, durfte er endlich passieren. Die älteste Tochter wurde zur rechten Zeit auf den Markt gebracht. Baron sollte der Schwiegersohn mindestens sein — aber kein Hungerleider. Dazu war der Alte auch jetzt noch zu sehr Kaufmann. Der Edelleute fanden sich viel — sogar ein Kürassierleutnant aus dem Westen, der aber kläglich Fiasko machte, als es ans Schuldenbeichten ging. Kurz vor Toresschluß tat es der Aeltesten ein deutsch-russischer Graf an — auch Habenichts, bei dem aber mildernd die Neunzinkige wirkte und ein nebelhafter Erbonkel in Warschau . . . Die Zweite, Frieda, fand nicht einmal den Baron. Das war nicht ihre Schuld. Der Alte war durch die vielen mißlungenen Verlobungen der Aeltesten in Mißkredit bei den Heiratskandidaten gekommen . . . Die Jüngste, der star, empfand dabei einen häßlichen Triumph. Die Schwestern haßten sich.

Bei dieser Schwester waren Modestes Gedanken gerade jetzt. Nein, die Legitimität war doch das einzig Wahre! Schon um diese Schwester zu ärgern, mußte sie ja verständig heiraten. Ob sie den Zukünftigen nun liebte oder nicht — aber vornehm, dreimal vornehm sollte er sein. Und bald, bald! Nicht so töricht lange warten wie die älteren Schwestern, die in aussichtslosen Liaisons Jugend und Gefühle verzettelt hatten. Diese Vorstellung erhitzte sie. Und als hätte der leise Herbstwind, der über das schmutzige Deck strich, ihr Haar verwirrt, holte sie einen Taschenspiegel mit gleichgültiger Bewegung heraus. Sie schaute lange in das Glas. Sie dachte nicht an die Frisur. Sie dachte, daß es ohne Schmeichelei ein kleiner, feiner Kopf war, den sie erblickte. Schmale Lippen, blasse Augen, die runde Stirn von hellblondem, zierlichem Kraushaar überzittert. Und weiß die Haut und weich die Linien. Die Nase war freilich nicht schön — zu klein — aber pikant mit den rosigen, etwas lüsternen Flügeln. Und die paar leichten Sommersprossen — bah! Ein Reiz mehr, wie sie jetzt so wissend lachte, was eine Familieneigentümlichkeit war . . . Und was das kleine, trübe Glas nicht zeigte, und was ihre scharfen neunzehnjährigen Augen so gut sahen: — die schlanken, vollen Glieder, die graziöse Hüfte, die auch unter dem festesten Korsett sich so anmutig bog. Modeste stand auf, machte einige Schritte vorwärts und hatte ganz das Gefühl, als wenn ihr alle Augen auf dem Schiffe folgten und aufleuchtend sagten: Was ist die doch gut gewachsen, und wie hübsch geht sie auf schmaler Sohle! . . . Nein, ein solcher Körper mußte ja Karriere machen . . .

Und mit saugender Nüster schaute sie ins Leere, in die Zukunft, wo der Briefverkehr mit ihrer Schwester Frieda ein sehr lebhafter sein sollte. Sie sah sogar sehr deutlich die Kuverts:

Ihrer Hochgeboren
Frau Gräfin von . . .

mit einem verschwimmenden Namenszuge.

Und dagegen wieder:

Fräulein
Frieda Lindt
Wohlgeboren.

Das Wohlgeboren würde sie der Schwester nicht um die ewige Seligkeit erspart haben. — Modeste war in diesem Augenblick kalt legitim auch im Gesicht. Und doch war illegitimer als alles, daß ihr Auge niemals einem Männerblicke auswich.

Die schleppende Stimme der Schwester weckte sie aus dem ehrgeizigen Traume. „Willst du nun eigentlich deinen Kaffee austrinken oder nicht, Modeste? Alles fällt voll Fliegen. Nimm sie doch heraus!"

Modeste drehte sich herum und erwiderte spitz: „Fliegenkaffee kannst du allein trinken, Erika!" — Und wie sie das Ehepaar jetzt sah, vor der Herbstkühle hinter der Glaswand zusammengekauert — sie mit der Geizfalte um den welken Mund, er an der längst ausgegangenen Zigarre ziehend —, da fiel ihr wieder ein, was sie bei diesem ersten russischen Besuche schon am zweiten Tage trotz aller Ehrfurcht für Grafenkronen gedacht hatte: ‚Wenn das die Ehe ist — um Gottes willen! — da muß man ja mit dem ersten besten Stallknecht durchgehen! Und wenn das Elternglück heißt, so eine talgige, blutarme Schlafmütze als Thronfolger zu haben, so einen, den man erst kneifen muß, bis er Leben bekommt und schreit, wie dieser Dagobert Arxil — nein, nein, lieber . . .' Und sie hatte eine ganz unerhörte Konsequenz dabei gezogen.

Darauf ging Modeste auf Deck spazieren. Dieser sinkende Herbsttag war doch zu schön, um ihn ganz zu verträumen . . . Die Ebene und der Strom — sie liebte beide. Lange stand sie über Bord gelehnt. Und die Ebene zog vorüber, so weit, so ruhig — Wiese und Wald und einsame Häuser und weidende Pferde. Mit purpurner Glut lag die untergehende Sonne darüber. Die Kiefernstämme glänzten, das Grün schimmerte hell. Aber das warme Licht trog — es war schon Herbst. Jedoch Modeste ließ sich gern belügen. Es lag so viel köstliche Einsamkeit, so viel schwermütige Trauer über der Flur. Wiesenduft strömte herüber und Harzgeruch und Wasserdunst. Zwischen nickenden Weidengebüschen floß der ruhige gelbe Flachlandstrom. Die Kielwelle rollte auf grauen Sand, Kähne tanzten, ein flachshaariger Junge warf flache Steine nach dem Schiff und schrie ein littauisches Wort. Und die Sonnenlichter wurden breiter und schwerer, und die Schatten zogen nach. Das Ufer erhob sich zu welligen Hügeln. In den Fenstern einer Schneidemühle blitzte die rote Sonne. Riesige Holzflöße lagen im Strom mit wilden Gestalten am rohen Steuer; die Stämme schaukelten behaglich, ein Hund bellte. Der Kapitän schrie einem Floßführer zu, und der Mann drohte zurück.

Das Schiff legte bei. Auf lang streichendem Hügel eine Stadt in Waldgrün gebettet, mit rotschimmerndem Ordensschloß. Es war Ragnit. Ein schweres Boot schwankte heran und brachte einen kurländischen Baron mit einem Schafbock. Aus der Kajüte war jetzt ein dicker Mann heraufgekommen, eine Art Verwalter, und dienerte: „Guten Tag, Herr Baron."

Der Baron tippte nur an seine russische Mütze. Modeste aber, die viel Sinn für das Komische hatte, fand diesen alten hochmütigen Edelmann mit seinem Schafbock äußerst pläsierlich. Sie trat darum auch näher heran, als sich die beiden, Herr und Verwalter, unterhielten. Die Unterhaltung enttäuschte sie etwas, sie galt nur landwirtschaftlichen Maschinen. Der Baron, ein kluges, scharfes Gesicht ohne Güte, paffte dazu ganz kurze russische Zigaretten mit riesigem Mundstück. Wenn er die letzte wegwarf, stand auch schon sein Verwalter mit einem Streichholz bereit. Der Baron aber dankte nie für den Dienst. Wohl eine halbe Stunde lagen sie vor dem Nest. Schmierige Säcke ohne Zahl kamen an Bord. Das war langweilig, der Schafbock eigentlich noch das Interessanteste. Darum ging Modeste auch an seinen Käfig heran und steckte die Spitze des Sonnenschirmes durch die Holzstäbe nach dem Tier, das in charakteristischem Stumpfsinn dalag. Bei dem Schafbock fand sie auch den „duschackigen Kerl" wieder, der inzwischen unten gewesen sein mußte. Er trat vor der Dame sofort höflich zurück.

„Fahren Sie nach Tilsit?" fragte Modeste dreist.

„Jawohl."

„Und da bleiben Sie?"

„Nein."

„Also Sie wollen noch weiter?"

„Jawohl."

„Na, wir haben auch noch verschiedene Stunden Wagenfahrt vor uns."

„Ich auch."

Modeste sagte darauf lächelnd: „Vielleicht wollen Sie am Ende auch nach Barginnen wie wir?"

„Jawohl."

„Nach Schloß oder Dorf?"

„Schloß."

Modeste sah den hübschen jungen Menschen mit Interesse an. Dann lachte sie hell auf: „Jetzt will ich Ihnen auch sagen, wer Sie sind. Sie sind der neuengagierte Inspektor Romeit von uns. Ich bin das Fräulein vom Schloß."

Inspektor Romeit zog mit eckiger Höflichkeit die Mütze: „Ich dachte mir das gleich, gnädiges Fräulein."

Nun verstand auch Modeste das Zögern vorhin und den Griff nach dem Hut. Der gewisse bäurische Trotz, der in seiner Art lag, und die Scheu vor den Schloßherrschaften — das ärgerte sie und schmeichelte ihr zugleich. Sie war im Begriff gewesen zu sagen: „Kommen Sie doch hinüber zu uns, wir sitzen da an der Glaswand.“ Denn es schien sonst ein Mensch von Manieren zu sein. Schnell überlegte sie sich's anders. ‚Inspektoren! Die muß man sich immer etwas vom Leibe halten, sonst werden sie frech. Inspektoren sind Schwefelbande, sagt Papa immer . . . Schade! Wenn man ihn näher besieht, hat er gar nichts Unfeines, eher das Gegenteil.‘

Und endlich sagte sie mit kurzem Kopfnicken: „Wir werden wohl in Tilsit in demselben Wagen fahren, wenn nicht Papa einen Einspänner für Sie geschickt hat. Adieu!“

„Adieu, gnädiges Fräulein!“

Und daß Herr Romeit womöglich noch steifer wiedergrüßte, tat ihr eigentlich wohl.

Indessen hatten sich die gräflichen Herrschaften mit dem Baron angefreundet. Modeste horchte auf das Gespräch, ohne nahe heranzugehen. Die gewöhnliche Herbstunterhaltung: Hühnerjagd, Landwirtschaft. Das machte eben der gleiche Stand, die gleiche Lebenssphäre der Herren. Aber während der Graf immer wieder auf die Hühnerjagd zurückkam, ohne Eifer, obgleich es seine einzige Passion war, sprach der Baron scharf und angeregt von landwirtschaftlichen Fragen: „Ich arbeite jetzt so viel wie möglich mit Maschinen. Passen Sie auf, die Leute werden uns in Rußland auch noch knapp. Der Zuzug vom Lande nach unsern baltischen Seestädten ist schon jetzt sehr bedeutend. Unsereiner muß die Augen recht groß aufmachen, sonst wachsen ihm die Verhältnisse über den Kopf. Wer garantiert uns, daß der große Weltkrach nie eintritt? Der kleine ist bei der Landwirtschaft ja schon in Permanenz erklärt — in Deutschland, bei uns, ja sogar in Amerika.“ — Dagegen ihr Schwager: „Ja, ja . . . man schränkt sich ja auch ein, wie man kann. Uebrigens was Sie von Rübengütern in Posen vorhin sagten, ist vollkommen richtig — was es da für Hühner gibt! Ich reise im September immer der Jagd wegen zu meinem Schwiegervater nach Deutschland . . .“ — „Ich nicht!“ antwortete der Baron trocken. „Wenn zugesät wird, muß ich dabei sein. Es kann einem sonst ganz gut passieren, daß so ein Inspektor allein ganze Schläge unbestellt läßt. Ich bin nur wegen einer Drillmaschine hier, die ich mir bei Verwandten angesehen habe und die ich, weil sie vorzüglich funktioniert, gleich mit nach Kurland nehmen werde.“ Von Zeit zu Zeit ging dem Baron im Eifer der Unterhaltung die Zigarette aus. Dann sprang der dicke Verwalter von der andern Seite des Decks mit den Streichhölzern herbei und erntete einen kaum bemerkbaren Dank der kühlen grauen Augen.

Zuletzt begann der Graf zu frösteln: „Kalt heute abend. — Ich denke, man verfügt sich langsam in die Kajüte.“

„Ja gern,“ antwortete der Baron. „Aber wir aus dem Lande der Wölfe sind doch eigentlich lächerlich empfindlich.“

Die Herrschaften erhoben sich . . . Als die Schwester Erika an Modeste vorüberkam, flüsterte die ihr zu: „Weißt du, wer der junge Mann da drüben ist? Unser neuer Inspektor.“

„Ach was! Wie hast du denn das 'rausbekommen?“

„Ich habe ihn selber gefragt.“

„So! Macht er einen gemeinen Eindruck oder nicht?“

„Ja und nein. Etwas Bauer.“

„Wenn er nur tüchtig ist! Es war doch recht gut, daß Papa den alten Biesenthal endlich hat abschieben können. So 'n alter Mann mit einer Menge Kinder! . . . Die Geschichte mit der Buchführung war ja eigentlich nicht der Rede wert — selbstverständlich nur ein Vorwand für Papa. Aber es ist ganz richtig! So 'n alten Krippensetzer kriegt man ja sonst immer wieder aufs Gut. Wo ist er eigentlich jetzt, Modeste?“

„Ich weiß nicht. Auf Rosen wird er vermutlich nicht gebettet sein. Aber das geht uns doch nichts an.“

Wie die Schwestern so leise miteinander flüsterten, sprang bei beiden der Lindtsche Familienzug scharf hervor: die größten Herzlosigkeiten mit gleichgültigem Lispeln zu sagen.

In die Kajüte wollte Modeste nicht mit. Sie haßte die verbrauchte Luft da unten und verstand nicht, wie man an einem Septemberabend schon frieren konnte. Ihrem jungen frischen Blut tat die Kühle wohl. Sie blieb also oben, aber sie setzte sich ein wenig abseits, weil ihr die Füße in den zu schmalen Lackschuhen vom langen Stehen brannten.

Die Sonne war gesunken. Mit lastendem Fittichschlage zog die Herbstnacht heran. Stromnebel stiegen empor, milchig weiß. Sie legten sich über das raunende Weidengebüsch längs des Ufers — über die Wiesen — über den Wald. Die Kielwelle rauschte schwer, tückisch blinkte das Wasser. Es wehte kühl und feucht. Modeste machte die Mantelknöpfe auf. Es lag so viel unerbittliche Jugend in der Nachtluft . . . Der Dampfer fuhr eiliger. Wieder tauchten rechts und links Flöße auf — schwarz, riesig, geheimnisvoll; der Mann am Steuer wie ein graues Gespenst. Auf einigen hatten sie Feuer angemacht. Die rote Lohe schlug durch die Nacht und malte seltsame Bilder auf den stillen, dunkeln Strom, auf die geduckten Weiden . . . Wenn das Schiff jetzt lautlos auf den Grund sänke? — Es war alles so tief und stumm und lastend rings umher. Modeste wurde nicht müde, ins Wasser zu starren. Die große Poesie der Ebene ging ihr auf, und der Nacht. Die Brust wurde ihr so weit, und sie atmete tief. Was wußte die Legitimität da unten in der Kajüte von Nacht und Jugend und ehrgeizigen Träumen!

Modeste hätte die ganze Nacht so weiterfahren können. Ihr tat es fast leid, als hinter dem Waldhügel des Rombinus, wo die alten Littauer ihren Heidengöttern opferten, rosiger Lichtschimmer den Nebel durchdrang. Er kam näher und näher. Türme tauchten auf — erhellte Fenster — zuletzt eine Eisenbahnbrücke, deren schlanke Umrisse in der Luft zu schweben schienen. Tilsit. — Auf der Kajütentreppe hörte sie den leicht schleppenden Tritt ihres Schwagers. Die Schwester ward sichtbar im Schal, vermummt, eine unförmige, fröstelnde Masse . . . Modeste schüttelte sich ordentlich vor Grauen. Nein, eine solche Legitimität würde sie töten! Lieber jung sein, genießen und hinterher meinetwegen verkommen.

Neben dem Schafbockkäfig tauchte eben eine Gestalt auf. Es war der Inspektor Romeit. Auch er hatte die ganze Zeit stumm auf Deck gesessen — und Modeste hatte an ihn gar nicht mehr gedacht.

An dem Landungsplatze hielt schon der Lindtsche Wagen — ein altes viersitziges Vehikel mit schweren Federn. Bevor die Schwestern einstiegen, tuschelten sie noch miteinander.

„Soll er mit in dem Wagen sitzen, Erika?“

„Ach, Unsinn, Modeste! Auf dem Bock natürlich. Man muß solche Leute erst gar nicht auf Gedanken bringen.“

Sie ratterten durch die neblige Stadt. Ein Dragoneroffizier grüßte. Dann rollte der Wagen auf weißer, endloser Chaussee landeinwärts. Der Graf auf seinem Rücksitz allein war in schlechtester Laune. „Konnte euer Vater nicht wenigstens den geschlossenen Landauer schicken? Man friert ja tot in der offenen Karrete!“ Und mürrisch wickelte er sich in seinen dicken Offiziersmantel.

„So?“ fragte die Gräfin gleichgültig zurück. Niemand fand es natürlicher, daß man tags im eleganten Landauer, aber nachts in der ausrangierten Chaise fuhr, selbst wenn man darin fror. Sie war ihres Vaters beste Tochter. Modeste aber schlug verächtlich die Klappen ihres Sportpaletots zurück. Frierende Männer! Das war nie ihr Geschmack gewesen. Der Inspektor da oben auf dem Bock fror nicht; der saß so ruhig und gerade in seinem Lodenjackett, und der weiße Kragen leuchtete über dem schlanken, kräftigen Rücken. Sie beide froren nicht . . .

Der gleichmäßige Trab der Tiere, das Schwanken der Federn machten die Insassen allmählich müde. Die Gräfin gähnte, der Graf sank in sich zusammen. Auch Modeste fing an zu blinzeln. Wie im Traum glitt ihr die Gegend vorüber — gelbe Stoppelfelder, schwarze Brachen, Kartoffelland mit dürrem, herbe duftendem Kraut. Ein schiefer Mond lag darüber. Zuweilen sprang der Umriß eines schlafenden Hauses scharf hervor, ein einsamer Baum schüttelte sich schlaftrunken. Oder eine weidende Kuh hob sich von dem tiefen, grauen Horizont groß und unbestimmt wie ein Schemen ab. Eine Postkutsche kam vorüber mit zwei elenden trottenden Schimmeln und einem nickenden Postillon. Modeste hatte das helle Licht schon lange vor sich herschwanken gesehen und schläfrig gegrübelt, ob es ein Stern oder ein Irrlicht sei. Jetzt, da sie es wußte, schloß sie befriedigt die Augen. Wenn sie aber durch tote Dörfer fuhren — das Rollen des Wagens klang dann hohler zwischen den Gebäuden, und der dumpfe Anschlag von Hofhunden wurde laut —, rieb sie sich das verschlafene Gesicht und suchte die Gegend zu erkennen. Dann war sie auf Augenblicke ganz wach und ihr Blick von häßlicher Nüchternheit. Der Graf war noch tiefer zusammengesunken und fröstelte im Schlaf — aber der schlanke, kräftige Rücken vor ihr auf dem Bock blieb immer gleich gerade und unbeweglich . . . Sie kamen durch ein halbes Dutzend Dörfer. Und immer wieder fuhr Modeste auf, und immer wieder sah sie dasselbe Bild: immer zusammengesunkener der eine, immer gerader der andre. Sie war zu träge, um darüber bestimmte Gedanken zu haben, sie fühlte leisen Ekel und matte Bewunderung zugleich . . . Warum mußte der eine Graf sein und der andre Inspektor? — Umgekehrt wäre so viel natürlicher gewesen . . . Das flog ihr aber nur so vorüber wie im Traum.

Die gaukelnden Bilder wollten in einem ruhigen Schlaf verrinnen — da wurden die Pferde plötzlich unruhig und schnaubten. Ein andres Gefährt mußte dicht hinter ihnen sein. Gleich darauf auch ein kurzes Peitschenknallen, um zu avertieren. Der Lindtsche Kutscher ruckte an den Leinen und lenkte nach rechts, den Ungeduldigen vorüberzulassen. Modeste bog sich neugierig aus dem Wagen. — Es war ein ihr wohlbekanntes Gefährt. Hoher, grüner Jagdwagen, zwei weitausgreifende Trakehner Rappen davor. Der Herr fuhr selbst. Hinten eine kohlschwarze Livree mit hohem Kokardenhut, die Arme über der Brust gekreuzt. Sie jagten vorüber — es war nur ein Moment — grußlos der Herr, unbeweglich der Kutscher. Modeste wollte sich über die Unhöflichen ärgern. Ja, das war er — an jedem Bekannten vorbei, Kopf geradeaus, die Peitsche hoch, wie es eben seine Laune war! Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit imponierte ihr heimlich.

Auch die Gräflichkeiten wurden halb wach. „Wer war das, Erika? — Wohl kein Bekannter von euch? Sonst wäre er doch nicht so unhöflich vorübergerast. Sahst du vielleicht, Modeste? . . .“

Modeste schwieg, als wenn sie schliefe. Dabei sah sie auf einmal völlig frisch geworden mit leuchtenden Augen ins Weite. Was sie heute während der ganzen Fahrt über ihre Zukunft phantasiert hatte, verdichtete sich hier im Moment zu einem sehr verständigen Entschluß. Wozu in die Ferne schweifen? — Sie hatte in dem unhöflichen Herrn ihren Zukünftigen erkannt. Da war die Legitimität und auch noch etwas Jugend — von beiden genug, um sie glücklich zu machen. Die distinguierteste Livree und die rassigsten Fahrpferde, soweit ihr Landverkehr reichte . . . Daß sie an den Mann nie ernstlich gedacht hatte! Freilich, sie kannte von ihm eigentlich nur die langen Nägel und den launenhaften Hochmut. Wer aber kannte eigentlich mehr von ihm? — Niemand. Er war ihnen allen in der Gegend ein Fremder. Jetzt wollte Modeste ihn besser kennen lernen. Und sie murmelte zwischen den zusammengepreßten Zähnen seinen Namen:

„Xaver Cajetan Falkner von Oed, freier Panierherr zu Eyselin!“ Sonst hatte es ihr immer unheimlich fremd und vornehm geklungen

— es lag am Mann. Jetzt klang es ihr plötzlich so vertraut, als hieße sie selbst schon so.

Als das schwere Massiv des Ordensschlosses aus der uferlosen Ebene hervortauchte, winkte sie grüßend mit den Augen hinüber. Sie hatte sich in der ganzen Zeit weder nach Vater noch Mutter noch Schwester gesehnt — aber heute liebte sie die Heimat wirklich, weil die ihr ja das legitime Glück bringen sollte. Der Wagen fuhr in den Schloßhof. Dumpf und feudal dröhnten die alten Mauern den Hufschlag zurück... Modeste wußte, was sie wollte. Der Inspektor war ihr völlig entschwunden. Sie sah ihn eigentlich erst wieder, als er behende vom Bock herabsprang, den Damen aus dem Wagen zu helfen. Der Graf war ganz steif geworden und fror noch immer. Was interessierten sie die beiden Männer?...

Sie überlegte jetzt, ob der Auserwählte Dienstag zur Hühnerjagd kommen würde — er war gar nicht Jäger. Oder dann wenigstens zum Diner — eingeladen war er sicher... Noch beim Auskleiden murmelte sie vor sich hin:

„Modeste, Freifrau von Oed!“ Sie tat es sehr vorsichtig. Denn die Schwester Frieda beobachtete von ihrem Bett aus argwöhnisch die Jüngere, der die ermüdende Nachtfahrt so frische Wangen und so blanke Augen gemacht hatte.

II

Die Jagdgesellschaft war gleich nach Tisch vorgefahren — vorläufig nur die Jäger mit fermen Hühnerhunden, riesigen Flintenfutteralen und kleinen Koffern zur Dinertoilette.

Modeste überließ den Empfang gern den Schwestern. Herr von Falkner hatte auch zugesagt für den Abend. Seiner war man jedoch nie sicher. Der reitende Bote mit der Absage im letzten Augenblick galt als seine Spezialität. Modeste, obgleich sie unerträgliche Migräne gehabt hatte und zur großen Freude ihrer Schwester Frieda nicht einmal zum Festessen erwartet wurde, schlich dennoch um vier Uhr aus ihrem Turmzimmer ins Freie hinunter.

Der Nachmittag war klar, kühl, die Luft so durchsichtig, daß man den Kirchturm der fernen Kreisstadt deutlich erkennen konnte. Im Park sanken die ersten bunten Blätter leise raschelnd auf die frisch geharkten Kieswege. Von Zeit zu Zeit klangen Schüsse, aber sehr ferne — die Jäger hatten wohl ein dezimiertes Volk bis an die äußerste Gutsgrenze verfolgt. Modeste, noch im Morgenkostüm, mied die breite Lindenallee, wo auf grüner Bank die hellen Sommerblusen ihrer Schwestern leuchteten. Sie ging hinaus aufs Feld. Was sie während jener Nachtfahrt in Herzensangelegenheiten beschlossen, kam ihr heute kindisch und übereilt vor. Ihre Vorstellung sah den Auserwählten nur unklar. Dennoch erwartete sie sein Kommen mit nervöser Spannung.

Schloß Barginnen lag stumm und mittelalterlich im scharfen Herbstlicht. Ein schwerer, alter Backsteinbau mit zwei jäh vorspringenden Flügeln, der linke von einem eckigen Burgfried gekrönt. Hohe Stockwerke, aber häßlich niedrige Fenster. Die Vorfahrt ein tiefes Mauertor, in dem die Steintreppe zur Wohnung emporführte. Ringsum der Park, nicht groß, aber uralte Föhren drin, die bis zum Burgfried emporragten. Auch Rasenplätze mit spärlichen Blumenbeeten, verschlungene Wege — die dunkle Allee mächtiger Linden führte von der nahen Chaussee bis zum Schloß. Die Wirtschaftsgebäude lagen abseits, hinter einem Wäldchen schlanker, weißer Birken versteckt. Unregelmäßige alte Gebäude aus Feldsteinen aufgemauert, mit kleinen Luken und Schindeldach. Aber in unheimlicher Länge und Mächtigkeit dehnten sich die Scheunen, aus geflicktem Holz. Noch weiter drüben begannen die Insthäuser — Lehmbaracken, verwahrlost, schmutzig, wie es Littauer Art. Hühner gackerten da, und angepflöckte Schweine grunzten. Modeste kehrte um, weil der Geruch von Jauche und Vieh aufdringlich und gemein heranzog.

Am Birkenwäldchen lag auch die Inspektorwohnung — ein kleiner weiß getünchter Bau. Die niedrig gelegenen Fenster des Wohnzimmers waren weit geöffnet. Modeste schaute keck hinein. Herr Romeit war wahrscheinlich nicht zu Hause. Aber wenn auch — sie hatte die naive Herrenüberzeugung, daß Inspektoren doch eine andre Art Menschen seien, deren Negligé ihr nicht einmal peinlich sein konnte. Auf dem plumpen Schreibtisch erblickte sie ein aufgeschlagenes Buch: Der Tierarzt fürs Land. Daneben lag ein halb aufgerolltes Bandmaß — in der Pferdegegend ein unbedingt nötiges Requisit. Im Hintergrunde das steinharte Wachstuchsofa und fichtene Stühle — auf einen ein halb geleertes Glas Buttermilch... Unter solch lastender Balkendecke, in einer Atmosphäre von Kalkdunst und Stiefeltran hausten diese Leute jahrelang. Der Hofmann mit dem klappernden Schlüsselbund der erste Morgengast — dann Knechte, die den Ziehschein wollten,



Johannes Richard zur Megede

Der Verfasser unsers neuen, in diesem Hefte beginnenden Romans „Modeste“ ist den Lesern von „Ueber Land und Meer“ seit langem wohlbekannt. Ist doch in unsrer Zeitschrift Johannes Richard zur Megede zum ersten Male mit größeren Arbeiten vors Publikum getreten, mit Arbeiten, die sofort seine scharf ausgeprägte Eigenart zu erkennen gaben und ebenso durch die charakteristische Mischung von Bodenständigkeit und Internationalität der von ihm geschilderten Gesellschaftskreise wie durch die meisterhaft angelegte, an dramatisch bewegten Szenen reiche Handlung den Leser unwiderstehlich fesselten. Megedes neues Werk hat wieder, wie zum Beispiel „Quitt“, vielleicht der populärst gewordene von seinen Romanen, die ostpreußische Heimat des Dichters, das Leben auf den dortigen großen Gütern zum Hintergrund. Auf diesem Hintergrund, umgeben von einer Reihe der verschiedenartigsten, durchweg höchst lebendig gestalteten Menschen, erhebt sich vor dem Leser die Gestalt der Heldin, eines groß angelegten, innerlich vornehmen Mädchens, das sich aus schweren Kämpfen mit dem eignen Herzen und mit den dünkelhaften, niedrig denkenden Angehörigen den Platz an der Seite des von ihr geliebten Mannes erringt. Das Thema der „Ebenbürtigkeit“, auf das schon der Name der Heldin leise anzuspielen scheint, klingt immer wieder an, mit der feinen, überlegenen Ironie behandelt, in der bekanntlich zur Megede Meister ist.

oder klatschende Instweiber — wohl auch ein hübsches Scharwerkmädchen zuweilen, die, wenn sie in die Backen gekniffen wurde, dazu lachte. Und was für Düfte mitzogen von Stall und Schweiß und schmutzigen Körpern! Ob solche Menschen in solcher Umgebung auch einmal die Liebe überfallen konnte — die echte, die immer Verschwendung ist und von der nur die Dichter wissen?...

Modeste mußte bei diesem Gedanken lächeln. — Liebe? — Sie hatte ja selbst keine Ahnung von dem Gefühl. Und eigentlich sollte sie das mit neunzehn Jahren doch schon durchgemacht haben. ‚Liebe — Liebe‘ ... Und sie dachte an die Sperlinge, die liebestoll in den Dachrinnen piepsten, an die gurrenden Tauben im Wald, an die plumpen Schäkereien in der Küche, die sie zuweilen belauscht hatte. Das verstand sie alles gar wohl. Das waren die Sinne, der Trieb. — Aber das große Gefühl? — Wer besaß es? — Besaß es überhaupt einer?... Und dabei war sie sich darüber ganz klar, daß Naturen wie die ihre eigentlich nur des Triebes fähig waren und wohl daran taten, wenn sie den in der Konvenienz der Ehe vernünftig verrinnen ließen. Dennoch bäumte sich in ihr etwas gegen diese Konvenienz auf — selbst wenn diese Konvenienz Xaver Cajetan Falkner von Oed hieß und noch Jugend genug besaß zur Liebe... Modeste wurde nachdenklich. Vermochte sie denn überhaupt irgend etwas auf dieser Welt mit dem uneigennützigen, starken Gefühle zu lieben — oder kam das bei ihrer Sorte erst mit dem Kinde?...

Sie war weit ins Feld gegangen, während sie so träumte, und ohne es zu wollen, den Jägern nach. Die Herren sah sie wohl. Aber sie waren noch viel zu weit zum Gruß. Sie blickte ihnen nach, wie sie über die Stoppel schritten hinter den wedelnden Hunden. Die Jagd interessierte sie wenig. Dennoch blieb sie stehen... Aber es ereignete sich nichts. Und als sie so die blassen Augen über die uferlose Ebene hinschweifen ließ — nichts als gelbe Stoppel und helle Wiesenflecken und welkendes Rübenkraut, weiter hinten die dunkle Linie der Staatswaldung — da wußte sie, daß sie doch etwas liebte. Das war eben diese uferlose Ebene, wo das Auge müde wurde vom Schauen über fahle, weite Herbstflächen, oder sich ängstlich an jeden Baum klammerte, an jedes kümmerliche Gebüsch. Den Fetzen Eichenwald, der sich im Osten fast heimtückisch heranschob, bis fast ans Gut, begrüßte sie wie eine Oase... Und gerade die Ebene, wie sie jetzt war, so groß, so dunstig, so schwer, liebte sie. Sie liebte sie mehr als Wald und Schloß, weil sie ihr doch eigentlich Heimat war, Jugend, weil mit jedem einsamen Haus, jedem Baum, jeder Gebüschgruppe sie irgendeine Erinnerung verband, nach der sie sich auch in der Fremde sehnte, wie nach etwas Lebendigem. Das Gefühl war Modeste nicht immer da. Wo Vergnügen winkte, schwand es sofort. Im Winter haßte sie sogar diese tote, riesige Schneefläche, über welche die Raben mit lautem Flügelschlage dahinzogen. Aber heute war es stärker als je, weil sie ihre Erinnerungen in Rußland so lange und so nutzlos entbehrt.

Die Jagd kam näher. Ihr scharfes Auge unterschied den einzelnen genau. Die Herren waren wohl schon etwas müde und schritten langsam, die gespannte Flinte unter dem Arm. Den Grafschwager vorne sah sie am deutlichsten. Er ging auf so aristokratisch ausgemergelten Beinen, und mißvergnügt ging er auch. Ja, ein Aristokrat war er, aber ein sehr matter... Zuweilen standen die Hunde — die Herren hielten bewegungslos. Dann ging das Rebhühnervolk in schnarrendem Fluge auf, rasche Schüsse krachten und schwer flatternde Vögel fielen herunter...

„Such!... Apporte!...“ Die Herren waren jetzt so beschäftigt, daß sie Modeste im Eifer gar nicht bemerkten. Nur einer, der ganz hinten ging und scheinbar selten zu Schuß kam, zog die Mütze. Es war Herr Romeit. Er war der frischeste von allen, und Modeste fand seinen federnden Schritt für einen Inspektor fast zu elastisch. Wenn er auch eine andre Menschensorte repräsentierte, etwas war doch dran — der Mann.

Auf dem Rückwege begegnete sie in der Lindenallee den Schwestern — Die Gräfin faul, Frieda pikiert über die gesund gewordene Modeste. Auch sie war der blaßblonde Lindt-Typus, aber die zehn Jahre mehr markierten sich häßlich scharf neben Modestes Jugend. Die Schwestern wußten das beide.

„Na, du bist ja schnell wieder gesund geworden, Modeste... Wenn's Vergnügen gibt.“...

„Ja, wahrscheinlich, Frieda! In meinem Alter überwindet man so etwas noch schnell.“

„Dummes Ding!“

„Was hast du eigentlich, Frieda? Bist du zufällig verrückt geworden?...“

„Ach, du weißt ganz genau...“

(Fortsetzung folgt)



Florentinerin

Nach dem Gemälde von Alois Hans Schram (Wien)

Etwas vom Spargel

Von

C. Schenkling

Der Spargel verdient unstreitig die große, allgemeine Beliebtheit, deren er sich bei allen Verehrern eines schmackhaften Bissens erfreut. Er ist der Edle unter den Gemüsearten, so viele ihrer den Kulturvölkern auch bekannt sind. Wohl hat er in Nordamerika in den jungen Trieben von Phytolacca decandra einen nicht zu unterschätzenden Rivalen, wir kennen aber dieses Gemüse nicht und wollen uns deshalb auch nicht in einen Streit mit Uncle Sam einlassen. Wie hoch der Spargel heute aber im Ansehen steht, beweist am schlagendsten die von Jahr zu Jahr eintretende Vermehrung der Spargelkulturen. Der Spargel ist schmackhaft, leicht verdaulich, nahrhaft und zart, kurz, er zergeht einem auf der Zunge. Selbstverständlich hat die Behandlung in der Küche auf den Wohlgeschmack des Gemüses einen nicht unbedeutenden Einfluß. Aber den höchsten Einfluß auf die Güte der Schößlinge hat doch die liebe Sonne: Sie zaubert mit ihren wohltuenden Strahlen den Leckerbissen aus dem Schoß der Erde hervor — lockt und lockt, bis aus dem braunen Gartenboden die lichtweißen, zart wie Email schimmernden Köpfchen hervorlugen.

Ja, Frau Sonne muß es recht gut meinen, ehe es so weit ist. Tief drinnen im Beet ruht der fingerdicke kriechende Wurzelstock, in der botanischen Kunstsprache Rhizom genannt, dessen schuppige Sprossen wir mit so großem Behagen verspeisen. Beginnen diese zu treiben und kommt dann der Spargelstecher nicht in Anwendung, so entwickeln sie sich zu blütentragenden Stengeln, die sich so fein zu borstigen Büscheln verästeln, daß man sie irrtümlich für Blätter ansieht. Im Litauischen werden diese Büschelchen zu Sonntagssträußchen und zur Bekränzung der Heiligenbilder benutzt, weshalb man die Pflanze dortlands „Gotteskraut“ nennt. Die Aeste treiben kleine, in der Mitte geknicte Stielchen, an denen im Juni und Juli je ein unscheinbares, glockiges Blütchen hängt. Perianthium nennt es der Botaniker, und da es bald beiderlei Befruchtungsorgane in sich birgt, bald auch nur Staubgefäße oder Stempel, und diese noch dazu auf verschiedenen Pflanzenindividuen sich befinden, ist der Spargel ein- und zweihäusig. Der Fruchtknoten zeitigt eine erbsengroße, scharlachrote Beere, nach welcher der Spargel früher in manchen Gegenden Korallenkraut genannt wurde. In der Regel werden diese Beeren vor der Reife abgepflückt, denn die Früchte zehren nicht nur an den Kräften der Wurzel, sondern verunkrauten beim Ausstreuen ihrer schwarzen Samen unter Umständen die ganze Anlage. Uebrigens finden, wie wir von Braunschweiger Spargelzüchtern wissen, seit einigen Jahren die Samen von neuem Verwendung als Kaffeesurrogat. Viele Zentner (à 15 Mark) werden von Frauen und Kindern in Spargelgegenden gesammelt. Es ist bekannt, daß die Stechzeit des Spargels in der Regel zwischen dem 12. und 24. April beginnt und acht bis zehn Wochen währt. Dann hört der kluge Züchter auf, zu stechen, nicht etwa, weil die Spargelsaison vorüber wäre — der Spargel schmeckt auch später noch — aber die Wurzeln einer Pflanze sind nicht imstande, fortdauernd neue Triebe zu entwickeln; auch das Spargelrhizom nicht. Es treibt zwar weiter, würde sich aber schließlich zu Tode treiben. Die Junitriebe mit ihren grünen Blättern sind zur Erhaltung des Lebens notwendig. Das interessante Wechselverhältnis zwischen Blatt und Wurzel kann nirgends besser studiert werden als gerade bei der Spargelpflanze. So wenig die Blätter ohne Wurzeln lebensfähig sind, so wenig vermögen sich diese ohne jene am Leben zu erhalten. Die Sprosse, die im Frühjahr hervorbrechen, sind von den Wurzeln aus den im vergangenen Jahre mit Hilfe der Blätter aufgespeicherten Nahrungsstoffen gebildet worden. Um im nächsten Frühjahr also wieder Spargel stechen zu können, muß man spätestens Mitte Juni diese angenehme Beschäftigung einstellen. Die nach dieser Zeit treibenden Schößlinge sollen sich entfalten und Nahrung für die Wurzeln sammeln. Je üppiger das Spargelkraut im Sommer steht, desto günstiger die Aussicht für das nächste Jahr.

Der Spargel ist eine Strand- und Flußuferpflanze des mittleren und nördlichen Europa, Nordafrikas und Nordwestasiens. Als Gemüsepflanze ist sie in Südeuropa schon seit undenklichen Zeiten bekannt und geschätzt. Viktor Hehn meint in seinen „Kulturpflanzen und Haustiere“, wie in so vielen andern Fällen weise auch hier der Name (asparagus = Schoß, Sproß) darauf hin, daß die Pflanze aus Italien bei uns eingeführt und dorthin mit andern Gemüsearten, Küchen- und Apothekerkräutern wie verschiedenen Blumenspezies in frühen Jahrhunderten aus Asien gekommen sei. Jedenfalls war Spargel bereits ein Lieblingsgericht der alten Römer und fehlte selten auf ihrer Tafel. Von Justinian erfahren wir, daß das Gericht zu den Vorspeisen (gustatio) gehörte. Nach den Aufzeichnungen des Martial machte man schon in jener Zeit einen Unterschied in der Güte des Gemüses und gab dem Spargel von Ravenna den Vorzug. Die Gärtner dieser Stadt und ihrer Umgebung schienen sich der Spargelkultur auch ganz besonders gewidmet zu haben, sonst ließe sich jene Mitteilung Martials, nach der drei Stangen ravennatischen Spargels ein Pfund gewogen hätten, kaum verstehen. Auch Columella gedenkt in seinem Werke „De re rustica“ der Spargelkultur. Kein Wunder, wenn unter den Cäsaren die Tiberstadt im Genuß des Spargels schwelgte und Augustus den Ausdruck „Citius quam asparagi coquuntur!“ — „Tu es schneller, als du Spargel stechen kannst!“ beständig im Munde führte. Selbst Cato, der es mit den alten Römertugenden doch wahrhaftig ernst nahm und vor allem die Schwelgerei haßte, mochte bei all seiner Genügsamkeit auf ein Spargelgericht nicht Verzicht leisten. In Deutschland kannte man damals das wohlschmeckende Gemüse noch nicht, obwohl die unkultivierte Pflanze wohl bekannt war und in der Heilkunde Verwendung fand. Als dann neben anderm Gemüse auch Spargelpfeifen über die Alpen nach Deutschland kamen, benutzte man sie auch dann noch viel lieber zur Heilung von Nierenleiden, als zur Bereitung eines Gerichts. Uebrigens scheint sich die Meinung über eine im Spargel wohnende Heilkraft in unserm Vaterlande lange erhalten zu haben. Nach einem im Jahre 1565 erschienenen „Pflanzenbuch des Stuttgarter Hofgartens“ heißt es vom Spargel nämlich, daß seine Stengel gesotten von kräftiger Wirkung auf die Nieren seien. Indessen scheint zu seiner Zeit der Spargel bereits Anerkennung als Gemüse gefunden zu haben. Aus diesem Jahrhundert gibt es nämlich zwei Wegweiser für seine Kultur, in deutscher Sprache verfaßt. Die Autoren, denen zu Ehren wir heute noch das erste Spargelgericht in der Saison verspeisen sollten, sind Daniel Schagor und Heinrich Hesse. Aus alten englischen Werken über Gartenbau ist zu ersehen, daß die Spargeltreiberei dortlands viel früher bekannt war als bei uns; sie scheint aus Flandern dorthin gekommen zu sein. Die Königin Elisabeth schätzte diese Delikatesse über alles. Die ihr servierten Spargel wurden in Fleischbrühe gesotten oder auch nur in Salzwasser gekocht, mit Essig und Oel beträufelt und mit Pfeffer bestreut, welche Zubereitung etwa unserm Spargelsalat entsprechen dürfte. Allgemeine Verbreitung erlangte der Spargel aber erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, und bald wurde er durch sorgfältige Kultur derart veredelt, daß auch auf dem Kontinent der „englische Riesenspargel“ einen Ruf erlangte. Ohne Bedingungen räumte man nunmehr dem Spargel den ersten Rang unter dem Gemüse ein. Zumal die Wissenschaft ließ keine Gelegenheit vorübergehen, auf seinen Wert hinzuweisen. Auch in Frankreich war die Spargelkultur zu einer erfreulichen Entwicklung gelangt, und La Quintinie vermochte in seinem 1695 erschienenen Werke über die Spargelzucht nicht nur Anweisungen für die Kultur dieses Gemüses im Freien, sondern auch im Warmhause zu geben.

Langsam aber stetig breitete sich die Spargelkultur über alle Länder Europas aus, und heute nimmt sie eine Bedeutung und Verbreitung ein, die sich kaum schildern, viel weniger in Zahlen ausdrücken läßt. Alle Länder nehmen mehr oder weniger daran teil; allen voran steht aber unser Vaterland mit einem Boden, der sich vorzüglich zum Anbau des Spargels eignet, und einem Klima, das seiner Kultur äußerst günstig ist. Man baut in Deutschland zwei Hauptarten des Küchenspargels, in der Stuttgarter Gegend vorwiegend den grünen, der erst gestochen wird, wenn die Sonne die Pfeifen grün oder violett gefärbt hat. Obwohl unansehnlicher, besitzt diese Art doch einen eigenartigen kräftigen Wohlgeschmack, der ihn manchem Kenner begehrenswert macht. Braunschweig, Hannover, Berlin und seine Umgebung, das Thüringer Land, Dessau, Darmstadt, Ulm, Metz, Schwetzingen, Horburg, Grafenheim und das Elsaß besitzen Spargelfelder, deren Ernten in alle Richtungen der Welt versandt werden; auch vom Fuße des sogenannten Vorgebirges (zwischen Köln und Bonn) kommt gutschmeckender Spargel. Im Auslande sind Argenteuil und Aubervilliers bei Paris, Marchiennes und Besançon in Frankreich, Gent und Brüssel in Belgien, Görz im Küstenlande, Frauenhofen, Appsbach, Matzen und Laa in Niederösterreich, wie Jung-Bunzlau in Böhmen berühmte Spargelorte.

Wie in alter Zeit, so sucht man auch jetzt noch Stangen zu erzielen, die nachgerade jenen Schilderungen, die begeisterte Lobredner des Altertums von den Erzeugnissen Ravennas entwarfen, entsprechen. Bei einer guten Spargelernte kommen etwa 60 Prozent auf sogenannten Primaspargel, darunter Stangen von 25 Zentimetern Länge und mehr denn doppelter Daumensdicke, die dann als „Renommierspargel“ in die Konservenfabriken wandern. — Es ist hier nicht am Platze, Anweisungen über die Anlage von Spargelkulturen zu geben. Erwähnt sei nur, daß Sandboden der vorzüglichste Spargelboden ist. Die großartigen Braunschweiger Kulturen und die wichtigsten Spargelanlagen der Mainzer Gegend, die Lübecker Kulturen und viele andre liegen nur auf Sandboden, teilweise ist es sogar sehr leichter Sand. Die besten und ergiebigsten Kulturen befinden sich allerdings auf fruchtbarem Sande, das ist Sand mit Beimischung von Lehmteilchen. Die besten Sorten sollen auch gleich genannt werden: für leichten Boden ist's „Ruhm von Braunschweig“ und für schweren Boden „Horburger Riesenspargel“. Die am ersten marktfähige Sorte ist „Früher Argenteuiler“, die aromatischste „Gelber Burgunder“ und eine recht ergiebige „Connovers-Kolossal“.

Wohl jeder Spargelesser hat die Erfahrung gemacht, daß die Güte dieses herrlichen Gemüses trotz guter Zubereitung doch recht verschieden sein kann. Diese häufige Geschmacksverschiedenheit veranlaßte Dr. Silar zu Untersuchungen, und die Resultate derselben werden gewiß jedermann interessieren. Der am Abend gestochene und gebrochene Spargel wird von den Züchtern bis zum nächsten Morgen an einem kühlen Orte aufbewahrt, bald im Keller, bald im feuchten Sande, bald im Wasser. Der gewässerte Spargel erhält ein prächtiges Aussehen, er verliert seine grünen Spitzen und liegt morgens marmorweiß zum Verkauf da. Dieses blendende Weiß ist wohl etwas für das Auge, nicht aber für den Geschmack. Spargel enthält etwa 93,7 Prozent Wasser und 6,3 Prozent feste Bestandteile, die sich zusammensetzen aus Zellstoff, Eiweiß, verschiedenen Salzen und Asparagin. Neben diesen Dingen finden sich noch unwägbare aromatische Stoffe in der Pflanze. Liegt nun der Spargel längere Zeit im Wasser, so nimmt er bei seinem stark entwickelten Aufsaugungsvermögen in einer Nacht genau so viel Wasser auf, als sein Gewicht beim Stechen betrug, so daß der Händler, wenn er 10 Pfund kaufte, nach dem Wässern 20 Pfund verkaufen kann. Die so bewirkte Gewichtszunahme mag für den Käufer keine Benachteiligung sein, da er ja beim Sandspargel auch Sand mit in Kauf nimmt, aber das Wässern entzieht dem Gemüse einen Teil des Asparagins und über 10 Prozent der anorganischen Salze, wodurch es an Güte verliert. Wer also dem Spargel sein angenehmes Aroma und seinen charakteristischen Geschmack wahren will, sei bei der Zubereitung sparsam mit Wasser, wasche die Stangen nur in ungeschältem Zustande, koche sie im Spargelkocher nur mit Dampf oder setze sie, wenn Wasser nicht zu vermeiden ist, nicht kalt auf, sondern werfe sie in siedendes Wasser, damit die Eiweißkörperchen schnell gerinnen und in diesem Zustande die übrigen Bestandteile nicht entweichen lassen.

Der Spargel hat aber noch andre Liebhaber als den Menschen, Liebhaber, die zu seinen Feinden werden und mitunter eine ganze Kultur vernichten können. Abgesehen von einigen Blattkäferchen, ein paar Eulenraupen und Blattlausarten, die an dem oberirdischen Teile der Pflanze weiden, für uns also nicht in Betracht kommen, ist es die Spargelfliege, Platyparaea poecilloptera, die zu einer wahren Geißel für die Anlage werden kann. Die etwa 5 Millimeter große Diptere verläßt die in der Erde ruhende Puppe just zur selben Zeit, in der sich die Spargelköpfe zeigen. Die weibliche Fliege sticht den jungen Sproß an und schiebt ihre Eier in die Stichwunde. Die sich daraus entwickelnden Maden bohren sich bis zum Herzen des Triebes, legen außerdem viele Minen und Gänge an und verursachen durch ihre Minierarbeit das Welkwerden der Pfeife. Dieses kennzeichnet sich durch ein trockenes Aussehen und eine unförmig gekrümmte Gestalt, die der Sproß annimmt. Erst zur Zeit ihrer Verpuppung stellen die Tiere die verheerende Tätigkeit ein, verlassen den Trieb und verpuppen sich in der Nähe des Rhizoms. Mit Beginn des nächstjährigen Spargelstechens verlassen sie als Imagines die Puppe und beginnen ihre Zerstörungen von neuem. Ein besonderes Bekämpfungsmittel des Schädlings ist mir nicht bekannt geworden.



Angelvergnügen vor einer Laubenstadt bei Stralau

Berlin am Wasser

Von

Kurt Doerry

(Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von E. Rosenstand)

Pfingstmontag! Ein herrlicher, aber heißer Morgen. Es ist erst acht Uhr, aber die Feiertagsstille, die sonst um diese Zeit an Sonn- und Festtagen in der Großstadt herrscht, ist heute emsigem Leben und Treiben gewichen. Besonders an der Jannowitz-Brücke, dem Anlegepunkt der großen Vergnügungsdampfer, entfaltet sich trotz der frühen Stunde schon ein reger Verkehr. Von allen Seiten ziehen sie heran, die Ausflügler, Vater, Mutter, Kinder und Anverwandte, getreue Nachbarn und desgleichen, bepackt mit Körben und Paketen, um hinaus ins Freie zu flüchten. An der Dampferanlegestelle da unten drängen sie sich schon in dichten Scharen, obwohl noch viele, viele Dampfer heute hinausfahren nach den zahlreichen Ausflugsorten, die an den Ufern der Spree und in ihrer Nähe verstreut liegen. Manch derbes, aber nicht böse gemeintes, echt berlinisches Wort fällt hier, wenn das Gedränge zu stark wird oder irgendeiner, der es besonders eilig zu haben glaubt, allzu ausgiebigen Gebrauch von seinen Ellbogen macht. Aber der Berliner verliert die gute Laune nicht so leicht; er ist geduldig und geübt im Ertragen der größten Leiden, so der Festtagsverkehr in der Millionenstadt mit sich bringt. Den Begriff „überfüllt" kennt er nicht. Wenn ein Stadtbahncoupé auch schon zehn Personen mehr enthält, als es eigentlich aufnehmen soll, wenn der berühmte und oft zitierte Apfel schon längst nicht mehr zur Erde fallen kann: es gehen immer noch ein paar Personen hinein. Der Berliner ist eben gutmütig, vor allem der kleine Bürgerstand, den wir heute am Pfingstmontag hinauspilgern sehen nach den „lieblichen" Gestaden der Spree. So eine Dampferfahrt ist wirklich ein Vergnügen eigner Art. Bis auf den letzten Platz ist das Schiff besetzt. In den Gängen, zwischen den Bänken schiebt und drängt man sich umher, um die in der verwirrenden Eile zerrissenen Familienbande aufs neue zu knüpfen.

„Junge, haste Muttern nich jesehn?" hört man wohl einen biederen Handwerkmeister einen seiner hoffnungsvollen Sprößlinge fragen.

„Ne, Vater, ick habe ihr nich jesehn," ist die Antwort.

„Paß doch een andermal uff!" schilt jetzt der Pater familias. „Nu jehste un suchst ihr!"

Schließlich wird die Vermißte denn gefunden, und die zürnende Miene des Haustyrannen verklärt sich. Jetzt ertönt ein schrilles Läuten; im Innern des Dampfers regt es sich — ein Stampfen und Stoßen, und nun setzt sich der „Koloß" in Bewegung; er gleitet unter der Jannowitz-Brücke hinweg, auf der sich Hunderte von Gaffern eingefunden haben, dann schießt er schneller und immer schneller durch die trüben Fluten der Spree, seinem Bestimmungsort entgegenstrebend.

Die Festtagsausflüge des Berliners sind eine natürliche Folge des aufreibenden Großstadtlebens. Vor allem für den kleinen Mittelstand Berlins gilt das Wort, nach dem man sechs Tage arbeiten, am siebenten aber ruhen soll. Der Berliner ist fleißig, er quält sich redlich, wenn aber der Sonntag kommt, dann geht es hinaus ins Freie, und am liebsten sucht er seine Erholung am Wasser, am grünen Strand der Spree, draußen in Treptow, Stralau, Johannistal, Niederschöneweide oder an den ausgedehnten Seen.

Unsre Spree kann sich ja allerdings mit stolzen Strömen wie Rhein, Donau oder Elbe nicht vergleichen, sie hat nicht so begeisterte Sänger gefunden wie diese, aber auch ihr hat ein Dichter Reize abzugewinnen vermocht. Wie singt doch Eichberg?

„Wo Wiesenland und Hügelland sich weidet
Am breiten Lauf der Spree, die sie durchfließt.
Bevor des Reiches Hauptstadt sie durchschneidet
Und treu das stolze Kaiserschloß begrüßt,
Dort weil' ich gern, wo hell vom Licht beglänzt
Die klaren Seen der Wald umkränzt."

Die Gewohnheit stumpft unsre Sinne ja häufig auch gegen die schönsten Reize der Natur ab, aber es kann nicht bestritten werden, daß Berlin, was seine Umgebung am Wasser anbetrifft, sich getrost mit jeder andern Großstadt messen kann. Welch reizendes Panorama entfaltet sich zum Beispiel vor unserm Auge, wenn wir in einem der beliebten Restaurants in Treptow am Wasser sitzen und den Blick über die Fluten schweifen lassen. Zur Linken dehnt sich der Treptower Park, drüben, jenseits der Spree, ragt der Stralauer Kirchturm in die Höhe, und vor uns taucht der Blick in das dunkle Grün der Liebesinsel, während er nach rechts hin die Spree hinaufschweift.

Auf der Liebesinsel hat ein findiger Wirt ein originelles Restaurant entstehen lassen, die allen Berlinern wohlbekannte Abtei. Im Stil eines mittelalterlichen Klosters gehalten, ziehen sich düstere Kreuzgänge entlang an den alten knorrigen Bäumen und den grünen Büschen, von denen die Insel bestanden ist. In dieser Umgebung mundet ein kräftiger Trunk noch mal so gut. Man versetzt sich im Geiste zurück in die Tage des Mittelalters, in denen die Mönche — wie uns die alten Chroniken künden — in den Klöstern ein so lustiges Leben führten, in denen sie, den Freuden der Tafel und dem Bacchustranke nicht abhold, fröhlich den Becher schwangen und so manchen biderben Zechkumpan, der ihre Gastfreundschaft genoß, unter den Tisch tranken.

An Sonn- und Feiertagen entfaltet sich hier ein fröhliches Leben. Dampfer auf Dampfer legt an, immer neue Scharen Erholungsuchender herbeiführend. Dazwischen zieht hin und wieder eine Segeljacht ihre Bahn, Boote, meist mit mehr Sportliebe als Verständnis bedient, gleiten mit klatschendem Ruderschlag hin und her, und vom nahen Kaiserbad mengt sich manchmal ein kühner Schwimmer in das frohe Getriebe.

Aber nicht nur hier ist „Berlin am Wasser" zu finden. Wenden wir uns etwa 1000 Meter stromaufwärts in der Richtung nach Niederschöneweide, so gelangen wir nach einem der ältesten und populärsten Vergnügungslokale in der Umgegend von Berlin, dem Alten Eierhäuschen. Auch hier sitzt man mitten im Grünen hart am Rande der Spree. Vor uns, inmitten der Wasserfläche, erhebt sich ein kleines, etwa 1 Morgen großes Eiland, die Bullenbruchinsel, auf der sich ein Ruderklub, „Allemannia" mit Namen, ein stolzes Heim errichtet hat. Soeben wird ein Vierer ins Wasser gelassen. Wahrscheinlich soll eine Pfingstfahrt angetreten werden. Vier kräftige Gestalten besteigen das schlanke Boot und nehmen die Riemen zur Hand, ein fünfter Mann nimmt am Steuer Platz; dann schallen Kommandoworte zu uns herüber … „Achtung!" … „Los!" … und jetzt schießt das Boot, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, in der Richtung nach Köpenick davon, bald hinter der nächsten Uferecke verschwindend. Immer neue Boote fesseln unser Auge. An Festtagen sind die Ruderer besonders eifrig. Da streifen sie aus, um die Brust auf dem frischen Wasser zu lüften und Herz und Seele zu neuer Arbeit zu kräftigen. Weit die Spree hinauf führen sie ihre Fahrten; da ist kein See im Umkreise von 50 Kilometern, der nicht — sofern er eben erreichbar ist — an Sonn- und Festtagen von dem munteren Völkchen der Ruderer befahren wird.



Auf dem Wasserfahrrad



Sommerabend an der Oberspree bei Treptow

Wir haben uns jetzt von unserm Platz vor dem Alten Eierhäuschen erhoben, um die sich zur Rechten am Wasser entlangziehende Promenade zu einem kleinen Spaziergang zu betreten, da fesselt ein originelles Fahrzeug, das langsam auf der Wasserfläche dahingleitet, unsre Aufmerksamkeit. Auf zwei länglichen, vorn und hinten spitz verlaufenden Eisenblechzylindern ruht eine Plattform; auf dieser befinden sich zwei Gestelle, auf denen man sitzend durch Pedaltreten das seltsame Gefährt fortbewegen kann. Wir haben also eins jener Wasserfahrräder vor uns, wie sie sich auf der Oberspree großer Beliebtheit erfreuen. Das Fahren mit diesen Vehikeln, deren Plattform mit einer Drahteinfriedigung umgeben ist, ist einfach und gefahrlos.

Noch ein andrer Sport wird auf der Oberspree sowie auf dem Rummelsburger See viel betrieben: das Angeln. Seine Freunde zählen in Berlin nach Tausenden. Während der richtige Amateurangler sich die fischreichen Seen in der weiteren Umgebung der Reichshauptstadt zur Ausübung seines Sports aussucht, begnügen sich viele, die keine großen Opfer an Zeit und Geld bringen können, mit weniger ergiebigen Jagdgebieten. Wenn der Sport hier auch nicht so aufregend ist, wenn es meist auch nur kleine Weißlinge sind, die ihrer Angel zum Opfer fallen, so erreichen sie doch ihren Zweck; sie vertreiben sich angenehm und billig die Zeit, befinden sich in frischer Luft, und wenn das Glück ihnen hold ist, so bringen sie noch ein Gericht Fische mit nach Hause. Oft sind diese anspruchslosen Angler auch Bewohner der anmutigen kleinen Laubenstadt, die sich da auf dem Stralauer Gebiet aufgetan hat und manchem, dessen Beutel nicht allzuviel des leidigen Mammons aufweist, ein teures Modebad ersetzt. Tags über in der Stadt, flüchten sie abends in die Laubenstadt hinaus, wo sie ein Stückchen Land nebst Laube gepachtet haben; sie bauen dort ihren Kohl, sitzen an den warmen Sommerabenden im Freien, vor ihrer Laube oder am Wasser, gehen mit den Hühnern schlafen und sind am andern Tage schon wieder in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, um ihren Garten zu bestellen und dann, nach der morgendlichen Atzung, wieder in das Joch der beruflichen Arbeit zurückzukehren.

Ein wesentlich andres Bild entrollt sich uns, wenn wir dem Osten den Rücken wenden und die im Westen liegenden Wasserläufe aufsuchen. Der „Zug nach dem Westen“, der, was Ansiedlung und Bebauung anbetrifft, in den letzten zehn Jahren einen so enormen Umfang angenommen hat, ist, soweit die Erholung suchenden Großstädter in Frage kommen, wohl kaum so stark wie der Zug nach dem Osten, obwohl der Grunewald nichts von seiner Volkstümlichkeit eingebüßt hat. Der Westen wird auch in dieser Beziehung mehr von dem besseren Publikum aufgesucht, das ja ebenfalls für Wasser und Wald eine starke Vorliebe hat.

Schon die Lokale am Schlachtensee, am Wannsee und so weiter sind auf den feineren Besuch zugeschnitten; alles hat den Anstrich eines höheren Komforts, und vor allem die Preise lassen erkennen, daß man nicht auf die Familien reflektiert, die selbst ihren Kaffee, einen Mokka höchst zweifelhafter Art, kochen und dazu das mitgebrachte Gebäck verzehren. Wannsee, das der Erholung suchende West-Berliner besonders liebt, da es Gelegenheit zu Land- und Wassertouren nach der Havel und den umliegenden Seen bietet, wird als Villenkolonie viel von vermögenden Industriellen und Künstlern der Großstadt aufgesucht. Man hat dort gute Verbindung mit der Stadt und lebt am Wasser, inmitten herrlicher Wälder.

Die Eignung des Wannseegebietes für einen ganz besonderen Zweck herauszufinden, ist übrigens erst in letzter Zeit einem Ausländer gelungen, der sich ein sogenanntes „Hausboot“ erbauen ließ und es an den Ufern des Wannsees vor Anker legte. In England, wo der Wassersport ja bekanntlich mit weit größerer Passion betrieben wird als bei uns, kann man überall auf der Themse oder andern Flüssen solche Hausboote liegen sehen. Sie dienen wohlhabenden Leuten und ihren Familien, die wenigstens während einiger Tage der Woche dem lärmerfüllten Bannkreise der Großstadt zu entfliehen wünschen, als Aufenthaltsort. Auf dem Wannsee schwimmt nun auch schon das erste Hausboot, und es wird sicherlich nicht lange dauern, bis eine kleine Flotte solcher schmucken Fahrzeuge, richtiger Wohnhäuser en miniature, an den waldbekränzten Ufern des Wannsees zu finden ist. Und gerade der Wannsee, der in einer halben Stunde von Berlin aus zu erreichen ist und Sport in jeder Gestalt bietet, eignet sich auch vortrefflich für diesen Zweck, ganz abgesehen von den großen landschaftlichen Reizen dieses märkischen Paradieses. Und schön ist es da draußen an Wannsee und Havel!

„Wo blauer Havel reine Fluten streichen
Um Spandaus Wälle, Potsdams Parkgebiet,
Bis Werders Blütendüfte sie erreichen,
Der Dom Alt-Brandenburgs sie fließen sieht,
Dort weil' ich gern, wo auf den sanften Höhn
Die Kiefer rauscht im Windeswehn.“

Der Unterschied zwischen dem Osten und Westen in der Wasserumgebung tritt dadurch besonders hervor, daß das harmlos lärmende Treiben, die ungebundene Fröhlichkeit, die das Leben in den Vergnügungslokalen der Oberspree charakterisiert, im Westen ganz fehlt. Der Ausflügler weidet sich hier mehr in stiller Beschaulichkeit an den Reizen der Natur und sieht zu, wie der vornehme Villenbesitzer dem Segelsport obliegt, denn hier kann man Sonntags nicht nur „Berlin am Wasser“, sondern auch auf dem Wasser finden.

Wer sich hier so recht erquicken will, der steige hinauf auf die Höhen und schaue hinab auf den in der Sonne erglänzenden See, der, umrahmt von herrlichem Fichtenwald, in der Ferne sich mit der Havel vereint. Aber er beherzige dabei, was der märkische Dichter Faßhauer rät:

„Wer märkische Schönheit will recht verstehn,
Wer märkische Reize will schauen,
Der muß mit der Röte des Morgens gehn ...“

Dann erst kann er voll und ganz genießen, was die Natur ihm darbietet.

Uebrigens bieten die märkischen Seen und Flüsse dem Großstadtmenschen nicht nur im Sommer ihre Reize dar; auch im Winter findet man hier zahlreiche Berliner, die allerdings nicht am, sondern auf dem vom Winter in kristallene Bande geschlagenen Wasser Erholung suchen. Seitdem die Gräfin Rossi, die unvergeßliche Henriette Sonntag, in Berlin auch das schöne Geschlecht für die Kunst des Eislaufs begeisterte, gehört diese zu den beliebtesten körperlichen Uebungen. Aber nicht darin liegt der Reiz des Eissports, auf der karg bemessenen Fläche einer von Häusern umringten Bahn in dichtem Gewimmel sich zu drängen, nein, nur dort, wo sich vor dem Auge fast unermeßliche Weiten zu eröffnen scheinen, draußen auf dem Wannsee, der Havel, auf der Dahme und dem im Sommer so oft wild bewegten Müggelsee treibt der passionierte Eisläufer seinen Sport. Da fühlt er sich, auf scharfem Stahl einhergleitend, als Vollmensch, befreit von Alltagssorgen und der bedrückenden Enge der Millionenstadt.

An Sonntagen herrscht da draußen dann meist ein frohes Treiben. Schlittschuhläufer und -segler ziehen in langen Reihen die blinkende Bahn dahin, und dazwischen sausen flinke, mit stählernen Kufen bewehrte Jachten, riesigen Vögeln vergleichbar, über das dumpf knarrende Eis ... ein anziehendes winterliches Bild, das dem zur Sommerszeit, da sich Berlin am Wasser erquickt, nur wenig nachgibt.



Ferienvergnügen
am grünen Strand der Spree



Berliner Ausflügler am Pfingstmontag: Abfahrt der Dampfer nach der Oberspree an der Jannowitz-Brücke



Zwei jugendliche Modelle vor der Chiesa dei Greci

Die Künstlermodelle in Rom

Von

E. R. Roß

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

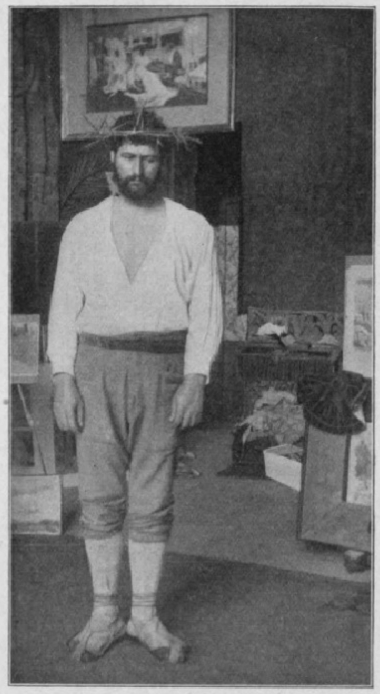
Wer einmal in Rom war, der kennt gewiß auch die Piazza di Spagna und erinnert sich wohl der schönen Blumenmädchen, die ihn dort lachend und schwatzend umdrängten und nicht eher wieder losließen, als bis er richtig, er mochte wollen oder nicht, ein Sträußchen im Knopfloch oder in der Tasche stecken hatte. Da hilft kein Kopfschütteln, kein Winken; Worte der Abwehr, und seien sie noch so energisch, haben nicht den geringsten Erfolg. Diese aufdringlichen, aber reizenden Geschöpfe lassen nun einmal keinen Fremden durch, ohne ihm seinen Soldo für ein armseliges Blümchen abgenommen zu haben, das überdies durch den Vergleich mit der weit größeren Schönheit seiner Verkäuferin sehr viel von seinem Reize verliert. Dieser Blumenmarkt, der mit Ausnahme der heißen Sommermonate, in denen Rom beinahe ganz ausgestorben ist, täglich stattfindet, bildet übrigens die Hauptsehenswürdigkeit der Piazza. Er ist so ziemlich die einzige Gelegenheit in Rom, bei der man die alten malerischen Volkstrachten aus der römischen Campagna und den Sabinerbergen zu sehen bekommt. Nur wenige Dörfer haben dem Wandel der Zeiten widerstanden und die Tracht allgemein beibehalten, so hauptsächlich die beiden altertümlichen Dörfer Anticoli und Saracenesco, die unterhalb Tivoli, einige Stunden von Rom entfernt liegen. Dort in der kräftigen Bergluft führt das Volk noch ein einfaches, sich fast stets in freier Luft abspielendes Leben, das ihm eine kräftige, unverwüstliche Gesundheit gibt und eine unbefangene Kindlichkeit bis ins hohe Alter erhält — beides Eigenschaften, welche die Künstler bei ihren Modellen hauptsächlich suchen.

Diese Dörfer liefern seit langer Zeit die meisten Modelle für die zahllosen Künstler, die sich auch jetzt noch in Rom zusammenfinden, obwohl die Bedeutung der Ewigen Stadt als Kunstzentrale gegen früher zurückgegangen ist. Im Oktober, zu Beginn der Saison, wandern sie, Männer, Frauen und Kinder, nach Rom und bleiben dort bis März; nur an den hohen Festtagen kehren sie heim. Die Römer geben ihnen den Spottnamen „Ciocciari", nach ihrer sandalenartigen Fußbekleidung, „Cioccia" genannt, die von alt und jung getragen wird und einzig aus einem Stück Ziegenleder, so lang wie der Fuß, besteht, das an den Ecken aufgeschlagen und mit Riemen am Fußgelenk befestigt wird. Sie bewohnen während der Saison in Rom zwei bis drei große Häuser in der Nähe von Santa Maria Maggiore, und jeden Tag um 9 Uhr und 2 Uhr versammeln sie sich an und auf den Stufen der Chiesa dei Greci in der Via del Babuino, die im Mittelpunkt des Künstlerviertels liegt, und warten auf die Maler oder Bildhauer, die um diese Zeit für den Tag ihre Modelle auszusuchen pflegen. Die Künstler kennen übrigens die meisten Modelle sogar dem Namen nach, und da diese sich gewöhnlich in der Nähe ihrer Behausungen herumtreiben, so können sie oftmals ihre Abmachungen gleich vom Atelierfenster aus treffen. Gewöhnlich bekommt das Modell 1 Franken 50 Centimes bis 2 Franken für den halben Tag, das ist drei bis vier Stunden, und zur Nachtzeit 1 Franken 25 Centimes für zwei Stunden. Braucht man eine ganze Gruppe, so bekommen alle zusammen nicht viel mehr als sonst eines allein. Ganz besonders schöne Modelle sind natürlich mitunter auch etwas besser bezahlt. Sie stehen meistens morgens von 9 bis 12 Uhr und nachmittags von 2 bis 4 oder 5 Uhr, und bei ihrer sprichwörtlichen Bedürfnislosigkeit gelingt es ihnen, noch Geld zurückzulegen, von dem sie dann bei der Rückkehr in ihre Heimatdörfer bis zur nächsten Saison leben. Obwohl die Ciocciari die Hälfte des Jahres in Rom verbringen, behalten sie trotzdem ihre einfache Lebensweise und die alten Sitten bei. Im Gegensatz zu den römischen Modellen sind die Ciocciari gewissenhaft, ehrlich. Ein befreundeter Künstler erzählte mir, daß er sie oft absichtlich dadurch in Versuchung führte, daß er irgendein Modell allein im Atelier ließ, in dem kleine Wertgegenstände oder Geld herumlagen, doch es kam, wie er mir versicherte, nie vor, daß ihm auch nur das Geringste fortgenommen wurde. Zwar gingen sie, sobald sie allein waren, im Zimmer herum und betrachteten alles sehr genau, doch stets, ohne etwas zu berühren. Den römischen Modellen kann man hingegen gar nicht trauen und darf sie nicht einen Augenblick allein im Atelier lassen. Die Modelle führen natürlich ein ziemlich ungebundenes Leben. Es ist Regel, daß, wer einmal Modell gestanden hat, für eine regelmäßige Arbeit nicht mehr zu gebrauchen ist. Deshalb hat das ganze Völkchen mit Ausnahme der jungen Mädchen, die in ihrer freien Zeit Blumen verkaufen, im allgemeinen keine anderweitigen Erwerbsquellen. Dagegen gibt es Familien, in denen seit Generationen kein andrer Beruf als das Modellstehen ausgeübt wird. Ein bedeutender Aquarellist erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, daß er einst ein Modell gefragt habe, warum er denn nicht arbeite. Der Mann gab ihm zur Antwort, daß er das noch nie getan habe, und fügte die Erklärung hinzu: „Mein Vater war ein Modell, meine Mutter war ein Modell, ich bin ein Modell, und mein Sohn ist auch ein Modell." Die Ciocciaren werden von den Römern nicht besonders geachtet und müssen von ihnen manchen Schimpf erleiden, der nicht wenig dazu beiträgt, ihr Los zu erschweren, das ich übrigens durchaus nicht für so sehr hart halte. Begreiflich ist es aber auf der andern Seite auch, daß sie, wenn beim Herannahen des Sommers alle vernünftigen Leute aus Rom fliehen und daher kein Modell mehr Beschäftigung findet, mit Freuden die große, elegante Stadt verlassen, um in ihre fernen Berge zurückzukehren. Dort ist ihre Heimat, dort werden sie von ihren Familien und ihren Freunden erwartet, vor denen sie mit Stolz ihre kleinen Ersparnisse auskramen, denen sie von der großen Stadt und von allem, was sie darin erlebt und erfahren haben, erzählen, von Liebe und von Haß, von Erfolg und Mißgeschick; dort ist ihre Heimat, in der sie sich wieder mehrere Monate lang einem ungestörten Lebensgenuß in all ihrer angeborenen Freiheit und Einfalt hingeben können.

Die beiden berühmtesten Modelle der letzten Jahre waren Fagiuolo und Toto, von denen der letztere



Gruppe von Blumenmädchen auf der Piazza di Spagna



Ein Christusmodell bei der Pose



Wie ein Gemälde „Erste Kommunion" entsteht


Gruppe von Ciocciaren

von vielen namhaften Künstlern als „alter Musketier“ gemalt wurde. Der erstere, dessen Laufbahn vor einigen Jahren ein tragisches Ende nahm, nannte sich selbst den Fürsten unter den Modellen, war aber allgemein unter dem Namen „Fagiuolo“ bekannt, das man wohl mit Bohne übersetzen kann, das allerdings figürlich auch Dummkopf bedeutet. Zu diesem Spottnamen war er auf folgende Weise gekommen. Als er ein kleiner Junge war, schickte ihn sein Vater eines Tages aufs Feld, um Bohnen zu stecken. Aber anstatt zu tun, wie ihn sein Vater geheißen, grub er ein einziges großes Loch und warf sämtliche Bohnen hinein, dann zog er mit einigen Kameraden gen Rom, um sich dort einen vergnügten Tag zu machen. Um Mittag traf ein Künstler, der die Via Frattina hinunterschritt, zufällig auf drei Bauernburschen, wovon einer durch seine auffallende Schönheit sofort seine Aufmerksamkeit erregte. Er hielt den Knaben an, begann eine Unterhaltung mit ihm, um seine Züge noch besser studieren zu können, und nahm ihn schließlich mit in sein Atelier. An diesem Abend kehrte der Junge zwar mit sehr schlechtem Gewissen heim, aber doch mit der stolzen Genugtuung, seinen ersten selbstverdienten Franken in der Tasche zu haben. Der Vater, der völlig ahnungslos von seines Sohnes Betrug war, wunderte sich immer, daß seine Bohnen so lange nicht keimen wollten, bis er eines Tages an einer einzigen Stelle ein großes Büschel junger Bohnenpflänzchen aus dem Boden sprossen sah, während sonst auf dem ganzen Felde nichts zu entdecken war. Als er den Knaben zur Rede stellte, gestand dieser sofort und entging einer tüchtigen Tracht Prügel nur dadurch, daß seine Beschäftigung als Modell schon so regelmäßig und einträglich geworden war, daß er zu dem Einkommen der Familie einen großen Teil beisteuern konnte. Daher verzieh ihm sein Vater den schlechten Streich, der den Wendepunkt in seinem Leben gebildet hatte, und verlangte von dort an keine Feldarbeit mehr von ihm. Der Name „Fagiuolo“ blieb ihm aber immer. Er war von den tonangebenden Künstlern als „Toreador“ sehr gesucht, wozu sein schönes, glattrasiertes Gesicht besonders gut paßte. Durch seine Selbstüberhebung aber und sein anmaßendes, eifersüchtiges Wesen kam er beständig in Streit mit seinen Kollegen, und eines Tages stach ihn ein andres Modell, dessen Frau er Uebles nachgesagt hatte, auf den Stufen seines Hauses nieder. Seine Tochter heiratete einen jungen Ciocciaren, der nunmehr als Toreador steht und ebenso schön schlank gebaut und glatt rasiert ist wie Fagiuolo selbst.

Besonders interessant sind auch die beiden Christusmodelle, ein Spanier und ein Ciocciare. Bemerkenswert ist, daß keiner von beiden den traditionellen Christuskopf besitzt, sondern daß sie geradezu typisch sind für die neue, in der Darstellung des Heilandes das Menschliche betonende Richtung. Der Spanier leidet an einer merkwürdigen Wahnvorstellung; er ist nämlich überzeugt, daß er wirklich der Erlöser ist. Man erzählt sich in Künstlerkreisen, daß er einmal nach dem Vatikan ging, um den Papst zu besuchen, und dort


Bekanntes römisches Modell, wird gewöhnlich als „Toreador“ gemalt


Ein Spanier als Christusmodell; er glaubt, selbst Christus zu sein

so beharrlich auf seinem Vorhaben bestand, daß die Beamten schließlich dem Kardinal Rampolla Meldung erstatteten. Der Kardinal empfing ihn und erklärte ihm, daß sein Begehren unmöglich erfüllt werden könne, er möge ihm aber sein Anliegen mitteilen, und er werde es dann, wenn nötig, dem Papst übermitteln. Da warf sich der Mann stolz in die Brust und sagte: „Ich bin Christus! Der Papst ist im Unrecht, alle Christen sind im Irrtum, denn Christus ist jetzt erst gekommen; ich bin Er.“ Kurz nach dieser merkwürdigen Unterredung ging er nach Spanien, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück und besteht noch immer darauf, der Erlöser zu sein. Er ist übrigens in beständiger Geldverlegenheit. Der Ciocciare ist das bekanntere und häufiger verwendete der beiden Christusmodelle. Seine Züge sind entschieden mehr im Einklang mit dem konventionellen Duldertypus der italienischen Schule. Wenn der Pinsel des Malers den Ausdruck von schuldlos erduldetem Leiden auf seinem milden, aber unsäglich traurigen Gesicht noch hervorhebt und idealisiert, so erinnert er stark an die Christusköpfe von Hoffmann und Tissot. Unsre beiden Bilder zeigen ihn sowohl in seiner gewöhnlichen Tracht und auch so, wie ihn der Künstler braucht, die Dornenkrone auf dem Haupte.

Für religiöse Bilder ist nach dem Christusmodell das wichtigste die Madonna. Der Einfluß der Heiligen Jungfrau auf das Leben der Italienerinnen ist so groß, daß sie auch wirklich zur Darstellung dieser Gestalt besonders geeignet sind. Von der Wiege bis zum Grab schwebt ihnen das Bild der Himmelskönigin vor, und es ist bekannt, daß besonders die Kinder nicht selten in ihren Zügen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Gottesmutter der italienischen Kirchenbilder zeigen. Von den verschiedenen Modellen für die Madonna ist eine junge Römerin hauptsächlich gesucht.

Sehr beliebt ist auch das Modell für die „erste Kommunion“. Das Mädchen hat große, wunderbare Rehaugen, und ihre ganz außergewöhnlich zarte Schönheit kommt leider auf den Photographien nicht genügend zur Geltung. Mitunter wird sie auch, meist von den spanischen Malern, als Modell für die Madonna benutzt. Die Abbildung zeigt sie im Atelier des spanischen Malers Poveda, der zu den bedeutendsten unter den spanischen Künstlern in Rom gehört. Er hatte die Güte, mir zur Beschaffung des Materials für diesen Aufsatz behilflich zu sein, und gestattete mir auch, einige der Modelle in seinem behaglichen Atelier zu photographieren. Eines seiner Bilder, „Der Kardinal“, wurde übrigens vom Großherzog von Hessen erworben. Es gibt kaum eine prächtigere Gestalt als der alte Mann, der als Modell zu diesem Bild gestanden und auch allgemein unter der Bezeichnung „Der Kardinal“ bekannt ist. Unser Bild stellt ihn in seiner gewöhnlichen Kleidung dar, auf der folgenden Seite finden ihn unsre Leser in Amt und Würden, so wie er gewöhnlich auf der Leinwand verewigt wird.


Der „Kardinal“, eine der markantesten Typen unter den römischen Modellen


Ohne Engagement



Der „Kardinal" in Nachdenken versunken



Der „Kardinal" beim Gebet

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Emilie Wiskotten ging auf Fußspitzen durch die Kammer. Anna bewegte sich. Sie tat ihr einen Schritt aus der Ecke entgegen. Ganz fest umschlangen sie sich, als müßte eine die andre stützen, als müßte eine die andre daran hindern, Geräusch zu machen. Und eine weinte an der Schulter der andern. Als wäre ein Deich durchbrochen, der alle Tränen im Herzen aufgestaut hätte, weinten die Frau und das Mädchen — —

„Still," sagte Emilie, „er darf nichts hören."

„Ich — will nicht — hinsehen."

„Ach, Anna, ob ich hinsehe oder nicht — —."

Da preßte das junge Mädchen dicht ihren Körper an Emiliens Brust.

„Frau Wiskotten, der, den Sie meinen, verhungert auch. Er ist nur stärker als der Ewald und hält es länger aus."

„Ich — ich verhungere!"

„Nein, der Herr Gustav. Ich weiß es ja. Ich sehe ihn ja Tag für Tag. Er zeigt es nur nicht, weil er sich fürchtet, er könnte sich was vergeben. Aber er denkt nur immer an Sie."

Sie saßen aneinandergeschmiegt auf der Kiste, die Stuhl und Sofa vorstellte. Das Feuer im Oefchen und die Lampe warfen tanzende Scheine durch die leere Kammer. Und die beiden Frauen füllten die Leere um sich her mit Gestalten.

„Hat er von mir gesprochen?"

„Es klingt immer durch, Frau Wiskotten."

„Sag doch ‚Emilie'. Ich kann dich — leichter fragen."

„Ja, Emilie." Das Mädchen preßte sich dichter an sie.

„Und was — was sagt er?"

„Er hätte Sehnsucht nach der Freude. Aber es müßte die Freude sein."

„Und das sagt er von mir? Nicht — von einer andern?"

„Er kommt ja nur noch zu uns. Sonst lebt er nur für die Fabrik."

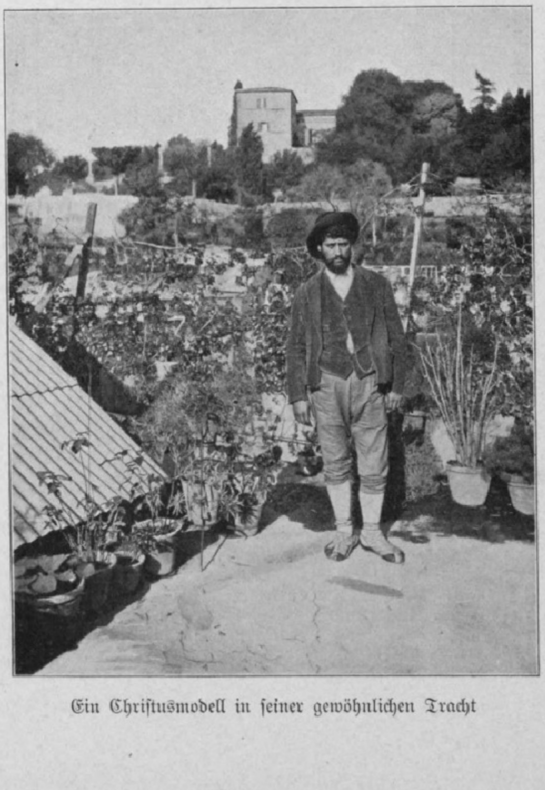
„Wie sieht er aus, Anna?"

„Zu Hause — stiller, in der Fabrik — strenger."

„Was macht die Fabrik?"

„Ihr Vater, der Herr Scharwächter, hat sie totmachen wollen. Es ging immer schlimmer. Dann hat der Herr Gustav die Zähne zusammengebissen. Er soll sein ganzes Vermögen drangesetzt haben, sagt der Vater, damit seine Brüder keinen Schaden litten."

„Der Gustav — —," sagte Emilie und starrte ins Feuer.



Ein Christusmodell in seiner gewöhnlichen Tracht

„Und nun haben sie die neuen Muster, die vom Ewald. Damit will Herr Gustav den letzten Schlag gegen Herrn Scharwächter führen. Vater sagt, das hielte er nicht aus."

„Wer hielte es nicht aus?" fuhr sie auf.

„Der Herr Scharwächter," sagte das Mädchen ängstlich.

„Ah — — nicht der Gustav," und sie atmete tief auf und hob den Kopf.

„Ich versteh' — dich nicht."

„Ich versteh' mich selber nicht. Aber das muß wohl so sein. Ich hab' immer auf meinen Vater gehört, immer, immer! Und meine Angst war bei Gustav. Anna, er darf nicht verlieren!"

„Er wird auch nicht verlieren. Aber der Herr Scharwächter."

„Sprich doch von Gustav! Hier sieht's ja keiner, daß ich mich schäme. Aber mein Vater, siehst du, mein Vater wäre mir gar nichts mehr, wenn er Gustav unterkriegte. Kein Mensch darf über ihm sein, keiner!"

„Emilie, wenn du ihm das sagtest."

„Wenn ich allein bin, kann ich es sagen. Diese lange, fürchterliche Einsamkeit. Dann steht man ganz nackt vor sich selbst da. Und sieht sich selbst. Und gesteht sich zu, daß — ach du, daß all der kleinliche Widerstand und die Furcht, der andre könnte uns auch so sehen, im Grunde ja doch nur etwas Künstliches ist. Gerade so, wie die weibliche Schwäche nur dann eine Entwürdigung ist, wenn man daran deutelt und künstelt. Ich hab' es immer getan, und weil ich mir nicht eingestehen wollte, daß ich mich selbst betrog und ihn mit, wurde ich reizbar und verbittert gegen alle Welt. Dann ging ich. Und es war doch nur Zorn über mich selbst, daß ich ihm nicht mehr war. Das erfuhr ich erst in den leeren Tagen und schlaflosen Nächten, und auch, wer der Schuldige sei. Denn mich — mich hat — die Trennung — krank gemacht."

Sie saß mit zusammengeflochtenen Händen und abwesenden Augen.

„Wenn du einmal Frau wirst, Anna, wirst du das verstehen. Man weiß ja gar nicht, was man alles an den Mann hängt. Könnt' ich es ihm

doch zeigen! Aber dann schäm' ich mich vor mir selber."

„Emilie, ich würde mich nicht schämen."

Da sah Emilie Wiskotten das Mädchen, das die Scham nicht kannte, staunend an, und sie sah an Stelle der Scham die Keuschheit. Ganz still saßen sie beieinander, und die Nacht schritt vor. — —

Und wie aus tiefem Sinnen heraus sagte Emilie Wiskotten — und sie wußten beide nicht, waren Minuten oder waren Stunden vergangen —: „Als du heute abend zu mir kamst, um mich zu holen, da packte mich der Schreck, es könnte Gustav etwas zugestoßen sein, so arg, daß ich fast verrückt wurde. Und als ich hörte, es sei um Ewald, da hätte ich gewünscht, es möchte Gustav sein. Ist das nicht fürchterlich?"

„Emilie, weil du Sehnsucht nach ihm hast. Kranken können wir helfen." — —

V

Werkmeister Kölsch schritt mit gefurchtem Gesicht durch die Fabrikräume hinauf zur Haspelstube, wo er die alte Frau Wiskotten wußte. Es war Frühstückspause. Die Leute saßen in Gruppen beisammen, tranken aus blechernen Milchkannen oder kleinen Steingutkrügen ihren Morgentrunk und unterhielten sich zwischendurch mit gedämpfter Stimme. Im Bereiche der Frau Wiskotten war es stiller. Hier tönte nur eine Stimme, gedehnt, und mit Betonung. Frau Wiskotten hielt Morgenandacht. In ihrem Schoß lag aufgeschlagen der hundertachtzehnte Psalm.

„Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit, daß ich eingehe und dem Herrn danke. Das ist das Tor des Herrn; die Gerechten werden dahin eingehen. Ich danke dir, daß du mich demütigst und hilfest mir. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden. Das ist vom Herrn geschehn und ist ein Wunder vor unsern Augen."

„Guten Morgen, Frau Wiskotten."

Sie sah ärgerlich auf.

„Guten Morgen, Kölsch. Sie hätten man ruhig zuhören können. Dat schad't keinen Menschen wat."

„Ich möcht' Sie mal eben sprechen."

„Man soll Gott zunächst die Ehre geben. Aber ich denk', auf dat Quantum kommt et nich an. Wenn nur dat Wenige sitzen bleibt, will ich et loben. Warten Sie, ich geh' mit."

„Frau Wiskotten," sagte Kölsch, als sie nebeneinander über den Korridor gingen, „Sie brauchen mir deshalb nich bös zu sein, aber nu muß wirklich eine Aenderung Platz greifen."

„Wenn die Aenderung eine vernünftige is, bin ich nie bös."

„Frau Wiskotten, et betrifft Sie selbst."

„Mich? Wat heißt dat? Ich mein', ich könnt' den Rest, den ich noch zu leben hab', ganz gut so verschlissen werden."

„Gewiß, Frau Wiskotten, aber die Meinung sollten auch alle haben. Un einer hat sie nich. Un er kann et auch wirklich nich."

„Sie wollen wohl vom Ewald sprechen, Kölsch. Ich fühl' dat schon heraus. Aber im hundertundneunzehnten Psalm, da wird der liebe Gott gefragt: ‚Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!' Jetzt is er in der Prüfungszeit."

„Ich könnt' Ihnen erwidern, Frau Wiskotten, dat Sie soeben selbst vorgelesen haben, ‚der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden'. Gottes Wege sind wunderbar, und es ziemt uns nicht, die Vorsehung zu spielen."

„Kölsch, wenn Sie nich der alte Kerl wären, würd' ich Ihnen jetzt aber mal den Kopp waschen."

„Nee, Frau Wiskotten, wie ich Sie kenne, würden Sie dat bleiben lassen. Denn wir haben hier Ernsthafteres als meinen Kopp, dem et nicht schlecht geht. Frau Wiskotten, Sie sind die Mutter, und Ihren Jüngsten, den Ewald, haben sie in einer Dachkammer auf einem Strohsack gefunden, halb verhungert. Einen Wiskotten! Halb verhungert!"

Die alte Frau blieb stehen. Hart legte sich ihre Hand auf den Arm des Werkmeisters, und ihre Finger krampften sich in seinen Rockärmel. „Wat — —?"

„Nich wahr, Frau Wiskotten, jetzt schweigen alle Bibelsprüche, denn jetzt spricht die Mutter. Wußt' ich doch."

„Is er — wieder auf de Beine?"

„Et wird noch ein paar Tage dauern. Gestern abend is meine Anna zurückgekommen. Die und die Frau vom Herrn Gustav, die haben ihn gefunden."

„Die — Emilie?"

„Dat braucht Sie doch nich zu wundern. Heimatlose stehen sich immer bei."

„Kölsch, dat ging auf mich. Lassen Sie dat gefälligst. De Jung' — is krank — — Bei fremde Leute —"

„Fremde Leute sind et nu gerad' nich, Frau Wiskotten."

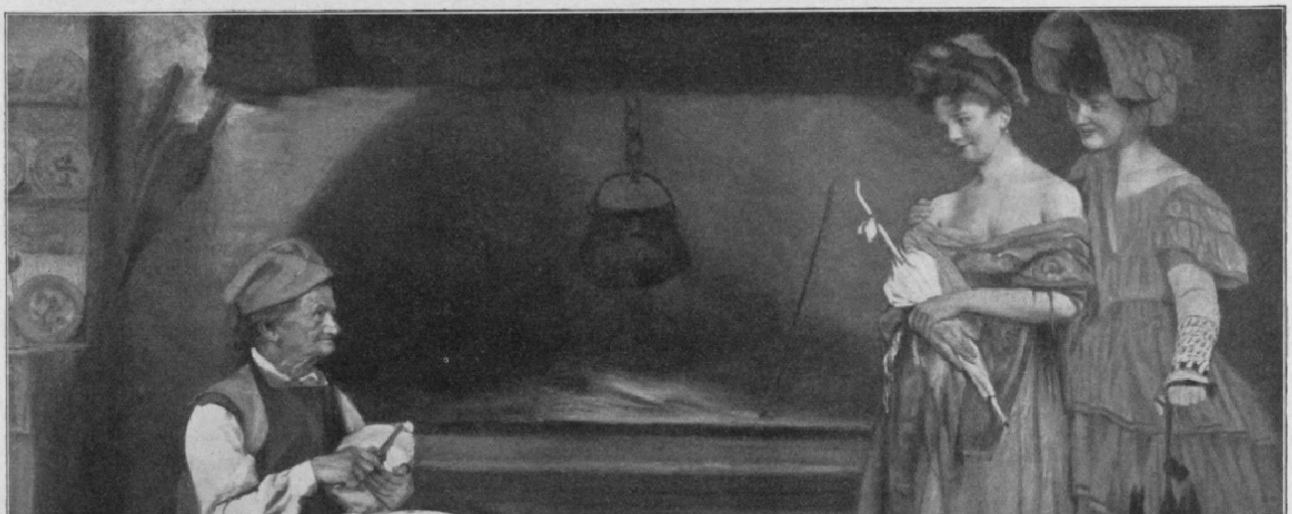
„Nich? Wat verstehen Sie davon? Wenn en Kind krank is, un et is nich bei der Mutter, dann is et unter fremde Leute."

„Ja, darin eine Aenderung zu schaffen, dat liegt nu bei der Mutter."

Frau Wiskotten sah ihn an. Aus ihrem faltigen Gesicht drang der Blick ihrer Augen scharf in die seinen. Dann sagte sie, während sie seinen Rockärmel freiließ: „Et is gut, Kölsch. Dat weitere wird sich finden."

„Guten Morgen, Frau Wiskotten." — —

Sie blieb, als er mit seinem gleichmäßigen Schritt gegangen war, auf dem Fleck stehen und sah geradeaus. Bis die Augenränder sich von



Der Witwer. Nach dem Gemälde von Paul Meyer-Mainz (München)

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)

der Anstrengung röteten. Ihr selbstsicheres Gesicht schien plötzlich verfallener, die langen energischen Falten hingen welker. „Lieber Herrgott,“ murmelten ihre Lippen, „wenn mein Stolz da wat versehen hat, laß et mich nich an dem Jung' entgelten. Ich hab' ihn so lieb wie die andern.“

Auf dem Privatkontor traf sie die Söhne beim Lesen der Post.

„Na, Mutter, jetzt wird der Schornstein rauchen! Der Brinkmann hat die Muster übertragen. Die Karten werden schon geschlagen. In acht Tagen kann der Wilhelm auf die Reise. Sapperlot, das wird ein Tanz!“

„Und der Ewald?“

„Wer —?“

„Der Ewald! Raucht bei dem der Schornstein auch?“

„Dat fragst du, Mutter? Auf einmal?“

„Ja, dat frag' ich. Denn von euch fragt et doch keiner.“

„Dazu haben wir jetzt keine Zeit, Mutter. Hier geht es zunächst um et Ganze!“

„Ach wat, um et Ganze! Wenn die einzelnen Teile absterben, kann ich dat Ganze in de Luft blasen. Weshalb hat sich keiner von euch um den Jung' gekümmert? Weshalb nich?“

„Aber Mutter, du hast doch selber nich — —“

„Sind dat eure Sachen? Nee, dat sind gar nich eure Sachen! Wat eure Mutter zu tun hat, dat weiß sie ganz alleine, und wat ihr zu tun habt, dat solltet ihr nun auch bald alleine wissen. Groß genug seid ihr doch.“

„Donnerschlag, Mutter, dat is aber 'ne Morgenpredigt. Wir haben erst eben den Kaffee im Magen.“

„Ob der Ewald auch nur den Kaffee im Magen hat, danach habt ihr euch wohl nie gefragt?“

„Er schlägt sich durch, Mutter,“ sagte Gustav, „dat schadet seiner Entwicklung gar nix.“

„Und dat man ihn halbtot auf dem Stroh aufgelesen hat, direkt am Verhungern, dat schadet seiner Entwicklung wohl auch nix? Man sollt' euch wirklich welche an de Ohren geben, wenn ihr nich so lange Bengels wär't.“

„Mutter! Der Ewald is krank?“

„Gib Mutter mal en Stuhl, Paul!“

Mit starrem Gesicht saß die Alte auf dem Kontorstuhl unter ihren Söhnen. „Dat wir ihn so arg im Stich gelassen haben, dat war Sünde. Nu hat de Jung' et zu büßen.“

„Mutter, er hat doch alle Hilfe zurückgewiesen.“

„Man hätt' ihm mehr Liebe zeigen sollen als Geld. So 'n jung' Gemüt macht darin en Unterschied. Aber wir denken ja immer nur an et Geld und nehmen et, wo wir et kriegen können, selbst die Muster vom Ewald, un an Gegenzahlungen — nee daran denken wir nich.“

„Mutter, wenn die Fabrik so 'n fein Gewissen haben wollt', dann könnten wir die Bude zumachen.“

„Dann macht sie doch zu! In Gottes Namen macht sie zu! Dat is mir lieber! Aber mein eigen Gewissen, dat spann' ich nich auf den Bandstuhl. Wenn et um den Jung' geht, nich!“

„Donnerwetter, Mutter, is et so schlimm — —?“

Da begann es in dem harten Gesicht der Alten zu zucken und zu zittern . . .

Tiefernst standen die Söhne um sie her. Ihre Hände legten sich scheu auf ihre Schultern und ihre Haube. Sie waren nicht gewöhnt, der Mutter schönzutun.

„Mutter, du, Mutter, dat werden wir schon wieder in de Reih' bringen. Dat müßt' doch mit dem Deubel zugehen.“

„Wenn et nach Recht und Ordnung ging',“ sagte die alte Frau und wickelte ihre erregten Hände fest in die Schürze, „dann müßt' ich ja jetzt zum Ewald nach Düsseldorf fahren. Aber der Vater darf et doch nich gewahr werden. Der sorgt sich so schon im geheimen genug um den Jung'.“

„Nur nich! Kein Wort zu Vatter!“

Gustav Wiskotten blickte nach der Uhr. „Ich werde heut nachmittag hinfahren.“

„Laß mich mit,“ sagte Paul. „Zu mir hat er immer Zutrauen gehabt.“

„Wohnt er noch in der Ratingerstraße? Woher hast du denn die Nachricht, Mutter?“

„Ob er noch da wohnt, müßt ihr die Anna Kölsch fragen. Sie hat ihn gefunden, un — un — die Emilie hat ihn gefunden.“

Keiner fragte mehr. Die Hände glitten von der Schulter der Mutter herab, die Blicke gingen aneinander vorüber. Jeder wartete darauf, daß Gustav Wiskotten etwas sagen würde. Sekunden vergingen. Dann hörte man Gustavs Stimme.

„Emilie —? Meine Emilie — —?“

Mutter und Sohn sahen sich in die Augen. Sie hatten zusammen gestritten und zusammen gelitten. Sie beide brauchten sich nichts vorzumachen.

„Weißt du, Gustav, wat der Albert Kölsch mir vorhin sagte, als ich mich wunderte? Heimatlose, sagte er, stehen sich immer bei.“

„Paul kann mitfahren,“ entschied Gustav Wiskotten nach einer Pause. Er nahm die Mütze von der Fensterbank und zog sie sich in den Nacken. „Macht, daß ihr an die Arbeit kommt.“

Schweigend gingen sie an ihre Beschäftigungen.

„Mutter,“ sagte August Wiskotten, der allein im Privatkontor mit der alten Frau zurückgeblieben war, „geh du jetzt zum Vatter und leist' ihm Gesellschaft. Wenn du willst, schick' ich zum Pastor Schirrmacher, damit du eine Aussprache hast.“

Frau Wiskotten erhob sich.

„Laß dir dat nur nich einfallen, August. Et gibt Dinge, darin is 'ne Mutter allein der Pastor. Und jeder Pastor von Beruf en Mannsbild. Laß dir dat von deiner Mutter gesagt sein.“

August Wiskotten runzelte die dünnen Brauen. „Jedenfalls werde ich mal zu Anna Kölsch gehen, um Genaueres zu hören.“

„Dat is en andrer Fall. Un — un du kannst dat Mädchen von mir grüßen.“ —

August Wiskotten erledigte die Post. Als es elf Uhr schlug, nahm er seinen Hut und ging durch die Fabrik, um Wilhelm zu ersuchen, für die letzte Stunde seinen Platz einzunehmen. An der Wupper traf er Kölsch, der die Partien zählte, die aus der Färberei kamen. „Nur en paar Couleuren, Herr August. Aber von nächster Woche an wird dat anders. Wenn die Muster vom Ewald auf die Stühle kommen, werden die Färber sich in die Hände spucken können, um mit der Wirkerei Pol zu halten.“

„Ich möcht' mal zu Ihrer Tochter, Herr Kölsch. Sie haben doch nichts dagegen?“

„Dat Mädchen is groß genug, um Besuche allein zu empfangen.“

„Auf Wiedersehen.“

„Mahlzeit, Herr August.“

August Wiskotten ging im Geschäftsschritt über die Straßen, erwiderte geschäftsmäßig die Grüße der Agenten, die von Fabrikkontor zu Fabrikkontor hasteten, und bog mit dem ernsten Gesicht des Geschäftsmannes in die Straße ein, in der sich das Haus von Albert Kölsch befand. Er zog die Klingel, und Anna öffnete ihm.

„Guten Morgen, Fräulein Kölsch. Ihr Herr Vater erlaubte mir, Sie einen Moment zu stören.“

„Bitte, Herr Wiskotten, Sie stören mich durchaus nicht.“

Er saß ihr gegenüber, sah ihre jugendschlanke, festgeformte Gestalt, den schweren Flechtenkranz um ihre Stirn, und sah an ihr vorbei. Die Stille wurde drückend. „Kommen Sie vielleicht Ewalds wegen, Herr Wiskotten?“

„Ja — die Mutter läßt Sie grüßen. Ich möchte gern, Mutters wegen, Genaueres von Ihnen hören, Fräulein Kölsch.“

„Als ich gestern von Düsseldorf abfuhr, war er noch sehr schwach. Und sehr gereizt. Den — den Schwächeanfall wird er ja schnell überwinden, denn Emilie, Frau Emilie Wiskotten, pflegt ihn. Aber die Hauptsache bleiben die angegriffenen Nerven. Da kann nur Güte helfen, die sich nicht abschrecken läßt.“

„Wird er die ebenfalls bei Emilie finden?“

„Männer wissen nicht damit umzugehen.“

„Und Sie, Fräulein Kölsch?“

„Ich? — Ja, ich helfe Frau Emilie.“

August Wiskotten zog die Finger seiner Handschuhe lang. Seine Stirn lag in nachdenklichen Falten. Er überlegte.

‚Gerechter Himmel,‘ dachte das junge Mädchen, ‚er wird doch nicht seinen Antrag erneuern wollen? Hätt' ich ihm doch nichts von der Güte der Frauen gesagt!‘

„Fräulein Kölsch — —“ Nun kam es. Ein Entschlüpfen war nicht mehr möglich.

„Ja, Herr Wiskotten?“ — — Das klang sehr klein und leise.

„Es ist jetzt ein Jahr, daß ich durch Herrn Pastor Schirrmacher bei Ihnen anfragen ließ, ob — Nun, Sie wissen ja wohl.“

„Ich weiß.“

„Ich habe da einen großen Fehler begangen.“

„Ja,“ sagte sie und atmete erleichtert auf.

„Weil ich nicht selbst gekommen bin. Derartige Angelegenheiten müssen persönlich erledigt werden.“

Da war der Schreck wieder. Und die Angst entfärbte ihr Gesicht.

„Nun hängt die Angelegenheit zwischen uns immer noch in der Schwebe. Vielleicht — vielleicht ist es sogar möglich, daß Sie sich inzwischen anders besonnen haben —“

Sie nahm ihr Herz in beide Hände und allen ihren Mut dazu.

„Nein, Herr Wiskotten,“ sagte sie und sah ihn mit reinen, offenen Augen an.

„Sie haben einen andern lieber?“

„Ja,“ antwortete sie kurz und zog zornig die Stirn zusammen.

„Das freut mich, Fräulein Kölsch, denn ich habe mir die Sache auch anders überlegt.“

Ganz überrumpelt blickte sie ihn an. „Anders?“ Der Zorn wurde lachend. „Ja, weshalb fragen Sie mich dann?“

„Weil ich mich durch die Freiwerbung des Pastors Schirrmacher gewissermaßen gebunden fühlte. Man kann doch kein Konto offen lassen, wenn man ein neues eröffnen will.“

„Sie wollen sich verloben, Herr Wiskotten? Ich wünsche Ihnen alles Glück!“

„Danke,“ sagte August Wiskotten und erhob sich. „Und da ich Ihnen doch eine Art Revanche schuldig bin, sollen Sie auch zuerst davon hören. Es handelt sich um die einzige Tochter von Pastor Großmann in Elberfeld.“

„Ah — da gratulier' ich doppelt.“

„Gefällt sie Ihnen?“

„Sie hat so viel Würde, und die fehlt mir ganz.“

„Sie wird auch bei Ihnen noch kommen,“ sagte August Wiskotten in tröstendem Tone und reichte ihr die Hand. Und plötzlich hatte er es eilig. Die lustigen Augen des Mädchens brachten ihn um seine Ruhe, und wieder mußte er an ihr vorbeisehen.

„Sie tragen mir also nichts nach?“

Da lachte sie ihm ausgelassen ins Gesicht. „Nein, aber nein, Herr Wiskotten.“

Er empfahl sich schnell und hatte Mühe, draußen wieder in den geschäftsmäßigen Schritt zu kommen. —

‚Eigentlich,‘ dachte das junge Mädchen, als es wieder ins Zimmer zurückkehrte, ‚eigentlich war das doch eine Unverschämtheit . . .‘

(Fortsetzung folgt)

Traum von der Mutter

Draußen auf den warmen Wiesen
Will ich nach den Wolken sehen
Und die seligen Augen schließen
Und ins Träumeland hinüber
Hin zu meiner Mutter gehen.

O, sie hat mich schon vernommen!
Leise geht sie mir entgegen,
Der ich ferneher gekommen,
Meine Stirne, meine Hände
Still in ihren Schoß zu legen.

Wird sie jetzt nach Dingen fragen,
Die ich nur mit Scham gestehe
Und mit bitterlichen Klagen?
Nein, sie lacht! Sie lacht und freut sich
Meiner lang vermißten Nähe.

Hermann Hesse



Bu Hamara

Bu Hamara,

der marokkanische Thronprätendent

Von

Fritz Ohle, Köln

(Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

„Bu Hamara," so schrieb mir vor einiger Zeit Mr. Maclean, der europäische Instruktor der marokkanischen Truppen, „macht unter den zahlreichen Rebellen, die in den letzten Jahrzehnten den Scherifenthron bedroht haben, eine rühmliche Ausnahme. Er ist kein Bandit gewöhnlichen Schlages wie Raïs Uli, der Räuber des Amerikaners Perdicaris, oder wie der Scheik Ben Sinzah, der jahrelang die Geißel Marokkos war, sondern Bu Hamara ist edler Regungen fähig, immerhin eine Art von Heldengestalt, wie die lange und blutige Rebellengeschichte Marokkos keine aufzuweisen hat. Aus diesem Grunde ist er gefährlicher als alle seine Vorgänger. Er besitzt Charaktereigenschaften, die ihn zum Rebellen geboren erscheinen lassen. Er hat nicht nur Talent, sondern er ist auch klug — dabei energisch und maßvoll in allen seinen Unternehmungen. Die Stämme in den Atlasbergen verherrlichen ihn als Nationalhelden, und in jeder marokkanischen Duar erzählt man von seinen kühnen Taten mit derselben Begeisterung, wie man es noch heute in jeder Hütte der schottischen Hochlande von Robert Bruce zu tun pflegt. Er hat im Volke, namentlich im Süden, großen Anhang, und er dient seiner Sache damit, wenn er dem Sultan Verlegenheiten, namentlich dem Auslande gegenüber, bereiten kann. In dem heutigen Marokko ist alles möglich. Raïs Uli ist Gouverneur geworden. Für den Thron des Sultans selbst halte ich Bu Hamara zwar für ganz ungefährlich, — aber er wird vielleicht über kurz oder lang Großwesir des Sultans werden. Wer es in Marokko zu einem einflußreichen Staatsamte bringen will, der muß nach dem Muster des Raïs Uli zuerst Rebell werden und mit seinem Anhang die Steuerzahlungen verweigern." —

Das sind bemerkenswerte Worte des alten, erfahrenen und ehrlichen Maclean, die viel zu denken geben und ein helles Schlaglicht werfen auf die in Marokko herrschenden Zustände. .

Die Zustände haben sich in den letzten Jahren in Marokko allerdings bis zur Unerträglichkeit verschlechtert. Im ganzen Lande herrscht wilde Anarchie, kein Europäer ist dort seines Lebens und seiner Habe sicher. An eine friedliche Erforschung des Landes, an eine Aufschließung desselben für den Handel und Verkehr ist vorläufig nicht zu denken Der junge Sultan Abdul Asis ist zwar ein gutmütiger, talentvoller Mensch, der absolut nichts an sich hat von einem orientalischen Despoten, aber er ist kein Fürst und Herrscher, wie ihn das in allen Fugen



Ein Dorf der Aufständischen in der Heimat Bu Hamaras

krachende Reich nötig hätte, der es verstände, seinen Fuß auf die steifen Nacken der rebellischen Scheichs zu setzen. Abdul Asis ist ein gesunder, kräftiger Jüngling mit fast frauenhaften Gesichtszügen, der nicht für die Freuden des Harems schwärmt. Er liebt den Sport, namentlich das Radfahren und Reiten, er hat Interesse für die Musik und die Malerei, — aber er zeigt wenig Lust und Verständnis für die Fragen der Politik, für die Zustände in seinem Lande und die Bedürfnisse seines Volkes. Er beklagt sich über sein hartes Geschick, als Sultan geboren zu sein, und überläßt die Sorge für die Regierung seinen Günstlingen, namentlich seinem in letzter Zeit bei Gelegenheit des Kaiserbesuches in Tanger vielgenannten Oheim, in dessen harten Händen Abdul Asis ein willenloser Spielball ist.

Es ist zwar richtig, unter den bestehenden Verhältnissen aber zwecklos, daß man den Sultan für die Taten seiner unbotmäßigen Scheichs verantwortlich machen will. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in Marokko recht bittere Erfahrungen gemacht und schwer unter den unvernünftigen Maßnahmen der dortigen Mißregierung, die ihre Spitze mit Vorliebe gegen jeden Ausländer richtet, und den Uebergriffen der Scheichs gelitten, denen in der letzten Zeit wiederholt friedliche Europäer zum Opfer gefallen sind. Ich erinnere an den Tod des Dr. Genthe, eines in jeder Weise liebenswürdigen Mannes und tüchtigen Gelehrten, der mir persönlich nahegestanden hat. Der Tod, des Dr. Genthe, den ich auf die Rechnung des Raïs Uli, des jetzigen Gouverneurs von Fez, setze, ist leider noch nicht gesühnt, obgleich man dafür einem armen, unschuldigen Teufel den Kopf abgeschlagen hat.

Bu Hamara, den unser Bild zeigt, ist ein kraftvoller Mann von siebenunddreißig Jahren, ein echter Berbertypus, mit ebenmäßigen, angenehmen Gesichtszügen. Ich habe ihn persönlich kennen gelernt. Er hält viel auf die äußere Eleganz seiner Person. Er ist nicht besonders mitteilsam und verrät auch nichts von seinen Absichten. Aber er ist gut unterrichtet, spricht ziemlich gut Französisch und besitzt über europäische Verhältnisse ganz vernünftige Ansichten, die er aus den zahlreichen in seinem Besitz befindlichen französischen Büchern geschöpft hat. Bu Hamara ist anders geartet als sein Parteigänger Raïs Uli, er ist vor allen Dingen ehrlicher und nicht so heimtückisch und hinterlistig wie dieser. In ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen alle Ausländer, namentlich gegen die Franzosen, sind sie beide gleich. Bu Hamara hat sich bisher nur als tüchtiger Bandenführer und tapferer Draufgänger gezeigt; einen diplomatischen Befähigungsnachweis hat er im Gegensatz zu Raïs Uli noch nicht erbracht. Wie die Verhältnisse in Marokko durch das jetzige Eingreifen Deutschlands in die marokkanische Frage sich gestalten werden, ist schwer zu sagen; die Lage daselbst, namentlich im Süden, ist augenblicklich verwirrter denn je. Friedlich, darüber sind sich wohl alle Kenner der dortigen Verhältnisse klar, wird die marokkanische Angelegenheit sich nicht aus der Welt schaffen lassen. Auch Bu Hamara, den ein bekannter französischer Staatsmann wohl zu unrecht den kommenden Mann seines bis in die Grundfesten zerrütteten Vaterlandes genannt hat, wird Marokko kaum vor dem Untergang seiner Selbständigkeit bewahren können; ihr sicherster Hort ist bislang die Uneinigkeit der Mächte.



Landschaftsbild aus dem südlichen Marokko



Phot. Franz Scholz, Tientsin

Picknick bei einem Ausflug des Deutschen Reiterklubs in Tientsin

Notizblätter

Von der deutschen Kolonie in Tientsin

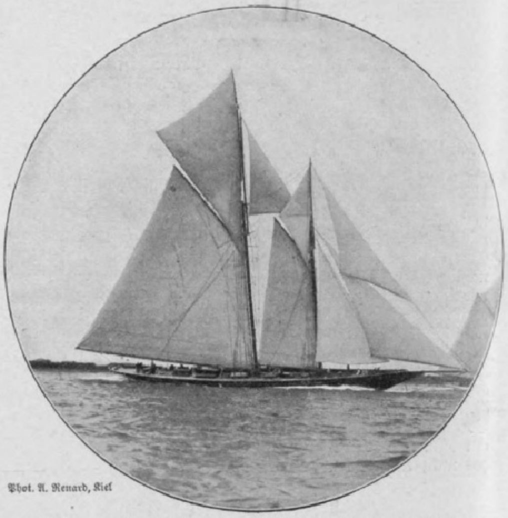
In der europäischen Niederlassung, die sich der alten chinesischen Hafenstadt Tientsin angegliedert hat, spielt neben Engländern und Franzosen das deutsche Element die wichtigste Rolle, besonders seitdem dort die Stäbe und der Hauptteil unsrer ostasiatischen Besatzungsbrigade nebst den zugehörigen Verwaltungsbehörden in Garnison liegen. Als offizieller Vertreter des Deutschen Reiches fungiert ein Vizekonsul, eine deutsche Zeitung, das „Tagblatt für Nord-China", dient den gemeinsamen öffentlichen Interessen der Kolonie, und verschiedene Vereine sorgen durch Pflege der Geselligkeit und gemeinnütziger Bestrebungen dafür, daß den Landsleuten auf diesem vorgeschobenen Posten im fernen Osten der deutsche Geist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verloren gehe. Einer dieser Vereine ist der unter der Leitung des Vizekonsuls Dr. Wendschuch stehende Deutsche Reiter-Klub, dessen gesellige Veranstaltungen sich großer Beliebtheit bei der Kolonie erfreuen, wie sich u. a. bei seinem letzten größeren Ausflug zeigte, der am 9. April unter Beteiligung zahlreicher Mitglieder und Freunde des Klubs stattfand. Das Ziel des Ausflugs war das „Mandarinengrab", ein mit einzelnen Baumpartien bestandener, nahe am Kaiserkanal gelegener grüner Rasenplatz, wie sie in der sandigen Peiho-Ebene nur selten sind. Dort hinaus zog in der Sonntagsfrühe die Schar der Festteilnehmer zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß, unter Vorantritt der berittenen deutschen Artilleriekapelle. Auf dem Picknickplatz angekommen, erquickte sich die Gesellschaft zunächst an den dorthin geschafften Erfrischungen, unter denen der Chronist des Ausflugs „sogar deutsches Faßbier" zu verzeichnen weiß; dann fand programmgemäß eine Schnitzeljagd statt, an der fünfundzwanzig Reiter, darunter fünf Offiziere, teilnahmen und aus der Oberleutnant von Kuhlwein als Sieger hervorging. Es folgte auf dem Festplatz die Verteilung der Preise durch eine der anwesenden Damen, dann wurde in heiterster Stimmung an zwei langen Tafeln das Frühstück eingenommen. Die Nachmittagsstunden wurden durch allerlei Belustigungen, Wett- und Scherzspiele, wie Scheibenschießen, Topfschlagen, Rennen und dergleichen, aufs fröhlichste ausgefüllt.

Der Schönbornsche Rembrandt in Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M. ist um ein wertvolles Kunstwerk reicher: das große Gemälde „Die Blendung Simsons" von Rembrandt ist für den Preis von 330000 Mark aus dem Besitz des Grafen Schönborn in Wien in den des Städelschen Instituts in Frankfurt übergegangen. Das Bild, nächst der „Nachtwache" das größte, das der Meister gemalt hat, stammt aus dem Jahre 1636, also aus der Zeit seines reifen Könnens; es ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit jenem, das der Maler einem noch erhaltenen Brief von ihm zufolge im Jahre 1639 dem Sekretär des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, Konstantin Huygens, aus Erkenntlichkeit für dessen ihm geleistete Dienste schenkte. Das Gemälde nimmt unter den Werken Rembrandts eine gewisse Sonderstellung ein, vor allem durch die überaus naturalistische Darstellung der schrecklichen Szene, von welcher der Meister gerade den grausigsten Moment schildert, während er in einem acht Jahre früher entstandenen Bilde (jetzt im Berliner Schloß), dem dasselbe Motiv zugrunde liegt, den Beschauer nur in Spannung auf das Kommende versetzt, aber nicht das Entsetzliche miterleben läßt. Von dieser unleugbar krassen Behandlung des Stoffes abgesehen, sind dem Bilde die hervorragendsten künstlerischen Qualitäten zuzusprechen; muß schon die großartige Komposition und die meisterhafte Charakteristik der wunderbar lebendig wiedergegebenen Figuren die höchste Bewunderung erregen, so vermag das überaus herrliche Kolorit den Beschauer sogar mit dem Grausigen des Vorgangs auszusöhnen. Die beste Gelegenheit, das Bild mit den andern Werken Rembrandts zu vergleichen, bietet der Rembrandt-Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", der die Gemälde des Meisters in trefflichen Reproduktionen enthält (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt).

Die Ozeanwettfahrt um den Kaiserpokal

Der Atlantische Ozean ist zurzeit der Schauplatz eines Wettkampfes, der in allen Ländern der Alten und Neuen Welt weit über die Sportskreise hinaus Interesse erregt. Elf große Segeljachten haben am 17. Mai von Sandy Hook bei New York aus eine Wettfahrt nach Europa angetreten, für die Kaiser Wilhelm einen Pokal als Ersten Preis gestiftet hat. Amerika ist bei der Fahrt mit acht, England mit zwei Jachten vertreten, Deutschland mit einer, der unter der Flagge des Deutschen Jachtklubs segelnden „Hamburg". Erbaut sind von den elf Jachten sechs in Amerika, fünf in Großbritannien; unter den letzteren befindet sich auch die „Hamburg", die in den Kreisen des englischen Segelsports früher als „Rainbow" bekannt war und von dem vor zwei Jahren verstorbenen berühmten schottischen Jachtbauer Watson konstruiert worden ist. Zwischen den elf Jachten bestehen bedeutende Unterschiede in bezug auf Größe und Bauart; die größte ist die dem Grafen Crawford gehörige dreimastige „Walhalla", die 240 Fuß lang ist und 1490 Tonnen hält, die kleinste L. A. Stimsons „Fleur de Lys", die nur 86 Fuß lang ist und einen Gehalt von 225 Tonnen hat. Bei den Sachverständigen gilt allgemein die deutsche „Hamburg" als eine der besten Jachten, der gute Chancen zugesprochen werden, den Erfolg an ihre Farben zu heften, doch hängt der Ausgang des Rennens von so vielen unberechenbaren Faktoren ab, daß keine Vorhersage darüber möglich ist. Das Ziel ist Kap Lizard an der Südwestspitze von England. Die Anregung zu der Wettfahrt hat der bekannte Sportsmann Sir Thomas Lipton gegeben; der New Yorker Jachtklub faßte den Gedanken auf und erbot sich, einen Ehrenbecher zu stiften, zog aber sein Anerbieten zurück, als Kaiser Wilhelm erklärte, einen Pokal als Preis aussetzen zu wollen. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß eine solche Regatta über den Atlantischen Ozean veranstaltet wird; schon 1866 fand eine Wettfahrt von Amerika nach Europa zwischen drei amerikanischen Rennjachten statt, aus der die Jacht „Henriette" als Siegerin hervorging. Bemerkenswert ist, daß an dem Rennen, das die denkbar höchsten Anforderungen an die Ausdauer und Geschicklichkeit der Führer und der Besatzungen stellt, auch drei Damen teilnehmen, darunter Miß Stimson als Führerin der „Fleur de Lys".



Phot. A. Renard, Kiel

Die Jacht „Hamburg", die am Wettsegeln um den Kaiserpreis teilnimmt



„Die Blendung Simsons", Gemälde von Rembrandt
(Aus der Gräflich Schönbornschen Sammlung für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. erworben)

Das Vaterländische Museum in Celle

In den letzten beiden Jahrzehnten sind in Niederdeutschland eine ganze Anzahl Museen entstanden, die insbesondere Erzeugnisse der alten Hauskunst im engeren Vaterlande zu sammeln begonnen haben. Im Jahre 1892 wurde das Vaterländische Museum in Celle gegründet. Es darf mit Recht behauptet werden, daß die Eigenart der Anlage dieses Museums, des ersten seiner Art im ganzen Niedersachsen, vorbildlich für viele andre Museen geworden ist. Zuerst waren die Celler Sammlungen in einem früheren Stadtkommandantenhause, der späteren Bürgerschule, untergebracht. Was da in ungemein schneller Folge zusammengekommen war, hatte man möglichst zu vollständigen Bildern zusammengestellt. So war dort u. a. zu sehen eine echte und vollständige alte niedersächsische Bauernküche sowie eine Bauernstube mit allen Einzelheiten, Modelle von Häusern und Gehöften der verschiedenen Landesteile Niedersachsens, eine Stube der Winsener Marsch (die Intarsien, Marketeriearbeiten der Möbel dieser Gegend werden jetzt bekanntlich besonders hoch bewertet), eine Stube mit Gebrauchsgegenständen der alten Innungen und Gewerke, großartige Sammlungen alter bäuerlicher und städtischer Beleuchtungsgeräte und der Geräte der Flachs- und Leinenbereitung und so weiter. Zuletzt war kein Raum mehr in dem ziemlich großen Hause, und die Sammlungen wuchsen zusehends. Da hat denn nun der Museumsverein nach den wohldurchdachten Plänen des Architekten Sasse in Linden bei Hannover und des Direktors des Museums, Fabrikanten Bomann, dem königlichen Schlosse gegenüber, auf dem sogenannten „Schloßplatze", für die ungemein wertvollen Sammlungen den würdigen Renaissancebau aufführen lassen, den wir heute im Bilde wiedergeben. Im September dieses Jahres wird die Eröffnung des Museums erfolgen können. Ueber die innere Einrichtung mag nur so viel verraten werden, daß man die sehr bewunderten älteren Darstellungen vielfach weiter ausgebaut hat, daneben werden aber auch zahlreiche neue Einzelheiten das Entzücken aller Museums- und Vaterlandsfreunde wachrufen. Die Stadt Celle kann stolz sein auf ihr neues Museum, das das Band zwischen Gegenwart und Vergangenheit sicher immer enger knüpfen und die Liebe zu unsrer Väter Werk stets aufs neue anregen und stärken wird.



Phot. H. Dehning

Das Vaterländische Museum in Celle (Hannover)

Briefmappe

Nautilus in Z. Das dieses Jahr in Oberammergau zur Aufführung gelangende religiöse Spiel ist nicht das bekannte Passionsspiel, sondern „Die Kreuzesschule", ein vom geistlichen Rat Joseph Hecher für die Gemeinde Oberammergau verfaßtes Volksschauspiel, das seit dem Jahre 1875, in dem es gelegentlich der Errichtung der von Ludwig II. gestifteten Kreuzesgruppe in Oberammergau aufgeführt wurde, nicht mehr gegeben worden ist. Die Dichtung behandelt das Leben des Königs David in dramatischer Form. Die Musik dazu ist von Professor Wilhelm Müller in München komponiert. Die Spiele werden von ungefähr fünfhundert Mitwirkenden aufgeführt. Spieltage sind: der 4., 12., 18., 24. Juni, der 2., 9., 16., 23., 30. Juli, der 6., 13., 15., 20., 27. August, der 3., 8., 10., 17. September. Das Spiel beginnt jedesmal um 1 Uhr 30 Minuten nachmittags und endet gegen 6 Uhr; es wird durch eine Pause von 15 Minuten unterbrochen. Die Preise der Plätze sind 1 bis 5 Mark. Nähere Auskunft erteilen außer dem Oberammergauer Kreuzschul-Komite u. a. das Bayrische Reisebureau Schenker & Co., München, Promenadenplatz 16, und der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayrischen Hochland, München, Weinstraße 8.

Zum Gedächtnis Artur Birkners

(Hierzu die Abbildung S. 865)

In Artur Birkner, dessen Begräbnis im Park von Cadinen unser nebenstehendes Bild zeigt, ist einer der Männer dahingegangen, von denen man wohl nicht mit Unrecht gesagt hat, daß sie preußisch und monarchisch bis auf die Knochen sind. Von glühendem Patriotismus erfüllt, suchte er diese seine Gesinnung nicht nur im großen zu betätigen; wie er als begeisterter Kavallerist in den Krieg gezogen war, so widmete er später seine ganze Kraft seiner engeren Heimat, und in unermüdlicher Kleinarbeit hat er viel Segen für seinen Kreis und die ganze schöne Landschaft an den Ufern des Frischen Haffs gestiftet. Ihm ist es zumeist zu verdanken, daß sich überhaupt die allgemeine Aufmerksamkeit den Naturschönheiten jener Gegenden im fernen Osten unsers Vaterlandes wieder zuwandte. Die Herrschaft Cadinen, die seit langen, langen Jahren zum Besitzstand der Familie Birkner gehörte, wurde unter seinen Händen zu einer Musterwirtschaft und einer Art von Sehenswürdigkeit. Als ihm Gesundheitsverhältnisse und Schicksalsschläge mannigfacher Art die Bewirtschaftung des ausgedehnten Besitzes unmöglich machten, lenkte er die Aufmerksamkeit des Kaisers darauf, der dann auch später das Gut Cadinen von ihm erwarb. Birkner ging dann nach Westdeutschland und erst als toter Mann hat er wiederum auf dem Gute seiner Väter, über dem jetzt die Kaiserstandarte weht, Einzug gehalten.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Über Land und Meer

Nr. 36



Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg



Totenschau

Professor Dr. Karl Lentzner, Anglist, 63 J., 13. Mai, Berlin. — Dr. Ezio Sciamanna, Professor der Medizin an der Universität Rom, 55 J., 15. Mai, Rom. — Titularbischof Josef Boltizar, 17. Mai, Gran. — Oberst Hermann Isler, Oberinstruktor der schweizerischen Sanitätstruppen, 41 J., 17. Mai, Langnau. — Obermedizinalrat Dr. Albert Hilger, Professor der Pharmazie und angewandten Chemie an der Münchner Universität, 66 J., 18. Mai, Possenhofen. — Justizrat Vogt, preußischer Zentrumsabgeordneter, 50 J., 19. Mai, Oppeln. — Josef Kriehuber, Porträtmaler, 68 J., Wien. — Professor Adolf Nickol, Tier- und Landschaftsmaler, 81 J., 22. Mai, Braunschweig. — Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Scipio, Mitglied der badischen Ersten Kammer, 68 J., 22. Mai, Mannheim. — Staatsrat Dr. jur. Otto v. Gohren, 22. Mai, Weimar.

Viersilbige Scharade

Des ersten Paars Notwendigkeit
Zu Wasser ist uns leicht erklärlich,
Wenn dafür nur es jederzeit
Auf festem Lande wär' entbehrlich!
Der Daseinszweck die Letzten hält
In mehr und minder schnellem Drehen,
Und keiner doch die Frage stellt,
Wie's kommt, nie schwindlig sie zu sehen.
Zu übertrieben glaubt bei sich
Das Ganze jeder angezogen
Und sieht sein Hoffen sicherlich
Auf eine Aend'rung meist betrogen! M. Sch.

Rätsel

Es wandelt eine Blume sich in Stein,
Setzt du vier Zeichen vor; was mag das sein? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 820:

Des Logogriphs: Blasewitz, Basel, Betsaal, Elis, Salbei, Attila, Tell, Zwiebel, Salat, Witzblatt.
Des Homonyms: Netze.
Des Rätsels: Schleier, Schlei.

Richtige Lösungen sandten ein: Margarete Brosig in Beuthen, O/S. (4); „Don Carlos" in Hannover (3); „Huckebein" in Eisenach (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); K. Meister in Basel (2); „Myriam" in Warschau; Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Arthur L. in Bozen (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Ignaz in Ansbach (4); „Erzschlaukopf" in Passau (3); „Oedipus" in Emden (2); „Prinzeßchen" in Weimar (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); Otto Scherer in Berlin (4); Julius Polatschek in Wien (3); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); Rosa Maurhofer in Zürich (2); Gustav Franck in Darmstadt (3); Gretel in München (4); „Pfiffikus" in Rostock (3); L. Z. in Detmold (3); Freya in Halberstadt (3); Frau Annie Pelzer in Stettin.



Phot. Willibald Behr, Elbing

Begräbnis des Landrats Birkner in Cadinen, von dem der Kaiser das Schloß und Gut Cadinen erwarb

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Schuhwaren.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager von Schuhwaren aller Art für Damen, Herren und Kinder, und bitten, bei Bedarf unsern mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog zu verlangen, den wir unberechnet und portofrei versenden.

Ausserordentlich beliebte Neuheit!



Nr. 534. Nr. 341. Nr. 510. Nr. 553 u. 554. Nr. 555 u. 556. Nr. 514. Nr. 506. Nr. 365.

Nr. 341. **Sport- oder Strandschuh für Damen.** Feines weisses Segeltuch mit weissem Glacéléderbesatz. Spitze Form, sehr preiswert . . . Das Paar M. 6.—.
Nr. 534. Beliebtester Sport- und Strassenstiefel. Rehbrauner Köperstoff mit braunem Lederbesatz und halbhohem Absatz. Spitze Form. Aussergewöhnlich preiswert und modern . . . . Das Paar M. 5.75.

Grosse Auswahl in Schuhwaren für Herren.

Nr. 510. Kinder-Knopfstiefelchen. Weiss sämisch Leder mit dunkelrotem Chevreauxbesatz. Bequeme breite Form, niedriger Absatz. Stichlänge 21—25. Das Paar M. 4.25.

Sandalen-Opanken,
aus einem Stück braunem Rindleder gewalkt, mit Absatzfleck.
Praktischste, billigste, bequemste u. leichteste Fussbekleidung für Haus und Sport.
Nr. 553. Herrengrössen (Stichlängen von 43—46) mit Schnallenschluss . . . . Das Paar M. 2.50.
Nr. 554. Damengrössen (Stichlängen von 36—42) mit Schnallenschluss . . . . Das Paar M. 2.—.
Nr. 555. Knaben- und Mädchengrössen (Stichlängen von 31—35) mit Agraffenschluss . . . Das Paar M. 1.30.
Nr. 556. Kindergrössen (Stichlängen von 26—30) mit Agraffenschluss . . . . Das Paar M. 1.—.

Nr. 514. Schnürstiefelchen aus feinem weissem Glacéleder, breite Form. Stichlänge 18—21. Das Paar M. 2.75.

Nr. 506. Eleganter Mädchen-Knopfstiefel aus feinstem schwarzem Chevreauxleder. Moderne, bequem breite Form mit engl. Absatz. Aussergewöhnlich preiswert.
Stichlänge 25—26 . . Das Paar M. 6.50.
Stichlänge 27—30 . . Das Paar M. 7.50.
Stichlänge 31—35 . . Das Paar M. 8.50.
Nr. 365. Schnürstiefel für Knaben. Schwarzes Chromsatinleder, halbspitze Form, englischer Absatz. Sehr praktischer und haltbarer Schulstiefel.
Stichlänge 27—30 . . Das Paar M. 6.25.
Stichlänge 31—35 . . Das Paar M. 7.75.
Stichlänge 36—39 . . Das Paar M. 9.25.

Sandalen und Sportschuhe, Ballschuhe, Hausschuhe.

Seit dem Jahre 1868 in Verwendung:

Berger's Theer-Seife

durch Wiener medicinische Capacitäten empfohlen, wird in den meisten Staaten Europas mit glänzendem Erfolge angewendet gegen

Hautausschläge aller Art,

insbesondere gegen chronische und Schuppenflechten, parasitäre Ausschläge sowie gegen Kupfernase, Frostbeulen, Schweissfüsse, Kopf- und Bartschuppen. **Berger's Theerseife** enthält **40 Percent Holztheer** und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels.
Bei hartnäckigen Hautleiden wendet man auch an die sehr wirksame

Berger's Theerschwefelseife,

als **mildere Theerseife** zur Beseitigung aller **Unreinheiten des Teints,** gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder sowie als unübertreffliche kosmetische **Wasch-** und **Badeseife** für den **täglichen Bedarf** dient

Berger's Glycerin-Theerseife,

die 35 Percent Glycerin enthält und parfümirt ist.

Berger's Borax-Seife.

Die Boraxseife ist von vorzüglicher Wirksamkeit gegen **Sonnenbrand, Wimmerl** und **Bläschen** im **Gesicht**, gegen **Sommersprossen** und andere **Unreinheiten** des **Teints.**

Preis per Stück jeder Sorte 60 Pfg. oder 70 h sammt Broschüre.

Zu haben in allen Apotheken und besseren Droguerien des deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns.

Begehren Sie in den Apotheken und Detailgeschäften ausdrücklich **Berger's** Theerseifen und sehen Sie auf die hier abgebildete Schutzmarke.

Als Zeichen der Echtheit muss ferner jede Broschüre den Ursprung aufweisen: Fabrik G. Hell & Comp., Troppau.

Ehrendiplom der intern. pharm. Ausstellung und Goldene Medaille Paris 1900.

Immer jung! Immer schön!



"BEETHAM'S Larola" Regd

Ein verbessertes Präparat von Glycerin und Gurken zur Conservierung der Haut und Gesichtsfarbe gegen den Einfluss der Sonne, des Windes und harten Wassers. Es erhält die Haut weich, glatt und weiss, verhindert und entfernt Rauheit, Röte, Entzündung etc. Zu haben bei allen erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen.

In Berlin: Gustav Lohse; in Hannover: C. Brulls & Co.; in Wiesbaden: Drog. Moebus; in Cöln: Jacobine Schlüssel.



Der schönste Schmuck

für Garten u. Park

von dauernder Anziehungskraft sind Figuren und Gruppen aus der deutschen Märchenwelt, auch unsere Gnomen, Gartenfiguren, Beeteinfassungen, Tierfiguren, Fontainenfiguren, Vasen u. s. w.

Preisliste mit Abbild. kostenfrei.

Etruria Kunstgewerbl. Anstalt, **Neuwedell N/M., Preussen.**

Brieffach 4.

Dr. Lahmann's

Dr. Lahmann

vegetabile Milch



der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Ein

Hamburger Versandhaus

der Nahrungsmittelbranche sucht in sämtlichen Bade- resp. Kurörtern Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Frankreichs geeignete, mit der Hôtelkundschaft bekannte Vertretung. Lohnender, täglicher Bedarfsartikel, Muster nicht erforderlich. Gefl. Anerbietungen bitte an **Rudolf Mosse, Hamburg,** unter Chiffre **G. O. 319** gelangen zu lassen.

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche Bedarfs-Artikel. Ganz enorm billige Preise.
Apparate von M. 3.— bis 585.—
Illustrirte Preisliste kostenlos.

Christian Tauber Wiesbaden.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Deutscher Dichterwald

Lyrische Anthologie von

Georg Scherer

Mit zahlreichen Porträts, schwarzen und mehrfarbigen Illustrationen. 20. Auflage. In Prachteinband M. 7.—

„Ein literarisch wertvolles Buch. Ich stehe nicht an, die Scherersche Anthologie für die **beste aller vorhandenen** zu erklären." Die Zeit, Wien.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.–, 10.–, 20.– bis 300.– M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. rc.
billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. **158**
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

• **Stellung u. Existenz** •
durch den brieflichen prämiirten Unterricht.

Buchführung

und alle Kontorarbeiten.
Prospekt gratis.
Erstes Deutsches Handelslehrinstitut
• **Otto Siede-Elbing.** •



GES. GESCH.

Eine **IDEALE BUESTE**
ERZIELT MAN DURCH
die **"PILULES ORIENTALES"**

die einzigen, welche ohne der **Gesundheit zu schaden,** die **Entwickelung** und die **Festigkeit** der ***Formen der Büste*** bei der Frau sichern. **RATIÉ,** Apoth. 5, **Pass. Verdeau, Paris.** Schachtel m. Notiz M. 5,30 fr.; Geg. Nachn. M. 5,50. — Depots: **Berlin,** HADRA, Apoth. Spandauerstr. 77. – **München,** EMMEL, Apoth. Sendlingerstr. 13. **Frankfurt** a. M. Engel-Apoth. – **Breslau,** Adler-Apoth. Ring 39.

BORSZÉKER GRAZIOSA ENTFETTUNGS-TABLETTEN

TABLETTEN GEGEN FETTLEIBIGKEIT: bewährtestes Mittel zur ABMAGERUNG ohne besondere Diät, aus den QUELLSALZEN von BORSZÉK. Erhältlich in allen Apotheken. Für die Herren Aerzte Proben zur Verfügung. BEZUGSQUELLE: BRUNNENVERWALTUNG BORSZÉK (Siebenbürgen).



BAD BORSZÉK. BORSZÉKER HAUPTBRUNNEN: TRINKCUREN im HAUSE von hervorragenden ärztlichen Autoritäten bestens empfohlen gegen HARNSÄURE, GICHT & NIERENLEIDEN. Wirksame Curen bei FETTSUCHT, FETTHERZ & BEGLEITKRANKHEITEN. STÄRKSTE KOHLENSÄURE- & EISEN-MOORBÄDER.

THE FOX

die neueste der erstklassigen

Standard-Schreibmaschinen.

Man verlange Frankozusendung des Kataloges.

Fox Typewriter Co., Ltd.
Hamburg 8.

Oberammergau, Bayern, 1905.

Aufführungen der

Kreuzes-Schule (David und Christus)

Biblisches Schauspiel von Geistl. Rat **Jos. Hecher,** Musik von **Professor Müller.**

Aufführungstage:

Juni	4.,	12.,	18.,	24.	
Juli	2.,	9.,	16.,	23.,	30.
August	6.,	13.,	15.,	20.,	27.
September	3.,	8.,	10.,	17.	

Spieldauer: Nachmittags 1½ bis 5½ Uhr.

Preise der Plätze: I. 5 M. II. 3 M. III. 2 M. IV. Platz 1 M.

Auskunft, Prospekte, Textbücher und Klavierauszug durch

das Gemeindliche Kreuzschul-Komitee Oberammergau, Bayern.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 37

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Modeste wußte allerdings ganz genau. Die leiseste Anspielung auf das Alter traf da drüben wie ein giftiger Pfeil. Die ältere Schwester zuckte stets dabei zusammen — und eine ganze, lange, traurige Geschichte lag darin, von getäuschter Hoffnung, siechem Ehrgeiz. Seit neben der welkenden die knospende Jugend emporwuchs, brannte dieser heimliche Zwist. Die Jüngere hatte längst und lächelnd begriffen. Und mit der kleinen Grausamkeit ihres Geschlechtes und ihrer Jahre schnellte sie den Pfeil oft und unnötig. Zuweilen tat's ihr leid, sie wollte begütigen, aber gerade dabei bäumte sich der andern Stolz zischend wie eine Natter auf. Modeste zuckte die Achseln. Wenn Frieda den Krieg absolut wollte — um so besser... Aus weichem Holz war keine Lindt! Darum hatte sie stets ein herausforderndes Lächeln parat. Auch heut. Es war ein böses Lächeln.

So gingen die Frauen schweigend weiter durch den Lindengang bis zur Chaussee. Wo, zwischen gelber Stoppel und welkendem Kartoffelkraut, der schmale Streifen Eichenwald sich herüberreckte wie



Albert Breauté — Farandole

(Das Gemälde befindet sich auf der diesjährigen Ausstellung der Société des Artistes Français)

ein dunkler Arm, lag in der Ferne ein Gut. Ziegeldächer leuchteten, die weiße Front eines Herrenhauses ragte aus herbstlichem Grün. Man sah selten so klar wie heute.

Gräfin Erika hob das Stiellorgnon: „Das ist doch Eyselin?" lispelte sie.

Die Schwestern nickten.

„Wer hat es jetzt eigentlich?"

Sie waren alle stehen geblieben und schauten hinüber.

„Der Falkner ... Du weißt doch ..." antwortete Frieda endlich.

Aber der älteren Schwester schien die Gräflichkeit starke Verheerungen im Gehirn angerichtet zu haben. Sie lächelte und schüttelte das schlecht frisierte Haupt ... „Falkner — Herr Falkner — das könnt Ihr wirklich nicht verlangen!"

„Aber Erika — er heißt doch Falkner von Oed, freier Panierherr zu Eyselin!"

„Ach so! ... Ach so!" ... Das gräfliche Gedächtnis stärkte sich rasch. „Ja, natürlich! ... Ihr habt mir ja von ihm geschrieben ... Wie ist er eigentlich? Erzähle doch lieber von vorn."

Frieda berichtete, was sie wußte: Früher Gardekavallerist in Potsdam — dann Weltbummler — jetzt Majoratsherr auf Eyselin. Sechsunddreißig Jahre alt, unverheiratet. Besondere Merkmale: Hochmütig und unbeliebt. Das klang wie die Personalien eines Reisepasses.

Die Gräfin wurde trotzdem warm: „Aber Eyselin ist ein Riesengut, und der alte Baron muß doch viel Privatvermögen hinterlassen haben ... Ich habe gar nicht geahnt, daß der noch irgendeinen Verwandten hatte."

„Der Onkel und der Neffe sollen sich auch kindisch geliebt haben!" kommentierte Frieda hämisch.

„Das ist ja nebensächlich," fuhr die Gräfin fort ... „Aber Kinder, das ist doch 'ne Partie, 'ne großartige Partie!" ... Sie lispelte ganz begeistert.

Frieda kniff die blassen Augen zusammen. „Hier ist man andrer Ansicht. Er paßt der Gegend nicht!"

Modeste, die scheinbar interesselos mit dem Absatz allegorische Figuren in den Chausseestaub gezeichnet hatte, wandte sich jäh um. „Sag lieber: die Gegend paßt ihm nicht!" korrigierte sie scharf.

Darauf Schweigen.

Die Gräfin Schwester hob noch einmal das Lorgnon, schaute lange und seufzte leicht. Dann gingen sie alle zurück und plauderten Gleichgültiges. Im Schloßportal zögerte die Gräfin einen Moment, lächelte fein und faßte Frieda zärtlich um die Taille: „Komm noch einmal in den Garten! Ich habe dir etwas zu sagen."

Modeste sah ihnen nach. Sie begriff. Und halblaut murmelte sie: „Wenn ihr mich für so dumm haltet! ..." — Sie wußte, daß ein Eheprojekt im Werden, und sie hatte nicht übel Lust, den Schwestern nachzurufen: „Der Jakob wird sich für die Lea schönstens bedanken!" — Daß sie die Rahel der Familie, war ihr gewiß.

Modeste ging hinauf ins Turmzimmer, um sich anzuziehen. Dort hausten die Schwestern. Ein großer, dumpfiger Raum mit kleinen Fenstern. Es roch nach Mandelkleie und Patschuli, und ein leichter Moderhauch schwebte über allem. Modestes Toilette dauerte nie lange. Der Lackschuh — das Atlaskorsett — die paar leichten Striche mit der Brennschere — das Kostüm rasch übergestreift. Und was sie dann im hohen Stehspiegel sah, war immer hübsch. Es lag an der frischen Jugend, den schlanken Formen ... Heute ging es langsam. Sie saß lange vor dem Spiegel. Das tat sie überhaupt gern, sich am eignen Reiz eitel zu sonnen. Auch Gedanken zogen mit ... Warum man sie hier oben eigentlich beide zusammenpferchte — sie, die nichts verband? Natürlich der Geiz, weil man im Winter kein unnötiges Zimmer heizen wollte. Töricht! — Für ein Fuder Holz ein Leben voll Qual, Neid, Schadenfreude. Zwei Pferde zusammengespannt, die nicht zusammengehörten — ein junger, schöner Renner neben einem alten, nervösen Gaul. Modeste dachte das Oftgedachte: Warum haßten sie sich eigentlich? Aber Grübeln lag nicht in ihrer Natur. Der Haß war ja auch schon so alt! ... Nur das eine fühlte sie heute stärker als sonst: Los! Heraus! Sie sehnte sich aus der dumpfen Enge in frische Weiten. Die Fenster waren geöffnet, müde Sonnenlichter spielten, die Fichtenkronen nickten, der Herbsthauch rieselte ins Gemach mit schwerer Kühle, fauligem Duft. Wie gestern auf dem Strom wollte sie diese Herbststimmung einspinnen, aber ihre Jugend erhob sich dagegen. Sie wollte nicht verkommen in diesem ewigen, trostlosen Herbst des Schlosses. Sie stand auf. Frieda kam noch immer nicht ... Wenn der jetzt Erika das unfehlbare Rezept mitteilte zum Männerfang? ... Ob es überhaupt eins gab? ... Dann lächelte Modeste. Sie ging gerade am Spiegel vorbei. Und halb bekleidet wie sie war, hob sie lässig die weißen, schlanken Arme, streichelte liebevoll den vollen Hals, den Nacken ... Arme Frieda! — Wenn ich will — wenn ich ernstlich will, wo bleibst du! ...

Und die Schwester mit ihrer welken Jugend tat ihr nicht leid. Ein Windhauch zog herein. Das Blondhaar zitterte, über den Nacken rann's kühl. Da wurde sie plötzlich mutlos. Was hat's eigentlich für einen Sinn, mit all dem Reiz der Jugend, suchen zu gehen, statt gesucht zu werden? — Und warum jetzt gerade und diesen hochmütigen Falkner von Oed, den niemand kannte? Was reizte sie an ihm eigentlich? ... So dumm! — Ihr war ganz klar, daß sie nicht einen Schatten von Zuneigung für diesen Fremden empfand — nur kindische Eitelkeit, leerer Hochmut ... Und dennoch — sie wollte ihn, sie wollte ihn ganz gewiß! Dabei kroch ihr ein Grauen über den Körper, ein Ahnen, daß mit diesem häßlichen Begehren sich ihr Schicksalsfaden zog — unsichtbar, unzerreißbar. Es war ein eigen Gefühl.

Im Zimmer unten wurde es laut. Die Jäger zogen sich dort zum Diner um. Modeste lehnte sich neugierig aus dem Fenster, zu horchen. Halblautes Gespräch — das Glitschen der Seife — ein wiehernd belachter Witz. Sie wußte, wie Herren bei der Jagdtoilette sich unterhalten. Einer guckte jetzt heraus und hinauf zu ihr — ein häßlicher Graubart, eine stumpfe Glatze. Modeste fuhr rasch zurück. Er mußte ihre nackten Arme gesehen haben. Das war ihr eine widerliche Empfindung. Frieda kam noch immer nicht. Modeste zog sich rasch an — das schwarze, hochgeschlossene Moireekleid.

War es ungewisse Scham, ein keusches Fühlen? Oder lehnte sich ihre Jugend auf gegen eine häßliche Schau ihrer Reize, einen unwürdigen Markt, dem sie dennoch entgegenging?

Modeste stieg hinunter. Auf der Treppe begegnete sie Frieda. Die blieb verwundert stehen und sagte: „Ganz schwarz? Trauerst du um einen verflossenen Liebhaber?"

Modeste zuckte geringschätzig die Achsel: „Das tätest besser du, um einen nie vorhandenen."

Und sie lachten beide hell und höhnisch auf. So verkehrten sie immer.

*

Auf dem riesigen Fliesenflur mit dem Kalkdunst und den Prunkschränken liefen geschäftig die Mädchen umher. Die Türen zum Speisesaal standen offen. Eine lange, weiße, nüchterne Tafel, die Stühle steif, die Herbstblumen in der Jardiniere trist. Herr Lindt klapperte mit Weinflaschen, und seine Gattin prüfte, den Kneifer auf der Nase, die Tischkarten und rückte hier und da einen Stuhl zurecht. Modeste schaute neugierig ins Zimmer. Sie hatte Feste gern, sie liebte Glanz, Fröhlichkeit, Wärme. Aber sie wandte sich sofort enttäuscht ab. Barginner Feste! — Ueber denen lag immer etwas von Kühle und Geschäft. Doch es paßte zu Lindts, vor allem zu den Eltern. Er: ein schlanker, steifer Sechziger, glatt rasiert, ohne Runzeln, mit kleinen stechenden Augen — am Gehrock das Ordensband. Sie: klein, zierlich, ganz grau, mit anmutigen Bewegungen, mit einem ruhigen Lächeln. Sie lebten beide sehr glücklich — zwei magere, würdige Menschen, korrekt, geizig, ohne Herz. Modeste trat zu ihnen, auch kühl, auch lächelnd. Der Vater sah von einer Weinetiquette auf und nickte. Die Mutter sagte halblaut: „Leutnant von Häwel führt dich. Es ist dir doch recht, Modeste?" — Sie antwortete rasch: „Aber natürlich, Mama" — und schielte nach Friedas Platz, wo für Herrn von Falkner gedeckt war. Sie waren also auch im Komplott, die Eltern.

Dann ging sie wieder. Die Alten sahen ihr nach, wie die schlanke, schöne Gestalt lässig über den dämmerigen Flur schritt zu den Gesellschaftsgemächern hinüber. Es war eine große Flucht weiter, niedriger Räume; die Einrichtung etwas dürftig, mit dem leichten Moderparfüm eines alten Schlosses. Gewissermaßen die gute Stube des Bürgers ins Herrenhaus getragen. Ein glücklicher Einfall. Der Geiz hatte hier die Lindts vor der Protzerei bewahrt. Modeste liebte diese Zimmer nicht — so ohne Eigenart, ohne Gemütlichkeit, nur die Luft schwer und feudal. Im letzten blieb sie. Es war ein Eckgemach, hell, klein; durch die Lindenallee des Parkes schaute die weite, östliche Ebene hinein. Früher Erikas Boudoir, mit roten Plüschsesseln, einer gebrannten Truhe und einem wackligen Mahagonischreibtisch; an der Wand Photographien, auf einem Bücherbrett ungefährliche Klassiker, wie aus Zufall der Grafenkalender dazwischen. Es war die Familienbibel der Lindts. Modeste lächelte und nahm das dicke kleine zerlesene Buch. Diesmal blätterte sie nicht nach den Arsils. Der gräfliche Ast der Falkner von Oed interessierte sie mehr. — Ein absterbend Geschlecht mit seltsamen Vornamen, die Töchter Klosterfrauen im Münsterland, der junge Majoratsherr der einzige Mann, aber unvermählt. Darunter die Notiz: Ueber den älteren Ast siehe im freiherrlichen Kalender 1893 ... Das freiherrliche Taschenbuch gab's bei Lindts freilich nicht. Modeste fühlte den Hohn. — Es rann ihr warm über den Rücken. Nicht etwa Scham. Von der Lindenallee klang nämlich das Rollen eines herrschaftlichen Wagens. Er! — Und eine trunkene Freude überkam sie plötzlich ... Wenn sie nun gefiele ... und wenn ... und wenn ... Modeste Falkner von Oed, Freie Panierherrin zu Eyselin! —

Und hier auf demselben Fleck wollte sie stehen mit Erika und Frieda und ihnen klarmachen, daß der freiherrliche Ast der Falkner von Oed älter und vornehmer, als jeder gräfliche ... Das Rollen klang näher.

III

Sie hatte das Gefühl: „er" müsse es sein. Sie stand auf. — Ein Mietswagen mit magerer Kleppern. Der weiße Mützenstreif der 25. Dragoner leuchtete aus dem Fond. Es war wahrlich zum Lachen! — Der dicke Major und Bezirkskommandeur, der grundsätzlich nur zum Schüsseltreiben kam und von dem Modeste in übermütiger Laune einmal gesagt hatte: Sie könne nie begreifen, daß er unverheiratet sei, denn er beanspruche doch überall den Raum einer größeren Familie. In der Tat hatte der Brave nur eine Geliebte, die Uniform seines Regiments — und der war er treu.

Modeste ging sofort zum Fauteuil zurück. Wenn Träume in der Wirklichkeit so ausschauen! — Es kamen noch andre Wagen. Sie aber schaute geflissentlich nicht mehr auf, obgleich es nur einer leichten Biegung des hübschen, blonden Kopfes bedurft hätte. Sie blieb lieber gedankenlos sitzen, während sich die Gesellschaftszimmer nebenan schon füllten. Sprechen, Lachen, ein klirrender Sporn. Sie wäre am liebsten so den ganzen Abend geblieben — träge, stumm, vergessen. Es war wohl der Herbst, das dumpfe, schwere Rieseln, das sie umfing mit müder Dämmerpoesie.

Draußen stieg der Mond auf. Sein Gespensterlicht kroch durchs Zimmer. Sie hielt einen Augenblick die Hände vor die Augen. Sie taten ihr weh. — Als sie die Hände wegnahm, hing der Mondschein gerade weich blickend auf einem Bild. Eine Photographie, eine verblaßte, alte in einer verlorenen Ecke. Das Bild starrte so tot und doch so hell, daß Modeste es ansehen mußte. Sie kannte es nur zu gut und verachtete es nur zu sehr. Aber es hatte seine Geschichte. An diese

Geschichte mußte sie denken... Ein schöner, regelmäßiger Frauenkopf, die roten Lippen weich, wie geöffnet zum Kuß, aber die Augen groß und tief. Ein Bild, bei dem man nach dem Original fragt. Aber die Lindts fragten danach nie. Es war die Schwester ihres Vaters, als junge Frau dem Manne, den Kindern davongegangen, ohne Reue, ohne Scham, der Liebe folgend, die sie bei Nacht und Nebel aus dem Hause trieb — verdorben — gestorben später, man wußte nicht einmal, ob in einem Bett oder auf Stroh. Lindts war diese Frau wie der Fleck auf der Ehr'! ... Aber als Modeste so hinstarrte, widerwillig, mit gefalteter Stirn und zusammengekniffenen Augen, da senkte sich der tiefe, leidenschaftliche Blick der Verfehmten in den ihren und gleiste in eisiger Verachtung. Und Modeste fühlte, wie diese Augen langsam Macht über sie gewannen, sie zwangen, besiegten... Strahlte ihr da von der Sünde das große, einzige Gefühl entgegen, die Liebe, die keine Moral kennt, weil sie die Moral selbst ist? Oder wollten sie diese Augen nur warnen vor einem ganzen Schicksal, das die halben Menschen niemals zu tragen vermögen? — Das Bild verblaßte. Der Mond war höher gestiegen.

Modeste stand auf. Sie lächelte hochmütig: „Schicksal? Was ist Schicksal? Man liest davon in Büchern — und es sind allemal Toren." ... Ein Tor aber war der Stern von Barginnen wahrhaftig nicht...

Sie ging sehr ruhig in den Salon hinüber. Das künstliche Licht floß ihr entgegen — ihr Licht.

Die Gesellschaft war bereits versammelt. Bis auf die Lindtschen Damen nur Herren. Modeste trat unter sie wie immer, keck, sicher, elegant — freudig empfangen als die junge Königin dieses alten Schlosses. Sie streckte in lässiger Kameradschaft allen die Hand hin. Den alten Herrn, der diese Hand küssen wollte, zwang sie fast aufs Knie und lächelte dazu.

„Wird bald gegessen?" fragte sie kurz.

„Es wird schon gemeldet werden, liebes Kind!" verwies der alte Lindt würdevoll. Sie sah sich im Kreise um. „Ach, Ihr erwartet noch jemand!"

„Allerdings, liebes Kind!"

„Na, auf den Falkner von Oed könnt Ihr noch lange warten, lieber Papa!"

„Und werden auch warten, liebes Kind!"

„Ich hätte lieber nicht gewartet." Sie zuckte gleichgültig die Achseln. Dann setzte sie sich auf einen Hocker und zupfte die Franzen der Tischdecke zurecht.

Ihr Tischherr, der Leutnant von Häwel, gesellte sich zu ihr. „Ich werde den Vorzug haben, gnädiges Fräulein."

„Ich wünschte, den hätten Sie schon jetzt!" — Als der junge hübsche Herr, den sie noch als großen Jungen kannte und an dem ihr eigentlich nichts interessant war wie ein falscher Augenzahn, der mit zu seiner Offiziersequipierung gehört hatte — sich mit einer liebenswürdigen Eloge tiefer zu ihr beugte, sagte sie gelangweilt: „Ich habe Hunger, reellen Hunger, Herr von Häwel! Den möchte ich mir nicht mit Süßigkeiten vorher verderben."

Herr von Häwel trat darauf steif zurück: „Bitte untertänigst um Verzeihung, gnädiges Fräulein."

Modeste aber zupfte ihre Franzen ruhig weiter.

Die Gräfin Arsil spielte unterdessen auf ihrem Sofaplatz mit dem Stiellorgnon, die Mutter Lindt lächelte verbindlich, der alte Knochenmehlhändler aber ging mit der Uhr ungeduldig auf und ab. Frieda schielte nach der Tür. Indessen standen die andern Herren im Halbkreis umher — eine lebhafte Debatte, der Graf Arsil mit höflicher Interesselosigkeit folgte.

Es waren ungefähr ein halbes Dutzend Herren: Der Bezirkskommandeur, dann Herr von Roden, ein alter wackliger Edelmann mit einem töricht gutmütigen Vogelgesicht, bekannt unter dem Spitznamen: Die siebenzinkige Ahnensuse. Unzählige törichte Geschichten von ihm kursierten. Vor allem ein Depeschenwechsel mit dem Kreiswundarzt: „Knecht das Bein gebrochen. Was tun?" — Der Arzt depeschierte zurück: „Wo Bein gebrochen?" — Darauf die Ahnensuse prompt: „Direkt hinter dem Schafstall." — Modeste konnte sich seitdem keinen Schafstall mehr ohne Herrn von Roden vorstellen.

Weiter ein adliger Gutsbesitzer aus dem Mecklenburgischen, sehr behäbig, sehr liebenswürdig, ein früher erfolgreicher Kurmacher der Gräfin Arsil... Außerdem die drei Kletteraffen — Herr von Falkner sollte sie so getauft haben. Der schwarze Barbarossa: vom jüngsten Adel, schöner Mann. — Die „Wühlmaus", klein und rasch, mit den aufgesträubten Schnurrhaaren und den Augen eines Nagers. — Die „Ziege", so genannt, weil sie beim Lachen meckerte. Alle drei vorzügliche Landwirte, wohlhabend, ehrgeizig, an der gesellschaftlichen Kletterstange hängend wie die Affen und fest entschlossen, die höchsten Ehren zu erringen. Bei Lindts standen gerade sie im wohlverdienten Ansehen. Der alte Ehrenmann vom Rhein war selbst viel zu sehr Parvenü, um nicht wie sie die willige Wetterfahne für jeden Wind von oben zu sein.

Dann ein bekannter Viehzüchter, krummer Riese, gutmütig, von schlechten Manieren; aber selbst durch den dichtesten Weinnebel hindurch sahen diese verschwommenen Trinkeraugen den geringsten Fehler an Kalb oder Stier. Sein Freund, ein Herr Eller, kleiner grauhaariger Gutsbesitzer mit schlauen Augen und beißendem Witz, der in dieser Gesellschaft wohl nur deswegen so wohl gelitten war, weil er so wenig zu ihr gehörte. Modeste kannte ihn von Kind auf und liebte ihn sehr.

Ein dicker Referendar und der bürgerliche Bezirksadjutant waren Modeste höchst gleichgültige Zugvögel.

„Aber Herr von Roden," sagte der dicke Referendar eben, „warum in aller Welt sollen denn eigentlich die Reserveoffiziere bei den Leibkürassieren weniger vornehm sein als bei den Königshusaren? Vielleicht weil Bülow da steht? Bülows gibt's wie Sand am Meer!"

Der alte Edelmann lächelte. „Rangliste!"

Graf Arsil reichte höflich den etwas abgegriffenen Band herüber: „Bitte!"

Die siebenzinkige Ahnensuse setzte umständlich den Klemmer auf. „Sehen Sie, Herr Referendarius: Von — von — Graf ... selbstverständlich ..." Darauf legte er den Klemmer kopfschüttelnd beiseite: „Augen werden wirklich schwach."

Der dicke Referendar bemächtigte sich des Bandes und rief sofort triumphierend: „Aselmeyer steht da, einfach Aselmeyer!"

„Ja, stimmt, Aselmeyer, einfach Aselmeyer!" ... bestätigte Herr von Roden. „Aber das ist ja auch ganz nebensächlich, nicht wahr, meine Herren?"

Die drei Kletteraffen nickten stumm, der dicke Referendar aber sagte revolutionär: „I wo nebensächlich!" —

Da klopfte ihm der alte Eller freundlich auf die Schulter und sagte im breitesten Litauisch: „Ja, lieber Freund, da kennen Sie unsern Herrn Baron hier ganz richtig. Dem ist das gar nicht egal — im Gegenteil! Der fragt später noch mal im Himmel die sämtlichen Erzengel nach ihrem Stammbaum... Das muß auch so sein!" ... Und zu dem krummen Riesen gewendet: „Nicht wahr, Wagner, du hältst bei deinem Rindvieh doch wahrhaftig auch auf Stammbaum!"

Die Herren lachten, lächelten, schwiegen, wandten sich ab. Herr von Roden aber sah sich töricht im Kreise um und lächelte mit.

Modeste hatte am lautesten gelacht und am schnellsten aufgehört. Sie liebte die derbe litauische Art sehr. Aber wie sie so über die ganze Gesellschaft hinsah mit dem hellen, scharfen Blick, dem jede Gutmütigkeit fehlte, da zuckte sie plötzlich innerlich zusammen. Sie durfte den Adel nicht verlachen — sie nicht! — Dabei fragte sich der kluge Kopf zugleich: Ist das hier nun eigentlich der Adel oder nur sein Phantom? — Nein, das war wahrhaftig der Adel nicht, der dieses Ordensschloß erbaut, der bei Tannenberg bis zum letzten Atemzug geblutet! Das war sein Zerrbild, diese Ahnensuse, ein Hohn auf seine Geschichte... Wenn der letzte Schloßkomtur von Barginnen jetzt hier eingetreten wäre, er hätte laut auflachen müssen über diese Epigonen, deren Blut sich verdünnt bis zur höflichen Gleichgültigkeit der Arsils, dem greisenhaften Dünkel der Rodens! — War alles Schatten geworden, wie diese Tradition selbst? Oder gab's noch das echte adlige Blut, das so gut und so blau war, daß es sich niemals mit dem brennendroten der Lindts mischen konnte? — Und sie schaute unwillkürlich nach der Tür — fast ängstlich. Wenn dieser heiß ersehnte Falkner von Oed jetzt hereintrat und wenn er dieses blaue Blut besaß, was konnte er jemals ihr sein, was sie ihm?

Es waren unklare Gedanken, die ihr da vorüberzogen. Mädchensehnsucht nach dem Unbekannten, Mädchenscheu vor dem Unbekannten.

*

Der Panierherr von Eyselin kam übrigens nicht.

Herr Lindt klappte den Deckel der Remontoiruhr vorsichtig zu: „Luise, ich dächte." —

„Ja, gewiß, Fritz!"

Der als Diener frisierte Gärtner stand zwischen den Portieren der Tür unbeweglich wie eine Pagode. Frau Lindt blinzelte ihm mit den Augen zu, und der bäurische Bursche blinzelte naiv zurück.

Modeste lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. „Strauß, es soll gegessen werden! Sie sollen melden!" rief sie. „Ach, Kinder, es geht doch nichts über wohlgeschulte Dienstboten!"

Die Paare ordneten sich. Die Mutter mit Herrn von Roden, die Gräfin mit dem schwarzen Barbarossa und so weiter. Frieda sah sich verlegen um. Herr von Häwel zögerte absichtlich. Modeste, die das merkte und sich als star jede graziöse Ungezogenheit gestattete, rief der Schwester zu: „Ehre, wem Ehre gebührt — ich trete dir Herrn von Häwel feierlich ab. Ein kurzer Arm, ein langes Schwert... Du weißt ja." Und noch ehe jemand diese kecke Diversion hindern konnte, ging sie rasch auf den alten Eller zu: „Kommen Sie, Ellerchen, ich engagiere Sie!... Aber Sie müssen mir dafür auch alle Neuigkeiten erzählen, die in den drei letzten Monaten in der Gegend passiert sind!"

Der kleine alte Herr schmunzelte und rieb seinen ruppigen Schnurrbart galant an Modestes Hand. „Alles, gnädiges Fräulein — ja noch mehr, wenn's möglich wäre... Sie sind doch das reizende Marjellchen geblieben, das Sie immer waren!"

Das Essen exquisit, die Stimmung feierlich. Modeste saß sehr weit unten und schien sehr lustig. Der Diener Strauß stieß ein Weintablett um und goß gleich darauf mit verhängnisvoller Sicherheit der Gräfin Arsil die Fischsauce in den Rückenausschnitt. Während die Dame entsetzt aufsprang und die Gesellschaft nicht recht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, klang die Stimme des Mecklenburgers markiert behäbig durch die bange Stille: „Meine gnädigste Frau, ich ziehe unter allen Umständen die Brust dem Beine vor."

Der alte Eller, ein großer Vokativus, flüsterte darauf pfiffig dem krummen Riesen zu: „Nicht wahr, das kommt drauf an, Wagner?"

„Na, ob's drauf ankommt, alter Otter!" grinste der.

Als die Gräfin etwas leidend wieder erschien, hielt Herr Lindt das Sektglas bereits in der Hand: „Meine Herrschaften, es freut mich sehr, Sie hier alle so frisch und munter begrüßen zu dürfen! Zwar der Landwirtschaft geht's hundeschlecht, aber der Jagd ist's dafür um so besser gegangen. Und ob ich auch selbst nur ein alter Krippensetzer bin, der alles jüngeren Leuten überlassen muß, auf dem Hof wie auf dem Feld, so reichen meine schwachen Augen doch noch so weit, um aus der Schußliste erkennen zu können, daß fünfundachtzig Hühner zur Strecke gebracht sind. Gepudelt hat keiner. Wer den alten Rebhahn 'runtergeholt hat, weiß ich nicht, doch will ich zu des Herrn Referendars und des Herrn Leutnants Jägerehre annehmen, daß ihn der eine von rechts, der andre von links totgeschossen hat. Jagdkönig ist..." Herr Lindt suchte nach seinem Klemmer.

„Der Jagdkönig ist nicht da!" rief der Referendar.

„Aber er ist wirklich nicht da, Papa," bemerkte halblaut der Graf.

Herr Lindt räusperte sich kräftig: „Jagdkönig ist — mein lieber Schwiegersohn, der Graf Dagobert von Arxil. Horridoh! Joho!"

Die Gläser klangen.

*

Aber Graf Arxil erhob sich gleich darauf und schlug leicht an den Kelch: „Herr Inspektor Romeit ist Erster mit zweiunddreißig Hühnern; erst viel später komme ich mit siebenundzwanzig. Da ich aber den Herrn leider nicht in unserm Kreise erblicke, denke ich in seinem Sinne und dem aller Jagdteilnehmer zu handeln, wenn ich mein Glas leere auf das Wohl der Damen und des Hauses Lindt!"

„Na, das sind Leute!" brummte der alte Eller und fuhr sich mit einer komischen Geste über den grauen Kopf. „Laden den Jagdkönig nicht mal ein!" . . .

Modeste, die ein sehr scharfes Ohr hatte, fragte darauf zum Vater herüber: „Warum ist Herr Romeit denn nicht hier, Papa?"

„Weil der Inspektor in die Wirtschaft gehört, liebes Kind! Wenn er nachgesehen hat, ob die Pferde auch gut abgefüttert sind und die Ställe abgeleuchtet, wird er schon kommen. Ich hab's ihm wenigstens freigestellt."

„Aber an so 'nem Tag, Herr Lindt!" rief der alte Eller dazwischen. „Die Bullen werden doch nicht gleich krepieren, wenn Ihr Beamter eine halbe Stunde früher Feierabend macht . . . Junger, einfacher Mensch! Wann hat der denn sonst Gelegenheit zum Jagdkönig und zum Jagddiner?"

Darauf antwortete der alte Lindt gewichtig: „Alter Freund, wenn Sie sich Ihre Beamten für die Jagddiners halten, ich halte mir meine für die Wirtschaft."

Der alte Eller schwieg. Die Kletteraffen lächelten verständnisinnig. Der Mecklenburger sagte: „Darf ich Ihnen das Kompott noch einmal reichen, Frau Gräfin?"

Der Graf aber hüstelte leicht. „Ich jage sonst nicht mit Inspektoren — aber wenn schon, denn schon!"

Darauf nickte Herr Lindt nochmals befriedigt. „Lieber Dagobert, das war alles reiflich überlegt. Zehn Schützen schießen eben mehr wie neun. Kaufmännisch stimmt die Rechnung auf den Punkt. Warum soll ich also den jungen Menschen, der gut schießt, nicht mitgehen lassen? . . . Strauß, trippen Sie nicht immer beim Eingießen!"

Modeste sah und hörte und wußte nicht, wem recht geben. Daß Herr Romeit schlank und hübsch war, fiel bei ihr ins Gewicht — sonst empfand sie als echte Lindt. Doch ihr Nachbar schien verstimmt.

Nach einer Weile sagte der alte Eller wie von ungefähr: „Ich war übrigens auch Inspektor, gnädiges Fräulein, ehe ich die Pachtung vom Baron übernahm . . ."

„Aber, Ellerchen, das ist doch ganz was andres, und dann ist's doch schon so lange her!"

„Aber ich war doch Inspektor!" wiederholte er widerhaarig. „Wenn einer im Zuchthaus gesessen hat vor fünf oder fünfzig Jahren, das kommt doch auf eins heraus . . . Ich schätze Ihren Herrn Vater ungeheuer hoch, aber so was bost mich. Der Mensch kann doch nicht erst beim Baron anfangen! . . . Wissen Sie, ich habe gewiß was übrig für vornehme Leute. So 'n alter, echter Edelmann — Hut ab! . . . Aber da macht vorher schon der Roden die Dammeligkeit, kann Aselmeyer auf einmal nicht mehr lesen, weil kein ‚von' davor steht — und jetzt kommt Ihr gutes Papachen . . . Aeh! Aeh!" Er schlug indigniert mit der Hand in die Luft. „Ich bin bei dem alten Baron in Eysselin in der Wirtschaft gewesen als Eleve. Das war doch gewiß 'n vornehmer Mann! 'n Kribbelkopf sonst und ein ‚Bos' auf den Neffen, der es jetzt hat! . . . Da muß übrigens was dahinter gesteckt haben . . . Denn sagen Sie selbst: den Sohn von seinem leibhaftigen Bruder, den erklärt man doch nicht schon in der Windel für 'n Taugenichts! . . . Aber die Brüder sollen immer so stehen bei den Falkners. — Dabei ein Gentleman der ‚Alte' durch und durch, wie der Junge auch! . . . Der Alte — das heißt er war fünf Jahre älter als ich — nannte mich immer Kleinerchen. 'n großer stattlicher Herr übrigens . . . Und da war der Rendant mal krank, ich mußte die Gelder einkassieren für die Ziegelei — ich, 'n Jung' von achtzehn oder neunzehn Jahren und 'n Leichtfuß obendrein. Und es stimmt und stimmt mit dem Geld immer nicht, weiß der Deiwel! Ich geh' also flugs zum ‚Alten' und sag': ‚Herr Baron, nehmen Sie mir die Ziegelei ab, ich komm' mit dem Geld nicht zu Rand.' — Und da sieht er mir erst so scharf ins Gesicht und dann faßt er mich so unters Kinn und sagt: ‚Kleinerchen, regen Sie sich deswegen nur nicht auf! Daß es mal nicht stimmt, das kommt in den besten Geschäften vor. Aber was mir die Hauptsache ist, Sie sind ein anständiger Mensch! Und anständige Menschen müssen sich anständig untereinander behandeln. Geben Sie mir die Belege!' — Und ratsch, ratsch! die Papiere mitten durchgerissen, nach dem Diener geklingelt: ‚Da, Ferdinand, verbrennen Sie das hier auf der Stelle!' — Und zu mir: ‚Na, Kleinerchen, stimmt nu die Rechnung?' — Dabei reißt er mich beim Ohr und sagt: ‚Aber 's nächstemal sehen Sie gefälligst weniger auf die hübschen Marjellens und ein bißchen mehr in die Kontobücher!' . . . Na, wissen Sie, gnädiges Fräulein, für so 'n Prinzipal lass' ich mir 's Fell lebendig abziehen, noch heut!"

Modeste hörte ihm lächelnd zu. „Ich höre Sie furchtbar gern erzählen, Ellerchen — und Litauisch sprechen Sie!"

„Warum sollt' ich eigentlich nicht? 'n alter litauischer Bauer wie ich."

Modeste sah ihn von der Seite an. „Und der Junge? Ich meine, der jetzige Baron Falkner?"

Der alte Eller zuckte die Achseln. „Unsteter Mensch. Mehr weiß ich auch nicht. Jedenfalls fliegen die Groschens nur so! Klug ist aus dem nicht zu werden . . . Aber giftig kann der Kret sein! — Ich habe neulich mal zugesehen, wie er auf 'n Knecht losging . . . Sonst ein äußerst liebenswürdiger, feiner Herr! Aber stimmen tut da nicht alles. Ob's so 'ne delikate Angelegenheit mit Damen ist — Sie verzeihen schon, gnädiges Fräulein — es mögen auch vielleicht alte Leutnantsschulden sein. Jedenfalls ein ewiges Gejackel nach der Bahn und nach der Post. Und fahren tut er wie der leibhaftige Satan. Die Trakehner Rappen immer weiß vor Schaum, wenn sie in den Stall kommen . . ." Er blinzelte Modeste pfiffig an. „Na, wie wär's, gnädiges Fräulein? Die Güter grenzen — alles da. Ja, wenn nicht wär'! . . . Bildhübsche junge Frau, wo er auf Zügel gehen muß . . . Tut ihm wahrscheinlich recht not!"

Modeste hielt ihm die Hand auf das Sektglas: „Sie sind beschwipst, Ellerchen! Sie kriegen keinen Tropfen mehr. Und wenn ein Mensch das hörte — diesen Wahnsinn! . . . Auch nicht im Traum . . ." Sie war doch etwas rot geworden.

Der alte Vokativus schlug resigniert mit der Hand in die Luft: „Und wenn's wär', würden Sie mir die Wahrheit erst recht nicht sagen! Ich kenn' doch die Welt . . . Die Jungen beschwipsen sich an der Phantasie, die Alten am Buddelchen. Ein kleiner Schwips — so oder so — gehört zum Leben von Zeit zu Zeit — es darf nur um Gottes willen kein großer daraus werden. Denn danach gibt's Katzenjammer."

Modeste, der der ganze törichte Eitelkeitstraum wieder auflebte, sah scheinbar interessiert über die Tischgesellschaft weg, die ihr so gleichgültig war. Er ließ ungern in sich hineinsehen, der Stern von Barginnen.

Beim Eis entstand leichte Unruhe. Die Gäste sahen nach der Tür, und Herr Lindt erhob sich steif.

Zwei Herren traten in kurzen Zwischenräumen ein. Der Inspektor Romeit. Er trug einen Taillenrock und Lackstiefeletten und bewegte sich linkisch wie ein Arbeiter im Sonntagsstaat. Modeste ärgerte sich innerlich, wie der junge Mensch so unentschlossen und mißgelaunt an der Portiere stehen blieb. — Dann ein mittelgroßer, fast stutzerhaft eleganter Herr: verschlossenes Gesicht, fast rasiertes Haar, im starren Dunkelauge das Monokel. Es war Falkner von Oed; in der Erinnerung schwebte er ihr weit hübscher und aristokratischer vor. Er ging an Herrn Lindt, der ihm würdig entgegenkam, mit einem flüchtigen Händedruck vorüber zur Hausfrau.

„Verzeihen, Gnädigste — ich komme eben aus Königsberg. Der Zug hatte leider über eine Stunde Verspätung."

Die Dame lächelte und reichte ihm verbindlich die Hand, die er aber nicht küßte.

Herr Lindt stellte feierlich vor. „Die übrigen Herrschaften, Herr Baron, kennen Sie ja wohl schon — hier mein Schwiegersohn: Graf Arxil, meine Tochter: Gräfin Arxil . . . Liebe Erika, es ist unser Gutsnachbar, der Majoratsherr auf Eysselin."

Die Gräfin verbeugte sich mit ihrem gewinnendsten Lächeln.

Auch der Inspektor war zögernd näher gekommen.

„Und hier, meine Herrschaften," fuhr der Knochenmehlhändler etwas weniger feierlich fort, „Sie kennen ihn ja fast alle: Herr . . ." —

Die Gräfin, die das Lorgnon fallen gelassen hatte und einen besonders lieben Nachbar vermutete, holte zu einem halben Courknix aus.

„Herr — Inspektor Romeit!"

Da zuckte die Dame sofort zurück und nickte nur ganz von oben herab.

Falkner von Oed, der sich sehr höflich vor dem Inspektor verbeugt hatte, fragte gleich darauf: „Wo ist der Jagdkönig? Bei dem möchte ich mich noch vor allem entschuldigen."

„Der da!" rief der alte Eller über die Tafel weg und zeigte nach dem Inspektor.

Herr von Falkner reichte dem Herrn die Hand. „Ich gratuliere, Herr Romeit. Selbst bin ich beinah' gar nicht Jäger . . . Uebrigens," fügte er mit beflissener Liebenswürdigkeit hinzu, „kennen wir uns schon par distance. Ich habe Sie, vorgestern glaube ich, auf dem Felde gesehen. Sie ritten einen Braunen, der vorn nicht mehr recht 'rauskam, aber Sie nahmen ihn beim Sprunge über den Graben ganz famos zusammen."

„Herr Baron," lispelte der Alte, „wollen Sie vielleicht die Güte haben, neben dem Grafen Arxil Platz zu nehmen! Es hat sich alles etwas verschoben . . . Lieber Romeit, suchen Sie sich einen Platz da unten! Der Diener wird gleich noch ein Kuvert einschieben."

Der Inspektor nahm ohne sonderliche Freude nahe bei Modeste Platz, die ihn aber kaum ansah. Er kam ihr so über die Maßen plebejisch vor — auch die dunkel verbrannte Hand unter der weißen, losen Manschette. Sie begann darum mit dem alten Eller weiterzusprechen, aber oberflächlich, zerstreut. Ihre Gedanken waren bei dem Panierherrn von Eysselin. Er saß so weit von ihr, das stumpfe, harte Profil sagte so wenig. Dabei fiel ihr ein, daß einer gesagt hatte, dieser Falkner von Oed sei ein großer Verführer gewesen, sei es noch jetzt. Der Glaube wurde ihr schwer. Auch als sie ihn sprechen hörte . . . Die Gräfin Arxil hatte sich seiner nämlich angenommen.

„Es gibt auch Grafen von Oed, Baron?"

„Zu dienen, Gräfin — mein älterer Bruder, der Chef der Familie."

„Aber das ist ja sehr interessant," flötete Erika.

Die kühle Antwort: „Nein, Gräfin, das ist gar nicht interessant! Er hat fünf Minuten vor mir das Licht der Welt erblickt — das ist sein einziger Vorzug."

„Nicht wahr, Sie sind Westfale?"

„Allerdings."

„Sie wären wohl auch lieber in Westfalen geblieben, Baron?"

„Kaum, Gräfin. Seit meiner Fähnrichszeit bin ich nicht mehr dort gewesen. Wer aus dem Münsterland ist, der will allerdings meistens nicht heraus — und wer heraus ist, will meistens nicht wieder herein . . . Uebrigens wundervolle Herrensitze. Nur daß leider der Horizont grundsätzlich über diesen Herrensitz nicht hinausgeht!"

„Das ist aber sehr merkwürdig!" lispelte die Gräfin.

„Es ist wie überall auf dem Lande."

(Fortsetzung folgt)



Kardinal Busca bei der Verteidigung der Brücke von Castel-Bolognese gegen die Truppen Bonapartes

Nach dem Gemälde von Emile Boutigny im diesjährigen Pariser Salon

„Kardinal Busca verteidigte 1797 an der Spitze eines Haufens von Bauern und Mönchen mit acht Kanonen die Brücke über den Senio bei Castel-Bolognese. Als ein von Bonaparte geschickter Parlamentär ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, wies er die Aufforderung schroff zurück und erklärte, seine Truppen würden sofort Feuer geben, sobald die Franzosen auch nur einen Schritt vorrückten ...“



Phot. Wilh. Otte, Düsseldorf

Eingang zur deutschen Ausstellung in der Maschinenhalle

Die Weltausstellung in Lüttich

Von

J. D. Waldmann

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Voriges Jahr fanden die Völker der Erde zum friedlichen Wettstreit sich an den Ufern des Mississippi ein, und dieses Jahr ruft sie Belgien zur fünfundsiebzigsten Feier der Landesunabhängigkeit nach Lüttich an die hügligen Ufer der Maas. Die Wahl von Lüttich als Weltausstellungsstadt war in jeder Weise glücklich. Nicht allein, daß die Stadt das Industriezentrum des Industriestaates Belgien ist, sondern auch die reizende Lage an und auf den Hügeln, welche die Maas umsäumen, sprechen dafür, daß das Lütticher Unternehmen von Erfolg gekrönt sein wird. Die günstige landschaftliche Lage an fließendem Wasser verstanden die Belgier glänzend auszunutzen. Wohin der Blick von der Ausstellung sich auch wenden mag, überall findet er schöne, oft überraschend schöne Punkte. Jedem Fremden, der diese Ausstellung besucht, wird das Landschaftsbild unvergeßlich bleiben. Die Stadt selbst, durchaus französisch, ein Klein-Paris, zeichnet sich durch auffallende Sauberkeit und durch große Billigkeit in jeder Weise vor allen Ausstellungsstädten aus. Da nicht jedermann von Hause aus mit Gold allzu stark erblich belastet ist, darf man die billigen Preise in Lüttich nur freudig im Interesse der Allgemeinheit begrüßen. Ein Besuch der Weltausstellung ist sehr wohl fürs Programm der diesjährigen Sommerreise, selbst bei bescheidenem Geldbeutel, zu empfehlen. Das Reisen auf der Bahn in Belgien ist ganz unglaublich billig. Man gibt hier Fahrkarten mit fünftägiger Gültigkeit — „für alle belgischen Züge“ — schon zum Preise von 16 Franken aus, und der Inhaber solcher Bahnkarte darf ganz nach Belieben kreuz und quer durch Belgien reisen. Natürlich benutzen fast alle, die den Boden hinter den schwarz-gelb-roten Pfählen betreten, diese günstige Fahrgelegenheit und schauen sich Belgien an; bieten doch Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und so weiter so viel des Sehenswerten, wie es in keinem andern Land der Erde auf so engem Raum nochmals vereinigt ist.

Zuerst sei erwähnt, daß die Weltausstellung auf dem Areal von rund 280 Morgen eine bedachte Fläche von rund 41 Morgen (à 2500 Quadratmeter) besitzt. Mit diesen Räumen unter Dach und Fach kann Lüttich getrost die Konkurrenz mit St. Louis aufnehmen, das nicht nennenswert mehr Raum unter Dach hatte. An einzelnen Gruppen umfaßt die Weltausstellung folgende: Alte und moderne Kunst, Wissenschaftliche Arbeiten, Handel und Industrie, Bergbau und Hüttenbetrieb, Landwirtschaft und Gartenbau, Jagd, Sport und Fischerei (verbunden mit einer Spezialausstellung alter und moderner Feuerwaffen), Kriegswesen, Kolonialabteilung.

Betritt man die Ausstellung durch den Haupteingang — ein keineswegs überwältigender Monumentalbau, sondern eine ziemlich bescheiden gehaltene Anlage (die von St. Louis war aber noch bescheidener) —, so gelangt man auf die Ebene von Fragnée. Diese Ebene ist hauptsächlich für allerhand Vergnügungsunternehmungen, die ja auf jeder Ausstellung in etwas reichlichem Maße vorhanden sind, reserviert. Man baute hier die Lütticher Arena, ein Theater größter Dimensionen, das 3500 Personen Unterkunft gewähren soll und zur Aufführung historischer Ausstattungsstücke eingerichtet ist. — Die Deutsche Tiefbohrgesellschaft, trotzdem deren Zweck weniger dem Vergnügen wie ernstester Arbeit gewidmet ist, befindet sich mit einem mächtigen Bohrturm gleichfalls auf der Ebene von Fragnée. Viel besprochen, natürlich von Deutschen besonders, wird der Zufall, daß auf dem Turme genannter Gesellschaft die deutsche Flagge mit dem deutschen Reichsadler der höchste Punkt der Ausstellung ist. Bemerkenswert ist das sonst viel allgemeinere Vorkommen der französischen Flaggen, sowohl in den Straßen der Stadt wie auf der Ausstellung selbst. Die deutschen Farben findet man nur vereinzelt, noch seltener englische, amerikanische und russische. — Da wir nun schon mal in der Ebene von Fragnée sind, wollen wir den weiteren Vergnügungsrummel noch kurz abmachen. Es sind bemerkbar eine dreifache Schleifenbahn, eine Rutschbahn, eine Wasserrutschbahn, die durch den Styx führt (!), sowie verschiedene andre, mehr oder weniger sehenswerte Sachen.



Eingangstor der großen Ausstellungshalle

Von der Ebene von Fragnée soll eine Bahn nach dem Hochplateau von Cointe, das einen weiteren Teil der Ausstellung bildet, führen. Cointe liegt prachtvoll, und man genießt von dort eine schöne Aussicht auf die Stadt und die Ausstellung. Auf dem Plateau sollen im Sommer auch die Konkurrenzen für lenkbare Luftballons stattfinden, ferner die landwirtschaftlichen, Garten- und Weinbauausstellungen sowie eine Riesenausstellung von Rosen; 2300 Gärtner wollen sich an der Rosenausstellung beteiligen!

In Cointe befindet sich außerdem ein großer Sportplatz, auf dem die mehrere Tage dauernden Bundesturnfeste, an denen 20000 Turner teilnehmen, abgehalten werden. Auch Pferderennen, offen für Offiziere aller Länder, sind vorgesehen, ein Riesentaubenaufflug, internationale Festversammlungen, Musikfeste, Lawn-Tennisspiele, kurzum, man hat vor, den Besuchern der Weltausstellung wirklich etwas zu bieten, und es ist nur zu hoffen, daß das Wetter dem allen nicht einen Strich durch die Rechnung macht! Weitestes Interesse findet auch ein in Cointe stattfindender Wettbewerb für Arbeiterwohnhäuser.

Schon von weitem leuchten uns die schlanken Türme der Haupthalle entgegen. Ein mächtiger und gut gegliederter Bau moderner Art. Das Bild gibt nur eine schwache Anschauung, da die leuchtenden Farben, das ganze Ausstellungsmilieu fehlen. Die Haupteingangshalle, ein eleganter Säulenbau, macht einen vornehmen, ruhigen Eindruck, der durch einen schönen, großen Marmorbrunnen in der Halle selbst noch erhöht wird. Aeußerlich gleichfalls vornehm wirkend ist die große Festhalle, doch bereitet der bis jetzt mehr als nüchterne Innenraum eine kleine Enttäuschung. Von guten Bauten sind noch zu nennen das Gebäude der Stadt Lüttich, der Palast der schönen Künste, der Palast für alte Kunst. Auch unter den Gebäuden



Das Gebäude für die alte Kunst

der dreißig fremden Staaten, die in Lüttich offiziell oder inoffiziell vertreten sind, findet man manchen bemerkenswerten Bau.

In der Haupthalle stellt rechts vom Eingang Deutschland und links Frankreich aus. Leider verbaute Belgien nachträglich in wenig kulanter Weise die deutsche Fassade, so daß von dieser eigentlich sehr wenig zu sehen ist. Die Architektur dieser Fassade ist keine glückliche. Alles wirkt so unendlich schwer, so überladen, daß man im Grunde genommen den Belgiern nicht allzu böse sein kann wegen des Vorbaues. Auch an der Maschinenhalle läßt die deutsche Fassade sehr viel zu wünschen übrig. Man schaut da einen mächtigen, für die kleine Wand viel zu massigen Germaniakopf, dann wieder viel Gold und, in allzu starker Betonung des deutschen Fleißes, eine Anzahl Riesenbienen, die auch sehr, sehr viel Gold an sich tragen. Mir will es scheinen, daß die deutschen Aussteller mit ihren glänzenden, auf der Höhe jeder Technik stehenden Ausstellungen genügend den deutschen Fleiß, die deutsche Arbeit betätigen.

Sehr schön stellt Oesterreich aus. Dies Volk hat ein eignes Talent für Ausstellungen. Der junge Wiener Maler Reß hat in Lüttich eine achtenswerte Probe seines Geschmackes gegeben. Die Aufmachung der österreichischen Abteilung kann geradezu als Muster dienen!

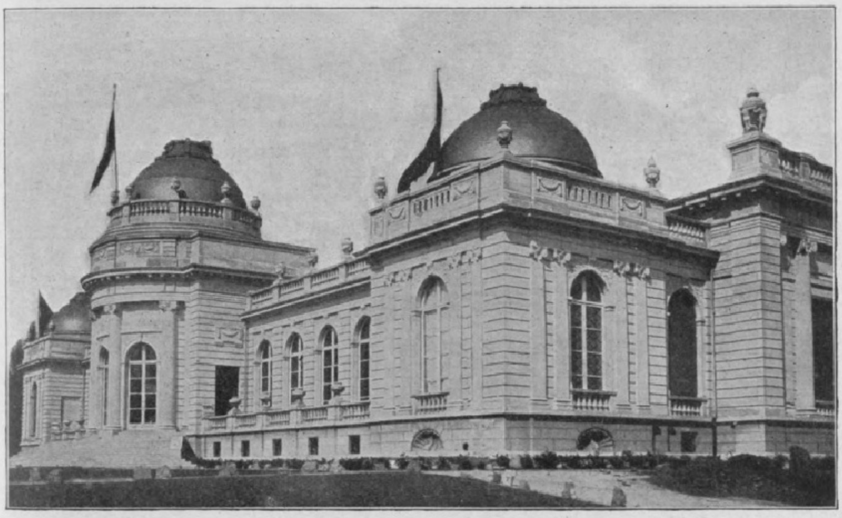
Holland ist gleichfalls nicht übel am Platze und dürfte viele Bewunderer finden. Besonders gefallen Möbel, Imitationen alter Porzellane und so weiter. Rußland stellt herrliche Vasen aus den kaiserlichen Fabriken am Ural in stattlicher Anzahl aus. Einzelne der Prachtwerke kosten nicht weniger als

20000 Rubel. Und auch sonst ist Rußland sehr beachtenswert vertreten. Viel Interesse erregt in der russischen Abteilung die Ausstellung des Roten Kreuzes, das ein kleines Feldlazarett zur Schau bringt. Schweden stellt besonders Maschinen für Molkereien, Stahlwaren, ganz prachtvolles Porzellan sowie allerhand Küchengerätschaften aus. Brillant verspricht Frankreichs Ausstellung zu werden; was bisher zu schauen, ist einfach tadellos. Besonders die Pariser Schneider werden manches Frauenherz in Unruhe bringen. Die räumlich größte Ausstellung hat natürlich Belgien. Es ist geradezu erstaunlich, was dieses kleine Land alles leistet. Und im Geschmack nehmen es die Belgier sogar mit den Franzosen auf. Ein guter Geschmack in der Darstellung spielt übrigens eine sehr große Rolle, auch auf Ausstellungen! Selbst das Massenpublikum, dem man doch im allgemeinen kein besonderes Kunstverständnis zutraut, drängt sich stets vor künstlerisch schönen Arrangements.

Kommen wir nun zu dem bedeutendsten, auch räumlich umfangreichsten Teil der deutschen, wie überhaupt der Ausstellung, zu den grandiosen Darbietungen der Industrie. Aus Deutschland ist Krupp da. Der Name sagt mehr als Worte! Die Kruppsche Abteilung fährt in Belgien mit schwerstem Geschütz auf im eigentlichen Sinne des Wortes; und da man weiß, daß Lüttich selbst ein Waffenfabrikationsplatz allerersten Ranges ist, so ist nur erklärlich, daß auch die deutsche Waffenindustrie hier in vollem Kriegsschmuck auf den



Die Arena von Lüttich auf dem für die Vergnügungen bestimmten Gelände



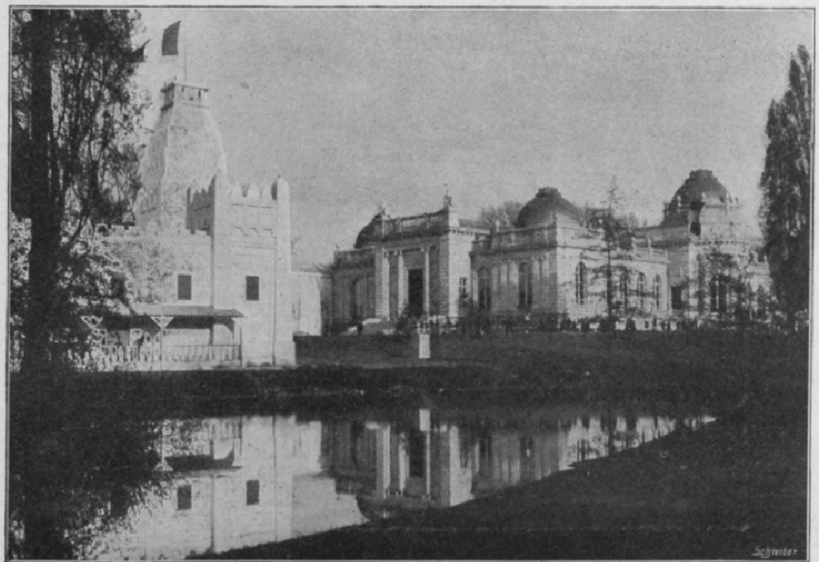
Fassade des großen Kunstpalastes

Plan tritt. Die deutschen Waffen- und Munitionsfabriken Berlin präsentieren sich hier in imposanter Größe. Man findet hier eine Anzahl Schnellfeuergeschütze, ein Gebirgsgeschütz, aufmontiert auf dem Rücken eines Pferdes, Patronen vom kleinsten Gewehrkaliber bis hinauf zum mannsgroßen für schwerste Geschütze. Dann in sehr anschaulicher Weise den Werdegang eines neuen Militärgewehres: erst einige rohe Stücke Holz und Eisen, wandern diese Rohmaterialien von Hand zu Hand, aus einer Maschine in eine andre Maschine, bis zuletzt das vollendete Gewehr endlich aus den einzelnen Teilen zusammengestellt werden kann.

Dann fällt in der deutschen Abteilung das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat mit einer wirklich vollendeten Ausstellung besonders auf. In vorzüglichen Modellen, die bis ins kleinste naturgetreue Nachbildungen bestehender Anlagen sind, zeigt das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat die hohe Entwicklungsstufe der deutschen Bergwerksindustrie. Neben den Modellen in verkleinertem Maßstabe, meist 1:10, finden wir in dieser Abteilung auch in normaler Größe eine abgebaute Strecke im Bergwerk. Und dann, ganz besonders interessant, eine Uebungsstrecke für Rettungsmannschaften. Man kann in dieser Uebungsstrecke die Arbeiten dargestellt sehen, die angewandt werden, um das Leben verunglückter Bergleute zu retten. Der Nichteingeweihte staunt über den Apparat, der in Bewegung gesetzt wird, um unter Tage „das Kostbarste", das Menschenleben, selbst unter den schwierigsten Umständen, zu retten. Die Ausstellung des Syndikats ist nicht allein ein Prunkstück der deutschen Abteilung, sondern der Ausstellung selbst. Kein Staat bietet auf demselben Gebiete ähnliches!

Aus Belgien stellt am bedeutendsten die Weltfirma Cockerill-Lüttich, die an Bedeutung Krupp nahekommt, aus. Sie bietet eine zehntausendpferdige Dampfmaschine, eine 55 Meter lange Schiffswelle, verschiedene Motore, Krane, Lokomotiven, Geschütze, Panzerplatten, Geschosse und so weiter zur Schau. Weniger umfangreich, aber ebenfalls gut stellen die andern Staaten aus. Die Maschinenhalle — ein Riesenbau und trotzdem elegant in der Konstruktion — dürfte wohl „der Clou" von Lüttich sein!

Zum Schluß sei noch einer reizenden Schöpfung gedacht. Es ist dies Alt-Lüttich. Ein kleines, sauberes Städtchen vor 200 bis 300 Jahren. Die alten gotischen Häuser, treue Nachbildungen einstiger Lütticher Bauten, machen einen ungemein anheimelnden Eindruck. Dieser wird noch verstärkt dadurch, daß alle Angestellten des für sechs Monate wieder zum Leben erwachten Alt-Lüttich in die Tracht jener längst verschwundenen Zeiten gesteckt sind. Die Zöpfe, Puderperücken, die bunten, malerischen Trachten helfen das Bild vollenden. Eine Hauptattraktion im alten Städtchen aber ist ein Schwarm weißer Tauben, die ohne Scheu auf Kopf, Arme und Hände der Ausstellungsbesucher fliegen und um Futter betteln. Ein reizendes Bild!



Phot. Wilh. Otto, Düsseldorf

Landschaftsbild von der Ausstellung: Links das Gebäude der afrikanischen Abteilung



Auf dem Wege zum Hotel

Hotel- und Straßenleben in Kioto

Von

Eduard Cucuel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer“)

Kioto, im Frühjahr 1905

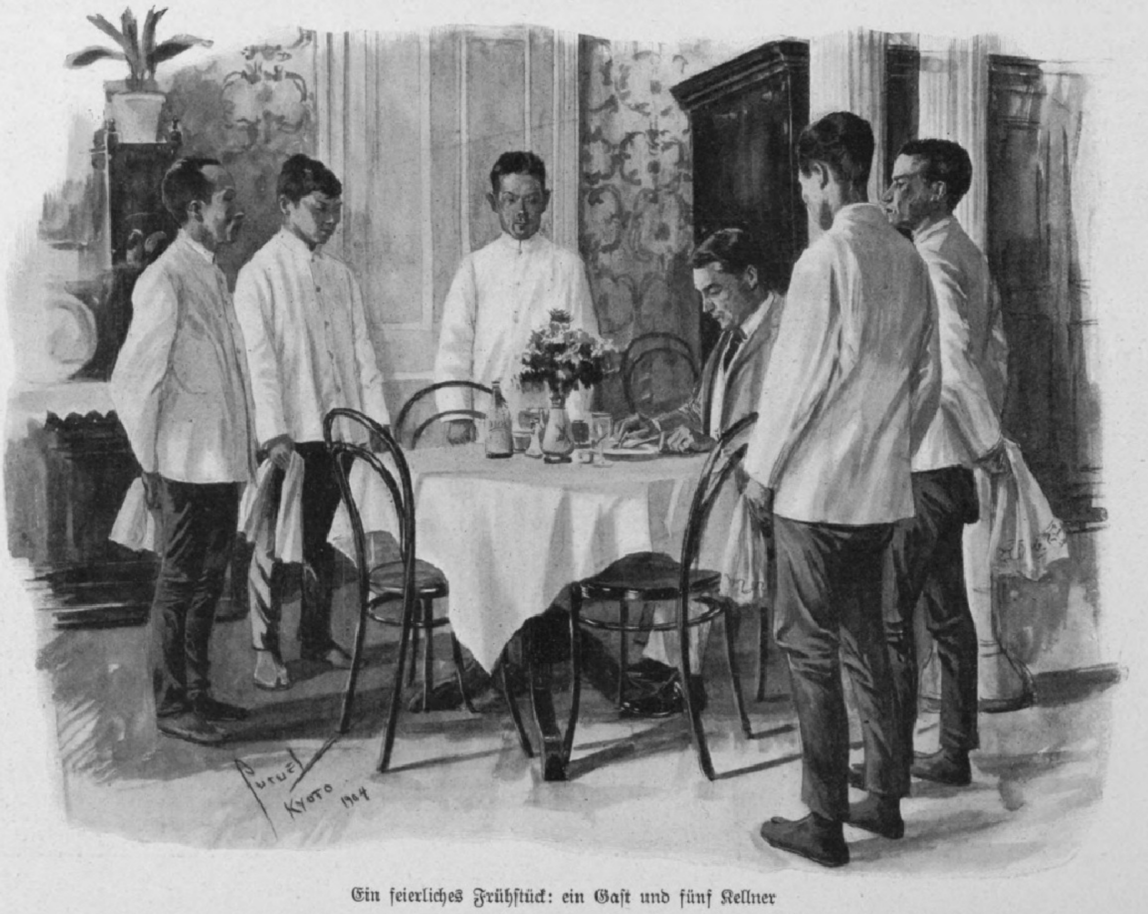
Mein Hotel in Kioto ist nach mehr als einer Richtung hin eine Spezialität, und in dieser Spezialität bilde ich meinerseits wieder eine Spezialität — als der einzige Gast des großen und in großem Stil geführten Hauses. Das Hotelgeschäft geht schlecht in diesem Jahre: der Krieg macht seinen Einfluß geltend und hält die Touristenschwärme fern. Darum weisen die Hotels im ganzen Lande nur wenig Kundschaft auf, und es sieht recht traurig und verlassen in ihnen aus. Bei meiner Ankunft wurde ich am Eingang von dem japanischen Geschäftsführer, dem Oberkellner, dem Portier und vier „Nesans“ (Zimmermädchen) empfangen, die sich alle in einer Reihe aufgepflanzt hatten und mir ihre tiefen Verbeugungen machten. Es war ein imposanter Empfang, und ich hatte unwillkürlich die Empfindung, daß er über meine Verhältnisse gehe. Beim „Tiffin“ (Frühstück) hatte ich den ganzen großen Speisesaal zu meiner Verfügung, und es beschlich mich in der Tat ein Gefühl der Vereinsamung, wenn ich die langen Reihen von Stühlen überblickte, die auf Gäste warteten, die sich nicht einstellen wollten. Zu meiner Bedienung standen mir nicht weniger als fünf „Boys“ zur Verfügung, die sich, wenn sie mir etwas bringen sollten, in ihrem Diensteifer stets zwischen die Beine rannten. Sie trugen sämtlich saubere weiße Jacken, anliegende japanische Beinkleider und an den Füßen „Tabis“ (Socken mit abgesonderter großer Zehe).

Der „Oberboy“ brachte mir die Suppe, und dann stellten sie sich alle fünf um mich herum und sahen mir mit dem größten Interesse zu, wie ich aß. Genau so ging es bei dem Fisch — sie verfolgten jede Bewegung, jeden Bissen, den ich zum Munde führte, und ich muß gestehen, daß die Sache mir lästig wurde. Ich fühlte ordentlich, wie diese fünf Augenpaare sich in mich hineinbohrten. Jedesmal, wenn ich auffah, wandten die zehn Augen sich alle nach einer andern Richtung, sobald ich den Blick indes wieder senkte, hatte ich das Gefühl, daß diese unheimlich geschäftigen Augen mich wieder bis auf das Mark der Knochen durchbohrten! Es ist das ein Zug, der im japanischen Volke liegt — sie staunen den Ausländer an, als ob er ein Wundertier sei! Sie scheinen sich dabei nicht einmal des Umstandes bewußt zu sein, daß das für den Fremden lästig ist, sondern tun es lediglich aus Gewohnheit und Neugierde — was sie dabei denken, bleibt am besten vielleicht unerörtert. So ging es fort bis zum Dessert, und ich war unterdes so nervös geworden, daß ich kaum mehr an mich halten konnte, weshalb ich den freundlichen Geschäftsführer ersuchte, mir künftig zur Bedienung nur einen Boy zuzuweisen.

Die Japaner sind bekanntlich ein sehr reinliches Volk und nehmen täglich ein warmes Bad, Männlein und Weiblein in der gleichen Wanne, ganz „en famille“, aber es ist für sie ein sehr wichtiges Geschäft, mindestens ebensosehr wie Essen und Trinken. Zu meinem Glück gab es in dem Hotel ein Separatbadezimmer. Koto San, mein Zimmermädchen, begleitete mich dahin, sehr zeremoniös und unter beständigem Lachen und Kichern, als ob es die drolligste Sache sei. Das Badezimmer enthielt eine große hölzerne Wanne; in einer Ecke stand ein Wasserkessel mit Feuer darunter, doch sah die ganze Sache etwas primitiv und unkultiviert aus. Die Wanne stand ein wenig erhöht über dem mit Zink belegten Boden, und das Wasser wurde nach dem Bade aus der Wanne direkt auf den Boden abgelassen, von dem es seinen weiteren Ausfluß einfach durch ein Loch in der Wand fand.

Das Zimmer hatte keine Tür, und Koto San setzte sich ganz gemütlich draußen hin, so daß sie meinen vollen Anblick genießen konnte, was sie denn augenscheinlich auch mit viel Interesse tat!

„Koto San, geh weg,“ sagte ich zu ihr, „so was schickt sich doch nicht!“ Sie kicherte darauf nur wie ein einfältiges Backfischchen und blieb ruhig sitzen. Es blieb mir nichts übrig, als ihr meinen Rücken zuzukehren und mich für das Bad zurechtzumachen, das wie ein noch tätiger Vulkan dampfte. Kaum aber war ich in das warme Wasser gesprungen, so stieß ich auch einen gellenden Schrei aus: es war nämlich siedend heiß! Ich



Ein feierliches Frühstück: ein Gast und fünf Kellner

hüpfte herum wie ein Apache-Indianer, der den Kriegstanz aufführt. Es war geradezu fürchterlich! Koto San, die merkte, daß etwas nicht in Ordnung sein müsse, ergriff einen Kübel mit kaltem Wasser und goß mir seinen ganzen Inhalt über den Rücken, und ich war gerettet!

Die Japaner benutzen zu ihren Bädern ganz heißes Wasser, in der Regel von einer Temperatur von 120 Grad Fahrenheit (etwas über 40 Grad Reaumur). Das erscheint natürlich dem Fremden zunächst als etwas ganz Unmögliches, weil er sicher meint, er müsse sich dabei verbrühen. In ganz Japan ist man der Ansicht, heiße Bäder seien bekömmlicher als kalte. Und nicht mit Unrecht, denn je heißer das Wasser ist, desto unbedenklicher kann man sich später der kalten Luft aussetzen. Der Grund, weshalb man bei uns zu der Ansicht gelangt ist, daß warme Bäder Erkältungen begünstigen, liegt darin, daß man sie nicht warm genug nimmt.

Von meinem Hotelfenster aus kann ich über die Straße hinüber nach einem Jinrickschastand sehen; da standen zehn bis zwölf Rickschas in einer Reihe, und die Kulis kauerten sämtlich um ein Becken mit glühenden Kohlen herum wie eine Schar armer, fröstelnder Affen. Es ist jetzt nämlich sehr kalt, und der Nordwind fegt so scharf und eisig von den Bergen herab, daß es einem durch die wärmsten Kleider hindurch bis auf Haut und Knochen geht. Seit meiner Ankunft in Japan sind diese kleinen Leutchen mir stets wie ein Wunder vorgekommen; an Widerstandsfähigkeit suchen sie ihresgleichen. Sie sind die Pferde Japans und, was die Annehmlichkeiten des Lebens anlangt, kaum besser gestellt. Da hocken sie stundenlang, oft den ganzen Tag hindurch, ohne daß sie eine Fahrt bekommen. Ihre Füße sind nackt und nur an der Unterseite durch „Waraji“ oder Strohsandalen gegen die scharfen Steine geschützt. Ihre Beine sind gleichfalls vom Knie abwärts nackt und über und über mit feuchtem Schmutz bespritzt. Um Leib und Lenden tragen sie kurze blaue Baumwollhosen, sonst aber nur noch eine Baumwolljacke. Der Kopf ist durch einen großen, scheibenförmigen, aus Stroh geflochtenen und mit weißer Leinwand überzogenen Hut geschützt. Auf dem Rücken jedes Kulis ist dessen Name und Nummer zu lesen.



Improvisierte Dusche nach dem warmen Bad

Die Jinrickscha soll die Erfindung eines Schotten sein; jedenfalls ist sie zurzeit das beste und bequemste zur Verfügung stehende Beförderungsmittel. Sie ist klein und unscheinbar, ein schwarzlackierter, geschweifter Wagenkasten, nicht übel im Gleichgewicht gehalten zwischen zwei großen Rädern und vorn mit zwei Scherenbäumen versehen. Will man ein- oder aussteigen, so läßt der Kuli diese Scherenbäume auf den Boden nieder. Zum Schutz gegen Regen und Sonnenbrand ist für den Fahrgast ein Verdeck aus Wachsleinwand vorhanden, das einem genau über dem Kopfe sitzt, und es wird einem bei Regenwetter von den Füßen bis zur Nasenspitze eine Decke aus Wachsleinwand übergeschlagen, so daß auch nicht eine Spur von Regen eindringen kann und man drinnen ganz behaglich im Trockenen sitzt.

Den Fremden beschleicht ein eigentümliches Gefühl, wenn er zum ersten Male an einem regnerischen Tage in einem dieser Gefährte Platz nimmt. In Wachsleinwand eingehüllt, in einen engen Raum gedrängt, sieht er den Kuli fast zwischen seinen Beinen vor sich hertraben; sein scheibenförmiger



Jinrickschastand in einer Straße von Kioto

Hut schwankt bei jeder Bewegung hin und her, seine dürftige Kleidung wird überall von dem Regen getroffen, seine nackten Beine, die mit den kräftig entwickelten Waden wie aus Bronze geformt aussehen, überziehen sich über und über mit feuchtem Schmutz, in der einen Hand hält er ein kleines Tuch, mit dem er sich den herabtropfenden Schweiß von der Stirn und aus den Augen wischt — es ist ein Bild, das einem unwillkürlich Mitleid mit diesen armen Teufeln einflößt, denn ihr Los ist wahrlich nicht beneidenswert.

Doch sind sie ein williges Völkchen und versäumen auch keine Gelegenheit, Vorteil aus einem zu ziehen, besonders wenn man noch Neuling im Lande ist. Fast regelmäßig kann man sich darauf verlassen, daß es am Ende einer Fahrt zu Auseinandersetzungen über das Fahrgeld kommt, wenn man nicht vorher eine bestimmte Summe ausgemacht hat. Der gewöhnliche Preis beträgt jetzt 20 Pfennig für die Fahrt, 40 Pfennig für die Stunde und 2 Mark 80 Pfennig für den Tag. Vor einigen Jahren noch bezahlte man nur die Hälfte dieser Sätze, und ich muß mich immer wieder darüber wundern, wie diese Leute von einem so geringen Verdienst zu leben vermögen, da sie nicht oft einen Fahrgast finden und es der Rickschas eine ganze Menge gibt. In Tokio sind über 30000 Personen vorhanden, die dieser Beschäftigung nachgehen. Wenn man es sehr eilig hat, mietet man sich noch einen oder zwei „Schiebejungen“, die dem Rickscha-Kuli helfen sollen, indem einer von hinten nachschiebt und der andre dem Kuli, durch einen Strick mit ihm verbunden, à la Tandem als Vorspann dient. Auf diese Weise kann man bis zu 8 Meilen in der Stunde zurücklegen. Ueberall, wo die Straße eine starke Steigung macht, stehen zu Beginn dieser letzteren ganze Reihen derartiger Schiebejungen, die einer nach dem andern herangezogen werden und dafür 5 Pfennig erhalten.

Man sagt, das Leben eines Kuli währe nicht lange, der beständige Wechsel von Wärme und Kälte, die kärgliche Ernährung und die schwere Arbeit zögen ihnen meist Lungen- und Herzleiden zu, von denen sie sich nicht mehr erholten. Ich höre sie drüben an ihrem Stand husten. Nach einer scharfen Tour, vor Anstrengung noch ganz warm, stehen sie dort in ihren dünnen Baumwolljacken in der scharfen, eisigen Luft. Kein Wunder, wenn sie sich Erkältungen und Lungenleiden zuziehen. Abends bieten die Jinrickschaftände ein äußerst malerisches Bild dar. Von den Scherenbäumen der Rickschas herab schwanken lange Papierlaternen, deren milder Schein den Boden und die Speichen der Räder beleuchtet, während der Wagenkasten ganz im Dunkeln bleibt. Nun kommt ein „Chow“-Wagen heran, ein kleiner Karren, dessen von innen beleuchtete Papierwände mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt sind. Er wird von nur einem Mann vorwärts geschoben, und dieser sucht mit ihm die einzelnen Stände auf, um den Kulis warmes Essen zu verkaufen, Reis, Fisch und Makkaroni, mit „Soy“ (einer braunen Sauce) vermengt, einen Napf voll für 5 Pfennig!

An jeder Seite des Wagens zieht sich ein Brett hin, das als Tisch dient, in seinem Innern befindet sich eine Kohlenpfanne, über der kleine Töpfe mit Suppe, Gemüse und dergleichen brodeln. Einige Wandbretter enthalten noch blaue Porzellannäpfe und Eßstäbchen. Der „Chow“-Wagen scheint das einzige Mittel zu sein, durch das die armen Kulis sich zu essen verschaffen können, da sie beständig bei ihren Rickschas bleiben müssen. Ich habe oft gesehen, wie so ein armer Bursche seinen Hunger mit einer kleinen „Chow“-Portion um 2 Pfennig stillen mußte, wenn das Geschäft schlecht ging. Dann sitzen sie den übrigen Teil des Abends da, vor Frost mit den Zähnen klappernd und sich die Hände an dem Kohlenfeuer des Rickschastandes zu wärmen suchend. Trotz aller Lebensmühen sind sie ein sehr gut geartetes Völkchen; ich habe auch nicht einen einzigen gefunden, der unfreundlich oder gar unartig gewesen wäre. Es ist kein ungewöhnlicher Anblick, wenn man sieht, wie fünf bis sechs Rickscha-Kulis einen Fremden eine ganze Stunde lang durch die Straßen verfolgen, um seine Kundschaft zu erlangen. Sie rufen fortwährend: „Ricksha — sha — sha! Mister, sha!“ und überreichen ihm von Staub und dem Arbeitsschweiß beschmutzte Karten mit ihren Namen und ihren Nummern, in der Hoffnung, daß er einen von ihnen wähle. Einen Mißstand haben die Rickschas, weil sie meistens nur eine Person zu fassen vermögen. Sollte man mit einer Dame ausgehen, so fährt sie vor einem her in dem ersten Fahrzeug, und man folgt ihr in dem andern. Die Dame stets voraus, „dann kann der Mann sie auch im Auge behalten“, sagt der Japaner.

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Mit dem Nachmittagschnellzug fuhren Gustav und Paul Wiskotten nach Düsseldorf. Am Bahnhof nahmen sie sich eine Droschke zur Ratingerstraße. „Deubel,“ sagte Gustav Wiskotten im Hausflur, „dat stinkt ja hier wie die heilige Pestilenz.“ Es waren die ersten Worte, die er während der Fahrt gesprochen hatte.

Sie kletterten die Stiegen hinauf und suchten das Zimmer der Taglöhnerwitwe.

„Paul!“

„Ja, Gustav?“

„Wenn — Emilie drin sein sollte — dann — erwart' ich dich hier.“

„Willst du sie nicht sprechen, Gustav?“

„Sie kann ja zu mir herauskommen.“

Die alte Vermieterin trug einen Eimer schmutziges Wasser aus der Stube.

„Ist Herr Wiskotten zu Haus?“

„De jong Här, der hier sein Logis gehabt hat?“

„Gehabt hat? Wohnt er denn nicht mehr bei Ihnen?“

„Den hat die fürnehm' Dame, die alszu die Nächt' bei ihm jewacht hat, vorhin in en Wagen wegjefahren.“

„War er denn wieder gesund?“

„De jong Här war ja noch jet schlapp. Aber bei so ene staatse Frau, da soll sich dat schon verliere.“

„Hat er Schulden hinterlassen?“

„Wat zu zahlen war, hat die Dame gezahlt. Aber all die Angst und Not, die ich arm alt Dier ausjestanden hab' —“

„Gib ihr en Dahler, Paul.“ Dann stolperten sie die Stiegen hinunter. „Nur frische Luft!“

„Daß es der Ewald in dem Stall ausgehalten hat! Das ist doch heldenhaft!“

„Und die Emilie, zwei Tage und zwei Nächte! Da sitz' ich schon lieber beim Oweram in der Kneipe, und wenn der Hecht en Meter dick durch et Zimmer schwimmt. Man weiß doch wenigstens, wat dat is!“

„Gustav, jetzt müssen wir zu Tante Josephine Scharwächter.“

„Wir?“

„Ja, Gustav, wir.“

Gustav Wiskotten zog die Stirn zusammen. Schweigend schritt er nebenher. Dann sagte er kurz: „Begreif doch! In dem Haus leben drei Menschen, die zu mir gehören. Zu mir nach Barmen! Ich — ich kann nicht.“

„Aber du hast doch Sehnsucht,“ sagte der andre leise.

„Ich werde sie schon unterkriegen. Aber sie zeigen, wo man sie mir nicht zeigt? So weit — so weit sind wir nun doch noch nicht.“

„Ich werde also allein hingehen. Wann und wo treff' ich dich?“

„Kurz vor zehn am Bahnhof. Ich werd' mich inzwischen mal umtun, wo der Ewald noch Schulden hängen hat. Beste Grüße.“

Sie trennten sich.

„Hör mal, Paul!“

„Ja?“

Gustav Wiskotten kam zurück. „Sieh doch zu, daß du — die Kinder zu Gesicht kriegst . . . Du — du verstehst mich —“

Paul schüttelte ihm die Hand. „Selbstverständlich.“

Gustav Wiskotten besah sich Düsseldorf. Was sollte er mit dem Rest des Nachmittags und dem Abend anfangen? Aber das Straßenbeschauen wurde ihm langweilig. Er kannte die Stadt zur Genüge. Von der Alleestraße bog er in die Bolkerstraße ein. Hier wohnten ja die Zinters!

Hinter den kleinen Fenstern lockten die Flaschen mit grünem, gelbem, rotem und weißem Inhalt. Ein Paket Tabak „Hendrick Oldenkott“ war darauf aufgebaut. Darüber kreuzten sich zwei lange holländische Tonpfeifen.

„Rein in die Giftbude.“

Er ging ans Büfett, den Hut auf dem Kopf. „Sind Sie Herr Zinters?“

„Eso e fünfzig Jährchens dürft' dat schon sein' Richtigkeit haben.“

„Mein Name ist Wiskotten. Mein Bruder Ewald hat bei Ihnen gewohnt.“

„Wat Sie sagen! De scharmante jonge Här wär' Ihre Herr Bruder? Jretchen, komm mal fix jelaufen. Süch ens, die Ehr'! De Här is ene Bruder von dem Herrn Wiskotten.“

Gretchen Zinters kam, prüfte mit blitzschnellem Blick den Besucher, knickste und reichte ihm unbefangen lächelnd die Hand. Gustav Wiskotten nahm den Hut ab.

„Schad', dat der Herr Ewald die Freud' nich mehr gehabt hat.“

„Weshalb haben Sie ihn denn laufen lassen?“

„Och,“ sagte sie zögernd, „er wurd' leicht so zutraulich. Un dazu war er doch noch zu jung.“

Gustav Wiskotten lachte amüsiert. „Haben Sie denn zum Alter mehr Zutrauen?“

„Die Alten sind jrad so doll wie die Jungen. Am liebsten sind mir schon die Gesetzten.“

„Und in welche Kategorie tun Sie mich?“

„Wer so fragt, der weiß et auch. Soll ich en Genever bringen?“

„Meinetwegen einen Genever. Hoffentlich ist kein Gift drin.“

„Gift?“ mischte sich der alte Zinters ein und zwinkerte schlau. „Wo in Holland der Rhein mündet, dat weiß selbst so ene alte Rheinschiffer wie ich nich, auf Seel' un Seligkeit. Aber wie m'r in Holland an den echten Schabau kömmt un wie m'r ihn billig un unverfälscht über die Stromgrenz' bringt, Herr Wiskotten, dat dürfen Sie mich getrost et Nachts im Schlaf abfragen. Dat heißt — wenn keine Zollbeamte dabei sind.“

Gretchen brachte das Gläschen auf einem Teller. „Wohl bekomm's.“ Sie knickste und sah ihn von unten herauf an.

„Trinken Sie nicht mit, Herr Zinters? Zu zweit geht so eine Zollhinterziehung leichter.“

„Jretchen, en Glas. Sehr angenehm, Herr Wiskotten. Wollen Sie nich Platz nehmen? Dann is et nämlich auf der Stell' gemütlicher. Wat sagen Sie? Da bringt dat Mädchen jleich die janze Flasch'. Du hast et jut vor, Jretchen.“

„Soll ich sie wieder fortnehmen?“

„Lassen Sie nur stehen, Fräulein!“ Er leerte das Glas in einem Zuge. „Herunter mit allem, was uns quält. — Was kann man denn zu essen bekommen?“

„Einen prima Eidamer Käs'. Hol ens ene schöne Stück her, Jretchen.“

Gretchen verschwand in der Küche, um gleich darauf mit einer rotgefärbten Kugel zurückzukehren. Sie legte flink eine Serviette über den Tisch, trug Teller, Butter und Brot herbei und rückte den Genever hinzu.

„Das ist ja für eine ganze Familie,“ lachte Gustav Wiskotten. „Was meinen Sie? Dem wollen wir drei gemeinsam zu Leibe!“

„Soll m'r recht sein, Herr Wiskotten. Aber et Brot janz fein schneiden, Jretchen, und der Käs' dick. M'r sind ja unter uns.“

Gustav Wiskotten langte zu. Er fühlte sich ganz behaglich neben dem schönen Kind mit den lebhaften, schmiegsamen Bewegungen. „Augen haben Sie, so schwarz wie Kohlen, Fräulein.“

„Fast akkurat so hat et der Herr Ewald gesagt.“

„Gut, daß Sie mich an den erinnern. Herr Zinters, wie hoch steht nun der junge Mann bei Ihnen in der Kreide?“

„Nich der Red' wert, Herr Wiskotten. Deshalb brauchen Sie nich in et Portemonnaie zu fassen. Dat tragen Sie los' in der Westentasch'.“

„Na, dann geben Sie mal her, damit Sie die Rechnung streichen können.“

Der Wirt erhob sich, kramte auf seinem Büfett herum und brachte einen langen Streifen Papier. Gustav Wiskotten durchflog ihn. Er machte große Augen. Da spürte er die Berührung eines weichen Körpers und las, ohne seine Verwunderung über die angeführten Posten zu äußern,

weiter. Gretchen Zinters hatte sich an ihn gelehnt, wie von ungefähr. Das dunkle Köpfchen über seine Schulter gereckt, sah sie mit ihm zugleich die Rechnung ein.

„All dat Extragute, wat m'r ihm getan haben, dat haben m'r gar nich erst aufgeschrieben. Er konnt' mitunter auch sehr anspruchsvoll sein."

„So, so. — — Was haben Sie für schönes schwarzes Haar."

„Dat hat der Herr Ewald auch gefunden."

„Dem haben Sie wohl nett den Kopf verdreht?"

„Er hat en ja mir verdrehen wollen."

„Und das ist ihm nicht geglückt?"

„Ich mach' mir nu mal nix aus so junge Leut'."

„Würd' ich mehr Glück haben?" scherzte er. Sie stieß ihn leicht mit der Schulter. Wie ein Kätzchen, das einen Buckel macht und sich schnurrend reibt.

Gustav Wiskotten wurde es wohlig warm. Er warf noch einen Blick auf die Endsumme der Rechnung, zog seine Brieftasche und schob dem Wirt, der einen Gast bedient hatte, ein paar Scheine hin. „Bitte."

Zinters nahm sie auf und ging wechseln. „Die Zinsen werd' ich jleich einhalten. Et macht fast nix."

„Fällt denn für den Zwischenhändler nichts ab, Fräulein Gretchen?"

Der Gast drehte ihnen den Rücken zu, der Alte rechnete im Nebenzimmer. Sie bog horchend den Kopf nach allen Seiten, beugte sich schnell vor und legte fest ihre Lippen auf die seinen. „Scht," machte sie. „Jetzt is et genug. Vor Ihnen muß m'r sich in acht nehmen."

Aber er zog sie mit kurzem Ruck noch ein zweites Mal an sich. So ein süßes Geschöpf...

„Machen Sie nich so böse Augen — —"

„Das sind keine bösen Augen, das sind hungrige Augen. Ich werde Sie gleich fressen."

„Bleiben Sie noch en bißchen? Ja?"

„Wenn Sie sehr lieb sind — —"

Sie strich ihm als Antwort mit der Hand über das Gesicht, hinauf und hinunter. „Dat is Plüsch und dat is Samt," lachte sie dazu. „Bleiben Sie noch en bißchen."

„Schmeichelkatze," knurrte er und rüttelte sie an der Taille.

Der alte Zinters kam zurück. Gustav Wiskotten überblickte Geld und Rechnung. „Da fehlen doch fünf Mark?"

„Hatten Sie nich gesagt, fünf Mark für die Bedienung? Entschuldigen Sie, dat hatt' ich gemeint." Und er suchte in der Westentasche. „Nix für ungut, Herr Wiskotten. M'r kann sich verhören."

„Lassen Sie nur. An das Dienstmädchen hatte ich nicht gedacht."

„Aber en Pfeifchen gefällig? Ene echte holländische Mutz aus Gauda. Un echt holländische Tabak. De is in Barmen jar nich erhältlich."

„Schön. Der Wissenschaft halber."

Der Wirt holte Tabakskasten und frische Tonpfeifen. Die Ellbogen aufgestemmt, den dicken Qualm des Kanasters vor sich hinknüllend, saßen die Männer am Tisch. „Dat wär' esu die rechte Stimmung für ene kleine Skat. Wat halten Sie davon, Herr Wiskotten?"

„Fehlt der dritte Mann."

„Et könnt ja auch ene Frau sein. Et Jretchen versteht et janz leidlich."

„Fräulein Gretchen?"

„Krieg doch ens vor Spaß die Karten, Jretchen. So, nu misch. Aber et darf nich um hoch Geld gehen. Der Point en Pfennig. Mehr kann ich selbst enem Herrn Wiskotten nich bieten."

„Hören Sie mal! Der Point en Pfennig? Das kann ja Goldstücke kosten."

„Ja, wenn Sie uns die abnehmen wollen? Ich hab' dat nich vor. Treffsolo!"

„Halt, ich bin noch nicht so weit. Treffsolo? Sie passen, Fräulein Gretchen? Ich auch."

Das Spiel begann. Der Alte spielte raffiniert, er heimste Stich auf Stich ein. Gretchen Zinters trat unter dem Tisch Gustav Wiskotten leise auf den Fuß. Das machte ihn zerstreut. Nun ließ sie ihr Stiefelchen auf seinem Fuße stehen. Da lugte er über die Karten weg lachend zu ihr hin, und sie fing seinen Blick mit den Augenwinkeln.

„Atout," sagte Zinters.

„Wieso? Haben Sie denn den letzten Stich genommen?"

„Aufpassen," meinte gleichmütig der Wirt, „Atout!"

„Bitte," sagte Gustav Wiskotten, langte über den Tisch und deckte den letzten Stich auf. „Na also! Womit wollen Sie den genommen haben?"

„Mit dem Coeurbuben . . ."

„Das scheint mir aber der Coeurkönig zu sein."

„Wat? Donnerlütsch! Der König? Nee, meine Augen. Jretchen, wo is denn nur mein' Brill'?"

Das Spiel ging weiter. Gustav Wiskotten und der Alte betrachteten sich mit mißtrauischen Blicken.

„Prr, Herr Zinters. Sie haben nicht bekannt. Spielen wir hier Skat oder spielen wir hier Mogelramsch —?"

„Gott," sagte Gretchen Zinters schmollend, „Sie sind aber auch gleich immer so. Wir spielen doch zum Vergnügen." Und sie zupfte ihn heimlich am Rockärmel und machte ihm mit den Augen Zeichen. Da ließ er den Alten spielen, wie er wollte. Das lustige Einverständnis mit dem augenblitzenden, zärtlich tuenden Mädel machte ihm mehr Spaß. Der Tabaksqualm legte sich über den Tisch, die Genevergläschen wurden geleert und gefüllt.



Abends am Droschkenhalteplatz in Kioto: Der erleuchtete Küchenwagen bringt die Speisen für die Jinrickscha-Kulis

Hin und wieder stand der Alte auf, um Gäste zu bedienen. Den Skatblock, auf dem er Gewinn und Verlust der Spielenden notierte, nahm er jedesmal mit. Dann rückte Gretchen Zinters näher. „Lassen Sie ihm doch dat Vergnügen. Ich freu' mich ja so."

„Ueber mich, Katze?"

„Dat sollt' ich Ihnen eigentlich jar nich sagen. Ich mach' Sie nur noch einjebildeter."

„Ich kann's vertragen, Herrgott noch mal! Schnell! Vatter kuckt grad' weg."

Das Blut ging ihm schwer und heiß durch die Adern und schwoll ihm bis in die Stirn. Er war nicht mehr daran gewöhnt, Zärtlichkeiten zu empfangen. Der Geruch des Likörs, der Tabaksqualm — — und aus dem Tabaksqualm lockend und winkend die schwarzen Mädchenaugen wie dunkelglühende, reife Brombeeren — er reckte die breite Brust aufs neue. „Allons, Mädel!"

„Is et wahr, dat ihr in eurer Fabrik dreihundert Leute beschäftigt?"

„Es werden wohl noch ein paar mehr sein."

„Wat fabriziert ihr denn alles?"

„Besatzartikel, Bänder und Spitzen."

„Hurrijeh! Wenn ich dat doch nur mal sehen könnt'!"

„Soll ich dich mitnehmen?"

„Ach, dat is Ihnen ja nich Ernst. Aber schicken können Sie mir mal en Paket."

„Und was krieg' ich dafür? Na? Wollen wir uns wiedersehen?"

„Och ja! Aber et darf keiner wissen!"

„Nur wir beide."

„Hach, Sie! Ich könnt' Ihnen gradzu immer enen Kuß geben!"

„Du Räuber, du! Was für ein weich warm Geschöpfchen hab' ich da im Arm."

„Wissen Sie, wat ich möcht'? Wat ich am liebsten möcht'?" Sie sah ihm, bettelnd wie ein Kind, von unten in die Augen.

„Keine Ahnung. Von mir was?"

„Wenn Sie wollten, könnten Sie mir helfen. Ich — ich möcht' zum Theater."

„Alle Achtung! Aber ich glaub' wahrhaftig, du hast Talent."

„Ich würd' auch für Sie ganz allein spielen."

„So — —?" sagte er, streckte die Beine und ergab sich der unbekannten Stimmung, die ihn wie ein warmes Bad überflutete. „Und was hätte ich dabei zu tun?"

„Für meine Ausbildung sorgen," entgegnete sie rasch.

„Und später bin ich dich los."

„Dat trauen Sie sich ja selber nich zu," schmeichelte sie und sah ihn mit kindlicher Bewunderung an. „Zwei wie Sie gibt's ja jar nich auf der Welt. Sie sind so stark . . ."

„Soll ich dich mal mit einem Finger aufheben?" und er zeigte schmunzelnd seine Fäuste.

Blitzschnell beugte sie sich nieder und küßte sie. „Ich komm' nach Barmen."

Er fühlte die Mädchenlippen auf seinen Händen bis ins Mark. Eine wilde Kraft kam über ihn. Leichtsinn und Zerstörungswut. Rohe Lebensfreude und gänzliche Weltverachtung. Er griff nach dem Likörglas und trank es aus. Seine Hand schloß sich wie eine Klammer um die Finger des Mädchens. In seinen Augen brannte es. „Gut. Wir sprechen dann auch übers Theater."

Die Schankstube leerte sich. Der alte Zinters komplimentierte den letzten Gast hinaus, kam händereibend zurück und wollte das Spiel wieder aufnehmen. Gustav Wiskotten sah nach der Uhr. „Was ist das? Das kann doch nicht stimmen. Gleich halb zwölf?"

„Jetzt wird et erst jemütlich, Herr Wiskotten."

Aber Gustav Wiskotten forderte die Zeche. „Ich muß sofort zum Bahnhof."

Da rechnete der einstige Rheinschiffer, die Mütze im Nacken, die Tonpfeife zwischen den Zähnen und die Hemdärmel weit aufgerollt, augenblinzelnd ab. Gustav Wiskotten hatte einige zwanzig Mark zu bezahlen.

„Wo stehen hier Droschken?"

„Jleich um die Eck'. Am Rathausmarkt. Jretchen, weis' ens Herrn Wiskotten zurecht."

„Adieu denn."

„War mir ein wirklich Vergnügen, Herr Wiskotten. Ich hoff', Sie tun mir bald wieder die Ehr' an."

Von der Haustürschwelle aus zeigte ihm Gretchen Zinters den Droschkenstand. Es war dunkle Nacht. Und plötzlich fühlte er ihre Arme wie zwei weiche Schlangen um seinen Hals gleiten und ihre hastigen Lippen auf seinem Mund.

„Sie schreiben mir, gelt? Un mich nich vergessen — —!"

Kurz vor Abfahrt des letzten Schnellzugs langte er am Bahnhof an. Paul kam ihm aufgeregt entgegen. „Wo bleibst du nur, Gustav? Seit zwei Stunden wart' ich. Es ist dir doch nichts passiert?"

„Nix Unangenehmes," lachte Gustav Wiskotten aufgeräumt und dehnte die Arme in der Nachtluft.

„Steig schnell ein. Der Zug geht ab."

Gustav Wiskotten pfiff im Coupé vor sich hin. Dann unterbrach er sich. „Na? — Und — Ewald?"

„Ich hab' den ganzen Abend bei ihm gesessen. Du, es war doch schade, daß du nicht mitgegangen bist. Ewald erholt sich sichtlich. Er ist nur noch etwas störrisch. Aber das hält nicht stand, das kann ja auch gar nicht standhalten. In der Atmosphäre! Denk dir das Bild. Er liegt auf einem Diwan in einem Salon, der ganz in Rot gehalten ist. Rote Samtmöbel, rote Samtvorhänge und rote Samtdecken. Alles wie zum Einkuscheln. Und auf dem Tisch steht eine hohe Lampe mit abgedämpftem Licht. Nur ein Weißes ist im Zimmer. Das ist Emilie in einem langen, weißen Kleide."

„In der Woche?"

„Ja. Und ihre Bewegungen sind ganz ruhige, und das tut dem Ewald so wohl wie ihre Stimme, die ganz still und gütig ist. Die richtige Pflegerinnenstimme. Da geniert man sich nicht. Man möchte gleich dableiben und auch krank werden. Weißt du, es ist da so eine Reinheit in der Stille, die einen schnell gesund macht. Nachher kamen die Kinder."

„Die Kinder —?" Gustav Wiskotten fuhr aus seiner Ecke auf. „Wie sahen sie aus? Haben sie nach mir gefragt?"

„Der kleine Gustav trug einen weißen Matrosenanzug. Er will jetzt, wo er den Rhein kennt, Admiral werden. Und die kleine Emilie hatte ein weißes Kleidchen mit einer roten Schärpe an und rief ‚Papa', als sie mich sah. Wie sie ihren Irrtum bemerkte, fing das kleine Ding zu weinen an."

Gustav Wiskotten biß sich auf den Schnurrbart. Und mit einer schwerfälligen Bewegung zog er sein Taschentuch und wischte über den Schnurrbart hin und her.

„Ich hab' währenddes Schnaps getrunken," sagte er rauh. — —

Er ließ das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. Die dunkle Landschaft flog an ihm vorüber, und der Nachtwind zauste sein Haar. Er horchte hinaus . . . Weinte seine Kleine? Und der Jung' wollte nun Admiral werden? Und Emilie trug ein langes, weißes Kleid — —?

Er verspürte einen schlechten Geschmack im Mund. Das war der Genever.

(Fortsetzung folgt)



Louis Baader — Aufbruch aus dem Kloster (Szene aus dem Feldzug in Spanien 1808)



R. du Gardier — Auf der Segeljacht

Die Pariser Salons von 1905

Von

Dr. R. Meyer-Paris

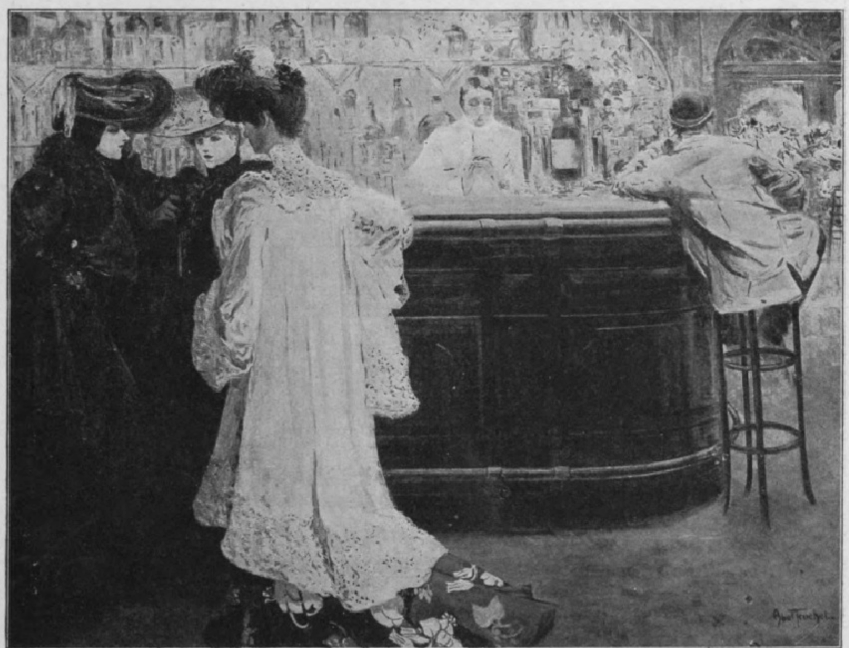
(Hierzu neun Abbildungen nach ausgestellten Gemälden)

Wie alljährlich, haben sich auch heuer die Pforten der drei großen Pariser Salons aufgetan, um den Einheimischen und den zahlreichen aus allen Weltteilen zugereisten Fremden die reiche Welt von Schönheit, von Farben und Formen zu zeigen, welche die französischen Künstler in einem Jahre unermüdlicher und eifriger Arbeit geschaffen haben.

Künstlerisch und zeitlich steht der schon im März eröffnete Salon des Indépendants (Salon der unabhängigen Künstler) in der Avantgarde: in ihm zeigen die jungen revolutionären Elemente der Künstlerschaft ihre neuen Ziele, die allerdings vielfach lediglich darin bestehen, dem Beschauer, dessen Auge sich an den Meisterwerken älterer Kunst gebildet hat, etwas möglichst Verblüffendes, Auffallendes und mit seinen bisherigen Kunstanschauungen in möglichst grellem Widerspruch Stehendes vorzuführen. Es ist ergötzlich, am Eröffnungstage, dem „Firnistage“, wie man in Paris sagt, die Gestalten der jungen Maler mit ihren großen schwarzen Schlapphüten und den schwarzen Samtanzügen vor den Bildern streiten und disputieren zu sehen: da wird erörtert, warum dieser Maler alle Farben seines Bildes in regelmäßige Vierecke zerlegt, warum ein andrer überall violette Schatten sieht, und welche symbolische Bedeutung endlich dieses oder jenes Bild haben mag. Der Symbolismus ist ja noch immer sehr im Schwange. Da der Salon des Indépendants keine Jury kennt, kann man neben diesen Erzeugnissen der phantastischen Künstlerseele die handfesten Produkte manches Amateurmalers bewundern. Das ist ein merkwürdiges Ensemble, dessen Seltsamkeit noch dadurch gesteigert wird, daß die 4000 Bilder dieses Salons in zwei großen Gewächshäusern am Seinekai aufgestellt sind, die noch seit den Zeiten der großen Ausstellung dastehen und sonst nur Spatzen und Pennbrüdern ein Obdach gewähren.

Während der Salon der unabhängigen Künstler zu Beginn der achtziger Jahre in einer Sturm- und Drangperiode der künstlerischen Entwicklung entstanden ist und sich in bewußten Gegensatz zu aller Ueberlieferung stellt, zeigen die beiden andern Salons, die am 1. Mai in der Regel vom Präsidenten der Republik in einem feierlichen Akt eröffnet werden, den Segen, den eine große künstlerische Tradition mit sich bringt. Auf dem Kataloge der „Gesellschaft französischer Künstler“ (Société des artistes français) steht der bescheidene Vermerk: „123. Ausstellung — seit 1673“. Mit einem kurzen Gedanken kann man kaum erfassen, was das besagen will. Welch glänzende Kette ist das: Lebrun, der pomphafte Schilderer der Siege Ludwigs XIV.; Rigaud, der majestätische Porträtist, der den Stil der würdevoll ernsten Hofetikette aus der letzten Zeit des Sonnenkönigs so getreu schilderte; Nattier, der graziöse Hofmaler der zierlichen Damen und galanten Kavaliere vom Hofe Ludwigs XV.; Watteau, Pater und Lancret, die das ausgelassene Leben der Régencezeit in eine arkadische Schäferwelt übersetzten; ihre Nachfolger Boucher und Greuze, der herbe Klassizist David und der feurige Romantiker Delacroix, sie alle sind die Ahnen und Vorgänger der Meister, die heute die Tradition der französischen Kunst fortführen.

Diese große Tradition des Salons der französischen Künstler lebt nun aber nicht nur in den Malern fort, sondern ebensosehr auch in dem Publikum. Man kann kaum irgendwo anders, vielleicht abgesehen von den großen Renntagen in Auteuil und Longchamps, ein glänzenderes Bild von „tout Paris“ haben wie am Eröffnungstage der großen Salons. Es ist ein überwältigender Anblick, von der ersten Etage der unendlichen Halle des Grand Palais dieses Meer von seidenen Toiletten, von bunten Farben zu seinen Füßen fluten zu sehen. Zur Seite der Damen schreiten die Herren, das Monokel nachlässig ins Auge geklemmt, den Zylinder auf dem Haupte, dessen acht Reflexe tadellos erglänzen. Und wieviel Träger glänzender alter Namen mögen wohl dabei sein, die genau feststellen können, welche ihrer Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren vor den Bildern Davids oder Watteaus standen? Diese lange Tradition hat in den Kreisen der französischen Aristokratie eine Sicherheit des künstlerischen Urteils und Geschmacks erzeugt, um die wir sie nur allzuoft beneiden müssen!

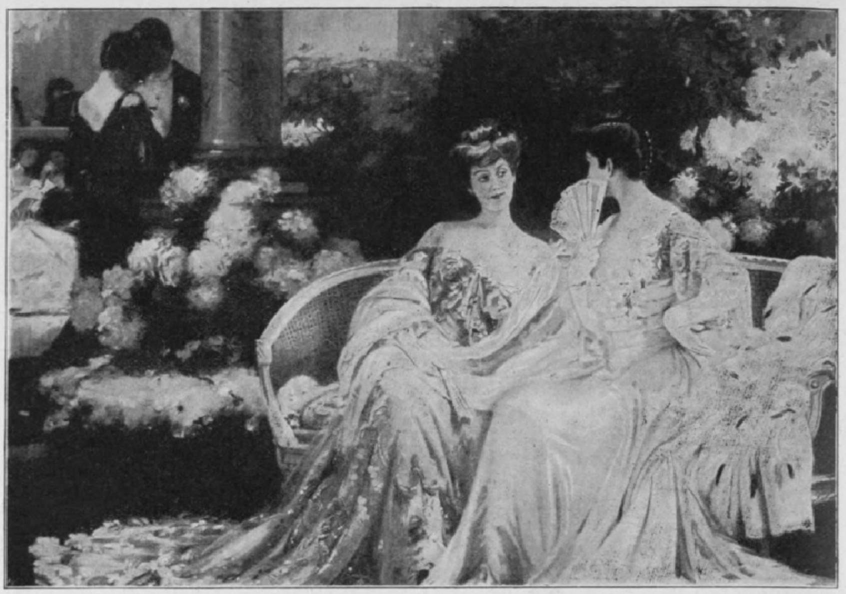


Abel Truchet — In der Bar

Aehnlich wie bei den „artistes français“ liegen die Dinge bei der Société Nationale des Beaux-Arts, der „nationalen Gesellschaft der schönen Künste“, die sich im Jahre 1890 von den „artistes français“ abtrennte und, ohne in die Auswüchse der modernsten Richtung zu verfallen, dem modernen Kunstprogramm mehr entgegenkam. Dieser Salon war früher auf dem Marsfeld, ist aber seit einigen Jahren mit den „artistes français“ unter einem Dache im Grand Palais vereinigt.

Die im Jahre 1905 ausgestellten Kunstwerke beweisen, daß die französischen Künstler es verstanden haben, sich auf der Höhe ihrer glänzenden Tradition zu halten. Besonders bei der Société Nationale ist ein frisches, rühriges Streben zu beobachten.

In diesen beiden Salons ist zunächst die Kerntruppe der alten anerkannten Meister, die in der Mehrzahl durch die Mitgliedschaft des Institut de France geehrt wurden, mit vielen tüchtigen Leistungen vertreten. Dagnan Bouveret setzt in seinen Damenporträts den feinen malerischen Stil des ausgehenden Zeitalters von Louis XV. in individueller Weise fort, Alfred Philippe Roll, der als Naturalist anfing und seither für den Staat mehrere Riesenbilder, die Feste der dritten Republik darstellend, schuf, bringt ein großes Wandbild, er führt die Freuden des Lebens: die Kunst, die Arbeit, das Licht und die Bewegung, in einer machtvollen Allegorie vor. Von Lhermitte sehen wir ein schönes feines Bild: Christus nimmt am Mittagsmahl einer Arbeiterfamilie teil, ein französischer Uhde! Carolus Duran, der jetzige Direktor der französischen Akademie in Rom, beweist, daß sein Können als solider, exakter Porträtmaler auf der Höhe geblieben ist, während er mit seiner nackten, auf roten Samt gebetteten Frauengestalt mit Schöpfungen Giorgiones und Tizians zu wetteifern sucht. Flameng, Agache und Dubufe bringen elegante, lebensvolle Porträts, die technisch von den kräftigen Bildnissen von Bonnats Hand überragt werden. Unter den Monumentalmalern wäre noch Gervex zu erwähnen mit einem großen Wandbilde für das Rathaus von Belleville, dem Stadtviertel von Paris, in dem sich die großen Schlachthäuser befinden: es stellt eine Schlachthofszene mit kräftigem Realismus dar. Detaille bringt für die Apsis des Pantheons eine großzügige „Jagd nach dem Ruhme“: Reitergeschwader jagen in wilder Hast der Göttin des Ruhmes nach. Maignan schildert die sonnendurchfluteten Feste von Orange, während E. Louis Gillot im Staatsauftrage ein Erinnerungsbild an die franko-italienischen Festtage in Neapel geschaffen hat, auf dem sich Scheinwerfer, Lampions und Feuerwerk im verdämmernden Abendlicht zu großartiger Farbensymphonie vereinigen. Toudouze benutzt einen Auftrag für die Teppichmanufaktur der Gobelins, uns eine feinstilisierte Szene aus dem Leben Jeanne d'Arcs vorzuführen. J. P. Laurens stellt in einer halb allegorischen, düsteren Landschaft die Schrecken des Krieges dar, während Didier Pouget sich in den stillen Abendfrieden einer Heidekrautlandschaft vertieft.



H. D. Etcheverry — Im Vertrauen

Unter den Malern modernerer Richtung ist zunächst Henri Martin mit einer imposanten dekorativen Landschaft für das Landhaus des Dichters Edmond Rostand hervorzuheben, er weiß ebenso maßvoll wie der feine Porträtist Ernest Laurent die Errungenschaften der neoimpressionistischen Technik zu verwerten. Besnard ist seit Jahren mit dem neuen Plafond des vor einigen Jahren ausgebrannten Théâtre français beschäftigt, er stellt wieder ein Stück dieses schwungvollen allegorischen Werkes aus. Ein jüngerer, mit dem Prix de Rome ausgezeichneter Künstler, William Laparra, sucht dieses Jahr mit einer großen Allegorie, den sozialen Kampf darstellend, den ersten großen Erfolg vor einem weiteren Publikum zu erringen. Unter den Landschaftern ist ein neuer Stern erschienen: es ist dies der längst bekannte Charles Cottet, der in diesem Jahre künstlerisch sich von ganz neuen Seiten zeigt. Während er bisher in seinen Werken die düstere Melancholie der bretonischen Volksseele zu erfassen suchte, bringt er jetzt eine Serie nordspanischer Städtebilder: Avila, Salamanca und Segovia, in denen der große Zug der altspanischen Romanzen zu neuem Leben zu erwachen scheint. J. F. Raffaelli sucht das Leben und Weben des Vorfrühlings in Wald und Feld poesievoll wiederzugeben. Sidaner und Duhem studieren mit fast wissenschaftlich zu nennender Genauigkeit das Spiel der hereinbrechenden Dämmerung, wenn in den Zimmern die Lampen angezündet werden. Unter den Porträtisten sind Aman Jean mit seinen feinen, sensitiven, an Rossetti und Burne-Jones gemahnenden Damenbildnissen sowie Eugène Carrière mit einem wunderbar modellierten Porträt eines alten Ehepaares rühmend zu nennen.

Scharfe Satiriker sind Jean Véber und Guillaume, die das Leben und Treiben in Monte Carlo und beim Bridge, die Schrecken des ersten Automobils im einsamen Gebirgsdorf und die Verzückungen einiger Kunstfreunde vor dem „Meisterwerk“ mit scharfem Witz und feiner Beobachtung schildern. Willette, der ebenfalls in diesen Kreis gehört, stellt ein ehemals in der berühmten Kneipe des „chat noir“ auf dem Montmartre befindliches symbolisches Bild aus, auf dem die bizarre Mischung von Lust und Schmerz im Leben des Montmartrezigeuners Pierrot sich abspiegelt.



Marius Avy — Spielpause

Das Leben des Pariser Arbeiters hat Jules Adler zu seinem „Pariser Morgen“ angeregt, auf dem wir die Arbeiter morgens zur Arbeit ziehen sehen, und Robert Tony Fleury läßt die arme kleine Pariser Arbeiterin, die schon mit Morgengrauen vom Wecker aufgeschreckt wird, ihre Morgentoilette machen. Beliebter wie diese Bilder, die der harten Wirklichkeit ins Auge sehen, sind die Werke, die sich die elegante Welt zum Vorwurfe nehmen. Eines der interessantesten Bilder ist das Porträt der Madame Rostand von Caro Delvaille, das wir in Abbildung bringen. In diesem Werke offenbart sich die virtuose Technik und feine Grazie Delvailles, dem die Arbeit allerdings durch sein interessantes Modell leicht gemacht wurde. Madame Rostand ist einer der reizvollsten Charaktere der eleganten Pariser Welt, sie stammt aus einer alten, angesehenen Offiziersfamilie, ihr Großvater war Marschall unter Napoleon I. Sie selbst ist schon verschiedentlich schriftstellerisch aufgetreten, am bekanntesten und beliebtesten ist die unter ihrem Mädchennamen Rosemonde Gérard veröffentlichte Gedichtsammlung „Les pipeaux“ (Die Hirtenflöte). Den in diesen Gedichten zum Ausdruck kommenden feinen Aesthetizismus weiß Delvaille in seinem schlanken, nervösen Frauenbildnisse trefflich darzustellen. Als elegante Porträtisten wetteifern mit Caro Delvaille, der außer dem Bilde der Madame Rostand noch einige andre sehr feine und virtuos behandelte Porträts ausgestellt hat, die Maler Boldini und Gandara. Boldini bringt außer zwei Damenbildnissen ein Porträt des bekannten Romanschriftstellers Willy, dessen Freundin, die bekannte Schauspielerin Polaire, von Gandara in einem wundervoll erfaßten schillernden rosa Atlaskleide gemalt ist. — Das Leben der eleganten Welt

ist in dem trefflichen Werk Etcheverrys „Im Vertrauen“ vorzüglich erschaut. Nachlässig auf dem Louis XVI.-Sofa hingegossen, hört die schöne Frau halb gläubig, halb interessiert dem zu, was ihr die Freundin unter dem Fächer zuflüstert, viel Grazie, viel Blasiertheit und sehr viel Médisance, das ist recht charakteristisch für den Pariser Salon. Wenn das diesjährige Werk auch nicht den phänomenalen Erfolg des „Liebesrausches“ vom vorigen Jahre hat, so steht es doch als künstlerische Leistung mindestens auf der gleichen Höhe.

Breautés graziöses Bild „Farandole“ ist aus derselben Welt genommen. Die Pariser oberen Zehntausend sind schon seit Jahren der Gegenstand der beliebten Schöpfungen Breautés. Er schildert uns in diesem Jahre den ausgelassenen, aus Südfrankreich nach Paris gekommenen Reigen, bei dem die Paare, wie sie der Zufall zusammenwirft, eine lange Kette bilden und in toller Jagd die Tanzräume durchstürmen. Dieselben tadellosen Herren, die wir auf den Ballbildern Etcheverrys und Bréautés sich auf dem spiegelglatten Parkett des Salons bewegen sehen, können wir zu etwas vorgerückterer Stunde vielleicht auf dem Plüschteppich eines der Nachtrestaurants antreffen, wie sie uns Abel Truchet in seinem Bilde „Frauen in einer Bar“ mit virtuoser Farbenkunst schildert. Es fehlen allerdings noch die Kavaliere, um uns diese Welt ganz vorzuführen, wir sehen hier nur die halbe, die sich anscheinend damit beschäftigt, ihre Meinungen und Erfahrungen über den andern erwarteten, zur Ergänzung nötigen Teil auszutauschen.

Man hat das Paradoxon aufgestellt, daß der wahre Pariser eigentlich nie in Paris sein dürfe, im Winter ist er an der „côte d'Azur“ in Nizza oder Monte Carlo, im Sommer ist er durch Sport, Jagd und Seebad von Paris ferngehalten. Ein gewisser Beweis für diese Behauptung wird durch die Bilder du Gardiers, Dupuys, Abrys und Avys erbracht. du Gardier, an dessen im vorigen Jahre von uns reproduziertes Damenporträt am Strande wir erinnern, bringt heuer dasselbe liebreizende Modell in sportlicher Gesellschaft auf einer eleganten Jacht. Leider geht in der Reproduktion die feine Harmonie zwischen dem hellen Kleide der Dame, dem hellgestrichenen Holzwerk und der olivgrauen See verloren. An die See führt uns ebenfalls Dupuys kräftiges Bildnis zweier Damen am Meeresstrande, das in seinen hellen, kräftigen Farben die klare Seeluft vorzüglich wiedergibt. — Abrys „Polospiel“ führt uns eine andre Art sommerlicher Vergnügungen vor; er weiß mit gleicher Sicherheit die Bewegungen der Pferde und das Spiel des Lichtes auf den hellen Jacken der Reiter wiederzugeben. — Wenn man bei Polo, Kricket oder Tennis die Kräfte des Körpers erprobt hat, dann tut es wohl, sich zu einem Imbiß niederzulassen, wie es uns Avy in seinem Bilde darstellt: Auf der Schloßterrasse im Schatten hoher Bäume ist die frische Jugend um die alte Großmutter versammelt und erzählt ihr vielleicht gerade die Heldentaten der letzten Tennispartie. So versteht uns der Künstler ein interessantes Bild der ihn umgebenden Welt zu geben.

Man sieht heutzutage vielfach die Kunst, die sich mit weiter zurückliegenden Gegenständen beschäftigt, mit etwas scheelen Augen an; in Frankreich ist die Tradition der Historienmalerei noch recht lebendig, und auch dieses Jahr sehen wir, besonders in dem Salon der französischen Künstler, eine Reihe Bilder, die künstlerisch hohe Technik mit genauem historischen Studium vereinigen. Es ist besonders die napoleonische Epoche, die immer und immer wieder ihre Anziehungskraft ausübt. Boutigny schildert in seiner „Schlacht bei Castel-Bolognese“ im pathetischen Stile eine Szene, die in Wirklichkeit zu den komischsten des ganzen Feldzugs gehörte: Der Kardinal Busca raffte im Jahre 1797 ein paar tausend Mönche und Bauern zusammen, um der rasch auf Rom marschierenden französischen Armee unter Bonaparte am Senio Stillstand zu gebieten. Trotz aller pathetischen Worte genügten ein paar Kanonenschüsse, die ganze „Armee“ mitsamt dem Kardinal schnell zu verscheuchen. Louis Baader endlich bringt eine liebenswürdige Szene aus dem spanischen Feldzuge von 1808, „Aufbruch aus dem Kloster“ oder die „Rabelaisische Viertelstunde“. Den letzteren Titel trägt es nach einem sprichwörtlichen französischen Ausdruck. Die Rabelaissche Viertelstunde ist nämlich der kritische Moment, wo's in der Schenke an das Bezahlen geht. Die flotten französischen Husaren, die in dem stillen Nonnenkloster große Aufregung verursacht haben, ziehen es vor, ihre Zeche durch das Blasen eines Chorals zu berichtigen, dem die Aebtissin andächtig lauscht.



L. Roger — Mutterfreuden

Notizblätter

Vom Krieg in Ostasien

Die lang erwartete Seeschlacht zwischen der russischen und der japanischen Flotte hat endlich am 27. und 28. Mai bei den Tsuschima-Inseln in der Koreastraße stattgefunden und mit einem glänzenden Siege der Japaner geendigt. Gleich die ersten noch unvollständigen Berichte über die Schlacht ließen erkennen, daß die Niederlage der Russen gleichbedeutend mit einer Katastrophe ist, denn sie meldeten, daß nicht weniger als zehn große Schiffe der Russen von den Japanern zerstört, fünf genommen worden sind; allem Anschein nach aber haben die Sieger den Russen bei der Verfolgung der übriggebliebenen Schiffe noch weitere schwere Verluste zugefügt. Nach Wladiwostok ist nur ein kläglicher Ueberrest des stolzen Geschwaders gelangt, der den Japanern nicht mehr viel zu schaffen machen wird, und der Vizeadmiral Birilew, der bestimmt ist, den Oberbefehl in Wladiwostok zu übernehmen, hat die denkbar undankbarste Aufgabe vor sich.



Admiral Birilew, der neue Kommandeur der russ. Seestreitkräfte in Ostasien

Baron Alphons von Rothschild †

Der Seniorchef des Pariser Bankhauses Rothschild, Baron Alphons von Rothschild, ist am 27. Mai im Alter von 78 Jahren gestorben. Er war 1868 seinem Vater, Baron Jakob, dem fünften Sohn des Gründers der berühmten Bankierdynastie, in der Leitung des Pariser Hauses gefolgt und bekleidete zugleich zahlreiche andre hervorragende Stellungen bei finanziellen Unternehmungen. Er stand seinerzeit an der Spitze des Syndikats, das sich nach dem deutsch-französischen Krieg der Aufgabe unterzog, die fünf Milliarden Kriegsentschädigung aufzubringen. Unter seiner Leitung war das Pariser Haus lange Zeit der Bankier Rußlands und nahm hervorragenden Anteil an großen Finanzgeschäften andrer Staaten. Er war ein Freund der Wissenschaften und Künste und galt besonders als feiner Kunstkenner.



Verhör eines japanischen Gefangenen durch russische Offiziere

Amalie Schönchen †

Die deutsche Bühne hat in der am 24. Mai in München verstorbenen Hofburgschauspielerin Amalie Schönchen eine Darstellerin verloren, die in ihrem speziellen Fache — Mütterrollen im oberdeutschen Bauernstück — ihresgleichen nicht hatte und auch nicht leicht finden wird. Die 1834 zu München geborene Künstlerin hatte ihre Bühnenlaufbahn als Sängerin begonnen. 1864 folgte sie einem Rufe an das Stadttheater in Nürnberg, und hier unternahm sie, erst dreißig Jahre alt, den Uebergang in das Fach der „komischen Alten“, in dem sie es rasch zur Berühmtheit brachte. Einige Jahre später kam sie an das Münchner Gärtnerplatztheater und wurde eine der Zierden dieses Kunstinstituts, dem sie vierundzwanzig Jahre lang angehörte. Die Volksstücke H. v. Schmids boten ihr die ersten Gelegenheiten zur Entwicklung ihrer künstlerischen Individualität; die Höhen ihrer Kunst aber erreichte sie in der Darstellung Anzengruberscher Gestalten, so der Brigitt im „Pfarrer von Kirchfeld“, der Burgerlies im „Meineidbauer“, an die sich später noch die Traudl im „Herrgottsschnitzer“, die Waberl im „Austragstüberl“, die Kreszenz in der „G'wiederwurz'n“ und so weiter anreihten. 1893 ging sie nach Wien an das Raimund-Theater, von wo sie 1896 an das Hofburgtheater berufen wurde. Am 14. Mai dieses Jahres erkrankte sie in Berlin, wo sie bei den Anzengruber-Festspielen mitwirken sollte, unmittelbar nach ihrem ersten Auftreten (als Brigitt im „Pfarrer von Kirchfeld“). Ein rascher Tod bewahrte die unvergeßliche Künstlerin vor langem Leiden.



Phot. Pietzner, Wien

Amalie Schönchen †

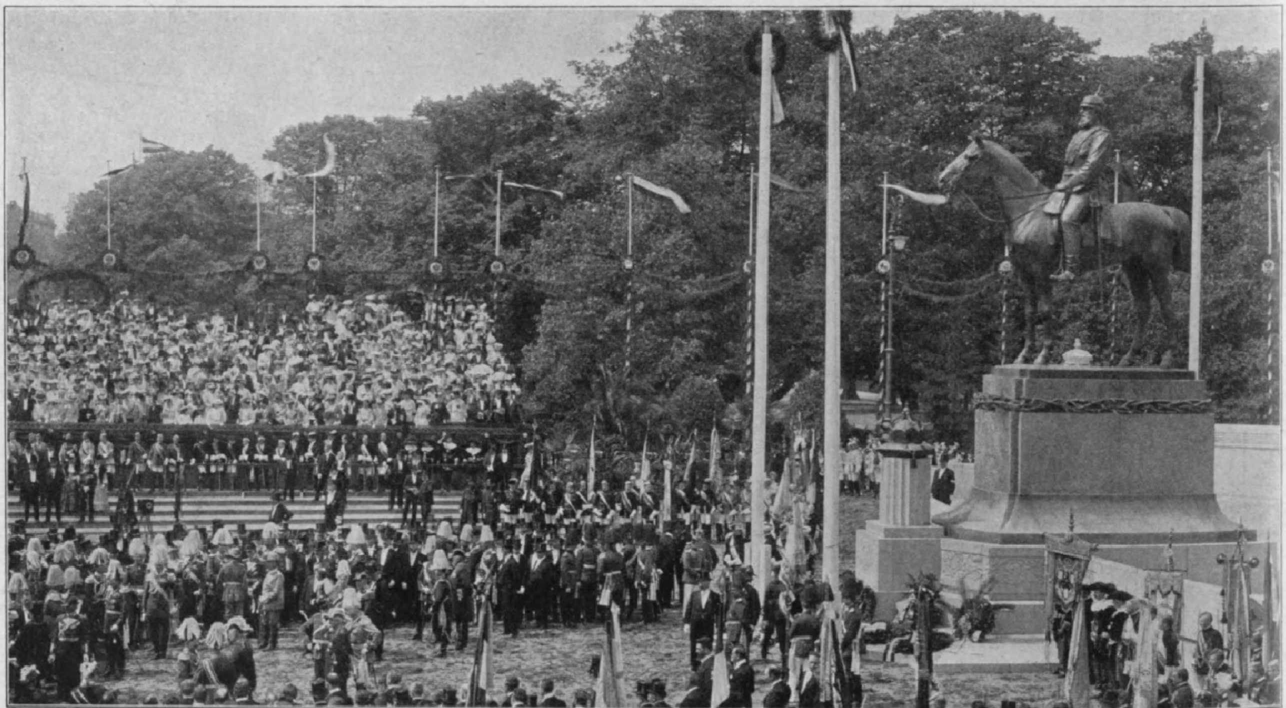
Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Charlottenburg

Die offiziellen Feierlichkeiten zur Erinnerung an die vor zwei Jahrhunderten erfolgte Gründung der Stadt Charlottenburg wurden mit der Enthüllung des auf dem Luisenplatz aufgestellten Kaiser-Friedrich-Denkmals eröffnet, die am 27. Mai in Gegenwart des Kaisers stattfand. Die Festrede hielt Oberbürgermeister Schustehrus; er dankte dem Kaiser, daß er durch seine Teilnahme an der Denkmalsenthüllung der Zweihundertjahrfeier die höchste Weihe gegeben habe, und gedachte in warmen Worten des Kaisers Friedrich, bei dessen Denkmal die Charlottenburger Bürgerschaft das Gelübde unerschütterlicher Treue zu dem Kaiser und dem Hohenzollernhaus erneue. Die von Professor Uphues geschaffene Reiterstatue des Kaisers ist in Bronze gegossen; die übrige Denkmalsanlage ist zum größten Teil aus blaugrauem Granit hergestellt.



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Letzte Aufnahme des verstorbenen Barons Alphons von Rothschild in Paris



Der Kaiser

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Enthüllung des von Joseph Uphues entworfenen Kaiser-Friedrich-Denkmals in Charlottenburg

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 37



H. Caro-Delvaille — Die Gattin des Cyranodichters Edmond Rostand

(Aus dem diesjährigen Pariser Salon)



Phot. Paul Barth, Frankenhausen

1. Dr. Oertel — 2. Liebermann von Sonnenberg

Gruppenaufnahme von der Versammlung des Bundes der Landwirte auf dem Kyffhäuser

Zur Ozeanwettfahrt um den Kaiserpokal

Die deutschen Farben sind aus der Ozeanregatta um den Pokal Kaiser Wilhelms mit Ehren hervorgegangen: zwar ist der erste Platz und damit der Siegespreis der von Kapitän Barr geführten amerikanischen Jacht „Atlantic“ zugefallen, die am 29. Mai bei Kap Lizard eintraf, aber die deutsche „Hamburg“, die am 30. Mai durchs Ziel ging, hat wenigstens den zweiten Platz errungen, ein Erfolg, der um so ansehnlicher und erfreulicher ist, als bekanntlich die „Hamburg“ die einzige deutsche Jacht war, die an der Wettfahrt teilnahm, und der Segelsport in Deutschland erheblich jüngeren Datums ist als in England und Amerika. Eine Wettfahrt über den Ozean stellt selbstverständlich unvergleichlich höhere Anforderungen an das nautische Geschick und die Erfahrung der Bemannung als eine Segelregatta auf einem See oder einem Binnenmeer, und so darf man das Verdienst an dem günstigen Resultat in erster Linie dem trefflichen, als Sportssegler schon seit längerer Zeit weitbekannten Führer der Jacht, Herrn Adolf Tietgens aus Hamburg, und der aus lauter ausgesuchten Leuten bestehenden Mannschaft zuerkennen.



Phot. Grantham Bain, New York

Zur Ozeanwettfahrt: Kapitän und Mannschaft der Segeljacht „Hamburg“

Briefmappe

W. Cl. in N. Der neue internationale Hotel-Telegraphen-Schlüssel enthält im ganzen 29 Wörter in 4 Gruppen: 22 für die Angabe der Räume- und Bettenzahl, 4 für die Tageszeit der Ankunft, 2 für die Dauer des Aufenthalts und 1 für Abbestellung. Die Meldung des Tages der Ankunft, ob mit Bahn, Schiff, Post, Automobil oder Wagen, der gewünschten Etage und so weiter ist in gewohnter Weise und Sprache beizufügen. Die Anfangsbuchstaben der Wörter für die Zimmerbestellungen bedeuten die Zahl der Zimmer, die Endbuchstaben die Zahl der Betten; zum Beispiel Alba 1 Zimmer 1 Bett; Arab 1 Zimmer 2 Betten; Belab 2 Zimmer 2 Betten; Durbi 4 Zimmer 9 Betten. Es sind da die Reihenfolgeziffern der Buchstaben des Alphabets zugrunde gelegt. Will man ein zweischläfriges (Doppel-) Bett bestellen, so wird das durch die Endung duo ausgedrückt: Albaduo 1 Zimmer mit zweischläfrigem Bett. Kinderbett heißt Kind; Salon Sal; Privat-Badezimmer Bat; Dienerzimmer Serv. Ankunft zwischen Mitternacht und 7 Uhr morgens: Granmatin; zwischen 7 Uhr und Mittag: Matin; zwischen Mittag und 7 Uhr abends: Sera; zwischen 7 Uhr abends und Mitternacht: Gransera. Eine Nacht Aufenthalt: Pass; mehrere Tage: Stop. Endlich dient für eine Abbestellung das Wort Cancel. Danach lautet eine Bestellung zum Beispiel: Heute erster Stock Sal Bonad Alba Kind Bat Stop Gransera. G. Krause Donaustrasse 70 Wien. Der Schlüssel ist viersprachig auf Karton gedruckt und hat ein handliches Taschenformat; er ist seit dem 1. Mai dieses Jahres in Gebrauch.

Erland in Sp. So sehr wir mit Ihren Ausführungen sympathisieren, so scheint uns Ihr Vorschlag doch wegen der Konsequenzen undurchführbar zu sein. Immerhin läge ein Eingreifen des Staates keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, wie ein Beispiel aus dem freien Amerika zeigt. Dort ist kürzlich im Staate Missouri ein Gesetz angenommen worden, das den Frauen die Verwendung der meisten frei lebenden Vögel zur Ausschmückung ihrer Person, insbesondere ihrer Hüte, verbietet. Außer den Federn der zu den Haustieren gehörigen Vogelarten — Strauße, Hühner, Enten und so weiter — dürfen nur die der englischen Sperlinge, der Habichte, der Uhus und der Krähen von den Putzmachern geführt und verkauft werden, während andre Vögel oder Teile von ihnen nicht in den Staat eingeführt werden dürfen. Das Gesetz wird demnächst in Kraft treten; man darf gespannt sein, welche Wirkungen es haben wird.

Literatur

Kein Geringerer als John Ruskin hat das Matterhorn den „edelsten Fels von Europa“ genannt. Als der große englische Aesthetiker, der durch seine begeisterte Verherrlichung der Schönheiten der Alpenwelt so viel dazu beitrug, seine Landsleute dem alpinen Sport zuzuführen, jenes Wort niederschrieb, war der gewaltige Berg noch von keines Menschen Fuß betreten, und Jahre sollten noch vergehen, bis als erster der Engländer Whymper seinen Gipfel erklomm. Heute wird das Matterhorn nicht einmal mehr zu den besonders schwierigen Bergen gerechnet; aber das Adelsprädikat, das Ruskin ihm beigelegt, wird seine Geltung behalten, solange empfängliche Gemüter die Erhabenheit des Hochgebirges bewundern, für die gerade dieser Gipfel in seiner markanten Form etwas wie ein Symbol und Wappenbild geworden ist. Darum wird ein Buch, das in Wort und Bild eine Beschreibung und Geschichte des Matterhorns, seiner Umgebung, seiner Besteigungen geben will, in den weitesten Kreisen mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden, um so mehr, wenn der Verfasser nicht mit der Trockenheit rein sachlicher, wissenschaftlicher Belehrung und nicht mit ausschließlich hochtouristischen Absichten seine Aufgabe zu erfüllen sucht. Der Italiener Guido Rey hat ein solches Buch über das Matterhorn geschrieben, das jetzt in deutscher Uebersetzung von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben worden ist. (Das Matterhorn. Von Guido Rey. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Mit 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Vornehm geheftet 18 Mark, gebunden 20 Mark.) Rey ist ans Werk gegangen mit der Begeisterung des echten Alpenfreundes, mit offenem Blick für alle Schönheiten wie für die erhabenen Schrecken der Gebirgswelt, mit einem Herzen voll Liebe für die Menschen, die in jenen von dem Obelisken des „Mons Silvius“ überragten Hochtälern daheim sind. Der Verfasser gliederte seinen Stoff in fünf Kapitel; das erste ist den „Vorläufern“ gewidmet; es geht von den ersten historischen Erwähnungen des Matterhorn und seiner Umgebung aus und führt die Geschichte der Beobachtungen und Versuche, dem Berge näherzukommen, bis zum Jahre 1855. Das zweite Kapitel, „Das Val Tournanche“ überschrieben, gibt eine landschaftlich wie kulturhistorisch eingehende, auch menschlich sehr anziehende Schilderung dieses Hochtals. Das dritte Kapitel zeigt, wie nach unendlichen Schwierigkeiten, unter seltsamen Verwicklungen und in einem fast dramatisch verlaufenden Rivalitätskampf zwischen englischen und italienischen Alpinisten, heimischen und auswärtigen Führern die erste Besteigung des Matterhorns, nicht ohne ein furchtbares, in der Geschichte des Alpinismus berühmt gewordenes Unglück, endlich gelang und andre ihr rasch folgten. In den drei letzten Kapiteln berichtet Rey über seine eignen Matterhorntouren, wobei er immer auch auf die Leistungen andrer Alpinisten Bezug nimmt und außer wertvollen hochtouristischen Ratschlägen auch prächtige Stimmungsbilder aus dem Naturleben in den eisigen Höhen des gewaltigen Gipfels gibt. Außer durch einen von V. Novarese verfaßten Anhang, der sehr erwünschte Mitteilungen über „Die Geologie des Matterhorn“ gibt, wird Reys Text aufs schönste und glänzendste durch den reichen Illustrationsschmuck ergänzt. Um die photographischen Aufnahmen des Matterhorns, die in dem Buch zu finden sind, dem Kenner alpiner Photographien zu empfehlen, genügt es, zu sagen, daß sie von dem trefflichen Vittorio Sella herrühren. Würdig reihen sich ihnen die Zeichnungen von Edoardo Rubino an. Teils mit der Feder, teils auf grüngrauem Papier in schwarzer und weißer Kreide ausgeführt, überraschen sie durch wahrhaft künstlerische Auffassung und Technik, den Alpinisten und Geologen werden sie besonders auch durch das feine Verständnis für die Formen, sozusagen für die Anatomie des Felsgiganten erfreuen und fesseln. — Alles in allem ein wirkliches Prachtwerk, das auch im deutschen Publikum seinen Weg machen wird!

Aus Bädern und Kurorten

See-, Sool- und Moorbad Ost-Dievenow rüstet sich zum Empfange seiner Gäste. Die Sturmschäden sind zum größten Teil beseitigt. Die Eisenbahnverbindungen sind in diesem Jahre durch die Fahrgeschwindigkeit der Züge um eine Stunde ab Berlin gekürzt worden. Ost-Dievenow, seit 1902 Familienbad, wird bekanntlich von den Aerzten seiner heilkräftigen Sool- und Moorbäder und seines starken Wellenschlages wegen warm empfohlen und erfreut sich von Jahr zu Jahr des besten Zuspruches.

Die Villenbautätigkeit in Freudenstadt im Schwarzwald ist heuer eine ungemein rege, seit Beginn des Jahres sind fünfundzwanzig Neubauten angemeldet. Neben der durchgreifenden Kanalisation der Lauterbader Villenvorstadt und dem Bau der Landhausstraße haben die Kurtheateranlagen und die Anlagen bei der Christofsau (Firbachausblick) eine wesentliche Erweiterung erfahren. Die Kurverwaltung macht heuer in den Hauptstraßen zum Wald den ersten Versuch mit Staubfreilegung mittels Anwendung von „Westrumit" und Asphaltierung. Zum erstenmal verkehren in diesem Jahre direkte Saisonschnellzüge Frankfurt a. M.-Freudenstadt mit fünfeinhalbstündiger Fahrzeit.

Unter den vielen schönen Gegenden Deutschlands nimmt Dresden und seine Umgebung wohl einen der ersten Plätze ein. Besonders in der Lößnitz übt das eigentümliche Zusammenwirken von Bergen, Wald und Wasser einen so wohltuenden Eindruck auf alle Besucher aus, daß bereits viele Heilanstalten, Sanatorien und Erholungsheime dort entstanden sind, unter denen das Sanatorium des Herrn Dr. Greif einen besonderen Ruf genießt. Als besondere Heilverfahren kommen in Betracht: Elektrizität, Licht (Sonnenbäder), Luft (Lufthütten), Wasser, Massage, Gymnastik und Diät.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Reitübungen der Berliner Schlächterinnung zur Vorbereitung für die feierliche Einholung des Kronprinzenpaares

Aus Industrie u. Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die herrschende Mode bringt es mit sich, daß die hohen Damenkragen, die sehr häufig aus ganz leichtem Material gemacht sind, unbedingt einer Stütze bedürfen, und für diesen Zweck eignet sich eben Weeks' Kragenstütze am besten, weil sie den Kleiderkragen vom Halse abhält, also luftig ist, nicht scheuert und in allen Höhen und Weiten erhältlich ist. Durch den großen Erfolg des vergangenen Jahres haben eine ganze Reihe von Fabrikanten versucht, das Weekssche Fabrikat zu imitieren, selbstverständlich in billigerer Ware und ohne Einlage von Federfischbein, da die Firma Weeks einzig und allein dieses Federfischbein produziert. Es ist daher der Damenwelt zu empfehlen, beim Einkauf von Kragenstützen ausdrücklich das Weekssche Fabrikat zu verlangen.

Die „Ostermoor"-Matratze ist eine amerikanische Erfindung, die sich jenseits des Wassers bereits seit Jahren einer großen Beliebtheit erfreut. Die Füllung dieser Matratze ist aus feinsten Fäden ausgesuchter Baumwolle gewebt, und zwar in Schichten arrangiert, nicht wie bei sämtlichen andern Macharten gestopft, so daß ein Zusammenlegen, Hartwerden und so weiter gänzlich ausgeschlossen ist. Langwierige und kostspielige Neuaufpolsterungen kommen daher in Wegfall. Ein zeitweiliges Sonnenbad genügt, damit die Matratze, auch nach härtester Benutzung, stets wieder locker wird. Wir verweisen Interessenten auf das Inserat im Annoncenteil.

Literarische Erscheinungen von bleibendem Werte

aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. IV. Band: Dürer. Mit 447 Abbildungen. Gebunden M. 10.—. V. Band: Rubens. Mit 551 Abbildungen. Gebunden M. 12.—. VI. Band: Velazquez. Mit 146 Abbildungen. Gebunden M. 6.—.

Früher sind erschienen: I. Raffael M. 5.—, II. Rembrandt M. 8.—, III. Tizian M. 6.—.

„Wer Kunst im Hause haben will, dem ist sie hier in Hülle und Fülle in vornehmer Form zu unmittelbarer Anschauung geboten. Kann es köstlichere Bilderbücher geben für die deutsche Familie, als die Meisterwerke der größten Künstler!" Deutsche Zeitung, Berlin.

Ernst Zahn, Die Clari-Marie. Roman. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

„Ein gehaltvolles, aber auch ein schönes und reiches Buch. Es will uns bedünken, als liege eine Ruhe, Klarheit und Sicherheit des Könnens über dem Buche, die es noch höher hebt als Zahns letztes Buch ‚Schattenhalb'. Glück auf zu allem, was uns Ernst Zahn noch zu sagen hat!" Braunschweig. Sonntagsblatt.

W. Wyl, Franz von Lenbach. Gespräche und Erinnerungen. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile Lenbachs und vier bisher unveröffentlichten Bildern. 4. Tausend. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

„Wyls Buch, das mit mehreren noch unveröffentlichten Bildern des Meisters geziert, überhaupt sehr fein ausgestattet ist, gehört zu den interessantesten Veröffentlichungen der letzten Zeit und verdient die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes, dem es gewidmet ist, das als Dank für die Gabe den rechten Nutzen daraus ziehen möge." Leipziger Zeitung.

Ricarda Huch, Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. 3. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

„Ricarda Huch ist eine Meisterin des Stils und der Stimmungen, die bald gesättigt sind mit der dunkelnden Farbenschwere südländischer Romantik, bald, wie hier, von den anmutigen Glanzlichtern der Ironie umspielt. Und ihre Ironie gleicht einem venezianischen Dolch, der kostbar geschliffen ist und wie ein Schmuckstück funkelt, und ist doch in kundiger Hand gefährlichste Waffe." Die Zeit, Wien.

F. R. zur Megede, Der Ueberkater. Roman. 4. Auflage. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 6.50.

„An guten Romanen ist jetzt kein Mangel mehr. Die von Megede waren mir bis jetzt unbekannt; aber der vorliegende ist ein Meisterwerk, dem ich einen recht großen Leserkreis wünsche. Er ist brillant geschrieben und malt Personen aus der höheren Gesellschaft nach der Natur, poetische Situationen und schöne Schilderungen von Gegenden, besonders am Gardasee und in der Wüste Sahara." Dr. Grävell im Pädag. Archiv, Braunschweig.

Emmi Lewald, Sylvia. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

„Es ist unstreitig das Elend unserer Zeit, daß Ungezählte schriftstellerisch tätig sind, die auch nicht die leiseste Spur einer inneren Berufung verraten, da ihnen alle Gestaltungskraft, alle Beobachtungsgabe, sogar die nötige Bildung abgeht. — Das trifft bei Emmi Lewald nicht zu. ‚Sylvia' haben wir von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen, und zwar mit hohem Genuß." Tagblatt der Stadt St. Gallen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 38

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von **Johannes Richard zur Megede**

(Fortsetzung)

Da mischte sich Frieda ins Gespräch. „Nicht wahr, Sie lieben das Land auch nicht besonders?"

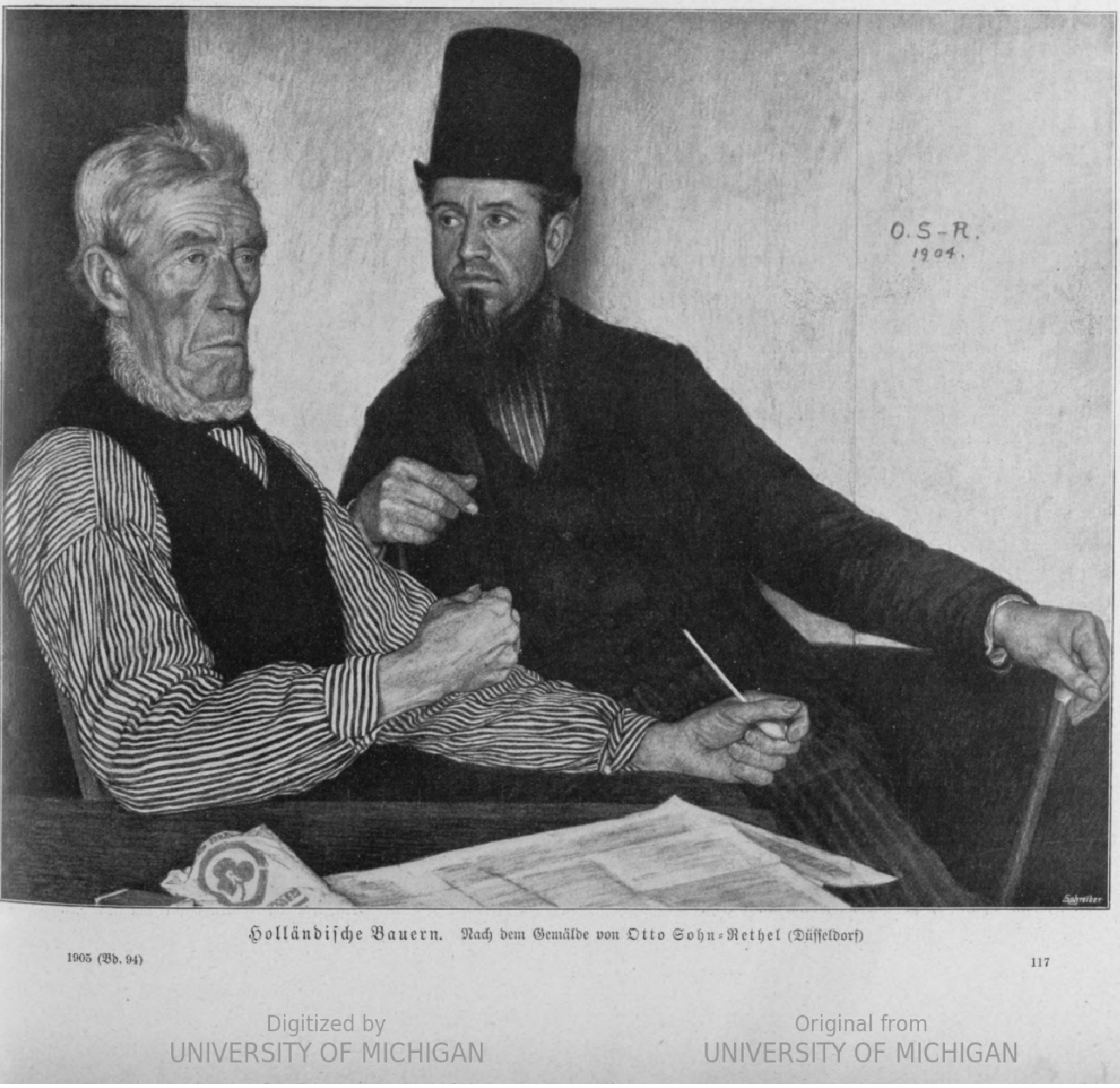
„Wenigstens kenne ich keinen Lokalpatriotismus, gnädiges Fräulein", antwortete der Panierherr. „Ich verstehe weder Litauisch noch Ostpreußisch, gnädiges Fräulein. Mich verbindet hier mit dem Lande also nichts, ausgenommen vielleicht einige Nachbarn." Er nahm den Eislöffel und begann zu essen.

Graf Arsil hatte derweilen seinen neuen Nachbar mit augenfälligem Interesse gemustert. Endlich fragte er verbindlich: „Sie lieben den Süden mehr, Baron?"

„Den liebe ich allerdings mehr! In dem litauischen Winter friert mich immer nach ... See und Süden."

„Sie waren oft dort?"

„Sehr oft."



Holländische Bauern. Nach dem Gemälde von Otto Sohn-Rethel (Düsseldorf)

Der Graf lächelte. „Dann glaube ich Sie auch bestimmt wiederzuerkennen, Baron. Sie waren im Winter 95 in Cannes?"

„Das kann sein."

„O, man beschäftigte sich sehr viel mit Ihnen, Baron!"

„Das glaube ich weniger. Ich wüßte wenigstens nicht, warum ..."

„Und wenn es nun im Zusammenhange mit der sogenannten Löwin der Gesellschaft gewesen wäre?"

„Die Sie kennen, Graf?"

„Nein, die ich leider nicht kenne, lieber Baron."

Falkner von Oed zuckte darauf die Achseln. „Sie tun mir wirklich viel zu viel Ehre an! Gerade in dem Winter habe ich ganz außerhalb der Gesellschaft gelebt ... Aber vielleicht verwechseln Sie mich auch mit meinem älteren Bruder; er ist ein sehr frommer Mann — und wie viele fromme Leute jenseits seines Bischofssprengels zuweilen recht weltlich. Uebrigens kann ich ihm auch unrecht tun. Wir haben uns in zwanzig Jahren nur zweimal, und zwar ganz flüchtig gesehen."

Graf Arsil verbeugte sich höflich. „Dann irre ich mich eben ... Es war übrigens ein großes Kompliment für Ihren Doppelgänger, dies Gerede!"

„Gönnen wir es ihm, lieber Graf," schloß Herr von Falkner süffisant.

Aber der Gatte von Erika Lindt, der in seinem Leben nichts mehr geliebt hatte als die Weiber und die Jagd, dachte vergebens hin und her, in welchem Botschaftspalais, ob in Petersburg oder Paris, er das sprechend ähnliche Medaillonbild dieses Mannes gesehen hatte — und zwar in einem Boudoir und an einem verschwiegenen Platze.

Modeste hatte mit bebender Aufmerksamkeit gelauscht. Die große Welt, nach der sie sich so oft gesehnt, stieg ihr wieder auf. War er ein großer Verführer?

Die Schwester Frieda, die nach dem ersten Anlauf schon das Hoffnungslose erkannt hatte, begann darauf mit dem Leutnant von Häwel zu flüstern und zu kichern. Sie gab sich gern ganz frei und am liebsten vor ganz jungen Herren. Zum Nachtisch wurde noch der kleine Dagobert vorgeführt. Der Gräfin-Mutter traten die Rührungstränen in die Augen, als der Knabe auf einem Steckenpferd um die Tafel trabte: Ganz Graf, wie sie meinte, in Wahrheit aber von den steifeckigen Bewegungen des alten Lindt ... Der alte Eller schlug sich mit der Hand auf das Bein und rief lachend: „Vollkommen wie's Großpapachen, Frau Gräfin!"

Herr von Falkner fügte ohne Wärme hinzu: „Allerdings sehr Herr Lindt."

Gräfin Arsil, die so neunzinkig fühlte, wie ein Schwarzer mit einem englischen Zylinder weiß, lispelte darauf mit Hauteur dem Kindermädchen zu: „Bringen Sie doch den jungen Grafen zu Bett, Natascha!" — Das Eheprojekt ließ sie endgültig fallen ob solcher Taktlosigkeit.

Der Großvater Lindt aber erhob sich, und als frommer Mann, der seinen Sarg und seine Leichenpredigt schon seit Jahrzehnten bestellt hatte, sprach er ein langes Dankgebet. Er hatte vom Himmel sonderbare Vorstellungen, der alte Knochenmehlhändler.

*

Modeste war enttäuscht. Ohne sich viel mit Händedrücken zu befassen, war sie in das kleine Eckzimmer zurückgekehrt, wo jetzt eine einsame Stehlampe brannte. Sie warf sich in den Plüschsessel, die Hände hinter dem Kopf geschlossen, und sah ins Licht. Ein Traum zerflattert. — Träumen wir einen andern! ... Aber Träume sind wie der Tod; wenn man sie ruft, kommen sie niemals.

Aus dem Salon zirpten ein paar leicht angeschlagene Klaviertakte. Frieda würde singen, der Mecklenburger würde sie begleiten. Jetzt wühlte sie wahrscheinlich unter den Noten, ließ sich bitten. Komödie bei beiden. Er sehnte sich nur nach dem Spieltisch, sie nur nach dem neu einstudierten Lied. Wenn ein dreißigjähriges Mädchen vorsingt, will sie immer einen Mann fangen.

Dann dachte Modeste wieder an Herrn von Falkner, diesen kühlen, selbstbewußten Menschen, an dem eigentlich nur die Vergangenheit interessant schien. Denn eine Vergangenheit hatte er! ... Ob er wirklich einmal der Geliebte einer ganz großen Dame gewesen war? ...

Im Rauchzimmer nebenan sammelten sich die Herren bei den Spieltischen. Herr Eller rief im breitesten Litauisch: „Kinder, nu aber die Karten! Man wird ja ganz dammelig bei der ewigen Sitzerei ... Nicht wahr, Herr Baron, die Modeste ist doch ein reizendes Marjellchen? ... Wie wär's denn? ... Junger Herr wie Sie! Die hübschen Weiber halten nicht mehr wie gern still, wenn's keiner sieht. Freilich, wenn so 'n Mamachen zur unrechten Zeit um die Ecke schielt — das Geweimer!"

Modeste hörte nicht, was Herr von Falkner antwortete, aber sie fühlte das heiße Rieseln der Scham und lehnte sich weiter im Fauteuil zurück.

Nebenan trat Herr Lindt ein. „Jetzt aber 'ne Zigarre und 'nen Schnaps, meine Herren! ... Ich kann Ihnen die ‚Africana' sehr empfehlen und den rigaischen Pomeranzen, Herr Baron." Er rieb sich vergnügt die Hände, ganz jovialer Hausherr. — Leiser meinte er zu Herrn Romeit: „Nehmen Sie aber aus der flachen Kiste — es ist 'ne gute Inspektorenzigarre — und sorgen Sie für Bier! Wenn der Strauß nicht mit dem Einschenken gerät, springen Sie zu!"

Herr Romeit murmelte etwas und verschwand ohne die Inspektorenzigarre.

Einen Augenblick Stille, wo die Herren ihre Plätze auslosten. Man hörte das Glitschen des Kartons auf den Mahagonitischen. Die Kletteraffen fanden sich wie verabredet zusammen mit Herrn Lindt; zu Herrn Eller gesellten sich der krumme Riese und der dicke Referendar. Herr von Falkner hatte refüsiert. Er ging den Läufer des Rauchzimmers langsam auf und ab mit leichtem, leisem Schritt. Modeste sah den Schatten gleiten. Sie hatte dabei das unangenehme Gefühl eines Schuljungen, der beim Lauschen nicht ertappt sein möchte. Das Zimmer zu verlassen war jetzt zu spät. —

Das Bier schäumte, der Zigarrenrauch floß in trägen Wolken herüber. In dem Spiegel konnte Modeste einige Spieler erkennen: den alten Eller, der, die Zigarre in der Mundecke, mächtig paffte — den krummen Riesen, der schon stier blickte —, den dicken Referendar, der schmunzelnd nach dem Bierglas griff. Zuweilen brummte der Riese, der Referendar schüttelte den Kopf, der alte Eller aber rief lustig: „Was heißt gut spielen? — Karten ist die Hauptsache! — Sehen Sie das Spiel hier! Und wenn die Bank von England geht ... Ich will zeitlebens als Pinscher mit abgeschnittenen Ohren 'rumlaufen, wenn ich da nicht Schneider mach'!" ...

Als er aber durch die List des Referendars verloren, warf er die Karten mißmutig hin: „Ach, Kinder, das ist doch kein Spiel! Nicht ein lumpiges Carreau lassen einen diese Gniesfes gewinnen! Und dann freuen sie sich auch noch wie die Spitzbuben, wenn ein anständiger Mensch verliert. Nicht wahr, Wagner?"

Der krumme Riese antwortete phlegmatisch: „Du spielst ja aber auch wie 'n Schwein! Und wenn du das nächstemal so dammelig schabberst, schneide ich dir die Ohren glatt 'runter."

Darauf der alte Eller mit komischer Gottergebenheit: „Na, schneid, schneid, mein Sohn, ich halt' still wie 'n Lammchen ...! Dafür schneide ich dir nachher auf der Heimfahrt die Kehle ab, oder ich gurgle dich so lange an der Krawatt', bis du blau bist und mir all mein Geld freiwillig zurückgibst und dein eignes dazu. Ich geh' jetzt auch unter die Krawattenfabrikanten — ja, ich tu's!"

Dann tuschelten die drei zusammen und lachten und zeigten nach dem alten Lindt, der ihnen den Rücken zukehrte ...

Modeste kannte das Renommee ihres Vaters nicht.

Eben setzte Frieda drüben zu einem Jensenschen Lied ein — und Herr von Falkner stand plötzlich vor dem Stern von Barginnen.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein."

„O bitte!" Sie zeigte nach einem Fauteuil.

„Gern. Sie sitzen schon lang hier?"

„Ich bin erst im Augenblick gekommen," log sie.

„Durch die Luft?"

„Ja, wahrscheinlich durch die Luft!"

Sie sprachen beide gedämpft, damit die Spieler es nicht merkten.

„Ihre Schwester singt viel?" fragte er höflich.

„Ja, leider!" antwortete sie.

„Sie singt aber hübsch ..."

„Genau so, als wenn man eine Katze in den Schwanz kneift."

„Ich habe noch nie Katzen in den Schwanz gekniffen, gnädiges Fräulein."

„Dann versuchen Sie es einmal, Baron!"

Herr von Falkner lächelte: „Sie lieben sich gegenseitig nicht?"

„Nein, wir lieben uns gar nicht!"

„Das ist schade."

„Das weiß ich nicht mal, Baron ... Uebrigens lieben Sie ja Ihren älteren Bruder auch nicht!"

Er beugte sich zu ihr herüber: „Steht zwischen Ihnen und Ihrer Schwester ein Fideikommiß von mehr als zwanzig Gütern? Und hat Ihre Schwester, als sie mündig wurde und damit schwer reich — an demselben Tage, wo auch Sie einundzwanzig wurden und arm waren wie eine Kirchenmaus, gesagt: ‚Ich fühle nicht die geringste Verpflichtung, deine Schulden zu bezahlen, obgleich ich's könnte!'"

„Aber Sie haben Ihre Schulden schließlich doch bezahlt?" sagte Modeste dreist.

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Aber wenn Sie's durchaus wissen wollen, mit einem Wuchererdarlehen, gegeben auf das Vermögen meines Onkels hier, der mich sicher enterbt hätte, wenn es irgendwie gegangen wäre ... Wissen Sie, was Wuchererzinsen sind? — Nun, ich weiß es."

„Aber jetzt sind Sie doch reich, Baron?"

Er zuckte nur die Achseln. „Wollen wir uns all unsre Geheimnisse schon am ersten Tage erzählen?"

„Warum nicht? Man weiß ja nicht, ob man sich überhaupt zum zweiten Male sieht!"

„Ich hoffe es wenigstens." Er sah das hübsche Mädchen mit seinen kühlen dunkeln Augen lange an. „Wissen Sie, daß ich Sie kaum wiedererkannt hätte, gnädiges Fräulein? Was sind Sie hübsch geworden! — Es klingt banal — aber warum soll ich nicht einmal Ihr Spiegel sein, von dem Sie sich dasselbe doch sonst so gern täglich sagen lassen? ... Als ich ins Zimmer trat, fiel mein erster Blick instinktiv auf Sie ... auch später ... Sie werden es nicht bemerkt haben. Die Menschen, die ich ansehe, die sehe ich scheinbar gar nicht an — und umgekehrt. Es ist nur Sache der Uebung ..."

Modeste war rot geworden. Vielleicht witterte sie den großen Verführer, vielleicht ließ nur die Eitelkeit ihre Pulse schneller schlagen.

„Ach, sprechen wir doch von etwas anderm, Baron!"

„Ihr Ernst? — Glaube ich nicht! — Hübsche Frauen hören immer am liebsten von sich selbst ... Und damit Sie sehen, wie aufmerksam ich Sie beobachtet habe und wie genau ich Sie kenne, obgleich unsre letzte Begegnung Jahre zurückliegt und Sie mich damals gar nicht beschäftigten — Sie sind eine sehr ehrgeizige junge Dame geworden. Sie möchten Karriere machen! Sie haben noch in dieser Stunde daran gedacht."

„Sie reden Unsinn, Baron!" wehrte Modeste hastig.

„Nein, ich rede gar keinen Unsinn! ... Freilich, ob Sie Karriere machen werden? ... Ich weiß nicht mal ... Sie heißen Modeste. Ein hübscher, seltener Name ... Sie wissen vielleicht, daß bei dem lippeschen Thronfolgestreit eine Modeste von Unruh eine große Rolle gespielt hat? ... Sie hat erst lange nach ihrem Tode Karriere gemacht, die Arme! Das heißt, ihre Nachkommen werden auf einem deutschen Throne

sitzen, trotzdem der kommandierende General in Münster den kleinen Lippes im Kinderwagen die prinzliche Ehrung von der Hauptwache versagt hatte. Kommandierende Generale gehen — vielleicht ist der schon gegangen. Aber kleine Fürsten bleiben — und zwar die kleinsten am längsten... Nun, ich wünsche Ihnen, meine Gnädigste, daß diese Modeste hier die große Karriere schon bei Lebzeiten macht!" Er verbeugte sich artig.

Modeste lachte geschmeichelt.

Er aber fuhr fort: „Aber glauben Sie deswegen um Himmels willen nicht, daß eine große Karriere mit dem Glück irgend etwas zu tun hat! Die sie nicht gemacht haben, behaupten freilich, sie sei das größte Glück; die sie aber gemacht haben, behaupten umgekehrt, es sei das größte Unglück."

„Ich verstehe Sie nicht, Baron."

Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab mit denselben leichten, leisen Schritten.

„Soll ich Ihnen etwas raten, gnädiges Fräulein? Hören Sie nie auf mich!"

„Warum sagen Sie mir das eigentlich?"

„Weil ich genau weiß, daß Sie dann um so mehr auf mich hören werden."

Modeste kniff die Augen zusammen: „Ich verstehe. Man muß sich vor Ihnen hüten!"

„Vor mir?" Er lachte kurz und trocken... „Ja, ich bin allerdings gefährlich, aber leider nur — mir selbst. Und wenn Sie einen größeren Don Quichotte auf dieser Welt frei 'rumlaufen gesehen haben, so lasse ich mich hängen!"

Modeste war gleichfalls aufgestanden. Mit der eignen Lindtschen Keckheit fragte sie: „Und dieser Löwin, von der mein Schwager sprach, wären Sie niemals gefährlich gewesen?"

Herr von Falkner mochte ein guter Schauspieler sein, aber er verfärbte sich bei den Worten doch und seine Augen bekamen einen stechenden Glanz. „Diese Dame ist eine Phantasie Ihres guten Schwagers. Aber selbst wenn sie es nicht wäre, so bitte ich Sie dringend, diese Dame nie mehr in unsre Unterhaltung zu mischen ... Ich bin ein Narr und war ein Narr, und die Dame könnte es Ihnen vielleicht am besten bezeugen..." Er wechselte wieder zum Konversationston hinüber: „Aber so weit sind wir ja leider noch nicht, daß Phantome etwas bezeugen könnten..."

Modeste schwieg.

Herr von Falkner sah nach der Uhr.

„Verzeihen Sie einen Augenblick! Ihr Herr Romeit nebenan macht Miene aufzubrechen, und ich möchte ihn gern sprechen. Er sieht mir aus, als habe er viel Pferdeverstand. Er soll sich mal meine Fohlen ansehen. Eine Remonte kann ich selbst beurteilen, ein Fohlen nicht ... Wenn Sie sich übrigens für Pferde interessieren, ich habe mir Ungarn angeschafft — Vollblutjucker. Ihre litauischen Schinder laufen mir nicht genug — und ich verlange von meinen Kutschpferden zuweilen das Unmögliche."

Er ging zurück in das Rauchzimmer, wo Herr Romeit mit finsterer Miene in einer Ecke saß. Modeste hörte den Baron einfach und liebenswürdig mit dem Manne sprechen — so ganz anders sprechen, als er es mit ihr getan.

Nach einer Weile kam Herr von Falkner wieder. „Nun muß ich mich auch von Ihnen verabschieden, gnädiges Fräulein. Bei Ihren Eltern entschuldigen Sie mich wohl. Ich erwarte ein Telegramm zu Hause."

„Ja natürlich, wenn Sie fort m ü s s e n," antwortete Modeste steif.

„Ja, ich muß wirklich. Mein Wagen wartet bereits."

Er gab ihr die Hand und wollte gehen. In der Tür blieb er stehen und zeigte auf die verblaßte Photographie. „Wer ist das?"

„Irgendeine entfernte Verwandte, die uns aber nichts angeht."

Er nahm das Bild von der Wand und trug es ans Licht. „Eine schöne Frau ... Ihnen übrigens nicht die Spur ähnlich ... Trotzdem haben Sie einen gemeinsamen Zug ..." Und als Modestes Lippen verächtlich zuckten: „Es ist pur sang, gnädiges Fräulein, pur sang!"

*

Noch spät nach Mitternacht schlich Modeste hinunter in das Eckzimmer. Die Gesellschaft war längst gefahren — nur der schale Biergeruch und der ekle Tabaksqualm füllten die dunkeln Zimmer. Sie nahm das Bild noch einmal von der Wand. „Nein — das Schicksal dieser Frau nie — nie!"

Dann öffnete sie das Fenster und schaute hinaus in den müden Herbst. Der Moderhauch umwitterte sie, die bange Stille umfing sie. Es war wie ein Alp. Und ohne sich klar zu werden, daß sie doch den tiefinnersten Wunsch ihres Herzens aussprach, murmelte sie: „Ich möchte ein Schicksal, ein ganzes Schicksal."

Sie hatte das Schicksal gewünscht — sie sollte es haben.

Hieß es Falkner von Oed?

IV

Regentage kamen. Die litauische Ebene schwamm in Nebeln. Das Ordensschloß starrte aus dem Grau wie eine Ruine. Der Graf versuchte auf Jagd zu gehen, aber die Hühner lagen fest in dem feuchten Klee; den Hunden wurde die Nase stumpf beim Suchen. Herrn Romeits brauner Setter, der einst dem Jagdkönig so trefflich vorgestanden hatte, strich wie schuldbewußt hinter seinem Herrn durch die Felder. Der neue Inspektor nahm seine Pflichten unhöflich ernst. Auch als ihn der Graf einmal um den Hund ersuchte, erwiderte sein Besitzer ruhig, daß er seine Juno niemals aus der Hand gebe. Erika fand den Refüs empörend. „Inspektorenfrechheit!" Ihr Gemahl gab Herrn Romeit dagegen recht: „Es ist sein Hund, und ich würde in seinem Falle wahrscheinlich ebenso abgelehnt haben." — Frieda klimperte den ganzen Tag auf dem Klavier und sang mit ihrer passierten Stimme. Modeste langweilte sich.

Der Kampf der Schwestern tobte häßlicher als je.

Zur Dämmerung fand sich die Familie in dem einfachen Wohnzimmer zusammen. Ein spärliches Kaminfeuer knisterte, der niederströmende Regen draußen gab die Begleitmusik. Die ungleiche Gesellschaft saß um den Tisch herum. Herr Lindt kam aus seinem Arbeitszimmer heraufgestelzt, das genau wie ein Kontor eingerichtet war: Ein Schreibtisch, ein Drehstuhl, ein Geldschrank. Der alte Knochenmehlhändler hätte wohl lieber allein dort die Kurse studiert, aber der Gedanke an eine unnötige Lampe trieb ihn herauf. Die Mutter und die Gräfin erschienen spät. Erika hatte das Haus durchstöbert nach allen möglichen und unmöglichen Dingen für den kleinen Dagobert. Die Alte, die sich schwer von den Sachen trennte, war argwöhnisch mitgegangen ... Während Herr Lindt mit Schlafrock und Pfeife den Rauch einsog wie ein Patriarch, blätterte Graf Axsil in einem alten Gartenlaubenkalender. Zuweilen stand er auf und klopfte ans Barometer.

Dann sagte Modeste hoffnungsvoll: „Morgen wird's sicher schön!"

Frieda antwortete bissig: „Wahrscheinlich! Falb hat dir wohl persönlich telegraphiert?"

„Laß doch die ewige Zankerei!" lispelte die Gräfin.

So ging es den ganzen Abend hin und her mit häßlichen Sticheleien bis zum Abendbrot, das im Gegensatz zu den Prunkdiners äußerst einfach und kärglich war.

Zuweilen fühlte Modeste Gewissensbisse wegen der ewigen Szenen, zuweilen nicht.

*

Eine Woche später nach dem Regen, der alle Hoffnungen weggeschwemmt hatte, drängte der Graf zur Heimfahrt. Der star allein brachte die Geschwister nach Tilsit aufs Schiff. Das hübsche Mädchen winkte mit dem Taschentuch, bis die Personen auf Deck auch ihren jungen Augen verschwammen. Dann ging sie seelenvergnügt in eine Konditorei und lud noch einen kleinen Vetter, der sich auf der Quarta des Gymnasiums plagte, zu Schokolade und Kuchen ein. Geizig war sie gar nicht. Das gab ihr manchmal zu denken, denn zu Lindts gehörte der Geiz, wie zum Teufel der Pferdefuß. Und während die beiden wie zwei rechte Kinder in Schlagsahne und Baisers schlemmten, bis der Junge beklommen sagte: „Ich glaube, mir ist schon übel," wunderte sich Modeste innerlich, daß sie so gar keinen Schatten von Sehnsucht nach den Abgereisten empfand. Sie kamen, sie gingen, ein blasses Erinnern blieb zurück. Auch nach Hause sehnte sie sich nicht. Konnte sie sich überhaupt sehnen? ... Und doch gab es in diesem Innern warme, ja heiße Regungen — ein dumpfer Trieb nach Liebe, Glück. Das war aber immer draußen, in Barginnen verdorrte alles schnell.

Als sie zurückfuhr, fegte ein scharfer Herbstwind die letzten Regenwolken. Modeste lehnte sich aus dem geschlossenen Wagen und wäre am liebsten auf den Bock zum Kutscher geklettert — so sehr zog es sie aus der dumpfen Enge in die freie Weite. Und dieser Zug wurde stärker, immer stärker. Wohl eine Meile vom Schloß stieg sie aus und ließ die alten Pferde allein weitertraben. Der Wind war zum Sturm geworden. Und wie die welken Blätter von den Chausseebäumen im Tanze wirbelten und rauschten, jauchzte sie zu dem tollen Spiel. Ihre Augen glänzten. Sie schaute aus wie die Jugend selbst.

Vielleicht war sie doch keine Lindt.

V

Noch einmal lohte purpurn der Herbst.

Modeste war früh aufgestanden. Ueber dem Park lagen noch Morgennebel — die Fichtenkronen schwammen in weichem, flatterndem Gewölk. die Blutbuchen im matten Tauglanz, der gelbe Kies feucht schimmernd. Von den Bosketts sanken leise raschelnd die welken Blätter. Aber die Astern blühten und leuchteten. Das alte Schloß schaute verschlafen aus warmem, nassem Moderhauch. — Von dem Gutshofe her tönte das Summen der Dreschmaschine. Männer, die Säcke trugen, schwatzende Mädchen. Der Geruch nach Stall und Arbeit.

Modeste hatte in dem Park promenieren wollen, aber sie ging in den Hof. Den Hof hatte sie seit Monaten kaum betreten — jetzt in der Morgenstimmung zog das Landkind das Land ... Von der Küche schauten sie dem Fräulein nach. Sie trug eine Jockeimütze und gelbe Schuhe.

Aus dem alten niedrigen Pferdestall wurden eben die aufgeschirrten Arbeitspferde geführt: „Hoh! Hoh! Warscht Judsche!" ... Es war der träge, stockende Schritt alter Arbeitstiere. Die Knechte unwirsch, in schmierigen Jacken, trappenden Klotzkorken — Litauer, mit der schwülen Witterung von Fusel und Schweiß. Das Fräulein sah die Tiere und die Menschen vorübergehen — sie kannte den ungelenken Gruß, den scheuen Blick — und dankte hochmütig wie stets. Dennoch heimelte es sie an.

Dann trat sie selbst neugierig in den leeren Stall. Ammoniakgeruch, fauliges Stroh, in der Ecke ein altes Pferd mit müdem Kopf, leise zuckender Haut. Modeste schlug dem Tiere vertraulich auf den Rücken. Es rührte sich nicht — nur ein Spatzenschwarm flatterte piepsend aus der Stalltür.

Der Hofmann schaute hinein und grüßte.

„Wie geht's Eurer Frau, Hofmann?"

„Ach, gnädiges Fräulein, da geht's nicht zu best! In der Doktorapotheke haben sie mir gesagt, ich möchte mir nur keine Hoffnungen machen. Die Lungen sind weg ... Sie liegt jetzt immer ganz still, aber sie gahrt genau so, wie 'n dämpfiges Pferd. Ich wollt' ja auch schon nichts sagen. — Aber die Marjell hat deswegen den ganzen Sommer nicht in die Arbeit gehen können ... 's war 'ne schöne Ernte. Die Ferkel sind mir auch alle krepiert."

„Wie ist eigentlich der neue Inspektor?" fragte Modeste kurz.

Der Mann lächelte breit und kraute sich mit dem Mützenschirm hinterm Ohr: „Bische scharf. Gibt alles immer selbst 'raus auf dem Speicher."

„Das wird wohl auch nötig sein, Hofmann!" Sie grüßte leicht und ging weiter.

Am Schafstall schaute sie durch die geöffnete Halbtür. Der muffige Wollgeruch schlug ihr entgegen. Zwischen den Hürden drängten sich die stumpfen Tiere und blökten leise. Tauben gurrten

oben in dem braunen Holzgebälk. Der Schäfer stand schwatzend mit dem Schmied. Die beiden Männer bemerkten sie nicht. Der Schäfer in alten, schiefgetretenen Hausschuhen, ein grünes Käppchen auf dem Kopf, mit einem Schlächtermesser fuchtelnd, sagte gerade gemütlich: „Wißt Ihr, Schmied, wenn ich am Morgen mein Pfundchen Schnaps nicht haben sollt', da geh' ich gleich lieber direkt in den Hofteich. Morgens 'n Pfundchen und mittags 'n Pfundchen und abends 'n Pfundchen — und wenn mal was drüber ist ... 'n guter Kornus schadt nie was!"

Modeste rief dazwischen: „Na, vielleicht schadet's Euch doch mal was, Schäfer!"

Der Schäfer wandte sich bestürzt um — ein fettig-fahles Trinkergesicht, ein struppiger Ziegenbart. Er sprang mit einem dummschlauen Verlegenheitslächeln herzu. „Ach, gnädiges Fräulein, das war ja man so dammelig geredt! Wann trinkt unsereiner mal 'n Schnapschen? — Bei Hochzeiten und bei 'ner guten Leich' ... Die Leich', das ist ja auch ein schönes Vergnügen."

Modeste, die eine kleine Schwäche für den Schäfer hatte, weil er der Spaßvogel des Gutes war und ihr einmal als Kind ein Paar zierliche Klotzkorken geschnitzt hatte, drohte lächelnd mit dem Finger: „Ich rieche ja den Schnaps bis hierher!"

Sie wollte nach dem Kuhstall hinüber. Ein Wagen mit Grünfutter stand davor, und die Tiere brüllten dumpf. Als Modeste, gewandt von Stein zu Stein springend, auf dem schlechtgepflasterten Hofe bis zur Tür gekommen war, trat ihr Herr Romeit entgegen. Er trug einen hellgrauen Samtanzug und hohe Reitstiefel, die Plüschmütze tief im Nacken. Mit seiner geschmeidigen Sicherheit sah er fast elegant aus. Er wollte tief grüßend vorübergehen, zugeknöpft und schweigsam wie stets. Modeste war stehen geblieben: „Sind Sie's oder sind Sie's nicht?" fragte sie lachend.

„Ich bin's schon, gnädiges Fräulein."

„Und warum so fein?"

Er wippte mit dem Reitstock gegen die Fußspitze. „Ich muß nachher hinüberreiten zum Herrn Baron von Falkner."

„Und wohin wollen Sie jetzt?"

„Nach dem Vorwerk. Ich habe mir das Pferd dahin bestellt."

Von der Ebene her blies frischer Morgenwind. Modeste überlegte einen Augenblick. „Gut, ich gehe mit."

„Aber ich muß noch einen Umweg machen zu den Pflügern am Eichenwald ..."

„Da gehe ich eben auch mit! ... Sie meinen, es wäre zu schmutzig?" Sie lachte. „Sie denken wohl überhaupt, ich wär' 'ne zimperliche Stadtjungfer? Ich bin aber genau so vom Land wie Sie ... Und wenn meine gelben Chevreauschuhe hier fleckig werden, so habe die Unbequemlichkeit nicht ich, sondern mein Stubenmädchen."

Sie gingen an den Arbeiterwohnungen vorüber mit den blinden kleinen Fenstern, dem eigentümlichen Parfüm von grobem Brot und Torf — dem Leutsgeruch. Aus der Tür starrten schmutzige Kinder. Modeste sah kaum hin. Ein struppiger Hund fuhr heiser bellend hervor. Herr Romeit drohte mit dem Reitstock. — Am Ende des Dorfes lag die Schule, ein behäbiger Backsteinbau mit großen Scheiben, in einem freundlichen Garten. Drinnen plärrten die Kinder, und die undeutliche Gestalt des Lehrers bewegte sich langsam zwischen den Bänken. Diese neue Schule war Lindts ein Aergernis. Fast zehn Jahre hatte der Kampf mit allen Mitteln zwischen Patron und Schulmeister gewährt. Der Schulmeister war Sieger geblieben — und der alte Knochenmehlhändler, der schon wegen der Steuern gern stöhnte, behauptete, daß der Bau ihn arm gemacht habe und krank. Jetzt ärgerten ihn wieder die Bienenkörbe hinter dem Staketenzaun, und die gelben Strohpuppen schienen ihn herausfordernd anzusehen.

Modeste runzelte die Stirn. „Er ist ein alter Sozialist, der Lehrer!"

„Mir schien er ein sehr verständiger Mann," antwortete Herr Romeit ruhig.

Modeste ärgerte sich. Denn seit der neuen Schule hatte selbst der Gruß zwischen den Lehrertöchtern und dem Schloßfräulein aufgehört, obgleich sie als Kinder immer miteinander getollt.

Die freie Ebene lag jetzt vor ihnen — weit, mächtig, vom Morgentau überhaucht. Gelbe Stoppeln, mißfarbenes Kartoffelkraut hüben. Mitten hindurch die weiße Chaussee, um deren Bäume noch der Nebel flatterte. Schwarze stumpfe Brachen neben jungem, grünem Klee drüben. Alles gerahmt von der meilenweiten Linie der fernen Staatsforst und dem leuchtenden Stück Eichenwald. Es duftete schwer, wie es nur im Herbst duftet: nach Erde und Stoppeln. Die Sonne hing rot verschleiert über dem Eichenwald. — Sie gingen einen schmalen Feldweg. Das feuchte Gras näßte Modestes Schuh. Sie merkte es nicht. Sie sog gierig die Herbstluft ein. Es war so ein starker Duft, der von Winter und Tod erzählt, aber auch wieder von Auferstehung und Frühling. Sie schritt leicht neben dem jungen hübschen Menschen, dessen schweigsame Höflichkeit sich immer gleich blieb.

Auf Augenblicke schien's, als gehörten die beiden zusammen.

„Sind Sie Kavallerist gewesen?" fragte Modeste kameradschaftlich.

„Nein, Infanterist."

„Hat's Ihnen gefallen beim Militär?"

„Ja und nein. Ich war Einjähriger in Goldap, und der Kompagniechef mochte mich gern leiden. Bis zum Vizefeldwebel hab' ich's auch gebracht. Mehr wollte ich nicht. Für unsereinen, der wahrscheinlich immer Inspektor bleiben wird, hätte der Reserveoffizier gar keinen Sinn. Die meisten Prinzipale nehmen grundsätzlich keine Reserveoffiziere zu Beamten."

„Warum eigentlich?"

„Wegen der Uebungen, gnädiges Fräulein, und ..." Ueber das offene, energische Gesicht glitt ein Schatten. „Und weil die Herren dem ‚Herrn Leutnant' das nicht sagen dürfen, was sie unsereinem sagen dürfen."

„Gott, so hochmütig!" rief Modeste und schaute mißbilligend auf ihren Begleiter.

„Hochmütig nicht! Ich hätte auch gar keinen Grund dazu. Mein Vater ist nur ein kleiner Besitzer, und ihm wurde das Einjährigenjahr schon schwer genug ... Aber wenn man sich abgerackert hat in der Wirtschaft und getan, was man konnte, dann soll man sich auch noch ruhig gefallen lassen, daß einen der Prinzipal vor allen Leuten 'runterreißt ... Es geht, wie gerade die Laune steht ... Einmal soll ich sogar gestohlen haben." Die Zornader schwoll ihm. „Ein Chef hat mir auf dem Felde bei der Ernte vor allen, die es hören wollten, gesagt: ‚Inspektoren und Hofleute stecken immer unter einer Decke, weil sie Spitzbuben sind.' ... Wir waren beide zu Pferde, und die Staker standen ringsum. Da bin ich auf ihn losgeritten und habe geschrien: ‚Herr, ich reiße Sie vom Gaul und würge Sie ab, wenn Sie noch ein Wort sagen.' Und ich hätte ihn abgewürgt! Aber die Leute warfen sich dazwischen."

Modeste dachte an ähnliche Aeußerungen ihres Vaters und verspürte ein gelindes Grauen. Dennoch stieg ihr eine widerwillige Hochachtung auf.

Herr Romeit fuhr mit mehr Ruhe fort: „Ich wäre beinah' deswegen ins Gefängnis gekommen — beinahe. Aber der Richter sagte noch zum Schluß, daß solche Prinzipale zu den Ausnahmen gehörten hoffentlich, und Ehre, Ehre sei wie beim Herrn, so beim Knecht ... Ich war damals gerade vom Militär gekommen und außer Uebung, jetzt bin ich viel phlegmatischer geworden. Wenn's mir gar nicht paßt, schnür' ich mein Bündel und lasse lieber den ganzen Gehalt im Stich ... Es gibt viele Gauner in unserm Stand, aber dafür können doch die andern nicht. Und die Prinzipale sind auch selbst schuld ..."

„Dann sind Sie also nicht gern Inspektor?"

„Nein, Inspektor gewiß nicht, gnädiges Fräulein!"

Darauf ruhte die Unterhaltung lange. Herr Romeit mochte fühlen, daß er zu offen gesprochen hatte — Modeste, daß sie zuviel angehört. Sie bogen zu dem Eichenwaldfetzen ein. Die Blätter raschelten, ein Hase sprang auf und setzte in sonderbaren Kapriolen durch das feuchte, harte Waldgras. Ein rotes, kaltes Leuchten lohte zwischen den Stämmen. Es war nur ein Moment. Dann sank die Sonne wieder zurück in ihren herbstlichen Dunst... Bei den Pflügern blieben sie stehen. Die schweren Ochsenjoche furchten die fettglänzende Scholle — die mächtige Stirne gesenkt, der Schritt schwankend. Der Mann am Pflug schrie heiser. Dennoch ging alles gemächlich, ohne Hast. Die Tiere zogen an, die Stoppel brach. Wie Brodem stieg der Herbstgeruch auf, dumpf, herb, daß er Modeste fast betäubte. Ein Geruch voll geheimnisvoller innerlicher Kraft, die wohltat wie eine Verheißung. Modeste fühlte diese Kraft und starrte auf die schwarze Erde, der sie entstieg ... Aus den Tiefen steigt's! ...

Sie gingen wieder weiter, aber stumm. In dem Augenblicke hätte Modeste auch kein Wort gewünscht. Der alte Zwiespalt war ihr wach geworden zwischen Sein und Schein, der unbewußte Kampf, der eigentlich unser ganzes Leben ausmacht. Die Scholle liebte sie, und in die Ferne strebte sie ... Sie durchquerten rasch den schmalen Waldgürtel. Als sie heraustraten, hatte die blutige Herbstsonne, die immer wieder aus dem Dunst sich herausrang und immer wieder in Dunst versank, sich endlich ganz frei gemacht. Mit einem tiefen, bösen Leuchten flutete sie über die Ebene, kalt, klar, voll herber Schönheit und Majestät. Die roten Dächer des großen litauischen Dorfes blitzten aus der Ferne, der Kirchturm zeichnete sich scharf am Horizont — die Stoppel darum gelbleuchtend, endlos ... Und die stumme, gewaltige Purpurwelle rollte weiter. Der Altweibersommer, der die Brachen überspann, schimmerte silbrig, das Kartoffelkraut duckte sich trübselig ... Und die Welle rollte weiter und weiter über Wald und Feld, Baum und Haus, die scheue Monotonie der uferlosen Ebene versenkend in ein Meer von Licht ... Weit, weit drüben, wo Erde und Himmel ineinander wuchsen, verschwamm sie zu einem schmalen leuchtenden Streif. Das zuckte, gleißte, als vermählten sich da die Wogen des Lichts mit den Wogen des Meeres, und die Brandung rauschte Hochzeitsmusik.

Die hellen freundlichen Gebäude des Vorwerks tauchten auf in nächster Nähe — ihr Reiseziel. Herr Romeit wollte etwas sagen, aber Modeste schüttelte hastig den Kopf. Dann schaute sie wieder den Lichtwogen nach, wie sie dahinrollten, die Ebene so heiß, so leidenschaftlich umarmend. Aber es war ja Herbst und das Leuchten kalt ... Und es ist etwas Wunderbares um die Sonne im Herbst, etwas Tiefernstes, Heiliges — die siechende Natur in der großen, kalten Umarmung schaudernd. ... Und der Wind hub an — erst raunend, flüsternd, weich singend, wie im Lenz — dann klingend, klagend — bis er endlich mit scharfem Schrei der Lichtwoge nachglitt wie ein Schatten. Die Blätter tanzten, die Gräser duckten sich, sein kalter Hauch erfüllte die große Weite, und aufheulend schien er jetzt die wehrlose alte Natur unerbittlich züchtigen zu wollen, die er einst im Prangen des Sommers so warm gekost ... Modeste schaute und schaute. Es war wie damals auf dem Schiff — aber stärker, viel stärker ... Ja, sie liebte sie leidenschaftlich, diese östliche Ebene, ob jung, ob alt. Hier fühlte das flache Weltkind tief, gut war sie selbst. Und das schöne Geschöpf, das nicht Vater, nicht Mutter liebte, nicht die Schwestern, nur sich — hier fühlte sie es fremd, fast beklemmend, wie sie machtlos wurde, Kind, gegenüber der großen reinen Heimatsliebe, die ihr emporstieg aus dem Brodem der Scholle, die sie umfing mit dem Tosen des Herbstwindes, die ihr wundersam herüberleuchtete auch von dem Purpursaum des Horizonts. (Fortsetzung folgt)

Indischer Spruch

Selbstzufriedenheit

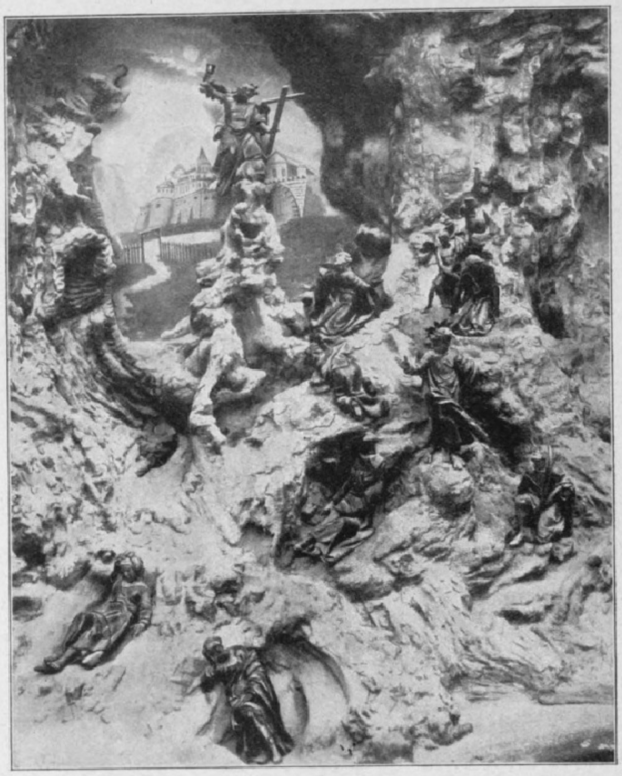
Wenn eine Wolke Regen spenden soll,
Zeigt sie sich düster, wie in finsterm Groll;
Hat sie jedoch erfüllt erst ihre Pflicht,
Wird gleich ihr Antlitz heiter, klar und licht.

Maximilian Bern



Erster Sommer

Nach dem Gemälde von Heinrich Vogeler (Worpswede)



Jesus am Oelberg

Das Passionswerk „Der Oelberg" in der Pfarrkirche zu Kreuzlingen

Von

Ludwig Suevicus

(Hierzu fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph German Wolf in Konstanz)

Nur wenige Besucher der so reizend am Untersee des Schwäbischen Meeres gelegenen alten Bischofs- und Konzilsstadt Konstanz haben eine Ahnung davon, daß sie mit einem kleinen Ausfluge, der eigentlich nur ein Spaziergang ist, eines der originellsten Werke der kirchlichen Bildschnitzkunst des achtzehnten Jahrhunderts und eine wahre Perle der Kunstbestrebungen des Rokoko erreichen können, das aus kunstgeschichtlichen Handbüchern so geläufige und doch durch den Augenschein so wenig bekannte Passionswerk in Kreuzlingen.

Der Ort Kreuzlingen leitet seinen Namen wie seine Entstehung von der Verehrung des heiligen Kreuzes ab. In der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts soll Bischof Konrad der Welf von Konstanz von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem eine Partikel des heiligen Kreuzes mitgebracht und sie einem Hospital, das er unweit der Stadt für arme Reisende, Pilger und Kranke stiftete, geschenkt haben. Von der Kreuzpartikel erhielt die ganze Anlage den Namen Crucelin (alemanisch aspiriert: Chrucelin), woraus die heutige Wortform Kreuzlingen erwachsen ist. Das von Bischof Konrad gestiftete und von Augustinernonnen verwaltete Hospital wurde im zwölften Jahrhundert in ein klösterliches Chorherrenstift nach der Regel des heiligen Augustin umgewandelt, das sich jahrhundertelang großen Ansehens erfreute, indes im Schwaben- oder neuen Schweizerkriege (1499) und im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden hatte. Kirche und Kloster wurden mehrfach eingeäschert und nach ihrer letzten Verwüstung (1633) etwas weiter von der Stadt in ihrer jetzigen Gestalt, in der das Kloster als Lehrerseminar des Kantons Thurgau dient, neu aufgebaut und am 26. Oktober 1653 eingeweiht. Die Kreuzpartikel, die glücklich aus allen Stürmen hatte gerettet werden können, erhielt bei dieser Gelegenheit ihre Stelle über dem Hauptaltar. Etwas später unternahm Abt Prosper Donderer (1760 bis 1779) die weitere Ausschmückung der Kirche und machte für das Kreuz am Schiffe einen besonderen Anbau, indem er auf der linken oder der sogenannten Evangelienseite der Kirche eine Oelbergkapelle errichtete. In dieser erhielt das Kreuz wiederum die Stelle über dem Altar und wurde rings mit reichem Figurenschmuck umgeben. Diese Anlage wird der Oelberg genannt, weil sie an volkstümliche Darstellungen des für die Passionsgeschichte so bedeutsamen Vorganges im Garten Gethsemane am Oelberg anklingt, in Wirklichkeit aber ist sie eine vollständige Darstellung der Passion vom Einzug in Jerusalem an bis zur Auferstehung.

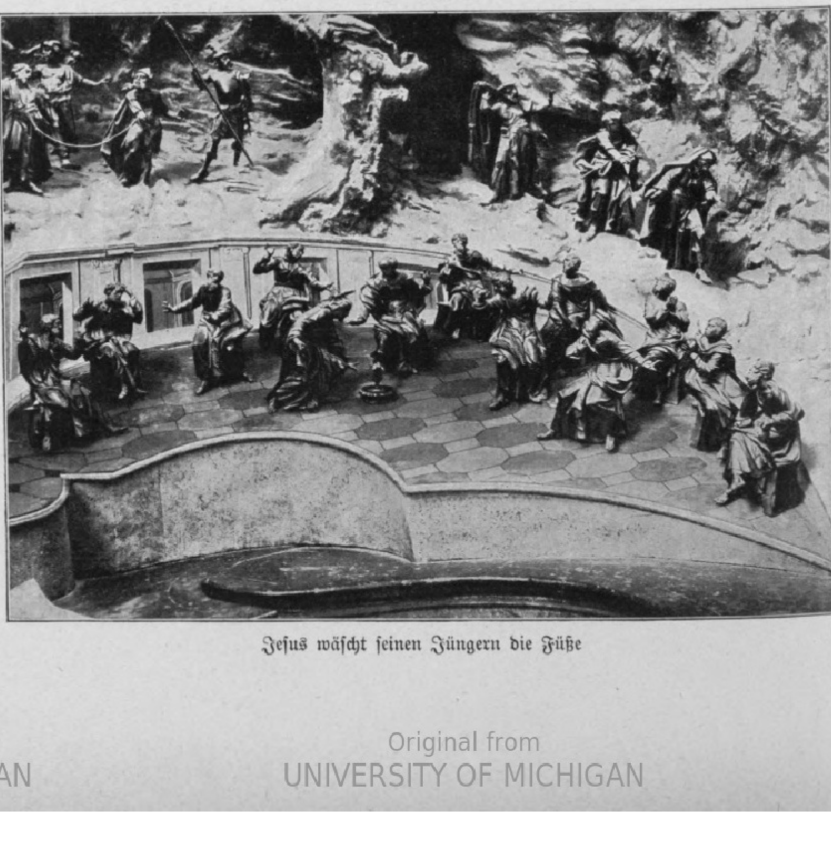
Abt Donderer führte die Darstellung der Passion gleich im ersten Jahre seiner Regierung aus; seine weiteren Pläne für die Ausschmückung der Kirche wurden unliebsam dadurch unterbrochen, daß zu Beginn des Jahres 1774 der größte Teil der Oekonomiegebäude seines Klosters durch Feuer zerstört wurde, wodurch seine Einnahmen sich bedenklich minderten. Die rasche Zusammenstellung der Passionsgruppen wurde ihm dadurch ermöglicht, daß es ihm gelang, die dazu erforderlichen Holzfiguren, im ganzen 325, mit den sonstigen Tier- und Beifiguren sogar 360, fertig zu erwerben. Er erstand sie von einem Konstanzer Ratsherrn gegen eine in Naturalien zu entrichtende Rente. Nach Konstanz waren sie aus Tirol gekommen, doch ist es nicht möglich gewesen, über die Künstler, von denen sie herrühren, irgend etwas festzustellen. Daß das Kunstwerk nicht von einem, sondern mehreren Meistern, wahrscheinlich vier, geschaffen worden ist, kann nach dem Unterschied in dem Kunstwert einzelner Gruppen, ja sogar einzelner Figuren in den verschiedenen Gruppen, nicht bezweifelt werden. So hat auch Joseph Maier, der Bildschnitzer und Christusdarsteller in den letzten Passionsspielen in Oberammergau, der das ganze Werk längere Zeit zur Renovation bei sich hatte, seine Ansicht dahin geäußert, daß es mehreren Künstlern zuzuschreiben sei. Es ist auch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß gelegentlich der Aufstellung des ganzen Bildwerks zur Abrundung oder besseren Verbindung der Gruppen einzelne Figuren an Ort und Stelle nachgeschnitzt worden sind. Es spricht sogar die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das bei dem Soldaten in der Uniform der friderizianischen Zeit in der Gruppe der Fortführung des Herrn nach seiner Gefangennahme im Garten Gethsemane und bei den beiden Reitern mit Posthorn, Haarbeutel und Dreispitzhut im Zug nach dem Kalvarienberg der Fall gewesen ist.

Das ganze Werk baut sich halbkreisförmig und amphitheatralisch, bis zu einer Höhe von 7 Metern aufsteigend, in drei größeren Darstellungsreihen und vier Einzeldarstellungen um den Altar der Kapelle auf, so daß den unmittelbaren Hintergrund des Altartisches die Darstellung des letzten Abendmahls bildet, über der sich als Mittelpunkt des ganzen Aufbaues, mit der unteren Darstellung durch einen serpentinenartigen Weg verbunden, in plastischer Ausführung das welthistorische kaiserliche Gerichtshaus erhebt. Die Verbindung der einzelnen Teile

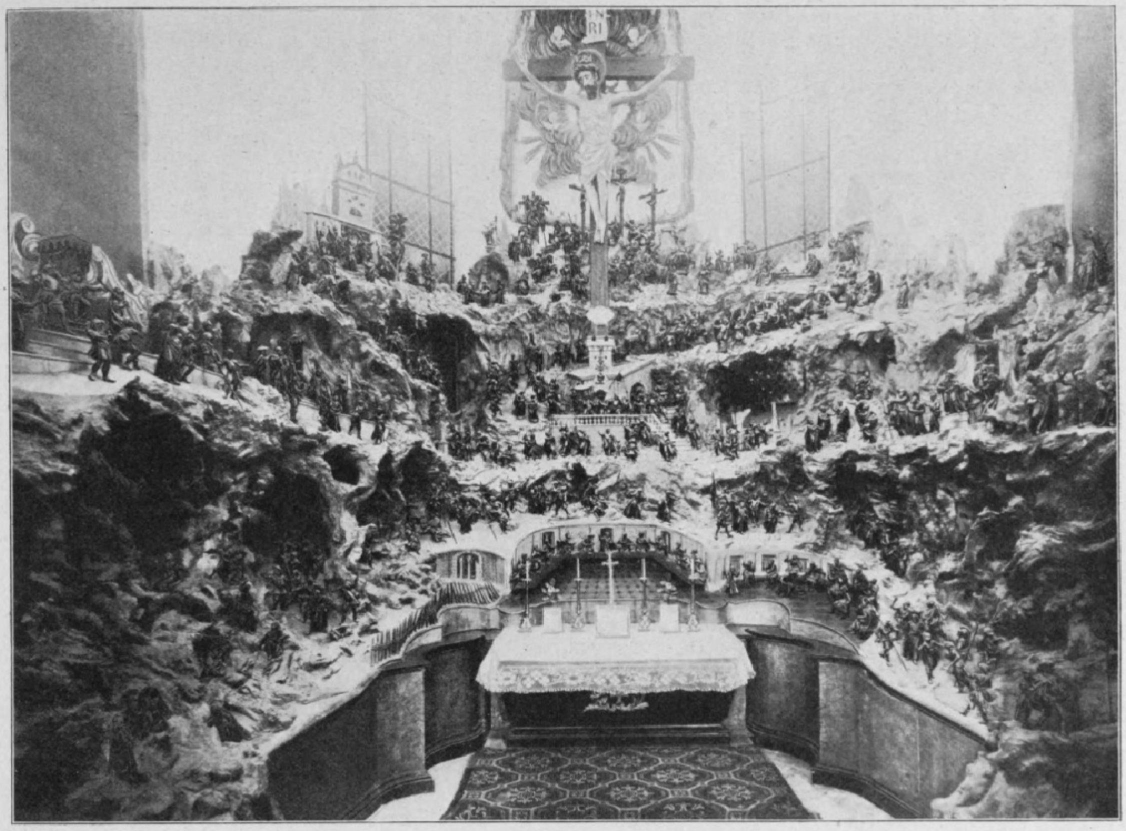


Das Ende des Judas Ischariot

wird durch realistische Felsmassen hergestellt, die in neutralen schwarzgrünen Farbentönen gehalten und teilweise mit Glasstaub bestreut sind; ehedem wurden sie wahrscheinlich noch durch Moos und künstliche Miniaturbäumchen belebt. Die architektonischen Teile im Vordergrunde sind plastisch aus



Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße



Gesamtansicht des Passionswerkes in der Pfarrkirche zu Kreuzlingen

Brettchen mit gemalten Details in Grau hergestellt und die Stadtperspektiven und Durchblicke im Anschluß daran auf die Wände der Kapelle aufgemalt. Von diesem reich gegliederten Hintergrunde heben sich die aus Zirbelholz geschnitzten leinölgetränkten, goldigbraunen Figürchen von 35 bis 37 Zentimetern Höhe wirksam ab.

Wer je in der Lage war, die eine oder andre der erhaltenen sogenannten Weihnachtskrippen zu sehen, wird von dem Anblick des Kreuzlinger Oelbergs im ersten Augenblicke unwillkürlich frappiert, denn alles, vom ersten bis zum letzten Zuge, erinnert ihn hier an den alten Krippenaufbau. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Abt Donderer zur Ausführung seines Oelbergs von der Krippenidee angeregt worden ist. Er soll nämlich beabsichtigt haben, auf der rechten oder Epistelseite der Kirche einen der Oelbergkapelle entsprechenden kapellenartigen Anbau für die Darstellung einer Reihe von Szenen aus der Jugend und dem späteren Leben Jesu herzustellen, und es sind heute noch 40 alte Holzfigürchen vorhanden, die tatsächlich um die Weihnachtszeit zu einer Art von Krippe zusammengestellt werden.

Die vier erwähnten Einzeldarstellungen des Werkes sind: Der Einzug in Jerusalem (oben links); der Abschied von Bethanien (unten links); das Abendmahl (unteres Mittelstück); die Fußwaschung (am Altar rechts). Die eigentliche Leidensgeschichte, Grablegung und Auferstehung, bauen sich in den angedeuteten Darstellungsreihen auf, von denen die zweite und dritte durch den vorhin erwähnten geschlängelten Weg miteinander verbunden sind. Die drei Reihen sind auf fünf übereinander aufsteigende Höhenlagen verteilt: Jesus am Oelberg, Gefangennahme und Wegführung; Jesus vor den Hohenpriestern, Pontius Pilatus, Ecce Homo; Zug nach Golgatha, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung.

Auf den ersten Anblick wirkt das Ganze wohl etwas verwirrend, doch ist dieser Eindruck nur ein vorübergehender, denn alsbald erkennt man das Meisterhafte in der Komposition und Aufstellung der Gruppen, die an Uebersichtlichkeit nach Form und Inhalt sogar kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Bezeichnend ist vor allem eines: in die Verfeinerung des Rokoko klingt noch vernehmbar die mächtige, nachdrucksvolle Sprache des Barock hinein; wie jede einzelne Gruppe, so ist in dieser wieder jedes einzelne Figürchen von Leben und charakteristischer Bewegung durchdrungen, und derselbe lebendige Zug spricht sich in dem Aufbau des Ganzen aus. Wir sehen das Drama der Passion sich vor unsern Augen von seinem ersten Anbeginn entwickeln; mächtig setzt seine Handlung mit der unwillkürlich unsre Blicke auf sich lenkenden Gruppe des Abendmahls ein, dann schreitet sie wie im alten Mysterienspiel mit einer Vielgestaltigkeit des Schauplatzes von Oertlichkeit zu Oertlichkeit fort, um in der vor dem Richthause des Pilatus sich abspielenden Szene ihren Höhepunkt zu erreichen und von nun an unaufhaltsam mit fast unheimlicher Gewalt der Katastrophe zugedrängt zu werden. Wie künstlerisch durchdacht auch der Plan der Aufstellung der einzelnen Gruppen ist, geht daraus hervor, daß die Gruppen des Einzugs in Jerusalem und des Zugs zum Kalvarienberg mitten in die eigentlichen Passionsszenen hineingestellt sind und so aus der historischen Reihenfolge herausfallen, offenbar um den furchtbaren Gegensatz, den sie veranschaulichen, auf der einen Seite das freudigbewegte Herabsteigen der Menge unter dem Rufe: „Hosianna, hosianna!" und auf der andern das schauerliche Hinaufwälzen zur Schädelstätte, unter dem unmittelbaren Nachhalle des „Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!" dem Beschauer als die beiden Leitmotive der ganzen Handlung möglichst eindringlich zu Gemüte zu führen.



Die Handwaschung des Pilatus und Freilassung des Barrabas

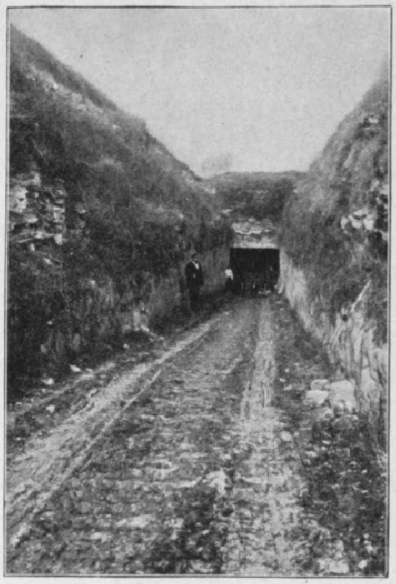
Künstlerisch am wertvollsten dürfte die Gruppe der Fußwaschung mit der Demütigung des Meisters vor seinen Jüngern sein, die darum auch eine Art Sonderstellung neben der Abendmahldarstellung unten rechts gefunden hat. Die dramatische Lebendigkeit erreicht ihren höchsten Grad in den Szenen, die sich vor Pontius Pilatus und Herodes abspielen: unten die fanatische Volksmenge und oben auf der Balustrade, zu der rechts eine Treppe hinaufführt, vor dem plastisch hervortretenden Gerichtshause, Pilatus in seiner ganzen Statthalterwürde. Auf den Treppenstufen abseits steht der Schächer Barrabas, einstweilen noch gefesselt, aber seiner schon gewissen Freilassung entgegensehend. Tiefergreifend ist auch die Szene, die wir als Epilog zu dem ganzen Passionsdrama auffassen möchten: eine öde, verlassene Felsgegend und darin, an einem verdorrten Baume aufgeknüpft, der Verräter Judas, zu dem der Fürst der Finsternis gerade sein verhängnisvolles „Her zu mir!“ gesprochen hat.

Die Champignonzucht in Frankreich

Von

H. E. Whitby

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Boyer, Paris)



Eingang zu den unterirdischen Champignonzüchtereien

Als im Mittelalter französische Steinbrucharbeiter jene langen Gänge in die Kalksteinfelsen um Paris gruben, um das Material für die prächtigen Bauwerke, die noch heute den Stolz der alten Seinestadt bilden, zu gewinnen, dachten sie schwerlich daran, daß sie damit den Boden für eine Delikatesse urbar machten, die heute das Entzücken jedes Feinschmeckers ist — nämlich für den Champignon. Der von den Franzosen zuerst in den Handel gebrachte, künstlich gezogene sogenannte Kugelchampignon, der bei vielen wegen seines ihrer Ansicht nach höheren Wohlgeschmacks und seiner größeren Festigkeit so sehr beliebt ist, verdrängt in manchen Ländern immer mehr den Feldblätterschwamm unsrer Wiesen.

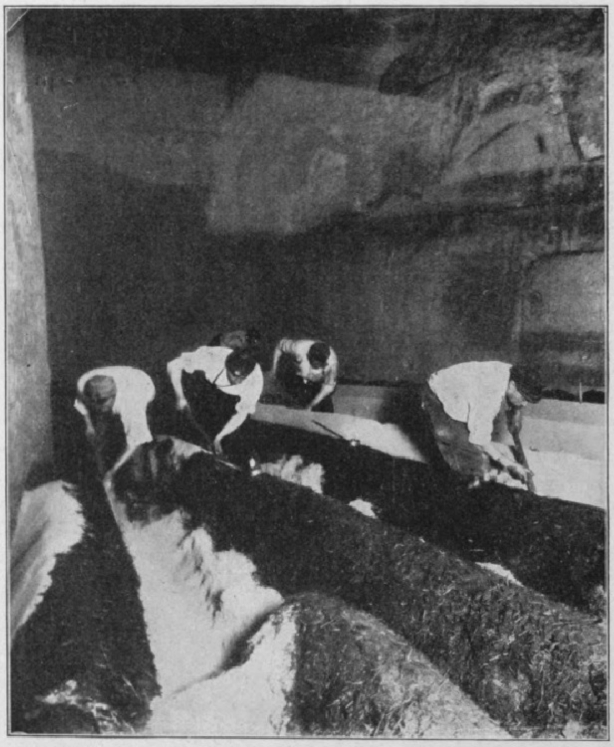
Die größten Champignonzüchtereien sind in Montrouge, Arcueil, Chatillon und in Sceaux.

Früher wurden die langen Gewölbe, die sich unmittelbar unter der Stadt hinziehen, zu diesem Zweck benutzt, aber später zog man die Gänge vor, die sich zwischen St. Germain und Argenteuil gegen den Mont Valérien sowie gegen Romainville und Noisy-le-Sec hin erstrecken. Auch im Tal der Oise und in den Vororten von Creil sind jetzt, infolge der immer besser werdenden Transportverhältnisse, Züchtereien angelegt worden.



Herstellung der Champignonbeete

Bevor die Champignonzucht ihren gegenwärtigen Umfang erreichte, waren die unterirdischen Räume, in denen sich die Mistbeete befanden, so niedrig, daß die Züchter nur kriechend zu ihnen gelangen konnten. Die in neuerer Zeit zu diesem Zweck benutzten Gewölbe sind dagegen meistens sehr geräumig. Für die nötige Ventilation ist durch Luftschachte gesorgt, die oberirdisch in kleinen, viereckigen Türmen endigen, deren absonderlicher Anblick schon manchem vorüberfahrenden Reisenden aufgefallen sein wird. Die Türmchen liegen hier in einem Feld, dort in einem Garten zerstreut; ab und zu steigt ein Dampfwölkchen aus ihnen auf und zerflattert in der Luft. Ihre große Zahl sowie die Verschiedenheit ihrer Lage machen die Sache noch rätselhafter. Sie dienen übrigens nicht nur als Kamine, sondern auch als Ein- und Ausgänge für alle, denen der Weg durch die eigentlichen Pforten zu dieser Unterwelt zu weit ist.



Die Beete werden mit einer Schicht Sand bedeckt

Steigen wir einmal die etwas gebrechliche Leiter, die von dem Ventilationstürmchen in die unteren Regionen führt, hinab. Es ist fast ganz dunkel unten; lange Reihen von Petroleumlampen sind zwar in den Gängen aufgehängt, aber sie spenden nur gerade so viel Licht, als die Gärtner zu ihrer Arbeit brauchen. Die Luft ist warm und feucht und von jenem eigentümlichen Pilzgeruch erfüllt, woran eine feine Nase sofort die Nähe des Champignons erkennt. Bald gewöhnt sich auch das Auge an die Dunkelheit und erblickt die langen aus dem Felsen gehauenen Räume, deren Wände und Wölbungen oft durch große Quaderblöcke gestützt sind. Da liegen nun die Champignonbeete in gleichmäßigen Reihen wie die Furchen eines tief gepflügten Feldes, und bald sehen wir auch, daß die Beete dicht mit kleinen weißen Bällchen übersät sind, die wie winzige Puderquästchen aussehen. Das sind die Champignons, die für den großen Pariser Markt, für die ganze Welt und vielleicht auch für unsern eignen Gaumen gezogen werden.

Welch ein Unterschied zwischen einem gewöhnlichen wilden Champignon und diesem verwöhnten, verhätschelten Franzosenkind! Der wilde Pilz wächst frei unter offenem Himmel auf. Vom Tau gebadet, von der Sonne geküßt, von Blumen und Gräsern umgeben, trinkt er die frische Himmelsluft. Er wächst schnell, wie es ihm eben gefällt, ist sehr vergänglich und öffnet sich wie eine seltsame Blume. Er bleibt manchen Standplätzen immer treu und ist romantisch genug, dem Reigen der Feen zu folgen, dessen Ringe er gern ziert. Und wer kennt nicht das Vergnügen, ihn zu sammeln! Früh morgens, um seiner Beute desto sicherer zu sein, steht der Champignonfreund auf und durchstreift, lange bevor die übrige Welt erwacht, das Land nach seinen duftenden Lieblingen, die er auch noch mit all ihrer Wiesenfrische heimbringt.

Der künstlich gezogene Pilz ist so verzogen und so verhätschelt, daß er, ehe er sich herbeiläßt, durch reichliches Wachstum die aufgewandte Mühe zu belohnen, der sorgfältigsten Pflege bedarf. Wer Champignons züchten will und zunächst als erste Bedingung einen Steinbruch oder auch einen Keller — im Notfalle tut es auch ein dunkler Stall — sein eigen nennt, muß vor allem für reichliches Wasser Sorge tragen, denn wie sein Vetter vom Lande ist auch der kultivierte Champignon ein starker Trinker. Dann muß guter Dung von einem ordentlich gehaltenen Pferdestall herbeigeschafft werden, denn der Pilz ist heikel und launisch, wächst nur, wo es ihm behagt, und zeigt gerade in der Bevorzugung des Pferdedungs entschieden aristokratische Allüren. Auch jetzt würde er sich noch absolut weigern, die Bemühungen des Gärtners zu belohnen, wenn der Dung nicht vorher drei Wochen lang der Luft ausgesetzt und öfters umgeschaufelt worden ist. Erst wenn die Fermentation an einem ganz bestimmten Punkt angelangt ist, wird der so vorbereitete Kulturboden von Männern, die in den Pariser Champignonzüchtereien Monteurs genannt werden, hinuntergetragen und zu langen, schmalen, oben abgerundeten Beeten geformt.

Auf unsrer Abbildung sind diese Männer gerade bei der Zurichtung jener Kinderstuben für die jungen Champignons zu sehen.

Das nächste wichtige Verfahren besteht in dem sogenannten „Spicken“ der Beete mit kleinen Häufchen Pferdedung, in den Champignonsporen gesät worden sind. Das Keimen dieses Myceliums, wie es die Botaniker nennen, wird vorher durch Trockenheit zurückgehalten, beginnt aber alsbald wieder in der neuen, angenehmen Umgebung unter dem Einfluß von Wärme und Feuchtigkeit. Lange feine Fasern kommen nach kurzem aus den Sporen hervor und finden ihren Weg durch das ganze Beet.

Der Erfolg bei der Champignonproduktion hängt also, wie man sieht, völlig von der Kunst und Erfahrung des Züchters ab, der die Bedürfnisse seiner anspruchsvollen Pfleglinge sorgfältig studieren muß. Die größte Schwierigkeit besteht darin, die außerordentliche Menge Sauerstoff, deren die jungen Schwämmchen bedürfen, zu beschaffen und dabei möglichst jeden Temperaturwechsel zu vermeiden, der sie augenblicklich in ihrer Entwicklung hemmen würde, denn sie sind äußerst zart wie alle Produkte einer Ueberkultur. Sobald die Luftzufuhr ungenügend ist, hören die Champignons auf zu wachsen, sie „schmollen“, wie die Fachleute sich ausdrücken, und es braucht viel Zeit



Begießen der jungen Champignons



Ventilationstürmchen

und Mühe, sie nachher wieder vorwärts zu bringen. Aber selbst wenn man den Pilz mit Luft, Wärme, Wasser und allem, was er braucht, versorgt, bleibt das Resultat doch unbefriedigend, wenn man ihn sich selbst überläßt. Er hat nicht das Selbstvertrauen und die Herzhaftigkeit des Feldblätterschwammes und verlangt noch immer eine besondere Behandlung, eine „goptage“, wie es die französischen Züchter nennen, die darin besteht, daß man die Beete, sobald die weißen Köpfchen hervorkommen, mit einer Lage Sand oder gestoßenem Kalkstein bedeckt. Die Arbeiter auf einer unsrer Abbildungen sind eben damit beschäftigt, diese Schicht mit einer Kelle gleichmäßig und sorgfältig aufzulegen.

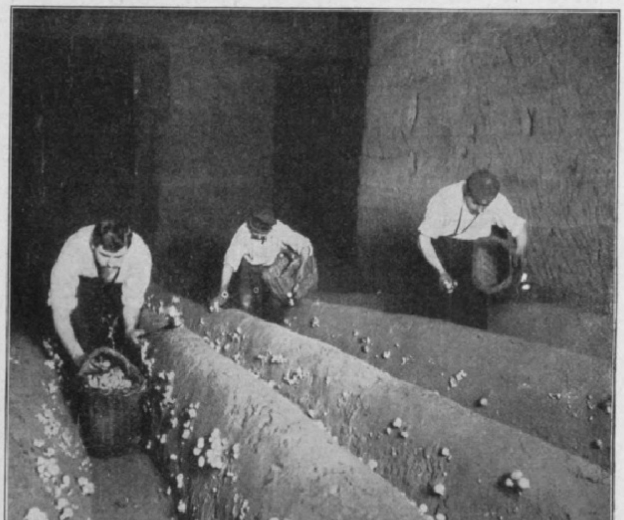
Man hört häufig die Redensart, etwas schieße empor wie ein Pilz über Nacht; für den wilden Champignon mag das gelten, für den kultivierten sicher nicht, denn er braucht 25 bis 30 Tage, bis er die Kalkdecke durchdringt und seine Köpfchen wieder an der Oberfläche sichtbar werden. Ist es endlich so weit, so ist die Ernte allerdings auch sehr reichlich, aber dieselben Pflanzen tragen nur drei Monate lang und auch in dieser Zeit nicht immerwährend. Sobald die Pilze genügend groß und entwickelt sind, gehen die Züchter mit ihren Körben den Beeten entlang und nehmen mit schnellen, geschickten Fingern die für den Verkauf geeigneten heraus. Obgleich sie viel fester als der Wiesenchampignon sind, muß man doch immer noch ziemlich vorsichtig sein, um nicht die Köpfe ohne die Stiele wegzunehmen.

Man unterscheidet hauptsächlich drei Sorten kultivierter Champignons, den weißen, der von den Feinschmeckern hoch gerühmt wird, sehr zart, aber auch sehr vergänglich ist und daher nicht gut verfandt werden kann, den goldgelben, der kräftiger und in jeder Beziehung ergiebiger ist und den man am häufigsten in den Pariser Gemüseläden und den verführerischen Schaufenstern der Restaurants sieht, und den grauen. Dieser letztere, der stark und angenehm duftet und sehr wohlschmeckend ist, wird bald dunkel und unansehnlich und ist deshalb bei den erfahrenen Pariser Marktfrauen nicht so sehr beliebt. Er wird meistens zu Farcen und Saucen verwendet oder auch in Küchen, in denen das Aussehen der Speisen nicht so sehr in Betracht kommt.

Nach zwei, spätestens drei Jahren ist der überkultivierte Champignon so degeneriert, daß die Beete vollständig erneuert werden müssen. Neue Sporen werden aus besonders feinen Pilzen gewonnen, neue Bruten daraus gezogen, und die ganze Arbeit beginnt wieder von vorne.

Zuerst nur begonnen, um die Wünsche einiger Feinschmecker zu befriedigen, die ihren Ehrgeiz darein setzten, bei ihren Diners den Gästen immer diejenigen Delikatessen vorzusetzen, die möglichst außer Saison und daher recht selten und kostbar sind, hat sich die Champignonzüchterei jetzt zu einer ausgedehnten, einträglichen Industrie entwickelt. Denn, mögen die Zeiten gut oder schlecht sein, essen muß der Mensch immer, und so lang es geht, ißt er gern so gut als möglich. Ueber achtzig Steinbruchbesitzer haben jetzt Züchtereien eingerichtet, und auch in den andern französischen Departements verschafft sich das nutzbringende Gewerbe immer mehr Eingang.

Mehr als eine Million Menschen sind bei der Kultur des ausgezeichneten, in einer feinen Küche nahezu unentbehrlichen Pilzes beschäftigt, und die jährlichen Einnahmen, welche die Franzosen daraus ziehen, belaufen sich auf ungefähr 9 600 000 Mark. Was übrigens hier die Franzosen mit Großbetrieben erzielen, läßt sich in bescheidenem Umfange auch in jeder Haushaltung erreichen. Wie eine findige Hausfrau in ihrem kleinen Gärtchen einen Teil der Gemüse für den Tisch der Familie selbst bauen kann, so kann sie auch genau nach den hier angegebenen Vorschriften diese so sehr geschätzte Delikatesse ohne großen Aufwand von Kosten in irgendeinem dunkeln Raume selbst ziehen. Auch hier dürfte der Erfolg die Mühe reichlich belohnen.



Die Ernte

Aphorismen

Nach dem Sturm bleibt die volle Aehre für immer gebeugt; nur die leere richtet sich völlig wieder auf.

*

Wir sind große Verehrer von Mannesstolz und Trotz; aber nicht, wenn er uns begegnet.

*

In einem Buche braucht von der Person des Verfassers nichts andres sichtbar zu sein als — Ehrlichkeit.

*

Der Mensch ist unsterblicher als der Künstler.

*

Wer ist reich? Reich ist derjenige, der immer ein Markstück mehr hat, als er braucht.

*

Eine gute Meinung über deinen Nächsten macht deinem Herzen, eine schlechte deinem Verstand Ehre.

*

Gewiß hat das Gold heute eine ungeheure Macht: aber wir haben sie ihm gegeben.

*

Man muß von einem Stallmeister niemals vermuten, daß er für andres Sinn habe als für Pferde.

*

Anständige Menschen sprechen nicht mit den Augen.

Paul Garin

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

VI

(Fortsetzung)

Ewald Wiskotten lag auf dem Diwan des roten Salons, den Paul auf der Fahrt nach Barmen seinem Bruder Gustav in so behaglichen Farben ausgemalt hatte, und blickte nach der Decke. Ein ganzes, endlos langes Jahr hindurch hatte er sich beunruhigt, aufgescheucht und gejagt gefühlt, keine Stunde hatte ihm von der kommenden erzählt, immer war sein Heil, sein Tisch, sein Dach vom blinden Zufall abhängig gewesen. Zum erstenmal fühlte er sich geborgen und behütet. Behütet! Welch ein warmes Wort das war. Noch wärmer wie das Wort „geborgen“ — —

Nicht denken! Nur die gütige Laune des Schicksals auskosten . . . War sie vorüber, so blieb dem Denken doch ein wiesengrüner Ruhepunkt.

Im Nebenzimmer hörte er Emilie mit den Frühstückstassen hantieren und die Stimmen der Kinder. Im Kauderwelsch plapperten die kleinen Mäuler über ihrer Schokolade, unaufhörlich und ohne den Faden zu verlieren. „Gustav —“ lockte Ewald leise, „Millie — —“

„Onkel Ewald!“ tönte es zweistimmig zurück. Ein Stühlescharren am Tisch, trappelnde Füße, ein Stoß gegen die Tür, und die Kinder balgten sich auf seinem Diwan.

„Ich war zuerst da, Onkel!“

„Ich hab' aber Onkel zuerst einen Kuß gegeben.“

„Jungens küssen nicht.“

„Mama, Mama, der Gustav stuppst mich. Geh doch weg, du eklige Jung'!“

„Du hast dir ja et ganze Gesicht voll Schokolade geschmiert, du fies' Mädchen.“

„Und du hast braune Finger an die Decke gemacht. Au—uh!“

Emilie kam herein. „Guten Morgen, Ewald,“ sagte sie, „gut geschlafen?“ Und sie nahm mit lachendem Kopfschütteln die Kinder beim Kripps und schaffte sie hinaus. „Ihr Schmutzfinken, laßt euch in der Küche abwaschen. Tante Josephine geht einkaufen. Wer sauber ist, darf mit.“

„Bleib mal stehen, Emilie,“ bat Ewald Wiskotten, als die Schwägerin zurückkehrte, „mir fällt da was auf.“

„Machst du Studien an mir? Wenn's mir mal ganz schlecht geht, reicht's vielleicht noch zum Modellstehen.“

„Der Feuerbach hat kein so schönes gehabt und nicht der Makart. Und die verstanden sich wahrhaftig darauf.“

„Ewäldchen, ich glaub', deine Krankheit hat dich liebenswürdiger gemacht.“

„Ist dir das schon zu viel? Na, dann will ich dir nur sagen, daß ich keinem raten möchte, dich als Modell zu benutzen.“

„Bist du eifersüchtig?“

„Nee, ich dachte nur an Gustavs Fäuste. Wo der hinpackt, da wächst kein Gras mehr. Meine Schulter ist noch wie ausgerenkt von seinem Griff im Neandertal.“

„Wer weiß, wofür es gut war, Ewald,“ meinte sie nachdenklich, aber ihre Gedanken waren nicht bei dem Schwager.

„Bitte, beweg dich mal nicht. Schenk mir mal die ganze Ansicht. So — —“

„Was treibst du denn, du komischer Mensch?“

„Ich messe dir ein Kleid an. Oder vielmehr, ich arbeite das deine aus.“

„Aber das ist doch ein Morgenrock und kein Kleid.“

„Morgenrock, das klingt wie Schlumperei. Es sollte nur Hauskleider, Straßenkleider und Gesellschaftskleider geben. Zu Hause müssen die Frauen ebenso schön, wenn nicht noch viel schöner sein als draußen. Dann gehen den Männern plötzlich die Augen auf.“

„Den Männern?“

„Nun natürlich. Die meisten von ihnen, die sich an fremde Frauen hängen, tun es doch nur, weil sie sie nur zu gewissen Stunden, dann aber immer in festlich gestimmten Gewändern sehen. Die eignen kennen sie nachgerade in denselben langweiligen alten Lappen, die ‚im Haus aufgetragen werden müssen‘, zum Ueberdruß. Dort aber, Emilie, wittern sie etwas ganz Neues, Unbekanntes, Anziehendes in der Frau. Etwas, was dem schönen Stil oder dem weichen Faltenwurf des Kleides verwandt ist. Und der Vergleich fällt natürlich zuungunsten der Ehefrauen aus, welche glauben, es sähe keiner, wenn sie sich zu Hause gehen ließen. Der Mann sieht's! Und das ist doch die Hauptsache!“

„Du, Ewald, man könnte meinen, du sprächst aus Erfahrung.“

„Das lehrt mich meine Kunst.“

„Wir sollen also zu Hause verschwenden?“

„Davon spricht kein Mensch. Aber konkurrieren sollt ihr. Das läßt sich mit den kleinsten Mitteln erreichen, wenn ihr nur von der falschen Auffassung des Hauskleides abgeht. Ein bißchen liebevolles Versenken in die Aufgabe, dem Mann immer und zu allen Stunden als die schönste zu erscheinen, die jeder Nebenbuhlerin überlegen ist, meinetwegen auch ein bißchen kokettieren — das besorgen die andern ja auch — und immer für den Mann der Schatz, das Staunenswerte, das Stolzmachende, und damit das immer aufs neue Begehrenswerte sein. Schau, Emilie, mir ist es so, als taxierte der Mann die Frau zuerst nach dem, was sie aus sich macht. Macht sie ein Aschenputtel aus sich, so behandelt er sie eines Tages auch danach, wirbelt sie als Liebhaberin durch das Haus, er liebt mit, und schreitet sie im Gewande der stillen, reinen Königin durch die Räume: er hält den Atem an und dient. Na, nu denk dir mal, sie ist heute so und morgen so, aber immer apart. Heute einen Spitzenkragen, ein andermal ein Kleidchen mit einem feinen Herzausschnitt und mit lustigen bunten Litzen besetzt, oder — nehmen wir einmal dein weißes Gewand.“

„Da bin ich neugierig.“

„Ich hab's. Der Halsausschnitt muß viereckig sein. Nicht tief. Der feste weiche Wollstoff fällt im Empirestil. Um den Halsausschnitt zieht sich eine breite Borte, mattblauer Grund mit silbernen Lilien und halbgeöffneten Tulpenkelchen, und um den Rock, unterhalb des Knies, dieselbe Borte in doppelter Breite. Du, das müßte dich wunderbar kleiden. Und die Firma Gustav Wiskotten Söhne hätte ein neues Muster auf dem Bandstuhl.“

„Aha, also deshalb! Nun verleugnen sich auch in dir die Wiskottens nicht.“

„Nein, deshalb gewiß nicht allein. Obwohl es wahrhaftig Zeit wäre, daß mal ein neuer, künstlerisch veredelter Geschmack in die Fabrikation käme, denn das kleinliche Zeug mit den bunten Pünktchen, Strichelchen und ornamentalischen Kinkerlitzchen ist doch geradezu zum Totlachen. Nein, der Schönheit wegen! Der Normalmensch hält sich doch die längste Zeit seines Lebens in seinem Hause auf. Und deshalb sollte gerade alles im Hause der Schönheit dienen. Weißt du, was ich möcht', Emilie?“

„Du bist ja ein unheimlich gescheiter Mensch. Sprich dich aus, ich lern'.“

„Aber mir keine auf den Mund geben. Ich bin Patient.“

„Du willst doch nichts sagen, was sich nicht gehört?“

„Nee, ich wollt' nur was vom Unterzeug sagen, von Unterröckchen, Hemden und so was.“

„Weißt du, Ewald, da verstehst du nun gar nix von.“

„Ich nicht, aber meine Kunst.“

„Mal du lieber Bilder.“

„Ich entwerfe jetzt Muster, und ich glaub' fast, das kann auch zur Kunst werden. Es kommt darauf an, ob man das scheinbar Kleine von einem großen Gesichtspunkte auffaßt. Was tragen zum Beispiel die Menschen alles unter ihren Kleidern! Man sieht's ja nicht, denken sie. Als ob nicht jedes Ding an sich schön sein müßte. Als ob man nicht im tiefsten Negligé genau so tadellos, genau so schön — wenn nicht noch schöner — aussehen müßte wie in den kostbarsten Gesellschaftsroben, mit denen man fremden Menschen in die Augen sticht, die gar nicht in Betracht kommen. Ich werde jetzt einmal für Gustav Wiskotten Söhne das Entzückendste an Einsätzen, Besätzen und Applikationen für Weißwäsche entwerfen, was meine Phantasie hergibt. Das muß mit Kleiderausputz Hand in Hand gehen. Gib acht, ich schaff' noch alle unglücklichen Ehen aus der Welt.“

„Ewald, du bist ein Kindskopf. Ich versteh' mich selber nicht, daß ich nicht fortgehe.“

„Emilie, wir lösen die soziale Frage.“

Sie machte sich an seinem Kopfkissen zu tun, schüttelte es auf und strich es glatt. Dabei streifte sie mit der Hand seine Wange. Und er drehte den Kopf und küßte andächtig ihre Hand.

„Dummer Junge,“ murmelte sie, aber sie ließ die Hand noch einen Augenblick auf dem Kissen liegen. Es schlug in ihr etwas die Augen auf, das wie Sehnsucht war, die aller Frauen Sehnsucht ist, nach Huldigungen in Blicken und Berührungen, die ihnen sagen, daß sie schön gefunden werden — — —

Schön gefunden werden! Und es danken... Ihr stieg das Blut sonderbar heiß vom Herzen bis in die Wangen. Wie ernsthaft der Junge geplaudert hatte! Von der Schönheitspflege im Hause und an sich, dem Manne zur Freude und sich selbst — sie wollte sich das Wort nicht gestehen — und sich selbst — da klang es in ihrem Innern wie eine schwingende Saite — sich selbst zur Frauenseligkeit. — —

„Emilie —“

Sie schrak auf. Verstört, als wäre sie bei einem Unrecht ertappt worden. Und doch zitterte das Lächeln um ihre Lippen nach.

„Ja, Ewald —?“

„Es wird nun allmählich höchste Zeit, daß ich aufstehe. Ich stehle hier auf meinem Faulenzer dem lieben Gott den Tag ab und lass' mich päppeln wie ein Kind.“

„Ich tu's ja so gern, Ewald.“

„Emilie, weshalb bist du eigentlich hier eine so ganz andre als in Barmen?“

„Bist du nicht auch anders geworden? Man muß nur den Menschen Gelegenheit geben, sich zu entwickeln, auch den Mädchen. Die eigne Erziehung ändert manchmal viel an dem, was man von Hause aus als Rührnichtan mitbekommen hat.“

„Was Vater und Mutter bekömmlich ist, schafft Sohn und Tochter Magenweh.“

„Ewald, an dir ist doch ein Pastor verloren gegangen.“

„Das kommt vom langen Liegen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Zum Mittag steh' ich auf.“

„Wenn du mir eins versprichst. Nicht auszukneifen!“

„Nein,“ sagte er treuherzig, „ich verlass' dich nicht. Auf mich kannst du zählen.“

„Glaubst du, daß — daß — Paul wiederkommt?“

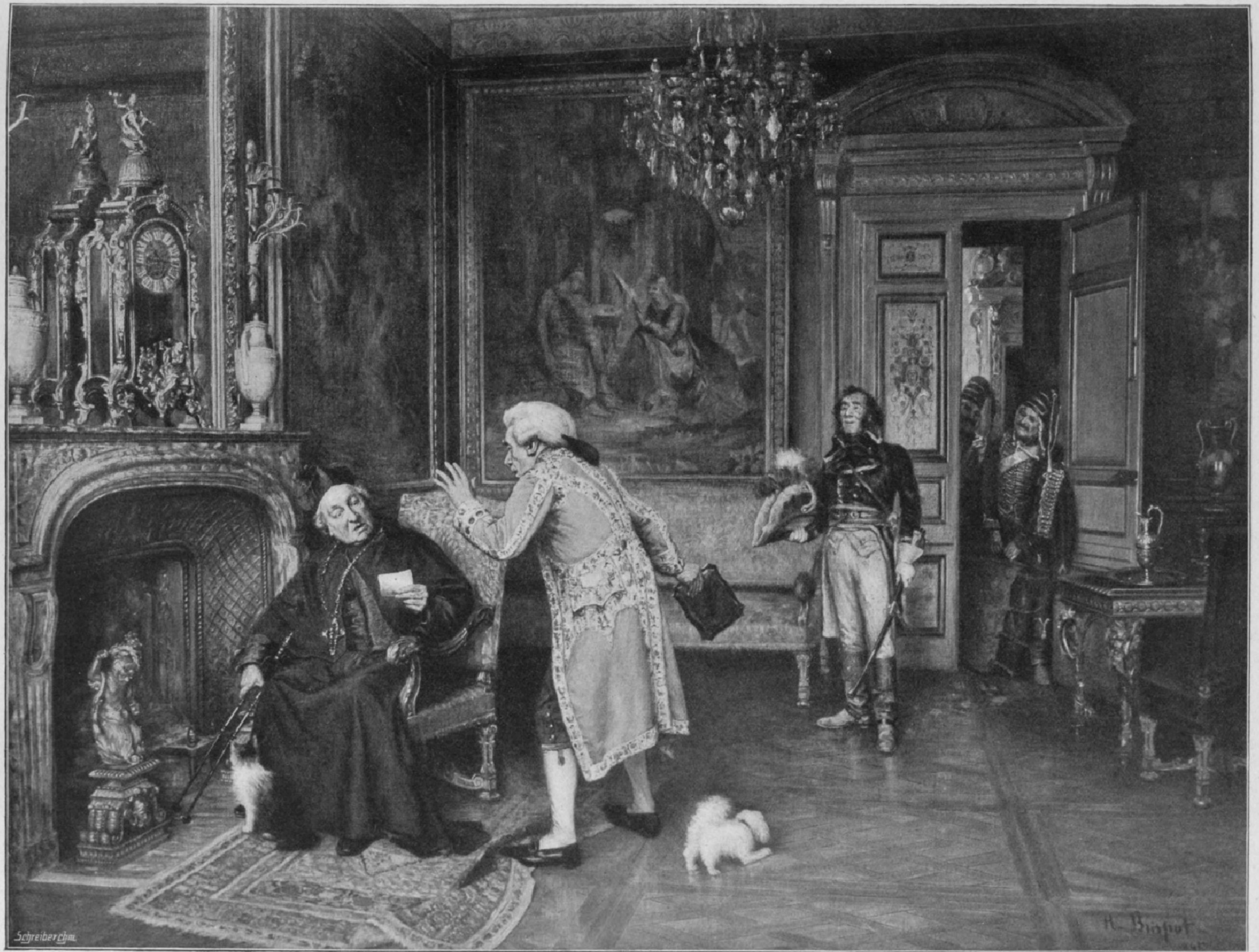
„Zum Sonntag sicher. Das ist ein prächtiger Kerl. Hättest nur sehen sollen, wie der sich freute, als er an meinem Bett saß und ich ihm von meinen Ideen für ganz neuartige Musterentwürfe erzählte, die eine moderne Aera einleiten sollen. Der wird der moderne Fabrikant. Früher hab' ich ihn einmal ausgelacht, als er mir erklären wollte, daß in jedem Fabrikanten ein Stück Künstler stecken müßte. Heute begreif' ich's. Die Welt bleibt eben nicht stehen. Und Angebot und Forderungen steigern sich mit dem Fortschritt.“

„Steckt auch in — Gustav ein Stück Künstler?“

„Ein Arbeitskünstler! Das ist Nummer eins! Ohne die Nummer helfen die schönsten Entwürfe nichts.“

„Weißt du — weshalb er dich gestern — nicht besucht hat?“

„Paul sagte, er wäre zu Zinters gegangen, um meine Schulden zu bezahlen. Ich war zuerst wütend über diese Einmischung. Aber wie ich nachher hörte, daß sie ja auch meine Muster in der Fabrik benutzen, war's mir recht. Außerdem —“



Aus dem diesjährigen Pariser Salon: Einquartierung. Nach dem Gemälde von H. Brispot

„Außerdem?"

Er lachte ein verlegenes Knabenlachen. „Ach nix. Ich freu' mich nur, daß die Zinters mal unsern Gustav zu Gesicht bekommen haben. Der wird ihnen schon Respekt vor dem Namen Wiskotten einbleuen. Besonders der koketten schwarzen Katze." Und sein Gesicht wurde grimmig.

„Was ist denn das für eine schwarze Katze?"

„Das Gretchen Zinters. Ich sprech' nicht gern davon. Hör mal, Emilie, sag der Anna Kölsch nix darüber. Ich lass' mich nicht gern auslachen. Von der mal gar nicht."

„War denn das Gretchen deine Flamme, du großer Junge?"

„Ein ganz schlaues, berechnendes Geschöpf ist sie. Die große Dame möcht' sie spielen, deshalb tut sie schön. Und ich bin darauf hereingefallen."

„Also einen Korb hast du schon weg?"

Er bewegte sich unruhig unter seiner Decke. Der Jünglingshochmut stieg ihm in den Kopf und färbte seine Stirn. „Korb! Das fragt sich doch sehr. Wenn sich so ein Ding hat abküssen lassen, als müßt' die Politur herunter, und sagt mit einemmal, von heut an dank' ich, nur weil der andre mit dem Geld auf dem Trockenen sitzt: das ist doch wohl kein Korb?"

„So einer also bist du?" sagte Emilie Wiskotten. „Da sollte man ja sich schleunigst von dir zurückziehen." Aber sie zog sich doch einen Stuhl heran und ließ sich neben dem Diwan nieder. „Und der soll Gustav Respekt einbleuen?"

„Ich hoffe, daß er's getan hat."

„Und wenn sie auch mit ihm kokettiert? Ist ihr das zuzutrauen?"

„Der trau' ich zu, daß sie sich selbst an den Papst heranmacht."

„Der Papst ist Gustav nun gerade nicht — —," meinte sie und zog die Stirn zusammen.

„Nein, aber der Gustav Wiskotten ist er."

„Kann der keine Dummheiten machen?"

„Die erscheinen aber doch, an seiner Tüchtigkeit gemessen, so klein, daß man sie übersieht."

„Wenn sie ihn aber auch geküßt hat? Er kann doch vielleicht — hastig getrunken haben?"

„Du, dann nimmt er zu Haus die Zahnbürste."

„Ist das so sicher — —?"

„Denk doch nur daran, was er für eine Wut hatte, als er mich unter den Chausseearbeitern entdeckte. Weil er Angst hatte, ich hätte mich verplempert. Und fürs Verplempern ist der Gustav nie zu haben gewesen. Mal 'ne tüchtige Kneiperei, daß es dampfte, oder eine Rauferei wie damals in der Fabrik — dann aber: Kopf frei und alles beim alten, alles an seinen Platz!"

Sie träumte vor sich hin und antwortete nicht. Da war dieser junge Ewald. Und so jung er war, er hatte schon sein Abenteuer hinter sich. Und blieb doch der frische, stolze Bursche. Sollte das die unabweisbare Jugend der Männer sein? Das naturgemäße Stück Wildheit und Piratentum, aus dem die stärkste Kultur sich entwickelt? Edler Wein aus heißem Most? An diesem Most, diesem Ewald, verstand sie es doch so gut? Und bei Gustav hatte sich ihre Barmer Mädchenerziehung vom ersten Tage an dagegen gesträubt, die unbekümmerte, unabweisbare Jugend des Mannes in ihm zu verstehen. Zwei Jahre nur war er älter gewesen als dieser große Junge da, am Tage ihrer Hochzeit. Und sie hatte jahraus, jahrein jedem jugendlichen Braus in ihm eine Szene entgegengesetzt. Bis er kopfscheu geworden war und seine durstigen Augen auf fremde Weiden schickte . . . War da nun sein Vergehen das größere, oder — das ihre — —? Und es wollte ihr nicht aus dem Ohr, was der Ewald vorhin von den „Dummheiten" gesagt hatte — „Die erscheinen doch, an seiner Tüchtigkeit gemessen, so klein, daß man sie übersieht." Das war der Gesichtspunkt, der ihr gefehlt hatte. Sie strengte sich an, sich die Reihe seiner Vergehungen, die sie immer bis aufs Blut gereizt hatten, ins Gedächtnis zu rufen. Aber sie kamen nicht. Nur der Mann stand vor ihr, der kraftvolle, energische Mann, der den Willen besaß, mit steifem Nacken durch das Leben zu schreiten und die Bahn freizumachen für alles, was zu seiner Sippe gehörte. Und langsam, während sie die Scham in den Wangen klopfen fühlte, rang sich in ihr die Erkenntnis durch, daß es Männer gäbe, denen gegenüber kleinliches Nergeln und Wägen ein Verbrechen an ihrer Persönlichkeit, ein Diebstahl an ihrem Leben sei. ‚Herrgott,' dachte sie zitternd, als hätte sie ein Moor passiert und erkenne, jetzt



Blick auf den Ukleisee in der Holsteinischen Schweiz

erst, schaudernd die überstandene Gefahr, ‚die Einsicht hat sich mit einem halben Jahr unsrer Jugend bezahlen lassen.'

„Emilie?" vernahm sie neben sich die Stimme Ewalds.

„Ja?" fragte sie und schüttelte den Kopf, als wollte sie sich von umherschwirrenden Gedanken befreien.

„Also das hast du mir versprochen. Der Anna Kölsch kein Wort!"

Sie erhob sich und strich ihm über das Haar. Das hatte sie früher nicht gekonnt. Nicht bei ihrem Manne. „Magst du sie so wenig leiden?"

„Leiden? Das schon. Aber sie hat so was in ihren Augen, das kann ich nicht vertragen?"

„Was denn?"

„So was — Jungfrauenhaftes."

„Schäm dich — Ewald."

„Nun soll ich mich auf einmal schämen! Warum denn? Ich mein' doch damit keine Entweihung? Von der himmlischen Jungfrau ist sie beinah so weit entfernt wie der Gustav vom Papst. Gott sei Dank! Betschwestern sind nun mal gar nicht mein Fall. Wenn ich sage ‚Jungfrauenhaftes', so versteh' ich darunter so etwas Reines, Großes. So eine reine Freude und so eine große Aufopferungsfähigkeit. Weißt du, die bleibt Mädchen, und wenn sie Großmutter geworden ist."

„Und das," fragte Emilie und staunte über das natürliche Empfindungsvermögen dieses jungen Blutes, „das verträgst du nicht?"

„Ich komm' mir immer so verwahrlost neben ihr vor. So recht wie ein Junge, der in der Pfütze herumspringt und den Mädchen die weißen Kleider vollspritzt. Ein Mann soll sich aber einer Frau gegenüber nicht verwahrlost vorkommen. Das steht nicht im richtigen Verhältnis."

„So ändre es doch. Das liegt doch nur an dir. Ein rechter Mann muß doch auch seine Fehler einsehen können." — —

Um die Mittagszeit ließ sich Ewald Wiskotten nicht mehr halten. „Ich bin doch keine Dame des Rokoko, die im Bett empfängt. Ich muß in die Beinkleider."

„Schön sind sie nicht."

„Ich werde mir nach Tisch einen fertigen Anzug kaufen."

„Hast du Geld?"

„Nein, aber du! Vor dir geniere ich mich auch nicht ein bißchen mehr."

Emilie Wiskotten lachte: „Ist das wieder eins deiner Komplimente?"

„Ich schaue mir die Menschen, die ich anpumpe, sehr genau auf ihre Qualitäten an."

„Ob sie es auch nicht zurückfordern? Ich werde mich also der Ehre gewachsen zeigen müssen."

Bei Tisch saß Ewald Wiskotten zwischen den Kindern, die ihm aufgeregt vom Rhein erzählten. Er ließ sich nicht nötigen und schlug eine brave Klinge. Bis er die Augen des alten Fräuleins voll Verwunderung auf sich haften fühlte. Da sank ihm langsam der Arm...

Als er nachmittags das Kleidergeschäft verließ, in einem blauen Cheviotanzug, schwarzen Hut und blanken Stiefeln, fühlte er sich befähigter, den erschrockenen Blick des alten Fräuleins zu ertragen. Ohne sich in der Stadt aufzuhalten, kehrte er nach der Gartenstraße zurück. Er fand Emilie im Salon. Anna Kölsch war angekommen.

Sein erster Impuls war, umzukehren. Aber man hatte schon seine Anwesenheit bemerkt. Da nahm er sich zusammen, schritt knarrend über den Teppich und sagte dem Mädchen einen steifen Dank.

„Bildschön siehst du aus, Ewald," bewunderte ihn Emilie und ließ die beiden allein, um den Kaffeetisch zu besorgen.

(Fortsetzung folgt)

Im Glanz der Ferne

Ich lass' dich nur, weil meine Liebe
Dich allzu hoch und heilig liebt.
Damit dein Bild sich niemals trübe,
Hab' ich mein Herz zu Tod' betrübt.

Erfüllt, wird jedes Glück geringe
Und zeigt die Grenzen seiner Kraft.
Ich aber will die Adlerschwinge
Der grenzenlosen Leidenschaft.

Wie könntest du mein Höchstes bleiben,
Wirst du in allen Tiefen mein?
Wir würden uns im Alltagstreiben
Zu nah für so viel Liebe sein.

Fern aber wirst du mich umschweben
In Knospenmystik ewig schön,
Und wandernd bleib' in schönerm Leben
Auch ich vor deiner Seele stehn! — —

Georg Busse-Palma



Holsteiner Bauer

In der Holsteinischen Schweiz

Von

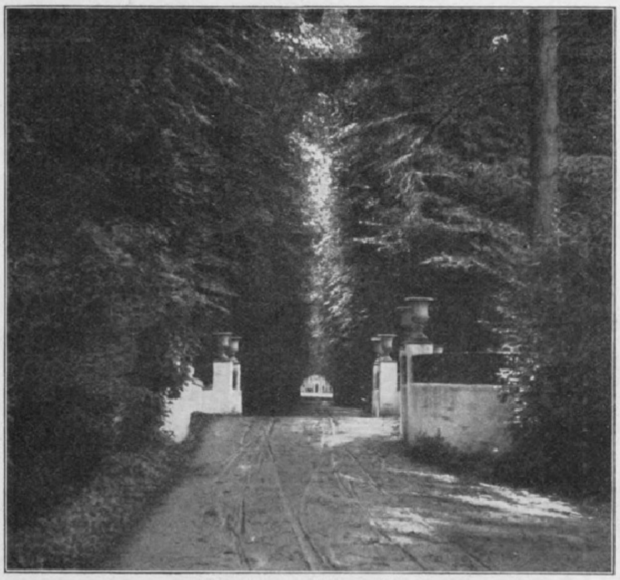
J. W. Scheer

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wenige freie Tage hatte ich vor mir, und nun galt es, um jeden Preis das herrliche Frühlingswetter auszunutzen. Bald trug mich der Zug hinaus aus der alten Hansastadt; Akten und Bücher blieben hinter mir auf dem Schreibtisch, und vor meiner Seele gaukelten leuchtende Bilder von herrlichen grünen Wäldern und blauen Seen. Mein Sinn stand nach dem östlichen Holstein, jenem herrlichen Fleck Erde, den man — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — die holsteinische Schweiz genannt hat. Nur mein Rad, und als Gepäck der wasserdichte Rucksack mit dem Allernötigsten, begleiten mich auf meiner Tour. Schon liegt der wenig schöne und rußige Bahnhof von Neumünster hinter mir, und durch saftige Wiesen, vorbei an herrlichen Buchen, saust der Zug. Da tauchen auch schon die ersten spiegelblanken Seen auf, aus denen dies schöne Land wie aus ernsten Augen still und träumerisch gen Himmel blickt.

Bahnhof Ascheberg! Ich steige aus, schnell ist mein Stahlroß ausparkiert, und gemächlich fahre ich unter einer duftenden Lindenallee nach dem Gasthof Schwiddeldei, der am Eingang des Ascheberger Parks liegt! Nach einem kurzen Imbiß mache ich mich zu Fuß auf den Weg nach dem Park.

Wie das Dach eines herrlichen Domes wölben sich die Zweige einer Kastanienallee über dem breiten Fahrweg, der zum Ascheberger Schloß führt. Das von Glyzinien dicht umwucherte ehrwürdige Haus liegt mit seiner Hauptfassade nach dem See zu. Ringsherum zieht sich ein breiter Wassergraben, wie um eine Festung; es ist wohl möglich, daß es die Altvorderen der jetzigen Besitzer von Ascheberg häufig vor dem Ansturm trotziger Feinde bewahrt hat. Jetzt überzieht ihn ein Teppich von Mummeln und blühenden Wasserpflanzen. Wie ich so stehe und das kleine Märchenschloß betrachte, schreitet rüstig die große Freitreppe herab ein alter würdiger Herr. Hier und da schneidet er einen Zweig im Garten weg, biegt einen Stock zurecht und kommt so langsam dem Eingang, vor dem ich stehe, näher. Da sprengen die lange Allee zwei Reiter im gestreckten Galopp heran; jugendliche, kräftige Gestalten, mit bunten Mützen auf dem Kopf. „Großvater!“ ruft der eine von weitem. Schon sind sie am Portal, springen gewandt aus dem Sattel und begrüßen ehrerbietig den alten Herrn. Lächelnd hört der alte Herr dem Erzählen der beiden zu. Er wendet sich in ihrer Mitte langsam nach dem Stalle hin, während die beiden die dampfenden Pferde am Zügel nach sich ziehen. Das ist ein Bild, wie man es häufiger auf jenem Boden sehen kann, zu dem es in seiner Innigkeit und Einfachheit so gut paßt. Wie ich weiter in den schattigen Park hineinschlendere, muß ich immer wieder beim Anblick der alten knorrigen Eichen und des jungen kräftigen Baumwuchses an die drei denken! Kräftiger, urdeutscher Boden ist das Holstenland, und deutsche Kraft ist es, die Bäume wie Menschen aus dem mütterlichen Boden saugen.



Einfahrt zum Schloß Ascheberg

Immer neue Bilder entdeckt das staunende Auge in der beinahe einstündigen Wanderung durch den schattigen Park. Bald ist es ein Ausblick über den leicht bewegten See, über dessen Fläche sich im graziösen Fluge die Möwen tummeln, bald ist es eine Gruppe alter Baumriesen, die uns fesselt; bald fragt man sich erstaunt, ob nicht irgendein Wunder plötzlich eine Stelle des fernen Italien hierher gezaubert habe! Aber nichts ist gekünstelt, nichts gemacht; überall atmen die wechselvollen Bilder der Natur Kraft und Gesundheit! —

Mit Widerstreben trenne ich mich von dem schönen Park; aber ich muß weiter, wenn ich meine drei freien Tage ausnutzen will. Auf einer festen holsteinischen Chaussee, die sich zwischen Seen, Wiesen und wohlbestellten Feldern hinzieht, fahre ich auf meinem Rade dem Städtchen Plön entgegen. Langsam komme ich nur vorwärts; immer wieder muß ich halten, um die Ausblicke über den See zurück nach dem Ascheberger Park zu genießen. Und jetzt steigt auch das Plöner Schloß vor mir aus der grünen Landschaft auf und blickt mit seinen weißen Mauern stolz über Seen und Wälder. Am kleinen Plöner See vorbei geht die Fahrt in das schmucke Städtchen hinein, dessen rosenumwachsene Häuser mich beim ersten Anblick anheimeln. Ueber dem ganzen Lande liegt diese freundliche idyllische Stimmung, die wir aus Voßens „Luise“ kennen. Patriarchalisch empfängt mich der „freundliche Wirt“ im Hotel und weist mir einen Platz im Garten, der direkt an den kleinen Plöner See stößt, an. Ein herrlicher Platz! Vor mir liegt der schilfumwachsene, spiegelglatte See; am andern Ufer steigen sanft reich bestandene und waldige Höhen an. Langsam versinkt im Westen der rote Sonnenball, und seine Glut spiegelt sich im Wasser. Es schimmert in magischem Glanz, und acht Schwäne, die in majestätischer Ruhe vorübergleiten, ziehen silberne Furchen auf der glatten Oberfläche. Aus der Höhe tönt ab und zu ein schriller Möwenschrei; sonst Stille, Stille ringsumher. Manchmal rauscht die Welle am Ufer etwas lauter auf, wenn der Ruderschlag irgendeines Bootes das Wasser in Aufruhr gebracht hat. Aber bald verstummt es wieder, und mir ist, als hörte ich nur den immer leiser und stiller werdenden Odem der Mutter Erde, die langsam einschlummert.



Baumgruppen im Park von Ascheberg mit Blick auf den Plöner See

Der nächste Morgen führt mich in den Plöner Schloßpark. Es ist noch früh am Tage; die Sonne steht über dem östlichen Teile des großen Plöner Sees und wirft ihre funkelnden Strahlen über seine leicht gekräuselten Fluten. Still ist's noch im Park. Am Prinzenhaus, der Wohnstätte der drei jüngsten kaiserlichen Prinzen, führt der Weg hinein in die Wasserallee, von wo man einen weiten Blick über den großen See, eine der imposantesten Wasserflächen Norddeutschlands, genießt. Die herrliche Lindenallee steht in voller Blüte, ein betäubender Duft steigt aus ihren Kronen. Die Blätter rauschen leise im Wind, aber ihr Rauschen wird übertönt von dem Summen vieler Millionen von Bienen, die geschäftig ihrer Arbeit nachgehen. Auf dem Stern, einer kleinen Anhöhe im Park, von der man nach allen Seiten hin Ausblicke auf den See hat, halte ich Rast.

Bald darauf schlendere ich am See entlang auf einem lauschigen Weg, der zwischen Weiden und Ulmen hinführt, langsam zurück. In den Zweigen zwitschern die Vögel ihr Morgenlied. An einer breiteren Stelle des Weges ist ein Altan hinausgebaut, die

Kanzel, von der man einen weiten Blick über den ganzen See hat. Links schimmert das weiße Schloß durch die Lindenbäume, darunter streckt sich die Stadt mit ihren roten Ziegeldächern hin. Vor dem waldartig ansteigenden Park liegt die kaiserliche Haltestelle, die im norwegischen Stil erbaut ist. Vom gegenüberliegenden Ufer stoßen mehrere weiße Boote ab. Wie ich genauer hinblicke, entdecke ich, daß die Insassen lauter Kadetten sind. Es ist eine Lust zu sehen, wie sie mit kräftigem Ruderschlage auf den See hinausstreben. Beim Weiterschreiten stoße ich denn auch bald auf den sogenannten Kadettenhafen, in dem wohl zehn schlanke weiße Marineboote liegen. Der Weg zum Schloß führt am großen Spielplatz der Kadetten vorbei. Man nennt ihn die Reitbahn; den Namen hat er aus der Zeit, in der die Ritter der Herzoge von Plön-Holstein sich im Turnier tummelten. Heute tummeln sich hier im fröhlichen Spiel die Plöner Kadetten. Ein erbitterter Fußballkampf wird gerade, als ich vorbeischreite, ausgefochten. Eben fliegt der Ball durchs Ziel, und ein markerschütterndes „Partie!“ tönt über den großen Platz.

Bald aber muß ich mich von der kleinen Prinzenresidenz trennen, und mein Stahlroß trägt mich dem benachbarten Gremsmühlen zu. Der Weg führt durch echte holsteinische Dörfer, mit den alten strohgedeckten Bauernhäusern. Auf manchem hat

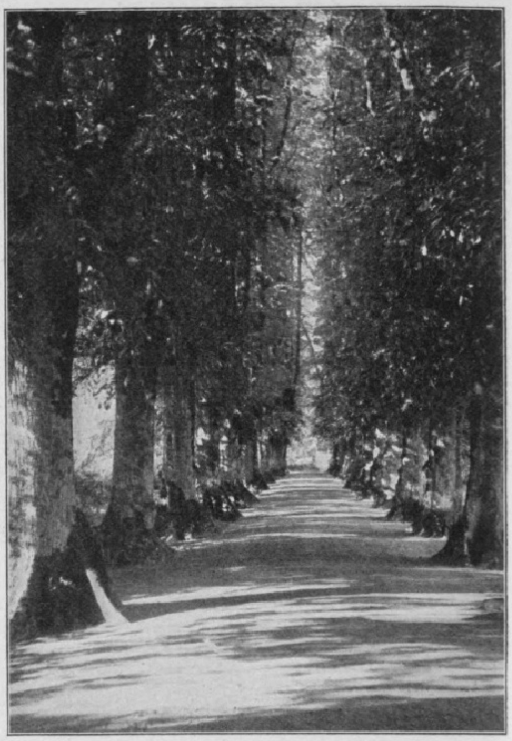


Blick auf Plön

Gevatter Storch seine Residenz aufgeschlagen. Eine Stunde etwa vor dem am Diekſee gelegenen Gremsmühlen führt der Weg durch einen herrlichen Laubwald, den Holm. Mächtige alte Buchenriesen wölben ein herrliches Laubdach über den Weg; während auf der rechten Seite des Weges die letzten Höhen des Uralbaltischen Höhenzuges sanft ansteigen, breitet sich links der malerische Diekſee aus. Immer wieder hat man Ausblicke auf das freundliche Gremsmühlen. Die Fenster der schloßartigen Villen mit ihren offenen Balkonen und Veranden glitzern im Sonnenschein. Bald mache ich im Hotel Diekſee Rast; von einer behaglich ausgestatteten Veranda hat man einen freien Blick über den bewegten Wasserspiegel. Die Wellen jagen ihre Spritzer bis weit in den breiten Weg hinein, der vor dem Hotel entlang führt, und die Segelboote, die draußen liegen, kämpfen tüchtig mit den Wogen. Einen herrlichen Platz habe ich mir zur Rast ausgesucht. Die Verpflegung ist vortrefflich; die kleinen blauen Schleien, die mir vorgesetzt werden, sind mindestens ebenso gut wie die besten Bachforellen. Da die Mittagshitze ziemlich stark ist, dehne ich meine Rast bis zum späten Nachmittag aus und fahre erst gegen Abend am Kellersee entlang nach der „Holsteinischen Schweiz“. Die Holsteinische Schweiz ist ein großes Hotel, das an einem hohen Ufer des Kellersees liegt und einen freien Blick über diesen herrlichen See gewährt. Ganz in der Ferne sieht man auf dem andern Ufer den Kirchturm von Eutin herüberragen. Ein kühles Bad in dem blauen See erfrischt mich für den nächsten Tag. Die Abendstunden verbringe ich auf dem Balkon meines Zimmers; der Mond steht hoch über dem herrlichen Wasser, und die Fluten glitzern und gleißen wie in feurigem Golde.

Der letzte Morgen meiner freien Tage führt mich über Sielbeck zum Ukleisee. Viel hatte ich mir erzählen lassen von seiner Schönheit, aber meine Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Tief im Walde versteckt liegt dieses schönste blaue Auge Holsteins. Ein Kranz von Hügeln, der von herrlichem Buchen- und Eichwald bestanden ist, umgibt ihn. In seinen Buchten schwimmen Hunderte von weißen Wasserrosen, und langsam streichen Schwäne über das Märchenwasser dahin. Wohl eine Stunde lang sitze ich einsam unter den Baumriesen am Ufer, fern von allem Menschengetriebe, und lausche in tiefer Andacht nur dem Flüstern der Bäume und dem leisen Wellenschlag des Wassers. Wenn plötzlich Nixen aus seinem Grunde auftauchen und ein märchenhaftes Lied erklingen lassen würden, mich sollt's nicht wundern! Langsam schlendere ich den breiten, bequemen Weg, der um den ganzen See herumführt, entlang bis zum Forsthaus Uklei. Durch einen künstlich geschaffenen Durchblick hat man den blanken Spiegel des Sees immer vor Augen, und über uns wölbt sich der schönste deutsche Hochwald mit seinen mächtigen Kronen. Allmählich ist es Mittag geworden, und da ich nachmittags von Eutin meine Heimfahrt antreten muß, so heißt es nun Abschied nehmen von diesem herrlichen Fleck Erde. Am Gasthof Uklei vorbei geht es zur Haltestelle des Dampfers, der den Namen „Johann Maria von Weber“ trägt. Der Komponist des „Freischütz“ war ein Eutiner Kind. Diese Fahrt über den herrlichen Kellersee ist ein schöner Abschluß meines Ausfluges, und die waldigen Ufer des Sees bieten mir mit ihren weißen Villen den letzten Gruß.

Das schmucke Städtchen Eutin mit seinen mannigfachen literarischen Erinnerungen kann ich nur durcheilen, dem ehrwürdigen Haus, in dem einst der Dichter der „Luise“ gewohnt hat, entbiete ich im Vorüberfahren einen flüchtigen Gruß, und bald bringt mich der Zug über Lübeck wieder in die rauschende Großstadt.



Wasserallee im Plöner Schloßpark

Leuchtkäfer

Von

C. Alberts

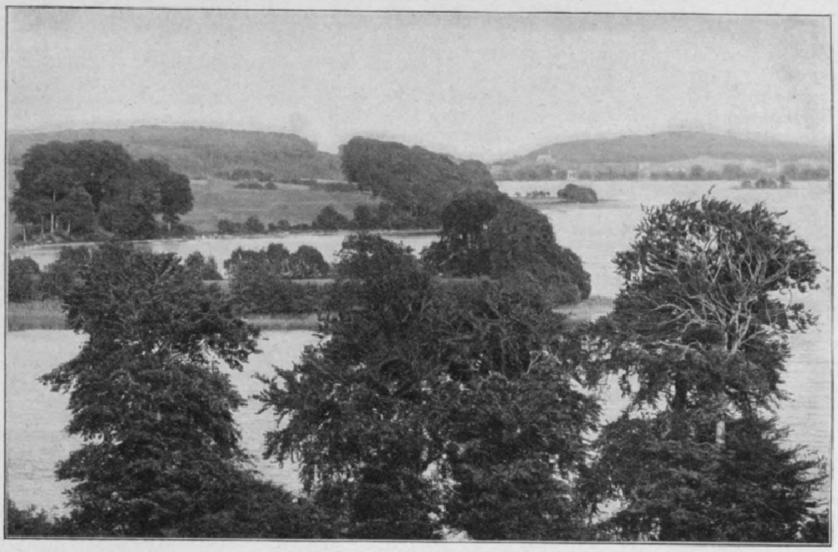
Wer wäre nicht schon an einem schönen warmen Sommerabend, auf einem stimmungsvollen Spaziergang oder aus einer frohen Gesellschaft nach Hause zurückkehrend, an einer dunkeln Stelle der Garten- oder Parkanlagen durch einen märchenhaft leuchtenden Funken überrascht worden, der bald wie festgebannt an einem Punkte zu beharren scheint, bald pfeilgeschwind vorwärts schießt oder seine leuchtende Linie nach allen Richtungen durch die weiche Sommerluft zu ziehen scheint. Es ist uns nicht mehr zweifelhaft, daß der leuchtende Funke von einem kleinen, kaum zentimeterlangen dunkeln Käfer ausgeht, dem ebenfalls nur ein kurzlebiges frohes Dasein in der Zeit des Mitsommers beschieden ist. Sucht man dort, wo die Tierchen



Holsteiner Bauerndorf

fliegen, am Boden, unter Gras und Gesträuch, so findet man meist ohne viele Schwierigkeit größere, plumpe, larvenähnliche Wesen, sogenannte „Glühwürmchen“, die Gattinnen der Käfer, die nicht fliegen, sondern bloß kriechen. Gelingt es uns, in Besitz beider Formen zu gelangen, so sind wir erstaunt über die Verschiedenheit ihrer Erscheinung. Das Männchen trägt einen braunen, vorn durchsichtigen Nackenschild, unter dem die großen, glänzend violetten Augen bald nach vorn, bald rückwärts zu blicken scheinen. Ueber dem Bruststück läßt es bei einer Bewegung des Kopfes ein weißgelbes Hälschen sehen. Die kurzen braunen Flügel sind nicht hart und hornig wie bei der übrigen Käferwelt, sondern zart wie ein Gewebe von Seidenfäden. An den zwei letzten Segmenten der Bauchseite aber sitzt je ein schwefelgelbes Oval — der Leuchtapparat, bestehend aus zwei übereinanderliegenden Zellschichten, von denen die äußere leuchtet, während die innere, deren Zellen mit Kristallen von harnsaurem Ammoniak gefüllt sind, als Reflektor dient.

Die schon erwähnten Weibchen haben von den verkümmerten Flügeldecken nur zwei Schüppchen, hinter dem Halsschild, gerettet; die Augen sind bedeutend kleiner als beim Männchen und das rote Hälschen zurückziehbar. Dagegen läßt ein solches Wesen an seiner hinteren, wachsgelben Bauchseite nicht weniger als sechs Leuchtorgane erkennen, deren Strahlung so intensiv ist, daß sie selbst durch



Gremsmühlen am Diekſee

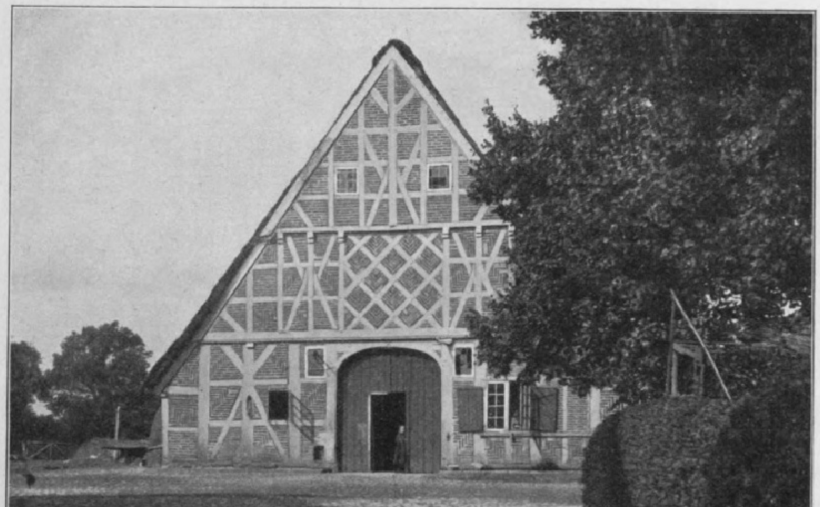


Eine holsteiner Viehkoppel

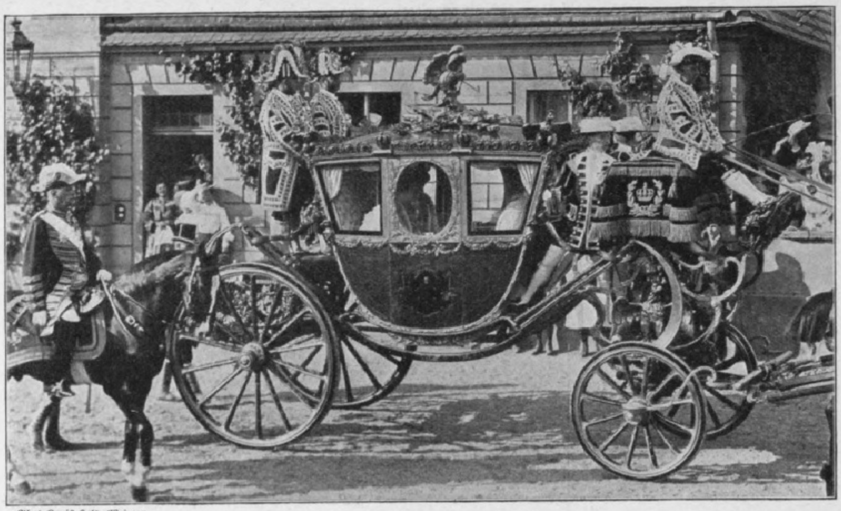
Kupferaluminium hindurch eine Wirkung auf die photographische Platte ausübt; ja, man kann in unmittelbarer Nähe noch dabei lesen, während das Licht selbst noch in einer Entfernung von 150 bis 200 Metern erkennbar ist. Trotz alledem dürfte den Preis der Schönheit, nach menschlichem Geschmack, wie fast im gesamten Tierreich — Schopenhauer will sogar den Menschen nicht davon ausgenommen wissen — so auch hier das Männchen davontragen.

In Deutschland kennen wir zwei Arten von Leuchtkäfern, eine größere (Lampyris splendidula) und eine kleinere (L. noctiluca), welche letztere sich durch zwei hellschimmernde Flecke auf dem Halsschilde auszeichnet. Die leuchtende Eigenschaft kommt übrigens nicht nur den Erwachsenen beiderlei Geschlechts, sondern auch den Larven (sogenannter „Feuerwurm“) und sogar den Eiern, und zwar schon im mütterlichen Körper zu. Fügen wir hier gleich noch die interessante Tatsache hinzu, daß die Larven auch mit einem bewundernswerten Reinigungsapparat versehen sind, einer besonderen Art knorpeliger Fühler, mit denen sie jede auf ihrem Körper haftende Unreinlichkeit, namentlich den Schleim der ihnen zur Nahrung dienenden Schnecken, sorgsam auffaugen und sie dann im Grase abwischen.

Wenn wir nun zur Untersuchung der lichtentwickelnden Organe übergehen, so müssen wir von vornherein leider gestehen, daß man bis heute noch nicht viel mehr in dieser Richtung zutage gefördert hat als Widerlegungen der Meinungen und Theorien unsrer Vorgänger. Immerhin haben unausgesetzte Untersuchungen und Erfahrungen wenigstens folgende Tatsache festgestellt: Mäßige Wärme mit Feuchtigkeit begünstigt, ja bedingt geradezu das Leuchten; Wasser, Oele, Fette, Chlor und so weiter bringen das Licht gänzlich oder teilweise zum Verlöschen; scharf reizende Dünste, wie Schwefel- und Salpetersäure, regen anfangs zu stärkerem Glanze an, wirken dann aber tödlich. Ein Einfluß des Willens auf das Leuchten oder Erlöschen scheint ausgeschlossen; das anscheinend plötzliche Verdunkeln des Lichtes hat wohl stets darin seinen Grund, daß die Tiere bei stärkerer Erschütterung oder Bedrohung sich auf den Boden fallen lassen, wo die nach unten gekehrten Leuchtorgane verschwinden, die auch bei andern Gelegenheiten, wie zum Beispiel beim Anfassen des Tieres, durch Einkrümmung des Hinterleibes sich der Wahrnehmung entziehen, beim Auffliegen aber wieder sichtbar werden. Im übrigen ist das Leuchten nur auf einige Abendstunden beschränkt und läßt sich bei Tage, auch im verdunkelten Zimmer, nicht hervorrufen. Trägt man abends einige Weibchen, etwa in einer Flasche, ins Freie, so kommen die Männchen bald von allen Seiten und schwirren gegen die Flasche. Fängt man nun ein paar der letzteren und setzt sie zu den Weibchen, so erstrahlen diese alsbald in ungewöhnlich intensivem Licht, was jeden Zweifel bezüglich des Hauptzweckes der Leuchtorgane als eines Erkennungs- beziehungsweise geschlechtlichen Anziehungsmittels beheben wird. Einige Forscher freilich wollen das Leuchten vielmehr als Schreckmittel betrachtet wissen.



Holsteiner Bauernhaus



Phot. Louis Held, Weimar

Vom Einzug der Braut des Kronprinzen in Berlin: Abfahrt im Galawagen von Schloß Bellevue

Notizblätter

Der Einzug der Herzogin Cecilie in Berlin

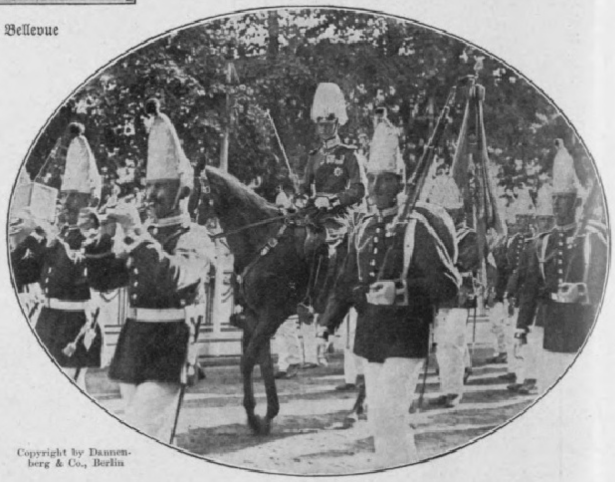
Eine Reihe festlicher Tage begann für Berlin mit dem 3. Juni, an dem Herzogin Cecilie von Mecklenburg, die Kronprinzenbraut, ihren feierlichen Einzug in die Stadt hielt, um am 6. Juni dem Kaisersohne die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Die Herzogin, die morgens mit der Großherzogin-Mutter Anastasia und ihrem Gefolge Schwerin verlassen hatte, traf um 12 Uhr mittags auf dem Lehrter Bahnhof ein. Hier wurde die Braut von dem Oberstallmeister und dem Gouverneur von Berlin empfangen und durch das mit Rosen geschmückte Portal zur Galakutsche geleitet. Frische Rosen waren ihr auf den Weg gestreut. Die Fahrt ging nach dem zwischen dem Tiergarten und der Spree gelegenen



Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

König Alfons XIII. und Präsident Loubet in Paris

Schlosse Bellevue. Eine ungeheure Menschenmenge begrüßte die Herzogin, die huldvoll nach allen Seiten dankte. Vor dem Schloß Bellevue wurde die Braut vom Kaiser und dem Kronprinzen empfangen, von den im Schlosse versammelten Würdenträgern begrüßt und dann vom Kaiser zu der in den oberen Gemächern ihrer harrenden Kaiserin geleitet. Um 1 Uhr fand im Schloß Familientafel statt. Nachmittags erfolgte der Einzug der Braut in die Stadt. Die Einzugsstraße prangte in herrlichstem Schmuck. Grünes Laub und rote Rosen bildeten den Grundcharakter der Dekoration. Das Publikum füllte zu vielen Tausenden die Feststraße. 30 000 Mitglieder von gewerblichen Verbänden, Vereinen, Korporationen, Kriegerverbänden und so weiter bildeten das Spalier. In der Nähe des Schlosses Bellevue standen 6000 Knaben und Mädchen. Bald nach 4 Uhr zogen 100 Ehrenjungfrauen in weißen Gewändern zum Pariser Platz und stellten sich vor der Tribüne auf. Um 4¼ Uhr ritt der Kronprinz an der Spitze der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments vom Schlosse Bellevue durch die Feststraße zum Königlichen Schloß. Um 5 Uhr verließ Herzogin Cecilie das Schloß in einem prachtvollen achtspännigen Staatswagen, begleitet von der Kaiserin. Vorauf ritten Postillone, die bliesen: „Wir winden dir den Jungfernkranz", dann kamen Gardekürassiere, das berittene Korps der Berliner Schlächtermeister und Gardedragoner. Es folgten drei sechsspännige Galawagen mit der Umgebung der Kaiserin und der Herzogin Cecilie. Nun erschien, mit einer Halbeskadron Gardedukorps davor, der Staatswagen mit der Braut und zu ihrer Rechten die Kaiserin, auf dem Rücksitz die Oberhofmeisterin Freifrau von Tiele-Winckler. Neben dem Staatswagen ritt Oberstallmeister Graf Wedel. Auf den Wagentritten standen Pagen. Als der Staatswagen auf dem Pariser Platz angekommen war, hielt Oberbürgermeister Kirschner eine Begrüßungsansprache, auf welche die Herzogin mit freundlichen Worten dankte. Dann setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung. Unmittelbar hinter dem Wagen ritten Generalfeldmarschall von Hahnke, der Kommandant von Berlin und der Polizeipräsident, welche die Braut bereits vor dem Brandenburger Tore empfangen hatten. Den Beschluß des Zuges bildeten eine halbe Eskadron Gardedukorps, zwei sechsspännige Wagen mit dem Hofstaat der Kaiserin und der Herzogin-Braut, endlich eine Eskadron Ulanen. Inzwischen war die Kompagnie des Kronprinzen in das Schloß eingerückt und nahm im zweiten Schloßhof Aufstellung. Unter dem Jubel der Menge schwenkte die Tete des Zuges in den Schloßhof ein, auf dem nunmehr der Kronprinz seine Kompagnie präsentieren ließ und sie dem Kaiser meldete, der auf den Schloßhof heraustrat. Als der Brautwagen einfuhr, ließ der Kronprinz abermals präsentieren. Am Fuße der Wendeltreppe, innerhalb des Vestibüls, empfingen der Kaiser, der Kronprinz und die Prinzen des königlichen Hauses die Braut und geleiteten sie hinauf. Der Kaiser bot der Herzogin den Arm. An der Tür des Schweizer Saales wurde sie von den Prinzessinnen des königlichen Hauses empfangen. Der Kaiser und die Kaiserin geleiteten sie in den Rittersaal, wo die Gäste die Majestäten und die Braut erwarteten. Darauf begaben sich der Kaiser und die Kaiserin mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als Familienoberhaupt der Herzogin-Braut, der Großherzogin Anastasia und dem Brautpaar zur Vollziehung der Ehepakten nach dem Kurfürstenzimmer. Sodann geleiteten die Majestäten die Herzogin nach den für sie in Bereitschaft gesetzten Gemächern. Abends fand im Elisabethsaal Familientafel statt.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Der Kronprinz holt an der Spitze seines Regiments seine Braut ein

König Alfons XIII. in Paris

Der jugendliche König von Spanien hat von seinem Besuch in der französischen Hauptstadt Erinnerungen und Eindrücke mitgenommen, wie sie gegensätzlicher nicht gedacht werden können. Die Pariser Bevölkerung hat ihm einen ungemein sympathischen Empfang bereitet, der junge Monarch hat sich aller Herzen im Fluge erobert, und in reichem, fast überreichem Maße waren die Tage, die er in der „Lichtstadt" zubrachte, mit festlichen Veranstaltungen aller Art ausgefüllt; aber nicht weniger als zweimal wurde er dabei durch verbrecherische, zum Glück mißlungene Anschläge auf sein Leben, die einen grellen Mißklang in die allgemeine Festesfreude brachten, in empfindlicher Weise an die „Unannehmlichkeiten des Berufs" erinnert. Der König war am 30. Mai in Paris eingetroffen und im Ministerium des Aeußern als Gast Delcassés abgestiegen. Als er am Nachmittag desselben Tages ins Elysee fuhr, um dem Präsidenten Loubet und seiner Gemahlin einen Besuch abzustatten, durchbrach in der Avenue du Bois de Boulogne ein mit einem Dolch bewaffneter Mann das Spalier und stürzte sich unter Drohrufen auf den Wagen des Königs, wurde aber sofort festgenommen und unschädlich gemacht. Während diesem Vorfall verhältnismäßig wenig Bedeutung beigelegt wurde, schwebte der König und mit ihm Präsident Loubet einen Tag später in ernster Gefahr. Die beiden Staatsoberhäupter hatten am 31. Mai die Große Oper besucht und fuhren nach der Vorstellung nachts gegen 12½ Uhr im offenen Wagen durch die Rue de Rivoli, als plötzlich unmittelbar am linken Hinterrade mit lautem Knall und grell aufzuckendem Feuerschein eine Bombe explodierte, die von unbekannter Hand aus einem Versteck von rechts her über den Wagen geschleudert worden war. Sowohl der König wie der Präsident blieben unverletzt und bewahrten in bewundernswerter Weise ihre Fassung; der König nahm kaltblütig den Helm vom Haupte und richtete sich im Wagen auf, um dem Publikum zu zeigen, daß er unversehrt geblieben war. Dann aber äußerte er sofort Besorgnis für seine Umgebung, und es stellte sich heraus, daß 21 Personen durch die Explosion verletzt worden waren, zum Glücke keine lebensgefährlich. Der größte Teil der Bombenladung war dem Pferde eines Kürassiers von der Eskorte in den Leib gedrungen. Den Urheber des Attentats glaubt die französische Polizei in einem spanischen Anarchisten namens Ferras ermittelt zu haben, doch ist es ihr bisher nicht gelungen, des Verdächtigen habhaft zu werden.

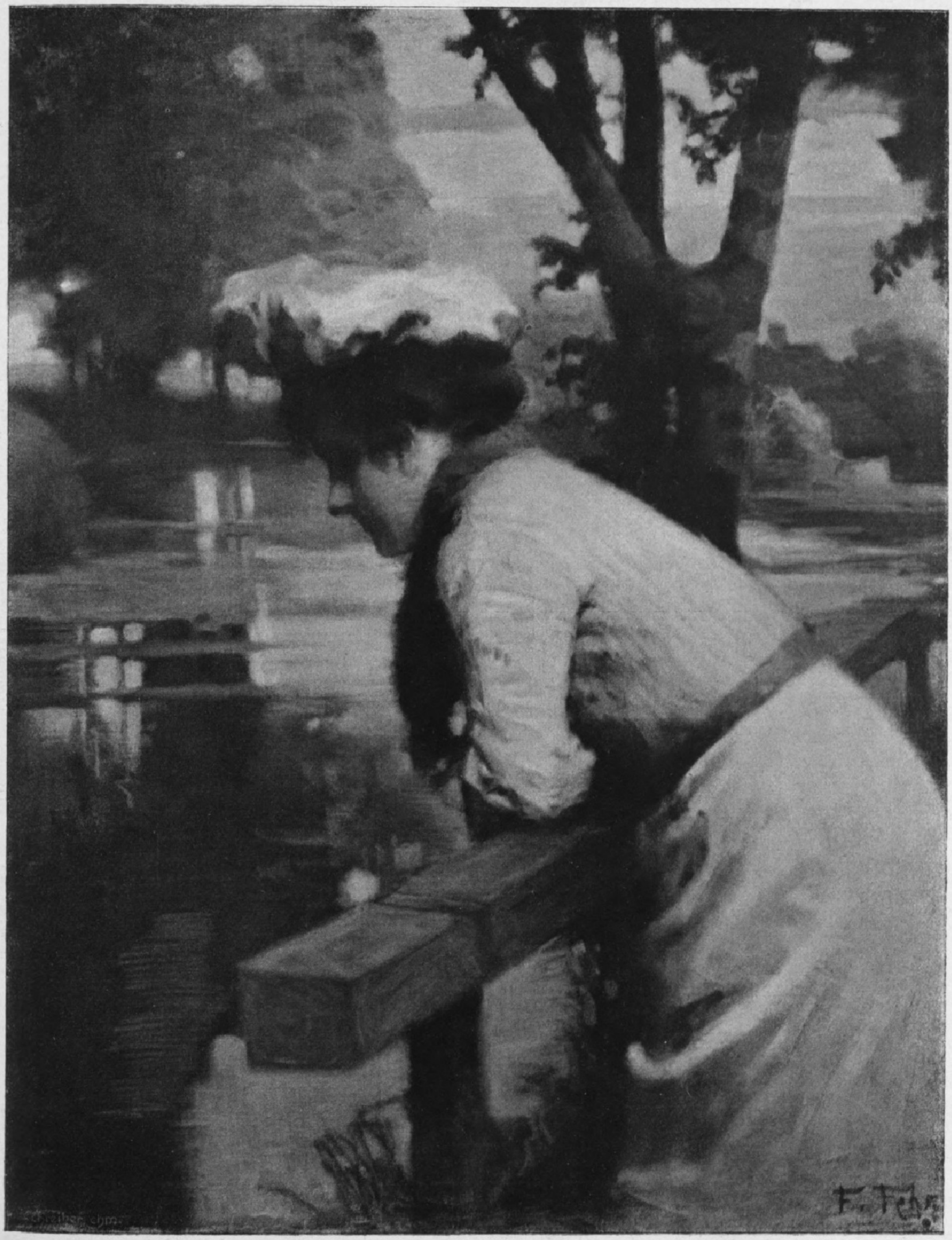


Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Oberbürgermeister Kirschner und die Ehrenjungfrauen auf dem Pariser Platz den Zug erwartend

Über Land und Meer

Nr. 38



Stille Wasser

Nach einem Pastell von Friedrich Fehr (Karlsruhe)




Phot. Carl Lewis, Jokohama

Ein Zug mit russischen Gefangenen passiert einen Bahnhof im Innern Japans

Totenschau

Professor Eugen Gugel, hervorragender Architekt, 73 J., 21. Mai, Delft. — Karoline Rosati, einst gefeierte Tänzerin, 82 J., 23. Mai, Paris. — Paul Dubois, französischer Bildhauer, Direktor der Académie des Beaux Arts, 76 J., 23. Mai, Paris. — Emile Jonas, französ. Operettenkomponist, 78 J., 24. Mai, Paris. — William Ziegler, bekannter Förderer der Nordpolforschung, 24. Mai, New York. — Alfons Tavan, provençal. Dichter, Gadagne bei Avignon. — Württembergischer General der Infanterie z. D. Wilhelm v. Wölckern, zuletzt kommandierender General des XIII. (königl. württ.) Armeekorps, 75 J., 25. Mai, Stuttgart. — Fürstlich reußischer Staatsminister a. D. Engelhardt, 71 J., 26. Mai, Karlsbad. — Graf Konstantin zu Stolberg-Wernigerode, ehemaliger Oberpräsident der Provinz Hannover, 61 J., 27. Mai, Schloß Janowitz im Riesengebirge. — Balduin Möllhausen, Reise- und Romanschriftsteller, 80 J., 28. Mai, Berlin. — Francisco Silvela, konservativer spanischer Staatsmann, wiederholt Ministerpräsident, 61 J., 29. Mai, Madrid. — Graf Stefan Keglevich, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, ehemaliger Intendant der Oper und des Nationaltheaters, 62 J., 29. Mai, Budapest. — Albert Ellmenreich, bekannter Schauspieler, Regisseur und Komponist, 89 J., 30. Mai, Lübeck. — Österr.-ungar. Gesandter v. Okolicsanyi d'Okolicsna, 67 J., 30. Mai, Haag. — Schulrat Prof. Anton Erben, bekannter Pädagoge, 70 J., 31. Mai, Salzburg. — Gerhard Stötzel, Zentrumsabgeordneter zum Deutschen Reichstag und preußischen Landtag, 69 J., 1. Juni, Charlottenburg. — Erzbischof Scalabrini, 1. Juni, Piacenza. — Dr. med. Heinrich Lahmann, bekannter Naturheilkundiger und Begründer der Heilanstalt „Weißer Hirsch“ bei Dresden, 46 J., 1. Juni, Friedrichstal bei Radeberg. — Dr. theol. Paul v. Schanz, Professor für Dogmatik und Apologetik an der Tübinger Universität, 64 J., 1. Juni, Tübingen. — Geheimer Hofrat Konstantin Uhde, Architekt, 69 J., 2. Juni, Braunschweig. — Kirchenrat Friedrich Michahelles, erster Pfarrer bei St. Sebald, 80 J., 2. Juni, Nürnberg. — Herzog Edmond d'Audiffret-Pasquier, Mitglied des französischen Senats, 82 J., 4. Juni, Paris. — Professor Albert Loeschhorn, der Nestor der Berliner Tonkünstler, 86 J., 4. Juni, Berlin. — Graf Ludwig Pappenheim, erblicher Reichsrat der Krone Bayern, 43 J., 5. Juni, München. — Dr. Otto v. Franklin, ehemaliger Professor der Jurisprudenz an der Tübinger Universität, 75 J., 5. Juni, Tübingen.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

1. Großherzog Friedrich Franz IV.; 2. Herzogin Marie; 3. Großherzoginmutter Anastasia; 4. Großherzogin Alexandra

Die Familie der deutschen Kronprinzessin beim Rennen in Ludwigslust

Zweisilbige Scharade

In gar verschiedenen Gestalten
Die Erste sich hienieden zeigt,
Oft da, wo Glück und Liebe walten,
Sie doch nicht stets zum Frieden neigt.

Hier weiß sie Völker zu umfassen,
Dort sind zwei Herzen ihr genug;
Wird schwer vielleicht sich lösen lassen
Und ruht zuweilen doch auf Trug.

Die Zweite ist uns unentbehrlich,
So lang wir huld'gen der Kultur,
Und scheint es deshalb nicht erklärlich,
Daß fest sie aufdrückt ihre Spur?

Mein Ganzes hat das auch verstanden,
Und in des Aufruhrs blut'ger Zeit
Ward's von den irrgeführten Banden
Zu ihrem Feldzeichen geweiht. M. Sch.

Buchstabenrätsel

Verliert er den Kopf in rasendem Lauf:
Der Rumpf fliegt in die Wolken hinauf.
Dr. K. K. v. F.

Rätsel

In mir sitzt gern der Mann, der aus mir trinkt,
Bis er mit schwerem Kopf zu Boden sinkt.
Er geht auf schlechten Wegen; drum gebt acht,
Wie bald an ihm mein Sprüchwort wahr sich macht.
L. W.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 843:

Des Silbenrätsels: Haarbeutel.
Des Homonyms: Aufzug.

Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Frida Sachs in Magdeburg (5); Maus und Muki in Hamburg (2); „Huckebein" in Eisenach (5); Clara M. in B. (5); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (4); Frau Annie Pelzer in Stettin (5); „Freya" in Halberstadt (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Arthur L. in Bozen (5); Baronin v. K.-S. in Brünn (6); Ignaz in Ansbach (5); „Medikus" in Leipzig (6); „Myriam" in Warschau (5); „Don Carlos" in Hannover (2); „Pfiffikus" in Rostock (2); K. Meister in Basel (5); Gretel in München (4); Gustav Franck in Darmstadt (5); L. Z. in Detmold (5); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); „Prinzeßchen" in Weimar (5); Julius Polatschek in Wien (4); „Erzschlaukopf" in Passau (4); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (5); Rosa Maurhofer in Zürich (3); Otto Scherer in Berlin (4); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); „Oedipus" in Emden (4).

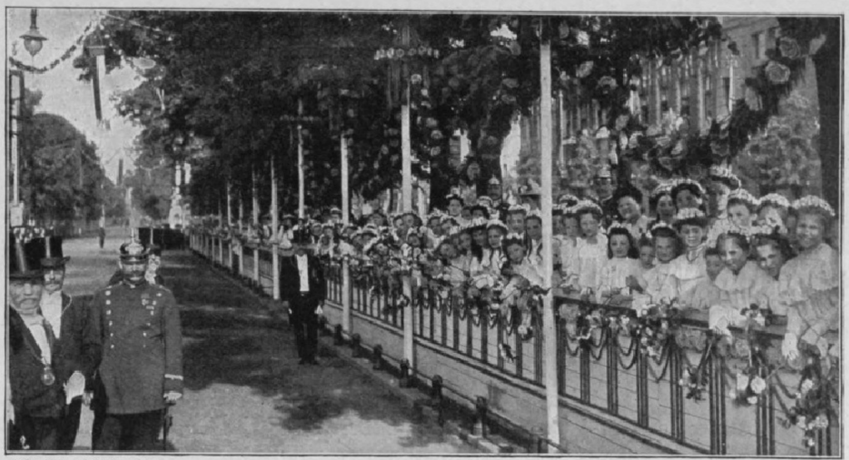
Briefmappe

E. M. D. B. Ihre Verse zu Ehren Schillers sind leider ein wenig spät gekommen, aber sie werden, auch wenn wir sie noch post festum bringen, kaum etwas von ihrer Wirkung verlieren.

In Erinnerung an den Dichter
Friedrich Schiller,
geboren 10. November 1759,
gestorben 9. Mai 1805

Friedrich Schiller, dein sind Ehren
Hier wie in den sel'gen Sphären,
Hoch zum Edeln hin zu lenken
Wußtest du der Menschen Denken,
So im Drama wie Gedichte,
Oftmals aus der Weltgeschichte.
Es entschwinden Leid und Qual,
Wenn im Herzen Ideal.
Mächt'gen Zauber, sondern gleichen,
Uebst du in den Weltenreichen,
Förderst auch der Seelen Streben
Zu dem Glück vom ew'gen Leben.
In des Herzens Heiligtum
Blühet ewiglich dein Ruhm. —

A. G. in Berlin. Warum denn so geheimnisvoll anonym? Senden Sie Ihre Erzählung nur ruhig unter Nennung Ihres Namens ein; es kostet Sie weder den Kopf noch die Ehre, wenn sie sich als ungeeignet für uns erweisen sollte.



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Schulkinder beim Einzug der Braut des Kronprinzen in Berlin

Frau Sanitätsrat H. N. in Magdeburg. Da Sie gleich manch anderm unsrer Leser uns Ihre besondere Vorliebe für die unter der Chiffre M. Sch. in unsrer Zeitschrift erschienenen Rätsel bekundet haben, so möchten wir nicht verfehlen, Ihnen die bedauerliche Mitteilung zu machen, daß die Verfasserin, Fräulein Marie Schumacher in Kassel, eine langjährige, hochgeschätzte Mitarbeiterin unsers Blattes, am 6. Mai im Alter von zweiundsiebzig Jahren gestorben ist. Die Entschlafene hat außer zwei Bänden Rätselpoesien noch andre Dichtungen hinterlassen, die nach und nach veröffentlicht werden sollen. Die letzten uns noch zur Verfügung stehenden Rätsel von ihr werden wir in den nächsten Nummern bringen.

R. H. in R. Ihre Gedichte sind leider für uns unverwendbar.

Schachbriefwechsel

Die Aufgabe Nr. 13 wurde von mehreren Korrespondenten durch 1. Le1—d2, von einem auch durch 1. Te3—f3 gelöst. Diese Spielweisen entsprechen nicht der Absicht des Verfassers, und wir bitten, zu ihrer Beseitigung einen weißen Bg3 und einen schwarzen Bb3 hinzuzufügen sowie den schwarzen Bh4 nach g4 zu versetzen.

Aus Bädern und Kurorten

Die Analyse des neuen Landgrafenbrunnens in Homburg vor der Höhe ist soeben durch Herrn Professor Dr. Fresenius-Wiesbaden fertiggestellt worden. Die Untersuchung ergab einen außerordentlich reichen Gehalt an Chlornatrium, Chlorkalzium, Chlorlithium und doppeltkohlensaurem Magnesium, woraus sich die sehr bemerkenswerten Heilerfolge erklären, die bei dem Kurgebrauch dieses Brunnens in der kurzen Zeit erzielt wurden, seitdem er der öffentlichen Benutzung übergeben wurde. Der Landgrafenbrunnen ist somit als eine äußerst wertvolle Bereicherung unsrer Heilfaktoren anzusehen und ermöglicht es, die Grenze der Indikationen für Homburger Kuren bedeutend zu erweitern.

Am 15. April wurde in Bad Elgersburg in Thüringen die frühere Barwinskische Wasserheil- und Kuranstalt von dem neuen Besitzer, Herrn Richard Schenk, unter dem Namen „Kurhaus Elgersburg, Sanatorium für physikalisch-diätetische Heilmethoden", wieder eröffnet. Herr Schenk hat bereits früher sechs Jahre in Gemeinschaft mit dem jetzt verstorbenen Dr. Barwinski als ökonomischer Leiter an der Anstalt gewirkt. In der Anstalt kommt zur Anwendung das gesamte Wasserheilverfahren, ferner Elektrotherapie, Vibrations- und jede andre Massage, Heilgymnastik, orthopädische, pneumatische, klimatische und Terrainkuren, Freiliegekuren, Sonnenbäder, Luft- und Lichtbäder, Mischels Mastkur, Schrothsche, Oertelsche, vegetarische und andre Diätkuren. Als leitender Arzt ist der Oberstabsarzt a. D. Dr. Mahner-Mons gewonnen worden. Die Anstalt ist auch im Winter geöffnet.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Spargel, dieser Leckerbissen des Frühlings, mundet bekanntlich manchem Feinschmecker am besten einfach abgekocht; andre lieben ihn mit Sauce. Aber auch mit „Spargelsuppe" kann die Hausfrau Ehre einlegen, wenn sie von nachfolgendem Rezept Gebrauch macht (Zeit der Bereitung 1¼ Stunde): 200 Gramm Spargel werden, nachdem er geschält, in Stücke geschnitten. Die gewaschenen Schalen bindet man zusammen und setzt sie mit 2 Litern Wasser, Salz und einer Prise Zucker auf, tut, wenn dies kocht, die Spargelstücke hinein und kocht sie gar. Die Schalen entfernt man, verdickt die Suppe mit einem Buttermehl, tut 8 Gramm Liebigs Fleisch-Extrakt hinzu, läßt die Suppe mit dieser Zutat noch einmal durchkochen (hierdurch gelangt erst der kräftige Wohlgeschmack des Extrakts zu voller Geltung), würzt sie mit ein wenig Muskatnuß und zieht sie mit einem Eigelb ab.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 39

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

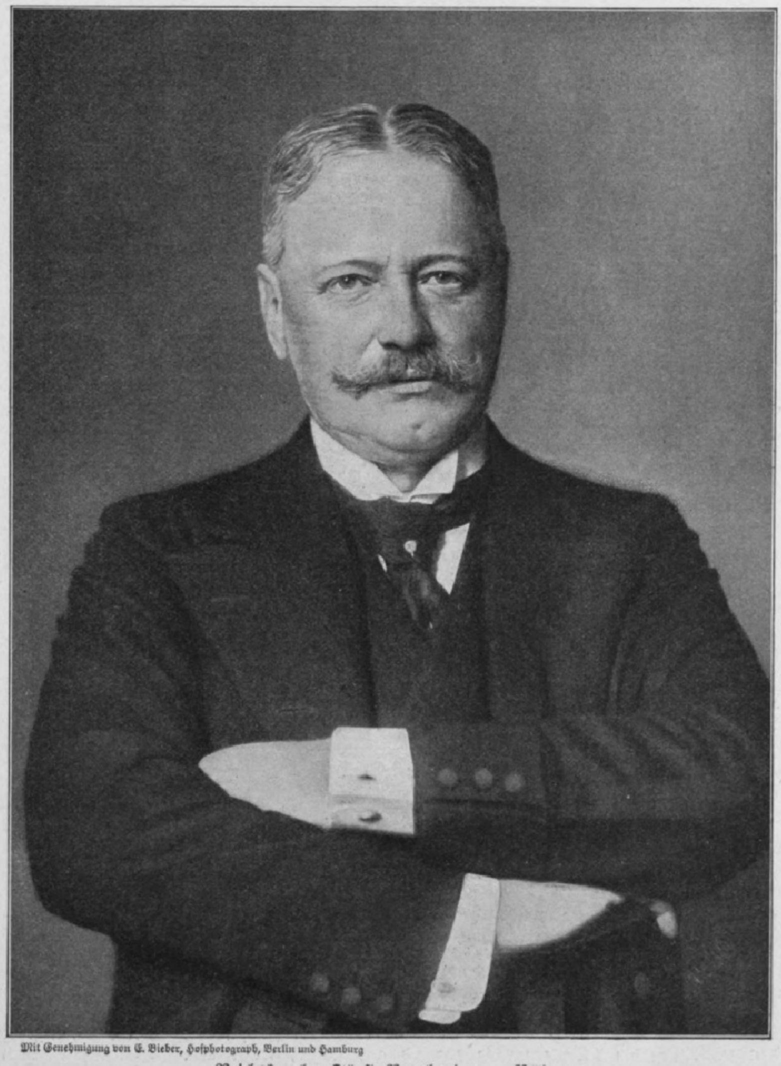
Roman von **Johannes Richard zur Megede**

(Fortsetzung)

Herr Romeit hatte immer nach den Roßgärten hinübergeschielt, am Vorwerk. Die jungen Pferde rupften da unwirsch die arme herbstliche Grasnarbe, sahen schweifschlagend auf, weideten weiter... An einer tiefen Stelle, wo noch eine Wasserlache stand, wälzte sich ein großer Sommerrappe mit wild ausgreifenden Hufen, daß der Schmutz ringsum hoch aufspritzte. — Die beiden kamen näher, schauten über den Drahtzaun — die Frau gleichgültig, nur im Vorübergehen, der Mann voll Interesse, die Arme verschränkt... Die Tiere hörten auf zu weiden, schnaubten, jagten heran, stoben davon auf dumpf dröhnendem Boden, neugierig und furchtsam zugleich, wie tollende Kinder. Der Sommerrappe wälzte sich gemächlich weiter. Wie so das Rudel mit stolz gehobenem Kopf und fliegender Mähne dahinglitt, war es ein frisches Bild von überschäumendem Jugendmut, schwellender Kraft.

Modeste, die noch unter dem Herbstbann stand, fragte ohne Interesse: „Sind das alles Dreijährige?"

„Nein, nur zwei, gnädiges Fräulein, sonst Jährlinge. Es ist nicht viel, was. Die Remonten habe ich schon in den Stall genommen... Hoh! Hoh!" rief er gleich darauf zu dem ausgebleichten Sommerrappen hinüber und wehte mit dem Taschentuch. „Das ist nämlich ein zurückgebliebener Vierjähriger. Die Kommission hat ihn nicht genommen wegen eines Augenfehlers. Ein Jammer... Sie müßten ihn mal austraben sehen..." Er kroch gewandt durch den Drahtzaun. Das Rudel stutzte einen Augenblick, floh dann wiehernd weiter. Auch der Rappe hielt inne, wurde langsam hoch und sah sich verwundert um. „Ja, laufen sollst du!" rief Herr Romeit und wehte stärker mit dem Taschentuch. Das Tier besann sich, fing an zu traben, erst schwer, unlustig, dann flüchtig, federnd, bis endlich sich der schlanke, schöne Körper zu einem weitausgreifenden Galoppsprung streckte. So schoß er an dem Rudel der Jüngeren vorüber, sie im Augenblick überholend. „Haben gnädiges Fräulein gesehen?" fragte Herr Romeit, „das sind Gänge!" Die Augen glänzten ihm und die Wangen waren ihm heiß, als er wieder durch den Zaun zurückkroch.



Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg

Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow

Modeste sah etwas verwundert auf den Mann, dem jede Bewegung schmiegsam geworden war und sicher, wie dem Ringer beim Kampf: „Haben Sie wirklich so kolossales Interesse für Pferde?"

„Ob ich's habe!" Die Zunge war ihm auf einmal gelöst. „Jeden Tag, wo ich nicht auf einem Pferde gesessen habe oder wenigstens ausgefahren bin, kommt mir wie verloren vor. Wenn wir exerzierten, und auf demselben Platz die Kavallerie ihre Remonten anritt, war ich immer ganz wild. Ich kam aus dem Tritt, der Hauptmann schimpfte — das war mir aber ganz egal... Ach, gnädiges Fräulein können ja gar nicht wissen, wie das ist! — Ich hätte darum auch nie etwas andres werden wollen als Landwirt, ich hätte es gar nicht können. Ich wäre verrückt geworden hinter dem Ladentisch oder im Bureau... Ich muß Littauen und Pferde haben!... Und wenn ein Prinzipal auch noch so genörgelt hat, ich gehe zu meinen Remonten und habe alles vergessen..."

Modeste war eine Lindt, kühl, skeptisch, trotz ihrer Jugend. Und doch war hier der verwandte Zug — das warme Fühlen, das auch ihr von Zeit zu Zeit das nüchterne Leben vergoldete.

„Aber ich verstehe gar nichts von Pferden, Herr Romeit!... Ich weiß, was ein Trakehner und was ein Litauer ist und daß unsre Kutschpferde vorn nicht mehr 'raus können —

das weiß ich auch ... Aber sonst... Als Mädel bin ich wohl aufs Feld geritten mit dem Gespann, auf dem Nebenpferd beim Knecht, und wenn der Leiterwagen so klapperte, habe ich immer gedacht: ‚Wenn du jetzt 'runterfällst, so bist du geliefert unter den schweren Rädern.‘ Vom Felde auf dem vollen Fuder fuhr ich viel lieber zurück. Und da ging's mir allerdings nie schnell genug ... Natürlich bin ich stets als Junge geritten und ohne Decke. Es muß zum Tollachen ausgesehen haben, wenn ich so hin und her schwankte ... Nachher habe ich's wohl noch einmal mit dem Milchpferde versucht. Mir ist, als wär' es heute, als der alte Rappe vorne stolperte und ich über den Kopf weg in den Chausseegraben flog ... Das war, glaube ich, das letztemal ... Papa wollte nicht; ich hatte auch keine besondere Lust ... Freilich, wenn man Sie hört, sollte man denken, reiten gehöre so unbedingt zum Leben, wie die schmutzige Nase zum Dorfkinde ... Jetzt wär's wohl auch zu spät. — Außerdem — eine alte Mähre will ich nicht, eine gute kriege ich nicht. Wozu soll ich mich also aufregen?"

„Aber gnädiges Fräulein müssen reiten lernen!" beharrte er. „Ich kann mir schwer denken, daß eine Dame auf dem Lande nicht mit Passion reitet."

„Ich fahre Rad, Herr Romeit, das ist jetzt viel moderner."

„Ach, Rad, gnädiges Fräulein! Das ist so was Städtisches. Kommt man an einen Sandweg oder einen Graben, muß man absitzen — und da fängt auf dem Pferde doch das richtige Reiten erst an ... Wenn gnädiges Fräulein wollen", fuhr er vertraulicher fort, „ich besorge Ihnen schon 'n Pferd. Sehen Sie, der Sommerrappe da hat nur ein ganz winziges Fleckchen auf dem Auge, das gar nichts schadet — aber Verkaufswert hat er eben darum nie ... Er hat wohl auch 'n bischen weichen Rücken. Aber daß gerade das Blutpferd ins Gespann geworfen werden soll und sich tot arbeiten für die drei faulen andern, weil es zu edles Blut hat — nein, das möchte ich nicht! ... Ich reit's Ihnen zu — das kann ich schon — Und Sie werden sehen, was das für 'n Vergnügen ist im Sommer! Denn reiten lernt man eins, zwei, drei — und Sie haben, wie alle Damen, eine leichte, weiche Hand, was viel ausmacht, gerade bei jungen Tieren."

Modeste lächelte. „Und inzwischen?"

„Nehmen gnädiges Fräulein meinen Inspektorbraunen! Er soll schon früher als Damenpferd gegangen sein in Bussardshof, sagt der Kämmerer."

„Bussardshof? Das könnte nur Judith von Bussard gewesen sein ... Die darf übrigens nicht mehr reiten." — Sie war kühler geworden: „Also kurz und gut, Herr Romeit, es wäre ganz schön, aber es geht wirklich nicht!" Sie waren derweil in die Nähe des Vorwerks gekommen. Modeste zeigte auf ein gesatteltes Pferd, das ein Knecht im Kreise führte. „Da ist ja schon Ihr Brauner, Herr Romeit." Schnippisch fügte sie hinzu: „Sie sollten längst fort sein! Der Baron liebt, glaube ich, das Warten nicht. Grüßen Sie ihn von mir! Ich werde hierbleiben und zusehen, wie Sie abreiten ... Ist's mit der Reitkunst wirklich so weit her?"

„Das habe ich nie behauptet."

Sie ärgerte sich über seine kurze Art. „Doch Pisang!" murmelte sie. Das häßliche Herrengefühl war ihr wieder wach geworden — der Parvenuhochmut, der plebejische Bruder des Aristokratenstolzes.

„Man soll sich doch mit solchen Leuten nie einlassen!" Der ganze Spaziergang wurde ihr leid. Dennoch blieb sie stehen und sah, wie Herr Romeit langsam aufstieg und langsam durch den Hof trabte, ohne sich umzusehen. Hinter der Scheune kam der schlanke Reiter wieder in Sicht, und im langen Galopp flog der Braune den schnurgeraden Sandweg nach Eyselin entlang.

Modeste stand eine lange Weile nachdenklich. Dabei fiel ihr Blick auf den linken Chevreauschuh, der arg beschmutzt war. „Das wäre so was für Frieda!" dachte sie, „den ganzen Tag hörte die Rederei nicht auf wegen meiner Unordnung ... Ich bin nicht unordentlich, ich bin nur jung!" Und die Herbstsonne strahlte und der Herbstwind pfiff. Es war kühl — der reine Hauch in Licht und Luft, den das Alter haßt, weil er sein welkes Blut erkältet, und den die Jugend liebt, weil unter ihm das Blut heißer wallt. Modeste wanderte weiter. Das Vorwerk mied sie. Das war auch ein Lindtsches Schmerzenskind. Denn den alten Lindt hatte das Rheuma zum erstenmal gezwickt in jener Nacht, als die vollen Scheuern niederbrannten.

Den ganzen Vormittag strich Modeste allein durch die Felder, vor sich hinsingend, träumend. Als sie ein verspätetes Maßliebchen jenseit des Grabenrandes erblickte, sprang sie mit raschem Sprunge hinüber. Darüber versank auch der rechte Fuß im lehmigen Boden. Die Blume vergaß sie. Für wen sollte sie eigentlich auch Maßliebchen zupfen? — Ihr Herz war so ganz frei! ... Aber den Schuh betrachtete sie mit philosophischen Gefühlen. „Siehst du, mein Herzchen, so lange hast du dich rein gehalten — jetzt machst du's noch schlimmer wie dein linker Bruder. Was schmutzig werden soll, wird's doch! — Die dumme Frieda ... Jetzt gehe ich erst zu Papa und bin furchtbar nett mit ihm, und dann mag die alberne Marjell zu Mama klatschen, soviel sie will — recht bekomme ich doch!" ... Sie sah sich nach allen Seiten um. In der Gegend kannte sie sich nicht mehr aus. Zwar dort drüben lag das große Kirchdorf, auch der Schornstein der Barginner Dampfziegelei lugte — aber es war hier alles so viel bäurischer, die breiten Lehmwege zerfahren, die spärlichen Weiden vermorscht. Männer kamen hinter ihr, schwankend, mit blöden Augen, einer schrie und winkte. Die litauischen Fuselgefühle kannte sie vom eignen Gute zur Genüge. Fern leuchtete der weiße Streif der Chaussee wie ein Retter. Auf den ging sie zu. Nicht schnell. Fliehen lag nicht in ihrer Natur. Und ein Mädchen, das läuft, reizt die rohen Sinne erst recht.

Modeste erreichte die Chaussee in dem Augenblick, wo sie den heißen Schnapsatem eines Burschen im Nacken fühlte.

„Na, was stehst nicht, Marjell, wenn man dir ruft!" Die Stimme lallte, das gedunsene Gesicht leuchtete stier.

Modeste drehte sich um: „Was wollt Ihr von mir?!" Ihr war nicht wohl zumute. Da ratterten zwei Wagen vorüber — Bauern. Der zweite hielt. Ein vierschrötiger Mann drohte mit der Peitsche. „Was geht dich das Fräulein an? Lorbaß! — Du bist ja besoffen wie 'n Schwein — mach, daß du heimkommst!"

Der Bursche lallte zurück: „Ich besupe? Na, wart!! ..." Aber der Trupp trollte sich doch schimpfend über die Chaussee weg.

Modeste dankte. Der Bauer griff an die Mütze und fuhr weiter. — Jetzt wußte sie auch, wo sie war, eine Stunde von Eyselin, anderthalb Stunden von Haus. Der Richtweg schien näher, aber sie blieb vorsichtig auf der Landstraße. Eine litauische Chaussee, gerade, endlos, von tödlicher Monotonie. Wenig Menschen — es war bald Mittag. Ein Trödelwagen mit ausgemergeltem Pferd — der Jude grüßte devot ... Der Weg schien dem Stern von Barginnen schrecklich lang. Dieselben dürren Bäume, dieselben gelben Sandhaufen, dieselben weißen Kilometersteine. — „Wenn ich ewig Chaussee gehen sollte, ich würde rettungslos stumpfsinnig!" murrte sie ... Endlich tauchte etwas Schwarzes auf. Ein fauchendes Ungetüm — die Dampfwalze. Streckenarbeiter mit Gießkannen, zwei Reiter. Die Pferde tänzelten und schnaubten, wollten offenbar nicht vorüber. Herrn Lindts Braunen erkannte sie sofort. Der Fuchs war ihr fremd. Der Herr mit dem hellen Sattelzeug und den glänzenden Sporen konnte aber nur Herr von Falkner sein. —

Sie war ganz nahe herangekommen. Aller Augen hingen an den Reitern. Die Dampfwalze stand, der Führer schaute interessiert heraus.

„Herr Baron müssen das Pferd ruhig zurückreiten und dann im leichten Galopp vorbei. Meiner ist sehr bodenscheu. Aber es geht ganz gut. Sehen Sie!" ... Herr Romeit setzte sich im Sattel zurecht, schnalzte mit der Zunge. Die Stute sprang zögernd an, stutzte, folgte aber dann willig dem Schenkel.

Herr von Falkner rief ihm nach: „Sie haben gut reden! Ihre Stute ist ein ausgerittener Schinder und mein Fuchs fünfjähriges Vollblut. Aber ich will's auf die Manier versuchen ..." Darauf kurz zum Maschinisten: „Pfeifen Sie los!" Er nahm die Schenkel fest, und in den Bügeln stehend, vornübergebeugt wie ein Rennreiter, gab er leicht die Sporen. — Die Dampfpfeife pfiff schrill. Der Fuchs stieg kerzengerade und wollte sich überschlagen. Die Leute schauten ängstlich. Darauf verstummte die Dampfpfeife wieder, das angstvoll schnaubende Pferd kam zum Stehen. — „Sie sollen pfeifen!" rief der Reiter herrisch. „Es ist mein Genick, das ich riskiere, und nicht Ihres!" — Die Maschine fauchte, der Pfiff schrillte. Modeste sah, wie der Fuchs ansprang, wild, kopflos, gleich darauf im rasenden Satze wegbrach und, ausgleitend, den Chausseegraben mit seiner zitternden, zuckenden Masse füllte. — Die Leute schrien auf, auch Modeste stürzte zur Stelle. Aber der Reiter war nicht gestürzt — er mußte noch im letzten Moment die Bügel losbekommen haben — und stand neben dem Tier. Ihn schien nur das Pferd zu kümmern, das, von Schaum und Schmutz bedeckt, angstvoll wiehernd aufzukommen suchte.

„Laßt ihn zufrieden!" rief er den Leuten zu, „er wird schon allein hoch ..."

Einen Moment später stand der Fuchs wirklich, zu Tode erschöpft, den Kopf mit dem zerrissenen Zaumzeug gesenkt, der Körper unter dem verschobenen Sattel bebend, naß. Von den geschundenen Knien sickerte Blut.

Herr von Falkner schaute finster. „Führen Sie ihn ein paar Schritte!" Einer der Leute sprang hinzu; langsam, fast kriechend passierte das apathische Tier die Walze. — „Er markiert nirgends," sagte sein Reiter nach einer Weile. „Bloß Schreck wahrscheinlich. Also wird's wohl auch nicht zum Sterben gehen ... Aber bringen Sie ihn nach Eyselin und sagen Sie dem Herrn Oberinspektor, daß nach dem Roßarzt telegraphiert wird, und zwar sofort. Und nun weg!" Er schlug dem Tiere noch einmal leicht auf die Kruppe, dann wandte er sich zu Herrn Romeit, der sofort zurückgaloppiert war und jetzt etwas verdutzt dabeistand. Herr von Falkner lachte gezwungen. „Nicht der Rede wert! Es gibt leider Leute, die nie verständig werden, und zu denen gehöre ich ... Nun läßt sich natürlich der Hengst ein gutes Vierteljahr auch nicht mehr mit dem Sattel in die Nähe kommen, ohne mir die Box zu zerkeilen ... Uebrigens, das gebe ich Ihnen schriftlich: von Pferden und was drum und dran hängt, verstehen Sie mehr wie ich! ... Jetzt aber haben Sie wohl die Güte, wieder aufzusitzen und nach Hause zu reiten, sonst schimpft wahrscheinlich der alte Herr in Barginnen. Grüßen Sie den Gentleman — oder grüßen Sie ihn auch lieber nicht! ... Ihnen jedenfalls meinen herzlichsten Dank und daß Sie sich die Proposition noch einmal überlegen!"

Herr Romeit verbeugte sich und saß nachdenklich auf.

Modeste war in den Hintergrund zurückgetreten, im Schutz der Dampfwalze. Sie hätte sich jetzt am liebsten versteckt. Der Ton, in dem ihres Vaters Name genannt wurde, war gar nicht nach ihrem Geschmack. Aber im letzten Moment sah sich Herr von Falkner noch einmal um und bemerkte sie.

„Sie hier, gnädiges Fräulein?"

„Ja ... ich habe gesehen ..."

„‚Das war kein Meisterstreich, Oktavio‘, dachten Sie gewiß?"

„Ich dachte gar nichts ..."

„Sind Sie ganz allein?"

„Allerdings ..."

„Nun, dann werde ich mit Ihrer Erlaubnis Sie wenigstens bis in die Nähe Ihres Schlosses begleiten."

„Wenn Sie durchaus wollen."

„Durchaus — nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich habe vollauf Zeit ... Ich lebe ganz englisch. Der Lunch liegt bereits hinter mir, und bis zum Dinner sind's noch sieben Stunden." Artig fügte er hinzu: „In Litauen gibt's Langeweile und

Schmutz die Fülle — aber wenig Geist und noch weniger schöne Frauen ... Ich war gestern mal zur Abwechslung in Gumbinnen. Morddragoner, Idiotenchaussee: damit ist alles Interessante in dieser Regierungshauptstadt erledigt. Auch sonst ein merkwürdiges Land, Ihr Litauen, oder unser Litauen, wenn Sie wollen. Pferdeland. Selbst bei den Menschen werden hier die Knochen höher geschätzt als die Gehirnmasse."

Modeste war diesem süffisanten, nachlässigen Konversationston nicht gewachsen und schwieg. Sie kam sich selbst ein wenig litauisch vor mit ihren schmutzigen gelben Schuhen.

Ein Stück waren sie schweigend gegangen, als Herr von Falkner stehen blieb. Der Purpurschein der Herbstsonne lag wieder über der weiten Ebene. „Geht's Ihnen vielleicht ebenso wie mir? — Ich muß hier immer an die Wüste denken ... Dieses Landschaftsbild hat in der Tat etwas von der Wüste. Nichts, wo das Auge wirklich ausruhen könnte — nur Weite, Weite ... Dazu eine eigentümliche Samumsstimmung. — Aber die Wüste liebe ich, Litauen gar nicht ... Ich ziehe es doch vor, in der Sahara zu verbrennen, als in diesem Osten zu versimpeln ... Es sind nicht meine Leute hier. Sind's Ihre Leute?"

Modeste fragte darauf nur kurz: „Waren Sie lange in der Wüste, Baron?"

„O ja. Aber die Wüste ist durchaus nicht für jeden, ebenso wie Litauen ... Ich bin sonst sehr Gesellschaftsmensch — in der Wüste habe ich gelernt, mir selbst die Gesellschaft zu sein ... Die beste, wie ich mir einreden möchte, die schlechteste, wie ich aber weiß. Im übrigen steht ja der Satz fest, daß die sogenannte beste Gesellschaft immer die schlechteste ist. Die Männer brutal oder feige, die Frauen konventionell und feige auf jeden Fall. Gesindel! Aber von diesem Gesindel vermag man sich eben nicht zu trennen. Man liebt den Schmutz nicht an den Fingern, aber man verehrt ihn bei den Herzen ... Können Sie mir als Frau vielleicht das Rätsel lösen: warum die äußerlich reinsten Menschen so oft innerlich die schmutzigsten sind?"

„Das verstehe ich nicht, Herr von Falkner. Ich verstehe Sie überhaupt nicht ... Ich will Sie auch gar nicht verstehen."

Er schlug mit der Reitgerte in die Luft: „Dann sind Sie genau in derselben Lage wie ich, meine Gnädigste ... Kennen Sie sich?"

„Natürlich!"

Er lächelte. „Bleiben Sie bei dem Glauben! ... Tut Wunder."

Auf einem Feldwege, aber schon sehr fern, kam Herr Romeit auf seinem Braunen wieder in Sicht.

„Gefällt mir gut, der junge Mensch," meinte Herr von Falkner. „Offen, ehrlich, mit einem Zusatz von Enthusiasmus und Bockbeinigkeit, die ihm beide ganz gut stehen ... Sonst Mann, vernünftiger Mann, macht seinen Lebensweg, vielleicht mit Scheuklappen, aber macht ihn ganz gewiß ... Das war mein erster Eindruck von ihm neulich bei Ihnen ... Ich gebe viel auf erste Eindrücke. Halte ihn auch sonst für tüchtig in seinem Beruf. Habe ihm proponiert, er möchte zu mir kommen. Wer so viel auswärts ist wie ich, braucht anständige Beamte. Mein alter ‚Ober' wirtschaftet mir, in allen Ehren, doch zu sehr in seine eigne Tasche ... Eigentlich wechsle ich ungern, bin zu bequem dazu, zu gutmütig. Alle sogenannte Gutmütigkeit heißt natürlich besser Feigheit. — Ist dann die große oder kleine Szene, mit der so eine Kündigung einsetzt, glücklich vorüber, ist auch mein Interesse für den Mann vorüber ... Kurz und gut — es ist eine kleine Gemeinheit, die ich vorhabe. — Bei Ihrem Herrn Vater bekommt Herr Romeit achthundert Mark, ich habe ihm fünfzehnhundert proponiert. Anständige Leute soll man anständig bezahlen ... Jedenfalls wäre es für diesen Achtundzwanzigjährigen ein solcher Glücksfall wie für uns der Kohinur. — Aber wenn Sie etwa glauben, daß der Mann freudestrahlend zugesagt hat ... Im Gegenteil. Will nicht! ... Und das hat mir eigentlich am besten an der ganzen Affäre gefallen ... das heißt" — er sah Modeste eigentümlich lächelnd ins Gesicht —, „wenn nicht eine gewisse junge Dame in einem gewissen Gehirn gewisse Verwirrungen angerichtet haben sollte ..."

„Bei einem Inspektor? — Ich danke."

„Aber ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein, können Sie irgendeinen jungen Mann auf der Welt hindern, eine schöne Frau zu lieben? Nehmen Sie an, ich wäre bei Ihnen Inspektor. Meinen Sie ernstlich, ich würde mir dann meine Gefühle vorschreiben lassen?"

„Ja Sie!"

„Ja ich! ... Meine Gnädigste, da kommen wir wieder auf unsre sogenannte beste Gesellschaft. Den Grafen liebt man nicht — aber man heiratet ihn; den Hauslehrer liebt man — aber man heiratet ihn nicht. Und das nennen Gräfinnen Moral."

„Ach, Herr Baron, reden Sie doch nicht wieder so!" unterbrach Modeste spitz. „Ich werde weder unsern Inspektor lieben noch Sie heiraten."

„Sehr vernünftig!" bestätigte er, „wenigstens was mich anbetrifft ... Uebrigens" — er zeigte mit der Reitgerte nach dem noch deutlich sichtbaren Reiter —, „er reitet ausgezeichnet! Reiten Sie? Ich habe Sie wenigstens noch nie zu Pferde gesehen."

„Ich reite allerdings nicht," antwortete Modeste ärgerlich.

„Aber das sollten Sie! Es gehört beinahe zu Ihrer Figur. Sie müssen sich brillant im Sattel machen ... Kennen Sie nicht das arabische Sprichwort: ‚Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, in der Gesundheit des Leibes und am Herzen des Weibes?' ... Wenn Sie einen Lehrer brauchen — moi!"

„Sie würden ein schöner Lehrer sein, Baron!" scherzte Modeste.

„Ja, ein schöner Lehrer," wiederholte er zerstreut. Er sah nach der Uhr. „Bei Damenreiten fällt mir ein, daß Fräulein von Bussard auch wieder anfangen will ... Gut, daß ich daran denke! ... Ich habe mich heute zum Frühnachmittag in Bussardshof angesagt ... Leben Sie wohl, mein gnädigstes Fräulein."

„Adieu, Baron, und vielen Dank."

Modeste bog in den Feldweg ein, den Herr Romeit soeben geritten. Die Hufspuren waren noch ganz frisch. Sie hätte sich so gern umgesehen, ob Falkner von Oed ihr vielleicht nachschaue ... ‚Er gefällt mir doch!' dachte sie. ‚Er ist so ganz anders als die andern Leute hier. Was er eigentlich meint, das weiß man nie. Und gerade das reizt — ja gerade das! ... Ich möchte für mein Leben gern reiten können ... Das wäre hübsch, wir zwei! Frieda stürbe, glaube ich, vor Neid ... Aber Papa tut's ja doch nicht.' —

Mit dieser trüben Gewißheit trat sie in den Schloßpark. Frieda kam ihr entgegengelaufen; die matten Augen lachten.

„Weißt du das neuste, Modeste? — Neujahr gehe ich auf ein ganzes Vierteljahr nach Königsberg, darf Gesangstunden nehmen, in einer Pension wohnen."

„Was ist denn eigentlich los?" fragte Modeste kopfschüttelnd zurück.

„Ach, du bist ja doch nur neidisch!"

„Was los ist: habe ich gefragt, Frieda."

„Nun, Papa hat doch in der Lotterie gewonnen! Vor einer Stunde kam die Depesche."

Modeste war entschlossen: jetzt oder nie. Sie ging sofort in Herrn Lindts Arbeitszimmer: „Liebster, bester Papa, nun mußt du mir auch einen Herzenswunsch erfüllen!" Und sie trug ihr Anliegen in sehr beweglichen Worten vor.

Herr Lindt verdrehte die Augen und hielt sich instinktiv die Taschen zu. „Ein Pferd für dich allein? Das geht weit über meine Verhältnisse! ... Und wer soll dir das Reiten beibringen?"

„Der Inspektor auf seinem Braunen — und die zurückgebliebene Remonte reitet er mir unterdessen zu."

„Die mit dem Augenfehler?" fragte Herr Lindt milder.

„Ja die, gerade die, Papa!"

Der Augenfehler entschied. „Wir werden sehen, liebes Kind," lispelte er. Und vielleicht zum ersten Male seit Jahren umarmte die Tochter den Vater voll Dankbarkeit und Glück, bis der Alte, ganz gerührt von der eignen Güte, nur noch flüstern konnte: „Ich kann eben keinem Menschen etwas abschlagen. Ich bin zu gut — viel zu gut!"

*

Seitdem longierte Herr Romeit regelmäßig jeden Tag den Schwarzbraunen an dem Birkenwäldchen. Die lange Peitsche knallte, das schnaubende Tier galoppierte unwillig im Kreis. Modeste stand oft dabei.

„Sie werden ihn nicht klein bekommen, Herr Romeit!"

„Und ich werde ihn doch klein bekommen, gnädiges Fräulein."

In der Art des Mannes lag eine zielbewußte Sicherheit, der sie nicht immer zu widersprechen wagte.

„Er zäumt sich schon ganz nett bei," fuhr er nach einer Weile fort. „Gnädiges Fräulein dürfen nur nicht ungeduldig werden ... Und sehen Sie jetzt, wie er sticht und lang austrabt! — Die Knochen wie Stahl und die Sehnen goldklar ..." Er wippte mit der Peitsche. „Und die Sprunggelenke! Es muß ein wahres Vergnügen sein, mit dem Gaul zu springen ... Er wird Ihnen jede Jagd neben dem besten Hunter aushalten ... Jetzt markiert sich die Sattellage noch etwas scharf — aber wenn er erst mehr auf den Rippen hat ... Es wird wirklich ein Staatspferd!" Er sprach sachlich und doch warm und begleitete jedes Wort mit einem leicht surrenden Schwingen der Peitsche. Das Pferd wieherte und versuchte im Sprunge auszubrechen. Da traf es unerbittlich der kurze, strafende Schmiß. — Es war ein hübscher Anblick, wie sich allmählich die Bewegungen rundeten, glatt wurden, regelmäßig, bis endlich der federnde Trab eines Zirkuspferdes herauskam. Modeste sah voll Interesse zu. Diese konsequente Dressur war ihr etwas Neues, regte sie an. Sie begann unter diesem Lehrer erst das Pferd zu verstehen: die guten, die schlechten Linien des Körpers, die Fehler, die Vorzüge des Ganges. Sie bewies auch hier ein nüchternes Auge, einen scharfen Blick.

„Ich bin doch nun vom Lande," meinte sie einmal kameradschaftlich, „und ich versichere Sie, Herr Romeit, ich habe bis jetzt bei einem Pferde höchstens zwischen Schimmel und Rappe unterscheiden können, oder wenn eins auf allen vieren struppiert war ... Es ist eigentlich eine Schande, wie dumm und interesselos man durchs wirkliche Leben läuft."

„Gnädiges Fräulein haben an so viel andres zu denken," entschuldigte er höflich.

„Viel andres? — Das wäre eine gemeine Lüge! ... Waren Sie einmal in Rußland, Herr Romeit?"

„Nein."

„Na, da können Sie von Glück sagen."

Weiter gingen die Vertraulichkeiten nicht. Der Hofmann kam und bat um den Speicherschlüssel.

„Ich komme selbst," antwortete Herr Romeit kurz. Und zu Modeste gewandt: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich muß noch Hafer herausgeben."

„Sie sind aber höllisch gewissenhaft!"

„Das muß man sein."

„Dann werde ich Sie jetzt regelmäßig kontrollieren," scherzte sie.

Ein Knecht führte das Pferd weg. Modeste und Herr Romeit schlenderten zusammen über den Hof.

Der Speicher lag etwas zurück im Hofkarree, ein gedrungenes Steinhaus mit vergitterten Luken im ersten Stock. Die Tür unten stand offen. Der lahme Stellmacher hauste da, inmitten eines tollen Gewirrs von alten Rädern, Leiterbäumen und unordentlich geschichtetem Schirrholz. Der blondbärtige Mann, die unvermeidliche Pfeife in der Mundecke, raspelte gerade emsig und ohne aufzusehen über einer neuen Radspeiche. Der feine säuerliche Geruch nach frisch geschnittenem

Eichenholz quoll durch die Moderluft des alten Gerümpels.

„Ist der Mensch eigentlich brauchbar?" fragte sie halblaut.

„Das sind sie hier alle, wenn man ihnen auf die Finger sieht."

Dann stiegen sie die Speichertreppe hinauf. Das riesige Vorhängeschloß quietschte. Drinnen ein weißgedielter großer Raum — eine staubige Halbdämmerung — und der weich-kräftige Geruch nach reifem Getreide. In sorgsam geglätteten Haufen lagen unzählbar die hellen, rundlichen Körner des Weizens, der graudunkelnde, schmale Roggen; eine Ecke füllte, hochgetürmt, der schlaubige Hafer. Alles zierlich abgeschrägte Vierecke. Auf jedem ein phantastischer Zirkel in die Körnerflut geschrieben. Die plumpe Holzschaufel, die das tat, lehnte noch an der Wand.

Modeste beugte sich über den Weizen und ließ eine Handvoll in goldig schimmerndem Bogen zurückrinnen. „Ich war lange nicht hier oben," sagte sie, „und es ist doch ein starker, schöner Geruch, den ich als Kind so gern mochte."

„Es ist der schönste Geruch für mich, den 's gibt, gnädiges Fräulein, noch schöner als der Erdgeruch," sagte er warm.

„Ja, ja," meinte sie nachdenklich, „das mag schon stimmen. Sie sind ja auch Landwirt ..." Dann richtete sie sich langsam auf. „Aber sagen Sie mal, Herr Romeit, genügt Ihnen das? Sehnen Sie sich nicht nach etwas anderm? Nach mehr?"

„Nein."

„Sie sind eben noch nicht draußen gewesen, Herr Romeit."

„Nein."

„Es muß doch weit Schöneres geben!"

„Ich glaub's nicht recht, gnädiges Fräulein."

Da lachte sie. „So eingekapselt sind Sie also schon?"

Er zuckte die Achseln. „Unsereiner hat den ganzen Tag zu tun. Und nach dem Abendbrot bin ich regelmäßig so müde, daß mir sogar die Zeitung aus der Hand fällt." Er lächelte. „Da kommt man nicht auf ehrgeizige Gedanken."

Modeste blickte an dem Mann vorüber durch die verstaubten Speicherluken ins Freie. Eine rote Sonne glühte kalt über der Ebene. — Sie verstand den Mann doch nicht!

Draußen auf der Holztreppe klappten Klotzkorken: der Hofmann und zwei Knechte, die Hafer zu holen kamen. Während die Säcke gefüllt wurden und von der Wage auf krumme Rücken schwankten, sagte das hübsche Mädchen mit einer absichtlichen Gleichgültigkeit: „Sie waren doch neulich in Eyselin, Herr Romeit — wie gefällt Ihnen die Wirtschaft dort?"

„Ganz gut, gnädiges Fräulein."

„Versteht der Baron was von Pferden?"

„Ja."

„Viel?"

Herr Romeit wartete, bis die sackbeladenen Rücken herausgeschwankt waren, und antwortete dann: „Nein."

„Na, das werden Sie ihm auch nicht ins Gesicht gesagt haben!"

„Ins Gesicht allerdings nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich habe ihm wenigstens gesagt, daß die Fohlen, die er selbst ausgesucht hat, meiner Ansicht nach wenig taugen."

„Da wird er Sie in Zukunft wohl nicht mehr konsultieren!"

„Das weiß ich nicht, gnädiges Fräulein. Aber so viel weiß ich, daß er ein Herr ist, der auch Tadel verträgt von unsereinem ... Er ist überhaupt ein sehr höflicher Herr und gar nicht stolz — viel weniger als sämtliche bürgerliche Prinzipale, die ich bis jetzt gehabt habe, und auch als die adeligen Herren, mit denen ich in der Provinz zusammengekommen bin. Er hat mich zum Glase Sekt eingeladen und mir die beste Zigarre angeboten — unsereiner wird in dem Punkt wahrhaftig nicht verwöhnt! Ich kann auch nur sagen, daß er ein sehr kluger Herr sein muß, der sich unheimlich schnell in unsre Provinzverhältnisse eingelebt hat, obgleich er doch nicht von Hause aus Landwirt ist. Er hat mir so verschiedene Fragen vorgelegt, daß ich dachte: ‚Donnerwetter, der weiß doch, worauf es ankommt!' Aber ..."

„Aber?" fragte Modeste scharf.

„Ja, gnädiges Fräulein, was soll ich sagen? — Es liegt ihm doch wenig an unsrer Landwirtschaft."

„Mögen Sie ihn sonst?"

Herr Romeit zögerte lange mit der Antwort: „Er ist keiner aus unsrer Provinz."

In dem Augenblick fühlte das Schloßfräulein sehr deutlich, daß ihre Neugier zu weit gegangen war. Die hochmütige Solidarität mit der Aristokratie und der großen Welt stieg ihr auf. Sie fragte darum etwas von oben herab: „Sind Sie fertig hier, Herr Romeit?"

„Jawohl."

Sie gingen. Unten blieb Modeste eine Weile vor der Schirrkammertür stehen. Durch eine Oeffnung im Hofkarree schaute die Ebene herein: weit, klar, in rotes, böses Licht getaucht. Die Wüste fiel ihr ein und was ihr Herr von Falkner davon erzählt. So mochte die Sahara ausschauen, ehe der Samum sich erhebt. Und wieder begann sie magisch die Ferne zu locken und die große Welt.

*

Am nächsten Tage begann die Reitstunde.

Es war ein freier Platz bei der Scheune. Im Anfang gefiel der Unterricht Modeste gar nicht. Der Lehrer zeigte eine sehr kurze, energische Art, die von seiner eckigen Höflichkeit sonst bedenklich abstach. „Zügel nicht so krampfhaft fassen, gnädiges Fräulein! — Leicht sitzen! — Lassen Sie ihn doch ruhig austraben! ... So werden Sie nie reiten lernen." Er verzog dabei keine Miene und war ganz Despot. Wenn er nun aber gar mit der Peitsche knallte und der Braune mit gespitzten Ohren zu einem unregelmäßigen Galopp ansprang, faßte Modeste ängstlich in die Zügel und verspürte eine starke Neigung, den Pferdehals hilfesuchend zu umklammern. Darauf rief Herr Romeit fast ärgerlich: „Kopf hoch, gnädiges Fräulein! Das hilft nichts ... Was wollen Sie eigentlich mit der Hand so weit vorne in den Zügeln?"

Sie war nicht empfindlich, aber diese kurze, befehlende Art eines Untergebenen schien ihr ein Uebergriff. Sie wollte ihm das auch immer sagen. Jedoch wenn sie dann abgestiegen war und einige Minuten mit dem Gefühle herumwankte, als begäben sich die Füße auf ganz eigentümlich selbständige Pfade, von denen der übrige Körper nichts wußte, war sie anfangs wie betäubt in dieser linkischen Unbehilflichkeit, und dann mußte sie regelmäßig lachen über sich selbst.

„Ja, nehmen Sie mich nur scharf 'ran, Herr Romeit!" sagte sie in einer plötzlichen Wallung von Dankbarkeit und Erkenntnis.

„Ich muß wohl, gnädiges Fräulein, sonst dauert's Ewigkeiten ... Und wenn einer, wie ich, beinahe zu Pferde auf die Welt gekommen ist, ist es ihm unbegreiflich, daß es noch Anfänger gibt."

„Meinen Sie, daß ich Angst habe?" fragte sie rasch.

„Es scheint wenigstens."

„Nun, so sage ich Ihnen, Herr Romeit, es mag ein unsicheres Gefühl sein, — aber richtige Angst auf keinen Fall!"

Einmal — es war am Ende der ersten Woche — zeigte sich der Braune stütig und versuchte rückwärts zu treten.

„Na nu, das fehlte gerade noch!" rief Herr Romeit unwillig. Die lange Peitsche schwirrte, und das Tier begann zu steigen. Es dauerte nur einen Moment, doch das völlig ratlose Fräulein klammerte sich an die Mähne.

„Ja, wenn Sie wirklich jetzt noch Angst haben!"

Das Pferd stand.

„Ich Angst?" rief sie zurück. Und in derselben Sekunde zuckte die Reitgerte pfeifend auf die Hinterhand. Der Braune tanzte auf dem Fleck. — Ein zweiter Hieb — und das Tier schoß in Karriere davon. Die junge Reiterin schwankte dabei im Sattel wie eine Puppe.

Herr Romeit rief durchdringend: „Die Peitsche weg! Die Peitsche weg!" — und stürmte in langen Sätzen hinter dem Durchgänger her.

Diesmal lief's noch gut ab. Aber als der Lehrer seine unbotmäßige Schülerin endlich auf sehr tiefgründigem Sturzacker einholte, wo der Braune nicht mehr mittat, war er vollständig atemlos. „Wie konnten Sie nur, gnädiges Fräulein? Wie konnten Sie nur? Es war doch wahrhaftig nicht schlimm gemeint!"

Modeste lächelte etwas mühsam. Sie war todblaß. Der Lodenhut war ihr vom scharfen Ritte bis in den Nacken gerutscht. „Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich keine Angst habe ... Ich mag nicht viel taugen — aber feige — niemals!"

Sie sprach die Wahrheit. Das eitle, vielleicht schlechte Geschöpf kannte in der Tat die gemeine Feigheit nicht.

Zuweilen sah auch Herr Lindt dem Unterricht zu, sehr steif und kritisch, obgleich er sein Lebtag nie auf andern Gäulen als auf Kontorstühlen geritten hatte.

„Verstehen Sie denn wirklich etwas vom Reiten, lieber Romeit?" fragte die ölige Stimme verschiedentlich. „Ich möchte nicht gern, daß gleich zu Anfang alles verpfuscht wird."

„O, er versteht schon seine Sache, Papa!" rief Modeste vom Sattel herüber, während Herr Romeit mit einem dunkelroten Schimmer im Nacken sich abwandte.

„Na, das freut mich, lieber Romeit ... Aber Sie wissen doch," lispelte der alte Knochenmehlhändler wieder, „daß unter solchen kleinen Amüsements die Außenwirtschaft nicht leiden darf?"

„Ich war heute vormittag zweimal auf dem Vorwerk."

Herr Lindt nickte befriedigt. „Das ist recht. — Im übrigen auch 'ne gute körperliche Uebung für so 'nen jungen Menschen, wenn er sich die Beine mal ordentlich ausläuft ... Nachher können Sie mir das Speicherbuch bringen."

Herr Romeit verbeugte sich steif.

„Es stimmt doch hoffentlich alles? — Ich kontrolliere Sie ja eigentlich so gut wie nie. Das muß Ihnen ein ganz besonderer Sporn sein ... Was Sie zuletzt gesät haben, lieber Romeit, gefällt mir, nebenbei gesagt, gar nicht. Und wie mir der Hofmann eben sagt, frißt das Viehzeug einen ja arm. Romeit, Romeit, wo soll das hin? Die Pferde sind zum Arbeiten da und nicht zum Mästen — außerdem sind die Tage schon sehr kurz, und damit muß man rechnen. Ziehen Sie auf meine Verantwortung ruhig per Gespann zehn Pfund ab! Die Tiere laufen nicht zu ihrem Privatvergnügen 'rum, die sollen sich ebenso sauer und ehrlich ihr teures Futter verdienen, wie ich mir mein kümmerliches Brot auf diesem von allen Inspektoren gleichmäßig schlecht bewirtschafteten Gute. — Da ist einer wie der andre: Wo es ihm nichts kostet, wird unsinnig eingepfropft."

Herr Romeit stand in verbissenem Schweigen.

„Ist das Wirtschaftsgespräch nun glücklich fertig, Papa?" rief Modeste und ritt im Schritt heran.

Herr Lindt nickte wieder sehr würdig: „Jawohl, liebes Kind." — Darauf ging er ab, langsam und würdevoll, wie 's einem Schloßherrn zukommt.

Herr Romeit machte zugleich eine Bewegung mit der Peitsche, die höchst unnötig war, wenn sie nicht zufällig in gedanklichem Zusammenhang mit Herrn Lindts Kehrseite stand.

Modeste, die alles angehört hatte, wunderte sich über diese Predigten längst nicht mehr. Inspektoren haben ja bekanntlich ein so dickes Fell! Aber die Bewegung mit der Peitsche gab ihr zu denken. — Es mußte doch unter diesen Leuten anständige Menschen geben, Männer mit wirklichem Ehrgefühl, und vielleicht war das einer von denen.

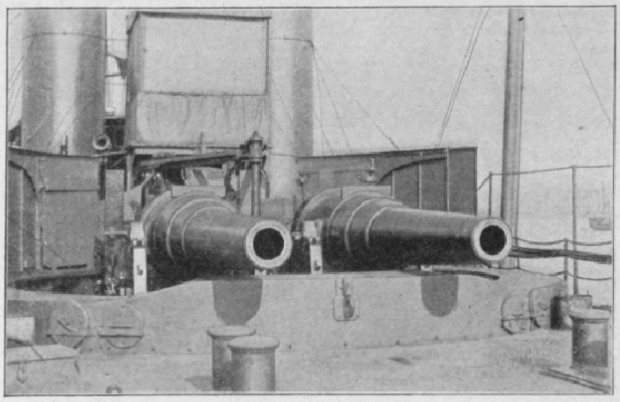
Sie schieden heute beide auffällig rasch und ohne die hippologischen Gespräche, die sonst unfehlbar der beendeten Reitstunde gefolgt waren. Er half ihr aus dem Sattel und ging weg, und sie hatte heute besonders herablassend gegen ihn sein wollen.

(Fortsetzung folgt)



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Liebesfrühling. Nach dem Gemälde von Adolf Hengeler (München)



Aufstellung der schweren Artillerie auf den deutschen „Ausfallskorvetten“
(Man beachte die Kürze des Rohrs und den Mangel des Panzerschutzes)

Das moderne Linienschiff und seine Entwicklung

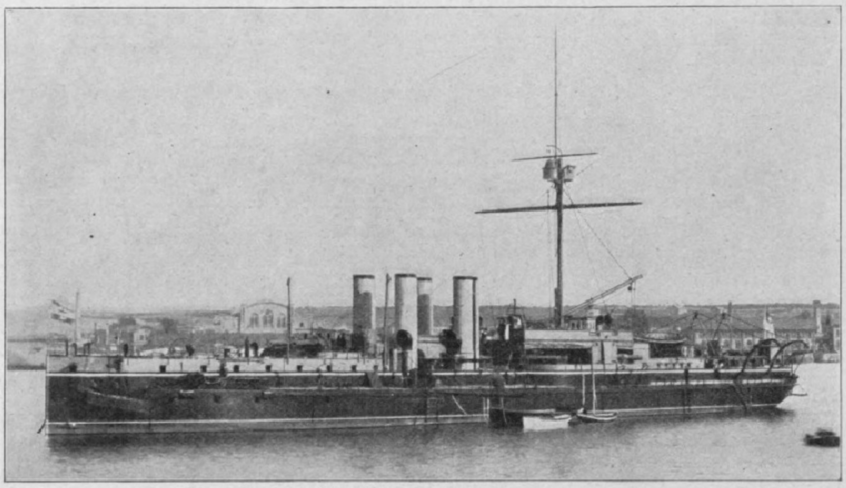
Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Renard-Kiel und eine Zeichnung von Alex. Kircher)

Es sind jetzt beinahe genau fünfzig Jahre, daß ein Seekrieg den ersten Anstoß gab, Schlachtschiffe zu panzern, und von da ab können wir die Anfänge des heutigen modernen Linienschiffs rechnen. Bis zur Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzten sich die Kriegsflotten der verschiedenen Seemächte noch aus jenen alten Dreideckern und Zweideckern zusammen, welche die Schlachten bei Abukir und Trafalgar geschlagen haben, modifiziert allerdings durch die inzwischen erfolgte Einführung der Dampfmaschine, der Propellerschraube oder der seitlichen Schaufelräder zur Fortbewegung. Immerhin versuchte man, diese durch Dampf und Segel zugleich sich fortbewegenden Schiffe ebenso zu bauen oder aber weiter zu entwickeln als jene alten Linienschiffe, welche die größten Schlachten geschlagen und ihre Seefähigkeit auf monatelangen Kreuzfahrten dargetan hatten.

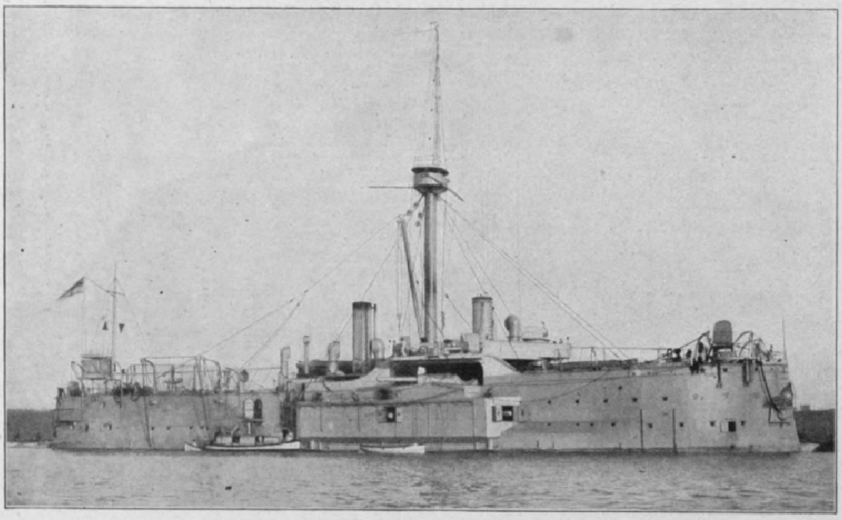
Da kam der Krimkrieg und führte einen völligen Umschwung herbei. Die Russen hatten nämlich für ihre Schiffsgeschütze und für die ihrer Festungen die kürzlich von einem Franzosen erfundene Sprenggranate eingeführt und richteten mit dieser gegen die ungeschützten Flotten ihrer Gegner die furchtbarsten Verheerungen an, ohne daß diese imstande waren, mit ihren Vollgeschossen auch nur annähernd im gleichen Maße Widerstand zu leisten. Am 30. November 1853 wurde ein türkisches Geschwader von einem russischen völlig vernichtet, und die meisten Schiffe gingen infolge der Granatwirkung in Flammen auf. Im Herbst des Jahres 1854 bei der Belagerung von Sebastopol zeigte sich dieselbe verheerende Wirkung der Festungsgeschütze gegen die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen großen englischen Linienschiffe. Das Verdienst, sofort aus diesen Ereignissen die Konsequenzen gezogen zu haben, gebührt dem damaligen französischen Kaiser Napoleon III. Er ließ unverzüglich eine Anzahl sogenannter schwimmender Batterien bauen, flachgehender Fahrzeuge ohne Kiel, die nur niedrig über Wasser emporragten, aber mit einem 4 Zoll dicken Eisenpanzer an den Seiten geschützt waren. Auch die Anfänge eines Kommandoturmes finden wir schon auf diesen durch die Notwendigkeit des Augenblicks ins Leben gerufenen Fahrzeugen. Sie bewährten sich denn auch ausgezeichnet, und die russischen Granaten zerschellten an ihren Eisenwänden, ohne sie zu durchschlagen, und verpufften



Panzerschiff „Württemberg“ vor dem Umbau

wirkungslos an deren Außenseiten. Als seegehende Schiffe waren sie allerdings höchst minderwertig. Der Typ stellte tatsächlich nur eine schwimmende Batterie dar und ließ in bezug auf Manövrierfähigkeit, Geschwindigkeit und Seefähigkeit beinahe alles zu wünschen übrig. Nach dem Kriege wurde dann von den ersten Konstrukteuren Frankreichs das Problem weiter bearbeitet, und im Jahre 1860 lief das erste gepanzerte Schlachtschiff „Gloire“ in Toulon vom Stapel. Es war dies ein Schiff von 5000 Tonnen Deplacement, aus Holz gebaut und mit einem 4½ Zoll dicken Panzer versehen, der das ganze Schiff, eben unter der Wasserlinie beginnend, bis zum Oberdeck umgab; auch einen Rammbug finden wir schon bei diesem ersten Vertreter der Panzerschlachtschiffe. Die Engländer, die sich wie gewöhnlich neuen Fragen gegenüber anfänglich vorsichtig zurückgehalten hatten, bauten nun ihre ersten Panzerschiffe, den „Warrior“ und den „Black Prince“. Diese waren bedeutend größer und wiesen als prinzipiellen Unterschied eine Panzerung auf, die sich nur über knapp zwei Drittel der Schiffslänge erstreckte und im wesentlichen nur die allerdings in jenen Zeiten sehr umfangreiche Batterie umfaßte. Die Geschützaufstellung dieser ältesten Schlachtschiffe war vorläufig die der alten Segellinienschiffe, also an jeder Seite des Schiffes eine große offene Batterie, in der die Geschütze, und zwar in der Regel dasselbe Kaliber, nebeneinander standen; der „Warrior“ führte zum Beispiel zweiunddreißig 68-Pfünder, von denen je sechzehn auf einer Seite standen. Nach demselben Prinzip sind auch unsre ältesten Panzerschlachtschiffe gebaut worden, die zum Teil erst vor wenigen Jahren aus der Liste unsrer Kriegsschiffe gestrichen werden konnten, weil kein Ersatz für sie vorhanden war. Es sind dies die bekannten Namen „König Wilhelm“, „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“, sämtlich im Auslande gebaut.

Im Anfang der siebziger Jahre entwickelte sich aus diesem Batterieschiff das sogenannte Kasemattschiff, von welcher Gattung wir bis vor kurzem noch die beiden Vertreter „Kaiser“ und „Deutschland“ in unsrer Flotte besaßen. Bei der zunehmenden Geschwindigkeit der Schiffe nämlich und dem immer größer werdenden Kaliber der Geschütze, deren Feuergeschwindigkeit damit geringer wurde, zeigte sich, daß die Geschützpforten des Batterieschiffs zu eng waren, um die Kanonen im Gefecht gut ausnutzen zu können. Die Geschützführer hatten ein zu geringes Gesichtsfeld, und für den Fall eines Krieges war die Situation sehr denkbar, daß zwei schnell aneinander vorbeifahrende Schiffe kaum die Möglichkeit hatten, sich mit ihren Geschützen aufs Korn zu nehmen und zu treffen. Das Kasemattschiff sollte diesen Uebelständen möglichst abhelfen und tat es auch einigermaßen. Man verringerte die Anzahl der Geschütze und baute den Teil der Schiffsseite, in dem sie standen, seitlich über die eigentliche Bordwänd hinaus, so daß sie nicht nur einen größeren Bestreichungswinkel erhielten, sondern auch mindestens zwei direkt nach vorn und direkt nach hinten schießen konnten; die Breitseitgeschütze der Batterieschiffe waren, wie einleuchtend, nur imstande, nach den Breitseiten zu schießen. Die Anlage der Kasematte läßt sich, um einen geläufigen Vergleich herbeizuziehen, mit dem Balkon eines Hauses vergleichen, der gestattet, nicht nur von seiner Front aus bedeutend mehr zu sehen als aus einem schmalen Fenster, sondern von seinen Schmalseiten aus auch die ganze Längsrichtung der Straße. Denkt man sich diesen Balkon nach obenhin fortgeführt, gepanzert und mit Geschützen versehen, so hat man ungefähr die Kasematte.

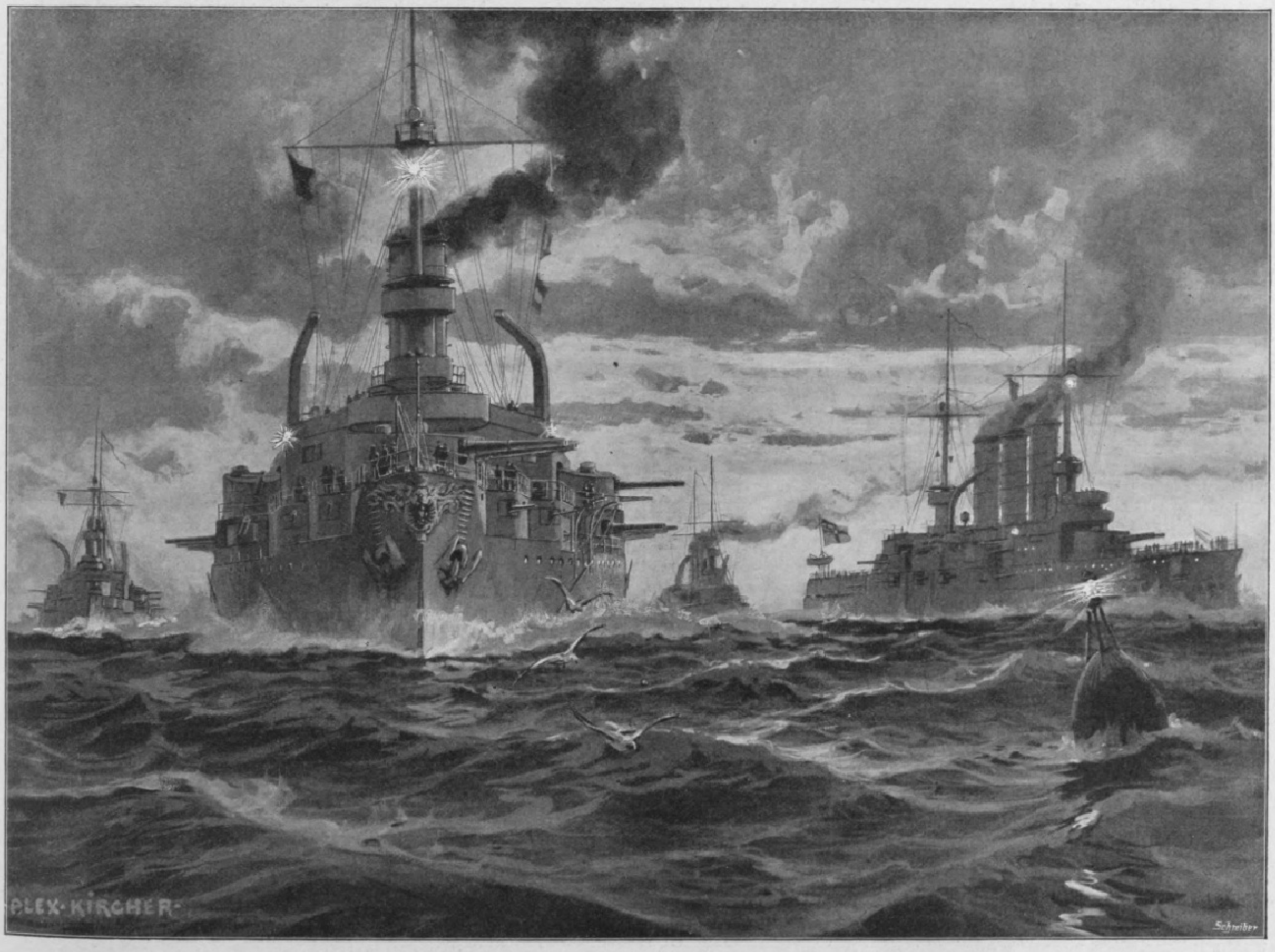


Panzerschiff „Oldenburg“, das letzte Kasemattschiff unsrer Flotte

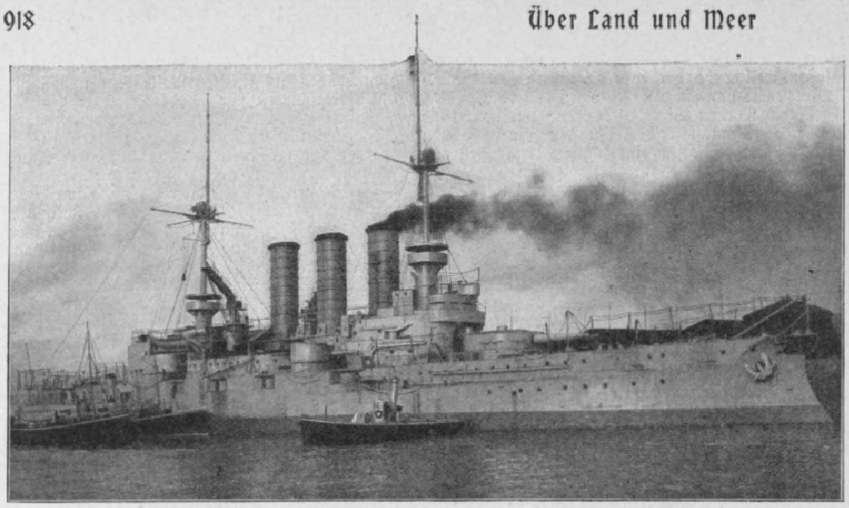
Zu gleicher Zeit, wie sich in den beiden führenden Marinen Europas das Panzerbatterieschiff entwickelte, entstand auf der andern Seite des Ozeans ein ganz neuer und eigenartiger Typ, der, mit dem erstgenannten kombiniert, die Entwicklung des modernen Schlachtschiffes bestimmt hat. Anfang der sechziger Jahre, während des amerikanischen Bürgerkrieges, kamen die Konföderierten auf die Idee, über dem Rumpf eines halb zerstörten hölzernen Linienschiffes einen hohen gepanzerten Aufbau zu errichten und hinter diesem ihre Geschütze aufzustellen. Dieses schiffsbauliche Monstrum, das man in aller Eile aus Eisenbahnschienen und Platten zusammenschlug, war der berühmte „Merrimac“, der unter den ungepanzerten Segelschiffen die größten Verheerungen anrichtete. Die Gegner, die Nordstaaten, zögerten nicht, dem „Merrimac“ ein ebenso originelles wie furchtbares Schiff als Gegner entgegenzustellen, das ebenfalls in aller Eile von dem Kapitän Ericson entworfen und konstruiert wurde, den „Monitor“. Es war dies ein eigentümliches breites Fahrzeug von einer Form, wie man es noch nie gesehen hatte, nur wenige Fuß ragte das Oberdeck über den Wasserspiegel hinaus, Masten waren nicht vorhanden, eine Reeling ebenfalls nicht, sondern außer zwei ganz niedrigen Schornsteinen erhob sich in der Mitte nur ein runder, stark gepanzerter Turm, in dem zwei achtzöllige Geschütze standen. Der Rumpf des Schiffes war, soweit er über Wasser hervorragte, und auch ein beträchtliches Stück unter der Wasserlinie vollständig mit Panzer umgeben, der ebenso wie der des Turmes von solcher Stärke war, daß die Geschütze des „Merrimac“ ihn nicht zu durchschlagen vermochten. Es fand dann am 9. März 1862 der berühmte Zweikampf zwischen diesen beiden Schiffen statt, in dem sich der „Monitor“ als so überlegen zeigte, daß sein Gegner sich schwer verletzt zurückziehen mußte.

So war das erste Panzerturmschiff entstanden, und es erhob sich nun die Frage: Turmschiff oder Breitseitschiff? Unanzweifelbar waren von Anfang an die folgenden großen Vorzüge des drehbaren Turmes: Die beiden in ihm untergebrachten Geschütze besaßen, weil er eben drehbar war, einen Bestreichungswinkel, wie man ihn den Geschützen keiner Kasematte, geschweige denen einer Batterie geben konnte; seine Wände waren kreisförmig und boten deswegen feindlichen Geschossen eine zum Durchschlagen viel ungünstigere Fläche als die geraden oder auch schrägen Wände der Kasematte oder Batterie. Die Nachteile des Turmes waren hauptsächlich, daß man eben wegen der Drehbarkeit und der großen Bestreichungswinkel eine lange nicht so große Geschützanzahl unterbringen konnte als auf dem andern Typ. Außerdem verursachte der schiffsbauliche Gesichtspunkt jahrelang sehr große Schwierigkeiten, denn einmal litt die Stabilität und Seefähigkeit des Schiffes unter dieser hochaufragenden schweren Eisenmasse, und dann war es bei den älteren Systemen bei stark sich bewegendem Schiff oft nicht möglich, den Turm zu drehen. Man gab daher die Konstruktion solcher niedrig über Wasser liegender Turmschiffe nach Art des „Monitor“ auf und versuchte, große seefähige Turmschiffe zu bauen. Es ist von Interesse, daß die ersten großen Panzerschiffe, die auf deutschen Werften für unsre Flotte gebaut wurden, solche Turmschiffe waren: „Friedrich der Große“, „Preußen“ und „Großer Kurfürst“, alles Schwesterschiffe, von denen das letzte bekanntlich im Jahre 1878 infolge Zusammenstoßes mit dem „König Wilhelm“ ein frühzeitiges und trauriges Ende fand. Die „Preußen“-Klasse, die noch bis zum Ende des Jahrhunderts in der Liste unsrer Flotte figurierte, besaß ein Deplacement von beinahe 7000 Tonnen und zuerst eine vollständige Takelage außer ihrer Maschine, die ihr eine Geschwindigkeit von 12 Knoten gab. Die Wasserlinie war vollständig gepanzert, und der Panzer verbreiterte sich auf dem mittleren Teil des Schiffes bis zum Oberdeck hinauf. Hier erhoben sich zwei gepanzerte Drehtürme, deren jeder zwei 26-Zentimeter-Geschütze enthielt. Der Unterbau der Türme war außer der genannten seitlichen Panzerwand noch durch eine vordere und hintere Querwand, also eine vollkommene sogenannte Zitadelle, nach Möglichkeit geschützt. Die Türme standen im Zwischendeck auf eisernen Rollrädern und konnten durch Maschinen- wie Handkraft gedreht werden.

Es folgte dann die noch heute vorhandene „Sachsen“-Klasse. Diese Schiffe wurden zu jener Zeit, als ein General an der Spitze der Marine stand, als „Ausfallskorvetten“ bezeichnet. Man stellte sich nach den von der Armee übernommenen Begriffen ihre Tätigkeit derart vor, daß sie aus den Häfen und Flußmündungen wie aus den Toren einer belagerten Festung heraus Ausfälle gegen einen überlegenen Angreifer machen und sich nachher wieder in Sicherheit zurückziehen sollten. Es war das jene Periode, als man glaubte, der Hochseekrieg sei nur etwas für die großen Seemächte, und die kleinen müßten sich damit begnügen, ihre Küsten zu verteidigen. Die „Sachsen“-Klasse stellt also insofern einen gewissen Rückschritt gegen die vorhergenannten Typen dar, sie ist bedeutend kleiner, und ihre Seefähigkeit ist für die hohe See jedenfalls bei schlechtem Wetter nicht ausreichend. Im übrigen weisen aber diese sämtlich in Deutschland gebauten Schiffe alle technischen Fortschritte auf, welche die großen Marinen inzwischen gemacht hatten. Als erste unter den deutschen Schlachtschiffen besitzen sie Doppelschrauben, und die Armierung zeigt eine Kombination des Turmschiffes und des Kasemattschiffes. Die Panzerung ist nach dem damals noch in England befolgten Prinzip nur auf den mittleren Teil des Schiffes auch in der Wasserlinie beschränkt; in offener Kasematte stehen vier 26-Zentimeter-Geschütze mit außerordentlich großem Bestreichungswinkel, aber schlecht geschützt, während vorn zwei Turmgeschütze Aufstellung gefunden haben. Diese sind nach einem damals gänzlich neuen Prinzip konstruiert. Man war in den großen Marinen schon lange bestrebt gewesen, den Mängeln des Drehturms abzuhelfen, und hatte endlich die noch heute geltende Lösung gefunden, daß man den eigentlichen Turm vollkommen fest in das Schiff einbaute und in ihn hinein die auf einer Scheibe drehbaren Geschütze setzte; es ist dies das so oft genannte Barbette-System. Die Geschütze feuern



Ein Geschwader der neuesten Linienschiffe unsrer Flotte auf hoher See. Originalzeichnung von Alex Kircher



S. M. S. „Braunschweig“, der neueste Typ der deutschen Linienschiffe

dann frei über den oberen Rand der festen Turmwände hinweg.

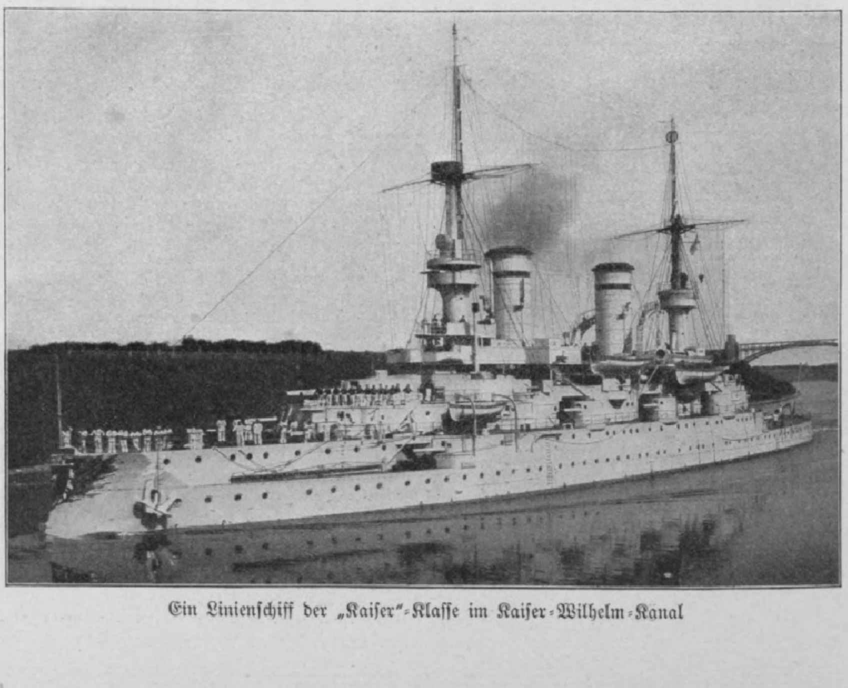
Als, hauptsächlich nach Einführung der Schnellladegeschütze, die offenen Kasematten und die ebenfalls offenen Türme sich nach oben zu schutzlos erwiesen, errichtete man auf der Drehscheibe des Turmes eine sich mit dem Geschütze drehende Panzerkuppel, die im Laufe der Jahre immer mehr verstärkt und vervollkommnet worden ist.

Es waren jene Jahre Zeiten rapider technischer Fortschritte in der Fabrikation der Geschütze und des Panzers und der Maschinentechnik. Es kam dazu das Torpedoboot und der automobile Torpedo, über den ich bereits hier gesprochen habe, so daß man von einem Typ zum andern überging, hier und da probierte. So entstanden Ende der achtziger Jahre, zu Beginn der Regierung des jetzigen Kaisers, die ersten deutschen Hochseeschlachtschiffe nach einer Pause von beinahe anderthalb Jahrzehnten. Es war dies die „Brandenburg“-Klasse mit einem Deplacement von ungefähr 10 000 Tonnen; diese führten vorne, hinten und in der Mitte je einen Panzerturm mit zwei 28-Zentimeter-Geschützen, also eine ganz gewaltige schwere Armierung. Leider hatte man infolgedessen die mittlere Armierung beinahe vollständig weglassen müssen, obgleich gerade diese in jenen Jahren schon eine große Wichtigkeit besaß und bei allen andern Marinen auf großen Schiffen zahlreich vertreten war. So mußte man sagen, daß die „Brandenburg“-Klasse schon damals, als sie neu war, nicht auf der Höhe der Zeit stand. Man hat daran gedacht, den mittleren Turm, der so wie so ungünstig steht und im Gefecht verhältnismäßig wenig ausgenutzt werden kann, fortzunehmen und anstatt dessen eine gepanzerte Mittelarmierung zu setzen. Die Kosten einer solchen Aenderung wären aber so groß, daß sie sich in Anbetracht des Gefechtswertes dieser schlecht geschützten und heute überhaupt veralteten Schiffe nicht gelohnt hätte.

Es ist bekannt, wie spärlich in jenen Zeiten die Mittel für die Flotte flossen, und so war es auch nicht möglich, daß sich bei uns, wie in andern Marinen, die einzelnen Schiffstypen harmonisch entwickelten, sondern bis vor wenigen Jahren war die Entwicklung eine sprunghafte und jeder Typ mehr oder weniger ein Experiment. Nicht anders als ein solches kann auch die vielgenannte „Kaiser“-Klasse genannt werden. Ihr erster Vertreter „Kaiser Friedrich III.“ lief im Jahre 1896 vom Stapel und der letzte der fünf Schiffe zählenden Klasse im Frühjahr 1900. Vergleichen wir die „Kaiser“-Klasse mit der „Brandenburg“-Klasse, so finden wir, daß die Prinzipien in das entgegengesetzte Extrem umgeschlagen sind. Auf der „Kaiser“-Klasse ist die schwere Armierung äußerst stiefmütterlich behandelt, und zwar auf Kosten der mittleren, also genau entgegengesetzt der „Brandenburg“-Klasse. Diese besaß ferner einen breiten, das ganze Schiff umgebenden Gürtelpanzer in der Wasserlinie, während von der „Kaiser“-Klasse nur zwei Drittel des Schiffsrumpfes gepanzert sind. Die Mittelartillerie der „Brandenburg“ steht in zusammenhängender, allerdings kaum geschützter Kasematte, die des „Kaiser Friedrich III.“ in achtzehn verschiedenen Einzeltürmen und Einzelkasematten. Dieser extreme Umschwung hat sich nicht als vorteilhaft bewährt, und man hätte einen weit besseren, ja wahrscheinlich einen ausgezeichneten Typ erzielt, wenn die „Brandenburg“-Klasse nach modernen Grundsätzen nur weiter entwickelt worden wäre. Das 24-Zentimeter-Geschütz bildet bekanntlich in zwei Türmen, zu je zwei Exemplaren vorn und hinten angeordnet, die schwere Armierung der „Kaiser“-Klasse. Dieses Geschütz ist an Leistungsfähigkeit allen denen weit unterlegen, die in andern Marinen die schwere Armierung der Linienschiffe bilden. Es ist auch dem Panzer der in jener Zeit entstandenen fremden Schlachtschiffe keineswegs gewachsen. Fragt man sich, wie es möglich war, daß man neue Schiffe, und sogar fünf davon, derart armierte, so ist die Antwort darauf, daß zunächst das geringe Deplacement, das zur Verfügung stand, nicht gestattete, eine erstklassige schwere und eine starke mittlere Artillerie zu installieren.

Man wollte aber unter allen Umständen eine sehr starke Mittelarmierung oder vielmehr eine sehr zahlreiche, und infolgedessen mußte man sich für die schwere Armierung im Gewicht beschränken. Die Folge war ein minderwertiges Geschütz für die schwere und auch ein solches für die mittlere Armierung, denn das 15-Zentimeter-Kaliber genügt schon seit Jahren nicht mehr, um den modernen Mittelpanzer zu durchschlagen. Der Schutz der „Kaiser“-Klasse ist ebenfalls recht mangelhaft, und das einzige Gute, was man von ihr sagen kann, ist, daß die überaus große Anzahl von Geschützen gestattet, im Nahgefecht den Gegner mit einem für das Deplacement des Schiffes außerordentlich heftigen Geschoßhagel zu überschütten — vorausgesetzt, daß dann noch eine entsprechende Anzahl von Geschützen gefechtsfähig ist; das darf man aber billig bezweifeln. Es folgt dann unsre „Wittelsbach“-Klasse; hier hat man versucht, einige Fehler der vorherigen wieder gutzumachen, hauptsächlich was die Panzerung anlangt, die Artillerie ist leider ganz dieselbe, und insofern wird auch die „Kaiser“-Klasse, einerlei wie lange man gesetzlich ihre Lebensdauer bemißt, schon sehr früh veraltet sein. Einen bedeutenden Fortschritt stellt endlich und glücklicherweise die „Braunschweig“-Klasse dar; sie ist erheblich größer, ausgezeichnet armiert und sehr gut geschützt. Mit ihr sind wir endlich zu einem Typ gekommen, der in seiner Art als gut bezeichnet werden kann.

In seiner Art —! Das ist für den Konstrukteur ein Lob, genügt aber nicht, um diese Schiffe gleichaltrigen fremden gewachsen zu machen; leider kann man das weder von der „Braunschweig“- noch von der ihr folgenden, noch im Bau befindlichen „Deutschland“-Klasse sagen. Die Schiffe sind eben zu klein und können die Gewichte von Artillerie, Panzer und Maschinen nicht tragen, wie zum Beispiel die großen englischen Linienschiffe. Die Erfahrungen des ostasiatischen Krieges haben zudem einwandfrei bewiesen, daß das *große* Linienschiff auch das beste ist. Nur bei großen Deplacements wird es möglich sein, einen Schutz gegen Minen und Torpedos einzubauen. Daß die deutsche Marineverwaltung diesen Erwägungen Rechnung tragen will, zeigten die Aeußerungen des Admirals von Tirpitz im Reichstage: „Zum Herbst wird in einer neuen Vorlage bedeutende Erhöhung des Deplacements für Linienschiffe und Panzerkreuzer verlangt werden.“ Es sind ja auch Stimmen laut geworden, die aus dem russisch-japanischen Kriege den Schluß ziehen, daß man überhaupt keine Linienschiffe mehr, sondern nur Torpedoboote und schnelle Panzerkreuzer bauen solle. Als Grund führt man die Verluste der russischen Flotte durch Torpedos und Minen an. Dagegen läßt sich einwenden, daß einmal in jener ersten Ueberfallsnacht die Russen sorglos und unvorbereitet waren, dann aber möchte ich mit der Frage antworten: Warum haben die sehr zahlreichen russischen Torpedoboote denn gar keine Erfolge gegen die japanischen Linienschiffe gehabt? Man sollte doch denken, daß gerade sie von dem sicheren Hafen aus, in den sie sofort zurückkehren konnten, die allergrößten Chancen gehabt hätten. Der Grund für diesen Unterschied liegt ohne Zweifel eben in der Ueberlegenheit der japanischen Linienschiffsflotte, welche die Russen zuerst in ihren Hafen gebannt hielt und die in der entscheidenden Schlacht in der Tsuschimastraße durch ihre überlegenes Feuer die artilleristische Defensivkraft der russischen Linienschiffe vernichtete und so den Torpedobooten den Weg bahnte. Ferner waren es die überlegenen japanischen Linienschiffe, welche die erste und hauptsächlichste Vorbedingung zum Erfolge dadurch gaben, daß sie den Feind in der Defensive hielten. Alle modernen Kriege haben bewiesen und beweisen auch heute, daß in der Möglichkeit der Offensive allein schon ein Erfolg und eine Ueberlegenheit liegt, nicht nur rein militärisch, sondern auch moralisch. Eine im Hafen eingeschlossene oder auch nur auf dessen Nähe angewiesene Flotte ist schon durch diese örtliche Beschränkung viel leichter angreifbar als die andre, der die ganze freie See Tag und Nacht zur Verfügung steht. Nur die Linienschiffe können aber den Gegner in diese ungünstige Lage bringen. Deswegen wird das Linienschiff nach wie vor an der ersten Stelle bleiben.



Ein Linienschiff der „Kaiser“-Klasse im Kaiser-Wilhelm-Kanal



Lautenspielerin. Nach dem Gemälde von Edouard Garrido

Ellen Key

Von

Anna Brunnemann (Dresden)

(Mit einem Porträt)

Um Ellen Key, die jetzt durch die so reiche Wärme ihrer Persönlichkeit alle Herzen für sich gewinnt, hat sich heute ein Kultus gebildet, der es sehr erschwert, das wahrhaft Wirkende, Bleibende ihrer Persönlichkeit und ihrer Schriften objektiv zu beurteilen. Spricht die warme Empfänglichkeit der meisten ihrer Hörer — ich rede hier nicht von dem unreifen Personenkultus, der mit nebenherzulaufen pflegt — im allgemeinen dafür, daß guter Boden für Ideen, wie sie Ellen Key denkt oder aus den Werken von Elitemenschen herausliest, vorhanden ist, so lassen doch zahlreiche schriftliche und mündliche Urteile über sie Zweifel darüber aufkommen, ob ein großer Teil ihrer Hörer sie nach dem, was sie ist und was sie bietet, auch richtig einzuschätzen weiß.

Ich möchte durch einen Blick auf ihren Lebensgang und auf ihr Lebenswerk dazu verhelfen.

Zunächst ihr Lebensgang. Er ist zum Verständnis für ihre Veranlagung und innere Entwicklung äußerst wichtig.*)

Geboren wurde Ellen Key im Jahre 1849 auf dem Gute Sundsholm „als erstes Kind junger und glücklicher Eltern“. Der Gutsherr von Sundsholm, aus dem keltischen Stamm Mac Key hervorgegangen, der sich nach Ablauf des Dreißigjährigen Krieges in Schweden ansiedelte, hegte neben sehr freisinnigen politischen Anschauungen große künstlerische Neigungen und fand in seiner Gattin, die einem alten Adelsgeschlecht angehörte, eine sehr verständnisvolle Genossin. Beide waren „aristokratisch von Gemüt und Sitten, aber demokratisch in ihren Ansichten“; in vielen Fragen stand die Mutter bereits auf einem für die heutigen Begriffe weit fortgeschrittenen Standpunkt. Die Erziehung war streng und liebevoll zugleich. Früh offenbarte sich bei Ellen eine innige Mütterlichkeit und ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Ihrem Lerneifer ließ man volle Freiheit; unter Mithilfe privaten Unterrichts und gediegener Lektüre, vor allem aber auch unter innigen Beziehungen zur Natur, zum Landleben, durfte eine Persönlichkeit heranreifen, deren Innenwelt sich mit unfehlbarer Sicherheit nur durch das ihr Wesensverwandte bereicherte. Mit neunzehn Jahren folgte sie ihrem Vater, der seine Wirksamkeit im Reichstag begann, nach Stockholm; er zog die Tochter zu Sekretärsdiensten heran und weihte sie in die Realpolitik ein. Ihr zwanzigstes bis dreißigstes Lebensjahr war eine Periode fruchtbarsten Aufnehmens, wozu Reisen ins Ausland und der Verkehr mit hochstehenden, geistesverwandten Frauen, darunter vor allen Sonja Kowalewska und Charlotte Leffler-Edgrén, wesentlich beitrugen. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche fielen, von einer Frauenzeitschrift veranlaßt, in ihr vierundzwanzigstes Jahr. Etwas später trat sie als Vortragende auf und gewann bald einen Ruf durch ihre zündende Beredsamkeit, die wenig im Einklang mit ihrer sonst schüchternen Persönlichkeit stand. Der erste Anstoß mußte beide Male von außen kommen, denn „von selbst wäre Ellen Key nie an die Oeffentlichkeit getreten. Ehrgeiz und die Neigung zur Initiative gehören nicht zu ihren Eigenschaften“.

Eine traurige Wendung in den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern zwang die nun Dreißigjährige zu eignem Erwerb. Sie wurde 1886 Lehrerin an einer Mädchenschule und widmete sich zwei Jahrzehnte lang der Schularbeit von der niedrigsten Stufe an. Ihre Mütterlichkeit wies ihr den Weg zu den kindlichen Herzen, und noch heute reden ihre einstigen Schülerinnen in dankbarer Liebe von den „wahren Erbauungsstunden“, die ihnen Ellen Key zu schenken pflegte. Doch gerade damals war ihr eigner Lebensweg eine Zeit bitterster Entbehrungen, unter denen die in ästhetischer Lebensauffassung Gereifte unsagbar leiden mußte.

Später überschritt sie den Kreis der Schule; sie trat als Vortragende in die Oeffentlichkeit, indem sie besonders am Arbeiterinneninstitut des Herrn Nyström, des Gatten ihrer Biographin, in Stockholm wirkte. Schon hier durfte sie ihre reichen Kräfte für Volksbildungsbestrebungen einsetzen, was von jeher ihr Wunsch gewesen war. Später gründete sie Volksbildungsabende, wozu ihr das Wort einer Arbeiterin Veranlassung gab: „Nicht um eure Kleider und Speisen beneiden wir euch am meisten, sondern um alle die geistigen Genüsse, die euch viel leichter zu Gebote stehen als uns.“

Ihre Tätigkeit nahm nun immer mehr den Charakter öffentlicher Wirksamkeit an: als Essayistin, als Vortragsreisende trat sie in den Ideenkampf der Gegenwart ein. Diese öffentliche Wirksamkeit kann nur auf Grund eines tieferen Einblicks in Ellen Keys innere Entwicklung, wie sie aus ihren zahlreichen Essays hervorgeht, gerecht beurteilt werden. Es ist eine Entwicklung, die zunächst individualistische Forderungen nach Lebenssteigerung und Lebensbereicherung für das Einzelwesen aufstellt, immer mehr jedoch in den altruistischen Wunsch hineinwächst, für sich selbst erkannte Lebensideale und die Wege, die dazu führen, auch andern zu erschließen.



Phot. Becker & Maaß, Berlin

Ellen Key

Ihr erster Band Essays, daraus die Aufsätze „Kulturveredlung“, die „Freiheit der Persönlichkeit“ und der Dialog „Ein Abend auf dem Jagdschloß“ hervorragen, führt folgende Gedanken aus: Wir können, indem wir alle unsre Fähigkeiten harmonisch ausbilden, das Leben selbst schaffen, unser Dasein zu einem immer reifer werdenden Kunstwerk gestalten. In den neuen Essays „Die Wenigen und die Vielen“ klingt zunächst dasselbe Thema an: sie fordert für die Einzelpersönlichkeit ihr volles Recht zu reicher Entfaltung, da nach ihr aller menschlicher Fortschritt nur vom Elitemenschen ausgeht. Wohl aber weist sie der Persönlichkeit auch bestimmte Grenzen an, indem sie als erste Forderung für das frei gewordene Individuum strengste Selbstzucht aufstellt. Denn der Individualist ist, wie alle Menschen, dem großen Gesetz des Lebens unterworfen, nach welchem Leiden jeden Mißbrauch der Freiheit begleitet. Das führt sie bald zur Erkenntnis, „daß jedes individuelle Wesen ungeachtet seiner kleinen Ganzheit doch nur der Bruchteil eines Ganzen ist; daß jeder nur durch andre vollendet wird, und das Ganze durch alle. Diese Ahnung ist es, die unsern Individualismus um so viel wärmer macht als den irgendeiner andern Zeit, weil unser Selbstgefühl auch Mitgefühl ist“.

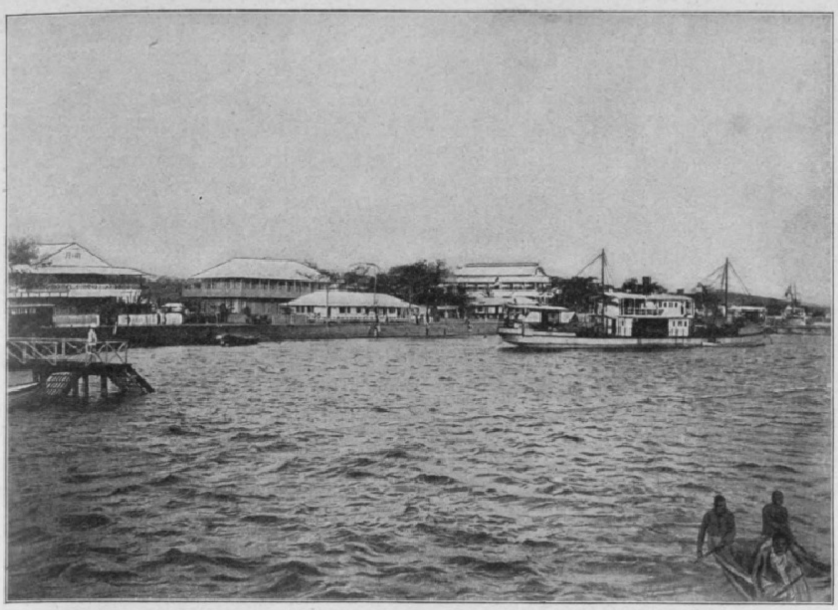
Ellen Key sucht nun die individualistische Forderung „Selbstbehauptung“ und die altruistische „Selbstaufopferung“ miteinander zu versöhnen und ist fortan bestrebt, den Reichtum der Einzelpersönlichkeit für die Masse nutzbar zu machen. Das will besagen: den Reichtum ihrer eignen Persönlichkeit. Mit warmblütiger innerer Teilnahme setzt sie ihre volle Kraft für reformatorische Bestrebungen der Gegenwart ein, indem sie solchen zunächst den Vorzug gibt, die ihrer ureignen künstlerischen Natur entsprechen. Sie begeistert sich für den großen Feiertagstraum Ruskins von der Veredlung des Individuums durch die Kunst. Ihre reformatorischen Gedanken zielen vielfach auf Bildung des ganz biegsamen Materials der ersten Kindheit hinaus, und immer berührt sie dabei das Tiefste und Feinste der menschlichen Psyche. Den Kindern widmete sie einen weiteren Band Essays, in dem sie von dem Gedanken ausgeht, daß das zwanzigste Jahrhundert das „Jahrhundert des Kindes“ sein soll. Würden auch viele ihrer Reformvorschläge der Prüfung auf praktische Durchführbarkeit nicht standhalten, so finden wir in dem Buche doch so tiefe Wahrheiten, so intuitives Erfassen der Kindesseele und dessen, was sie bedarf, um in ihren schönsten Aeußerungen nicht gehemmt zu werden, daß Ellen Key hier für Eltern und Pädagogen als starke Anregerin von hohem Wert ist.

Das gleiche gilt von ihrem letzten Band „Ueber Liebe und Ehe“, der heute, besonders auch hervorgerufen durch Ellen Keys Vorträge, die vielfach dessen Grundthemen zum Gegenstand haben, leidenschaftliche Auseinandersetzungen veranlaßt. Sie sagt darin über das Verhältnis der Geschlechter zueinander das Tiefste und Feinste, was gesagt werden kann. Sie erblickt unendliche Möglichkeiten, auch in der Ehe das Verhältnis zwischen Mann und Frau freier, voller, dauernder zu machen, durch immer größere Bereicherung und infolgedessen Erneuerung des Einzelwesens. Ihre reinsten seelischen Erkenntnisse gipfeln wiederum in einem Hinweis auf das Kind, „diese höchste Frucht der Kultur, diesen Ausdruck höchsten Glücks und tiefsten Verantwortlichkeitsgefühls zwischen Mann und Weib“. Wohl enthält das Buch manche Widersprüche — doch muß es nicht notwendig auch solche enthalten, da Ellen Key tief hinabtaucht in die innerlichsten Erlebnisse der Psyche, in die kompliziertesten Verzweigungen unsers Seelenlebens und in die immer neu entstehenden inneren Konflikte, die selbst der vorausgegangenen Generation noch fremd waren? Wer könnte bei Durchforschung von Gebieten, auf denen wir heute nur erst stammeln, bereits Forderungen aufstellen, die sich nicht wenigstens einmal mit gegenteiligen Forderungen kreuzten und ihnen widersprächen?

Aus allem Gesagten aber geht hervor, daß Ellen Key nicht, wie man uns oft glauben machen will, zu den starken Denkern und Philosophen gehört, die auf spekulativem Wege neue Wahrheiten bringen. Die ganze tiefe Veranlagung ihres Wesens, nach innerem Reichtum zu streben, alle Möglichkeiten voll auszunutzen, die das Innenleben steigern, das Leben überhaupt erst lebenswert gestalten, hat sie in hohem Grade zur Lebenskünstlerin gemacht, sie ganz mit einer Lebensanschauung erfüllt, die sie selbst „Lebensglauben“ nennt.

Daß diese Lebenskünstlerin nun hingeht und ihre durch immer strebendes Bemühen errungene subjektive Weltanschauung mit heller Begeisterung den „Vielen“ predigt, für die zumeist der Boden noch gar nicht vorhanden ist, in dem sie Wurzel fassen kann, das läßt manchem Ellen Keys Wirken als sehr anfechtbar erscheinen. Wer aber auf den rein persönlichen Einfluß eines solchen Adelsmenschen Wert legt, der durch sein Beispiel, durch Begeisterung, durch Ermutigung zu edelm Tun zur Veredlung der Individuen führen will, der muß Ellen Keys Lebensarbeit sehr hoch einschätzen. Sie steht in innigster Harmonie mit ihren Worten; sie ruht tief in sich und schöpft aus nie versiegbaren Quellen ihres eignen Wesens. Wohl wissen wir, daß ihre Wege zum Heil nicht für alle gangbar sind und daß die Welt, wie sie nun einmal ist, nicht durch seelische Werte allein umgeschaffen wird. Ellen Keys Beispiel aber lehrt uns, daß noch unendliche seelische Entwicklungsmöglichkeiten für alle vorhanden sind, und als ihr Hauptverdienst möchte ich es ansehen, daß sie uns immer und immer wieder die Mahnung ans Herz legt, sie den Kindern durch rechte Leitung, nicht durch Unterdrückung ihrer inneren Anlagen, möglichst zu erschließen.

*) Diese Einzelheiten sind der schlichten Biographie Ellen Keys von Frau Nyström entnommen (erschienen bei E. Haberland, Leipzig).



Reede von Boma

Bilder aus dem Kongostaat

Von

Dr. Lampert

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im Jahre 1877 wurde die geographische Welt durch die Nachricht überrascht, daß Stanley, der seit 1874 zu geographischen Forschungen in Ostafrika weilte, in Boma, am Unterlauf des Kongo, angelangt sei und den Riesenstrom Afrikas von Nyangwe am Lualaba aus befahren habe. Mit einem Schlag war auf diese Weise ein Hauptproblem geographischer Forschungen in Afrika gelöst, die ganze Hydrographie des inneren Afrika aufgeklärt und verständlich geworden, der merkwürdige Lauf des Riesenstromes, der ihn von Süden aus in gewaltigem Bogen nordwärts über den Aequator und wiederum südlich darüber zurückführte, klargelegt. Freilich war nur erst der Strom selbst aufgenommen worden, allein im Zusammenhang mit andern Forschungen konnte doch dadurch der geographische Begriff des Kongobeckens gewonnen werden. Um ein riesiges Areal handelt es sich hier; mit über 3½ Millionen Quadratkilometern entspricht es reichlich ganz Mitteleuropa, Italien, Spanien, Frankreich und Großbritannien. Nicht lange dauerte es, und auch dieses Gebiet wurde hereingezogen in die Tendenz der europäischen Mächte, Afrika unter sich zu teilen. Schon vor Entdeckung des Kongolaufes war auf Veranlassung des Königs der Belgier eine internationale afrikanische Assoziation gebildet worden, und aus ihr heraus erwuchs nach mancherlei Schwierigkeiten der Kongostaat. Auf der Internationalen Kongo-Konferenz waren die Abmachungen mit den andern Staaten, besonders den ebenfalls an das Kongogebiet Anspruch erhebenden Ländern Portugal und Frankreich, getroffen worden, und 1885 war der unabhängige Staat des Kongo, „Etat Indépendant du Congo“, von allen Mächten anerkannt worden; als Souverän trat bekanntlich an die Spitze des neuen Staatenwesens der König der Belgier, so daß der Kongostaat durch Personalunion mit Belgien verbunden ist. Das Areal des Staates wird nach den Angaben von Sievers-Hahn auf 2252780 Quadratkilometer berechnet, also noch etwas größer als zusammengenommen die Gebiete des Deutschen Reiches, der österreichisch-ungarischen Monarchie, Frankreichs und Italiens.

Nicht nur der kolonisatorischen Tätigkeit, auch der wissenschaftlichen Forschung war ein neues mächtiges Gebiet gewonnen. Insbesondere bemächtigte sich dessen zuerst die Völkerkunde. Wohl gehören alle dort lebenden Völker dem großen Zweig der Bantuneger an, allein es herrscht ein großes Völkergewirr, das zu ordnen der Völkerkunde noch nicht völlig gelungen ist. Festergefügte Staatenbildungen, wie sie uns in so manchen afrikanischen Militärstaaten so imponierend in früherer Zeit entgegengetreten sind, fehlen im ganzen im Kongogebiet. Am bekanntesten ist das Lundareich geworden, so genannt vom Volk der Balunda, das am oberen Kassai und Lulua wohnt; er bestand schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, aber auch ihm haben die letzten Jahrzehnte wohl den Anfang des Verfalles gebracht. Es löst sich unter mannigfachen Einflüssen, inneren und äußeren Kämpfen in eine Anzahl kleinerer Stämme auf, wie wir sie so zahlreich im südlichen Kongo, am Kassai, Sankuru, Lualaba und zwischen diesen Flüssen sitzen finden. Besonders interessant wird das Völkergemisch des Kongo noch durch die Entdeckung auffallend kleiner Eingeborener, die ganz verstreut zwischen den andern Völkern meist in dichtem Wald leben und sowohl nördlich wie südlich des Kongo gefunden wurden. Als scheue, hinterlistige, rachsüchtige Waldkobolde von großer Schlauheit der Sinne werden diese Zwergvölker bezeichnet, von denen sogar einmal ein paar Exemplare nach Europa gebracht wurden und von Dr. Stuhlmann den deutschen Geographen auf deren Tagung in Stuttgart vorgestellt werden konnten.

Gegenüber diesen Zwergformen sind die Neger des Kongogebietes stattliche Leute, wie uns die Abbildung von Balubahäuptlingen zeigt. Wie nicht selten bei Naturvölkern sehen wir, daß der Haarfrisur besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ueber Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit der einzelnen Stämme wird weitere Forschung noch Aufschluß zu geben haben, die wir von der Verwaltung des Kongostaates erwarten dürfen, nachdem dieselbe in einer Reihe wichtiger Publikationen bereits gezeigt, daß sie sich auch die wissenschaftliche Erforschung ihres Gebietes sehr angelegen sein läßt.

Dem Reisenden im Gebiet des Kongo werden Stammesunterschiede schon äußerlich in der verschiedenen Bauart der Wohnungen sich bemerkbar machen. So macht sich zum Beispiel im Gebiet des Kassai-Lualaba ein scharfer Unterschied geltend zwischen den Basonge und Batetele. Die Wohnungen der Basonge sind rechtwinklig mit einem etwas ovalen Dach. Die Wohnung ist gewöhnlich in zwei Gelasse geteilt, von denen das eine als Schlafgemach dient und einen eignen Ausgang hat zur Flucht bei nächtlichen Ueberfällen, bei den fortwährenden Kriegen der Stämme unter sich eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Die Batetele dagegen, welche die Ufer des Lomami bewohnen, bauen auf kreisrunder Basis ihre Wohnungen, die wie Heuschober, Backöfen oder Bienenkörbe aussehen; die Wohnung hat einen einzigen Ausgang und nur ein Gemach; zur Verzierung wird oft auf der Spitze ein hutförmiges Strohgeflecht angebracht. Bei den Wohnungen von Häuptlingen und Großen des Volkes macht sich schon sehr häufig der europäische Einfluß geltend.

Verrät schon der Wohnungsbau entschiedene Kunstfertigkeit, so zeigt sich diese nicht minder in der Anfertigung ihrer Geräte und Waffen; viele Stämme verstehen sich in ausgezeichnetem Maß auf die Töpferei und können dem prähistorischen Forscher die Lösung des Rätsels geben, wie große Töpfe ohne Hilfe der Drehscheibe hergestellt werden können; andre wiederum suchen als Schmiede ihresgleichen; die an Flüssen wohnenden Stämme verstehen sich zum Teil in trefflicher Weise auf den Bootbau. Sehr charakteristisch sind vielfach die Waffen; die Wurfmesser, die in einigen Gebieten vorkommen, gehören mit zu dem Originellsten und auch Groteskesten, was die vielgestaltige Phantasie bei Verfertigung von Trutzwaffen oder Prunkstücken hervorgebracht hat.

Daß wir sehr verschiedene Kulturstufen antreffen, ist selbstverständlich; im ganzen sind wohl die geistigen Fähigkeiten dieser Wilden nicht gering zu schätzen, ja Wißmann hat die Baschilange geradezu ein Volk von Denkern genannt, denen das Wort „warum“ fortwährend auf der Lippe schwebe. Solche Völker mögen bei kolonisatorischen Bestrebungen europäischer Mächte ein sehr gutes Material geben oder aber die größten Schwierigkeiten machen, und wir finden auch unter der einheimischen Bevölkerung des Kongogebietes manchen Stamm, der immer wieder zu Aufständen geneigt



Kautschukgewinnung bei Lusambo durch Einschneiden der Kautschukliane

ist, während andre sich unter der Herrschaft der Europäer wohl zu befinden scheinen. Manche Sitte wird freilich erst allmählich ausgerottet werden können, so die Menschenfresserei, die im Kongogebiet verbreitet ist wie kaum sonstwo und nicht nur, wie dies sonst meist der Fall ist, verstohlen geübt wird, sondern ganz offen.

Das Pflanzenkleid des Kongolandes ist natürlich bei der ungeheuern Ausdehnung des Gebietes kein einheitliches; Stanley hat bekanntlich ein in grellsten Farben gemaltes Bild des riesigen Waldgebietes am Aruwimi und seiner Schrecken gegeben, und auch Graf Götzen durchzog zwei Monate diesen Urwald, belegte ihn aber mit dem Prädikat „unendlich langweilig“. Ein so mächtiges Gebiet der Kongowald aber auch bedeckt, so finden sich aber auch mächtige Savannengebiete, hier und da durchbrochen von Galeriewäldern, die sich den Flüssen entlang ziehen oder größere oder kleinere Waldinseln einschließen.

Ein gewaltiger Reichtum an Nutzhölzern und Nutzpflanzen mag noch in diesen Gebieten verborgen sein, schon aber hat ihn auch der Handel sich vielfach zunutze gemacht.

In erster Linie steht die Kautschukgewinnung, und der Kongostaat ist heute ein Hauptkautschuklieferant der Welt. Verschiedene Pflanzen liefern diesen wichtigen Stoff, besonders Lianenarten der Gattung Landolphia. Den Eingeborenen war die Kautschukgewinnung unbekannt, während sie heute, wie ein Bild uns zeigt, wissen, wie durch Einschneiden die den Kautschuk bildende zähe Flüssigkeit



Töpferei bei den Bosokonegern



Hängebrücke über den Lukungufluß

gewonnen wird. Im Anfang machte es Schwierigkeiten, die Eingeborenen anzuhalten, die Lianen nur anzuschneiden, statt sie durchzuschneiden. Für Europäer, welche die Liane bei der Kautschukgewinnung zerstören, besteht die Strafbestimmung, für jede Tonne gesammelten Kautschuks 500 Lianen zu pflanzen. In hohem Maß läßt sich überhaupt die Verwaltung des Kongostaates angelegen sein, durch Aufpflanzungen die wichtige Nutzpflanze vor Ausrottung zu schützen; in einem einzigen Distrikt zum Beispiel, wo die Lianen zu schwinden drohten, wurden durch die Regierung eine Million Pflanzen gesetzt. Neben den Landolphiaarten dienen Ficusarten zur Kautschukgewinnung. Neuerdings beginnt auch die Gewinnung von Kopal, bekanntlich ein Harz, eine Rolle zu spielen. In den Küstengebieten erhalten immer größere Bedeutung als Ausfuhrartikel Palmnüsse und Palmöl. Wichtig als menschliche Nahrung sind die Erdnüsse, während die oberen Teile der Pflanze ein gutes Pferdefutter sind. Die ersten Versuche mit der Anpflanzung von Kaffee gehen auf das Jahr 1883 zurück, ebenso wie die ersten Kakaoanpflanzungen, die in größerem Maßstab allerdings erst 1892 gemacht wurden und heute befriedigende Resultate ergeben. Auch mit Baumwollkultur wird begonnen, und in den Versuchsgärten werden die verschiedensten Pflanzen gezogen und auf ihre Anbaufähigkeit geprüft.

So verändert sich immer mehr in großen und kleinen Zügen das Bild, und an Stelle des primitiven, ursprünglichen Feldbaues der Eingeborenen tritt der zielbewußte, auf reichen Ertrag hinzielende Plantagenbau des Europäers; weit im Innern bereits finden wir Faktoreien und Niederlassungen von Europäern, denen wohl freilich vielfach die tropische Palmenpracht, wie sie uns unser Bild zeigt, kaum die Erinnerung an die Heimat zu tilgen vermag. Zu der bestmöglichen Verwertung der Produkte sind natürlich Verkehrswege ein Haupterfordernis, und in bemerkenswerter Weise ist der Kongostaat bestrebt, dieser ersten Anforderung Genüge zu leisten. Fast merkwürdig mutet es uns an, zu hören, daß außer langen Telegraphenlinien Telephonverbindungen eine rasche Verständigung auf weithin ermöglichen, daß nicht nur Eisenbahnen gebaut werden, sondern auch breite Straßen, die dem modernsten und für die Tropen sicher in Fällen zukunftsreichsten Verkehrsmittel, dem Motorverkehr, dienen sollen. Als Residenz des Generalgouverneurs des Kongostaates ist Boma gewählt worden, wo einst Stanley seine kühne Fahrt beendigte. Freilich ist auch hier noch die Zahl der Europäer gering, und die meisten vielgenannten Orte des Kongogebietes sind noch recht bescheidene Ansiedlungen, allein wenn wir hierin das treffliche Werk „Afrika“ von Sievers-Hahn zitieren, so möchten wir auch seine weiteren Worte unterschreiben, daß Belgien Anerkennung zu zollen ist für das, was es in verhältnismäßig kurzer Zeit in einem bis vor noch nicht drei Jahrzehnten unbekannten riesigen Gebiet Zentralafrikas erreicht hat.



Musik bei den Brakua

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Ewald stand am Fenster und blickte in das Gärtchen hinaus, in dem sich an den Hecken das erste Sprossen zeigte. Nur ein Fliederstrauch hatte größere Eile an den Tag gelegt. Ewald Wiskotten freute sich, daß er einen Gegenstand gefunden hatte, dem er sein besonderes Interesse widmen durfte. Anna Kölsch saß in dem roten Polstersessel und hielt die Wimpern über die Augen gesenkt.

„Du mußt doch noch recht schwach sein, Ewald?"

„Weshalb?"

„Weil dich das Reden so anstrengt."

„Wenn man im Bett gelegen hat, weiß man nichts zu erzählen."



Getreideschober bei den Turumbunegern



Balubahäuptlinge

„Die Stimmung in dem kleinen Zimmer in der Ratingerstraße war gemütlicher."

„Du bist wohl gekommen, um dich lustig zu machen?"

„Was fällt dir ein?"

„Ueberhaupt, das wollt' ich dir noch sagen: Es war ja sehr menschenfreundlich von dir, daß du mich da oben aufgesucht hast, aber geschickt hat sich das gar nicht, daß du die ganze Nacht dageblieben bist, geschickt hat sich das absolut nicht."

„Das ist aber doch stark! Du willst mir wohl zum Dank noch Vorhaltungen machen?"

„Wenn du selbst nicht dazu imstande bist und kein andrer Mensch dir es sagt, dann muß ich dich eben darauf aufmerksam machen."

„Du? Wie willst du zu dem Recht kommen?"

„Weil ich der ältere von uns beiden bin und der Mann. Das genügt doch wohl."

„Ewald, du machst dich furchtbar lächerlich."

Er fuhr herum. „Ich verbitte mir das. Ganz entschieden."

„Und ich verbitte mir diesen Ton."

„Ach, du! Du hast dir noch gar nichts zu verbitten. Junge Mädchen haben überhaupt still zu sein."

„Gott, sieh nur einer den großen Herrn Wiskotten an! Zwei Jahre älter bist du und sechs Jahre törichter."

„Es lohnt sich ja nicht, mit dir zu streiten."

„Ja, ich muß wirklich sehr tief in der Dummheit drinstecken, daß ich mich mit dir abgebe."

„Wer zwingt dich denn? Du bist doch von selbst gekommen."

„Du bist ein — ein —" Sie erhob sich und ging stumm zum Zimmer hinaus.

„Pah!" machte er. Aber es war ihm nicht wohl dabei zumute. Auch daß der Fliederstrauch der Hecke voraus war, lockte ihm keinerlei Interesse mehr ab. Unruhig trat er von einem Fuß auf den andern und sah scheu hinter sich. Ihm war, als müßte sich jetzt die Tür öffnen und, wie in den Kindertagen, die Mutter eintreten, um ihm für irgendeine halbeingestandene Sünde wortlos eine Tracht Prügel zu verabreichen. Diese abgekürzte Erledigung der Angelegenheit wäre ihm sogar lieb gewesen.

Die Kinder lärmten herein, um ihn zum Kaffee zu holen. Nun hieß es sich sammeln und Haltung zeigen. Wie der Delinquent, der da weiß, daß Staatsanwalt und Scharfrichter ihn ernst erwarten. Der Teppich, über den er ins nächste Zimmer schritt, kam ihm vor wie ein sturmbewegtes Meer. Nun schlug er verstockt die Augen auf.

Wie lange sollten die Vorbereitungen noch dauern? Hatten die beiden Frauen noch nicht das nötige Quantum Malice zusammen, um über ihn herzufallen, den langen undankbaren, flegelhaften Menschen? Sie lächelten ihn freundlich an — —

„Bitte, Ewald, hier — neben Anna."

Mißtrauisch nahm er den Platz ein. Die wollten ihn sicher machen. Er würgte an seinem Weißbrötchen, das ihm Emilie gestrichen hatte. Aber nichts erfolgte.

Sollte Anna ihn gar nicht verklagt haben — — ? Er wagte einen halben Blick nach ihr hin, und sie fing ihn auf.

„Schmeckt's?" fragte sie freundlich. „Dann bist du wieder durch."

Das schnürte ihm die Kehle zu. Er bekam einen Hustenanfall und griff schnell nach der Tasse.

„Onkel hat sich verschluckt!" jauchzten die Kinder. „Onkel hat nicht langsam gegessen! Owei!"

„Wollt ihr wohl artig sein!" gebot Emilie. „Ihr wißt, Tante Josephine ist in der Stadt."

„Und kauft mir ein Segelschiff. Mama, das lassen wir aber noch heut auf dem Rhein fahren."

„Heute morgen, ganz in der Frühe schon, hat mich deine Mutter rufen lassen, Ewald."



Faktorei bei Banana

„Wie geht's denn dem Vater?"

„Er saß ganz heiter am Fenster. Und deine Mutter war auch sehr freundlich."

„Das muß ihr komisch stehen."

„Sie hat mich gefragt, ob ich heute nicht wieder nach Düsseldorf fahren könnte, um zu sehen, wie es dir ginge."

„Gestern war doch erst der Paul hier."

„Sie wurd' aus dem konfusen Bericht nicht klug. Und sie wollt' es ganz sicher wissen, daß dir nichts mehr fehlte."

„Die Mutter?"

„Als ob es einen Menschen gäbe, den das mehr berührte, Ewald. Das weißt du auch ganz gut."

„Grüß sie wieder, Und Vater. Ich — ich würde von mir hören lassen."

Sie reichte ihm mit schneller Bewegung die Hand. „Die werden sich freuen. Die haben ja in dem ganzen Jahr nichts andres getan, als heimlich darauf gewartet."

„Meinst du —?"

„Ich kann mich da hinein versetzen. Es muß für Eltern leichter sein, ein Kind zu verlieren, als ein Kind zu haben, das ihnen zeigt, daß es sie nicht braucht. Wie alt und überflüssig müssen sich da die Leute vorkommen. Kannst du dir das vorstellen?"

Er blickte auf seinen Teller. — —

Das alte Fräulein kam aus der Stadt zurück und entschuldigte sich mit vielen Worten, daß es die Kaffeestunde versäumt habe. Aber der kleine Gustav habe ihr die Freundschaft kündigen wollen, wenn er nicht noch heute das Segelschiff erhielte, das er am Vormittag in einer Auslage erspäht hatte.

„Hast du es mitgebracht, Tante? Heute kannst du nicht sagen, es wär' nicht mehr dagewesen. Denn ich habe es selbst gesehen."

„Hier ist es, du kleiner Quälgeist."

„Mama, Mama! Setz deinen Hut auf. Sieh nur, draußen scheint die Sonne ganz warm. Wir wollen alle zusammen an den Rhein und das Schiff fahren lassen. Onkel Ewald, wohl, du gehst auch mit, und Tante Anna auch?"

„Ich darf jetzt wohl zu Hause bleiben," sagte das alte Fräulein beleidigt.

Der Junge stutzte. Dann kletterte er sacht dem alten Fräulein auf den Schoß. „Danke dir auch, liebe Tante Josephine."

Sie war gleich wieder versöhnt, küßte den Jungen ab und setzte den Strampelnden auf die Erde. „Geht nur und amüsiert euch. Wenn ihr heimkommt und Hunger mitbringt, sollt ihr über Tante Josephine nicht zu schimpfen haben."

Da wanderten Emilie mit Anna und Ewald mit den Kindern durch den Sonnenschein des Frühlingstages dem Golzheimer Gelände zu. Auf dem Rhein spielten blitzende Lichter. Breit und behaglich floß er dahin, als sonnte er sich wohlig in den ersten Frühlingsstrahlen. Die Luft war weich und still, die Ufer leer, kein Mensch an dieser abgelegenen Stelle.

„Komm," sagte Emilie, „laß mir die Kinder. Wir haben uns an das Zusammenspielen gewöhnt."

Ewald gab dem Jungen die dünne Schiffsleine in die Hand und trat zurück. Das Schiff schwamm stolz dahin. Der kleine Gustav war der Kapitän, Emilie und das Schwesterchen wurden als Passagiere angeredet. Alle drei rannten sie rufend und lachend das Ufer entlang neben dem Schifflein her.

„Einsteigen!" schallte aus der Ferne die Knabenstimme. „Jetzt fahren wir zu unserm Papa!"

Emiliens Antwort war nicht zu verstehen. Aber es war ein Zuruf darin gewesen. — — —

Anna Kölsch hatte ihren Plaid über die Uferböschung gebreitet. Ewald Wiskotten saß neben ihr, hielt seine lange Gestalt vornüber und verfolgte mit dem Blick das Schifflein, das durch sonniges Wasser fuhr. Ein paar phantastisch geformte Weiden winkten aus den Rheinwiesen, und fernhin streckte sich weit und einladend das Land.

„Wann — wann wirst du wiederkommen, Anna? Morgen?"

„Von jetzt an werde ich zu Hause bleiben."

„Aber weshalb denn? Nur weil ich — weil ich vorhin — —"

„Das hab' ich schon wieder vergessen. Ich werde doch deine Worte nicht auf die Goldwage legen, wo du so viel durchgemacht hast."

„Und trotzdem — willst du fortbleiben?"

„Ich hab' doch jetzt hier nichts mehr zu tun. Wenn ich morgen deiner Mutter sage, daß du wieder gesund bist, ist alles gut."

„Doch nicht," stieß er hervor.

„Ist denn noch was gutzumachen?"

„Ja. Von mir aus. Ich hab' dich immer — und mit Willen — schlecht behandelt — —"

„Weshalb denn nur, Ewald?"

„Weil — weil ich dich sonst ganz anders hätte behandeln müssen. Und — dagegen — hab' ich mich gesträubt."

Sie saßen, ohne sich zu regen, nebeneinander und blickten über die Wasserfläche. Er mit finsterer Stirn, sie mit einem versonnenen Lächeln. Eine lange funkelnde Welle schwoll am Ufer auf und ließ blitzende Perlen zu ihren Füßen zurück.

„Wie sonderbar," sagte Anna in das Schweigen hinein, „das habe ich gefühlt."

„Und bist nicht fortgelaufen?"

„Ich habe es doch gefühlt — —"

„Daß — daß — daß ich — daß ich dich lieb habe — —?"

Sie wandte ganz langsam ihr Gesicht ihm zu, und sie sah, wie alles in ihm kämpfte, Scham, Trotz und drängende Hingabe. Der Knabe und der Mann.

„Das hab' ich schon als Kind gewußt, Ewald."

„Und — und du, Anna?"

„Ich bin doch hier."

„Trotzdem, daß — ich muß dir das sagen. Als der August davon sprach, von dir sprach, du weißt ja — da hab' ich kaum hingehört und nur immer an die Künstlerfreiheit gedacht, und alles andre war mir egal."

„Daran muß sich eine Frau wohl gewöhnen. Der Mann will immer das, was er nicht kennt. Da hast du keine Ausnahme gemacht."

„Aber — daß ich mit dem Gretchen Zinters anfing — das weißt du nicht."

„Du hattest ja keinen Menschen. Ich war nicht bei dir."

„Du — — Anna — —!"

Sie fühlte, wie seine Hand nach ihr suchte, wie sich, unmerklich fast, sein Arm um sie schmeichelte. Einmal nur atmete sie ganz tief auf. Dann saßen sie, einer den Arm des andern um die Schulter, sprachlos und schauten in die Weite . . .

Auf dem Rhein tanzte die Sonne, fröhliche Stimmen klangen vom Ufer her, Emilie kam mit den Kindern. Die beiden hatten nicht acht darauf. Sie saßen, als wären sie versunken in die Landschaft, und doch war einer vom andern benommen. Als sich Emilie zu ihnen setzte, sah Anna nur eine Sekunde lang mit glänzenden, lächelnden Augen auf — — und über Ewald hin, der sie fester faßte, still wieder in die Weite . . .

Emilie blieb neben ihnen. Auch sie bewegte sich nicht. Konnte das Glück so schweigsam sein? Sich so viel geben, daß es die Worte darüber vergaß? Und doch ging etwas Lautes, Jubelndes aus von diesem jungen Glück, ein Erglühen, das zu Flammen wurde, die ineinanderschlugen. Gab es solch ein Einswerden? Solch ein Versinken in eine Welt, die von der Umwelt nichts mehr wußte? In ihrer Brust stieg es auf und ab, Neid und Sehnsucht. Und die Sehnsucht blieb oben und weckte in ihr ein leises Weinen, das immer heftiger, immer stürmischer wurde, während sie doch regungslos dasaß wie das junge Menschenglück neben ihr, den Blick in die Weite . . .

Die Kinder kletterten, spielmüde, auf die Böschung und schmiegten sich an ihren Schoß. Sie legte die Arme um sie, als müßte sie sich des Ersatzes vergewissern. Und alle schauten sie in das Gold und Rot des Abends, der das Silber des Tages kosend verdrängte.

„Kommt," sagte Emilie und richtete sich auf, „morgen ist auch noch ein Tag."

Sie ging mit den Kindern voran, freundlich ihr Geplapper ertragend. Arm in Arm schritt das junge Paar hinter ihnen drein.

An der Wegbiegung, die vom Fluß in den wispernden Hofgarten führte, blieben die beiden stehen, die glänzenden Träumeraugen ineinander versenkt.

„Annchen — —"

„Du! Ewald!"

„Einen Kuß — —"

„Ich soll dich — zuerst küssen?"

„Nein! Doch nicht! Ich dich!"

Sie kam ihm entgegen. Sie hielt seinen Kopf zwischen ihren Händen. Einer des andern Staunen trinkend — — Und dann faßten sie sich bei der Hand und rannten wie die Kinder hinter Emilie her, in den dunkeln Hofgarten, um die Glut ihrer Gesichter voreinander zu verbergen. —

„Du machst wohl gar Anstalten, Anna zum Bahnhof zu bringen?" fragte Emilie nach dem Abendessen.

„Selbstverständlich."

„Fühlst du dich denn stark genug?"

„Ich —? Stark genug? — Anna!"

Die saß mit Glut übergossen und sah verwirrt auf Emilie. Da ließ sie es geschehen.

Und wieder gingen sie Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt.

„Bist mir auch gar nicht bös mehr? Daß ich mich — in deiner Gegenwart — immer so albern angestellt habe?"

„Ohne den Stolz hätt' ich dich gar nicht gemocht. Ich mußt' doch erst Angst vor dir kriegen."

„Jetzt spottest du."

„Wahrhaftig nicht. Ich hatte Angst. Und das war mir gerade recht so. Ein Mann, der nicht seinen Kopf aufsetzen kann, ist kein Mann."

„Annerl, ich werd' der deine."

Sie drückte seinen Arm und sprach nicht.

„Und du — du wirst mich nie im Stich lassen. Auch nicht, wenn — wenn ich mal meinen Kopf aufsetze?"

„Wenn ich keine Sorgen hätte, würd' ich mir ja welche schaffen. Nur, um immer von neuem die Freude kommen zu sehen."

„Drei Jahre werden wir noch warten müssen. Aber dann, wenn ich vierundzwanzig bin."

„Dann!"

„Freust du dich darauf?"

Ihre Schulter zitterte an seinem Arm. Und sie beschleunigten plötzlich ihren Schritt, als müßten sie aus dem Bereich ihrer Worte kommen. Aber im Lichtkreis der ersten Straßenlaterne machten sie Halt. Um sich mit Augen, die sich vor Erregung weiteten, anzusehen — —

Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, stieg sie noch einmal aus dem Coupé. „Wirst du fleißig sein, Ewald? Für uns!"

„Oho! Für die Firma Gustav Wiskotten Söhne! Ich werd' ein Wort mitsprechen!"

„O du Wickelkind!"

„Willst du das auf der Stelle zurücknehmen? Hier steht ein zukünftiger Chef!"

„Der meine! Das genügt mir."

„Einsteigen! Türen schließen!" Den Zug entlang lief der Schaffner.

Mit einer jähen Bewegung griff sie nach seinem Kopf und starrte ihm in die Augen. „Gut' Nacht." Er spürte ihre Lippen blutwarm auf den seinen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Aus dem Coupéfenster winkte sie ihm zu: „Schon dich . . ."

Als trüge er die Kräfte der Welt in sich, schritt er hocherhobenen Hauptes über den Bahnsteig und durch die Straßen der Stadt. Eine Tat hätte er tun mögen, einen Schrei ausstoßen, der die Bürger alarmierte. Kurz vor der Gartenstraße begann er zu laufen, um schneller das Haus zu erreichen. Und zu Hause fiel er über Emilie her und küßte sie trotz der Anwesenheit des erschrockenen Fräuleins ab.

Sie wehrte sich nur zum Schein.

„Gilt mir das?"

„Frag nicht! Dir, euch, allen miteinander! Was seid ihr doch für liebe, liebe Weibsen — —!"

„Wir brauchen nur zu wollen . . ."

Und sie streichelte sein erhitztes Gesicht und hielt ihm die weit geöffneten Augen zu — — —

VII

Gustav Wiskotten schob die Geschäftskorrespondenz zurück und blieb, die Arme auf der Platte des Schreibtisches lang ausgestreckt, mit halb geschlossenen Augen sitzen. Aber er sann nicht nach, er sammelte sich. Ein Zug der Abgespanntheit machte sich in seinem Gesicht bemerkbar. In den letzten Wochen hatte er selbst seinen nie versagenden Kräften etwas viel zugemutet, ohne daheim den notwendigen Ausgleich zu finden.

Ein paar Minuten blieb er in seiner vornüber gesunkenen Stellung. Dann lehnte er sich langsam zurück und sah seinem Bruder August zu, der emsig schreibend ihm gegenüber saß.

„Nun dürfte sich mein Konto wohl wieder erholen."

„Vorläufig sind wir über den Berg."

„Vorläufig? Ich sage dir, das bleibt jetzt so. Die Kundschaft haben wir überrumpelt, sie fressen die neuen Artikel wie die Butter vom Brot, Orders mehr als wir effektuieren können, und die Konkurrenz Scharwächter ist abgetan."

„Der Haß ist waschechter als die Liebe. Mach dich nur auf Ueberraschungen gefaßt."

„Ich halt' sie schon in Händen. Der Alte sucht um einen Waffenstillstand nach, um seine Toten zu beerdigen. In einem persönlich an mich gerichteten Briefe."

August Wiskotten setzte die Feder ab. „Jeremias Scharwächter hat dir — dir persönlich — geschrieben?"

„Ja, mein Junge, er hat. Nicht aus schwiegerväterlichen Gefühlen. Er spürt auf einmal die Motten im Rock, und ich soll sie ihm herausklopfen. Das Ausklopfen werde ich besorgen."

„Kommt er hierher?"

„Er schreibt, daß er mich heute vormittag in meiner Wohnung aufsuchen würde. Verstehst du? Um der Sache einen familiären Anstrich zu geben."

„Und du, Gustav?"

„Mich geht nur der geschäftliche Teil der Unterredung an." Er erhob sich und stellte sich ans Fenster. August maß ihn mit einem langen, prüfenden Blick und griff ruhig wieder zur Feder.

„Hör mal, August ... Das ist Musik!"

„Was?"

„Zweitausend Pferdekräfte an der Arbeit! Und die Menschen dazu! Da sag' mir einer, das wäre nicht die Poesie des Lebens."

„Wenn du heute deinen sentimentalen Tag hast, kann es deinem Schwiegervater gut gehen."

„Auch die hat er mir unterbinden wollen, auch die! Da ist er aber zwischen 's Schwungrad geraten."

„Glaubst du, daß er fertig ist?"

„Er hat sein Kapital angreifen müssen. Und die Art Leute greift lieber ihre Prinzipien an. Das kostet nur ein wehleidig Gesicht und kein Geld. Aber für sein wehleidig Gesicht kauf' ich mir nichts. Er sich für meins auch nicht."

Er wandte sich vom Fenster ab und griff nach seiner Mütze.

„Du, was sagst du zum Ewald? Der Junge macht sich. Und die Phantasie wollte der Bengel auf Leinwand verkleckſen, bei der er nicht das Geld für die Oelfarbe herausgekriegt hätte. Ich bin, weiß Gott, ein ernsthafter Mensch geworden, aber die Keilerei im Neandertal, die segne ich. Die hat den Schlußpunkt gemacht."

„Wir werden einen neuen Bandstuhl konstruieren lassen müssen."

„Man zu! Je mehr Ueberraschung für die Konkurrenz, desto besser. Wenn sie den nachgemacht haben, sind wir schon wieder einen Sprung weiter und schenken ihnen das alte Modell zu Weihnachten. Hast du gesehen, was der Paul gestern abend von Düsseldorf mitgebracht hat? Ich hätte mich besaufen können vor Vergnügen."

„Gustav, drück dich doch etwas gewählter aus."

„Ach du alter Kanzelredner, wenn du wüßtest, wie mir ist! Wie mir die Musik auf dem Fabrikhof wohltut! Die hat mich nicht betrogen! Die nicht! Und der halt' ich Treue!"

„Von Emilie nichts?" fragte der Bruder, ohne den Kopf vom Briefbogen zu erheben.

Gustav Wiskotten gab keine Antwort. Er ging, die Mütze im Nacken, aus dem Privatkontor, über den Korridor und zur Haspelstube. „Hast du einen Moment Zeit, Mutter?"

Die alte Frau kam zu ihm heraus. Und sie gingen die Treppen hinab, durch den Bandstuhlsaal, über den Hof bis zur Wupper. Neben dem Kesselhaus stand der alte Christian und warf im Schwung die Kohlen. „Morgen zusammen. Nix für ungut, Frau Wiskotten, aber wenn der Mensch nich vom Affen abstammt, möcht' ich wissen, wie ich die Hühneraugen gerad' an die Hände krieg'!"

Er zog es vor, die Antwort der alten Frau nicht abzuwarten und im Kesselhaus zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt)

Spruch

An keinem Hause mag man sehn,
Was Gut' und Schlechtes drin geschehn;
Doch prüfet euer Tun und Treiben:
Vor Gott sind Mauern Fensterscheiben.

G. Bieler



Alte Tabagie. Nach dem Gemälde von Carl Röhling (Berlin)



Phot. Wilse, Christiania

Hissen der neuen norwegischen Flagge auf dem Akershus-Fort in Christiania

Notizblätter

Zur Auflösung der schwedisch-norwegischen Union

Das norwegische Storthing hat am 7. Juni einstimmig Norwegens Vereinigung mit Schweden unter einem König für aufgelöst erklärt und die Regierungsgewalt vorläufig dem bisherigen Kabinett übertragen. Den unmittelbaren Anstoß zu diesem folgenschweren Beschluß gab die ablehnende Haltung des Königs gegenüber der Forderung Norwegens, eine eigne Konsularorganisation zu erhalten; doch in Wirklichkeit war diese Streitfrage nur ein Glied in einer Kette von Gegensätzen, die von jeher zwischen den beiden „Brudervölkern" bestanden. Die Auflösung der Union wirft einen tiefen Schatten auf den Lebensabend des greisen Königs Oskar II. (geboren 1829), der seit 1872 über die beiden Reiche herrscht und sich um ihre Entwicklung aufs höchste verdient gemacht hat. Aus der 1857 geschlossenen Ehe des Königs mit der Prinzessin Sophie von Nassau sind vier Söhne hervorgegangen: der Kronprinz Gustav Adolf, Prinz Oskar, Herzog von Gotland, Prinz Karl, Herzog von Westgotland, und Prinz Eugen, Herzog von Nerike. Das Storthing hat den König um seine Mitwirkung dazu gebeten, daß ein jüngerer Prinz des Hauses Bernadotte selbständiger König Norwegens werde, und es ist nicht unmöglich, daß der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl (geboren 1861), dazu ausersehen wird. Ihren äußeren Ausdruck fand die Neuordnung der Dinge u. a. darin, daß in ganz Norwegen am 9. Juni die bisherige Kriegs- und Festungsflagge mit der durch den Beschluß des Storthings festgesetzten neuen vertauscht wurde, bei welchem Akte beide Flaggen auf den Festungen und auf den Kriegsschiffen mit einundzwanzig Schüssen salutiert wurden. In Christiania fand dieser Akt auf der Festung Akershus in Anwesenheit der Garnison statt.



König Oskar von Schweden



Phot. E. Bieber, Berlin

Fürst Leopold von Hohenzollern †

Fürst Leopold von Hohenzollern †

Der Chef der nichtregierenden fürstlichen Linie des Hauses Hohenzollern, Fürst Leopold, ist am 8. Juni in Berlin, wo er den Hochzeitsfeierlichkeiten beigewohnt hatte, unerwartet rasch gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingeschieden, dessen Name einst in der ganzen Welt genannt wurde, als ihm im Jahre 1870 die Spanier ihren verwaisten Königsthron angeboten hatten und Frankreich gegen seine Kandidatur Einspruch erhob, um einen Vorwand zum Kriege mit Preußen zu finden, der dann trotz der Verzichtleistung des Fürsten auch zum Ausbruch kam. Fürst Leopold war als Sohn des Fürsten Karl Anton zu Krauchenwies am 22. September 1835 geboren, hat somit ein Alter von fast siebzig Jahren erreicht. Er war vierzehn Jahre alt, als das Fürstentum Hohenzollern an die Krone Preußen überging. Mit sechzehn Jahren trat der junge Erbprinz in die preußische Armee ein, der er mehr als dreiundfünfzig Jahre angehört hat. Den Krieg von 1866 machte er als Oberstleutnant, den von 1870/71 als Oberst im Stabe des Oberkommandos der von Kronprinz Friedrich Wilhelm befehligten Armee mit. 1885 folgte er seinem Vater als Chef des fürstlichen Hauses Hohenzollern, als der er in Sigmaringen residierte. Zu seinem fünfzigjährigen Militärjubiläum wurde er von Kaiser Wilhelm zum Generaloberst ernannt. Seit 1861 war der Fürst mit der Infantin Antonia von Portugal vermählt. Von seinen drei Söhnen folgt ihm der älteste, Wilhelm (geboren 1864), als Oberhaupt des fürstlichen Hauses; der zweite, Prinz Ferdinand, ist als Erbe seines kinderlosen Oheims, des Königs Carol von Rumänien, zur Thronfolge in diesem Lande ausersehen; der dritte, Prinz Karl Anton, Major im Großen Generalstabe, weilt zurzeit beim japanischen Heere in der Mandschurei.

Der Brand im Fuldaer Dom

Der Fuldaer Dom, die Ruhestätte der Gebeine des heiligen Bonifatius, des Apostels der Deutschen, ist am 4. Juni durch einen Brand erheblich beschädigt worden. Das Feuer war durch ein anläßlich der Bonifatiusfeier abgebranntes Feuerwerk entstanden und in beiden Türmen des Domes gleichzeitig zum Ausbruch gekommen. Während es im südlichen Turm bald gelöscht war, stand der Helm des nördlichen um Mitternacht in hellen Flammen und stürzte nach einiger Zeit ein; kurz darauf war auch der Glockenstuhl zerstört, die beiden in dem Turm befindlichen alten Glocken, die „Osanna" und die „Bonifatiusglocke", vernichtet. Zum Glück gelang es dann, dem Feuer Einhalt zu tun und den Hauptbau, dessen Dach durch die niederstürzenden brennenden Trümmer schwer gefährdet war, zu retten. Die Fuldaer Domkirche ist bereits zweimal, 937 und 1286, durch Brand zerstört worden; 1398 entstand durch Blitzstrahl in ihr ein abermaliger Brand: 1704 bis 1712 wurde der heutige Dom erbaut. Unter dem Hochaltar befindet sich als Ueberrest des alten Baues die Krypta mit dem Sarkophag des heiligen Bonifatius.



Phot. Ernst Bingel, Hersfeld

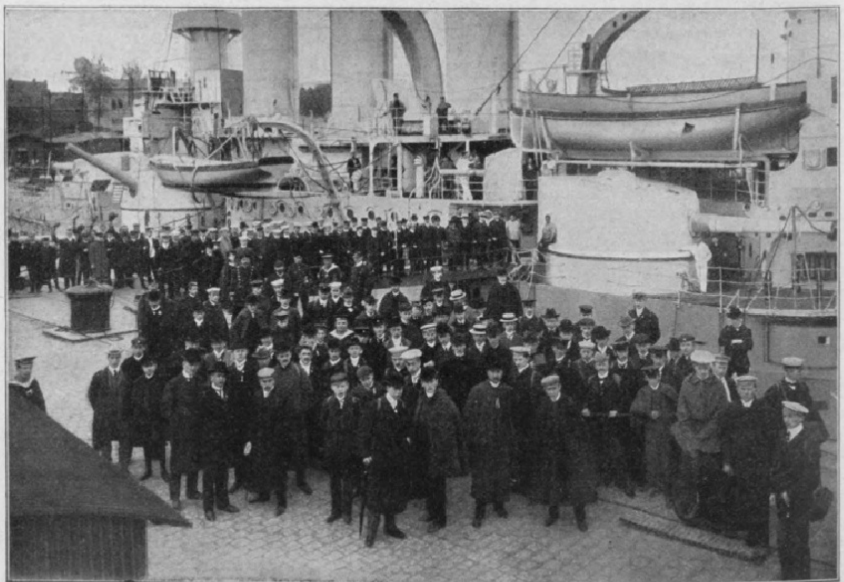
Der Dom in Fulda nach dem Turmbrand

Schülerfahrten zur Wasserkante

Seit vorigem Jahr veranstaltet der Deutsche Flottenverein Schülersonderfahrten nach der Wasserkante, um der heranwachsenden Jugend des Binnenlandes Gelegenheit zu geben, sich von dem Leben und Treiben in unsern großen Kriegs- und Handelshäfen durch eigne Anschauung ein Bild zu machen. Wie wünschenswert es ist, daß jeder Deutsche von der Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte zur Verteidigung unsrer Küsten, zum Schutz unsers bedeutenden Ueberseehandels, unsrer überseeischen Interessen, unsrer Handelsflotte, unsrer Kolonien, unsrer im Auslande lebenden Landsleute überzeugt ist, das lehren ja zur Genüge die Ereignisse im fernen Osten, wo eine neue Macht vor allem durch ihre Flotte sich eine Weltstellung erobert hat. Bei den Schülersonderfahrten des Flottenvereins werden unter sachkundiger Leitung die neuesten Kriegs- und Handelsschiffe, die Werft- und Kaianlagen, die Küstenbefestigungen und die Einrichtungen für Rettungswesen, Signalstationen, Ladeeinrichtungen und Docks, Schleusen und Kanäle besichtigt und größere Fahrten in See unternommen. Der Andrang zu diesen Belehrungsfahrten, die möglichst billig eingerichtet werden, ist in allen Gauen Deutschlands sehr groß. So mußten kürzlich über tausend Anmeldungen aus Berlin und Brandenburg zurückgewiesen werden, trotzdem zwölfhundert Schüler sich an der Fahrt beteiligen konnten. Die Teilnehmer waren in Divisionen von je hundert Mann eingeteilt, deren jede einem Führer unterstellt war und ihre besonderen Farben hatte. Dem Führer war ein Stab beigegeben, dem auch einige Aerzte, Krankenwärter, Hornisten angehörten. Die Bewegungen wurden nur auf Hornsignale ausgeführt. Die Krönung der Sonderfahrt ist stets der Besuch der Kriegsschiffe. Auf unserm Bilde sehen wir einen Teil der Schüler und im Hintergrunde den neuen Panzerkreuzer unsrer Marine, „Prinz Adalbert".

Fürst Bülow

Es war schon lange kein Geheimnis mehr, daß der Kaiser dem vierten Kanzler des Reiches eine besondere Ehrung zugedacht hatte. Der Leiter unsrer auswärtigen Politik, der bereits nach kurzer Tätigkeit in der Wilhelmstraße zum Grafen emporstieg, wußte aber bisher sich einer neuen Standeserhöhung, zu der sich in den letzten Jahren mehrfach Gelegenheit geboten, immer zu entziehen. War es eine bescheidenere Einschätzung seiner eignen Verdienste, war es die Rücksicht auf sein nicht fürstliches Vermögen, die ihn bisher den Fürstenhut ausschlagen ließen? Jedenfalls hat er nun die Genugtuung, daß ihm die Ehrung unter ganz besonders glücklichen Begleitumständen zuteil wird. Eine Millionenerbschaft ist ihm in den Schoß gefallen, und seine Politik hat sowohl im Innern als auch in den auswärtigen Fragen, wie die Marokkoaffäre gezeigt hat, in letzter Zeit ganz besondere Erfolge erzielt.



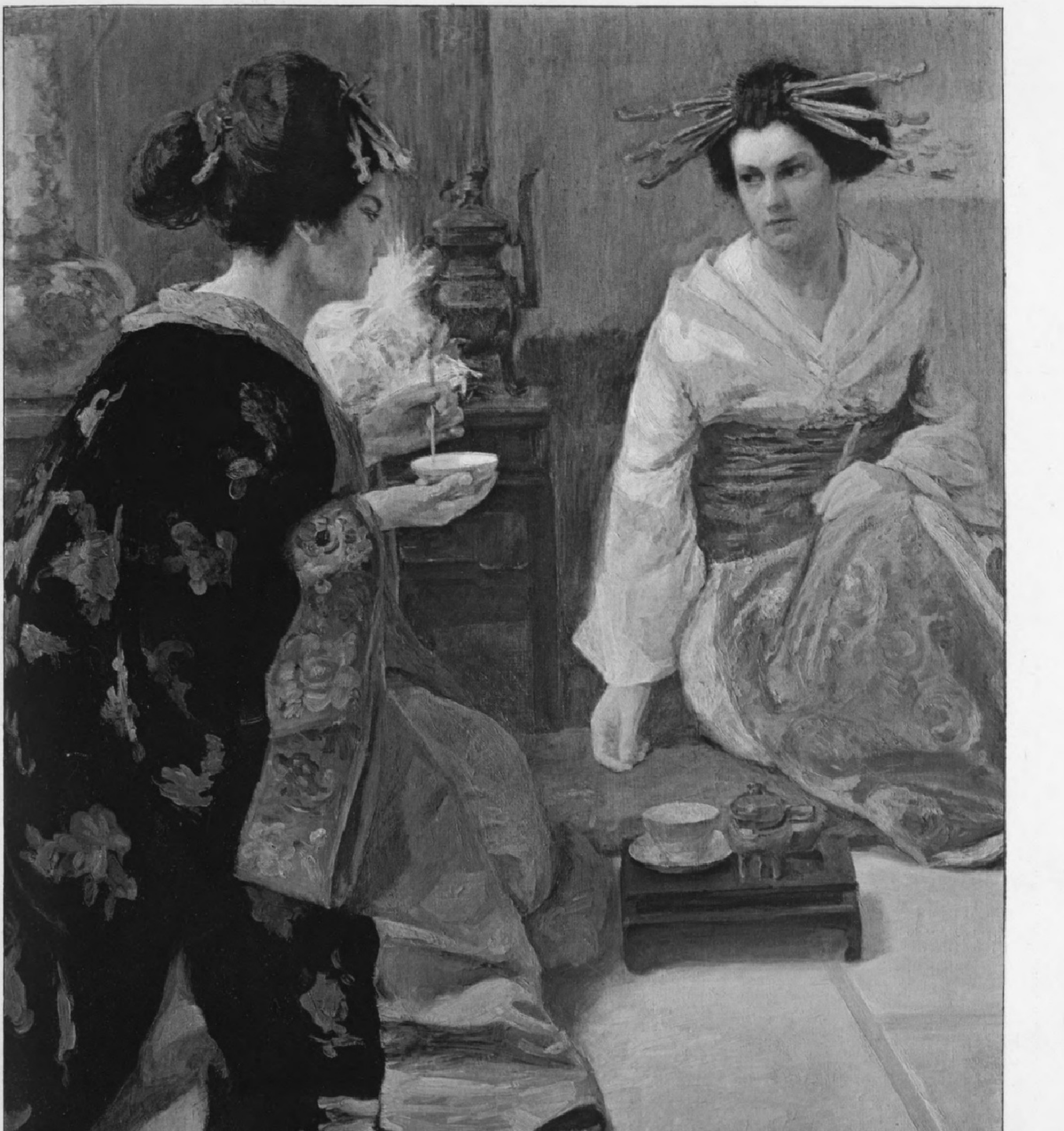
Phot. A. Renard, Kiel

Teilnehmer an den Schülerfahrten des Deutschen Flottenvereins beim Besuch des Panzerkreuzers „Prinz Adalbert" in Kiel

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 39



Japanische Teestunde

Nach dem Gemälde von Paul Sesemann (Berlin)

1905 (Bd. 94)

Wechselrätsel

Mit H gebraucht's des Gärtners Hand,
Mit K ist es ein heikler Stand,
Mit L naht's oft dem Kelchesrand,
Mit N ist es ein knöchern Band,
Mit S bezeichnet's, was verwandt,
Mit W dem Turner ist's bekannt. F. M.-S.

Geographisches Rätsel

Die erste ruffst vielleicht du aus,
Bekommst dies Rätsel du heraus,
Die zweite wendet dann und wann
Als Präposition man an.
Die dritte prangt in frischem Grün,
Viel bunte Blumen auf ihr blühn.
Die ersten zwei sind eine Stadt,
Ein Held auch so geheißen hat.
Die letzten beiden mußt du sehn,
Willst du des Rätsels Sinn verstehn.
Ist dir das Ganze wohl bekannt
Als eine Stadt im deutschen Land? F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 864:

Der viersilbigen Scharade: Steuerschraube.
Des Rätsels: Aster, Alabaster.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (6); „Pfiffikus" in Rostock (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); „Huckebein" in Eisenach (3); Don Carlos in Hannover (5); Gustav Franck in Darmstadt (2); Myriam in Warschau (3); Otto Scherer in Berlin; Julius Polatschek in Wien (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (4); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); Erich K. in Wiesbaden (4); Freya in Halberstadt (3); „Medikus" in Leipzig (3); „Erzschlaukopf" in Passau; Clara M. in B. (4); L. Z. in Detmold (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (3); Baronin v. K.-S. in Brünn (3); Rosa Maurhofer in Zürich (2); Ignaz in Ansbach (2); „Oedipus" in Emden (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg.



Er kennt sich aus

Unteroffizier (zum Soldaten, der sich wegen Erkältung krank meldet): „Verflixter Kerl, Sie sind ganz gewiß im Eisschrank zu lang eingesperrt gewesen."

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 10

Achte Partie eines kürzlich zu Paris ausgefochtenen Wettkampfs, aus dem Marshall mit acht Gewinnen bei fünf Verlusten und vier Remisen als Sieger hervorging. Gespielt am 9. Februar 1905.

Sizilianische Partie

Weiß: D. Janowski. — Schwarz: F. Marshall.

Weiß.	Schwarz.		
1. **e2—e4**	**c7—c5**	16. f3—f4 [3])	Lg5×f4
2. Sb1—c3	e7—e6	17. Dd1—g4	Dd8—f6
3. Sg1—f3	d7—d5	18. Tf1—e1	Ta8—e8
4. e4×d5	e6×d5	19. Dg4—g2	Te8—e6
5. d2—d4	Sb8—c6	20. Ta1—d1	Tf8—e8
6. d4×c5	Sg8—f6	21. Te1×e6	Te8×e6
7. Lc1—e3	Lf8—e7	22. Kg1—f1	Df6—e5
8. Lf1—b5	0—0	23. Dg2—f3	Te6—f6 [4])
9. 0—0	Lc8—g4	24. Kf1—g2	Lf4×h2
10. Lb5×c6	b7×c6	25. Df3—h3	h7—h6
11. Le3—d4	Sf6—e4!	26. c2—c3 [5])	De5—e2
12. Sc3—a4 [1])	Se4—g5!	27. Td1—f1	Lh2—e5
13. Ld4—e3	Lg4×f3	28. Kg2—g1	d4—d3
14. g2×f3	d5—d4!	29. f2—f4	d3—d2
15. Le3×g5 [2])	Le7×g5	30. Dg4—c8†	Kg8—h7
		Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Dadurch kommt der Springer ganz aus dem Spiel. Besser war 12. Dd1—d3 mit Rückgabe des Bauern.

[2]) Auf 15. Le3×d4 folgt Dd8×d4 nebst Sg5×f3†. Schwarz, einmal im Vorteil, behandelt das Spiel in kräftigster Weise.

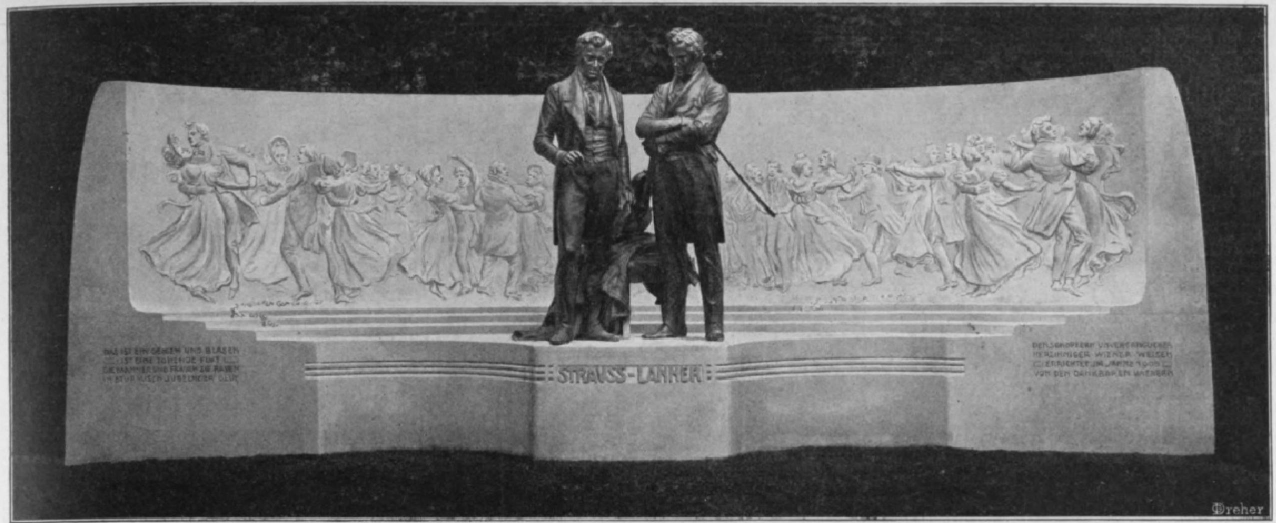
[3]) Es drohte Lg5—f4 mit folgendem Dd8—h4.

[4]) Mit der Drohung Lf4—e3.

[5]) Wenn 26. Dh3×h2, so Tf6×f2†.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Senglier in Bulgrin, v. Wohlgemuth in Brieg (Bez. Breslau), Frau C. Sauer in Dresden, E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg), J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 13; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde, E. A. Suffert in Grodbeck zu Nr. 13 und 14; Ernst Carlebach in Heidelberg zu Nr. 14.



Phot. R. Lechner, Wien (Text umstehend)
Das Strauß-Lanner-Denkmal (Walzerdenkmal) in Wien. Entworfen von Bildhauer Franz Seifert und Architekt Robert Oerley

Das Strauß-Lanner-Denkmal in Wien

Es war ein glücklicher Gedanke, das ursprünglich für einen Wiener Vorstadtplatz bestimmte Strauß-Lanner-Denkmal mitten ins Zentrum der Stadt, und zwar in einen lauschigen Winkel des Rathausparkes zu stellen. Das von dem Wiener Bildhauer Franz Seifert, einem Schüler Professor Hellmers, im Verein mit dem Architekten Robert Oerley ausgeführte Denkmal der den Wienern unvergeßlichen Walzerkönige Johann Strauß Vater und Josef Lanner verlangt den stimmungsvollen Gartenhintergrund, der es erst voll zur Geltung bringt. Die Enthüllung des Werkes, dessen Entwurf vor vier Jahren unter fünfzig andern Konkurrenzarbeiten mit dem Ersten Preise ausgezeichnet wurde, erfolgte am 17. Juni dieses Jahres. So mögen die beiden Fürsten im Reiche des Dreivierteltaktes, die nicht bloß als Geigenspieler und Tanzkapellmeister, sondern auch als Komponisten sich in die Herzen der Wiener für immer hineingespielt haben, etwa im Jahre 1824, dem letzten ihrer Kameradschaft, gemeinschaftlich tätig gewesen sein. Damals standen sie auf der Höhe ihres Glanzes, denn bald darauf trennten sich ihre Wege. Lanner starb schon mit einundzwanzig Jahren. Ihm war es nicht vergönnt, eine Dynastie zu gründen wie Strauß, dessen Sohn als Operettenkomponist einen Weltruf erlangte und der heute noch in der dritten Generation fortlebt. Der Künstler stellt beide auf niederem Sockel nebeneinander, gleichsam während einer Tanzpause. Hinter der Gruppe erblickt man eine Art Vision, ein Bild aus längst verklungener Zeit. Man schaut wie in einen Ballsaal des tanzfrohen, vormärzlichen Wien. Die Paare wirbeln in raschem Walzertakt durcheinander. Man zählt etwa sechzig Köpfe, und trotz der Altwiener Tracht der Tänzer und Tänzerinnen erkennt man unschwer manch einen Kopf aus der Wiener Gesellschaft. Das in lichtem dalmatischen Marmor ausgeführte flache Halbrund mit seinem duftigen Relief ist schon an sich ein stimmungsvolles Werk, das mit der 2½ Meter hohen Erzgruppe zusammen ein „Walzermonument" gibt, würdig der Musikstadt Wien. Die Bauernfeld, dem Schilderer der vormärzlichen Kaiserstadt, entlehnte linksseitige Inschrift lautet:

„Das ist ein Geigen und Blasen,
Ist eine tönend Flut,
Die Männer und Frauen, sie rasen
In stürmisch jubelnder Flut."

M. W.

Totenschau

Abt Joseph Cozza-Luzi, Vizebibliothekar der Vatikanischen Bibliothek, hervorragender Historiker, 70 J., 1. Juni, Rom. — Italienischer Senator Graf Fé d'Ostiano, Gesandter a. D., 80 J., 5. Juni, Rom. — Bischof Dr. Ludwig Wahl, 73 J., 6. Juni, Schirgiswalde. — Preußischer Regierungsbaumeister Feldmann, hervorragender Techniker, der Erbauer der Elberfelder Schwebebahn, 6. Juni, Bern. — Hofrat Dr. Adolf Mussafia, Professor der romanischen Philologie an der Wiener Universität, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 71 J., 7. Juni, Wien. — Heinrich Kasch, konservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (Plön), 72 J., Plön. — Professor Dr. Kurt Wachsmuth, klassischer Philologe und Altertumsforscher, 68 J., 8. Juni, Leipzig. — Pater Heinrich Denifle, Subarchivar des Apostol. Stuhles, 61 J., 10. Juni, München. — Schwed. Kultusminister Dr. v. Friesen, 10. Juni, Stockholm. — Baron Nathaniel v. Rothschild, 69 J., 13. Juni, Wien. — Erzherzog Josef Karl Ludwig, Chef der „ungarischen" Linie des Hauses Habsburg, Oberstkommandant der ungarischen Honvedtruppen, 72 J., 13. Juni, Fiume.



Phot. H. Busch, Durlach

Aufnahme der durch den Zusammenstoß eines Güterzuges und Personenzuges angerichteten Zerstörungen auf dem Bahnhofe Durlach i. B. am 2. Juni

Briefmappe

A. Fr. in O. Die Porträtmalerin Ludovike Simanowiz, von der das in unsrer Schiller-Nummer reproduzierte Bildnis Schillers herrührt, war 1759 als Tochter des württembergischen Regimentsfeldscherers J. F. Reichenbach in Schorndorf geboren. Als Freundin von Schillers Schwester Christophine kam sie früh (in Ludwigsburg) auch mit dem Dichter in freundschaftlichen Verkehr. Sie wurde in Stuttgart unter Leitung des Akademieprofessors Nikolaus Guibal als Malerin ausgebildet, ging später mit Unterstützung Herzog Karls nach Paris, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen, und fand dort in dem Miniaturmaler Jean Bestter einen vorzüglichen Lehrer. Heimgekehrt, vermählte sie sich mit dem Leutnant Simanowiz, einem Freunde des Dichters Schubart, ging aber 1791 noch einmal nach Paris, um erst 1793 nach Ludwigsburg zurückzukehren. Hier ließ Schiller, der damals zum Besuch in der Heimat weilte, in demselben Jahre sich und im nächsten Jahre auch seine Frau von ihr in Oel malen. Beide Bilder, nahezu lebensgroße Kniestücke, wurden, ebenso wie die gleichfalls damals von Frau Simanowiz gemalten halblebensgroßen Bilder von Schillers Eltern und zwei Miniaturbrustbildchen seiner Schwestern Luise und Nanette, im Jahre 1890 von den Erben der Gattin von Schillers älterem Sohn in das Schiller-Haus zu Marbach gestiftet und befinden sich jetzt im dortigen Schiller-Museum. Außerdem existiert noch ein von Frau Simanowiz mit schwarzer Kreide und Wasserfarben gemaltes Brustbild Schillers, das den Dichter fast genau in derselben Haltung zeigt wie das obenerwähnte Oelbild und wohl als eine Vor- oder Hilfsarbeit zu diesem anzusehen ist. Dieses Bild befindet sich im Besitz der Frau Major Nidel in Weimar. Ludovike Simanowiz starb im Jahre 1827. Näheres über die Künstlerin finden Sie in dem Buch „Württembergische Künstler in Lebensbildern" von Dr. A. Wintterlin (Stuttgart 1895, Deutsche Verlags-Anstalt).

Aus Bädern und Kurorten

In Bad Ems ist der König der Belgier zum Kurgebrauch eingetroffen. In diesem Jahre hat man in Ems verschiedene Renovierungen im Kurhaus, Neufassung von Quellen, Vergrößerung von gärtnerischen Anlagen und so weiter vorgenommen.

Bad Wildungen zählt in diesem Jahre bereits weit über zweitausend Kurgäste. Das Bad hat gerade einen großen Wandlungsprozeß durchgemacht, für den die rührige Aktiengesellschaft Millionen aufgewendet hat. Das Fürstliche Badehotel ist ein wundervoller Neubau mit 100 Bädern und zirka 120 Zimmern, die alle auf das komfortabelste ausgestattet sind. Außerdem sind großzügig angelegte neue Parkanlagen mit Konzertplätzen, neuen Musikpavillons und Spielplätzen entstanden. Wildungen entfaltet sich immer mehr zu einem wirklichen Weltbade.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Oberkommando für die Schutztruppen bestellte bei der Sektkellerei Kloß & Foerster, Freiburg a. U., für die Lazarettdepots in Lüderitzbucht, Swakopmund, Okahandja und Windhuk 10000/1 Flaschen der bekannten Marke „Rotkäppchen".

Die allerorts von den verschiedenen Gesellschaften zur Bekämpfung der Tuberkulose angebrachten Belehrungen bieten viele nützliche Winke. Hier sei nur auf einen einzigen, nicht genügend berücksichtigten Punkt hingewiesen: Man achte besonders auf jeden Katarrh der Atmungswege! Im katarrhalischen Zustand sind unsre Atmungsorgane für den überall vorhandenen Tuberkelbazillus besonders empfindlich. Bei jedem Katarrh der Atmungsorgane (Luftröhre oder Bronchien) nehme man Sirolin Roche. Man merkt schon nach kurzer Anwendung dieses Mittels eine Abnahme der Schleimbildung in den Luftwegen, eine Besserung der Beschaffenheit des Auswurfes und ein Nachlassen des Hustens.

Der „Apfelwein" von Adam Rackles, Hoflieferant in Frankfurt a. M., enthält nicht mehr als den durch Vergärung des Fruchtzuckers des Apfels entstehenden Alkohol, ein Prozentsatz, der gegenüber dem Alkoholgehalt andrer geistiger Getränke kaum ins Gewicht fallen dürfte. Außerdem übt aber dieser Apfelwein eine ganz besonders wohltuende Wirkung auf den ganzen Organismus, besonders auf Leber und Niere aus. Die vorzüglichen Eigenschaften der Marke „Adam Rackles" ermöglichen die verschiedensten Verwendungen im Haushalt. Man kann auch mit diesem Apfelwein die pikantesten Bowlen herstellen.

Dr. L. Guillermin, médecin dentiste aus Genf, hat auf dem dritten zahnärztlichen Kongreß zu Paris 1900 auf die Wichtigkeit der Zahnpflege bei Kindern im schulpflichtigen Alter hingewiesen und führt in seinen interessanten Vorträgen an, daß 90 Prozent der in der Schule untersuchten Kinder die Reinigung der Zähne mit der Zahnbürste nicht kannten. Die Vernachlässigung des Mundes ist die Ursache vieler Krankheiten, die durch eine mechanische Reinigung der Zähne mit einem das Zahnemail nicht schädigenden Zahnputzmittel, wie es zum Beispiel das allgemein bekannte „Sargs Kalodont" darstellt, verhindert werden kann.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer

Nr. 40

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Im übrigen nahm das Reiten auch nach dieser Inspektorlaune seinen ungestörten Fortgang. Am Ende der zweiten Woche kam das sehnsüchtig erwartete Reitkostüm aus Königsberg: schwarzes Kleid und schwarzer Zylinder. Als Modeste sich und den neuen Dreß zum erstenmal neugierig im Stehspiegel des Turmzimmers betrachtete, war es ihr eine eitle Freude, wie vornehm das schmucklose Schwarz ihr zu Gesicht stand. Die schlanken, schönen Glieder so geschmeidig, von dem weichen Stoff mehr markiert als kaschiert. Der Reithut mit dem Schleier saß keck auf dem flimmernden Kraushaar. Als sie durch den Park zum Reiten ging, schauten ihr die Mädchen aus dem Souterrain bewundernd nach, und auf dem Wirtschaftshof starrte sie ein Dorfjunge grußlos an, wie eine Erscheinung. Sie fühlte ihren Reiz selbst, und die biegsame Gestalt hob sich anmutiger.

Herr Romeit erwartete sie, das Pferd am Zügel, pünktlich wie immer. Eigentlich hatte sie sich auf seine Bewunderung besonders gefreut, auf die ungelenke Eloge, die sie wirklich verdiente. Aber der Mann blieb stumm. Beim Aufsitzen fragte Modeste darum spitz: „Nun, gefall' ich Ihnen nicht so?"

„O gewiß, gnädiges Fräulein." Mehr sprach er nicht. Er schien zerstreut und sah immer an ihr vorüber.

‚Er ist doch ein Bauer!' dachte sie.

Der Unterricht war überhaupt lascher geworden in den letzten Tagen, und mancher Fehler



Harry Watson — Die Kindheit Abraham Lincolns

entging dem Lehrer — heute besonders. Modeste ließ sich absichtlich gehen, und der Braune verfiel unter ihrem heimlichen Sporn in einen argen Dreischlag. Es war ein Kardinalfehler — sie wollte den Mann ärgern. Er sah auch das nicht. Da ward sie des Reitens müde. Als er ihr die Hand zum Abspringen hinhielt, wie gewöhnlich, fühlte sie durch die dünne Sohle des neuen Reitstiefels hindurch, wie diese Hand vibrierte — und es war doch eine braune, sehnige, gar nicht nervöse Hand. Der Mann stand gebückt. Erst als sie aus dem Sattel glitt, hob er den Kopf. In seinem hübschen Gesicht lag etwas eigentümlich Gespanntes, und die grauen Augen schauten fahl, mit einem winzigen flackernden Leuchtpunkt ganz hinten. Er erschien ihr auf einmal fremd.

„Was ist Ihnen, Herr Romeit?"

„Wie meinten gnädiges Fräulein?" Die Stimme kam aus einer trockenen Kehle.

„Was Ihnen ist?" fragte sie lachend laut.

„Nichts, gnädiges Fräulein." Er nahm das Pferd am Zügel, und Modeste ärgerte sich wieder.

Sie gingen zusammen nach dem Stall. Da sagte er auf einmal stockend und doch hastig: „Gnädiges Fräulein müssen mir versprechen, niemals wieder Ihr Leben so in Gefahr zu bringen wie neulich, wo der Braune durchging. Sie hätten wirklich stürzen und im Bügel hängen bleiben können . . . Ich wollte das gnädigem Fräulein schon lange sagen."

Modeste sah ihn groß an. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch! — Wenn ich mir den Hals breche, ist es doch nicht Ihr Hals, lieber Herr Romeit."

„Ich meinte auch nur," antwortete er zögernd. — „Und es wäre doch ein furchtbares Unglück."

„Wir wollen's darauf ankommen lassen, lieber Herr Romeit. Unkraut verdirbt nicht." Aber sie reichte ihm doch freundlich die Hand.

Begriff sie in der Tat, daß auch die größte Eloge über ihr Reitkleid ihrer Eitelkeit nicht so schmeichelhaft hätte sein können, als diese ungelenke Angst um ihr junges Leben!

VI

In den letzten Tagen des Oktobers hatte Herr Romeit seine Schülerin reif erklärt für einen größeren, selbständigen Ritt. Modeste dachte an einen Nachmittagsbesuch bei Bussards.

Freundinnen hatte der Stern von Barginnen eigentlich nicht, nur Bekannte. Es lag das in Modestes Natur. Sie engagierte sich nicht . . . Und dann war die nächste Umgegend arm an jungen Mädchen ihres Alters und ihrer Ansprüche, erst jenseits der Staatsforst gab es wieder „Familien". Da saßen die Gadebuschs, die Meyners', die Bussards.

Die beiden Fräulein von Gadebusch waren nicht hübsch, nicht häßlich, wahre Kürassiergestalten und rasend hochmütig. Von der schnurrbärtigen Mutter ging die Mär, daß die alte Dame einmal die gute Meile von der Kreisstadt bis zu ihrem Gut zu Fuß gegangen wäre, weil der betrunkene Kutscher es vorgezogen hatte, ohne sie heimzufahren. „Aber gnädigste Frau," sagte der alte Eller, „warum haben Sie sich nicht von irgendeinem Wagen mitnehmen lassen, die Chaussee ist doch so belebt!" — Die Matrone richtete sich kerzengerade auf und entgegnete eisig: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur." — Seitdem hieß sie die Ahnfrau . . . Von den Töchtern Marga und Martha erzählte dagegen ein Artillerieleutnant der aufhorchenden Modeste, daß es im Grunde trotz alles Hochmuts doch echte Landgänse wären mit grauen wollenen Strümpfen, „grauen, wollenen Strümpfen, gnädiges Fräulein, beim Generalsdiner! . . ."

Annie von Meyners war dagegen ganz anders. Bequem, gutmütig, ein wenig dumm — zurzeit Modestes beste Freundin. — Beste Freundin war auch einmal Judith von Bussard gewesen, die, sehr reich und sehr hübsch, der jüngsten Lindt einzige Rivalin schien. Eine rotblonde, schlanke Schönheit, sanft, zart, als einziges Kind angstvoll behütet. Den Winter verbrachte sie meist mit der Mutter im Süden. Für dieses Mädchen hatte Modeste einst eine wirkliche Freundschaft gefühlt. Es ging ein eigen müder Reiz von dem aristokratischen Geschöpf aus, das im Herzen demütig war und ohne Scheinheiligkeit fromm. Sie log nie — auch wenn sie lächelte. Ein Jahr hatte diese Mädchenfreundschaft gewährt, von Modeste sehnsüchtig gesucht, von Judith liebenswürdig geduldet. Auf dem ersten Ball in der Königshalle kam die Abkühlung. Das Freifräulein wurde vom Adel umschwärmt, Modeste huldigten mehr die bürgerlichen Leutnants. Einen ernsthaften succès de femme vergab der Stern von Barginnen nie. Das Lesekränzchen, das die fünf jungen Damen zusammen mit einer Frau Murrmann als Protektorin bildeten, blieb zwar bestehen, aber die Interessen schieden sich. Es wurde eine kühle Freundschaft. Und jetzt, wo Modeste monatelang in Rußland gewesen war, hatte sie für das Kränzchen nichts gehabt als einen flüchtigen Ansichtskartengruß . . . Doch die Zeit eilt, die Zeit heilt. Ein halbes Jahr hatte man sich nicht gesehen, und die Sehnsucht nach all den lieben kleinen Mädchentorheiten erwachte bei Modeste. Heute war eigentlich Kränzchentag. Vielleicht hatten sich die vier Fräuleins versammelt, vielleicht auch nicht — jedenfalls wollte Modeste Menschen sehen, mit dem neuen Reitkleid paradieren und, falls Judith mit der Mutter schon nach dem Süden abgereist sein sollte, wenigstens sich von dem alten Bussard bewundern lassen, der zwar auf einem Gichtbein daherhumpelte, aber hübsche Mädchen sehr schätzte.

Bussardshof war weit. Darum wurde der Inspektorbraune gleich nach Tisch und sehr sorgfältig gesattelt. Herr Romeit selbst zog die Gurten fester und blickte stolz auf seine reizende Schülerin.

„Also, gnädiges Fräulein, nicht über Feld oder wo Gräben sein könnten! Ich muß die Stute beim Sprunge selbst höllisch zusammennehmen, sonst bleibt sie mir hinten und vorn weg . . . Peitsche ist übrigens nicht nötig, der Braune geht schon so . . ." Doch als er eine kleine scharfe Falte zwischen Modestes Brauen bemerkte, fügte er rasch hinzu: „Aber natürlich ganz, wie gnädiges Fräulein wollen!"

„Na, wenn ich nach all den guten Lehren nun nicht 'runterfalle, so fall' ich wohl nie 'runter!" scherzte sie dagegen. „Adieu, Herr Romeit." Sie schnalzte mit der Zunge, der Braune trabte an. Herr Romeit ging zurück nach der Scheune, wo er die Gegend am besten übersehen konnte. Dort blieb er lange. —

Es war ein eisiger Oktobertag. Die Luft trüb, der Himmel lastend. Auf den verödeten Feldern nur noch die welkenden Blätter der Rübe. Zuweilen ein Joch Ochsen, das die Furche brach, ringsum Krähen, flügelschlagend, schnarrend. Die Chaussee glänzte rot von Ebereschen. — Modeste trabte gemächlich die Landstraße entlang, zum erstenmal ganz allein und doch etwas bang, wenn der Braune einmal schärfer schnob oder vor den weißen Wegsteinen stutzte. Wagengerassel im Rücken erklang — ein Knecht, der sich mit seinem Gespann im Dorfkruge verspätet hatte und jetzt peitschenknallend dahinjagte. Der Braune spitzte die Ohren und fiel in Galopp. Erst war's ihr unheimlich — sie versuchte zu parieren — dann erfaßte sie der Ehrgeiz. Der Knecht sollte ihr nicht vorbeifahren! Schließlich freute sie sich, wie rasch die Bäume vorüberflogen und wie sicher sie saß . . . Der Wald kam, ein großer einförmiger Wald, hüben und drüben die regelmäßigen Schläge. Die braunen Fichtenstämme wie erstarrt, in den Nadeln ein schläfrig Säuseln. Sie hieß das Pferd Schritt gehen. Zuweilen senkte es den Kopf, haschte nach einem Grashalm am Wege. — „Pfui, schäm dich, Brauner!" Zuweilen starrte es mit großen Augen ins knackende Holz. — „Es ist nichts, es ist wirklich nichts." Sie unterhielten sich wie ein paar gute Freunde. Wenn die Frauenhand den Hals klopfte, nickte das Tier. — Zuletzt geriet sie ins Träumen. Der schlummernde Wald, die graue Chaussee . . . Es war, als wenn es ewig so fortgehen müßte. — Da trat aus einer Schneise der Förster, das Gewehr über der Schulter, den Hund an der Hand. Sie kannte ihn nicht. Aber sie war sofort erwacht und begann scharf zu traben, bis es lichter und lichter wurde ringsum. Die weite litauische Ebene tat sich wieder auf, aber welliger, freundlicher. Keine großen Dörfer und schmutzigen Katen, sondern Güter und aufleuchtende Herrenhausdächer inmitten kahler Parks. Das nächste: Bussardshof. Ein schönes Gut. Langgestreckte, neue Wirtschaftsgebäude, große Roßgärten, auf einem Hügel das kleine Schloß mit freundlich blickenden Fenstern, der helle Giebel aus entblätterten alten Linden lugend. Modeste ritt rasch den breiten, glatten Lehmweg, der sich bis zum Gut zog. Der Braune drängte wiehernd vorwärts, er witterte den Stall. Als er aber über einen Stein stolperte, strafte sie ihn mit der Peitsche, und als ihr eine Bretterbrücke nicht fest genug schien, ritt sie aufs Feld und setzte im Sprunge über den schmalen Wassergraben. Sie hatte die Empfindung, als ruhten viele bewundernde Augen auf ihr.

Als sie in den Park einreiten wollte, sprangen plötzlich aus dem Gebüsch leichtfüßige Mädchen. Taschentücher wehten, junge Stimmen lachten. „Verbotener Weg! Verbotener Weg!" Der Braune kniff die Ohren an und machte alle Anstalten zum Durchgehen. Da trat rasch eine junge Dame, mit einer Krone rotblonden Haares, die nicht mit im Gebüsch gewesen war, herzu und rief: „Um Gottes willen, er wirft sie noch 'runter! Laßt doch den Unsinn!" . . . Und sie faßte mit der schmalen, durchsichtigen Hand nach dem Zügel.

Der Braune besann sich, stand, Modeste glitt aus dem Sattel. Es waren die vier Kränzchenschwestern, die sie herzlich begrüßten.

„Na, 'runtergeworfen hätt' er mich auf keinen Fall, Judith," sagte Modeste lustig.

Die jungen Mädchen umringten darauf das Pferd, beklopften es: „Seit wann reitest du denn eigentlich, Modeste?"

„Seit vier Wochen, wenn ihr's denn durchaus wissen wollt . . . Dies ist das Inspektorpferd — dies Fräulein Magda von Gadebusch, Fräulein Martha von Gadebusch, Fräulein von Meyners, Freiin von Bussard —" sie schloß mit einer graziösen Handbewegung die launige Vorstellung. Der Braune nickte verständnisinnig dazu. „Uebrigens ein eignes Pferd habe ich auch, eine vierjährige Stute, die jetzt angeritten wird."

„Pfui, Inspektorpferd!" sagte die älteste Gadebusch lachend, „auf so was setzt' ich mich nie!"

„Ich auch nicht."

„Ich auch nicht."

Die Mädchen lachten laut.

Nur Judith von Bussard sagte ruhig: „Ich kenne den Braunen jetzt wieder. Es war früher mein Pferd. Ich habe so viel Zucker für ihn gestohlen! . . . Brauner, kennst du mich auch noch?" — Der Braune hob die Nüstern nach ihr, sah sie mit glasigen Augen verwundert an und wollte näherkommen. „Seht ihr, so ist er immer, er durchsuchte mir förmlich die Taschen! Ich habe ihn aber auch nie enttäuscht . . ." Sie griff nach der weichen Nüster und streichelte sie. „Du guter, alter Brauner! Wär's auf mich allein angekommen, ich hätte dich nie verkauft."

Die kleine Meyners rief dazwischen: „Laß das doch, Judith! Das macht mich ganz nervös. Er beißt am Ende."

„O, er beißt mich ganz gewiß nicht. — Jedes Tier kennt seine Freunde. — Sieh selbst!" Judith hielt ihm die schlanken, durchsichtigen Finger hin.

„Ja, wir sehen schon!" drängte Annie.

„Hast du eigentlich Pferde wirklich so gern, Judith?" fragte die jüngste Gadebusch.

„Pferde nicht mehr als alle Tiere."

Modeste sah sich derweilen nach einem Menschen um, ihr das Tier abzunehmen. Aber die jungen Mädchen beschlossen, es höchstselbst in den Stall zu führen und dann noch ein wenig durch den Wald zu bummeln, der mit seinen hochstämmigen Fichten sich direkt an den Park anschloß.

Judith sagte: „Wenn du Mama gleich begrüßen willst, Modeste, bitte! Tust du's eine halbe Stunde später, so wird sie's dir ganz gewiß auch nicht übelnehmen . . . Drin spielen sie Skat. — Papa, die Murrmann und der Bezirksadjutant.

Du kennst ihn ja auch, er ziert sich so entsetzlich. Frau Murrmann, die ja deine spezielle Freundin ist, mag ich erst recht nicht. Wahrscheinlich tue ich beiden unrecht — aber er ist unnatürlich, und sie ist falsch."

„Weißt du übrigens das Neueste, was sie heute losgelassen hat?" kolportierte eifrig die kleine Meyners. „Damit du orientiert bist, Modeste, sie liest jetzt mit dem Leutnant Byron — denke dir, Byron!... Also heute war von Wagners die Rede, und Judiths Mutter meinte: Er wäre soweit ganz nett, wenn auch etwas gewöhnlich, aber was sie nicht ertragen könne, wäre das gewisse Grogparfüm, das er immer um sich verbreite. Er riecht tatsächlich immer nach Grog! — Und die Murrmann antwortete wörtlich: ‚Ja, Frau Baronin, das ist ganz richtig — er riecht pestrant. Uebrigens auch sonst mir ein sehr allopathischer Mensch...' Wir starben beinahe vor Lachen hinter ihrem Rücken bis auf Judith, die das unhöflich findet. Weil wir natürlich immer wieder lachen mußten, sind wir 'rausgegangen. Schließlich hätte sie es doch gemerkt. Sie wurde schon ganz unruhig."

Die beiden Fräulein von Gadebusch lachten wieder laut auf: „Ja allopathisch und pestrant! Uns stehen noch die Tränen in den Augen."

Als sie das Pferd unter Assistenz der Kutscher in den Stall gebracht hatten, sagte Modeste möglichst gleichgültig: „Es lohnt sich eigentlich gar nicht mehr das Absatteln. In einer halben Stunde spätestens muß ich wieder weg. Es wird jetzt so früh dunkel..." Und womöglich noch gleichgültiger fortfahrend: „Ich möchte euch auch nicht gerne stören."

„Wieso?" fragte unbefangen die kleine Meyners.

„Ihr fühlt euch ja offenbar viel wohler ohne mich, Kinder. Mir wenigstens hat niemand mitgeteilt, daß das Kränzchen heute bei Judith ist."

Die kleine Meyners dagegen eifrig: „Ach, wir sind ja bloß alle zufällig zusammengekommen."

„Ja, zufällig!" echoten die Gadebuschs.

Die Tochter des Hauses aber sagte: „Das ist nicht wahr, Modeste. Ich habe das Kränzchen eingeladen bis auf die Murrmann, die mit dem Bezirksadjutanten zufällig gekommen ist. Dich habe ich absichtlich vergessen, weil du uns ja auch vergessen hast in dem halben Jahre..." Mit liebenswürdigem Lächeln fügte sie hinzu: „Aber jetzt, wo du freiwillig gekommen bist, bitte ich dich herzlich um Verzeihung. Du weißt, ich tue niemand wissentlich gerne unrecht — und wir waren doch einmal sehr befreundet."

Die jungen Damen schlugen darauf die Augen etwas beschämt nieder, bis auf Modeste, die bei den letzten Worten rot geworden war: „Ich weiß recht gut, daß Judith mich nie ganz für ihresgleichen gehalten hat," sagte sie scharf. „Wer nicht mindestens ‚von' ist." Zuweilen hatte der Stern von Barginnen demokratische Anwandlungen, jedoch nur aus gekränkter Eitelkeit.

Aber die schlanke Judith sah sie mit den großen, warmen Augen kalt an. „Wenn du mich dessen für fähig hältst, bitte, geh!... Ich halte dich nicht... Uebrigens kenne ich diesen Hochmut gar nicht. Und Gott ist mein Zeuge, ob du nun Modeste Lindt oder ‚von' Lindt heißt, ob du hübsch oder häßlich bist — ich würde niemals auf den Gedanken gekommen sein, wegen einer Zufälligkeit, für die wir beide doch nicht können, einen Unterschied zu machen, wie das wirklich vornehme Menschen wohl auch nie tun werden... Aber wir verstehen uns nicht, Modeste — wir haben uns vielleicht nie verstanden..." Trotzdem hielt sie ihr die durchsichtige Hand versöhnlich hin. „Wenn du's noch einmal mit mir versuchen willst — gern. Ich bin nicht hochmütig — sei du's auch nicht!"

Es entstand eine schwüle Pause, wo die beiden Kürassierdamen sich fragend ansahen und die kleine Meyners Modeste ermunternd in die Seite stieß.

Modeste war keine weiche Natur, aber sie hatte einen sicheren Instinkt für das Gute bei andern Menschen. Sie griff nach der durchsichtigen Hand in dem Augenblick, als sie eben zurückfallen wollte. „Ich glaube, daß du besser bist als wir alle, Judith."

Die beiden Mädchen küßten sich.

Die Fräulein von Gadebusch aber waren nicht ganz einverstanden mit dieser Adelsauffassung. Ihrer Ansicht nach kamen adlige Jungfrauen mit mindestens einer fünfzackigen Krone auf diese Welt, unter besonderer Zustimmung des Himmels — und sie gehen am besten aus dieser Welt mit einer neunzackigen Krone und unter noch hörbarem Halleluja der Erzengel.

Die kleine Meyners aber, wie alle gutmütigen Törinnen im Grunde sehr friedfertig, wog nicht viel, sondern rief herzlich erfreut: „Gott sei Dank, Kinder! Das wäre ein zu verdorbener Nachmittag gewesen sonst."

Wie um den Frieden zu besiegeln, begab sich drauf das Kränzchen in sämtliche Ställe des Hofes. Der Hof in riesigen Dimensionen, alles Reichtum und Ordnung. Niemand außer Judith ahnte, daß hier eine Frauenhand die Zügel führte. — Im Pferdestall blieben sie am längsten. Die Halfterketten klirrten. Die glatten Tiere schnoben gemächlich in die häckselgefüllten Krippen. Bussardshof hatte die größte Remontenzucht. Die jungen Damen verstanden nicht viel von Pferden bis auf die Fräulein von Gadebusch, die überlegen über vornehmes Exterieur und schöne Gänge redeten. Sie hatten eine natürliche Abneigung gegen alles Kleine und Plebejische auch bei Tieren...

Dann unterhielt sich das Kränzchen, in den breiten Gängen zwischen den Ständen auf und ab gehend, über Rußland.

„Gibt's da wirklich so viel Wölfe?" fragte die kleine Meyners neugierig.

„Auch Bären?" forschten die Kürassierdamen.

Modeste hatte sich eigentlich vorgenommen, Wundergeschichten von dem Arsilschen Gute zu erzählen, trotzdem sagte sie ehrlich: „Kinder, wenn ihr nach Rußland eingeladen werdet, geht lieber nicht! Wölfe habe ich keinen einzigen gesehen — aber auch sonst nichts. Und in dem Rußland, wenigstens wo ich war, da sprechen die Leute nicht mal Polnisch, sondern ganz gemeines Litauisch. Und wenn sie den Nachbar besuchen, da nehmen sie gleich Nachtzeug mit, so weit liegen die Güter auseinander. Ich gehe jedenfalls freiwillig nie wieder hin."

Während Rußland behandelt wurde, wobei die Kürassierdamen etwas schieläugig bemerkten, daß es mit dem Adel jenseits der Leppohne wohl nicht sehr weit her sei, trat von der andern Seite eine Dame im Reitkostüm in den Stall. Es war Frau von Bussard, Ende der Vierziger, sehr schlank, mit großen grauen Augen von durchdringender Klugheit. Sie sah die Mädchen, hörte und lächelte.

Martha von Gadebusch sagte eben: „Arsils meinen wir damit natürlich nicht, Modeste! Arsils sind Grafen, und Grafen sind immer vornehm."

Die kleine Meyners bemerkte dazu enthusiastisch: „Ja, Grafen, Grafen! Gnädige Frau heißt jede, aber Gräfin..."

Die Gadebusch hoben ihre Riesengestalten unwillkürlich höher.

„Mama war auch Gräfin, und sie hat sich lange nicht gewöhnen können... Das verstehen wir so gut! Magda und ich haben uns darum das Wort gegeben, nicht anders als standesgemäß, absolut standesgemäß zu heiraten. Er braucht nicht gerade Graf zu sein, wie Mama am liebsten wünschte, aber alter Adel. Darum ist uns auch, außer den Kürassieren und allenfalls noch den Allensteiner Dragonern, das Tanzen mit Leutnants gräßlich!"

Frau von Bussard kam leichtfüßig und ungesehen näher, klopfte der Sprecherin freundlich auf die Schulter, die erschreckt zusammenzuckte: „Ihr werdet schon billiger werden, Kinder, viel billiger! In fünf Jahren tuts dir und deiner Schwester bereits einer vom ersten Regiment, und in zehn Jahren seid ihr vielleicht ganz zufrieden, wenn nur noch ein Dreiundvierziger käme... Ihr müßt überhaupt nicht solchen Unsinn sprechen! Wer Körbe austeilen will, muß doch erst Anträge haben, dann ist's ja noch reichlich Zeit... Ihr sitzt für meinen Geschmack viel zu viel zu Hause bei Rangliste und Kreuzzeitung und tut sonst absolut nichts... Ja, ja, Marthachen, sieh mich nur nicht so entgeistert an! Ich war immer von etwas herber Ehrlichkeit... Man versumpft mit solchen Ansichten wie ihr... Ihr seid doch äußerlich noch recht junge Dinger, ihr solltet's aber auch innerlich sein. Was sind das für Marotten in euern Köpfen!... Ich habe mir die Gräfin sehr schnell abgewöhnt. — Du weißt, Bussards sind alles andre als Uradel. Und deine Mutter, liebes Kind, wird sich hoffentlich an die Frau von Gadebusch nun allmählich auch gewöhnt haben, obgleich das wirklich Uradel ist... Wenn zum Beispiel heute der junge Graf Sohme um Judiths Hand anhielte — verlaßt euch darauf, ich gäbe sie lieber dem ersten besten Inspektor, als diesem Majoratstrobbel!" Das blasse Gesicht war rot geworden beim Sprechen, und die klugen Augen flimmerten in herber Ironie. — Jetzt erst schien sie Modeste zu bemerken: „Endlich wieder zurück? — Du warst recht lange weg!... Das Reitkleid steht dir übrigens ausgezeichnet. Du bist überhaupt eine kleine, vielleicht eine große Beauté geworden derweilen... Man hat sich in eure Gesichter so eingesehen, daß man wirklich nicht mehr recht weiß..." Modeste knickste mädchenhaft und wollte die Hand küssen. „Um Gottes willen," wehrte die Dame. „Einen Reithandschuh küssen! Das fehlte noch... Na, überhaupt die ganze Handküsserei!" sie schlug verächtlich mit der Reitgerte in die Luft. „Mit nichts wird mehr gemogelt... Wem ich ehrlich die Hand gebe, der soll sie mir auch ehrlich wiedergeben. Am Druck merke ich dann auch gleich, wes Geisteskind er ist. Aber dieser billige Handkuß, der in neunundneunzig Fällen eine infame Lüge ist... Dich meine ich natürlich damit nicht, Modeste, aber ich erlasse ihn dir, ich erlasse ihn dir wirklich!" — Die jungen Damen lächelten verlegen. „Und nun, Kinder, verratet mich nicht!" schloß sie lustig. „Ich habe mich heimlich gedrückt. Ich muß unter allen Umständen noch eine Stunde reiten." — Sie saß rasch noch im Stall auf. Eine Minute später flog die elegante Reiterin im langen Galopp durch die Parkallee hinaus aufs Feld.

Die Mädchen blieben zurück.

„Du, Judith," rief die kleine Meyners bewundernd, „deine Mutter sieht doch noch fabelhaft vornehm aus!"

Judith antwortete: „Sie ist aber auch die vornehmste Frau, die ich kenne."

Dann schlenderten sie in den Wald. Voran die Tochter des Hauses mit den Gadebuschschen Damen, dahinter Modeste und Annie Meyners.

Modeste horchte auf, als nach der üblichen Chronique scandaleuse der Gegend das kleine Fräulein sagte: „Es wird dich vielleicht nicht interessieren — du kennst ihn wohl kaum —, aber der Falkner von Oed verkehrt jetzt sehr viel bei Bussards, eigentlich ausschließlich... Und bei unserm Sommerfest hättest du dabei sein müssen — er war auch da und hat auch getanzt, aber wieder nur mit Judith. Ich sage dir," fuhr sie enthusiastisch fort, „ich hätte nie geglaubt, daß Judith so schön aussehen könne. Ja, schön! Es war nur eine Stimme... Und sie tanzte wie eine Königin! Selbst du hättest nicht mitkönnen, Modeste. Weißt du, ich habe dich furchtbar lieb — aber so vornehm kannst du nie aussehen... An dem Abend soll sie drei Körbe ausgeteilt haben — denke dir, drei!..." Und als gute Freundin tuschelte sie noch dazu: „Die beiden, Magda und Martha, waren so geschmacklos angezogen wie immer. Kein Mensch beachtete sie. Sie waren ganz grün vor Wut. — Als der Leutnant von Häwel sie endlich zu einer Polka aufforderte, da weinten sie beinahe vor Glück."

Modeste machte ein ziemlich gelangweiltes Gesicht. Sie hatte sich sehr in der Gewalt. Nie waren ihre Augen kühler, als wenn ihr Herz heißer pochte. „Warum verloben sich denn nicht die beiden?"

„Falkner mit Judith? —... Ich weiß auch nicht, Modeste. — Man wird nicht recht klug. Von ihm glaub' ich bestimmt, daß er gern möchte — von ihr nicht. Sie ist gegen niemanden so zurückhaltend, wie gegen ihn... Er soll ja auch schon das Denkbarste hinter sich haben! Und

Judith denkt sehr streng . . . Ich weiß nicht . . . aber solche Männer sind doch gerade die interessantesten . . . Ohne Grund wird man auch nicht so früh grau. Deswegen trägt er auch das Haar kurz, damit man's nicht sieht. Er ist wie alle Männer sehr eitel! . . . Uebrigens weißt du, daß gerade jetzt weiße Haare modern sind, sogar bei Frauen?"

Modeste tat gleichgültig: „Ich finde das alles gar nicht so furchtbar interessant, Annie!" Und einer plötzlichen Eingebung folgend, rief sie zu den andern Mädchen hinüber: „Gehst du dieses Jahr wieder an die Riviera, Judith? — Ich beneide dich immer so um die wundervolle Reise."

Die schlanke, reizende Gestalt wandte sich im Gehen, das Gesicht von einem rosigen Schimmer überhaucht: „Nein, ich gehe nicht — ich gehe ganz bestimmt nicht."

„Auch wenn der Arzt wünscht?"

„Auch wenn der Arzt wünscht!"

Von da ab hatte die kleine Meyners eine sehr schweigsame Begleiterin.

Als die Mädchen nach einer guten Stunde aus dem Walde in den Park zurückkehrten, lockte sie das Borkenhäuschen. Es lag auf einem Hügel und beherrschte die Ebene. Sie standen und schauten. Vor ihnen ein weiches, träges Dunstmeer, am Horizont die blasse Sonne im Versinken. Der Wind fächelte eisig, Blätter raschelten. Ueber der Weite das dumpfe Schweigen, das Winterahnen. — Es war ein weher Zauber, den auch die Mädchen fühlten . . . Da tauchte auf dem Landweg, den Modeste geritten, etwas Dunkles auf, ein Wagen — ein Pferd — ein Mensch . . . Der Herbst trügt mit seinen schattenhaften Umrissen.

„Erwartet ihr Besuch?" fragte Martha Gadebusch.

„Eigentlich nicht," antwortete Judith langsam. Aber, als wenn sie sich dieser halben Lüge schämte, fügte sie rasch hinzu: „Es ist Herr von Falkner." Und sie wandte das Gesicht nach dem Herrenhaus, wo die ersten Lichter aufflammten.

Der Wagen kam mit Windeseile näher. „Es sind seine Jucker," rief die kleine Meyners. „Jetzt erkenne ich ihn auch. Er kutschiert selbst."

„Die Braunen traben wundervoll aus!" bemerkten sachlich die beiden Gadebusch.

„Wir könnten ihm entgegengehen," riet Modeste. „Ich habe die Jucker noch nie ordentlich in der Nähe gesehen. Es ist doch auch nichts dabei. Woher weiß er denn, daß wir ihn schon gesehen haben?"

Die Mädchen standen unschlüssig, nur Judith antwortete nervös: „Ich tu's auf keinen Fall."

„Ich tue es aber auf jeden Fall," beharrte Modeste.

Und im Moment war Judith auch schon gegangen, rasch, ohne Gruß.

Die andern folgten langsam dem Stern von Barginnen. Aber noch ehe sie den Parkweg erreicht hatten, klang der scharfe Trab ganz nahe. Die Jucker sausten vorüber, Herr von Falkner grüßte mit der Peitsche. — Die Mädchen sahen ihn gerade noch. — Plötzlich parierte er kurz, sprang vom Sitz. Judith trat aus einem Seitengang. Modeste sah, wie das Mädchen ihm lasch die Hand reichte und wie er diese Hand küßte . . . Die jungen Damen kamen dazu. Er gönnte jeder ein höfliches Wort, den Handkuß keiner mehr.

Sie traten in das Haus.

Mit diesem Hause verbanden sich für Modeste die schönsten Jugenderinnerungen. Da war alles warm, abgetönt, vornehm. Die ganze Zimmerflucht bewohnt — im Sommer lauschig kühl, im Winter prickelnd gemütlich. Eine freundliche Ordnung, ein lächelnder Reichtum. Ueberall der Duft nach Heimat . . . Familie. O, Modeste war nicht immer treulos gewesen, berechnend! Sie gedachte so gern eines Geburtstages hier — es war einer ihrer besten Tage im ganzen Leben gewesen. Judith hatte den Keuchhusten gehabt, schien kaum genesen, die andern Kinder mieden das Haus, nur Modeste kam allein, ohne Furcht, das Herz voll Erwartung. Im Kamin flackerten die großen Scheite. Die beiden Mädchen saßen davor und freuten sich, wie die Tannenäpfel zischten, die sie in die Glut warfen. Daneben der Geburtstagstisch mit der Miniaturküche, der Torte. Modeste hielt andächtig eine Riesenpuppe, die fast größer war als sie. Auf dem Teppich ging Frau von Bussard auf und ab, rasch, leise, wie es ihre Art. Damals noch eine sehr hübsche Frau mit warmen Augen . . . Die Kinder jauchzten, die Puppe schrie Mama. Und schließlich rissen sie der Unglücklichen vor lauter Liebe die blonde Perücke ab, saßen darauf wie versteinert, bis die Mutter, deren Geist wohl in vergangenen Zeiten lustwandeln mochte, endlich lächelnd hinzutrat: „Das schadet gar nichts, Kinder! Verbittert euch nur nicht wegen einer Puppe den schönen Tag." . . . Und sie brachte selbst Himbeerlimonade und Baumkuchen. Dann leimten sie gemeinsam der Puppe den Schopf wieder fest. Sie wurden dabei alle so lustig, daß sie in der Puppenküche noch Mandelkuchen zu backen versuchten und ganz warm davon aßen. — Modeste erinnerte sich niemals mehr so köstlich gegessen zu haben! — Beim Abschied sagte sie dann treuherzig zu Frau von Bussard: „Ach Tante, bei euch möchte ich viel lieber bleiben!" Und Judith umarmte sie und bat auch. — Auf der Rückfahrt in dem geschlossenen Wagen war ihr so weh ums Herz, wie nie, und als die Mauern der Schloßeinfahrt dröhnten, weinte sie bitterlich.

Der Tag kehrte den beiden Kindern nicht wieder zurück. Sie wurden eben groß, die beiden Kinder. Was sie früher einte, das schied sie jetzt.

Aber auch als sie heute von dem Diener geleitet in die Wohnung traten, wurde Modeste der Unterschied zwischen Barginnen und Bussardshof schmerzlich klar. In allen Zimmern brannten festlich Lampen, die Möbel glänzten warm. Vor dem Kamin war ein Spieltisch aufgestellt. Herr von Bussard, die Murrmann, der Bezirksadjutant spielten ihre Partie. Der Hausherr streckte das umwickelte Gichtbein gegen die Flammen — wie ein alter, griesgrämiger Mann, mit rollenden Augen und emporgesträubter Tolle. Niemand hatte seinerzeit begriffen, daß die reiche, reizende Komteß gerade diesen Mann wählte, ohne zu fragen oder zu sagen. — Verlobung und Hochzeit überhasteten sich. Das große Gut verschuldet, der Besitzer ein zänkischer Reaktionär, von dem man sich gern erzählte, daß sein Vater, seligen Angedenkens, im Revolutionsjahr auf den Krugtisch des Dorfes gesprungen war und, kirschrot vor Begeisterung, geschrien hatte: „Wir brauchen keinen König, wir wollen auch keinen König haben!" — Der Sohn sah dem Vater verzweifelt ähnlich, nur daß er lieber Demokraten hängte, als Könige . . . Der alte zornmütige Herr, der eben gegen den Leutnant sehr ausfällig gewesen war, machte einen Versuch aufzustehen, als Modeste kam: „Geht nicht, geht wahrhaftig nicht." Er zog furchtbare Grimassen. Und Frau Murrmann, mit ihren falschen, warmen, braunen Augen, mußte beruhigend sagen: „Aber, Herr Baron! Das ist doch nun einmal nicht anders! Sie sind ja bei sich zu Hause. Meinem Mann ist der Pantoffel direkt das Universum."

Die Mädchen zogen sich nach dem „Universum" schleunigst in ein Nebenzimmer zurück, um unter verzweifeltem Gekicher Bildermappen zu besehen.

Von Zeit zu Zeit hörte man den Alten knurren: „Wo ist die Lindt geblieben? Bildhübsche Marjell geworden. — Soll bißchen herkommen!"

Herr von Falkner promenierte derweilen schweigsam durch die Zimmer.

Eine Viertelstunde später kam die Hausfrau, frisch und angeregt vom Ritt, zurück zu den Mädchen. „Habt ihr denn auch alles, Kinder?" Und sie inspizierte die Teetassen. „Falkner von Oed soll ja auch da sein, Judith! . . . Du weißt doch, er trinkt keinen Grog." . . .

„Ich habe schon Mosel bestellt," antwortete die Tochter.

Im Augenblick trat auch Herr von Falkner schon in das Zimmer. „Küsse die Hand, Baronin. Bin mit allem versorgt. Die Baronesse ist viel gütiger, als ich verdiene."

Die Hausfrau reichte ihm die Hand und sagte gleich darauf: „Sie können wirklich noch immer keine Hand geben, lieber Falkner! Das ist doch kein ehrlicher Händedruck! . . . Wenn ich nicht fest zufasse, fällt Ihre einfach wieder 'runter. — Wissen Sie, daß das ein Charakterzeichen ist?"

„Ein gutes, Baronin?"

„Im Gegenteil! So geben Leute die Hand, die im Grunde ein sehr kühles Herz haben."

„Vielleicht habe ich das auch!"

„Nein, das haben Sie nicht, Baron!" Sie musterte ihn lange. „Wie Sie jetzt so dastehen, erinnern Sie doch frappant an Ihren verstorbenen Onkel. Eine ganz andre Figur, ein ganz andres Gesicht — aber Sie haben den Familienzug."

„Und der wäre?"

„Der Mund."

„Nicht etwa ein besonders hübscher Mund!" fügte sie lachend hinzu, „aber ein Mund, von dem man nie weiß, ob er sehr hart ist oder sehr weich."

Herr von Falkner verbeugte sich mit halbem Lächeln. „Nicht gerade schmeichelhaft für mich, der Vergleich mit meinem Onkel. Denn wenn ich einen Menschen auf Gottes Erdboden nicht habe ausstehen können, so war es dieser alte Griesgram."

Darauf die Frau ernst: „Tun Sie ihm nicht unrecht . . . Ich kannte ihn ganz gut . . . Er war eine unglückselige Natur, verbittert vor der Zeit, aber so vornehm im Empfinden wie einer, wenn sie nur die rechte Stelle trafen . . . Ich möchte sogar glauben: er ist unglücklich geworden nicht dadurch, daß er niedriger, sondern dadurch, daß er höher dachte als alle andern . . . Ich leide von niemandem, auch von Ihnen nicht, Herr von Falkner, daß man diesen Mann so grundfalsch beurteilt. Niemand hat ein Recht dazu, denn niemand kennt ihn wirklich."

Herr von Falkner schwieg mit einem leichten Achselzucken. Der Frau aber flammten die Augen einen Moment heiß und böse.

Auch das Nebenzimmer schien der Unterhaltung gelauscht zu haben, denn der Hausherr rief höhnisch: „Jawohl! Verkappter Roter. Kerl mir immer Vomitiv . . . Ganz Ihrer Ansicht, lieber Falkner. Trink' auf Ihr Wohl, auf Ihr ganz spezielles Wohl!"

Darauf sagte die Frau kalt: „Sie haben sich nie leiden mögen. Das hätte auch sonderbar zugehen müssen . . ."

„Bin auch stolz darauf!" rief der Hausherr wieder, „alter arroganter Ekel! Wollte immer was Besonderes sein. Ist ihm aber nicht geglückt, Gott sei Dank . . . Profit, lieber Falkner! Juckst mir zwar im Bein wie verrückt, aber so was muß begossen werden."

Herr von Falkner sah die Frau an und tat nicht Bescheid.

Es war eine kleine Szene, wie sie bei dem galligen Temperament des Hausherrn häufiger vorkam. Dennoch mußte sie beiden heute tiefer gehen, denn Frau von Bussard zog sich stillschweigend in ihr Arbeitszimmer zurück, während Herr von Bussard das Spiel kurz abbrach. Er wurde zwar später wieder sehr aufgekratzt, erzählte Jagdgeschichten und kräftige Witze, so daß es Frau Murrmann für diplomatischer hielt, die Burgunderflasche heimlich außer Reichnähe zu schieben — dennoch war der Zwang auch bei ihm augenscheinlich.

(Fortsetzung folgt)

Der kleine Garten

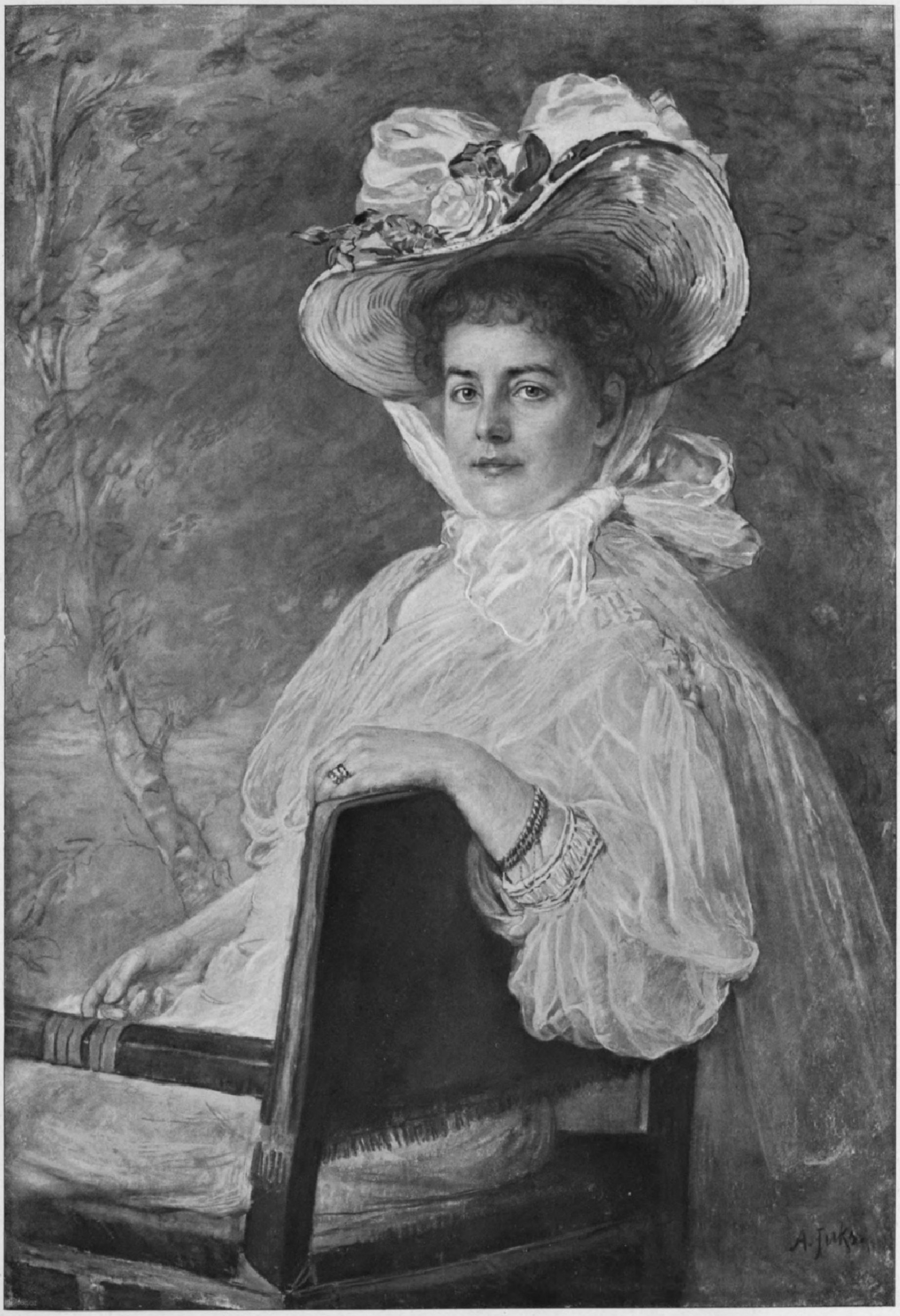
Ich weiß einen kleinen Garten,
Darüber die Abendwinde gehn,
Mit elfenbeinzarten Kelchen
Schlanke Lilien zitternd stehn.

Amethystblaue Nachtviolen
Träumen im Himbeergebüsch.
Brennende Liebe, Nelken, Reseden
Bilden ein duftend Gemisch.

Libellen und Falter verflogen.
Die kleinen Vögel zirpen im Grün.
Warum wohl die gelben Rosen
So schwer, so traurig blühn?

Wie ein bronzenes Becken schimmert
Der späte Himmel darüber her.
Wenn die Sonne ganz gesunken,
Werden meine Augen von Tränen schwer.

Paul Rüthning



Im Grünen

Nach dem Gemälde von Alexander Fuks (München)

Die japanische Verfassung

Von

Dr. Ernst Erdmannsdörffer

In dem großen Reorganisationswerke, das nach der von den Amerikanern erzwungenen Aufschließung Japans einsetzte und das Land in wenigen Jahrzehnten auf die Höhe eines modernen Rechtsstaates brachte, bildete die Proklamation einer auf konstitutioneller Basis beruhenden Verfassung den krönenden Schluß- und Grundstein. Die gewaltigen Reformen nach europäischen Mustern, die dem letzten Tokugawashogun Keiki das Grab gegraben hatten, wurden von dem jungen Kaiser Mutsuhito, dessen Thron sich auf den Trümmern des alten Feudalstaates aufbaute, und von seinen genialen Ratgebern in umfassender Weise zum Wohle des Landes fortgesetzt. Bei den Verhandlungen mit den fremden Mächten sowie bei den Vorarbeiten zur Kodifikation der Gesetze hatte sich die Teilnahme einer Volksvertretung bei den staatlichen Geschäften als eine unerläßliche Notwendigkeit herausgestellt, ja als eine „conditio", ohne die auf einen glücklichen Abschluß der diplomatischen Verhandlungen nicht zu rechnen war. Im Hinblick auf die kurze Bekanntschaft Japans mit dem Geiste europäischer Rechtspflege und Gesittung glaubten die europäischen Vertragsmächte zum Schutze ihrer im fernen Asien ansässigen Bürger gewisser Kautelen, wie vor allen Dingen der Jurisdiktion, nicht entraten zu können. Lieferte jedoch Japan durch Umwandlung der Gesetze nach europäischer Richtschnur und durch Annahme einer von modernem Geiste getragenen Verfassung die Gewähr für sein aufrichtiges Bestreben, auf den einmal beschrittenen Bahnen der westeuropäischen Kultur fortzuschreiten, so konnten die Vertragsmächte gegen eine gleichartige Behandlung Japans in völkerrechtlichen Fragen im Grunde nicht das mindeste einwenden. Und tatsächlich war in den Abschlußverhandlungen von der Sondergerichtsbarkeit der Fremden auf japanischem Boden, die das nationale Empfinden der Japaner aufs gröbste verletzt hätte, nicht mehr die Rede. Das ganze Werk der Vertragsrevisionen stellte sich überhaupt als ein höchst geschickter Schachzug der japanischen Diplomatie heraus.

In den Köpfen der leitenden Staatsmänner jener Zeit, die zum Teil auch noch heute die Geschicke Japans lenken, war der Gedanke einer Konstitution sehr früh aufgetaucht. Sie hatten das Glück, die volle Beistimmung des erhabenen Herrschers für ihre Pläne zu finden. Man kann es überhaupt als eine markante Charaktereigenschaft und ein hohes Verdienst des japanischen Kaisers Mutsuhito bezeichnen, daß er stets die geeignetsten Männer zur Durchführung so durchgreifender Reformen um seinen Thron versammelte und ihnen, wenn sie sich bewährt hatten, seine Gunst und Neigung allen Anfeindungen zum Trotz dauernd erhielt. So zieht sich der Plan, dem Volke eine Konstitution zu geben, durch alle Erlasse des Kaisers seit der Thronbesteigung wie ein roter Faden hindurch und gipfelt in der kaiserlichen Kundgebung vom 6. September des Jahres 1876, wo es klar und deutlich heißt:

„Wir wünschen die Gesetze aller fremden Länder eingehend kennen zu lernen, um in Anlehnung daran unsre konstitutionelle Gesetzgebung festzustellen. Bereitet zu diesem Zweck einen Entwurf vor und überreicht uns denselben, wir werden dann unsre Wahl treffen."

Ueber den Zeitpunkt, zu dem das neue Parlament berufen und die Verfassung in Kraft treten soll, läßt sich die neue Regierung in einem kaiserlichen Erlaß vom 12. Oktober 1881 aus, der über die Vorarbeiten zu dem nationalen Werke informiert und zugleich ein interessantes Streiflicht auf den japanischen Volkscharakter und gewisse politische Gegenströmungen wirft. Das historische Interesse an diesem Aktenstück läßt den Wunsch berechtigt erscheinen, dem Leser die Hauptpunkte der Kundgebung des kaiserlichen Willens im Auszuge mitzuteilen. Der Erlaß beginnt also:

„Wir, deren Dynastie den Thron seit mehr als 2500 Jahren innehat und die wir jetzt in unserm eignen Namen alle Macht und alle Rechte ausüben, die uns von unsern Vorfahren überkommen sind, haben schon längere Zeit beabsichtigt, allmählich eine konstitutionelle Regierungsform einzuführen, damit auch unsre Nachkommen auf dem Thron eine Richtschnur für ihr Handeln haben. — In dieser Absicht schufen wir im 8. Jahre des Meiji (1875) den Senat, und im 11. Jahre des Meiji genehmigten wir die Einführung von Ortsversammlungen und legten so den Grund zu den allgemeinen Verbesserungen, die wir im Auge haben ... Unsre Vorfahren sahen im Himmel unser Tun, und wir sind ihnen Rechenschaft schuldig für die treue Erfüllung unsrer hohen Pflichten als Dank für die Grundsätze und das beständige Wachstum des Ruhmes, die sie uns hinterlassen haben. Wir erklären daher hierdurch, daß wir im 23. Jahr des Meiji (1890) ein Parlament berufen werden, das die Absichten, die wir ausgesprochen haben, ausführen soll ... Ueber die Grenzen der kaiserlichen Vorrechte und die Konstitution des Parlaments werden wir uns zur rechten Zeit entscheiden und das Resultat kundgeben ... Wir haben bemerkt, daß unser Volk dazu neigt, zu rasch vorwärts zu gehen, und der Umsicht und Besonnenheit entbehrt, die allein einem Fortschritt Dauer verleiht. Wir warnen unsre Untertanen, hoch und niedrig, davor und raten ihnen, unsern Willen zu achten, denn diejenigen, die eine plötzliche und völlige Umwälzung befürworten und dadurch den Frieden unsers Reiches gefährden, würden sich unsern Unwillen zuziehen."

Die Arbeiten für die Konstitution wurden mit emsigem Fleiß betrieben, so daß der angekündigte Termin für das Inkrafttreten der neuen Verfassung innegehalten werden konnte. Der 11. Februar 1889 war der denkwürdige Tag, an dem die japanische Verfassung in einer Sitzung im Shiba-Schlosse durch eine an den Ministerpräsidenten Kuroda gerichtete Thronrede feierlichst proklamiert wurde. Der 11. Februar war noch in andrer Beziehung ein denkwürdiger Tag. An diesem Tage, drei Stunden vor der feierlichen Proklamation der neuen Verfassung, fiel der fortschrittlich und atheistisch gesinnte Unterrichtsminister Mori als Opfer des Attentats des religiösen Fanatikers Nishino, was eine ungeheure Erregung im Volke hervorrief. Die Mienen der Minister und hohen Staatswürdenträger im Thronsaale waren darum bedrückt und sorgenvoll und standen zu dem freudigen Anlaß, der sie um die geheiligte Person des Kaisers zusammengeschart hatte, in einem seltsamen Kontrast. Um Beunruhigungen vorzubeugen, erhielt das Volk erst am folgenden Tage von dem Attentat Kenntnis.

Im nächsten Jahre, 1890, trat die neue japanische Verfassung in Kraft und mit ihr zugleich das Hausgesetz, das Gesetz über den Reichstag, über das Herrenhaus, das Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus und das Finanzgesetz, die sich insgesamt als Ausführungsgesetze darstellen. Japan hatte nun seine Konstitution und schloß sich als jüngstes Mitglied dem Bunde der modernen Rechtsstaaten an.

Als geistiger Urheber der Verfassung gilt Fürst Ito, der „Bismarck des Ostens", dem durch das kaiserliche Vertrauen die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde, die verschiedenen Regierungs- und Verwaltungsformen des Auslandes zu studieren und den Entwurf zu einer konstitutionellen Verfassung auszuarbeiten. Fürst Ito war es vergönnt gewesen, vor dem Sturz des Schogunats und der Wiederherstellung des alten Kaiserreiches das Ausland kennen zu lernen. Er war heimlich aus seinem Vaterlande entwichen und hatte die westliche Kultur in verschiedenen Ländern eifrig studiert. Schon damals befürwortete er die Annahme der Methoden und Institutionen des Abendlandes auf das lebhafteste. Ein gegen die fremden Mächte gerichteter Aufstand in seinem engeren Vaterlande Choshu hatte seine vorzeitige Rückkehr (1864) veranlaßt. Im Auftrage des Kaisers begab sich Ito wiederum nach dem europäischen Ausland und beschäftigte sich auf verschiedentlichen Reisen nach England und Deutschland aufs neue mit staatsrechtlichen und sozialpolitischen Studien. Die Frucht seiner langjährigen Studien war ein konstitutioneller Verfassungsentwurf, der den vollen Beifall seines kaiserlichen Herrn fand. Als Vorbilder hatten ihm insbesondere die preußische und die deutsche Reichsverfassung gedient, doch wurden auch die Verfassungen und Institutionen andrer Staaten (wie Braunschweig, Sachsen, Schweden, Portugal und Spanien) zu Rate gezogen. Neben seinen japanischen Mitarbeitern standen dem Fürsten auch mehrere deutsche Juristen, wie der Berliner Rechtslehrer Rudolf von Gneist und der bekannte Nationalökonom Lorenz vom Stein, mit Rat und Tat förderlich zur Seite. Interessant sind die eignen Auslassungen Itos über seine Mitwirkung an dem großen nationalen Werke*):

„Ich habe lange Zeit außerhalb Japans zugebracht, um die Verfassungen verschiedener Länder zu studieren, da ich vom Kaiser mit der schwierigen Aufgabe betraut worden war, einen Entwurf zu einer neuen japanischen Verfassung in den Grundzügen aufzusetzen. Die Arbeit war sehr mühsam und erforderte viel Nachdenken. Niemals hatte in Japan eine Verfassung — im modernen Sinne des Wortes — bestanden, die mir die wesentlichen Punkte hätte darbieten können, die im neuen Gesetzbuch vorgesehen werden mußten. Japan war ein so unverfassungsmäßiges und absolutes Land gewesen, daß es schwierig war, auf den Trümmern seiner Vergangenheit aus dem Stegreif eine Verfassung zu errichten; und selbst, als ich mich darüber entschieden hatte, was am notwendigsten war, erforderte es große Sorgfalt, um den verschiedenen Maßnahmen die richtige Wirkung zu sichern. Ich durfte nicht aus den Augen lassen, daß mein Werk als permanente Maßnahmen beabsichtigt und auf alle aus ihm in ferner Zukunft möglicherweise entstehenden Wirkungen hin zu prüfen war. Vor allem war das wichtigste, an der Notwendigkeit festzuhalten, die geheiligten und traditionellen Rechte des Herrschers zu schützen. Mit Hilfe meiner Sekretäre und Mitarbeiter — die sich alle dem Werke so widmeten wie ich selbst — vollendete ich die Aufgabe, so gut ich konnte, und ich sehe nicht ohne Genugtuung, daß es nicht nötig war, die Verfassung seit ihrer Verkündung zu ergänzen."

Für uns Deutsche ist die japanische Verfassung von erhöhtem Interesse durch den bereits erwähnten Umstand, daß deutsche Vorbilder in erster Linie zur Richtschnur dienten und deutsche Rechtsgelehrte an den Vorarbeiten zu dem großen nationalen Werke tätigen Anteil genommen haben. Das Verdienst Itos bleibt darum ungeschmälert bestehen. Mit großem Geschick hat er aus der Reihe der ihm zur Prüfung vorliegenden europäischen Regierungsformen die für sein Vaterland geeigneten Bestimmungen ausgewählt und von andern Punkten und Einrichtungen, die mit den Traditionen und der Geschichte seines Landes im Widerspruch standen, in weiser Voraussicht Abstand genommen. In diesem Sinne ist die japanische Verfassungsurkunde eine durchaus eigne und nationale Schöpfung. Dem Kaiser aber gebührt der Ruhm, freiwillig, ohne durch eine revolutionäre Bewegung hierzu gezwungen worden zu sein, seinem Volke durch die Gewährung der Konstitution eine Teilnahme an den Regierungsgeschäften eingeräumt zu haben.

Von den einzelnen Paragraphen der Verfassung interessieren uns am meisten diejenigen Bestimmungen, die von der preußischen und der deutschen Reichsverfassung in wesentlichen Punkten abweichen. Ihnen wollen wir am Schluß unsrer Betrachtung unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

Im dritten Paragraphen der Verfassung wird dem Staatsoberhaupt neben der Unverletzlichkeit auch die Heiligkeit seiner Person zugeschrieben. Uralten Ueberlieferungen zufolge stammt der Mikado oder „tenno heika", wie ihn das Volk zu nennen pflegt, in direkter Linie von der Sonnengöttin Amaterasu ab. Der Nimbus der Heiligkeit umschwebt ihn im Glauben des Volkes. Der Landmann aus der Provinz und der gewöhnliche Mann aus dem Volke leben noch heute der Ueberzeugung, daß der Sterbliche, der es wagt, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu schauen, von den Göttern für seine Verwegenheit auf beiden Augen mit Blindheit geschlagen wird. In früheren Zeiten war der Kaiser, wenn er mit den Ministern konferierte, durch einen Vorhang für sie unsichtbar gemacht. Sogar der jetzt regierende Monarch hat sein Land und seine Untertanen überhaupt erst gesehen, nachdem die genialen Reformatoren des heutigen Japans ihr Werk bereits zum Teil vollendet hatten. Desgleichen soll er überhaupt erst spät gehen gelernt haben. Man kann es darum nur gutheißen, daß der Gesetzgeber hier von den europäischen Anschauungen abwich, da eine Bevormundung und Berichtigung der Meinungen in diesem Punkte alle Kreise des überaus patriotisch empfindenden japanischen Volkes aufs gröbste verletzt hätten.

Im Gegensatz zur deutschen Reichsverfassung steht auch Paragraph 12 der japanischen Verfassung, der besagt, daß der Kaiser in seinen Verfügungen über die Organisation und die Friedensstärke der Armee und der Flotte nicht durch die Mitwirkung der Volksvertretung beschränkt ist.

Die Bestimmung des Paragraphen 42, daß die Session des Reichstages drei Monate dauere und im Bedürfnisfalle durch kaiserliche Verordnung verlängert werden könne, ist in der preußischen Verfassung nicht vorgesehen.

Mit unsern Gesetzen und dem konstitutionellen Geiste im allgemeinen steht am meisten Paragraph 67 der japanischen Verfassung in Widerspruch. Er lautet in deutscher Uebertragung: „Bereits bestehende Ausgaben, die auf den nach der Verfassung dem Kaiser zustehenden Rechten beruhen, und solche, die

*) Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Kap. 1, S. 2. (Verlag A. E. Seemann-Leipzig.)



John Collier — Streit beim Spiel

durch gesetzliche Bestimmungen veranlaßt sind, ferner solche, die zu den gesetzlichen Verpflichtungen der Regierung gehören, dürfen ohne Zustimmung der Regierung durch den Reichstag weder abgelehnt noch abgeändert werden.“ Dieser Paragraph macht die Mitwirkung des Parlaments bei einem großen Gebiet des Staatsbudgets und der Finanzen (zum Beispiel Ausgaben für den Hofhalt, Beamtengehälter) illusorisch und weist der Volksvertretung bei Aufstellung des Budgets eine mehr kontrollierende als gesetzgeberische Tätigkeit zu, stellt sich somit als eine bedeutende Beschränkung der Parlamentsrechte dar. Der Umstand, daß einmal bewilligte und in den Etat eingestellte Reichsausgaben dauernd der Beschlußfassung entzogen sind, wird naturgemäß die Volksvertreter etwaigen Neuforderungen der Regierung gegenüber vorsichtiger und zurückhaltender finden als in andern konstitutionellen Ländern, wo jeder einzelne Titel des Etats vom Parlament alljährlich aufs neue beraten und bewilligt werden muß. Eine Möglichkeit, bestehende Ausgaben abzuändern, wäre theoretisch in der vollständigen Ablehnung des Budgets gegeben, doch ist dieser Gefahr für die Regierung durch den Paragraphen 71 vorgebeugt, der lautet: „Wenn das Parlament über den Staatshaushaltsetat nicht abgestimmt hat, oder wenn der Staatshaushaltsetat nicht zustande gekommen ist, so hat die Regierung den Staatshaushaltsetat des Vorjahres weiter auszuführen.“ Von einer derartigen Bestimmung findet sich nichts in den Verfassungsurkunden des Deutschen Reiches und Preußens, hier muß die Regierung in einem solchen Falle Indemnität für die seit dem 1. April gemachten Ausgaben nachsuchen.

Der Mängel und Schwächen des Paragraphen 67 sind sich die hervorragenden japanischen Staatsmänner wohl bewußt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß mit der zunehmenden Aufklärung des Volkes sich im Parlament mit Erfolg das Verlangen durchsetzt, eine Bestimmung abzuändern oder zu beseitigen, welche die konstitutionellen Rechte des Volkes in bedenklicher Weise beeinträchtigt.

Die diesjährige Ausstellung der Londoner Royal Academy

Von

Fred Brandes

(Hierzu sechs Abbildungen nach Gemälden)

In früherer Zeit wurde die Königliche Akademie der Künste in London wegen ihrer darin schaltenden engherzigen und selbstsüchtigen Clique in den Kreisen des kunstverständigen Publikums und der freien Künstler oft getadelt, und die Kunstkritiker, welche die Verteidigung des Instituts zu unternehmen wagten, liefen Gefahr, als unmodern verschrien zu werden. Unter dem neuen Präsidenten hat sich das Bild verändert, und heute wirft man nicht mehr auf die „Akademiker“, sondern auf den New English Art Club und die International Society ob ihrer egoistischen Bestrebungen Steine. Die Academy hat es verstanden, durch Aufnahme einiger junger, aber unstreitig talentvoller Künstler die früheren Lücken auszufüllen und dem allgemeinen Verlangen nach einer zeitgemäßen Ausgestaltung des Instituts Rechnung zu tragen, obwohl dadurch der Kastengeist in der alten Garde, der früher in den Sälen des Burlington House so sehr dominierte, nicht ganz beseitigt wurde. Der Besuch der Jahresausstellungen der Academy gehört in England ebenso zum guten Ton, wie das Abonnement auf die fashionablen Erstvorstellungen in der Königlichen Oper in Covent Garden.

In ihrem heutigen Präsidenten Sir Edward Poynter besitzt die Academy einen Mann von großem Taktgefühl, künstlerischen Erfahrungen und Kenntnissen und breiten Sympathien für die jüngere Generation. Natürlich hat die alte Garde noch immer das Uebergewicht, aber zu ihr zählen zum Glücke jetzt einige der eifrigsten Pioniere des Gedankens der Modernisierung der englischen Malschule, wie Frank Brangwyn, Arnesby Brown, H. H. La Thangue und George Clausen. Die Namen der letzten beiden Künstler verraten deren ausländische Abstammung, aber Thangue und Clausen, Sir Lawrence Alma-Tadema und Professor von Herkomer haben es allmählich verstanden, ihre Arbeiten dermaßen englischer Kunst anzupassen, daß sie heute füglich zu den besten Vertretern dieser Schule zählen. Als Genremaler ragen neben Alma-Tadema auch Sir William B. Richmond und der Präsident der Academy, Sir Edward Poynter, hervor, aber während ihre Domäne das klassische Zeitalter ist, schöpfen W. Q. Orchardson, G. D. Leslie, Markus Stone und Frank Dicksee ihre stimmungsvollen Bilder aus verschiedenen späteren Epochen. Stanhope A. Forbes könnte zu dieser Gruppe gezählt werden, doch ist er ebensowohl Genremaler als ein Meister in Seestücken.

Eine besondere Nische in der Ausstellung nimmt J. M. Swan ein, der als Tiermaler am bekanntesten ist, obwohl man ihm eine gleichwertige Fähigkeit als Porträt- und Landschaftsmaler und Bildhauer nicht absprechen darf. Kein lebender Künstler kann auf ein gründlicheres und umfassenderes Studium zurückblicken als Swan, der in seinen Kenntnissen in der vergleichenden Anatomie von wenigen Universitätsprofessoren überragt wird. Wie sehr man ihn auch im Auslande schätzt, zeigt, daß ihn die Berliner, Wiener und Brüsseler Sezessionisten zum Ehrenmitgliede ernannt haben. Von den Porträtmalern stehen Sargent und Shannon an erster Stelle. Wo auf peinlich genaue Aehnlichkeit Wert gelegt wird, bevorzugt man W. W. Ouleß und A. S. Cope; Luke Fields genießt den Ruf eines Schönheitsmalers; Orchardson versteht es, seinen Charakteren Ausdruck zu geben und eine glänzende Farbenharmonie zu erzielen.

•

Die diesjährige Ausstellung leidet an einer gewissen Ueberfülle von Porträts, von denen viele allerdings ausgezeichnet sind. An Landschaften und Genrebildern herrscht im großen ganzen Mangel, und ihre Durchführung ist nicht immer solide und zugleich virtuos. Der Skulpturensaal ist, wie immer,

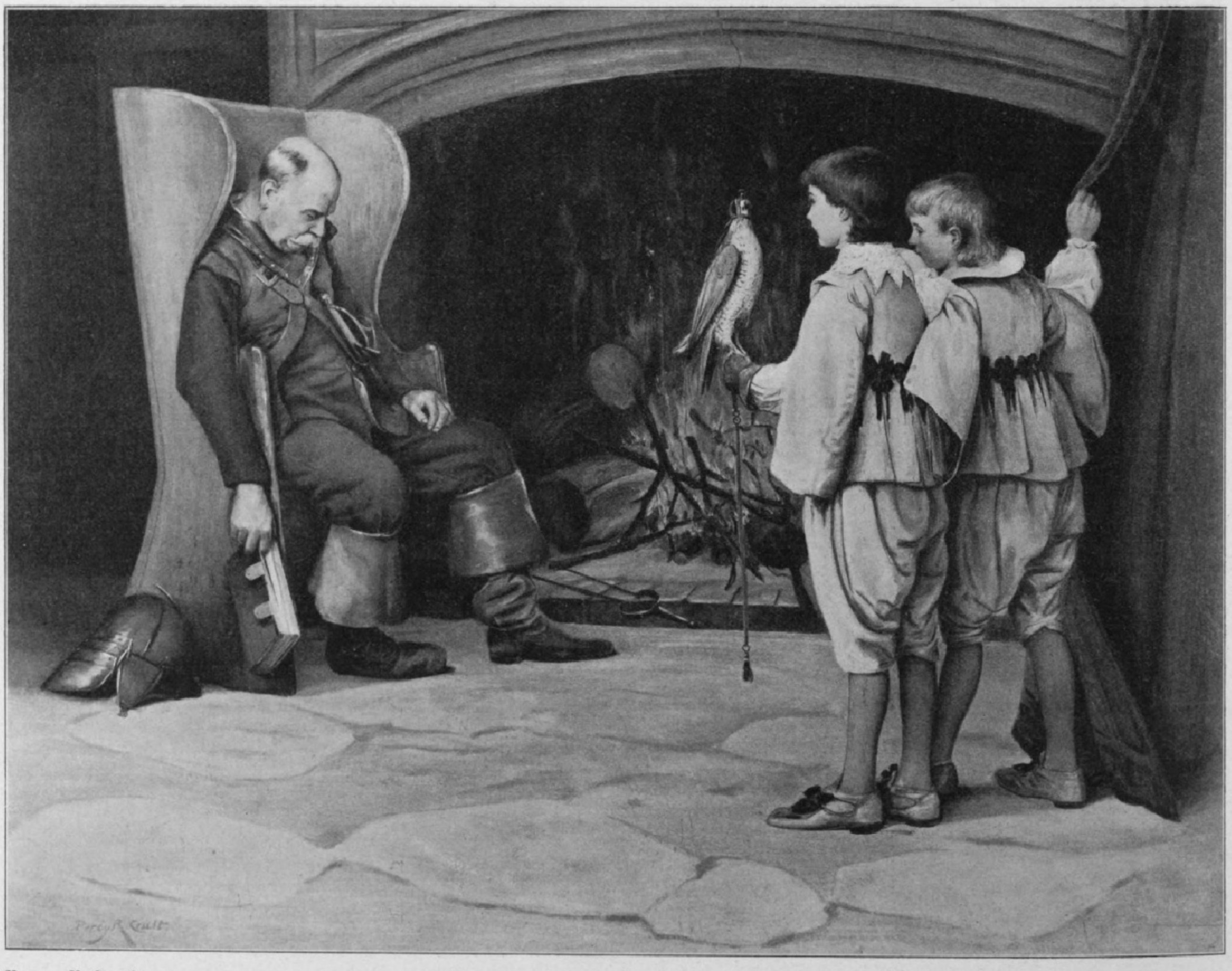
sehr vernachlässigt, und die sich hier einfindenden Besucher werfen gewöhnlich nur flüchtige Blicke auf die Gipsabgüsse und Marmorstatuetten. Dennoch ist der Wert dieser Abteilung ungleich größer als in früheren Zeiten, und mir will es scheinen, als ob der moderne französische Einfluß und die guten Lehren Dalous eine Erklärung dafür bieten. Arbeiten, die heute fast unbeachtet bleiben, hätten in England in den siebziger Jahren Sensation hervorgerufen; die Leistungen der besten englischen Künstler während der letzten zehn Jahre haben das kunstverständige Publikum eben mit hohen Erwartungen und Forderungen erfüllt. Vielleicht könnte man auch das Interesse der Masse fesseln, wenn einzelne Künstler sich dazu verständen, gelegentlich in Elfenbein und Email zu arbeiten und zur Ausschmückung Farben und Juwelen zu benutzen. Herkomer hat bereits früher vielversprechende Arbeiten in dieser Kunstrichtung ausgestellt.

Weniger zahlreich und auch an wirklich hervorragenden Leistungen und neuen Einfällen arm ist die Genreabteilung. Sir Lawrence Alma-Tadema stellt „Die Entdeckung des Moses" aus, ein Gemälde, das seine Entstehung einer Reise des Künstlers nach Aegypten zur Besichtigung des neuen Nilstauwerkes bei Assuan verdankt. Tadema hat den Augenblick gewählt, wo die Königstochter mit dem Findling (den Frauen in einem mit Lotusblüten bedeckten Korb tragen) den Heimweg antritt. In der Nähe fließt der Nil, und an seinen Ufern haben Soldaten ein Heerlager bezogen. Im Vordergrunde des Gemäldes ein ungeheures, farbenprächtiges Feld von blauem Rittersporn. — Zur Linken hat die Schöpfung des Präsidenten der Academy, „Am Brunnen", die in der Zusammenstellung und Farbenharmonie über alle Kritik erhaben ist, einen Ehrenplatz angewiesen erhalten.

Von den Marinemalern steht Napier Hemy mit seinen Seestücken an erster Stelle. Ohne Zweifel nehmen sich die alten Dreimaster, die in der Seeschlacht bei Trafalgar Englands Vormacht zur See entschieden, malerischer aus als die modernen Kriegsschiffe unsrer Zeit, die vielen Künstlern als zu häßlich scheinen, um Farbe dafür zu verschwenden, aber Hemy zeigt in seinem Oelgemälde „Die Flucht des Zerstörers", daß auch die eisernen Ungeheuer genügend Anziehungskraft auf den Maler ausüben können. Welche Geschwindigkeit und Macht, welches gigantische Ankämpfen gegen die blaugrauen Wogen und weißen Kämme!

Im Jahre 1871 behauptete Ruskin in einer seiner Oxford-Vorlesungen, daß in der Porträt- und Landschaftsmalerei die Stärke der britischen Malerschule läge, und was damals zutraf, ist noch heute zutreffend. Die Zahl der englischen Landschaftsmaler, die auch in Wasserfarben Hervorragendes leisten, ist besonders groß, aber sehr bedauerlich fällt ins Gewicht, daß ihrer viele nicht vermögen, längst veraltete Konventionen abzustreifen. Solche Künstler sind in diesem Jahre zahlreich vertreten, und wie bisher differieren auch heute ihre Leistungen wenig oder nicht. Es sind dieselben Ton- und Wortdichtungen! Leader zeigt seine alten sandigen Küsten und Fichtenwälder von Surrey, Peter Graham seine wohlbekannten schottischen Hochlandsszenen: weidende Kühe und girrende Möwen; Frank Walton seine immer wiederkehrenden Baumpartien. Sir Ernest Waterlow stellt „Die Themse vom Richmond-Hügel" aus, die viele besungen und noch mehr in Farbe verewigt haben. Das kunstverständige Publikum, das einmal etwas Modernes sehen will, muß nach der Neuen Galerie oder nach Glasgow pilgern. Allerdings hat auch dort eigentlich kein Bild einen vollen Erfolg, und manche Schöpfung verliert durch übertriebene Originalität und Streben nach Sensation, die niemand erbauen kann.

Einem Wohnungswechsel Bramleys verdankt die Stadt Grasmere die bildliche Verewigung ihres malerischen Kirchweihfestes. Es ist unbestreitbar einer der schönsten und ältesten Bräuche, der sich bis auf den heutigen Tag in dem ländlich-sittlichen Städtchen erhalten hat, und Grasmere hat alle Ursache, auf dieses der Verherrlichung der nach ihrem langen Winterschlafe wieder erwachten Natur geweihte Fest stolz zu sein. Mädchen in weißen und grünen Kleidern tragen Binsen, zarte Zweige und weiße Wasserlilien. Das Ganze ist in einer genialen Weise durchgeführt, die Bramley zu hohem Verdienst gereicht. Zu den Arbeiten, die in dieser Saison die größte Sensation hervorgerufen haben, ist auch „Streit im Spiel" zu rechnen, die ein vierblättriges Kleeblatt der oberen Gesellschaftskreise beim Bridgespiel, und zwar in dem Augenblicke zeigt, wo eine Dame die andre des Betruges bezichtigt. Offenbart uns dieses Werk die Moral in den oberen Klassen, so führt uns das Gemälde „Die Schwestern" ein Stimmungsbild aus dem englischen Proletariat vor. Es ist eine packende, überaus realistische Szene des Londoner Straßenlebens: die ärmlich gekleidete Schwester und die seelisch gebrochene Mutter in dem Augenblicke bei dem Fischverkäufer anlangend, wo die in Seide dahinrauschende Schwester und Tochter — nun Maitresse eines Bankiers oder Lords — die Equipage zu besteigen sich anschickt. Londoner Variétébühnen werden aus der Szene Kapital zu schlagen wissen! Sympathischer berührt eine in die Stunde der Dämmerung verlegte Schilderung des Lebens in einem Fischerdorfe der Grafschaft Cornwall und eine Episode aus der Jugend des unglücklichen, durch die Hand eines Meuchelmörders gefallenen amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln. Der Vater des Gedankens der Negerbefreiung in den Vereinigten Staaten stammte aus einfacher Familie und war, wie es der Engländer nennt, ein „Selfmademan". „Was sie taten, mag auch ich tun können," antwortet er seiner Mutter, die ihm anscheinend von großen Männern vorliest, und seine spätere Laufbahn zeigte, daß der Knabe seinen frühzeitigen Willenseifer in die Tat umzusetzen wußte.



Percy R. Craft — Eingenickt



A. Chevalier Taylor — Die Schwestern

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Frau Wiskotten verzog keine Miene.

„Wat hast du, Gustav?"

„Mutter, ich wollt' mir nur wat in die Erinnerung zurückrufen."

„Kannst du dat nich ohne mich?"

„Nee, Mutter, ich hab' dat Bild fester im Gedächtnis, wenn du dabei bist. Hier standen wir vorigen November. Und dann gingen wir in die neue Färberei un setzten uns auf die leeren Kufen. Du un ich. Weißt du noch?"

„So wat vergißt sich nich."

„Damals fing der Krieg an. Ich hatt' keine Hilfstruppen als dich. An dem Abend hast du mir et Rückgrat steif gemacht. Du kannt'st mich, wie du dich kennst, un, Mutter, wir haben uns nich ineinander getäuscht. Wir haben gesiegt."

„Dat weiß ich, Gustav, un hab' et nich anders erwartet."

„Der Mann, der mich aus dem Haus geworfen hat, der mich um die Freud' an Frau und Kindern gebracht hat und mir die Fabrik hat stilllegen wollen, dem du un ich da drin, in der neuen Färberei, in der et jetzt rumort wie in 'nem Bienenstock, an dem unvergeßlichen Abend Vergeltung versprochen haben, der wird in einer halben Stunde mit abgezogenem Hut vor mir stehen."

Es war still zwischen ihnen. Nur die schwarze Wupper gurgelte zu ihnen auf.

Dann sagte die alte Frau und tat einen tiefen Atemzug: „Is et so weit?"

„Er kann sich nicht mehr halten, Mutter. Er hat zu doll drauflegen müssen. Verspielt, Mutter."

„Der Herr hat ihn in unsre Hand gegeben."

„Jedenfalls is er drin."

Wieder schwiegen sie, und die schwarze Wupper gurgelte zu ihren Füßen von Arbeit und Lebenskampf, ohn' Ende, ohn' Ende — —

„Wat willst du mit ihm machen, Gustav?"

„Du meinst — wegen Emilie — —?"

„Et is ihr Vatter."

„Dat er mein Schwiegervater is und der Großvater von den Kleinen, dat hat ihn weniger behindert. Ich will ihn nicht durch größeren Edelmut beschämen."

„Hast du et dir überlegt?"

„Mutter, er hat uns bei unsrer Arbeit packen, er hat die Fabrik aufschmeißen wollen. Dahinter tritt meine Privatdifferenz zurück. Ich hab' mit ihm nich anders als wie jeder andre Teilhaber der Firma Gustav Wiskotten Söhne zu verhandeln. Sag mir, dat et so recht is."

Die alte Frau ließ ihren Blick lange auf ihrem Aeltesten ruhen. Dann wanderte der Blick weiter, über den Fabrikhof, von Gebäude zu Gebäude. Wie das gewachsen war, seit sie den ersten Stein gerichtet. Wie das weiter aufwuchs, gekittet mit dem Schweiß und dem Herzblut der ganzen Familie. Der ganzen Familie — —

„Et is recht so, Gustav."

Der wischte sich mit dem Tuch das Lächeln fort, das bitter um seine Mundwinkel zucken wollte. Und aus harten, stolzen Augen folgte sein Blick dem der Mutter. — —

Ein Junge kam gelaufen und meldete einen Besuch für Herrn Gustav Wiskotten.

„Wo?"

„In Ihrem Haus."

„Ich komm' in fünf Minuten." Er sah die Mutter an. Die nickte und ging über den Hof zurück.

„Na, Schwiegervater, dann freu du dich ..."

Er gab Kölsch noch einen Auftrag, für den Fall, daß er länger aufgehalten werden sollte, und schritt ohne Eile zu zeigen auf sein Haus zu. Im Wohnzimmer erwartete ihn Jeremias Scharwächter.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Guten Tag, Gustav. Wie geht's? Es sind schwere Zeiten für die Industrie."

„Das muß wohl wo anders sein. Darüber kann ich nicht mitsprechen."

„Nun, Gustav, ihr werdet auch nicht immer zu lachen haben."

„Wir lachen den ganzen Tag."

Herr Scharwächter putzte sich die Nase. Er ging sehr umständlich dabei zu Werk. „Erlaubst du mir, daß ich mich setze?"

„Ueberall hin, wo ein Stuhl steht."

„Danke. Es ist ein weiter Weg von mir bis zu dir. Aber da du ihn nicht fandest, mußte ich dir zeigen, daß das Alter die Milde ist."

„Na, dann seien Sie milde und sagen Sie kurz, was Sie herführt. Ich weiß vor Arbeit kaum aus noch ein."

„Habt ihr so viel Orders? Wohl alle Bandstühle besetzt?"

„Wir haben sogar zum erstenmal Hausarbeit ausgegeben. Bis die neuen Stühle geliefert werden. Also: bitte."

„Neue Stühle? Werdet ihr euch auch nicht übernehmen?"

„Wir Wiskottens haben einen gesunden Magen. Der verdaut selbst Konkurrenten, die uns lästig werden."

Der alte Herr hüstelte. Sein Kopf kroch tief in die Krawatte zurück, als ob es ihn fröre. Ein paarmal öffnete er den Mund.

„Gustav — es ist in der letzten Zeit nicht ganz so gewesen, wie es zwischen so nahen Verwandten hätte sein müssen."

„Ganz so nicht."

„Kein gut Ding, das sich nicht bessert. Wir haben uns in unserm Kummer das Leben gegenseitig schwer gemacht. Nun wollen wir es uns gegenseitig erleichtern."

„Ich bin begierig auf Ihre Vorschläge."

„Lieber Gustav, es sind schwere Zeiten für die Industrie. Nein, nein, das kannst du nicht wegdisputieren. Wenn es bei euch augenblicklich gut geht, so ist das auch nur eine Welle, die sich bald wieder im Sande verlaufen wird. Die paar guten Muster, mit denen ihr es diesmal glücklich getroffen habt — du lieber Gott, einmal hat der einen guten Einfall und einmal der; das wechselt.

— Mit denen werdet ihr das Geschäft auf die Dauer auch nicht machen, wenn die Konkurrenz nicht zugibt, daß auch bei den Preisen etwas herausschaut."

„Die Konkurrenz — damit meinen Sie also sich."

„Die kleinen Mitläufer kommen wohl nicht in Betracht. In unsern Artikeln, in unsern Spezialartikeln, regeln wir beide in erster Linie den Markt. Die Firma Jeremias Scharwächter und die Firma Gustav Wiskotten Söhne. Und daher, meine ich, wäre es an der Zeit, auch die Beziehungen zwischen uns zu regeln."

„Die liegen doch sonnenklar."

„Wenn jeder von uns ehrlich will, kann die Ernte reicher sein."

„Was das betrifft, für uns wollen wir."

„Und ich will ebenso."

„Das sind Ihre Angelegenheiten und geht mich nix an."

Der Kopf des alten Herrn, der sich vorgewagt hatte, zog sich verscheucht in die Krawatte zurück.

„Ich fürchte, du hast mich nicht ganz verstanden, lieber Gustav. Ich dachte mir das folgendermaßen. Der Kundenkreis ist groß genug für beide Firmen und könnte auch ergiebig genug sein, wenn einer im andern den Verwandten respektierte und ihm den Lohn seiner Arbeit gönnte. Ich habe vorhin gesagt, das Alter ist die Milde. Das soll nicht nur so dahingesprochen sein. Ich werde das Gewesene vergessen und als erster die Hand zu einem schönen Vergleiche bieten. Ich hoffe, das wirst du zu würdigen wissen. Ihr habt in der Fabrik durch mich schwere Kämpfe erlitten, die nicht wiederkehren sollen. Nein, wirklich nicht. Ich werde nicht mehr auf die Preise drücken, ihr sollt ganz frei aufatmen und die Höhe der Notierungen nach eigner Wahl bestimmen, Notierungen, die handgreifliche Gewinne bringen und die ich überall, wo ich auf sie stoße, strikt achten werde. Kurz: ich schlage euch aus verwandtschaftlichem Herzen eine Preiskonvention vor."

„Da hätten Sie sich kürzer fassen können."

„Es galt, den alten Groll zu besiegen. Nun habe ich ihn begraben."

„Das freut mich. Aber mit der Fabrik hat das nix zu tun."

„Lieber Gustav, ich habe dir die Hand zur Versöhnung geboten."

„Schön. Eine Versöhnung soll man nie zurückweisen, das wäre nicht christlich. Also wir beide, wir wären versöhnt. Aber ich frage Sie noch immer: Was geht das die Fabrik an?"

„Lieber Gustav, verstehe mich doch recht, ich will doch den Vorteil. Und eine Preiskonvention —"

„Ja, das ist mir nun wirklich interessant. Also welche Vorteile hätte die Preiskonvention für Gustav Wiskotten Söhne ...?"

Er rückte sich gemütlicher in seinem Stuhl zurecht und sah den Besucher aus runden Augen an. Jeremias Scharwächter nahm sich zusammen.

„Zunächst, lieber Gustav, ein ruhigeres Arbeiten. Ohne die Angst, der andre kommt einem zuvor. Ferner aber die Sicherheit, daß die Konkurrenzartikel sich nicht mehr bekämpfen, sondern sich, da sie den Käufer dasselbe kosten, nebeneinander behaupten, und zwar gewinnbringend. Wenn wir vor jeder Kampagne die Qualitäten vergleichen und unter uns die Preise regulieren —"

„Pardon, Sie wollten von den Vorteilen für Gustav Wiskotten Söhne sprechen."

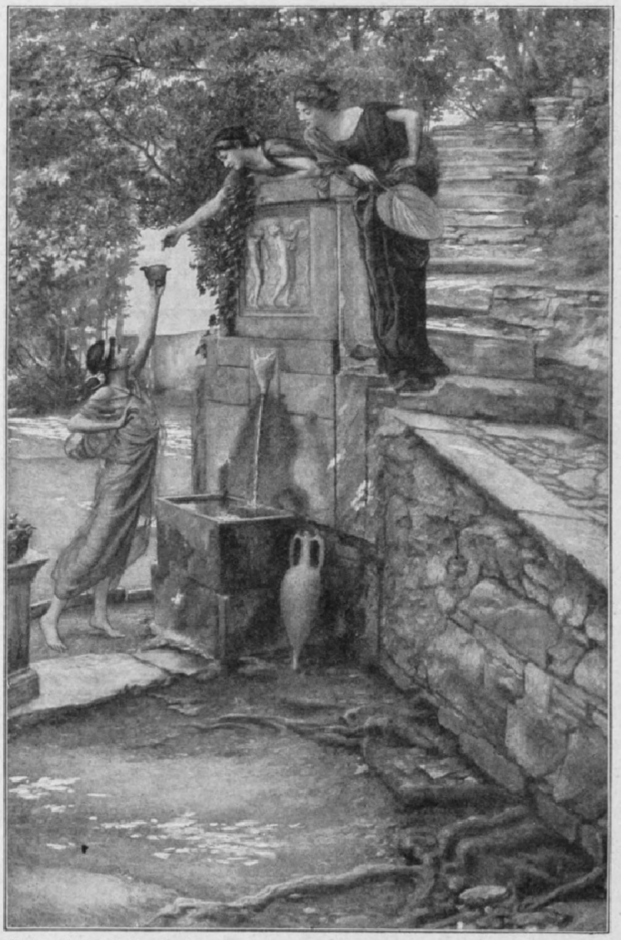
„Das tue ich ja."

„Bis jetzt zählen Sie nur die Vorteile auf, welche die Firma Jeremias Scharwächter bei dem Handel haben würde. Wo steckt die Gegenleistung?"

„Aber sie liegt doch auf der Hand. In der Gegenseitigkeit steckt sie, lieber Gustav."

„Ja, wenn es sich um zwei gleich prosperierende Firmen handelte. Sie hätten mit Ihrem Vorschlag im vorigen Herbst kommen müssen, wissen Sie: als Sie den vorschnellen Plan faßten, uns jämmerlich in die Tinte zu reiten. Aber heute? Mit einer Firma — so viel Geschäftskenntnis trauen Sie mir wohl zu —, die drauf und dran ist, zu liquidieren, weil sie immer stärker mit Unterbilanz arbeitet, schließt man keine Vergleiche, der diktiert man seinen Willen oder rasiert sie weg."

Jeremias Scharwächter fuhr blaß und erregt von seinem Sitze auf. Er bemühte sich, ein Lachen zu finden, ein lustiges, überlegenes Lachen, aber es kam heiser und erkünstelt.



E. J. Poynter — Am Brunnen

„Unterbilanz? Liquidieren? Sonderbare Späße machst du, um mich billiger zu bekommen."

„Billiger? Ich hab' Sie ganz umsonst."

„Spanne den Bogen nicht zu straff. Wenn ich so, wie ich gekommen bin, aus diesem Hause gehe —"

„Werden Sie zu Hause die Läden herunterlassen können. Das ist mir bekannt."

„Gustav!" Scharwächter trat auf ihn zu und faßte ihn beim Aermel. „Und wenn es so wäre? Nehmen wir es einmal an ..."

„Es ist so. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren."

„Und — und — an Emilie würdest du gar nicht denken?"

„Bleiben Sie beim Geschäftlichen, Herr Scharwächter!"

„Aber sie ist doch deine Frau!"

„Stimmt. *Meine* Frau. Nicht die Frau von Gustav Wiskotten Söhne."

„Lieber Himmel, sei doch nicht so unbarmherzig! Seit meinem Großvater behauptet meine Firma ihren angesehenen Namen."

„Mein Vater ist auch Großvater. Und mein Vater und meine Mutter, haben die herumgelungert, waren das Glücksritter, über die man herzieht, als hätten sie nicht ehrliche Schwielen an den Händen? Nee, Herr Scharwächter, zu der Einsicht, daß die Wiskottens ehrliche und achtbare Gegner sind, hätten Sie früher gelangen sollen. Wer unsre Arbeit respektiert, der ist unser Freund. Wer uns angreift, auf den hauen wir ein, was das Zeug halten will. Sie haben uns angegriffen. Resultat: Sie scheuern sich die Hose Die Sache ist erledigt."

„Gustav, das kann nicht dein Ernst sein! Emilie trägt meinen Namen!"

„Das ist der alte Irrtum. Sie trägt meinen!"

Jeremias Scharwächters Hände griffen nervös in die Luft, als suchten sie einen rettenden Gedanken zu fassen. Dünner Schweiß perlte auf seiner pergamentenen Stirn. Der Hals ragte weit aus der schwarzen Krawatte.

„Wissen Sie, was Mutter sagt, Herr Scharwächter? Sie kennen doch meine Mutter? Sie ist eine gottesfürchtige Frau, und sie sagt: Der Herr hat ihn in unsre Hand gegeben."

Jeremias Scharwächter zog krampfhaft die Hände zusammen.

Aus! — —

Eine Weile blieb es still zwischen den Männern. Dann entschloß sich Scharwächter zur Demütigung. Er wandte sich und schritt langsam zur Tür, die in die inneren Räume führte.

„Herr Scharwächter," sagte Gustav Wiskotten weicher, „Sie irren sich. Dort geht's in mein Schlafzimmer."

In dem vergilbten Gesicht des andern zeigte sich kein Verständnis. Er drückte auf die Klinke und öffnete die Tür.

„Kommt mal heraus, Kinder, zu euerm lieben Papa."

„Himmeldonnerwetter! Spielen Sie hier kein Theater! Verstehen Sie mich? — Wa — was? Ihr — ihr seid da? Kinder! Gustav! Emilie!"

Er drängte sich vor, beugte sich, die Arme weit geöffnet, die jauchzenden Kinder aufzufangen, vornüber, verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Knie, warf sich herum, lag, lang ausgestreckt, auf dem Teppich, die Kinder auf der Brust, die er küßte, jetzt den Jungen, jetzt das Mädchen, Töne hervorstoßend, die Worte bedeuten sollten und doch nur ein Gurgeln waren ...

„Papa, Papa! Dürfen wir jetzt wieder hierbleiben?"

„Wir sind ganz artig, Papa."

„Und ich hab' ein Segelschiff."

„Und ich einen Kochherd."

„Gehst du jetzt mit an die Wupper?"

„Still," sagte Gustav Wiskotten, und er hielt ihre Köpfchen im Nacken fest und starrte in ihre Gesichter und zog sie jäh wieder an sich und küßte sie, den Jungen, das Mädchen, den Jungen, das Mädchen...

Und endlich fiel ihm ein, daß sie nicht allein waren. Er setzte die Kinder ab und erhob sich. Mit funkelnden Augen blickte er auf das hagere Männchen, das scheu in sich zusammengekrochen war.

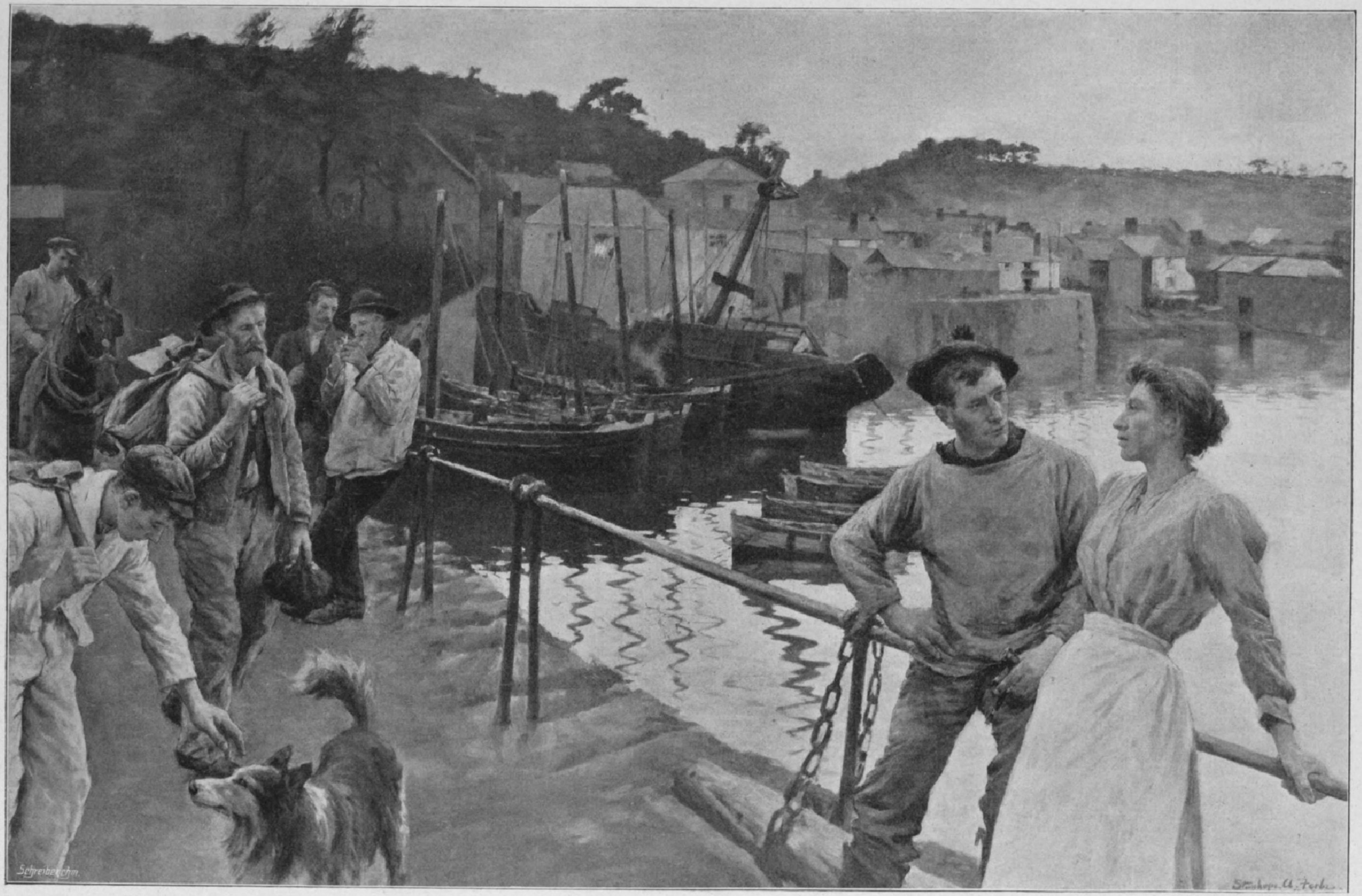
„Das haben Sie gut gemacht, Schwiegervater. Alle Achtung! Na, und nun schicken Sie auch noch Ihre letzten Hilfstruppen vor. Lassen Sie Emilie nur hereinkommen."

„Emilie ist in Düsseldorf."

„Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Emilie die Kinder allein hergeschickt hat?"

„Ich habe die Kinder gestern geholt, lieber Gustav. Um dir eine Freude zu machen."

„Und Emilie weiß von diesem — diesem schönen Familienfest?"



Stanhope A. Forbes — Wieder daheim

Aus der diesjährigen Ausstellung der Royal Academy in London

„Nein. Ich habe ihr nur gesagt, daß ich die Kinder ein paar Tage bei mir haben möchte.“

„Gott sei Dank,“ sagte Gustav Wiskotten, und es war ihm, als wiche ein Druck von ihm. „Die Komödie hätt' ich auch nicht ertragen.“

„Lieber Gustav —“

„Was wünschen Sie?“

„Die Kinder — die Kinder bitten für ihren Großvater.“

„Machen Sie mir die Kinder nicht auch zu Komödianten, wenn Sie's schon sind. Und — und — Sie sehen, daß ich jetzt keine Zeit habe.“ Er hob die Kinder auf den Arm und drückte sie fest an sich. Ihre Köpfe schmiegten sich verschüchtert an sein Gesicht.

„Gustav — — ich will dir eine Freude machen.“

„Das wär' die erste.“

„Ich will dir die Kinder hierlassen, Gustav.“

„Als wenn ich sie freiwillig wieder hergäbe!“

„Aber ich habe sie dir doch gebracht. Ohne Dank wirst du das doch nicht hinnehmen.“

„Nein, Sie Geschäftemacher, die Wiskottens pflegen ihre Schulden zu bezahlen.“

„Willst du jetzt — die Verhandlungen wieder mit mir aufnehmen?“

Gustav Wiskotten setzte die Kinder aufs Sofa und stellte sich ans Fenster. Eine Minute und noch eine kroch dahin. Jeremias Scharwächter biß sich auf die dünnen Lippen. „Gustav —“

Da wandte er sich um.

„Schwiegervater, es geschah zwar aus kleinlichster Berechnung, daß Sie mir eine Freude machten. Aber immerhin: der Effekt ist erreicht, und einen Dank bin ich Ihnen schuldig. Ich will Sie vor der Liquidation bewahren. Ihre Firma soll bestehen bleiben. Ihre Fabrik — nicht! Wickeln Sie ruhig die laufenden Geschäfte ab. Dann können Sie unser Kommissionär werden. Kein Wort weiter. Es ist mein letztes. Sie verkaufen in Zukunft Ihren Kunden unsre Ware. Die Preise bestimmen wir! Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Ich seh', es fällt Ihnen schwer. Guten Morgen, Schwiegervater. Emilie kann beruhigt sein. Die Kinder werden es gut haben. Na — also —: auf Wiedersehen!“

Jeremias Scharwächter verließ, das Kinn tief in die Krawatte gezogen, das Haus. — —

„Kinder!“ schrie Gustav Wiskotten. Sie sprangen vom Sofa, sie stürmten gegen ihn an und kletterten an ihm empor, lauter noch schreiend als der Vater, sie ließen sich küssen und drücken und küßten und drückten wieder. Und alle drei kollerten sie über den Teppich, das Zimmer erfüllend mit ihrem kindischen Toben, und Gustav Wiskotten war der kindischste unter ihnen. — —

Dann zog er sich einen andern Rock an und drückte sich heimlich mit den Kindern zum Tor hinaus. Heute sollten sie ihm allein angehören. Kein Mensch sollte ihm auch nur ein Quentchen stehlen. Jetzt erst spürte er, wie verhungert er war.

Eilig trabten sie die hügeligen Straßen hinauf. Erst im Wald fühlte er sich sicher. Und dort oben, in dem jungen Frühlingserwachen, brach der Freudentaumel von neuem aus, und es war ein Jagen und Haschen, ein Kreischen und Flüstern, ein Balgen und Stilliegen. Das war das Köstlichste — —

In dem Waldwirtshaus „Villa Foresta“ ließ er ein Mittagsmahl bereiten. Er band ihnen die Servietten, legte ihnen vor und vergaß, selbst zuzulangen. Die Kleinen fühlten sich wie die Prinzen und aßen wie die Drescher. Das behagte dem Vater. Und nach der Mahlzeit ging es wieder tief in den Wald, zum verschwiegenen Murmelbach, und Gustav Wiskotten holte die alten Jugendfertigkeiten hervor und schnitzte ihnen ein Mühlrad, das sich im Wasser lustig drehte.

„Du mußt mir mein Segelschiff von Düsseldorf holen,“ sagte der kleine Gustav, „das lassen wir hier schwimmen. Bis in die Wupper und bis in den Rhein und bis ins Meer. Das ist viel weiter als von Düsseldorf bis ins Meer.“

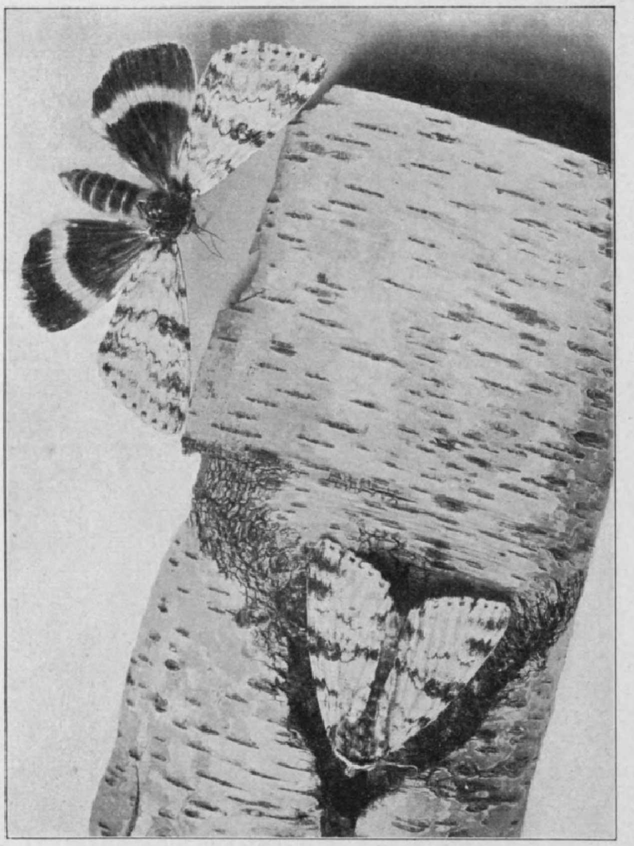
„Und Mama und ich fahren darauf zum Papa,“ fuhr die kleine Emilie fort.

„Habt ihr das schon einmal gespielt?“

„Mit der Mama.“

„Und die Mama ist mit euch zum Papa gefahren?“

„Ja, und wenn wir mal nicht artig waren, sagte sie, Papa könnte nur artige Menschen in Barmen gebrauchen. Deshalb seien wir in Düsseldorf, um das zu lernen. Und jetzt kannst du uns gebrauchen.“



Amerikanisches Ordensband auf Birkenrinde

Er griff nach ihnen und zog sie heran. „Hat die Mama auch nie über euch zu weinen brauchen?“

„Ueber uns doch nicht!“ meinte der kleine Gustav verwundert.

„Ueber wen denn?“

„Das wissen wir nicht. Geweint hat sie oft. Aber seit der Onkel Ewald da ist und die Tante Anna so oft aus Barmen kam, ist sie immer vergnügt. Weißt du, was ich glaub'?“

„Na, was glaubst du denn, du Schlauberger?“

„Sie meint gewiß, sie dürft' jetzt auch wieder nach Barmen kommen.“

„Und das freut sie?“

„Wenn man doch so lang' hat weinen müssen ... War sie nicht brav?“

„Die Mama ist immer brav.“

„Und schön!“

Er drückte den Jungen fester. „Schön? — Das erzähl mir mal.“

„Das hat der Onkel Ewald gesagt. Und viel schönere Kleider müßte sie tragen, hat er gesagt, und jeden Tag ein andres, damit es auch jeder sehen könnt', daß sie die Allerschönste wäre, Papa.“

„Und das — hat die Mama — alles angehört?“

„Und so furchtbar gefreut hat sie sich!“

„Lauf zu deiner Mühle, Jung'!“

Er lag im Moos, das die Sonne gewärmt hatte, ein Träumen in den Augen und das Jauchzen der Kinder in den Ohren. „Ah —“, sagte er und dehnte sich, „die Frühlingsluft —!“

An jeder Hand eines der Kinder führend, kehrte er gegen Abend nach Hause zurück. Hocherhobenen Hauptes schritt er durch das Tor, das er am Morgen flüchtend verlassen hatte.

„Schicken Sie sofort mal zu Herrn Kölsch,“ trug er dem Pförtner auf, „ich ließe ihn bitten, mit Fräulein Kölsch doch gleich mal herzukommen.“

„Anna muß einstweilen bei den Kindern bleiben,“ sagte er sich. „Wir stellen noch ein Bett im Kinderzimmer auf.“

Nur jetzt keine Trennung mehr! Wie hatte er nur auf das Kindergeplapper verzichten können! Ihm stockte der Atem, die Angst legte sich nachträglich um seine Brust wie eine Eisenklammer.

„Kinder — Kinder — —!“

„Papa?“

Das erlöste. — —

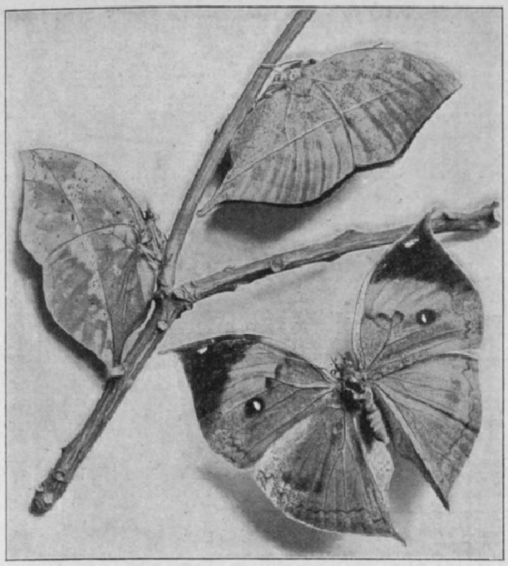
Um das Haus schlich sich eine Gestalt. Sie hielt sich im Schatten und spähte nach den erleuchteten Fenstern. Zweimal war der Pförtner mißtrauisch vors Tor getreten und hatte sie durch sein Erscheinen verscheucht. Als sie zum drittenmal wiederkam, rief er sie über die Straße an. Da verschwand sie.

Und Emilie Wiskotten ging durch abgelegene Straßen der mittleren Stadt zu.

„Wenn ich nur mehr von ihm gesehen hätte als die dunkeln Umrisse ... Sein Gesicht, um zu wissen, was er denkt ... Er kann sich nicht verstellen ... Ob er glaubt, ich hätte von Vaters Absicht gewußt?“

Am Nachmittag war sie mit dem Personenzug auf Station Unter-Barmen eingetroffen. Sie hatte sich in Düsseldorf nach der eintägigen Trennung von so heftiger Sehnsucht nach den Kindern ergriffen gefühlt, daß sie beschlossen hatte, sie heute noch beim Vater abzuholen. Und ihr Vater hatte ihr kalt abweisend mitgeteilt, daß er sie zu ihrem Manne gebracht hätte und es in seinem Interesse wäre, wenn auch sie sich dorthin begäbe, wohin sie gehöre. Wäre ihr das früher beigefallen, so brauchte er jetzt bei den Wiskottens nicht um gut Wetter zu betteln. Nun aber hätte er die Nachgiebigkeit gegenüber den albernen Zimperlichkeiten der Tochter auszubaden. Mit Verlusten! Mit Verlusten! Und er hatte, seine zugeknöpfte Würde vergessend, außer sich vor Wut auf das Hauptbuch geschlagen. „Anderthalb Hunderttausend! Bist du das wert? Und der Kerl, dein Mann?“

Die Kinder hatte er zu Gustav gebracht, um ihn weich zu stimmen. Mußte Gustav nicht an eine abgekartete Sache glauben? Mußte er nicht glauben, sie wollte jetzt, da alles in ihr nach ihm heimverlangte, des Vaters wegen, eines hohen Geschäftsverlustes wegen, sich ihm verkaufen? Der Schlag hatte sie furchtbar getroffen. Nun stand sie wieder draußen und hatte die Klinke schon in der Hand gehabt, um die Tür zu öffnen, die zu ihm führte. So konnte sie nicht kommen. Er mußte mit sehenden Augen ihre freiwillige Heimkehr gewahren. Nur nichts argwöhnen, nur nicht am alten Faden anknüpfen. (Fortsetzung folgt)



Der indische Kallimaschmetterling

Die Mimikry der Insekten

Von

Woldemar B. Kämpffert-New York

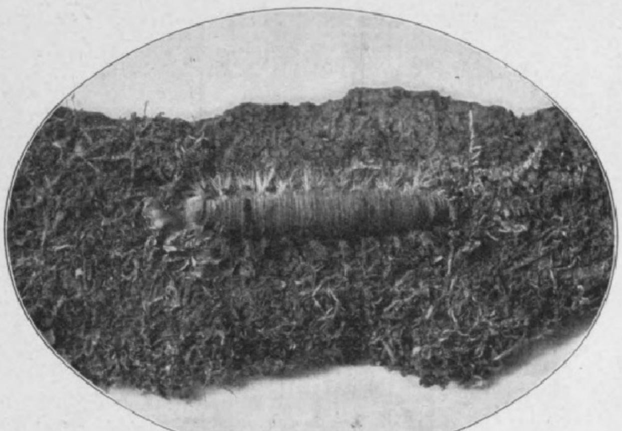
(Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In den Augen des Naturforschers ist die Welt eine große Arena und jedes Geschöpf ein Gladiator, der in wildem Kampfe mit Tausenden von Feinden begriffen ist — in einem Kampfe, in dem Gnade unbekannt ist, in dem die Daumen sich stets erbarmungslos nach unten richten und in dem Verrat und Hinterlist Eigenschaften sind, ebenso heldenhaft wie Mut und Stärke. Dieser Kampf wurzelt nicht nur in dem instinktiven Hasse der Tiere gegeneinander, sondern hauptsächlich in der Lust am Leben, in dem Verlangen, dem Hungertode zu entgehen. Mangel an Nahrung ist dem Tiere gleichbedeutend mit Schwäche und Schwäche gleichbedeutend mit Tod. Stunde für Stunde, Minute für Minute, Sekunde für Sekunde wird dieser blutige Kampf ausgefochten.

Darwin nannte diesen unablässigen Krieg „natürliche Zuchtwahl“ oder „Kampf ums Dasein“ — Ausdrücke, die ihre bleibende Stelle in dem Wortschatze des Alltagslebens gefunden haben.

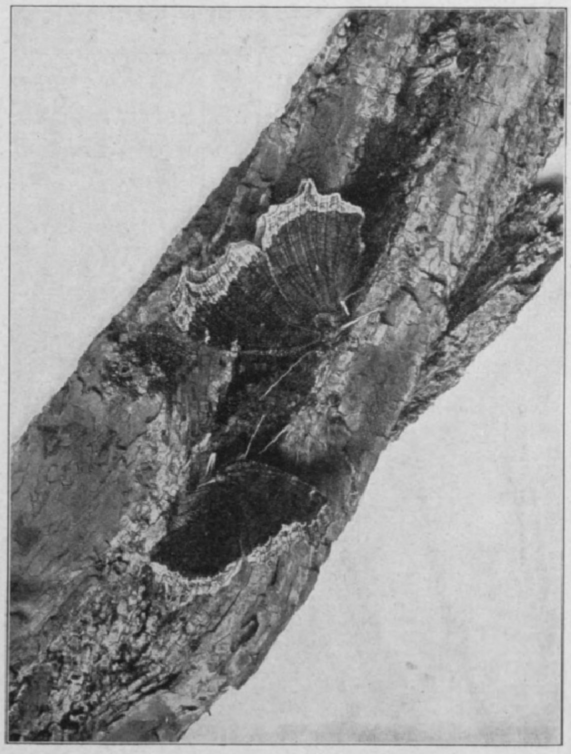
Obwohl die in diesem Kampfe verwendeten Waffen und Kriegslisten fast die gleichen bei den höheren wie bei den niederen Tieren sind, findet sich doch die auffallendste Bestätigung der Darwinschen Theorie in der Insektenwelt. Wir gewahren, wie in dieser Welt sowohl Jäger wie Wild unbewußt auf fast unglaublich feine Auskunftsmittel verfallen sind, um einander zu überlisten, und wie jedes Tier von der Natur eine Maske erhalten hat, die bestimmt ist, ihren Träger seinem Verfolger und manchmal auch seiner Beute unkenntlich zu machen.

Man hat gesagt, daß eine der Methoden, wie der Schwache dem Starken zu entgehen und der Feigling den Tapferen zu überlisten vermöge, darin bestehe, daß er zu seinem Schutze die ihn umgebenden Gegenstände nachahme. Aus demselben Grunde, aus dem der Weidmann sich seit den Tagen Robin Hoods in Grün gekleidet hat, haben viele Insekten Livreen angenommen, die in engster Harmonie mit den Blumen und Bäumen stehen, auf denen sie auszuruhen pflegen. Die zum Schutz gewählte Anpassung ist oft so genau, daß dadurch selbst berufsmäßige Sammler getäuscht werden. Beispiele für diese Art der Verkleidung stehen fast unzählige zur Verfügung. Eine in Amerika weitverbreitete Art des Schmetterlings, die wir „Ordensband“ nennen, ist im Fluge nicht zu verkennen; hat sie sich aber einmal auf einem Baumstumpfe niedergelassen, flach gegen die Rinde angelehnt und die ausgesprochen schwarzen Hinterflügel unter die graugesprenkelten Vorderflügel zurückgezogen, so ist sie sicher vor jeder Entdeckung. Die Natur hat die Vorderflügel in Farbe und Zeichnung so genau dem Aussehen der rauhen Baumrinde angepaßt, daß auch der erbittertste Feind des Schmetterlings achtlos an ihm vorübergehen muß. Die Anpassung ist oft so raffiniert, daß diese Schmetterlinge in ihrer Färbung mehr dem einen als dem andern Baume gleichen, weil gewöhnlich gerade diese Baumart zum Ausruhen oder Füttern ausgesucht wird. So finden wir eine Ordensbandart, die jedermann für ein Stück Birkenrinde halten würde, so genau stehen damit sogar die kleinen schwarzen Höckerchen im Einklang. Einen gewissen südamerikanischen Käfer findet man nur auf einer einzigen Baumart, und er ist deren Rinde so merkwürdig genau angepaßt, daß man ihn nur entdecken kann, wenn er sich bewegt. Einige auf Bäumen lebende Raupen gleichen den Flechten und Moosen der Rinde, und die Nachahmung ist so exakt, daß sogar der krause Eindruck dieser Gewächse hervorgebracht wird. Die zahlreichen Arten des Tigerkäfers weichen sämtlich in ihrer Färbung voneinander ab, um sich ihrer Umgebung anzupassen, indem einige die sandartige Farbe der Seeküste haben, auf der man sie antrifft, andre die grünen, feuchten und schlammigen Steine nachahmen, auf denen sie umherkriechen, und noch andre Schutz in einer dunkelfarbigen Hülle finden, die eine genaue Nachbildung des laubbedeckten Waldbodens ist, auf dem sie scharenweise anzutreffen sind. Diese Käfer gehören alle nur einer Familie an, und doch gibt es nicht zwei Arten, die vollkommen dieselbe Färbung aufwiesen. Um ihren Feinden zu entgehen, hat jede Art eine besondere Maske erhalten, wie sie am besten zu ihren Zwecken im Daseinskampfe paßt.



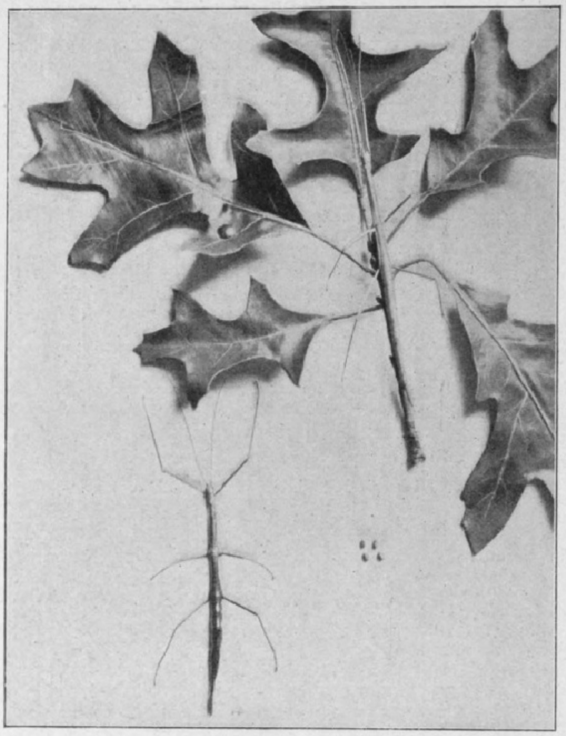
Raupe auf moosbewachsener Baumrinde

Eine Motte ruht gewöhnlich aus, indem sie ihre Vorderflügel über die leicht erkennbare Zeichnung ihrer Hinterflügel schiebt. In jeder andern Lage würde sie alsbald eine Beute des Todes werden. Ein Schmetterling dagegen ruht gewöhnlich, indem er seine Flügel emporrichtet und gegeneinander anlehnt. Wollte er es anders machen, so würde die bunte Oberseite augenfällig werden wie schwarze Schrift auf weißem Papier — ein Zeichen zum Angriff für seine rastlosen und gierigen Feinde. Um sich zu verbergen, hat daher der Schmetterling alles, was ihm von Nachahmungskunst zur Verfügung steht, auf die Unterseite seiner Flügel verlegt. Das erstaunlichste Beispiel hierfür wird von dem ostindischen Kallimaschmetterling erbracht, dessen blaue obere Flügelseite in reicher und auffälliger Weise mit einem orangefarbigen Streifen geschmückt ist, während die Unterseite, wenn die Flügel zusammengelegt sind, in geradezu verblüffender Weise den Eindruck eines abgestorbenen Blattes machen. Wir haben hier ein Insekt, das nicht nur in allgemeinen Zügen der Zeichnung und Farbe nach ein abgestorbenes Blatt nachahmt, sondern auch dessen gesamte Einzelheiten, die Mittelrippe mit ihrem feinen Geäder, die scharfe Spitze und den kurzen Stil, wie er vielen tropischen Blättern eigen ist. Man sollte meinen, diese Nachahmung eines fremden Gegenstandes sei genau genug, um den Kallima vor seinen Feinden zu beschützen. Die Selbsterhaltung verlangt indes offenbar noch feinere Züge, denn die Nachahmung hat sich sogar so weit erstreckt, daß nicht nur der Eindruck eines abgestorbenen Blattes erzielt wird, sondern bei einigen heller gefärbten Spielarten auch der Eindruck eines abgestorbenen, zusammengeschrumpften Blattes, das mit parasitischen Wucherungen bedeckt und fleckig geworden ist und Stellen aufweist, die ihm das Aussehen verleihen, als ob es von Raupen angefressen sei. Ist es da zu verwundern, daß ein so gewiegter Kenner wie Alfred Russel Wallace nicht imstande war, den Kallima ausfindig zu machen, wenn er vor seinem Netze in einem Büschel welker Blätter Zuflucht suchte? Wie absolut undurchdringlich dieses Maskengewand ist, möge man aus dem Umstande entnehmen, daß die Kallimaschmetterlinge so erfolgreich ihren Verfolgern entgehen, daß sie zu den am meisten verbreiteten in Indien, auf Ceylon und im Malaiischen Archipel gehören. Kaum zwei Exemplare sind einander vollständig gleich. Die Farben bewegen sich innerhalb so weiter Grenzen wie die Abtönungen verwelkender Blätter.



Trauermantel an einem Baumstamm

Weitere Beispiele für die unglaubliche Genauigkeit, mit der Insekten sich ihrer Umgebung anzupassen vermögen, könnten in fast endloser Zahl beigebracht werden. So gibt es „wandelnde Aeste“, eine wahrscheinlich jedem auf dem Lande aufgewachsenen Knaben wohlbekannte Kerfenart, die so vollkommen die Gestalt eines



Die Stabheuschrecke

kleinen dürren Zweiges annehmen, daß man sie schon betasten muß, bevor man sich davon überzeugen kann, daß es lebendige Gegenstände sind; ferner Heuschrecken, die kaum von jungen, noch nicht ganz entfalteten Blättern zu unterscheiden sind; dann Spinnen, die ihre Beute nur allzu leicht durch ihre verhängnisvolle Aehnlichkeit mit dem Knoten eines Baumzweiges täuschen; Raupen, die dem schon halb geöffneten Schnabel heißhungriger Vögel nur dadurch entgehen, daß sie das starre Wesen und die Gestalt und Färbung von Blatt- und Blütenknospen annehmen, um dann allerdings ab und zu der Heckenschere eines Gärtners zum Opfer zu fallen, den sie gleichfalls nur allzu erfolgreich getäuscht haben; weiter einige Gespenstschrecken, die von den Insektenkundigen zu der Art „Phyllium“ gerechnet werden und die, wenn sie von Insektenfressern verfolgt werden, so ganz und gar die Gestalt von frischen grünen Blättern annehmen, daß sie, wenn sie sich im Laubwerk bewegen, überhaupt nicht wie Insekten, sondern wie eine wandelnde Blättermasse aussehen. Die Aeste der Eichenbäume werden oft von Larven heimgesucht, die von knospenden Zweigen absolut nicht zu unterscheiden sind. Die Eier werden nicht nur auf die Blätter der besonderen Pflanze gelegt, die der ausschlüpfenden Raupe zur Nahrung dienen soll, sondern auch auf die Unterseite von Blättern, die ihnen möglichst ähnlich sehen, und noch nie hat eine Eierlegerin sich getäuscht. Wenn eine Raupe auf Gräsern lebt, dann kann man sich darauf verlassen, daß sie wie Gras gerippt und über den ganzen Leib geädert ist; ernährt sie sich von breiten Blättern, so wird sie eine Mittelrippe und ein um diese gelagertes Adersystem zu erkennen geben. Leute, die sich ein Geschäft daraus machen, Raupen des Totenkopfschmetterlings zu sammeln, weil ein einziges Exemplar oft schon sehr gut bezahlt wird, finden manchmal tagelang keine, weil das Gelb und Grün der Kartoffelpflanze, auf der die Raupe lebt, und die Lavendelfarbe ihrer Blüten so überaus täuschend nachgeahmt werden.

Schutz gegen den Angriff würde nur zeitweilig erreicht werden, wenn die Insekten nicht imstande wären, sich dem von den Jahreszeiten verursachten Farbenwechsel ihrer Umgebung anzupassen. Grünes Laubwerk ist schließlich nur eine Begleiterscheinung des Frühjahrs und Sommers, und ein in Grün gekleidetes Insekt müßte sich notgedrungen durch seinen Gegensatz zu den rotbraunen Farbentönen des Herbstes verraten. Das Maskengewand der Natur gewährt indes seinem Träger selbst in dieser mißlichen Lage den Schutz der Unkenntlichkeit. Einige Raupen haben die wunderbare Eigenschaft, daß sie ihre Farbe je nach der ihrer Umgebung ändern. Wenn sie ihr volles Wachstum erreicht haben, kriechen sie von ihrem Sommeraufenthalt im grünen Laubwerk nach dem dunkeln Boden herab. Weil ihre grüngefleckte Livree ihnen bei ihrem Umzuge übel zustatten kommen könnte, finden wir, daß sie kurz vor ihm eine braune Jacke anlegen, die in ihrem Farbenton ganz vorzüglich zu ihrem neuen Aufenthaltsorte paßt. Anderseits vertauscht eine amerikanische Mottenart, die, wenn sie nicht vollständig den ihr als Nährboden dienenden Zweigen der Ulme ähnelte, dem alsbaldigen Tode verfallen wäre, ihr bescheidenes braunes Gewand mit einem grünen, sobald ihre Verpuppung beginnt und der Hintergrund, von dem sie sich abhebt, aus Blättern gebildet wird. Die Anpassungsfähigkeit einiger Larven ist so wunderbar und das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl erstreckt sich in seiner Wirkung so weit, daß zuweilen zwei verschieden gefärbte Raupen einer und derselben Motte nebeneinander vorkommen können. Das überraschendste Beispiel für diese Erscheinung wird von der großen Smaragdmotte geliefert, deren Raupen bald braun und bald grün sind, je nach der Umgebung, in der sie leben.

Nicht jedes überhaupt vorkommende Insekt ist die getreue Nachbildung eines Blattes, eines Zweiges oder eines Stückchens Baumrinde. Jede Wiese ist an einem Sommertage von einer Schar geflügelter Wesen erfüllt, die in so schreienden Farben Kunde von ihrem Dasein geben, daß sie ihren Verfolgern absolut nicht entgehen können. Warum aber bleiben sie unbehelligt? Diese Frage verwirrte Darwin lange Zeit. Hier gibt es zahllose Geschöpfe, die sich in der Welt umhertreiben, sich im hellen Sonnenschein brüsten und dem Tode trotzen. Was für ein Talisman beschirmt sie? Nach manchem vergeblichen Nachsinnen kam er schließlich zu dem Ergebnisse, daß viele von diesen lebhaft gefärbten freien Bewohnern der Lüfte für die insektenverzehrenden Epikuräer etwas äußerst Widerwärtiges an sich haben und häufig mit Eigenschaften begabt sind, die sich in der Tat recht unangenehm bemerkbar machen. Ihr Heil beruht darin, daß sie sich so grell und augenfällig kundgeben. Ihre Farben sind Warnungssignale, deren Nichtbeachtung sich rächt. Der hellgelbe Leib der Raupe, aus der sich die Elstermotte entwickelt, ist auffallend rotgelb und schwarz gefleckt. Ein leise tastender Versuch hat alle Vögel, Eidechsen und Frösche gelehrt, dem Geschöpf, das diese Farben trägt, aus dem Wege zu gehen. Die Raupe, die gegen Ende des Sommers unsre Eichen und Ulmen ihres Blattschmucks beraubt, ist gleichfalls eine kriechende Walze von Gelb, Rotgelb und Schwarz. Insektenfresser weisen sie oft mit Zeichen heftigen Abscheus zurück. Ebenso schützen sich die schwarz und roten Marienkäferchen, die gelb und schwarz gestreiften Hornissen, Wespen und Bienen, grellbunte Käfer und eine Menge andrer Kerbtiere dadurch, daß sie offen und laut der ihr feindlichen Tierwelt von ihrem unangenehmen Geruche, ihrem widerwärtigen Geschmacke und ihrem scharfen Stachel Kunde geben.

Andre Insekten, die einen Leckerbissen für ihre genäschigen Feinde abgeben würden, haben nicht versäumt, sich den Schutz, den ein auffallendes Farbenkleid gewährt, zunutze zu machen. Sie haben tatsächlich gefürchtete Arten, die durch ihre auffällige Färbung geschützt werden, nachgeahmt, um selbst dem Tode zu entgehen, und das mit einer so erstaunlichen Genauigkeit, daß dadurch nicht nur der Feind, sondern auch der sammelnde Forscher irregeführt wird. Wallace erzählt, daß eine der Grillen der Philippinen die so genaue Kopie eines gefährlichen Tigerkäfers ist, daß ein berühmter Entomologe sie in seine Käfersammlung aufnahm und sie lange Zeit darin behielt, ehe er seinen Irrtum entdeckte. In den Dschungeln des Amazonenstroms finden sich Schmetterlingsarten, welche die Spezies der Helikoniden nachahmen. Entomologisch sind sie von dieser so verschieden wie das Pferd von der Kuh, und doch ist die eine Spezies die photographisch getreue Nachbildung der andern. Die Helikoniden sind von widerwärtigem Geschmack und Geruch und fallen daher genau so auf wie Hundskamillen auf einer grünen Wiese. Sie fühlen sich derart sicher vor feindlichen Angriffen, daß sie nachlässig einherflattern, unbekümmert um jegliche Gefahr und zur Genüge geschützt durch ihre so verderblich scheinenden Attribute. Die Nachahmer kopieren so genau die Zeichnung und Gestalt der Flügel und den schwerfälligen Flug der Helikoniden, daß Spinnen sie aus ihrem Netz werfen und kleine Affen sie trotz ihrer Unersättlichkeit zurückweisen. Fast in jeder Schachtel mit Schmetterlingen, die unsern Museen aus Südamerika zugeschickt wird, finden sich Helikoniden Seite an Seite mit ihren Nachahmern, weil der Absender offenbar unter dem Eindruck stand, die gleiche Spezies vor sich zu haben. Einige hellflügelige Motten sind so genaue Reproduktionen von Hornissen, daß die meisten von uns erschreckt vor ihnen zurückweichen würden. Die Mimikry ist so konsequent durchgeführt, daß die Insekten, wenn man sie anfaßt, genau die Bewegung machen, als ob sie stechen wollten.

Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß die Selbstverteidigung stets der ursprüngliche Zweck dieser Maskerade ist. Es gibt Raubinsekten, wie es Raubvögel gibt, und diese bedienen sich der Mimikry geschickt als eines der Mittel ihrer Kriegslist. Einzelne tropische Spinnen, die von Ameisen leben, sind diesen so ähnlich, wie ein Ei dem andern gleicht. Einige parasitische Fliegen leben im Larvenzustande auf den Larven von Bienen und Wespen. Die Mutterfliege dringt unerkannt in das Nest der Biene ein, legt dort die Eier ab, aus denen die Larven sich entwickeln sollen, und zieht unbehelligt wieder ab.

Manches wehrlose Insekt sucht sich dadurch zu retten, daß es seinen Feind durch seine Aehnlichkeit mit einem gefährlichen Tier erschreckt oder daß es plötzlich ein wildgrimmiges Aussehen annimmt. Es geht dabei genau von dem gleichen Grundsatz aus wie wir, wenn wir ein Kind dadurch einschüchtern wollen, daß wir ihm den Butzenmann



Ordensband an einem Baumstamm



Ein Robinsonbaum mit den Körben zum Heraufziehen der Speisen

vormachen. Wie dieses problematische Erziehungsmittel schlägt das Verfahren des Insekts ebenso oft fehl, wie es sich als wirksam erweist. Am meisten Erfolg mit der Annahme einer schreckeneinflößenden Maske dürfte wohl ein Wesen haben, das man in Amerika den „Teufel mit den Hickoryhörnern“ nennt, das heißt die Raupe des im Süden der Vereinigten Staaten heimischen Royal Persimmonschmetterlings, die an sich vollkommen harmlos ist, aber ein so grauslich-bedrohliches Aussehen hat, daß sie sich den beneidenswerten Ruf eines Tod- und Verderbenbringers zugezogen hat. Ihr grüner, oft einen halben Fuß langer Leib wird von einer lebhaft rotgelben Krone überragt, die bei dem Herannahen eines Feindes so entsetzlich geschüttelt wird, daß im Vergleich dazu eine Klapperschlange wie lammfromm erscheinen will. Eine südamerikanische Raupe erschreckte ihre Entdecker durch ihre unliebsame Aehnlichkeit mit einer Viper. Tatsächlich kommt schlangenähnliches Aussehen nicht selten vor. Eine Rolle, deren dramatische Wirkung so sehr auf das Erregen von Schrecken und Grausen hinausläuft, setzt einen Schauspieler von ansehnlichen Leibesverhältnissen voraus, und wir finden denn auch, daß die Raupen, die sie übernehmen, oft einen Fuß lang oder gar noch länger sind.

Diese wunderbaren Insektenarten sind, wie man festgestellt hat, samt und sonders das Ergebnis des Kampfes ums Dasein. Um die Bedeutung sowohl dieses Kampfes wie seiner Notwendigkeit zu erfassen und um zu begreifen, wie blätter- und rindenähnliche Insekten sich aus älteren, zu einer ähnlichen Anpassung weniger geeigneten Formen entwickelt haben, dürfen wir das Grundgesetz nicht vergessen, daß alle Organismen danach streben, ihre Art in geometrischer Progression fortzupflanzen, und daß die Nachkommen, wenn ihren Eltern auch ähnlich, doch im Besitze ihnen förderlicher und durch Vererbung übertragbarer Sondereigenschaften sind. Sollten alle Insekten am Leben bleiben, so würde die Welt von ihnen verwüstet werden. Nun vermehren sich aber auch ihre Feinde in geometrischer Progression, so daß ein ausgleichendes Gleichgewicht hergestellt wird. Diese Feinde sind aber so zahlreich und so mächtig, daß manchmal das Aufsuchen der Nahrung durchaus nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet ist. Ein Käfer frißt das fort, was ein andrer bedarf; Regen und Wind, Hitze und Kälte raffen gar manchen Schmetterling dahin; mit einem Worte, vorzeitiger Tod bedroht das Geschöpf in tausend und einer Gestalt. Obwohl die Nachkommen die Eltern stets an Zahl übertreffen, bleibt doch die Anzahl der lebenden Insekten dank den Raubvögeln und Raubtieren ziemlich konstant.

Wegen dieser raschen Vermehrung und wegen des Kampfes, der die herrschende Stellung irgendeiner besonderen Art verhindert, ist es zu der täuschenden Nachahmung von Baumrinde durch Schmetterlinge und Motten gekommen. Wir müssen jedoch von einer nicht unwesentlichen Voraussetzung ausgehen, wenn wir zu dem völligen Verständnisse der Art und Weise gelangen wollen, wie Aehnlichkeit und Anpassung ihre Rollen in dem Daseinskampf gespielt haben, von einer Voraussetzung, die tatsächlich der schwächste Punkt in der Darwinschen Theorie ist. Die natürliche Zuchtwahl setzt voraus, daß jedes Abzeichen, jeder Farbenton, jede Lebensgewohnheit sich irgend einmal in der Geschichte einer Spezies als nützlich erwiesen haben muß und daß diese charakteristischen Eigenschaften sich nicht nur vererbt haben, sondern auch durch ihre Uebertragung stärker geworden sind. Vor Millionen von Jahren war der Kallimaschmetterling nicht das schöne Abbild eines Blattes von heute. Wahrscheinlich sah er aus wie irgendein andrer Schmetterling. Und wie die übrigen Schmetterlinge wurde er früher ohne Gnade und Barmherzigkeit von feindlichen Insektenvertilgern verfolgt. Von dieser vorweltlichen Stammart blieben einige Exemplare erhalten, weil sie irgendein leichtes Merkmal oder irgendeinen Farbenton aufwiesen, den ihre Vorfahren nicht besessen hatten — mit einem Worte, weil sie in den Besitz charakteristischer Eigenschaften gelangt waren, die sie in innigere Farbenharmonie mit ihrer Umgebung setzten. Diese Merkmale und Farbentöne wurden übertragen. Der Nachwuchs wies immer ausgeprägter das auf, was irgendeine Aehnlichkeit mit einem Blatte hatte, bis schließlich die Anpassung ihren gegenwärtigen Grad der Vollkommenheit erreichte. Nach dieser Zeit erfreute der Kallima sich ungestörter Sicherheit und vermehrte sich in reichlicher Weise. Obwohl manche Naturforscher geneigt sind, an der Möglichkeit einer Verstärkung nützlicher Eigenschaften auf dem Wege der Vererbung zu zweifeln, und sie Theorien aufgestellt haben, nach denen neue Arten nicht notwendig das Produkt einer jahrtausendelangen Entwicklung zu sein brauchen, sondern Naturspiele oder sprunghafte Erscheinungen sein können, läßt sich doch nicht leugnen, daß die Lehre Darwins immer noch eine beherrschende Stellung in der Biologie einnimmt.

Chinesische Sinnsprüche

Vergeblich mühten wir uns kaum!
Was wir erstrebt, kommt andern einst zustatten;
Der Vorfahr pflanzt den jungen Baum,
Der Enkel hat einst seinen kühlen Schatten.

*

Ein Mächtiger soll niemals bloß
In sich allein die ganze Urkraft sehen.
Die Ströme und das Meer sind groß,
Weil sie die kleinen Flüsse nicht verschmähen.

*

Wenn einem nach der Liebsten bang,
So ist der Tag drei Herbste lang!

*

Wer nicht der Enge zu entrinnen
Vermag, dem wird es immer schwer,
Weiten Gesichtskreis zu gewinnen.
Der Frosch im Brunnen weiß nichts von dem Meer.

Maximilian Bern

Robinson, ein Ausflugsort der Pariser

(Hierzu drei Abbildungen nach Aufnahmen von Chusseau-Flaviens, Paris)

Großstädter pflegen anspruchsvoll zu sein, und wenn sie in übermütiger Feiertagsstimmung der Enge der Straßen, der erdrückenden Monotonie des Häusermeeres entronnen sind, suchen sie nicht nur den Genuß der freien Natur, sondern ihr durch die Prosa des Alltagslebens ausgedörrtes Gemüt verlangt stürmisch nach greifbarer Poesie. Daher kommt es, daß man häufig der Mutter Natur, die ja nicht jede Großstadt mit landschaftlichen Reizen ausgestattet hat, helfend unter die Arme griff und der Landschaft dort, wo sie ihn nicht bereits hatte, einen poetischen, romantischen Anstrich gab. Mitten in der Tiefebene entstanden auf diese Art und Weise Gebirge und Wasserfälle, Burgen mit stolzen Zinnen wuchsen wieder empor, und manches einfache Waldrestaurant hüllte sich in ein klösterliches Gewand. Das gilt im allgemeinen aber mehr für die deutschen Großstädte, wo die hastige Entwicklung der letzten Jahre nicht überall von Segen gewesen ist. Die französische Hauptstadt zeigt



Im Crünen

in dieser Hinsicht einen mehr konservativen Charakter. Die Pariser sind im allgemeinen durch die wunderbare Umgebung ihrer Stadt, die ebenso reich ist an landschaftlichen Schönheiten wie an historischen Reminiszenzen, aber auch durch ihren künstlerischen Geschmack vor diesen Extravaganzen bewahrt geblieben, die manchmal wirklich ganz barbarisch wirken. Das reizende Fleckchen Erde, das unsre Bilder darstellen, ist ein Beispiel, wie die Pariser zu Zeiten unsers Großvaters und Urgroßvaters — damals war ja Paris schon Großstadt — ihrem Lieblingsausflugsort nach der Stimmung der Zeit einen phantastisch-romantischen Anstrich gaben. Es sind nur ein paar Häuser, nicht weit von dem reizenden Oertchen Sceaux auf einer Anhöhe, die heute den Namen Robinson tragen. Wie der einsame Inselbewohner seine Wohnung auf einem hohen Baum anlegte, so haben die Pariser hier in uralten Kastanienbäumen überall lauschige Plätzchen eingerichtet, und allmählich ging der Name Robinsons auf die ganze Anlage über. An Sonntagen pflegt es in Robinson lustig zuzugehen, und mancher Liebesroman, der gar ernst ausgehen sollte, nahm seinen Anfang im Blätterversteck auf den hohen Kastanien von Robinson. Am Eingang grüßt ein kleines Standbild des in Felle gekleideten Einsiedlers die Ausflügler, von denen manche, weniger um die Steigung leichter zu überwinden als um das Romantische der Situation zu erhöhen, auf dem Rücken eines geduldigen Grautieres die kleine Anhöhe emporklimmen.



Auf dem Wege nach Robinson

Notizblätter

Hermann von Wissmann †

Ein jäher, tragischer Tod hat am 16. Juni den bedeutendsten deutschen Afrikaforscher der Gegenwart, Major Hermann von Wißmann, den hochverdienten, ruhmreichen Pionier der deutschen Kolonialpolitik, auf seinem Gute Liezen in Steiermark im Alter von einundfünfzig Jahren dahingerafft. Wißmann war am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. geboren und wandte sich der militärischen Laufbahn zu. Als Leutnant im mecklenburgischen Infanterieregiment Nr. 90 lernte er in Rostock den Afrikareisenden Paul Pogge kennen und trat als dessen Begleiter 1880 im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft seine erste Afrikareise an, auf der er als erster Deutscher den schwarzen Erdteil von West nach Ost in zwei Jahren durchquerte.


Hermann von Wißmann †

Seine zweite, der Erforschung des Kassai geltende Expedition unternahm er im Auftrage König Leopolds II. 1883 bis 1885; auf der dritten, die 1886 bis 1887 folgte, durchquerte er Afrika zum zweiten Male. 1888 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Wißmann, der inzwischen zum Hauptmann à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß befördert worden war, zum deutschen Reichskommissar ernannt und mit der Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika betraut, eine Aufgabe, die er in glänzender Weise durchführte. Nachdem er 1891 das Reichskommissariat wieder niedergelegt hatte, leitete er im Auftrag des Komitees der Antisklavereilotterie den Transport des ersten Dampfers nach dem Tanganjikasee. Am 1. Mai 1895 wurde er zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, mußte aber schon Ende 1896 krankheitshalber sein Amt niederlegen und nach Deutschland zurückkehren. Der lange Aufenthalt im afrikanischen Klima hatte seine Gesundheit schwer erschüttert. Nur einmal noch reiste er in den folgenden Jahren nach Afrika, um im Norden Südwestafrikas zu jagen. 1899 zog er sich endgültig auf die von ihm erworbene Besitzung Weißenbach bei Liezen zurück. Sein Name wird für immer mit der Geschichte der Afrikaforschung und deutschen Kolonialbewegung aufs engste verknüpft sein.

Erzherzog Josef †

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat durch den am 13. Juni zu Fiume erfolgten Tod des Erzherzogs Josef einen schweren Verlust erlitten, denn der Erzherzog, der gleich seinem Vater mit seinen Anschauungen und Neigungen nach Ungarn gravitierte und sich als Ungar fühlte, so daß man ihn geradezu als das Haupt der „ungarischen“ Linie des österreichischen Kaiserhauses zu bezeichnen pflegte, war ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Ungarn und der habsburgischen Dynastie, dessen Fehlen sich gerade während der gegenwärtigen ungarischen Krise sehr empfindlich bemerkbar machen wird. Erzherzog Josef, nächst dem Kaiser Franz Josef das älteste Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, war am 2. März 1833 in Preßburg als Sohn des Palatins von Ungarn, Erzherzogs Josef (gestorben 1847) geboren. Er trat in die Armee ein, machte 1866 den Krieg gegen Preußen als Brigadekommandant mit und wurde in der Schlacht bei Königgrätz verwundet. Nach dem Feldzuge wurde er zum Feldmarschalleutnant und Kommandierenden des 4. Korps, dann 1868 zum obersten Kommandanten der ungarischen Honvedarmee ernannt. In dieser Stellung, die er bis zu seinem Tode innehatte, erwarb er sich große Verdienste und Sympathien. Er lebte abwechselnd in Budapest und auf seinem Gute Alcsuth im Komitate Weißenburg. Sein Interesse war besonders der Gartenbauwissenschaft und der Medizin zugewandt, auch hatte er das Wesen und die Sprache der Zigeuner zum Gegenstand seiner Studien gemacht und bestrebte sich vielfach, die wandernden Zigeuner seßhaft zu machen. Erzherzog Josef war ein begeisterter Anhänger des Pfarrers Kneipp, der ihn einmal von einer schweren Krankheit gerettet hatte; darauf ist es auch zurückzuführen, daß der Erzherzog die Herausgabe eines „Atlas der medizinischen Kräuter“ besorgte, zu dem eine seiner Töchter, die Fürstin von Turn und Taxis, die Illustrationen zeichnete. Aus seiner 1864 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Klotilde von Sachsen-Koburg-Gotha hinterläßt er vier Kinder: den jetzt dreiunddreißig Jahre alten Erzherzog Josef August und drei Töchter, von denen die älteste, Maria Dorothea, die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, die zweite, Margarete, die des Fürsten Albert von Turn und Taxis, die dritte, Elisabeth, noch unvermählt ist.


Erzherzog Josef †

Von der Berliner Sportsaison

Dem großen Armeejagdrennen, das am 13. Juni zu Hoppegarten stattfand, fehlte zwar diesmal viel von dem gewohnten äußeren Glanz, da der Kaiser, der den Ehrenpreis für das Rennen stiftet und ihn persönlich dem Sieger zu überreichen pflegt, durch den Tod des Fürsten Leopold von Hohenzollern am Erscheinen verhindert war, doch die Spannung, mit der das sportfreundliche Berliner Publikum dieses bedeutungsvollste deutsche Offiziersrennen verfolgte, war nicht minder groß als sonst. Als Sieger ging aus dem Rennen nach heißem Kampf der bekannte Herrenreiter Leutnant von Rosenberg, ein Sohn des berühmten preußischen Reitergenerals, auf dem braunen Wallach „Papi“ des Leutnants Grafen von Seherr-Thoß hervor. Leutnant von Rosenberg erfocht damit seinen dreizehnten Sieg in dieser Saison. Einen Kopf hinter dem Sieger folgte als Zweiter Rittmeister von Rabenau auf Generalmajor von Tresckows Fuchswallach „Kartell“, zwei Längen hinter diesem Rittmeister Graf von Montjelas auf Leutnant von Neimans Fuchswallach „Carlito“. — Zu dem vom Berliner Lawn-Tennis-Turnier-Klub veranstalteten XI. internationalen Lawn-Tennis-Turnier, das vom 9. bis 14. Juni dauerte, hatten sich 23 Damen und 62 Herren als Teilnehmer angemeldet. Das Turnier brachte eine Reihe sehr interessanter Spiele, darunter drei Damenkonkurrenzen, bei denen sich die Gräfin von der Schulenburg neuerdings als glänzende Spielerin bewährte und die Meisterschaft von Berlin errang.


Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

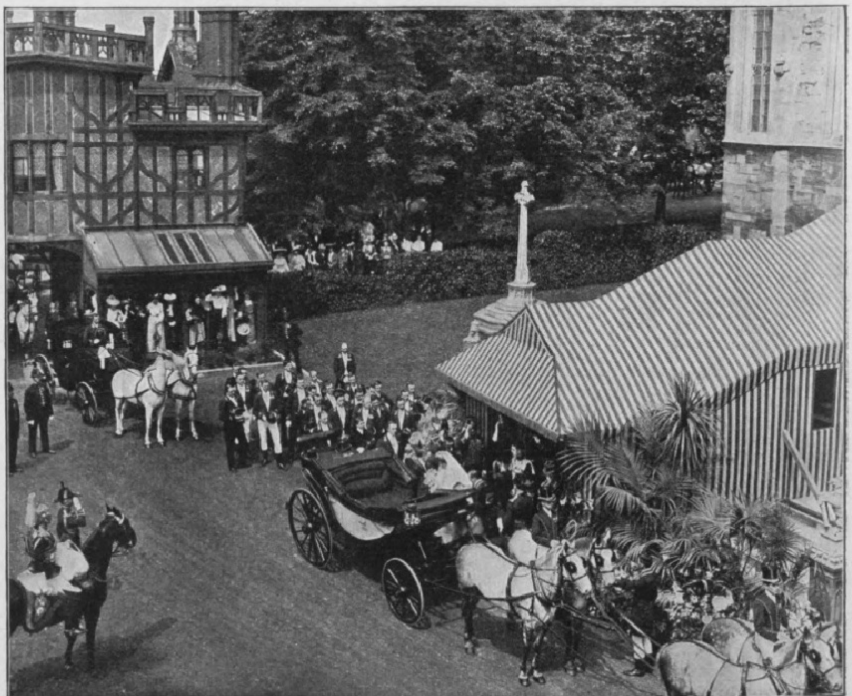
Leutnant von Rosenberg, Sieger im großen Armeerennen in Hoppegarten


Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Gräfin von der Schulenburg, Siegerin im Damenmeisterschaftsspiel auf dem internationalen Tennisturnier in Berlin

Zur Vermählung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden

In der St. Georgskapelle zu Windsor fand am 15. Juni die Trauung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden, des dereinstigen Erben der schwedischen Königskrone, und der Prinzessin Margarete von Connaught statt. Der Feier wohnten außer den Eltern der Braut, dem Herzog und der Herzogin von Connaught, die Eltern des Bräutigams, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, das englische Königspaar, der Prinz von Wales, der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Baden, Prinz Eugen von Schweden, der Onkel, und Prinz Wilhelm von Schweden, der Bruder des Bräutigams, sowie zahlreiche andre auswärtige Gäste, darunter der Khedive von Aegypten, bei. Die auf besonderen Wunsch des Königs so wenig wie möglich geschmückte und mit ihrer reichen Architektur dadurch um so wirkungsvollere Kapelle bot mit den zahlreichen Uniformen der Festteilnehmer und den prächtigen Toiletten der Damen ein herrliches Bild. Als Brautjungfern fungierten die jüngere Schwester der Braut, Prinzessin Victoria Patricia, deren Cousine, Prinzessin Viktoria Eugenie von Battenberg, und Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha, die Schwester der geschiedenen Großherzogin von Hessen. Der Erzbischof von Canterbury, der, unterstützt von dem Bischof von Oxford, die Trauung nach dem Ritus der englischen Kirche zelebrierte, wies in seiner Ansprache auf die Bande hin, die England und Schweden vereinigen. Prinz Gustav Adolf ist am 11. November 1882, seine junge Gemahlin am 15. Januar 1882 geboren.


Phot. Russell and Sons

Von der Trauung des Prinzen Gustav Adolf von Schweden mit der Prinzessin Margarete von Connaught: Das Brautpaar verläßt die St. Georgskapelle auf Schloß Windsor

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



I Wie der Guggelbauer einen Schaukelstuhl konstruiert II

Totenschau

Geheimer Obermedizinalrat Dr. Franz Krieger, ehemaliger Chef der elsaß-lothringischen Medizinalverwaltung, 71 J., 11. Juni, Straßburg i. E. — Ludwig Neuhoff, Landschaftsmaler, 35 J., 11. Juni, Düsseldorf. — Regierungsrat Professor Dr. Waclaw Tomek, Mitglied des Herrenhauses, der bedeutendste tschechische Historiker, 87 J., 12. Juni, Prag. — General Lallement, ehemaliger kommandierender General des IV. französischen Armeekorps, 66 J., 12. Juni, Paris. — Theodor Delyannis, griechischer Staatsmann, wiederholt Ministerpräsident, 79 J., 13. Juni, Athen. — Badischer Finanzminister a. D. Moritz Ellstätter, 78 J., 14. Juni, Karlsruhe. — Landgerichtsrat a. D. Hermann Dannenberg, hervorragender Numismatiker, 80 J., 14. Juni, Bad Salzbrunn. — Professor Johannes v. Mikulicz-Radecki, berühmter Chirurg, 55 J., 14. Juni, Breslau. — Theodore Zedelius, Schriftstellerin, 71 J., 15. Juni, Oldenburg. — Professor Dr. Wernicke, Direktor der psychiatrischen und Nervenklinik an der Universität Halle a. S., 57 J., 16. Juni, Halle. — Johann Gottfr. Steffan, Landschaftsmaler, 90 J., 16. Juni, München. — Sanitätsrat Dr. Martens, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (Süder-Dithmarschen), 59 J., 16. Juni, Burg. — Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Reiß, Förderer des deutschen Genossenschaftswesens, 16. Juni, Karlsruhe. — Landgerichtspräsident Julius v. Föhr, 17. Juni, Cannstatt. — Bayrischer Generalleutnant z. D. Karl Freiherr von Leonrod, 91 J., 19. Juni, Garmisch. — Professor Dr. Alois Riegl, Kunsthistoriker, 47 J., 19. Juni, Wien.

Literatur

Von Erich Schmidts Kleist-Ausgabe, die in den rühmlichst bekannten Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts in Leipzig zurzeit erscheint (Preis pro Band gebunden 2 Mark), ist der dritte Band soeben zur Ausgabe gelangt. Die Reihe der Dramen mit dem „Prinzen von Homburg“ zu Ende führend und im Anschluß daran die Erzählungen Kleists gebend, bringt dieser Band eine sogenannte „kleinere Ausgabe“ dieser Neuedition zum Abschluß, die inhaltlich, weil eben nur Kleists Werke selbst bietend, den Ansprüchen und Wünschen des weiteren Publikums vollauf genügen mag. Die Lesarten zu allem, was in den vorliegenden drei Bänden enthalten ist, sollen in Band vier vereinigt werden, für den außerdem, der absoluten Vollständigkeit halber, auch die kleineren Aufsätze Kleists bestimmt sind. Dieser Band wie der die Briefe umfassende fünfte vervollständigen alsdann die „kleine Ausgabe“ zur „großen“, die durch die Sorgfamkeit der Bearbeitung (neben Erich Schmidt teilen sich darin Dr. G. Minde-Pouet und Professor Dr. Reinhold Steig) fortan für den wissenschaftlichen Gebrauch allein noch in Betracht kommen dürfte.

Vom Gothaer Turnfest

In Gotha fand vom 13. bis 16. Juni das zwölfte V. C.-Turnfest der farbentragenden Turnerschaften auf deutschen Hochschulen statt. Der im Jahre 1872 gegründete Verband hat fast auf sämtlichen deutschen Hochschulen in 42 Turnerschaften Fuß gefaßt und zählt zurzeit etwa 4500 Mitglieder, wovon etwa 1000 auf aktive Turner entfallen. Das diesjährige Fest lieferte den Beweis, daß ihm die Pflege der Leibesübungen, wie sie der Verband im Sinne seines Wahlspruches: „Mens sana in corpore sano“ betont, Ernst ist. Sowohl bei dem allgemeinen Stabordnungsturnen, an dem 232 Turner teilnahmen, als auch bei dem Korporationswetturnen, Fünfkampf, Turnen der Alten Herren, bei den Turnspielen wurden sehr beachtenswerte Leistungen erzielt. Der Sieger im Einzelwetturnen brachte es auf 66¾ Punkte. Aus dem Korporationswetturnen gingen 16 Turner als Sieger hervor und konnten mit Ehrenpreisen in Gestalt von Lorbeerkränzen ausgezeichnet werden. Den von der Altherrenschaft gestifteten Ehrenschild errang für vorzügliche Leistungen die Turnerschaft Ghibellinia in Göttingen.

Über Land und Meer

Nr. 40



F. Bramley

Blumenreigen bei einem englischen Kirchweihfest

Aus der diesjährigen Ausstellung der Royal Academy in London



Phot. F. Kugler, Sigmaringen

Erste Reihe: Frhr. von Aretin; Graf von Preysing; Frhr. Joseph von Soden; Duc de Bojano; Frhr. von Soden; Dr. jur. Graf Raban Adelmann; Dr. jur. Graf von Drechsel; Frhr. Otto von Gaisberg; Frhr. Götz von Wöllwarth. — Zweite Reihe: Dr. jur. Sigm. Graf Adelmann; Graf Rüdiger Adelmann; Freiin Luise von Gemmingen; Freiin von Raßler; Gräfin Brigitte Adelmann; Fräulein Leibbrand; Hofmarschall Graf O. Adelmann; Kammerherr Graf Gustav Adelmann. — Dritte Reihe: General von Fischer-Weikersthal; Frhr. von Aretin; Freiin M. von Freyberg; Freiin von Brüsselle; Freiin Elise von Aretin; Hofkammerpräsident Graf Heinrich Adelmann; Herzog Robert von Württemberg; Frhr. Max von Soden-Fraunhofen; Gräfin G. von Adelmann; Gräfin E. von Adelmann; Staatsminister Frhr. von Soden; Oberst Frhr. von Soden; Zeremonienmeister Frhr. von Brüsselle-Schaubeck. — Vierte Reihe: Staatsrat Frhr. Hans von Ow; Frau von Fischer-Weikersthal; Freifrau von Aretin; Herzogin Robert von Württemberg; Gräfin Mariette von Adelmann; Gräfin Mechtild von Adelmann (Braut); Frhr. Alfred von Soden-Fraunhofen (Bräutigam); Gräfin Sophie von Adelmann (Mutter der Braut); Freifrau von Soden (Mutter des Bräutigams); Gräfin Frida von Strachwitz; Freifrau von Ow; Freiin Adelheid von Aretin; Freiin von Aretin

Gruppenbild von der Hochzeit des Freiherrn Alfred von Soden-Fraunhofen und der Gräfin Mechtild Adelmann von Adelmannsfelden in Hohenstadt



Phot. A. Dreßler

Vom Turnfest der farbentragenden Turnerschaften (V. C.) in Gotha: Stabübungen

Buchstabenrätsel

Nimmst von einem schlesischen Ort
Du das erste Zeichen fort,
Nennt das Wort einen schlesischen Mann,
Der manch trefflichen Vers ersann. F. M.-S.

Rätsel

Ein Zeichen ist am Anfang — als am Ende;
Wer ist, der dieses Linderungsmittel fände? E. S.

Homonym

Was er von selbst schon war, der erfindungsreiche Odysseus,
Auf Poseidons Befehl ward er's vom tobenden Meer. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 908:

Des Buchstabenrätsels: Radler, Adler.
Der zweisilbigen Scharade: Bundschuh.
Des Rätsels: Der Krug.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Leopoldine Lippert in Wien (2); „Gretel" in München (4); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (2); Gustav Franck in Darmstadt (2); „Medikus" in Leipzig (2); Erich K. in Wiesbaden (3); Julius Polatschek in Wien (3); Ignaz in Ansbach (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); „Huckebein" in Eisenach (3); Don Carlos in Hannover; Frau Margarete Brosig in Stuttgart (4); „Prinzeßchen" in Weimar (4); „Oedipus" in Emden (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); Clara M. in Bielefeld (2); Arthur L. in Bozen (4); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr.; K. Meister in Basel (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); L. Z. in Detmold (3); Freya in Halberstadt (2).

Aus Bädern und Kurorten

Aus Bad Schmiedeberg wird folgendes berichtet: Das Gerücht über das Vorkommen mehrerer Genickstarrefälle ist, wie behördlich festgestellt und versichert wird, völlig unbegründet.

Die Spitzbergen-Reisen, die des Polarfahrers Kapitän Bade Söhne aus Wismar i. M. unternehmen, finden, wie alljährlich auch im Juli und August dieses Sommers mit der neuen Dampfluftjacht „Oihonna" von Kiel aus statt. Dieser Dampfer ist eigens für Fahrten in die Eisregionen gebaut und überwindet daher das Eis mit Leichtigkeit, während andre Dampfer — und namentlich die größeren Passagierdampfer — vor dem Eis Halt machen müssen. Die ausgezeichnete Verpflegung und die aufmerksame Bedienung ist der I. Klasse auf den großen Ozeandampfern völlig ebenbürtig.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die modernste und gleichzeitig wirksamste Form, in der man die Pfefferminze anwenden kann, ist der „Ricqlès Pfefferminzgeist". Dem Franzosen Ricqlès ist es gelungen, durch Auswahl und Zucht ganz bestimmter Pfefferminzpflanzen und deren Verarbeitung einen Pfefferminzgeist zu erzeugen, der an Lieblichkeit des Aromas alle bisher hergestellten Pfefferminzpräparate übertrifft. Es genügen fünf Tropfen Ricqlès in ein Glas Zuckerwasser, um ein angenehm wohlschmeckendes Getränk rasch und mühelos herzustellen, das sofort von Magendrücken und Verdauungsbeschwerden befreit und alle Mattigkeit nimmt. Bei verdorbenem Magen, nach Genuß von unreifem Obst und bei sonst vorkommenden Diätfehlern gibt es nichts Besseres.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Über Land und Meer

Nr. 41

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

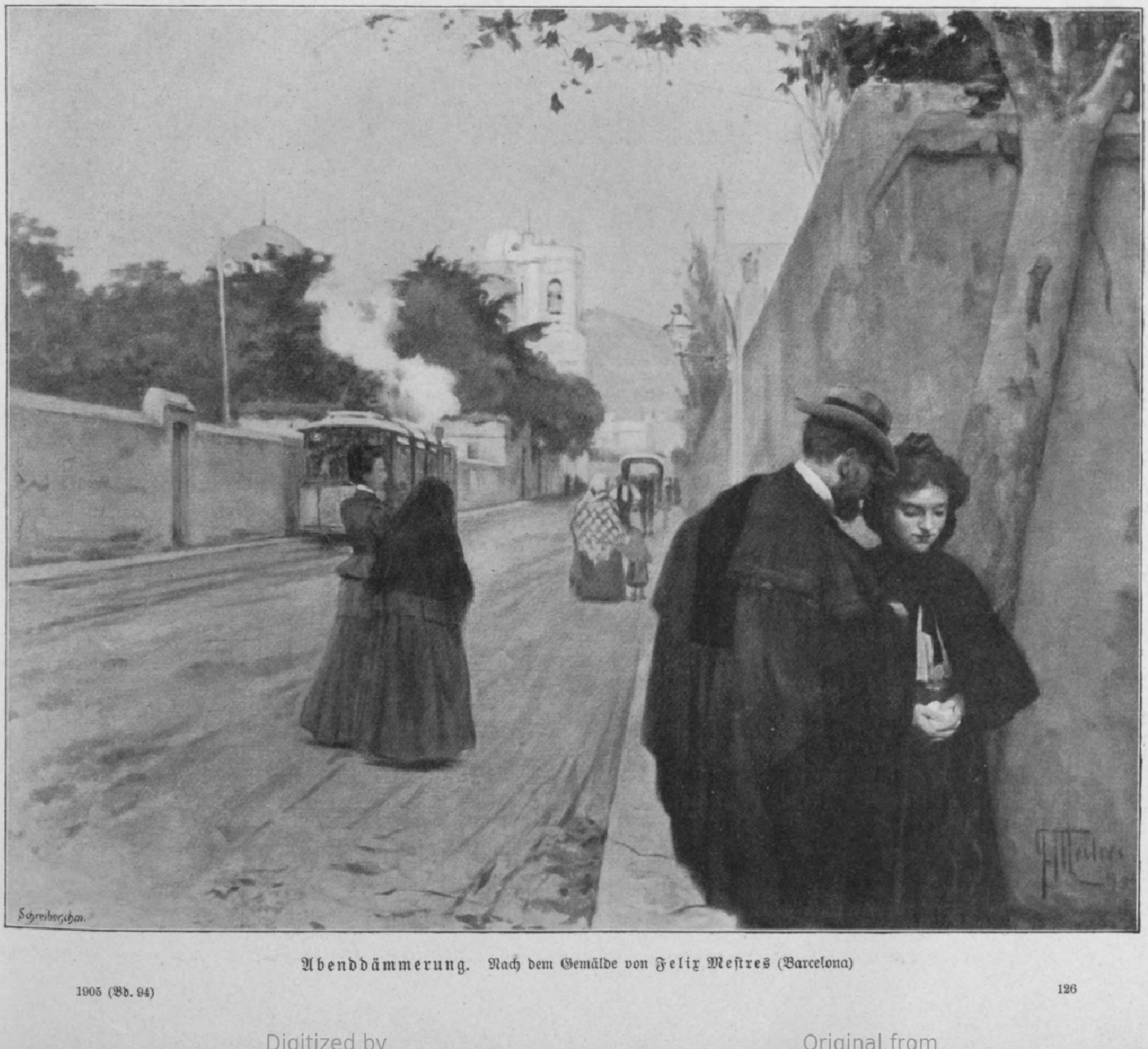
Roman von **Johannes Richard zur Megede**

(Fortsetzung)

Die Mädchen fanden sich wieder im Kaminzimmer ein, umringten den Leutnant. Sie wollten Gewißheit haben wegen des Reserveballs. Der Bezirksadjutant, der aus übertriebener Vornehmheit immer langsam sprach und noch langsamer dachte und sich auf die allerhöchste Adjutantur auch äußerlich vorbereitete, indem er das Ohr stets nach rechts neigte, wie um etwaige Orders hoher Vorgesetzter möglichst dienstlich entgegenzunehmen — versprach, was er versprechen konnte, das heißt nichts. Das Kränzchen aber drängte, forderte Gewißheit. Es entstand ein lustiges Geplänkel. Frau Murrmann schwelgte in Fremdwörtern, Gekicher antwortete.

Modeste beteiligte sich nur halb. Herr von Falkner und die Tochter des Hauses waren nicht bei dem fröhlichen Kampfe. Wo waren sie? —

Unbemerkt verlor sich darum der Stern von Barginnen gleichfalls in die andern Gemächer,



Abenddämmerung. Nach dem Gemälde von Felix Mestres (Barcelona)

blätterte zum Schein in einem Album des Salons, lugte ins Speisezimmer, wo der Diener gerade eine riesige Fruchtschale behutsam auf die Tafel setzte. Vor Judiths Boudoir, dem letzten der Flucht, deren Zimmer aber weit geöffnet waren, zögerte sie. Gedämpftes Gespräch. In einem Fauteuil Judith, die Hände im Schoß, die Augen niedergeschlagen. Vor ihr auf einem Hocker: Falkner von Oed, zu dem schönen Mädchen gebeugt. Er sprach allein. Das sonore Organ schmiegsam, weich. Zuweilen klang ein Wort deutlicher — nichts Gefährliches, nichts Intimes. Er erzählte von dem Süden. Aber Modeste hatte die Empfindung, daß er dem Mädchen so erzählte, als sei sie für ihn die einzige Frau auf der Welt. Sie glaubte in dem blassen, reizenden Gesichte zu lesen, wie der Ton dieser Männerstimme ihre Nerven sanft streichelte, ihre Seele zärtlich umfing. Sie fühlte beinahe selbst den Reiz, die Gefahr ... Es war doch eine köstliche Einsamkeit, so zu zweien! — Sie wußte auch nicht recht, ob der Mann die Frau wirklich liebte, oder ob sich hier nur die Kunst des großen Verführers bewährte, der die Frauen kennt, ihre Herzen öffnet, nach dem Allerheiligsten hascht mit skrupelloser Hand. — Oder ob sie einen Traum träumten, alle beide? ... Sie horchte noch eine Weile. Und dann wußte sie bestimmt, daß diese Frau wenigstens den Mann liebte, daß sie nur die Augen niederschlug, weil ihre ganze Seele an seinen Lippen hing, daß sie nur darum die Hände krampfhaft im Schoße hielt, weil jede Fiber sich nach der Umarmung sehnte. — Modeste stand atemlos — zum erstenmal sah sie die Liebe, die ganze große, reine. Und es ward ihr seltsam ums Herz. Sie spürte den heißen, schönen Hauch — wie fremd war der ihr doch! Sie fühlte den gewaltigen Strom — es war ein uferloser Strom! — Sie sah das Wunder der Liebe. Und sie begriff nicht ... In ihr begann es zu wogen, zu drängen — heiße Instinkte, verworrene Gedanken. Die rote Scham trat ihr brennend ins Gesicht. — Sie würde niemals „so" lieben können, niemals — das ward ihr Gewißheit. Mit dieser Gewißheit rang sie, unter dieser Gewißheit stöhnte sie. Und sie fühlte deutlich, wie sie beim Schauen schlechter wurde, wie das Unheilige sie durchbebte beim Allerheiligsten ... Und doch lag auch ihr eine unbedingt zwingende Macht in dem Bilde, das sie sah. Sie konnte sich nicht rühren, sie hätte niemals mit einem kühlen Lächeln zu den beiden hineingehen können, wie sie ja eigentlich gewollt, um lächelnd zu sagen: „Verzeihung, wenn ich störe ..." Da rutschte ein Bilderrahmen auf der Etagere. Judith zuckte zusammen, Herr von Falkner sah sich ruhig um, sprach dann weiter. Beide hatten die Lauscherin gesehen.

Modeste ging zurück, ertappt, beschämt.

Die Debatte im Kaminzimmer hatte derweil ihr Ende erreicht, der Reserveball war gesichert. Später kamen Judith und Herr von Falkner dazu, als wäre nichts geschehen. ‚Sie ist auch eine Heuchlerin!' dachte Modeste.

*

Das Abendessen war spät.

Herr von Falkner führte die Hausfrau. Die Unterhaltung floß spärlich.

„Nun, haben Sie sich endlich bei uns eingelebt, lieber Nachbar?" fragte Herr von Bussard.

„Das werde ich nie," klang es kurz zurück.

Die Hausfrau lächelte freundlich: „Es ist eben nicht Ihr Land, Baron."

„Nein, es ist ganz gewiß nicht mein Land ... Aber ich wüßte auch nicht, was sonst mein Land wäre."

„Arbeiten Sie, lieber Falkner! Die Arbeit hilft über alles hinweg."

„Mir nicht, gnädige Frau. Zur Arbeit gehört Schneid, und den habe ich nicht, habe ihn wenigstens nicht mehr ... Mir wird alles leid ... Ich habe überall das Gefühl der Halbheit. Das ist Naturanlage, für die man nicht kann ... Wen eben der Teufel höchst persönlich gesegnet hat ..."

„Nicht weiter!" mahnte die Hausfrau.

Da lachte er wieder kurz. „Ja, wenn mich der Teufel wenigstens gesegnet hätte! Was wollen Sie? Der Teufel ist ein Mann, mit dem sich paktieren läßt. Der Teufel hat noch keinen seiner Schutzbefohlenen im Stich gelassen. Der Kontrakt wird gezeichnet, gehalten ... Wir sind die Feiglinge, die ihn immer brechen wollen, nicht er."

„Versündigen Sie sich nicht!"

„Also brechen wir ab, gnädigste Frau."

„Das möchte ich nun wiederum nicht," antwortete sie ruhig. „Sie sind mir ein lieber Bekannter, ein sehr lieber Bekannter. — Sie könnten vom Leben so viel haben, wenn Sie wollten. Aber Sie wollen eben nicht! ... Ich möchte Sie so gern dazu bringen, wenigstens zufrieden zu werden. Aber Sie haben Falknersches Blut. Das ist ein so furchtbar schweres Blut ... Ich glaube, noch jeder Falkner hat sich sein Glück höchst eigenhändig verbaut ... Sie verlangen vom Leben alles, darum bekommen Sie nichts ... Sie vergessen, daß überall mit Wasser gekocht wird."

Er fuhr sich nach dem Kopf. „Um Gottes willen, Baronin, nicht dieses Wort! ... Es stimmt. Gewiß! Es wird überall mit Wasser gekocht, sogar mit schmutzigem. Aber wenn es das Glück des Lebens ausmachen soll, mit derselben trüben Lehmsuppe vorlieb zu nehmen, mit der alles vorlieb nimmt — was hat das Leben dann überhaupt noch für einen Sinn?"

„Lieber Falkner: Den Lebenskreis auszufüllen, den man ausfüllen muß."

„Gewiß. Nämlich, wenn noch etwas auszufüllen ist."

„Sind Sie wirklich schon so alt, Baron?"

„Ja, das bin ich allerdings."

„Aber Sie werden wieder jung werden, Baron!"

„Ich werde ganz gewiß nicht wieder jung werden. Ich werde weitervegetieren, immer zwischen Rausch und Katzenjammer, und werde das Schlechteste tun, wo ich das Beste hätte tun können."

„Es ist unser alter Streit," schloß sie.

„Und wird's wohl bleiben."

Die Unterhaltung war leise geführt worden, gesellschaftlich. Zwei Menschen, die sich nicht verraten.

Als aufgestanden wurde und Herr von Falkner die Hausfrau in den Salon führte, sagte sie langsam: „Sie haben vielleicht doch recht. Sie können so wenig über sich hinaus, wie Ihr Onkel über sich hinaus konnte. Ihr Vorleben kenne ich nicht, möchte es auch nicht kennen — aber vom Leben haben Sie nie etwas gehabt, werden vielleicht nie etwas haben ... Erst heute abend habe ich Sie ganz verstanden: Sie verbluten sich nutzlos für irgendein Phantom. — Das sind die schlechtesten Leute gewiß nicht, und meine guten Wünsche werden Sie stets begleiten ... Das ist nicht etwa Phrase! — Ich hasse die Phrase ... Glauben Sie vielleicht, daß ich glücklich bin? — Bei Gott, ich bin es nicht! ... Aber ich trage ein selbstgewähltes Schicksal, und hoffentlich trage ich es anständig ... Noch eins: Es wird mir sehr schwer, es Ihnen zu sagen, aber es muß gesagt sein — muß gesagt sein, nach unsrer Unterhaltung heute bei Tisch. Ich werde stets Ihre mütterliche Freundin bleiben — wie gern wäre ich Ihnen mehr, viel mehr gewesen! — aber ich bitte Sie, unser Haus von heute ab nach Möglichkeit zu meiden, Herr von Falkner."

Er trat befremdet zurück. „Ich verstehe nicht ... Sie berauben mich des einzigen Ortes, wo ich wirklich gern gewesen bin ..."

„Das weiß ich, Herr von Falkner. Aber Sie berauben mich dafür meiner Tochter."

„Gnädige Frau!"

„Sie tun es in der Tat! Die Gewißheit war mir allerdings schon lange — aber erst heute weiß ich, daß es nicht sein darf. Judith verdient viel mehr, als Sie ihr je geben könnten."

„Dann bitte ich um eine letzte Aussprache mit Ihrer Tochter."

„Ich gewähre sie Ihnen nicht."

„Sie sind hart!"

„Ich bin nur vernünftig."

„Ihr letztes Wort, Baronin?"

„Mein letztes ... Wir gehen diesmal schon vor Weihnachten nach der Riviera."

„Nach der Riviera?" Er starrte einen Augenblick finster vor sich hin. „Sie haben recht, gnädige Frau ... Es ist ein Phantom — aber ich werde niemals von diesem Phantom lassen ... Ich danke Ihnen." Er küßte ihr die Hand. Während er sich niederbeugte, wurde der Frau das Auge feucht.

„Leben Sie wohl, Herr von Falkner. Auch ein andrer konnte nicht von seinem Phantom ... Und wenn Sie jemals im Nachlasse Ihres Onkels intime Briefe ohne Unterschrift finden sollten — sie sind von mir ... Denn auch mein Schicksal hieß: Falkner von Oed."

*

Es war lustig gewesen nach dem Abendessen. Musik, Tanz. Der Leutnant hatte gespielt, die Mädchen hatten gehüpft. Nur Herr von Falkner schien gar nicht bei Stimmung, er war auch der erste, der den Wagen bestellte.

„Schon?" fragte Judith leise.

„Ja, gnädiges Fräulein."

Die andern vermißten ihn nicht. Seine Art berührte sie immer fremd.

Frau von Bussard sagte en passant: „Ich hatte Ihnen eigentlich Modeste mitgeben wollen — ich finde gar nichts dabei — denn allein zurückreiten darf sie natürlich auf keinen Fall."

„O bitte, Baronin. Ich bringe Fräulein Lindt sehr gern nach Haus, vorausgesetzt natürlich, daß sie will."

Modeste wollte sofort.

Der Abschied war sehr rasch. Herr von Falkner drängte. Judith war mitgegangen vors Haus. Er schien es nicht zu bemerken. Erst auf dem Jagdwagen, als er schon die Zügel in der Hand hielt, besann er sich: „Verzeihung, Baroneß, ich vergaß ..." Er stieg noch einmal ab und küßte dem Mädchen die Hand, ohne sie anzusehen. Dann fuhren sie ab in einem Trab, vor dessen Flüchtigkeit Modeste graute.

Draußen Novemberkühle. Ein schleichender Mond. Die Ebene im wallenden Grau.

„Es wird heute nacht reifen," sagte Modeste.

„Es hat schon gereift," erwiderte er.

Sie wußte nicht recht, was er meinte. Die Bäume schimmerten doch noch nebelnaß.

Es ging den Lehmweg entlang. Die Jucker schnaubten und drängten nach dem Stall. Er ließ ihnen die Zügel. Die Zigarette war ihm ausgegangen. Er saß vornübergebeugt, den Mantelkragen hoch, stumm und unbeweglich, nur zuweilen zuckten die Hände mit den braunen Fahrhandschuhen.

Auf der Chaussee parierte er plötzlich zum Schritt: „Können Sie zaubern, gnädiges Fräulein?" ...

Sie lachte.

„Lachen Sie nicht! Können Sie mir fünf Jahre meines Lebens zurückzaubern, nur fünf?"

„Ich wüßte nicht, wie ich das anfangen sollte, Herr von Falkner."

„Ich auch nicht, gnädiges Fräulein."

Sie waren derweil in den Wald gekommen. Hüben und drüben die dunkeln Stämme, starr, nebelverhüllt. Zuweilen schüttelten sich die Fichten wie vor Nässe — es tropfte zögernd. Dann begannen die Nadeln zu singen, verschlafen, leise. Schwere, eisige Luft kroch heran. Modeste fröstelte. Es war so eine hoffnungslose Novembernacht. — Das schöne Mädchen blickte sich nach dem Kutscher um — der hohe Kokardenhut des Schlafenden wackelte.

„Er hat die ganze Nacht auf sein müssen," erklärte Herr von Falkner. „Uebrigens versteht er kaum ein Wort Deutsch ... Galizier. Kam zugleich mit den Pferden." Dann schwieg er wieder und griff nach der Peitsche herüber.

In dem Augenblick fragte Modeste leichthin: „Wie gefällt Ihnen Judith?"

Er ließ die Peitsche stecken: „Wie gefällt sie Ihnen?"

„Ich weiß nicht."

„Ich weiß auch nicht."

„Ist das wahr, Herr von Falkner?"

Er drehte sich langsam zu ihr und sah sie an. „Ich weiß nicht, das heißt, ich weiß, daß sie ein edles, großherziges Geschöpf ist, der wahrste Mensch, den ich jemals sah."

„Sie fahren sehr oft hin, Baron?"
„Ja."
„Werden Sie bald wieder hinfahren?"
„Nein."

Modeste schüttelte den Kopf. „Wer's glaubt, wird selig."

„Dann werden Sie wohl glauben und selig werden müssen, meine Gnädigste."

Zu Vertraulichkeiten neigte Herr von Falkner offenbar nicht. Er pfiff nur leise, die Tiere zogen an, die Peitsche schwirrte leicht. „Haben Sie Angst?"

„Wovor?"

„Wenn ich die Schinder mal austraben lasse, was sie können."

„Lassen Sie sie ruhig austraben!"

„Ich bin gerade so in der Stimmung ... Hoffentlich kommt uns kein Fuhrwerk in die Quere, sonst gäb's ein Unglück."

„Dann gibt's eben ein Unglück," antwortete Modeste ruhig.

Er sah sie von der Seite an. „Sie haben Schneid, viel Schneid, meine Gnädigste ... Also en avant!"

Der Stern von Barginnen hatte von diesem Augenblick an nur das Gefühl des Schwindels. Die Luft pfiff, die Bäume flogen. Kaum daß die weißen Chausseesteine rasch aufzuckten und wieder verschwanden ... Es war eine Angst, es war aber auch eine Lust. So durchs Leben zu fliegen — wer das könnte!

Nach einer Viertelstunde waren sie aus dem Wald. Der scharfe Umriß des weißen Eyseliner Herrenhauses zeichnete sich nah — der graue Bergfried von Barginnen verschwamm, fern. Nachtwind war aufgekommen. Die Nebelschwaden wallten zerrissen über die litauische Ebene. Es wehte eisig kühl. Herr von Falkner mäßigte das Tempo. Die Tiere schnaubten und knirschten auf das Gebiß, das Blut war ihnen erregt, der Atem stieg wie Dampf aus den Nüstern.

„Fahren Sie immer so, Baron?"

„Daß mich Gott bewahre! ... Aber zuweilen überkommt's mich wie eine Art Wut. Ich bilde mir ein, entfliehen zu können."

„Diesem verhaßten Litauen natürlich!" warf sie ein.

„Nein, ganz jemand anders, meine Gnädige, er hat vielleicht sogar den Vorzug, neben Ihnen zu sitzen ... diese Einbildung dauert übrigens nie lange. Heute zum Beispiel löst sie der Galgenhumor ab. Ich hätte die größte Lust, noch nach Tilsit zu fahren, mir ein paar Leutnants zusammenzutrommeln und Pommery zu trinken die ganze Nacht — aber goût américain! Heut brauche ich etwas sehr Herbes und Starkes."

„Tun Sie es doch," riet Modeste kühl. „Ich bin bald zu Haus."

Darauf verbeugte er sich halb mit einem eigentümlichen Lächeln. „Nein, das tue ich ganz gewiß nicht — hab's auch nie getan ... das wäre so 'n gefundenes Fressen für Ihr Litauen: Der Majoratsherr von Eyselin hat in einem Tilsiter Kruge so lange gezecht, bis er auf dem Sofa einschlief! ... Lieber nicht. Ich habe nicht die halbe Welt darum nüchtern bereist, um mich in Tilsit, ausgerechnet in Tilsit, zu betrinken."

Modeste lehnte sich im Sitz zurück. „Sie müssen doch eigentlich viel gesehen haben, Baron!"

„Aber ohne Profit."

„Und viel Frauen kennen gelernt haben!"

„Auch das."

„Wo sind die Frauen am hübschesten?"

Er lächelte. „Sie sind ungefähr die tausendste, Fräulein, die das fragt ... Aber ich kann Ihnen nicht antworten. Für mich ist immer nur das ‚je ne sais quoi', was die Schönheit der Frau macht." Er kniff die Augen zusammen. „Glauben Sie mir, daß ich die Frauen kenne?"

„O ja!"

„Und daß ich viele Teufeleien hinter mir habe?"

„Ob ich das glaube!"

Er zuckte die Achseln. „Sehen Sie, Sie junge Dame von noch nicht zwanzig Jahren! Sie verstehen nichts von dem, was ich da eben gesagt habe — Sie dürfen nichts verstehen, das heißt Sie verstehen alles so gut als ich ... Ich müßte Ihrer Unschuld verächtlich sein, aber ich bin Ihrer Jugend nur interessant ... Sie möchten viel mehr hören, viel mehr. In Spanien, tausend und drei! — Das reizt! ... Aber wenn ich Ihnen statt dessen versichern könnte, mein Leben wäre so rein wie diese köstliche Nachtluft — und wenn Sie mir's glauben müßten — ich wäre Ihnen plötzlich der gleichgültigste Mensch von der Welt! Woran liegt das? Ich zerbrach mir schon manchmal den Kopf ... Ist's nur Wißbegier? Oder ist's nicht vielmehr die innerliche Sündhaftigkeit unsrer Natur? Wie langsam begreift ein Kind das erste Gebot und wie schnell lernt's den ersten Fluch!"

Modeste schwieg. Er lachte. „Ja sehen Sie, meine Gnädigste! Ich sagte Ihnen doch: ‚Hüten Sie sich vor mir!' — Aber Sie hüten sich gar nicht vor mir." ...

Modeste sah, wie Barginnen näher und näher kam. Es war ihr lieb. Und doch wäre sie auch wiederum noch Meilen gefahren mit ihm. Es war eben etwas in dem Mann, das sie unbedingt abstieß und unbedingt anzog zu gleicher Zeit.

An dem Lindenweg hielt er. „Ich sehe, Barginnen ist bereits zu Bett. Nur so was wie ein Korridorlicht brennt noch. Ich möchte nicht stören. Die Eisen dröhnen so auf dem Steinpflaster."

Modeste nickte: „Ja, mir ist's auch lieber so."

Er warf dem Kutscher die Leinen zu, der sie stehend, die Hand am Hute, hielt. Modeste sprang leicht hinunter — sie vermied instinktiv seine stützende Hand. Sie gingen durch den Lindengang. Als er einen dunkeln Schatten in der Einfahrt bemerkte, sagte er zurückbleibend: „Sie werden offenbar erwartet. Adieu. Und haben Sie die Güte, alles zu vergessen, was ich gesagt habe. Sie sind eine Dame ohne Nerven — das hat mich gefreut. Andre hätten aufgeschrien bei dem Jagen. Wird man Sie mal bald zu Pferde sehen? Sie sollen's ja schon ganz gut können!" Er gab ihr flüchtig die Hand. Unwillkürlich mußte sie an Frau von Bussard denken, es war kein Druck, es war ein gleichgültiges Hineinlegen.

Als sie rasch zu dem Schloßportal ging, trat ihr Herr Romeit grüßend entgegen.

„Sie noch auf, Herr Romeit?"

„Ja ich war nochmal im Kutschstall. Es hätte etwas passiert sein können, gnädiges Fräulein."

„Sehen Sie doch nicht Gespenster, Herr Romeit!" wehrte sie. „Es ging alles vorzüglich. Den Braunen bringt der Kutscher morgen in der Frühe."

Sie trennten sich. Auf der Treppe war's ihr, als höre sie unten einen scharrenden Pferdehuf. „Herr Romeit," rief sie zurück, „es ist doch nicht etwa jemand zum Besuch?"

„Nein, gnädiges Fräulein, ich habe Ihren Sommerrappen da unten."

„Sie wollten mir entgegenreiten?"

„Ja, das wollte ich."

„Das wäre mir aber sehr peinlich gewesen," sagte sie kurz und scharf. Sie hatte dabei eine unangenehme Empfindung. Inspektoren und Ritterdienste — nein!

Oben in der Turmstube dachte sie später mit dumpfem Kopf: ‚Was liebt denn nun eigentlich Judith an ihm? Ist er ein ganz andrer, als er scheint — oder ist es nur dieser fremde Reiz? Ich weiß nicht recht ... ich möchte und ich möchte doch nicht ... Ich habe Angst vor diesem Menschen.'

In der Tat ritt sie auch die nächsten acht Tage nicht.

VII

Eines Morgens — es war tief im November — erwachte Modeste von einem Blinken und Flimmern, das ihr die Augen beizte.

„Schnee, Schnee!" rief sie und sprang auf. Die Ebene lag ganz weiß, sonnig. Die Fichten des Parkes beugten sich unter der weißen Last. „Aber so mach doch wenigstens die Augen auf, Frieda!"

Frieda drehte sich verschlafen nach der andern Seite. „Laß mich zufrieden!"

Heute sollte Kränzchentag sein. Und der Schnee hat immer etwas Frohes, Frisches. Die Jugend liebt den strahlenden Frost. Der Stern von Barginnen lief freudig in dem ungeheizten Zimmer auf und ab. Das Wasser plätscherte, das Mädchen schüttelte sich unter dem eisigen Naß. Dazwischen lachte sie.

„Es ist gräßlich mit dir, Modeste! Du störst mich jeden Morgen."

„Zieh doch aus!"

„Ach du! ..."

Darauf dachte Modeste an das Kränzchen, an Schlittengeläute, an den Reserveball. Das Leben ist doch schön! — Und versöhnlich ging sie an der Schwester Bett. „Warum bist du eigentlich immer so, Frieda?"

„Weil ich Lust habe." ...

„Frieda, warum ärgern wir uns eigentlich fortgesetzt gegenseitig an? ... Es ist so dumm!" fügte sie nachdenklich hinzu. „Wollen wir uns versöhnen — aber ganz, weißt du?"

„Modeste, laß mich!" Dabei richtete sich Frieda halb auf. „Aber wenn du denn durchaus wissen willst, warum ich dich nicht mag — weil du eine schamlose Egoistin bist ..."

„Das bist du wohl nicht, Frieda?"

„Siehst du, mein Kind, die Wahrheit verträgst du nicht. Du bildest dir ja auch natürlich ein, du wärest ganz fix und fertig, müßtest jedem gefallen! ... Aber wart nur ab, liebes Kind: es kommt ganz anders. Du wirst auch schon deine Enttäuschungen erleben. Was du denkst, das ist nicht!"

„Was ich denke?" fragte Modeste kopfschüttelnd.

„Ach, tu dich nur nicht!"

Modeste vollendete schweigend ihre Toilette. Dann sagte sie ruhig, ohne Groll: „Ich mag nichts taugen — gut — aber dann taugen wir Lindts alle nichts! Ich möchte aber 'was taugen ... Willst du nun, Frieda, oder willst du nicht? Ich bitte nicht gern ... Jetzt aber bitte ich dich ernstlich und von Herzen: Begraben wir alles! Ich habe schuld, du hast schuld. Also?"

Die ältere Schwester schaute mit funkelnden Augen. „Ich begraben? Ich? Liebes Kind, ich werde dir das Jagddiner nie vergessen. Ich werde dir keine Gemeinheit vergessen — nichts, nichts! ... Ich werde alles tun ... alles ..." Die Stimme versagte ihr. Sie drehte sich nach der Wand zu und sprach kein Wort mehr.

Auch Modestes Gesicht wurde eisig. „Gut — ich werde dir ebenfalls nichts vergessen — nichts."

*

Nachmittags kam das Kränzchen, Frau Murrmann an der Spitze. Als sich die Damen aus dem Pelz wickelten, fragte Modeste verwundert: „Kommt denn Judith nicht?"

„Nein," berichtete Frau Murrmann. „Sie war den Vormittag bei mir. Ihr möchtet entschuldigen, aber sie fühlte sich nicht wohl" ...

„Wenn sie bis zu Ihnen fahren konnte!" antwortete Modeste spitz.

Die Murrmann nahm sie mütterlich beim Arm. „Aber sie ist doch so zart! — Sie lebt wahrscheinlich nicht lange ... Der Doktor hat mir selbst gesagt, wenn sie sich nicht außerordentlich schonte ... Sie soll zwar keine Tuberkeln haben — aber Sie können sich darauf verlassen — sie hat! Ich kenne das." Und mit strahlenden Augen begann sie die Krankheitsgeschichte einer Schwägerin zu erzählen, die mit zweiundzwanzig Jahren gestorben war, jung, blühend. „Ach die arme Judith!" Während sie sich mit dem Handschuh eine Träne aus der Augenecke wischte, schloß sie sehr freundschaftlich: „Da hilft eben absolut nichts, liebe Modeste! Ich weiche der Judith darum auch nach Möglichkeit aus, so was überträgt sich leicht ... Und ich habe sie doch so furchtbar lieb, die arme Judith!"

Aber Modeste, die viel zu frisch und jung war, um einen andern natürlichen Tod als den alter Leute zu begreifen, verzog nur die Lippen: „Sie überlebt uns noch alle! ... Ich glaube vielmehr, daß sie eine ganz andre Krankheit hat."

„Welche? Erzählen Sie doch, liebes Modestchen! ... Es ist so interessant ..." Frau Murrmann war ganz nahe herangetreten, um auch eine geflüsterte Vertraulichkeit deutlich zu verstehen.

Auch die andern jungen Damen engagierten sich.

„Denkst du vielleicht an einen Mann?“

„Vielleicht gar an Falkner von Oed?“

„Er ist aber sechzehn Jahre älter als sie,“ mahnte die kleine Meyners. „Er schließt sich übrigens jetzt ganz ab, war seit Wochen nicht in Bussardshof. Es ist also ganz unmöglich, daß Judith . . .“

„Nichts ist unmöglich,“ korrigierte freundlich Frau Murrmann. „Wenn Modeste weiß . . .“

Aber Modeste schämte sich doch des gemeinen Vertrauensbruches. Das Bild damals in Bussardshof hatte wohl ihre schlechten Instinkte aufgewühlt, aber auch ihre guten. „Ich dachte nur so . . . Es kann ja auch ein andrer sein. Was weiß ich.“

Darauf schüttelte die Kürassierdame den Kopf. „Wer so reich ist wie Judith und wer so aussieht! Die könnte in der ganzen Provinz jeden haben, den sie wollte.“

„Aber wenn **er** nun gerade nicht wollte?“ antwortete Modeste mit zweideutigem Lächeln.

„Klatscht nicht, Kinder, klatscht nicht,“ mahnte Frau Murrmann. „Aber sagen Sie mir nur ruhig, Modestchen! Sie scheinen doch etwas zu wissen.“ . . .

„Ich weiß nichts.“

Dann gingen sie in den Salon, der, sonst immer kalt, bei Besuch aber regelmäßig überheizt war. Herr Lindt revidierte dann selbst und legte noch eigenhändig große Stücke Holz auf . . . Grillparzers: „Sappho“ sollte mit verteilten Rollen gelesen werden. Wie gewöhnlich blieb’s beim Versuch. Das ist Dichterlos im Kränzchen. Man beschwert sich eben lieber den Magen als den Kopf. Nur Frau Murrmann begann von Byron zu schwärmen: „Dieser große Dichter, dieser wahrhaft illustrierte Geist!“ . . . Der Reserveball wurde besprochen, die Toiletten. Die Kürassierdamen taten geheimnisvoll, Modeste beschrieb ihr Kleid.

Als das Kränzchen diesmal sofort nach dem Kaffee aufbrach wegen Schneesturmbefürchtungen, nahm Frau Murrmann, von einer schrecklichen Ungewißheit die ganze Zeit über gequält, Modeste noch einmal beiseite. „Sagen Sie mal, Modeste: der Falkner hat Judith die Cour gemacht, nicht auffällig, aber doch immerhin. Könnte er sich vielleicht einen Korb geholt haben? Es wäre sehr interessant.“

Modeste antwortete: „Ich verstehe immer ‚er‘.“

Der Nachmittag war sehr hübsch gewesen, für Modestes Geschmack. Der Stern von Barginnen amüsierte sich immer, wo er als erster strahlte. Der Abschied von den Kränzchenschwestern tat ihr diesmal wirklich leid. Sie selbst war draußen und half die Damen in die Pelzdecken packen. Es wehte eine feuchte Schneeluft, und der Horizont bewölkte sich verdächtig. Da ergriff sie eine abenteuerliche Lust, ein Stück in diese Schneedämmerung mit hineinzufahren. Kam der Schneesturm nicht — gut; kam er — um so besser! „Kinder, ich komme mit!“ Und ehe die andern noch recht protestieren konnten, kam sie in Baschlik und hohen Gummischuhen lachend herausgestelzt und schwang sich rasch zu dem Kutscher. „Los, los,“ drängte sie und griff selbst in die Leinen.

„Aber du mußt doch frieren in deinem dünnen Jackett, Modeste,“ meinte die kleine Meyners.

„Nein, ich friere nicht, ich friere nie. Euer Kutscher fährt mir nur zu langsam. Ach, was die Schneeluft wohl tut!“ Sie hatte nicht einmal Handschuhe und machte während der ganzen Zeit die komischsten Kapriolen mit den Händen, um sich erwärmen.

Die Sonne versank drüben im Wald, blaß, kraftlos. Die leuchtenden Schneefelder sahen auf einmal stumm, tot. Flocken begannen zu rieseln, groß, wässerig. Jetzt schien auch der Himmel tiefer und tiefer sinken zu wollen. Ein dichtes Flockengewimmel verhüllte auf einmal die Landschaft. Da sprang Modeste vom Bock: „Adieu, adieu!“ Und gleich war sie auch in der Dämmerung verschwunden. — Nach einer Weile schaute sie sich um. Die Wagen wie verschluckt vom rieselnden Schnee — fernes Radknirschen — leiser Hufschlag. Auch das verschwamm. Es wollte Modeste bänglich werden. So totenstill alles und sie so mutterseelenallein . . .

Dann aber freute sie sich wieder dieser Schneestimmung, die sie dicht und weich einhüllte. Die Flocken prickelten angenehm. — Modeste schlenderte die Chaussee zurück. „Wenn ich immer so weiter, immer weiter ginge,“ sagte sie, „und endlich totmüde in einen Dorfkrug käme — es wäre doch hübsch! Ich möcht’s rasend gern . . . Das wär’ doch noch mal was . . .“ Und während sie sich das ausmalte, kam ihr etwas Dunkles entgegen, was sehr schnell wuchs, ein Mensch, wahrscheinlich ein Mann. Sie wollte schon in den Chausseegraben schlüpfen. Der Gedanke an trunkene Knechte machte ihr Grauen. Aber als der Mann näher kam, trieb ihr der Luftzug feinen Zigarettenhauch entgegen. Sofort erkannte sie auch den Mann: es war der Majoratsherr von Eyselin, der so tief in Gedanken dahinschritt, daß sie ihn fast streifte. Als er vorüber, rief sie ihm lustig nach: „Guten Tag, Herr Baron, und gleichzeitig: Gute Nacht!“

Er blieb stehen und faßte nach seinem Lodenhut: „Pardon, ich weiß nicht wer?“

„Modeste Lindt.“

„Ach so!“ Sie begrüßten sich. „Ich war mal wieder in schlechter Gesellschaft, das heißt mit meinen Gedanken allein.“

„Ich höre, Sie kapseln sich jetzt vollkommen ein, Baron.“

„Ich nehme Unterricht in der doppelten Buchführung.“

„So wollen Sie sich doch in die Gegend einleben?“

„Ich muß. Leider.“

„Ich glaube, Sie sind furchtbar hochmütig,“ sagte Modeste ehrlich.

„Vielleicht. Aber jedenfalls nur für mich. Standeshochmut ist mir unbekannt . . . Ich begleite Sie selbstverständlich nach Haus.“

Er sprach dann weiter, höflich, glatt, ohne Interesse. Dennoch fühlte sie wieder den fremden Reiz. ‚Ob er wirklich so abgeblaßt ist?‘ dachte sie.

Und als ob er ihre Gedanken erriete, unterbrach er sich plötzlich: „Sie möchten noch immer wissen, mein gnädiges Fräulein, wer ich eigentlich bin? Das möchte ich eigentlich auch wissen . . .“

. . . „Dabei käme vielleicht etwas Unglaubliches heraus,“ scherzte Modeste.

„Jedenfalls etwas Halbes. Denn ich bin gut und schlecht, ganz nach Bedarf. Als Mann können Sie sich unbedingt auf mich verlassen und wenn’s Ihnen einmal übel gehen sollte, auch — aber als Frau . . . Ich war merkwürdig neulich — was? Das passiert mir öfters . . . Ich habe Sie übrigens noch gar nicht wieder zu Pferde gesehen seit damals. Haben Sie Angst?“

„Vor Ihnen?“ fragte Modeste verwundert.

„Nein, vor sich . . . Glauben Sie übrigens, daß ich Sie sehr genau kenne? — Sie sind eine kleine Leichengängerin. — Sie kennen den Ausdruck natürlich — das soll aber beileibe kein Vorwurf sein! Denn alle kräftigen Naturen sind Leichengänger, so oder so . . . Das ist nur logisch. Wenn wir nicht den Leuten auf den Rücken steigen, so steigen uns die Leute auf den Rücken . . . Sie sind eine Leichengängerin, meine Gnädigste, dennoch rate ich Ihnen Vorsicht. Sie haben nämlich einen großen Fehler.“

„Der wäre?“

„Sie sind maßlos eitel, und diese Eitelkeit legt sich bei Ihnen wie ein Schleier vor die Augen. Sie würden in jeden Abgrund fallen, weil Sie ihn nicht sehen.“

Modeste war stehen geblieben, das Blut schoß ihr nach den Schläfen. „So wollen Sie, Baron, vielleicht behaupten, daß Sie kein Leichengänger sind und nicht maßlos eitel? — Ich kenne Sie auch.“

Er lüftete ironisch den Hut. „Die Leichen, über die ich in meinem Leben gegangen bin, waren nichts wert, sie tun mir nicht die Spur leid — aber die letzte anständige Leiche, über die ich gehen werde, die werde ich selbst sein. Verlassen Sie sich drauf.“

Die Lichter von Barginnen tauchten umflort aus dem Park auf.

„Da wären wir ja glücklich!“ rief Modeste, „und die Wahrheit hätten wir uns auch genügend gesagt. Wenn Sie sich nur nicht irren, Baron . . .“

„Warum soll ich mich nicht irren? Ich bin alt genug, um mich irren zu dürfen.“

Am Lindenweg trennten sie sich.

Er sah ihr dabei lächelnd ins frische, junge Gesicht. „Ich irre mich doch nicht, ich irre mich ganz gewiß nicht . . . Aber Sie sehen wunderhübsch aus — wunderhübsch!“ Sie ertrug seinen Blick, obgleich er sie häßlich prickelte.

„Kommen Sie lieber noch auf ein Glas Tee zu uns hinauf!“ lachte sie.

„Nein, das werde ich ganz bestimmt nicht tun.“ Er verbeugte sich höflich und ging.

‚Was ist das nun für ein Mensch!‘ dachte Modeste. ‚Ich kann ihm nicht so scharf antworten, als ich ihm wohl antworten möchte. Und seine Art mag ich auch nicht, und ihn mag ich erst recht nicht. Und er mag mich auch nicht, mag mich ganz gewiß nicht! . . .‘ Und dann dachte sie wieder: ‚Ob er wohl zum Reserveball kommen wird und mit mir tanzen? Am Ende mag er mich doch.‘ Und sofort war ihr ganzes Sein wieder mit dem Reserveball ausgefüllt.

*

Oben klopfte der alte Lindt seine lange Pfeife — die Bismarckpfeife — wie er als Feudaler zu sagen pflegte, bedächtig aus, während Modeste von dem Spaziergang berichtete. „Er ist doch ein sehr tüchtiger Mann, der Baron! Doppelte Buchführung, das imponiert mir . . . Dem Romeit ist das nicht beizubringen. Sonst zuverlässiger Beamter! . . . In Geldangelegenheiten traue ich nun allerdings keinem Inspektor. Wo die Bande Geld sieht, regt sich sofort die schlummernde Bestie. Der Baron läßt ja den alten Oberinspektor Krischkat auch endlich gehen. Allerdings erst, nachdem der sich vollgesogen hat wie ’n Schwamm . . . Wenn’s in der Herrschaftsküche nach Erbsensuppe roch, duftete es im Inspektorhaus nach Lampreten. Ich habe so meine Quellen . . . Bin neugierig, was für ’n Oberinspektor jetzt dahin kommen wird. Doch eine sehr verantwortliche Stellung! . . . Unsrer war heute so widerhaarig. Bildet sich wahrscheinlich ein, weil er die Eyselinschen Stuten hat besehen dürfen, daß die Oberinspektorstelle für ihn gerade gut genug wäre. Die Kerls kriegen mit der Zeit alle den Größenwahn.“

„Ja, selbstverständlich!“ rief Frieda.

Modeste drehte sich gereizt um: „Falkner hat ihm die Stelle schon vor einem Monat angeboten, liebe Frieda. Du brauchst dich also gar nicht so zu engagieren!“

Der Alte nickte beifällig: „So, so! Das beweist mir doch wieder, daß der Baron viel Blick hat . . . Es wäre mir zwar nicht angenehm — zum Glück hab’ ich dem Romeit ’s Gehalt auch noch einbehalten — aber da Eyselin jetzt partout die Remontenzucht forcieren will . . . Soll ’n außerordentlicher Pferdekenner sein, der Romeit . . . Wie hat sich denn der junge Mann zu der Frage gestellt?“

„Ich glaube: glatt nein gesagt, Papa.“

Der Alte schüttelte wieder mit dem Kopf, diesmal aber sorgenvoll. „Natürlich steht sich der Kerl dann besser hier, das heißt, er bestiehlt mich hinten und vorn . . . Da werden wir also nächstens ein sehr ernstes Wort miteinander sprechen müssen, lieber Herr Romeit!“

„Tu’s lieber nicht!“ riet Modeste.

„Du meinst, weil er jung und dreist ist? Und sich allerlei ’rausnehmen könnte? Dafür haben wir ja ’s Strafgesetzbuch . . . hm . . .“

„Nein, Papa, deswegen gar nicht. Ich glaube nur, daß er unbedingt ehrlich ist und auch recht anhänglich. Und daß er darum bleibt.“

(Fortsetzung folgt)



An einem vergessenen Grabe. Nach dem Gemälde von August Wilckens (Dresden)
(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)



Beim Spiel

Wie sollen wir unsre Kinder photographieren?

Von

T. Bernoulli-Basel

(Mit sieben Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin)

In Kreisen der Amateurphotographen begegnet man oft der Ansicht, daß Kinderaufnahmen schwierig und nicht besonders lohnend seien. Leute, die zum Beispiel für Landschaftsaufnahmen ein feines Verständnis haben und auf diesem Gebiet Hervorragendes leisten, haben sich oft durch die paar ersten Mißerfolge, die natürlich unvermeidlich sind, von der Kinderphotographie dauernd abschrecken lassen.

Wenn wir im folgenden einmal versuchen, den Kinderaufnahmen das Wort zu reden, so geschieht dies, weil wir im Gegenteil überzeugt sind, daß es, speziell für den Amateur, eine der dankbarsten Aufgaben ist, all die charakteristischen und reizvollen Stellungen der Kinder auf der Platte festzuhalten. Um damit zum Ziele zu kommen, bedarf es für den Ausführenden allerdings eines großen Maßes von Geduld und einer möglichst geringen Menge Nervosität. Denn es liegt in der Natur der Sache, oder sagen wir vielmehr in der des Kindes, daß ein gutes Bild nicht gleich beim ersten Versuch gelingt; oft müssen wir lange auf einen günstigen Moment warten. Einen solchen Augenblick, in dem das Kind gerade aussieht, wie wir es geben möchten, gilt es dann mit Geistesgegenwart zu nützen.

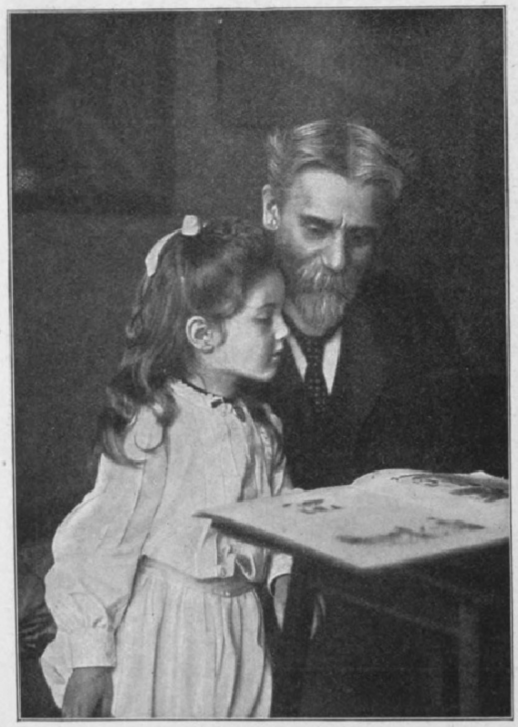
Daß für das gute Gelingen viel von unserm Apparat abhängt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Das bequeme Handhaben desselben kann uns vor allem die Sache ungemein erleichtern, und was die Empfindlichkeit und Lichtstärke anbetrifft, so sollten die für solche Arbeiten verwendeten Platten und Objektive den höchsten Anforderungen entsprechen. Es fehlt oft an der Einsicht, daß mit schlechten Hilfsmitteln keine guten Erfolge zu erreichen sind. Man arbeitet mit Momentverschlüssen, die funktionieren, falls sie gerade bei Laune sind; man sucht sich die billigsten Platten aus; man plagt sich in bemerkenswerter Ausdauer mit irgendeinem Fehler am Apparat, dem durch eine kleine Reparatur abzuhelfen wäre. Ist es unter solchen Umständen erstaunlich, wenn die erhaltenen Resultate den gehegten Erwartungen nicht entsprechen? Vorausgesetzt aber, daß sich an den technischen Hilfsmitteln nichts aussetzen ließe, so wäre damit doch erst ein Teil der zum Gelingen nötigen günstigen Vorbedingungen geschaffen. Um uns über letztere klar zu werden, greifen wir vielleicht am besten einige solcher Fälle heraus, die uns die am häufigsten begangenen Sünden auf dem Gebiet der Kinderphotographie veranschaulichen.



Stillvergnügt

(Das Kind ist freundlich, ohne dazu aufgefordert zu sein)

Ein Amateur hat noch ein paar Platten in seinen Kassetten, die der Verwendung harren. Einer befreundeten kinderreichen Familie denkt er mit Bildern der Kinder ein Vergnügen zu bereiten. Schon eine Woche vorher hat er seine Absicht kundgetan. Von Stunde zu Stunde rückt das große Ereignis näher, wie ein Schulexamen. Am bestimmten Tage werden ihm die Kinder vorgeführt, sonntäglich herausgeputzt und voll eingehender Instruktionen über ihr Verhalten. Auf Plattengröße 9×12 Zentimeter sollen nun sieben Kinder rangieren. Man hat da verschiedene Anordnungen. Entweder unser Amateur stellt sie wie Orgelpfeifen hart nebeneinander, vom größten bis zum kleinsten, oder er formiert zwei Reihen, wobei die begünstigten vordern eventuell sogar zu Sitzplätzen kommen. Wenn dann noch einige sentimentale Posen, wie aneinander geschmiegte Köpfe, glücklich zustande gebracht sind, und die Kinder wirklich, elterlicher Vermahnungen eingedenk, die Sache so lange ausgehalten haben, so wird Ruhe kommandiert. Aller Blicke sind dem Photographenapparat zugewandt, der entscheidende Moment ist da, die Kinder halten den Atem an und die Aufnahme wird gewagt. Eine Art soldatischen Familienbildes ist entstanden.



Beim Besehen eines Bilderbuchs

In einem andern Fall hat sich der photographierende Onkel an ein paar Ansichtskarten mit „süßen“ Kinderbildern seine Inspiration geholt. Er sucht sich nun in der Schar seiner Neffen und Nichten das „Schönheitele“ heraus, und es werden allerhand Stellungen probiert. Mit Zureden und Zuckerbrot hat er schließlich erreicht, daß das betreffende Kind, so oft es photographiert werden soll, sich von selbst in die gehörige Positur zu bringen weiß. Unbewußte Kinderanmut werden wir aber auf einem Bilde, das so entstand, und bald auch am Original desselben vergeblich suchen.

Manche unter den Photographen pflegen zu behaupten, daß es immer noch viele Leute gebe, die derartigen „gemachten“ Bildern Geschmack abgewinnen. Sie arbeiten auch in ihren Ateliers nach dieser Methode. Da sucht man durch gemalte Hintergründe, Blumen und Balustraden der Nüchternheit des Alltags wirksam zu begegnen und bedenkt nicht, welch hohle Mache dabei herauskommen muß. Daß sich ein Kind in einer Umgebung aus Pappe nicht gerade heimisch fühlen wird und den equilibristischen Anforderungen des Sitzens auf einer Balustrade nicht gewachsen ist, begreift sich schließlich. Schwäne, Körbe und Eierschalen als Sitzgelegenheiten für kleine Kinder sind allerdings nicht mehr ganz Mode, hingegen pflegt man immer noch Wickelkinder in große Lehnstühle zu setzen, während sie doch am besten überhaupt nur zusammen mit der Mutter photographiert würden.

Es ließen sich da noch allerhand Sinnlosigkeiten aufzählen, die meisten entspringen einem mangelnden Verständnis für die Eigenart des Kindes.

Das Kind, wie es leibt und lebt, wird am ehesten in seiner gewohnten Umgebung zu photographieren sein. Je weniger es merkt, was wir mit ihm vorhaben, desto sicherer ist uns ein gelungenes Bild. Wie reizend sehen oft Kinder aus,



Eine mehr zum Konventionellen neigende Pose

die in ihr Spielzeug vertieft sind. Warum sie daraus aufrütteln zum Zweck des Photographierens? Wollen wir einmal ihre Aufmerksamkeit auf uns gerichtet haben, so ist es sicher ein besseres Mittel dafür, ihnen eine Geschichte zu erzählen, als ihnen den üblichen Vogel oder Hampelmann zu zeigen. Wir werden dann bald zu unserm Erstaunen bemerken, daß, wenn wir so vorgehen, selbst mit lebhaften Kindern Aufnahmen in Innenräumen zu wagen sind. Ganz ohne dazu kommandiert zu sein, können sie uns mit interessierter Miene ruhig zuhören, und je nachdem wir ihnen frohe oder traurige Dinge erzählen, haben wir es in der Hand, ihren Gesichtsausdruck nach unserm Wunsche zu gestalten. Damit kommen wir zu wesentlich andern



Beim Frühstück
(Man beachte die Wirkung des Geschirrs infolge der Helligkeit und der Größenverhältnisse)

Resultaten, als wenn wir den Kindern gezwungenes Stillsitzen zumuten. Zu letzterem haben sie in der Schule reichlich Gelegenheit, aber vom künstlerischen Standpunkt aus hört die Möglichkeit erfolgreichen Schaffens ungefähr da auf, wo der Pädagoge ihren Anfang ansetzen zu sollen glaubt.

Auch an Stellung und Haltung der Kinder sollte man sehr wenig herumkorrigieren. Was von einer Seite aus betrachtet schlecht aussieht, wirkt oft vorzüglich von einem andern Standpunkt aus. Gehen wir lieber mit dem Apparat um das Kind herum, als daß wir die Stellung des Kindes verändern. Bei Aufnahmen in Innenräumen ist die Bewegungsfreiheit des Photographierenden allerdings oft eine beschränkte. So wundervoll intime Beleuchtungseffekte manchmal gerade hier erzielt werden, wird es doch für die darin nicht sehr Geübten günstiger sein, den Anfang mit Kinderaufnahmen im Freien zu machen.

Zu vermeiden sind dabei im allgemeinen Bilder, die im hellen Sonnenlicht gemacht werden, weil die harten Schlagschatten auf Gesichtern störend wirken. Hingegen trifft man zum Beispiel im Schatten der Bäume oft auf feine und eigenartige Beleuchtungen. Die für Landschaftsphotographie geltende Regel, daß nämlich lieber nicht photographiert werden soll, wenn die Sonne im Zenit steht, kann man sich nebenbei auch zunutze machen. Für Aufnahmen im Freien ist es außerdem ratsam, kein Weitwinkelobjektiv zu benutzen, damit der Ausschnitt des Landschaftsbildes hinter den Personen nicht zu groß wird. Vor etwas Unschärfe des Hintergrundes braucht man sich nicht zu scheuen, sie erhöht sogar meist die Bildwirkung, und einheitliche Wirkung sollten wir auf allen uns zu Gebote stehenden Wegen zu erreichen suchen. Durch ein störendes Detail kann eine Aufnahme völlig unbrauchbar werden; ebenso oft wird sie es durch gleichmäßige Betonung aller Bildpartien. Wir haben freilich weniger Mittel als die Maler, um unsre parties sacrifiées zu schaffen, immerhin kann uns für Vorder- und Hintergrund die verpönte Unschärfe oft erstaunliche Dienste leisten. Bei Gegenständen, die in der gleichen Ebene liegen, bei denen also nicht mittels Einstellung die Betonung des einen auf Kosten des andern zu erreichen ist, läßt sich derselbe Effekt oft durch die Verteilung von Licht und Schatten erzielen. Da wir aber über die Lichtverhältnisse nur in seltenen Fällen nach Belieben disponieren können, tun wir gut daran, schon vor der Aufnahme Nebendinge, welche die Bildwirkung beeinträchtigen könnten, unsrer Kritik zu unterwerfen. Dies gilt unter anderm von den Kleidern. Die Aufmerksamkeit sollte durch sie nicht vom eigentlichen Gegenstand des Bildes abgelenkt werden; darum ist das Einfachste meist das Beste.

Von Wichtigkeit ist auch der Helligkeitswert der Kleidung im Vergleich zur Umgebung. Dafür lassen sich aber keine absoluten Regeln aufstellen. Ebensowenig sollte man, unsrer Ansicht nach, das „In den Raum komponieren" theoretisch erörtern, obschon dessen große Bedeutung für künstlerische Photographie von niemand bestritten wird. Es gehört zu den vielen Dingen, die sich weder lehren noch lernen lassen; die Fähigkeit dazu ist angeboren oder sie ist es nicht, wobei wir gern zugeben, daß das vorhandene Talent auch hier ausgebildet werden kann.

Ueber Komposition von Bildern ist viel geschrieben worden; trotzdem wagen wir den ketzerischen Vorschlag für diejenigen, die etwas darüber wissen möchten, sich einmal weniger mit Lesen und mehr mit Schauen abzugeben. Ein aufmerksamer Gang durch eine Gemäldegalerie, Vertiefung in einige Kunstblätter kann gewinnbringender sein als stundenlanges Theoretisieren. Wir haben bei einer Aufnahme meistens nicht Zeit, uns mit dem Verstand über die zu befolgenden künstlerischen Grundsätze Rechenschaft zu geben, wir arbeiten einfach mit dem Gefühl. Der durch Anschauung erworbene Schatz unbewußter Aesthetik, unser Geschmack, kommt uns im entscheidenden Augenblick zu Hilfe und bewahrt uns ebenso vor sklavischer Nachahmung wie vor Originalitätshascherei.

Wenn uns derartige Aufnahmen gelingen, so werden sie uns auf lange hinaus Freude machen, denn wir haben damit einen Moment aus dem Leben des Kindes, der ganz gleich niemals wiederkehrt, nicht in zufälliger, sondern in schöner Form im Bilde festgehalten.

Die Lenbach-Ausstellung in München

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Jaeger & Goergen in München)

Die bayrische Hauptstadt, deren künstlerisches Leben Franz von Lenbach durch mehrere Jahrzehnte beinahe unumschränkt beherrschte, hat jetzt dem Verstorbenen durch eine große Ausstellung seiner Werke eine imposante Ehrung bereitet. Die Ausstellung, die das Zentralkomitee der IX. Internationalen Kunstausstellung veranstaltet — namentlich haben sich Rudolf von Seitz und Benno Becker darum verdient gemacht —, nimmt den größten Teil des Ausstellungsgebäudes am Königsplatz ein und umfaßt gegen 300 Werke von Lenbachs eigner Hand. Das ganze künstlerische Schaffen des Mannes, der wie in den Tagen der Renaissance als Künstler mit den Großen der Erde verkehrte, alle Phasen seiner Entwicklung erschließen sich hier dem Beschauer. Nur wenige Schritte trennen außerdem die Ausstellung von dem Renaissancepalast, in dessen prächtigen Räumen der Künstler lebte und arbeitete: so hat der Kunstfreund eine Gelegenheit, die Persönlichkeit eines Künstlers, der für seine Zeit viel bedeutete, nach jeder Richtung hin kennen zu lernen, nicht nur sein Schaffen zu



Bei der ersten Arbeit

genießen, sondern auch sein Leben und Wirken, sein ganzes Wesen nachzuempfinden, wie sie wohl selten geboten wird. Auch dem genaueren Kenner des Lenbachschen Lebenswerkes, dem nicht nur die Porträts seiner reiferen Jahre, sondern auch die Werke der Frühzeit, wie sie zum Beispiel die Schack-Galerie in München besitzt, vertraut sind, dürfte die jetzige Ausstellung mancherlei Ueberraschungen bieten. Man sieht hier eigentlich zum ersten Male, eine wie bedeutende Rolle in den



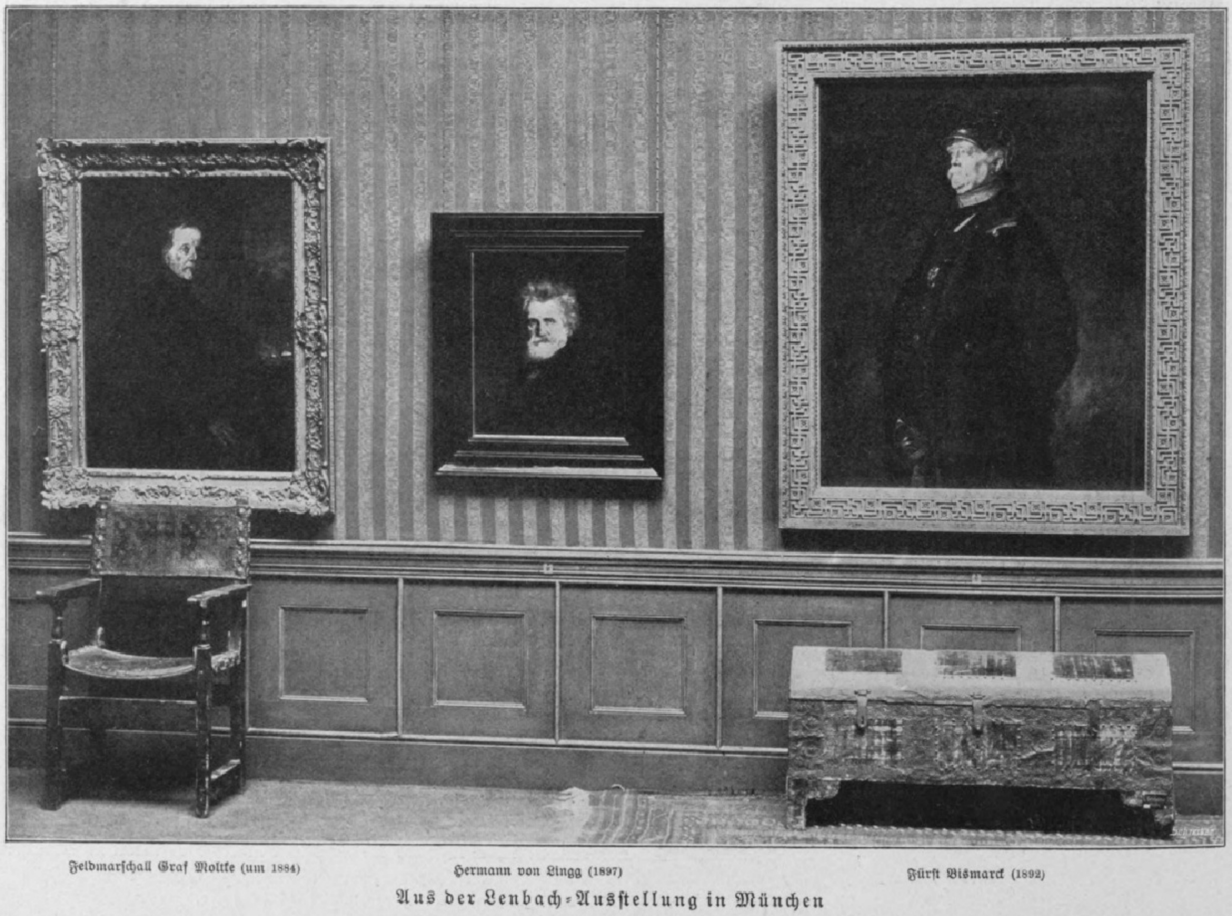
Kinderreigen
(Besonders gut gelungene Momentaufnahme von spielenden Kindern)



Ignaz von Döllinger (1888) Maler E. von Liphart (1865) Maler Johannes Kugler von Ozeroff (1869) Mann mit aufgestütztem Arm (1873) Bäuerin mit Kind (1860) Fürst Bismarck (1896)

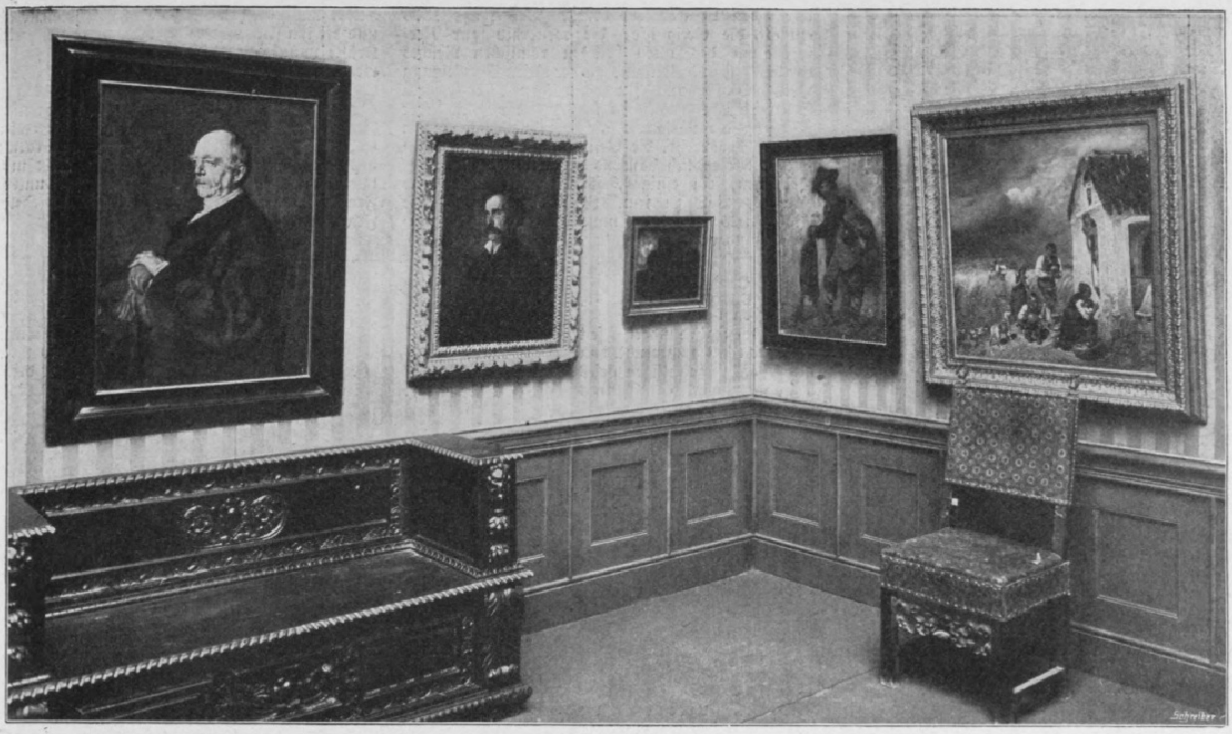
Aus der Lenbach-Ausstellung in München

Anfängen unsrer großen Porträtisten die Landschaft und das Genre gespielt haben, und manch einer wird vielleicht nicht ohne ein leises Bedauern die Lichtfülle, die hellen sonnigen Farben auf der Palette des jugendlichen Künstlers sich allmählich in den braunen altmeisterlichen Ton der späteren Jahre verwandeln sehen. Die Ausstellung bietet eigentlich einen doppelten Reiz: das künstlerische Interesse an der eigenartigen Auffassung, der intensiven Beseelung und den einschmeichelnden Reizen des Kolorits eint sich mit dem historischen Interesse, das man der Mehrzahl der dargestellten Personen entgegenbringt. Die Männerporträts sind naturgemäß in der Ueberzahl; eine imposante Reihe von bedeutenden Männern, die das politische wie das geistige Leben unsrer Nation, ja des gesamten Europa in den letzten Jahrzehnten verkörpern, hat Lenbach in seinen Bildern verewigt. Da finden wir die gewaltige Gestalt des eisernen Kanzlers neben Gladstone, dem „großen alten Mann" der britischen Nation, Ludwig I., Papst Leo XIII., Feldmarschall Graf Moltke, Fürst Chlodwig von Hohenlohe, Ignaz von Döllinger und viele andre. Unter den Männern der Wissenschaft fallen besonders Schopenhauer, Helmholz, Werner von Siemens, Mommsen und Virchow auf. Natürlich sind die Künstler in Lenbachs Lebenswerk besonders stark vertreten. Es fehlt fast keiner; da ist sowohl Wagner wie Liszt, der kürzlich verstorbene Hermann von Lingg neben Adolf Wilbrandt, Wilhelm Busch neben Adolf Oberländer und Hengeler und schließlich so ziemlich der ganze Freundeskreis, dessen Mittelpunkt Lenbach war.



Feldmarschall Graf Moltke (um 1884) Hermann von Lingg (1897) Fürst Bismarck (1892)

Aus der Lenbach-Ausstellung in München



Fürst Bismarck (1881) — Dr. Georg Hirth (1880) — Italienischer Dudelsackpfeifer (1860) — Landleute vor einem Unwetter flüchtend (1858)

Aus der Lenbach-Ausstellung in München



Frau Bertha von Piloty (1868) — Der Titusbogen in Rom (1860) — Bildnis einer russischen Fürstin (1868)

Aus der Lenbach-Ausstellung in München



Das älteste bekannte Porträt Napoleons
Zeichnung eines Mitschülers auf der Kriegsschule in Brienne

Napoleon im jungen Kaisertum

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Mit sieben Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen)

I

Das Jahr 1805 ist keines der entscheidenden im Leben Napoleons; die Krisen, an denen ihm Sein oder Nichtsein hängt, liegen beträchtlich zurück oder noch fern verborgen im Zukunftsschoß. Aber es ist eins der interessantesten seiner ganzen Laufbahn. Wir erblicken den selbstgewordenen Mann nun erstmals unter den Legitimen Europas als gekrönten Kaiser und, um dies sogleich zu sagen, als einen neuentstandenen Monarchen, den die freudige oder unwillige Bewunderung der Nationen an Bedeutung über alles bisherige Herrschertum hinaus erhebt. Wir sehen ihn gegen beide Kaisermächte des Ostens einen Krieg führen, der aus nicht wenig gefährlichen Situationen zum vollkommensten Triumphe führt, in jenem prachtvollen Schlachtenmomente, da die Sonne von Austerlitz durch den Winternebel bricht. Das Jahr 1805 enthält die Ereignisse, die weiterhin zur Zersprengung des alten heiligen römischen Reiches der deutschen Nation und zu der tiefen Demütigung Preußens führen. Zu denjenigen Katastrophen Deutschlands, aus deren fürchterlich aufrüttelnder Wirkung die nationale Wiedergeburt des ganzen Volkes hervorgeht, die Gesinnung der Befreiungskriege, der endlich dauernd verbleibende Wille der Deutschen, ein einiges, starkes und seine Ehre hütendes Volk zu sein. Insofern bezeichnen die Jahre 1805 und 1806 nicht bloß den letzten Anstieg, sondern zugleich denjenigen Höhepunkt Napoleons, von dem sich entscheiden muß, ob es ein Sicherhalten auf ihm geben kann.

Das Jahrhundert seit Napoleon hat hingereicht, von den geschichtlichen Zügen dieses bewundernswerten Mannes endlich ein nur noch objektives Bild zu ermöglichen. Er ist nicht mehr den einen der Gott und den andern der Teufel, wie bis vor einem reichlichen Menschenalter noch. Man hängt nicht länger die Porträts von ihm oder die Ereignisse aus seinem Leben an die Wände der Familien, in Deutschland nicht und auch in Frankreich nicht mehr. Keine Dichtungen berauschen sich mehr an seiner Größe oder an der Treue seiner Grenadiere zu „dem kleinen Korporal". Aber auch die Karikatur, der er einen so unerschöpflichen Gegenstand bot, ist verschollen. Die letzten Versuche, durch seinen großen Namen ein ähnlich gerichtetes Bestreben zu popularisieren, wurden in Frankreich in den achtziger Jahren gemacht, zur Zeit des Generals Boulanger. Es waren vorher die wirksamen Mittel Louis Napoleons gewesen, die nun angewendet wurden von der Nimbussuche für einen noch sehr viel geringeren Mann, der gleichwohl für eine kurze Spanne der französischen Nation den langersehnten Helden zu verheißen schien. Aber Inszenierungen, die zum Blenden und Düpieren bestimmt sind, vertragen kein Dacapo. Unter dem überlegenen Hohn der Logen und Galerien, dem Gelächter der nichtinteressierten Zeitungen zogen sich die Dramen der cäsaristischen Gloire schleunigst von den Brettern wieder zurück. Das war der letzte Versuch. Seit dem Niedergange des Boulangerschen Kometen machen in Paris und anderswo nur noch sehr viel prosaischer kalkulierende Leute ein nennenswertes Geschäft mit den Erinnerungen an Napoleon. Nämlich diejenigen, die den ungeheuern Klatsch, der sich seit Lebzeiten um Buonapartes Person und Familie, sein savoir vivre als Monarch, seine minder gezügelten Neigungen, seine Liebschaften, seine Leidenschaften angehäuft hat, in sorgfältig abgewogenen Döschen kritikloser Wiederauffrischung buchhänderisch ausschlachten.



F. E. H. Philippoteaux   Napoleon in der Schlacht bei Rivoli

Wir werden Napoleon auch heute nicht unterschätzen. Er war ein Genie. Ein militärisches in seiner unübertroffenen Meisterschaft der Kriegskunst und in seinem fast noch weniger vergleichbaren Instinkt für Begeisterung und hindurchdauernde Anfeuerung seiner todesmutigen Krieger. Ueberhaupt ein Genie der begeisternden Wirkung auf die Mengen. Und auf diese kam es an in seiner Zeit, kraft der soeben vorhergegangenen demokratischen Revolution. Die Leidenschaft, die den Grundton seines Wesens abgibt und die ihn selber fortreißt, vermag er gleichzeitig in Kräfte umzusetzen, die auch die übrigen fortreißen werden. Aus der gleich sicheren Meisterschaft, womit er seine Schlachten disponiert, vermag er die für sich geweckten Kräfte der Popularität zu organisieren. Das sind die Mittel seiner Erfolge, die nur in der antiken Welt Parallelen besitzen. Sie würden nicht unter jedem Volke hingereicht haben, nicht in England, nicht bei uns. Aber sie tun es unter den Franzosen. Und nunmehr, weil er der Held der Franzosen ist, kann er es auch für einen sehr beträchtlichen Teil der fremdseligen Deutschen werden, die niemals den gleichen Aufstieg eines Landsmannes erlaubt und ermöglicht haben würden.



Napoleon als Kriegsschüler
Von Louis Rochet

Im übrigen beginnen wir heute, da er uns so weit abgerückt ist, das Wort des alten Blücher zu verstehen, das damals so parador erschien: „Eigentlich ist er ein dummer Kerl." Gemeint ist: Das, womit er hauptsächlich wirkt, ist trivial und anfechtbar. Der Deutsche, solange er sich nicht vollkommen in die fremde Volksseele hineinzuversetzen imstande ist, kommt nicht darüber hinweg, daß bloßer illegitimer Wille zur Macht in Verbindung mit Umsetzung militärischer Erfolge in Volksgunst hinreichen sollte, in unerhörter Weise alle Geschichtlichkeit auf den Kopf zu stellen. Und daß diese Mittel imstande sind, eine ganze Nation zu demjenigen Zustand zurückzugeleiten, von dem sie sich soeben befreit zu haben glaubt, ja, zu einer noch sehr viel schärferen Despotie, als diejenige des gutmütigen und schlaffen Ludwig XVI. jemals hätte sein können. Gewiß, wir können mit Blücher eine Art objektive Unbefriedigung empfinden, daß derlei möglich ist. Die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die vor dieser napoleonischen Laufbahn des entschlossenen Ehrgeizes liegen, werden gar nicht durch eine außerordentliche geistige Ueberlegenheit, durch irgendeine in der Tiefe fundierte menschliche Größe überwunden, die dem Zeitgeist neue Richtungen anzuweisen vermag, sondern in der Hauptsache wird die Bahn frei gemacht durch bloße Geschicklichkeit, durch unerhörte Bedenkenlosigkeit, ja Oberflächlichkeit des Politikers und des Menschen. Darin begründet es sich allerdings auch, daß, anders als die eigentlich Großen der Geschichte, Napoleon keinen dauernd mächtigen Bedürfnissen des geschichtlichen Werdens zur Erfüllung hat verhelfen können. Mit andern Worten, daß seine Geschichte eine hochpersönliche Episode geblieben ist, die lediglich durch fruchtbare Nebenwirkungen im einzelnen ihre Spuren hinterlassen hat, nicht dagegen durch einen weltgeschichtlichen Fortschritt, den sie selber als Ganzes darstellt. Dieser politische Parvenü größten Maßstabes erstaunt tatsächlich den Betrachter durch die geglückte Wirksamkeit von Mitteln, die ein feinerer Geist verworfen und abgelehnt, ein wirklich ganz vornehmer gar nicht gefunden haben würde. Indessen, hier braucht man nicht einmal wieder an das französische Naturell und an das demokratische Wesen jener Zeit zu appellieren, um diese Erfolge einer gewissen Plumpheit, einer wohlangewandten Trivialität zu verstehen. Das ist schließlich bei uns nicht viel anders. Auch bei uns kommen diejenigen äußerlich am besten voran, die durch keine unüberwindlichen Hemmungen eines inneren Aristokratentums oder einer geistig-seelischen Verfeinerung aufgehalten werden. Das Vorankommen durch ehrgeizige, geschickte und anpassungsfähige Mittelmäßigkeit gilt, je mehr nach den äußerlich oberen Machtregionen zu, desto deutlicher; es gilt von der Laufbahn des Ressortministers viel eher als von der des Gymnasialdirektors.

In Familienverhältnissen, wie denen der Buonaparte von Ajaccio, schlummert der Ehrgeiz der kommenden Generationen. Im kleinen Adel junger Datierung, der aber schon eine gewisse Familientradition, einen Familienstolz besitzt, in einem Geschlecht, dessen Persönlichkeitskräfte noch nicht verbraucht, durch eine gewisse Lebensbeengung nur verdichtet worden sind. Vollends wenn aus einer solchen

Familie acht Kinder auf einmal sich vor die Entscheidung gestellt sehen, aus voller Krafteinsetzung etwas Selbständiges zu werden oder am Wege liegen zu bleiben. Aus diesem Milieu her begegnen wir dem zweiten Sohne des königlichen Stadtassessors und Titularrats Carlo Buonaparte zu Ajaccio, Napoleone, als Kriegsschüler von Brienne und königlichem Leutnant von kleinen Garnisonen, Valence, Grenoble und so weiter, wie er sich mit knappsten Mitteln spartanisch durchfristet, aber den brennenden Ehrgeiz hat, auf jede Weise voranzukommen, sowohl militärisch wie durch sonstige Auszeichnungen. Bei einem sozialphilosophischen Wettbewerb der Akademie von Lyon reicht der Leutnant seine Konkurrenzarbeit mit ein und muß es tragen, nicht den Preis zu bekommen. Dann trifft ihn 1789 die Revolution. Für den denkenden und angeregten jungen Offizier, der im Anfang der zwanziger Lebensjahre steht, wird diese ungeheure Erschütterung alles Seienden nicht geschehen können, ohne ihn mit einer gewissen ehrlichen Heftigkeit auch seelisch zu packen. Aber zu einem Opfer der Zeitideen, wie Tausende von andern, die für ein Parteiprinzip sterben, wird sie ihn nicht machen. Die stürmische Entfesselung aller Gedanken um ihn her und in ihm wirkt auf diesen ebenso naiv-selbstverständlichen wie herzenskühlen Egoismus lediglich als eine kategorische Aufforderung zum Handeln. Er mißt seine Fähigkeiten und sucht sein Ziel.

In seiner italienischen Heimat Korsika schickt man sich an, die Zeitumstände zur Wiederlosreißung von Frankreich zu benutzen, das die Insel vor nicht langem inkorporiert hat. England, das seit 1704 Gibraltar besetzt hat und seine Stellung im Mittelmeer zu vervollständigen trachtet, steht mit Ermunterungen und Zahlungen hinter den Korsen. Gleich in seinen frühesten Anfängen lernt Buonaparte die skrupellose Politik der einzigen bisherigen und ganz bewußten Weltmacht kennen und begreifen. Er verläßt den Dienst und schließt sich dem korsischen Freiheitshelden Pascale Paoli als leidenschaftlicher Parteigänger und publizistischer Vorkämpfer an. Aber früh erkennt er auch die Fesseln, die den im Vaterland auftretenden Propheten niederhalten, auf der so viel kleineren, also leichter überschauten Fläche niemals erlauben werden, daß der Politiker des eignen Emporkommens den Bannerträger der Volksidee überwindet. Noch ehe der Unabhängigkeitskampf der Insel zur sichtbaren Entscheidung kommt, ergreift er die andre Alternative, die nicht bloß die kühnere und gefährlichere, sondern dennoch die verheißendere ist. Wenn einstmals Julius Cäsar — das große Vorbild dieses Ehrgeizes und dieser Laufbahn — das Wort gesprochen hat, lieber im kleinen Provinzmunizipium der Erste, als in Rom der Zweite sein zu wollen, so deutet sich Buonaparte aus den korsischen Erkenntnissen heraus die Bahnweisung: Lieber als in Ajaccio nicht der Erste zu werden, alle Möglichkeiten zu ergreifen, welche die verwirrte und in den Ereignissen dahinjagende Hauptstadt bietet. In den aufgeregtesten Tagen von 1792 trifft er in Paris ein, in durchaus nicht ermutigender Lage: aus der französischen Armee verstoßen, von den Korsen als Verräter geächtet, materiell ohne alle Mittel. Seine Stellungnahme ist ohne Zaudern die: fügsamste Demut gegenüber den Männern von heute und morgen, empfehlendes Bemerktwerden durch publizistisches Eintreten für die radikale Revolutionspartei, die im Siege steht und eben jetzt die gemäßigten Girondisten niederringt. So beginnt er eine großstädtische Schriftstellerei, wie sie, liebedienerisch gegen den Moment, den Tag, auch heute so manches Mal aus dem Leutnanttum a. D. hervorgeht. Nur daß dort etwas über die bloße Lebensfristung hinweg Geschautes das Rückgrat so elastisch macht: der Wille, beteiligt zu werden und über die kleinen Vorteile der Konnexion hinaus mit an die Spitze zu gelangen. In solcher verschwiegenen Absicht werden die Konnexionen gepflegt, wie sie sich nur bieten. Und diese sind, wie immer bei Männern von gestern, nicht schwer zugänglich. Sie verschaffen ihm den Wiedereintritt in die Armee, was die Vorbedingung ist. Sein Landsmann Salicetti, der gleich Buonaparte in Frankreich seine Rolle sucht und sie bereits spielt,



François Bouchot Napoleon im Rat der Fünfhundert am 18. Brumaire 1799

Das Gemälde befindet sich im Museum des Louvre

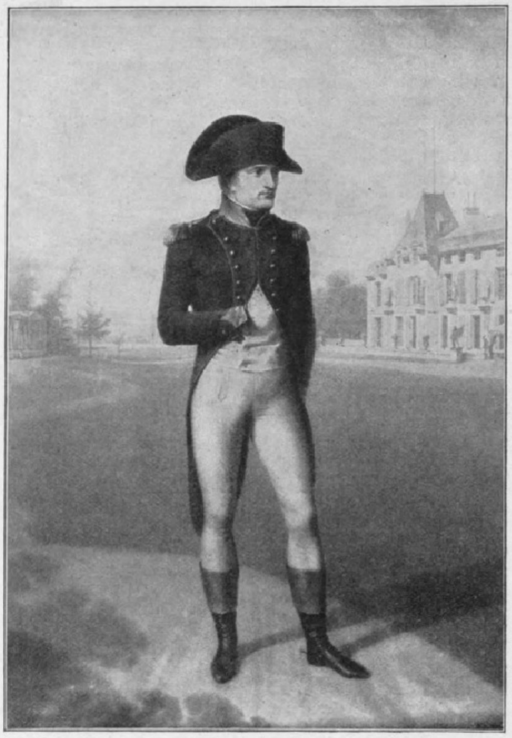
wird als überwachender Zivilkommissar der Revolutionsregierung, des Konvents, zu der Armee entsandt, die das von den Engländern aufgehetzte und unterstützte Toulon belagert; er nimmt Buonaparte mit. Und hier pflückt der junge Artillerist seinen ersten vollen Lorbeerkranz. Nur diese Zeit, wie sie ist, macht derlei alle Chargen überspringende Taten und Erfolge möglich. Der mächtige Zivilkommissar bei der Armee, der Vertrauensmann der Schreckensregierung, bringt Buonaparte — den soeben erst als Ersatzmann eines verwundeten Majors eilfertig vorgerückten Bataillonschef im 2. Artillerieregiment — in die Lage, einen von ihm vorgelegten Operationsplan durchzusetzen. Dieser Angriffsplan des „simpeln" Bataillonschefs ist überzeugend. Die vorgeschlagene Konzentration der Geschütze gegen das Fort L'Eguillette und dessen Einnahme muß die Engländer aus der Stadt und dem Hafen vertreiben, der Stadt unmöglich machen, sich zu halten. Sie wird ausgeführt, und zwei Tage später ziehen die Truppen des Konvents in die aufständische Seefeste ein. Mit Geschick und geschäftiger Klugheit beseitigt Buonaparte die Gefahr, daß das Verdienst der Tat den Vorgesetzten zufällt. Es wird unmöglich gemacht, den Urheber des Planes an Ehre und Lohn zu verkürzen; der schleunigst ausführlich unterrichtete Konvent in Paris ernennt den Vierundzwanzigjährigen zum Brigadegeneral der Artillerie.

So weit ist er nun. Und seine militärische Fähigkeit ist weithin bekannt geworden. Aber damit taucht wiederum die Klippe auf, daß man ihn nützlich als Soldaten verwenden, das heißt von den Vorgängen in Paris fernhalten wird. Buonaparte weigert sich, in den unabsehbaren Kampf gegen die royalistisch aufständige Vendee abzugehen und — wird wegen Ungehorsams aus der Armee gestrichen.

Peinliche Monate des neuen Abwartens in Paris, der abermaligen totalen Mittellosigkeit. Des privaten Antichambrierens bei den Machthabern, des Ertragens, daß man den „kleinen schmutzigen Korsen", wie Barras sagt, gleichgültig hinhält, bis man sich seiner Talente vielleicht einmal bedienen wird. Da helfen ihm unverhoffte Ereignisse. Gegen den Konvent bricht der gefährliche hauptstädtische Aufstand der Nationalgarden vom 13. Vendémiaire los, vom 5. Oktober 1795. Der Mann, den man geschickt und rücksichtslos genug weiß, den Aufstand in den Straßen niederzukartätschen, ist zur Hand; in dieser Stunde der Not kommt es nicht darauf an, welches sein Verhältnis zur Armee ist und wie viel oder wenig er für seinen bekannten Ehrgeiz hieraus gewinnen wird: Die bedrohte Revolutionsregierung vertraut Buonaparte ihre Rettung an, und an der Spitze der Linientruppen führt er sie in raschen Blutszenen herbei. Der Konvent will ihn als Général en second bei der Armee des Innern abfinden, aber der junge Sieger, dessen Name von diesem Tage ab in aller Munde ist, auf den das ganze Frankreich blickt, versteht das heiße Eisen zu schmieden. Er begnügt sich mit keinem votierten Dank des Konvents und des Vaterlandes, sondern setzt seine Ernennung zum Oberkommandanten der Armee des Innern durch.

„Au destin!" So lautet von diesem Tage ab seine Losung. Das Vertrauen auf seinen Stern ist frei geworden, die Nebel der Not, der gezwungenen Bescheidenheit umhüllen ihn nicht mehr. Aber er bleibt der Wägende, Kluge. Das Glück, von dem er sich so sichtlich getragen fühlt, und die Zuversicht auf seine Schicksalsbestimmung sollen ihn nicht hoffnungsselig machen, ihn nicht verführen, vorschnell und unvorsichtig zu handeln, indem er sich verfrüht auf Erfüllungen verläßt.

Er weiß es auch, daß er immer noch nicht entbehren kann, Verstärkungen seiner Position heranzuziehen. Da ist die Madame Josephine de Beauharnais, die Witwe eines guillotinierten Generals, eine Aristokratin aus den Kreisen des alten Königtums, aber gesellschaftlich in die führenden republikanischen Kreise gezogen. Nicht mehr jung, auch wohl nie eigentlich schön, aber eine Frau mit den sicheren Umgangsformen der alten vornehmen Zeit, die gerade diesen neuen Männern imponieren, und obendrein von einem bestimmten weiblichen Charme, der in gewissen gesellschaftlichen und psychischen Sphären interessanter macht als Jugend und Schönheit, ja durch das beginnende Verblühen noch eine gewisse Steigerung erfährt. Josephine ist, wenn auch keine aktive Politikerin, so doch eine mitgezählte



J. B. Isabey — Napoleon als Erster Konsul

Figurantin in den Kreisen, wo die Entscheidungen fallen. Wer ihrer Liebenswürdigkeit bisher nahe, vielleicht sehr nahe gestanden hat, wer es — wie Barras — als eine Erleichterung betrachtet oder mit plumper Deutlichkeit dafür ausgibt, daß sie sich anderweitig verheiratet, der braucht nicht aufzuhören, sich für sie und ihren Gatten zu interessieren. Buonaparte ist entschlossen, dieser zu werden. Und seitdem er es einmal will, verliebt er sich sogar ganz gründlich, in ihr Widerstreben natürlich viel mehr als in ihre davon gelöste Person. Denn sie sieht ihrerseits durchaus nicht ein, warum sie den beträchtlich jüngeren, dabei zu jener Zeit trotz seines guten Profils dürftig und unansehnlich erscheinenden Freier heiraten soll, diesen Mann von geringem Provinzadel, der überhaupt nicht zählt, einen plötzlich aufgetauchten Bewerber, der sich ihr aufdrängen will. Aber er will es durchaus, und schließlich gibt sie, nach der Art solcher Frauen von wenig innerem Halt, dennoch nach. Damit nun empfängt der Korse seine eigentliche Rezeption in die Gesellschaft, wird aus Buonaparte zum Bonaparte, beginnt als Franzose betrachtet zu werden, erlangt die inneren und äußeren Handhaben zur Repräsentation. Für ihn und doch auch für Josephine ist noch sehr wesentlich mitbestimmend gewesen, daß Barras mit einem besonderen Preise der Vermählung gewinkt hat, mit der Ernennung des Generals zum Oberkommandanten der italienischen Armee. Am 7. März 1796 wird die Ernennung durch das seit 1795 regierende Direktorium, dem Barras angehört, ausgefertigt, am 9. März die standesamtliche Trauung vollzogen. Nebenbei gesagt, mit gefälschten Papieren. Bonaparte macht sich ein Jahr älter, Josephine acht Jahre jünger, so passen sie ganz wohlgefällig zueinander. Am 12. März reist Bonaparte zur Armee ab, am 27. übernimmt er in Nizza den Befehl.

Den Oberbefehl gegen die „Koalition“ der alten monarchischen Staaten, die 1792 durch die Herausforderungen der kriegsbedürftigen Gironde zustande gekommen war und von der sich bisher nur Preußen durch eine viel angegriffene, aber immerhin durch östliche Besorgnisse begründete Politik — im Baseler Frieden von 1795 — gelöst hatte. In raschen Schlägen bringt Bonaparte diesen seit vier Jahren andauernden Krieg zu Ende. Die süddeutschen Siege des Erzherzogs Karl von Oesterreich, des militärischen Führers der Koalition, über andre Generäle Frankreichs werden wettgemacht und weit überflügelt durch die glänzenden Erfolge Bonapartes auf dem oberitalienischen Schauplatz. Er wirft die Sardinier und Oesterreicher auseinander, zwingt erstere zum Sonderfrieden, erstürmt die von den Oesterreichern verschanzte Addabrücke bei Lodi, zieht in Mailand, der italischen Hauptstadt Oesterreichs, ein, belagert Mantua, schlägt heranrückende Entsatzheere bei Castiglione, Bassano, Arcole, Rivoli, nimmt die starke Festung am 22. Februar 1797 ein. Unbekümmert um seine Rückzugslinien, um die Wendung Erzherzog Karls nach Italien, dringt er in der Richtung auf Wien vor, bis nach Steiermark hinein, und erzwingt den vorläufigen Frieden von Leoben, der am 17. Oktober 1797 durch den Frieden von Campo Formio bestätigt wird. Oesterreich gibt seine belgischen Niederlande sowie einen Teil von Oberitalien auf und erklärt sich einverstanden, daß Frankreich die ersehnte Rheingrenze nimmt, welche die Franzosen mit der ihnen eignen historischen und geographischen Oberflächlichkeit für ihre natürliche Grenze halten.

Oesterreich ist vorläufig erledigt. Nun gilt es das tatsächliche und geistig-politische Haupt der Koalition, England, matt zu setzen. Der leitende Grundgedanke aller Napoleonischen Politik tritt hier nicht zum erstenmal, wohl aber mit dem ersten großen Entschluß hervor. Lahmlegung Englands, politisch-militärisch wie finanziell und wirtschaftlich, ist immer sein letztes und oberstes Ziel gewesen und geblieben, alle kontinentalen Kriege sind im letzten Grunde nur Ablenkungen gewesen, herbeigeführt durch die diplomatische Ueberlegenheit, Geschicklichkeit und die krasse Geldarbeit der englischen Politik. England ist auch dem Erfolg nach der schließliche Sieger über Napoleon, diesen Alp auf seiner freien Weltherrschaft, geworden, den es daher mit Recht als **seinen** Gefangenen auf die Insel St. Helena verbringt.

Aber auf eine französische Landung in England muß 1798 verzichtet werden. Dafür findet Napoleon den andern Weg, den Gegner empfindlich zu treffen: er nimmt die älteren Gedanken einer Besetzung Aegyptens und des Baus eines Suezkanals auf, die einstmals der Deutsche Leibniz dem König Ludwig XIV. vorgetragen hat. Dann ist das Mittelmeer trotz Gibraltar ein französisches Meer, und Frankreich beherrscht den neuen Weltweg nach Indien, vermag die Quellen des englischen Reichtums zu schließen, ja künftig der Nachfolger der englischen überseeischen Weltstellung zu werden. In diesen Gedanken geschieht die von Napoleon geführte ägyptisch-syrische Expedition von 1798/99. Aber trotz des Sieges bei Gizeh über die Mameluken scheiterte sie an der Ueberlegenheit der englischen Flotte. Diese vernichtet die französische bei Abukir und macht Malta, die von Napoleon soeben den Johanniterrittern entrissene Insel, höhnisch zum Stützpunkte Englands im Mittelmeer.

Aber dieser Fehlschlag Bonapartes, der sich durch geschickte Behandlung gegenüber der französischen Oeffentlichkeit abschwächen, ja in das Gegenteil verwandeln läßt, zerstört die Begeisterung der Nation für ihren Sieger nicht mehr. Diesem politischen Kindervolke und seiner romantisch gebildeten Neugier kehrt er wie ein neuer Alexander oder wie ein neuer Kreuzfahrerheld aus dem Wunderlande der Pharaonen und des Islams zurück; der Sieg unter den Pyramiden, auf den die „vierzig Jahrhunderte“ hinabgeschaut haben, überdauert der Eitelkeit Frankreichs das vernichtende Kanonengebrüll von Abukir. Bonaparte seinerseits kommt zurück mit dem festen Entschluß, fortab als Herr über Frankreich zu verfügen, nicht länger bloß an der Spitze des begeisterten Heeres, sondern der gesamten Machtmittel des Staates zu stehen. Den englischen Schiffen wie durch ein Wunder entgangen, landet er am 9. Oktober 1799 in Fréjus, am 9. November 1799, dem berühmten 18. Brumaire des republikanischen Kalenders, vollzieht er den Staatsstreich, der ihn zum Oberherrn macht.

Es sind die am meisten dramatischen Tage seines Lebens und die seiner höchsten Meisterschaft. Bei diesem Staatsstreich gilt es die übrigen Ehrgeizigen, wie den Abbé Sieyès, so zu dirigieren, daß sie selber durch den populären General Bonaparte zu siegen glauben und doch nur dessen Sieg herbeiführen können. Einen Augenblick zittert und schwankt die Schale der Entscheidung. Die Wut der gesetzgebenden Körperschaften, die des Geschehenden inne werden, umtobt den Mann, der als ihr künftiger Diktator in ihre Mitte getreten ist, verstört ihn minutenlang, bringt ihn außer Fassung. Schon sucht er den Ausgang, will sich in Flucht zu Pferde davonmachen, da wendet sich Napoleons Bruder Lucian — der ins Vertrauen gezogene Präsident des widerspenstigen „Rats der Fünfhundert“ und viel bessere Redner von den beiden Brüdern — an die im Hofe des Gebäudes aufgestellten Truppen, ruft sie zur Hilfe, zum Einschreiten gegen Attentat und Gewaltfrevel. Sie stürmen für ihren Liebling vor gegen die vermeintlichen Bedroher seiner persönlichen Sicherheit, und nun flüchten die Abgeordneten in verstörter Eile zu den Fenstern hinaus.

Dann werden alle vorbereiteten Gewaltakte glücklich vollzogen. Das Direktorium wird für aufgehoben erklärt, ein Konsulat, bestehend aus Bonaparte, Sieyès und Ducos, als Regierung eingesetzt. Die vollziehende Macht aber liegt bei dem „Ersten“ Konsul Bonaparte. Am 11. November bringt der trockene Ton des offiziellen Regierungsblattes, des „Moniteur“, die Ankündigung des Geschehenen — und Paris illuminiert, glücklich und zufrieden, anstatt des vielköpfigen Politikerregiments wieder einen einzelnen Herrn zu haben in der Person des militärischen Helden, des Trägers und Mehrers des obersten französischen Nationalgutes, der Gloire.

Aphorismen

Der Stärkste ist der, der seine schwachen Seiten kennt.

*

Charaktere ändern sich **nie**, nur das, was wir von ihnen sehen, kann Farbe wechseln.

*

Mit dem Schicksal hadern heißt gegen das schlechte Wetter protestieren.

G. Bieler



Baron Gros — Napoleon in der Schlacht von Arcole

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Emilie Wiskotten zermartete ihr Hirn, bis sie das Denken schmerzte, bis sie ganz apathisch durch die heimatlichen Straßen schritt. Sie gelangte in die hochgelegenen Anlagen der Stadt und wußte nicht, was sie hier wollte. Ach, Einsamkeit — —!

„Emilie?"

War sie gemeint? Nein, nein. Und wenn auch.

„Emilie Wiskotten?"

Jetzt mußte sie wohl aus Höflichkeit stehen bleiben. Aber sie ging dennoch weiter.

Eine Hand legte sich auf ihren Arm. Eine behandschuhte Frauenhand. Das fühlte sie durch das Kleid hindurch.

„Willst du mir davonlaufen, du Ausreißerin? Ich habe Finderlohn zu beanspruchen. Bitte, halte mal still."

„Mabel — —" stotterte sie.

„Erkennst du mich wirklich? Das freut mich aufrichtig. Ich habe dich trotz des Schleiers erkannt, an dieser einzigen Figur, an diesem Wuchs, der gar nicht zu wissen scheint, daß er geradeswegs aus dem Paradiese stammt. Und nun laß mich mal dein Gesicht ohne Schleier sehen."

Sie nestelte ihr den Schleier hoch und hielt sie beim Kinn. „Entzückend," lachte sie sie an, „entzückend! Davon bekomme ich die Premiers ..." Und sie küßte sie rasch auf den Mund. „Die Lippen, die hatte ich mir ganz anders vorgestellt."

Da vermochte Emilie Wiskotten nicht mehr an sich zu halten. Sie zog den Schleier herab und weinte stumm in das Gespinst.

„Komm, Kind, Frauentränen sind zu heilig für die Oeffentlichkeit."

Sie ließ sich willenlos fortführen. Die Villa Wilhelm Wiskottens war bald erreicht.

In dem kleinen lauschigen Salon der Hausfrau saßen sie am Schmuckkamin dicht nebeneinander. Auf der Marmorplatte brodelte eine silberne Teemaschine. Emilie Wiskotten hatte mit ihrer Erzählung geendet.

Die junge Hausfrau, in einem Spitzenkleid von schmiegsamer Zartheit, strich ihr nachdenklich über das Haar, das von schweren Kämmen gehalten wurde. „Was du tun sollst? Gar nichts. Höchstens — dir das Haar anders machen."

„Ist das alles?" sagte Emilie mit einem traurigen Lächeln.

„O nein. Nur der Anfang. Der überlegenen Kraft, um nicht zu sagen: der roheren Gemütsstruktur des Mannes haben wir unsre Schönheit entgegenzusetzen. Leute, die sich wahrhaft lieben, müssen beständig auf eine Art Kriegsfuß miteinander leben. Toujours en vedette. Täglich ein Eroberungszug von hüben und drüben. Was tu' ich mit aller Seligkeit, wenn sie schläft? Man muß wissen, daß die Seligkeit sich lohnt. Daß sie zu immer neuen Siegen verleitet. Mit jedem Morgenrot und jedem Abendrot. Jeder Mann ist einer Frau gegenüber ein Phantast. Und **wir** bestimmen, was er in uns hineinphantasiert. Komm, mach's dir bequem."

„Bist du allein?"

„Wilhelm ist in England. Er gedenkt seine Mabel demnächst in Gold fassen zu lassen, weil sie ihm die Freude am Lebensgenuß beigebracht hat. Ach, du Närrchen! Ich tu' nur so und belass' ihn bei der Ansicht. In Wahrheit ist die Freude eine gegenseitige. Also du bleibst bei mir."

„Wenn jemand kommt."

„Jemand? Ach so. Das Mädchen hat Order, niemand vorzulassen. Du sollst auch im Bett von Wilhelm schlafen. Wie? Nun lachst du. Solche Seelengröße hättest du nicht besessen. Wir plaudern die ganze Nacht. Und nun hole ich dir eine Matinee."

Nach wenigen Minuten war sie zurück, in die losen Falten eines japanischen Stoffes gehüllt, den nur um die Mitte eine seidene Schnur zusammenhielt. „Uh — mach nicht solche Augen. Ist das nicht protestantisch? Nein? Dann erleichtert's doch dem Mann das Gewissen, ein schönheitsfroher Heide zu sein. Religion ist, was uns schon auf Erden glücklich macht. Jetzt ziehst du die Taille aus."

„Mabel — —"

Es half ihr nichts, sie mußte sich gefangen geben.

„Eigentlich sollt' ich dich ohne Matinee dasitzen lassen. Die griechischen Göttinnen hätten nicht die Arme über der Brust zusammengeschlagen, selbst wenn sie als Mädchen Mabel White geheißen hätten. Wäre ein unberufener Lauscher genaht, so hätte eine Nymphe nur an diesen Kamm gerührt — so — und die Göttin Diana oder sagen wir Venus versank in den Fluten ihres Haares."

„Mabel, was tust du? Ich bin ganz verwirrt."

„Ich auch. Ich seh' dich nicht mehr. Ich seh' nur eine Woge, die dich weggezaubert hat. Bist du wirklich ganz allein darunter? O du Liebes- und Lebensrekrut, wie kann man sich mit solchem Haar von einem Manne trennen, dem man etwas zu sagen hat!"

Emilie Wiskotten griff in das Haar und steckte es auf. Die Fröhlichkeit der Schwägerin versetzte sie in einen Taumel, dessen sie sich schämte. Schämen wollte. Sie vermochte es nicht. Sie hätte sich an die Brust der andern werfen mögen. Um zu lachen oder zu weinen, war ihr selber nicht klar. Mit aufgeregten Händen knotete sie im Nacken ihr Haar.



Baron Gros — Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa

„Schade," sagte Mabel. „Aber diese Bewegung kleidet dich nicht minder schön. Ich hatte doch recht, dich nicht gleich in die Matinee zu wickeln."

Da ließ Emilie ihr Haar fallen. „Mabel!" rief sie, „Mabel! Ach Gott, du!" Sie hing an ihrem Hals, sie schluchzte, sie lachte, sie drückte sich an sie und versteckte den Kopf an der Schulter der lebensheiteren Frau, wie ein Mädchen im Lenz, wie eine Braut, die den Bräutigam erwartet, wie eine Frau, die jauchzend spürt, was Gott ihr als Höchstes gab, den seligen Schöpferdrang, im Glück, im Beglücken. „Mabel, was machst du aus mir — —?"

„Was du schon längst bist, ohne daß du es wissen wolltest. Was jede von uns ist, wenn sie ihre Kräfte nützt. Innerliche Schönheit und äußerliche, beides in eins. Ich führ' dich nur zu dir zurück, du verlaufenes Schäfchen. Von der falschen Scham zum strahlenden Weib. Siehst du, man muß strahlen. Dann ist man rein."

„Und ich hab' dich gehaßt – "

„Mach dir das doch nicht selber weis. Dich selbst hast du gehaßt, weil du nicht den Mut fandest, zu sein wie ich. Gesteh es nur ein. Es ist kein Mann in der Nähe."

Sie saßen am Kamin, vor der brodelnden Teemaschine. Die Täßchen klirrten in ihrem Schoß.

„So muß ich es auch haben," sagte Emilie Wiskotten und blickte, weit zurückgelehnt in den breiten Ledersessel, mit glänzenden Augen zur Decke.

„Du bist auf dem Weg zur Genesung," antwortete Mabel.

Und durch den Raum zog zweistimmiges, heiteres Frauenlachen.

Als sie in den geschnitzten Betten lagen, hielt Emilie mitten im Geplauder inne.

„Wie komm' ich zu Gustav?"

„Im Triumphwagen. Männer müssen Anbeter sein."

„Wo nehm' ich den Triumphwagen her? Ich stehe heute so kläglich da wie noch nie."

„Schlaf, Liebchen, und bete zum lieben Gott, daß er deinen geliebten Gustav einen recht dummen Streich begehen lassen möge, aus dem du ihn in Gnaden errettest."

„Mabel, spotte nicht."

„Ernsthaft, Emilie. Männer müssen immer ein Dankgefühl in sich tragen für die stillschweigende Vergebung irgendeiner Schuld. Das stärkt ihre Treue wunderbar und erhöht ihre Liebe und Verehrung. Hast du gebetet? Dann gib mir einen Gutenachtkuß. Und grüße Gustav, wenn du ihn diese Nacht siehst."

Ein leises, klingendes Lachen aus den Kissen, halb schon aus den Träumen heraus. Die flogen zur stolzen Themse und blieben an der schwarzen Wupper. Und beider Ufer fanden sie unvergleichbar schön.

VIII

Als das erste Frühlicht durch die Jalousien glitt, erwachte Gustav Wiskotten aus festem Schlaf. Er blinzelte nur und rührte sich nicht. Die Uhr im Wohnzimmer schlug sechs. Gleich darauf pfiff es in der Fabrik, schrill und anhaltend. Das weckte seine Aufmerksamkeit.

„Was? Sieben Stunden geschlafen? In einer Tour?" Das mußte im Kalender rot angestrichen werden.

Horch! Was war das für ein Gezwitscher im Nebenzimmer? Er sprang auf. „Die Kinder!"

Mit Windeseile war er in den Kleidern. Wie das Wasser heute erfrischte. Während er seine Toilette beendete, stand er schon horchend an der Tür. Der kleine Gustav hatte wohl einen Witz gemacht, denn da drinnen kamen sie aus dem Kichern nicht heraus. Wenn er jetzt einträte und über die Hemdenmätze herfiele! Eben noch hielt er sich zurück. Deubel auch, die Anna!

Er lachte vor sich hin. Würde das Mädel einen Schrecken bekommen haben. Dann trommelte er gegen die Tür.

„Aufstehen, ihr Langschläfer!"

„Sind schon längst auf. Etsch, du hast dich verschlafen!"

Er stand ganz still und sog den Laut der Kinderstimmen in sich auf. „Kommt ins Wohnzimmer, kleine Bande!"

„Ist Tante Anna auch eine kleine Bande?"

„Ich will sie mir erst mal ansehen."

Im Wohnzimmer fand er den Kaffeetisch schon gedeckt. Seit einem halben Jahr hatte er sich den Morgenkaffee aufs Kontor bringen lassen. Nun saß er auf dem alten Hausherrnplatz und rieb sich die Hände.

„Guten Morgen, Anna. Gut geschlafen? Na, da seid ihr ja auch, ihr Trabanten!"

Dieser himmlische Radau, den die Kinder bei der Begrüßung vollführten! Da wußte man doch: Die Nacht war vorüber und der Morgen erwacht! Und man schlich nicht in den Tag hinein, wie man herausgekommen war.

„Jetzt wird gefuttert. Habt ihr Appetit?"

„Der Gustav hat schon im Bett ein Butterbrot haben wollen!"

„Junge, von morgen an kriegst du den Spruch übers Bett: ‚Vielfraß nennt man dieses Tier, wegen seiner Freßbegier!'"

„Ich wollt' ja der Emilie nur die Krümel ins Bett schütteln, damit es jucken sollte."

„Schäm dich, mein Sohn. Auf diese Weise verkehrt man nicht mit jungen Damen."

„Papa, der Gustav hat mir was ins Ohr gesagt."

„Was denn, Herzchen?"

„Er hat gesagt, ich wär' ja gar keine junge Dame, ich wär' ein Kücken."

„Der Gustav wird sich noch sehr unbeliebt machen, scheint mir. Anna, da habe ich Ihnen eine nette Sorte aufgepackt."

„Es sind Wiskottens," lachte ihn das Mädchen an.

„Ach so — das soll wohl heißen, ich wär' auch nicht besser? Ich ziehe mich jetzt in die Fabrik zurück. Da hat man wenigstens Respekt vor mir."

„Grüßen Sie Vater von mir."

„Wird besorgt werden." Er schwenkte seine Mütze gegen den Tisch und verließ das Zimmer. Bis auf den Hausflur drang der Lärm der Kinder hinter ihm her. „Guten Morgen, Christian."

„Morgen, Herr Gustav. Nanu? Is dat große Los schon heraus? Ich spiel' en Sechzehntel."

„Ich bin mit em doppelten Einsatz herausgekommen, Christian."

„Wat Sie nich sagen! Ich hab' beim Kohlenschippen noch keine Diamanten gefunden. Einmal en Hufeisen."

„Dat bringt Glück."

„Daraufhin will ich et noch en zwanzig Jahr' wagen."

„He, Kölsch! Morgen! Anna läßt grüßen!"

„Guten Morgen, Herr Wiskotten. Haben Sie sich die Haare schneiden lassen?"

„Nee. Wieso?"

„Sie sehen so jung aus. Sind die Kinder fidel?"

„Ach, Kölsch, wenn dat fidel is, dann is 'ne Türkenschlacht en Ballett."

Er tippte an die Mütze und eilte, aufs Kontor zu kommen. Schon pfiff es zur Achtuhrpause. So hatte er sich noch nie verspätet, aber es war ihm nicht leid darum. „Wonach riecht das hier?" fragte er, als er eintrat, und schnupperte in die Luft.

August sah auf. „Du wirst wohl liederlich, Gustav?"

„Ich? Meinetwegen liederlich. Warum?"

„Gestern verschwindest du spurlos aus der Fabrik und kommst den ganzen Tag über nicht mehr zum Vorschein, und heute —"

„Du, es stinkt hier aber niederträchtig."

„Wenn man rosa Briefe erhält, soll es wohl nach Weihrauch duften? Da, zwischen deiner Privatkorrespondenz. Nimm doch endlich das Ding weg. Es verpestet hier ja die ganze Luft."

Kopfschüttelnd sah Gustav Wiskotten auf das rosa Kuvert zwischen seinen Briefen, hob es vorsichtig mit den Fingerspitzen auf und hielt es an die Nase. „Da is sicher ein ganzer Moschusochse drin."

„Nun spiel hier nicht den Ueberraschten. Ich rat' dir nur: Mach, daß du damit auf den Hof kommst. Wenn Mutter eintritt und riecht das, gibt es Krach."

„Ich hab' aber doch keine Ahnung," murmelte Gustav Wiskotten und riß das Kuvert auf. Nur einen Blick warf er auf die Unterschrift. Dann knüllte er den Brief zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. „Gib mal den Einlauf herüber."

Er überflog die Korrespondenz, machte sich Notizen, stellte ein paar verärgerte Fragen und verschwand.

„Die is wohl ganz von Gott verlassen . . . Hierher zu schreiben!"

Er suchte sich hinter der Färberei einen verborgenen Winkel an der Wupper, sah sich wie ein Schuljunge nach allen Seiten um und holte den Brief aus der Tasche. „Rosa Papier! Ganz mein Fall!" Er strich das Papier auf dem Knie glatt und las:

„Hochgeehrter Freund und Gönner!

Eigentlich sollte ich Ihnen böse sein, denn Sie haben nicht Wort gehalten und mir geschrieben, wie fest versprochen. Aber wenn ich an Sie denke, und das tue ich immer, kann ich Ihnen doch nicht böse sein. Ich möchte nun so gern Ihre große Fabrik besichtigen, damit ich mir selber Bänder und Spitzen aussuchen kann. Und dann wollen wir irgendwohin fahren, wo es sehr schön ist. In allen Ehren. Aber einen recht, recht lieben Kuß will ich Ihnen doch schon geben, denn ich habe Sie gerade so lieb, wie Sie mich. Und wenn Sie Ihr Versprechen halten und mich ans Theater bringen, noch viel mehr. Da ich nun eine große Sehnsucht nach Ihnen habe, so komme ich Mittwoch vormittag nach Barmen und schicke einen Jungen in die Fabrik oder den Portier, damit Sie wissen, daß ich da bin. Ich freue mich schrecklich und bin mit herzlichem Gruß und Kuß Ihre ergebene Gretchen Zinters.

P. S. Schreiben Sie nicht retour, ich sollt' nicht kommen. Denn ich komme doch."

„Denn ich komme doch — —" wiederholte Gustav Wiskotten. Da hatte er sich ja schön in die Nesseln gesetzt. — —

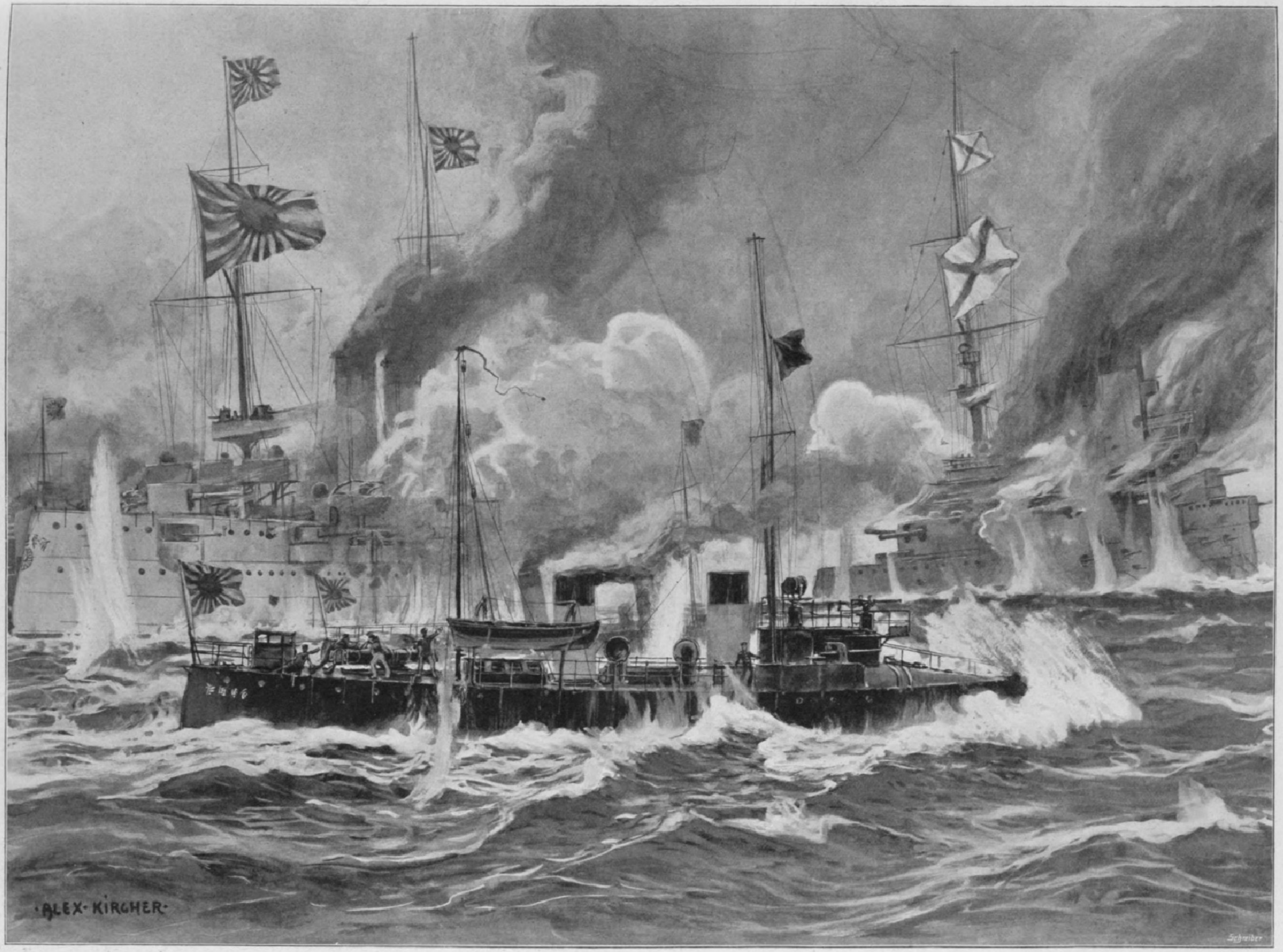
Nicht einen Augenblick mehr war ihm das Mädel in den Sinn gekommen, seit er den Genevergeschmack aus dem Munde hatte. Die konnte ihm gerade fehlen. Und noch dazu jetzt, wo er die Kinder im Hause hatte. Nicht über die Schwelle!

„Schreiben Sie nicht retour, ich sollt' nicht kommen — —". Was machte man da? Sie auf dem Bahnhof erwarten und umgehend zurückspedieren? Ging nicht. Erstens wußte er ihren Zug nicht, und zweitens hatte sie die Station nicht genannt, an der sie aussteigen wollte. Außerdem: sich einer lächerlichen Szene auf dem Bahnhof aussetzen? Ihm wurde schon bei dem Gedanken schwül. Was also, zum Teufel! In der Pförtnerbude Order geben, sie nicht vorzulassen? Das konnte zu Verwechslungen Anlaß geben und zu Geschwätz. Er, der Fabrikherr, durfte seinen Leuten keine Angriffsfläche zeigen. Das war sein Stolz gewesen von jeher. Blieb ihm nichts übrig, als die Suppe auszuessen, die er sich leichtsinnigerweise selbst eingebrockt hatte.

„Himmeldonnerwetter!" — —

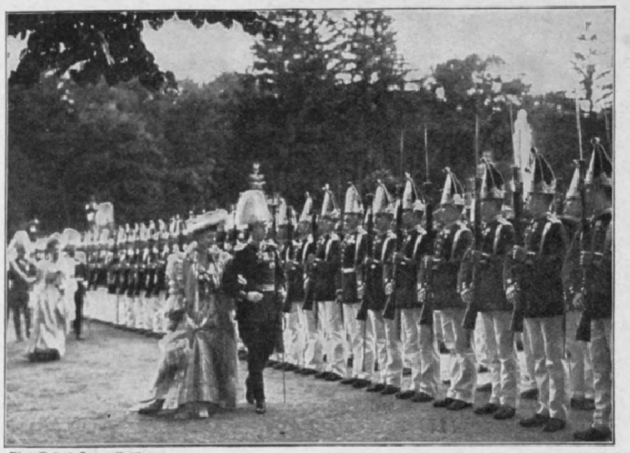
Er hoffte, daß ihm im Laufe des Tages etwas Gescheiteres einfallen würde als das ohnmächtige Wüten und verließ ärgerlich auf sich selbst sein Versteck. In der Fabrik ging ihm heute alles zu langsam. Die Scheltworte flogen durch alle Räume. Und als er Fritz im Laboratorium aufsuchte, um mit ihm wegen einer schwierigen Couleur Rücksprache zu nehmen, und der in Damenparfüms wohlbewanderte Bruder auf eine eigentümliche Weise die Nasenflügel einkniff, drehte er sich auf dem Absatz um und schmetterte die Tür ins Schloß.

„Das unterbleibt!" schrie Fritz dem Davonstürmenden nach. (Fortsetzung folgt)



Panzerkreuzer „Chitose" (japanisch) — Japanische Torpedobootszerstörer — Linienschiff „Borodino" (russisch) — Text umstehend

Der Seesieg der Japaner über die russische Flotte in der Tsuschimastraße. Nach einer Originalzeichnung von Alex Kircher (Dresden)



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Der Kronprinz stellt seiner jungen Gemahlin seine Kompagnie vor

Notizblätter

Der Einzug des Kronprinzenpaares in Potsdam

Nur zwei Wochen dauerte das Idyll des Kronprinzenpaares im stillen Hubertusstocker Jagdschloß; am 20. Juni hielten die Neuvermählten unter allgemeiner freudiger Anteilnahme der Bevölkerung ihren Einzug in ihre Residenz Potsdam. Das hohe Paar traf um 5¾ Uhr von Hubertusstock auf dem Bahnhof ein und wurde hier vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, dem Regierungspräsidenten und dem Polizeidirektor empfangen. Der Kronprinz nahm den Parademarsch der vom 1. Garderegiment zu Fuß gestellten Ehrenkompagnie ab und fuhr sodann mit seiner Gemahlin in dem von der Provinz Posen geschenkten sechsspännigen Wagen unter dem Hurrarufen des zahlreichen Publikums nach dem Rathaus, wo Oberbürgermeister Jähne die Herrschaften im Namen der Stadt bewillkommnete. Vom Rathaus ging die Fahrt weiter zum Marmorpalais, dem Heim der Jungvermählten, wo diese von der Kaiserin begrüßt wurden. Einige Tage nach dem Einzug erschien der Kronprinz, der inzwischen bereits seinen Dienst als Chef der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß wieder angetreten, mit seiner Gemahlin in der Kaserne, und während der Kronprinz der Löhnungsausgabe seiner Kompagnie beiwohnte, sah sich die Kronprinzessin in Begleitung einiger Offiziere die Stuben der Mannschaften ihres Gemahls an.

Baron Fejérváry

General Freiherr Géza von Fejérváry, der mit dem Vorsitz in dem neugebildeten außerparlamentarischen ungarischen Ministerium die schwere Aufgabe übernommen hat, in dem durch die radikalen Forderungen der Unabhängigkeitspartei entstandenen Konflikt zwischen der Krone und der Mehrheit einen Ausgleich herbeizuführen, galt von jeher als Vertrauensmann des Kaisers Franz Josef und ist ein erfahrener Parlamentarier. Der General ist am 15. März 1833 in Josephstadt geboren, steht also im dreiundsiebzigsten Lebensjahre. Er zeichnete sich 1859 im italienischen Feldzuge als Generalstabshauptmann besonders aus und erhielt das Maria-Theresia-Kreuz, eine der höchsten und ehrenvollsten militärischen Auszeichnungen. 1872 trat er als Oberst in die ungarische Landwehr über und wurde kurze Zeit darauf zum Staatssekretär im Landesverteidigungsministerium ernannt. Im Jahre 1884 übernahm er die oberste Leitung dieses Ministeriums und leistete in dieser Eigenschaft dem Lande durch die mustergültige Organisation der Honvedarmee, der ungarischen Landwehr, die größten Dienste. 1903 trat er in den Ruhestand, aus dem den verdienten General jetzt das Vertrauen seines Monarchen zu einer politischen Kraftprobe ungewöhnlichster Art berufen hat.



Phot. Ernesto Brod

Baron Fejérváry, der neue ungarische Ministerpräsident

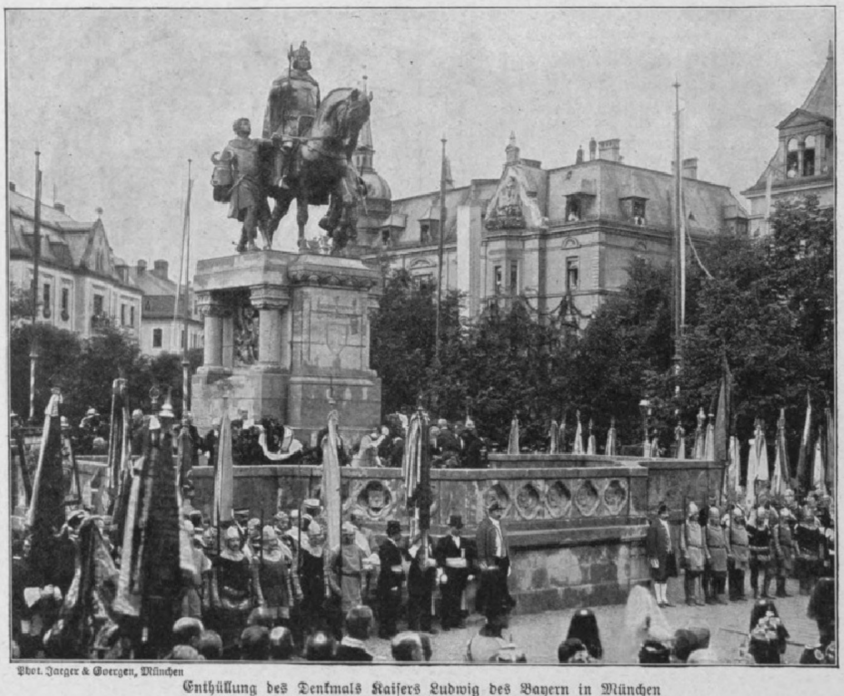
Das Kaiser-Ludwig-Denkmal in München

Dem ersten deutschen Kaiser aus dem Hause Wittelsbach, Ludwig dem Bayern, über dessen Grab in der Münchner Frauenkirche sich seit fast drei Jahrhunderten ein herrliches Denkmal erhebt, ist nun in München auch ein öffentliches, imposantes Monument errichtet worden, das eine Zierde der Stadt bildet. Das auf dem Kaiser-Ludwigs-Platz in der Nähe der Theresienwiese aufgestellte Denkmal ist von einem vor einigen Jahren verstorbenen Münchner Bürger, dem Großbrauer Matthias Pschorr, gestiftet und von dem bekannten Bildhauer Ferdinand von Miller entworfen. Es zeigt den Kaiser, wie er nach der Schlacht bei Mühldorf als Sieger hoch zu Roß in München einzieht, geleitet von seinem Feldherrn Albrecht Rindsmaul, dem die Sage (mit Unrecht) das Verdienst der Gefangennahme Friedrichs des Schönen zuschrieb, und einem jungen Ritter, der des Kaisers Helm trägt; auf dem Sockelrelief ist der heldenhafte Kampf der Münchner Bäckerknechte in der Schlacht dargestellt. Die feierliche Enthüllung des Denkmals fand am 24. Juni in Gegenwart des Prinzregenten und des gesamten königlichen Hofes statt. Der Erste Bürgermeister Dr. von Borscht schilderte in einer Ansprache die Verdienste Ludwigs des Bayern um die Stärkung des Kaisertums, die Entwicklung der Städte, der Kunst und Kultur. Unter den bei der Feier um das Denkmal gruppierten Korporationen, Vereinen und so weiter erregte besonderes Interesse eine Bäckerabordnung, die als streitbares Fähnlein in Kettenpanzer und scharfer Wehr, so wie ihre Altvordern bei Mühldorf dem Kaiser Beistand geleistet, erschienen war.



Copyright by Carl Delius, Berlin

Einzug des Kronprinzenpaares in Potsdam



Phot. Jaeger & Goergen, München

Enthüllung des Denkmals Kaisers Ludwig des Bayern in München
Entworfen von Ferdinand von Miller, gestiftet von Matthias Pschorr

Dr. Heinrich Lahmann †

In dem am 1. Juni verstorbenen Arzt und Naturheilkundigen Dr. med. Heinrich Lahmann hat die medizinische Wissenschaft einen Pfadfinder und Bahnbrecher, die Menschheit einen Wohltäter verloren, dem zahllose Kranke und Leidende neue Lebensfrische verdanken. Lahmanns Verdienst ist der Ausbau und die rationelle Entwicklung der physikalisch-diätetischen Heilmethode, die er in dem 1887 von ihm begründeten, längst weltberühmten Sanatorium „Weißer Hirsch“ bei Dresden zur Anwendung brachte. Aus kleinen Anfängen hat sich die Anstalt zu einem der größten Institute dieser Art entwickelt; sie besteht jetzt aus zwanzig großen Gebäuden, in denen siebenhundert Personen gleichzeitig Aufnahme finden können und im Jahre 1904 über dreitausend Patienten aus allen Ländern der Erde Genesung suchten. Lahmanns Prinzip war, unter möglichster Vermeidung des Gebrauchs von Medikamenten die krankhaften Dispositionen des menschlichen Organismus durch Wasserbehandlung, Massage und Gymnastik, Luft-, Licht- und Diätkuren, Elektrizität und psychische Einwirkung zu bekämpfen.



Hofphot. Hahn Nachf., Dresden

Dr. H. Lahmann †

Die Seeschlacht in der Tsuschimastrasse

Die gewaltige Seeschlacht, durch die der japanische Admiral Togo die letzte Flotte Rußlands vom östlichen Meere fortfegte, kann wohl als die größte in der Geschichte gelten. Mit fieberhafter Spannung verfolgte die gesamte Welt die Todesfahrt des russischen Admirals, denn von dem Ausgang des Zusammenstoßes der beiden Flotten hing nicht nur die vorläufige Entscheidung des Krieges ab, sondern dort im fernen Osten sollte auch zum erstenmal in größerem Maßstabe die furchtbar ernste Probe gemacht werden, welche technischen Errungenschaften des Seekrieges in Zukunft für alle Flotten der Welt maßgebend sein würden. Will man die Resultate kurz zusammenfassen, so kann man sagen, daß die Artillerie, und zwar fast ausschließlich die schwere, heute mehr denn je zum ausschlaggebenden Faktor der Seeschlacht geworden ist. Der Torpedowaffe fiel dann die Aufgabe zu, die im Landkrieg meistens der Kavallerie zuteil wird: sie mußte durch einen letzten Vorstoß den eigentlich schon errungenen Sieg vollenden.

Page Missing in Original Volume

Page Missing in Original Volume

Offizierszusammenkunft in Konstanz

Seit Jahren ist es bei den Offizierskorps der am Bodensee garnisonierenden österreichischen und deutschen Truppenteile Brauch, jeden Sommer einmal in einer der vier im Bannkreis des Sees liegenden Garnisonen — Bregenz, Lindau, Weingarten, Konstanz — zusammenzukommen und in kameradschaftlicher Geselligkeit die herzlichen Beziehungen, die zwischen den Armeen der beiden verbündeten Kaiserstaaten bestehen, zu dokumentieren und zu befestigen. Selbstverständlich bleibt auch die Zivilbevölkerung diesem militärischen Fest gegenüber nicht teilnahmslos, und so waren in Konstanz, wo dieses Jahr die Zusammenkunft am 17. Juni stattfand, viele Häuser den zu erwartenden Gästen zu Ehren beflaggt. Der badische Dampfer „Kaiser Wilhelm" fuhr mittags 2 Uhr mit dem aus Freiburg i. B. eingetroffenen Brigadekommandeur General v. Tresckow, dem Offizierskorps des Konstanzer Regiments, einer Reihe früherer Regimentsangehöriger und den eingeladenen Vertretern der Zivilbehörden an Bord den drei Dampfbooten entgegen, welche die österreichischen, bayrischen und württembergischen Kameraden brachten. Auf der Höhe von Hagnau trafen die Schiffe unter begeisterten Hurrarufen der Festteilnehmer zusammen und fuhren, während die mit an Bord befindlichen Militärkapellen abwechselnd konzertierten, nacheinander in den Konstanzer Hafen ein, von einer dichtgescharten Menge mit lebhaften Zurufen empfangen. Nach gegenseitiger Begrüßung begaben sich die Offiziere in festlichem Zuge zum Kasino.



Phot. German Wolf, Konstanz

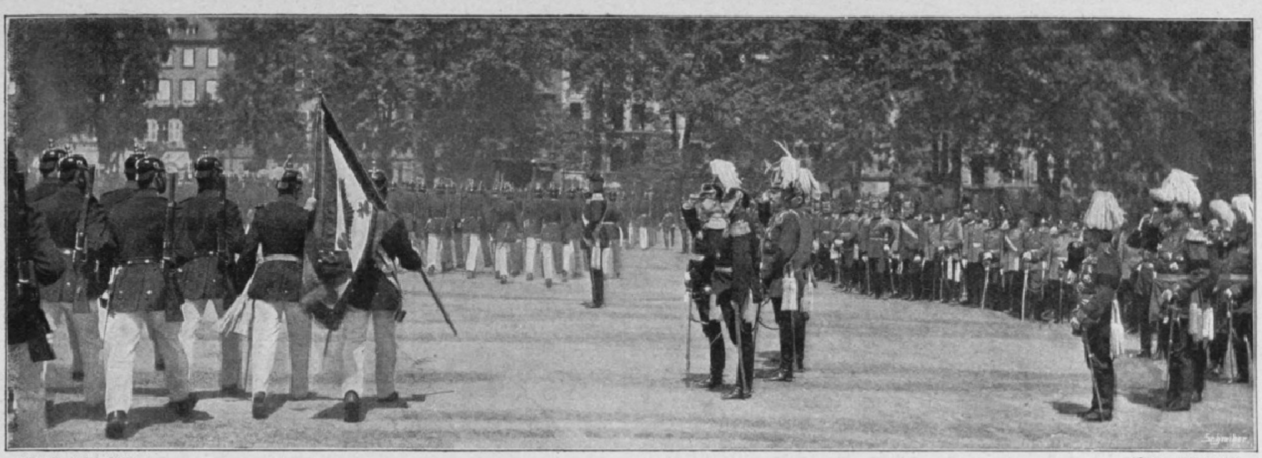
Von der Zusammenkunft der Offiziere aus den Garnisonen am Bodensee in Konstanz

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die bekannte Handlung alter Meisterinstrumente von Hamma & Co. in Stuttgart hat soeben einen äußerst interessanten Katalog über eine Kollektion B. alter Violinen herausgegeben, der das Entzücken von Liebhabern guter Geigen hervorzurufen geeignet ist. Es finden sich Instrumente von fast allen ersten Namen vertreten, deren Erwerb nicht jedermann möglich ist, aber es ist hier auch Gelegenheit geboten, mit bescheideneren Mitteln ein gutes altes Instrument zu erwerben. Für die Reellität des Angebots bürgen die mehr als dreißigjährige Praxis und die reichen Erfahrungen der Firma Hamma & Co.

Die rühmlich bekannten Neckarsulmer Motorräder haben im Verlaufe von einer Woche mehrere ganz bedeutende Siege zu verzeichnen gehabt. Am 27. und 28. Mai haben acht Neckarsulmer Motorräder — fünf Ein- und drei Doppelzylinder — bei der 600-Kilometerfahrt Berlin-Frankfurt in der glänzendsten Weise abgeschnitten; in Darmstadt sowie bei dem Riederberg-Rennen, Wien, wurden je ein I. und III. Preis geholt, in Löbau, Westpreußen, wurde ebenfalls ein Neckarsulmer Erster gegen weit schwerere Doppelzylindermotore, und bei dem hohen sportlichen Ereignis der von der Deutschen Motorradfahrer-Vereinigung veranstalteten Zuverlässigkeitsfahrt Eisenach-Berlin-Eisenach über 660 Kilometer waren es wiederum sieben Fahrzeuge, die in tadellosester Verfassung das Ziel erreichten.



Phot. Eugen Jacobi, Metz — König Friedrich August von Sachsen in Metz: Parademarsch des sächsischen Fußartillerieregiments — (Text umstehend)

Der König von Sachsen in Metz

König Friedrich August von Sachsen traf am 23. Juni, von Straßburg kommend, zum Besuch des Königlich sächsischen Fußartillerieregiments Nr. 12 in Metz ein und hielt nachmittags 1½ Uhr auf dem Fort Manteuffel Parade über das Regiment ab. Nach dem Parademarsch ließ er das Regiment im offenen Viereck Aufstellung nehmen und hielt eine Ansprache, in der er seine Anerkennung für die Leistungen der Truppen und die Erwartung aussprach, daß der Geist, den er heute gefunden habe, immer derselbe bleiben werde. Darauf verteilte er Ordensauszeichnungen und nahm mehrere Beförderungen vor. Abends gab der König im Artilleriekasino ein Mahl, an dem außer Militärs der Bezirkspräsident Graf Zeppelin, der Polizeichef und der Bürgermeister teilnahmen. Am 24. Juni besichtigte der Monarch die kürzlich neu eingeweihte Gedenkhalle in Gravelotte und fuhr dann nach Saint Privat, um den Ort und die dort befindlichen Denkmäler zu besichtigen. Am Denkmal des sächsischen Armeekorps legte er Kränze nieder und begab sich hierauf nach Roncourt, wo sein verstorbener Oheim und sein verstorbener Vater im Kriege 1870 nach der Schlacht vom 18. August in der Nacht wohnten. Am 25. Juni reiste der König nach Münster am Stein ab, um seine beiden zur Kur dort weilenden Söhne zu besuchen.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 ein Kunstwerk, kostet meist viel Geld,
3 6 5 9 7 drum wird auch dieses hoch gestellt;
7 0 2 7 8 5 6 ein Handwerksmann, der immerfort
7 8 9 4 8 in Mengen brauchet dieses Wort;
1 2 6 4 2 5 6 7 8 ein Herrschertitel früh'rer Zeit;
1 9 5 7 wird oft auf Wege aufgestreut;
8 5 9 0 ein Wasser ist es, ohne Lauf,
nur kleine Nachen fahren d'rauf;
6 5 9 7 5 beglückt, wer auf dies Wort kann gehen;
7 8 5 2 5 6 und solltest du an diesem stehen,
6 9 4 4 gib acht, daß dies nicht Unglück bringt,
das wilde Meer dein Schiff verschlingt.

H. F.

Buchstabenrätsel

Wenn von Berlin mit Dampf man nordwärts eilt,
Berührt im Fluge man auch eine Stadt,
Auf deren Bahnhof jeder gern verweilt,
Weil dort er Zeit zu einem Trunke hat.

Das erste und das letzte Zeichen streich —
Dann nennet, liest du ihn verkehrt, der Rest
Dir einen See in einem nord'schen Reich —
Nun, bist du in der Erdbeschreibung fest?

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 928:

Des Wechselrätsels: Hippe, Lippe, Kippe, Rippe, Sippe, Wippe.

Des geographischen Rätsels: Hagenau.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); „Erzschlaukopf" in Passau (4); Frau Annie Pelzer in Stettin (2); Jgnaz in Ansbach (2); „Prinzeßchen" in Weimar; „Medikus" in Leipzig (3); Arthur L. in Bozen (2); Baronin v. K.-S. in Brünn (4); Clara M. in Bielefeld (3); Gustav Franck in Darmstadt (2); Otto Scherer in Berlin (4); „Don Carlos" in Hannover (3); „Oedipus" in Emden (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); Rosa Maurhofer in Zürich (4); Erich K. in Wiesbaden (2); L. Z. in Detmold (3); K. Haus in Frankfurt a. M. (3); Julius Polatschek in Wien (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4).

Literarische Erscheinungen von bleibendem Werte

aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Guido Rey, Das Matterhorn. Mit Vorwort von Edmondo de Amicis, 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Geheftet M. 18.—, gebunden M. 20.—

„Diese prachtvolle Publikation wird vielen zu einem erwünschten Besitz werden, auch solchen, denen es nur vergönnt war, das Matterhorn aus respektvoller Ferne zu schauen. Was nur immer geschehen konnte, um diese umfangreiche Matterhorn-Biographie in Großformat zu einer in ihrer Art einzigen zu machen, hier wurde es getan; alle Bergriesen der Welt können den Mons Silvius darum beneiden. Ein ausgezeichneter Alpinist der Verfasser, ein trefflicher Sprachkünstler der Uebersetzer, ein berühmter Spezialist der im Anhange mitredende Geologe, ein ausgesuchter Zeichner und ein erlesener Photograph die Urheber des Bilderschmucks und zu allem ein echter Poet, der das schöne Vorwort geschrieben, sind vereinigt zu dem Werke, dem überdies der Verleger eine glänzende Ausstattung gegeben hat. Das Ganze wie ein schimmerndes Liebesgedicht voll inbrünstigen Sehnens, dem steinernen, von Eis und ewigem Schnee umgürteten Herzen die Geheimnisse seiner erhabenen Schönheit zu entlocken."

Neue Freie Presse, Wien.

Marie Hansen-Taylor, Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

„Die anmutig belebte Darstellung läßt ein ruheloses Leben, reich an Arbeit, reich an Anregungen und an künstlerischem Genuß im Fluge an uns vorbeigleiten. Die amerikanische Jagd auf Berühmtheiten führt das Ehepaar mit einer schier endlosen Schar namhafter Schriftsteller, Künstler und Staatsmänner zusammen, während es bald ruhelos an dem übervollen Becher der landschaftlichen Schönheiten beider Weltteile nippt, bald in dem friedlichen Behagen der ländlichen Quäkeridylle Erholung sucht."

Kölnische Zeitung.

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

„Ein herrliches, ein männlich schönes Buch. Mit dem Behagen eines Greises, der auf ein von Arbeit und Ruhm erfülltes Leben zurückzublicken das Glück hat, bietet der Verfasser in bunter Abwechslung geistvolle Abhandlungen voll stofflichen Interesses und Jugenderinnerungen voll persönlicher Wärme, in einem Stil, der, an Goethe gebildet, sich so wohltätig unterscheidet von der stilistischen Zerfahrenheit der Moderne."

Neues Wiener Journal.

Thusnelda Kühl, Um Ellwurth. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Voll ausgereifte, mit vollendeter Sicherheit abgerundete Darstellung eines Menschenschicksals, wie wir sie nur bei unsern ersten Dichtern finden. Die konsequente Entwicklung der Charaktere, der Verzicht auf jede romantische Sensation, die Abwesenheit jeder unechten, rührseligen Sentimentalität, endlich die tiefe religiöse Lebensanschauung, die sich nirgends aufdringlich breit macht, aber zu rechter Zeit zur vollen Aussprache kommt — das alles macht das schlichte Buch zu einem der wertvollsten Romane der Gegenwart."

Evangelisches Gemeindeblatt, Braunschweig.

A. Santos-Dumont, Im Reich der Lüfte. Reich illustriert. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Holthof. Gebunden M. 4.—

„Das Werk verdient in der Tat die Aufmerksamkeit weiter Kreise. Mit seltenem Geschick versteht der Verfasser es, seine Ideen in einfachem Gewande klar und einleuchtend vorzutragen. Jedem Leser wird das von Dumont verfaßte Buch in seiner vorzüglichen deutschen Ausgabe eine genußreiche Lektüre sein."

Physikalische Zeitschrift, Leipzig.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 42

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Der Alte fuhr sich nach dem Kopf. „Um Gottes willen, Kind! Dann ist der Mensch eben ein Phantast ... Die kann ich nun schon gar nicht gebrauchen! ... Wenn einer das Doppelte kriegen kann und nimmt's nicht — dann ist er ein unbrauchbarer Mensch. Nicht das Leder wert! ... Was heißt Anhänglichkeit? — Die Groschen sind mir lieber! ... Denkst du vielleicht, liebes Kind, ich habe mein Vermögen mit Anhänglichkeit verdient? Das wäre 'n netter Geschäftsmann! ..." Aber als reputierlicher alter Herr fügte er sehr würdig hinzu: „Natürlich, ein gewisses Maß von Anhänglichkeit muß man von seinen Untergebenen verlangen können. Darauf habe ich stets gehalten."

In dem Augenblicke klopfte es. Herr Romeit trat mit einer wirtschaftlichen Meldung ins Zimmer. Die schlanke, straffe Reitergestalt, die in Modestes Herzen nie, wohl aber in ihren Sinnen eine Rolle gespielt hatte, stand wieder vor ihr.

Der alte Lindt lehnte die Bismarckpfeife in die Ecke. „Ich möchte Sie noch sprechen, Romeit,"



Putztag. Nach dem Gemälde von Jehudo Epstein (Wien)

(Aus der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast)

sagte er im Geschäftstone. „Und ihr, Kinder, habt wohl die Liebenswürdigkeit, ins Nebenzimmer zu gehen."

Im Nebenzimmer — es war das Eckzimmer mit den Plüschmöbeln und dem Grafenkalender — nahmen die Mutter und die ältere Tochter sofort ihre Handarbeit wieder auf, während Modeste auf und ab ging.

Anfangs war die Unterhaltung drüben gedämpft. Der alte Lindt predigte salbungsvoll.

Aber auf einmal schwoll die junge Männerstimme so an, daß der Mutter die Häkelnadel aus der Hand fiel.

„Ich lasse mir das von Ihnen nicht sagen!... Ich soll unehrlich gewesen sein — ich? Sagen Sie doch lieber gleich, ich hätte Ihren Geldschrank erbrochen ... Ich schmeiße Ihnen hiermit die ganze Sache vor die Füße. Ich hab's längst satt!"

Die alte Lindt flüsterte derweilen ganz blaß: „Hört ihr nebenan? Dieser gemeine Mensch ... Und der engelsgute Papa."

Modeste war stehen geblieben und schaute mit gefalteter Braue nach der Tür, während Frieda ihre Mutter streichelte.

Darauf nebenan zur Abwechslung die ölige Stimme des Hausherrn — ruhig, würdevoll. „Warum schreien Sie denn eigentlich so, Herr Romeit? — Es sind Damen nebenan — Damen!... Was habe ich denn nun eigentlich gesagt? — Nichts, absolut nichts!... Ich warnte Sie nur väterlich, wofür Sie mir hätten dankbar sein sollen ... Ich habe ja gar keine Beweise dafür, daß Sie unehrlich sind. Und die müßt' ich doch erst haben!... Was wollen Sie von dem Geldschrank? — Ich habe die Schlüssel hier in meiner Tasche. Aufbrechen ist nicht ... Die jungen Leute heutzutage! Nicht mal von Möglichkeiten darf man sprechen. 's ist alles möglich, lieber Romeit, alles — sage ich Ihnen aus fünfzigjähriger Erfahrung! Ich bin aber viel zu viel Gemütsmensch, viel zu viel! Sie werden sich nach so 'nem Prinzipal noch mal umsehen ... So kommt man nicht durch die Welt! Die Ohren ankneifen, junger Mann! Wozu haben Sie überhaupt die Ohren?... Und wenn Sie gehen wollen, gehen Sie in Gottes Namen ... Aber Sie werden damit kontraktbrüchig — Sie! Verstehen Sie? Die Konsequenz können Sie tragen." Und Herr Lindt schnaubte sich hörbar.

Im Nebenzimmer flüsterte die Mutter: „Das hat man nun von seiner Güte! Der Mensch ist so roh und gefühllos, daß er sich an euerm guten Vater vergreifen könnte."

Modeste drehte sich jäh um. „Er ist ein absolut anständiger Mann, absolut!"

Drüben begann Herr Romeit wieder, aber die Stimme so heiser und wuterstickt, daß sich der alte Knochenmehlhändler keines guten Endes versah. „Was Sie gesagt haben, Herr Lindt, haben Sie gesagt! Und was ich gesagt habe, das habe ich erst recht gesagt ... Ich gehe eben. Mein Gehalt können Sie behalten ... Sie brauchen aber nicht etwa Angst zu haben, daß ich schnurstracks zum Baron in Eyselin gehe und mich anbiete. Ich habe einmal nein gesagt — und ich sage nicht urplötzlich ja ... Aber von Ihnen will ich die Bescheinigung haben, daß meine Bücher in vollkommener Ordnung sind und daß der Verdacht dieserhalb der Grund meines Austritts ist."

Der alte Lindt schnaubte beharrlich weiter.

„Und wenn sich mein Nachfolger das gefallen läßt, was Sie mir eben gesagt haben, so ist er eben der Schuft, der ich nicht bin." Er ging ohne Gruß.

Die alte Lindt nahm die verlorene Masche wieder auf. „Gott sei Dank!" murmelte sie erleichtert. „Er ist weg." Sie hatte noch ganz andre Aussprachen erlebt früher — und immer hatte der alte Knochenmehlhändler gesiegt.

In demselben Augenblick verließ Modeste ohne ein Wort das Zimmer.

„Wohin willst du?"

„Zu Herrn Romeit!"

Die Seelenvorgänge während der Zeit bei Modeste waren dunkel. Aber war es nur der Mann oder das Recht, die sie führten — sie wankte nicht.

In der nächsten Minute stand der Stern von Barginnen im Flur bei dem Inspektor. Er war blaß wie die Wand, aber die Augen funkelten ihm und die Hand bebte. „Herr Romeit," sagte sie rasch, „Sie werden bleiben!"

„Ich werde nicht bleiben!"

„Sie müssen!"

„Ich kann nicht ..."

„Aber wenn ich Sie bitte, Herr Romeit? — Ich habe auch nicht eine Sekunde an Ihnen gezweifelt."

Er blickte vor sich auf den Boden. „Nein, ich kann nicht — ich kann nicht!" Er biß die Zähne zusammen und wandte sich zum Gehen.

„Sie werden bleiben, Herr Romeit!" rief sie ihm nach. „Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen — um Ihrer selbst willen nicht."

Aber Herr Romeit ging.

*

Gleich darauf folgte im Wohnzimmer eine für Barginner Verhältnisse unbegreifliche Szene.

Die Mutter: „Du bist von Sinnen, Modeste!"

Modeste: „Das seid ihr!"

Die Mutter: „Aber Kind, so überlege doch! Ein Inspektor — ein ganz gemeiner Inspektor!"

Modeste: „Aber er ist hier so infam behandelt worden ... Sagt mir, was ihr wollt, aber ein anständiger Mensch ist und bleibt er!"

Frieda rief höhnisch dazwischen: „Heirate ihn doch! Trauzeugen: der Hofmann und der Kutscher."

Der alte Lindt, der indessen die Bismarckpfeife wieder in Brand gesetzt hatte, räusperte sich, machte eine großartige Handbewegung, etwa wie Poseidon, wenn er die von kleinen Wassergeistern erregten Wogen glättet. „Nur keine häuslichen Szenen, Kinder! Kommt nie was dabei 'raus. Weibergezänk — adieu Vernunft ... Modeste ist seit acht Tagen glücklich zwanzig Jahr — unverdaute Ideen in Menge natürlich!... Gibt sich, liebes Kind, gibt sich unbedingt ... Aber was die Hauptsache ist: die Fehler sind dazu da, daß man sie nach Möglichkeit gut macht. — Ich habe selbst einen Fehler gemacht, bin zu direkt vorgegangen ... Beleidigen kann mich so ein Mensch nicht, ausgeschlossen bei meiner Stellung. Der Bengel ist natürlich schon fest engagiert vom Baron. Mir ganz klar! Die Gelegenheit bei Schopf gefaßt — konnte ihm ja gar nicht günstiger kommen — frech geworden, alles hingeschmissen. Hat ganz geschäftlich gehandelt, der Baron. Erst den Nachfolger engagiert, dann den Vorgänger abgewimmelt ... Imponiert mir!... Nur daß sich der alte Lindt nun einmal nicht auf der Nase herumtanzen läßt! Jetzt bestehe ich nämlich auf meinen Schein. Der Kontrakt läuft bis zum ersten Juli ... Ich bin Modeste eigentlich gewissermaßen dankbar für das kleine Intermezzo. Ist zu gutherzig, das Kind, wie ich in meiner Jugend auch, hat zu viel Rasse ... Wenn also nachher der Mensch mit den Büchern kommt, sage ich nur ganz ruhig: Herr Romeit, hier ist Ihr Kontrakt. Bis zum ersten Juli bleiben wir also noch zusammen. Sie brauchen nichts zu vergessen — ich vergesse so wie so nichts, da verlassen Sie sich schon drauf!... Und wenn 's Ihnen angenehm ist, drüben im Inspektorhaus Ihre Mahlzeiten einzunehmen — bitte — mir ist's auch angenehmer ... Weitere Einmischungen verbitte ich mir entschieden, Modeste!"

Die Familie beugte sich schweigend vor dieser Logik. Modeste, die vielleicht innerlich den raschen Impuls schon bedauerte, sah in den Schoß. Es war ein ehrlicher Entschluß gewesen, der den Stern von Barginnen wirklich adelte für den Moment. Aber es ist der Fluch solcher Menschen, daß sie sich der guten Regungen doch innerlich schämen ... Eine fremde Natur war heut zum erstenmal in Modeste aufgeflammt, stark, mutig — vielleicht ihre eigentliche Natur —, nun schloß sich wieder die kalte Lindtsche Eigenart über der heißen Regung, so daß ihr von dem Frühlingshauch nichts blieb, als ein winterliches Frösteln.

Der alte Lindt stand auf, in sein Bureau hinabzugehen. In der Tür blieb er aufhorchend stehen. „Da reitet ja einer mit stumpfen Eisen Galopp durch den Park. Hört ihr's nicht glitschen auf dem gefrorenen Boden?"

Modeste trat ans Fenster und versuchte durch die beschlagenen Scheiben hinauszusehen.

Der Alte lächelte innerlich. „Streng dich nur nicht unnötig an, liebes Kind! Es dürfte dein Herr Romeit sein, dem es beliebt, schon heute sich in Eyselin vorzustellen ... Nicht so eilig, mein Sohn! Hast noch über ein halbes Jahr Zeit."

*

Eine halbe Stunde später saßen Falkner von Oed und der Inspektor Romeit in dem Arbeitszimmer des Besitzers von Eyselin. Der Kamin knisterte, Grog dampfte.

„Machen Sie nur Ihren Maitrank recht steif, Herr Romeit! Der Rum ist mein bester. Ich selbst kann leider nur in Mosel mittun ... Tut mir leid, daß Sie definitiv ablehnen! — Was haben Sie nur eigentlich an diesem gottverlassenen Barginnen für einen Narren gefressen? Intensiv wirtschaften werden Sie da nie können ..."

„Ich bleibe auch nicht in Barginnen, Herr Baron."

„Gratuliere." Herr von Falkner setzte den Weinkelch langsam ab und strich sich den Schnurrbart. „Weswegen gehen Sie nun eigentlich so plötzlich? — Wegen dem jungen, hübschen Mädchen, das mehr wie eine Sünde wert ist — oder wegen dem alten geizigen Schurken?"

Herr Romeit schwieg.

„Demnach muß es eine sehr scharfe Auseinandersetzung gewesen sein."

„Er hat mich einen Betrüger genannt!" stieß Herr Romeit noch zornbebend hervor. „Natürlich nicht das Wort ..."

„Und das hat Sie beleidigt?" Herr von Falkner lächelte. „Sie sind doch ein fabelhafter Enthusiast!... Sich von Herrn Lindt aus Köln beleidigt zu fühlen?... Und was sagte die Tochter dazu — die hübsche natürlich?" Herr von Falkner stand auf und ging im Zimmer umher. „Hm ... Schwer da zu raten ... Außerdem gehen Sie gar nicht gern."

„Ich wechsele überhaupt ungern, Herr Baron."

„Na, dann bleiben Sie doch!" Er legte mit lässiger Vertraulichkeit seine Hand auf Herrn Romeits Schulter. „Liebster, Bester! Simson hat sich die Haare von seiner Delila scheren lassen. Andre haben desgleichen getan. Bekam ihnen allen schlecht ... Darum rate ich Ihnen freundschaftlich: Machen Sie trotzdem, daß Sie fortkommen; — aber gehen Sie weit weg — sehr weit!... Ich bin keineswegs blind — auch der Schönheit von Fräulein Modeste Lindt gegenüber nicht. Solange die Dinge noch im Werden sind, heilt Entfernung sie leicht; sind sie erst geworden, gibt's kaum ein ätzenderes Gift ... Ich glaube, ich bin zehn Jahre älter als Sie. In Wahrheit sind's mehr als hundert. Also gehen Sie!"

Herr Romeit war unter der Berührung der fremden Hand leicht zusammengezuckt. Er schwieg noch immer. Falkner von Oed setzte sich wieder, während sein Gast nach der Uhr sah. „Reisende soll man nicht aufhalten ... Wegen Ihrer Absage bin ich Ihnen übrigens gar nicht böse ... Sie werden also trotzdem in Barginnen bleiben?"

„Ich bleibe nicht, Herr Baron."

„Sie werden aber doch bleiben, lieber Romeit — und gerade darum, weil Sie es eben nicht dürften! Das liegt so in unsrer Natur ..." Er sah nach dem Schreibtisch hinüber, wo die Einladung zum Reserveball lag. „Interessiert Sie so was?"

Herr Romeit antwortete nur: „Damit hat doch ein Inspektor nichts zu tun."

Herr von Falkner zuckte die Achseln. „Sehe ich gar nicht ein! Was ist überhaupt Gesellschaft — zumal solche? — Blague, nur blague! ... Wenn Sie sich den Scherz aber doch ansehen wollen, lade ich Sie hiermit feierlichst ein. Von Geist wird bei der Gelegenheit zwar nichts verzapft, von Gemüt noch weniger — dennoch kann Ihnen vielleicht gerade diese Einladung von Nutzen sein. Sie ist Ihnen eine Ehrenerklärung, so stark wie kaum eine andre, wenn ich Herrn Lindt richtig beurteile. Sie würden den alten Gentleman damit gehörig ärgern

und das junge Mädchen dekolletiert sehen ... Es lohnt beides. Verlassen Sie sich darauf."

Herr Romeit lehnte frostig ab und ging gleich darauf.

„Ich heb' Ihnen die Einladung auf," rief ihm Herr von Falkner nach. „Es sind noch gute vierzehn Tage hin. Und vielleicht besinnen Sie sich derweil eines Besseren."

VIII

Herr Romeit blieb in der Tat. Ob aus Kontraktrücksichten, ob aus Schwäche — jedenfalls empfand Modeste eine beinahe verächtliche Regung für den Mann. Wer so behandelt wird, der geht doch! Die heiße und die kühle Frauenmoral unterschieden sich noch immer sehr.

Im übrigen wurde der Stern von Barginnen von den Ballvorbereitungen vollauf in Anspruch genommen. Eine Königsberger Schneiderin kam, beherrschte Modeste eine Woche absolut und wäre von dem Ordensschlosse dankbaren Herzens geschieden, wenn der alte Lindt nicht bei der Abreise erklärt hätte, daß er die Rückfahrt grundsätzlich nur Vierter vergüte. Darauf helle Empörung, eisiges Adieu. Es war nicht das Geld, es war die Zumutung. Gute Schneiderinnen haben noch immer auf Ehre gehalten ... Diesmal stand Modeste auf seiten der Schneiderin. Das hellblaue Kleid war wirklich gelungen.

In der menschenfreundlichen Stimmung, die solche Tatsache verleiht, schlenderte sie am Vorabend des Balles über den Hof. Herr Romeit schalt gerade mit einem Knecht, daß es nur so schallte. Seit er im Inspektorhause aß, hatte sie ihn kaum wiedergesehen. Als er das Fräulein bemerkte, verstummte er sofort. — Aus einer Stalltür drang leises Hundegewinsel. Modeste horchte auf.

„Die Juno hat Junge, gnädiges Fräulein," erklärte Herr Romeit.

Das war dem Fräulein sehr interessant. Sie gingen also gemeinsam in den Remontestall, wo Juno in einer warmen Ecke auf dem Stroh lag. Um sie eine äußerst possierliche braune Gesellschaft mit langen Ohren und törichten Augen, die tolpatschig auf der Alten 'rumkletterte und, dabei ungestüm wedelnd, übertriebene Anforderungen an die mütterliche Langmut stellte. Juno knurrte beim Anblick der Fremden leise, leckte gleich darauf zärtlich die Kleinen und benahm sich wahllos verliebt wie jede junge Mutter.

Es war ein warmes, frohes Bild. Modeste schaute fröhlich amüsiert. „Darf man anfassen?"

„Ja, aber nicht 'rausnehmen, sonst beißt die Juno."

Das Fräulein beugte sich zu den Tieren. Während ihre Hand die dicken, samtweichen Körper streichelte und dabei die köstliche Wärme des molligen Nestes spürte, überkam sie ein Anflug von Neid. „Wie gut die's haben! So wundervoll warm ... Eigentlich viel besser als wir!"

Herr Romeit hob den dicksten braunen Schlingel heraus und präsentierte den ängstlich Zappelnden.

„Das ist der Beste!"

„Soll ich ihn haben?" fragte Modeste lachend zurück.

„Aber ja, gnädiges Fräulein!"

„Ich sagte nur so ..."

„Gnädiges Fräulein würden mir eine große Freude machen."

Modeste betätschelte den Kleinen, während die Mutter mißtrauisch blinzelnd zuschaute. Etwas von der warmen Mütterlichkeit rieselte auch zu dem Mädchen hinüber. „Ich möchte ihn schon nehmen — und gut würde er's auch haben! Tiere mag ich überhaupt gern ... Aber wie ihn in das Turmzimmer einschmuggeln? — Denn ein Stallhund ist doch eigentlich kein Hund?"

„Nehmen gnädiges Fräulein doch!" bat er ungelenk.

„Na gut, ich nehme ihn dankbar an, Herr Romeit. Doch erst nach Weihnachten. Da verreist nämlich Frieda. Wenn sie wiederkommt, ist er bereits einquartiert. Und will sie ihn trotzdem 'rausgraulen, beißt er hoffentlich ... Er soll nämlich auch beißen können, ordentlich beißen!"

„Ich danke sehr, gnädiges Fräulein."

„Nein, ich habe zu danken, Herr Romeit."

Er ließ den Hund ins Lager zurückfallen.

„Haben Sie schon mein neues Ballkleid gesehen?" fragte sie, gewissermaßen zur Belohnung. Im Augenblick hatte sie die feste Ueberzeugung, daß sich um dieses neue Ballkleid eigentlich das ganze Weltall drehte.

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Nun, dann kommen Sie morgen nachmittag gleich nach Kaffee in den Flur. Da können Sie mich vor der Abreise noch einmal bewundern — natürlich, wenn Sie es interessiert."

„Es interessiert mich schon, gnädiges Fräulein."

„Können Sie eigentlich tanzen?"

„Aber gewiß."

„Es soll ein ganz großartiger Kotillon werden! Ich habe mir auch vorgenommen, so viel zu tanzen wie noch nie in meinem Leben."

Sie maß den jungen, hübschen Menschen keck vom Kopf bis zu Fuß. „Sie müßten eigentlich recht gut tanzen können! Aber ich tanze auch recht gut. Sie sollten mich mal sehen."

Herr Romeit schwieg.

*

Am Ballmittage sagte der alte Lindt sehr würdig: „Herr Romeit wünscht, glaube ich, auch mitkommen zu dürfen. Natürlich nur als Zuschauer. Es ist zwar ein sonderbares Ansinnen ... Aber ich möchte dem jungen Menschen nichts in den Weg legen. Der Baron hat ihm nämlich eine Einladungskarte geschickt und will ihn auch in seinem Schlitten abholen ... Bißchen zu liberal gedacht für meinen Geschmack! Was soll so 'n Mensch da? ... Aber da der Baron durchaus will ..." Nach einer Weile fügte er hinzu: „Auf dem zweiten Schlitten ist noch ein Bockplatz frei. Da kann er meinetwegen mitfahren. Wenn die Geschichte lange dauert ... Der zweite Kutscher säuft so wie so 'n bißchen ... Auf zurück fährt dann Herr Romeit. Hoffentlich ist er nüchtern. Ich habe wenigstens noch nichts bemerkt ..."

„Also Herr von Falkner kommt doch?" fragte Modeste möglichst gleichgültig.

„Es scheint wenigstens so, liebes Kind."

Frieda verzog die welken Lippen zu einem häßlichen Lächeln.

IX

Ein strahlender Nachmittag grüßte. Die Ebene schneeweiß, glitzernd. Von dem Schulhause stieg der Rauch kerzengerade in die Winterluft. Die Krähen im Park krächzten laut und flatterten heftig. Es war schneidend kalt. Nur ein Rabenvater saß bedächtig auf der Spitze der höchsten Fichte und hielt Umschau. Als er mit kurzem Flügelschlag davonstrich, rieselte ein Schneeregen von den schwerbeladenen Aesten.

Modeste stand am Fenster des Turmzimmers, freute sich über den Raben, den Schneeregen und empfand dabei wohlig die Wärme des knisternden Ofens. Es war gegen vier. Die beiden Mädchen zogen sich zum Ball an — nicht lachend, plaudernd, wie sonst Schwestern tun, sondern schweigend und mit einem gelegentlichen Seitenblick. Die stichelnde Feindschaft der Schwestern war zum gefrorenen Haß gediehen seit der letzten Aussprache. Im Bösen vergaß auch Modeste nie.

Die Aeltere stand vor dem Stehspiegel und nestelte an den Taillenhaken. Sie war schon im Staat, das Haar gebrannt, auf den Wangen ein leichter Puderhauch. Das hellgrüne Kostüm machte das blaßblonde Gesicht noch welker. — Modeste hinter ihr, halb angekleidet, Arme und Schultern nackt. Wie sich die beiden Gestalten widerspiegelten — das Blühen und das Welken nebeneinander, wie zum Hohn — trafen sich auch die Augen der Schwestern. Frieda runzelte die Stirn, die Hand knöpfelte nervös. Und Modeste in dem Hochgefühl siegender Jugend und Schönheit lächelte fein, bog wie im Spiel den schlanken vollen Körper mit dem koketten Reiz einer Tänzerin. Die Arme leuchteten weiß, über den Hals floß es rosig, die Haut schien zu duften. — Der Aelteren riß eine Oese. Modeste lächelte höhnisch.

Da wandte sich Frieda mit mühsamer Selbstbeherrschung um:

„Du bist doch wieder schamlos!"

„Nein du, liebe Schwester. Denn du hast nie ertragen können, daß eine andre hübscher ist wie du."

„Ach du!" zischte Frieda.

„Ach du!" echote achselzuckend Modeste.

„Ich werde mich unten weiteranziehen."

„Das wollte ich dir eben raten, liebe Frieda."

Die ältere Schwester ging. Der fade Puderhauch zog mit ihr.

Modeste verbeugte sich graziös im Spiegel und grüßte mit der Hand. „Adieu, adieu!"

Frieda ließ die Türklinke, die sie schon gefaßt hielt, wieder los und kam zurück. „Du bist schlechter als schlecht!" rief sie mit bebender Stimme. „Aber wenn du dir übrigens einbildest, ich wüßte nicht, auf was du schon seit Monaten spekulierst!"

„Auf was spekuliere ich?" fragte Modeste sehr ruhig zurück.

Die Schwester trat ganz nahe und zischelte nur noch: „Den Falkner willst du heute einfangen — den Falkner! ... Den Xaver Kajetan Falkner von Oed, freien Panierherrn zu Eyselin. — Das paßte dir so — jawohl! ... Aber der für dich Interesse haben — der? ... Der eine Lindt heiraten — der? ... Das ist kein Graf Arsil! Der braucht kein Geld ... Und dich braucht er noch viel weniger!"

Modeste sah die Schwester unverwandt an — sehr blaß, aber die Augen brannten. „Bist du nun fertig? — Du bist ja weiß Gott besser orientiert als ich über mein Inneres! ... Aber das kann ich dir sagen: Wenn ich wollte, wenn ich ernstlich wollte ..." Sie hob den schönen nackten Arm. — „Dieser Finger hier genügt, dieser kleine Finger! Ich brauche ihn nur auszustrecken. Heute abend noch — heute abend noch! ... Aber ich strecke ihn nicht aus."

„Weil du ihn dir verbrennen würdest, ihn dir vielleicht schon verbrannt hast! Ha, ha! ..."

Sie ging, um noch einmal zurückzukommen und durch die Türspalte böse zu wispern: „Weißt du, wozu du ihm höchstens gut wärst? ... Zu ... zu ... Ja, tu nur möglichst unschuldig! — Es ist ein französisches Wort und fängt mit dem M an. Die Pompadour war auch eine ... Aber ich glaube, du wärst ihm nicht mal dazu gut genug ..."

Modeste tippte nur an die Stirn. Der Pfeil traf wirklich nicht! Sie liebte ja den Namen, nicht den Mann ... Aber während sie sich allein weiteranzog, langsam, sorgfältig, immer den Blick im Spiegel, da hatte sie angesichts der schönen Gestalt, die das weiche Blau so reizend umfloß, das trunken überquellende Siegergefühl, daß heut oder nie ihre Jugend allmächtig sei.

Das Stubenmädchen klopfte: „Gnädiges Fräulein, die Herrschaften warten schon!"

Modeste hüllte sich rasch in den Pelzmantel und stieg die Treppen hinab, das hübsche Gesicht unverschleiert wie stets.

In der Schloßeinfahrt die Schlitten. Der kleine russische — Frieda saß schon tief vermummt drin, neben dem Inspektor im grauen Fahrpelz. Und der schwere geschlossene — die Bombe genannt —, der an Böschungen gern umzukippen pflegte und mit seiner Matratzenluft leicht Seekrankheitsanwandlungen heraufbeschwor. Modeste haßte ihn. Aber sie hatte keine Wahl. Die Eltern saßen bereits im Fond. Der alte Lindt brummte — er war ein ungewöhnlich pünktlicher Mann ... So fuhren sie in die lichte Schneedämmerung hinein. Modeste zählte auf ihrem Rücksitz die Minuten. Dann klang im Rücken ungeduldiges Schellengeläute. Als sie vor der Ressource der Kreisstadt hielten, parierte auch ein zweites Gespann. Ein Herr stieg aus, ging grüßend vorüber und sagte aus seinem hochgeschlossenen Pelzkragen, nicht übermäßig verbindlich: „Ihre Litauer haben die ungarische Geduld auf eine harte Probe gestellt, Herr Lindt! Meine Jucker sind kochgar, aber nicht vom Laufen." Es war Herr von Falkner, in Zivil. Modeste wunderte sich. Sie hatte sich eigentlich auf seine Gardeuniform gefreut.

Das Haus war festlich erleuchtet. Schwankende Tannengirlanden, kräftiger Harzgeruch. Auf

den ausgetretenen Stiegen ein Gewimmel vermummter Gestalten. Oben an der Treppe empfing der Bezirksadjutant, unendlich höflich mit dienstlich zur Seite geneigtem Ohr.

„Guten Tag, Herr Hauptmann . . ."

„Gnädigste Frau suchen Ihren Herrn Gemahl?"

„Bitte, die Damen rechts, die Herren links."

In der Garderobe schälten sich die Damen aus ihren Hüllen. Man drängte sich brummend, erkannte sich dann lachend. Es roch nach feuchter Schneeluft, duftete nach Parfüm. Hier glitt ein weißer Handschuh noch einmal liebevoll tastend über die Haarfrisur. Dort stampfte eine alte Dame zornig mit den Gummischuhen. — In der Herrengarderobe: Sporenklirren, Stiefelknistern. Die Atmosphäre von Stangenpomade, frisch gebügeltem Tuch. Laute Begrüßung. In einer Ecke der leise getuschelte neueste Mikoschwitz, dem wieherndes Gelächter folgte.

Seit vier Jahren der erste Reserveball wieder. Es war wahrlich ein Ereignis.

Modeste lachte und grüßte nach allen Seiten. Alle Freundinnen waren da, die hübschen, die häßlichen, vor allem die häßlichen. Dazwischen der Stern von Barginnen so übermäßig sicher und jung!

Als sie in den Saal traten — der Bezirkskommandeur an der Tür, die Brust voller Orden —, überflog Modeste mit einem hellen Blick die festliche Menge. Ein wirres Durcheinander von Uniformen: Landwehr, Reserve, Linie. Vom Dragoneradjutanten, der bewundernd auf die tadellose Bügelfalte starrte, bis auf den Landwehrhauptmann mit der dicken Stiefelsohle — fast alles ostpreußische Regimenter. In Gruppen, wie natürlich. Die Kavallerie exklusiv, lascher, eleganter — der Adel. Die Infanterie mehr Kommiß, mehr Drill — die Bürgerlichen. Dazwischen versprengt die Artillerie, das leichte Geschütz zu Pferde — Kavallerieschick; die schwere Bombe — bürgerlich, gesetzt.

Modeste fand den Ballsaal reizend dekoriert. In den Ecken Tannenarrangements, von künstlichem Schnee glitzernd, die Wandleuchter mit wehenden preußischen Flaggen drapiert. Dazu das prickelnde Parfüm einer großen Gesellschaft, die schwüle Atmosphäre vieler Menschen.

Der alte Eller empfing sie zuerst — klein, grau, im altmodischen Frack, mit komisch gewellter Tolle: „Aber gnädiges Fräulein, Sie werden noch alle Männer heut verrückt machen! Die Landesirrenanstalt blüht!" Gleichzeitig fuhr er sich lachend über den Kopf: „Kommen Sie weg von den Kürassieren! Die wollten mich nämlich schon zum Fenster 'rauswerfen. Ganz freundlich, nicht wahr? Fragt mich da so 'n Rittmeister: ‚Ob ich auch Soldat gewesen wär'.' — ‚Nei,' sag' ich. ‚Wo werd' ich? Ich bin zu schad' gewesen für den bunten Rock . . .' Aber da hätten Sie man sehen sollen, den Bos! — Ich streifte mich glücklich noch so durch. Den Zylinder hatten sie mir aber schon in aller Eile zerbolzt!" Dabei zog er Modeste an der Hand fort. „Gnädiges Fräulein, was haben Sie nur für 'n weiches Patschchen! . . . Sehen Sie doch nur mal den Tilsiter Dragoner, den Reserverittmeister! Vor der letzten Uebung hat er wahrscheinlich keinen Bauch gehabt, jetzt hat er aber einen. Wie sich das stremmt! . . . Kommen Sie rasch weg, gnädiges Fräulein! Der Kerl explodiert uns am Ende noch . . . Und da der gute Wagner im Frack! Pisang, bleibt doch Pisang. Nüchtern ist er schon seit heute vormittag nicht mehr." Unter solchen Belehrungen ging es durch den Saal, bis sie plötzlich vor Herrn von Falkner standen. Der alte Eller rief: „Na, da haben wir Sie ja endlich, Herr Baron! Der Herr hier, gnädiges Fräulein, sehnt sich nämlich sehr nach Ihnen. Tun Sie ihm doch den Gefallen und gönnen Sie ihm den Kotillon!"

Herr von Falkner verbeugte sich etwas steif. „Tanze überhaupt nicht, lieber Eller. — Nicht wahr, das ist auch heute nichts für Zivil, gnädiges Fräulein?" Er zeigte dabei auf seinen eleganten englischen Frack, aus dessen Knopfloch ein gelbes Ordensband leuchtete.

„Rettungsmedaille! Das ist doch noch ein Mann!" lobte der alte Eller.

Modeste lachte. „Da tanzen Sie eben nicht!" Ein leicher Reif fiel auf ihre Ballstimmung. Er verging bald.

Als sie unter den Kronleuchter trat, war sie sofort von Herren umringt. Und immer wieder konnte sie achselzuckend sagen: „Besetzt, besetzt! Vielleicht bekommen Sie später eine Extratour, vielleicht auch nicht." Und dann sah sie sich kühl im Kreise um nach den Freundinnen, Bekannten, nach den jungen Mädchen, die sie heute herzlich liebte, weil sie häßlicher waren als sie. — Die Polonaise begann. Modeste am Arm des einzigen Gardekürassiers, der auf Jagdurlaub in der Gegend weilte. Sie war so froh, so glücklich! Und an der Wand so viel Mauerblümchen — so viel! . . . Ach, das Leben war doch schön!

Einmal nur zuckte leicht ihr Arm in dem ihres Kavaliers. Da war ja auch Judith von Bussard mit ihrer Mutter. Sie standen gleich an der Tür. Judith in weißer Seide, so elfenschlank, so wunderhübsch mit der leuchtenden Haarkrone und der müden Vornehmheit! Sie war wohl im Ballkleid, aber sie tanzte nicht. Und instinktiv suchten Modestes Augen den Falkner von Oed. Er saß an der entgegengesetzten Seite, von einer Säule halb verdeckt, den Blick auf dem Chapeau claque in der Hand. Und wieder dachte sie übermütig: ‚Wenn ich wollte, wenn ich wirklich wollte!' . . . Es war der köstliche Jugendrausch — der köstlichste heut, vielleicht auch der letzte.

Nach dem Tanz ging sie zu Bussards. Die Mutter empfing sie freundlich, die Tochter eisig.

„Ich dachte, Sie wären schon an der Riviera, Frau Baronin."

„Ja, wenn's auf mich angekommen wäre . . . Aber Judith geht nicht."

„Warum eigentlich, Judith?"

„Weil ich nicht will, Modeste."

„Und warum tanzst du denn nicht wenigstens?"

„Weil ich auch nicht will, Modeste."

„Aber du bist doch im Ballkleid!"

„Ja. Und es ist sogar ein Pariser Ballkleid, auf das ich mich sehr gefreut habe." Der Ton war so bitter, daß Modeste nur die Mutter ansehen konnte.

Frau von Bussard lächelte etwas müde. „Judith ist nicht recht wohl — mir ist auch nicht wohl."

Da ging Modeste.

Und während die Musik tönte, die Füße wirbelten und der ganze törichte Ballzauber den Stern von Barginnen mit weicher Woge umfing, blieb Judith von Bussard auf demselben Fleck stehen und sah ins Leere. Es war etwas Suchendes, Flehendes in ihrem Blick. Plötzlich wandte sie sich zur Mutter. „Wir wollen gehen, Mama."

„Ja. Aber tanz der Form halber wenigstens einmal 'rum! Ich werde dir deinen Vetter Mieritz schicken. Du weißt, er hat die Polonaise nur faute de mieux mit Modeste getanzt."

„Ich tanzen, Mama? Ich? Wenn du das überhaupt für möglich hältst nach dieser Begrüßung vorhin!" Die Wangen waren ihr gerötet und das Auge flackerte. „Ich habe dir alles gesagt, Mama."

„Ich dir auch, mein Kind, das heißt später werde ich dir wirklich einmal alles sagen . . . Ich verstehe dich nur zu gut. — Aber es geht alles vorüber, alles."

„Mama!"

„Judith?"

„Du verstehst mich doch nicht, Mama!"

Sie gingen beide ohne einen Blick zurück.

Wenige Minuten später stand auch Herr von Falkner auf und sagte zu einem aktiven Rittmeister, der ziemlich gelangweilt den Tänzern zuschaute: „Riewes, wir wollen mal denken, wir ständen beide noch in Berlin, und Böros Miska spielte im Kursaal . . . Erinnern Sie sich noch?"

„Ob ich mich erinnere, alter Leichtfuß! Was wir damals mit den Weibern für Pommery getrunken haben — namentlich Sie . . . Heute will das nicht mehr."

„Aber ich möchte nun einmal trinken, Riewes — viel trinken!"

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Sie sind doch der alte Leichtfuß geblieben. Seien Sie nur erst verheiratet! . . . Also denn los!"

Die Tanzwogen gingen höher. Modeste war glücklich. Sie hatte fast nur mit Adligen getanzt. Der Gardekürassier führte sie auch zu Tisch. Es war ein eleganter, äußerst korrekter junger Herr mit einem etwas gelangweilten Zuge um den Mund. Er gefiel Modeste, er gefiel ihr auch nicht. Als sie mit dem Sektkelch anstießen, fragte sie leichthin: „Wer sah nach Ihrer Ansicht, Herr von Mieritz, heute am besten aus?"

„Meinen Sie vorhin oder jetzt?"

„Ich meine überhaupt."

Er lächelte verbindlich: „Solange meine Cousine Judith Bussard da war, glaubte ich, sie wäre die Hübscheste heut. Jetzt weiß ich, daß Sie es sind, mein gnädiges Fräulein."

Da gefiel Modeste der Gardekürassier gar nicht mehr. —

Dann kam ein Moment, wo Modeste eine leichte Uebermüdung fühlte, die ihr gerade die Augen schärfte. Es war nach der großen Pause. Der Ballsaal verlassen, grau, stickig. Die Weingerüche vom Büfett her, die lärmenden Herrenstimmen aus dem Rauchzimmer; über einem geöffneten Fenster die fadenscheinig wallende Draperie. Der Stern von Barginnen stand an derselben Stelle, wo Judith von Bussard gestanden. Schwitzende Diener trugen Tische, hinter einer Säule goß heimlich die Kasinoordonnanz einen Weinrest hinunter. In einer Ecke alte Damen im eifrigen Gespräch: Frau von Gadebusch mit dem Schnurrbart und der Kürassierhaltung, als wenn sie sagen wollte: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur!" Die Töchter hatten wenig getanzt . . . Das Rauchzimmer lag gerade gegenüber, weit geöffnet, eine ekle Dunsthöhle, aus der nur die Uniformknöpfe hervorblitzten. Der dicke Bezirkskommandeur sagte gerade ölig: „Siebzehn Jahre war ich lanzenschwingender Kosak — aber den Napoleon habe ich noch zu Fuß aus Frankreich hinausgejagt." — Ein sehr geröteter Infanterist schrie überlaut. — Der Dragoneradjutant sah erst mißbilligend auf den Kameraden vom Lande, dann wieder befriedigt auf seine Hosenfalte. An einem Tisch spielten ältere Herren Skat — der alte Eller fuchtelte mit den Karten . . . Ein Lachen, Lärmen, Gläserklirren! Modeste interessierte das Bild. Wo's lustig zuging, schaute sie gern. — Und dennoch war es die Rückseite der Medaille, die sie hier sah. Sie fühlte das recht gut. Die Stallwitze, der Bierdunst, das behagliche Sichgehenlassen. Zwei Offiziere traten in den Saal. Der eine schlank und hübsch, ihr Tischherr; der andre behäbig, lächelnd, Falkners einstiger Gardekamerad.

„Es sind eben die bewaffneten Horden der Provinz."

„Pfui Teufel! Der Linieninfanterist da drin torkelte ja," sagte der Schlanke laut.

Der Behäbige winkte lachend ab: „Ist ja zum Torkeln da, so 'n Tag! Aber sie werden schon genau so, wie Falkner früher war. Verrückter Kerl! Tanzt nicht, spricht nicht, sitzt mit 'ner Pulle Pommery allein in einem Zimmer. Natürlich alles nicht fein genug! . . . Ich finde es ganz nett. Namentlich die Mächens. Ganz schnittige Dinger, die litauischen Remonten, zum Beispiel die älteste Gadebusch: Gardedukorps, Chargenpferd, Gewichtsträger. — Die Jüngere geht hinten links nicht ganz korrekt. Verstellte Fessel . . . Aber die Lindt — ich meine natürlich die Remonte und nicht den Krümper — wie die sich beizäumt beim Walzer! Brillanter Halsaufsatz . . . Wissen Sie, lieber Mieritz, ich taxiere die Weiber auf Bällen immer genau so, wie die Bauern die Pferde auf dem Wehlauer Markt. Kommt damit am weitesten. — Fehler haben sie natürlich alle. Taugt der Rücken was, hapert's mit dem Gangwerk und umgekehrt. Bei Ihrer Cousine Bussard ist beides bißchen fein, bißchen sehr fein, aber sonst gut, soll dafür auf den Lungen pfeifen."

„Meine Cousine scheint mit dem Falkner etwas gehabt zu haben?"

„I wo, Mieritz! Liebt und haßt nur par amour. Ehe wäre ihm, glaube ich, greulich . . . Ich weiß eigentlich nicht, warum er sich nicht der kleinen Lindt angenommen hat."

„Wohl sehr Parvenus, die Lindts?"

„Wie Falkner sagt, sogar Halsabschneider."

(Fortsetzung folgt)



Elegie. Nach dem Gemälde von Hermann Völkerling (München)

Schweigt des Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust

Jos. Frhr. von Eichendorff



A. L. Girodet — Napoleon als Kaiser

Napoleon im jungen Kaisertum

Von

Professor **Dr. Ed. Heyck**

(Mit sieben Abbildungen nach Gemälden)

II

Mit dem 18. Brumaire ist die künftige monarchische Stellung Bonapartes in Frankreich eigentlich schon begründet. Er legt sich auch keinen Zwang mehr auf. Er weiß, wie überdrüssig Frankreich der Revolution, ja sogar schon der Republik ist, weiß genau, welche unglaublich kleine Minderheit sich in Frankreich mit ausdauernder Ernstlichkeit um Politik kümmert und wie sie dann meistens persönlich interessiert ist — es sind die sogenannten politiciens —; er sieht, wie in der Allgemeinheit der Nation der französische Sinn zur Eleganz, zur völkerführenden Kultur, zur äußerlich guten Form schon nach so wenig Jahren nichts mehr wissen will von den Schlagworten der Demokratie. Frankreich freut sich an Bonmots, wenn aus den intimeren Zirkeln durchsickert, daß Napoleon die großen Programmworte der revolutionären Volksbeglückung, die in grellem Widerspruch so viel Greuel angehäuft haben, Barbarei und Geschwätz nennt. Diese soeben vollzogene Revolution gewinnt den Anschein, für Frankreich eine erledigte Episode bedeuten, ihre ernstlichere — und langsamere — Wirkung vielleicht nur bei andern Völkern ausüben zu wollen. Befriedigt nimmt man wahr, wie der Staat sich wirtschaftlich und finanziell wieder aufrichtet, wie eine raschgeschickte Gesetzgebung eine neue Ordnung zu fundieren beginnt, die bürgerlicher ist und offensichtlicher auf Wohlfahrt bedacht als die Leistungen der einander ablösenden revolutionären Gruppenregierungen bisher. Ohne Widerspruch, eher mit einer gewissen Zufriedenheit, daß man den alten Zeiten wieder näher rückt, sieht man zu, wie Napoleon und Josephine 1800 übersiedeln in das Königsschloß der Tuilerien: wie in den Gemächern Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes sich ein neuer Hofstaat des Ersten Konsuls einzurichten beginnt, der bis in die Einzelheiten dem bourbonischen nachgebildet ist und der Frankreich einen neuen Mittelpunkt der gesellschaftlichen Elite gibt. So viel Mühe sich ehedem die prinzipstarren Marat und Robespierre mit „republikanischen Festen", mit Kultusfesten des höchsten Wesens oder der Vernunft gegeben hatten, es waren dem Bürgertum doch künstliche und wenig verstandene Veranstaltungen geblieben; viel natürlicher und wohler ist den Bürgern zumute, wenn Napoleon die militärischen Paraden und Besichtigungen erneuert und wenn man in der Zeitung die Schilderung der höfischen Feste bei dem Ersten Konsul liest.

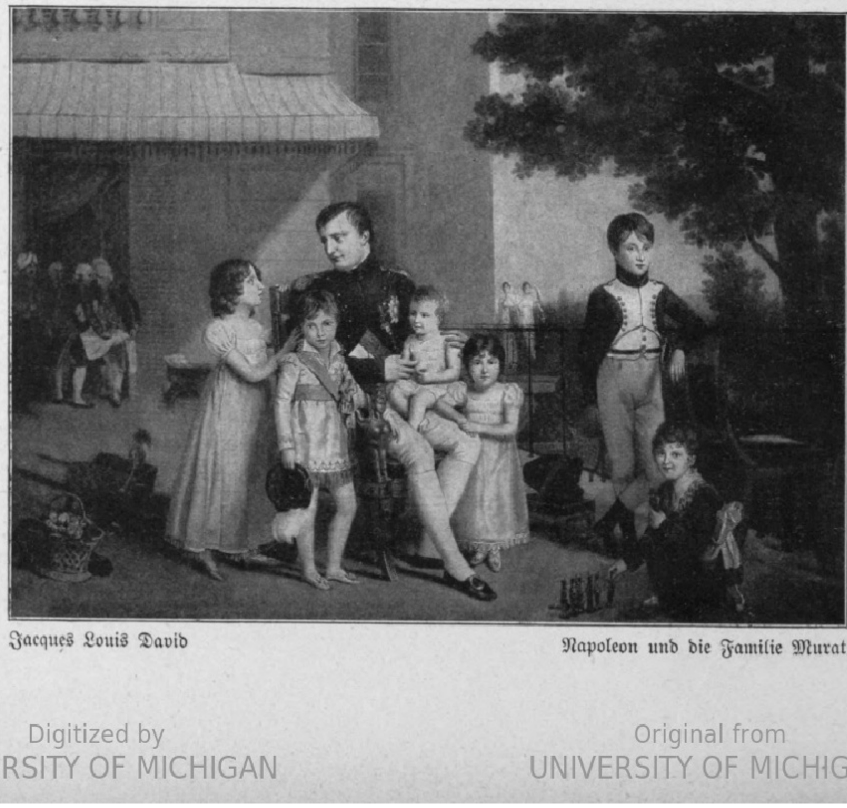
Und immer hängt die Sieghaftigkeit Frankreichs an der Person Napoleons, die Einheimsung der Früchte jenes ersten Koalitionskrieges mit seinem Frieden von Campo Formio. Eine neue Koalition hat sich 1799 zusammengeschlossen: England, Rußland, Oesterreich. Solange Napoleon nicht selber eingreifen kann, wird dieser Krieg recht unglücklich für die Franzosen geführt, in Deutschland und in den Alpenländern drängt ihre Heere der Erzherzog Karl unwiderstehlich zurück. Dann aber geht im Mai 1800 der Erste Konsul persönlich mit der Reservearme über den Paß des großen St. Bernhard nach Italien, nicht ohne wirksame Effekte, die er dem Alpenübergange des Hannibal und den Erinnerungen an Karl den Großen entnimmt, den sich die Franzosen als ihren Herrscher zurechnen. Auf den vertrauten Schlachtfeldgebieten seiner ersten europäischen Großtaten stellt Napoleon in kürzester Zeit das Uebergewicht Frankreichs her. Rußland hat sich schon zurückgezogen, der glänzende französische Sieg von Marengo am 14. Juni 1800 zwingt Oesterreich zu dem Frieden von Luneville, der am 9. Februar 1801 unterzeichnet wird. Oesterreich gesteht, von andern Abtretungen abgesehen, Frankreich aufs neue das linke Rheinufer zu, über das man mit dem zu vergewaltigenden schwerfälligen römischen Reiche bisher noch nicht fertig geworden war.

Damit verschwinden nun 97 linksrheinische Staaten von dem bunten Teppich der deutschen Reichskarte. Ihre Bewohner treten nicht unfroh unter die französische Herrschaft. Diese bedeutet Befreiung von dem Wust der geistlichen und kleindynastischen Einzelstaatlichkeit, der völlig überlebten Verfassungsverhältnisse, einer bis zum Unsinn veralteten Rechtspflege, von Lasten, Fronden, Diensten vielfältiger Art; diese gequältesten der Deutschen atmen auf unter teils wirklicher, teils von dem neuen Großstaatswesen wenigstens erhoffter Besserung. Denn noch fühlt man nicht so national, um eine innere Unmöglichkeit in der Angliederung dieser deutschen Gebiete an eine fremde Nation zu empfinden. Man war bisher absolutistisch regiert worden und hatte überhaupt kein staatsbürgerliches Denken haben dürfen. Das staatsbürgerliche und das nationale Empfinden in ihrer Untrennbarkeit kennen diese Jahre noch nicht, sondern das hat erst die Erhebung zu den Befreiungskriegen als ein nun nicht wieder verlierbares neues Gut erweckt. Frankreich aber hat den riesigen moralischen und äußeren Gewinn; es mag das verkleinerte Deutsche Reich sich mit Entschädigungen und Säkularisationen über die erlittene schwere Verstümmelung hinweghelfen lassen. Auch England muß sich, was es zehn Jahre lang verweigert hat, durch den Frieden von Amiens 1802 zufrieden geben.

Das sind die wieder ihm persönlich verdankten Ereignisse, nach denen Napoleon daran gegangen ist, seine tatsächliche Herrschaftstellung nun auch formell zur unantastbaren und



Ausschnitt aus dem Davidschen Bilde der Kaiserkrönung (S. 983)



Jacques Louis David — Napoleon und die Familie Murat

dauernden zu machen, nachdem sie im Innern durch Polizeimaßregeln und alle Absichtlichkeiten eines Systems von Zuckerbrot und Peitsche bereits zu einer diktatorischen gemacht wordenwar. Noch in demselben Jahre (1802) begann eine wohl inszenierte Bewegung in der Presse und Oeffentlichkeit, daß Frankreich es dem Ersten Konsul schulde, sein Amt lebenslänglich zu machen. Von der öffentlichen Erörterung wurde die Frage in die konstitutionellen Körperschaften hineingespielt. Diese stellten nur noch eine sanfte Begleitung zu dem selbstischen Walten Napoleons dar, und so wurde denn von ihnen, wie sie sollten, der Gedanke an das „souveräne" Volk weitergeleitet. Von 3577379 Bürgern, die sich an dem Plebiszit vom 11. Mai 1802 beteiligten, gaben 3568885 ihre Stimme für die Lebenslänglichkeit ihres Helden ab. Napoleon war zu einem Monarchen erhoben, dem lediglich der Titel noch fehlte und der fester als alle die vor ihm zitternden legitimen Monarchen auf seinem Stuhle saß. Nun richtete er seinen vervollkommneten königlichen Hofhalt in den Tuilerien und in dem schönen alten Königsschlosse von St. Cloud, an der Seine unterhalb von Paris, ein; als Gleichgestellter verkehrte er fortab mit den alten legitimen Herrschern, ordnete ihre Gesandten in ein Zeremoniell ein, das demjenigen Ludwigs XIV., des Roy soleil, an höfischer Rigorosität nichts mehr nachgab. Wie jener König weiß er Frankreich mit den kleinen psychologischen Mitteln zu nehmen und an dem Kultus des Persönlichen, des Glanzes die Gefügigkeit, den Gehorsam des in allen politischen Dingen durchaus femininen Volkes bis zum allerletzten Selbstverzicht zu drillen.



François Gérard — Kaiserin Josephine

Die Kaiserwürde ist dann nur noch eine hinzugekommene Formalität, für die man etwas Pause gegönnt hat. Anlässe, sie zu beschleunigen, wurden gegeben durch das Treiben der royalistischen Kreise. Wenn Napoleon die tatsächliche Monarchie wiederhergestellt, das Land mit dieser zufrieden gemacht hatte, so lag damit auch eine gewisse Möglichkeit vor für die nunmehrige Rückkehr der Bourbonen. Dieser galt es, den endgültigen Riegel vorzuschieben, nachdem zunächst einmal durch die demonstrative und vollkommen rechtswidrige Erschießung des Herzogs von Enghien aus der Linie Condé den royalistischen Intrigen ein jäher Schrecken eingejagt worden war. Wesentlich auch aus Erwägungen nach dieser Seite hin wurde Napoleon „Kaiser". Wenn er der neue Roy Frankreichs oder der Franzosen geworden wäre, so hätte er den Titel getragen, der einer fremden Dynastie geschichtlich gehörte. Das war zu vermeiden. Und davon abgesehen, legte der cäsaristische Weg seines Emporkommens, die ganze Kulturbeziehung zu den alten Römern, die dieses neue Gallien in seiner bald so genannten „Empire"stilisierung sich gab, das antikisierende Kaisertum nahe. Ueberhaupt alle hochfliegendsten Ideen waren immer am besten in diesem ausgesprochen. Wie Charlemagne, wie Kaiser Karl der Große über das Abendland waltend geboten hatte, so, hatte Napoleon schon 1802 geäußert, würde in Europa Dauer einkehren, wenn es unter einem Kaiser stehe, der die Könige zu seinen Beamten zähle. Ein Königtum erschien in nationale Grenzen beschränkt; der Cäsarismus, dessen jedesmalige Wesen es ist, von einer Eroberung zur andern getrieben zu werden und von jeder erreichten Grenze die nächste zu schauen, konnte nur in einem Kaisertum seinen inhaltentsprechenden Ausdruck finden.

Unter solchen Auffassungen also wurde 1804 wieder der „Wunsch Frankreichs" in Umlauf gesetzt, die höchste Gewalt im Hause Bonaparte noch weiter befestigt zu sehen. Die beiden gesetzgebenden Körperschaften, Senat und Tribunat, waren längst so gut eingeübt, daß es sich nur fragen konnte, welche von beiden die andre im Entgegenkommen an den Gewaltherrn überflügeln würde. Die Tribunen jagten dem Senat insofern die Spitze ab, als sie zuerst, am 3. Mai das Wort „Kaiser" aussprachen; schleunigst schloß sich der Senat durch ein Votum an, seine eigensten Absichten hätten durch die Tribunen eine glückliche Weiterentwicklung gefunden. Am 18. Mai erklärte sich Napoleon zur Annahme der angetragenen kaiserlichen Würde bereit, am 20. Mai wurde die neue Verfassung publiziert.

Nach den entsprechenden Vorbereitungen, zu denen es gehörte, daß der Papst Pius VII. sich bereit fand, über die Alpen zu kommen, wurde in Notre-Dame zu Paris am 2. Dezember 1804 unter höchster höfischer Prunkentfaltung das Krönungsfest vollzogen. Unter enger Anlehnung an die Berichte von der Kaiserkrönung Karls des Großen, die in St. Peter am Weihnachtstage 800 geschehen war. Aber mit der wohlbedachten Modifikation, daß der Papst den gottgewollten Kaiser zwar salbte und segnete, dieser aber nach dem Vorgang des ersten Königs von Preußen selber die Krone vom Altar nahm und sie auf sein Haupt setzte, worauf er auch Josephine krönte. Das Plebiszit hatte



Jacques Louis David — Die Kaiserkrönung Napoleons I. in Notre-Dame



H. Bellangé und A. Dauzats — Eine Pariser Truppenrevue zur Zeit des Ersten Kaiserreichs

mit genau so erdrückender Mehrheit funktioniert wie 1802. Freilich die eigentlichen politiciens, die politischen Profitmacher, sahen sich nur ärgerlich endgültig beiseite geschoben, von den zweihundert Pariser Advokaten stimmten bezeichnenderweise nur drei mit Ja.

Die jubelnde Aufnahme des neuen Kaisertums durch dieselben Franzosen, die das gekrönte Haupt Ludwigs XVI. zur Guillotine gefordert hatten, wurde ganz offenbar dadurch so mächtig gesteigert, daß man die Periode der Menschen und Wohlstand verschlingenden Kriege nun abgeschlossen hoffte. Dies war natürlich wieder eine Kinderei, war nach dem schon vorhin Angedeuteten eine vollkommene Selbsttäuschung. Es ist dem Cäsarismus, dem der Antike und der Renaissance so gut wie dem neueren, zu eigen, nur erhalten zu werden durch die Mittel, durch die er begründet wird, durch den Krieg und die Eroberung. Napoleon selber war sich dessen wohl bewußt; er hatte es ja auch schon 1802 gesagt. Als die heraldische Kommission für das Staatswappen einen in seiner Kraft ruhenden Löwen vorschlug, strich er den Vorschlag dick durch und befahl einen auffliegenden Adler. Er sah den Dingen, die nicht ausbleiben würden, mit Sicherheit entgegen. In der letzten Beziehung brauchte er sie. Es war das einzig Mögliche, war Notwendigkeit, die Kräfte, die ihn und sein ganzes System trugen, nicht zu entlassen, sondern zu beschäftigen. Wenige Wochen nach seiner Erhebung zum Kaiser stiftete er die Ehrenlegion und begann ihre ersten Kreuze zu verteilen. Eine Offensive des Auslandes war übrigens nur noch von England zu erwarten.

Oesterreich war ermattet, und Erzherzog Karl setzte seine gewichtige Stimme für ehrlichen Frieden ein. Aber in England war seit Mai 1804 in der Person des jüngeren William Pitt der entschlossene Kriegsgedanke wieder an die Regierung gelangt. Man nahm in London die maritimen und militärischen Vorbereitungen Napoleons in den Kanalhäfen, vor allem in Boulogne, zum Anlaß, um im Frühjahr 1805 ohne präzise Kriegserklärung den Kampf wieder aufzunehmen. Und es gelang England, den neuen Zaren Alexander I. abwendig zu machen von der Vorstellung, die ihm Napoleon bisher mit Glück suggeriert hatte: daß Frankreich und Rußland die beiden Mächte seien, deren Gemeinsamkeit das natürliche Recht habe, den Kontinent zu beherrschen. Alexander war zum Zusammenwirken mit England bereit. Diese Wendung und die fortgesetzten Bemühungen Englands zogen dann auch Oesterreich auf die Seite einer neuen Koalition. Sobald Oesterreichs Haltung klar wurde, gab Napoleon, wie er sollte, die Ueberfahrt nach England abermals auf, die ihm selber schwierig und bedenklich genug war. Er warf die schon bei Boulogne zusammengezogenen Heeresmassen über den Rhein, in den viel aussichtsvolleren Kampf auf festländischem Schauplatz.

Von beiden Seiten der Kriegführenden schaute man in höchster Spannung, welche Stellung Preußen nehmen werde, die ja nicht unbedingt eine kriegerische zu sein brauchte. Aber Preußen versäumte allen auch nur politischen oder diplomatischen Entschluß. Es war die Politik der Schwächlichkeit, des Versagens und Versäumens zwischen den großen Entscheidungen, vor der seit dem großen Kurfürsten diesen Staat seine besten Herrscher immer gewarnt hatten, nachdem der Dreißigjährige Krieg Brandenburg so nachdrücklich schwer über den Fehler der Neutralität aus Zaghaftigkeit belehrt hatte. Wirklich sollte auch diesmal Preußen die bittere Lehre nur aufgeschoben sein, bis die entschiedenen Gegner, denen es nicht half, erledigt waren. Dies geschah durch die gewaltige Dreikaiserschlacht von Austerlitz in Mähren am 2. Dezember 1805, wo Napoleon die verbündeten Oesterreicher und Russen schlug, letztere zur Rückkehr nach Rußland, den Kaiser Franz zum Waffenstillstand nötigte.

Willkürlicher denn je wurde durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 die Landkarte des römischen Reiches verändert, Oesterreich gänzlich aus Italien sowie aus seinen westlichen Alpenländern herausgedrängt. Die mit Landgebieten bestbelohnten deutschen Bundesgenossen Napoleons, Bayern, Württemberg, Baden, mußten sich jetzt auch zu Verschwägerungen mit der Familie Bonaparte verstehen. Deren Erhebung auf alte oder neuerrichtete europäische Throne, in Neapel-Sizilien, in Holland und im „Großherzogtum Berg“, beginnt. So schließt dieses Kriegsjahr 1805, das unter den Auspizien der geschehenen Kaiserkrönung begonnen hatte, ab mit der Aufnahme der neuen Kaiserdynastie in den Verwandtschaftskreis des alten legitimen Europa. Und es steht in der Tat die 1802 prophezeite Gruppierung von Königen unter das Kaisertum, die wie dessen Beamte erscheinen sollen: sowohl von bonapartistischen Königen als — in Süddeutschland — von solchen, die lediglich aus napoleonischer Gunst von bisherigen Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu Königen aufrücken.

Darin aber liegt auch die Sprengung des römischen Reiches der deutschen Nation schon vorgezeichnet. Neben dem abendländischen Imperium des neuen Charlemagne wird seine Existenz eine Unerträglichkeit, die zu beseitigen alle Kläglichkeit dieses überlebten älteren Reiches nicht aufhalten kann. Bereits in den Abmachungen von 1805 spricht Napoleon mit seinen Verbündeten nicht länger von einem Empire romain, sondern mit verächtlicher Nachlässigkeit bloß von der Confédération germanique. Zwei romanische Nationen, Frankreich und Italien, gehorchen dem neuen Cäsar schon, und wie einst die antiken Cäsar und Augustus, die Herren Galliens, sich an die Eroberung der Germania machten, so wird ihr moderner Nachfolger das Werk wieder aufnehmen, wird die deutsche Provinz seinem werdenden Universalreiche hinzugesellen. Konkreter gesagt gilt es, die französische Herrschaft über den westlichen Kontinent in den nächsten Etappen durch einen abhängigen Rheinbund, durch Unterwerfung Preußens und französische unmittelbare Ausdehnung an der deutschen Nordseeküste zu sichern. Um, wenn es einstmals nicht gelang, England in seiner wichtigsten und reichsten Kolonie, Indien, zu treffen, ihm dafür fortan den Absatz seiner Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse auf dem Kontinent zu sperren. Das sind, die Zerstörung des Reiches, die Auflösung Deutschlands in napoleonische Satrapien, die Vorbereitung der Kontinentalsperre zur wirtschaftlichen Lähmung Englands, die Aufgaben, denen das Jahr 1806 gehört und in deren Erfüllung der sieghafte Korse die mit dem Jahre 1805 erreichte Höhe in durchaus festigender Weise aufrecht erhält — nicht ohne sich ihren Triumph in Tagen, wie zu Tilsit gegenüber der Königin Luise oder zu Erfurt gegenüber dem „Parterre von Königen“, in einer an das Plebejische streifenden Weise zu gönnen.

Aphorismen

Freundschaft ist es, wenn zwei Menschen sich voreinander schämen, gemein gegeneinander zu sein, Geschäft, wenn sie sich nicht schämen.

*

Die zornige, ohnmächtige Scham über die eignen Mängel und deren Unverbesserlichkeit gibt dem Menschen die Tücke.

*

Erfolge und Mißerfolge gehören zum Mann; weder der Pechvogel noch der Glückspilz werden jemals ein Mann.

Paul Garin

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Beim Mittagessen trug Gustav Wiskotten eine erkünstelte Fröhlichkeit zur Schau. Der Werkmeister aß bei ihm, bis sie sich über eine Regelung klar geworden waren. Aber die strahlenden Gesichter und das lustige Geplauder der Kinder, die unaufhaltsam von Düsseldorf und der Mama erzählten, machten ihn kopfscheu. Anna sah besorgt nach ihm hin und versuchte, das Interesse der Kinder auf sich zu ziehen. Das gelang ihr endlich. Und das Mittagessen verlief ohne Zwischenfall.

Nach Tisch ging der Werkmeister heim, um eine Stunde zu ruhen, und auch Gustav Wiskotten zog sich zurück. Aber einen neuen Gedanken konnte er nicht fassen. Am Nachmittag schützte er auf dem Kontor einen Geschäftsgang vor. Es war ihm eingefallen, seine Schwägerin Mabel aufzusuchen. Frauenzimmer haben in solchen Dingen immer Ideen. — —

„Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen."

„Ach, Unsinn, für mich ist sie zu sprechen. Melden Sie mich nur an. Gustav Wiskotten."

Die verwöhnte Lady ließ ihn über Gebühr warten. Was sollte das Zeremoniell? War etwa Besuch drinnen?

„Sie möchten eintreten, Herr Wiskotten."

„Sagt' ich's Ihnen nicht, Sie Weisheit vom Lande?"

Mabel Wiskotten kam ihm mit bezwingender Freundlichkeit entgegen. Lag es an seinem schlechten Gewissen, daß er trotzdem meinte, sie sei anders als sonst? „Entschuldige, Mabel, daß ich dich aus deiner Ruhe aufstöre. Aber die Sache eilt nun mal."

„Es betrifft doch nicht die Kinder?"

„Die Kinder? Wie kommst du denn auf die Kinder?"

„Das liegt doch wohl am nächsten, wenn man zu ungewohnter Stunde einen Vater mit einem Sorgengesicht eintreten sieht."

„Nee, die Kinder betrifft's Gott sei Dank nicht. Denen wird's in diesem Augenblick wohl sehr gut gehen." Er sah sie mißtrauisch an. War sie wirklich verwirrt, oder sah er heute überall Gespenster?

Mabel fühlte den Blick und lächelte liebenswürdig. Was mochte der Schwager wollen? Sollte er schon von Emiliens Anwesenheit erfahren haben? Das war doch kaum zu denken.

„Bitte, nimm Platz, lieber Gustav. Und wenn ich dir mit irgend etwas dienen kann — von Herzen gern."

Gustav Wiskotten setzte sich. Er suchte nach einem guten Anfang. Aber es kam ihm keiner.

„Hör mal, Mabel, du bist doch ein vernünftiges Frauenzimmer?"

„Zuweilen bilde ich mir das allen Ernstes ein, Gustav."

„Mit dir kann man doch ein offenes Wort sprechen?"

„Sehr offene Worte sogar."

„Also — Mabel — ich bin da in eine ganz verdeubelte Geschichte hineingeraten. Nee, nee, spann nur nicht gleich. Nix Unmoralisches. Immerhin: ein Mädel, ein kleines Mädel aus Düsseldorf. Nur so übers Gesicht gestrichen. Weiter gar nichts. Und nun macht der Racker Spajitzen."

„Aber das ist ja köstlich!"

„Zur stürmischen Freude sehe ich nun gerade keinen Grund. Ich will sie nicht im Haus haben."

„Was? Will sie denn zu dir ziehen?"

„Du scheinst der Sache doch nicht den nötigen Ernst entgegenzubringen. Besuchen will sie mich."

„Wann?"

„Morgen vormittag."

„Das ist aber doch reizend! Damenbesuch!"

„,Dame' ist wohl etwas zu viel gesagt. Sie möcht' zum Theater, vielleicht tut's auch der Chor, jedenfalls aber soll ich sie begönnern."

„Du, Gustav: — ganz umsonst?"

„Aus Liebe zur Kunst kaum. Sie scheint sich darüber ein andres Programm entworfen zu haben. Am besten ist, du liest diesen Brief."

„O Gott," sagte Mabel und nahm den Brief mit gekraustem Näschen, „da wirst du viel zu erziehen haben. Vor allen Dingen gewöhne ihr das Parfüm ab, Gustav. Es gibt elegantere Sorten."

„Du, Mabel, wenn ich dich nicht so blutnötig hätte —"

„Aber ich erteile dir ja schon den ersten guten Rat."

„Na ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Lies, Kind, und find nicht von vornherein alles so komisch."

„Nein, Gustav," sagte Mabel, als sie den Brief bedächtig durchbuchstabiert hatte, und in ihren Augen blitzte der Uebermut, „komisch finde ich das keineswegs. Gretchen Zinters. Das ist doch die Tochter des Hauses, in dem dein Bruder Ewald gewohnt hat . . ."

„Natürlich ist sie das. Der Alte hat einen Schnapsladen."

„Und die Tochter beabsichtigte dein Bruder Ewald zu deiner Schwägerin zu machen. Wie kann man sich darüber so hinterrücks hinwegsetzen!"

„Was? Ewald? Das Gretchen Zinters? Vielleicht erklärst du mir, woher du diese Wissenschaft so plötzlich bezogen hast?"

„Das — das ist ein Geheimnis. Ich interessiere mich nun einmal für die Wiskottens."



Baron Gros — Zusammenkunft Napoleons I. mit Franz II. von Oesterreich nach der Schlacht bei Austerlitz

„Ich glaube, du hättest im Paradies auch Aepfel gestohlen."

„Beruhige dich, Gustav, du kannst deinem Bruder ohne Scheu unter die Augen treten. Er war bereits mit dem Mädchen fertig."

„Das wird ja immer besser! Seit wann unterhalte ich denn einen Handel mit alten Kleidern? Unser Jüngster und ich und seine Verflossene! Mabel, mir scheint, ich bin bei dir vor die falsche Schmiede gekommen. Statt mir aus der Patsche zu helfen, verhilfst du mir mit einer beneidenswerten Gemütsruhe zu der Rolle einer — einer lächerlichen Figur."

„Und ich finde, du bist sehr ungerecht. Wenn man einen Feind besiegen will, muß man doch wohl zunächst das Terrain aufklären."

„Nehmen wir an, das wär' nunmehr geschehen."

„Werde doch nicht nervös, Gustav. Kaltes Blut, lieber Schwager."

„Machst du dich nun eigentlich lustig über mich, oder kommt mir das nur so vor?"

„Es kommt dir nur so vor, weil dir die Rolle eines Theatervaters, der an der Kulissentür wartet, nicht liegt."

„Mabel! Sapperment! Jetzt habe ich aber genug von der Zukunftsmusik! Weißt du einen Rat oder weißt du keinen?"

Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück, kreuzte die Fußspitzen und schloß die Augen. „Es gibt nur einen."

„Endlich!" sagte er und atmete befreit auf. „Aber er muß radikal sein."

„Du empfängst das Fräulein in deinem Hause — dem Pförtner sagst du, daß die junge Dame in deine Privatwohnung gewiesen werden soll — und eröffnest ihr dort, daß du inzwischen Gatte und Vater zweier blühender Kinder geworden seiest. Deine Frau aber —"

„Jetzt hab' ich genug."

„Deine Frau aber," fuhr sie fort, ohne sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, „nähme dich in den nächsten Jahren voraussichtlich so sehr in Anspruch, daß du dich unmöglich halbieren könntest, weil du eben — ein ganzer Mann seist." Sie öffnete die Augen und sah ihn an.

„Wenn ich nicht wüßte, daß selbst die schönste Katze Krallen hat, würde ich dir jetzt die Hand küssen."

„Zur Ironie hast du keinen Anlaß. Das einzige, was ich bei diesem Tete-a-tete bedaure, ist, daß nicht an meiner Stelle Emilie sitzt. Ich kann nur eine Beichte entgegennehmen. Sie aber hat die Weihen und darf Absolution erteilen."

„Danke. Nun bin ich vollständig orientiert."

„Hoffentlich bin ich dir von Nutzen gewesen."

„O ja. Sehr sogar. Ich hab' gelernt, daß eine Frau einem Mann stets gegen die eigne Frau beisteht, nie aber gegen eine Dritte."

„Lieber Gustav, frage einmal den Geschäftsmann in dir. Eine Konkurrenz kann sehr gesund und förderlich sein, wennn sie nicht — in unlauteren Wettbewerb ausartet. Ganz so ist es zwischen Frauen."

Gustav Wiskotten mußte lachen. „Saul zog aus, eine verlaufene Eselin zu suchen, und fand eine Krone."

„Ich habe nie an deiner Intelligenz gezweifelt, Gustav."

„Bist du nun fertig mit deinem Schnickschnack?"

„Ich bin fertig. Aber Schnickschnack war das nicht. Du schämst dich nur — — —."

„Ich? Vor wem? Ich bin doch zu dir gekommen."

„Ja, du Schlauberger, weil ich nicht Emilie heiße!"

Er erhob sich, um sich zu verabschieden. „Entschuldige die Störung, Mabel. Du hast deine Zeit an mich verloren."

„Keineswegs. Ich habe mich selten so gut unterhalten."

„Wenn du Geburtstag hast, bekommst du einen Hampelmann."

„Ach ihr eiteln Männer! Wenn wir Hampelfrauen nicht wären, wär' das ein trostlos langweiliges Kasperletheater! Heldenverehrung? Gustav, bei so viel staunender Hochachtung ginge mir der Atem aus. Purzelt ihr nur zuweilen über uns, dann ist uns vor eurer Gottähnlichkeit nicht mehr so bange, und ihr habt den Vorteil, daß wir euch den Heldenrock ausbürsten."

„Adieu, Mabel."

„Adieu, Schwager. Und, wie gesagt: empfange Fräulein Zinters im Kreise der lieben Deinen."

„Wenn das nicht die reinste Schadenfreude ist, so ist es —"

„Die reinste schwägerliche Liebe."

„Laß mich 'raus! Sonst verwechsle ich die Begriffe!"

„Armer Kerl. Ich will sehen, was ich noch für dich tun kann."

„Um Gottes willen nicht. Ich hab' genug, übergenug!" —

Als er draußen war, wußte er nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte. Geklärt hatte der Besuch die Situation in keinem Fall. Geklärt? Verwirrter, schwieriger, lächerlicher war sie geworden! Wie sollte er jetzt noch dem harmlosen, abgeschmackten Ding, dem Gretchen, gegenübertreten, nachdem die schöne spottlustige Frau dort oben in ihrem sonnenhellen Salon mit ihm und seinem Abenteuer Schabernack getrieben hatte... „Hochgeehrter Freund und Gönner!" Das war, um vor Scham in die Erde zu sinken. Gustav Wiskotten und Gretchen Zinters! Bei Tageslicht! — — —

„Emilie!"

„Was wollte er, Mabel? Ich habe vor Angst kaum zu atmen gewagt."

„Ich hoffe: vor Freude! Denke dir, der liebe Gott hat dein Gebet erhört."

„Sprich nicht so leichtfertig. Welches Gebet?"

„Daß er Gustav einen recht dummen Streich begehen lassen möge."

„Es ist doch nichts Schlimmes?"

„Nein, nein — aber — über alle Maßen dumm!" Sie warf sich ihr in die Arme und lachte. „Stelle dir vor: er in seiner erneuten Würde als Vater und Erzieher, ganz benommen von dem Glück, seine Kinder wieder um sich zu haben, und der Hoffnung, daß die Mutter der Spur der Kinderfüße bald folgen werde! Und in dieses schwererrungene, noch nicht ganz zum Abschluß gebrachte Idyll, in dem er sich gerade anschickt, den Platz des Göttervaters wieder einzunehmen, tappt ihm ein kleines Abenteuer, das einzige seiner Strohwitwerschaft, hinein und zerstört ihm seine Erhabenheit gerade jetzt durch die lästige Erinnerung an Augenblicke menschlicher Schwäche."

„Gustav — —?"

„Er hat einmal auf fünf Minuten den Lebemann spielen wollen. Dieser prachtvolle ungezähmte Bär. Und ist trotz seiner Maskerade als Bär erkannt worden. Ein kleines Mädchen möchte ihm den Ring durch die Nase ziehen und ihn tanzen lassen."

„Wer?"

„Fräulein Gretchen Zinters."

„Ach du lieber Gott," sagte Emilie Wiskotten erleichtert, „die hat Familienanhänglichkeit."

„Was? Herzchen, du bist imstande, die Sache von der richtigen Seite zu nehmen? Du lächelst? Du lachst? Emilie!"

„Ja, glaubst du denn," lachte Emilie Wiskotten in der Umarmung der Schwägerin, „ich würde mich so ohne weiteres unter die Erstbeste stellen? Bin ich denn so häßlich? Oder so armselig im Denken? Wozu wären dann die sechs Monate der Trennung gut gewesen? Mit einem halben Dutzend hätte er anbändeln sollen, während ich nicht da war. Aber jetzt — jetzt bin ich wieder da."

„Jetzt bist du wieder da!"

Mabel Wiskotten sah staunend in das Gesicht der Schwägerin und las darin den Humor in der Würde und die Würde im Humor. Sie hielt eine Frau in den Armen, die ihr nichts mehr nachgab. Die sich danach drängte, ihr Examen zu bestehen.

„Was gedenkst du zu tun?"

„Ich werde ihm doch wohl helfen müssen."

„Morgen schon?"

„Am liebsten schon heute."

„Fräulein Zinters hat für morgen ihren Besuch angemeldet, und Gustav ist vor Verlegenheit aus dem Gleichgewicht. Das kleine Abenteuer war ihm vollständig aus dem Sinn gekommen. Nun schämt er sich vor den Kindern, und in den Kindern vor dir."

„Ich werde ihm die Verlegenheit abnehmen, Mabel. Ich werde — ja — ich werde da sein. Und nun erzähle mir mal ausführlicher."

Mabel schmückte aus. Und als sie Gustav als Protektor einer Theaternovize schilderte, den Schiller in der einen, die Puderquaste in der andern Schmiedefaust, die Fabrik im Kopf und die Dienertreue im Herzen, legte ihr Emilie Wiskotten die Hand auf den Mund. „Das glaubst du ja selber nicht."

Sie wanderte durch den Salon, rückte hier eine Schale, strich dort über ein Kissen, sann vor sich hin, wurde blaß und wieder rot.

„Brauchst du mich, Emilie?"

„Könnte ich wohl telephonieren?"

„Komm mit, in Wilhelms Arbeitszimmer. An wen soll die Botschaft gehen?"

„Ich habe nur mein Reisekleid hier. Ich möchte mir, wenn du gestattest, ein paar Kostüme zur Auswahl hierher bestellen."

„Das ist eine wundervolle Idee. Daran hätte ich nicht gedacht."

„Ich möchte doch nicht," entschuldigte sich Emilie Wiskotten, „zu sehr gegen das Fräulein abstechen."

„Natürlich nicht! Das ist der einzige Grund! Schau mich nicht so mädchenhaft an, ich telephoniere schon . . ."

Bis in den Abend hinein dauerten die Anproben. Die Frauen waren zu Kindern geworden, zu schönen eiteln Kindern, die aus Freude, daß man sie liebt, gefallen möchten. Das Geschäftsfräulein, das die Auswahlsendung begleitet hatte, hatten sie fortgeschickt. Ganz allein wollten sie sein mit dem Gürtel der Aphrodite, erklärte Mabel mit einer parodierenden Bewegung. Sie kauerten zwischen den Schätzen, mit bloßen Schultern, nackten Armen, wählerisch Farbe und Schnitt prüfend, sich an- und auskleidend, Scherzworte mit Rufen der Bewunderung tauschend und wieder und wieder die Frisur ändernd.

Emilie Wiskotten entschied sich für ein Prinzeßkleid aus feinem dunkelgrünen Tuch. Eine breite Valenciennespitze fiel von den Schultern herab auf die Büste. Sonst war es ohne Schmuck, nur durch den Schnitt die Schönheit des Körpers betonend.

Ganz aufgeregt stand Emilie und blickte in den Spiegel. Ein fremdartiges Menschenkind schaute heraus, verwirrt und doch voll Freude an sich selbst.

„Kind, du hast Geschmack!"

„Es ist aber doch so einfach . . ."

„Darin liegt ja deine Raffiniertheit, du Eva. Weil du weißt, daß bei dir nur das Kleid als Andeutung der Kultur zu dienen hat."

„Ich nehme ein andres."

„Wag es!"

Sie dachte nicht daran. Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf und lachte die Schwägerin an.

„Das kostet mich einen Verehrer," sagte Mabel. „Ich habe eine große Unklugheit begangen." — —

Am nächsten Vormittag schritt Emilie Wiskotten die hügeligen Straßen hinab und durchquerte die Stadt. Ein paar Bekannte begegneten ihr. Sie grüßte freundlich, als hätte sie sie erst gestern gesehen, und setzte ruhig ihren Weg fort. Das Herzklopfen, das sich in der Frühe beim Erwachen eingestellt hatte, war gewichen. Die Sonne, die am Himmel stand, forderte ein sonniges Antlitz. Und sie zeigte es der Sonne.

„Guten Morgen," nickte sie dem Pförtner zu, als käme sie von einem Spaziergang zurück, und ihr Blick flog durch das Tor über den Besitz der Wiskottens.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Ein heiterer Tag. Nach dem Gemälde von Hubert Salentin (Düsseldorf)

„Ach Gott, die Frau Wiskotten — —“ stotterte der Mann und riß die Kappe vom Kopf.

„Es wird nachher ein Fräulein kommen und nach meinem Mann fragen. Lassen Sie sie ins Haus eintreten. Meinen Mann brauchen Sie nicht zu benachrichtigen.“

„Herr Wiskotten hat mir schon gesagt — aber ich soll ihn rufen.“

„Es ist nicht mehr nötig.“

„Schön, Frau Wiskotten.“

Sie ging ins Haus und die Treppe zur Wohnung hinauf. Einmal blieb sie stehen, strich über das Geländer und über die Flurwand und schritt weiter. Ohne anzuklopfen trat sie ins Zimmer. Es war leer. Aus der Kinderstube ertönten Kommandorufe. Der kleine Gustav ließ sein Schwesterchen exerzieren.

Emilie Wiskotten blickte sich um, mit großen, verlangenden Augen, und ihre Lippen zitterten. Alles um sie her war an seinem alten Platz. Nur die Hausfrau war nicht an ihrem Platz gewesen. „Jetzt, jetzt! Das hol' ich nach.“ Dort stand der Sessel des Hausherrn, mit der bunten Schlummerrolle, die sie ihm gestrickt hatte. Wie geschmacklos war die Arbeit in Form und Farbe! Aber sein Kopf hatte gern darauf gelegen. Und nun saß sie in dem Sessel und drückte das glühende Gesicht gegen das harte Hängekissen . . . Minutenlang — —. Dann hob sie den Kopf, nahm Hut und Jackett ab, strich das Haar zurück und horchte, das Glück der Heimgekehrten in den Augen, auf den Kinderlärm.

„Gustav — —! Emilie — —!“

Der Lärm verstummte.

„Ihr da! Wollt ihr nicht kommen — —?“

Ein Rennen hob an, die Tür schlug gegen die Wand, atemlos hingen die Kinder an ihren Knien.

„Wart ihr auch artig?“

„Mama! Mama!“

„Ja, ja, ja, ihr stürmischen Seelen, ich bleib' jetzt auch hier.“

„Tante Anna! Tante Anna!“

Anna Kölsch eilte aus der Küche herbei. Emilie streckte ihr die Hände entgegen. „Frag nicht. Ich bin da.“

„Ich laufe in die Fabrik. Ich will nichts voraushaben!“

„Nein, du bleibst hier. Herrgott,“ sagte sie und legte die Hände über die Augen, „komme ich euch denn wirklich recht?“

„Würdest du sonst ein so frohes Gesicht machen? Emilie, ich muß ihn rufen! Die Freude muß er sehen!“

„Warte. Er wird von selber kommen. Und ich habe vorher noch — einen andern Besuch zu empfangen. Auf Wiedersehen, Anna. Da klopft's. Bleib in der Küche. Herein!“

Anna Kölsch verschwand. Auf der Schwelle stand Gretchen Zinters.

„Treten Sie ein, Fräulein.“

Gretchen Zinters zögerte. „Ich bin hier wohl falsch,“ meinte sie, nachdem sie Umschau gehalten hatte, „ich wollte zu Herrn Wiskotten.“

„Er ist noch in der Fabrik, wird aber wohl gleich erscheinen. Bitte.“

Das Mädchen trat ein, und Emilie schloß freundlich die Tür.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen. Mein Mann ist sehr beschäftigt.“

Gretchen Zinters' Augen hingen an dem vornehmen Tuchkostüm, der reichen Valenciennespitze, und huschten weiter, den farbenfrischen Frauenkopf scheu nur streifend. Ihre Nasenflügel blähten sich und schlossen sich. Es war etwas in der Luft, das ihr nicht behagte, das von der Luft in der väterlichen Likörstube zu sehr abstach. Und sie selbst, so hübsch sie sich herausgeputzt hatte, kam sich neben der lächelnden Dame wie ein kleines Laufmädchen vor. Der Zorn stieg ihr in die Augen, und sie warf den Kopf auf.

„Ich werd' wieder gehen.“

„Aber Sie haben meinem Mann doch geschrieben. Sie gefallen ihm, und er wird sehr gern etwas für Sie tun.“

„Dat hat er nich mehr nötig,“ stieß sie heraus.

„Nicht? Sie kommen doch extra deshalb her?“

Gretchen Zinters nagte an der Unterlippe. Ihre Hände bogen den Stock ihres Sonnenschirmes.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Kinder, bringt einen Stuhl. Das sind seine Kinder, Fräulein.“

Sie warf einen zornigen Blick auf die Kinder, die sie verwundert anstarrten.

„So, nun könnt ihr wieder in euer Zimmer gehen. Aber seid nicht so laut. Nun, Fräulein, könnten *wir* nicht die Angelegenheit erledigen?“

„Er hat mit mir gespielt!“

„Wer: er?“

„Der Herr Wiskotten, wer sonst?“

„Wäre das auf jeden Fall nicht richtiger, als umgekehrt?“

„Geküßt hat er mich auch! Damit Sie et nur wissen!“

„Er hat keinen schlechten Geschmack. Und Sie haben ihn gewiß ganz gern wiedergeküßt. Aber ich muß Sie doch vor den Wiskottens warnen, Fräulein, das ist eine wilde Gesellschaft.“

„Ich lass' mich hier nich aufziehen!“

„Wer denkt denn an so etwas?“

„Von Frau und Kinder hat er mir nix gesagt.“

„Nicht?“ lachte Emilie Wiskotten. „Dann war er's vielleicht gar nicht, sondern der Ewald?“

Gretchen Zinters wurde flammend rot. Den Kopf geduckt, maß sie den Raum, der sie von der Türe trennte.

„Wenn Sie keine Zeit mehr haben, Fräulein, will ich meinen Mann gern rufen lassen.“

„Nee, nich! Ich — ich wollt' ihm überhaupt nur sagen, dat — dat ich mich jetzt nach Neuß hin verheirat'.“

„Sie wollen nicht zum Theater?“

„Als längst nich,“ erwiderte sie verstockt.

„Das ist schade, ich hatte mir nämlich vorgenommen, mit Ihnen nach Düsseldorf zu fahren, um Sie prüfen zu lassen. Mein Mann darf sich doch um sein Versprechen nicht herumdrücken.“

„Spitzen hat er mir auch versprochen, en ganz Paket. So viel als ich haben wollt'.“

„Die Männer sind zu vergeßlich, Fräulein. Zuweilen versprechen sie die Sterne vom Himmel, nur um einen Kuß zu bekommen, und wenn sie ihn haben, vergessen sie sogar ein Paket Spitzen. Die Erfahrung werden Sie mit Ihrem Manne auch noch machen. Aber die Spitzen erhalten Sie. Ich werde selbst dafür sorgen. Zu Ihrer Aussteuer, Fräulein.“

Gretchen Zinters hatte sich wieder gefunden. Keck und kaltblütig hob sie das Kinn. „Ich verlass' mich drauf.“

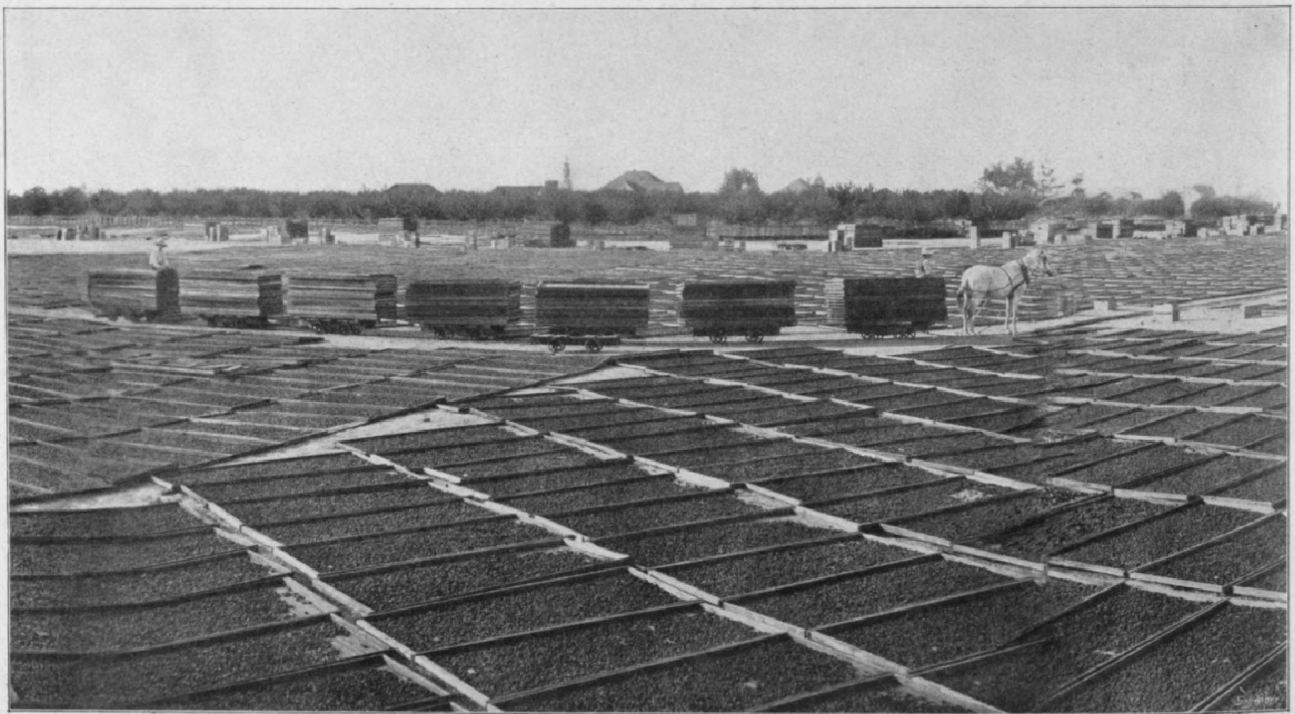
„Soll ich meinem Mann einen Gruß bestellen?“

„Dat hat er nich um mich verdient. Un et Fahrjeld is auch wegjeschmissen. Gibt et hier in Barmen nix zu sehen?“

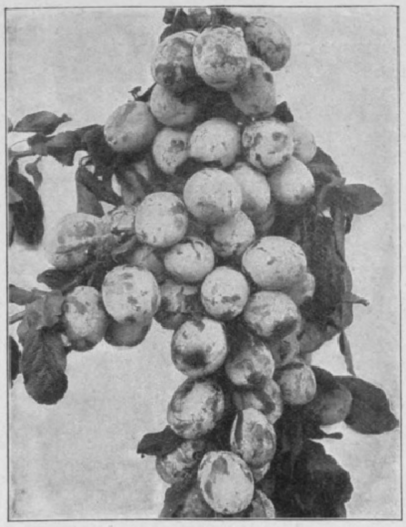
„In Barmen wenig. Aber die Elberfelder behaupten: in Elberfeld.“

„Da fahr' ich lieber wieder nach Düsseldorf. Un — und Sie entschuldigen wohl, daß ich so frei war —“

„Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen. Adieu, Fräulein.“ (Fortsetzung folgt)



Ein Bild vom Obstbau in Kalifornien: Anlage zum Trocknen der Pflaumen



Kalifornische Pflaumen

Der moderne Obstbau

Von

Dr. Ernst Voges

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

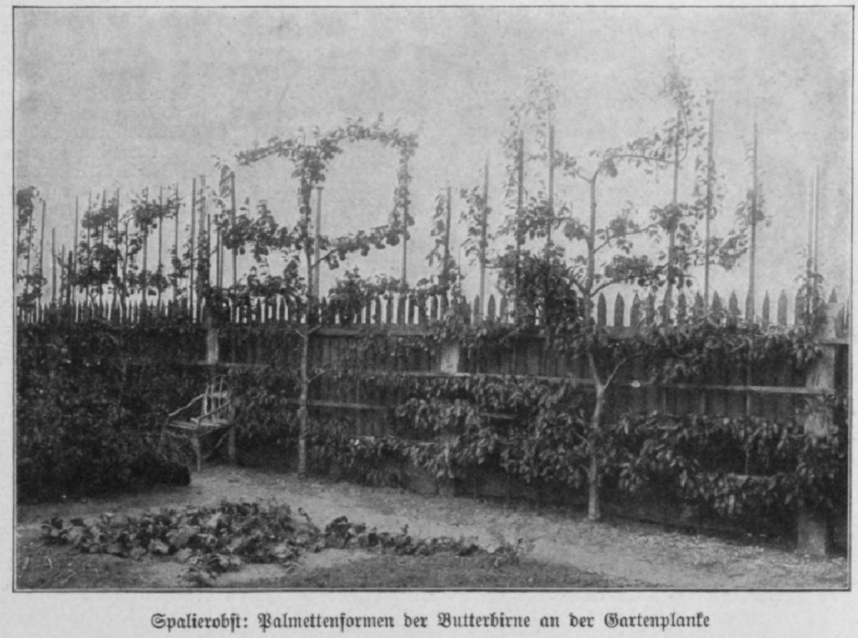
Wenn die lichten Sonnenstrahlen durch das Laub des Obstbaumes gleiten und kosend die roten Backen seiner Früchte umspielen, eine Frucht noch pausbackiger und goldiger als die andre aus dem Grün der Blätter hervorlugt und die Kinder sich fröhlich unter den Bäumen tummeln, jeden gefüllten Obstkorb mit Jauchzen begrüßen: wo gibt es ein köstlicheres und lieblicheres Bild, bei dessen Anblick das Gemüt nicht froh gestimmt würde? Die Segnungen des Obstbaus sind eben nicht nur materieller und wirtschaftlicher, sondern auch geistiger und ethischer Art. Wann und wo er zuerst betrieben wurde, das läßt sich schwer feststellen. Nur so viel wissen wir, daß er uralt ist. In Indien und Aegypten, in diesen ursprünglichen Kulturländern, sind auch wohl die ersten Fruchtbäume kultiviert worden. Wenigstens geben die Abbildungen in den Felsengräbern von Beni-Hassan in Aegypten, die sich auf den Acker- und Gartenbau beziehen, sowie die Schilderungen des griechischen Geschichtschreibers Megasthenes, der um 300 vor Christi Geburt als Gesandter am Hofe des indischen Königs Sandrokottos weilte, und des indischen Heldengedichtes Râmâyana über die herrlichen Gärten der Stadt Ajodjha hiervon Kunde. Und zwar ist es der Mangobaum, nächst der Mangostana die feinste, pfirsichähnliche Steinfrucht Indiens, welche die alten Schriftsteller zu Lobpreisungen begeisterte. In der Bibel wird bereits des Obstbaues in belehrender Weise gedacht. Es heißt im 19. Kapitel des 3. Buches Moses: Bei der Pflanzung sollen die Bäume beschnitten, darauf drei Jahre unbeschnitten achten, im vierten Jahre sollen alle Früchte heilig sein, und erst im fünften Jahre ist der Genuß derselben erlaubt! Ebenso erwähnt Homer wiederholt den Obstbau. In welcher Wertschätzung er bei den Griechen stand, geht daraus hervor, daß die Athener den Fruchtdiebstahl mit dem Tode bestraften. Und unter Cyrus, dem großen Perserkönig, wurden schon die Landstraßen, die aus den Provinzen nach der Hauptstadt führten, mit Obstbäumen bepflanzt. Die persischen Könige schätzten überhaupt den Obstbau so hoch, daß sie es nicht unter ihrer gottähnlichen Würde hielten, an geweihten Stätten bei besonderen Anlässen höchsteigenhändig Obstbäume zu pflanzen. Gleiche Pflege widmeten die Römer der Obstzucht. Man suchte sich zu überbieten in der Hervorbringung von Pracht- und Schauobst, das in den marmorgetäfelten Obstzimmern der luxuriösen Landhäuser ausgestellt wurde. Und Plinius, der naturwissenschaftliche Kompilator seines Zeitalters, zählt schon 25 Aepfel-, 36 Birnen- und 8 Kirschsorten auf. Von Italien verbreitete sich die Obstkultur als die friedvolle Gefolgschaft der römischen Kriegszüge nach Frankreich und Deutschland. Ihre sinnigste Heimstätte fand sie später in den Klöstern. Wo hätte auch wohl der Obstbaum eine verständnisvollere Wartung und Pflege finden sollen als hinter den stillen Klostermauern! Hier, wo die frommen Brüder den selbstgestellten Aufgaben ohne jede Ablenkung mit aller Hingabe lebten. Wir können es uns vorstellen, wie ihr Ideengang und ganzes Sein sich neben dem Gotteskult nur um ihre Pfleglinge drehte, gleichwie die Kinder die Gedankenwelt der Mutter ausmachen. Ihr Sinnen und emsiges Bemühen war vor allem darauf gerichtet, köstliche Früchte und schöne Baumformen zu erzielen. Das waren die Anfänge der Formobstzucht. Die Klosterbrüder kannten auch schon das Geheimnis, wie man durch Pfropfen der Edelreiser auf die schwachwüchsigen Quitten-, Doucin- und Paradiesunterlagen eine größere Fruchtbarkeit der Bäume und eine vollkommenere Ausbildung der Früchte erreicht. Wohin die Mönche kamen, da führten sie die Obstkultur ein, und die Klostergärten wurden zu Mustergärten für den Gartenbau.

Einen weiteren Aufschwung nahm der Obstbau, als sich das Interesse der Fürsten ihm zuwandte. Vorbildlich wurde in dieser Hinsicht Kaiser Karl der Große, der strenge Weisungen für die Obstbaumanpflanzungen gab auf seinen Gütern und Hoflagern. Ihm folgten in den späteren Jahrhunderten andre einsichtsvolle Fürsten, welche die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung des Obstbaus erkannten. Ebenso eigenartig wie praktisch war das Gebot des Kurfürsten August von Sachsen und des Großen Kurfürsten von Brandenburg, die anordneten, daß bei jeder Eheschließung eine Anzahl Obstbäume gepflanzt werden mußten. Ferner wissen wir vom König Friedrich dem Großen, vom Markgrafen Friedrich von Baden, Herzog Eberhard im Barte und Herzog Christoph sowie späteren Herrschern des Württemberger Landes, daß sie der Verbreitung des Obstbaus die größte Sorgfalt widmeten. Waren bisher die frommen Klosterbrüder die Apostel des Obstbaus, so übernahmen jetzt die Großen der Erde ihre Kulturaufgabe. Und vom sechzehnten Jahrhundert an traten an die Stelle der Klostergärten die Hofgärten als Zentralstätten für die Obstzucht.



Eine Kordon-Pyramide der Winter-Gold-Parmäne

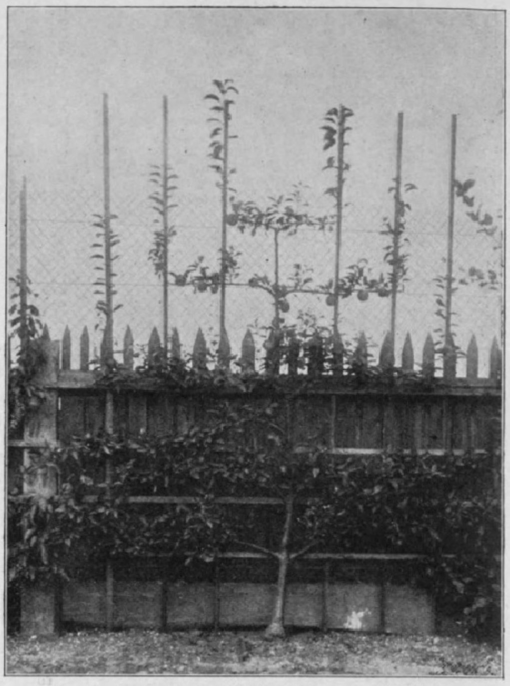
Um diese Zeit begann man auch dem Obstbau eine gewisse wissenschaftliche Grundlage zu geben. Das waren die ersten Anfänge der Pomologie, der Obstkunde. Nachdem im Jahre 1555 Kurfürst August von Sachsen sein „Künstliches Obstgartenbüchlein“ geschrieben hatte, folgte Olivier de Serres 1600 mit einer Arbeit, worin er 46 in Frankreich kultivierte Apfel- und 69 Birnsorten beschrieb. Knoop in Holland, 1760, und Sickler 1794 in Deutschland traten mit weiteren Publikationen an die Oeffentlichkeit, bis dann im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eine stetig zunehmende Literatur des Obstbaus entstand, dem in der Jetztzeit geradezu ein Studium zugrunde liegt. Wie in der Bienenzucht, so war es auch in der Obstzucht ein Geistlicher, der sich hier die größten Verdienste erwarb. Was auf bienenwirtschaftlichem Gebiete der schlesische katholische Pfarrer Dzierzon leistete, das vollbrachte auf pomologischem Gebiete der hannoversche lutherische Superintendent Oberdieck. Sein „Illustriertes Handbuch der Obstkunde“, das er im Verein mit Lucas, Jahn und Engelbrecht vom Jahre 1858 ab herausgab, ist grundlegend für die Lehren vom Obstbau geworden, zumal für die Systematik der Obstsorten. War durch diese methodische Behandlungsweise der Obstkunde das wissenschaftliche Fundament für die Obstbaukenntnis gelegt, so ist man jetzt an dem Ausbau des Wissens-



Spalierobst: Palmettenformen der Butterbirne an der Gartenplanke



Buschbaum, The Queen, Königin-Apfel, ebenso breit wie hoch



Verrier-Palmette der Goldreinette von Blenheim

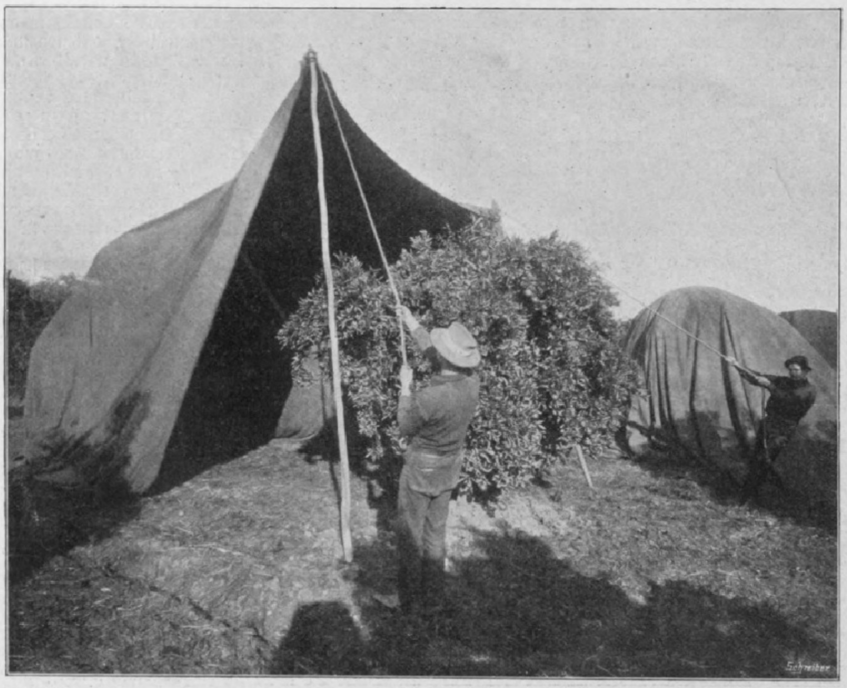
gebäudes beschäftigt. Es ist mit der Zeit ein gar umfangreiches Bauwerk geworden, wozu die Naturwissenschaften und die Technik das Material liefern.

Sie geben in ihren Errungenschaften die Hilfsmittel für den modernen Obstbau her. Die Physik und Meteorologie, die Chemie, Botanik und Zoologie, die Mechanik, Photographie und Elektrotechnik sind in seinen Dienst gestellt. Was ist nicht alles erforderlich für einen rationellen Betrieb des Obstbaus! Wir müssen in die Geheimnisse der Bodenkunde und der Düngerlehre eingeweiht sein, den künstlichen und natürlichen Dünger in seinen Anwendungsweisen und Wirkungen studieren, die Ent- und Bewässerung der Kulturgelände, die Maschinen und sonstigen technischen Hilfsmittel zur Bodenbearbeitung, zur Obstbaumpflege und Obstverwertung: wir müssen den Organismus des Baumes nach seinem Bau und nach seinen Funktionen als Wurzel, Stamm und Blatt sowie seine Krankheiten und die Naturgeschichte seiner Schädlinge und die Mittel zu ihrer Bekämpfung kennen. Um all das kümmerte man sich früher recht wenig. Der Baum, meist ein Hochstamm mit kesselförmiger Krone, wurde in den Grasgarten oder Baumhof gepflanzt und dann seinem weiteren Schicksal überlassen. An eine regelmäßige Düngung und besondere Pflege dachte niemand. Höchstens wurden die Bäume im Spätherbst mit einem Kalkanstrich versehen, das trockene oder überflüssige Holz in der Baumkrone ward ausgesägt, auch wohl die Grasnarbe um den Baum entfernt und eine Baumscheibe gemacht, und damit hatte, wer auf Ordnung hielt, der Baumpflege Genüge getan. Heute ist das anders! Die gemütlich-patriarchalische Weise des Obstbaus oder die in Sorten- und Formenspielerei ausartende Obstzucht unter einer Rokokostimmung ist einer rationellen Obstkultur gewichen. Und der Impuls dazu ging von Amerika aus, dem Lande der einzig und allein auf Erwerb und Gewinn gerichteten praktischen Arbeit und des Dollars. Das war das eine treibende Moment, das lehrreiche Beispiel des Amerikaners, der den deutschen Markt mit seinen Obstwaren zu überschwemmen trachtet. Das andre war die Erkenntnis, daß Deutschland alljährlich rund 60 Millionen Mark für Obst an das Ausland zahlt, eine ungeheure Summe, die dem Lande erhalten bleiben sollte.

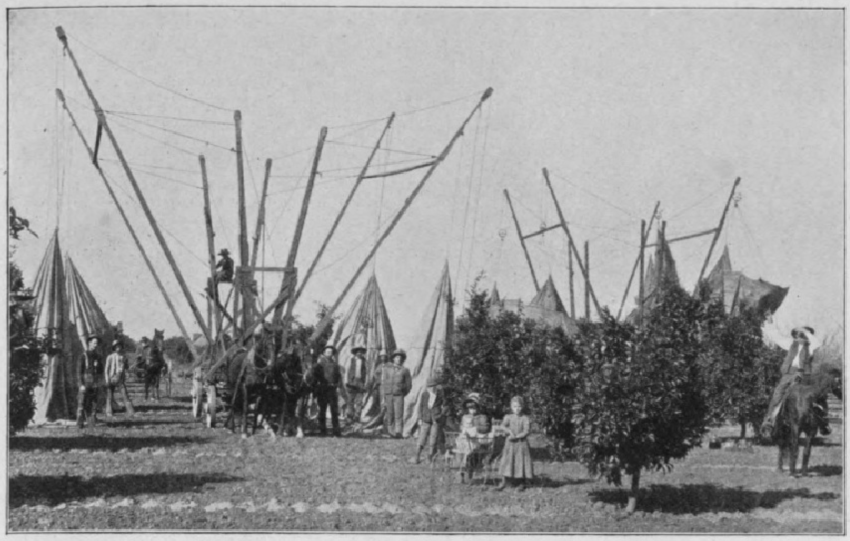
Von dieser unsrer Zeit an datiert mit dem neuen Aufschwung eine neue Periode in der Entwicklung und der Geschichte des deutschen Obstbaus. Waren anfangs, wie vorhin geschildert, die Klostergärten, dann die fürstlichen Gärten die Ausgangs- und Zentralstätten für die Verbreitung des Obstbaus und für die Kenntnis der Obstkultur, so sind es jetzt die Provinzialobstbaumschulen, staatliche Lehrinstitute und private Unternehmungen. In diesem Wechsel der Träger eines Kulturfaktors, wie es der Obstbau ist, der zum Volkswohlstand beiträgt, spiegelt sich zugleich die geistige, wirtschaftliche und politische Lage der jeweiligen Zeit wider.

Was nun den modernen Obstbau gegenüber dem alten schon äußerlich kennzeichnet, das ist sein räumlicher Umfang. Er ist aus den engeren Grenzen des Gartens hinausgerückt auf das Feld. Aus den Obstgärten von höchstens einigen Morgen Größe sind jetzt Obstplantagen von 40 bis 100 und mehr Morgen Ausdehnung geworden. Sodann, auch ein äußerliches Kennzeichen, ist man zu einer andern Baumform und zu einer zweckmäßigeren Sortenwahl übergegangen. Statt des bisher beliebten Hochstammes nimmt man für den feldmäßigen Obstbau den Halbhochstamm und den Buschbaum, die einen früheren Ertrag, bequemere Behandlung und größeren Schutz gegen Stürme gewährleisten. Und statt der früheren zahlreichen Sorten, die in den Obstgärten vertreten waren, beschränkt man sich jetzt auf einige Obstsorten, die für die jeweilige Gegend geeignet sind. Als zugkräftige marktfähige Ware gelten große Früchte von schönem Aussehen. Die Obstzüchtung ist denn auch hierauf gerichtet. Weitere Eigenschaften, worauf der Züchter bei der Auswahl der Sorten in erster Linie zu sehen hat, sind: ein früher und regelmäßiger Ertrag, festes Fruchtfleisch und Wohlgeschmack. Während man die robusteren Sorten feldmäßig meist in Buschform baut, werden die empfindlicheren Obstsorten, wie weißer Winterkalvill und die feineren Reinettenarten, sowie die Winter-Dechantsbirne und Herzogin von Angoulême, Diels Butterbirne, Hardenponts-, Holzfarbige Butterbirne und andre mehr, die anspruchsvoller an Boden und Klima sind, in künstlichen Baumformen an Spalieren, an Mauern und Planken gezogen. Durch den Schutz, den das Gerüst, die Mauern und Bretterzäune, woran der Baum mit seinen Zweigen befestigt ist, ihm gegen die Witterung bieten, und durch einen regelrechten Baumschnitt erhalten die Früchte eine vollkommenere Ausbildung als freistehend. Ueberaus zahlreich sind nun die Formen, worin der Baum gezogen wird, regelmäßige und unregelmäßige, allgemein eingeführte und Phantasieformen nach dem eignen persönlichen Geschmack. Als praktisch haben sich der senkrechte Kordon und die U-Formen, zumal an dem Doppelspalier, sowie die Palmettenformen bewährt, die bei dem Wachstumszwange, dem der Baum unterworfen wird, noch am ehesten eine Gleichgewichtslage im Wachstum und der Saftzirkulation ermöglichen.

Wenn auch verschieden in der Baumform, die Pflege der Bäume ist die gleiche. Da gilt es zunächst den Boden bearbeiten, zu welchem Zweck der Amerikaner, der oft Hunderte von Morgen Busch-



Der Kampf gegen die Schädlinge: Orangenbäume werden mit Schutzzelten versehen



Die Anbringung von Schutzzelten durch dafür gebaute Triebwerke

obst in der Kultur hat, uns höchst praktische Geräte an die Hand gab, wie die Spatenegge Cutaway Harrow, die Radhacke Planet-Kultivator und andre. Auf Unkrautentfernung und Bodenlockerung hat vor allem der Obstzüchter zu halten, damit die Atmosphärilien, Licht und Luft in die Erdkrume dringen, und damit ferner die Bodenbakterien, diese mikroskopischen Lebewesen, welche die nützlichsten Mitarbeiter bei der Bodenzubereitung sind, ihre zersetzende Tätigkeit an den Dungstoffen vornehmen können, um sie aufnahmefähig für die nahrungsuchenden Wurzeln zu machen. Der Dünger — so drückte sich ein landwirtschaftlicher Redner weniger geschmackvoll als wohlgemeint aus — ist die Seele der Landwirtschaft. Von der Düngung hängt die Rentabilität des Obstbaus ab. Sowohl natürlicher Dünger, der Stallmist, wie Kunstdünger, als Kainit, Thomasmehl, Superphosphat, Kalk und so weiter, wird verwendet. Je systematischer, das heißt je zweckmäßiger der Obstzüchter in der Auswahl und Anwendungsweise der verschiedenen Dungmittel verfährt, um so sicherer kann er bei einer entsprechenden Baumpflege auf gute Erträge rechnen.

Zur Pflege der Bäume gehört neben der Düngung ihr Schnitt und die Bekämpfung ihrer Schädlinge. Der Baumschnitt bezweckt die Erzielung eines regelmäßigen und erhöhten Fruchtertrages durch die Bildung des gleichmäßig an den Zweigen verteilten Fruchtholzes, wozu der Baum eben durch den Schnitt gezwungen wird. Außerdem soll bei den Formobstbäumen noch die vollständige Raumausnutzung der gegebenen Schutzflächen, wie Spaliere, Mauern, Planken und Hauswände, durch die Zweige erreicht werden. Ohne gerade ein Fanatiker des strengen Schnittes zu sein, der das Baumgerüst in die Zwangsjacke geometrischer Formen steckt, muß doch jeder, der seine Formobstbäume vor einer Zweigverwilderung im Zaum halten und gleichmäßig verteiltes Fruchtholz haben will, regelrecht das Messer anwenden nach dem Laubfall und ferner im Frühjahr und Sommer das Entspitzen und Brechen der jungen Triebe vornehmen. Bei den Buschbäumen genügt ein Auslichten der Baumkronen von überflüssigem Holze, damit Luft und Licht ungehemmt die Zweige umspielen können. In der Formobstzucht macht nun zumal der Anfänger die unliebsame Erfahrung, daß sie um nichts leichter ist als die Kindererziehung. So eigensinnig und widerspenstig, so willig und fügsam, so eigen geartet und veranlagt, so ungleich untereinander, wenn schon Sprößlinge derselben Eltern, so gefährdet und trotz sorgsamer Obhut und Pflege dennoch mißraten wie manche Kinder: so sind auch unsre Pfleglinge. Und da heißt es denn nach eigner Wahrnehmung und Methode handeln. Denn die allgemeinen Regeln der Erziehung und Pflege, wie sie in den Handbüchern und Fachzeitschriften über den Obstbau gegeben sind, lassen uns gegenüber den lokalen Verhältnissen nicht selten im Stich.

In dem Kampfe gegen die Obstbauschädlinge war es nun wiederum der praktische Amerikaner, der uns mit mancher neuen erfolgreichen Waffe und Kampfestaktik bekannt machte. Zumal sind es Giftpräparate, wie Kupfervitriol, Arsenik, Blausäure, Schwefel und so weiter, die unter der Bezeichnung Insektizide als Bekämpfungsmittel gegen Insekten und als Fungizide gegen Pilze angewandt werden. Um was alles hat sich nicht der Obstzüchter zu sorgen und zu mühen! Da sind es die Bodeneigenschaften, das Klima der Gegend, die Eigenart der Obstsorte und die individuelle Anlage des Baumes, ferner die Gunst oder Ungunst der Witterung zur Blütezeit und zur Zeit des Fruchtansatzes, die Holzreife während des Nachsommers und Herbstes, sodann die mannigfachen Krankheiten und Gefährdungen der Bäume, ihrer Wurzeln, der Rinde, der Blätter und Blüten und Früchte durch Pilze, Frost, Pflanzenläuse, Verletzungen, Erdratten- und Raupenfraß, wovon der Obstbauer abhängt. Gewiß, unzählige sind der Feinde, die über seine Schutzbefohlenen hereinbrechen. Die heimtückischsten sind die Pilze, vor allem das Fusikladium, das die Fleckenkrankheit der Blätter und die Schorfkrankheit der Zweige und Früchte verursacht, so daß die letzteren rissig und vielfach ungenießbar werden. Zu seiner Vernichtung dient die Bordelaiser Brühe, das ist eine Mischung von Kupfervitriollösung und Kalkmilch, womit die Bäume mehreremal mittels besonderer Spritzen überspritzt werden. Von den Insekten ist der gefürchteste Schädling die Obstmade, die Raupe eines Kleinschmetterlings, des Apfelwicklers. Sie frißt sich in das Fruchtfleisch ein, nach dem Kernhause hin, und bewirkt, daß das Obst „wurmstichig“ wird. Ihr geht der amerikanische Obstzüchter mit Arsenpräparaten zu Leibe. Entweder ist es Schweinfurtergrün, das arsensaures und essigsaures Kupfer enthält, oder es sind andre Arsenverbindungen, durch deren Genuß dem Schädling der Tod gebracht wird. Um ihm das Gift beizubringen, werden die Bäume mit der arsenhaltigen Flüssigkeit bespritzt, und zwar zu dem Zeitpunkt, wenn die Blumenblätter der Blüte abfallen und die Fruchtbildung beginnt. Um diese Zeit bilden die Kelchblätter, die späterhin nach aufwärts dachartig gegeneinander klappen, eine Schüssel, welche die giftige Flüssigkeit aufnimmt beim Spritzen. Das vergiftete Blattzipfelversteck auf der Spitze der Frucht, welches das Räupchen in der Regel aufsucht, nachdem es aus dem an die Apfelschale gelegten Eichen hervorgegangen ist, wird ihm nun zur Totenkammer. Sowie sich nämlich der kleine Inquilin von seinem Schlupfwinkel aus durchfressen will nach dem Kernhaus der Frucht, verzehrt er mit jedem Bissen den Giftstoff, woran er zugrunde geht. Der deutsche Obstzüchter benutzt die Arsenpräparate weniger als Kampfmittel gegen die Obstmade. Er bedient sich mehr des Fanggürtels. Das sind aus Wollstoffen oder aus Heu, Stroh, Holzwolle, Wellpappe und so weiter hergestellte Bänder, die im Nachsommer um den Baumstamm gelegt werden. Diese Gürtel suchen die Raupen zum Unterschlupf auf, um darin zu überwintern. Sie beherbergen oft 50 bis 200 Stück der schädlichen Obstmade, die nun leicht unschädlich zu machen sind, indem man den Gürtel mit seinen Bewohnern zum Verbrühen in heißes Wasser wirft. Aber nicht nur mit Arsenik, auch sogar mit Blausäure hantiert der Amerikaner. Mit diesem schärfsten Gifte räuchert er die Schildläuse zu Tode, und zwar in der Weise, daß die infizierten Bäume mit dicht schließendem Segeltuch umgeben werden, in welch geschlossenem Raume alsdann die Blausäure verdunstet, die in einem am Boden stehenden Gefäße aus Cyankalium, Wasser und Schwefelsäure hergestellt wird.

Von den Hunderten det Obstbauschädlinge, die das Pflanzen- und Tierreich stellen, sind hier nur einige erwähnt, um zu zeigen, wie der Obstzüchter sich ihrer erwehrt. Aber all sein Mühen hilft nur wenig, wenn schließlich nicht die Natur seine Bundesgenossin im Kampfe gegen die Schädlinge wird. Sie, welche die Plagegeister rief, weiß sie auch zu bannen. Entweder durch Witterungseinwirkungen oder durch feindselige Organismen. Und so kommt wieder Ordnung und Gleichgewicht in den Haushalt der Natur. Ein harmonisches Gleichgewicht ist das freilich nicht!



Vertilgung der Schädlinge durch Verdunsten von Blausäure



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Von den Unruhen in Odessa: Demonstration auf dem Opernplatz

Notizblätter

Von den Unruhen in Odessa

Sensationelle Vorgänge, die in der neuesten Geschichte der europäischen Staaten beispiellos dastehen, haben die Blicke der zivilisierten Welt auf Odessa, die „Königin des Schwarzen Meeres“, gelenkt. Nachdem in der Stadt bereits seit dem 25. Juni Unruhen entstanden und mehrfache Zusammenstöße zwischen der Polizei und ausständigen Arbeitern vorgekommen waren, brach eine offene Revolte aus, als am 27. Juni auf der Reede das Flaggschiff der russischen Schwarzen-Meer-Flotte, der Panzer „Fürst Potemkin“, eintraf, dessen Mannschaft auf der Fahrt von Sebastopol gemeutert und die Offiziere teils getötet, teils gefangengesetzt hatte. Die Stadt wurde am 28. Juni in Belagerungszustand erklärt, und von Sebastopol ging sofort ein Panzergeschwader unter dem Befehl des Admirals Krieger nach Odessa ab, um gegen den „Fürst Potemkin“ einzuschreiten, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren, offenbar, weil die Mannschaften nicht gehorchten, und eines der Schiffe, der „Georgi Pobjedonossez“, schloß sich sogar den Meuterern an. Während die Besatzung des letzteren sich aber bald freiwillig unterwarf und ergab, ging der „Fürst Potemkin“ nach der rumänischen Küste in See.



Phot. Otto Reich, Hamburg

„Patience“, die Siegerin im Hamburger Derby

Das deutsche Derby

Der Entscheidung im deutschen Derby, das am 25. Juni auf dem Horner Moor bei Hamburg gelaufen wurde, ist diesmal mit ungewöhnlicher Spannung entgegengesehen worden, denn es beteiligte sich daran u. a. die ungarische „Wunderstute“ des Grafen Festetics, „Patience“, die gleich der einst vielgenannten, berühmten „Kincsem“ bisher aus allen Rennen unbesiegt hervorgegangen ist. Auch im diesjährigen Derby fiel ihr der Sieg zu, aber er ist ihr nicht leicht gemacht worden; eines der drei deutschen Pferde, die mit ihr das Rennen bestritten, der Weinbergsche Hengst „Festino“, der als der beste deutsche Dreijährige gilt, erwies sich als der ungarischen Stute nahezu ebenbürtig und bot auf jeden Fall eine glänzende Leistung. Fast wäre es übrigens zu einem Protest gegen den Sieg der ungarischen Stute gekommen, da ihr Reiter Huxtable im Finish „Festino“ vorschriftswidrig gekreuzt hatte.

Die Johanniterfeier in Sonnenburg

Im alten Schlosse zu Sonnenburg in der Neumark, dem Sitz der preußischen Johanniter, findet alle zwei Jahre eine Feier dieses Ordens statt, bei der den zuletzt aufgenommenen Mitgliedern vor dem Altar der Ordenskirche vom Herrenmeister der Ritterschlag erteilt wird. Ausnahmsweise ist die Feier zugunsten des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin, der vom Kaiser im letzten April zum Ehrenritter ernannt worden ist, schon in diesem Jahre am Johannistage veranstaltet worden. Der Orden, der sich durch Errichtung von Kranken- und Siechenhäusern höchst verdient gemacht und vor allem in Kriegszeiten eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hat, gliedert sich in fünfzehn Genossenschaften, die über ganz Deutschland verbreitet sind. Herrenmeister ist seit 1883 Prinz Albrecht von Preußen.

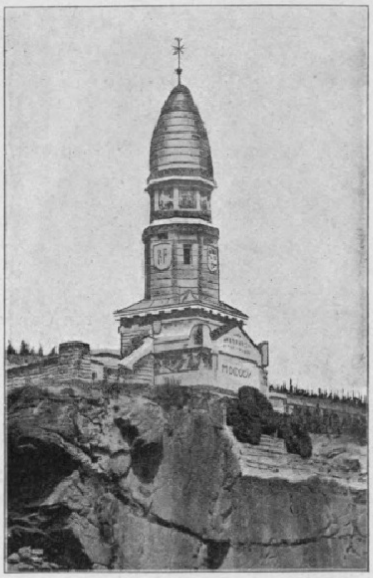


Phot. G. Schoppmeyer, Küstrin

Vom Johanniterordensfest in Sonnenburg
(In Gardedukorps-Uniform ohne Ordensmantel: der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin)

Die Enthüllung des Kriegerdenkmals in Dürnstein

Zur Erinnerung an die Schlacht, die am 11. November 1805 zwischen Russen und Oesterreichern einerseits, den Franzosen unter Mortier anderseits bei Dürnstein in Niederösterreich stattfand und mit dem Siege der Verbündeten endigte, ist auf dem Hoheneckberg bei Dürnstein ein Kriegerdenkmal errichtet worden, das am 27. Juni feierlich enthüllt wurde. An der Errichtung des Monuments haben — ein seltener, bemerkenswerter Fall — nicht bloß die Nachkommen der Sieger, sondern auch die der Besiegten teil; es ist durch das harmonische Zusammenwirken eines aus Oesterreichern, Russen und Franzosen gebildeten Komitees entstanden und soll nicht an den Sieg der Verbündeten, sondern an die auf beiden Seiten bewiesene rühmliche Tapferkeit für alle Zeiten erinnern. Zugleich soll es den in der Schlacht Gefallenen als bleibende Ruhestätte dienen; ihre Gebeine werden in einem mächtigen Sarkophag, der auf einem hohen Stufenunterbau ruht und über dem sich ein turmartiger oktogoner Aufbau mit einer Sternkuppel erhebt, beigesetzt. Ein Relief unter der Kuppel stellt die Führer der drei Heere, den Marschall Mortier, den russischen General Kutusow und den in der



Das jüngst enthüllte Kriegerdenkmal in Dürnstein

Schlacht gefallenen österreichischen Feldmarschalleutnant Schmidt dar. Die Front zeigt in deutscher, französischer und russischer Sprache die Inschrift: „Ihren tapferen Kriegern Frankreich — Oesterreich — Rußland.“ Der Entwurf zu dem Denkmal rührt von dem Wiener Baurat Friedrich Schachner her. Bei der Enthüllung waren der österreichische Erzherzog Leopold Salvator und die Wiener Militärattachés Frankreichs und Rußlands zugegen.

Über Land und Meer

Nr. 42



Im Segelboot

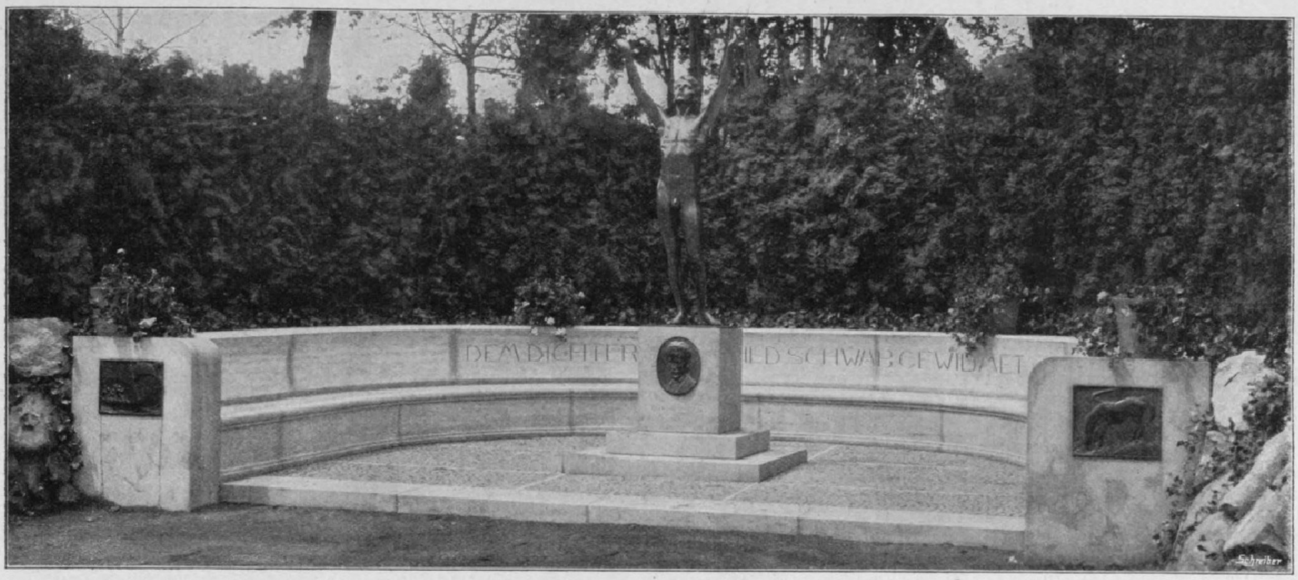
Nach einer Zeichnung von Alex. Eckener (Stuttgart)

Literatur

Seitdem wir an dieser Stelle zuletzt über das Fortschreiten der neuesten (6.) Auflage von Meyers Großem Konversationslexikon (Leipzig und Wien 1903 ff., Bibliographisches Institut) berichtet haben, sind fünf weitere Bände (VI bis X) dieses bewährten Nachschlagewerkes erschienen, so daß die neue Auflage jetzt zur Hälfte vorliegt. Die fünf Bände umfassen die Stichwörter „Erde essen“ bis „Kimono“ und bringen auf über 4500 Seiten zirka 38000 Artikel, denen etwa 2000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text sowie eine stattliche Anzahl von Illustrationstafeln und Sondertexten beigegeben sind. Die gewaltige Fülle des hier gebotenen Materials macht es geradezu unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung auf Einzelheiten einzugehen; wir müssen uns mit einer allgemeinen Hervorhebung der Vorzüge begnügen, die das Werk auszeichnen und die sich, je weiter die neue Auflage fortschreitet, jedem sich regelmäßig bei ihr Rats Erholenden immer deutlicher offenbaren. Darf man die größeren, von besonders wichtigen und allgemein interessierenden Gegenständen handelnden Artikel wohl ausnahmslos Muster knapper und zugleich objektiver monographischer Darstellung nennen, so tritt auch in den kleineren durchweg eine außerordentliche Sorgfalt der Bearbeitung zutage, und man kann der hier geübten Kunst, mit wenigen Worten das Wesentliche zu sagen, nur die größte Bewunderung und Anerkennung zollen. Vergleiche mit der vorhergegangenen Auflage lassen überall erkennen, wie sehr die Redaktion es sich hat angelegen sein lassen, den ungeheuern Stoff zu sichten, Entbehrliches auszuscheiden, minder Wichtiges zu beschneiden oder zusammenzudrängen, Lücken auszufüllen und vor allem den ungeheuern Materialzuwachs, den die seit dem Erscheinen der vorletzten Auflage verstrichenen Jahre gebracht haben, in sachgemäßer Bearbeitung einzufügen. Auch das illustrative Beiwerk, das in Meyers Konversationslexikon, wie in allen Publikationen des Verlags, sich von jeher durch besondere Gediegenheit und technische Vollendung auszeichnete, ist in weitgehendem Maße bereichert und erneuert worden, so daß es den hochgespannten Anforderungen der Gegenwart in nahezu vollkommener Weise entspricht. Wer eine Vorstellung davon hat, mit welchen Schwierigkeiten und Kosten die fortwährende Ergänzung des Bildermaterials verbunden ist, wird es gewiß begreiflich finden, daß sich zwischen den zahlreichen vorzüglichen farbigen Tafeln und den in großer Menge beigegebenen Textillustrationen bisweilen noch ein etwas veralteter Holzschnitt findet und überhaupt die Autotypie noch nicht ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit entsprechend zur Verwendung gekommen ist. Der neuen Auflage des rühmlich bekannten Werkes darf nach den bis jetzt vorliegenden Bänden das Zeugnis gegeben werden, daß sie dem modernen Kulturmenschen ein bis jetzt unübertroffenes Hilfsmittel raschester und vielseitigster Belehrung bietet, das jedem aufs beste empfohlen werden kann.

Ein neues Denkmal in Darmstadt

In Darmstadt wurde kürzlich ein Denkmal für den Dichter Gottfried Schwab enthüllt, der dort im Jahre 1851 geboren wurde und 1903 gestorben ist. Das Denkmal ist ein Werk des Darmstädter Bildhauers Ludwig Habich, der schon in mehreren seiner Schöpfungen, besonders in dem gleichfalls in Darmstadt aufgestellten Goethe-Denkmal bewiesen hat, daß ein echter Künstler auch in unsrer heute so verfahrenen Monumentalplastik neue Wege zu reiner, abgeklärter Schönheit zu finden weiß. Die Figur des Jünglings, die sich auf dem mit des Dichters Reliefbildnis geschmückten Sockel erhebt und die das sehnsuchtsvolle Aufwärtsstreben der begeisterten Dichterseele versinnbildlicht, ist von leidenschaftlichem innerem Leben erfüllt und dabei streng plastisch empfunden und in vornehmster Formgebung durchgeführt. Ein andres Denkmal hat die Pietät der Witwe Gottfried Schwabs dem dahingegangenen Dichter geweiht durch die Neuherausgabe seines um den dichterischen Nachlaß vermehrten Gedichtbandes „Wolkenschatten und Höhenglanz“ (Augsburg, Lampart & Co.). Dieser Band, von J. V. Cissarz in so reicher und geschmackvoller Weise mit Steinzeichnungen und Buchschmuck ausgestattet, daß er wohl eine der schönsten unsrer neueren Dichterausgaben genannt werden muß, zeigt uns Gottfried Schwab als einen warm und fein empfindenden, formbegabten Dichter, der nicht allein um des bekannten Flottenliedes („Michel, horch, der Seewind pfeift“) willen weiteren Kreisen bekannt zu sein verdient.



Das in Darmstadt jüngst enthüllte Denkmal für den Dichter Gottfried Schwab. Entworfen von Bildhauer Ludwig Habich

Totenschau

Dr. Jan Laurens Andries Brandes, hervorragender Indologe, 48 J., 25. Juni, Batavia. — Willy Peters, bekannter Schauspieler, 43 J., 27. Juni, Berlin. — Regierungspräsident a. D. Viktor von Tepper-Laski, 61 J., 29. Juni, Wiesbaden. — Reichsgerichtsrat a. D. Gustav Calame, 75 J., 29. Juni, Leipzig. — Karl Löffler sen., Historien- und Porträtmaler, 73 J., 30. Juni, Wien. — John Hay, Staatssekretär des Auswärtigen und Chef des Staatsdepartements der Vereinigten Staaten, 67 J., 1. Juli, Newbury (New Hampshire). — Professor Dr. Philipp Schech, hervorragender Laryngologe, 59 J., 1. Juli, München. — Karl Schram, Romanschriftsteller, 79 J., 2. Juli, Wien. — Ministerialrat a. D. Dr. Wilhelm Soldan, ehemaliger Leiter des hessischen Schulwesens, 2. Juli, Darmstadt. — Oesterreichischer Feldzeugmeister a. D. Heinrich Freiherr Giesl von Gieslingen, 84 J., 2. Juli, Wien.

Silbenrätsel

Vorüber war des Winters Graus,
Zu enge ward es mir zu Haus,
Und als das Erste kam ins Zweite,
Fuhr ich wie viele andre Leute
Dem schönen Süden zu vergnügt
Ins Zwei, in dem das Ganze liegt. Eta

Zeichen-Bilderrätsel



Logogriph

123456789 — im Norden Deutschlands eine Stadt,
62897 — zweimal ein jeder Mensch es hat.
23473973 — erinnert oft an frohe Stunden,
3267 — an jedem Rade wird's gefunden.
923242 — in Amerika ein großes Land,
623237 — als fremde, saftige Frucht bekannt.
2573 — einst ein Geschlecht von Göttern war,
52346239 — bringt oft die Schiffe in Gefahr.
57357 — mit ihr der Landmann fleißig mäht,
624712337 — ein gern benutztes Hausgerät. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 954:

Des Buchstabenrätsels: Glogau, Logau.
Des Rätsels: Balsam (B als am).
Des Homonyms: Verschlagen.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (2); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); Clara M. in Bielefeld (2); „Don Carlos" in Hannover (3); Myriam in Warschau (5); Lambert in Züllichau (2); Freya in Halberstadt (4); Gretel in München (4); L. Z. in Detmold; „Erzschlaukopf" in Passau (2); „Medikus" in Leipzig (2); Rosa Maurhofer in Zürich (3); Arthur L. in Bozen (3); K. Meister in Basel (3); „Prinzeßchen" in Weimar (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern; „Huckebein" in Eisenach (3); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (2); Baronin v. K.-S. in Brünn (2); „Pfiffikus" in Rostock (4); Erich K. in Wiesbaden (3).

Briefmappe

E. M. in Olmütz. Der „neueste Rheinführer“ dürfte der in der bekannten Sammlung von Meyers Reisebüchern (Leipzig, Bibliographisches Institut) soeben in elfter Auflage erschienene Band „Rheinlande“ sein. Er weist als Ganzes all die Vorzüge auf, welche die genannte Kollektion überhaupt auszeichnen, im einzelnen ist, wie Stichproben erweisen, zu erkennen, daß das Buch durch vielerlei Ergänzungen und Bereicherungen tatsächlich auf den „neuesten Stand“ gebracht ward. Auch das Kartenmaterial des 6 Mark kostenden Buches ist ausgezeichnet.

Münchner in Kopenhagen. An die auf den Christtag dieses Jahres fallende zweihundertste Wiederkehr des Tages der „Sendlinger Bauernschlacht“, die, wie Sie sich ganz richtig erinnern, Wilhelm von Lindenschmit durch ein Wandgemälde an der Außenseite der kleinen Kirche in Untersendling verherrlicht hat, erinnert in München zurzeit ein Rundgemälde in dem Ihnen wohl bekannten Panoramengebäude auf der Theresienhöhe, das von Anton Hoffmann, Fritz Neumann und Joseph Krieger geschaffen ward. Die heurige Internationale Kunstausstellung im Glaspalast weist sodann ein Gemälde von Hermann Lindenschmit, einem Sohne des oben Genannten, auf, das eine vor dem „Roten Turm“ sich abspielende Szene aus der „Mordweihnacht 1705“ zum Gegenstand hat. Die bedeutsamste temporäre Veranstaltung, die „Bauernschlacht“, in das Gedächtnis der heute Lebenden zurückzurufen, ist aber die vom verdienstvollen Leiter der Maillinger-Sammlung, Archivrat E. von Destouches, in den Räumen des Historischen Stadtmuseums am Jakobsplatz aus den Beständen der Sammlung veranstaltete umfangreiche Ausstellung von Zeichnungen, Stichen, Photographien von Gemälden und so weiter, die auf das Geschehnis Bezug haben.

Moro in St. Die zur Vermählungsfeier des Kronprinzenpaares von der Firma J. Godet & Sohn in Berlin nach einem Entwurf von Professor Geyer geprägte Erinnerungsmedaille ist in zwei Größen hergestellt worden, und zwar mit 60 Millimetern Durchmesser in Silber, Bronze und Britannia, mit 33 Millimetern Durchmesser in Silber und in Bronze. Die eine Seite zeigt die Profilreliefporträts der Neuvermählten, die andre eine allegorische Darstellung (Amor und Psyche).



Beim Wort genommen

„Ich fahre nie mehr in solchen vollgepfopften Wagen.“
„Gnädiges Fräulein sagten doch vorhin, daß Sie das Leben in vollen Zügen genießen möchten.“

S. 24 in Eisenach. Der Dichter, der den Horaz in die oberbayrische Mundart übertragen hat, heißt E. Stemplinger; sein kürzlich unter dem Titel „Horaz in der Lederhos'n“ bei J. Lindauer in München erschienenes Büchlein ist von so köstlichem Humor durchweht und wird dem Original in so eigenartiger Weise gerecht, daß der alte Horaz selber, wenn er noch lebte, seine Freude daran haben würde. Als Probe aus dem Büchlein setzen wir hier die Uebertragung der bekanntlich auch von Scheffel in ähnlich freier Weise verdeutschten Ode „Vides ut alta stet nive candidum Soracte . . .“ her:

Jatzt leb'n m'r no

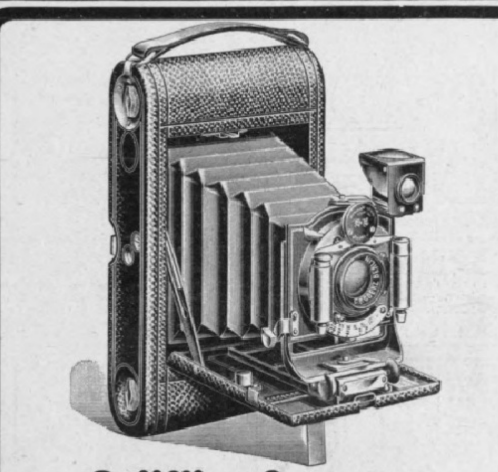
Schaug auffi, Sepp, der Wendelstoa
Is wia-r-a Zuckerhuat,
Die Bam hab'n mit'n Schnee grad z'toa
Und's Eis, dös macht si guat.
Trag Scheiter her und schür fest nei,
Mach d' Stuben bacherlwarm!
Und schenk a Maß Tiroler ei,
Nimm d' Zupfgeig'n untern Arm!
Und sei m'r mit der Zukunft stad!
Jatzt leb'n m'r no, dös g'langt.
Solang am Huat der Spielhoh' waht,
Wird jeder Bock derfangt.
Wenn quickertst wo a Klarinett,
Da platteln m'r, daß's kracht;
Woaßt wo a Dirnderl, dös is nett,
Da fensterln m'r af d' Nacht.
Da steigt der Bua zum Gaderl ei
Und klopft und dischkariert
Und red't so lang zum Fensterl nei,
Bis si's 's Fensterreiberl rührt.

L. v. Z. in A. Ein gutes italienisch-deutsches Taschenwörterbuch ist das erst kürzlich beim Langenscheidtschen Verlag in Berlin erschienene von Gustavo Sacerdote, das sich vor andern — und zwar auch größeren — Wörterbüchern hauptsächlich durch die genaue Differenzierung und Erläuterung der verschiedenen Bedeutungen des einzelnen Wortes auszeichnet. Das Buch kostet gebunden 2 Mark.









Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bulthaupt, Hch., Ahasver. Musikdrama. ℳ 1.20. Oldenburg, Schulze.
Cauer, Paul, Dichter und Schauspieler. Betrachtungen. Düsseldorf, L. Voß & Co.
Conwentz, H., Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift. Gebd. ℳ 2.—. Berlin, Gebr. Bornträger.
Deninger, A., Die Araber in Spanien. ℳ 1.50. Dresden, E. Pierson.
Diers, Marie, Die Kinder von Heckendamm. Ein deutscher Familienroman. Braunschweig, G. Westermann.
Fraenkl, Siegmund, Dichtungen. ℳ 3.—. Dresden, E. Pierson.
Friedrich, Karl, Stimmungen. Verse. Diessen, Jos. C. Huber.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Leichtverdauliche Nahrung. Das reine, konzentrierte Malzextrakt, ein unter Luftleere eingedampfter Auszug besten Hannagerstenmalzes, gilt wegen des Verhältnisses seiner löslichen Kohlehydrate zu den Eiweißstoffen von 70:5,5 Prozent und zufolge seines hohen Maltosegehaltes, derjenigen Zuckerart, die nach Ausspruch vieler Aerzte am leichtesten assimiliert wird, als leichtverdauliches Hilfsmittel bei Körperschwäche. Durch Behandlung desselben in besonderen Apparaten wird Malzextraktpulver gewonnen, ein Präparat der Firma J. Paul Liebe in Dresden; es stellt den meisten andern, mit großer Reklame angebotenen Nährpräparaten gegenüber ein ideales Präparat dar, das leichtverdaulich ist und durch seinen Diastasegehalt die Verdauung der sonstigen Speisen fördert.

Das „Zentralblatt für Chirurgie" bringt u. a. folgende Ausführung: Wenden wir uns den Erfolgen zu, die durch das Tragen eines von Dr. Wolfermann konstruierten Bruchbandes („Perfectio") erzielt werden, so hat man alle Ursache, mit ihnen zufrieden zu sein. Zu dem Vorteile absoluter Sicherheit der Retention gesellt sich die Aussicht auf Heilung, die ich mannigfach konstatieren konnte, so daß das Bruchband entbehrlich wurde. Diese Fälle waren keineswegs selten, ich schreibe diese günstigen Resultate allein der richtigen Auffassung über die nachhaltige Kompression des Leistenkanals zu, die in so vollendeter Weise durch die Technik und Pelotengestaltung des Wolfermannschen Bruchbandes ausgeübt wird. Man erhält es bei der Firma E. Kraus, Berlin S., Kommandantenstraße 55.

Man kann auf die nachteiligen Folgen, die durch eine mangelhafte und mit schlechten Materialien ausgeführte Pflege der Haut entstehen können, nicht genug hinweisen. Blasser und fahler Teint, rauhe Haut, Mitesser und so weiter sind die Folgen einer solchen Vernachlässigung. Sargs seit dem Jahre 1858 bestens bewährte Glyzerin-Toilette-Artikel verhindern durch ihren starken Gehalt an Glyzerin das Entstehen solcher unangenehmer kleinen Leiden. Sargs Glyzerinseifen haben sich nicht nur bei Erwachsenen als vorzügliches Reinigungs- und Hauterhaltungsmittel bewährt, sondern eignen sich auch bestens für Kinder im zartesten Lebensalter.

Aus dem Unterrichtswesen

Friedberg, Gewerbe-Akademie. Die unter dem Vorsitz des städtischen Prüfungskommissars, Herrn Geheimen Oberbaurat W., an hiesiger Lehranstalt kürzlich abgehaltene Ingenieurhauptprüfung in den Abteilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, Architektur und Bau-Ingenieurwesen hat wiederum ein günstiges Resultat ergeben, indem nämlich von 34 Absolventen die Reifeprüfung 2 mit „Auszeichnung", 1 mit „sehr gut", 8 mit „gut" und 21 mit dem Prädikat „bestanden" ablegten, während 2 Kandidaten von der Prüfung zurücktraten. Ende August dieses Jahres wird ein größerer Teil der Studierenden unter der Leitung ihrer Dozenten die Weltausstellung in Lüttich besuchen.

Aus Bädern und Kurorten

Die Kur- und Seebadanstalt Waldhaus Flims (Bündner Oberland) versendet einen neuen Prospekt in Gestalt eines nett ausgestatteten Büchleins. Die in ihm enthaltenen 23 Ansichten, durchweg neue photographische Aufnahmen in tadelloser Reproduktion, machen einen recht vorteilhaften Eindruck und sind wohlgeeignet, dem ohnehin schon in hoher Gunst stehenden Kurorte Flims neue Freunde zu werben. Das Büchlein gibt in Kürze Aufschluß über Lage, Zufahrt, Geschichtliches, klimatische und Wohnungsverhältnisse, die verschiedenen Etablissements der Gesellschaft, Kurmittel, sanitäre Verhältnisse, Preise. Speziell mag auf das für die Schweiz neue System der Dezentralisation des Betriebes (in verschiedene Villen) hingewiesen werden, das in der Kur- und Seebadanstalt durchgeführt wird.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Modeste hatte kein Wort dieser Unterhaltung gehört — aber wie im Anblick des verödeten Tanzsaals ihr das farbenfrohe Bild des Tages verblaßte, stieg ihr wieder das Bild des Mannes auf, der ihr der Typ des blasierten Gesellschaftsaristokraten schien. Wo war er? Sie hatte ihn seit der Polonaise nicht wieder erblickt. — Sie schlenderte ohne bestimmten Wunsch weiter durch den Ballsaal, der sich langsam mit Tänzern füllte — die Toiletten verknüllt, die Gesichter ohne Frische. Das Fest ward ihr fast leid. — Sie streifte dabei Frieda, wie eine völlig Fremde, erblickte Herrn Romeit in seinem unmodernen Frack auf der Galerie. Plötzlich befand sie sich in einem kleinen schwach erleuchteten Raum neben dem Damenzimmer. Ein einsamer Herr saß dort an einem Tisch — der gefüllte Sektkelch abgestanden, die Zigarette erloschen. So sehen müde, vom Jahrmarktstreiben des Karnevals angeekelte Gesellschaftsmenschen aus.

„Guten Morgen, Herr von Falkner," rief sie dreist. „Schon ausgeschlafen?"

Er drehte sich langsam um: „Ach, Sie sind's, gnädiges Fräulein! Schon ausgetanzt?"

„Nein, ich will erst recht tanzen!"

„Und wer ist der nächste Glückliche?"

„Ja, raten Sie mal! ... Ich will nämlich mit Ihnen tanzen," rief sie lachend. „Es ist Damenwahl, und wenn ich Sie engagiere, müssen Sie einfach!"

Er stand auf und schnippte sich einen Aschenrest vom Ordensband. „Es tut mir unendlich leid, meine Gnädigste."

„Ich habe Sie angeführt!" lachte sie wieder. „Meine Tanzkarte ist übervoll, und bei der Damenwahl wären Sie ganz gewiß der Letzte."

„Das meine ich eigentlich auch, gnädiges Fräulein."

„Haben Sie noch eine Zigarette?" fragte sie.

„O gewiß." Er präsentierte ihr das zierliche Goldetui mit seinem Namenszug in Brillanten.

„Das ist wunderhübsch!" rief sie.

„Ja, es ist in der Tat wunderhübsch. Ein Großfürst hat's mir geschenkt, als ich einmal in Petersburg zum Ehrendienst befohlen war!" Er hielt ihr das Streichholz, während sie mit graziös gespitztem Munde zog.

„Ich bin nämlich gekommen, um mit Ihnen zu plaudern. — Dreist? — Geniert mich aber nicht weiter. Denn das Tanzen habe ich eigentlich satt ... Sagen Sie, Herr von Falkner, ist das nun eigentlich ein Ball?"

„Soll wenigstens einer sein."

„Ich kenne ja die Königshallenbälle auch. Aber das sind doch keine vornehmen Bälle. Ich meine, sind die Bälle der großen Welt nicht ganz, ganz anders ...? Also sagen Sie schnell!"

Er zuckte die Achseln. „Ja, da müßte ich Ihnen einen ganzen Vortrag halten."

„Gut, halten Sie ihn!" Sie ließ sich auf einen Sessel gleiten mit jener koketten Anmut, die stets die Herren entzückt.



Erster Versuch. Nach dem Gemälde von L. v. Frerskay (Wien)

Er war stehen geblieben. Und als ob er keinen Blick für diesen Jugendreiz hätte, sagte er nur affektiert langsam, wie es Modeste schien: „Große Gesellschaft ist schon an und für sich eine Lüge, ebenso wie gute, denn alle Gesellschaft ist klein und gemein."

„Um Gottes willen, Baron!"

„Jede Gesellschaft ist außerdem ein notwendiges Uebel."

„Jetzt geh' ich aber wirklich!"

Er aber fuhr unbewegt fort: „Und Sie, meine Gnädigste, gehören in diese Gesellschaft mit Haut und Haaren. Das tut nämlich jede hübsche Frau, die sich gern gut anzieht. Pour le monde il n'y a que du monde."

Im Ballsaal setzte der Faustwalzer ein, leicht, prickelnd. Die Schatten der Tänzer glitten unsicher an der Wand.

„Ihr Kavalier vom Dienst wartet, gnädiges Fräulein."

„Mag er warten!" Sie blies den Zigarettenhauch in die Luft.

Herr von Falkner lauschte den Tönen.

„Tanzen Sie überhaupt, Baron?"

„Ich habe recht gern getanzt."

„Und warum nun heut auf einmal nicht?"

„Weil ich nicht will, meine Gnädigste."

„Und wenn ich nun wollte, Baron?"

Er sah an dem hübschen Mädchen mit einem eigentümlich schillernden Blicke vorüber. „Gelüstet es Ihnen so sehr danach?... Seien Sie vorsichtig!... Ich habe noch niemandem Glück gebracht, am wenigsten Frauen."

„Vielleicht bringen Sie es mir!"

Er horchte wieder auf die Musik. Plötzlich wendete er sich zu Modeste: „Sie wollten wissen, was eigentlich an der sogenannten Gesellschaft dran ist? Eh bien — tanzen wir also!"

„Aber natürlich nur zum Scherz und einmal 'rum, Baron!"

„Nein, den ganzen Tanz —"

„Meinetwegen auch den ganzen Tanz..."

Sie traten in den Saal. Falkner von Oed führte elegant, sicher. Und Modeste hatte sich noch nie so weich, so leicht hingleiten gefühlt. Es war ein Triumph — und sie genoß ihn.

Als die letzten Töne verklangen, schienen ihm die dunkeln Augen heiß geworden zu sein. Sie ruhten auf ihrem schönen Hals.

„Nun, gnädiges Fräulein, wie war's?"

„Sie sind der beste Tänzer hier, Herr von Falkner," antwortete sie enthusiastisch. Sie wollte gehen. Es war ein gewisser Instinkt. Aber er ließ sie nicht, führte sie wieder zurück in das kleine Zimmer. Dort konversierte er mit ihr, leicht, lustig. Und immer wieder fühlte sie den Blick auf ihrer Schulter. Sie hatte die Zigarette wieder angezündet, aber sie setzte sich nicht mehr.

Während des Gesprächs mußte sie immer denken: ‚Wenn er nun jetzt um mich anhielte? Und dann müßte ich ihn Du und Xaver Cajetan nennen. Xaver Cajetan, wie komisch! Der Name ginge mir nie über die Zunge... Aber wie sollt' ich ihn sonst nennen?'

Herr von Falkner zwang sie jetzt mit liebenswürdiger Beflissenheit auf den Fauteuil zurück. „Sie sind eine kleine Zauberin..."

„Das ich nicht wüßte, Baron!" Ihr gefiel das heiße Gleißen in seinen Augen nicht.

„Sie sind eine kleine Zauberin dennoch," wiederholte er. „Sie haben mir Lethe gegeben. Wissen Sie, was Lethe ist? — Sie sollen mir noch mehr Lethe geben, viel mehr!... Hören Sie, viel mehr!..."

„Ich verstehe Sie nicht, Baron." Aber es rann ihr heiß über Schulter und Gesicht.

Dann nahm er ihr Handgelenk. Das Armband klirrte leise. „Sie sind wunderhübsch, Fräulein Modeste, wunderhübsch!... Es ist keine leere Schmeichelei!..." Seine Stimme war ganz leise und heiser geworden. „So etwas brauche ich, Modeste..." Er hatte sich über sie gebeugt, so nah, daß ihr Stirnhaar unter seinem Atem zitterte.

Sie schlug die Augen nieder — es mußte ja der große Moment in ihrem Leben sein... Aber ein seltsames Empfinden durchpulste sie. Rausch, Ekel... Sie wußte nicht, was stärker.

Als er ihr jetzt den Arm hob und küßte, zuckte sie zusammen.

„Sie fiebern, Modeste," flüsterte er.

Sie schüttelte nur den Kopf und preßte die Lippen zusammen.

„Du fieberst doch, Modeste... O, ich kenne euch — ich kenne dich sehr gut, du kleiner lieber, blonder Schatz. Ihr wollt nicht, aber ihr müßt — ja, ihr müßt!"

Wie im Traum hörte Modeste die Musik herüberklingen... Sie schloß die Augen, sie fühlte einen Kuß auf ihren Lippen. Noch einen — noch einen... Da ertrug sie's nicht länger. Sie riß sich los, sprang auf mit leeren Augen und glühenden Wangen.

„Modeste, Vorsicht! Es könnte jemand..."

Da begriff sie.

„Herr von Falkner, Sie haben... Sie sind... Sie haben also gewagt..." Sie hatte es schreien wollen, aber sie konnte es nur zischen.

Da fühlte sie wieder seine Hand an ihrem Arm — der Druck kalt, zwingend. Sie taumelte förmlich in den Sessel zurück. „Bleiben Sie sitzen," befahl er, „kein Wort, kein Laut! Es ist Ihre Ehre, um die es sich handelt, nicht meine... denn wenn Sie vielleicht wähnen, daß irgend etwas auf der Welt mich zwingen könnte, so irren Sie sich. Ich habe eben etwas getan, was ich natürlich nicht hätte tun sollen. Aber ich hab's nun einmal getan... Ich habe mich eben geirrt. Meine Geliebte hätten Sie sehr gut sein können — meine Frau: nie! Hören Sie — meine Geliebte!... Es ist ein häßliches Wort. Aber ich beschönige nichts. Ich kann eben nur eine Geliebte brauchen — nur eine Geliebte. Und wenn vielleicht an diesem Abend heute einem andern anbetungswürdigen Geschöpf das Herz gebrochen ist, so kann ich ihr auch nicht helfen. Ich kann nicht, ich kann nicht! Wenn Sie mich und mein Leben kennen würden, würden Sie mich vielleicht verstehen... Es ist ein Fluch, der auf mir lastet — aber ich wollte doch nicht leben ohne diesen Fluch. Verstehen Sie mich? — Ich verstehe mich zum Beispiel heute nicht... Wenn Sie also verständig sind, vergessen Sie diesen unglückseligen Moment, wie ich ihn vergessen werde! Nehmen Sie an, es war temporärer Wahnsinn von mir — vielleicht war er's auch... Aber wenn Sie irgend mal im Leben einen Freund brauchen, einen wirklichen Freund, so will ich's wettzumachen versuchen... Um Verzeihung bitte ich Sie nicht. Denn so etwas kann man nicht verzeihen."

Er hatte leise und scharf gesprochen, mit jener Ruhe, die nur große Erregung gibt. Jetzt gab er ihren Arm frei.

Modeste stand langsam auf. „Sie sind ein Schurke — und ich vergesse nichts! Lassen Sie mich allein!"

X

Einen Augenblick stand Modeste starr, leblos — nur die Augen brannten.

Der Wendepunkt in ihrem Leben...

Da nahten Schritte. Sie nahm den Rest ihrer tödlich verletzten Eitelkeit zusammen: zu lächeln, zu lügen. —

Es war Herr Romeit.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wußte nicht..." Er wollte sich mit steifer Verbeugung wieder zurückziehen.

Sie ließ ihn nicht. Er schien ihr der Retter. Mit hastiger vibrierender Stimme sagt sie leise: „Herr Romeit, mir ist nicht wohl. Ich möchte nach Hause..."

„Um Gottes willen, gnädiges Fräulein! Ich werde sofort jemand rufen. Ein Stabsarzt ist hier..."

„Sie werden niemand rufen, Herr Romeit, niemand! Nur dem Kutscher werden Sie sagen, daß er den kleinen Schlitten anspannt. Ich will weg — und zwar sofort."

Er besann sich rasch. „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich selbst anspanne und fahre? Dem zweiten Kutscher kann ich Sie nach Mitternacht unmöglich anvertrauen, er torkelte schon um zehn."

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Aber Herr Romeit, es ist wirklich nichts Schlimmes. Ich verderbe Ihnen den Abend."

„Sie verderben mir gar nichts, gnädiges Fräulein. Was hätte ich hier noch, wenn..." Er sprach nicht zu Ende.

„Also gehen Sie! Gehen Sie!" drängte Modeste. Der Tanz begann wieder, und die Musik tat ihren Nerven weh.

In der Garderobe schrieb sie noch rasch ein paar Zeilen an die Mutter.

„Bin nicht wohl. Darum nach Hause gefahren. Aber derangiert euch meinetwegen nicht! Ich war wohl nur etwas zu fest geschnürt."

Es war eine so plausible Lüge für den Stern von Barginnen! — Dann ging sie, bis über die Augen vermummt, hinunter in die Eiskühle der Winternacht.

Es hatte zu schneien angefangen — feiner, sprühender Schnee, der in dem nebligen Laternenlicht glitzerte. Ein paar Neugierige trieben sich vor dem Haus herum und starrten fröstelnd nach den hellen Saalfenstern und dem warmen Menschenwogen. Der Nachtwächter schritt würdig. Aus der Nebengasse glitt rasch und lautlos der kleine russische Schlitten heran.

„Sie haben sich sehr gesputet, Herr Romeit."

„O, ich kann schon schnell anspannen, und die Pferde können schon schnell laufen! Es sind die jungen aus dem Arbeitsstall. Haben gnädiges Fräulein bemerkt?"

„Ja, ja," antwortete Modeste zerstreut. „Aber nun fort... Es könnte noch in der letzten Minute jemand kommen."

„Darum habe ich auch die Glocken abgenommen," meinte er.

„Ich danke Ihnen, Herr Romeit. Sie denken an alles."

Als sie durch die toten Gassen der kleinen Landstadt fuhren, Seite an Seite, in die dicke Pelzdecke gehüllt, so daß die Jugendwärme von Körper zu Körper strömte, sagte er besorgt: „Ist Ihnen jetzt besser, gnädiges Fräulein?"

„Ja, viel besser Aber sprechen Sie lieber nicht mehr mit mir, Herr Romeit. Mir wird das Antworten schwer." Darauf lehnte sich Modeste weit zurück und starrte unverwandt in den feinen, rieselnden Schnee, der die Landschaft verhüllte. Es war eine so reine, köstliche Luft. Keine Menschenseele auf der Chaussee. Kein Laut in der Natur. Nur zuweilen das leise Schnauben der flüchtig trabenden Tiere. Hüben und drüben die Schneemauern — weiß, endlos, verschwommen, an den Böschungen zu phantastischen Bogen gewölbt. Der Schlitten glitt weich hindurch. — Modeste wollte aufatmen. Es lag so viel hehre Ruhe über dieser keuschen, weißen, stummen Winternacht — Aber da mußte sie wieder an die Herbstfahrt denken, ihr ehrgeiziges Träumen — und der Alp drückte schwer... Der Schnee begann lichter zu rieseln, immer lichter, bis zwischen verirrten Flocken Sterne schläfrig aufblinkten. — Ein Reiter glitt vorüber auf flüchtigem Pferde, den Livreemantel hochgeschlagen. Die scharfen Eisen klirrten auf dem gefrorenen Grunde. Modeste sah ihm nach.

„Es ist der Groom aus Eyselin," sagte Herr Romeit ohne aufzusehen und ließ die Pferde schärfer traben.

Modeste tat, als wenn sie nichts hörte, und sah gedankenlos auf die Ebene, die sich jetzt scharf zeichnete. Auf weißem, totem Grunde die schneebedeckten Bäume. — Gehöfte, dunkel umrissen, tot — ein Bild starrer Oede.

Sie waren wohl eine Stunde gefahren. Modeste wie zerschlagen, müde, mit dem einzigen vagen Wunsch, daß dieser Tag nur ein böser Traum gewesen sein möge. Herr Romeit, in sich gekehrt, unbeweglich, den Kopf auf die Pferde gerichtet. — Da klang fernes Schlittengeläut. Die beiden horchten auf. Es klang vom Rücken her, aber es klang so scharf, so rasch, und näher, immer näher. Dabei gingen die jungen Braunen einen sehr schlanken Trab.

„Wer kann das sein?" fragte Modeste.

Herr Romeit hob als Antwort nur die Peitsche und wippte dem Leinenpferd einen leichten Schmiß zu. Die Tiere streckten sich.

„Wer kann das sein?" fragte Modeste wieder. „Der muß ja Galopp fahren!"

Herr Romeit hob wieder die Peitsche, und ein scharfer Hieb pfiff auf die beiden Rücken.

„Er wird uns doch überholen, Herr Romeit."

„Er wird uns nicht überholen!"

Aber wie scharf auch die Braunen austrabten, das Geläut klang immer näher.

„Wer kann das sein?"

„Wer kann das sein!" wiederholte Herr Romeit verbissen. „Nur der Baron aus Eyselin. Es sind seine verwünschten ungarischen Jucker, und er fährt selbst. Das höre ich 'raus. Aber er soll uns nicht vorbeifahren — er soll nicht!"

Da zog Modeste die Baschlik übers Gesicht und sagte nichts mehr. Sie saß wie in einer Lethargie.

Der fremde Schlitten war ihnen so nahe, daß das Schnauben der Pferde deutlich durch sein Geläut klang.

‚Wenn er nur erst vorüber wäre!' dachte Modeste. Sie hatte keinen Ehrgeiz mehr.

Aber Herr Romeit hielt die Zügel in der Linken, daß die Leinen brummten, und hieb mit der Rechten unbarmherzig auf die Tiere ein ... Einige Minuten schien's, als wenn die Litauer die Pace durchhalten würden. Da rief eine scharfe, befehlende Stimme: „Vorbeilassen oder rascher fahren!" — Herr Romeit schien es nicht zu hören. Die jungen Braunen gingen langen Galopp, und die Schlittenkufen ruckten und stöhnten.

„Vorbeilassen!" rief die Herrenstimme heftig.

Da sagte Modeste müde, matt: „Lassen Sie ihn vorüber, Herr Romeit! Es nutzt ja doch nichts ..."

Herr Romeit parierte. Im Augenblick glitt auch schon der andre Schlitten vorüber, halb auf dem Schneewall hängend. Die Tiere naß, der Kutscher an die Rücklehne geklammert, um nicht abgeschleudert zu werden.

„Verzeihung, ich muß vorbei! Ich will den Jagdzug in Gumbinnen erreichen und habe dazu noch knappe fünfzig Minuten Zeit." Die letzten Worte Falkners von Oed klangen schon verschwommen. Modeste antwortete nicht, Herr Romeit brummte etwas für sich. Das Geläut war bereits sehr fern.

Als es verklungen, fragte Modeste wie träumend: „Wie weit ist eigentlich Gumbinnen noch?"

„Zwanzig Kilometer."

„Aber dann ist es doch unmöglich ..."

„O, für den Baron ist alles möglich! Es ist ja auch nicht das erste Paar Pferde, das er an einem Tage zuschanden fährt."

Modeste schüttelte verwundert den Kopf. Woher plötzlich diese verschleierte Abneigung auch bei dem? Ahnte er instinktiv? Das war doch seltsam! ... Und sie lehnte sich wieder zurück im Schlitten und starrte wieder auf die Schneemauern, die hüben und drüben vorüberglitten. Und die ganze ekle Szene ward ihr wieder lebendig. Das abgestandene Glas Sekt, der fadenscheinige Fauteuil und sie selbst in den Armen des Mannes. Wieder tönte in ihren Ohren das empörende: „Meine Geliebte, ja — meine Frau nie!" Dazu die Augen, die auf einmal so kalt blitzten ... Und die Scham stieg ihr blutrot in die Stirn, und der Haß sengte ihr die Seele. ‚Wenn ich doch einen Bruder hätte! ... Wenn ich ihn doch hätte! ... Er müßte ihn erschießen — er müßte! ... Tot möchte ich ihn sehen — tot ... So blaß wie der Schnee hier.' Diese Vorstellung erfüllte sie mit wilder Freude. — Und dann ebbte die heiße, schwere Woge von Scham und Rache ab. Sie sah das Leben wieder nüchtern, häßlich, wie's von nun an war. Für Modeste Lindt gab es eben keinen Rächer! Und doch sehnte sie sich nach dem Rächer, suchte nach ihm. — Sie war so heiß geworden, daß sie die Baschlik zurückschieben, den Pelz öffnen mußte. Dabei fiel ihr Blick auf den Mann neben ihr mit dem hübschen, energischen Gesicht, der die Leine so sicher hielt und so gut gehorchte, sobald sie befahl ... Wenn er der Rächer wäre — er? Dieser Gedanke beschäftigte sie. Sie blickte lange prüfend auf den Mann. Die Züge schienen ihr lieb, vertraut wie nie. Er war sicher stark, hatte sicher Mut. Wer liebt nicht die Klinge, die einem Todfeind nach dem Herzen zucken soll! — Und wie im Moment der Leidenschaft die Augen rot sehen, aber scharf, so erkannte Modeste Lindt auch in diesem Augenblick den Mann neben ihr erst ganz ... ‚Aber der liebt dich ja, liebt dich unsinnig!' ... Sie fühlte es, sie wußte es auf einmal. Eine Glut durchrann sie, ein Hochgefühl ... Schnell verrann's. ‚Nein, so weit wären wir, Gott sei Dank, noch nicht!'

Als sie ausstiegen, tat ihr der Mann nur leid. Und aus diesem Gefühl heraus drückte sie ihm warm und freundlich die Hand.

Modeste ging sofort in das Turmzimmer. Sie wollte sich ausziehen, schlafen. Man verschläft so vieles im Leben. — Das Ballkleid streifte sie ab. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl. Sie konnte ja doch nicht schlafen, wollte auch nicht schlafen ... Das Erwachen am Morgen — unmöglich! ... So saß sie fröstelnd in dem kalten Zimmer, die ausgepfiffene Tänzerin. ‚Weißt du, wozu du ihm höchstens gut wärst? Zu — zu ...' Da ertrug sie's nicht länger hier oben. Halb angekleidet, wie sie war, ging sie hinunter in die kühle, muffige Feudalität der wirklichen Schloßräume. Diese vernünftige Nüchternheit tat ihren Nerven auf Augenblicke wohl. Sie sagte laut vor sich hin: „Was ist eigentlich so Besonderes dabei? Ein Kuß, auch zwei ... Niemand hat's gesehen ... Aber ich habe mich doch noch nie von einem fremden Manne küssen lassen — so küssen! ... Das habe ich meinen Schwestern überlassen. Ich wollte mich nicht beschmutzen wie sie. Nun bin ich beschmutzter wie alle ... Aber es ist doch nicht meine Schuld! ... Ich bin eine Lindt. Wir sind eine schreckliche Familie — ich weiß es. Kalt, berechnend. Und ich bin die Schlimmste! Nicht mal Sinne, nur Eitelkeit ... Ich kann ja überhaupt gar nicht lieben! Wir können ja alle gar nicht lieben." Und wieder zischelte es ihr ins Ohr: „Es ist ein französisches Wort, Modeste, es fängt mit dem ‚M' an, und die Pompadour war auch eine." — „Ich gehe ins Wasser!" murmelte sie, „ich gehe ins Wasser! Ich kann das nicht ertragen ..." Und sie wandelte mit dem Licht in der Hand auf und ab. Und sie wußte eigentlich nicht, warum sie wandelte, aber sie fühlte, daß sie immer so wandeln müßte. Da kam sie auch in das Eckzimmer, Erikas Boudoir, mit dem Grafenkalender und dem verblaßten Bilde. Das Zimmer war noch warm — das einzige warme des Hauses überhaupt. Und diese Wärme tat ihr so wohl, hüllte sie freundlich ein. Die Stimmung schlug um. Ein Herz, dem man beichten, eine Brust, an der man sich ausweinen kann! Warum kam ihr die Sehnsucht gerade hier? Und sie konnte nur bitter lächeln. Das Herz, die Brust gab's ja nicht für sie, weder bei Vater noch bei Mutter, noch bei den Schwestern. Sie war ja so mutterseelenallein! ... Und sie sah die ganze schreckliche Oede ihres Daseins vor sich, sie fühlte, wie arm sie war ... Vielleicht hatte das eitle, lieblose Geschöpf nie so schwer gelitten als in der Stunde, wo sie stöhnend de Liebe suchte und nicht fand ... Sie wollte weinen; auch die einzige, brennend sickernde Träne wäre Befreiung gewesen — aber sie konnte nicht weinen.

Das Licht knisterte, tropfte, ein Räuber zuckte gefräßig. Sie sah's gedankenlos, und wie die Reflexe die Tapete entlang gaukelten. Ihre Augen folgten. Und da sah sie wieder das Bild und begriff das Bild ... Und sie stand langsam auf und trat vor das Bild, Schritt für Schritt, zurückgezogen und vorwärts gezwungen zugleich durch die zwei Naturen, die in ihr lebten — die kalte, kluge, die allen offenbar war, und die warme, hingebende, die sie selbst nicht kannte. Und in widerwilligem Schauen ward ihr das alte Bild jung, lebendig. Der heiße Hauch einer großen sündigen Liebe, der diese Frau erniedrigt und erhöht hatte dereinst, strömte ihr entgegen. Und doch war es ein reiner, befreiender Hauch! Dem tödlich verwundeten Weltkinde dämmerte die einzige Wahrheit, daß die Höhen und die Tiefen des Lebens nur dazu da sind, daß man sie mißt, und daß nur aus den Saulussen die Paulusse geboren werden. Die Spreu aber, die gute wie die schlimme, verweht der Wind ... Und bei der großen Sünderin fand das kleine Weltkind endlich das verstehende Herz und die mitfühlende Brust. Die Träne rann.

Modeste weinte lange und bange wie ein Kind. Als sie wieder in das Turmzimmer hinaufstieg, dämmerte der Wintermorgen. Eine rote Sonne hob sich über der weißen Ebene, kalt, funkelnd, in eisiger Majestät. Von den Insthäusern wallte geschäftig der Rauch. Im Hof krähte der Hahn. Auf der Chaussee wand sich die „Bombe" mühsam durch die Schneemauern.

Als Frieda an das Bett der Schwester kam, schlief sie sanft und ruhig.

XI

Judith von Bussard ist doch schwindsüchtig, Falkner von Oed doch verrückt, und Modeste Lindt schnürt sich bis zur Unmoral.

Das war das Hauptresultat des Festes. Frau Murrmann, die gern gewissenhaft kolportierte, fuhr schleunigst von Gut zu Gut, um mit leuchtenden Augen und intimsten Details jene Vorgänge zu schildern, die sie ja am besten kennen mußte, weil sie schließlich gar nicht auf dem Balle gewesen war.

Der Morgen macht nüchtern. Und Modeste verdroß die Schnürgeschichte doch. Die Gegend war ihr vergällt. Vierzehn Tage später wollte sie mit der Schwester Frieda nach Königsberg. Bei Gumbinnen brach der Radreifen der Lokomotive. Kein Unglück weiter — nur daß die wenigen Reisenden eine höchst komische Expedition durch knietiefen Schnee bis zur Station durchzumachen hatten. Der Norderpreß sollte sie von da weiterbringen. In dem Wartesaal erster Klasse zwei Damen, tief verschleiert, offenbar vornehme Ausländerinnen. Die Jüngere ein auffallend schön gewachsenes Geschöpf, die schlanke Hand mit kostbaren Ringen bedeckt. Sie sprach gerade mit dem Gepäckträger. Gutes Deutsch, aber fremder Klang.

Der Mann gab schwerfällig Bescheid: „Ja, wenn die gnädigen Herrschaften den Herrn Baron aus Eyselin meinen, den gibt's schon, aber der ist nicht hier. Vor zwei Wochen, so um drei Uhr morgens — es kann auch 'ne Viertelstund' früher gewesen sein, da hab' ich ihn noch gesehen. Er fährt nämlich 'n bißchen schnell, der gnäd'ge Herr. Kam gerade, als der Eydtkuhner Zug einlief. Die Pferde, scheene Pferde — dunkelbraune, und so abgedreht! Ich half ihm noch aus dem Schlitten. Und da schlackert auf einmal das eine Pferd so mit dem Kopf und dann das andre. Und ich weiß auch nicht wie's kam, da liegt auf einmal das eine Pferd auf dem Pflaster und dann das andre, beide so richtig breitseit, mausetot. Er soll ja auch dreißig Kilometer gejagt sein wie dammlig und verrückt ... Das hat 'n aber weiter gar nicht geniert. Ich sprang noch schnell nach 'm Billett. Der gnädige Herr steigt aber gar nicht ein, sondern rennt nur den Zug 'n paar mal auf und ab und ruft so was Russischs oder Berlinsches. Und zu guter Letzt ist er gar nicht mitgefahren ... Wenn er noch kommt, soll ich ihm was bestellen?"

Die ältere Dame sagt darauf kurz: „Nein."

Die Jüngere wandte verlegen den Kopf. „Es ist schon gut!" Dann fügte sie mitleidig hinzu: „Die armen Pferde!"

„Jedenfalls ist er nicht da, liebe Odi — und du hast deine Pflicht getan."

Darauf sprachen die Damen eine Weile leise und beflissen.

Der Expreßzug lief ein. Der Kofferträger kam noch einmal gelaufen. „Der Herr Baron soll in Königsberg sein." — Die beiden Damen erhoben sich und dankten, beide vornehme Gestalten mit aristokratischen Allüren.

Im Vorbeigehen hörte Modeste, wie die Aeltere sagte: „In Königsberg verlassen wir das Coupé nicht, Odi!"

„Aber wenn er nun da ist?"

„Dann ist er eben da ... Je eher die Geschichte ein Ende hat, desto besser! Wir sind ja

auch zu keinem andern Zweck gekommen. Il est fou, parfaitement fou."

Die jüngere Dame verzog das Gesicht wehmütig. „Du sollst ihn aber nicht kränken! ... Wenigstens einen Gruß möcht' ich ihm noch durch den Mann bestellen. „— Gepäckträger, wenn Herr von Falkner ..."

Die Aeltere unterbrach sie kurz: „Bitte, keinen Gruß! Er konstruiert sich dann wieder wer weiß was zurecht."

Modeste hatte von dieser Unterhaltung eigentlich nur den Namen gehört. Und der tat ihr schon weh. Den Zusammenhang begriff sie nicht. Sie war wieder müde geworden. Der Anblick dieser vornehmen Ausländerinnen war ihr peinlich — sie wußte eigentlich nicht warum. Es war wohl die große Welt, die Welt, nach der sie sich gesehnt. Und eine Angst vor der Welt, der Wüste erfaßte sie. Es war doch ein fremdes, unheimliches Land, diese große Welt! — Und wenn vielleicht gar dieser Falkner in Königsberg wäre am Zug — sie grüßte? ... O, sie hätte ihn nie wieder grüßen können, auch wenn die Schwester neben ihr ging! — ‚In Litauen geht man sich leichter aus dem Weg,' dachte sie. — Und auf einmal schien ihr die Landeinsamkeit, zu der sie der Winter alljährlich verdammte, als etwas Köstliches, ein Eden.

„Mach schnell, Modeste!" drängte Frieda.

„Ich komme überhaupt nicht mit."

„Was fehlt dir auf einmal?"

„Gar nichts. Aber du weißt ja, ich mache mir eigentlich aus Königsberg nichts. Das Billett kann man wieder zurückgeben."

„Na, denn in Gottes Namen bleib! ... Aber wenn ich je solche Launen gehabt hätte, mir würden sie schon ausgetrieben worden sein. Bei dir findest du sie nächstens selbst reizend. Star der Gegend — wer kann da widerstehen?"

„Ja, star!" wiederholte Modeste mit bebenden Lippen. „Du hast 'ne Ahnung!"

Der Zug dampfte ab. Frieda grüßte noch einmal flüchtig, dann stand der star von Barginnen auf dem Bahnhof allein.

*

Nachmittag fuhr Modeste zurück. Als die müden Pferde langsam durch die stumpfe Schneewüste trotteten — der Himmel grau, hangend —, da wollte Modeste doch irre werden an ihrem Heimatsgefühl.

„Fahren Sie schneller!" rief sie dem Kutscher zu. Der hieb ärgerlich auf die Pferde. Eine Weile klangen die Glocken munter, dann setzte das träge „Bim, bim" wieder ein, das so gut in die mürrische Winterlandschaft paßte.

Der Kutscher fuchtelte. Auf einmal drehte er sich vertraulich zu Modeste: „Gnädiges Fräuleinchen, sie können beim besten Willen nicht schärfer; so 'n Huschchen Heu, und das bißchen klammer Hafer!" Das alte Lied. In Barginnen verhungerte über Winter fast das Inventar. Modeste wußte das nur zu gut.

Der Schlitten kroch weiter. Plötzlich rief eine Stimme: „Kommen wohl von 'ner Leich', gnädiges Fräulein?" Es war der alte Eller, der am Wege stand in Pelzjacke und hohen Stiefeln, die Büchsflinte unterm Arm. Er lächelte pfiffig. „Ich habe nämlich Ihren Inspektor 'n Stück gebracht. War auf 'n Augenblickchen bei mir. Und dann hätte ich für mein Leben gern noch so 'n aasigen Reineke bedrückt, der in den Keuseln da drüben immer 'rumschnürt. Der Kreth steigt in meinem Hühnerstall aus und ein, als wenn das so sein müßte. 'n paar Schroten hab' ich ihm vorhin allerdings auf den Pelz gebrannt. War wohl zu weit. Schlug so zwei-, dreimal Koppskegel, trabte dann aber so seelenvergnügt ab wie nie. Gegen Abend wird er wohl wieder höflich auf meinem Hofe anfragen, ob nicht 'n größeres Keuselgeschäft zu machen ist."

„Fahren Sie doch 'n Stück mit, Herr Eller!" bat Modeste, „Sie sind immer so lustig."

„Und ohne eine Spur von Würdigkeit!" Darauf warf er sich in die Brust, und Frau von Gadebusch sehr komisch kopierend, näselte er: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur!" Dann stieg er rasch ein und lehnte sich gemächlich zurück. „Wie geht's sonst, gnädiges Fräulein?"

„So so."

„Aber was machen Sie für Geschichten, gnädiges Fräulein! Auch neulich auf dem Ball ... Ihr gutes Schwesterchen und Ihre beiden Freundinnen, die Gadebuschens, die konnten ja gar nicht geraten mit Laufen, damit jeder erfuhr, daß Sie sich mit Ihrem Königsberger Korsettfabrikanten veruneinigt hätten."

Modeste hob die Hand: „Ellerchen, Sie werden dreist!"

„Aber, gnädiges Fräulein!" besänftigte er. „Alter Krauter. Ueber sechzig Jahre. Seien Sie mir nur nicht bös! Es war so 'ne dammlige Rederei." Dann lächelte er wieder: „Ueberhaupt merkwürdiges Fest. Erst nehmen sie mir die Groschens im Whist ab, dann wird auch noch der lange Lorbaß, der Wagner, rabiat. Der Falkner jagt aus reinem Pläsiervergnügen noch in derselben Nacht seine Vollblutjucker tot. Und dann der Oberlehrer aus Insterburg — ich meine den, der so häßlich ist und alles weiß — charmierte der aber mit der hübschen Frau von seinem Kollegen! Soll bildschön gewesen sein ... Steht also mit der Frau zusammen und sagt: ‚Nicht wahr, ist doch eigentlich furchtbar langweilig hier?' — ‚Ja, wo wird nicht langweilig sein!' antwortet die. — Dann sagt er wieder: ‚Man müßte sich so 'n bißchen mehr für sich amüsieren.' — ‚Ja, Herr Professor, ich bin sehr dabei!' — ‚Was meinen gnädige Frau zum Beispiel zu so 'nem kleinen Schritt vom Wege?' — Sie klatscht in die Hände: ‚Reizend, reizend! Ich brenne drauf — aber nur nicht mit Ihnen, Herr Professor!' Eitler Kerl ist er doch, und gewurmt hat's ihn natürlich ... Und so gegen fünf Uhr morgens, da sehe ich, wie der Kreth so ganz vollgesogen sich am Büfett lang tappt, so feucht vor sich hinlächelt und bei jedem Schritt sagt: ‚Ach, wie reizend und gemütvoll! ...' — ‚Doktorchen,' ruf' ich, ‚Sie wandeln wohl nacht? ...' Und da fährt er aber so zusammen wie 'n Mondsüchtiger und wäre um ein Haar hingeschlagen und hätte auch noch sämtliche Gläser vom Büfett mitgenommen ... Eigentlich schad', daß er's nicht tat! ... Jetzt ist er mir natürlich spinnefeind!" Darauf fuhr sich der alte Vokativus mit der Hand nach dem Kopf und rief scheinheilig: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein! Was erzähl' ich denn da für Sachen vom ‚Schritt vom Weg' und so weiter! ... So was dürfen Sie ja gar nicht hören ... Sie haben's doch auch hoffentlich nicht verstanden? — Nicht wahr, Sie haben's doch nicht verstanden, Fräulein Modestchen?" — Und als Modeste, rot geworden, sich abwandte, scherzte er wieder unbedenklich: „Bös? — Das steht Ihnen ja gar nicht, Modestchen! Das dürfen Sie sich nicht erst angewöhnen ... Aber jetzt muß ich schleunigst 'raussteigen, sonst werd' ich 'rausgestiegen mit 'nem Mutzkopf hinterdrein!"

Da mußte Modeste lachen. Aber es war nicht das alte Lachen.

Herr Eller tippte dem Kutscher auf die Schulter, kletterte aus dem Schlitten und sah prüfend nach Westen. „Es krieselt schon so fein. Möglich, daß wir Stiemwetter kriegen ... Und nun, gnädiges Fräulein, machen Sie, daß Sie nach Haus kommen, und grüßen Sie ihr Papachen und sagen Sie ihm so beiläufig, daß er 'n bißchen schärfer füttern möcht'." Leiser fügte er hinzu: „Ihr Romeit geht ja nun doch! Selten tüchtiger Mensch, Ehrenmann durch und durch! Den kriegt Barginnen so leicht nicht wieder ... Ihr Papachen hätte das bedenken sollen ... Heute ließ der junge Mensch nun schon ganz den Kopf hängen. Will überhaupt weg aus Deutschland, womöglich nach Amerika und was so dammlige Ideen von jungen Leuten sind. Aber tüchtig ist er und bleibt er! Und wenn ich für einen die Hand ins Feuer leg', so tu' ich's für den Romeit. — Also adieu. Nächstens komme ich 'rüber zur Partie."

Modeste fuhr weiter. Sie war nachdenklich geworden. Alles drängte doch weg von Barginnen und Lindts ... Schließlich, was ist ein Inspektor? ... Aber er war doch ein andrer gewesen als die andern, auch ihr. Ein Gefühl der Dankbarkeit regte sich, der Gemeinsamkeit.

Es dämmerte. Dicker Schnee wirbelte, scharfer Wind blies. Die Pferde schnaubten und kamen nur mühsam vorwärts. Ein weißes Chaos ringsum. „Ich weiß nicht, ob wir durchkommen. Es verweht immer mehr," sagte der Kutscher. Und Modeste dachte mit geheimem Grauen an eine Nacht im Schnee. Gerade heute sehnte sie sich nach einem warmen Nest.

Endlich starrte etwas Graues, Ungewisses. Das Schloß, aber kalt, tot, ohne ein einziges Licht. Die Eltern jedenfalls ausgefahren, das Gesinde wahrscheinlich im Dorf. Modeste ward es bald müde, fröstelnd in der zugigen Durchfahrt zu stehen und an der verschlossenen Tür zu läuten. Vom Dorf her klang verschwommene Musik. Es mochte wohl bei Lehrers sein, die gern lustig waren und gern Feste feierten, unbekümmert um die sauern Gesichter des Patrons. „Die Else hat, glaube ich, heute Geburtstag, und unsre Leute werden unterm Fenster stehen und zusehen, wie der Alte fiedelt ..." Sie ging über den Hof. Eine trübe Stallaterne schwankte. Ein dumpfer Knechtsgruß. Aus dem Kuhstall quoll warmer, dicker Dunst. Hinter der geschlossenen Pferdestalltür machten die jungen Hunde täppisch ihre ersten Bellversuche. Zuweilen knurrte die Mutter warnend dazwischen. Modeste blieb stehen und hatte nicht übel Lust, ihren dicken braunen Unhold schon jetzt mitzunehmen, daß er mit seiner Kinderlust und Kinderwärme die einsame Turmstube erhelle. Aber sie dachte an den Kampf mit der Mutter und ließ die Türklinke wieder los ... Die beschlagenen Fenster der Dorfhäuser tauchten auf, ein Herd flammte. Das Knarren des Webstuhls, Kindergeschrei, dazu das kopfnickende „Jo, jo," irgendeines alten Weibes. Im Schulhause Musik, Lachen, Gläserklirren. Die beschneiten Bienenkörbe davor standen sehr würdig mit hohen weißen Nachtmützen. Burschen und Mädchen lungerten kichernd umher. Das helle Kreischen der blonden Jungfer klang unverkennbar. Modeste rief ärgerlich hinüber: „Wer vom Schloß da ist, hierher kommen!" — Die Gesellschaft huschte mit leisem Schrei auseinander, die Jungfer kam beflissen durch den hohen Schnee gewatet und sagte verwundert: „Ach, gnädiges Fräulein sind's! ... Ich konnte doch auch nicht wissen — und der Herr Lehrer geigt so wunderschön!"

„Ja, ja, gib mir nur den Schlüssel und bleib!"

„Den hat, glaube ich, die Mamsell. Ich weiß aber nicht, wo die ist, vielleicht bei Hofmanns."

„Na, dann werde ich wohl bei einem Instmann auf der Lucht logieren dürfen," meinte Modeste schlecht gelaunt und ging zurück, diesmal auf einem Umweg durch den Park. Sie wußte eigentlich nicht recht wohin ... Die alten Bäume starrten so unnahbar, die weiß verwehten Bosketts hoben sich wie Grabhügel aus dem Flockensturm. Hinter dem Birkenwäldchen endlich unsicherer Lichtschimmer. Modeste dachte, daß vielleicht Herr Romeit den Schlüssel habe und sie zu ihm gehen könne. Durch das offene Fenster sah sie ihn genau. Er stand vor dem Sofatisch in einer alten Jagdjoppe, aber schlank und hübsch wie immer, wenn ihn nicht der Gesellschaftsrock beengte. Er schüttete gerade Weizen in ein Messingmaß, die Hand glitt sorglich glättend über die rieselnden Körner. Dann starrte er wieder auf den Boden mit finsterem Gesicht. Modeste trat rasch entschlossen ins Haus und klopfte.

„Wer ist da wieder?" klang es zurück. Darauf ein rascher, federnder Männerschritt.

„Herr Romeit!"

„Gnädiges Fräulein!" Er war zusammengezuckt.

Modeste strich sich das anmutig verwirrte Stirnhaar zurecht. Das Gesicht rosig und frisch. „Haben Sie vielleicht den Hausschlüssel?"

„Den vom Schloß? — nein."

Er hatte Modeste einen Stuhl hingeschoben. Auf dem Kanapee lagen die Rechnungsbücher aufgeschlagen. Sie setzte sich. Der braune Kachel-



Der erwartete Gast. Nach dem Gemälde von Charles Vetter (München)

ofen sprühte. Das Gefühl wohlig stechender Wärme durchrieselte sie. „Sie sind wieder bei der Arbeit?"

Er sah ohne Freude auf das große Speicherbuch. „Ja. Aber wo mag denn eigentlich der Schlüssel sein?"

Ihr war's ganz heimlich in dem einfachen Zimmer mit der Kalkwand und den Fichtenstühlen. In dem Sofaspiegel sah sie ihr Bild, und das gefiel ihr sehr. „Ich werde mit Ihrer Erlaubnis, Herr Romeit, zehn Minuten warten. Es ist unangenehm kalt draußen. Dann wird sich wohl endlich einer besonnen haben auf den Schlüssel."

„Darf ich gnädigem Fräulein etwas anbieten? Ich weiß zwar nicht ..."

Sie lachte. „Vielleicht einen Kümmel wie dem Fleischer? — Nein, das können Sie wirklich nicht verlangen!"

„Aber vielleicht Tee? — Ich kann ihn schon machen. Ich mach' ihn mir jeden Morgen selbst."

„Tee?" scherzte sie weiter, „das wäre das Schlechteste noch nicht ... Und Sie sagen, Sie trinken ihn sogar morgens? Ich weiß eigentlich niemand in der Gegend, der morgens Tee trinkt ... Das ist so englisch-amerikanische Sitte. Ich denke, Sie wollen ja auch hin?"

„Wer hat das gesagt?" fragte er kurz.

„Nun zum Beispiel ich."

„Nein, das kann nur Herr Eller gewesen sein," sagte er bestimmt. „Er kann auch nichts bei sich behalten!"

„Sie sind aber sehr undankbar gegen ihn! Er hat nur nett über Sie gesprochen. Wissen Sie, was er gesagt hat?"

„Ich will's gar nicht wissen," antwortete er nervös. „Was ich kann, weiß ich selbst. — Aber daß er so indiskret sein konnte!" Er war rot geworden und ärgerlich.

„Machen Sie mir lieber Tee, Herr Romeit!" sagte sie munter. „Für Sie mit Rum, für mich, bitte, ohne."

Darauf trug er gehorsam die alte Berzeliuslampe aus der Schlafkammer herbei, spülte eine Tasse und ein Glas. Die Spiritusflamme leckte, der Kessel summte. Modeste sah zu und wunderte sich, wie geschickt die braunen Hände hantierten.

„Ich hätte das eigentlich selbst machen können, Herr Romeit," meinte sie, während er den Tee in die Kanne schüttete. „Herren benehmen sich dabei immer so rührend ungeschickt — Aber Sie benehmen sich gar nicht ungeschickt!"

Er sah sie von der Seite an. Witterte er den kühlen Spott der Lindts, den er gar nicht vertrug?

„Nein, ich meine es im Ernst, Herr Romeit." Sie griff nach dem Speicherbuch und blätterte. „Sie schreiben auch eine hübsche Hand. Eine energische Hand. Das mag ich."

„Ich schreibe aber sehr ungern," erwiderte er.

„Gott, ich tue auch manche Arbeit ungern — eigentlich jede, wenn ich ehrlich bin."

„Da sind aber gnädiges Fräulein nicht gut dran."

„Wieso?" fragte sie kühl.

Er zuckte mit der Schulter „Gott, wenn unsereiner nicht die Arbeit hätte!"

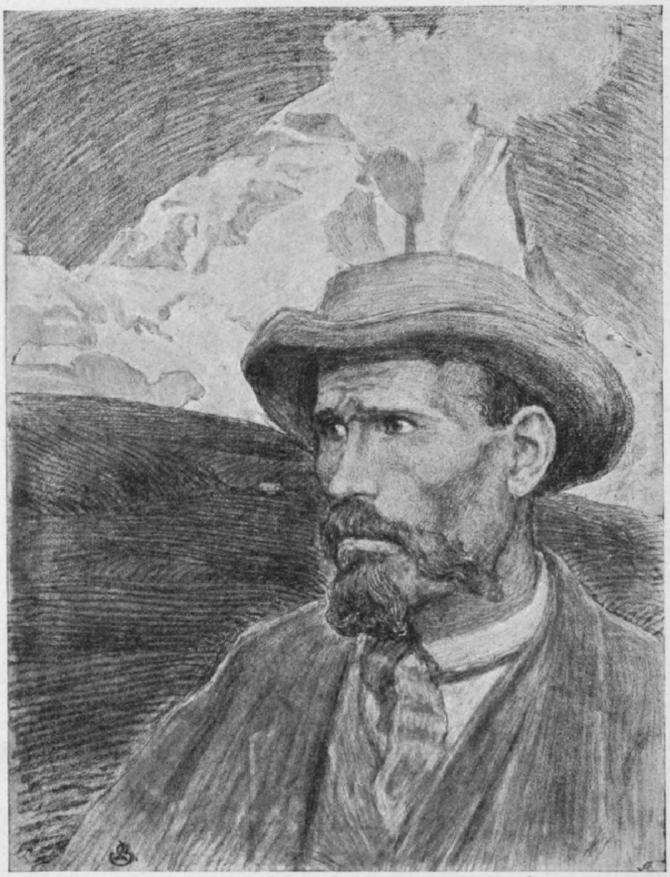
„Sie haben hier viel zu tun, Herr Romeit?"

„Ich habe mein Lebtag viel zu tun gehabt — aber ich habe immer gern gearbeitet." Mit einem etwas verächtlichen Lippenzucken fügte er hinzu: „Sie sind eine Dame, Sie kennen's nicht anders. — Ich aber brauche die Arbeit. Dumme Ideen bringt man sich nur durch Arbeit weg ... Oder denken Sie vielleicht, unsereiner hat nicht auch seine Kämpfe? — Die Empfindungen bei den Herrschaften mögen feiner sein und unsre Ehre stumpfer — aber haben haben wir beides." Er hielt inne. Die Stimme bebte ihm leicht. Auch die Hand tastete unsicher, als sie die Flamme zurückschrauben wollte. „Ja, gnädiges Fräulein," sagte er plötzlich hart, „ich werde allerdings von Barginnen weggehen, aus Preußen überhaupt. Je weiter, je besser. Ich meine, wer jung ist und arbeiten will, der findet überall seinen Platz ... Ich habe gar keine Bedürfnisse, ich schlage mich schon durch."

Modeste war aufgestanden und trat zu ihm. „Herr Romeit, ich spreche ganz ehrlich zu Ihnen, wollen Sie mir ebenso ehrlich antworten?"

„Ja. Wenigstens soweit ich kann."

„So antworten Sie mir, Herr Romeit! Gehen Sie wegen meines Vaters?"



Der Matterhornführer Jean Antoine Carrel, genannt der Bersagliere

Zeichnung von Leonardo Bistolfi

Aus: Guido Rey, Das Matterhorn (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

„Nein."

„Wegen der Gutsverhältnisse überhaupt?"

„Nein."

„Weswegen denn?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein ... Ich gehe, weil ich eben gehen will und gehen muß."

„Ja, allerdings dann ..." Sie war zurückgegangen zu ihrem Stuhl und blätterte wieder im Speicherbuch. Was ihn forttrieb, wußte sie jetzt wohl. Aber sie begriff doch nur halb. Es war eben die andre Menschenklasse, die doch auch anders fühlen mußte, nach ihrem Gefühl ... Und was ihrer Eitelkeit früher vielleicht geschmeichelt hätte dabei, heute schmeichelte es ihr nicht mehr. Gerade die Eitelkeit war damals am schwersten getroffen ... Und dann dachte sie wieder an das einsame Schloß, an den einsamen Winter, und daß **der** Mensch ging, den sie eigentlich immer gern gehabt hatte, wie eine Königin den Pagen. Sie stand ja so hoch über ihm!

Das Wasser brodelte. Herr Romeit goß den Tee auf. Später kostete Modeste mißtrauisch. „Er schmeckt gut — sehr gut! Und mit der Bedürfnislosigkeit scheint's doch nicht so weit her. Der Schloßtee ist jedenfalls schlechter."

Und dann saßen sie gemütlich beieinander, tranken Tee, sprachen von den schlechten Schlittenwegen, von dem Frühling und der zurückgebliebenen Remonte.

„Ich werde das bißchen Reiten bis dahin ganz verlernt haben," klagte sie.

„Kommt wieder, gnädiges Fräulein, kommt wieder!"

„Sie haben gut reden, Herr Romeit! Sie erleben es ja nicht mehr, wenn ich 'runterfalle."

„Das erlebe ich allerdings nicht mehr."

Dann sagte sie, warm geworden vom Tee, wunderlich eingesponnen von der einfachen Gemütlichkeit, die der braune Kachelofen drinnen ausströmte und der weiße Flockentanz draußen: „Was wollen Sie eigentlich jetzt im Winter gehen, Herr Romeit? — Das ist's doch auf allen Gütern gleich. Entweder fußtiefer Schnee oder fußtiefer Schmutz. Und wenn das bißchen Viehzeug nicht wäre und das Dreschen, könnten Sie doch eigentlich ruhig die Wohnung abschließen und drei Monate auf Urlaub gehen!"

Er sah finster vor sich hin.

„Also bis zum nächsten April, Herr Romeit?"

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Und wenn ich Sie nun darum bitte? Ich bat schon einmal."

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir damit persönlich einen Gefallen tun! Die Menschen," fuhr sie rasch fort, als wenn sie über sich selbst hinwegeilen wollte, „die Menschen, die mich gern haben, die kann ich leicht zählen, und die Menschen, die mich nicht gern haben, die brauche ich gar nicht zu zählen. Es sind ihrer übergenug."

„Aber gnädiges Fräulein wurden doch so bewundert auf dem Ball!"

„Ach, sprechen Sie nicht von dem Ball, Herr Romeit!" Das Blut schoß ihr in die Schläfen. „Oder sprechen wir gerade davon!" Sie vergaß sich ganz. „Ich war nicht etwa krank, Herr Romeit ... ich habe nur etwas erlebt, was ich nicht zum zweitenmal wieder erleben möchte ... Es mag meine Schuld sein — es ist sogar meine Schuld ... Trotzdem ..." Sie atmete so rasch, daß ihr ganzer Körper zitterte. „Trotzdem — ich hätte nur einen Wunsch: der Falkner läge erschossen hier!"

Herr Romeit war langsam aufgestanden, mit einem tückisch-heißen Augengleißen. „Gnädiges Fräulein," sagte er ganz leise und gepreßt. „Was Sie befehlen, tue ich."

Sie sah ihn entgeistert an. „Herr Romeit!"

„Ja, ich tue es, ich tu's ..." wiederholte er starrsinnig, den Kopf an ihrem Kopf, wie ein Verschwörer.

Bei dem Ton der letzten Worte besann sie sich, sprang verwirrt auf. „Was habe ich denn da gesagt? — Ich bin wohl nicht bei Sinnen ... Es ist Unsinn, Unsinn — ein Nichts. Sie würden lächeln darüber. Eine Lappalie ..." Aber der seltsam entschlossene Ausdruck des Männergesichts blieb derselbe. „Herr Romeit, es ist ein Unsinn, wiederhole ich Ihnen noch einmal, und wenn Sie sich auch nur in Gedanken einfallen lassen wollten ..."

Er schwieg.

An der Tür klopfte es. (Fortsetzung folgt)



Das Fernrohr beim Hotel Giomein

Das Matterhorn

(Mit 7 Abbildungen nach Zeichnungen)

„Ein Buch über einen Berg!“ Mit diesem Ausruf leitet der treffliche italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis das Vorwort zu dem Werke seines Freundes Guido Rey über das Matterhorn ein, das nunmehr in einer prächtigen, von O. Hauser besorgten deutschen Ausgabe vorliegt.*) Es könnte in der Tat befremdlich erscheinen, daß einer vereinzelt aus einer Kette hervorragenden Bergeshöhe, wie groß sie auch sei, ein ganzer, starker Band gewidmet werde. Aber die Bedenken schwinden, sobald man zu lesen beginnt, der Gegenstand gewinnt, wie de Amicis richtig ausführt, von Seite zu Seite an Fülle, der Berg erwacht zu wahrhaftem Leben und wird zu dem bedeutsamen Helden eines Gedichts, und am Ende des Werkes hat man die Empfindung, daß dieses zu kurz gewesen sei; denn es enthält einen so reichen Schatz von Kenntnissen, Beobachtungen und Gedanken, wie man ihn nur in jenen Büchern findet, die ihr Dasein dem spontanen Ausbruch einer großen Liebe und langer Erfahrung verdanken, die geistige Frucht eines ganzen Lebens sind.

*) Guido Rey, Das Matterhorn. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Deutsche Uebersetzung von Otto Hauser. Mit 27 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das Matterhorn, der heute so berühmte Berg der Walliser Alpen — einer der eigentümlichsten und wunderbarsten der ganzen Welt — war lange Zeit außerhalb des von ihm beherrschten engeren Gebietes fast gänzlich unbekannt und erregte erst nach und nach, etwa vom Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts an, die Aufmerksamkeit der Reisenden aus aller Herren Ländern; dafür erweckte er aber auch ihre Bewunderung, so daß sie Schritt für Schritt ihm näher kamen, ihn studierten und den Zauber, den er auf sie ausübte, auf immer weitere Kreise übertrugen. Auf die vorgefaßte Meinung einer älteren Zeit, daß seine Spitze von allen Seiten unzugänglich sei, folgte die Hoffnung, sie doch zu erobern, bald auf diesem, bald auf jenem Wege, die, von einem zum andern Male aufgegeben, doch immer wieder auflebte und schließlich denn auch verwirklicht wurde. Die Erinnerung an die erste, verhängnisvolle Ersteigung der Spitze ist dieser Tage erst wieder durch eine Reihe von Zeitungsnotizen aufgefrischt worden. Sie wurde bekanntlich nach vielen fruchtlosen Versuchen am 14. Juli 1865 von dem Engländer Whymper und einer kleinen Gesellschaft von Zermatt aus ausgeführt und endete mit der schrecklichen Katastrophe auf dem Rückwege, bei der nur Whymper und zwei Führer gerettet wurden, während Charles Hudson, Lord Douglas, Hadow und ein Führer abstürzten. Die Leichen der Verunglückten konnten wenige Tage nachher geborgen werden, bis auf die des erst zwanzigjährigen Lord Douglas, und wenn man vermutet hat, sie könne nach Verlauf von vollen vierzig Jahren durch die Bewegung der Gletscher im Laufe dieses Sommers zutage gefördert werden, so hat diese Vermutung sich jetzt schon als völlig haltlos erwiesen.

Der erste, der nachhaltig die Beachtung dem Matterhorn zuwandte, war der berühmte Genfer Philosoph und Naturforscher de Saussure. Zwei Jahre nachdem er den Gipfel des Montblanc erstiegen, kam er im Sommer 1789 auf der piemontesischen Seite am Fuße des Matterhorns an und bewunderte es, aber er hielt es für unmöglich, daß er die für ihn so wünschenswerten barometrischen Beobachtungen auf seiner Spitze anstellen könne. „Ihre zerrissenen Wände,“ so meinte er, „auf denen nicht einmal der Schnee haften bleibt, sind solcherart, daß sie einen Aufstieg auf keinem Wege gestatten.“ Nur ein außerordentlicher Forscherdrang und eine große Bewunderung werden in ihm wach dieser „stolzen Bergspitze“ gegenüber, „die sich zu einer enormen Höhe erhebt wie ein dreikantiger Obelisk, nicht anders als von einem Meißel ausgehauen“. Sein scharfer Forscherblick heftet sich auf diesen riesigen Knochen, der aus der Erdoberfläche wie aus der Haut hervorragt, und er offenbart ihm unendliche Geheimnisse der Anatomie des großen Körpers. Sein Geist, der Geist eines Neuerers, müht sich, wie Guido Rey sagt, die Ursachen zu erkennen, die dem Berge seine gegenwärtige zerrissene und knochenartige Gestalt gaben: das Matterhorn sei nicht in dieser Form, als vollendeter Kristall, aus den Händen der Natur hervorgegangen; die



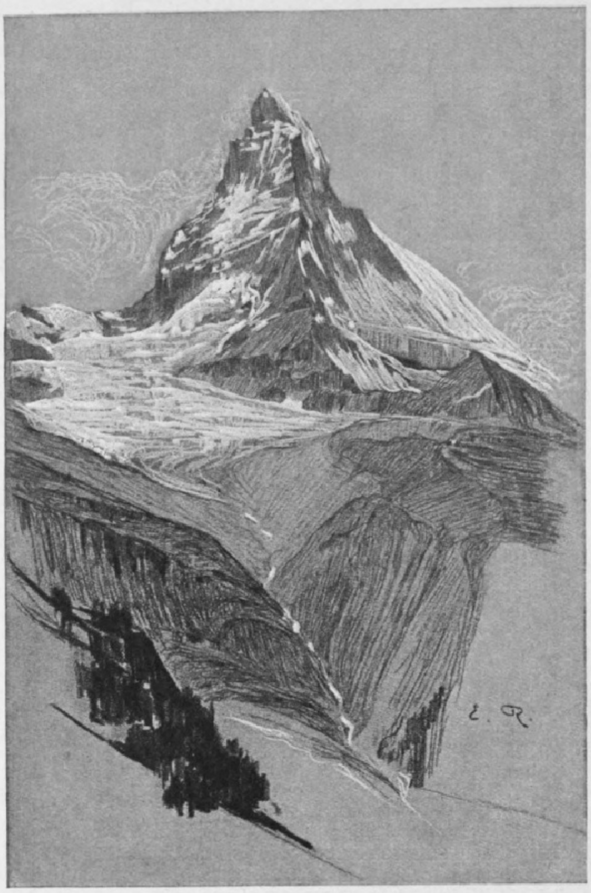
Maison de Saussure bei Breuil

Jahrhunderte hätten ununterbrochen daran gearbeitet, einen großen Teil dessen, was die allerältesten Konvulsionen der Erde aufgebaut hatten, wieder zu zerstören.

Das Matterhorn, französisch Mont Cervin, italienisch Monte Cervino genannt, eine überaus schlanke Felsenpyramide von 4482 Metern Höhe, liegt westlich vom Monte Rosa und ist von diesem durch die Senkung des 3322 Meter über dem Meeresspiegel sich erhebenden Matterjochs oder St. Theodulpasses geschieden. Dieser, der höchste der bekannteren Alpenübergänge, folgt der Grenzscheide zwischen dem schweizerischen Kanton Wallis und dem jetzigen Königreich Italien und verbindet



Der Blausee (Lac bleu) bei Giomein



Das Matterhorn vom Riffel aus

das im Visptal gelegene Zermatt mit dem piemontesischen Tournanchetal, das, von Norden nach Süden abfallend, bei Chatillon in die Talniederung der Dora Baltea mündet. Die höchstgelegene Ortschaft unter dem Joche auf piemontesischer Seite ist Breuil, von der aus de Saussure, nachdem ihm vom Joche der Cimes Blanches das Matterhorn zum erstenmal in seiner ganzen Größe erschienen war, den Theodul bestieg. Auf einer weiteren Reise — es war seine siebte Alpenreise und sollte seine letzte sein — stieg er 1792 das Tournanchetal hinauf, das er studierte und beschrieb, bis zum Theoduljoch und blieb drei Tage oben, um den Bau des Matterhorns zu analysieren, zum erstenmal seine Höhe zu bestimmen und Steine, Pflanzen und Insekten zu sammeln. Die Nächte verbrachte er in einem Zelte, das er neben den Trümmern einer Zufluchtsstätte aus alter Zeit errichten ließ, ganz auf der Höhe des Jochs. Das Erscheinen dieses ersten Reisenden und sein langer Aufenthalt auf dem Joche prägten sich tief der Phantasie der Aelpler der Gegend ein; nach vielen Jahren noch erinnerten sich die Senner von Breuil des großen Mannes und sprachen von ihm mit einer Art Ehrfurcht; das kleine Holzhaus, das er in Breuil bewohnte, trägt heute noch den Namen „Maison de Saussure".

Der große Gelehrte hat uns in seinen Werken einen ganzen Schatz von tiefen und genialen Beobachtungen überliefert; aber aus der ernsten wissenschaftlichen Forscherarbeit leuchtet nach den zutreffenden Worten Guido Reys auf jeder Seite ein großer Enthusiasmus für die Schönheiten der Alpennatur hervor; es ist, als brächte er den Bergen zum Dank für die Geheimnisse, die sie ihm enthüllen, seine begeisterte Liebe dar. Der Gelehrte wird von Fall zu Fall Dichter und Maler, seine Erzählungsweise ist klar und schlicht, äußerlich ganz ohne Ausbrüche des Entzückens; aber die Schlichtheit und der ruhige Fluß seiner Worte machen auf uns ganz den Eindruck der heiteren Klarheit der Bergwelt.

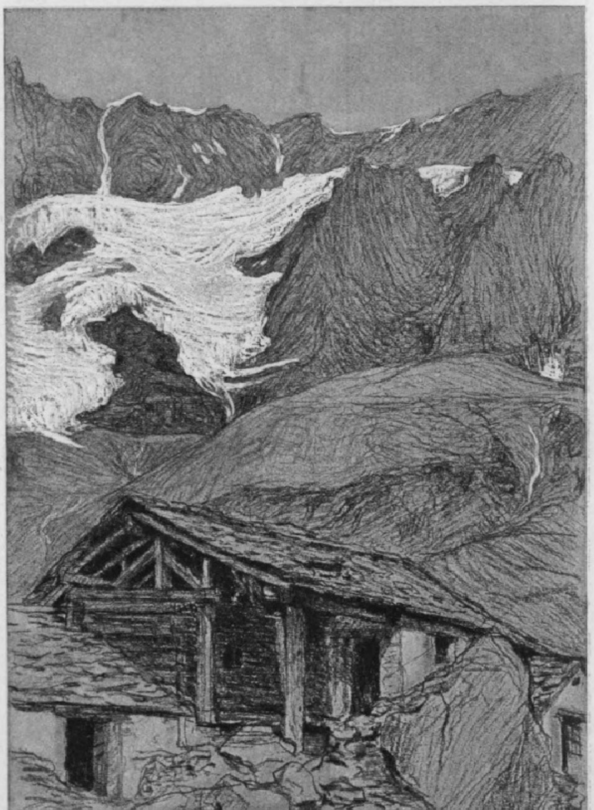
Man kann wohl sagen, daß de Saussure das Matterhorn nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die ganze zivilisierte Welt erst entdeckt hat, und merkwürdigerweise scheint sein Einfluß sich in lebhafter Weise auch auf die Bevölkerung in der nächsten Umgebung des eigenartigen Berges erstreckt zu haben, zumal auf piemontesischer Seite. Hier, im Tournanchetal, wuchs Geschlecht nach Geschlecht heran, das sein Sinnen und Trachten immer ausschließlicher dem Berge zuwandte, hier entstanden die berühmten Führerfamilien der Carrel, Maquinaz, Bennen und Meynet, hier lebte und wirkte der originelle Abbé Gorret, der treue Seelsorger seiner kleinen Aelplergemeinde und der begeisterte Vorkämpfer des Alpinismus, und hier vollzog sich alles und bereitete sich alles vor, was zur schließlichen „Bezwingung" der Matterhornspitze führen sollte. Auch Whymper hatte noch wenige Tage vor dem 14. Juli 1865 seinen Aufstieg von der piemontesischen Seite in Begleitung der erprobten Valtournancher Führer geplant, und es war eigentlich nur einem Zufalle zu verdanken, daß er ihn von der schweizerischen Seite zur Ausführung brachte. Tatsächlich gelang am 17. Juli 1865 von Breuil aus dem Abbé Gorret, dem Führer Jean Antoine Carrel sowie einigen wenigen Begleitern das vollkommen, was drei Tage zuvor Whymper und seine Genossen von Zermatt aus nur unvollkommen erreicht hatten: die Spitze des Matterhorns wurde ohne jeden Unfall erreicht und der Abstieg in derselben sicheren und gefahrlosen Weise bewerkstelligt.

Die Seele des Unternehmens war der Führer Jean Antoine Carrel, genannt „der Bersagliere", gewesen, einer der wagemutigsten und erfahrensten Bergsteiger, die es je im Alpengebiete gegeben. Schon sein Oheim Jean Jacques, gewöhnlich der „Onkel Carrel" genannt, hatte sich als Führer einen Namen gemacht, aber der „Bersagliere" übertraf in dieser Hinsicht alle seine Verwandten und Talgenossen. Ein andrer seiner Oheime, der als Kanonikus in Aosta lebte, war eine Art Vorläufer des Abbé Gorret, ein glühender Verehrer der Alpenwelt, der sich selbst zwar an den Aufstiegen nicht beteiligte, aber mit fast allen hervorragenden Alpinisten seiner Zeit im Verkehr stand. Das Matterhorn übte, wie Guido Rey sagt, auf den Bersagliere genau denselben Zauber aus, wie vorher der Montblanc auf Balmat. Es war der Inhalt und der Zweck seines Lebens, und er wollte es von der Seite seines Heimatlandes aus ersteigen, zum Ruhme der „Valtorneins". Er sah nicht und wollte nicht glauben, daß der Berg möglicherweise auch von der schweizerischen Seite zu überwinden sei. So kam ihm am 14. Juli 1865 Whymper zuvor, ein Ereignis, das er niemals recht verwinden konnte. Leider sollte er in verhältnismäßig noch jungen Jahren sein Leben lassen; er verunglückte eines Tages bei einem Matterhornabstiege nicht weit von dem Schutzhause am Großen Turm, woselbst jetzt ein Kreuz zur Erinnerung an das unglückliche Ereignis steht.

Heutzutage ist eine Besteigung des Matterhorns sowohl von Breuil wie von Zermatt aus verhältnismäßig leicht, selbst vom Hörnli im Nordosten aus ist sie ausgeführt worden; es ist eine ganze Anzahl von Schutzhütten vorhanden, und Seile und Ketten erleichtern an allen gefahrvollen Stellen den Aufstieg. Wo man früher nur ein notdürftiges Unterkommen in einem primitiven Dorfwirtshause oder einer Sennhütte finden konnte, in Valtournanche, in Breuil, in dem ehemaligen Weiler Giomein, stehen heute bequem und elegant eingerichtete Hotels zur Verfügung. Die Geschichte der sämtlichen früheren Besteigungen wird in Guido Reys interessantem Buche in anschaulicher und fesselnder Weise erzählt. Die schwierigste von allen in die letzte Zeit fallenden, die von dem sogenannten Zmutter Grat an der nordwestlichen Seite des Berges aus hat der Verfasser selbst ausgeführt. Ihre Darstellung macht auf den Leser den Eindruck eines spannungsvollen, an Zwischenfällen aller Art reichen Dramas.

Ueber sein Werk, das sich auch in der deutschen Ausgabe durch seinen geradezu klassischen Bildschmuck auszeichnet, möchten wir wiederholen, was de Amicis gesagt hat: Es ist ein schönes Buch. Wer die Berge nicht kennt, wird von ihm in eine ganz neue Welt geführt werden, wunderbar verschieden von jener, in der er lebt, eine Welt, in der er Charaktere, Leidenschaften, Betätigungen von Edelsinn und Seelegröße finden wird, wie er sie bisher noch nicht gekannt, und er wird begreifen, wie der italienische Alpinismus entstehen konnte, dessen erster Ruhm gerade die Eroberung des Matterhorns von der italienischen Seite aus war, und den Bergsport selbst wird er in seinem innersten Wesen und nach seinen besten Früchten kennen lernen.

Dr. Ludwig Holthof



Der Montabelgletscher

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

(Fortsetzung)

Gretchen Zinters beeilte sich, die Treppe hinab und aus dem Tor hinaus zu kommen. Hinter ihr schrillte die Dampfpfeife so gellend Mittag, daß sie zusammenfuhr. Hunderte von Menschen drängten aus den Fabrikräumen, Gesichter, in welche die harte Arbeit ihre Ehrenzeichen geschrieben, blickten sie an, als fragten sie höhnisch, was denn der bunte, kokette Schmetterling am Werktag hier zu suchen habe? Eine große starkknochige Frau mit faltigen Zügen und scharfen Augen stand neben dem Tor und musterte sie. Die Augen kannte sie. Und sie machte sich ganz klein, nur um diesen Augen zu entkommen, und drängte sich durch den Schwarm der Arbeiter ins Freie. — —

„Die sah ja aus wie aus em Zirkus," sagte die alte Frau Wiskotten mürrisch zu ihrem Sohn August. —

Gustav Wiskotten kam von der Wupper her, als der Hof sich geleert hatte. Er ging auf die Pförtnerbude zu.

„Niemand nach mir gefragt?"

„Ich hab' dat Fräulein in et Haus geschickt."

„Aber Sie sollten mich doch rufen lassen!"

„Ihre Frau sagte, et wär' nich mehr nötig."

„Wer hat das gesagt?"

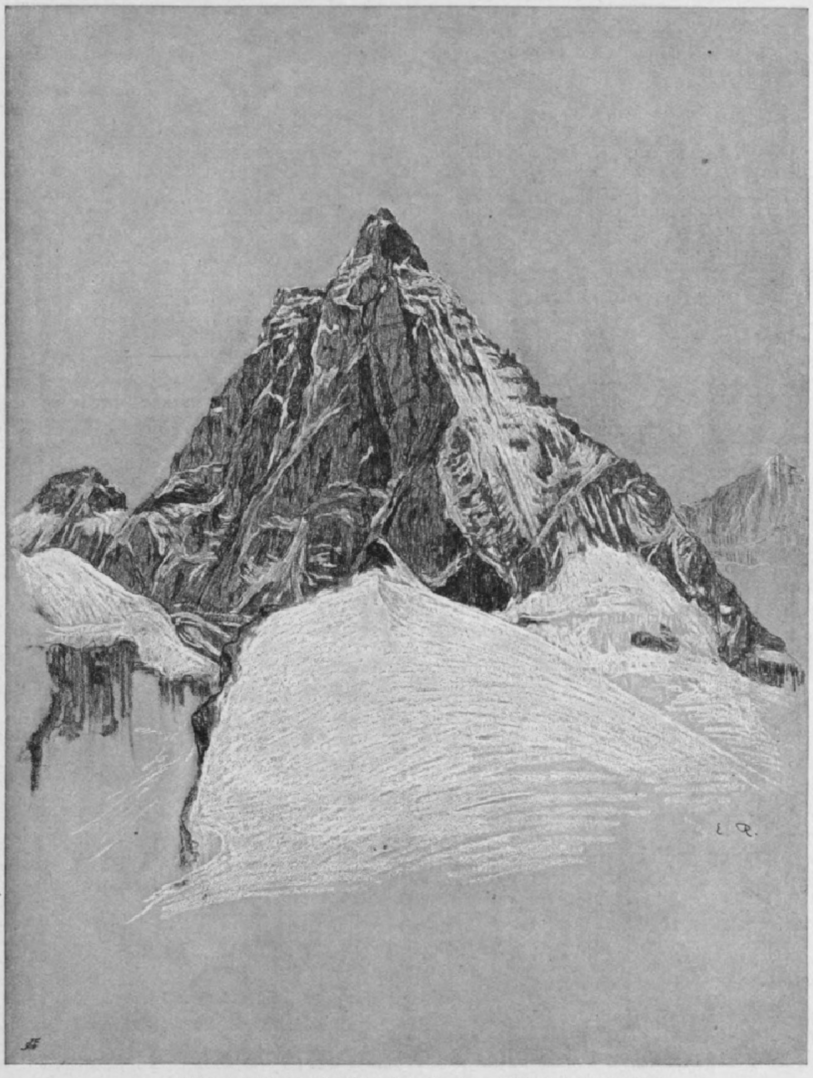
„Ihre Frau. Als sie heut morgen ankam, sagte sie, wenn —"

Gustav Wiskotten hörte nicht mehr. Er war schon im Haus. Er stürmte die Treppe hinauf, die Stufen paarweis nehmend, ein Brausen in den Ohren, ein Brennen in den Augen. Der Gedanke an Gretchen Zinters schoß ihm durch den Sinn. Schon war sie vergessen. Mochte sie doch der Deubel holen! Ganz Barmen! Auch die Fabrik! Auch die! Emilie war wieder da? Nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger hätte er es ohne sie ausgehalten! Das war ja ein Hundeleben gewesen! Ein Mann wie er! Ohne Frau — —! Lieber ohne Arbeit! Er lachte, daß es dröhnend durch das Haus schallte. — —

IX

Emilie Wiskotten stand am Fenster, die Hände um den Fensterriegel verschlungen, das Kinn gegen die Hände gedrückt. Nun hatte sie das erste Examen bestanden. Es war doch schwerer gewesen, als sie gezeigt hatte, dies Lustigtun. Jetzt, da sie es zu Ende geführt hatte, empfand sie erst die Größe der Zumutung, die an sie herangetreten war, aber sie empfand auch ihre Bedeutung. Und der Ernst, mit dem sie an die eben erlebte Szene und den stillschweigend übernommenen Rollentausch dachte, wandelte sich in das heitere Selbstgefühl der jungen Mutter, die ihrem eigenwilligen Knaben gegenüber zum erstenmal den lächelnden, überlegenen Ton der Behandlung gefunden hat . . .

Aus dem Treppenhaus drang das Lachen ihres Mannes an ihr Ohr. Es durchrieselte sie bis in die Fußspitzen. Die zweite Probe nahte. Und sie mußte mit Gewalt der furchtbaren Erregung Herr werden, die plötzlich über sie hereinbrach, ihr Denken ausschaltete und mit unbarmherzigem Klöpfel in rasendem Takt auf ihrem Herzen hämmerte.



Oestliche Seite des Matterhorns, vom Mont Pileur aus

Gustav Wiskotten stand in der Tür. Sein Lachen zerflatterte. Er bemerkte eine Dame am Fenster, deren schlanke Schönheit eine weich dem Körper sich anschmeichelnde Toilette hob, statt sie eifernd zu verhüllen. Er bemerkte eine Dame und hatte nur seine Frau, nur Emilie zu finden erwartet. Da sah er die Mittagssonne auf ihr Haar fallen und die roten Flämmchen aus den Flechten locken.

„Emilie —?" sagte er zaghaft.

Sie löste die Hände von dem Fensterriegel und wandte sich um. Das waren Emiliens Augen und waren es doch nicht. Es war etwas Leuchtendes, Mädchenjunges in ihnen, das sie nicht einmal als Braut gekannt hatte. Und es war auch in der Haltung, in der weichen Bewegung, mit der sie sich ihm zugewandt hatte. Das verwirrte ihn und nahm ihm den robusten Mut zum Angriff. Er getraute sich in seiner Fabrikjacke nicht an die Erscheinung heran. Das war ja Mabel, Mabel in verschönerter Auflage — —

„Ich hätt' dich beinah — nicht wiedererkannt," sagte er stockend.

„Willst du mir nicht die Hand geben, Gustav?"

Er streckte seine Hände vor und drehte sie nach rechts und links. „Augenblick! Ich will sie mir nur eben waschen."

Er wollte schnell an ihr vorbei, um zum Schlafzimmer zu gelangen.

„Ich habe abgeschlossen," sagte sie leise.

„Nanu? Weshalb denn?"

„Damit uns keiner stört."

„Bei der Pauke?"

„Ich fürchte mich nicht. Schimpf nur."

„Wer? Ich —? Abgeschlossen hast du? Also — also nicht deshalb?"

„Weil ich dachte, du, du — wolltest mich gern — allein haben — —"

„Allein —?" wiederholte er mit verhaltenem Atem und blickte nicht auf. Aber ein Zittern lief ihm durch Arme und Schultern.

„Gustav," sagte sie, „ich will's nicht wieder tun . . ."

Das Zittern lief ihm bis in die Knie. Nun wirbelte es auch in seinem Kopf.

„Schon deshalb nicht, weil du ohne mich — Streiche machst, die ich doch nicht immer verantworten — —"

„Willst du den Mund halten? Willst du auf der Stelle —? Menschenskind! O du — Ruhig!"

„Du drückst mich tot!"

„Ich küss' dich wieder lebendig! Still! Gott, die Lippen! Weiter — weiter!"

„Gustav — —!"

„Tu' ich dir weh? Warte, ich stell' das Gleichgewicht wieder her! Das gehört ja alles mir . . . Nicht widersprechen! Keinen Ton! Wegzulaufen! Mich um alles das zu bestehlen!"

„Ich hab's ja nicht gewußt — —"

„Weißt du's jetzt?"

„Ja! Ja!"

„Emilie! Mädel! Frau! Bist du das wirklich, oder ist das nur Spaß?"

Nun saß er im Sessel und hielt sie auf dem Schoß. Und sie drückte ihr Gesicht gegen seine Brust. „Nimm es, wie du willst — —"

„Dann nehm' ich's für beides. Hörst du, für beides! Das ist die rechte Mischung . . ."

Ganz still lag sie und rührte sich nicht. Und seine Hände streichelten sie immerfort. Mit einer Sanftheit, die sie bei dem starken Manne seltsam wohltuend berührte.

„Ist es das Kleid?" fragte sie.

„Nein, du bist es. Wenn du es nicht wärst, würd' es vielleicht das Kleid sein. Allen Respekt. Das ist schön."

„Ich habe Schulden gemacht. Du mußt das Kleid bezahlen."

„Gott sei gedankt! Ich hab' eine leichtsinnige Frau."

„Die Frau soll nicht besser sein wollen als der Mann."

„Du, Emilie, davon wollen wir lieber nicht sprechen. Jetzt nicht, nein? So! Bleib liegen, wie du liegst ... Ich muß dich spüren, spüren — — Daß du zurückgekommen bist, so froh und — so selbstverständlich ... Ich kann dankbar sein — Emilie — —"

Da blieb sie still an seiner Brust. Nur die Arme regten sich, suchten seinen Kopf und verschlangen sich um seinen Nacken. —

Die Kinder wunderten sich, daß die Mittagszeit nicht eingehalten wurde. Sie schlichen herbei, um ins Eßzimmer zu spähen, und fanden die Tür verschlossen.

„Laß sie nur in die Türklinke beißen. Die Stunde kommt nicht wieder."

„Sie kann nicht wieder kommen, weil sie bleibt, Gustav. Ich versprech' es dir. Denn ich bin nun wirklich deine Frau geworden, die sich freut, daß du bist, wie du bist."

„Damit ist nicht immer Staat zu machen."

„Weil du früher mit deiner Frau keinen Staat machen konntest. Das färbte ab."

„Emilie, laß mich mal in deine Augen sehen. Die sind ja ganz feucht? Was, meinetwegen? Und mir sitzt es in der Kehle, weil — weil —"

„Du sollst dich nicht entschuldigen. Für alles, was in der Ehe passiert, ist die Frau verantwortlich. Sie hat, während der Mann arbeitet, Zeit genug, ab und zu zu tun. Lieb und schön zu sein, und, siehst du, und klug zu sein ist ihre Pflicht. Männer, die von der Arbeit kommen, wollen daheim eine Bemutterung finden. Ich hab' dir so viel abzubitten — —"

„Emilie, was soll ich darauf antworten? Du hast deine Zeit gut angewandt. Während ich — ich —"

„Nun wollen wir die Kinder hereinlassen."

Sie legte ihm die Hand auf die unruhig zwinkernden Augen und küßte ihn auf den Mund. Dann erhob sie sich schnell und ging zur Tür, um zu öffnen. „Kommt schnell, der Papa wartet auf euch." Und während er die Kinder beim Kragen nahm und sie zu sich emporhob, fand er Zeit, seine Bewegung niederzukämpfen. Das hatte sie gewollt, und er merkte es wohl.

„Anna," rief Gustav Wiskotten dem Mädchen entgegen, das hereinkam, um den Mittagstisch zu rüsten, „nun muß ich Ihnen leider den Dienst aufkündigen. Bringen Sie mal Ihr Dienstbuch, Samariterin."

„Anna, er will jetzt immer brav sein."

„Nein, sie will brav sein."

„Wem glaubst du es?"

„Wie? Ihr seid Freundinnen? Und so was hielt ich mir im Haus? Da hab' ich mir ja wirklich den Bock zum Gärtner gesetzt."

„Herr Wiskotten, von der Fabrikation verstehen Sie ja das meiste in Barmen, aber von —"

„Anna, was Sie jetzt sagen wollen, ist nicht christlich. Einen Anfänger muß man unterstützen."

Sie gab ihm die Hand, mit festem Druck.

„Mädel, Sie verdienten, eine Wiskotten zu sein."

„Stellen Sie sich das so angenehm vor?"

„Nee, das nich. Aber es ist gut, wenn die Wiskottens erfahren, daß außer dem lieben Gott auch noch was andres zu respektieren ist." — —

„Ich möchte zu deiner Mutter," sagte Emilie nach Tisch.

„Hat das nicht Zeit?" fragte er verwundert.

„Ich suche dich nachher in der Fabrik auf. Willst du?"

„Recht so. Mach erst klare Bahn. Meine Frau muß einen offenen Blick haben."

Der alte Wiskotten hatte sich zu einem Schlummerstündchen zurückgezogen. Emilie traf die Schwiegermutter allein. Sie saß in ihrem strohgeflochtenen Sessel am Fenster und las in ihrem Leibblättchen „Quellwasser für das christliche Haus".

„Guten Tag, Mutter."

Die alte Frau sah auf, drückte die Brille tiefer und gewahrte Emilie.

„Du hast dich rar gemacht. Dat sei nu, wie et sei. Kommst du jetzt wieder täglich?"

Kein Zug in dem faltigen Gesicht drückte Ueberraschung aus.

„Ja, Mutter, ich komm' jetzt wieder täglich. Geht es dir und Vater gut?"

„Danke. Zu klagen is immer. Aber dafür haben wir ja den Glauben an ein Jenseits. Setz dich."

Die alte Frau schob das „Quellwasser für das christliche Haus" zurück, hakte die Brille ab und faltete die Hände auf der Tischplatte.

„Wat gibt Gustav an? Er hat mir letzte Zeit nich gefallen."

„Er wird dir schon wieder gefallen, Mutter. Ich werde dafür sorgen."

„Wenn der Mann spintisiert und die Frau grämelt, spukt der Deubel durch en Schornstein."

„Das sind traurige Ehen, Mutter."

Die alte Frau blickte scharf nach ihrer Schwiegertochter, wischte mit der flachen Hand ein Stäubchen vom Tisch und legte die Hände wieder zusammen. „Freut mich, dat du mir beistimmst. Wat machen die Kinder?"

„Sie werden morgen die Großeltern besuchen. Der Gustav will jetzt Admiral werden."

„Et Wasser hat keine Balken. Sorgt, dat de Jung' Maschinenbauer wird. Den können wir in de Familie brauchen."

„Der Ewald ist nun auch aus seinen Gewissensnöten."

„Hat ihm et Gewissen geschlagen?"

„Ich meinte: aus seinen künstlerischen Gewissensnöten."

Die alte Frau zuckte bei dem Wort zusammen. Sie ließ die Finger der einen Hand auf der andern spielen. Aber sie beherrschte sich.

„Den Bildermaler hat er an den Nagel gehängt. Für die Feierabendstunden, Mutter. Er arbeitet jetzt im Kunstgewerbe, und der Professor Neudörfer hat ihn für den feinsten und originellsten Kopf erklärt. In den letzten Wochen soll Ewald sich selbst übertroffen haben. Hat Paul dir davon erzählt?"

Ein kurzes, stummes Nicken. Aber die Strenge der Züge milderte sich. Der Blick wurde weicher und nachdenklich ...

„Mutter, wir müssen wohl alle hindurch, wenn wir Herr über uns selbst werden wollen. Und es ist gut so, Mutter, Sonst glauben wir immer, irgendwo anders oder irgendwas andres sei schöner, und wir hätten das rechte Leben verfehlt."

„Die rechte Erkenntnis liegt bei Gott."

„Gott ist in den Menschen, Mutter, und deshalb muß auch die rechte Erkenntnis aus uns kommen."

„Wer kann sagen, daß er Gottes Wege kennt?"

„Mutter, ich habe sechs Monate in der Einsamkeit darüber nachgedacht. Wenn wir Gottes Wege nun doch einmal nicht kennen, sollen wir uns um so mehr um die eignen kümmern. Und mein Weg geht — wo Gustavs Weg geht. Und der seine, wo mein Weg geht. Ich will die Religion jetzt von unten auf erfassen, und nicht mehr von oben."

„Du bist sehr klug geworden, Emilie."

„Wenn man die Krankheit fühlt, gewinnt man das Leben lieb."

„Und den Himmel?"

„Wir müssen Gott in allen seinen Werken loben. Du tust es doch auch, Mutter. In der Freude an der Fabrik! In dem festen Stolz auf die Familie! Und daran will ich mich jetzt beteiligen."

Die alte Frau Wiskotten blickte geradeaus. „Verkehrt is da sicher wat bei, aber et hört sich gut an. Un da man so wenig Gutes zu hören kriegt, will ich et gern von dir akzeptieren. Da is ja auch der Vatter ..."

Emilie Wiskotten erhob sich schnell.

„Wat! Dausend auch! Is dat nich die Emilie? Ich meint' doch, ich hätt' die Stimme erkannt?"

„Ich wollt' dich aber nicht stören, Vater."

„Ach wat, stören! Der Geldbriefträger stört einen auch nie. Nee, Kind, die Freude — —! Ich muß dich in die Arme nehmen."

Da fühlte sich Emilie Wiskotten zu Hause. Und dies Gefühl wollte sie zu Gustav tragen.

Als sie mit den beiden Alten den Nachmittagskaffee eingenommen hatte, ließ sie sich nicht mehr halten. „Gehst du mit, Mutter? In die Fabrik? Ich habe Gustav versprochen, ihn heute nachmittag noch aufzusuchen."

„Natürlich geh' ich mit. Dat würd' sonst auf den Haspelstuben nett drunter und drüber gehen, wenn sie nicht wüßten, ich komm'. Adieu, Vatter, in em Stündchen bin ich zurück. Da liegt et ‚Quellwasser'."

„Du denkst aber auch an alles," lobte der alte Wiskotten und zwinkerte Emilie zu.

Auf dem Kontor saß August über der Arbeit. „Tag, Emilie. Wie geht's?" Er tat, als wüßte er von ihrer langen Abwesenheit nicht das geringste. „Gustav ist bei Fritz im Laboratorium. Du kennst ja den Weg."

Sie ging über den Hof zur Färberei. Ihre Kinder spielten im Aschenhaufen neben dem Kesselhaus, und der alte Christian fand Zeit, die Heizschlünde und die Plappermäuler seiner kleinen Freunde gleichzeitig zu bedienen. Als er Emilie gewahrte, salutierte er mit der Kohlenschaufel. „Heiliges Linksschwenk! — — Wenn Sie mal Zeit haben, Frau Wiskotten! Unsereins hat ja wohl fingerdick den Kohlenstaub in den Augen, aber so viel sehen, dat die Alte zu Haus nich jünger wird, dat kann man doch noch. Sie müssen ihr dat umgekehrt beibringen, Frau Wiskotten. Sie haben dat Rezept."

Sie nickte ihm lachend zu, fuhr den eifrig beschäftigten Kindern durchs Haar und ging durch die Färberei, die dicken weißen Schwaden zerteilend, die Treppe hinauf zum Laboratorium.

„Guten Tag, Fritz."

„Alle Wetter! Emilie! — — Dreh dich mal um, Kind. Nun wieder nach vorn. Tipp topp! Und die Hauptsache: Du kannst es tragen, und es trägt nicht dich."

„Ist das alles?"

„Ich trau' mich nicht. Der Gustav lauert wie 'ne englische Dogge. Na, nu gerade! Sapperlot! Küssen hast du auch gelernt!"

Gustav Wiskotten stand, die Hände in den Hosentaschen, und schaute zu. „Du, Fritz, wenn deine Anwesenheit hier nicht mehr absolut erforderlich ist —"

„Gott, ja! Ich geh' schon. Alter Neidhammel. Wofür läßt man denn seine Brüder so hübsche Weiber heiraten, wenn —"

Gustav Wiskotten nahm die Hände aus den Taschen. Die Tür klappte. „Nun hab' ich die Arme doch einmal frei ..."

„Ich komm' schon!"

„Emilie!"

Und sie an seinem Hals: „Ich kann's gar nicht glauben."

„Was?"

„Daß das so schön ist."

„Jetzt — jetzt weiß ich doch wenigstens, wofür ich arbeite."

„Für was?"

„Für deine fröhlichen Augen. Und damit deine Hände weich bleiben; für mich. Ohne Zweck schuften, nur um der Schufterei willen, das ist so niederträchtig gemein. Aber denken können, das wird eine Krone, wenn du kräftig zulangst, eine Krone, die du schwarzer Arbeitssoldat deinem weißen, kleinen Schatz nachts in das gelöste Haar drückst — Emilie, dann erst wird die Arbeit zur Poesie. Und das ist die einzige Art von Poesie, die ich versteh' und in der ich es mit Schiller und Goethe aufnehm'!"

„Sei nicht so gut zu mir. Aus diesem Zimmer bin ich weggelaufen."

„Menschen, die sich nicht mal gründlich umeinander gesorgt haben, können sich auch wohl nicht gründlich lieb haben."

„Ich hab' mich um dich gesorgt, Gustav."

„Wohl heut morgen noch?"

„Heute morgen? Weshalb denn heute morgen?"

„Ich meint' nur," sagte er bedächtig, „weil doch heute morgen der Besuch kam —?"



Ein ungeduldiges Modell. Nach dem Gemälde von Lucien Simon (Paris)

„Ach, die Kleine aus Düsseldorf. Hieß sie nicht Fräulein Zinters? Das war doch nur ein Scherz."

„Natürlich war das nur ein Scherz." Er räusperte sich. „Sag mal, wie bist du die denn losgeworden?"

„Ich hab' ihr erklärt, wenn sie zum Theater wollte, würd' ich ihr gern behilflich sein und sie prüfen lassen. Du hättest jetzt leider keine Zeit. Das war doch recht so?"

„Und — weiter?"

„Sie schien die Lust verloren zu haben. Sie wollte lieber nach Neuß heiraten."

„Sonst nichts?"

„Doch! Ein Paket Spitzen hätt'st du ihr versprochen und dergleichen. Das mußt du nun aber wirklich abschicken. Ich hab' mich fest dafür verbürgt."

„Du, Emilie, solltest du nicht extra deswegen heute morgen gekommen sein?"

„Weswegen?"

„Um mir aus der Patsche zu helfen."

Sie strich ihm schnell über sein verlegenes Gesicht. „Du willst dich wohl interessant machen mit deinem Abenteuer?"

„Herrgott," atmete er erleichtert auf und packte sie im Genick. „Kopf zurück! Du bist doch eine famose Person ..."

„Geworden — vielleicht geworden!"

„Soll einer kommen und das Gegenteil behaupten! Jetzt zeig' ich dir, was aus der Fabrik geworden ist. Auf die Weise wird's Abend."

Sie hing sich nicht verliebt an seinen Arm. Sie schritt neben ihm her mit ernstem, verständigem Gesicht. Das gefiel ihm, der Arbeiter wegen. Sie ließ sich das neue Wiskottensche Verfahren vorführen, der Baumwolle den Griff und Glanz von Seide zu geben, und den neugebauten Musterstuhl, auf dem nach Ewalds Entwürfen die kunstvollen breiten Bänder geschlagen wurden.

„Der Stuhl hat deinen Vater kleingekriegt."

„Ist er arg mit euch umgesprungen?"

„Bis an die Ohren hatte er uns schon das Fell gezogen. Gerad' wollt' er's drüberstrippen, da taten wir einen Schnaufer. Einen Schnaufer, der ihn um und um purzeln ließ. Jetzt liegt er da."

„Willst du ihn liegen lassen?"

„Hätt'st du lieber gesehn, wenn ich alle viere gestreckt hätte?"

„Eher Jeremias Scharwächter unter den Hammer, als dich anrühren."

„Nein, ich laß ihn nicht liegen. Er wird unsre Artikel in Kommission nehmen. Die Welt ist groß und unsre Leistungsfähigkeit unbegrenzt."

Sie ging dicht an seiner Seite, suchte unauffällig seine Hand und drückte sie. „Ich danke dir, Gustav."

Sie statteten der Wupper einen Besuch ab. Der Dampf, der aus den Färbereien abgelassen wurde, wirbelte das schwarze, von bunten Streifen durchsetzte Wasser zu fettigem Gischt auf. Gustav Wiskotten sandte einen langen, liebevollen Blick darüber hin.

„Kannst du dir vorstellen, Emilie, daß ich an dieser schwarzen Brühe hänge wie an meinem besten Freund? Wenn man mich an die oberitalienischen Seen verpflanzte, die Wupper käm' mir nicht aus dem Kopf."

„Weil sie ein schwarzer Arbeitssoldat ist."

„Weil sie sich durch tausend Widerwärtigkeiten hindurchschlägt, um in den Rhein zu kommen."

„Aber hinein kommt sie."

„Und wenn sie ein Mensch wäre, würd' ich sagen: Nun weiß sie doppelt, was sie hat. Leichte Siege, die aus heiterem Himmel fallen, werden hier im Tal nicht als vollgültig angesehen. Die Leute wollen spüren, daß ein Kerl dahinter steht, der sich durchgesetzt hat. Der sich nötigenfalls jeden Tag von neuem durchsetzen würde. An den glauben sie, an dem halten sie auch zähe fest."

„Der Wuppertaler ist von besonderem Schlag," sagte sie stolz.

„Ja," lachte Gustav Wiskotten, „das ist nun mal so. Er riecht die Rosen dann am liebsten, wenn er noch den Arbeitsschweiß in den Kleidern hat."

„Find'st du das komisch?"

„Im Gegenteil. Dann ist er sich nämlich bewußt, daß er ein Recht auf die Rose hat. Und daß Feierabend ist."

„Gustav, so wollen wir es auch machen."

„Uns täglich die Freude an der Schönheit neu erobern. Ich an dir!"

„Und ich an dir!"

Als sie sich umwandten, sahen sie Paul hinter sich. „Siehst du, Emilie," sagte Gustav leise, „der hat das Geheimnis schon lange heraus. Der hat vom ersten Tage an die Arbeit als den großen Hintergrund angesehen, der dasein muß, damit sich alle Bilder leuchtend von ihm abheben. Und er webt zufrieden an dem Hintergrund. Eine glückliche Natur, der Junge."

Er rief ihn an. „Suchst du mich?"

„Ich möchte euch in eurer Naturbetrachtung nicht lästig fallen. Das sind heilige Momente."

„Komm nur, Dichter, wir haben unser Gelübde bereits abgelegt."

„Ich gratuliere euch," sagte Paul Wiskotten einfach und reichte ihnen die Hand. In der Fabrik wurde Feierabend gepfiffen. Gustav und Emilie Wiskotten sahen sich in die Augen, fragend, lächelnd und bejahend. „Auf Wiedersehen," nickte Paul.

„Du, es war doch nichts Geschäftliches?"

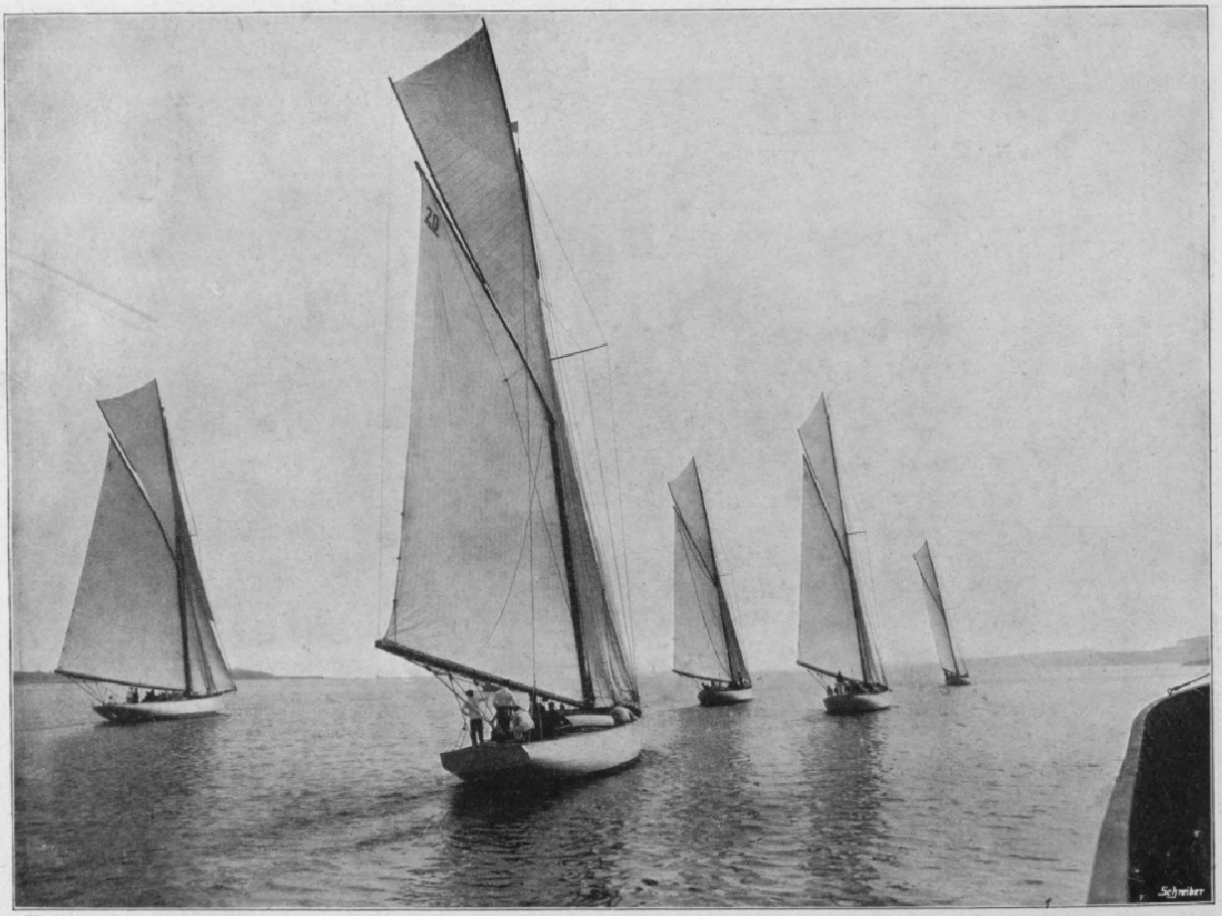
„Eben deshalb verschwinde ich."

„Was von Bedeutung?"

„Ich bin der Ansicht, daß es etwas von Bedeutung werden könnte, Gustav. Morgen, wenn du Sammlung dazu hast."

„Was von Bedeutung und morgen? Und Sammlung? Oho, das wär' neu. Das wär' ganz neu. Sammlung! Wenn's die Fabrik angeht!"

(Schluß folgt)



Phot. A. Renard, Kiel

Segeljachten bei einer Regatta während der „Kieler Woche"



Phot. Renard, Kiel

Strandpromenade während der „Kieler Woche“

Nachklänge aus der „Kieler Woche“

Von

A. Borchardt

(Hierzu 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen“ — wie ausgestorben erscheint die Düsternbroker Allee und die Hafenpartie, seit man sich daran gewöhnt hat, sie zu jeder Zeit im Glanze farbenreichster Toiletten zu sehen, und seit das sonst bei weitem überwiegende Blau der „Mariner“ durch mindestens ebenso viel Schwarz und Grau der Zivilisten eine angenehme Abwechslung erhalten hatte. Die Fremden haben die Stadt verlassen, und die Einheimischen — mindestens die Damen — geben sich der wirklich wohlverdienten Ruhe hin und bemühen sich, ihre in Aufruhr geratenen Nerven wieder ins alte Geleise zu bringen.

Der alte Kommerzienrat Werde hält soeben seinen beiden blühenden Töchtern eine darauf bezügliche Rede und schließt mit den Worten: „Erlebnisse und Eindrücke in Maß genossen bilden den Menschen, wenn er die Zeit hat, sie zu durchdenken. Aber wehe, wenn er hineingerissen wird in den Strudel des Lebens und sich von einem Vergnügen zum andern tragen läßt — er würde zu bald verflachen!“ — Emmy und Klara küssen dem strengen Papa die Stirn und ziehen sich seufzend zurück. — Das deutet gewiß auf eine lange Ruhepause, schließlich war es doch nicht so schlimm, von des Morgens früh bis in die Nacht hinein zu schwärmen, das muß ein junger lebensfroher Mensch doch ertragen können, ohne zu verflachen.

Also „réfléchissons“! Am besten tut man das auf einer Bank am Hafenstrand und läßt die letzten Tage noch einmal an sich vorüberziehen, und beobachtet die Menschen, die etwa aus denselben schwermütigen Gründen am Hafen promenieren.

„Also, Klara, mach klar!“ ruft Emmy lachend, denn selbstverständlich drückt man sich zur Zeit der „Kieler Woche“ so viel wie möglich seemännisch aus. „Wir kreuzen ein wenig auf und ziehen backbord um die Stadt herum, um zu sehen, ob die alte Stadt noch im Flaggenschmuck glänzt.“ Klara nickt, sie weiß schon aus Erfahrung, daß Emmy jeden Tag einen neuen Grund erfindet, um durch eine gewisse Straße zu gehen, in der ein gewisser Jemand wohnt.

Doch die alte Stadt hat ihren festlichen Schmuck wieder in die Sonntagstruhe gepackt, und die sonst so prächtig dekorierten Schaufenster bieten wieder Band und Zwirn und Knöpfe zum Verkauf. Die Hotels und Restaurants zeigen ungewohnte Leere, aber die Herren Wirte schauen zufrieden drein und reiben sich vergnügt die Hände — ihre Vorräte an Sekt und Wein und Bier sind erschöpft. — St. Peter hat es gut gemeint in diesem Jahr, statt den nun bald sprichwörtlichen „Kielerwochenregen“ hinabzugießen, hat er sich diesmal fast die ganze Zeit hindurch echt patriotisch gezeigt und ließ Frau Sonne hohenzollernfreundlich durch die Wolken schauen. Hitze erzeugt bekanntlich Durst, und in den vielen Gärten am Hafen war oft nur mit List und Gewandtheit ein Platz zu erhaschen.

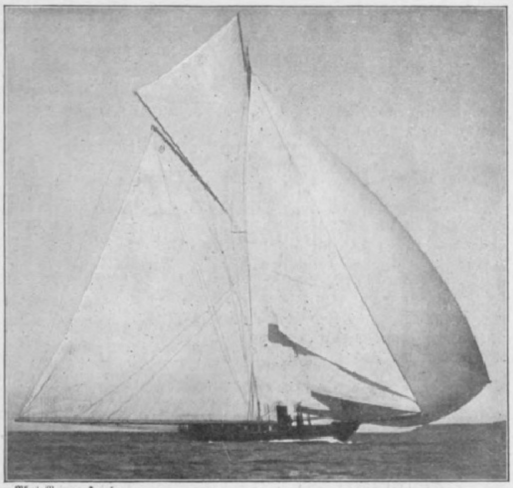
Die jungen Mädchen schreiten plaudernd dem Hafen zu.

St. Peter hat es dieses Jahr fast zu gut gemeint. Er saß hinter den großen Wolkenballen und blies und blies herab auf die Kieler Förde, und all die kleinen Engelchen schoben die schweren Wolken am Himmel entlang, sie blähten ihre dicken Backen auf und halfen pusten. Das wäre bald des Guten zu viel gewesen. Die Wogen wälzten und türmten sich auf der See, der weiße Gischt flog wild umher, der Sturm zog heulend und brausend über das Meer, und mit den Elementen kämpfend sausten all die schlanken weißen Jachten daher. Das war ein schönes Bild.

„Weißt du noch,“ fragt Klara, „wie wir am dritten Tag der ‚Woche‘ bei Sturm und Regen die Fahrt im Begleitdampfer auf der Förde machten?“

Emmy erblaßt bei der Erinnerung, sie war mit unter denen, die dem Meergott opfern mußten. Aber Klara lacht: „Laß mich's doch noch einmal erzählen, was sich abspielte, während du als lebendige Leiche in der Kajüte vergraben lagst. Wir fuhren langsam daher, wiegend und tanzend auf den Wogen, und erwarteten mit Spannung das Signal zum Start. Endlich fällt der Schuß, und im selben Moment schießt eine große Anzahl Jachten durch den Start. Sofort nehmen wir Partei fürs eine oder fürs andre Schiff. ‚Ahoi Elsaß‘ schallt es von der einen Seite, ‚Brandenburg‘ von der andern. ‚Braunschweig, ahoi Braunschweig!‘ Es ist ein ohrenbetäubendes Rufen, und dazwischen heult der Wind: ‚Hut ab, meine Herren.‘ Ehe die Erschrockenen sich besinnen, hat er sie ihnen vom Kopf gerissen, daß sie weit über das Wasser fliegen, mitten in all die Segler hinein.

Ein alter gemütlicher Rheinländer wettet auf die ‚Samoa‘, er läßt sich nicht beirren, obschon sie etwas zurückbleibt. ‚Die „Samoa“ gewinnt, die segelt mine Sön.‘ Der Wind bläst scharf, die Segel streifen schier das Wasser. — ‚Ahoi Elsaß, Elsaß voran,‘ dicht an uns saust sie vorbei — da plötzlich — ein Krach — der Mast ist gebrochen. Unser Dampfer schlängelt sich heran, ‚Schwimmt de Pott?‘ ruft von seiner Brücke der Kapitän. Sünd alle Mann dor? Na, denn man tau.‘ Er steuert vorüber und überläßt die Armen ihrem Schicksal, die da berstend vor Wut im Wasser krauchen und sich an die ‚Elsaß‘ klammern. Wir fahren davon mit Ahoi und Hurra. Die Jachten sausen vorüber, immer mehr schießen durch den Start, schon kommen die ersten von der Runde zurück und beginnen zum zweitenmal den Kreislauf. Der alte rheinische Herr hat plötzlich seine ‚Samoa‘ wieder entdeckt, sie hat einen bedeutenden Vorsprung erreicht. Glatt schießt sie ums Dreieck. ‚Bravo, Samoa, ahoi!‘ Der alte Herr strahlt, ‚mine Sön is mit darop!‘



Phot. Breuer, Hamburg

„Orion“, vom Prinzen Heinrich geführt



Phot. Renard, Kiel

Kreuzer der Klasse II auf Kreuztour



Phot. A. Renard, Kiel

Exzellenz v. Koester, wurde zum Großadmiral der deutschen Marine ernannt

Die jungen Mädchen sind am Strande angelangt und setzen sich auf eine einsame Bank. „Wie öde erscheint der Hafen im Alltagskleid," seufzt Emmy, „seit all die vielen Jachten uns verlassen, seit die Riesenschiffe ihre bunten Wimpel abgestreift und uns nicht mehr durch tausend Lichter ins Feenreich versetzen werden."

Sie ist ganz melancholisch geworden; doch in Klaras Augen blitzen hundertausend Teufelchen, denn steuerbord kommt plötzlich „ein gewisser Jemand" den Strand hinabgepilgert. Klara weiß, daß er morgen mit seinem Schiff den Hafen verläßt und — wie peinlich — sie hat ihr Taschentuch verloren, das muß sie suchen, denn es war ganz neu.

Sie geht den Strand hinauf und findet es nicht, sie schlendert langsam zurück, und plötzlich entdeckt sie es — in ihrer Tasche. Einen vorsichtigen Blick wirft sie aufs Pärchen — die sind „klar". Strahlend kommt ihr der neue Schwager entgegen und küßt sie auf offenem Strande. Dann eilt er zurück zu seiner Braut. „Emmy, liebe kleine Emmy, bei leichter Brise wollen wir durchs Leben segeln, unsre Tage werden sich abrollen — ohne ‚Kicken', und kommt ein Sturm, dann will ich Luvseite stehen."

Kriegsleistungen und Friedensarbeit

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Wer in den Krieg zieht, sei es als Angreifer, sei es als Verteidiger, hofft auf den Sieg. Aber der Sieg fällt immer dem Stärkeren zu.

Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Leistungen wird es sich im Kriege vielleicht seltener um die größere Heldenhaftigkeit der einen Partei als um ihre geringere Mangelhaftigkeit handeln; von zwei Schwachen siegt der weniger Schwache. Wie groß oder wie klein der Wert der beiderseitigen Armeen auch sein mag, so bleibt der Sieg aber doch stets der Maßstab für die Machtverhältnisse der Kriegführenden. Der Gott der Schlachten ist immer mit den größeren, das heißt mit den stärkeren Bataillonen.

Kann man also auch mit geringer Kraft siegen, wenn es sich um einen noch schwächeren Gegner handelt, so bindet sich der Sieg doch um so sicherer an die Fahnen des Stärkeren, je größer der Ueberschuß seiner Kraft ist. Jede Nation wird daher einen möglichst hohen Grad kriegerischer Leistungsfähigkeit erstreben müssen, um so mehr, als es nicht immer vorausgesehen werden kann, gegen welchen Feind oder gegen welche Koalition von Feinden sie zu kämpfen haben wird. Das trifft vermehrt für jeden nach Weltmacht ringenden Staat zu.

Was die im Kriege verwertbare Kraft an sich anlangt, so setzt sie sich aus einer großen Zahl von Komponenten zusammen. Der Mensch mit seinen körperlichen, geistigen und seelischen Eigenschaften, mit seiner Hingabe, seiner Begeisterung und seinem Opfermut steht im Vordergrund. Dann kommen die technischen Hilfsmittel in Betracht sowie die Fertigkeit in ihrer Handhabung. Schließlich spielen die geographische Lage des Landes und die Beschaffenheit des Kriegstheaters wichtige Rollen, aber sie bleiben gegebene Größen, während die vorgenannten Faktoren steigerungsfähig sind.



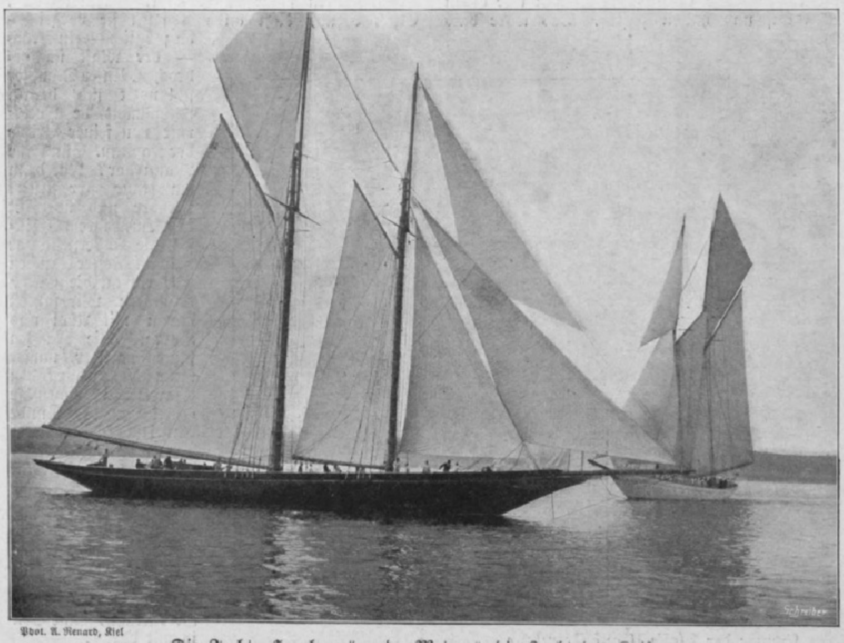
Phot. O. Miehlmann, Hamburg

Prinz Eitel Friedrich als Segler

Die Vorbereitung auf den Krieg hat also die Mehrung der Kraft und der kriegerischen Fertigkeiten des lebenden, wie die Entwicklung, Ansammlung und Ausnutzung des technischen Materials zu umfassen. Ein Volk hat daher hinsichtlich seiner Wehrhaftigkeit nur dann das Rechte getan, wenn es seine im Krieg verwendbare Kraft bis zur Grenze der Möglichkeit steigert. Die Kriegsvorbereitung schließt somit ein ungeheures Arbeitspensum in sich, an dem aber nicht die Armee allein, sondern die gesamte Nation teilzunehmen hat. Das beste, was die Armee besitzt, ihr Menschenmaterial, erhält sie aus den Händen der Nation, und es wird daher mit aller Schulung wenig erreicht, wenn die Leistungsfähigkeit des Ersatzes nicht von Hause aus auf gesunden Grundbedingungen beruht. Die Armee kann die Wehrpflichtigen disziplinieren und durch Unterweisung und Uebung auf ihre Kriegstätigkeit vorbereiten, aber sie vermag aus körperlich mangelhaften Menschen wie aus Leuten, die des seelischen Schwunges und patriotischer Begeisterung bar sind, niemals gute Soldaten zu machen. Die Nation hat also ihre Vorbereitung auf den Krieg noch mangelhaft bewirkt, wenn sie nur die Geldmittel für die Aufstellung, Versorgung und Bewaffnung der Streitkräfte zu Land und zu Wasser bewilligte, ohne das der Armee zu übergebende Material zielbewußt vorzubereiten und zu entwickeln.

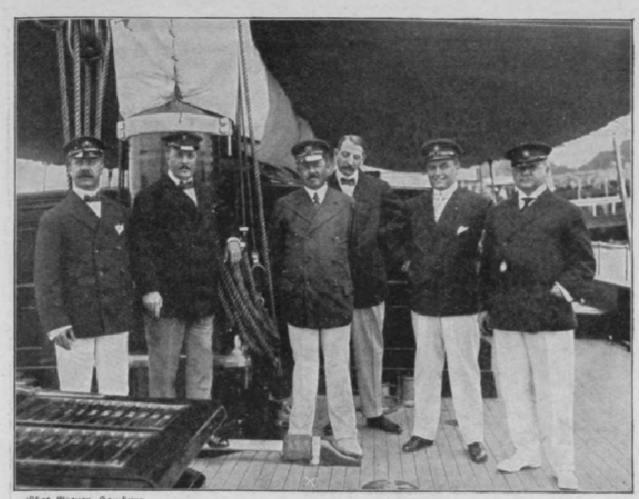
Handelt es sich hierbei für die Nation im wesentlichen noch um eine Heranbildung des Menschenmaterials und der technischen Hilfsmittel, wie sie überhaupt im Interesse des gedeihlichen Fortbestehens des Staats und der Gesellschaft liegt, so hat die Armee die Pflicht, das ihr übergebene Material auf seine Tätigkeit und Ausnutzung im Kriege vorzubereiten. Das nach dieser Richtung hin einsetzende intensive Bestreben muß aller Friedensarbeit in der Armee den Stempel aufdrücken. Die Forderungen des Kriegs haben den Regulator jeder Friedenstätigkeit zu bilden. Alle Maßnahmen sind von dem Standpunkt aus zu beurteilen, ob sie zur Heranbildung und Mehrung der im Kriege verwendbaren Kraft beitragen oder nicht. Die Armee hat sich unausgesetzt vor Augen zu halten, daß nur von Wert ist, was zur Niederwerfung des Gegners dient. Denn der einzig logische Zweck des Kriegs besteht darin, den Gegner kampfunfähig zu machen, und zwar möglichst rasch und mit möglichster Schonung der eignen Kräfte. Hierin liegt auch der einzig gangbare Weg zu einer humanen Kriegführung, soweit die Humanität bei diesem Gewaltakt überhaupt zum Ausdruck gelangen kann.

Aus diesen Darlegungen wird ersichtlich, daß die Friedensarbeit in der Armee ebenso umfassend wie verantwortlich ist. Es handelt sich nicht um wohlgefällige Bilder, um bunte Tändelei und Kling und Klang, sondern um eine so tiefgreifende, zielbewußte Arbeit, wie sie in der Vorbereitung auf die Zeit erforderlich ist, in der es gilt, mit den



Phot. A. Renard, Kiel

Die Jacht „Hamburg" und „Meteor", die Jacht des Kaisers



Phot. Breuer, Hamburg

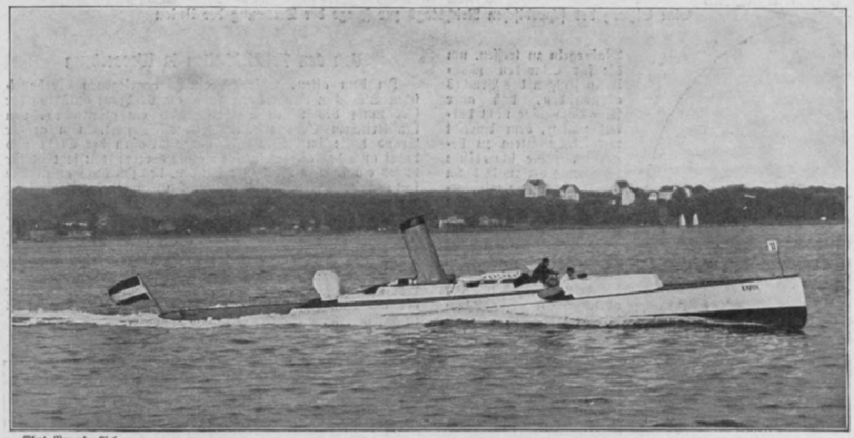
Wilson Marshall (×) auf seiner Jacht „Atlantic (Sieger in der Ozeanwettfahrt um den Kaiserpokal)



Phot. Jürgensen, Kiel

Ein Bild von der Jacht „Hohenzollern“: Der Kaiser verteilt die Preise an die Sieger in den Regatten

nationalen Gütern auch Haus und Hof des einzelnen zu schützen. Ernst, wie der Krieg selbst ist, muß auch die Vorbereitung auf ihn sein.



Phot. Renard, Kiel

Das Motorboot „Karin“ in voller Fahrt

Man hat oft die Friedensarbeit für langweilig und geisttötend erklärt. Das kann sie allerdings werden, wenn sie zu einem starren Formalismus herabsinkt, niemals aber, wenn sie ist, was sie sein soll, eine sachgemäße Vorbereitung auf den Krieg. Richtig erfaßt, gibt es keine vielgestaltigere Tätigkeit als diese, denn welche körperlichen und geistigen Eigenschaften kämen im Kriege nicht zum Ausdruck? Und wie groß ist die Masse der technischen Hilfsmittel! Wie viel Einsicht, Umsicht und Uebung sind zu ihrer Anwendung und Beherrschung notwendig! Wenn es sich aber auch selbst um nichts andres handelte, als um die physische und psychische Ausbildung des Menschenmaterials, so würde allein schon hierin eine so weitverzweigte, hochinteressante Aufgabe zu erblicken sein, daß alle, die sich in wahrhaft hingebender Weise damit beschäftigen, darin eins der vielseitigsten Arbeitsfelder auf dem Gebiete menschlicher Tätigkeit finden. Von allem, was uns umgibt, bleibt immer das interessanteste der Mensch; er ist der am höchsten ausgebildete Organismus auf dieser Erde, er stellt in seiner geistigen Entwicklung stets neue, fesselnde Probleme dar. Deshalb kann die Heranbildung der Heerespflichtigen für den Krieg immer nur zum kleinsten Teile eine reglementarische Arbeit sein, denn ihrer wichtigsten Seite nach gipfelt sie in körperlicher und geistiger Erziehung. Eine solche Tätigkeit ist gewiß weniger geisttötend wie irgendeine andre. Zu ihrer Ausführung bedarf der Offizier eines hohen Maßes allgemeiner Bildung und der Anwendung des Erkennungs- und Denkvermögens in jedem einzelnen Falle.

Wer die Ausbildung der Wehrpflichtigen in richtiger Weise leitet, wird dadurch gleichzeitig zu einem Erzieher des Volkes, denn ein wirklich brauchbarer Soldat ist auch unter allen Umständen ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft.

Die Ausbildungsarbeit in der Armee soll somit eine Erziehungstätigkeit sein, die dem Frieden nicht minder zugute kommt wie dem Krieg. Im Frieden braucht man, wie im Kriege, vollwertige Männer, die Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck haben und die ihre Glieder zu brauchen wissen. Soldatische und bürgerliche Tugenden decken sich weit mehr, als viele glauben. Der brauchbare Krieger eines Kulturvolks ist kein brutaler Zerstörer, sondern ein zielbewußter Mann, der seiner schweren Pflicht mit Hingebung und Opfermut nachkommt.

Je zielbewußter wir deshalb im Frieden für den Krieg arbeiten, mit desto größerer Teilnahme sollte auch der Bürger auf den Krieger blicken, auf seinen Beschützer und künftigen Mitarbeiter.

In einem gesund entwickelten Staatswesen gibt es keinen Gegensatz zwischen Volk und Heer.

Sommerabend

Von

Hermann Hesse

Es singt ein Schnitter auf der Rast,
Im Dufte schwelgt der reife Klee —
O du, daß du das alte Weh
Mir wieder wachgesungen hast!

Volkslieder, Kinderlieder gehn
Leistönig auf im Abendwind,
Und wieder schmerzen alle Wehn,
Die doch vernarbt, vergessen sind.

Spätabendwolken segeln zier,
Die Erde atmet warm und weit ...
Was willst du heute noch von mir,
Verlorene Jugendzeit?



Phot. Breuer, Hamburg

Der neue Jachthafen in Kiel

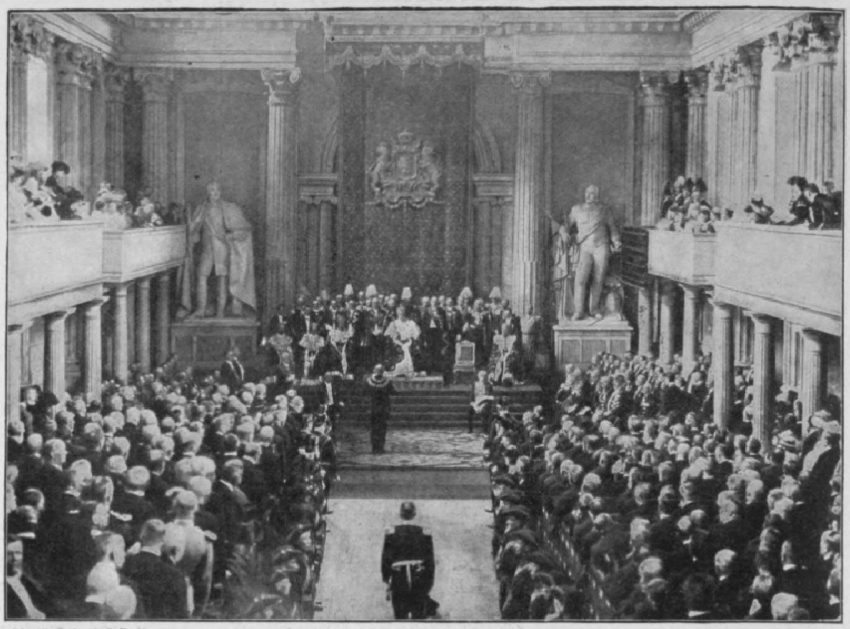
Notizblätter

Zum Tode der Gräfin Karoline zur Lippe

Der am 10. Juli in Detmold erfolgte Tod der Gräfin Karoline zur Lippe-Biesterfeld ruft die Erinnerung an den Lippeschen Erbfolgestreit wach, der im vorigen Jahre beim Tode des Grafregenten Ernst von neuem aktuell wurde. Erst drehte der Streit sich um die Frage, ob der Graf Ernst selbst nicht, infolge seiner Abstammung von Modeste v. Unruh, sukzessionsunfähig sei. Nachdem die Entscheidung des Schiedsgerichts zu seinen Gunsten ausgefallen war, wurde von den Gegnern der Linie Lippe-Biesterfeld die Thronfolgefähigkeit seiner Kinder angefochten, da seine Gemahlin, die Gräfin Karoline, zwar eine geborene Gräfin von Wartensleben, von mütterlicher Seite her aber aus bürgerlichem Hause sei. Graf Leopold von Wartensleben, der Vater der Gräfin Karoline, starb 1846 in Potsdam als preuß. Leutnant a. D. und Kammergerichtsauskultator, nachdem er sich einige Jahre zuvor in Mannheim mit Mathilde Halbach verheiratet hatte, die bei der Geburt der Gräfin Karoline, ihres zweiten Kindes, ihr Leben verlor. Eine definitive Entscheidung über die Thronfolge ist noch nicht erfolgt, doch führt bekanntlich der älteste Sohn der nun verstorbenen Gräfin, Graf Leopold, provisorisch die Regentschaft im Fürstentum Lippe.



Gräfin Karoline zur Lippe †



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Eine Sitzung des schwedischen Reichstags zur Frage der Trennung der Union

Fürst Radolin

Der bisherige befriedigende Verlauf der Marokkoangelegenheit hat aufs neue gezeigt, daß der Posten des deutschen Botschafters in Paris, wohl der schwierigste und wichtigste im ganzen auswärtigen diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches, mit dem rechten Mann besetzt ist. Fürst Radolin, der ihn seit fünf Jahren innehat, ist 1841 geboren, trat 1866 in den preußischen diplomatischen Dienst und wurde 1869 zum Legationssekretär ernannt. 1871 wirkte er als Zivilkommissar bei der deutschen Okkupationsarmee, während des russisch-türkischen Krieges war er deutscher Geschäftsträger in Konstantinopel. 1884 wurde er Hofmarschall des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Kaiser Wilhelm II. ernannte den Fürsten 1892 zum Botschafter in Konstantinopel, 1895 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Petersburg und 1900 nach Paris versetzt.



Phot. Léon Bouët, Paris

Fürst Radolin besucht die Polospiele in Schloß Bagatelle.

Das Peter-Henlein-Denkmal in Nürnberg

Dem berühmten Erfinder der Taschenuhren, Peter Henlein (1480 bis 1542), hat seine Vaterstadt Nürnberg im Verein mit dem Deutschen Uhrmacherbund auf dem Hefnersplatze, einem der verkehrsreichsten Plätze der alten Reichsstadt, ein charakteristisches Denkmal gesetzt, das am 1. Juli feierlich enthüllt wurde. Das von dem Bildhauer Max Meißner in Friedenau geschaffene, etwa fünf Meter hohe Monument stellt den genialen Schlossermeister in der Handwerkertracht seiner Zeit auf einem Sockel dar, der sich auf einem Brunnenbecken erhebt. Der rechte Fuß des Meisters tritt auf das Uhrgewicht, das dieser zum ersten Male entbehrlich machte, indem er die Schwerkraft durch die Federkraft ersetzte; die rechte Hand hält den Zirkel, die linke das soeben vollendete „Nürnberger Ei“.



Phot. Gebr. Harren, Nürnberg

Das Peter-Henlein-Denkmal in Nürnberg

Aus dem schwedischen Reichstag

Die von dem norwegischen Storthing einseitig beschlossene und durchgeführte Auflösung der schwedisch-norwegischen Union ist in Schweden verhältnismäßig ruhig aufgenommen worden. Bei der Eröffnung des schwedischen Reichstags erklärte der König in der Thronrede, daß die Beschlüsse des Storthings nicht nur einen Eingriff in seine Rechte, sondern auch einen Bruch der Union mit Schweden bedeuteten, und daß es daher gelte, Maßregeln zu treffen, um die für Schweden schädlichen Folgen des Bruches abzuwenden, daß aber seine Vorschläge nicht darauf zielten, dem Unrecht mit Machtmitteln zu begegnen. Die schwedische Regierung verlangte dann die Ermächtigung, mit Norwegen über die Regelung der künftigen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu verhandeln, und der Reichstag wählte einen Sonderausschuß, der die Aufgabe hat, sich mit der norwegischen Angelegenheit zu beschäftigen.

Von den Festlichkeiten in Wasserburg

In dem alten, malerisch am Inn gelegenen oberbayrischen Städtchen Wasserburg fand am 24. Juni anläßlich der Eröffnung des neuen Rathaussaales ein glänzendes, von künstlerischem Geist erfülltes Bürgerfest statt. Ein großer Brand hatte im Jahre 1874 ganze Straßen der Stadt und dabei auch das altehrwürdige Rathaus vernichtet; jetzt ist für dieses ein schöner Neubau erstanden, der sich aufs glücklichste in das reizvolle Stadtbild einfügt. In Anwesenheit zahlreicher Münchner Festgäste ging am 24. Juni die Einweihung des neuen Gebäudes vor sich, und daran schloß sich ein großartiger, hauptsächlich von den Vertretern der Handwerke und Gewerbe veranstalteter historischer Festzug, der prächtige Bilder aus vergangenen Jahrhunderten entrollte und bewies, wie viel echter Kunstsinn und ursprüngliche Gestaltungskraft dem altbayrischen Volke eigen ist. Das Ziel des Zuges war ein am Inn gelegener Festplatz, auf dem sich ein höchst originelles, malerisches Treiben entwickelte.



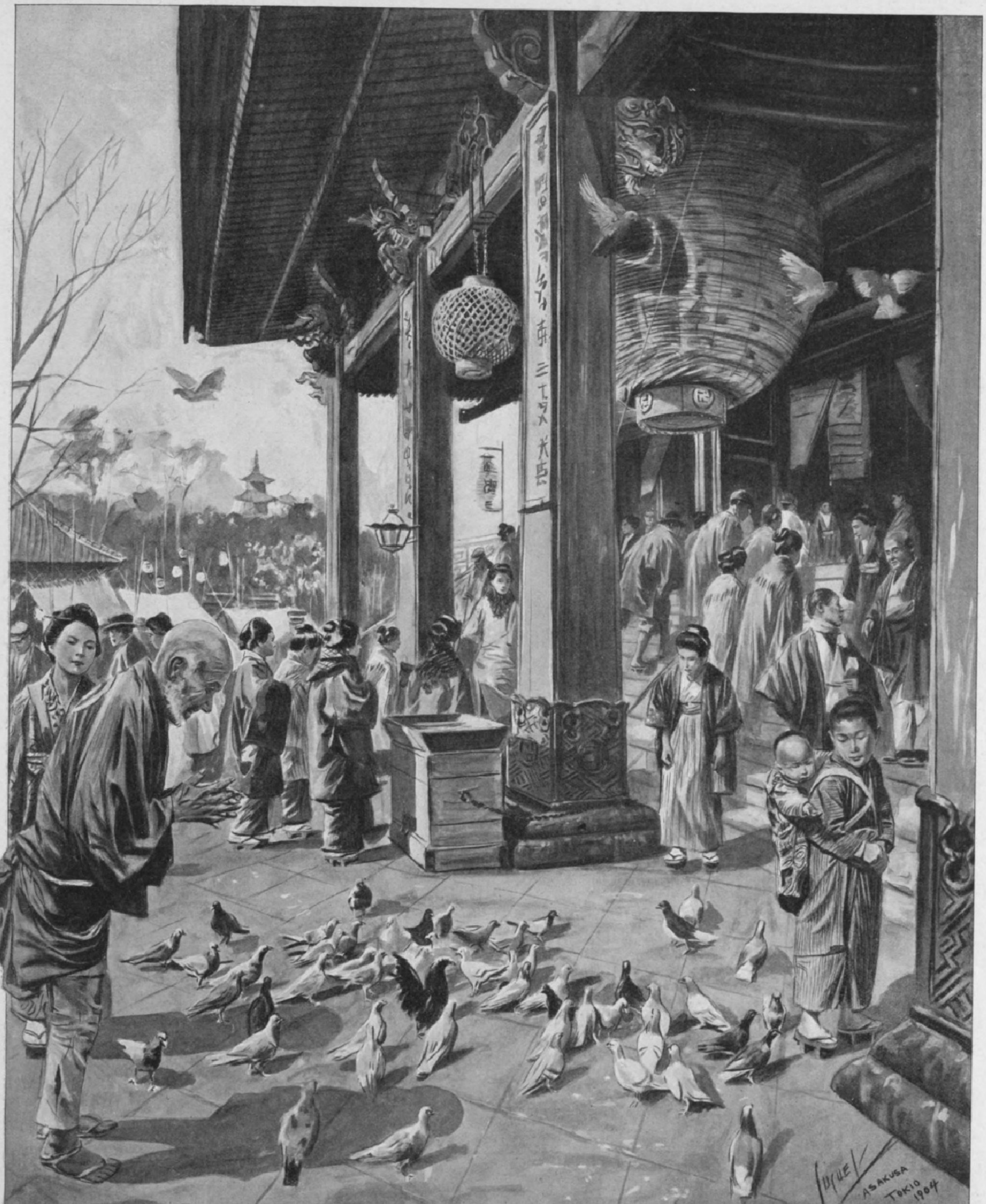
Phot. Jaeger & Görgen, München

Von den Festlichkeiten zur Einweihung des neuen Rathaussaales in Wasserburg

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 43



Text auf Seite 1016

Vor einem Buddhistentempel in Tokio-Asakusa. Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

Der Asakusatempel in Tokio

Einer der volkstümlichsten Tempel in Japan und jedenfalls der volkstümlichste in Tokio ist der alte „Asakusa Kwannon". Er liegt in einem von dem gewöhnlichen Aufenthalt der Fremden ziemlich weit entfernten Teile der ausgedehnten und volkreichen Stadt, denn um ihn vom Schimbaschi-Bahnhof in der Rickscha zu erreichen, gebraucht man wohl eine Stunde. Seinen Zugang bildet ein ziemlich enges Gäßchen, in dem eine buntbewegte Menge, Kinder, Soldaten, Musmes und frohgemute Leute aller Art sich zwischen den verlockenden Läden mit warmen Kuchen, „frisch aus dem Ofen", Spielzeug, Puppen und sonstigem nichtigen Kleinkram drängen. Man darf über dieses profane Treiben unmittelbar vor einer Stätte der Andacht, in das auch Wahrsager, Zauberer und Verkäuferinnen von Liebesmitteln sich mischen, nicht staunen, denn in Japan bilden Lebenslust und Religion nicht unversöhnliche Gegensätze. Auffallend sind die vielen Tauben, die überall gefüttert werden, in den Dachrinnen des Tempels nisten und sich mit Scharen von Hühnern in seinem Innern ungescheut umhertreiben. Um zu dem eigentlichen Tempel zu gelangen, muß man einen hohen, zweistöckigen Vorhof passieren, den rings grellrot gestrichene Balkone umgeben und in dem sich die beiden schrecklichen Bilder der Ni-o-Gottheiten erheben. Diese beiden Götterbilder sind über und über mit Brocken gekauten Papiers bedeckt, denn es ist Volkssitte, daß man, wenn man irgendeinen Wunsch hat, diesen auf ein Stückchen Reispapier schreibt, das Papier zerkaut und den zerkauten Brocken nach dem Götterbilde schmeißt — bleibt er haften, so ist das ein günstiges Vorzeichen für die Erfüllung des Wunsches! In dem Vorhofe fällt eine Menge von Heiligenschreinen auf, zum Teil mit sehr interessanten Bildwerken. Der Tempel selbst ist ein massiges Gebäude mit hohem geschweiften, von gewaltigen Holzsäulen in Naturfarbe getragenen Ziegeldach. Das Innere unterscheidet sich nur wenig von dem der sonstigen buddhistischen Tempel Japans. Sein auffallendster Zug sind jedenfalls die von der Decke herabhängenden großen Papierlaternen, die übrigens auch an der Außenseite zu gewahren sind. Sie erreichen nicht selten einen Umfang von 20 Metern. Neben dem Tempel erhebt sich ein Gebäude, das eine theologische Bibliothek enthält, eine rote Pagode und eine große grüne bronzene Glocke, welche die Stunden schlägt und über ganz Tokio gehört wird. Asakusa ist für die mittlere und untere Klasse der beliebteste Feiertagsausflug; am stärksten wird es Sonntags und an dem siebzehnten und achtzehnten Tage eines jeden Monats besucht, weil das die Tage sind, an denen Kwannon verehrt wird, die Gottheit des Mitleids, nach welcher der Tempel seinen Namen führt.

Totenschau

D. L. Mordowzew, russischer Historiker und Romanschriftsteller, 75 J., 23. Juni, Bad Kislowodsk (Kaukasus). — Augustus C. Gregory, hervorragender Australienforscher, 86 J., Ende Juni. — Professor Stephan Kruspér, Mathematiker und Geodät, 87 J., 2. Juli, Budapest. — Geheimer Oberjustizrat Julius Jekel, Landgerichtspräsident a. D., 72 J., 3. Juli, Breslau. — Charles Du Bois-Melly, Romanschriftsteller, 84 J., 4. Juli, Genf. — Emmerich von Bukovics, Direktor des Deutschen Volkstheaters in Wien, 61 J., 4. Juli, Wien. — Professor Anton Burger, Landschafts- und Genremaler, 81 J., 5. Juli, Kronberg am Taunus. — Elisée Reclus, französischer Geograph, 75 J., 5. Juli, Thourout. — Vincenzo Tittoni, italienischer Senator, der Vater des gegenwärtigen Ministers des Auswärtigen, 75 J., 5. Juli, Rom. — Professor Joseph Kumpa, verdienter Förderer der Volksbildung, 82 J., 7. Juli, Darmstadt. — Geheimer Hofrat Professor Karl Weißbach, hervorragender Architekt, 63 J., 7. Juli, Dresden. — Georg von Rath, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, 77 J., 7. Juli, Budapest. — Professor Dr. med. Hermann Nothnagel, hervorragender Kliniker, 64 J., 7. Juli, Wien. — Gottlob Fischer, Porträt- und Historienmaler, 76 J., 10. Juli, Stuttgart.

Briefmappe

Walther M. in Rbg. Für eine sich nur auf die Moselgegend erstreckende Reise eignet sich am besten der kürzlich in 7. Auflage erschienene 28. Band von Griebens Reiseführern, „Die Mosel von Coblenz bis Trier“ (mit drei Karten), Berlin, A. Goldschmidt (Preis 1,50 Mark).

Amateur in M. Die bekannte Firma Carl Zeiß in Jena hat soeben eine neue Filmpackung auf den Markt gebracht, welche die mit den bisherigen Filmpackungen verbundenen Nachteile vermeidet, indem sie dem Photographen ermöglicht, jede Aufnahme in allen ihren Stadien einzeln zu behandeln. Die mit Films beschickte Zeiß-Packung wird beim Händler photographischer Bedarfsartikel zu sechs Stück gekauft und mittels Adapters mit dem Aufnahmeapparat in Verbindung gebracht. Vor dem Einbringen der Packung in den Adapter befindet sich seine Mattscheibe in der Fokusebene, so daß ohne weiteren Handgriff das Bild jedesmal vor der Aufnahme scharf eingestellt werden kann. Der Expositionsschieber der Packung wird ganz herausgezogen und nach der Belichtung wieder eingeschoben. Zur nachfolgenden Aufnahme wird die belichtete durch eine unbelichtete Packung ersetzt. Das neue Kassettensystem gewährt also die Annehmlichkeit der Benutzung der bekannten einfachen Blechkassetten, fügt aber neu hinzu die Tageslichtwechslung und ermöglicht bei Touren die Mitnahme zahlreichen Aufnahmematerials ohne starke Vergrößerung des Gepäckvolumens und Gewichts. Mit der Durchführung vollkommener Einzelbehandlung ist auch dem berechtigten Wunsche Rechnung getragen, irgendein bestimmtes Filmmaterial, das für besondere Zwecke geeignet erscheint, bei den Aufnahmen zu benutzen. Dabei ist die Möglichkeit des Verkratzens der empfindlichen Schicht beim Filmwechsel sowie die Möglichkeit einer unerwünschten Nebenbelichtung so gut als ausgeschlossen. Der Film liegt durchaus plan, so daß das Wechselsystem sich auch für größere Formate eignen dürfte. Vorläufig wird das Format 9×12 Zentimeter in den Handel gebracht.



Wertvoll!

A.: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Nachbar?“
B.: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß Ihr Hund gestern dreimal nach meiner Schwiegermutter schnappte.“
A.: „O weh, da verlangen Sie wahrscheinlich Schadenersatz oder so was von mir?“
B.: „Nicht doch — den Hund will ich Ihnen abkaufen!“

Silbenrätsel

Rufst bewundernd meinen Anfang manchmal,
Wenn das schöne End' den Blick entzückt
Und aus dieses Erdentales Drangsal
Deinen Sinn zu Höherem entrückt.

Also weckt nach langen, dunkeln Tagen
Auch mein Ganzes frohe Hoffnung dir
Auf Erlösung von den Erdenplagen,
Auf ein lichtres, wärmres Dasein hier. L. W.

Palindrom

Du kannst mich vor- und rückwärts lesen,
Ich bleibe stets dasselbe Wesen.
Wenn auf des Lebens rauhen Wegen
Du schwebest in Gefahr und Not,
Und ich mit Hilf' dir komm' entgegen,
Blick' dankend auf zum güt'gen Gott. J. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 976:

Des Zahlenrätsels: Kupferstich, Preis, Schuster, Stift, Kurfuerst, Kies, Teich, Reise, Steuer, Riff.

Des Buchstabenrätsels: Hagenow, Onega.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Margarete Brosig in Stuttgart (5); „Sonnenblume“ in Heilbronn (6); Arthur L. in Bozen (2); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (4); „Oedipus“ in Emden (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg; K. Haus in Frankfurt a. M. (4); Meta in Lübeck (3); Rosa Maurhofer in Zürich (2); „Erzschlaukopf“ in Passau (3); Ignaz in Ansbach (4); K. Meister in Basel; „Prinzeßchen“ in Weimar (3); Clara M. in Bielefeld (3); Freya in Halberstadt; „Marschall Vorwärts“ in Heiligenstadt (4); Erich K. in Wiesbaden (2); „Süddeutsche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); Gustav Franck in Darmstadt (4); Julius Polatschek in Wien (3); L. Z. in Detmold (4); Myriam in Warschau.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Dose, Joh., Edelinde. Ein Edelfräulein aus der Nordmark. M. 2.40. Glückstadt, Max Hansen.
— —, Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. M. 5.50. Ebd.
Dreger, A., Die Berufswahl im Staatsdienste. 8. Aufl. M. 3.60. Dresden, C. A. Koch.
Dyroff, Dr. Ad., Ueber das Seelenleben des Kindes. M. 1.—. Bonn, P. Hanstein.
Elbe, W. v. d., Eva oder „Der Weg". Elberfeld, Lebensheimer Verlag.
El Neccas, Unter anderem Namen. Roman aus dem französischen Familienleben. M. 3.—. Dresden, H. L. Diegmann.
Engel, Ed., Griechische Frühlingstage. 2. Aufl. M. 4.—. Jena, H. Costenoble.
Gärtner, Franz, „Residenz". Schauspiel in drei Akten. M. 1.70. Bielitz, W. Fröhlich.
Ganz, Hugo, Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. M. 3.—. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.
Gerlach, Martin, Volkstümliche Kunst. Ansichten von alten heimatlichen Bauformen, Land- und Bauernhäusern, Höfen, Gärten, Wohnräumen, Hausrat 2c. Wien, M. Gerlach & Co.
Hachmeister, Dr. C., Im Sonnenschein Gottes. Ein Buch des frohen Glaubens. Gebd. M. 3.—. Berlin, J. A. Stargardt.
Haine, Carl, Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend. Gedichte. M. 1,50. Dresden, E. Pierson.
Hall Caine, Der verlorene Sohn. Roman. 2 Bände. M. 6.—. Leipzig, L. Degener.
Hanstein, Ad. v., Der Vikar. Novelle in Versen. 2. Aufl. M. 1.20. Berlin, Concordia.
Harder, Agnes, Siebenschläfer. Roman. Dresden, C. Reißner.
Hausbibliothek, praktische: Band 13: Engelken, Hanna, Hauskonditorei. Band 17: Barth, F., Verwertung des Obstes. Band 20: Moser, Wanda, Die Suppenküche. à M. 1.—. Leipzig, Grethlein.
Heyse, Paul, Novellen. Liefg. 8—14 à 40 Pf. Stuttgart, Cotta.
Ilgenstein, Hch., Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, Fontane & Co.
Jobst, J., Im Herrenstall. Fröhliche Geschichte von Mensch und Tier. M. 2.—. München, Fr. Rothbarth.
— —, Klaus Winkler. Roman. M. 5.—. Ebd.
Joseph, Ella, Gedichte. M. 1,50. Dresden, E. Pierson.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

WARNUNG!

Da das Kaiserl. Patentamt uns den Schutz für die von uns zuerst als „Dr. Hommel's Haematogen" in den Handel eingeführte Wortmarke **„Haematogen"** wegen verspäteter Anmeldung definitiv versagt hat, so ist sie zum **„Freizeichen"** geworden, das heisst, es kann Jedermann ein **beliebiges Produkt** **„Haematogen"** nennen. Man lasse sich Nachahmungen **nicht aufreden** und verlange daher ausdrücklich **die „Originalmarke"**

Nicolay & Co., Hanau a. M.

das echte „Dr. Hommel's" Haematogen.

Während der Obstsaison

genügen 5 Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeist", um ein sofort fertiges, erfrischendes und pikantes Getränk herzustellen, dessen Kosten nur einen halben Pfennig betragen. Bewährter Haustrunk bei schlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflaschen, mit dem Namen **Ricqlès**, in Parfümerien, Drogerien und Apotheken zu M. 1.25, 1.80 und 3.30 erhältlich.

Blühender, rosiger **Teint,** weiche, geschmeidige Haut wird erzielt durch den regelmässigen Gebrauch von **Dr. Jessner's Mitincrême.**

Dringt ohne Fettrückstand in die Haut ein und verhindert das Verbrennen derselben im Sommer. — **Bewährtes Vorbeugungsmittel** gegen **Durchlaufen** und **Durchreiten.** — In Apotheken und Drogerien. — Preis in Porzellankruken **R. M. 1.00.** — Probebüchsen **R. M. 0.25 Pf.**

Chemische Fabrik Krewel & Co., G. m. b. H., Cöln a. Rh.



Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. der Welt, die in jeder Nummer wertvolle Gratisbeigaben giebt und monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (20 H.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Photogr. Apparate

Nur erstklassige Erzeugnisse zu
= Originalfabrikpreisen =
Besonders billige Spezialmodelle
Bei Teilzahlung
kein Preisaufschlag
Illustrierte Preisliste kostenfrei

G. Rüdenberg jun.
HANNOVER u. WIEN

Hygienische Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Alpine Gipfelführer

Mit vielen Bildern und Karten
Jedes Bändchen gebund. M. 1.—

1. Die Zugspitze
2. Die Elmauer Haltspitze
3. Der Ortler
4. Der Monte Rosa

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Die Frankfurter Zeitung urteilt u. a.: „Wirklich etwas Neues und Gutes. Jede Nummer der Serie soll eine Monographie über einen hervorragenden Gipfel der Alpen sein. Es ist nicht jedermanns Sache, der etwa die Zugspitze besteigen will, vorher die ganze Alpenvereins-Literatur zu durchstöbern, um zusammenzutragen, was schon über diesen Berg geschrieben wurde. Man muss das bequemer zur Hand haben. Hier setzen die „Alpinen Gipfelführer" ein. Wer es auf die Zugspitze abgesehen hat, der greife zu Nr. 1 der Serie. E. Peter schildert hier auf 66 Seiten gründlich und anschaulich die Einfahrt, Geschichtliches, Tracht und Volksleben, besonders natürlich die Anstiegsrouten. Was aber den Führer besonders dienlich macht, ist die grosse Anzahl guter Abbildungen. Dieser Schmuck gibt dem geschmackvoll gebundenen Bändchen auch den Charakter eines „Andenkens". In Nr. 2 behandelt in gleicher Weise J. Bohlig die Elmauer Haltspitze. Es folgt der Ortler von Dr. Niepmann und dann der Monte Rosa von Dr. J. Hörtnagl. Ueberall sind auch kleine Karten zur Orientierung beigegeben. Man kann nur wünschen, dass die Sammlung in rascher Folge fortgesetzt werde."



ist unentbehrlich in der Bereitung von
Rothe Grütze, Saucen, Omeletten, Kuchen, Puddings, Suppen, Pasteten, Gelées, Gefrorenes.
Ein unübertreffliches Nahrungsmittel für Kinder u. Kranke.
Ueberall erhältlich nur in den bekannten gelben Packeten.



Der schönste Schmuck für Garten und Park

sind Beeteinfassungen, Fontainenfiguren, Gnomen, Märchengruppen, Statuen, Tierfiguren, Vasen u. s. w.
Preisliste mit Abbildungen kostenfrei.
Etruria, Kunstgewerbl. Anstalt
Neuwedell N./M. Preussen, Brieffach 4.



Weber's Carlsbader Kaffeegewürz
ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel.
Weltberühmt
als der feinste Kaffeezusatz.



München, Dr. méd. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders **Ludwigs-Apotheke zu München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Lysoform ist das angenehmste Antiseptikum für den Gebrauch im Hause und gestattet wegen seiner Ungefährlichkeit vielseitigste Verwendung. **Lysoform** beseitigt schnell üblen Geruch und ist für Waschungen und Spülungen, auch als Zusatz zum Badewasser, besonders zu empfehlen. Echt nur in Originalflaschen von 65 Pf. an.

Angelgeräte

30 mal preisgekrönt. **Netze** aller Art. Reich illustrierte Preisliste.
H. Stork, Residenzstrasse 15, **München G.**
Das Buch: **„Der Angelsport"** 320 Fol. 1000 Illust. Preis Mk. 6.50. Prosp. gratis.



Emil Wünsche AKT. GES. für PHOT. INDUSTRIE.
REICK bei Dresden.
Neueste Schlitz-Verschluss-Camera: Victrix
gedeckter Aufzug.
Nur ein Handgriff für Aufzug und alle Schlitzbreiten.
ALLE ARTEN KLAPP- & FILM-CAMERAS.
NEUESTE MODELLE.
Man verlange Preisliste.



Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

UM SCHLANK ZU WERDEN ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **„Pilules Apollo"** auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt **übermässigen Embonpoint** unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von **Fettleibigkeit** beiderlei Geschlechts. Flacon mit Notiz Mk. 5,30 franko. Ratié, Apoth. 5, Pass. Verdeau, Paris. Depots: Berlin, B. Hadra, Apoth. Spandauerstr. 77; für Oesterr-Ungarn, Török, Königsg. 12, Budapest.





94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von **Johannes Richard zur Megede**

(Fortsetzung)

Modeste flüsterte, auf einmal sehr nüchtern geworden: „Es darf mich niemand hier sehen! Ich trete rasch ins Nebenzimmer. Und, Herr Romeit," fügte sie hastig hinzu, „Sie werden vergessen, was ich gesagt habe. Ich habe beinah Angst . . . Und nicht wahr! Sie werden bleiben?" Sie hielt ihm die Hand hin. Er beugte sich auf die Hand, sie zu küssen.

„Nein, nicht so, nicht so! Sie sollen mir nur versprechen, daß Sie schweigen werden und nie etwas tun."

„Ich werde schweigen, und ich werde bleiben, weil's gnädiges Fräulein befehlen."

Modeste verschwand in der Kammer. Die blonde Jungfer kam aufgeregt herein: „Ach Gott, Herr Inspektor, ach Gott! Wo ist denn das gnädige Fräulein? Die Herrschaften sind zurückgekommen — und nun soll ich schuld sein. Die alte Mamsell kriegt ja immer recht . . . Und Sie



Ein vergnügtes Stündchen. Nach dem Gemälde von Wladimir Magidey (München)

sollten mit Leuten und Laternen auf der Stell' kommen ... Der Alte hat sich schon ganz heiser geschimpft."

„Ja, ich komme sofort," antwortete er und knöpfte die Jagdjoppe zu.

Als die beiden gegangen, schlüpfte Modeste lautlos in den Park.

*

Nach einer Viertelstunde kam der Stern von Barginnen wie von ungefähr im Schlosse an.

„Da ist sie ja," lispelte der alte Lindt herzlich erfreut.

„Da bist du ja, Modeste!" sagte die Mutter gleichmütiger. „Ich wußte ... "

„Nein, du wußtest gar nichts, Louise!" rief zornig der Alte. „Aber das kommt alles von der Schwefelbande, den Inspektoren, das fährt zum Grog und läßt Gut Gut sein ... Man ist eben viel zu gutherzig, viel zu gutherzig!"

Modeste erzählte angesichts dieser Erregung eine schnell erfundene Geschichte, daß sie nämlich im Park herumgegangen sei, dann bei Lehrers am Fenster der Musik zugehört habe. „Ich hatte wirklich keine andre Wahl, Papa."

„Ja, ja, Kindchen," beruhigte der Alte, „die Hauptsache ist, daß du wieder da bist ... Aber der Lehrer," fuhr er sich erbosend fort, „ist erst recht 'n gemeiner Kerl, ganz wie der Romeit, aufsässig und unzufrieden." Er fuchtelte während- dem mit einem Brief, der ihm wahrscheinlich größere Qual verursacht hatte als Modestes Ver- schwinden. „Da hat man nun dem Kerl aus reiner Menschenfreundlichkeit die neue Schule ge- baut — 'n Palais einfach! Aber die Regierung fürchtet sich ja direkt vor diesen Schulmeistern — Und da beschwert sich der Kerl jetzt wieder wegen des Richtstrohs. Es wäre überhaupt kein Richt- stroh und muffig und vom vorigen Jahre. — Dabei habe ich es selbst ausgesucht. — Aber die Gesellschaft steckt ja sämtlich unter einer Decke. Und der Romeit hatte noch vor fünf Minuten die Frechheit, mir zu sagen, daß es gar kein Richtstroh gewesen wäre, und er hätte es nur auf meinen besonderen Befehl geschickt ..." Der alte Knochenmehlhändler hatte sich ganz atemlos gelispelt. „Und wenn's auch zehnmal kein Richt- stroh gewesen wäre und muffig und vom vorigen Jahr — das weiß ich ebensogut — aber der Schulmeister wird doch nicht mit seinem Patron debattieren dürfen über Recht oder Unrecht! Da hört ja die Weltgeschichte auf ... Mag er bei der Regierung klagen, ich lasse mich auf nichts ein — nichts!" Und er faßte instinktiv nach der Westentasche, wo der Geldschrankschlüssel so sicher geborgen war.

Die Mutter Lindt, ohne Nerven wie stets, sagte nur: „Aergere dich doch nicht, lieber Mann, über diese gemeinen Menschen! Es lohnt sich nicht." Zur Tochter aber wandte sie sich miß- billigend: „Bei Lehrers am Fenster zu stehen und zuzusehen, wie das Geburtstag feiert, das schickt sich nicht! Du hast überhaupt zuweilen gewöhn- liche Passionen, wie Erika ganz richtig schreibt ... Vergiß, liebe Modeste, nie, was du deinem Stande schuldig bist!"

Modeste, die heute nicht auf Standesrücksichten gestimmt war, antwortete sehr kühl: „Ja, Mama, dann hätte eben das Haus nicht abgeschlossen sein müssen, worauf ich wirklich nicht vorbereitet war."

„Oder du, liebes Kind, hättest nicht aus Gumbinnen zurückkommen müssen, worauf wir erst recht nicht vorbereitet waren."

Der Alte, dessen Liebling Modeste immer gewesen, antwortete darauf würdig: „Doch besser so, daß du wiedergekommen bist, Modestchen! Königsberg kommt noch später zurecht ... Ich habe seit neulich so meine Gedanken. — In der Gegend bleibst du vielleicht gerade, liebes Kind."

„Oder ich bleibe vielleicht gerade nicht, lieber Papa!"

„Das wird sich finden. Ich weiß, was ich weiß. Im übrigen übereile ich nie etwas."

Modeste ging früh zu Bett. Schlafen konnte sie nicht. Sie war unzufrieden mit dem Tag und mit sich. Woher eigentlich diese plötzliche Wallung von Vertrauen, Freundschaft? Allen gegenüber hütete sie ihr Herz, log — diesem Mann allein gab sie das Innerste preis, war rücksichtslos wahr. — Hatte die Mutter am Ende doch recht mit ihrer Warnung? ... Und dann war's ihr doch wieder ein heiß prickelndes Gefühl, wenn sie dachte, daß ein Mann bereit war, auf einen Wink von ihr zu töten. Es war ein schauerlich schönes Gefühl.

XII

Weihnachten kam, Lindtsche Weihnachten. Die Zimmer ein wenig wärmer, die Lichter ein wenig heller. Unter dem Tannenbaum nüchterne Geschenke, statt des Lieblingswunsches Geld. Herr Romeit war nach Hause gefahren. — Sonst die gewöhnliche Weihnachtsgesellschaft. Arsils mit dem kleinen Dagobert, Frieda. Der Graf kon- ferierte den halben heiligen Abend wegen eines Fischotters mit dem Gärtner; die Gräfin revidierte habsüchtig alte Truhen. Frieda saß den ganzen Tag am Klavier. Festfreude empfand eigentlich nur der kleine Dagobert, der das ganze Schloß mit dem Knall seiner neuen Peitsche erfüllte. Am heiligen Abend wurde Tee getrunken. Die Gegend passierte Revue. Herr Lindt ging mit dem Licht- löscher um den Baum, und wenn eine Flamme nach einem Zweig haschte, dämpfte er die Freude.

„Ach, laß doch 'n bißchen brennen, Papa," rief Modeste, „es riecht so weihnachtlich!"

„Damit das ganze Haus nächstens absengt!" brummte er ... „Da ist mal wieder mit dem Wachsstock gequast worden ..."

„Modeste und ich haben's getan," sagte der Graf scharf. „Ich dächte, das wäre recht gleich- gültig, ob ein bißchen mehr oder 'n bißchen weniger Wachs verbraucht wird an solch einem Tage."

Der Alte senkte das Lichthütchen. „Ich meine ja auch nur so ..." Es gab einen gewissen gräflichen Tonfall bei seinem Schwiegersohn, der den alten Knochenmehlhändler auch unfehlbar dämpfte.

Die ewig handarbeitende Mutter sah mit leisem Vorwurf zu Erika auf.

„Ich möchte eigentlich morgen allein zu Falkner 'rüberfahren," sagte der Graf lässig. „Ich habe ihm Grüße zu bringen von einem Petersburger Diplomaten, der die schönste Frau der Welt haben soll, nur wird sie niemals gezeigt, weil sie ent- weder Migräne hat oder im Auslande weilt. Ständige Frage im Klub, wenn ein Neuer kommt: ‚Haben Sie die entzückende Gräfin Soundso schon gesehen?' — ‚Nein. Sie?' — ‚Ich leider auch nicht.' — Darauf ein wieherndes Gelächter allerseits, in das der gute Ehemann am kräftigsten mit einstimmt. Er hat nämlich seine Frau, glaube ich, auch noch nicht gesehen."

Die Gräfin Arsil verzog darauf lächelnd den Mund und versuchte gleichfalls eine vornehme Geschichte zu erzählen. Jedoch der Gatte, der diese Geschichte zur Genüge konnte, wiegelte ab. „Die Großfürstin später, liebe Erika!"

Modeste fuhr sich mit beiden Händen nach den Ohren: „Um Gottes willen nicht nochmal die Großfürstin! Ich weiß noch genau. Du hast sie gegrüßt und sie hat dich wieder gegrüßt, und dann hat sie ein Taschentuch verloren und du hast's ihr gebracht, und sie hat gesagt: ‚Merci, madame!'"

Darauf befremdliches Schweigen.

Nach einer Weile Erika eisig: „Modeste hat sich ja sehr zu ihrem Vorteil verändert."

„Habe ich das? Außerordentlich gnädig!" gab der Stern von Barginnen spitz zurück, stand auf und ging hinaus.

Die Familie schaute ihr etwas kopfschüttelnd nach. „Sie hat Manieren, lieber Papa, Manieren! Was habe ich immer gesagt, Mama, Frieda?"

Darauf der Graf versöhnlich: „Wundert mich allerdings auch. Sie war sonst auf dem Groß- fürstinohr gar nicht taub. Vielleicht Nerven ... Ich mag sie aber sehr gern. Wahrscheinlich, weil sie doch am Ende das besitzt, was wir andern am wenigsten besitzen, nämlich Frische ... Sie ist jetzt in dem nihilistischen Alter. Das machen alle jungen Menschen einmal durch ... Und Erika, du erzählst die Geschichte mit der Großfürstin wirklich 'n bißchen oft. Du weißt, glaube ich, schon gar nicht mehr ... Dagobert, lauf und ruf sie wieder 'rein!"

Dagobert, ein sehr gehorsames Kind, ging sofort, aber vergebens.

Modeste war hinabgegangen vors Haus. Es war wahrhaftig nicht die Großfürstin allein, es war vielmehr der Name Falkner von Oed, der sie so gereizt hatte. Die Wunde brannte noch immer, tat so weh. — Und wenn ihr Schwager nun morgen hinüberführe und wenn der Oed als echter Lebemann doch wortbrüchig würde, durch- schimmern ließe ... Er hatte sie ja tatsächlich in seinen Armen gehalten und mit seinen Küssen bedeckt! — Das „Nachher", lieber Gott, wer glaubt denn das nach dem „Vorher"?!

Es war eine klare, kalte Sternennacht mit dem freudigen Festglitzern, der reinen Winterluft; weihnachtlich auch in ihrer feierlichen Stille. Modeste ging durch den Park. Der Schnee knisterte, ein hungriger Hase sprang aus einem Boskett. Die Fichten, so düster, so majestätisch. — Sie ging durch den Hof. Kein Mensch. Nur die bedächtig malmenden Kühe im Stall, die schnaufenden Pferde, die kindisch bellenden jungen Hunde. Weihnachts- frieden auch hier. Modeste hatte auf einmal die Vorstellung, als kauten die Pferde Weihnachts- hafer und wüßten das. — Sie ging durchs Dorf. Helle, freudige Fenster, wie Widerschein des Christ- festes. Muntere Menschenstimmen, froher Kinder- laut, in dem Lehrerhause wieder Musik — aber ein geistliches Lied. Sie unterschied deutlich die hellen Stimmen der Mädchen, die einst ihre Jugendgespielinnen gewesen. Es wurde ihr fast weinerlich ums Herz. Hier feierte alles Weih- nachten. — Die Herzen warm. Warum war ihre eigne Heimat immer so kalt? — Auch nach dem weißen Birkenwäldchen ging sie. Es war wie unbewußt. Und als sie vor das Haus trat mit den verschlossenen Laden, da suchte sie nach einem Lichtstrahl zwischen den Holzritzen. Sie wäre so gern hineingegangen, hätte mit ihm ge- sprochen von der Kindheit, von Weihnachten, überhaupt von all den schlichten Freuden, die sie eigentlich nie gekannt und die doch hinüberleuchten sollen bis zum Grab. Und einem dunkeln Instinkt folgend sagte sie für sich: „Ich gehöre überall hin, nur nicht in dieses Schloß." — Sie ging zurück. Als sie wieder an dem Stall vorbeikam mit den schnuppernden Hunden, da blieb sie, einem jähen Impulse folgend, stehen und öffnete die Tür. Die braune Gesellschaft quoll aus dem warmen Nest und sammelte sich wedelnd und bellend um den Eindringling. Die Mutter erhob sich nur langsam. Sie waren schon so groß ge- worden, die Kinder, und mehr eine Last als eine Freude. — Modeste erkannte sofort ihren Hund. Er war der dickste und frechste und riß ihr am Kleidersaum. Und sie hob ihn zu sich, ob er sich auch knurrend wehrte, und drückte ihn so fest an die Brust, daß er ängstlich jaulte. Dann schloß sie rasch wieder die Stalltür. Die Mutter heulte auf und kratzte an der Tür. Modeste aber eilte davon mit dem Raub. „Du hast noch so viele! Und ich will auch etwas Warmes haben!"

Am Abend gab's noch einen großen Kampf wegen des Hundekorbes und der Hundedecke, die das Turmzimmer entweihen sollten. Aber Modeste drückte ihren Pflegling nur um so fester an das Herz: „Es ist mein Weihnachtsgeschenk. Ich be- halte ihn, was ihr auch sagt!"

„Ich schmeiße die Töle zum Fenster heraus," drohte Frieda.

„Ja, versuch's nur! Aber ich will's dir nicht raten ..." Sie ging auch gleich darauf in das Turmzimmer und hüllte den sich wild Sträubenden warm ein.

*

„Ja, sie hat sich doch sehr zu ihrem Nachteil verändert. So 'was Gewöhnliches! Ich weiß wirklich nicht, ob man sie jemals wieder auf- fordern kann," sagte Erika abends im Schlaf- zimmer zu ihrem Gemahl.

Er aber, der doch auch Herzensaristokrat sein konnte, antwortete nur: „Liebes Kind, keine alt- adligen Airs, wenn's sein kann! ... Gerade, daß sie sich den Hund gegen euch alle erkämpft hat — das imponiert mir. Er ist übrigens von einer tadellosen Mutter. — Und laß, bitte, ein für

allemal die Großfürstingeschichte! Sie fällt mir nächstens auch auf die Nerven."

Die Folge dieser Unterredung war, daß Erika sich bewundernd in ihrem Stehspiegel besah und dabei die merkwürdige Entdeckung machte, daß sie doch eigentlich viel mehr Gräfin als er Graf. Die gute Erika! Sie war des alten Knochenmehlhändlers echteste Tochter.

XIII

Am ersten Feiertage war die Familie frühzeitig nachmittags weggefahren. — Der Graf allein nach Eyselin zu Falkner von Oed, Lindts nach Bussardshof. Modeste hatte Kopfweh vorgeschützt und blieb im Schloß. Sie war so froh des Alleinseins! . . . Jetzt erst duftete ihr der Weihnachtsbaum, jetzt erst wärmte sie der Ofen. Der kleine, braune Unhold sprang kautschend umher, nagte an den Sofatroddeln, erboste sich über den eignen Schwanz, bis er endlich todmüde auf dem Teppich einschlief. Modeste saß dabei, die „Christmas Carol" von Dickens in der Hand, die sie sonst herzlich gelangweilt hatte. Der milde Zauber der Weihnachtsbekehrung, der dieses Kinderbuch für Erwachsene so weich umfließt, floß auch in ihr Herz. Sie hatte die dunkle Vorstellung, daß Viktor Scrooge eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben könne — freilich nur im Bösen . . . Dann sah sie wieder auf den warmen, weichen, braunen Unhold, der, gerade erwachend, sie mit törichten Kinderaugen anblinzelte, und sie sprach rasch: „Aber ich bin keine Scrooge, ich will keine sein!" Und der Hund streckte sich gähnend, und Modeste setzte sich zu ihm auf den Teppich und sie begannen beide zu spielen wie töricht glückliche Kinder — bis der Unhold plötzlich laut blaffend nach der Zimmertür schoß, aber schon auf halbem Wege sich in einem großen Salto mortale überschlug.

Der alte Eller streckte gleich darauf den Kopf herein — er war sehr festtäglich angezogen mit Bratenrock, Begräbniszylinder und Leichenbitterhandschuhen.

„Aber so kommen Sie doch 'rein, Ellerchen!" rief Modeste.

Er verzog nur pfiffig das Gesicht. „Ich deer' nicht, gnädiges Fräulein! Der Kreth frißt mich am Ende mit Haut und Haaren auf. Um den alten Krippensetzer wär's nicht schad! Aber um den neuen Zylinder. Ich hab' ihn nämlich erst vor zehn Jahren gekauft." Er trat vorsichtig näher. Der Hund, der inzwischen seine Gesinnung geändert hatte, wollte ihm wedelnd die Stiefel lecken. „Der Kreth frißt wahrhaftig Wichse! Sehen Sie doch, gnädiges Fräulein! So 'n Gourmand — bildet sich ein, 's wär' Kaviar . . . Den ich da neulich auf dem Reserveball gegessen habe, der schmeckte akkurat wie Stiefelwichse. Ich sagte das auch mit vollster Anerkennung dem Wirt. War der Kerl da aber boßig! Ich dacht' schon, er wollte mich direkt in 'n Kaviarfäßchen stecken, wie neulich der Königsberger Ingenieur seine Frau in die Blechkist'! . . . Ich macht', daß ich fortkam. — Irgend so 'n Engländer haben sie mal in der Weintonne ersäuft . . . Der Wirt 'n baumstarker Kerl und ich man so 'n Heemske! Das wär 'n Spaß gewesen . . ." Dann gab er Modeste die Hand und tätschelte sie zwischen seinen alten, runzligen Händen: „Aber so 'n warmes, weiches Patschchen! — Und wie warm und gemütlich heut alles bei Ihnen ist! Was haben Sie nur angestellt? Ihr gutes Papachen hält doch für gewöhnlich immer auf Kaltheizen."

„Ellerchen!" drohte sie.

Er machte sein heiligstes Gesicht. „I, wo werd' ich! Ihr Vater ist 'n Gentleman durch und durch, fehlt nur noch der Adel."

„Danach drängt sich Papa gar nicht."

„Na, 'ne Gräfin ist schon im Haus!" Dann blinzelte er wieder: „Fehlt nur noch 'n Prinzeßchen. Wie wär's denn, gnädiges Fräulein? Statt der Nachtmütz 'ne Kron' . . . Ich möcht' nicht, das sag' ich Ihnen gleich."

„Ich auch nicht, liebes Ellerchen."

Und dann mußten sie beide über diese Vorstellung lachen.

Der braune Unhold hatte derweilen die Tischdecke herabzuzerren versucht, jetzt wendete er sich wieder liebevoll zu Herrn Ellers Stiefeln. „Ja, ja, leck, mein Sohn! Gibt nicht alle Tage Kaviar und Reserveballe . . . Wenn's dir nur bekommt. Meinen Stiefeln bekommt's ganz gut."

„Pfui, schäm dich," rief Modeste. „Hierher!" Der Unhold versuchte gerade seine Zähne an einem Stuhlbein.

Der alte Eller sah lächelnd zu. „Kindereien! Aber Kindereien gehören eben zum Leben. — Wenn ich so den kleinen Lorbaß hier ansehe, wie er springt und sich seines Lebens freut — und daneben der Weihnachtsbaum, dann denk' ich in meinem Sinn: warum hast du eigentlich den Anschluß verpaßt, Eller? — Erst konntste nicht und dann hättste können — und dann tatst d'es doch nicht — und so bist du 'n alter Kerl geworden! Was hast du nun eigentlich vom Leben? Bißchen 'rumtreiben bei den Nachbarn, sein Skatchen spielen. Dabei lern' ich den verfluchten Skat nie. Im Grunde doch ein verfehltes Dasein! Und immer vergnügt — nicht wahr? Aber so, wie ich tue, so bin ich gar nicht. Und nun schon gar Weihnachten! Zu Hause halten mich am ersten Feiertage keine zehn Pferde . . . Ich hab' sonst was gegen Geistliche und Mediziner. Die einen vergraulen einem jedes Vergnügen hier, und die andern zeigen immer nach 'm Himmel. — Und wenn dann wieder so 'n junger Arzt in die Gegend kommt, dann müssen auch gleich die Kirchhöfe erweitert werden . . . Aber, ‚Erst' Feiertag' geh' ich immer in die Kirch'! Meistens nachmittags — da sind nicht so viele geputzte Leute da, nur so 'n paar alte taube Mutterchens, die immer stöhnen und nicken — und unsereiner, der doch auch mal wieder zu seinem Herrgott sagen möcht': ‚Na, vergib mir wieder auf 'n Jahr meine Sünden! Aendern kann ich mich nicht mehr — dazu bin ich zu alt. Und wenn ich auch unter die Zöllner und Sünder ganz unten gehör', immer besser noch als so 'n feister Pharisäer! . . .' Dabei wird mir immer ganz weich zumute, ich fang' an zu gransen wie 'n altes Weib und schäm' mich auch gar nicht . . . Und ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich aus der Kirch' geh', ich habe das ganz sichere Gefühl, der alte Herrgott hat mir meine Sünden doch wieder vergeben! — Heute wollte ich eigentlich den Vikar hören, nicht den alten ‚Rundbrenner'. Der Vikar — ich weiß nicht, ob Sie ihn schon mal gehört haben, gnädiges Fräulein —, das ist so 'n vernünftiger Mensch. Der predigt immer nur: ‚Kindlein, liebet euch untereinander!' Und davon spricht er eine geschlagene Stunde und länger, und wie die Liebe hier unten und da oben das Oberste sei und daß die Welt aufhören müßte, wenn die Liebe aufhörte. Und das ist alles so schön und so einfach gesagt, und wenn man aus der Kirch' kommt, dann sucht man ordentlich nach dem Bettler, dem man fünf Dittchen geben könnt' . . . Aber heute wollte es das Unglück, daß der ‚Rundbrenner' auch den Nachmittag predigte! Sie kennen doch den ‚Rundbrenner' — den Alten mit der Perück', der immer so salbadert. In Insterburg hat er in jeder Kneip' 'n Buddelchen Rotwein hinter der Gardine stehen, und da macht er seine Rundgänge, bis er seinen inneren Menschen genügend erleuchtet hat. In der Kneip' ist er ganz nett, in der Kirch' kann ich ihn nicht leiden. Und ob er sich nun heut geärgert hatte, daß er zweimal predigen mußte, oder sonst was los war, kurz und gut, er fing auch gleich an zu donnern: die Völlerei und die Trunksucht, und daß die in Litauen zu Haus wär' und die Wurzel von allem Uebel. Schlug auf die Kanzel und paukte auf die armen Seelen ein, daß die alten Weiberchen nur so gluckften und immer krümmer wurden und verzagter. Ich kriegt' wahrhaftig selbst 'n Schrecken wegen meiner regelmäßigen Grogstund'! . . . Nachher bost' ich mich mächtig. Ich war schon drauf und dran, 'rüberzurufen: ‚Na, Pfarrerchen, Sie sind wohl nicht aus Litauen? — Denken Sie lieber an vorige Woch' im Kasino von den Zweihundertsiebenundvierzigern, wie Sie da immer lutschten und lutschten von dem guten Bordeaux!' . . . Zu Haus wollt' er damals überhaupt nicht, 's war 'ne Heidenzucht. Ich nahm den alten Herrn unter den einen Arm und ein Leutnant nahm ihn unter den andern, hinten mußte noch 'ne Ordonnanz schieben — und so packten wir ihn glücklich in 'n Schlitten. Ich rief noch dem Kutscher nach: ‚Mein Sohnchen, daß du nicht etwa den hochwürdigen Herrn aus der Pelzdeck' verlierst! 's wär' 'n großer Verlust für die Christenheit und für die Weinhändler!'" Der Alte lachte und freute sich seiner gottlosen Zunge, bis er endlich gutmütig, wie immer, einlenkte: „Ich übertreib' auch immer, gnädiges Fräulein! 's war natürlich nicht halb so schlimm . . . Und glauben Sie's mir oder glauben Sie mir's nicht: mir ist selten ein Kirchgang so nahegegangen wie heute! Wie sich nämlich der Mann genügend ausgedonnert hatte, da sah ich mich so in der Kirch' um. Und da, ganz hinten auf einer einsamen Bank, da kniet' das Fräulein aus Bussardshof. Sie ist ja doch man so 'n reizendes Hauchchen — und es war so kalt auf den alten Fliesen! Aber sie kniete und betete so inbrünstig, daß die ganze zarte Gestalt zitterte. Ich weiß nicht, ob sie geweint hat — sie hielt immer den Kopf so ganz tief . . . Und es war so ein verzweifeltes Flehen, wie ich's nie gesehen . . . Mir wurden die Augen dabei selbst ganz naß, und ich hätte aufstehen mögen und zu ihr hingehen und sagen: ‚Gnädiges Fräulein, beruhigen Sie sich doch! Sie sind so ein rührendes Geschöpfchen, jeder Mensch weiß, daß Sie überhaupt gar keiner Sünde fähig sind. Sehen Sie mich alten Sünder an! Dem vergibt der Herrgott alle Weihnachten doch immer wieder . . . Und nun gehen Sie getrost heim, es ist viel zu kalt für so 'n zartes Wesen wie Sie!' — Auf dem Ball neulich habe ich ihr noch gesagt: ‚Gnädige Baroneß, Ihr Haarkranz funkelt wie ein Diadem.' Sie lächelte so matt, aber so lieb dazu. ‚Verwöhnte Leut',' dacht' ich. Und wenn's nicht am Ende schon damals eine Märtyrerkrone war, die sie trug?" Er fuhr trübe fort: „Wer kennt denn die Menschen und ihre Schmerzen? Wir wissen doch eigentlich voneinander so gut wie nichts . . . Da ist nun alles, was Glück scheint, beisammen: das reizendste Mädchen, was ich nur überhaupt denken kann, reich, vornehm, herzensgut — ich möchte ihr immer die Hände und die Füß' küssen, wenn ich sie seh', so was unendlich Liebes hat sie — und alles Schein, Schein! Kein Glück, kein Stern . . . Doch ein merkwürdiges Ding um das Glück! Die es nicht suchen, denen fliegt's über Nacht zu, und die es haben, die haben es ganz gewiß nicht."

Auch Modeste war ernst geworden: „Ellerchen, so hab' ich Sie noch nie gesehen!"

Der Alte lächelte. „Und damit man nur gar nicht auf den Gedanken kommt, es könnte auch glückliche Menschen geben — es war schon nach der Predigt, und die alten Weiber schnaubten sich die Nas' — da geht eine Seitentür auf. Ein Herr im Fahrpelz kommt 'rein. Es war der Baron aus Eyselin. Tritt, als wenn er nur allein in der Kirch' wär', vor das alte Marienbild in dem Seitengang, schlägt sein Kreuz, faltet die Hände . . . Ich konnte so gerade das Profil sehen. Hochmütig ist er und bleibt er auch vor seinem Gott! Ob er wirklich gebetet hat, weiß ich nicht. Sind sonst Stockkatholiken, die Falkners. Es muß ihm aber doch so nach Beten zu Sinn gewesen sein, sonst wär' er nicht in ein protestantisches Gotteshaus gekommen. Nach fünf Minuten geht er auch schon wieder. ‚Herrgott,' denk' ich, wie ich ihm so in die Augen seh' — ‚das ist doch ein ganz andrer Mensch, als den du kennst . . .! Ein Mensch, der mit seinem Schöpfer hadert und rechtet und mit Gewalt vom Himmel herunterreißen möchte, was der ihm nicht geben will! Und so 'n heißer, sündiger Blick! . . .' Da faßte ich mich nachher erst recht an die Stirn und sagte mir: ‚Da hast du erst recht falsch taxiert, Eller! Einer, der alle Freuden des Lebens ausgekostet hat und alle Sünden begangen und nun froh ist, mit seinen Erfahrungen allein zu sein, blasiert und kühl und von sich selbst überzogen.' Jawohl, Eller! So dachtest

du — hier aber siehst du das wahre Gesicht. Das ist ja ein ganz andrer, ein leidenschaftlicher Mensch, der noch lange nicht ausgelebt hat, der sein Leben erst beginnen möchte und vielleicht in der Kirche weiter nichts gewollt hat, als den Satan um eine sichere Hand bitten beim nächsten Duell! . . . Denn, gnädiges Fräulein — man jagt Vollblutpferde für achttausend Mark für nichts und wieder nichts nicht zuschanden — da steckt immer 'n Weib dahinter! Und wenn die Betreffende verheiratet ist, so möcht' ich dem Ehemann schon raten, sich schleunigst einzuschließen, sonst kommt er zur Strecke. Kein Falkner von Oed ist zu taxieren. Und wenn's um die Weiber geht, da wollen sie alle Blut sehen!" Er hielt inne. „Ich alter Duschack! . . . Ich sollte doch dreißig und mehr Jahre noch zurückdenken können! Es war auch in der Kirche und an derselben Stelle, wo der stand, da stand sein . . . Ja, gnädiges Fräulein. Ich weiß manches, was mancher nicht weiß. Stirbt mit mir, war beinah' schon gestorben . . . Aber manchmal stehen ja auch Tote wieder auf."

Modeste blickte gleichgültig zum Fenster hinaus, obgleich sie innerlich bebte. „Ich glaube, die Falkners taugen überhaupt nicht viel . . ."

„O, o!" antwortete der Alte, „davon weiß ich gar nichts! 's sind vornehme Leute."

„Ich weiß nicht . . ."

„Nun, dann lassen Sie sich sagen, gnädiges Fräulein, wenn's mir mal schlecht gehen sollte, ich geh' nicht zu meinem Bruder, auch nicht zum langen Wagner, auch nicht zu Ihrem Vater — zu dem nun schon ganz gewiß nicht! — aber ich gehe zu dem Baron in Eyselin, und wenn der mir helfen kann, hilft er mir. Da ist der Onkel wie der Neffe. Die sind unbändig hochmütig und sehen kein Geschöpf als ihresgleichen an, und wenn's einem gut geht, kennen sie unsereinen schon gar nicht — aber wenn's einem schlecht geht, da helfen sie und geben, was sie können. Aber um Gottes willen keinen Dank! Das ist so Familienverrücktheit . . . Nein, nein, gnädiges Fräulein, lassen Sie mir die Falkners zufrieden, sonst werde ich giftig! . . . Den jungen Baron kann kein Mensch hier leiden. Hochmütige Bestie! Lebemann und so weiter! Stimmt alles! . . . Und trotzdem sage ich Ihnen, wenn Sie mal nicht aus und ein wissen, dann kommen Sie um Gottes willen nicht zu mir, dann gehen Sie zu dem Oed und sagen Sie: ‚So und so, Herr Baron — und nun Ihr wahres Gesicht!' Und wenn überhaupt einer den Nagel auf den Kopf treffen kann, so trifft der ihn . . . Aber wie gesagt, es muß Ihnen schlecht, sehr schlecht gehen."

„Ich werde ganz bestimmt zu ihm gehen, ganz bestimmt, Ellerchen," antwortete sie höhnisch.

„Und vielleicht gehen Sie doch einmal, gnädiges Fräulein; das Leben ist lang und Sie sind jung."

Sie stand auf. „Da sei Gott davor!"

„Aber Fräulein Modeste, was haben Sie auf einmal gegen den Falkner? Das ist doch verdächtig!"

Da zwang sie sich zu einem halben Lachen: „Nichts, Ellerchen, nichts! Ich wollte Sie bloß etwas ärgern."

Das Mädchen brachte den Kaffee. Der Christkuchen duftete. Der braune Unhold hob interessiert die Nase.

Der alte Eller trank etwas zerstreut, während Modeste lustig scherzte. „Was haben Sie nur eigentlich, Ellerchen?"

Er fuhr sich übers Gesicht. „I, ich weiß nicht! Ich muß immer wieder an die Kirche denken . . . Der eine geht in die Predigt einmal im Jahr, wischt sich 'n Tränchen aus 'm Gesicht und verspricht — ich verspreche immer, ich halt' nur nicht — und geht kreuzfidel wieder 'raus. Und der andre betet und kasteit sich Tag und Nacht und hat eigentlich gar nichts auf dem Gewissen und geht aus der Kirche trauriger als er 'reingekommen ist. Ob das nun an den Nerven liegt oder an der sogenannten Lebensauffassung? — Ich bin ein alter Bauer, was weiß ich von Nerven und Lebensauffassung und so modernen Sachen . . . Wenn ich aber verheiratet wäre und 'n Bengel oder 'ne Marjell hätt', das allerdings würde ich ihnen mit dem Kantschu einbleuen: ‚Guck nicht immer in 'n Himmel, damit du nicht auf der Erde auf die Nase fällst! Und horch nicht immer nach rechts und nach links, damit du selber denken lernst! Und wenn dir einer oder eine wirklich lieb ist, da frag nicht erst lange deine Eltern!' . . . Denn die Eltern, die denken immer nur an den warmen Ofen im Alter. Ich mein' aber, daß es besser ist für die Menschheit, wenn's ein junger Mensch recht warm hat, mag er dann im Alter frieren. Denn ich habe nun einmal etwas gegen die sogenannte Vernunfts- oder Verstandesehe. Was kommt denn dabei 'raus? Labbriges, blutarmes Zeug! . . . Aber wenn ich so 'n Paar frische, junge Menschen sehe, die so recht verliebt sind, das ist mir 'ne Freud', da werd' ich selbst warm. Das gibt doch ganz andre Rasse! . . . Wenn ich aber so nach Königsberg komme, Paradeplatz — die Marjellens da, eine senkrückige, bleichsüchtige Gesellschaft, wenn man ihnen so nachsieht. Da hat die Mutter vielleicht 'n Buckel gehabt und 'n Million drauf, und der Vater ist dafür Graf gewesen und 'n ausgemergelter Kerl . . . Was tue ich mit dem Geld und dem Namen allein? Mitnehmen kann ich beide nicht."

„Sie haben eigentlich viel gedacht, Ellerchen!"

Er schlug mit der Hand in die Luft. „Mit dem Mund, gnädiges Fräulein, mit dem Mund! Taten sind nicht."

Der braune Unhold hatte sich wieder über eine dicke Lehnstuhlquaste hergemacht und riß und riß mit aller Kraft. Der Gast saß interessiert und lächelte für sich. Endlich eine letzte Anstrengung — ein wehmütiges Knarren — der Unhold schwang seelenvergnügt die braune Quaste im Maul. Modeste rief ärgerlich: „Du bist ja ein gräßlicher Hund!" Und wollte ihm die Quaste entreißen. Doch der braune Unhold sprang unter den Weihnachtstisch und kaute behaglich.

Der alte Eller lachte: „I, lassen Sie ihm doch den Spaß, gnädiges Fräulein! Heut ist Erst-Feiertag."

„Auf keinen Fall tue ich das." Und sie zog auch gleich darauf die greulich zerfetzte Quaste unter dem Tisch vor.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wegen einer Quaste, die schon vorher nichts wert war, ärgern Sie sich und sind auch noch dem armen Tier gram . . .! Ich mein' vielmehr, in dem Köter steckt 'n Philosoph, aber 'n praktischer, ohne Brill'! Da können Sie was lernen . . . Der reißt und reißt an der Quaste, bis er sie glücklich los hat. War ganz unbändig glücklich damit! Des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich . . . Er wollt' Ihnen aber eigentlich nur aus lauter Dankbarkeit zeigen, der Hund, wie man das Leben anfassen muß: ‚Nicht nachlassen!' — Da steckt Weisheit drin. — Aber wir zotteln 'n bißchen an der Quast' und an der Quast' und verzotteln unsre Kräfte und kriegen schließlich nicht die kleinste los . . . An einer Quaste reißen, an einer einzigen, bis man sie los hat: das ist's!"

Modeste lachte, während sie die Quaste mit einer Stecknadel wieder am Stuhl zu befestigen suchte. „Sie sind doch ein Philosoph!"

„Aber ein vierbeiniger, mit langen Ohren und einem dicken, grauen Fell," wehrte er.

Das Mädchen kam und fragte, ob sie die Lampen bringen sollte. Es war schon ganz dunkel. Der alte Eller wollte aufbrechen. Modeste aber ließ ihn nicht. „Ausreißen ist nicht! Sie haben mich so wie so schon so kompromittiert durch Ihren ganzen Besuch — jetzt müssen Sie warten, bis Papa kommt, und in aller Form um mich anhalten."

Der Alte schmunzelte und faßte schmeichelnd nach der Mädchenhand: „Ich möcht' schon, ich möcht' schon! . . . Aber da würden Sie doch höllisch den Unterschied merken zwischen Theorie und Praxis. In der Liebe gibt's nun einmal nur die Praxis."

„Dann warten Sie wenigstens auf Ihre Skatpartie und den Grog!"

„Das ändert die Geschicht'! Für die Karten und den Grog wird man nie zu alt."

*

Die beiden Schlitten kamen für Modestes Weihnachtsgefühle viel zu früh zurück. Zuerst der Graf, sehr befriedigt. „Doch kolossal vornehmer Zuschnitt in Eyselin! Alte, schöne Sachen, alter, gutgeschulter Diener, englische Tischzeit. Ueberhaupt ganz andre Atmosphäre . . . Meines Auftraggebers erinnerte er sich nur flüchtig. Erinnert sich wahrscheinlich immer nur an Auftraggeberinnen . . . Reist übrigens noch heute abend. Koffer wie ein Fürst. Weiß noch nicht, ob Aegypten oder Algier . . . Muß es doch dazu haben . . . Möchte auch ganz gerne . . . Doch sehr grand seigneur, der Falkner, liebenswürdig, international . . . Es gab sich ganz von selbst, daß wir Französisch sprachen . . . Ich kann's ihm allerdings nicht verdenken, liebe Modeste, wenn er in dieser Gegend nicht aushält. Sonst ist er 'n bißchen sehr reserviert. Aber das wird man immer auf Reisen." Der alte Lebemann sprach aus ihm, der sich gern vergangener Zeiten erinnerte. Es war so ein ganz andrer Ton. Modeste erkannte den einsilbigen Schwager kaum wieder. Der alte Eller aber sagte harmlos blinzelnd: „Ja, ja, Herr Graf, wenn ein Graf und ein Baron so zusammen gewesen sind, dann hört man das noch tagelang am Tonfall."

Der Graf wandte sich lächelnd um. „Ja, lieber Herr Eller, ich weiß schon, was Sie meinen. Von Ihrem Standpunkt aus ganz richtig! Für mich aber finde ich es ganz gut, daß man den andern Tonfall wenigstens zuweilen wiederfindet."

Er wollte weitersprechen. Aber im Nebenzimmer klangen Stimmen.

„Ich glaube, Herr Lindt . . ."

„Ja, was Sie glauben und was ich will, ist meistens was höllisch Verschiedenes, lieber Herr Romeit! Der Hofmannsfrau ist eben nicht zu helfen. Der Arzt kann da gar nichts tun. Aber anstatt daß sich die Leute ins Unvermeidliche schicken, kommen sie ewig gelaufen, haben Wünsche . . . Der Arzt ist für sie natürlich 'ne angenehme Unterbrechung, namentlich, wenn er noch Portwein verschreibt . . . Ja, für wen sind denn eigentlich die Pferde da? Für meine Leute oder für mich? — Ich kann Ihnen nur sagen, ich würde als Inspektor meine Pflichten gegen den Prinzipal ganz anders aufgefaßt haben! Aber die Herren Inspektoren sind ja stets auf seiten der Leute . . . Uebrigens Sie kriegen wieder Ihren roten Kopf, Herr Romeit — ich habe nichts, gar nichts gegen Sie gesagt! Sie suchen wieder in den harmlosesten Bemerkungen eine Spitze. Die Pferde sind weg, der Doktor wird kommen, da ist ja gar nichts mehr zu redressieren . . . Es sind die unverschämten Forderungen der Leute, gegen die ich Front mache, nicht gegen Sie, lieber Romeit."

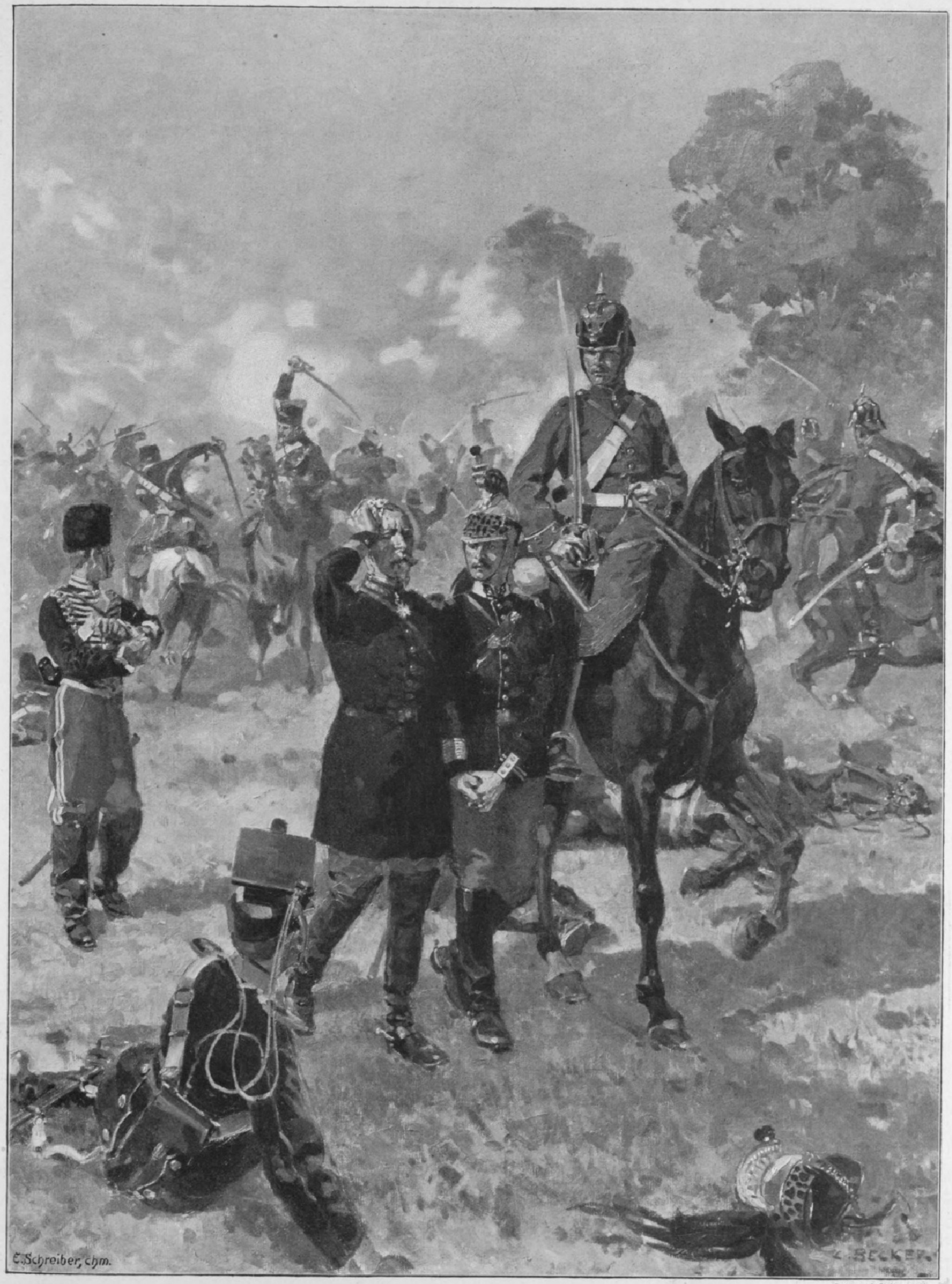
Indessen boten die unfreiwilligen Zuhörer im Weihnachtszimmer ein sehr verschiedenes Bild. Der Graf besah mit einem eigentümlichen Lächeln seine Nägel. Modeste saß mit gefalteter Stirn, der alte Eller aber schlug sich mit einem Falzbein, das er vom Schreibtisch entwendet hatte, ärgerlich aufs Knie: „Es ist auch nicht mehr zu hausen mit dem Volk! Ich kann's keinem Besitzer verdenken."

Der Stern von Barginnen warf einen grünlich schillernden Blick auf die beiden Herren und dachte: ‚Ihr seid doch feige, feige wie alle Männer!'

Die Tür wurde geöffnet. Herr Lindt trat würdig ein, hinter ihm Herr Romeit, im schwarzen Sonntagsrock. Der Sonntagsrock wandte Modeste den Sinn. Er sah wieder so unausstehlich hölzern aus, der junge hübsche Mensch!

Dann kamen die Mutter und die Schwestern. Die Kartentische wurden aufgestellt im Nebenzimmer, Herr Romeit spielte mit als ziemlich gedankenloser vierter Mann. Modeste war's recht, daß sie ihn nicht sah. Sie hörte lieber zu, wie die Schwestern von Bussardshof erzählten; daß Judith langweilig, die Mutter zerstreut und der Vater mit seinem Gichtbein doch eigentlich sehr beklagenswert sei. Der alte Egoist stand ihnen natürlich am nächsten. Das Herzblut aber, das stumm und schwer aus zwei siechen Frauenherzen sickerte, was wissen davon Lindts!?

(Fortsetzung folgt)



(Text auf Seite 1033)

Der erste gefangene General 1870. Nach dem Gemälde von Carl Becker (München)

(Das Original im Besitz des Schleswig-Holsteinischen Dragonerregiments Nr. 13 in Metz)



Schloß Klitschdorf, Eingang an der Südfront

Schloß Klitschdorf in Niederschlesien

Von

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Bruno Goebel & Co. in Lorenzdorf)

Dunkel und ungewiß ist die früheste Geschichte Schlesiens, sogar der Ursprung seines Namens ist gänzlich unbekannt. Boberrana wurde einst jener Landstrich genannt, das jener ungebärdige Nachbar der wilden tückischen Neiße, der Bober, durchströmt. Die Wenden beherrschten im sechsten Jahrhundert diesen schlesischen Gau, der durch die Mehrzahl seiner Ortsbenennungen noch heute seine slawische Vergangenheit verrät. Als später der germanische Stamm der Thüringer das Land unterjochte, wurden seine alten Bewohner von den Siegern zu Knechten erniedrigt, und so entstand auch aus dem Worte Slawe der Begriff „Sklave“.

Doch die Thüringer mußten bald dem ungestümen Vordrängen der Franken weichen, die ihr Gebiet bis ans Riesengebirge, den alten Wohnsitz der Vandalen, ausdehnten. Und wieder später, vom achten bis zehnten Jahrhundert, gehörte dieser Teil Schlesiens dann zu Böhmen, von dem er sich aber bald, zu einem nicht ermittelten Zeitpunkte, wieder losgerissen hatte. Bis ins dreizehnte Jahrhundert übten hierauf eigne Piasten, polnische Landbesitzer, die Herrschaft über das Land aus, die sich dann im Laufe der Zeit die Herzogskrone aufs Haupt setzten. Unter diesen alten Herzögen war Bolco I. von Schweidnitz, der Große genannt, einer der mächtigsten und bedeutendsten. Er war es auch, der die Festen Bolcoburg, Kynast, Fürstenstein und Klitschdorf erbaute. Noch heute blicken diese steinernen Zeugen einstiger Macht und Größe, als verfallene Ruinen die beiden ersteren, als prächtige Schlösser die zwei letzteren, ins umliegende Land.

Schloß Klitschdorf, an dem freundlichen Flüßchen Queiß sich erhebend, der schöne Herrensitz des Fürsten Friedrich zu Solms-Baruth, ist es, mit dem sich die folgenden Zeilen eingehender beschäftigen sollen.

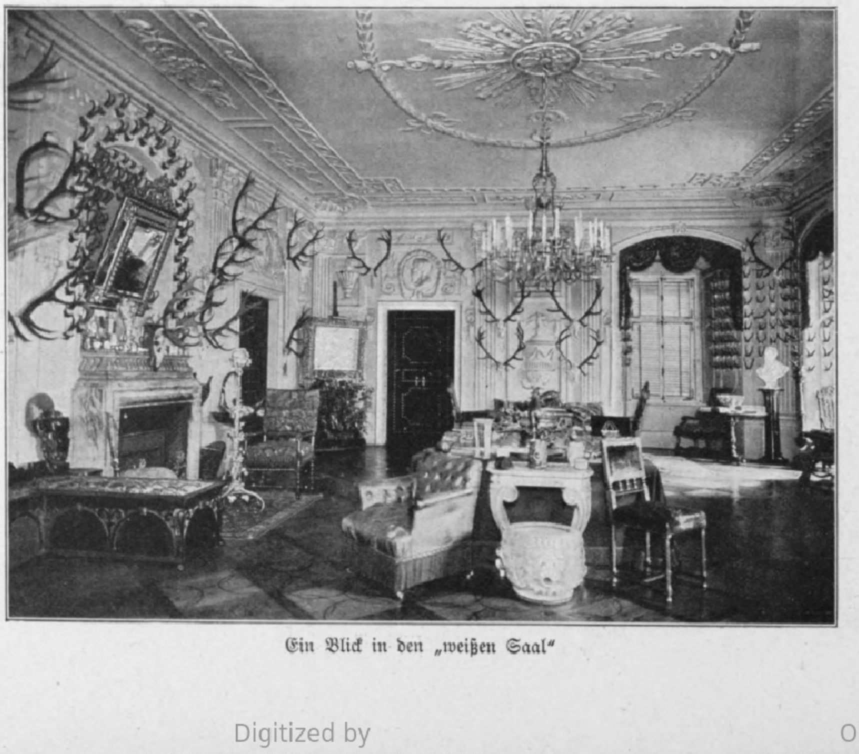
Das Schloß wurde bereits um das Jahr 1297 durch den vorgenannten Herzog Bolco I. auf einer Art rings von Sümpfen und Wasser umgebenen, unzugänglichen Insel erbaut, erwies sich daher als ein schon durch die Natur geschützter sturmfreier Platz und berechtigt zu der Annahme, daß es nicht bloß, wie jedes Schloß im Mittelalter, mit Wällen, Graben und Brücken versehen sein, sondern auch zu einem ganz besonders festen Stützpunkt der damaligen Herzöge aus dem Bolconengeschlechte dienen sollte.

Als dann im vierzehnten Jahrhundert die Herzöge von Schlesien Vasallen der Krone Böhmens wurden, fiel auch Schloß Klitschdorf an den König Wenzeslaus von Böhmen, der im Jahre 1387 einen Ritter Coppe von Czedlitz damit belehnte. Doch nicht lange war Coppe von Czedlitz Herr auf Klitschdorf, denn schon wenige Jahre später trat er den gesamten Besitz an Nickel von Rechenberg auf Primkenau ab. Länger als zwei Jahrhunderte gebot dann dieses Geschlecht in den Mauern des alten Schlosses, bis es von diesem im Jahre 1631 an die Freiherren von Schellendorf abgetreten wurde. Fast hundert Jahre herrschten hierauf die Schellendorfer in dem festen Platze. Als dann aber Anno 1703 mit Maximilian von Schellendorf der letzte Sproß des alten Freiherrnstammes ins Grab sank, kam Klitschdorf an die Grafen von Frankenberg und von diesen im Jahre 1747 an das alte Grafengeschlecht derer von Promnitz. Doch kein günstiges Geschick waltete über den Häuptern jener edeln Sippe, denn kurz hintereinander starben die letzten Agnaten des Promnitzer Hauses, und mit dem Tode des allein noch Zurückgebliebenen, des Grafen Siegfried, erlosch im Jahre 1760 das alte Geschlecht der Promnitzer für immer. Das Klitschdorfer Erbe fiel hierauf, laut letztwilliger Verfügung des so früh aus dem Leben geschiedenen Grafen Siegfried, zu einem Drittel an die Mutter desselben, einer geborenen Gräfin von Reuß. Die beiden andern Drittel des weit ausgedehnten Besitzes, zu dem unter anderm auch die Herrschaft Wehrau zählte, erhielt die jugendliche Witwe des Grafen, die aus dem Hause der edeln Herren zur Lippe entsprossen war. Diese vermählte sich 1764 zum zweitenmal mit dem Grafen Johann Christian zu Solms-Baruth, auf den dann nach dem frühen Ableben seiner Gemahlin die großen Domänen von Klitschdorf und Wehrau im Jahre 1766 teils durch Erbschaft, teils durch Kauf in ihrer ganzen Ausdehnung samt dem Klitschdorfer Schlosse übergingen und sich seither im Besitze des gräflichen, seit 1888 in der Primogenitur in den preußischen Fürstenstand erhobenen Hauses derer zu Solms-Baruth befinden. —



Aus dem Speisesaal

Schloß Klitschdorf erweckt, wie es sich in seiner heutigen äußeren Gestalt dem Beschauer darbietet, noch ganz den Eindruck eines imposanten alten Herrensitzes. Mit seinen mächtigen Türmen und Zinnen, seinen massigen Fundamenten und Mauern vertritt es jenen echten Typus historischer Schlösser, an denen die alles nivellierende Zeit scheinbar ohnmächtig genagt und gerüttelt hat. Efeuumrankt erhebt es sich, von dem holden Zauber der Romantik



Ein Blick in den „weißen Saal“



Schloß Klitschdorf in Niederschlesien, vom Park aus gesehen

umwoben, mitten aus der grünen Umrahmung des weit ausgedehnten prächtigen Parkes. Hohe Portale führen den Besucher in die geräumigen hellen Höfe und von da in die mit seltenem Glanze ausgestatteten inneren Räume. Als ich den Fuß über die Schwelle setzte und das vornehme Vestibül und Treppenhaus an der Seite des mich freundlich willkommen heißenden Fürsten betrat, erkannte ich sofort den ausgeprägten jagdlichen Charakter der Ausschmückung des ganzen inneren Schlosses. Gleich am Fuße der Treppe streckt ein gigantischer Bär, eine stolze Jagdtrophäe des Fürsten, seine riesigen Pranken dem Fremdling kampflustig entgegen. Von den Wänden der hohen Halle dräuen die vielzackigen Geweihe der Zwanzigender, das mächtige Horn des Steinbocks und die hauerbewehrten Köpfe der Wildeber herab. Dazwischen hängt, umrahmt von Hunderten der Gamskrickel und Rehgehörne, die zottige Decke des Auerochsen, des gewaltigen Urs unsrer vorzeitlichen Wälder, der heute innerhalb Deutschlands nur mehr in dem berühmten Wildparke des Fürsten von Pleß, des Schwiegervaters des gegenwärtigen Herrn auf Schloß Klitschdorf, in Freiheit gehegt wird, und dort auch durch die sichere Kugel des Fürsten zu Solms zur Strecke gebracht worden war.

Sehr erwähnenswert ist unter den eleganten, behaglichen, im modernen Geschmack unsrer Tage gehaltenen Interieurs besonders der im Erdgeschoß liegende hohe Speisesaal, mit seiner eingetäfelten gewölbten Decke und seinen schönen großen Wandgemälden, deren weidmännische Motive sich stilvoll den zahlreichen Hirschgeweihen anpassen, die rings die Seitenwände des weiten Saales schmücken. Unmittelbar neben dem Speisesaal liegt der sogenannte weiße Saal, der ohne jede Ueberladung gleichfalls aufs prächtigste ausgestattet ist und dessen Dekoration ebenfalls die Hauptliebhaberei des heutigen Besitzers jenes selten schönen Schlosses, das edle Weidwerk, merklich zutage treten läßt. An diesen letzteren Saal schließen sich dann noch eine Reihe schöner Salons, deren nähere Schilderung jedoch zu weit führen würde.

Wie schon erwähnt, ist Schloß Klitschdorf von einem ausgedehnten, sorgsam gepflegten Parke umschlossen. Weite Fernsichten und geschickt gewählte Durchblicke gewähren bei einer Wanderung durch die schattigen Baumhallen dieses Parkes unter andern auch eine entzückende Aussicht auf die blaue Kette des Riesengebirges mit der Schneekoppe. Ich hatte Gelegenheit, gleich am ersten Tage meines Besuches bei den fürstlichen Herrschaften den Park durch eine genußreiche Rundfahrt mit dem Fürsten noch näher kennen zu lernen, und kann ihn nach seiner ganzen Anlage nur mit dem weltberühmten, durch den Fürsten Pückler geschaffenen Park in Muskau vergleichen, bloß daß der Klitschdorfer Park mir noch ausgedehnter erscheint und durch seinen reichen Wildbestand fast noch großartiger wirkt. Von meinen vielen Besuchen auf deutschen Edelsitzen her kann ich mich auch nicht erinnern, jemals das Wild in so großer Fülle

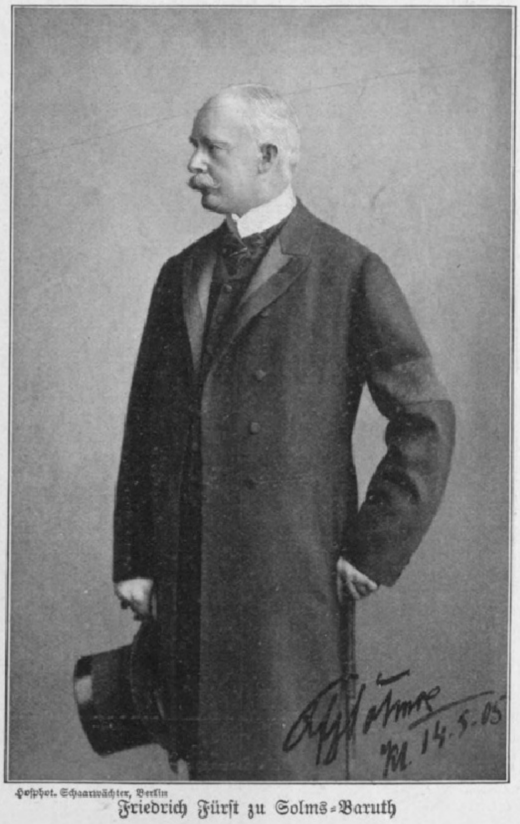


Das Wappen der Fürsten zu Solms-Baruth



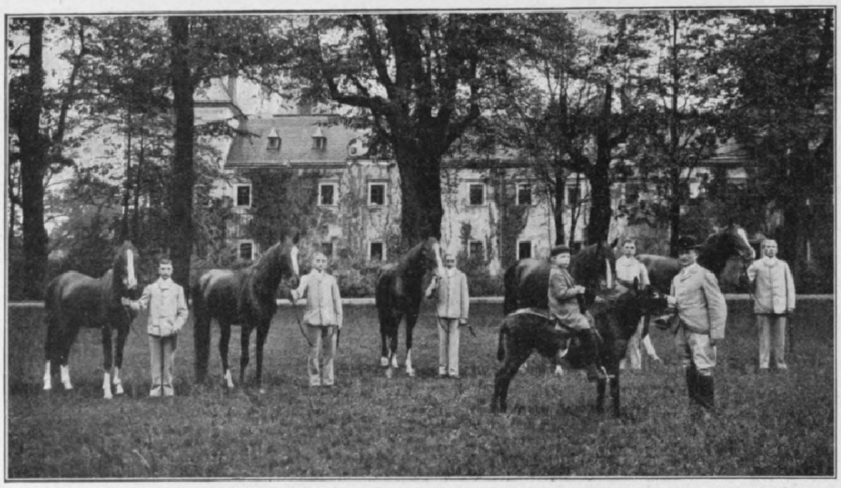
Hofphot. Schaarwächter, Berlin

Luise Fürstin zu Solms-Baruth



Hofphot. Schaarwächter, Berlin

Friedrich Fürst zu Solms-Baruth



Die fünf Hengste, auf dem Esel im Vordergrund Graf Johann Georg zu Solms-Baruth

gesehen zu haben, wie auf Klitschdorf. Rechts und links vom Wege, der bald oben auf hügeliger Lehne durch Wald und Wiesen führte, bald unten im Tale sich durch grüne Matten dahinwand, zog das Hoch- und Damwild in ganzen Rudeln vorüber, der vielen Rehe und kleineren jagdbaren Tiere dabei gar nicht zu gedenken.

Neben der Jagd erstreckt sich aber die Vorliebe des Fürsten auch auf die Zucht edler Rassepferde. Ein eignes Gestüt gestattet die Pflege dieses zweiten ritterlichen Sportes. Es war mir vergönnt, an der Seite meines freundlichen Gastgebers auch diese Stätte zu besuchen, und ich hatte dabei gleichzeitig das Glück, das wohlgelungene Ergebnis einer Kreuzung zwischen echten Araberhengsten und englischen Vollblutstuten zu studieren. Welch herrlicher Anblick, diese edeln Rosse, mit dem feinen zarten Kopf ihres arabischen Vaters, der kräftigen und doch so wohlproportionierten Muskulatur ihrer englischen Mutter, so ganz in der Nähe, in Freiheit vorgeführt, bewundern zu können! Mutwillig und feurig, und doch auch wieder etwas ängstlich über die Anwesenheit eines ihnen Unbekannten, stürmten die munteren Fohlen an uns vorbei und ließen sich zum Schlusse, der ungebundenen Bewegung froh, nur recht widerwillig zurück in ihre Stallungen führen. Eine Auswahl der schönsten Hengste, die aus dieser Kreuzung stammen, sind bereits in Dienst gestellt.

Zwischen der Pflege und Aufzucht dieser edeln Rassepferde, der Ausübung der hohen Jagd und den Freuden eines behaglichen Familienlebens gleiten die Tage harmonisch und freundlich auf dem stolzen Herrensitze dahin, auf dem Fürst Friedrich zu Solms-Baruth mit seiner Gemahlin, der Fürstin Luise, einer geborenen Gräfin von Hochberg aus dem fürstlichen Hause von Pleß, und seinem kleinen Sohne, dem Grafen Johann Georg, dem jüngsten Sprossen des uralten Solms-Baruther Stammes, am liebsten weilt. Dort widmet sich der Fürst der Verwaltung seiner umfangreichen Besitzungen und vertauscht die trauten Räume seines schlesischen Magnatensitzes mit denjenigen seines Berliner Palais nur dann, wenn ihn sein Amt als Oberstkämmerer des Kaisers und Königs und dasjenige als kaiserlicher Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde nach der Reichshauptstadt ruft. Auch durch die erst kürzlich erfolgte Einreihung des Fürsten unter die Ritter des hohen Ordens vom schwarzen Adler wird er der schönen Heimat öfters entzogen. Ueberhaupt ist es stiller auf Schloß Klitschdorf geworden, seit auch die früh verwaisten Kinder einer Schwester des Fürsten, der Gräfin Helene, die mit dem Grafen Otto zu Solms-Sonnenwalde vermählt war, herangewachsen sind, und nicht mehr wie früher durchtönt der Jubel der frohen Jugendschar der eignen Kinder und derjenigen, die auf Klitschdorf ein neues Heim gefunden hatten, die alten Räume des Schlosses.

Doch auch auf seinem Stammschlosse Baruth in der Mark verbringt der Fürst mit seinem Hause einige Wochen der heißeren Jahreszeit oder zieht dahin, wenn das edle Weidwerk den eifrigen Jäger in die wildreichen Reviere der Baruther Standesherrschaft lockt.

Wenn aber dann die Feste am Kaiserhofe wieder verrauscht sind, wenn das Halali in den Baruther Wäldern verklungen ist, dann kehren die fürstlichen Herrschaften zurück nach Schloß Klitschdorf, der alten ehrwürdigen Feste im schönen Schlesierland.

Und auch mir flossen die Stunden auf Klitschdorf froh und harmlos dahin, und nur zu bald war die Zeit meines dreitägigen Aufenthaltes auf diesem schönen Schlosse verstrichen. Am Vorabend meiner Abreise unternahm ich noch einen längeren Spaziergang an der Seite der Fürstin nach der dicht über dem Queißflusse sich erhebenden, fast wildromantisch gelegenen Bibliothek, zu deren Unterbringung das ehemalige Schloß von Wehrau benutzt wurde. Die Fürstin hatte in liebenswürdigster Weise die Führerrolle durch diese in



Eine Partie aus dem Schloßpark

hohen Regalen untergebrachte Welt jahrhundertelangen geistigen Schaffens übernommen. Einen ganz besonderen Schatz birgt diese reichhaltige Sammlung wertvoller Bände in der berühmten, nur zweimal vorhandenen sogenannten „Lex Salica“ und andern alten deutschen Volksrechten aus dem zehnten Jahrhundert. Das Original der „Lex Salica“ befindet sich aber, um dieses seltene Vermächtnis altdeutscher Gesetzeskunde besser zu hüten, in den feuersicheren Schränken des Klitschdorfer Schlosses. Der Fürst zeigte mir eine große Anzahl von Zuschriften bekannter Gelehrter auf den Lehrstühlen deutscher Universitäten, die mit hohem Interesse Erkundigungen über diese Perle der Wehrau-Klitschdorfer Bibliothek eingezogen hatten.

Leider war für mich die kurz bemessene Spanne dreier Tage zu knapp, als daß ich mich eingehender mit dem Studium jener ehrwürdigen Handschriften hätte beschäftigen können, die neben all den vielerlei andern hervorragenden Sehenswürdigkeiten und dem freundlichen Entgegenkommen, das ich bei Fürst und Fürstin fand, mir stets die Erinnerung an Klitschdorf, jenes schöne alte Schloß im niederschlesischen Gau, wachrufen werden.



Vestibül und Treppenhaus in Schloß Klitschdorf

Sprichwörter des Morgenlandes

Wenn der Kluge allein ist, richtet er sich nach andern — und in der Oeffentlichkeit nach sich selbst.

*

Jeder denkt für sich und die Gelehrten für jedermann.

*

Am freiesten ist der Hoffnungslose.

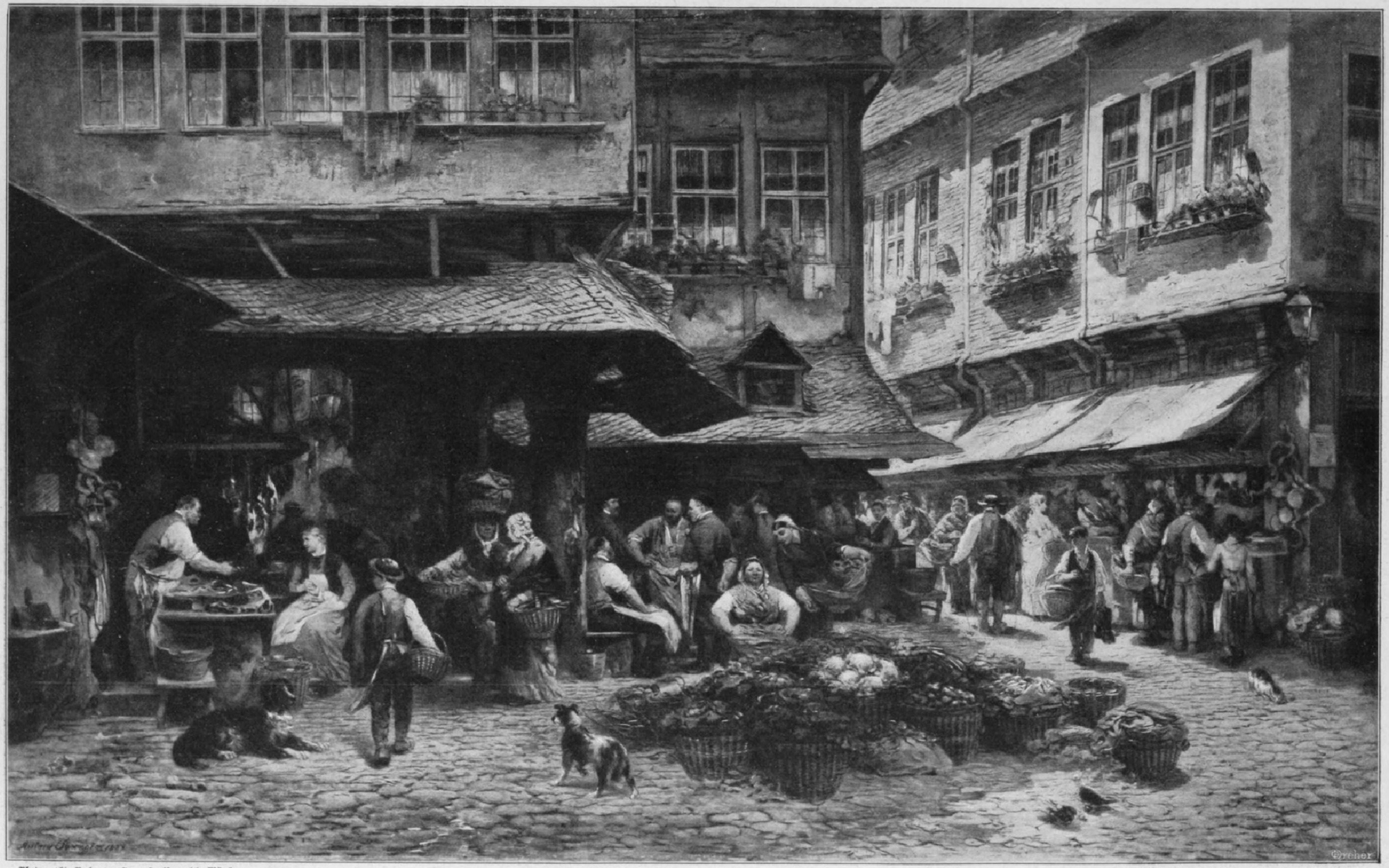
*

Frühstück ihn, ehe er dich zur Nacht verspeist hat!

*

Ueberlaß den Feinden, die Fehler deiner Freunde zu zählen.

Roda Roda



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

(Text unter den Notizblättern auf Seite 1084)

Tuchgaden im alten Frankfurt a. M. Nach einem Gemälde von Anton Burger († 5. Juli 1905)

(Das Original im Besitz der Kunsthandlung von J. P. Schneider jr. zu Frankfurt a. M.)



Dem Gepäckkuli wird nichts zu schwer

Von Nikko nach Chuzenji

Von

Eduard Cucuel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer“)

Einer der entzückendsten und malerischsten Ausflüge in Japan ist der von dem Dorfe Hachiischi nach dem See von Chuzenji, der etwa 1450 Meter hoch im Gebirge liegt, 13 Kilometer von Nikko. Es ist eine Reise, die einerseits von fast allen die Tempel von Nikko aufsuchenden Touristen und anderseits von Tausenden von Wallfahrern gemacht wird, die aus religiösen Gründen die Besteigung des Nantai-Zan, eines der höchsten Gipfel der Gebirgskette, unternehmen. In einer Nacht sollen während der Monate Juli und August 10000 Pilger in dem Dorfe Chuzenji schlafen!

Nikko steht unter anderm in dem gleichen Rufe, dessen sich in Deutschland Heidelberg erfreut, es soll dort fast immer regnen, und ich kann das aus eigner Erfahrung bestätigen, denn ich befand mich dort Tage und Nächte lang an mein japanisches Hotel gebannt, in der Hoffnung, daß der Himmel sich aufklären werde.

Drei aus unsrer Gesellschaft, ein amerikanischer Millionär, ein englischer Geistlicher und meine Wenigkeit, entschlossen sich, den Ausflug zu wagen, und an dem vierten Morgen, der sich warm und hell anließ, brachen wir von unserm Hotel in drei Jinrickschas auf, von denen jede von zwei Kulis befördert wurde, einem vorn und einem hinten (als Schiebebuben). Ein weiterer Kuli war zum Tragen unsers Gepäcks gemietet worden; dieser arme Bursche mußte sich aus Leibeskräften abmühen, gleichen Schritt mit der Jinrickscha zu halten.

Der Weg führte außerhalb des Dorfes an einem Gebirgswasser vorbei, an dessen Ufer auch eine Straßenbahn hinlief, deren Wagen von schweren Ochsen gezogen wurden. Diese Wagen waren mit Fässern voll Kupfer beladen, dem Produkte der großen Kupferminen von Aschio, den reichsten im Lande. Der Weg war äußerst holperig, und wir wurden in unsern Jinrickschas hin und her geworfen wie die Schachtelmännchen, so daß wir mehr als einmal in Gefahr gerieten, in das reißende Bergwasser unter uns geschleudert zu werden. Stellenweise verschwand der Weg vollständig, und wir wurden dann genötigt, auszusteigen, während die Kulis die Rickschas über die gefährliche Stelle trugen. So ging es oft eine Stunde lang, doch langten wir endlich in dem Dorfe Uma-Galschi an, wo die Jinrickschas zurückgelassen wurden, weil der Aufstieg zu steil und uneben wurde und wir deshalb die letzte Strecke zu Fuß zurücklegen mußten.

In Uma-Galschi steht ein großes Teehaus, in dem die Reisenden Rast zu halten pflegen, bevor sie die Tour fortsetzen. Hier trippelten reizende kleine Musmes an uns heran, begrüßten uns mit dem landesüblichen „Oahio!“ und brachten uns zu unsrer Erfrischung heißen Tee, Pfeffermünzküchlein und süßes Backwerk, dabei nicht aus dem Lachen kommend.

Während unsrer Erfrischungspause langte eine ganze Menge japanischer Touristen an, von denen die meisten, von zwei Kulis befördert, in sogenannten „Kigos“ herankamen. Dieses Transportmittel ist typisch für die Gebirgsgegenden Japans. Das Kigo ist eine Art schwebenden Tragsessels, der von einer langen Bambusstange herabhängt und ein Verdeck hat, auf dem das Gepäck des Reisenden befördert wird.

Der Stuhl ist nicht lang genug, daß man sich auf ihm ausstrecken könnte, und das Verdeck nicht hoch genug, daß man aufrecht auf dem Stuhl sitzen könnte; die Japaner bedienen sich seiner, indem sie eine halb sitzende, halb kauernde Stellung annehmen, die für den Fremden äußerst ungemütlich ist.

Die Arbeit der Kulis ist schrecklich. Sie können sich nur 10 Meter vorwärts bewegen und müssen dann stehen bleiben, um ihre Stelle zu wechseln. Ein dritter Kuli folgt von hinten, um seine beiden Vordermänner, sobald eine gewisse Strecke zurückgelegt ist, zu unterstützen. Das Gesamtgewicht des Kigo, seines Insassen und des Gepäcks beträgt mindestens 115 Kilogramm, oft aber noch mehr, und das ist auf engen und schwierigen Gebirgspfaden eine Last, die weit über normale Menschenkraft hinausgeht. Es ist wirklich empörend, wenn man sehen muß, wie ein dicker Japaner es sich nach seiner Art auf seinem Stuhl bequem macht, während die armen Kulis unter der unmenschlichen Last stolpern, stöhnen und schwitzen.

Unser Gepäckkuli war ein wahres Wunder. Auf seinem Rücken trug er ein Bambusgestell, das unsre schweren Reisetaschen, Ueberzieher und Mäntel enthielt, und die schwere Kamera des amerikanischen Millionärs hing ihm um den Hals — und doch schien ihm das kaum nennenswerte Beschwerden zu machen.

Der Aufstieg war prachtvoll. Wilde, zerklüftete Felsschluchten und hoch über uns weiß schimmernde Bergketten, die Hänge ringsum mit dem blutroten und goldgelben Blattschmuck der Ahornbäume bedeckt — den vielgepriesenen Herbstfarben, derentwegen Nikko so berühmt ist — und mächtige Stürze und Wasserfälle, die ihre schäumenden Wassermassen unter betäubendem Lärm in eine bodenlose Tiefe ergossen. Und dabei überall Teehäuser! Wie man in Deutschland und Tirol an fast allen schönen Aussichtspunkten Bierhallen findet, so kann man sich in Japan stets darauf verlassen, an ähnlichen Punkten ein Teehaus anzutreffen.

Hier erfrischten wir uns wieder mit heißem Tee und Pfeffermünzküchlein, während der Kuli sich den Schweiß von seiner nassen Stirn wischte und sich ein Pfeifchen anzündete. Ich zählte im ganzen auf dem Wege aufwärts zwanzig Teehäuser.

Nach einer steilen Kletterpartie von etwa drei Stunden erreichten wir endlich die Höhe des Passes, und der schöne See von Chuzenji breitete seine Silberfläche vor uns aus. Es war in der Tat der Mühe wert gewesen, diese Partie zu machen. Die Bergwände bildeten eine Farbenglut, die sich, soweit unser Blick reichte, auf der kristallenen Oberfläche des mächtigen Sees widerspiegelte. Die Luft kam uns hier viel kühler und frischer vor nach der Hitze der unter uns liegenden dampfigen Täler.

Am See liegt ein reizendes Hotel in japanisch-europäischem Stil, in dem wir frühstückten und uns zugleich der herrlichen Aussicht von der Veranda aus erfreuten. Die Vortrefflichkeit einiger dieser so ganz abseits vom Wege gelegenen japanisch-europäischen Hotels ist wirklich etwas ganz Einziges. Da, wo man erwartet, höchstens das zum Leben absolut Notwendige anzutreffen, findet man luxuriöse Hotels, die im erlesen-japanischen Geschmack erbaut



Auf der Straße nach Chuzenji

sind, während die innere Einrichtung und die Küche durchaus den europäischen Stil wahren.

Etwa 11 Kilometer weiter liegt das Dorf Yumoto mit heißen Schwefelquellen, für die Japaner ein Kurort à la Wiesbaden. Dieses wollten wir vor Nacht noch erreichen, und wir bestiegen deshalb einen langen Sampan mit einem viereckigen weißen Segel, auf dem wir stolz die klaren, kühlen Fluten des Sees durchfurchten. Am Ufer konnten wir eine ganze Reihe von Landhäusern europäischer



Abendlicher Zeitvertreib: Japanischer Fächertanz

Diplomaten gewahren, so reizend gelegen, wie es nur irgendwie in Tirol möglich ist.

An dem andern Ende des Sees von Chuzenji stiegen wir aus und setzten die Tour zu Fuß fort, wobei der Gepäckkuli uns getreulich voranschritt und uns als Führer diente.

Von allen Seiten wieder großartige Herbstfärbung. Ich habe nie etwas wie diesen Farbenglanz und diese Farbenpracht gesehen. Wasserfälle, Teehäuser und endlich Yumoto, als es gerade zu dämmern begann. Ein schöner kleiner See lag friedlich am Hange goldiger Hügel und spiegelte an einem seiner Enden das niedliche Dorf Yumoto wider, 2000 Meter über Meereshöhe.



Ein Ausflug im „Kigo"

Hier lernte ich zum erstenmal durch praktische Erfahrung die japanische Lebensweise kennen. Unser Kuli brachte uns zu einem japanischen Gasthause am Eingange des Dorfes, einem niederen Bauwerke mit einer Veranda im Obergeschosse, auf die sich die papiernen Schiebetüren der Schlafzimmer öffneten.

Unser Wirt begrüßte uns mit tiefen Bücklingen, und zwei lächelnde „Nesans" taten das gleiche; unsre staubigen Schuhe wurden uns am Eingange des Hauses abgenommen und wir erhielten dafür Pantoffeln; dann wurden wir hinauf in unsre „Appartements" geleitet.

Wir erhielten drei Nesans, jeder eine, und ihre Obliegenheit war, für unsre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen und es uns möglichst bequem zu machen.

Wir ließen uns alle auf den Boden nieder, der mit herbeigeschafften weichen Matten belegt worden war, und dann kam der unvermeidliche Tee in Begleitung von warmem Sake.

Unser Wirt erschien während des Tees und machte uns darauf aufmerksam, daß, wenn wir ein Bad wünschen sollten, eine der Nesans uns den Weg zeigen würde; inzwischen werde das Abendessen zubereitet werden. Wir gingen freudig auf das Anerbieten ein. Zunächst legten wir unsre Röcke ab und zogen die Kimonos an, die jedes japanische Hotel seinen Gästen zur Verfügung stellt; dann folgten wir „Ki Ku San" (Fräulein „Chrysanthemum") durch das Dorf zu dem Badehause in der Meinung, dieses sei ein Privatannex des Hotels. Man denke sich daher unser Erstaunen, als Ki Ku San vor einem kleinen hölzernen Schuppen Halt machte, in dessen Innerem sich ein großer Behälter voll dampfenden Wassers befand, und in diesem zehn Frauen, sieben Männer und zwei Kinder, die, bis an den Hals im Wasser steckend, das Schwefelbad in aller Gemütsruhe gemeinschaftlich nahmen. Mitten in der Gruppe entdeckten wir den Kopf unsers Gepäckkulis, der uns, rot wie ein Krebs, vergnüglich angrinste!

Das Zusammenbaden von Männlein und Weiblein mit oder ohne Badeanzug ist in Japan durchaus comme il faut.

Ich war genötigt, Ki Ku San davon zu verständigen, daß eine Teilnahme an diesem Familienbade nicht nach unserm Geschmack sei, und wir kehrten betrübt in unser Hotel zurück, zum größten Mißvergnügen unsers Wirts, der nur unwillig zwei Kulis beauftragte, Wasser von den heißen Quellen nach einigen Badewannen in einem Hintergebäude des Hotels zu schaffen. In diesen nahmen wir dann endlich unser Bad in Anwesenheit des gesamten Hotelpersonals.

Das Abendessen wurde angekündigt, und die drei Nesans erschienen mit lackierten Tragbrettern, auf denen wieder verschiedene kleinere Bretter mit den einzelnen Speisen standen. Sämtliches Eßgeschirr war rot lackiert und goldgemustert. Es gab Suppe mit Zwiebelscheiben und Essig, gesottene Lachsforelle mit Soya, gebratene junge Hühner, Bambussprossen, und dann eine Anzahl spezifisch japanischer Gerichte, die ich weder benennen noch beschreiben kann, die mir aber ungenießbar vorkamen, weil sie samt und sonders einen zugleich süßlichen, säuerlichen und salzigen Geruch hatten. Selbstverständlich gab es auch Reis, einen großen hölzernen Napf mit heißem Reis. Dieser ist gleichsam die Basis oder das Fundament des ganzen Essens; man hält eine Schale voll dicht an den Mund, läßt von jedem Gericht etwas hineinfallen und schiebt es dann mit den Eßstäbchen zwischen die Zähne. Diese Eßstäbchen waren natürlich etwas Selbstverständliches. Ich vermochte mit ihnen auch nicht das mindeste aufzupicken, und schließlich war Ki Ku San genötigt, mich wie ein Kind zu füttern. Der Millionär wurde, als er das sah, ganz eifersüchtig, und seine Nesan mußte es nun auch so machen.

Das Zimmer, in dem wir saßen, war äußerst schlicht und einfach. An zwei Seiten befanden sich papierene Schojis oder Schiebefenster, und die übrigen waren mit verschiebbaren Wandteilen versehen, die, wenn sie sich öffneten, den Einblick in andre, ähnlich eingerichtete Zimmer gestatteten. Von einer eigentlichen Zimmereinrichtung war nichts vorhanden, wenn man dafür nicht die reinlichen Matten am Boden, zwei Kakemonos an den Wänden und eine kleine Hängelampe ansehen wollte. In der Mitte des Zimmers stand ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen für den Teetopf und zum Anzünden der Pfeifen.

Nach dem Essen wurden wir durch drei Tänzerinnen unterhalten, wenigstens tanzte eine von ihnen den anmutigen „Fächertanz", während die beiden andern sie begleiteten, eine auf der „Samesan" (der langen japanischen Gitarre) und die andre mit zwei Hölzchen, die sie zusammenschlug und dadurch einen scharfen kastagnettenartigen Ton hervorbrachte. Sie trugen große Hüte aus Reisstroh, die wie Pagoden aussahen und unter dem Kinn mit Bändern zusammengebunden waren. Ihre Lippen waren rot geschminkt und ihre Kimonos sehr elegant. Während des Tanzes sang die Tänzerin, und ich muß gestehen, es klang, als ob mehrere Katzen eine Versammlung auf dem Dache abhielten.

Aber die Betten!

Ki Ku San geleitete mich, mir mit einer von einem Bambusstabe herabhängenden Laterne voranleuchtend, zu meinem Schlafzimmer. Auf dem Boden lag etwas, das wie ein Haufen bunter, wattierter Kleider aussah; bei näherem Zusehen gewahrte ich, daß es ein Kimono war, in dem ich, wie in einen Sack gehüllt, schlafen sollte; darunter lagen verschiedene Lagen weicher Matten, über die ein weißes Leintuch gebreitet war. Eine dünne runde Rolle, die mit schwarzem Samt überzogen und fest ausgepolstert war, sollte mir als Kopfkissen dienen. Seitwärts stand eine kleine Lampe und eine Kerze. Das war alles.

Nur eine dünne papierne Schoji schied mich von der kalten Bergluft draußen, und ich sah anfangs der Nacht, die ich in diesem nach europäischen Begriffen wenig gastlichen Raum zul ringen sollte, mit gemischten Gefühlen entgegen. Als ich indes einmal in dem dicken Kimono steckte, fühlte ich mich sehr behaglich und warm, obwohl ich wie ein Waltier aussah. Rechts und links ragten meine Arme hervor wie die Flossen eines Seelöwen. Das Kissen erwies sich als etwas hart.

Als ich aufwachte, sah ich das volle Tageslicht schon durch die Schojis hereindringen und Ki Ku San mit heißem Tee auf einem Brette vor mir knien. „Oahio!" sagte sie mit einer tiefen Verbeugung.



Im Hotel zu Yumoto: Ki Ku San bringt das Frühstück

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern von **Rudolf Herzog**

(Schluß)

Emilie lachte. „Geh mit zu uns hinauf, Paul. Willst du?"

„Gern. Dort sind wir auch ungestört. Vielleicht lacht mich der Gustav aus."

„Das wird sich ja nachher finden. Vorher lach' ich nie."

Die Kinder wurden zu Bett gebracht. Es gab kalte Küche und Bier, um Zeit zu ersparen. Dann saßen sie zu dritt um den Tisch. Gustav Wiskotten hielt dem Bruder das Feuer für die Zigarre und sah ihm forschend in die Augen.

„Die Idee," begann Paul Wiskotten, „geht nicht allein von mir aus."

„Ah — eine Idee . . ."

„Ewald und ich teilen uns darein."

„Beide seid ihr nicht auf den Kopf gefallen. Nun bin ich neugierig."

„Es handelt sich um eine Art Modenblatt."

„Bist du toll? — Aber sprich dich nur aus."

„Um ein Modenblatt, dessen Zeichnungen wir unter Musterschutz stellen und dessen Text wir vor Nachdruck schützen. Mit andern Worten: um eine Hausmacht der Firma Gustav Wiskotten Söhne."

Gustav Wiskotten lehnte sich zurück und streckte die Beine lang in die Stube. „Hausmacht? Das läßt sich hören."

„Folgendermaßen, Gustav. Ewald tritt, wenn er seine Studien abgeschlossen hat, bei uns als Zeichner ein. Das steht wohl fest. Er arbeitet ja schon heute ausschließlich für uns. Er wird wohl noch ein paar Semester nach Paris und Brüssel gehen, aber Entfernungen kommen ja nicht in Betracht. Außerdem ist das auch nur ein Uebergangsstadium. Also, er entwirft für uns die Modeartikel, Bänder, Spitzen, Litzen, Posamenterien und was wir im Lauf der Zeit in die Fabrikation aufnehmen. Denn stehen bleiben werden wir ja nicht."

„Nee," sagte Gustav Wiskotten und stieß einen großen Dampfkringel in die Luft.

„Um uns nun von den Grossisten unabhängiger zu machen und das Publikum direkt auf unsre Artikel zu stoßen, wird Ewald außerdem sein malerisches Können verwerten und Kostümbilder zeichnen, deren Spitzen und Bandgarnituren den Hauptanreiz bieten und bis ins kleinste die moderne Schönheit der Wiskottenschen Artikel wiedergeben. Jedes Muster wird noch in Sonderzeichnungen beigefügt. Ich schreibe den Text dazu, erkläre, bestimme den guten Geschmack und zeige, daß auch eine Wiskottensche Feder etwas leisten kann. Wir schließen mit unsern größten Familienblättern Verträge ab und geben das Modeblatt zunächst vierteljährlich als Beilage. Dann kommt es in alle Frauen- und Mädchenhände, die Wiskottenschen Nouveautés werden in Dorf und Stadt unter diesem Namen gefordert werden und die Unkosten sich bald zehnfach bezahlt machen. So. Ich bin fertig."

Gustav Wiskotten hatte längst die Zigarre auf den Aschenteller gelegt, die ausgestreckten Beine zurückgezogen und sich weit über den Tisch gelehnt. Er hatte die Tragweite der Idee sofort begriffen und sein spekulativer Kopf arbeitete sie weiter aus.

„Jungens — ich tu' euch Abbitte. Daß die Kunst auch eine praktische Seite hat — daß ihr Schwarmseelen das herausfinden würdet — für die Fabrik, für die Firma, für die Familie — nee, wahrhaftig, ihr seid mit Wupperwasser getauft, mit unverfälschtem."

„Hältst du die Idee für gesund?"

„Reiz mich nicht. Ich kann doch nicht mit dir zum Oweram gehen. Emilie, hol mal eine Flasche Sekt — Herrje, Emilie, Frau, Kind, ich hab' dich ja in der Aufregung ganz vergessen . . ."

„Aber ich nicht das Märchen vom Arbeitssoldaten . . ."

„Siehst du, siehst du, da kommt er anmarschiert. In der Ferne sieht er was funkeln, was er für seinen Schatz haben muß. Muß! Es gehe, wie es wöll'!"

Emilie lehnte sich mit geschlossenen Augen an ihn. „Du — —!" Dann raffte sie ihr Kleid, nahm das Licht vom Vorplatz und holte aus dem Keller die gewünschte Flasche. Sie rückte den Männern die Gläser zurecht und schenkte ein.

„Und wo bleibst du?"

„Heut trink' ich mit dir."

„Prost Paul! Du und Ewald! Von heut an zählt ihr mit."

„Prost ihr beide. Nehmt's als Hochzeitsgeschenk."

„Wenn du anzüglich wirst, fliegst du 'raus."

„Natürlich! Jetzt, wo das Geschäftliche erledigt ist, bin ich überflüssig."

„Bist du auch, Dichterseele. Trink en bißchen schneller."

„Ich kann ja die Flasche mit auf den Hof nehmen."

„Das könnt' dir so passen. Jetzt, wo du mir warm gemacht hast. Gib mal deine Hand. Gott sei gedankt, daß auch in euch der alte Familiensinn Wurzel geschlagen hat."

„Wir sind doch von einer Mutter — —"

„Vatter nicht zu vergessen. Ohne Sonne keine Freude am Segen."

„Soll ich Ewald schreiben, daß du einverstanden bist?"

„Uebermorgen hat Vatter Geburtstag. Auch Wilhelm kommt zurück. Schreib ihm, er soll sich auf die Socken machen und als Gratulant erscheinen. Nicht als verlorener Sohn. Er hat ja sein Geschenk bei sich. Und abends, wenn wir bei Tisch sitzen, rückt ihr damit heraus und erläutert eure Idee. Ich seh' schon Vatters vergnügte Augen."

„Und dabei ist ihm die Sache selbst egal. Nur daß sie von uns ausgeht, das macht ihm den Spaß."

„Es gibt auch keine schönere Freude," sagte Emilie, „als andre froh zu sehen. Das geht hin und her, und her und hin, wie ein Pendel zwischen den Herzen. Ist es nicht so?"

„Paul, wenn du nu nich nach Haus gehst, fangen wir noch alle an, Gedichte aufzusagen."

Paul Wiskotten machte sich marschfertig. „Er treibt jetzt Literatur, Emilie. Aber sehr mit Auswahl. Den Reuter liest er schon zum drittenmal."

Gustav brachte ihn die Treppe hinab und schloß hinter ihm das Haus. Als er ins Zimmer zurückkam, sah er Emilie unter der Lampe stehen. „Du," sagte er, und seine Augen glänzten, „das ist eine kapitale Idee, die sich die Jungens da ausgeheckt haben. Wenn die realisiert wird —"

Sie lächelte, hob den Arm und drehte das Licht aus. Noch hörte er das leise Rascheln ihres Kleides.

Die Frühlingsnacht blinzelte durch die Scheiben. Ein Streifen silbernen Lichtes glitt vom Fenster bis zu der Tür, hinter der sie verschwunden war. Als hätten ihre Füße die leuchtende Spur zurückgelassen. — —

Seine Augen weiteten sich in der Dunkelheit und hafteten an dem silbernen Streifen. Seine Brust hob und senkte sich unter tiefen zitternden Atemzügen. Ganz knabenhaft traumselig ward ihm zumute. Als huschte hinter jener Tür der Weihnachtsengel einher, entzündete sein Verlangen und dämpfte es wieder zu scheuer Verehrung. Nur ein Schritt bis zur Tür, nur ein Schritt — — Und die Befangenheit löste sich und ging unter in einem Strom starken Glücksempfindens, der aus seinem Kopf die Arbeitsgedanken spülte und aus seinem Herzen, was nicht Emilie hieß.

„Jetzt beginnt," sagte er sich, „der zweite Teil des Märchens vom Arbeitssoldaten." —

Er öffnete die Tür. Auch hier nur ein Streifen des silbernen Lichtes. Aber in dem Licht stand eine junge weiße Frau, die, das schwere Haar für die Nacht aufnehmend, ihm ein blasses Gesicht und stillglänzende Augen zuwandte . . .

Ueber den Fabrikhof ging die Frühlingsnacht.

Kein Wort sprach er. Er schritt auf sie zu, leise und behutsam, und leise und behutsam legte er den Arm um sie. Sie schmiegte sich wie ein Kind hinein, und er drückte sein Gesicht in ihr kühles weiches Haar.

Draußen wuchsen die riesigen Schatten der Fabrikgebäude. Aber in die heimliche Kammer konnten sie nicht hinein. Mehr und mehr füllte sie sich mit dem silbernen Schein der Lenznacht.

Ein einziges, tiefes Schweigen —

Doch an dem pochenden Leben, das er im Arme hielt, fühlte Gustav Wiskotten, daß er lebte und weshalb er lebte.

X

„Hallo! Ewald! Steig aus!"

„Paul! Guten Tag! Bist du mir entgegengekommen?"

„Hast du Gepäck? Nein? Um so besser. Na, nun komm schon, der Zug geht weiter."

Ewald Wiskotten sprang aus dem Coupé. „Das ist doch erst Elberfeld."

„Ich dachte, du würdest für die letzte Strecke einen Marsch durch das Tal vorziehen. Da hab' ich's auf gut Glück gewagt und bin dir entgegengefahren. Hab' ich das Richtige getroffen?"

„Du wolltest mir wohl Gelegenheit geben, mich zu sammeln? Gesteh's nur."

„Nein, Junge, das hast du nicht nötig. Aber das Tal solltest du zuerst wiedersehen, im Arbeitskittel, mit seinen rauchenden Schloten und seinem Maschinengerassel. Dann findest du dich nachher schneller in seinen Menschen zurecht."

„Also Abhärtungskur . . . Jedenfalls war es freundlich von dir, an mich zu denken."

Als sie durch die Straßen schritten, blieb Ewald Wiskotten vor einem Hause stehen: „Weißt du, wer hier wohnt?"

„Keine Ahnung."

„Mein verehrter Kollege, der Maler Weert. Ob ich mal einen Sprung zu ihm hinauf tue?"

„Wenn's dich nicht aufregt?"

„Das kann höchstens ernüchtern. Fünf Minuten, wenn du willst. Nur sehen möcht' ich, ob es wirklich Menschen gibt, die ewig hinter verlorenen Idealen hertrauern, statt sich neue anzuschaffen."

„Leute, die nie Ideale gehabt haben, meinst du."

Ewald Wiskotten stieg die Treppe hinauf und klingelte. Dasselbe zottelige Dienstmädchen öffnete und ließ ihn ohne weiteres ins Atelier. Und auch hier war alles wie vordem. Inmitten eines Wustes von Trödelkram lag der ergraute Maler auf einem Runddiwan und verschlief den Tag. Und von der Staffelei lächelte van Dycks jugendschöne Marchesa Spinola gütig herab auf den alten Vaganten, der einmal seine Jugend für Talent gehalten und hier wie dort die Entwicklungszeit verbraust hatte, bis ihm von beiden nur — die Kopie in Händen geblieben war.

Der junge Mann betrachtete ihn aufmerksam. Das weingerötete Gesicht war vergrämt in die Kissen gedrückt. Farbe und Ausdruck des Kopfes kontrastierten seltsam miteinander.

‚Vielleicht träumt er gerade,' dachte Ewald Wiskotten, ‚er nutzte die Jugend nach seinen Gaben und nicht nach seinen Begierden, damit er im Alter vor den Leuten nicht zu lügen braucht. Das muß der furchtbarste Gedanke in der Einsamkeit sein: weniger zu sein, als man sich nach außen den Anschein gibt. Nein, ich will ihn nicht wecken. Die Zeit hat nur Wert für ihn, wenn er sie verschläft!'

Leise ging er zur Tür zurück. Das Bild der Marchesa Spinola sah ihm lächelnd nach. „Ich komm' auch zu dir," sagte er ruhig, „all die Schönheit finde ich auch, wenn schon auf anderm Wege."

„Bist du weiser geworden, Ewald?"

„Wenn Weisheit Zielbewußtsein ist . . ."

„Weißt du, was Moltke einmal im Deutschen Reichstag gesagt hat? ‚Nur in der eignen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.' Das trifft auch auf den einzelnen zu."

„Ich hab' die meine jetzt erkannt. Nun kann es noch Ueberraschungen, aber keine Enttäuschungen mehr für mich geben."

„Frohe Ueberraschungen."

„Solche, die wir uns selber bereiten, Paul."

„Schau mal über die Straße. Ist das nicht der alte Korten mit seiner Frau?" Er winkte

dem greisen Paare fröhlich zu. „Sie sind stehen geblieben. Da müssen wir sie wohl begrüßen."

„Guten Tag! Guten Tag, meine Herren! Ist das nicht Ihr Herr Bruder, Herr Wiskotten? Ei natürlich, ich erinnere mich. Ich danke Ihnen eine schöne Stunde der Kunstbegeisterung, und mein Gedächtnis bewahrt die großen Erinnerungen als seinen köstlichsten Schatz. Denken Sie, ich war bei Bismarck."

„Soeben sprachen wir von Moltke."

„Das lobe ich, meine Herren. Die heiligen vaterländischen Namen sollen immerdar von Mund zu Munde gehen. Aber ich — ich habe leibhaftig im Sachsenwalde vor unserm Bismarck gestanden!"

„Sie waren bei Bismarck?"

„Ja, meine jungen Freunde, ich, der alte Korten, habe zu Ostern selbst mit dem Reichsschmied gesprochen."

„Er hat mich schön blamiert," klagte das Mütterchen.

„Das kann ich nicht glauben, Frau Korten," begütigte Paul Wiskotten.

„Meine treue Zeltgenossin," belehrte der alte Dichter, „weiß nicht oder will nicht wissen, daß der Humor die Quintessenz aller Lebensweisheit ist. Daher liebten die Größten aller Zeiten im Verkehr den humoristischen Ton."

„Lassen Sie sich nur erzählen, was er da wieder angestellt hat."

„Ja, Herr Korten, was die Frau will, will Gott. Nun müssen Sie beichten."

„So hören Sie denn, meine jungen Freunde. Ich war mit einer Schriftstellerdeputation aus vielen deutschen Städten im Sachsenwald. Zwischen den Eichen hervor tritt der Fürst, Deutschlands herrlichste Eiche. Einer der unsern hielt eine Ansprache. Der Fürst antwortete volltönend. Und dann redete er gemütlich den einen und den andern an, und ich merkte wohl, daß er die Schlagfertigkeit des deutschen Dichtergeistes auf die Probe stellen wollte. Plötzlich fällt sein Auge auf mich. Bismarcks Auge, meine Herren! Und Bismarcks Hand lag in der meinen! Ja, in der meinen — —"

„Darauf können Sie aber doch stolz sein, Frau Korten."

„Laß er et nur auserzählen."

Der greise Dichter lächelte behaglich. „Wir hatten Schriftstellerabzeichen an den Röcken. Einen goldenen Rittersmann mit eingelegter Lanze. Und der Fürst tippt auf das Zeichen auf meinem Rockaufschlag und fragt: ‚Wen stellt der vor?' — ‚Durchlaucht, den edelsten Ritter, Sankt Georg.' — ‚Ja,' sagt Bismarck und zwinkert mir zu, ‚ich sehe aber den Drachen nicht.' — Und ich verstehe und antworte stramm: ‚Unsre Drachen, Durchlaucht, haben wir zu Hause gelassen.'"

Neckend stieß er seine Lebensgefährtin in die Seite.

„Aber das ist doch prachtvoll, Frau Korten," lachten die Wiskottens.

„Weil et Sie nich trifft. Aber sagen Sie selber: Wat soll der Bismarck nu eigentlich von mir denken!"

„Ich werde ihm die Sache schriftlich auseinandersetzen," versprach Paul Wiskotten dem ärgerlichen Mütterchen, „und ich werde hinzufügen, daß man Ihrem Mann als Dichter nichts glauben darf."

„Dat kann ihm gar nix schaden." Und sie trennten sich.

„Wenn der alte Herr demnächst in den Himmel einrückt, wird dort große Verlegenheit herrschen."

„Weshalb?"

„Weil er schon auf Erden zeitlebens im Stande der Unschuld war. Da hört das Avancement auf."

„Was der Weert an Idealen zu wenig hat, hat er zu viel."

„Er hat überhaupt nur Ideale. Ob Republik oder Monarchie, ob Sommer oder Winter — er schlägt begeistert die Harfe."

„Das Leben muß Steigerungen haben, Paul. Nur nicht versanden! Ob der Sand schwarz oder weiß ist, gilt gleich."

Sie kamen auf Barmer Gebiet und schritten rüstiger aus. Daheim versammelte sich bald die Familie.

„Ist noch Zeit, einen kleinen Umweg zu machen, Paul?" fragte Ewald Wiskotten, als sie den Mittelpunkt der Stadt, den Altenmarkt, erreicht hatten. „Bitte, sag ja. Nur bei Kölsch guten Tag sagen möcht' ich."

„Kölsch ist noch in der Fabrik. Es geht auf sieben."

„Ich wollte Anna begrüßen."

Paul hob den Kopf, sah den Bruder lächelnd an und schlug den Weg zu Kölschs Wohnung ein. Ernst Kölsch öffnete.

„Du bist hier? Ernst? Hast du Ferien gemacht?"

„Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Ich muß nach Italien."

„Du mußt?"

„Gewollt hab' ich nicht. Aber meine Zeit mußte sich wohl ‚erfüllet' haben. Der Rompreis ist mir in den Schoß gefallen. Eine ernste Mahnung."

„Du willst nach Rom?"

„Du hörst doch: ich muß!"

„Nun mach mal keinen Unsinn. Wie ist das gekommen?"

„Gott, der Akademiepreis war fällig. Irgend so 'ne milde Stiftung zur Aufrechterhaltung der Streberei. Unsre Meisterschüler haben die Oelfarbe reinweg gesoffen, aber auf der Leinwand war trotzdem nix von einem Farbenrausch zu verspüren. Der Professor rief den Himmel zum Zeugen an, daß Totschlag verboten sei. Ich muß ihm wohl beigestimmt haben, denn er schnauzte mich gewaltig an. ‚Sie hätten's Talent, wenn Sie nur wollten!' Um dem aufgeregten Mann zu beweisen, daß er im Unrecht sei, spannte ich einen Blendrahmen und pinselte drauf los. Der Kerl aber wollte sein Unrecht nicht einsehen, trommelte das Kollegium zusammen, und ich kriegte den Preis. Morgen muß ich fort von hier."

Ewald Wiskotten schüttelte ihm die Hand. „Ich gratuliere, Ernst, von ganzem Herzen."

„Nanu? Möchtest du nicht lieber an meiner Stelle sein?"

„Ich gehöre an meine Stelle. Deshalb steht mir Rom doch offen."

„Bravo, Ewald. Jetzt hast du die richtige Kunstanschauung. Ob Leinwand oder Musterbogen: das Können tut's."

„Ist Anna zu Haus?"

„In der Küche. Kommt herein."

„Ewald hat nur eine Bestellung. Wir müssen gleich weiter. Zu Haus ist Geburtstagsfete."

„Wie ihr wollt. Den Weg kennst du ja, Ewald."

Er war schon auf dem Gang, öffnete die Tür und stand in der Küche.

„Annchen! Annerl!"

Sie fuhr herum, starrte ihn groß an und fiel ihm stürmisch um den Hals. „Junge — —! Junge — !" —

„Nur dich sehen mußt' ich. Nur einmal schnell dich küssen. Annerl! So! Und jetzt zur Familie!"

„Du gehst zu den Eltern?"

„Zu Vaters Geburtstag."

„Gott sei Dank," sagte sie und strich ihm das Haar zurecht. „Nun mach eine gute Figur."

„Du brauchst keine Angst um mich zu haben."

„Nie im Leben. Besonders nicht, wenn ich dabei bin."

„Hast du mich lieb, Anna? Immer?"

Sie nahm hastig seinen Kopf. Ihre Mädchenlippen schlossen ihm den Mund. „Frag so was Dummes nicht wieder," murmelte sie. „Für mich gibt's nichts andres. Und wenn du mir nur Sorgen machst!"

„Ich möchte, daß du stolz auf mich bist. Und bleibst."

„Eine Frau, die nicht stolz auf ihren Mann ist, hat nicht die rechte Liebe."

„Wenn er aber Fehler hat? Und ich habe so viele —"

„Zeig sie mir nur ruhig her. Ich werde schon dafür sorgen, daß alle Welt sie für Tugenden hält."

„Du bist mein kleines Mütterchen . . ."

„Ich will deine Frau sein."

Draußen rief Paul Wiskotten. Heute durften sie sich daheim nicht verspäten. Da drängte Anna zum Aufbruch. „Morgen kommst du ja wieder, Ewald, dann wollen wir Pläne schmieden."

„Und du bist der Mittelpunkt."

„Nein, du!"

„Das eine ist ja das andre. Gute Nacht, mein Annerl. Denk heute abend an mich."

„Tag und Nacht."

Er küßte ihre Hände, und sie küßte ihn auf den Mund. Mit gestreckten Armen hielt er sie von sich, den Kopf zurückgeworfen, die Augen eingekniffen, als betrachtete er ein seltenes Bild, und dann riß er sie ungestüm an sich. „Auf morgen!"

An der Haustür verabschiedete er sich von Ernst Kölsch. „Ich werde nachkommen. Wenn auch nur auf kurze Zeit. Während du die jungen Römerinnen studierst, studiere ich ihre alten Spitzen und den antiken Besatzschmuck. Viel Glück, Ernst."

„Auf Wiedersehen, Ewald. Wir werden beide zu tun bekommen." —

Im Hause der alten Wiskottens hatte sich die engere Familie vollzählig versammelt. Die Freunde des Hauses, Pastor Schirrmacher eingerechnet, waren schon während der Frühstückszeit gekommen und gegangen. Nun öffnete sich die Tür, und Ewald trat ein, gefolgt von Paul. Einen Augenblick stockte die Unterhaltung. Man wandte die Köpfe, und Mabel hob das Lorgnon.

Ewald Wiskotten ging, ohne sich umzusehen, auf den Vater zu und reichte ihm die Hand. „Herzlichsten Glückwunsch, Vater."

Der Alte hielt die Hand fest, klopfte darauf herum, schaute mit offenem Mund seinen Jüngsten an und lachte. Seine Augen waren feucht vor Freude. „Mutter, da is ja auch der Ewald —"

„Bleib doch sitzen, Mutter. So. Da bin ich. Geht's dir gut, Mutter? Der Vatter sieht immer jünger aus."

„'ne Viertelstunde später, und du hätt'st nachessen können." Sie hielt inne. Im Hintergrund des Zimmers war ihr ein Geräusch verdächtig erschienen. „Ich möcht' wissen, wat dabei zu lachen is, Gustav. Wenn ich dat sag', dann is dat so."

„Gewiß, Mutter."

„Wirst wohl tüchtig Hunger haben, Jung'?"

„Draußen verstehen sie nicht zu kochen wie du."

„Will ich meinen. Neumodsche Art is gut für de Fabrik, aber nich für et Haus. Nun sag man den andern guten Tag."

Ewald ging die Reihe durch und schüttelte jedem die Hand. Man sagte „Guten Tag" und nannte sich beim Vornamen. Als er vor Mabel stand, stutzte der junge Mann und sein Gesicht wurde rot. „Ewald Wiskotten" stellte er sich vor.

„Ich hatte bereits das Vergnügen," scherzte die fröhliche Frau.

„Ich wüßte nicht — —" stotterte Ewald.

„Aber! Aber! Sie haben mir doch Ihre Visitenkarte in den Wagen geworfen."

Da gedachte Ewald Wiskotten der Worte seines sorgenden Mädchens: „Mach eine gute Figur!" Und er verbeugte sich und fragte in bester Haltung: „Darf ich Sie zu Tisch führen?"

„Ich bin Ihnen durchaus nicht böse," sagte Mabel, als sie bei Tisch saßen. „Ich hatte so viel Wunderdinge vom ‚furor teutonicus' gehört, und Sie haben, gerade als ob Sie den Wünschen einer Dame ohne Befehl Rechnung tragen müßten, sofort eine kleine Revolution für mich arrangiert. Das war ritterlich."

„Wir sind nur wütend, wenn wir im Unglück sind."

„Ach, im Glück seid ihr auch nicht gerade leise!"

„Das kommt ganz auf den Fall an. Zum Beispiel, wenn ich ‚du' zu dir sagen dürfte —"

„Leise oder laut?"

„Wenn man betet, schreit man doch auch nicht."

„Prost Schwager. Du hast mir gerade noch gefehlt." —

Gustav Wiskotten, als Aeltester, saß neben dem Vater. Er hob das Glas und stieß mit

ihm an. „Dein Wohlsein, Vatter, un noch dausend Jahre so weiter!"

„Drunter hätt' ich et auch nich getan. Prost, Gustav. Ja, ja! Prost ihr alle!"

Nie war eine andre Geburtstagsrede hier gehalten worden, und jeder freute sich darauf. Mit Verwunderung sah man deshalb August Wiskotten sich von seinem Platze erheben.

„Diesmal," begann er, räusperte sich und fuhr sich mit dem Zeigefinger unter den Kragen, „diesmal wollte ich den Geburtstag unsers Vaters doch nicht vorübergehen lassen, ohne ihm eine besondere Weihe zu geben."

„Mutter, wo is et Gesangbuch?"

„Der Fritz soll seinen unverschämten Mund halten!"

„Ruhig, August! Laß dich nicht aus dem Konzept bringen. ‚Weihe zu geben,' hatt'st du gesagt."

August Wiskotten kniff die Lippen ein. Dann sprach er weiter.

„Jawohl. Der Tag, an dem man einen ernsten Schritt vollzieht, erhält vor allen andern seine Weihe. Ich führe diesem Hause, zum Ausgleich des männlichen Elements, eine neue Tochter zu. Ich habe heute morgen um die Hand von Fräulein Großmann, der einzigen Tochter des Herrn Pastor Großmann in Elberfeld, angehalten und von Vater und Tochter das Jawort in Empfang genommen!"

Die alte Frau Wiskotten saß kerzengerade. In ihren Händen knitterte leise das Taschentuch. Aber in ihrem faltigen Gesicht stand die Befriedigung zu lesen, daß das Pastorentum des Tales doch noch in ihre Familie eingezogen war. Augusts Aeltester würde die Kanzel besteigen. Ein Wiskotten ... Vater und Mutter drückten dem Sohn die Hände. Als erster der Brüder war Fritz an seiner Seite.

„Entschuldige, August, die Taktlosigkeit von vorhin. Ich konnt' ja nicht ahnen — ich wünsch' dir von Herzen Glück, und gleich morgen mach' ich Besuch bei Großmanns, mit dem größten Blumenstrauß."

„Das wird meine Braut sehr zu schätzen wissen, lieber Fritz."

Emilie Wiskotten lehnte ihre Schulter an Gustav.

„Wenn wir wollen, sind wir auch Brautleute," sagte der leise. Dann brachte er schnell das Hoch auf Fräulein Großmann aus. Und mitten in das Gläserklingen hinein schallte Ewald Wiskottens Stimme. „Wenn es gestattet ist, möchte ich etwas Geschäftliches vorbringen."

„Laß daß Mädchen nachher abräumen, Mutter."

„August, schließ die Tür ab."

Die Unterhaltung erlosch, ein Stuhl wurde noch gerückt, und es herrschte Aufmerksamkeit. Daß es sich in dieser Tafelrunde nicht um die Vorbringung von Kindereien handeln könnte, war jedem selbstverständlich.

„Von euch allen hat ein jeder die Fabrik ein Stück weiter gebracht. Gustav als Organisator, August als kaufmännisches Genie, Wilhelm als Erschließer des Absatzgebietes und Fritz als Erfinder. Von den Eltern zu reden ist überflüssig, denn sie haben das Fundament gelegt. Nur Paul und ich konnten bisher nicht teilnehmen. Das lag aber an unsrer Jugend und nicht an unsern künstlerischen Neigungen. Wir haben dasselbe Blut wie ihr. Und deshalb haben wir unser Talent, eben die künstlerischen Neigungen, in die richtige Pflege genommen, um auch mit unsern Kräften am immer fortschreitenden Ausbau der Fabrik zu helfen, und ich hoffe, meine neuen Musterentwürfe waren eine kleine Probe. Dies Gebiet nun behalten wir uns vor, Paul und ich, weil wir nicht hinter euch zurückstehen wollen." Und mit klaren, sachlichen Worten erörterte und begründete er den Plan des Modeblattes, welches das Publikum in immerwährender Fühlung mit den Wiskottenschen Artikeln und Neuheiten halten sollte. „Ich werde mich noch zwei Jahre in der Welt umsehen und an allen Plätzen, wo die Industrie einmal eine künstlerische Höhe erreicht hatte, emsig Studien machen. Das hindert aber nicht, daß wir mit der Realisierung des Projektes sofort beginnen. Hier ist ein handschriftliches Probeblatt. Gesellschaftsdamen und einfache Frauen, alles, was sie an Besatz an den Kleidern tragen, ist, wie ihr seht, Wiskottensches Fabrikat. Die Nebenzeichnungen fügen ein anschaulicheres Bild der einzelnen, künstlerisch ausgeführten Muster bei. Der plaudernde und belehrende Text ist von Paul. Hier: bitte!"

Die Blätter gingen von Hand zu Hand. Und die Frauen blickten den Männern über die Schulter.

„Das ist neu! Da steckt Courage drin! Na — sind wir denn nicht jung genug, um Courage zu zeigen?"

Die alte Frau Wiskotten prüfte aufmerksam die Blätter. „Nee," sagte sie dann, „Windbeutelei is dat nich. Dat is solide Arbeit. Un Arbeit bringt immer Segen."

„Morgen werden wir auf dem Privatkontor eine Konferenz abhalten," entschied Gustav. „Die Geschäftsanteile müssen neu geregelt und ausgeglichen werden."

Die Brüder stimmten zu.

„Da draußen," begann Gustav Wiskotten von neuem, „da schreien sie über den Rückgang der Privatbetriebe und über die Trustbildungen. Ich sag' euch, der wahre Trust ist die Familie. Wir sind sechs Mann, sechs Nachfolger. Wenn wir jeder auf eigne Kappe loswirtschaften wollten, jeder mit seinem Bruchteil, und der Bruchteil auch, wenn wir ihn in die Höhe gebracht oder doch über Wasser gehalten haben, wieder mal unter die Kinder verteilt wird, dann darf sich keiner wundern, wenn hier einer und da einer über den Haufen geschmissen wird. Dat is keine Familiensimpelei, dat is Sippschaftsgefühl. Dat hat in altersgrauer Zeit die Familien stark gemacht, und dat muß auch wieder der Stolz von heute werden. Jeder einzelne kann nicht ein Genie sein, aber wir zusammen, wir können die Wiskottens sein! Donnerwetter, un dat zählt nich weniger!"

Am Tisch war es still geworden. Die Frauen suchten die Augen ihrer Männer ...

Der alte Wiskotten hob leise sein Glas und trank es aus. Er feierte seinen Geburtstag.

Dann sagte die alte Frau Wiskotten: „Dat soll ein Wort sein!"

„Kannst dich drauf verlassen, Mutter."

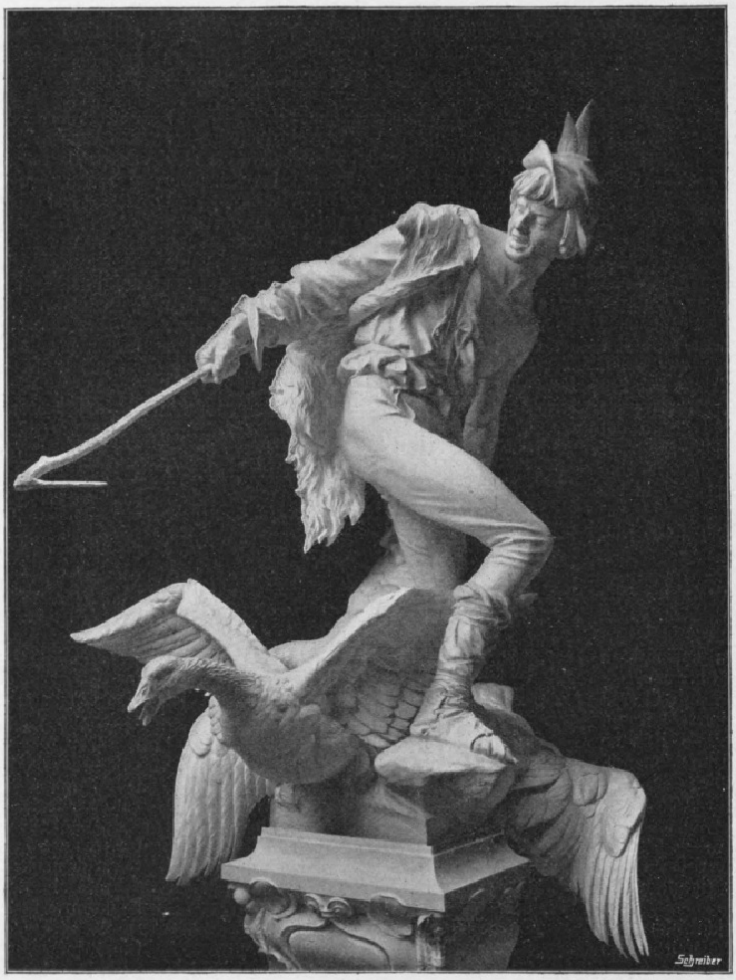
Das klang aus einem halben Dutzend Kehlen, und war doch nur ein Klang. —

Die beiden Jüngsten begleiteten in der Nacht Gustav und Emilie heim, die sich mit versonnenen Augen an der Hand führten. Als sie sich vor dem Fabriktor verabschiedet hatten, gingen sie weiter, ohne darüber gesprochen zu haben, die steilen Straßen hinauf, bis die Häuser zurückblieben, über die Bergwiese, durch den knospenden Wald, bis auf der Höhe der Auslug kam, den sie schon einmal gemeinsam aufgesucht hatten. Und sie sahen dasselbe Bild. —

Im Tal schlief der schwarze Riese der Arbeit, vom Mondlicht so silbern überhaucht, als sei er ein lächelnder Genius. Kein Märchenerzähler für die wenigen, ein Lebensspender für die vielen!

„Fühlst du heute, wie schön das ist?"

„Ich fühl' es. — — —"



Theodor Bausch Gänsepeterbrunnen

(Aufgestellt an der Hasenbergsteige in Stuttgart)

Hüllen

Traube muß sich still verbluten,
Daß es süß und golden quelle,
Aus der Schlacke löst in Gluten
Sich des Erzes lautre Welle.

Um die Hülle willst du trauern,
Wenn der edle Kern sich rettet?
Vor der großen Stunde schauern,
Die in dir den Gott entkettet?

Reinhard Volker

Theodor Bausch

Von
Ludwig Suevirus

(Hierzu vier Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Unter den in Stuttgart wirkenden Künstlern fällt als eine besonders sympathische Persönlichkeit der Bildhauer Theodor Bausch auf: ausgeprägter Schönheitssinn verbindet sich bei ihm mit natürlichem Empfinden und einer künstlerischen Formsprache, die sich in ihrer schlichten Klarheit und Eindringlichkeit leicht und mühelos den Weg zum Herzen des Beschauers bahnt. Es ist daher kein Wunder, wenn der Künstler das ihm zugewiesene Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung beherrscht und er seinen Ruf in gleicher Weise den von ihm geschaffenen Monumentalwerken wie seinen Skulpturen intimen Charakters verdankt. Beide zeigen uns, daß er eine der künstlerischen Naturen ist, die uns stets etwas zu sagen haben und ihre Wirkung wesentlich durch die besondere, stets fesselnde Art ihres Gedankenausdrucks erzielen.

Theodor Bausch ist Schwabe und Stuttgarter Kind, aber er ist in seiner Ausbildung nicht an die Scholle seines Heimatlandes gefesselt geblieben, sondern hat als Kunstjünger wie als ausübender Künstler die Welt gesehen und wiederholt in den Ländern und an den Stätten geweilt, die von alters her als besonders bedeutsam für Kunst und Künstler gelten, und sich dadurch die Weite des Blickes gewonnen, die für das ersprießliche künstlerische Wirken unentbehrlich ist. Am 19. Dezember 1849 in Stuttgart geboren, erhielt er seine erste Ausbildung auf der Realschule seiner Vaterstadt und besuchte dann die Stuttgarter Kunstakademie. Eine günstige Fügung war es, daß er in den Jahren 1875 bis 1881 seine weitere künstlerische Ausbildung und seine Einführung in die praktische künstlerische Tätigkeit in dem Meisteratelier Johannes Schillings in Dresden finden konnte. Als einer der Hauptgehilfen des Meisters arbeitete der angehende Künstler an dem großen Nationaldenkmal auf dem Niederwald mit.

Im Jahre 1883 ließ Bausch sich zu dauerndem Aufenthalte in seiner Vaterstadt Stuttgart nieder. Von hier aus unternahm er zunächst eine längere Studienreise nach Italien und später kürzere oder längere Ausflüge nach Belgien und Frankreich. Im Jahre 1897 wurde er zum königlich württembergischen Professor ernannt.

Bei dem für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Stuttgart ausgeschriebenen Wettbewerbe erhielt er 1901 mit dem Architekten Neckelmann den ersten Preis. Leider sollte der hervorragend schöne Entwurf der beiden Künstler nicht zur Ausführung kommen. Von größeren Arbeiten führte Bausch im Jahre 1893 die Giebelfeldgruppe für die Technische Hochschule in Darmstadt sowie vier Statuen, Musik, Tanz, Gesang und Drama, für das Königliche Hoftheater in Wiesbaden aus. Bei einem für die Bekrönungsgruppe des Wiesbadener Hoftheaters (Quadriga) ausgeschriebenen Wettbewerb wurde er wiederum durch die Verleihung des ersten Preises ausgezeichnet, und wiederum sollten Gründe lediglich äußerlicher Natur es nicht zur Ausführung des künstlerisch hochbedeutsamen imposanten Entwurfs kommen lassen.



Theodor Bausch Quadriga

Den genannten Werken schlossen sich zwei Standbilder, Ackerbau und Bergbau, für das Landesgewerbemuseum in Stuttgart an sowie drei Statuen für das Justizgebäude in Ulm, und neben den monumentalen Arbeiten liefen solche intimeren Charakters einher, Statuen in Marmor und Bronze für Privatdenkmäler in Stuttgart, Straßburg und Speier, verschiedene kleinere Denkmäler und Büsten und Porträtreliefs, unter denen namentlich eine Bismarckbüste sowie das Bronzerelief Scheffels auf dem Hohentwiel und das Rubinsteins in Stuttgart zu nennen sind. Dem Porträtkünstler kam neben der sorgsamen Durchbildung der Form das ebenso sorgsame Studium der Natur zustatten, das ihm ermöglichte, menschliche Individualitäten von innen heraus, das heißt aus dem Kern ihres Wesens, plastisch zur Anschauung zu bringen. Für seine Bodenständigkeit und, was damit gleichbedeutend ist, seinen guten schwäbischen Humor, legte er ein schönes Zeugnis ab in dem 1901 geschaffenen Monumentalbrunnen an der Stuttgarter Hasenbergsteige, dem bereits volkstümlich gewordenen „Gänsepeter". Der Stuttgarter Poet Adolf Grimminger singt von diesem Werke:

> „Daß dieser stramme Gänsehirt,
> Fanglustig wie der Teufel,
> Auch mit drei Gänsen fertig wird,
> Daran ist gar kein Zweifel."

— und der muß es wissen: er ist nicht nur ein Landsmann des Künstlers, sondern auch dessen Spezialkollege, denn bevor er seine Dichtungen sammelte und als hervorragender Tenor die deutsche Bühne beherrschte, hatte er sein künstlerisches Wirken als Bildhauer begonnen. Unter den neueren von Bausch geschaffenen Werken ragen zwei Epitaphien in Bronze für die neue Friedhofskapelle in Eßlingen, „Jugend" (1903) und „Alter" (1904), hervor, in seinem jüngsten Werke, der Schiller-Statue am neuen Stuttgarter Rathause, hat der Künstler in gleich schöner Weise seinen Beitrag zur diesjährigen großen Stuttgarter Schiller-Feier und zur Einweihung des imposanten neuen Gemeindehauses seiner Vaterstadt geleistet.



Theodor Bausch Grabrelief



Theodor Bausch Grabrelief

Der erste gefangene General

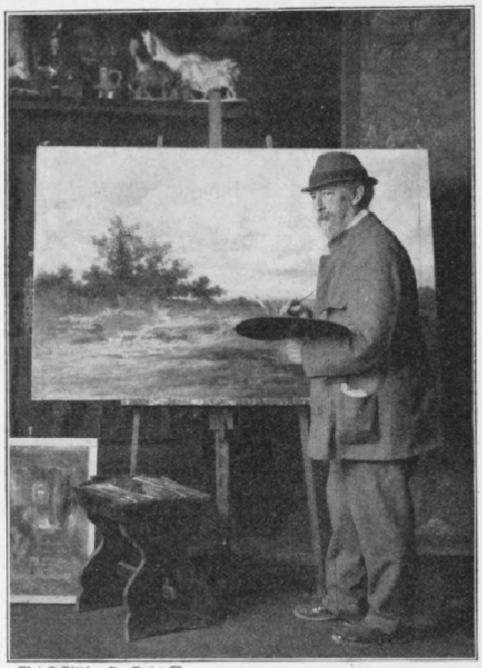
(Zu dem Bilde von Carl Becker a. S. 1023)

Die blutige Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour ist im Gange. In heißem Kampf ringen das III. Korps und Teile des X. mit der Armee Bazaines, vermögen dem Andrängen der frischen Truppen des dreifach stärkeren Gegners aber nicht standzuhalten. Kavallerie soll die Schlacht auf dem am meisten bedrohten linken Flügel wiederherstellen, und beiderseits versammeln sich hier die verfügbaren Regimenter. Gardedragoner, dann 13. Dragoner kreuzen ihre Klingen mit denen der Chasseurs d'Afrique, General Montaigu mit seiner Husarenbrigade greift in dieses Treffen ein, ihm wenden sich in neuer Attacke die schleswig-holsteinischen Dragoner zu. Magdeburgische Husaren, hannoversche Dragoner und Ulanen, Oldenburger Dragoner und 4. Kürassiere greifen diesseits, französische Dragoner, Gardelanciers und Kürassiere greifen auf der andern Seite ein: 2900 deutsche ringen mit 2600 französischen Reitern. Der französische General Montaigu wird von unsern 10. Husaren aus dem Sattel gehauen; ein Ordonnanzoffizier und ein Husar versuchen den aus schwerer Kopfwunde Blutenden aus dem Getümmel zu retten. Das sieht der Dragoner Breitholz und führt, nachdem er die ihm entgegentretenden Begleiter des Generals kampfunfähig gemacht, die drei gefangen weg. Der Reiterkampf ist mittlerweile beendet; die bessere Führung, die kräftigere deutsche Faust haben ihn entschieden. Geschlagen fluten die französischen Reiter zurück, und die unserm linken Flügel drohende Gefahr ist endgültig abgewendet. Ermattet vom heißen Streit sammeln sich die Sieger um ihre Standarten, die 1. Schwadron der 13. Dragoner aber sieht stolz auf ihren Kameraden Breitholz und auf den ersten gefangenen General. C. B.

Notizblätter

Anton Burger †

Ein trefflicher, echter deutscher Künstler, der als hervorragender und typischer Repräsentant des Kunstempfindens einer hinter uns liegenden Zeit bezeichnet werden darf, ist in dem am 5. Juli zu Cronberg verstorbenen Landschafts- und Genremaler Professor Anton Burger hingegangen. Burger, der am 26. Dezember 1824 in Frankfurt a. M. geboren war, bildete sich im Städelschen Institut unter Jakob Becker, Veit und Jakob Dielmann aus, ging dann auf zwei Jahre nach München und 1856 nach Düsseldorf. 1857 zog er nach Cronberg am Taunus, wo er seitdem lebte und ein reiches künstlerisches Schaffen entfaltete. Seine Motive holte er sich vor allem aus seiner Vaterstadt Frankfurt, deren alte malerische Gassen und Interieurs er mit der ganzen über dem altfrankfurterischen Leben liegenden behaglichen Daseinsfreude wiederzugeben wußte (s. das Bild S. 1027), dann aus seiner zweiten Heimat Cronberg und dem Taunus. Selbständig, wie er in seinem Empfinden und Schaffen geblieben war, lauschte er schon in den sechziger Jahren der Natur die pleinairistisch hellen und durchsichtigen Töne ab, die uns Moderne auf vielen seiner Landschaftsbilder frappieren. Seine Genrebilder verraten eine Schärfe der Beobachtung und eine Sicherheit der Zeichnung, die unsre größte Bewunderung erregen müssen; auch in ihnen tritt überall eine gemütvolle, freundlich-idyllische Lebensauffassung und nicht selten ein liebenswürdiger, gesunder Humor hervor. Von seinen Werken, unter denen sich außer zahlreichen Oelbildern und Aquarellen auch eine Anzahl von Radierungen befindet, sind die meisten in Privatbesitz, nur wenige in große Galerien wie nach München und in das Städelsche Institut gekommen. 1869 erhielt Burger in München die Große Goldene Medaille. Am meisten geschätzt sind heute seine Interieurs.



Phot. C. Böttcher, Frankfurt a. M.

Professor Anton Burger († 5. Juli in Cronberg)

Zur Ermordung des Grafen Schuwalow

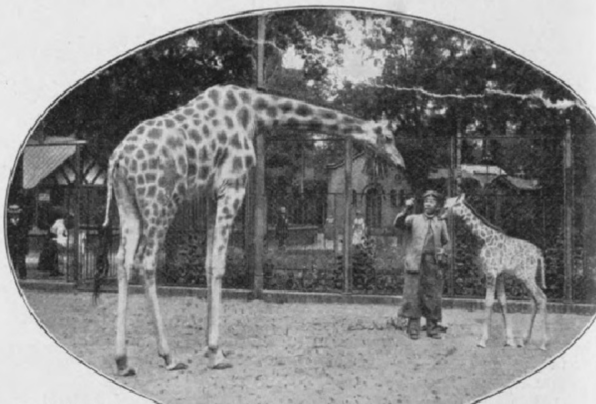
Wieder ist einer der höchsten Vertreter des gegenwärtigen russischen Regierungssystems einem Attentat zum Opfer gefallen: Graf Peter Schuwalow, der Stadthauptmann von Moskau, ist am 11. Juli in seinem Empfangszimmer von einem der revolutionären Partei angehörenden, 1901 wegen Beteiligung an einer Geheimdruckerei nach Sibirien verschickten Manne namens Kulikowsky erschossen worden. Der Ermordete war ein Sohn des mit Fürst Bismarck befreundeten ehemaligen Berliner Botschafters und späteren Generalgouverneurs von Russisch-Polen, Grafen Paul Schuwalow. Er wurde im Petersburger Pagenkorps erzogen; schon zu jener Zeit schloß er sich dem Großfürsten Sergius an und hielt treu zu ihm bis an dessen Lebensende. Nach kurzer Dienstzeit in der Gardekavallerie wurde Graf Schuwalow dem Großfürsten als Flügeladjutant zugeteilt und bald darauf zum Vorsteher seines Hofes ernannt. In dieser Eigenschaft begleitete der Graf den Großfürsten, als dieser von Alexander III. zum Generalgouverneur von Moskau ernannt wurde, und nahm an der Ausarbeitung vieler reaktionärer Maßnahmen großen Anteil. Seine vom Großfürsten Sergius übernommenen Anschauungen vertrat aber Graf Schuwalow mit besonderem Nachdruck erst in Odessa, wohin er vor einigen Jahren als Stadthauptmann versetzt wurde. Hier trat Graf Schuwalow, der von Natur aus weder grausam noch rücksichtslos war, besonders energisch auf. Während der Odessaer Arbeiterunruhen im Jahre 1903 bekundete Graf Schuwalow große Härte. Schon damals soll er zahlreiche Drohbriefe bekommen haben. Nach der Unterdrückung der Unruhen schied er aus dem Staatsdienst und lebte längere Zeit ohne Amt in Petersburg. Nach der Ermordung des Großfürsten Sergius wurde er als Nachfolger Trepows an die Spitze der Verwaltung Moskaus gestellt. Hier trat er im ganzen wenig hervor. Seine letzte Verfügung, die in Moskau große Unzufriedenheit hervorrief, betraf den Semstwokongreß, der am 19. dieses in der Kremlstadt abgehalten werden sollte, und den er mit Zustimmung des Generalgouverneurs Koslow verbot.



Graf Schuwalow †, Stadthauptmann von Moskau

Aus dem Berliner Zoologischen Garten

Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges hat der Berliner Zoologische Garten in einer jungen Giraffe erhalten, die dort am 24. Juni das Licht der Welt erblickt hat. Bekanntlich kommt es sehr selten vor, daß sich die Giraffen in der Gefangenschaft fortpflanzen, und das Junge, das sich jetzt im Berliner Zoologischen eingestellt hat, ist der erste Nachkomme seines schon seit fünf Jahren dort befindlichen Elternpaares. Es ist ein Weibchen bei seiner Geburt wog es nicht weniger als 111 Pfund und ragt schon jetzt, wie das eine unsrer Bilder erkennen läßt, mit seinem fein gegliederten Kopf über den Wärter hinaus der mit seiner speziellen Pflege betraut ist. Seltsamerweise bekümmert sich die Mutter um ihr Junges nur sehr wenig und denkt vor allem nicht daran, es in gebührender Weise zu nähren; das Tier muß daher künstlich mit der Flasche aufgezogen werden und erhält durch seinen Wärter, an den es sich längst vollkommen gewöhnt und mit der größten Anhänglichkeit angeschlossen hat, täglich 5 Liter Milch, ein Quantum, das jedenfalls sehr bald ansehnlich wird erhöht werden müssen. Es gedeiht bei dieser Nahrung vortrefflich und macht bereits Kauversuche an Heu und andrer fester Nahrung. Die kleinen Hörner auf dem Kopf sind bei dem jungen Tier noch nicht ausgebildet; an ihrer Stelle befinden sich bis jetzt nur schwärzliche Haarbüschel. Von seinen Eltern wird das Tier getrennt gehalten, da nach ihrem bisherigen Verhalten natürlich die Besorgnis gerechtfertigt ist, daß es ihnen gelegentlich einfallen könnte, ihren Sprößling nicht wie bisher nur passiv, sondern einmal aktiv schlecht zu behandeln. Das Gedeihen des Tieres wird vom Publikum natürlich mit großem Interesse verfolgt.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

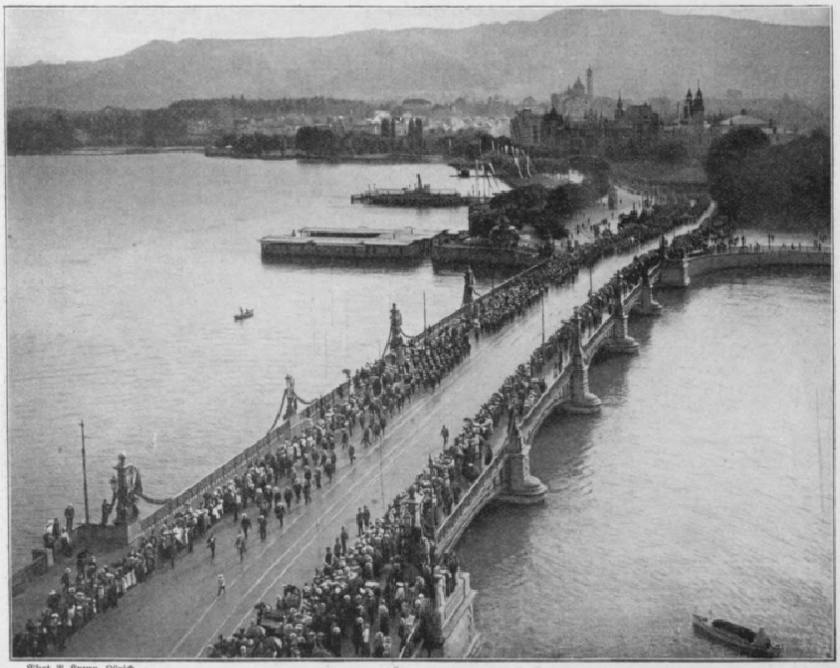
Das in der Gefangenschaft geborene Giraffenjunge des Berliner Zoologischen Gartens



Baby wird gefüttert

Vom eidgenössischen Sängerfest in Zürich

Zum einundzwanzigsten Male hat dieses Jahr der Eidgenössische Sängerverband sein großes Sängerfest veranstaltet, das zuletzt 1899 in Bern stattgefunden hatte. Diesmal war der Schauplatz des imposanten Festes Zürich, wo es zum ersten Male im Jahre 1843, zuletzt 1880 abgehalten worden war. Am 14. Juli wurde das Zentralbanner des Verbandes in feierlicher Weise von Bern nach Zürich gebracht und in der auf dem Areal der alten Tonhalle für das Fest erbauten riesigen Sängerhalle von den Zürchern übernommen. Die musikalischen Veranstaltungen begannen mit einem Begrüßungskonzert, bei dem alle an dem Fest beteiligten Vereine sich zu einem mächtigen Festchor vereint hatten und u. a. Teile von Berlioz' „Requiem" und die Chorballade „Taillefer" von Richard Strauß höchst wirkungsvoll zu Gehör gebracht wurden. Die folgenden Tage brachten die Wettkämpfe der zahlreichen schweizerischen Vereine im Volksgesang und im Kunstgesang, dann Vorträge der von auswärts gekommenen Gastvereine. Dazwischen fehlte es nicht an unterhaltenden Veranstaltungen, deren Hauptnummer ein von Ulrich Farner verfaßtes großartiges Festreigenspiel war. Nach fünftägiger Dauer schloß das Fest am 18. Juli mit einem Konzert aller Kunstgesangvereine, bei dem 3000 Sänger und ein Orchester von 200 Mann Kempters „Mahomet" vortrugen.

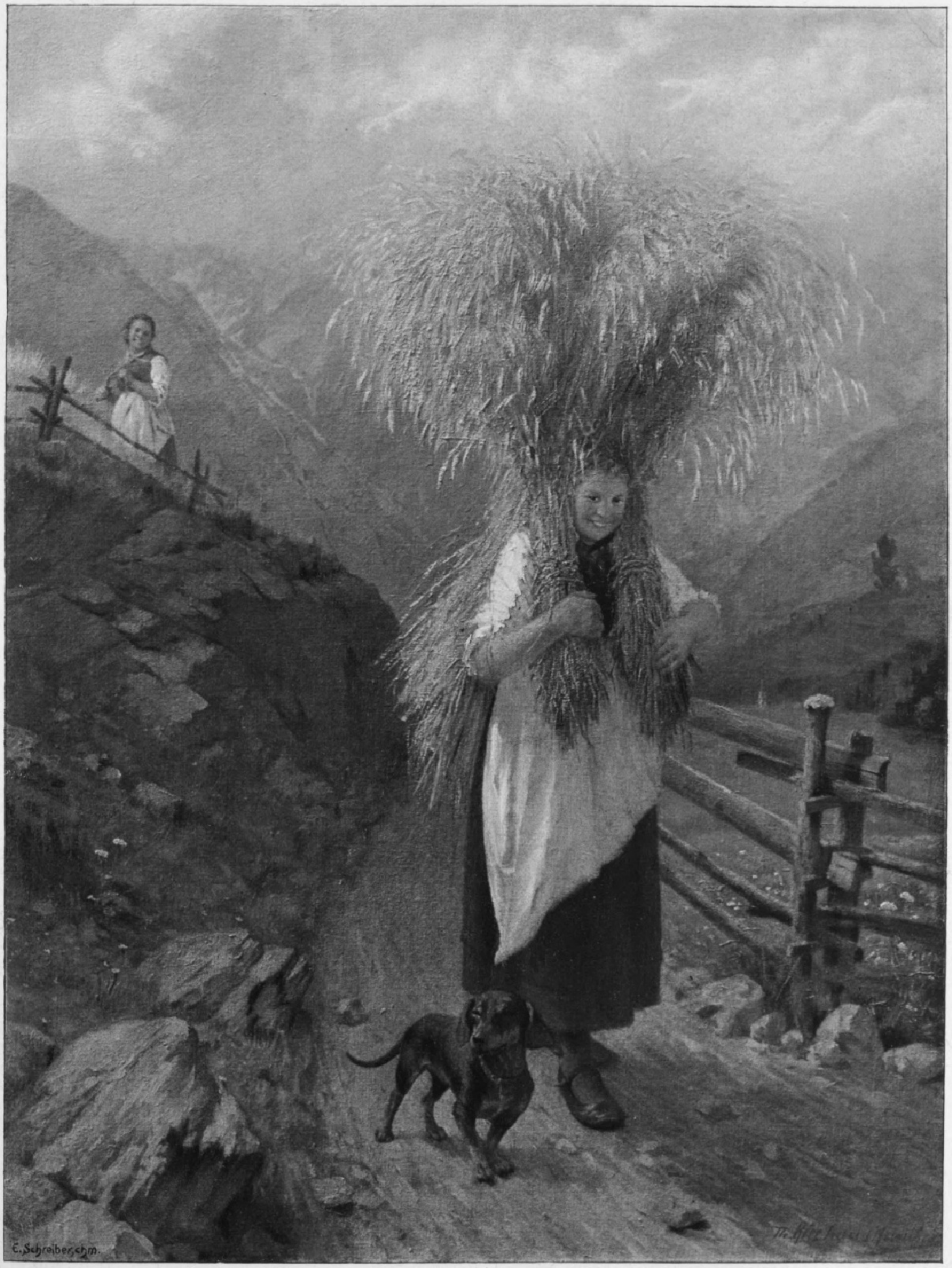


Phot. A. Krenn, Zürich

Einbringung der Fahne des Sängerverbandes beim Eidgenössischen Sängerfest in Zürich

 — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer



Zur Erntezeit. Nach dem Gemälde von Theodor Kleehaas (München)

Totenschau

Ministerialdirektor a. D. Ernst Vietsch, 67 J., 10. Juli, Berlin. — William Muir, bekannter Orientalist, Vizekanzler der Universität Edinburg, 86 J., 11. Juli, Edinburg. — Professor Eduard Tangl, Botaniker, 57 J., 14. Juli, Czernowitz. — Jörgen Malling, dänischer Komponist, 70 J., 14. Juli, Kopenhagen. — Raimundo Villaverde, konservativer spanischer Staatsmann, 1903 Ministerpräsident, 58 J., 15. Juli, Madrid. — Feldmarschalleutnant Graf Felix von Orsini und Rosenberg, kommandierender General des XIII. österreichischen Armeekorps, 59 J., 15. Juli, Czakathurn. — Oskar Galler, württembergischer Landtagsabgeordneter, Führer der demokratischen Partei, 61 J., 16. Juli, Stuttgart. — Dr. Kurt Grottewitz, philosophischer und naturwissenschaftlicher Schriftsteller, 40 J., 16. Juli, Berlin. — Léon Achard, berühmter französischer Opernsänger, 74 J., Paris. — Professor Eduard Leonhardi, Landschaftsmaler, der letzte Schüler Ludwig Richters, 77 J., 17. Juli, Loschwitz. — Geheimer Kommerzienrat Adolf Frentzel, Präsident des Deutschen Handelstags und Mitglied des preußischen Herrenhauses, 72 J., 17. Juli, Schlachtensee bei Berlin.

Briefmappe

Karl S. in Paris. Ueber die Gründung des Verkehrsbureaus „Vers l'Alsace!" in Paris, das die Franzosen nach Kräften zum Besuch des Elsaß aneifern und ihnen zu diesem Zwecke Aufklärung, Auskunft und womöglich Erleichterungen und Unterstützungen verschaffen will, waren wir bereits informiert, dennoch danken wir Ihnen für Ihre Mitteilung bestens. Daß das Unternehmen zugleich das Ziel verfolgt, neue Bande zwischen Frankreich und dem Elsaß zu knüpfen und die Sympathien der Elsässer für die Franzosen nicht erkalten zu lassen, läßt sich allerdings annehmen; jedenfalls muß man damit rechnen, daß es eine solche Wirkung haben wird, um so mehr, als an der Spitze viele einflußreiche Persönlichkeiten stehen und eine kräftige Propaganda für das Unternehmen gemacht wird. Wir geben Ihnen darin völlig recht, daß man in Deutschland sehr darauf bedacht sein sollte, durch stärkeren Besuch des Elsaß ein Gegengewicht gegen die französischen Bestrebungen zu schaffen, und benutzen gern die Gelegenheit, unsern Lesern eine Reise in das noch so wenig beachtete und doch in jeder Hinsicht ungewöhnlich reizvolle Vogesenland zu empfehlen. In allen größeren Orten der Vogesen bestehen Verkehrsvereine, die unentgeltlich Auskunft über Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse erteilen; über die Süd- und Hochvogesen gibt besonders der Verkehrsverein Colmar eingehenden Aufschluß.

Dreisilbige Scharade

Wie bring' den Epilog ich fertig?
Es fällt nichts Passendes mir ein!
Sind dir die ersten gegenwärtig,
Wird er schon halb vollendet sein.

Die dritte hilft von manchem Leiden,
Doch wende sie beizeiten an!
Nicht wenig ist der zu beneiden,
Der ihrer stets entraten kann!

Des Ganzen Lehre huldgen viele
In leichter Sinnesart noch heut,
Doch edler wies den Weg zum Ziele
Der Philosoph aus alter Zeit. M. Sch.

Logogryph

Ob einfach, schmucklos, in den ärmsten Räumen,
Ob glänzend, kunstvoll, wie in Märchenträumen,
Sein unvermeidlich Los in jedem Fall
Sich gleicht: getreten wird es überall.

Mit anderm Kopf ein Ding gering, fast nichtig,
Jedoch an seinem Platze äußerst wichtig.
Geschmeidig krümmt sich's über deinem Fuß,
Und eine Rolle spielt's sogar beim Kuß.

Den sichern Glauben hilft es zu erhalten
So wie der Hoffnung still besel'gend Walten,
Die Liebe nur, die alles überwindet,
Sich unabhängig nie mit ihm verbindet. M. Sch.



Auch ein Grund

„Aber, lieber Freund, was konnte dich nur veranlassen, dir solch häßlichen Köter anzuschaffen?"
„Er kann so richtig neidisch fressen!"

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 996:

Des Silbenrätsels: Mailand.

Des Zeichen-Bilderrätsels: An Stelle der Zeichen im Textfelde setze man je stets jene Silbe aus dem Rundbande, die dieses Zeichen trägt. Richtig in Silben umgewandelt, geben alle Silben den Spruch: „Wenige wissen, wieviel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weiß."

Des Logogriphs: Wandsbeck, Backe, Andenken, Nabe, Kanada, Banane, Asen, Sandbank, Sense, Badewanne.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Czvetkovits in Fünfkirchen (2); Otto Scherer in Berlin (4); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (5); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (4); „Don Carlos" in Hannover (3); Ignaz in Ansbach; Myriam in Warschau (3); Clara M. in Bielefeld (2); „Huckebein" in Eisenach (4); Arthur L. in Bozen (3); Julius Polatschek in Wien (2); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (2); „Erzschlaukopf" in Passau (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); Gretel in München (3); Erich K. in Wiesbaden (3); K. Haus in Frankfurt a. M.; „Medikus" in Leipzig (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Lamben in Züllichau (3); Frau Leopoldine Lippert in Wien; „Pfiffikus" in Rostock (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (3).

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Dr. E. L. in Graz zu Nr. 13; Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 14.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Ernst, Otto, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. M 3.50. Leipzig, L. Staackmann.
Eschelbach, Hans, Liebe erlöst. Novelle. M 2.—. Berlin, Alb. Ahn.
v. Forell, G., Wie man sich verlobt . . . Novellen. M 2.—. Dresden, E. Pierson.
Groß, Otto, Der deutsche Barbier, Friseur und Perückenmacher. Ein Leitfaden. M 1.20. Magdeburg, Creutz.
Hausbücherei: 5. Band: Deutsche Humoristen. III. Band (Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau). Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Jentsch, Otto, Telegraphie und Telephonie ohne Draht. Mit 156 Fig. M 5.—. Berlin, J. Springer.
Jerabek, Dr. L., Der alte Prager Judenfriedhof. M 4.25. Prag, B. Koci.
Justus, Th., Aus Volkes Mund. Eine Studie. M 1.20. Oldenburg, Schulze.

Aus dem Unterrichtswesen

Bingen a. Rh. Das Rheinische Technikum in Bingen hat Chauffeurkurse eingerichtet, in denen sowohl Berufs- als auch Herrenfahrer ausgebildet werden. Für Fahrversuche stehen sechs Automobile verschiedensten Systems zur Verfügung, als Fahrbahn dient ein von der Stadtverwaltung gestellter Platz von über 3000 Quadratmetern Größe. Die Kurse dauern acht Wochen und beginnen am Ersten eines jeden Monats. Für die Chauffeurschule werden seitens der Direktion des Technikums besondere Programme kostenfrei versandt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Bekanntlich stellt sich im Sommer ein erhöhtes Trinkbedürfnis ein, es ist daher als eine lohnende Aufgabe der Nahrungs- und Genußmittelherstellung zu bezeichnen, ein Genußmittel zu erzeugen, das es ermöglicht, mit relativ geringen Flüssigkeitsmengen nicht nur den Effekt des Durststillens zu ermöglichen, sondern zugleich auch eine wohltuende, anregende und belebende Wirkung herbeizuführen und dies letztere in einer Weise, die nicht eine nachherige Reaktion wie bei Tee und Kaffee bewirkt. Eines der bewährtesten und empfehlenswertesten Genußmittel dieser Art ist Ricqlès Pfeffermünzgeist. Fünf Tropfen davon in ein Glas Zuckerwasser gegossen, bieten dem Gaumen eine angenehme erquickende Kühlung; zugleich erfährt der Verdauungskraft eine ungemein wohltätig empfundene Anregung, so daß nach einem reichlicher ausgefallenen Mahle niemals eine Magenverstimmung eintreten kann.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Als Modeste den braunen Unhold zur Nacht in seinen Korb gebettet hatte, sah sie noch einmal aus dem Turmzimmer hinab in die Winternacht. Der Mond so bleich, der Schnee so leichenhaft. Sie mußte an die arme Judith denken und ihr heißes Gebet. Und sie sagte finster: „Ich bin doch schlecht!“ — An dem Lindengang ging ein Mann. Sie erkannte den langen Sonntagsrock, über den sie nicht hatte hinwegkommen können, und sie sagte mit ehrlicher Verachtung: „Ich bin nicht nur schlecht, ich bin auch feige und undankbar. Was soll einmal aus mir werden?“ Sie konnte sich von den quälenden Gedanken gar nicht losmachen. Der alte Eller fiel ihr ein und der Hund mit der Quaste. Sie ging noch gegen Mitternacht hinunter in das Eckzimmer mit dem Grafenkalender und dem Bild. Und wieder sah sie das schöne leidenschaftliche Gesicht und konnte nicht von ihm los. Und wieder ward ihr die Armut, die Oede hier und der Reichtum, die Wärme dort schrecklich offenbar. Und sie fragte sich: „Was muß in mein Leben kommen — was — die Liebe?“ Lange fand sie keine Antwort. Aber als sie die Augen wieder zu dem Bilde hob, da schien es zu strahlen. Eine Stimme, wie aus weiter Ferne, flüsterte ihr: „Die Sünde, die große, göttliche Sünde“.

Und Modeste wandte sich kopfschüttelnd von dem Bild.

XIV

Die Gräflichkeiten waren nach Rußland zurückgekehrt, Frieda wohnte in Königsberg. Der alte Lindt rechnete meist in seinem Arbeitszimmer. Wenn die Industriepapiere gestiegen, lispelte er salbungsvoll: „Es ist doch ein großer Segen um die ehrliche Arbeit, mein Kind!“ Und wenn die Industriepapiere fielen, knurrte er giftig: „Lach nicht, Modeste, es ist eine Tränenwelt, weiter nichts als eine Tränenwelt!“ — Modeste war's weder zum Weinen noch zum Lachen — nur langweilig. Keine Gesellschaften, keine Besuche. Die Gadebuschens, neuerdings „Elefantenkeuchel“ genannt, beim Onkel General in Danzig zum Besuch — sie waren schon billiger geworden und interessierten sich für Artillerie. Die kleine Meyners mit einer Freundin sogar in Montreux — sie schrieb überschwengliche Briefe voll französischer Brocken. Bussards nahmen überhaupt niemand mehr an. Frau Murrmann sah sich darum auch genötigt, ihren Schatz falscher Fremdwörter anderswo hinzutragen, und verkehrte mehr in der Insterburger Gegend ... Im Dorfe zu allem



Zu dem Aufsatz: „Die Jungfrau von Orleans in der bildenden Kunst“

Jeanne d'Arc als Kind. Nach dem Gemälde von Virginie Demont-Breton

noch Scharlach. Es war höchst komisch gewesen, wie die drei Kletteraffen auf die Nachricht davon vom Barginner Whisttisch geflohen waren, um nur den alten Eller zurückzulassen, der aber auch heimlich nach der Uhr schielte. Er hatte für gewöhnlich keine übertriebenen Anschauungen von den Freuden des Paradieses. Selbst Erika verbat sich vorläufig alle elterlichen Briefe aus Angst für den kleinen Dagobert. Und Frieda badete ihre Hände in Karbolwasser, ehe sie die Barginner Korrespondenz öffnete — sie war sehr besorgt für ihre Stimme.

Modeste kam das alles lächerlich vor. Sie hatte keine Spur von Angst. Sie war überhaupt viel zu lebensfrisch und gesund, um sich den eignen Tod vorstellen zu können ... Erst hatte sie der Gedanke an einen ganz einsamen Winter doch erschreckt, dann gewöhnte sie sich daran, zuletzt wurde ihr die Einsamkeit fast lieb. Es war schön, so durch die Winterlandschaft zu streifen, den braunen Unhold hinter sich, der auf der harten, knisternden Frostdecke seltsame Purzelbäume schoß und in den aufgewehten Schneewellen immer hilflos versank. Zuweilen wurde er müde, setzte sich, blinzelte die Herrin gähnend an. Sie nahm ihn dann auf den Arm, während er als echter Mann sich empört gegen diese weibliche Bevormundung wehrte, bis er sanft selig entschlief. Er war so groß geworden und so schwer, sie schleppte ihn nur mühsam. Aber die Egoistin freute sich der Last, dachte gar nicht an sich, nur an ihn. — Weite Touren hielt er noch nicht aus. Dann ging sie allein, rasch, elastisch, mit roten Wangen, voll Jugendlust durch die große, stumme Natur, die sich endlos überall weitete, die Schneewogen auf und ab wallend wie das Meer. Kein freudig Bild, nur ehrfurchtheischende Oede. Die Menschen auf der Chaussee wie schwarze Ameisen, der Klang der Schlittenglocken verhallend in der uferlosen Stille ... Dann empfand sie wohl zuweilen die gewaltige Einsamkeit lastend, sehnte sich nach Leben, Wärme. Sie eilte, in den Eichenwald zu kommen, wo der scharfe Schlag der Axt dröhnte. Die Knechte fluchten, die Gespanne dampften. Der alte Knochenmehlhändler hatte nämlich um Weihnachten die stärksten Eichen hauen lassen. Damals hatte Modeste nur der Preis interessiert, um den man die Riesen totschlug nach endlosen Verhandlungen mit einem Königsberger Unternehmer. Jetzt tat ihr die wüste Blöße weh. Die Stämme, die so viel erzählen konnten von alten Zeiten, verstümmelt, gemordet, reihenweise hingestreckt — großen weißen Särgen gleich, die letzten Kämpen eines Riesengeschlechtes hier aufgebahrt. Rings grinsten die bleichen Stümpfe, Raben zogen über das Blachfeld ... dazwischen die Instleute in ihren Schafspelzen, das Vlies nach innen, und die langen Holzwagen mit ihren klobigen Rädern. Die Hebelade krachte, die Männer keuchten, langsam hob sich der Riesensarg. Herr Romeit stand dabei mit Zollstock und Notizbuch. Neben ihm der jüdische Kaufmann, von Kopf bis zu Fuß eingehüllt in einen langen grauen Schuppenpelz, fuchtelte mit der Hand, schüttelte mit dem Kopf. Hinter seinem Rücken lachten breit die Knechte über den kleinen, beweglichen Mann. Die mageren Gespanne standen abseits, stumpfsinnig, kopfhängend — zuweilen senkte sich eine Nüster futtersuchend auf den Schnee ... Das erstemal war Modeste in einem großen Bogen vorbeigegangen, von einer gêne erfaßt, die sie sonst nicht kannte. — Das nächstemal blieb sie in Hörweite stehen. Der Händler zeterte. Herr Romeit antwortete achselzuckend: „Wenn's Ihnen nicht schnell genug geht, verhandeln Sie doch mit dem Herrn! Sehen Sie sich die Kracken an und ob ich mehr laden kann ... Wenn er befiehlt — gut. Freiwillig schinde ich aber die Gespanne nicht!" Dann trat Modeste wie zufällig heran. Die Herren grüßten, der Händler begann ein Gespräch. Herr Romeit stand finster dabei und sagte kein Wort. Das Fräulein ärgerte sich darüber, antwortete kurz und begriff nicht, was sie zu einer so unerhörten Vertraulichkeit jemals hatte veranlassen können. „Wenn der Mensch nur ginge! Wenn er doch heute schon ginge! Ich will ihn nicht mehr sehen ..." Der Eichwald war ihr verleidet.

Sie ging jetzt lieber Chaussee nach Eyselin zu — am liebsten bei dickem, nebligem Licht, so daß sie das weiße Herrenhaus nicht sehen konnte. Herr von Falkner war nicht zu Haus, aber alles, was mit ihm zusammenhing, erfüllte sie mit unerträglichem Widerwillen. Wenn Eyseliner Leute vorüberfuhren, wandte sie den Kopf weg, um nicht wieder grüßen zu müssen ... Dann fühlte sie sich auf einmal eingehegt, eine Gefangene inmitten dieser großen, freien Natur.

Nur die Gegend nach dem Ellerschen Hofe blieb ihr. Bauerngegend, kleine Gehöfte, am verschwimmenden Horizont ein stadtähnliches Dorf. Sie mochte diese litauischen Bauern nicht mit ihren steifen Nacken, mit ihrer kargen Höflichkeit, die roten Gesichter brutal, dummpfiffig ... Einmal — es war ein Nachmittag, träge, grau, von feuchter Schneeluft durchrieselt — krachten da drüben Schüsse. Treiber klapperten und schrien. Sie sah die Schützen ganz fern, schwarze, komische Punkte auf dem Schnee. Da kam plötzlich ein Hase über den gefrorenen Acker gehumpelt, gerade auf sie zu, schwer angeschossen, sie glaubte die blutige Spur auf der weißen Decke zu erkennen. Nach drei Sprüngen setzte er sich, humpelte dann weiter, setzte sich wieder. Drüben klapperten die Knarren lauter, die schwarzen Punkte wuchsen. Modeste ging auf den Hasen zu in dem unbestimmten Gefühl, ihn zu schützen, ihn zu retten. Das Tier war im Verenden, konnte nicht weiter, ließ sich anfassen, die Augen verglast, das Todeszittern in den Gliedern. Dies Todeszittern ging ihr durch und durch. Sie nahm den Sterbenden auf wie sonst den braunen Unhold, wollte ihn mit nach Hause nehmen. Die barmherzige Schwester war in ihr lebendig geworden, die hingebende Mutter. Sie wußte selbst nicht, warum sie auf einmal lief mit dem Tier, das sie in ihren Armen deutlich erstarren fühlte — aber sie mußte laufen, mußte. Endlich blieb sie keuchend stehen. Das Tier war tot. Sie ließ es auf den Schnee gleiten, sah es wehmütig an — und fühlte zum erstenmal vielleicht deutlich, daß sie doch keine Lindt war.

Beim Abendbrot erzählte sie das kleine Erlebnis, aber kühl, spöttisch, wie vor sich selbst geniert. Der alte Lindt, der von Jagd ungefähr so viel verstand wie ein Gorilla von analytischer Geometrie, aber aristokratische Vergnügungen bedingungslos hochschätzte, setzte sich langsam in Positur:

„Liebes Kind, die Hasen sind zum Abgeschossenwerden da. Und wenn ein krankgeschossener Lampe verloren geht, so ist das natürlich sehr ärgerlich für den Jagdgeber. Denn erstens mal ist die Strecke kleiner, und zweitens frißt den Krankgeschossenen unfehlbar der Fuchs, der ihn aber nicht fressen soll ... Leute, die nicht weit her sind, empfinden dabei sogenanntes Mitleid. Aber gewöhnliche Leute flennen ja, wie du selbst weißt, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit."

Die handarbeitende Mutter nickte freundlich.

Aber Modeste, die den braunen Unhold wegen gewisser freier Gewohnheiten auf Salonteppichen im Turmzimmer hüten mußte, dachte an ihren Hund und wenn er auch einmal so krankgeschossen und todesmatt über den Schnee humpeln müßte. „Aber bei welcher Gelegenheit soll nur unsereiner Mitleid empfinden, Papa?" fragte sie achselzuckend.

„Liebes Kind, das kommt ganz auf die Umstände an. Vor allem nicht unnötig! Denn im allgemeinen liegt jeder so, wie er sich bettet. Ich habe in meinem Leben keinem Bettler einen Pfennig gegeben, obgleich mir manchmal das Herz blutete, weil ich mir eben verständig sagte, daß das einfach Unfug ist. Der Groschen wandelt in die Schnapskneipe, und der Vagabund verendet doch hinterm Zaun."

Modeste stand hastig auf. „Wir denken vielleicht so. Aber wenn alle Welt so denken wollte ... Das Leben ist so wie so schon so entsetzlich leer!"

Er fuhr belehrend fort: „Ja, wenn nur alle Menschen so denken wollten! Es gäbe dann weniger Lumpen, aber mehr wohlhabende Leute. Im übrigen, liebes Kind, ist das Leben so reich, so ausgefüllt!" Er hatte allerdings ehrlich gewuchert mit seinen Pfunden, der alte Knochenmehlhändler.

Jedoch Modeste war heute nicht für diese bequeme Moral zu haben. Sie schwieg. Es war ja doch nutzlos ... Und wie der Schiffer in der Nebelnacht fiebernd nach dem Leuchtturm sucht, damit sein Fahrzeug nicht zerschelle, so hing sich Modeste eigensinnig an das komische Gleichnis des alten Eller von dem braunen Unhold und der alten Lehnstuhlquaste: „Herr Gott, zeig mir die Quaste, zeig sie mir! Ich will auch mit allen Kräften daran ziehen, bis ich sie loshabe ... Aber gib mir die Quaste, ich muß ja sonst verkommen!"

Es war keine Szene gewesen etwa. Kurzes Aufflammen bei ihr, ruhige Belehrung bei ihm. Und doch hatte das Schicksal bereits die Axt gehoben, das morsche Tau zu kappen, das den Stern von Barginnen mit dem Schloß Barginnen noch verband.

*

Das Wetter hatte sich gewandelt. In den Chausseegräben schmutziger Schnee, auf den Feldwegen knietiefer Schlamm. Ein kalter Regen sickerte. Die Holzfuhren vom Eichwald versanken bis an die Achsen. Herr Romeit stampfte mit kotbedeckten Wasserstiefeln auf dem Hof umher. Alles trübe, grau, hoffnungslos. — Aber als Modeste das Fenster im Turmzimmer öffnete, strömte ihr der Hauch der Scholle entgegen, der schwere, dumpfe, verheißungsvolle Hauch, der den Frühling birgt. Und Modeste sog den Hauch ein wie etwas Köstliches. Er war wieder so herbe, so stark! Unter diesem Hauche weitete sich ihr die Brust. Frühling — Glück ... Sie sah den Lenz schon hinter den Wolken lächeln. Eine unsinnige Sehnsucht durchzitterte sie — ein Hoffen, Wogen ... Die Spatzen piepsten in den Dächern, der Park duftete. — Das Große, Unbekannte, das aus der Erde quillt, in den Lüften raunt — die heiligen Mutterwehen der Erde.

Modeste mußte hinaus! Die Weltfreude regte sich. Sie eilte frohgemut die Chaussee entlang und begriff den häßlichen Schmutz an ihren Füßen nicht, den grobkörnigen Schnee an den Böschungen. Aber den Frühlingswind verstand sie, der die dürren Aeste zauste, die Fenster des Turmzimmers wild rüttelte. Wie war es köstlich, dies Wallen und Wogen in der Luft, das bis zum Sturm stieg, zum Orkan! ... Die alte Scheune stöhnte kläglich, aber aus den Ställen drang lenzwitternd das helle Wiehern der Stuten, das dumpfe Aufbrüllen der Rinder. Wenn sie in den Kutschstall trat, bäumte der Sommerrappe in seiner Box auf, schlug mit dröhnenden Hufen gegen die zitternden Holzwände. Der Schäfer stand pfeifend auf dem Hof und schnitzte Klotzkorken, und hinter ihm drängten die Lämmer ihre dummen Köpfe schnuppernd durch die Latten der Hürdentür. — Modeste war drüben bei Herrn Eller gewesen und wunderte sich, daß der alte Herr in einem dicken Schlafrock und in einer überhitzten Stube saß. Er krächzte mißmutig über einem scharfen Grog. Modeste wollte sofort wieder hinauslaufen: „Sie haben ja noch vollkommen Winter hier, und draußen ist es doch schon Frühling!"

„Ja, Frühling, Frühling!" echote er verdrießlich. „Bei Ihnen vielleicht — bei mir nicht! Vor vier Wochen kann noch kein Ochsenjoch aufs Feld."

Sie ging bis Eyselin, freute sich über den Wind und das trügerische Sonnenblinzeln. Der böse Zauber schien von ihrer Seele gewichen. Ein Kuß im Winter — was ist er?! ... Aber ein Kuß im Frühling, ein Frühlingskuß! ...

Sie war auf der Eichenblöße, wo die Gespanne sich vergebens mühten, die letzten der hohen Stämme hinauszuziehen. Die Peitsche knallte, der Knechtsfluch dröhnte. Herr Romeit stand dabei und rief schließlich ärgerlich: „Wenn's eben nicht geht, dann geht's eben nicht, Leute!" Und seltsamerweise taten Modeste heute die keuchenden Tiere nicht leid, sie dachte nicht mehr an den toten

Hasen — sie freute sich, wie der braune Unhold — jetzt groß und ungeschlacht geworden — hinter einer lahmen Krähe herjagte und sie beinahe erwischte. Die junge Lebensfreude, die sie in sich und um sich spürte, strömte wie eine Woge über das kleine Mitleid hinweg. — Herr Romeit war zu Pferde auf die Blöße gekommen. Sie erkannte nur mühsam unter dem Sattelzeug und dem Winterhaar den Sommerrappen wieder, ihren Rappen. Sein Reiter hielt ihn am Zügel und strafte ihn von Zeit zu Zeit mit einem leichten Reitgertenschmiß, wenn er Frühlingskapriolen machte. — Modeste sprach leicht und vertraut mit dem hübschen Menschen, der aber nur scheu und widerwillig zu antworten schien.

„Wie macht sich denn die Vierjährige, Herr Romeit?"

„Sie werden sie im Mai schon selbst reiten können, gnädiges Fräulein."

Modeste ging zu dem Tier, klopfte es. „Sie mühen sich meinetwegen ab, Herr Romeit."

„Ich reite sehr gern junge, rohe Pferde."

„So reiten Sie mir etwas vor!"

Er zögerte.

„Aber Sie sollen reiten, Herr Romeit!"

Da stieg er langsam auf. Der Rappe knirschte ins Gebiß und wollte davonrasen, aber der Reiter ließ es nicht und ritt ihn mit festem Schenkel um einen Eichenstumpf in weitem Bogen herum.

„Sie sind doch sehr nett, Herr Romeit!" Sie streckte ihm die Hand aufs Pferd. „Nun steigen Sie ab und erzählen Sie mir etwas!"

„Ich erzählen, gnädiges Fräulein?... Höchstens, daß ich die Stämme über Winter doch nicht alle 'rausgekriegt habe. Und sonst..."

Ein Windstoß fuhr über die Blöße. Der schmale Streifen Stangenholz, der sie rückwärts säumte, begann sich zu neigen, zu wiegen. Die schlanken Kiefern schwankten wie Halme, knarrten leise. Zuweilen erhob sich ein klagender Ton, ein wehmütiges Singen.

„Was ist das?" fragte Modeste.

„Es sind die beiden Bäume, gnädiges Fräulein, die so nah zusammen stehen. Seit Herbst haben sie sich förmlich umschlungen. Bei 'nem leichten Winde singen sie — und wenn's stürmt, seufzen sie... Es klingt manchmal ganz sonderbar!"

„Das ist sehr interessant!" rief Modeste.

„Ja, ich hab's auch gern und möchte nicht, daß sie wieder auseinandergingen im Frühling. Sie haben mir die ganze Zeit über Freude gemacht. Sie wanken und schwanken und singen genau, als wenn sie lebendig wären..."

„Das ist merkwürdig..."

„Ja, das ist merkwürdig."

„Die toten Bäume..."

„Ja, die toten Bäume."

Sie gingen näher. Es waren zwei hohe schlanke Kiefern, deren Stämme wie zusammengewachsen standen. Modeste legte das Ohr an den einen Stamm und sah dann auf.

„Ob die sich liebhaben am Ende?"

„Ja, ich habe auch schon so gedacht, gnädiges Fräulein. Vielleicht haben sie sich lieb..."

Da lachte sie wieder. „Sie sind doch auch ein Phantast, Herr Romeit!"

Aber Herr Romeit antwortete nicht.

Sie gingen zurück. Das Pferd, das Herr Romeit führte, begann zu tänzeln und zu schnauben. „Es wird sich noch losreißen!... Steigen Sie nur getrost wieder auf!"

„Gnädiges Fräulein, ich muß. Auf dem Vorwerk wartet ein Händler."

Als das Pferd im wiehernden Galopp ansprang, rief sie ihm nach: „Wir müssen das Reiten wieder anfangen!"

„Es ist doch noch so schmutzig, gnädiges Fräulein."

„Aber ich will, Herr Romeit, ich will!"

„Wenn gnädiges Fräulein befehlen."

*

Seitdem begann das Reiten wieder, aber im Gelände. Modeste auf dem Inspektorbraunen, den sie erst immer in Galopp peitschen mußte — Herr Romeit auf dem Sommerrappen, der sich nur mühsam zügeln ließ. Aber es war doch für Modeste eine Lust, auf den Feldwegen dahinzujagen, während der Lehm hoch aufspritzte!... Der Frühlingswind kraute die ersten Weidenkätzchen, aus den Abzugsgräben schimmerte es hellgrün, über die Saaten flog ein lichter Hauch. Nur das braune Eichenlaub raschelte noch trübsinnig wie im Winter.

„Gnädiges Fräulein reiten schon sehr gut!"

„Ich habe keine Angst, das ist das ganze Geheimnis — ich habe nie Angst!"

„Gnädiges Fräulein werden den Sommerrappen bald reiten können..."

„Ich möcht' schon! Der Braune ist alt und geht schwer."

„Es war aber einmal ein sehr gutes Pferd."

„Ja, war einmal, Herr Romeit!... War einmal... Ich halte nichts von der Vergangenheit. Das tut man im Winter — aber im Frühling, da will man nur Zukunft."

„Das glaube ich gern, gnädiges Fräulein."

„Ich habe übrigens alles vergessen, alles... Sie haben hoffentlich auch alles vergessen, alles... Verstehen Sie?"

Er schwieg. Eine leichte Röte stieg ihm ins braune Gesicht.

Sie ritten weiter. Ein trüber Graben kam. Der Braune refüsierte, und die zacklige Remonte scheute zur Seite vor dem trüben Wasserglanz. Sie hielten. Ein mildes Sonnenlächeln koste gerade die helle Wintersaat. Die Ebene uferlos — aber von einer freien, fröhlichen Weite. Ein Vogelzug rauschte hoch in den Lüften. Auch Modeste wurde das Herz ganz frei... Der Sommerrappe drängte schnuppernd zu dem Kameraden.

Nach einer Weile sagte sie: „Sie denken wahrscheinlich, ich sei wankelmütig wie alle hübschen Mädchen und kühl wie alle Lindts?... Ich mag's früher einmal gewesen sein, aber ich bin's nicht mehr!... Sehen Sie, ich liebe diese litauische Ebene zärtlich. Im Augenblicke könnte ich weinen — ich weiß nicht warum, aber ich könnte wahrhaftig weinen!... Es ist dumm, nicht wahr? — Aber bis jetzt waren mir immer die schönsten Stunden, wenn ich töricht, so recht von Herzen töricht war... Und dann möchte ich auch wieder hinaus, ganz weit weg, in ganz andre Verhältnisse, zu ganz andern Menschen! Weggehen oder hierbleiben — was ist das Rechte nun?"

„Da kann ich gnädigem Fräulein wirklich nicht raten. — Aber für mich wäre es besser gewesen, ich wäre schon im Herbst gegangen," schloß er hart.

„Ja, das Weggehen würde auch für mich das Richtige sein," sagte sie träumerisch. „Es ist wohl überhaupt das Beste für jeden Menschen. 'raus aus Barginnen, 'raus aus Ostpreußen!... Und dann denke ich wieder an den Frühling und wenn alles ringsum grünt und blüht — und sage mir: ‚Du willst ja gar nicht weg — du wirst auch nie wegkommen, nie, nie!' Es ist so eine dunkle Ahnung... Und doch sage ich Ihnen, es wäre ein großes, großes Unglück für mich, wenn ich nie wegkäme... Sie kennen mein Inneres gar nicht — und ich kenn's auch nur halb — aber glauben Sie mir, ich bin über Winter eine ganz andre geworden. Mir selbst kommt's ganz wunderlich vor. — Ich sag's offen: Ich hab' innerlich einen Ruck bekommen, einen ganz großen Ruck!... Ob's vorhält, das weiß ich noch nicht. Bei mir hat noch nie etwas andres vorgehalten als die Eitelkeit... Aber wenn's vorhält, dann bin ich eines Tages plötzlich weg, gegangen vielleicht in Nacht und Nebel. Und wenn ich einmal gegangen bin — in dem Punkte bin ich eine echte Lindt — dann bin ich auch endgültig gegangen — komme nie wieder zurück. — Ist's eben aus, dann ist's eben aus. Bedauern, Reue — nie! Denn im Grunde ist mein Charakter doch wohl hart. Ich wüßte auch nicht, wie er anders sein sollte." Sie wandte das Pferd nach der Richtung, wo Barginnen lag, und blickte lange auf das alte graue Ordensschloß, das die freie Ebene einst geknechtet hatte und auch jetzt noch mit seiner steinernen Feudalität zu beherrschen schien. — Dann ritten sie im Schritt nach der Chaussee ab. Ein geschlossenes Coupé kam ihnen in scharfem Trab entgegen. Der Kutscher grüßte nicht. Es bog auf die Grandschüttung nach Eyselin ab. Falkner von Oed war also wieder daheim.

Als Modeste am Kutschstall abstieg, meinte sie finster: „Ich reise doch im nächsten Monat — und zwar nach Rußland." Als Herr Romeit sie von der Seite ansah, fügte sie rasch hinzu: „Gehen Sie auch!... Es war eine Kinderei, daß ich Sie damals zum Bleiben zwang."

*

Die nächsten Tage ging der Schloßherr brummend einher.

„Es ist und bleibt doch ein undankbares Gesindel. Wie die Knechte... Keine Anhänglichkeit, keine Dankbarkeit! Da futtert man so was den Winter durch, macht kostbare Weihnachtsgeschenke aus reiner, dummer Gutmütigkeit... Das Gut verwahrlost, die Pferde abgetrieben. Nicht mal die paar lumpigen Stämme aus dem Walde hat er weggefahren. Bestohlen bin ich selbstverständlich... Und dabei ein Größenwahn, eine Empfindlichkeit! Da kommt so was zu mir und kündigt, weil der Frühling seine Nase ins Land steckt und weil die Faulenzerei aufhören muß und weil ihn der Winterhafer sticht... Pfui, und abermals pfui!... Ich behalte ihm selbstverständlich vom Gehalt ein. — Das kommt aber alles von den verdammten Liberalen mit ihren neuen Schulen und ihren Freizügigkeitsgesetzen."

Die häkelnde Schloßherrin antwortete darauf freundlich: „Inspektoren sind Schwefelbande... Im übrigen ist's mir ganz recht. So gemeine Umgebung macht selbst gemein. — Und Modeste, du wirst verständig sein! Das Zusammenreiten hört auf... Du kannst es ja schon sehr hübsch, wie ich vom Fenster aus gesehen habe; du brauchst also gar keine Rücksicht mehr zu nehmen... Wann geht eigentlich der Mensch, lieber Mann?"

„Den ersten Juli, Luise, wenn ich ihn nicht vorher 'rausschmeiße."

Modeste saß dabei, als kümmere sie die ganze Unterhaltung nicht. Sie sah mit kühlen, hellen Augen bald auf den lispelnden Vater, der im Zorn auf und ab ging, bald auf die gemütlich häkelnde Mutter. Was kümmerten sie diese beiden Eltern? — Nichts! Und so morsch war das Gefüge dieser Familie, daß Modeste solche Wahrheit nicht einmal wehe tat. Sie war aufgestanden.

„Wo willst du hin?" fragte die Mutter.

„Reiten."

„Hoffentlich allein."

Modeste zuckte die Achseln und nahm die Türklinke. Sie ritt heute nicht, sie strich nur gedankenlos durch den Wald.

XV

Nun war er endlich da, der volle litauische Frühling! Ueber Nacht war er gekommen. Die braunen Kastanienknospen gebrochen, das Birkengezweig lichtgrün flimmernd. Das Gras glitzerte von Tau, die Luft nur ein weicher Hauch. Die Lindenallee wie ein großer, dichter, schwatzender Starenschwarm. Und der Himmel so hoch und hell, die weißen Wölkchen wie Möwen auf blauender See. — Er kommt so rasch, der ostpreußische Frühling, so stark! Er hat etwas von der jungen Offenbarung. Was gestern noch traurig herniederhing im schweren Wintertraum, das hebt morgen schon das lichte Antlitz zum holden Frühlingserwachen.

Modeste ging nach dem Stall. Sie schien mißmutig. Die Schwester Frieda aus Königsberg war wiedergekommen. Der alte Streit würde wieder beginnen, der Streit, in dem Frieda schließlich glänzend gesiegt hatte. Der braune Unhold zottelte neben der Herrin, so recht tollpatschig und voller Streiche, wie ein Bengel in den Flegeljahren. Sobald ein unglückliches Huhn aufgackerte, stürzte er wie ein Rasender davon, erwischte das Huhn zwar nicht, aber schlug selbst einen Purzelbaum. Später wollte er dem Sommerrappen im Stall zu Leibe, der aber die Ohren ankniff und auskeilte.

„Du sollst doch artig sein!" rief Modeste. Er aber sah seine Herrin nur schalkhaft blinzelnd an und begann sofort hinter der Futterkiste nach

Mäusen zu schnüffeln. — Der zweite Kutscher trug eben eine Häckselschwinge herbei. „Wo ist der Inspektorbraune, Fried?“

„Der Herr Inspektor hat schnell nach dem Vorwerk 'rüber müssen ... Aber gnädiges Fräulein möchten auf keinen Fall den Sommerrappen nehmen! Er hat zwei Tage gestanden und keilt sich mit allen Pferden.“

Modeste ging enttäuscht hinaus. Aber sie kehrte gleich darauf zurück. „Satteln Sie ihn doch auf!“

Der Kutscher kraute sich hinter dem Ohr. „Ich deer' nicht, gnädiges Fräulein.“

„Aber Sie sollen! Ich befehle es.“ Sie stampfte mit dem Fuß. Innerlich dachte sie: ‚Wirft er mich ab, so wirft er mich eben ab. Aber nur 'raus, 'raus!‘

Doch es ging besser, als sie gefürchtet hatte. Der braune Unhold keifte zwar wütend, und der Sommerrappe scheute im weiten Bogen zur Seite — aber sie vermochte doch den Sattel zu halten. Wenige Minuten später ging's im schlanken ruhigen Trab den Feldweg am Schulhofe entlang. Der Unhold trottete gemütlich hinterher, mit gelegentlichen Seitenblicken auf die Kiebitze, die hell kreischend sich über die schwarzen Brachen schwangen. Die Sonne stach, der Boden duftete. Der erste, volle Frühlingstag! Aus den Wassergraben gluckste es fein, aus dem verwitterten Stamme der Kopfweiden quoll es grün. Das Schilf im Sumpfloch hob seine lichten Spitzen ... Das Keimen, Sprossen, die ganze Urkraft der neugeborenen Natur rang empor, füllte das All mit frohen Hoffnungsfarben, keuschen Kinderlauten. Und wie aus der jungen Knospe die junge Blüte drängt, so heischt das junge Leben die junge Liebe ...

Der Sommerrappe fiel von selbst in Schritt und senkte die Nüstern nach dem frischen Grasduft; der Unhold setzte sich nachdenklich an das Sumpfloch, sah die Blasen aufsteigen, hörte das Schilf flüstern, wie ein echtes Kind, das das Werden nur zu ahnen vermag. Dann betrachtete er erbost den Storch, der so schulmeisterlich durch die Saat stolzierte, und die Raben, die krächzend mit den Flügeln schlugen. Modeste schaute träumerisch. Es war ein verzaubertes Land ringsumher. So viel Hoffen, so viel Leben, so viel Glück! Sie sog die schwere, süße Luft ein wie eine Dürstende. „Ich will auch leben, auch lieben!“ rief sie. Sie ließ das Tier zum Galopp anspringen, schwang die Peitsche, jauchzte, der Rappe konnte sich gar nicht genug strecken ... Und dabei diese prickelnde Sonne, dieses dumpfe Sehnen, dieser Lebenstrieb, der die ganze Natur durchpulste! Aus dem Sumpfwasser stieg es, aus den Lüften zischelte es, mit dem Kiebitz schrie es. Die ganze Ebene überhaucht von dem goldigen, duftenden Brautschleier des Frühlings ... Sie hatte kein Ziel, sie wußte kaum, wohin sie ritt — es ging ja dem Leben entgegen, dem Zauberwald, den die Klugen mit offenen Augen langsam durchreiten — und sie sehen ihn nicht; und den die Toren mit blöden Augen frohlächelnd schon von ferne grüßen — sie sehen ihn.

Plötzlich war Modeste auf der Eichenblöße. Der Sommerrappe trabte vorsichtig zwischen den Stümpfen. Die singenden Bäume hielten sich noch immer fest umschlungen, aber sie sangen leise, ganz leise. Es war ein Frühlingslied, ein köstliches, heimliches, das sie nur sich selbst sangen. — Das Mädchen stieg ab, band das Pferd an einen Baum. Sie selbst aber trat näher, um zu lauschen. Sie legte das Ohr an die Stämme und fühlte, wie sie bebten, raunten; ihr Lied war nur ein Hauch. Aber ist nun jeder erste Frühlingstag ein Wunder, oder jedes schöne Kind eine Fee — auf einmal erkannte Modeste, daß die beiden jungen, schlanken Stämme sich in Liebe umschlangen und daß einst diese Liebessaat die ganze tote Lichtung wieder erfüllen würde mit lachenden liebenden Kindern.

Es war noch kühl im Wald, winterlich kühl. Aber Modeste sah hinauf zu den hell beleuchteten Fichtenwipfeln und wähnte, es müsse warm sein. Sie setzte sich auf einen Eichenstumpf und wollte Leberblumen pflücken. Bald vergaß sie das Pflücken, träumte ... Plötzlich hob der Sommerrappe zu wiehern an, und drüben im Holz wieherte es zurück. Modeste spähte aufmerksam. Sie sah bald darauf Herrn Romeit, der, träumend wie sie, vom Vorwerk herüberritt. Als er das Fräulein sah, sprang er vom Pferde und kam grüßend näher. Modeste war es eine Enttäuschung. Träume sind immer so viel schöner als die Wirklichkeit. Dann schämte sie sich dieser Wallung.

Sie hielt ihm die Hand hin. „Gut Heil, Herr Romeit... Ich kam eigentlich wegen der singenden Bäume hierher... Am Ende lieben sie sich doch.“

Er sagte nur: „Gnädiges Fräulein reisen bald?“

„Ach so, weil meine Schwester gekommen ist? — Ja, ich werde wohl reisen ...“ Dann besann sie sich. „Nein, ich reise doch nicht, Herr Romeit! Es ist heute ein Frühlingstag — der erste Frühlingstag. Ich bin wie berauscht. Nächstens sehe ich Elfen oder so 'was Gutes ... Können Sie das verstehen?“

„Verstehen — gewiß. Ich habe mich selbst so gefreut auf den Frühling.“

„Aber Sie sehen keineswegs sehr erfreut aus, Herr Romeit.“

Er faltete die Stirn. „Ich hatte eben wieder eine Unterredung mit Ihrem Herrn Vater ...“

Sie hielt die Hände an die Ohren. „Ich weiß, ich weiß! ... Sie haben recht. Aber sagen Sie es nicht! ... Oder sagen Sie es doch! ... Oder ich will's Ihnen selbst lieber sagen ... Bei uns kann eben kein anständiger Mensch aushalten.“ Sie machte ein bitterböses Gesicht. „Und mag nun werden, was da will — ich halt's auch nicht mehr lange aus. Der ganze schöne Tag ist mir vergällt, wenn ich an zu Hause denke ... Wir trennen uns ja jetzt sehr bald — und werden uns auch sehr bald vergessen.“ Er schüttelte den Kopf. „Sie mich also nicht? — Nun, ich Sie vielleicht auch nicht.“ Sie trat ganz dicht zu ihm heran. „Ich habe Ihnen einmal etwas gesagt, was ich keinem Menschen sonst gesagt hätte.“

„Und ich, gnädiges Fräulein, habe Ihnen etwas geantwortet, was ich sonst nie einem Menschen geantwortet hätte ...“

„Es ist hoffentlich vergessen, Herr Romeit?“

„Nein, es ist nicht vergessen. Es wird nie vergessen werden — nie!“

Und als wenn es ein letzter Tag wäre heut, ein Tag, der die Lippen löst und die Herzen öffnet, fuhr er erregt fort: „Sie mögen vielleicht auch denken nachher, wer immer redet und nie handelt, an dem ist doch schließlich nichts dran ... Sonst hab' ich's mein Lebtag umgekehrt gemacht. Der Prinzipal damals verendete fast unter meinen Händen — und eigentlich tat's mir leid, daß er nicht verendet ist ... Ich bin nicht roh. Aber wenn mir jemand mal wirklich an die Ehre faßt, so vergeb' ich's ihm weder hier noch drüben.“ In tiefster Empörung fuhr er fort: „Und nun gar hier! Kein Tag vergeht ohne die häßlichsten Anspielungen. Man kann sich nicht mal wehren. Im Augenblick wird die Sache umgedreht — ich allein bin der übelnehmsche Patron ... Ich wundre mich nicht, wenn man schließlich hinter meinem Rücken die Koffer durchsucht — ich wundere mich in Barginnen überhaupt nicht mehr — ich wundere mich nur, daß ich solch ein Feigling geworden bin ... Habe ich eigentlich noch eine Ehre? — Ja, ich habe sie — ich habe sie ganz gewiß! Mehr vielleicht als ...“ Er hielt jäh inne.

Modeste war es dunkel den Nacken emporgestiegen. Das war zu viel. Das durfte sie nicht anhören. Ihres Vaters Tochter war sie schließlich doch! — Und sie antwortete sehr kühl: „Ja, dann hätten Sie allerdings keine Minute länger in dem Hause bleiben dürfen, das Sie so verurteilen ...“

„Ja, ich hätte allerdings nicht bleiben dürfen!“ Er sprach erbittert, voll Hohn. „Aber Sie, gnädiges Fräulein, hätten mir das nicht sagen sollen. — Sie nicht! ... Sie nicht ...“ wiederholte er leiser mit zuckender Lippe. „Adieu.“

Modeste sah auf. War's der Ton, war's der Mann, so durfte er nicht gehen! — Sie eilte ihm nach. „Herr Romeit!“ Er blieb stehen. „Herr Romeit, Sie haben recht, und ich habe unrecht. Ich habe Sie gehalten — und gerade ich hätte Sie nicht halten dürfen! Ich bin nicht blind ...“

Er war zusammengezuckt. „Gnädiges Fräulein ...“

Sie aber unterbrach ihn rasch. „Es ist unser Abschied also. Doch Sie sollen nicht denken, daß ich die bin, die ich scheine. Die bin ich nicht — die bin ich ganz gewiß nicht! Sie sind mir ein Freund gewesen, ein so guter Freund ... Und wie mein Vater auch von Ihnen scheiden mag — ich scheide von Ihnen mit dankbarem Herzen ... Ich werde nicht vergessen, denn ich will nicht vergessen! Den Mann, der das Aeußerste zu wagen bereit war, ohne zu fragen warum — den Mann vergißt man nicht. Nein, auch eine Modeste Lindt vergißt ihn nicht, Herr Romeit!“ Und getrieben von einem Strom, dessen Quelle sie nicht kannte, dessen Macht sie aber spürte, fuhr sie leidenschaftlich fort: „Ich will Ihnen alles sagen. Auf dem Balle, in dem Zimmer, wo Sie mich trafen, da hat mich der Schurke aus Eyselin geküßt, nicht einmal — nein, viele Male! — Ich weiß nicht wie oft. Ich weiß nur, daß ich ihn nicht wiedergeküßt habe, nicht wieder küssen konnte. Aber ich ertrug es willig — ich meinte, es wäre der Verlobungskuß. Er war's nicht — er war etwas Scheußliches! Und dieser Schurke hat's mir noch mit dürren Worten ins Gesicht gesagt: seine Geliebte sollte ich sein. — Seine Geliebte? — Noch jetzt bebt in mir alles vor Empörung, und noch jetzt wünschte ich den Menschen tot zu meinen Füßen hier... Seine Geliebte — und dabei hab' ich ihn doch nie geliebt!“ Sie schwieg. Der ganze, junge, schöne Körper bebte. „Und doch bin ich allein schuld! Ich bin eine Lindt ... Wir Lindts können ja gar nicht lieben — wir sind ja so bettelarm in all unserm Reichtum... Gehen Sie, Herr Romeit, gehen Sie! Ich bitte Sie herzlich darum.“

Der Stern von Barginnen setzte sich auf einen Eichenstumpf und begann zu schluchzen wie ein Kind. — Es ist ein wundersamer Reiz um eine im lachenden Frühling weinende Frau! — Die singenden Bäume stimmten wieder ihren Liebesgesang an — aber er klang voller, wilder, wie schwüles Frühlingssehnen, wie heißes Liebesgewähren ... Und auf einmal fühlte sich Modeste emporgehoben, geküßt, gepreßt, in tödlich starker Umarmung. Sie wollte schreien — die Stimme erstarb. Sie wollte sich losreißen — die Muskeln versagten. Es war ein so dürstender Männermund, so fiebernde Augen, so stammelnde Laute... Sie wollte die weichen Lippen voll Abscheu schließen und öffnete sie doch voll Verlangen. Die Augenlider sanken ihr. Das große, das uferlose Gefühl strömte zu ihr hinüber, zwang sie. Sie küßte wieder — sie mußte. Aber wie Frauen küssen bei der ersten Liebessünde — halb Scham, halb Lust. Sie hörte, sie sah nichts mehr — nur die purpurwipfligen Bäume und ihr wild klagendes Liebeslied glitten vor ihren heiß verschleierten Sinnen. Es war eine tiefe, köstliche Ohnmacht, deren Dauer man nicht kennt, deren Nervenzittern man nur nachspürt.

Als sie erwachte, war sie allein. Das Pferd wieherte hell — aber die Singbäume waren verstummt. Im Holz der verschwimmende Umriß eines Reiters ... Modeste stand auf wie im Traum, band das Pferd los wie im Traum.

Eine Stunde später fand Frieda, die auf ihre Art einen Frühlingsspaziergang gemacht hatte, mit Sehnsuchtsgefühlen nach dem Königsberger Paradeplatz und den Gesangsstunden — die Schwester Modeste auf einem Grabenrand im Felde sitzen. Sie hielt den losen Zügel in der Hand, und der verwunderte Sommerrappe zog zuweilen unwillig daran, ohne daß sie es merkte.

„Guten Morgen, Modeste. Schläfst wohl bereits?“

Modeste sah mit eigentümlich leeren Augen auf und fragte wie im Traum: „Was ist eigentlich Liebe, Frieda?“

Frieda lachte laut auf. „Du bist verrückt, liebes Kind!“

Aber Modeste stand langsam auf, schüttelte den Kopf und ging, das Pferd am Zügel nachziehend, weiter.

(Fortsetzung folgt)



Gevatterinnen

Nach einer Naturaufnahme von R. Dührkoop (Hamburg)



Paul Dubois Jeanne d'Arc

Die Jungfrau von Orleans in der bildenden Kunst

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu zehn Abbildungen nach Gemälden und Plastiken)

In Frankreich haben die Damen von jeher eine große und entscheidende Rolle gespielt, und fast in jeder bedeutsamen Zeit findet man eine Frau als ausschlaggebende Persönlichkeit, von Klotilde an, die ihren Gatten Klodwig zum Christentum bekehrte, bis zur Dubarry, die Ludwig XV. beherrschte, und zu den Damen, welche die Ursache des Todes für den General Boulanger und den Präsidenten Felix Faure geworden sind. Frankreich steht eben im Zeichen des Weibes. Da ist es kein Wunder, daß auch die am meisten Verehrung findenden französischen Heiligen weiblichen Geschlechts sind: unten im Süden die heiligen Marien, die hier in der Provence landeten und das Volk bekehrten, wie man bei Mistral nachlesen kann, in den Pyrenäen die fromme Bernadette Soubirous, die leider erst dreißig Jahre tot ist und deshalb noch ein paar hundert Jahre auf die Heiligsprechung warten muß, obschon sie aus Lourdes den gegenwärtig am meisten besuchten und die meisten Wunder wirkenden Wallfahrsort gemacht hat, in Paris die heilige Genoveva, deren Wirken Puvis de Chavannes im Pantheon dargestellt hat. Fast scheint es, als ob die Franzosen sich in den Augenblicken der Gefahr immer gern auf die Frauen verlassen hätten, so wie sie ihnen auch in friedlichen Zeiten das Regiment überließen.

Die Jungfrau von Orleans, die berühmteste und gepriesenste aller französischen Heldinnen, ist bei weitem nicht die einzige streitbare Dame, die der französische Boden hervorgebracht hat. Unten in der Gascogne hat man vor wenigen Jahren einer schneidigen Edelfrau ein Denkmal gesetzt, die vor vier oder fünf Jahrhunderten die Heimat gegen einfallende Feinde verteidigte. In Beauvais, übrigens einer der schönsten und interessantesten, obschon von Fremden wenig besuchten Städte Frankreichs, steht das Denkmal einer jungen Dame, die mit dem Beile in der Hand ihre Vaterstadt gegen die Scharen Karls des Kühnen von Burgund verteidigt hat. Dieses Mädchen von Beauvais ist nach Johanna die berühmteste französische Heldin geworden. Alljährlich wird ihr Fest in der Heimat gefeiert, und dabei werden auf dem Marktplatz zwei Kanonen aufgefahren, die nicht von alten Kanonieren, sondern von jungen Mädchen abgefeuert werden. Denn die Frauen von Beauvais sollen Heldinnen werden wie ihre berühmte Landsmännin, und so marschieren die weißgekleideten Mädchen im Alter von sechs bis sechzehn Jahren auf, der Artillerist reicht ihnen die an einem langen Stock befestigte brennende Lunte, und bumm! — knallt die Maschine los. Ich habe zugesehen und gefunden, daß die Mädchen zwar Spaß, aber auch Angst hatten, was ich für ein gutes Zeichen halte, denn trotz Jeanne Hachette von Beauvais und Jeanne d'Arc von Domremy wäre es uns vermutlich durchaus nicht erfreulich, wenn alle unsre Schwestern, Frauen, Töchter, Waschweiber und Köchinnen Heldinnen und kriegerische Mannweiber wären. Niemals gäbe es dann Mauslöcher genug für alle die Männer, die eine Zuflucht suchten!

Jeanne Hachettes Ruhm ist nicht über ihre Heimat hinausgedrungen, und ebenso kennt man die genannte Gascognerin nur bei ihren engeren Landsleuten. Jeanne d'Arc aber hat sich von Anfang an internationalen Ruhmes erfreut, und seit ihrem Tode hat ihr Ruhm nicht aufgehört, in die Höhe und Breite zu wachsen. Geschichtschreiber und Dichter, Maler und Bildhauer haben sich um ihn verdient gemacht, und dabei waren nicht nur Landsleute der Heldin, sondern auch die größten Ausländer tätig. Schon Shakespeare beschäftigt sich mit ihr, und obschon er als guter Engländer in ihr eher eine teuflische Hexe als, wie es jetzt die Franzosen tun, ein göttlichen Eingebungen folgendes Heldenmädchen sieht, hat er doch zur Ausbreitung ihres Ruhmes nicht wenig beigetragen. Nach dem größten englischen hat einer der größten französischen Schriftsteller Johanna auf die Bühne gebracht, aber in Voltaires „Pucelle“ kommt sie fast noch schlimmer weg als in Shakespeares „Heinrich VI.“, und obgleich nachmals zahlreiche französische Dramatiker sich mit der Geschichte Johannas beschäftigt haben, ist doch das bei weitem beste Schauspiel über die französische Heldin das Werk unsers Schiller. Nicht nur wegen seiner herrlichen Form, sondern auch wegen der klaren, hohen und reinen Anschauung, die der Dichter von den Beweggründen und von dem Charakter der Heldin hatte, ist Schillers Drama allen andern Dichtungen über das Mädchen von Domremy voranzustellen, und dabei zähle ich Michelets begeisterte Prosaschilderung, wie es sich gebührt, als Dichtung mit.



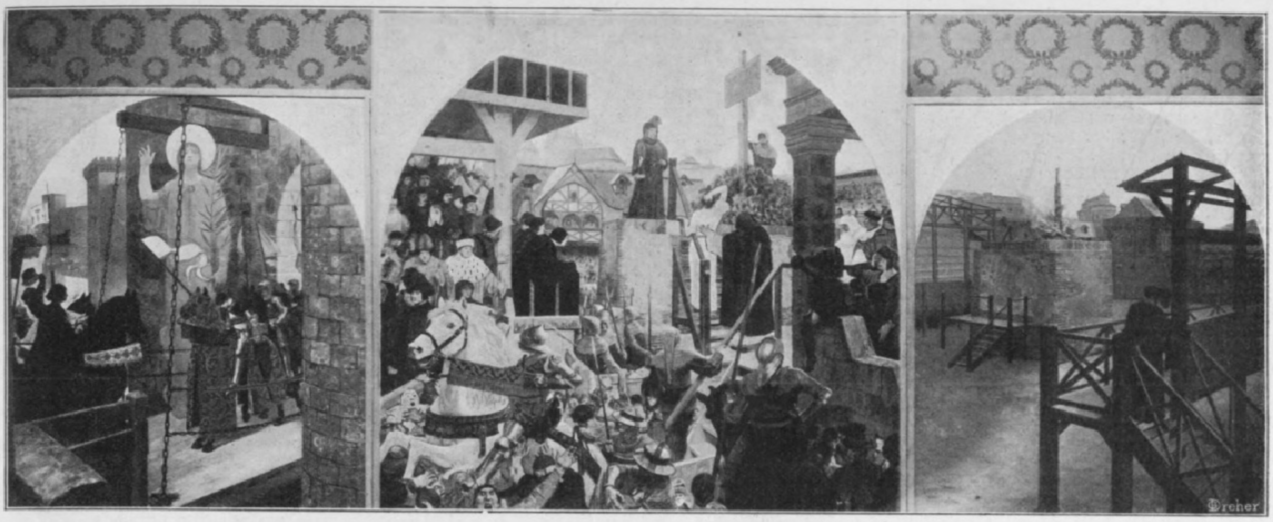
E. Frémiet Statue der Jungfrau von Orleans
(An der Place des Pyramides in Paris)

Gegenwärtig ist Jeanne d'Arc in Frankreich populärer, als sie es je vorher gewesen ist, und das hat seine politischen Gründe. Obgleich die Jungfrau von ihrem Könige schändlich im Stich gelassen, obgleich sie von einem französischen Edelmanne den Engländern verkauft, obgleich sie von einem aus französischen Geistlichen bestehenden Gericht verurteilt, obgleich das Urteil von der berühmtesten französischen Universität, von der Pariser Sorbonne, gutgeheißen worden ist, hat man mit der Zeit aus ihr ein Palladium gerade der Parteien gemacht, die ihren Untergang direkt und indirekt verschuldet haben. Heute sind es gerade die Royalisten und Klerikalen, also die nämlichen, deren Gesinnungsgenossen die Jungfrau vor fünfhundert Jahren verlassen oder verdammt haben, die sie auf den Schild heben und den andern Franzosen das Recht absprechen, in Jeanne d'Arc auch die Heldin der französischen Republikaner zu sehen.



Paul Dubois Jeanne d'Arc
(Das Bildwerk ist aufgestellt in Paris und Reims)

Solange Frankreich eine Monarchie war, und besonders solange die Bourbonen herrschten, machte man sich wenig oder nichts aus dem Mädchen von Domremy. In Rouen wurde ihr auf dem großen Marktplatze, wo man sie verbrannt hatte, im achtzehnten Jahrhundert ein Denkmal errichtet, das heute noch da steht und das sehr sinnig an die Stelle der einstigen Feuerflammen die kühlenden Strahlen eines Brünnleins brachte. Und in Orleans, der von ihr befreiten Stadt, baute man zur nämlichen Zeit eine Statue auf, wo sie einer barocken Pallas Athene ähnlich sieht. Im neunzehnten Jahrhundert aber beschäftigte sich die bildende Kunst eifriger mit ihr, und allenthalben, wo Jeanne gewesen war, entstanden Denkmäler für die Jungfrau. In Compiègne, wo sie in die Gefangenschaft geriet, stellte man sie auf den Marktplatz, in Orleans genügte die alte Statue nicht mehr: man schaffte sie von ihrer Stelle auf dem Markte weg und brachte sie auf die Loirebrücke, während an den Platz auf dem Markte ein riesiges Reiterdenkmal kam, dessen Sockel ringsum mit Reliefdarstellungen geschmückt ist. Damit noch nicht genug, richtete man ein hübsches Bürgerhaus aus dem sechzehnten Jahrhundert als Museum ein und brachte hier alles unter, was sich irgendwie auf die Jungfrau bezieht. Da hängen, liegen und stehen Gemälde und Denkmäler aller Art, alle Bücher, worin Jeanne erwähnt wird, alle



Jean Paul Laurens — Die Geschichte der Jeanne d'Arc

Dramen und Gedichte, die man in vierhundert Jahren ihr zu Ehren ersonnen, liegen da in den Glasschränken: Shakespeare, Voltaire und Schiller hausen da als friedliche Nachbarn, obschon ein jeder von ihnen die Jungfrau von ganz anderm Standpunkte ansieht. In diesem Museum steht auch die Statue der Jungfrau, von der sich ein andres Exemplar in Versailles befindet und die lange Zeit die berühmteste Statue Jeannes war, weil sie das



Statue der Jeanne d'Arc zu Orleans
(Angeblich ein Werk der Prinzessin Marie von Orleans)

Werk einer königlichen Prinzessin ist. Sie trägt den Namen der Prinzessin Marie von Orleans, der Tochter Ludwig Philipps, aber der Bildhauer Etex, der Schöpfer der beiden großen Gruppen an der Westseite des großen Triumphbogens, hat sich das Vergnügen gemacht, in einem Nachrufe zu Ehren seines Kollegen Pradier festzustellen, wer die Statue wirklich geschaffen hat. Da sagt er, ohne zu zucken, die beste Arbeit Pradiers sei die unter dem Namen Marie von Orleans gehende Statue der Jeanne d'Arc, und in der Tat unterliegt es keinem Zweifel, daß Pradier und nicht die Tochter des Bürgerkönigs das Werk geschaffen hat.

Rouen gab sich auch nicht mit der Statue zufrieden, die der wackere Slodts im achtzehnten Jahrhundert geschaffen hatte: es baute der Jungfrau auf einem benachbarten Hügel eine Riesenkapelle, die wohl zu einer großen Kirche geworden wäre, wenn man in Rom ein Einsehen gehabt und die als Ketzerin Verbrannte heilig gesprochen hätte. Sobald das geschieht, und ohne Zweifel wird es schließlich geschehen, werden die der heiligen Johanna von Arc geweihten Kirchen wie Pilze aus dem französischen Boden aufschießen, und die Franzosen werden fürder nicht mehr zu dem heiligen Dionysius, dem heiligen Martin von Tours, dem heiligen Michael oder der heiligen Genoveva von Paris beten, sondern nur noch zu dem Mädchen von Domremy.

Solange Johanna aber noch nicht heilig ist, muß man sich mit profanen Denkmälern begnügen, und daran ist denn auch kein Mangel in Frankreich. Im neunzehnten Jahrhundert hat es kaum einen französischen Bildhauer gegeben, der nicht seine Jungfrau von Orleans geschaffen hätte, und die Maler folgten dem Beispiele ihrer modellierenden Kollegen mit Eifer und Lust. Zuerst stellte man Statuen auf, wo Johanna ihre Taten verrichtet hatte: in ihrem Geburtsort Domremy, in Compiègne, Orleans, Rouen. Dann mengten sich andre Städte ein. Paris gab sich mit einer einzigen Johanna nicht zufrieden, es mußte gleich zwei haben, abgesehen von den Dutzenden in den Museen. In Reims stellte man sie vor die Kathedrale, deren Fassade die herrlichste Prachtleistung der Gotik ist, hundert andre Städte, selbst solche, wo Johanna nie gewesen war, beeilten sich, den Bildhauern zu tun zu geben, und wenn irgend jemand in Frankreich dem Heldenmädchen Dank schuldig ist, so sind es die Jünger und Nachfolger des Phidias, denen sie schon Millionen zu verdienen gegeben hat.

Nach der Jungfrau der Prinzessin Marie von Orleans ist die berühmteste Jeanne d'Arc die Reiterstatue von Frémiet, die neben dem Tuileriengarten an der Place des Pyramides in Paris steht. Diese Statue ist, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Vortrefflichkeit, dadurch sehr bekannt, daß sie, wie die im Tuileriengarten stehende, dem Andenken des letzten Krieges geweihte Gruppe „Und dennoch!“ von Mercié, wie die Statue von Straßburg am Eintrachtsplatze und wie die Vendômesäule eine Art patriotischen Wallfahrtsortes geworden ist. Zu der Gruppe Merciés und zu der Statue von Straßburg ziehen die Patrioten, die noch von einer Revanche und von einer Wiedereroberung des Reichslandes träumen; die Vendômesäule wird von den Bonapartisten besucht, die dem oben auf der Spitze der Säule stehenden Imperator ihre Huldigungen bringen; und Jeanne d'Arc ist, wie schon zu Eingang angedeutet, das Symbol der klerikalen und royalistischen Franzosen geworden. Frémiets Reiterstatue hat vor fünf Jahren in der Statue von Paul Dubois eine Konkurrentin erhalten. Eine Weile disputierte man in Paris über die beiderseitigen Vorzüge der Denkmäler; der eine hielt die von Frémiet für schöner, der andre zog die Jungfrau von Dubois vor. Jetzt läßt man ruhig beide gelten. Bei Dubois ist, wie die beigegebenen Abbildungen zeigen, sowohl das Pferd wie die Reiterin weniger irdisch als bei Frémiet. Beide scheinen wirklich einer göttlichen Eingebung zu folgen, indem sie voll Vertrauen und Zuversicht geradeaus in die Welt ziehen. Was die Popularität anlangt, so hat die Statue von Dubois schon deshalb der Figur Fremiets keinen Abbruch tun können, weil sie an einem etwas entlegenen Platze vor der Augustinuskirche aufgestellt ist, also ganz außerhalb der Heerstraße der



E. Lenepveu — Die Vision der Jeanne d'Arc
(Aus den Wandgemälden im Pantheon zu Paris)

Pariser Manifestanten. Uebrigens ist Frémiets Werk, wie wir es heute sehen, das Zeugnis einer wahrhaft seltenen künstlerischen Gewissenhaftigkeit: dem Bildhauer war vorgehalten worden, die Figur der Jungfrau sei allzu klein für das gewaltige Streitroß, auf dem sie reitet; und da er diesen Tadel als berechtigt anerkannte, so schuf er in aller Stille eine jenen Mangel vermeidende Replik, die er dann mit der ersten Arbeit vertauschte, als diese gelegentlich einer Reparatur am Sockel heruntergenommen und zu ihm ins Atelier gebracht worden war. Die Sache ist erst nach Jahren in die Oeffentlichkeit gedrungen und hat dem Künstler wohl den Tadel gewisser Pedanten eingetragen, die herausfanden, er habe gar nicht das Recht gehabt, die ihm nicht mehr gehörende Statue zu vertauschen; aber die Einsichtigen waren einig in Lob und Anerkennung seiner selbstlosen Tat.

Diese beiden Denkmäler der Jungfrau stehen in Paris auf der Straße. Wer aber die öffentlichen Gebäude von Paris durchwandert, der findet noch viele, viele Darstellungen der Nationalheldin. Im Pantheon hat der Maler Lenepveu eine ganze Wand mit Darstellungen aus dem Leben Johannas geschmückt. Da sieht man sie zuerst als Hirtenmädchen, dem der Engel die himmlische Botschaft verkündet, dann als gepanzerte Ritterin im Kampfe, endlich auf dem Scheiterhaufen in Rouen. Zu einer zyklischen Darstellung hat auch Jean Paul Laurens den Stoff in seinem großen Triptychon verarbeitet, in dem er, seinem Hang zum Tragischen und Schrecklichen folgend, das furchtbare Ende der Jungfrau schildert: besonders grausig wirkt auf dem rechten Flügel des Bildes der einsam ragende Pfahl mit den verkohlten Resten der Leiche. Die meisten Künstler haben sich damit begnügen müssen, nur eine der für die bildende Kunst so dankbaren Szenen aus dem Leben der Jungfrau darzustellen. Die einen erblickten in der Heerführerin das beste Thema, die andern begeisterten sich für das Hirtenmädchen, noch andre nahmen den Tod der Märtyrerin zum Vorwurfe. Rude, der größte französische Bildhauer des neunzehnten Jahrhunderts, hat Johanna dargestellt, wie sie als Hirtenmädchen der geheimnisvollen Stimme lauscht, die sie zum Auszuge und zum Entsatze von Orleans mahnt. Indessen ist seine Jeanne kein schüchternes, hübsches Mädchen wie die Jungfrau Lenepveus, sondern ein gallisches Heldenweib, dem nur der Anlaß fehlte, um sein Heldentum darzutun. Den nämlichen Moment hat der Maler Bastien Lepage gewählt, dessen Jeanne d'Arc unsre Leser aus der „Schiller-Nummer" des laufenden Jahrgangs kennen. Auch hier lauscht die Hirtin der geheimnisvollen Stimme wie bei Rude und bei Lenepveu, aber bei Lepage ist die Verzückung des Mädchens packender zum Ausdruck gebracht als bei Rude und Lenepveu. Rudes Statue ist nicht auf einen öffentlichen Platz gekommen, sondern man hat sie in den Louvre gebracht. Ebenso sind die Statuen von Chapu und Cordonnier im Museum geblieben. Auch Chapu hat sich das Hirtenmädchen gewählt. Seine Johanna liegt auf den Knien und betet. In ihr kommt nicht das Heldentum zur Aussprache wie bei Rude, auch die Verzücktheit ist nicht so betont wie bei Lepage. Johanna ist hier ein schönes Mädchen im Gebet, wie es deren Tausende gibt. Aber die Arbeit zeichnet sich durch auserlesene Schönheit der Formen aus und ist eine der anmutigsten und einwandfreiesten Schöpfungen der modernen Plastik.



A. Cordonnier — Jeanne d'Arc
(Musée du Luxembourg)

Bei der schon mehrfach erwähnten Jungfrau der Prinzessin von Orleans hat Jeanne die Heimat verlassen. Sie ist gewappnet und drückt das Schwert an die Brust. Bei Dubois und Frémiet führt sie hoch zu Roß die Soldaten in den Streit, bei Cordonnier endet ihre Laufbahn auf dem Scheiterhaufen. Und in allen diesen Darstellungen ist immer die Legende festgehalten, daß Jeanne d'Arc von den bösen Engländern hingerichtet worden sei. Wenn man alle ihre Widersacher und Feinde als Engländer gelten lassen wollte, so wären damals nicht nur die Bewohner des Inselreiches, sondern auch die Bewohner von ganz Nordostfrankreich Engländer gewesen, ja die Pariser selbst, die Einwohner der Hauptstadt Frankreichs, wären dann als Engländer anzusehen, denn die Pariser versperrten ihre Tore der Jungfrau und ihrem König, sie huldigten dem englischen Herrn der Normandie und fanden es ganz in der Ordnung, daß man die böse Hexe verbrannte. Jetzt aber ist jeder Pariser und auch jeder Normanne davon überzeugt, daß Jeanne auf der Seite seiner Vorfahren gekämpft hat, und daß diese in ihr die nämliche heilige Heldin gesehen haben, die er selbst in ihr sieht. Und das nämliche glauben die Klerikalen und schieben alle Schuld nicht der katholischen Kirche, sondern den bösen Engländern zu. Da kann man sehen, wie sich die Zeiten ändern und die Menschen mit ihnen.



Wilhelm von Kaulbach — Die Jungfrau von Orleans
(Aus Bruckmanns Schiller-Galerie)



Antoine Chapu — Jeanne d'Arc in Domremy
(Das Marmorbildwerk im Musée du Luxembourg zu Paris)

Schöner Tag

Von

A. K. T. Tielo

Die Luft, gewürzt und schmeichelnd lau,
Kaum einen Halm im Korn bewegt,
Und tiefkristallen hat das Blau
Um volle Wipfel sich gelegt.

Da schwebt mein Herz befreit und froh,
Von mildem Märchentraum umfaßt:
Das Glück hält heute irgendwo
Im Felde gute Dämmerrast.

Heut hat es müd und wegbestaubt
Sich irgendwo ins Gras gestreckt,
Die Hände faltend überm Haupt,
Und wartet, daß es jemand weckt.

Und kommt ein Bursch, der staunend biegt
Zur schönen Schläferin sich sacht,
Verschlafen ihn ihr Arm umschmiegt,
Ihr roter Mund ins Ohr ihm lacht:

„Du lieber Bursch! Zu Füßen dehnt
Sich dir die reichste Schattenruh —
Nimm, was dein Sommertraum ersehnt
In goldnem Duft — und mich dazu . . ."

So ruft das Glück.
Wirr, vor — zurück
Mein Herz mich führt, von Glanz geküßt,
Wie wenn ich selbst das Glück, das Glück
Am Raine rosig finden müßt'! —

Der weiße Prinz

Von

C. Eysell-Kilburger

„Weißer Barsoi, Rüde, mit gelben Abzeichen, sieben Monate alt, ist besonderer Umstände halber außergewöhnlich billig abzugeben, jedoch nur in gute Hände."

Ich reichte meinem Mann das Blatt über den Tisch hinüber: „Ist das nicht wirklich wie ein Zeichen des Himmels?"

Er blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, äugte mich mißtrauisch an und sagte: „Wieso ein Zeichen des Himmels?"

„Mann! Wenn dies nicht eine besondere Fügung ist: Wir sitzen hier in der abgelegenen ‚Waldschenke', und zufällig liegt hier eine neue Nummer der ‚Tierbörse' auf dem Tische, eine Zeitung, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung gehabt habe; und in diesem lieben Blättchen wird uns angeboten, wonach wir uns beide heimlich schon gesehnt haben."

„Ich?" unterbrach er mich in größtem Erstaunen. „Ich meine, wir hätten genug davon gehabt."

„Natürlich du auch! Leugne doch nicht. So ein stolzes, schönes Tier, ein Herrengeschöpf unter den Hunden, ein prächtiger Begleithund, wenn wir radeln; der Hund ist außergewöhnlich billig abzugeben, der Besitzer wohnt ausgerechnet in derselben kleinen Harzstadt, in der auch dein Freund, der Forstmeister Neumann, mit dem ausgezeichneten Hundeverstand seßhaft ist. Er kann den Barsoi ansehen und ihn, je nachdem, schicken lassen. Und dann die Hauptsache: der Hund ist nur in ‚gute Hände' abzugeben. Nun, ist solch ein Tier bei mir etwa nicht in guten Händen?"

„Das weiß Gott!" sagte der Meine mißvergnügt. „Du schaffst solchem Köter schon den Hundehimmel auf Erden."

„Köter? Nun erlaube mal! Solch ein Barsoi ist der Hund der Aristokratie, Gainsborough hat ihn auf seinen Repräsentationsbildern gemalt, und auf dem neuesten Bildnis unsrer Kaiserfamilie steht er ganz im Vordergrunde, und die kleine Prinzeß kraut ihm die Ohren. Also du schreibst, gleich heute noch. Laß dir vom Wirt die famose ‚Tierbörse' schenken," drängte ich.

„Und wenn wir Winters über in Berlin sind? In der kleinen Dichterwohnung, Gartenhaus, vier Treppen hoch unter dem Dache?"

„Dazwischen liegt noch der ganze Sommer. Jetzt nur schnell nach Hause und geschrieben, damit uns niemand zuvorkommt."

Und es ging, wie es immer geht: Mein Gatte brummte erst ein bißchen, dann gab er nach, froh, mir eine Freude machen zu können. Und schließlich war er es, der der Ankunft des Hundekleinods mit größter Ungeduld entgegensah, um so mehr als der Forstmeister nur Lobendes über das schöne Tier berichtet hatte.

Sascha war avisiert. Mit Leine und Halsband seines letzten Vorgängers ausgerüstet, hinter uns die Köchin mit einer Flasche gewärmter Milch und einem ansehnlichen Kalbsbratenrest, um den künftigen Liebling zu laben, harrten wir auf dem Bahnsteig. Ein entzückendes Bild umgaukelte mich: Irgendeine dieser von Gainsborough gemalten Herzoginnen, deren Namen ich wieder vergessen, den breiten Federhut auf dem Scheitel, die schlanke Hand leicht auf den schimmernden Kopf des Russen gestützt — so ungefähr würde ich binnen fünf Minuten triumphierend in Tannenwalde einziehen.

Wer aber nicht eintraf, war Sascha. Nachdem wir fünfmal vergeblich die fünf im Laufe des Tages über Berlin anlangenden Züge erwartet, gaben wir die feierliche Einholung auf, beauftragten einen Gepäckträger mit dem weiteren und gingen resigniert schlafen.

Der Gepäckträger brachte ihn wirklich am andern Morgen in der Frühe, das heißt auf einem Handwagen eine Kiste, ungefähr groß genug, um einen toten Hund ansehnlicher Statur zu verschicken, in den Deckel eingeschnitten als Luftloch ein zehn Zentimeter langer Spalt, wie bei einer Sparbüchse. In diesem scheußlichen Kerker hatte wohl niemand das erschöpfte und darum stille Tier vermutet, so war er in Berlin wie ein beliebiges Gepäckstück stehen geblieben.

Dieser Kiste entstieg Sascha.

In der Tat: ein herrlicher Hund! Eine überschlanke Figur, geschmeidig, sehnig, der geborene Läufer; dazu ein feiner Kopf mit gutem Gesicht und mächtiger, appetitlicher Schnauze. Haar von einem milchigen Weiß, dort, wo es glatt anlag, glänzend wie Silberdraht, auf dem Rückenansatz zu beiden Seiten lockig aufgeworfen, wie mächtige weiße Straußfedern. Auf jeder Flanke ein hellgelber Fleck mit dunklerem Kern, wie ein Pfauenauge, der Schwanzansatz durch einen gelben runden Fleck markiert, wie durch einen goldenen Nagel. Ein Vorbild für die Kopenhagener Porzellanmanufaktur!

Er schluckte den Kalbsbraten wie nichts, schlappte die Milch und schien nunmehr bereit, sich etwas Bewegung zu machen. Der erste Weg war ein Rundgang durch die Stadt. Ein Renommiergang. Wieder grüßte mich die Vorstellung der Gainsboroughschen Herzogin — —

„Eine Zicke, eine Zicke! Guckt mal, da geht eine mit eine Zicke spazieren!" — Ein kleiner Knirps hatte es zuerst gerufen, andre wiederholten es.



Frau Victor Blüthgen (C. Eysell-Kilburger) und der „weiße Prinz"

Einer nahm den Ruf vom andern auf. Nicht etwa in einer absichtlichen, böswilligen Herabsetzung des edeln Tieres, sondern im guten Glauben, daß das dünne weiße Geschöpf, das da neben mir hertrottete — einen Maulkorbzwang kennt man in den paradiesischen Gefilden Tannenwaldes nicht —, wirklich eine Ziege sei. Irgend etwas in der Erscheinung unsers weißen Prinzen muß tatsächlich an diese Wiederkäuer erinnern, denn unbeeinflußt von der Tannenwalder Jugend wiederholte sich in der Folge dieser naturgeschichtliche Irrtum in allen Dörfern der Umgegend, die wir mit den Rädern, Sascha im Gefolge, passierten. „Die Dame mit dem Zickenhund" war gestempelt.

Im übrigen ein zu lieber Hund, es konnte gar nicht oft genug wiederholt werden. Nicht die Spur bissig, eher scheu, man könnte sagen feige im Verkehr mit andern Hunden, wenn dieses Wort auf einen Prinzen anzuwenden wäre. Wenn ein kleiner Terrier ihn stellt, so steht er, die Füße steif, wie festgenagelt, den Kopf gestreckt, den Schwanz schleppend auf den Boden gesenkt, den Rücken gewölbt, ganz „müde Linie", und wagt nicht, sich zu rühren. Dafür ist er der liebenswürdigste Kinderfreund, der sich denken läßt. Er kennt genau die Stunde, wenn mittags das Gymnasium unsrer Villa gegenüber seine Pforten öffnet. Dann steht er am Gitter und kassiert Liebkosungen ein, die ganz Kleinen umhalsen ihn oder wollen ihn als Reittier benutzen, Quarta und Tertia beehrt ihn mit kräftig männlichem Rückenklopfen, und selbst die stolze Prima läßt sich zuweilen herab, ihm gnädig den Kopf zu streicheln.

Ist hier nichts mehr zu holen, so jagt er in ein paar gestreckten Sätzen bis zur Volksschule, wo all die kleinen Mädchen geduldig auf „Sascher", „Schanzer", und wie sonst die kindlichen Verballhornisierungen lauten, warten, um ihn mit Liebkosungen und Frühstücksresten zu überschütten. Und der anspruchsvolle weiße Prinz, der sich zu Hause nur von Reis und Pferdefleisch nährt, das die Köchin ihm schmackhaft zubereitet, der selbst in der Stube jedes Stück Kartoffel oder Brot verschmäht, nimmt hier dankbar ergeben die trockenen Krusten entgegen. Ganz verhungert stellt er sich! So blamieren die Kinder ihre Nähreltern.

Ein lieber Hund! Er hat prächtige Stubenallüren, nur die eine reizende Unart ist ihm nicht wohl abzugewöhnen, daß er als Tischgast die lange Schnauze steif auf das Tischtuch legt, mit dem Braten liebäugelt und ihn mit herzzerreißenden, langgezogenen Winseltönen ansingt, was ihm den Beinamen „der Troubadour" verschafft hat. Er nascht nie — denn ein paar Pfund Kotelettes und ein Hammelrücken können nicht in Betracht kommen. Er zerbeißt keine Fußbänke und Morgenschuhe, nur daß er mißverständlich Anlaß genommen, einen kostbaren ausgestopften japanischen Kupferfasan in seine Atome zu zerzausen, von einem Gepardenfell sämtliche Krallen abzufressen und eine Elfenbeinschnitzerei, ein paar spielende Affen, auch ein kleines japanisches Kunstwerk, einfach als Knochen zu behandeln. So zeigt er in allem seinen gewählten Geschmack.

Auch in seinem Verkehr. Er ist im ganzen freundlich und leutselig, nur Fleischer- und Bäckerjungen kann er nicht leiden. Seitdem ihn einmal ein paar Bäckerjungen früh morgens an einen Strick gebunden von unserm Grundstück entführt und am jenseitigen Gelände der Stadt ausgesetzt haben, ist er von einem lebhaften Haß gegen alles, was weiße Schürzen trägt, erfüllt.

Trotz allem: ein lieber Hund. Im Verkehr nach außen hin eigentlich noch mehr als für den Hausgebrauch. Seine persönliche Anhänglichkeit an die Hausgenossen läßt zu wünschen übrig, kaum daß er seiner Ida, die so fein für ihn kocht, ein wärmeres Gefühl entgegenbringt. Aber was da immer Fremdes ins Haus kommt, begrüßt er mit enthusiastischem Schweifwedeln, mit seelenvollem Anschmiegen der unendlich langen Schnauze. Er begleitet die Besucher zur Tür, über das Grundstück hinaus, straßenweit, der Ruf seiner Liebenswürdigkeit erfüllt die ganze Stadt.

Manchmal kommt er auf lange nicht zurück. Es gehen dann Gerüchte, daß man ihn auf dem „Brunnen", oder in der „Waldschenke", oder beim „Aussichtsturm", oder bei der „Ruine" gesehen habe, und alsbald beeilt sich hilfsbereit die Jugend Tannenwaldes, ihn zu suchen. Und sie findet ihn. Einmal ist er der Musik eines Kriegervereins gefolgt, hat sich auf dem Schützenplatz mit Pfannkuchen füttern lassen und ist mit kleinen weißgekleideten Mädchen Karussell gefahren. Welches Gaudium, „Schanzer" in der Kutsche! Ein andermal ist der sonntäglich Weißgewaschene zur Kurmusik auf dem „Brunnen" erschienen und dort im Kohlenstall bis zu seiner Abholung in Gewahrsam genommen worden.

Aber es kommt schlimmer. Eine Nacht erscheint er überhaupt nicht, auch nicht am andern Tage, in der zweiten Nacht. Vergeblich wird die Jugend unter Zusicherung erhabener Trinkgelder mobil gemacht, werden Dienstleute und Droschkenkutscher verhört. Einer der letzteren will ihn auf einer Fahrt über Land gesehen haben — so klappern wir in seinem Gefährt die umliegenden Dörfer ab, und nachdem wir Summen verfahren, finden wir ihn in einer Dorfkneipe im Spiel mit einer gebildeten Dogge, die auf dem Stuhl sitzen und „singen" kann! Aber weit gefehlt, daß er sich nun schämt oder sich des Wiedersehens freut, empfindet er unsre Einmischung als sehr störend, will sich nicht von der Dogge trennen, so daß wir ihn einfangen und mit in die Droschke nehmen müssen — wobei er allerdings sofort im schlanken Bogen über die andre Wagentür hinwegsetzt. Endlich besinnt er sich auf seine Pflicht, und nun ist's wirklich eine

Luft zu sehen, wie er durch die Felder saust, im hohen Korn verschwindet und ganz unerwartet an einer andern Stelle sichtbar wird, dann den Damm, auf dem unsre Fahrt geht, herauf und an der andern Seite wieder hinab. Wie ein weißer Blitz — kaum daß das Auge ihm folgen kann. Als wir uns Tannenwalde nähern, fährt gerade der Berliner Zug ein, und Sascha bringt es fertig, ihn um ein paar Nasenlängen zu überholen!

Trotz dieser Leistung erhellt sich meines Gatten Gesicht nicht, er ist tief verstimmt, und als wir zu Hause angelangt, ist sein erster Griff nach dem Konversationslexikon. Dort steht schwarz auf weiß die Charakteristik unsers weißen Prinzen: „Der Windhund ist meist sehr selbstsüchtig, wenig treu, empfänglich gegen Liebkosungen, leicht erregbar. Er läuft eine Stunde lang mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnpersonenzuges."

„Kannst du dir nun denken, was es mit den ‚besonderen Umständen' des Inserats auf sich hatte?" — — —

Von jetzt ab kommt System in Saschas Ausflüge. Er verschwindet jeden Mittag nach eingenommener Mahlzeit und erscheint jeden Abend zwei Minuten vor Zehn, im Augenblick, wo der Portier die Villa zuschließen will. Hierbei verspätet er sich nie, es ist, als ob ein sechster Sinn ihm genau die Zeit angäbe. Hinterher hört man rühmend erzählen, daß er sich einer Picknickgesellschaft angeschlossen oder den ganzen Nachmittag als treuer Hüter neben einem Kinderwagen gelegen habe. Letzteres bildet er zu seiner Spezialität aus.

„So geht das doch nicht weiter," sagt mein Mann endlich, „dem muß ein Riegel vorgeschoben werden."

„Gut, versuchen wir's also."

Die Versuche mißglücken gänzlich. Mit einem starken Seil wird er auf dem Hofe an einen Eisenring der Mauer festgeschlossen, aber in zwei Minuten ist der Strick durchgenagt. Nun wird eine sechs Meter lange Eisenkette angeschafft, jedoch sie wird zerrissen wie ein Bindfaden; mit ein paar Sätzen ist Sascha der Gute bereits vor uns die Treppe hinaufgerast, wo er uns mit Unschuldmiene erwartet. Endlich schafft's eine andre Kette, ein besonders verzwicktes Geflecht aus Stahldraht. Nur leider, nun er nicht mehr ausrücken kann, erinnert er sich seiner Troubadourlieder. Er gibt nun der „singenden" Dogge nichts mehr nach. Tags, und was schlimmer, auch nachts läßt er seine Gesänge ertönen, ein eigentümliches, wehleidiges Winseln, das etwas Menschliches hat, wie das eines angeschossenen Seehundes; dazwischen Kadenzen mit einem verzweifelten, schrillen Schlußschrei, wie die Mittagspfeife in einer Fabrik. Schließlich legt sich die Nachbarschaft ins Mittel, bittet um Gnade für den „armen Hund" — und die Folge der Loskettung ist ein Dauerbummel über zwei volle Tage hinweg.

Der Winter führt uns nach Berlin. Sascha akklimatisiert sich großartig. Freundlich nimmt er mit der kleinen Etagenwohnung fürlieb, mit der Ruhe eines Philosophen hält er seine lange Nase dem ungewohnten Maulkorb entgegen. Das Wunder der Elektrischen verblüfft ihn nicht, geschickt weicht er aus, findet sich mit triumphierendem Fahneschwenken zu uns zurück. Es ist, als ob die Schrecken der Großstadt ihm endlich das Gefühl der Zugehörigkeit zu uns wecken.

Nach einem Weilchen jedoch werden Klagen laut. Feige ist er jetzt wahrhaftig nicht mehr: einen weißgelben Setter, sein Abbild ins Jagdhundmäßige übersetzt, hat er unter eine Droschke gejagt, einen Terrier durch einen Hieb seiner mächtigen Pranke zu Boden geschlagen. Die Fälle der zerrissenen Fleischerschürzen, um die ich gepönt werde, mehren sich.

Und wieder ein Weilchen später fängt Sascha sein altes Lotterleben von neuem an.

Was kann man dagegen tun! Man muß diesen weißen Riesen auf die Straße führen, aber das Mädchen kann ihn nicht am Riemen halten, denn er hat Dreimenschenkräfte und reißt sie einfach dorthin, wo's ihm gefällt.

Nun sind wir häufige Gäste auf den Meldestellen der Polizeibureaux von Wilmersdorf und Charlottenburg; Fragekarten mit Rückantwort fliegen an den Tierschutzverein; die Inserate im Lokalanzeiger und an den Litfaßsäulen könnten wir im Abonnement aufgeben; die Belohnungen an die Wiederbringer verschlingen ein Kapital.

Denn das ist das Merkwürdige: wiedergebracht wird Sascha stets, selbst dann noch, wenn wir von Rechts wegen schon die Hoffnung aufgegeben haben sollten. Eine auf dem Halsband eingravierte, höchst ausführliche Namens- und Wohnungsangabe verhilft mit dazu.

Eines schönen Tages aber bleiben Meldungen, Karten, Inserate, Säulenanschläge erfolglos, Sascha bleibt verschwunden. Wir mögen's nicht glauben, vertrauen auf unsern guten Stern. Wenn wir ausgehen, hoffen wir, daß irgend jemand uns begegnet, der ihn an der Leine führt. Es wäre zwar der Ring des Polykrates — aber warum nicht!

Nach drei Wochen machen wir einen Strich durch die verschiedenen Episoden Sascha, zweifeln nicht mehr daran, daß er einem teuflischen Unglücksfall zum Opfer gefallen ist. Einen Nachfolger geben wir ihm nicht, sein ehrbar Trauerjahr soll ihm werden.

Da — es ist anfangs April und kurz vor unsrer Uebersiedlung nach Tannenwalde — führt uns ein Bummel nach einer der äußersten Ecken von Charlottenburg.

Dort gibt's ein Schokoladengeschäft, so ein kleines, gemütliches Lädchen, wo man sich noch mit Attrappen aus Karton in der Form eines Matrosenhutes oder einer Trommel begnügt, wo die in Stanniol gehüllten Schokoladetafeln wie eine Wendeltreppe übereinandergelegt sind und die blechernen Kakesdosen gar herausfordernd ausschauen — so ein trauliches Geschäftchen, das man weit eher in einem Städtchen weit in der Provinz als in der Nähe Berlins suchen würde. Vor der Tür steht ein Kinderwagen, von einem halbgaren, ländlichen Dienstmädchen bewacht, und neben dem Wagen liegt, die Pranken gestreckt und die unendlich lange Schnauze darauf gelegt, unser weißer Prinz und blinzelt schläfrig in die Aprilsonne.

„Sascha!!!" — —

Da erhebt er sich träge, schwenkt mit gehaltener Freundlichkeit die lange Fahne — und dann, als wir ihn nochmals eindringlich anrufen, kommt's wie ein plötzliches Erkennen über ihn, so daß er ein jubelndes Freudenlied anstimmt, sich auf den Hinterbeinen erhebt, die Vorderbeine auf meine Schultern legt und die Schnauze an meinen Hals preßt.

Als müßte es so sein, schließt er sich uns an, begleitet uns nach Hause, stolz trabt er im Gefühl der untrennbaren Zugehörigkeit zu uns, und so groß ist unsre eigne Wiedersehensfreude, daß wir ganz vergessen, uns mit seinem jetzigen Herrn auseinanderzusetzen.

Zu Hause ist sein erster Weg in die Küche, wo er gewohnt gewesen, seinen Freßnapf zu finden; alsdann frischt er im Schlafzimmer die oft gerügte Unart auf, an unserm englischen Waschtisch, die Vorderbeine auf die untere Marmorplatte gestemmt, aus dem Waschbecken zu saufen. Ein zu lieber Kerl, wie er so dasteht, hoch aufgerichtet in seiner überhündischen Größe, die mächtige appetitliche Schnauze aufgerissen, und das Wasser ihm über die gesund roten Lefzen rinnt! Man kann ihm nicht böse sein. Selbst jetzt nicht, da er die Vorderbeine lang aufs Bett streckt, ein Weilchen so unschuldig verharrt und dann plötzlich die Hinterbeine mit einem unerwarteten jähen Ruck anzieht und sich auf der resedagrünen, seidenen Steppdecke eine behagliche Kute schafft, in der er alsbald sanft entschlummert. Ganz wie immer — —

Ein paar gute Tage, in denen unser weißer Prinz liebenswürdiger und anhänglicher ist als je zuvor. Offenbar hat ihn die Trennung geläutert. Seine kleinen Unarten führt er nur als eine Art Erinnerungsfeier, der Vollständigkeit wegen vor. Dann aber ist er wieder verschwunden. Die alte Geschichte: Einholengehen mit seiner Ida, Ringkämpfe mit einem Pudel und einem Dalmatiner, plötzliches Abhandenkommen ohne jede Spur.

Ohne weiteres Ueberlegen wandten wir uns diesmal gen Charlottenburg, und wirklich zeigte sich hier dasselbe Bild wie vor fünf Tagen: vor dem bescheidenen Laden das halbgare Kindermädchen, das den Wagen auf demselben Platz langsam hin und her rollte, und daneben unser weißer Prinz, schläfrig hingelagert.

„Sascha! Herumtreiber du, infamer!"

Aber zugleich mit dem Hunde sprang ein kleiner Mann auf uns zu, kirschrot im Gesicht, prustend vor Zorn: „Aha, da sind ja wohl die Herrschaften wieder, die mir meinen Hund mitgenommen haben. Bummler du — willst du wohl — —"

„Ihr Hund? Na, erlauben Sie mal, *unser* Hund wollen Sie wohl sagen."

„Ihr Hund? I, da hört sich ja allens auf! Ihr Hund soll dat sind? Meiner ist es, den ich für mein gutes Geld gekauft habe, und wenn die Herrschaften sich nun noch weiter damit abgeben, hole ich die Polizei, verstanden!"

„Aber lieber Herr" — ein Blick auf sein Schild half uns aus der Verlegenheit — „lieber Herr Bimmermann, so lassen Sie doch mal vernünftig mit sich reden. Der Hund gehört mir, das ist doch in keiner Weise zu bestreiten, sehen Sie doch nur, wie er mich begrüßt," versuchte mein Gatte die Affäre zu klären.

„Bestreite ich, bestreite ich entschieden. Das macht die Kanaille mit alle so," knurrte der Schokoladenmann ingrimmig, indem er Sascha einen Tritt in die Seite versetzte. „Frau! Minna!" schrie er dann in den Laden hinein, „komm doch mal vor, sag die Herrschaften, wem der Hund gehört."

Und das kleine Frauchen, das ebenso rot und rund wie ihr Legitimer sich aus der Tür in der dunkeln Ladentiefe vorschiebt, versichert trotzig: „Jawohl, das ist unser Hund, vor einem Jahr haben wir ihn gekauft, wie er noch klein war, von'n Kaufmann Müller in der Spandauerstraße, das kann unser Mädchen da bezeugen und die ganze Nachbarschaft."

Diese hat sich bereits in ein paar hervorragenden Vertretern an der Stätte der Verhandlung eingefunden und bekundet bereitwillig ihre Zustimmung: die Porzellanhändlerin von links, der Grünkramhändler von rechts, das kleine schusselige Fräulein aus der Bäckerei gegenüber. „Das können Sie doch gleich daran sehen, wie er zu die Herrschaften hier ist," sagte der Schokoladenmann, und wirklich spaziert der weiße Prinz von einem zum andern, schweifwedelnd und die lange Schnauze an den Knien reibend, mit freundlichem Kopfstreicheln belohnt.

Wirklich ein zu lieber Hund!

Mein Mann sah mich an, ich meinen Mann.

„Ja, mir ist aber ein Hund genau wie dieser entlaufen, das kann ich auch durch Zeugen erhärten," sagt mein Mann, „genau so im Aussehen —"

„Die sehen ja alle ziemlich egal aus."

„Mit solch gelben Flecken —"

„Haben ooch viele."

„Hieß auch Sascha —"

„So heißen die mehrschten davon."

„Und die Narbe auf der Stirn —"

„Die kriegen sie von dem Maulkorb."

„Und er ist doch mit uns gegangen —"

„Das Biest looft mit jedem, dat sind alle sone Bummlers, zwanzigmal, fufzigmal ist er weggeloofen. Der kommt immer wieder, jeder bringt ihn zurück wie einen grünspanigen Pfennig. Ich verkoof 'n auch nächstens, ich habe es satt."

„Hm. Ja, sagen Sie, da wäre es doch immer möglich, daß das unser Hund ist, da könnte doch —"

Mein Mann kam nicht weiter, so energisch protestierte die Volksstimme gegen diese Annahme, verstärkt durch beständig wachsenden Zulauf. Unsre Situation wurde kritisch, es war bereits schwierig, hier einen ehrenvollen Abzug zu finden.

Da richtete mein Mann sich mit einem rasch gefaßten Entschluß auf. „Sie sagten, Sie hätten Lust, den Hund zu verkaufen — vielleicht gehen wir in Ihren Laden und einigen uns."

Die kleine Frau zupfte ihren Mann sehr energisch, und wir gingen in den Laden. Als wir herauskamen, waren wir die unbestrittenen Besitzer des lieben Tieres, eines Maulkorbes, der zweifellos nicht unser alter war, und einer Leine, an der sich der Prinz willig führen ließ.

„Hast du Worte?" fragte mein Mann, als wir ein Stück gegangen. „Na, wenigstens hast du deinen Sascha, ob er echt oder unecht ist."

Wir kamen nach Hause. Als wir den Hof betraten, klappte oben ein Fenster, und eine Stimme rief in hellsten Jubeltönen herunter: „Sascha ist wieder hier" — — und dann erstickt: „Ach Gott, noch einer — —"

Das Unglaubliche war geschehen: Wir waren die glücklichen Besitzer zweier Saschas. Im Flug war die Treppe genommen und die Tatsache konstatiert. Diesmal war er aus Rixdorf eingebracht worden, wo er sich tags zuvor eingefunden hatte. Die Abenteuer der Zwischenzeit blieben in Dunkel gehüllt.

Einen Augenblick beschnüffelten sich die beiden Prinzen, dann nahm mein Mann den Pseudosascha mit in die Stube, sank geknickt auf einen Stuhl, sah mich trostlos an und sagte dumpf: „Was nun?"

Eine Pause.

„Liebes Männchen —"

„Was?" brummte er ärgerlich.

Männer wollen behandelt sein. Ich ging zu ihm, strich ihm besänftigend über das Haar. „Du bist so ein lieber Mann, willst du nicht versuchen, den Kauf wieder rückgängig zu machen?"

„Dem Tierschutzverein übergebe ich das Vieh, er soll damit machen, was er will."

„Aber nein — sei doch vernünftig —"

Fünf Minuten nachher war er auf dem Wege nach Charlottenburg; als er nach einer Stunde zurückkehrte, war der Fall erledigt. Aber Reugeld hatte es gekostet!

Sascha der Gute ist noch der unsrige. Seit gestern ist er zwar wieder fort, aber wir sorgen uns nicht weiter. Nichts vermöchte unsre Ueberzeugung zu erschüttern: „Er kommt wieder wie ein grünspaniger Pfennig."

Ein zu lieber Hund!



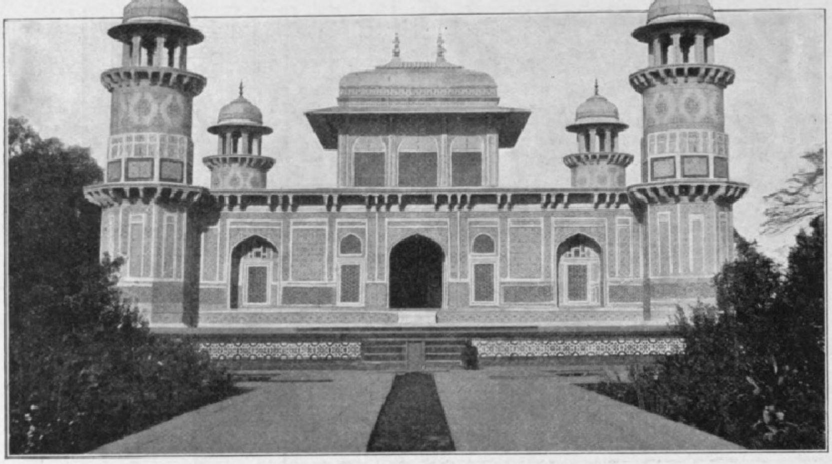
Die Kapelle. Nach dem Gemälde von Hugo Darnaut (Wien)

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Ludwig Uhland



Das Grabmal „Itimadu-Daulah" zu Agra

Agra

Von

Katharina Zitelmann

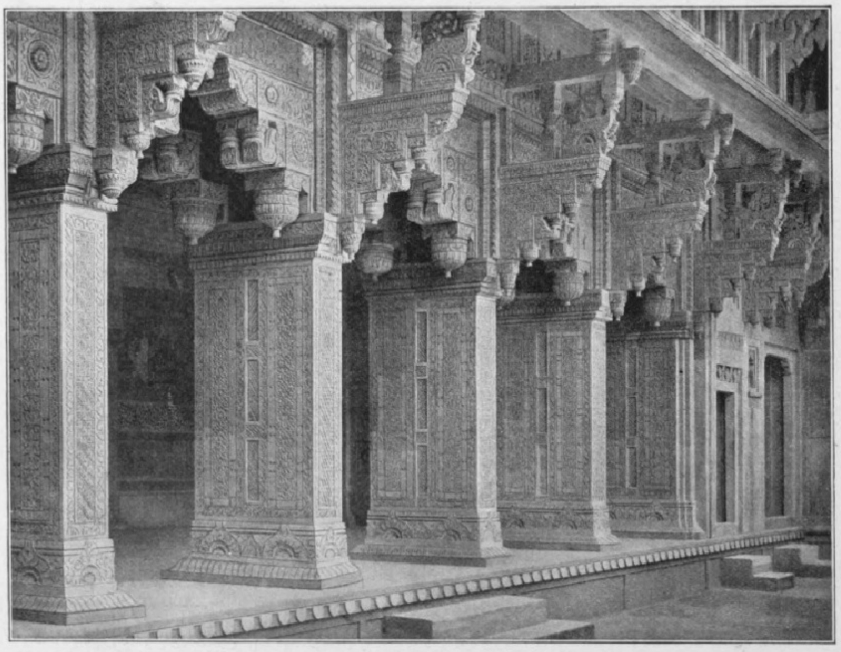
(Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Bis zum sechzehnten Jahrhundert war Agra eine stille kleine Stadt, die weder in den Berichten der Reisenden noch der Historiker erwähnt wird. Dann besuchte es der mohammedanische Kaiser Sikander aus dem Hause Lodi und fand solch ein Wohlgefallen an dem lieblich am Ufer des Jumna liegenden Ort, daß er ihn zu seiner Residenz erhob, in der er im Jahre 1515 auch starb. Noch heute trägt das eine Stunde entfernte Dorf, in dem sich die Gräber des Kaisers Akbar und seiner christlichen Frau, der Portugiesin Miriam, befinden, den Namen Sikandera. Für uns hat dieser Ort noch besonderes Interesse. Schon vor der englischen Herrschaft hat dort die deutsche Mission ein Waisenhaus errichtet, das noch jetzt blüht und in dem drei- bis vierhundert Kinder erzogen werden. Deutsche Damen leiten es und walten dort in tiefer Einsamkeit fern der Heimat mit Liebe und Hingabe ihres Amtes. — Die auf Sikander folgenden Kaiser residierten dann abwechselnd in dem 139 englische Meilen entfernten Delhi, der Reichshauptstadt, und in Agra, das sie mit den herrlichsten Bauten schmückten. Kaiser Akbar gründete sich noch eine andre Residenz in Fatipur Sikri, das man zu Wagen in drei Stunden erreicht. Aber als Stadt und Paläste vollendet waren, die noch heute eine der größten Sehenswürdigkeiten Indiens bilden, verließ er seine Schöpfung, wie man sagt, von einem Derwisch gewarnt, der ihm Böses prophezeite, und wandte wieder Agra seine Bautätigkeit zu. Sein Sohn Jehangir und sein Enkel Schah Jehan folgten seinem Beispiel. Besonders der letztere hat sich unvergänglichen Ruhm erworben durch die Erbauung des Taj Mahal.

Spricht man von Agra, so muß man zuerst von diesem Wunder der Welt erzählen. Man hat den Taj einen „Traum in Marmor" genannt und „das edelste und schönste Grabdenkmal, das je errichtet worden". Dem Schah Jehan (oder Dshehan) ist es gelungen, seine Gattin, von der sonst wohl niemand etwas wissen würde, durch dies Mausoleum unsterblich zu machen Arjmand Banu schläft darin, „Mumtaz-i-Mahal" („der Stolz des Palastes"). „Taj bibi ke Roza" („das Grab der Krone der Frauen") heißt die Stätte im Volksmund. Taj bedeutet nur „Grab". Es ist eben „das Grab" für die Inder Diese geliebte Frau starb bei der Geburt ihres achten Kindes nach vierzehnjähriger Ehe im Jahre 1629, und Schah Jehan ließ sich später neben ihr beisetzen. Der Großvater dieser Kaiserin war ein Perser, der nach Indien kam, um sein



Auf der Terrasse des Jehan-Palastes



Säulenhalle im indischen Hof des Jehan-Palastes

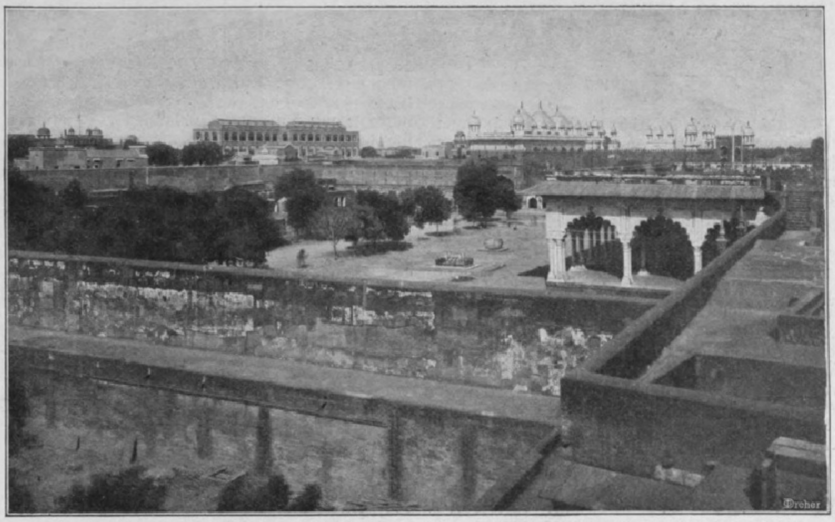
Glück zu machen. Das gelang ihm. Er ward der Ratgeber des Schah Jehangir, der seine Tochter heiratete und ihn in große Würden einsetzte, die er nicht mißbraucht zu haben scheint. Ihm ward das unter dem Namen Itimadu-Daulah bekannte Grabmal, das eines der anmutigsten Werke Agras ist, errichtet. Die Pietra dura-Arbeit daran wetteifert an Schönheit mit der des Taj.

Allerlei Sagen knüpfen sich an die Erbauung des Taj. Ein südfranzösischer Künstler, Austin de Bourdeaux, der in des Kaisers Diensten stand, soll der Schöpfer des Mausoleums sein. Nach dessen Vollendung soll der Schah den Künstler auf eines der Minaretts geführt und von dort, das herrliche Werk betrachtend, gefragt haben, ob Austin noch etwas Schöneres erfinden könne. Auf die bescheidene Antwort des Architekten, daß er es versuchen wolle, habe der Kaiser ihn in die Tiefe hinabstürzen lassen. Nach andrer Lesart soll er „nur" geblendet worden sein. Der Schah wollte es verhindern, daß der Taj je übertroffen würde. Historisch beglaubigt ist die Erzählung nicht. Richtiger dürfte sein, daß von hunderttausend Arbeitern, die achtzehn Jahre lang an dem Mausoleum bauten, der vierte Teil während der Zeit umkam. Eine Hungersnot brach aus, und die Arbeiter erhielten keine Löhne, sondern wurden nur verpflegt und gingen am Mangel an ausreichender Kost zugrunde. Dem widerspricht, daß der Schah in seinen Memoiren angibt, er habe 30 Lakhs (1 Lakh = 100 000 Rupien) an die Maurer gezahlt. Die Kosten des Bauwerks werden nach zwei Lesarten auf 18½ Millionen Rupien und auf 31 748 026 Rupien angegeben; wahrscheinlich bezieht sich die erstere Summe auf das Mausoleum, die zweite auf die ganze Anlage.

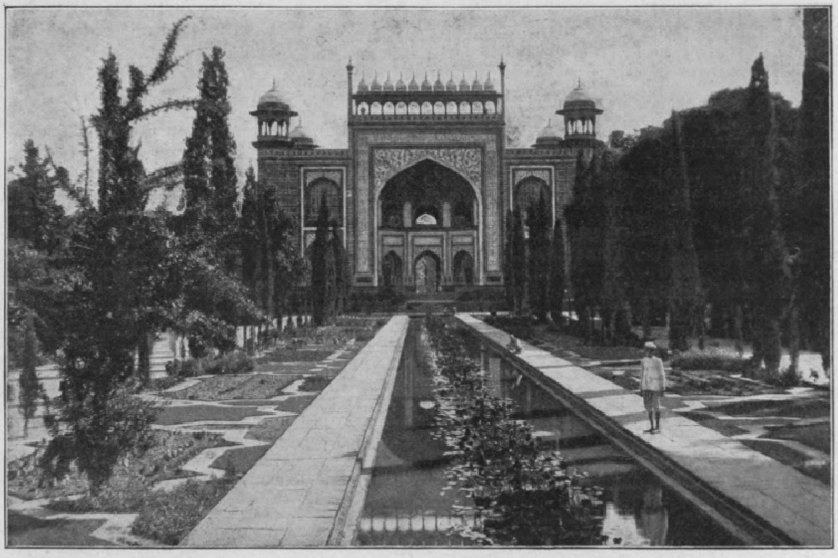
Der Taj steht auf einem Marmorunterbau hoch

über dem blauen Strom, dem Jumna, auf den man von breiter Terrasse hinabschaut. Er bildet den Höhepunkt der Anlage, die mit der nur im Orient möglichen Raumverschwendung ausgeführt ist. Säulenhallen, Riesenhöfe, Eingangstore, die schon allein Wunderbauten sind, Wasserwerke und Parkanlagen im größten Stil bereiten auf das Mausoleum vor. Vier Minaretts stehen an seinen Ecken. Zu beiden Seiten, aber bedeutend tiefer, schließen sich Moscheen, die ebenfalls von vollkommenster Schönheit sind, an. Unendlich feierlich ist der domähnliche Grabraum. Man glaubt in eine Kirche zu treten. Die Marmorsarkophage sind von einem marmornen Gitter umgeben, das, in kunstvollen Mustern durchbrochen, wie Filigran erscheint. Die Wände sind mit Arabesken und Rankenwerk von edelm Gestein, das in den Marmor eingelegt ist, geziert. Ueberhaupt ist das Detail nicht zu übertreffen. An den Außenwänden sind in Hochrelief stilisierte Pflanzen und Blumen in den Stein gehauen, die von unvergleichlicher Schönheit sind. Von dem dunkeln Grün hoher Zypressen des prachtvollen Parks hebt sich der Marmorbau in leuchtender Weiße ab, und das Ganze ist so erhaben und großartig gedacht, daß der Eindruck, den es erregt, tief und unvergeßlich ist.

Schah Jehan ist auch der Schöpfer der schönsten Paläste und des Forts von Agra sowie der schimmernden Perlmoschee mit ihren sieben prachtvollen Bogenhallen. Er hatte eine Vorliebe für weißen



Das Fort in Agra mit Blick auf die Perl-Moschee (im Mittelgrund das Grab des englischen Gouverneurs Colvin)



Eins der sieben Eingangstore zum Taj Mahal

Marmor, und man kann die Millionen nicht schätzen, mit denen er seine Träume verwirklichte. Wir wissen in Europa alle von der Alhambra, und ich war so glücklich, sie selbst zu schauen. Was aber ist sie gegen die Kaiserpaläste Indiens! Die Mauren haben in Stuck ausgeführt und mit Rot und Gold gemalt, was hier in Marmor geschnitten und mit edlen Steinen eingelegt ist. Nur die unvergleichliche Lage zu Füßen der schneebedeckten Sierra Nevada hat die Alhambra voraus — und das ist allerdings ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil.

Das Fort mit seinen siebenfachen Mauern, Türmen und Toren ist schon allein eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Diese stolzen roten, 70 Fuß hohen Wälle mit ihrem reichen Schmuck und ihren Zinnen zeigen, daß sie bestimmt waren, die Wohnungen der Kaiser zu schützen. Man hat von den Großmoguln mit Recht gesagt, daß sie ihre Bauten zeichneten wie Titanen und ausführten wie Goldschmiede. Die wundervolle Marmormoschee geben wir in der Abbildung. Von der Pracht des Palastes ist mit Worten keine Vorstellung zu geben. Die öffentliche Audienzhalle, die Höfe und Gärten mit Wasserwerken, die Frauen- und Badegemächer, die Privataudienzhalle und die Terrasse, wo der Kaiser sich zu ergehen pflegte — das ist alles von unübertrefflicher Schönheit. Am reizendsten fand ich den Jasminturm, den die erste Sultanin bewohnte.

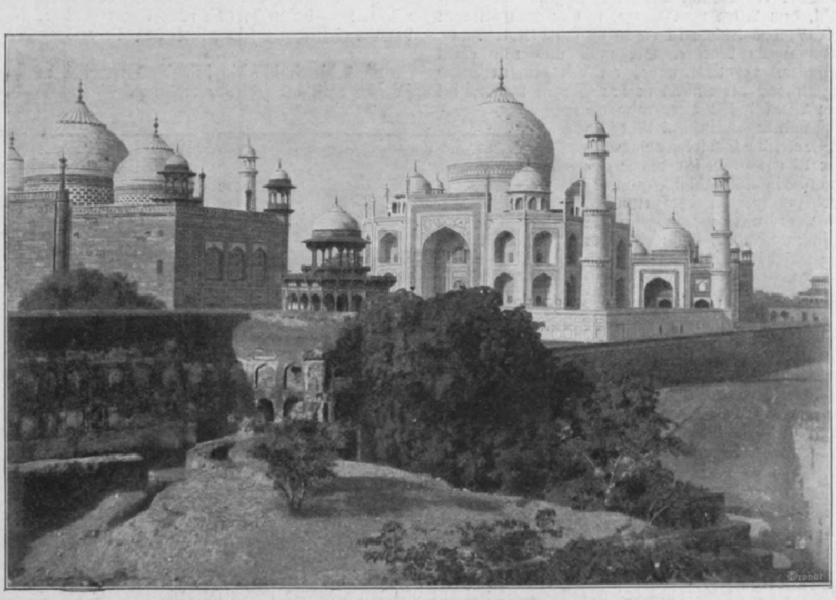
Die von Jehan erbauten Teile des Palastes schlossen sich an ältere an, die Akbar und Jehangir errichtet hatten und die, aus rotem Sandstein, nicht den Einflüssen von Wind und Wetter so gut zu widerstehen vermochten wie die marmornen. Doch auch sie sind von größter Schönheit. Im besonderen der berühmte, 72 Quadratfuß große, reinen Hindustil zeigende Mittelhof, der sich an eine Säulenhalle anschließt und der von der englischen Regierung restauriert worden ist.

Doch es ist unmöglich, in einem kurzen Aufsatz von allen diesen Wundern mohammedanischer Baulust und -kunst zu erzählen.

Schah Jehan residierte in Agra von 1632 bis 1637 und kehrte erst 1658, von seinem Sohn Aurengzib entthront, zurück, um noch sieben Jahre als Gefangener hier zu leben. Doch soll er mit Aufmerksamkeit behandelt worden sein. Unter ihm blühte das Land, und Gerechtigkeit waltete. Er war einer der besten Herrscher, die Indien gehabt hat. Aurengzib verlegte seine Residenz nach Delhi. Er war ein kalter und verschlagener Fanatiker, der seine Brüder umbrachte und Tausende von Hindutempeln zerstörte. 1774 fielen die Mahratten in das Reich ein und eroberten Agra, das mit kurzer Unterbrechung unter ihrer Herrschaft blieb, bis 1803 die Engländer es gewannen.

Agra hat 165 000 Einwohner und eine reiche Industrie; Gold- und Silberarbeiten und Einlegearbeit in Marmor (Pietra dura) sowie Teppichweberei sind hervorzuheben. Ein wenig entfernt von der Nativestadt liegt das ausgedehnte englische Viertel in Grün gebettet.

Auf die Umgebung näher einzugehen verbietet leider die Beschränktheit des hier gegebenen Raumes.



Der Taj Mahal, links und im Hintergrund rechts die beiden Moscheen

Wie Sagen entstehen

Von

J. Lazarus

Deutschland ist so reich an Sagen wie kaum ein zweites Land, und je unwahrscheinlicher die geheimnisvollen Erzählungen klingen, desto tiefer wurzeln sie im Volk, desto eifriger werden sie von Geschlecht zu Geschlecht weiterverbreitet.

Geht man den Sagen und sagenhaften Gestalten etwas näher zu Leibe, so wird man in vielen Fällen nachweisen können, daß eigentlich Mißverständnisse den Kern zu der Sage gelegt haben und daß diese Mißverständnisse aus dem Wechsel der Urbewohner und der Verschiedenheit der Sprachen herrühren.

Wir finden in unsrer heutigen Sprache eine Menge Wörter, deren Wurzeln sich nur noch im Irischen, Bretonischen und Wälischen, den Nachkommen der alten Keltensprachen, nachweisen lassen, die uns also darauf hinweisen, woher sie in die deutsche Sprache gekommen sind.

Eine ganze Reihe solcher Ausdrücke, deren eigentlichen Sinn die späteren deutschen Ansiedler nicht mehr verstanden, hat dann Anlaß zur Fabelbildung gegeben. Die Einwanderer fanden die alte Bevölkerung, ihre Ortsnamen und so weiter noch vor; nachdem diese Urbewohner aber ausgestorben oder ausgewandert waren, blieb wohl der Name im Volksmunde erhalten, verdarb aber im Laufe der Jahrhunderte und wurde unverständlich.

Es gibt in Deutschland eine Menge großer Felsbildungen, die von den Urbewohnern in ihrer Sprache duwalmur, großer schwarzer Fels (dubh, gesprochen duw, schwarz, al = Fels, mor, mur groß) genannt wurden. Im späteren Gebrauch ging diese Bedeutung verloren, der Name wurde in duwelmur, düwelmur entstellt, und schließlich war die „Teufelsmauer" fertig, die wir vielfach finden und an die sich mannigfache Sagen knüpfen. Ebendahin gehören die Höllenfelsen. Der alten Bezeichnung öl = Felsen hingen die Deutschen die Uebersetzung an, wie es noch heute geschieht, und die ungeübte Zunge des Volkes machte schließlich aus ölfels die Höllenfelsen. Auch die Drachenfelsen mögen ähnlich entstanden sein, wenn man annehmen will, daß aus Crach = Fels schließlich Drach werden kann.

Die Mäusetürme, an die sich auch mehrere deutsche Sagen knüpfen, leitet man von Mautturm = Zollturm oder vom alten Worte mus = Wasser ab, was schließlich dasselbe ist, denn Maut war ursprünglich ein Wasserzoll, und beide Worte kommen aus einer Wurzel.

Die berühmte Roßtrappe mit dem ersichtlich nachträglich eingemeißelten Roßhuf kennzeichnet sich dem Ortsbefund nach als uralte keltische Ansiedlung. Ros bezeichnet in diesen Idiomen einen Bergvorsprung und treabh eine Ansiedlung (unser Wort Dorf). Die Ansiedlung verschwand im Laufe der Zeit, aber der Name erbte sich fort und gab den Grund zu einer wunderschönen Sage.

Wer kennt nicht die Erzählungen vom Rübezahl, dem Alten vom Berge, wie er auch genannt wird? Das letztere ist eigentlich seine Uebersetzung, denn ribenn bedeutet Berghaus und zall einen Blinden. Es liegt nahe, an den blinden Seher zu denken, der einsam in den Bergen wohnt, bei den Alten große Verehrung genoß und den Menschen Rat und Hilfe erteilte. Ein solcher war auch der Ribenzall, dessen Name allmählich in Rübezahl überging, obwohl er mit Rüben nichts zu tun hat.

Wer viel auf abgelegenen Pfaden wandelt, hat wohl schon Hünen- oder Hunnengräber getroffen, große Hügel oder Steinhaufen, die mit ihrem Reichtum an Knochenresten, Urnen, Geräten und so weiter dem Forscher die Kenntnis der Urzeit erschließen. Es liegen aber weder Hunnen noch Hünen hier begraben, sondern die Urbewohner Deutschlands, und Hun-grab bedeutet Steinhaufen, also nur die Bezeichnung der Form, die unsre Altvorderen für ihre Begräbnisstätten wählten. Die Zahl der Sagen, die sich an solche Orte knüpfen, ist Legion. Auch die Hunnensteine, die man in Deutschland findet, erklären sich aus obigem Worte Hun mit der angehängten Uebersetzung.

Vielleicht kann man auch die steinernen oder hölzernen Rolande, die sich in vielen Städten finden, aus der Urzeit erklären. Rolann heißt im Irischen ein festes Haus. Denkt man sich ein solches festes Haus in der Urzeit als Sitz der Behörde — weil es aus den Erd- und Strohhütten hervorragte, wie heute noch die Rathäuser —, so würde sich der Name Roland gewissermaßen als Name für die Behörde, die in dem rolann, dem festen Hause wohnte, erklären. Riecke führt zum Beispiel eine Bremer Inschrift an, die besagt: „Roland baute dies Haus." Hier steht also das Wort Roland direkt für den Rat oder Magistrat der Stadt, und das würde beweisen, daß der Roland das Wahrzeichen der Oberbehörde der Stadt war.

Es ist hier allerdings nicht der Ort, auf diese Vermutungen näher einzugehen.

Obige Beispiele sollten nur zeigen, wie leicht Sagen entstehen und was ihnen oft nur zugrunde liegt.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Gewisse Leute haben so wenig Sinn für Poesie, daß sie selber dichten.

*

Wenn einer Pech hat, hat er's auch im Glück.

*

Gewisse Geister predigen das Evangelium des Egoismus ... Warum denn eigentlich? ... 's ist gerade so, als wollten sie die Menschen ermahnen, zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich zu vermehren.

*

X und Y stehen zueinander in den widerspruchsvollsten Beziehungen: einesteils sind sie befreundet — andernteils verwandt.

*

Der Karikaturenzeichner hat's leicht: oft braucht er die Wirklichkeit nur zu kopieren!

*

Jemand sagte: „Was bei Verliebten so schön ist: daß sie sich einstweilen für immer lieben!"

*

Gewisse Leute verachten jeden, der ebenso wenig Geld hat wie sie.

*

Jemand sagte: „Die Unbescheidenheit andrer beleidigt unsre eigne."

*

Dieser und jener kennt so viele Berühmte persönlich, daß er sich selbst berühmt vorkommt.

*

War dein Rat schlecht, dann hörst du Vorwürfe; war er gut, dann hörst du — nichts.

*

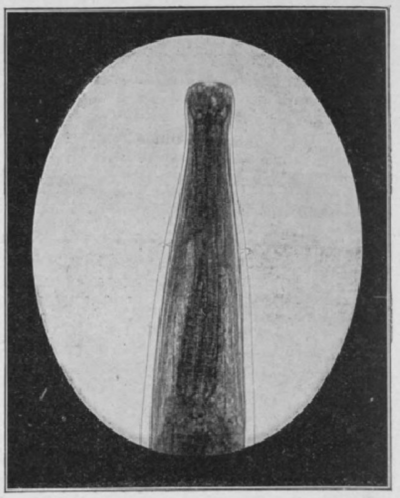
Ein Ehevermittler sagte: „Sobald die Mitgiftfrage erledigt ist, werden die Ehen im Himmel geschlossen."

*

Schon mancher ideale Schwärmer wurde ernüchtert — dadurch, daß man ihm zumutete, für die Verwirklichung seiner Ideen Geld auszugeben.

*

Was die Höflichkeit besonders wertvoll macht: sie ersetzt oft die fehlende Achtung.



Ankylostoma hominis, der Erreger der Wurmkrankheit
Kopf und Hals mit Speiseröhre von der Bauchseite aufgenommen, rechts und links die Giftdrüsen; fünfzigfache Vergrößerung

Die Wurm- oder Bergmannskrankheit

Von

Dr. P. Kayßer-Dortmund

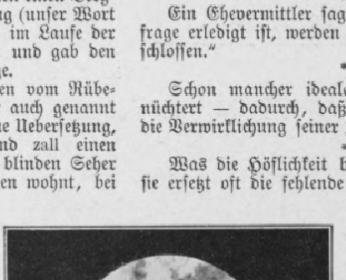
(Hierzu sechs Abbildungen nach mikrophotographischen Aufnahmen des Verfassers)

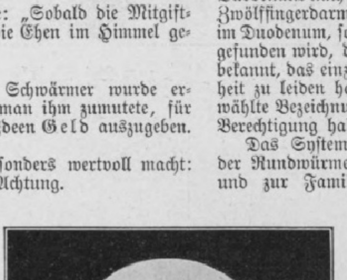
Durch die mehrfachen Verhandlungen in unsern gesetzgebenden Körperschaften, namentlich anläßlich des letzten großen Streiks im Ruhrrevier, ist es den weitesten Kreisen bekannt geworden, daß seit Jahren schon auf unsern Kohlenrevieren, speziell dem westfälischen, eine schwere Geißel lastet, die Wurmkrankheit (Ankylostomiasis).

Der Name Ankylostomiasis paßt, wie häufig bei solchen dem Griechischen entlehnten Bezeichnungen, eigentlich wie die Faust aufs Auge: er bedeutet in unmittelbarer Uebertragung: Schiefmäuligkeit. Der Name Ankylostoma oder Schiefmund ist dem die Krankheit verursachenden Wurm von den Zoologen statt des früher gebräuchlichen Dochmius gegeben worden, und zwar wegen des schief von oben nach unten beziehungsweise hinten abgestutzten Mundes, und die weitere Bezeichnung Duodenalis nach seinem hauptsächlichen Fundort, dem Zwölffingerdarm. Da aber der Wurm nicht allein im Duodenum, sondern auch in andern Darmpartien gefunden wird, der Mensch überdies, soweit bis jetzt bekannt, das einzige Wesen ist, das unter der Krankheit zu leiden hat, dürfte die von Dr. Goldberg gewählte Bezeichnung Ankylostoma hominis die meiste Berechtigung haben.

Das System stellt Ankylostoma in die Klasse der Rundwürmer, zur Ordnung der Fadenwürmer und zur Familie der stronchylusartigen Rundwürmer. Die Ordnung der Fadenwürmer hat übrigens den zweifelhaften Ruhm, dem Menschen die meisten und gefährlichsten Eingeweidewürmer zu stellen, so auch Trichina spiralis, die, zwar erheblich kleiner wie Ankylostoma, ihre nahe Verwandtschaft mit dieser jedoch in mehrfacher Beziehung erkennen läßt.

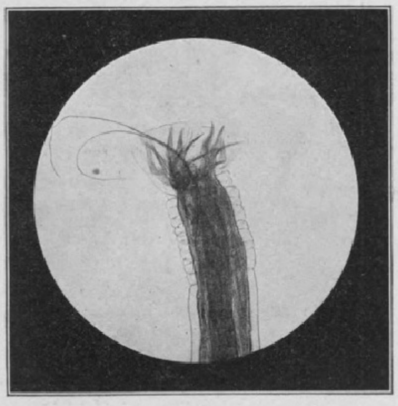
Die Stellung im System gibt bezüglich der Gestalt schon bestimmte Andeutungen, sie bekundet, daß Ankylostoma ein schlankes, zierliches Würmchen von runder Form ist. Die äußerste Länge beträgt für das auch hier, wie bei andern der Ordnung angehörigen Arten, größere Weibchen 21 Millimeter, während das um ein Drittel kleinere Männchen 14 bis 15 Millimeter mißt. Es sind dies jedoch Ausnahmemaße, die selten erreicht werden, und nach Dr. Goldberg, der viele Tausende von Individuen untersuchte, dürften 16 Millimeter für das





Links: Larve von Ankylostoma in fünfundachtzigfacher Vergrößerung; rechts: die feinste Nähnadel in der gleichen Vergrößerung

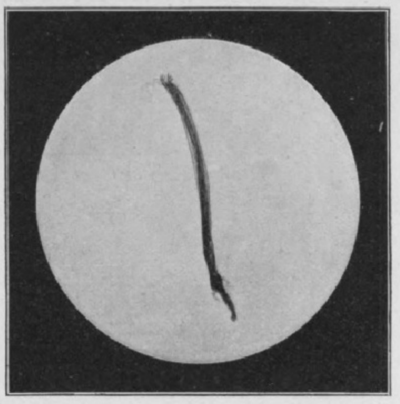
Weibchen und 11 Millimeter für das Männchen die durchschnittlichen Maße sein. Der Durchmesser beträgt 1 Millimeter, um ein weniges drunter und drüber schwankend. Die Farbe des Wurmes, an sich ein helles schmutziges Gelb, variiert je nach der Nahrungsaufnahme, nach Blut und Lymphe sehr und kann, wenn das Tier mit dem Lebenssaft des Wirtes angefüllt ist, eine rötliche bis rote sein. Form und Größenverhältnisse ergeben sich am besten aus den nebenstehenden Mikrophotogrammen, die auch erkennen lassen, daß sich an den schwach asymmetrischen nach unten schiefgestellten Mund der sehr allmählich und ebenmäßig erstarkende Hals anschließt. Der gleichmäßig runde Körper, bei dem Weibchen in eine stumpfe Spitze endend, hat bei dem Männchen einen ganz eigentümlichen, sehr charakteristischen Abschluß, nämlich eine glockenförmige, aus äußerst zarten Häutchen gebildete Tasche, die sogenannte Bursa copulatrix, in der sich sieben bis acht fingerförmige stärkere Gebilde wahrnehmen lassen, und zwei äußerst feine, fadenförmige und bedeutend längere, die sogenannten spiculae. Während die stärkeren Gebilde die eigentlichen Fortpflanzungsorgane darstellen, sind letztere Taster, die dem offenbar an den Darmwandungen festhaftenden Männchen dazu dienen, das ebenfalls an einen bestimmten Ort gebundene Weibchen aufzusuchen. Die Taster entspringen aus zwei im hinteren Drittel des Körpers befindlichen Ganglienknoten und können leicht ein- und ausgezogen werden. Beiden Geschlechtern eigentümlich sind je zwei Drüsen am Hals, auf den Photographien deutlich zu erkennen. Man behauptet von diesen Drüsen, daß sie dem Wurm dazu dienen, um aus ihnen schnöderweise eine giftige



Hinterende eines männlichen Wurmes; fünfzigfache Vergrößerung

Flüssigkeit abzusondern, als Lohn für die seinem Wirt entzogenen Säfte, und daß auf diese Sekrete die komplizierten und schweren Krankheitserscheinungen zum Teil zurückzuführen sind.

Dr. Goldberg, der sich um die Erforschung der Wurmkrankheit und ihres Erregers große Verdienste erworben und mehrere sehr beachtenswerte Monographien darüber geschrieben hat, nimmt auf Grund eigner sorgfältig durchgeführter Beobachtungen an, daß der Wurm bis sechs Jahre zu leben vermöge und so lange bei seinem Wirte aushalte, wenn nicht eine Kur seine Lebensdauer kürzt. Die Vermehrung des Wurmes kann unter günstigen Bedingungen eine ungeheure, unheimliche möchte man fast sagen, sein. Das Weibchen produziert zunächst Eier, die sich für ein Individuum auf viele Tausende, vielleicht Millionen belaufen.*) Auf dem mikroskopischen Nachweis der sehr charakteristisch gestalteten Eier beruht die Erkennung beziehungsweise die Bestätigung der Krankheit. Aus den Eiern entwickeln sich zunächst Larven. Bedingung hierfür ist mäßig hohe, möglichst gleichmäßige Temperatur von etwa 25 ° C und Feuchtigkeit. Früher nahm man an, daß Abschluß des Lichtes Erfordernis für die Entwicklung der Larven sei, man kam wohl dazu, weil vorwiegend in den Bergwerken der Parasit zur Entwicklung gelangt, übersah aber wohl, daß die sonst so selten gegebenen eigentlichen Bedingungen gerade hier in vollkommenster Weise erfüllt sind — das Temperaturoptimum und Feuchtigkeit, letztere in Form von Schlamm und feuchtem Kohlenstaub. Hat die Larve,



Männlicher Wurm; sechsfache Vergrößerung

die schon in dem reifen Ei zu erkennen ist, die Eihülle zersprengt und verlassen, so bewegt sie sich in der ersten Zeit ungemein lebhaft, bildet aber alsbald eine aus Chitin bestehende Außenhaut oder Hülle, hiermit in den sogenannten enzystierten Zustand übergehend. In diesem Chitinkleid, das den heftigen Bewegungen hinderlich ist, verharrt die Larve, bis sie auf irgendeine Weise in einen geeigneten Wirt gelangt, in dem sie sich durch mehrere Stadien zum reifen Wurm entwickelt und nun für die Dauer von sechs Jahren Kost und Logis von dem Wirt beansprucht.

Man nahm früher an, daß zum Zustandekommen der Wurmkrankheit die zweifellos in den Strecken der Bergwerke in großen Mengen abgesetzten Eier, mit Schmutz, feuchtem Kohlenstaub und so weiter durch den Mund in den Magen beziehungsweise Darm des Wirtes gelangen müßten, bis erwiesen wurde, daß nur die Larven, nicht die Eier, sich bei diesem zum Wurm entwickeln können. Professor Dr. Looß in Kairo, ein hervorragender Zoologe und ausgezeichneter Kenner speziell der Entozoen, stellte zuerst die viel- und langbestrittene Behauptung auf, daß nicht durch den Mund, sondern durch die Haut die Einwanderung der Larven vor sich gehe, eine Behauptung, die neuerdings durch die vorzüglichen Arbeiten von Professor Schaudinn im Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt ihre Bestätigung gefunden hat. Der genannte Gelehrte hat larvenhaltige Flüssigkeit verschiedenen Affen direkt auf die Haut appliziert und dann nach einigen Tagen die Larven in verschiedenen Stadien im Darm und andern Organen nachgewiesen, somit zugleich auch dargetan, daß die von Professor Dr. Looß gezeichneten sehr komplizierten Wege, welche die Larve auf ihrer Wanderung zum Darm verfolgt, die richtigen sind. Man muß sagen, leider hat sich die Behauptung von Professor Dr. Looß durch die einwandfreien und so exakten Untersuchungen von Professor Schaudinn bestätigt, denn es ist ersichtlich, daß sich auf diese Weise die Aufnahme von Larven viel leichter vollzieht wie durch den Mund. Wäre der letztere Weg der einzig mögliche, so würden dem Bergmann peinlich beobachtete Vorsichtsmaßregeln einen großen Schutz gewähren, dieser ist aber angesichts der Einwanderung durch die Haut ganz hinfällig, denn bei der Art der Beschäftigung des Bergmanns, bei der Beschaffenheit der Baue und der mangelhaften Beleuchtung in denselben läßt sich die Uebernahme lebensfähiger Larven gar nicht vermeiden. Die jetzt unzweifelhaft erwiesene Einwanderung durch die Haut erklärt es auch, wie eine Erkrankung von Familienangehörigen, die nachweislich nie in der Grube waren, möglich war; sie haben eben von den feuchten Kleidern ihrer Ernährer das Infektionsmaterial aufgenommen. Bei der außerordentlichen Kleinheit der Larve ist diese leicht zu verschleppen.

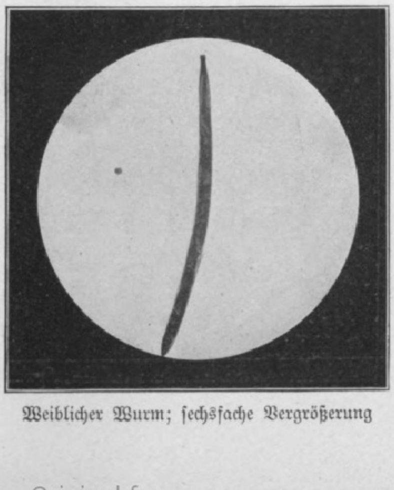
Die aus den eingewanderten Larven in den an den Magen anschließenden Darmpartien zu vollkommenen Individuen entwickelten Würmer saugen sich an den Darmwandungen fest. Dr. Goldberg beschreibt diesen Vorgang so, daß das Tier eine kleine Partie des Darmes in Form einer Falte einsaugt, mit den Zähnen durchschneidet und durch die so entstandene Oeffnung dem Wirt die in der Bildung begriffenen oder eben vollendeten Lebenssäfte entzieht. Daß der Parasit zum Saugen besonders beanlagt ist, ergibt sich schon aus der Form des Mundes, der scheibenförmig sich der Darmfläche anzulehnen vermag, und aus der Beschaffenheit der Speiseröhre, die mit ihrer starken, in dem Photo an der schraffierten Zeichnung kenntlichen Muskulatur dazu besonders geschickt ist. Bedenkt man, daß nach Dr. Goldberg ein Mann sechs- bis achthundert Würmer beherbergen kann, so bedarf es kaum besonderer Betonung, wie außerordentlich der bedauernswerte Wirt durch die Parasiten in Anspruch genommen und geschwächt wird. Ich will die Leser mit den traurigen Bildern, welche die Wurmkranken bieten, nicht belästigen und nur so viel sagen, daß die Leiden oft recht schwere und langwierige sind und daß die Kuren, die eben dieser Schwächung wegen mit ganz besonderer Vorsicht angewendet werden müssen, doch nicht immer Erfolg haben und vielfach mehrere Male wiederholt werden müssen, sofern der Zustand des Patienten eine Wiederholung gestattet.

Die Heimat der Ankylostoma sind die Tropen; das vielfältige und ausgedehnte Auftreten dortselbst widerlegt auch die früher gehegte Anschauung, der Larve müsse im Stadium der Entwicklung das Licht ferngehalten werden, denn dem sonnigsten Erdgürtel ist naturgemäß neben der höchsten Temperatur auch das meiste Licht gegeben, und Betriebe wie Bergbau oder dem ähnliche sind oder waren wenigstens früher kaum dort vorhanden. Sehr häufig soll der Wurm bei den Negern auftreten und sehr unter ihnen wüten, sei es, daß sie besonders empfänglich für den Parasiten sind oder ihm durch ihre Lebensweise Vorschub leisten.

In Aegypten ist ihm die seit den ältesten Zeiten bekannte, sogenannte ägyptische Bleichsucht oder Chlorose zur Last zu legen; daß hier wie anderweitig der Wurm die Ursache der mit verschiedenen Bezeichnungen belegten Krankheit sei, wurde erst verhältnismäßig spät nachgewiesen. Frölich soll den Wurm 1789 entdeckt, Dubini in Mailand 1838 zuerst den Zusammenhang mit den wohl charakterisierten Krankheitserscheinungen dargetan haben. Aus den Tropen kam Ankylostoma nach Italien, Spanien, Ungarn. Als unsre direkten Lieferanten haben wir die Italiener anzusehen, die bei Erdarbeiten, Tunnelbauten, Bergbau und so weiter viel bei uns beschäftigt sind. In die Erscheinung trat die Krankheit bei uns zuerst durch den Bau des Gotthardtunnels. Von Italienern dorthin gebracht, griff die Krankheit so rasch und in solchem Maße um sich, daß zuletzt fast sämtliche Arbeiter davon befallen waren und der Bau zeitweise unterbrochen werden mußte.

Heute ist der gefährliche Wurm Kosmopolit, kaum ein Land, wo er nicht schon seinen verhängnisvollen Einzug gehalten hat; Dr. Binz und Jakoby haben mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt die bezüglichen Angaben zusammengetragen und gesichtet, danach fehlt der Wurm in keinem der fünf Erdteile.

Medizinalrat Dr. Tenhold, der sich speziell für unser westfälisches Kohlenrevier in dem Bestreben, die Ankylostomiasis zu erforschen und zu bekämpfen, große Verdienste erworben hat, hat auch im Verein mit dem durch sein segensreiches Wirken als Direktor des Krankenhauses „Bergmannsheil" rühmlichst bekannten Professor Dr. Löbker für Westfalen den Wurm zuerst nachgewiesen und war in richtiger Würdigung der dadurch drohenden Gefahr eifrigst bestrebt, der Seuche das Feld streitig zu machen. Nach seinem neuesten Bericht verspricht das Besprengen und Bestäuben der Strecken mit gebranntem Kalk großen Erfolg. Es ist leider Tatsache, daß von den zahlreichen Mitteln, die sich sonst zur Bekämpfung des Ungeziefers bieten, keines sich als wirksam gegen Ankylostoma erwies.



Weiblicher Wurm; sechsfache Vergrößerung

*) Inzwischen von mir vorgenommene Wägungen und Zählungen haben dargetan, daß in 100 Gramm der Fäces eines Wurmkranken 600000 bis 700000 Eier enthalten sind.

Notizblätter

Zur Begegnung Kaiser Wilhelms mit König Oskar von Schweden

Durch die politischen Vorgänge in Norwegen veranlaßt, hat Kaiser Wilhelm zum Ziel seiner diesjährigen Nordlandsfahrt nicht die norwegischen, sondern die dänischen und schwedischen Gewässer gewählt. Im Fjord von Gefle traf der Kaiser am 13. Juli mit dem König und dem Kronprinzen von Schweden zusammen, die auf der schwedischen Königsjacht „Drott“ der deutschen Kaiserjacht „Hohenzollern“ entgegenfuhren. Der König und der Kronprinz begaben sich an Bord der „Hohenzollern“, auf der ihnen zu Ehren abends ein Diner stattfand. Am folgenden Tage erwiderte der Kaiser den Besuch auf der „Drott“, und der König gab seinem Gast zu Ehren ein Frühstück, an dem auch der deutsche Gesandte in Stockholm, von Müller, teilnahm. Hierauf kehrten der König und der Kronprinz nach Stockholm zurück.



Elihu Root, der neue Staatssekretär der Vereinigten Staaten



Phot Th. Jürgensen, Kiel

Kaiser Wilhelm (1) und König Oskar (2) von Schweden an Bord des Kreuzers „Adalbert“

Elihu Root

Wohl noch nie hat in den Vereinigten Staaten die Ernennung eines Staatssekretärs eine derartige allseitige Befriedigung hervorgerufen wie die Ernennung des früheren Kriegssekretärs Elihu Root zum Nachfolger des verstorbenen Staatssekretärs des Auswärtigen, John Hay. Politische Propheten erklären sogar, daß das amerikanische Volk in Elihu Root den zukünftigen Präsidenten erblicken müsse. Mit den Obliegenheiten seines neuen Amtes ist er durchaus vertraut, da er wiederholt in Abwesenheit des Staatssekretärs Hay dessen Amt verwaltet hat. Root, der im Jahre 1845 in Clinton im Staate New York geboren wurde, zählt bereits seit einer langen Reihe von Jahren zu den ersten juristischen Leuchten der Union. Zum Kriegsminister wurde er von Mc Kinley im Jahre 1899 ernannt. Seine Hauptarbeit auf diesem Posten war die Reorganisierung der Armee. Sicher ist, daß Root neben Präsident Roosevelt zurzeit der populärste Mann in den Vereinigten Staaten ist und die besten Chancen hat, dereinst zu dessen Nachfolger gewählt zu werden.



Phot. P. Gribayédoff, Paris

Herr von Witte in Paris

Herr von Witte in Paris

Der an Stelle des erkrankten Grafen Murawiew zum russischen Bevollmächtigten für die Friedensunterhandlungen mit Japan ernannte Präsident des russischen Ministerkomitees, Herr von Witte, trat am 19. Juli die Reise nach Washington an und traf am 21. Juli in Paris ein, um mit den leitenden französischen Kreisen in Fühlung zu treten und deren Meinung über die Friedensfrage zu hören, dann aber auch, um sich über die Aussichten zu vergewissern, die eine neue russische Anleihe bei der „befreundeten und verbündeten“ Nation haben würde. Am Vormittag des 22. Juli hatte Herr von Witte eine halbstündige Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Rouvier, nachmittags wurde er im Elysée von dem Präsidenten der Republik empfangen. Am 26. Juli setzte dann der Minister seine Reise über Cherbourg fort.

Der Waizfelder-Brunnen in München

Dem rühmlichen Beispiele andrer hochherzigen Münchner Bürger folgend, hat der Rentier Karl Waizfelder in München für den dortigen Thierschplatz einen Marmorbrunnen gestiftet, der am 19. Juli in Anwesenheit mehrerer Mitglieder des Magistrats enthüllt wurde. Der Entwurf zu dem Brunnen ist ein Werk des Münchner Bildhauers Professor Erwin Kurz. Auf dem Postament kauert eine anmutige weibliche Gestalt, eine Aehrenleserin, die eine Weizengarbe zusammenbindet, ein Motiv, mit dem der Künstler an den Namen des Stifters erinnern wollte.



Phot. Fr. Kreuzer, München

Der Waizfelder-Brunnen auf dem Thierschplatz in München
Entworfen von Erwin Kurz

Zum Regierungsantritt des Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha

Der junge Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha hat am 19. Juli, dem Tage seiner Mündigkeitserklärung, unter großen Feierlichkeiten die Regierung der Herzogtümer übernommen. Vormittags traf er mit Sonderzug in Gotha ein, wo er am Bahnhof durch den Regenten, Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg, empfangen wurde. Dann trat der Herzog die Fahrt mit berittenem Geleit durch die spalierbildende Bevölkerung zum Schloß Friedenstein an, wo in Anwesenheit zahlreicher Fürstlichkeiten die Regierungsübernahme erfolgte. Ein Gottesdienst in der Schloßkirche folgte. Um 4 Uhr erfolgte der feierliche Umzug des Herzogs durch die festlich geschmückte Stadt. Am Rathause begrüßte Oberbürgermeister Liebetrau den Herzog mit einer Ansprache, auf die der Herzog mit kurzen Worten dankte.



Phot. Louis Held, Weimar — Der Herzog — Oberbürgermeister Liebetrau

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha wird bei seinem Einzug in Gotha vom Oberbürgermeister begrüßt

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 45



Hof-Atelier C. Pietzner, Wien

Text umstehend

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage Kaiser Franz Josefs (18. August)

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage Kaiser Franz Josefs

In vollkommener körperlicher Gesundheit und geistiger Frische begeht Kaiser Franz Josef am 18. August laufenden Jahres seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Wie alljährlich feiert der Monarch diesen Tag im Kreise seiner intimsten Familienangehörigen in der stillen Kaiservilla zu Ischl. Dort gönnt sich Kaiser Franz Josef stets einige Wochen Sommerruhe, wenn nicht etwa die innerpolitischen Verhältnisse des Reiches auch während dieser Zeit seine Anwesenheit in Wien oder Budapest notwendig machen. War es doch im Vorjahre der Fall, daß der greise Monarch sich dazu entschließen mußte, seinen Aufenthalt in Ischl zu unterbrechen, so daß er nicht einmal den Urlaub ungestört genießen konnte. Außerordentliche Pflichttreue in der Erfüllung seines hohen Berufes wird für alle Zeit ein Ruhmesblatt in der Geschichte Kaiser Franz Josefs bilden. Selbst in Ischl empfängt der Monarch politische Persönlichkeiten beider Reichshälften, denn Angelegenheiten wie das Verhältnis zu Ungarn, dessen endliche Regelung dem Kaiser noch bangere Sorgen bereitet als der Streit der Nationalitäten in Oesterreich, dulden keinen Aufschub. Unmittelbar an den Aufenthalt in Ischl schließt sich die Reise des Kaisers zu den großen Herbstmanövern der Armee an. Wie das fünfzigjährige Regierungsjubiläum und der siebzigste Geburtstag des Kaisers wird auch dieser Gedenktag ohne öffentliche Feier still vorübergehen. Der Kaiser liebt lärmende Feste nicht. Das Erdenleid, von dem ihm nichts erspart geblieben ist, hat den mächtigen Beherrscher Oesterreich-Ungarns dem schlichtesten Bürger seiner Staaten menschlich näher gebracht. Zerstreuung findet der Kaiser nur in der Familie seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, und sein einziges Vergnügen ist und bleibt die Jagd, der er mit unermüdlicher Ausdauer obliegt.

M. W.

Briefmappe

B. St. 37. Mörikes Werke werden erst am 1. Januar 1906 frei; doch hat die Verlagsbuchhandlung G. J. Goeschen in Leipzig, die bis dahin das ausschließliche Verlagsrecht besitzt, schon jetzt eine wohlfeile Volksausgabe in vier Bänden (gebunden in zwei Bände) erscheinen lassen, die als Einleitung eine kurzgefaßte Biographie des Dichters enthält.

O. R. in R. Sie haben recht; China hat nach dem japanisch-chinesischen Kriege 1894/95 eine Kriegsentschädigung von 230 Millionen Taels (= etwa 700 Millionen Mark) gezahlt. Ursprünglich war die Entschädigung auf 200 Millionen Taels festgesetzt worden, wurde aber dann, als durch Rußlands, Frankreichs und Deutschlands Intervention die Abtretung eines Teils der Mandschurei mit Port Arthur an Japan rückgängig gemacht wurde, um 30 Millionen Taels erhöht.

A. G. in Berlin. Ihre Arbeit ist für uns leider unverwendbar. Wir bitten um Angabe Ihrer neuen Adresse, um Ihnen das Manuskript wieder zustellen zu können.

Ein Wieland-Museum

Die württembergische Oberamtsstadt Biberach, in der Christoph Martin Wieland den größten Teil seiner Kindheit und neun Jahre seiner Manneszeit verlebte, will eine Stätte schaffen, an der alle zum Leben und zur Person des Dichters in enger Beziehung stehenden Gegenstände, soweit sie noch erreichbar sind, gesammelt und aufbewahrt werden sollen. Zu diesem Zwecke hat der dortige Kunst- und Altertumsverein das Gartenhaus angekauft, in dem Wieland in den Jahren 1760 bis 1769 als städtischer Kanzleiverwalter und Theaterdirektor gewohnt und eine Anzahl seiner bekanntesten Werke geschrieben hat. Der Dichter stand damals in regem Verkehr mit dem im benachbarten Schlosse Warthausen ansässigen ehemaligen kurmainzischen Staatsminister Grafen Stadion und dem schöngeistigen Kreise, den er um sich versammelt hatte, vor allem dem Hofrat La Roche und seiner Gattin Sophie. Die Anregungen, die der Dichter dort empfing, wurden für seine innere Entwicklung entscheidend und machten ihn zum „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft“. Zu den Werken, die er in Biberach schrieb, gehören außer den „Abenteuern des Don Sylvio de Rosalva“, den „Komischen Erzählungen“ und dem „Idris“ vor allem die „Geschichte des Agathons“ und „Musarion“; auch verfaßte er damals seine Uebersetzung von 22 Stücken Shakespeares. Für das geplante Museum hat der obengenannte Verein von Verwandten Wielands, Sammlern und so weiter bereits eine Anzahl wertvoller Andenken erhalten.



Wielands Wohnhaus in Biberach, wird zu einem Wieland-Museum ausgestaltet

Totenschau

John Pratt, der Erfinder der Schreibmaschine, 76 Jahre, 8. Juli, Chattanooga (Tennessee). — Geheimrat Prof. Dr. Wilh. Storck, Literarhistoriker, 76 J., 17. Juli, Münster. — Generalleutnant z. D. Emil von Treskow, 95 J., 18. Juli, Quedlinburg. — Prof. Dr. Paul Schulz, Physiologe, 42 J., 18. Juli, Berlin. — Franz Rigo, ungarischer Reichstagsabgeordneter, 20. Juli, Budapest. — Prof. Dr. Vincenz Borbas, Botaniker, Klausenburg. — Geheimer Kommerzienrat H. Podeus, Großindustrieller, 73 J., Wismar. — Prof. Wilhelm Heinzelmann, Historiker, 65 J., 22. Juli, Erfurt. — Jean-Jacques Henner, französischer Maler, 76 J., 23. Juli, Paris. — Reichsgerichtsrat Franz Schumann, 24. Juli, Bad Steben. — Herzogin Margarete von Gramont, geb. von Rothschild, 50 J., Paris.

Silbenrätsel

Die beiden ersten sind gar oft willkommen
Zur Abwehr aller läst'gen Lebensplagen,
Und überall sind gern sie aufgenommen,
Wenn sie uns Wohlstand sichern und Behagen.

Die schlimmen zweiten sich vom Leib zu schaffen,
Möcht' jeder gern die guten ersten nützen;
Doch hier versagen auch die schärfsten Waffen,
Vor ihrem Andrang kann uns nichts beschützen.

Machst du ein Ganzes dann aus allen vieren,
So ist die Phantasie geschäftig gleich,
In eine bunte Welt sich zu verlieren,
Die dir erschließet der Romantik Reich. L. W.

Homonym

Ich steh' als Baum im grünen Hain,
Und zweifach nennest du mich dein. J. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1017:

Des Silbenrätsels: Ostern.
Des Palindroms: Retter.

Richtige Lösungen sandten ein: Gräfin C. E. in München; „Don Carlos" in Hannover (2); „Huckebein" in Eisenach (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Clara M. in Bielefeld (3); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (2); K. Meister in Basel (4); Myriam in Warschau (3); „Prinzeßchen" in Weimar (4); „Oedipus" in Emden (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); Erich K. in Wiesbaden (2); Freya in Halberstadt (4); Lambert in Züllichau (2); Miti Frank in Wien (3); Arthur L. in Bozen (3); Frau Rosa Hechinger in München (3); „Pfiffikus" in Rostock (2); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (4); Ignaz in Ansbach (5); L. Z. in Detmold (4); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2).

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 46

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von Johannes Richard zur Megede

XVI

(Fortsetzung)

Modeste erwachte am nächsten Morgen mit dumpfem Kopf. Der erste klare Gedanke: ich kann ihn doch nicht heiraten!... Wenn er nur schon fort wäre!... Bei dem Gedanken atmete sie wie befreit auf. — Und wenn er nun schon fort wäre? Da fühlte sie wieder einen stechenden Schmerz. Sie wühlte sich von neuem in die Kissen ein, den Kopf nach der Wand, einem Traume nachzuhängen, der kein Traum war.

Als sie am späten Mittag wiederum erwachte, stand Frieda vor ihrem Bette. „Die Schwadron ist schon längst da!"

Modeste reckte sich träge. „Welche Schwadron?"

„Ach Gott, tu doch nur nicht so! Es sind die vom Distanzritt."

„Ich dachte, die kämen erst nächste Woche..."

„Wo bist du denn eigentlich mit deinen Gedanken gewesen die ganze Zeit über?"

„Wo ich gewesen bin?" wiederholte Modeste und drehte sich, um weiterzuschlafen. Sie schlief aber nicht weiter. Sie überlegte nur, ob sie überhaupt hinuntergehen sollte zu den frühstückenden



Strickunterricht. Nach dem Gemälde von August Wilckens (Dresden)

Offizieren. Am Ende entschloß sie sich doch. Das quälende Alleinsein, die Gêne vor sich selbst — lieber nicht! — Sie suchte lange unter den Kleidern. Endlich wählte sie ein weißes, sommerliches, wie es die trunken piepsenden Spatzen vorschlugen und die hell funkelnde Sonne. Als sie vor dem Stehspiegel sich noch einmal beschaute — sie sah wunderhübsch aus — schüttelte sie den Kopf und wollte sich wieder ausziehen.

Unten im Eßzimmer saßen die Herren schon bei der Zigarre. Der Importgeruch wallte. Es waren: ein sehr eleganter Rittmeister mit einer Flötenstimme und ein sehr häßlicher Leutnant mit einem verbundenen Finger. Dabei die Familie Lindt, lächelnd, liebenswürdig, mit einem halben Blick auf die reichen Reste der Tafel, als frühstücke man in Barginnen grundsätzlich nur Hummern. Der Alte konnte sich heut nicht entschließen, die prahlerische Leibbinde der langen Afrikana abzustreifen, bis ihm der brenzliche Geruch des verbrannten Papiers warnend in die Nase stieg.

*

Da trat Modeste ein. Die Offiziere starrten in angenehmster Ueberraschung. Der unausstehlich feine und gemessene Rittmeister, der persönlicher Adjutant eines königlichen Prinzen gewesen war und von dem Kommando bei Seiner Königlichen Hoheit nichts mitgebracht hatte, als die königliche Schwäche für tadellose Hosenfalten und brühend heiße Bäder, sagte gerade:

„Hier in der Gegend muß auch der Oed sein Majorat haben. Wir sind kurze Zeit in einer Brigade gewesen. Vergangenen Winter traf ich ihn noch in Berlin. Merkwürdiger Mensch! Alle Oeds sind merkwürdig — mal sehr verbindlich, mal sehr brüsk — mit einem kleinen Anflug von Jakobinermütze, wenigstens nach Liebesmahlen. Hätte ihn ganz gern aufgesucht. Fragte ihn früher mal nach Ostpreußen, wo ich gerade hinversetzt war. Er antwortete darauf sehr despektierlich: ‚Baden sich ungern da die Leute — genau wie der kleine Prinz von den Papsthusaren, den wir immer erst unter die Pumpe schicken mußten.‘ Na, nun kenne ich zwar Oed und seine absprechende Art gerade zur Genüge — aber die Herrschaften mögen's mir nun glauben oder nicht — im vorigen Manöver hatten wir Notquartiere. — Ich lag mit meinem eignen Fähnrich zusammen in einer entsetzlichen Bauernkate ... lasse mir von meinem Burschen die beste Uniform 'rauslegen, namentlich die erste Garnitur Lackstiefeln — Königliche Hoheit pflegte immer zu sagen: ‚Je gemeiner das Quartier, je feiner der Lackstiefel, der daraus hervorgehen muß‘ — betete das auch dem Fähnrich vor ... War ja allerdings 'n bißchen spät in der Nacht, und die Leute sehr pauvre, aber wie ich mir persönlich ein warmes Bad bestellen will — haben Sie Worte? — die Leute hatten in ihrem ganzen Leben überhaupt noch keine Badestube gesehen! Doch unglaublich — 'n Haus ohne Badestube, wenn sie auch noch so primitiv ist ... Mußte damals sehr lebhaft an meinen guten alten Oed denken!"

Die Lindts schwiegen etwas betroffen, indem sie der Pelzhosen gedachten, welche die litauischen Bauern im Winter von der linken und im Sommer von der rechten Seite tragen und deren dazugehörige Beine niemals durch Wassergebrauch entheiligt werden. Schließlich lächelte der Alte aber doch zustimmend — er war ein äußerlich sehr properer Mann.

Der Leutnant aber flüsterte Modeste zu: „Der Rittmeister hat 'ne Ahnung von unserm Lande! Tut sich überhaupt so ... Wenn er einen Sattelappell angesetzt hat, tippt er mit dem tadellosen Handschuhfinger ausgerechnet immer auf die Schlaufen, die noch nie ein Dragoner gereinigt hat, solange Dragoner existieren. Und dann fährt er jedem Kerl so ganz langsam und vornehm mit derselben Fingerspitze unter der Nase weg: ‚Schwein! Morgen zum Strafrapport‘ ... Hat sich so angefeinert, der gute Mann."

Modeste fand das zwar auch, aber sie war nicht recht bei Laune. Irgend etwas in der dialektlosen Art des eleganten Rittmeisters erinnerte sie an Falkner von Oed. Sie spürte schmerzlich den verächtlichen Hochmut des Aristokraten und mußte dabei immer an Herrn Romeit denken mit seinem abgeschabten Wirtschaftsanzug und seiner tiefgebräunten Reiterhand.

„Ja, ja," wiederholte der alte Lindt noch einmal würdig, „wir sind hier etwas sehr östlich, Herr Rittmeister! Aber der königstreue Geist namentlich bei den größeren Besitzern muß Ihnen doch wohltun. — Ich war früher am Rhein bei kaufmännischen Unternehmungen beteiligt und natürlich im jugendlichen Unverstand Freihändler. Jetzt, wo ich fest auf meiner Scholle sitze, wie ja auch meine Vorfahren auf ihrer Scholle gesessen haben, denke ich vernünftiger und bin schon aus reinem Patriotismus für die höchsten Schutzzölle." Der würdige Mann gedachte in letzter Zeit besonders gern seiner Ahnen, die allerdings im Cleveschen gesessen hatten, aber als Hörige, woran er nicht gern gedachte ... „Im übrigen haben Sie nur zu sehr recht! Die Bauern hier sind echte Meineidsbauern und die Inspektoren wie überall Schwefelbande."

„Aber Ihrer doch nicht!" rief der häßliche Leutnant. „Ich traf ihn vorhin bei den Pferden. Macht 'nen famosen Eindruck. Ich habe ihn sogar zum Ueberfluß Herr Kamerad genannt, weil ich der Ueberzeugung war, er müsse Reserveoffizier sein. Scheint sehr viel von Pferden zu verstehen."

Der Alte bewegte geheimnisvoll den Kopf, als wenn eine besonders fatale Geschichte dahinter stecke. „Ja, ja ... Man sagt nichts ... Man ist eben zu anständig ..."

Modeste wurde rot und wollte heftig entgegnen.

Der Alte sah's und machte eine besonders würdige Handbewegung. „Jedenfalls nicht mein Geschmack, der junge Mensch. Andre, wie zum Beispiel mein lieber Nachbar Falkner, haben direkt einen Narren an ihm gefressen. — Ich aber gebe ihn billig ab, ganz billig!"

Das Stubenmädchen kam herein und flüsterte dem Schloßherrn etwas ins Ohr.

„Soll warten!"

„Will aber nicht warten, gnädiger Herr."

„Na, dann meinetwegen." Er erhob sich steifbeinig. „Ja, da sehen Sie's schon selbst, meine Herren! Mein Inspektor kommandiert mich und nicht umgekehrt."

Im Eßzimmer entstand eine Pause, während sich im Salon gegenüber ein gedämpftes Gespräch entwickelte.

Der Schloßherr kam langsam zurück, dabei ernst und feierlich nickend: „Vater von Herrn Romeit gestorben," lispelte er salbungsvoll. „Tut mir von Herzen leid. Der Tod doch immer sehr ernste Sache. Menetekel auch für unsereinen. War, glaub' ich, im gleichen Alter ..." Danach schenkte er sich etwas zittrig das Portweinglas voll und schlürfte umständlich den braungoldigen Trank. Und da war's auch glücklich vorbei mit der Rührung, die das sonst so schön gefältelte Moralgesicht auf einen Augenblick entstellt hatte. „Merkwürdig! So was fällt immer in die Saat oder in die Erntezeit, wenn's Arbeit gibt. Genau wie bei den Dienstmädchen. Denen sterben die Tanten auch regelmäßig 'nen Tag vor der großen Wäsche."

Die Herren verzogen etwas säuerlich den Mund. Modeste aber war todblaß geworden, so daß die Schwester argwöhnisch herübersah. „Ich habe mein Taschentuch, glaube ich, vergessen ..." Sie stand auf.

„Hast du es wirklich vergessen?" rief Frieda ihr nach.

Modeste hörte es nicht mehr. Sie war, so schnell sie konnte, hinabgeeilt in den Hof, ihn vielleicht noch zu sehen, zu sprechen, bevor er abfuhr. Aber als sie zum Lindengang einbog, dröhnte gerade der Wagen dumpf auf der Chaussee. Es war Herr Romeit.

*

Am Nachmittag ritt die Schwadron ab. Falkner von Oed, der noch im letzten Augenblick zum Diner eingeladen worden war, des Rittmeisters wegen, hatte sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen. Die Familie sah noch lange befriedigt den Dragonern nach, wie die hellblauen Röcke zwischen dem Frühlingsgrün durchschimmerten. Bis auf das letzte ersterbende Pferdegetrappel horchten sie. Dann ging Frieda trällernd ins Turmzimmer, Modeste aber wandelte nachdenklich durch den Park. Der braune Unhold bummelte mit, das dummpfiffige Jagdhundsgesicht in argwöhnischen Falten — er hatte noch nicht vergessen, wie treulos ihn die Herrin gestern allein gelassen hatte bei ihrem leichtsinnigen Ritt. Das Fichtenharz duftete heiß in der Sonne, die Hyazinthen auf den Rabatten hoben sich bunt. Modeste hatte heut gar kein Frühlingssehnen. Sie wiederholte sich nur immer wieder: „Lieb' ich ihn denn? Lieb' ich ihn denn wirklich? — Oder war's nur der Frühling?" Sie konnte sich darüber nicht klar werden. Aber als sie an die Ehe dachte, zuckte sie förmlich zusammen. „Niemals!" ... Dennoch empfand sie weder Bedauern, noch Reue ...

Und wenn's nun doch der Kuß gewesen wäre, der das Herz öffnet, wie der Lenzhauch die Knospe? ...

Später ließ sie sich den Vierjährigen satteln und ritt durch die Felder im matten Trab. Der braune Unhold, der leidenschaftlich der Froschjagd oblag, war sehr zufrieden mit ihr. Erst als sie beinahe auf einen Reiter stieß, erwachte sie. Und auch der Reiter zuckte zusammen, als habe er gleichfalls tief geträumt. Er grüßte. Sie aber gab als Antwort dem Pferde nur einen Schlag mit der Reitgerte, um rasch davon zu kommen. Es war Falkner von Oed gewesen und Eyselinsche Feldmark. „Du bist ja doch an allem schuld, du!"

*

Nun kamen auch wieder Besuche. Die „schöne" Frau Murrmann, die beiden Gadebusch. Aber weder der Danziger Ballwinter noch die falschen Fremdwörter interessierten Modeste sonderlich.

„Was hat sie nur eigentlich?" fragte die Frau Murrmann bei der Nachhausefahrt.

„Ja — was hat sie nur?" wiederholten die Mädchen. „Vielleicht ist sie heimlich verlobt."

„O, so sieht sie nicht aus, Kinder!" rief triumphierend Frau Murrmann, „darin täusch' ich mich nie. Dazu war mir ihr Kleid lange nicht eklatant genug! Verliebte und Verlobte ziehen sich besonders gut an. Ja, nicht eklatant genug, liebe Magda!"

Die Schwestern zwinkerten sich darauf gegenseitig zu und mußten plötzlich über einen Chausseestein furchtbar lachen.

Die kleine Meyners hatte ihre Zeit besser ausgenutzt. Sie hatte sich in Montreux tatsächlich verlobt. Er hieß Pescatore, auf gut deutsch Fischer, und schien ein arger Windikus. Doch die kleine Meyners hing mit allen Fasern an ihm und stellte kurz entschlossen denen zu Hause die Wahl zwischen einer totunglücklichen Jungfrau tief unten im Genfer See und einer überglücklichen Frau hoch oben in Ostpreußen. Danach hielt die Mutter Meyners es für angemessen, bei sämtlichen Nachbarn vorzufahren und mit gewissen Daten zu belegen, daß die Pescatore eigentlich päpstliche Grafen und den Hohenzollern mindestens ebenbürtig seien. Man gäbe nur nichts auf Titel im sonnigen Italien. — Die Tochter aber gestand in einer vertraulichen Unterredung, daß das mit dem Marquisat eitel Einbildung sei, der Mann ihr aber lieber als ein Königssohn. Die Kürassierdamen räusperten sich hierauf verlegen und starrten nachdenklich auf ihre grauwollenen Strümpfe. Die Jüngste hatte sich beinahe in einen Leutnant Müller verliebt und machte sich nachträglich wegen dieser Gottlosigkeit bittere Vorwürfe. Und seltsam, auch Modeste rückte innerlich etwas von der kleinen Freundin weg.

Die lächelnde Verstandeskühle senkte sich überhaupt wieder auf Modestes Herz wie häßlicher Meltau. Herr Romeit war schon fast acht Tage weg. Wär's ihm so heiß ums Herz gewesen, er wäre früher zurückgekehrt. Bei ihm waren's eben nur die Sinne, bei ihr nur der Frühling. Der Stern von Barginnen machte sich das sehr vernünftig klar und beschloß darum, zu vergessen. Er vergaß auch.

Am nächsten Vormittag beim Frühstück kam ein Telegramm, das der Alte brummend beiseite

warf. „Na, endlich! Ich werde übrigens die Gelegenheit benutzen und auf zwei Tage nach Königsberg fahren. Der Wagen bleibt dann gleich in der Stadt und wartet auf den Inspektor. — Da gehe ich auch dem Geburtstage von dem alten Eller aus dem Wege. Allein ist mir der Mann ja ganz lieb — aber an so einem Tage kommt natürlich Krethi und Plethi, um sich voll zu essen und voll zu trinken."

Modeste zitterte doch die Hand ein wenig, als sie das Telegramm las.

„Komme mit dem Sechsuhrzuge abends. Bitte Fuhrwerk. Romeit."

Den ganzen Tag scheuchte sie eine quälende Unruhe. Wenn der Mann nun nicht vornehm vergessen konnte? Oder wenn er vielleicht vornehm schon vergessen hätte? ... Noch vor Kaffee ließ sie den Sommerrappen satteln, ritt ohne Freude durch das sprossende, duftende Grün. Die Luft schwer, die Sonne heiß. Hinter dem Eichenwald ballte sich graues Gewölk. Ein Unwetter lag in der Luft. Und wider Willen dachte Modeste an eine Jahrmarktsprophezeiung, die sehr poetisch gelautet hatte:

„Wenn des Himmels Donner hallen,
Deines Schicksals Lose fallen —
Dann ein Blitz scheucht in den Arm
Dir ein Lieb einst, jung und warm."

Das war Jahre her, und Modeste hatte eigentlich längst aufgehört, von Gewittern etwas Besonderes zu erwarten. Fliegen schwärmten zudringlich, das junge Pferd biß und keilte nach den Quälgeistern. Es war ein unruhiges Reiten.

„Na, dann lauf, was du kannst!" sagte sie endlich ärgerlich, als der Rappe schnaubend vorwärts drängte. Er streckte sich willig zu einem langen Galopp, und wieder blieb der braune Unhold winselnd zurück. Das Ellersche Gut tauchte auf — klein, gemütlich. Schindeldächer, ein niedriges Herrenhaus. Modeste gedachte dem alten Herrn wenigstens „Guten Tag" zu sagen an seinem Geburtstag. Als sie über den Hof ritt: eine schwankende Ehrenpforte aus Tannengirlanden, vor dem Stalle fremde Wagen, Kutscher in weißen, groben Hemdärmeln. Ellers stets etwas angeheiterter Stallbursche half ihr vom Pferde. „Aber nicht absatteln, nur führen!" rief sie zurück. — Dann ging sie zum Wohnhaus, das halb im Grünen lag, den Blick auf einen kleinen Hofteich. Fliedergebüsch spiegelte sich in der trüben Flut. Ein schnatternder Erpel hob sich mit sehnsüchtigem Flügelschlag. — Die Fenster waren weit geöffnet. Herrenstimmen, Herrenlachen.

Modeste stand halb neugierig, halb unentschlossen still. Sie konnte den alten Eller genau erkennen, wie er sich zwischen den Stühlen durchwand und im breitesten Litauisch rief: „Na, Kinder, ihr sauft ja das Zeug wie Sprindwasser!" Dabei schmunzelte er und fuhr sich nach dem Kopf. „Ihr sauft mich arm! Denn das ist nicht etwa Fusel — das ist echter Jamaika von Königsberg aus dem ‚Blutgericht' ..." Er hob lachend die Flasche. „Auf der Etikette wenigstens steht's — aber der Deiwel trau'! ... Die ganzen Städter lügen ja wie gedruckt."

Der dicke Referendar dankte darauf etwas eingeschüchtert. Da rief der alte Eller strafend:

„Na, da hört doch wahrhaftig die Weltgeschicht' auf! Kommt aufs Land nach Litauen und geniert sich. Junger Mann wie Sie! Die ganze Flasch' müßt' der auf einmal auslutschen und gleich nach der zweiten verlangen."

Der Referendar lachte und trank.

„Na, warum geht's denn jetzt? Das war brav! ..." Er klopfte dem Referendar auf die Schulter. „Sie sind mein Mann, Staatsgewalt. Schießt gut, trinkt gut, spielt auch gut ... Wo sind die Karten?"

„Wo sind die Karten?" wiederholte dumpf aus seiner Sofaecke der krumme Riese.

„Ach, laßt doch die dummen Karten zu Haus!" rief ein andrer, im Zigarrenrauch Unsichtbarer. „Erzähl lieber 'nen lustigen Schwank aus deinem Leben, Eller ... Wie war's doch mit der hübschen Französin aus Eyselin? — Verstehen tatet ihr über Tag kein Wort voneinander — aber wenn der Eller so gegen elf Uhr abends ans Fenster klopfte, da verstanden sie sich auf einmal ganz gut." Die Herren lachten schallend, und Modeste erkannte verwundert in dem Sprecher den sehr wohlerzogenen Gatten der Frau Murrmann. — Er fuhr auch sogleich satt lächelnd fort: „Ich war neulich in Königsberg. Schneidige Weiber. Namentlich eins — direkt Jötterweib!" Er schnalzte begehrlich mit der Zunge.

Der alte Eller schlug jetzt mit dem Zeigefinger warnend auf den Tisch: „Gräbt der aber alte Geschichten aus, der Kreth! ... Aber wart, wart, du dicker Kujon! Ich lass' auf der Stell' anspannen und die schöne Frau Murrmann holen. Und dann sag' ich: ‚Gnädige Frau, hören Sie sich nur einmal den Lunterus an, wie er renommiert! — Jötterweib! Zu Hause ist der Kreth so duckmäuserig und scheinheilig und geht wie ein Schudelchen gehorsam an der Stripp' — aber wenn die Bestie losgelassen ist, da wiehert sie und keilt aus wie ein Zweijähriger, wenn er zum ersten Male wieder in den Roßgarten kommt.'" Er hob sein Grogglas, trank aber, mäßig wie immer, nur einen Schluck. Dann legte er dem Gatten der schönen Frau Murrmann väterlich die Hand um den Hals. „Dicker, wenn ich so denk'! Waren doch schöne Zeiten ... Die Französin — es war ja eigentlich 'ne Schweizerin — aber Feuer! So 'ne echte Südländerin! ... Du warst auch ein höllischer Durchgänger, Dicker! ... Aber alles vorbei ... Jetzt ist unser Murrmann so 'n rechter Pomuchelskopf geworden — nur manchmal noch schlackert er mit dem Schwänzchen wie ein fetter Karpfen im Netz, den man eben gegriffen hat! ... Ist ja auch besser so — das heißt: Nein!" Er lächelte pfiffig. „Was sind das überhaupt für junge Leute heutzutage! Keine Jugend mehr, kein Mark in den Knochen ... Da ist zum Beispiel da drüben der Duschack, der Romeit! 'n Mensch zum Gernhaben, tüchtig, gescheit, und ein Pferdekenner — da sind wir alle Waisenknaben dagegen! Dabei 'n auffallend hübscher, adretter Mensch, gar nicht so wie gewöhnliche Inspektoren. Aber spielt nicht, trinkt nicht, raucht nur immer Zigarren ... So einen mögen doch die Marjellens. Braucht bloß zuzugreifen. Ich sag' auch immer: ‚Romeit, Sie werden's noch bereuen! Sie gehen mit Scheuklappen durchs Leben ... Die Modestchen, die ist so allein und langweilt sich so ... Trösten Sie sie doch 'n bißchen!' — Ich sag' Ihnen, wird da aber der Kreth falsch. ‚Was ich von ihr dächt' und von ihm dächt'!' ... Ich schlackere dann nur so mit der Hand: ‚Lieber Romeit, Sie sind jung und sie ist jung. Und ob sie nun auch 'n gnädiges Fräulein ist und am liebsten 'nen Prinzen heiraten möcht' und Sie sind nur so 'n einfacher Inspektor — was heißt das? — Jugend ist Jugend! Da gibt's keinen Rang und keinen Stand ... Die Modeste ist gewiß 'n anständiges Mädchen — aber wenn man ihr so ordentlich in die Augen sieht ... Ich möcht', ich wär' dreißig Jahr jünger! Da wollt' ich Ihnen allen mal zeigen, was 'ne Harke ist.' Aber der Kreth ist und bleibt dammlig!"

„Na, der Baron drüben soll ja Absichten haben," knurrte der krumme Riese.

„Ja, Absichten! Hat sich was ... Der küßt die Marjellens ab und läßt sie stehen. — Aber heiraten? Da kennen Sie Oeds schlecht! Vornehme Leute — und einen Riesennagel! ... Außerdem hat der bereits sein Teil. Lungert nicht umsonst den ganzen Winter an der Riviera 'rum!"

„Bis es mal zu Ende ist mit den Moneten," brummte der krumme Riese.

„Ja, wo wird's nicht mal zu Ende gehen!" rief der Alte fröhlich. „Neulich hat er so 'n paar Berliner Lebemänner bei sich gehabt zum Schnepfenzug. Da soll der Pommery in Strömen geflossen sein ... Und wenn die Majoratsherren schon solche Sektfrühstücks geben, dann seh' ich mich immer heimlich um, ob nicht vielleicht der Sequester gerad' in den Gutsweg einbiegt. — Einmal ist der Oed mit seinem Vermögen schon fertig geworden. Warum soll er nicht das zweitemal mit seinem Vermögen fertig werden? Die besten Absichten hat er. — Ja, Kinder, das Geld ist dazu da, daß es rollt, und die hübschen Mädchen, daß man sie küßt!"

Wieder antwortete das wiehernde Gelächter. Das war doch etwas zu viel Grogparfüm. Modeste wollte sich leise zurückziehen.

Da erblickte sie noch der alte Eller, der gerade ans Fenster trat. „Guten Tag, gnädiges Fräulein!" rief er lustig. „Je später der Abend, je schöner die Leute." Rasch kam er heraus.

„Ich gratuliere herzlich," sagte Modeste, aber ohne besondere Wärme.

„O, gratulieren Sie nicht!" scherzte er, „wieder 'n Jahr älter und nicht klüger. Ich bin schon ganz wie gewisse Jungfern — ich sag' gar nicht mehr, wie alt ich bin." — Modeste wollte nicht mit ins Zimmer, er aber zwang sie sänftlich: „Ich lass' Ihre Hand nicht eher los als in der Stube!"

Kaum war Modeste in das niedere, altmodische Zimmer getreten, mit dem Groggeruch, dem Tabaksrauch, den litauischen Gesichtern, die abenteuerlich genug in dieser künstlichen Dämmerung ausschauten, da tönte Hufschlag — leicht, scharf.

Der alte Eller spitzte die Ohren. „Das ist der Baron! Der wird schon keinen Geburtstag vorübergehen lassen, ohne zu gratulieren! Ja, der alte Adel, der weiß ... Nicht wahr, Fräulein Modeste?"

Aber der Stern von Barginnen war im Augenblick wieder aufgestanden. „Ich vergaß vollkommen ... Es ist die allerhöchste Zeit!"

„Aber gnädiges Fräulein, da geht ja die Sonn' aus dem Zimmer!" schmeichelte der alte Vokativus.

Modeste jedoch grüßte nur lächelnd und flüchtig nach allen Seiten. Als sie in der Tür Herrn von Falkner begegnete, vermochte sie es nicht über sich, den hübschen Kopf zu neigen. — Im Weitergehen hörte sie noch, wie der Baron in seinem dialektlosen Deutsch sagte: „Herr Eller, ich komme nur auf fünf Minuten, ich erwarte Besuch," — und wie der alte Eller mit komischem Pathos erwiderte: „Der Adel bittet nicht, er gewährt nur! Und nun lassen Sie den Fuchs absatteln, Herr Baron ..."

Der Stern von Barginnen ritt im trägen Schritt bis zur Gartenhecke, dann aber flog der Rappe. Das hübsche Mädchen sah wieder finster vor sich hin und murmelte: „Ach, wäre er doch tot — wäre er doch tot!" — Auf der Chaussee beruhigte sie sich etwas. Fuhrwerke ratterten, Leute grüßten. Ein auffallend städtisch angezogenes Mädchen bog vor ihr in einen Feldweg ab. Sie sah ihr sehr bekannt aus, die feine schlanke Gestalt. Modeste wollte weiterreiten. Da leuchtete es rosig unter dem Strohhut der Fremden auf. Es war das Fräulein aus Bussardshof.

„Judith, Judith!" rief Modeste durch die hohle Hand hinüber.

Die Dame schritt nur schneller weiter.

„Judith!" rief Modeste noch einmal, so hell sie konnte. Dann nahm sie das Pferd zum Grabensprung zurück und hielt eine Minute später neben der Kränzchenfreundin.

„Guten Tag. Wie geht's dir?"

„O, ganz gut. Es ist ja Gott sei Dank endlich Frühling."

„Du bist so sonderbar, Judith!"

„Ich bin nur eilig, Modeste. — Ich möchte dem alten Eller noch gratulieren, auch in Mamas Namen. Sie kennt ihn so lang' und mag ihn so gern! Sie selbst konnte nicht. Sie hat in Eyselin zu tun und wird mich dort an der Chaussee wieder erwarten ... Adieu."

„Adieu." Modeste wußte nicht recht, was tun. Endlich sagte sie im Weiterreiten: „Es ist so dumm — einer zu Pferd und einer zu Fuß! Ich steige 'runter."

„Aber warum denn?"

„Weil ich will, Judith."

Sie schritten eine Weile stumm nebeneinander — die hohe, schöne, junge Gestalt mit allem Reiz von Kraft und Frische, und die anmutige, schlanke Zarte, den kranken Rosenhauch auf den Wangen.

„Warum bist du eigentlich so, Judith?"

„Frag lieber nicht, Modeste!"
„Dann frag' ich erst recht!"
„Ach, Modeste, wir verstehen uns nicht, wir werden uns nie verstehen ..."

„Weil du eine Baronesse bist und deine Mutter Gräfin war, und ich Fräulein Lindt und mein Vater früher Kaufmann ... Aber so seid ihr im Grunde alle!"

„Das sagtest du schon einmal bei uns. Mich traf's damals nicht — mich trifft's auch heut nicht. Aber wenn du meine gute, kluge, vornehme Mutter angreifst, so sage ich dir: Wirf sie lieber nicht mit der alten Gadebusch zusammen! ... Und wenn du unter Adel nur Hochmut verstehst — meine Mutter jedenfalls weiß nur von adligen Herzen."

„Und ich habe doch recht!" fuhr Modeste erbittert fort. „Ob ihr nun Bussard heißt oder Gadebusch oder gar Falkner von Oed ..."

„Was hat der damit zu tun?" unterbrach Judith eisig.

„Ich denke, er hätte genug mit euch zu tun — wenigstens gehabt."
„Modeste!"
„Judith!"
„Herr von Falkner ist ..."
„Ein Schurke! Damit du's weißt."

Beide Mädchen waren dunkelrot geworden und standen sich mit blitzenden Augen gegenüber.

„Was wagst du?" Es war Judith von Bussard, die zuerst das Wort fand. „Herr von Falkner ist ein Gentleman — hörst du? — ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. — Aber du bist keine Lady — nein, du bist keine Lady!" Sie war vor Aufregung zitternd auf Modeste zugetreten, die unwillkürlich zurückwich. „Du bist keine Lady," wiederholte sie noch einmal. „Du bist eine Lindt."

Modeste hatte die Reitgerte erhoben, als wenn sie den Schimpf mit einem Hiebe rächen wollte.

„Ja, schlag nur, schlag! Du bist so viel stärker wie ich. — Aber ich werde nicht einen Zoll zurückweichen, ich werde nicht schreien."

Modeste senkte die Reitgerte. „Du bist krank, Judith," sagte sie achselzuckend. „Du tust mir leid."

„Ich bin allerdings krank, sehr krank! Aber ich glaube nicht, daß das irgendeine von euch jemals beunruhigt hätte ... Ich liebe die Menschen sonst — ich möchte sie wenigstens lieben —, aber in diesem einsamen Winter habe ich erkennen gelernt, daß es für mich nur zwei Menschen gibt: Meine Mutter —"

„Und Falkner von Oed," ergänzte Modeste kalt.

„Ja, allerdings Falkner von Oed! — Ihr wißt's wahrscheinlich längst, wißt's wahrscheinlich früher als ich ... Ich müßte lügen, schreien: ‚Nein, es ist nicht wahr!' — weil es hoffnungslos ist ... Aber ich lüge nicht, ich lüge nie ... Ihr könnt mich übrigens auch nicht verstehen — du zuletzt! — Ja, ich kenne ihn schon sehr lange. Ich erinnere mich seiner, als er mir einmal Muscheln schenkte, wie ich am Strand saß! Damals war ich ein Kind, und er kannte mich nicht. — Ich erinnere mich seiner, als er an demselben Strande entlang ging, im ganz leisen Gespräch mit einer wunderschönen Frau. Dabei wurde mir kalt ... Damals war ich kein Kind mehr! — Ich erinnere mich seiner, als er uns den ersten Besuch hier machte. Und seitdem liebe ich ihn, und seitdem hasse ich die andre Frau! ... Ja, ich hasse sie! Ich habe sie heimlich vielleicht immer gehaßt, weil sie mir nahm, was mir schon gehörte ... Ich bin krank, sehr krank, ich werde bald sterben — ich möchte bald sterben, obgleich meine unglückliche Mutter dann ganz einsam steht ... Ich kann nicht anders ... Aber für ihn hätte ich leben mögen, ewig leben! Und er hätte mich auch gesund gemacht, ganz gesund — er allein ... Ich habe gekämpft, gerungen, ich hab's dem Himmel abzwingen wollen — ich hab's nicht gekonnt ... Und er hat's auch nicht gekonnt ... Und wenn du vielleicht denkst, daß ich dich vielleicht haßte, weil du schon bei uns mit ihm kokettiert hast und weil du die einzige gewesen bist, mit der er getanzt hat damals! Ich hätte mein Herzblut um diesen einen Tanz gegeben — um dieses einen Tanzes willen war ich da! — Es war mein letztes Gebet ... Aber es wäre ein andrer Tanz gewesen auch für ihn, darauf verlaß dich! ... Er hat diesen Tanz nicht mit mir getanzt, durfte ihn nicht mit mir tanzen. Dazu dachte er zu hoch, fühlte zu echt. — Ich beneide dich wahrhaftig nicht um diesen Tanz! Ein Tanz mit dir? — Du lieber Gott! ... Die Sinne haben ihn betrogen. Und du wirst noch vieler Männer Sinne betrügen ... Ich bemitleide dich aber auch nicht etwa, wenn er dir die häßlichste Seite seines Wesens gezeigt hat, wie du ja selbst sagst! Er ist auch nur ein Mann — und wer sich einem Manne so entgegenträgt ..."

Modeste wollte erwidern, aber Judith von Bussard rief: „Sprich nicht! Schlag mich lieber! Ich kann dein Organ nicht ertragen. Es widert mich an. Du zeigst mir mit jedem Wort nur schrecklich, wie wenig wert wir Frauen sind ... Vielleicht möcht' ich auch sein wie du: kalt, berechnend, verlogen. — Und wenn du einmal ehrlich sündigen solltest, so wirst du mit den Sinnen sündigen, aber nie mit dem Herzen, du Glückliche! ... Ich hätte mit ihm gesündigt — ja, ich hätte mit ihm gesündigt! Ich hätte alles getan — das Schlechteste ... Aber ich hätte es mit dem Herzen getan! Und Gott sieht nur die Herzen an ... Ich mag dir tiefer stehen nach solchem Geständnis — mir steh' ich nur höher ... Denn die Liebe muß jedes Opfer bringen, am freudigsten sich selbst. — Du aber wirst niemals etwas von dir opfern können, geschweige denn dich selbst — du wirst niemals das Hochgefühl empfinden können, das schon der Gedanke an dieses heißeste Opfer in uns schafft ... du wirst glücklich werden auf deine Manier. — Aber ich tauschen mit dir? Ich? — Ich tausche mit niemand! Ich bin in meinem Unglück doch glücklicher als ihr alle. Und wenn auch sein Herz einer andern gehört — kann ich's ändern? — ich werde ihm doch treu bleiben, und meine Liebe soll erst verlöschen mit mir." Der Atem verging ihr. Sie winkte Modeste zu gehen.

Aber Modeste blieb kalt stehen und sah ohne Mitleid, wie dieser leidenschaftliche Ausbruch alle Lebenskraft da drüben verschlungen zu haben schien.

„Ich bitte dich, Modeste, geh!" bat Judith von Bussard noch einmal. Und die unzerstörbare Güte der reinen Frau fügte mit wehem Lächeln hinzu: „Vergiß! Tu mir's zum Gefallen! Ich habe jetzt Fieber — ich rede dann sonderbar ... Ich wollte dir ja nicht so wehe tun ... Aber ich habe den ganzen Winter über so schwer gelitten. Sei doch froh, daß du noch nicht weißt, was leiden heißt!"

Da ging Modeste zögernd mit zusammengepreßten Lippen, ohne Gruß. — Und so ging sie immer weiter, das Pferd am Zügel, ohne an ein Aufsitzen überhaupt zu denken. Aus einem gelben Rapsfeld sprang ihr der braune Unhold entgegen. Die Herrin hatte ihn wieder treulos verlassen, er aber war ihren Spuren gefolgt und begrüßte sie mit winselndem Freudengeheul. Sie streichelte ihn, den Blick ins Leere. „Gib mir die Quaste! Gib mir die Quaste!" sagte sie vor sich hin. Dann blieb sie wieder stehen: „Hab' ich wirklich nur Sinne? — Bin ich wirklich nur schlecht? ... Sie hat nicht recht! ... Aber wenn sie recht hätte? — Und sie darf nicht recht haben, sie darf nicht! ... Such' ich nicht auch? Leid' ich nicht auch? — Ja, ich bin schlecht — gewiß! Aber wenn ich einmal gut sein will, da steh' ich allein, so mutterseelenallein — ich muß einen Hund an mein Herz nehmen, um etwas Warmes zu fühlen ... Sie haben alle gut reden! — Wenn ich empfinden will wie sie, muß ich über Barginnen hinaus, über meine Eltern hinaus, über mich selbst ... Was kann ich schließlich dafür, daß ich eine Lindt bin? ... Sie sind alle Pharisäer, alle, alle!" ... Dann sagte sie wieder erbittert: „Ich kenne die Liebe nicht — ich kenne sie nicht! — Die Sinne verstand ich immer. Die Sinne versteh' ich jetzt auch — aber die Liebe?" ... Sie starrte eine Weile so finster vor sich hin, daß sie sich vor ihrem Spiegelbild entsetzt hätte. Dann stampfte sie mit dem Fuß auf: „Meinetwegen — dann bleibe ich eben, was ich bin! ... Habe ich kein Herz? — Auch gut! Ich bin des Suchens danach herzlich satt ... Und wenn ich gestorben bin fast an dem Kuß von dem einen Mann und der Kuß von dem andern mir noch jetzt köstlich durch alle Fibern zittert — es ist Sinnlichkeit, es ist Sünde! — aber soll ich noch länger mich sperren gegen mich selbst? ... Das Schicksal von meinen Schwestern möchte ich nicht — das von Judith Bussard erst recht nicht! — Denn der Mann, den ich gern mag, der muß mich auch wieder mögen, oder ich mag ihn nicht mehr ... Mir bleibt eben nur die Sünde — und ich reite ihr jetzt schnurstracks entgegen!"

Sie saß rasch auf und ritt im schnellen Trabe weiter. Grau-düsteres Gewölk hatte sich hüben und drüben zusammengezogen, säumte den Horizont wie mit einer Riesenmauer. Die Natur verstummt. Die Saaten fahl, das Rapsfeld blaß, von den Wiesen leises Insektengezirp. Kein Blatt schwankte, kein Vogel sang. Die Wagen auf der Landstraße fuhren rascher. Nach Eyselin zu strebte im Galopp ein Reiter.

An der Chaussee nach Tilsit zögerte Modeste, sich umschauend. Die Wolkenwand reckte sich dunkel und schwer. Ein lauer Windhauch ging durch die Ebereschen. Es mochte gegen sechs Uhr sein, aber es dämmerte schon. In der Ferne dumpfes Grollen, zuckendes Schwefellicht — die Klugen kehren zurück, die Toren reiten weiter. — Der Sommerrappe streckte schnuppernd den Hals seitwärts, wo Barginnen im trüben Dunst verschwand. Aber Modeste nahm die Zügel des Tieres kurz und wandte ihm den Kopf nach Tilsit. Die Chaussee menschenleer — ein einziger zerlumpter Handwerksbursche, der in der Eile, den nächsten Krug zu erreichen, das Betteln vergaß. Der Rappe trabte scharf auf dem weichen Sommerwege. Dann wallte Staub auf. Die Zweige der Chausseebäume begannen sich zu neigen — die Aeste zu klagen ... ein Sausen ging hoch durch die Lüfte. Von Westen die düstere Riesenwolke zog heran wie ein Gespensterschiff. Ein Blitz zuckte stechend daraus auf, schwer hallte der Donnersalut. — Der Sommerrappe spitzte die Ohren und schnaubte ängstlich. Modeste setzte sich im Sattel zurück und gab die Hülsen zum Galopp. Aber das Gespensterschiff glitt ihr nach — tief und unheimlich gerade über ihrem Kopf. Seine ganzen Breitseiten lohten im Gespensterlicht. Die Ebene gab's im tückisch gleißenden Reflex zurück. — Das Pferd zitterte, wollte nicht vorwärts und nicht zurück. Modeste gab ihm die Peitsche. Wieder ging's weiter im ängstlich schnaubenden Galopp. — Da krachte ein Schlag, so nah, so schwer, daß die Baumstämme erzitterten und die Aeste sich duckten. Der Sommerrappe stutzte, prallte zur Seite — raste dann in der Karriere davon. Modeste griff vor in die Zügel, den Durchgänger zu halten — sie vermochte es nicht ... Es war ein Augenblick, wo auch einem Manne das Herz gepocht hätte. Aber das Mädchen fühlte weder Angst noch Beklemmung. Ihr war, als wenn bei diesem wilden Jagen sich in ihr etwas freudig straffte. — Sie vermochte zu denken: ‚Warum findet dich die wirkliche Gefahr immer so viel stärker, als du gedacht? ...'

Um sie brauste es, seufzte es, ein mißfarbener Staubnebel hüllte sie ein. Da klang ganz von fern ein klägliches Aufheulen durch die Dämmernacht. Es war der braune Unhold und sein kindischer Verzweiflungsschrei. — Sie riß an den Zügeln, und das Tier, dem die tolle Jagd wohl auch zuviel geworden war, stand. Sie rief: „Flock! Flock!" Keine Antwort. — Erst nach Minuten ein kläglich Gewinsel, verschlungen von den Regenströmen, die jetzt in dicken Strahlen niederklatschten. Modeste fühlte die häßliche Kühle durch die Taille auf die Haut rieseln. Auch der Rappe schüttelte sich und drängte vorwärts. Endlich kam der braune Unhold angaloppiert, winselnd, jaulend, gänzlich verzweifelt und als verwöhntes Kind fest entschlossen, erst auf Modestes Schoß sich zu beruhigen. Modeste lächelte, wie er sich wieder und wieder schüttelte und sich dann jappend auf die Chaussee setzte, als wollte er sagen: „Weiter geh' ich nicht!" — Aber die Herrin rief: „Komm, komm, mein Hundchen! Bis zum nächsten Dorf mußt du schon noch aushalten!"



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Nach dem Gemälde von Eduard von Gebhardt (Düsseldorf)

Ganz durchnäßt langten alle drei in dem Kruge an. Es war ein großer einsamer Krug, wo die Frachtfuhrleute Rast machten. Draußen verregnete, kopfhängende Pferde vor leeren Krippen, drinnen wüste Männergesichter beim Schnaps.

Modeste wurde ins Herrenstübchen geführt, mit einem geblümten Kanapee und dicker Stickluft. An der Wand ein verräuchertes Kaiserbild voll Fliegenschmutz, ihm gegenüber ein Buntdruck unter Glas: Breitlächelnde Bauern um einen festgeketteten Pumpenschwengel. Die Aufschrift: „Hier wird nicht gepumpt!“ Litauischer Kneipenhumor ... Die schlampige Wirtin wollte Modeste ein Kleid borgen, aber dem Fräulein graute schon bei dem Gedanken. Sie bestellte für ihren Hund einen Teller Suppe und für sich eine Tasse Kaffee. — Sie fühlte sich gar nicht unglücklich in dieser häßlichen Umgebung. So war eben das Land. — Die Zichorienbrühe dampfte, der Hund schnalzte — Modeste aber dachte zurück an den Ritt und fragte sich wieder: ‚Warum kenne ich eigentlich die körperliche Feigheit so gar nicht — und warum bin ich innerlich doch so feige?‘

Die Tür zum Krugzimmer stand weit offen. Der Wirt schlurfte breitspurig auf ausgetretenen Pantoffeln, die Wirtin wischte ein Schnapsglas mit der blauen Schürze aus. Vor der Tonbank ein junger Knecht, der mißtrauisch den schwanken Stiel einer neuen Peitsche prüfte. — Draußen Wagenrollen. Der braune Unhold wedelte, als witterte er etwas Heimatliches ... Modeste horchte auf: „Ob er halten wird? — Nein, er hält nicht! ... Es ist auch besser so ...“ Aber in demselben Augenblicke hatte sie auch schon das verquollene Fenster aufgerissen und rief: „Kutscher, halten!“

Der trunkene Mann auf dem Bock lallte, ruckte an den Leinen, und der schwere Landauer hielt vor dem Kruge.

Aus dem Innern eine ärgerliche Stimme: „Was ist das nun wieder? Ihr habt gerade genug getrunken! Vorwärts — hier wird nicht gehalten.“

Da klopfte Modeste an das Wagenfenster. „Ich bin's, Herr Romeit! Ich bin hier nämlich eingeregnet.“

Herr Romeit stieg rasch heraus. „Ach, gnädiges Fräulein! Verzeihung ...“

„Ich will mitfahren, Herr Romeit, aber nur unter der Bedingung, daß der Wagen abgeklappt wird.“

„Sofort, gnädiges Fräulein!“ Und er griff selbst zu mit der braunen, sehnigen Hand, die leicht zitterte, als das Verdeck endlich knarrend zurückfiel. „Wollen gnädiges Fräulein einsteigen?“

„Aber ich habe den Sommerrappen hier. Ich glaube, er markiert vorne links etwas.“

„Ich lasse ihn morgen ganz früh holen,“ beruhigte er.

Da zauderte sie wieder. „Ich könnte ihn eigentlich selbst im Schritt zurückreiten.“ Sie sah dabei in die klare, kühle Frühlingsnacht hinaus, die von der wilden Empörung der wilden Elemente vorhin nichts mehr wußte. Nur die Bäume tropften noch. „Also, Sie lassen ihn ganz bestimmt holen, Herr Romeit?“ Dann stieg sie in den Wagen, dessen Rücksitz der braune Unhold bereits belegt hatte, um die Kutscherlivree wedelnd zu beriechen.

„Taugt er eigentlich etwas, gnädiges Fräulein?“ fragte Herr Romeit, auf den Hund zeigend.

„Vorläufig zernagt er noch alles. Aber ich habe ihn gern.“

Als sie abfuhren, sah die Wirtin kopfschüttelnd nach: „Is ja gelogen! Lahmt ja gar nicht, der Kreth!“ Dann wischte sie sich mit der blauen Schürze die Nase und trat gähnend in den Krug zurück.

*

Lichter Dunst stieg von den Saaten auf, die Wiesen dufteten feucht. Die Luft rein, köstlich. Kein Laut — nur das stumme Wachsen und Sprossen, das Geheimnis des Werdens, das die Frühlingsnacht wie ein Zauber umspinnt. —

Die beiden saßen eine Weile stumm. Der Zauber umspann auch sie. Endlich sagte Modeste etwas nüchtern: „Sie haben Ihren Vater verloren, Herr Romeit? Es tut mir herzlich leid.“

„Danke, gnädiges Fräulein.“

„Sie haben Ihren Vater sehr lieb gehabt?“

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein.“

„Sie sind lange fortgeblieben ...“

„Ich mußte.“

„Und wahrscheinlich auch gern.“

„Gern!“ wiederholte er leise. Ihre Augen trafen sich, glitten aneinander vorüber. „Gern? Ich habe die ganze Zeit nur an Barginnen gedacht.“

„Das sollten Sie aber nicht!“

„Ich mußte ...“

Dann schwiegen sie wieder. Der Kutscher auf dem Bock wankte und schwankte, indes die Braunen ihren müden Trott gingen. Modeste sah die östliche Ebene vorübergleiten — so stumm, so nebliglicht, wie in köstlicher Erschlaffung dem Morgen entgegendämmernd.

„Sind gnädiges Fräulein mir böse?“ fragte er.

„Nein.“

„Gnädiges Fräulein ahnen ja gar nicht ...!“

„Ich weiß, ich weiß, Herr Romeit ...“

Wieder Schweigen.

Modeste war die Kehle wie zugeschnürt. Aus einem Rapsfeld lugte ein Reh, das große sanfte Auge ohne Scheu ... Das gleißende Gelb, die dampfenden Saaten — der feuchte Wiesenduft. Wie ein Traum zog alles vor den Sinnen des schönen Mädchens vorüber, sie zu fangen, zu ketten mit den holden Armen der Frühlingsnacht. — Als sie in den Lindenweg einbogen, fuhr der Wagen mit jähem Ruck auf den Prellstein, hielt, der Kutscher sah sich blöde um.

„Ich will hier schon aussteigen,“ sagte sie.

Sie gingen ein paar Schritt.

„Gute Nacht, Herr Romeit.“

„Gnädiges Fräulein, darf ich nicht noch einmal Ihre Hand küssen?“ flüsterte er.

„Ja — aber um Gottes willen nicht hier! ... In dem Seitenweg da.“

Dort ließ sie ihm die Hand, den Kopf abgewendet. Aber sie fühlte den heißen Kuß durch den Handschuh durch. Sie begann zu zittern ... Dann trat sie auf einmal mit ganz blassen Augen auf den Mann zu, so daß beider Atem sich mischte. „Küssen Sie mich! Küssen Sie mich, wie Sie mich damals geküßt haben ...“

Er umfing sie leidenschaftlich.

Sie schloß die Augen. „Mehr — mehr!“ hauchte sie.

Er küßte sie zum Ersticken.

Da riß sie sich schwer atmend los, trat zurück, schaute ihn an mit einem bösen, heißen Blick. — Dann sagte sie seltsam ruhig: „Ich will dir geben, was du willst — ... Aber nimm's, wie ich's dir gebe, ohne zu fragen, ohne zu sagen ... Es ist eine Sünde! — Aber ich will sündigen ...“ Nach einer Weile fuhr sie wie im Selbstgespräch fort: „Denn ob ich dich liebe, wirklich liebe — das weiß ich noch nicht ... Du bleibst ja nur noch zwei Monate hier. Dann ist's aus ... Ich wünschte, es wäre erst aus!“ Darauf ging sie von dannen, ohne sich noch einmal umzusehen.

Und der Mann trat wieder zurück ans Gebüsch und murmelte glückselig: „Modeste! Modeste — ich habe dich ja so schrecklich lieb.“ Er wartete, bis das Licht im Turmzimmer aufflammte, dann grüßte er noch einmal mit Hand und Mund. — Und wenn auch seine Mutter heute noch gestorben wäre, er hätte doch nicht anders können, als jauchzen vor Glück.

XVII

Es war ein Sündenglück — heimlich, heiß.

Der kurze ostpreußische Sommer hielt seine Glutfittiche schützend darüber.

Die beiden hatten ihre gemeinsamen Ritte wieder aufgenommen — aber verstohlen, bewußte Sünder. Nie ritten sie zugleich vom Hof. Sie trafen sich immer wie zufällig, einmal bei den singenden Bäumen oder beim alten Eller oder auf dem neuen Vorwerk. Sobald das Ordensschloß ihren Augen versank, stieg das Glück ihren Herzen auf. Sie pflegten jetzt ganz langsam zu reiten, ganz dicht, daß die Kleider sich berührten und die prickelnde Glut von Körper zu Körper rann. Dabei sprachen sie wenig — die Kehle wie verdorrt, den argwöhnischen Blick suchend über der weiten Ebene. Und um sie blühte und leuchtete der Sommer. Der Hafer dunkelgrün, hoch wie Schilf, die Gerste silbrig, weich wiegend, die roten Blütenköpfe des Klees heimlich nickend, süß duftend, überwogt von tändelnden, naschenden Schmetterlingen, emsig summenden Bienen. Dann hielten die beiden wohl, dem Leben zu lauschen, den Duft zu atmen, an dem Sommerbild von Licht und Liebe sich zu berauschen. Bis sie endlich weitertrabten durch die grüne heiße Pracht, die wollüstig zu schlummern schien in der Mittagsglut oder matt flimmernd aufwallte im Nachmittagswind. Der Blütenstaub des Roggens wie eine Dunstwolke über den Aehren. Gegen Abend im kosenden Abschiedslicht der Sonne flüsterte der Lufthauch nur noch ein Schlaflied, sanft einlullend die tauschweren Halme ... Wenn aber der Eichenwald die beiden aufnahm in seinen kosenden Blätterschatten oder die Tannen ihren starken Harzgeruch ausströmten — dann sprang der Mann rasch vom Pferde, hob auch Modeste aus dem Sattel, trunken, selig, die schöne Gestalt schon in der Luft an sich pressend, um sie dann behutsam niederzulassen, wie ein überzartes Kind. Er stammelte Törichtes, und sie hing an seinem Hals lasch, mit geschlossenen Augen und geöffneten Lippen. Und sie hörte wie im Traum das leise Rauschen der jungen Eichenblätter, das feine Singen der Tannennadeln. Um sie her so viel keusche Poesie, so viel heiße Lust! ... Ihr schien's in solchen Augenblicken nicht Sünde, sondern Bestimmung — die Blüte endlich erschlossen dem Liebeshauch. Sie küßte, mußte küssen ...

Einmal machte sie sich urplötzlich aus seinen Armen los, wischte den Mund mit dem Taschentuch ab, als spüre sie ätzendes Gift. „Laß mich! ... Es ist alles nicht wahr ... Ich liebe dich doch nicht.“

Er stand verwundert. „Aber warum küßt du mich dann? Wenn du mich nicht lieb hättest, würdest du mich doch nicht küssen!“

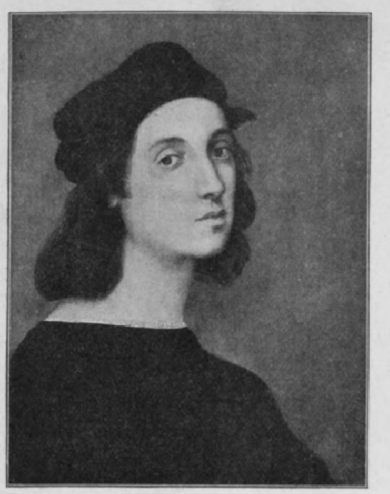
Sie schwieg und starrte finster vor sich hin.

„Aber Modeste — geliebte Modeste,“ bat er und suchte ihre Hand.

Sie riß sie heftig zurück. Eine einzige, schwere, große Träne rollte ihr aus dem Auge. „Ich bin schlecht ... Ich bin schmutzig ... Und ich selbst habe mich beschmutzt ... Ich werde dich nie heiraten — nie!“

Er stritt heftig dagegen. „Es ist nicht wahr! Du bist nicht schlecht! — Du bist gut! Du könntest dich ja gar nicht beschmutzen, selbst wenn du wolltest ... Du bist ja viel besser, als du ahnst ... Oder sei auch meinetwegen schlecht, sei wie du willst — aber hab mich lieb! ... Ich kann mich nicht so ausdrücken — aber wenn ich die Wahl hätte zwischen dem Himmel ohne dich und der Hölle mit dir, ich nehme unbedenklich die Hölle.“

Da lächelte sie wieder. Die Träne verdorrte. „Sieh mal, Otto — du bist doch eigentlich ein großes Kind. Du empfindest auch so. Ich habe immer gedacht, du müßtest ganz anders empfinden als wir ... Aber du empfindest so fein! ... Ich schäme mich manchmal vor dir — ja, ich schäme mich vor dir! ... Welches Recht hat denn nun eigentlich unser Hochmut? — Du bist der Bessere, du gibst mir viel zu viel — nicht etwa ich, die ich immer nur viel zu viel zu geben glaube ... Ich sehe ganz klar. Und doch komme ich nicht über mich hinweg. Ich weiß das nur zu genau! ... Wenn ich heute zu meinem Vater ginge und ihm sagte: ‚Ich will den Inspektor Romeit heiraten‘ — und wenn mein Vater mich als Antwort darauf verfluchte — ich wäre ein anständiges Mädchen ... Aber ich tu's nie! ... Ja, so sind wir Lindts. Hier küsse ich dich, vor der Welt verleugne ich dich. — O, es ist etwas Häßliches, Gemeines — ich weiß es nur zu gut!“ (Fortsetzung folgt)



Raffael

Die Selbstbildnisse von Malern in den Uffizien

Von

Dr. Ludwig von Buerkel

(Hierzu fünfzehn Abbildungen)

Wie eine Kunstsammlung des Cinquecento ausgesehen hat, ist uns getreu überliefert: Plastiken zwischen Bildern, edle Geräte auf kunstvollen Tischen, die Antike im Wettstreit mit der Moderne. So schildert Borghini Vecchiettis und Sirigattis Kunstbesitz, und so auch ist im größeren der Medici Besitz gewesen.

Die Sammlung der Uffizien kann heute noch einen guten Begriff davon geben: Teppiche und Skulpturen unterbrechen die Bilderreihen, eine angenehme Abwechslung bietend, die man in andern Bildersammlungen vermißt; ein kleines Kabinett ist angefüllt mit geschnittenen Steinen und kostbarem Kunstgewerbe wie auch mit manchen Kuriositäten, die gleichfalls mit großem Eifer gesammelt wurden. Es war nichts Ungewohntes, daß sich ein großer Sammler für die Meisterwerke der Malerei begeisterte und zugleich zweiköpfige Kälber und einäugige Eidechsen in seinem Raritätenkabinett nicht missen wollte. Wie die Künste, standen auch die Wissenschaften in der Renaissance in höchster Blüte, und der Sammelgeist war hinter beiden Gebieten in gleicher Weise her, wenn auch das, was er zusammenscharrte, gar oft in argem Mißverstehen der Künstler wie der Forscher aufgestapelt wurde.

Ins Gebiet der Kuriositätensammlungen muß man wohl auch die Porträtsammlungen berühmter Menschen verweisen: denn eine künstlerische Absicht war die Nebensache, wichtiger, daß keiner fehlte, der in der Welt irgendeine Rolle von Bedeutung



Rembrandt

gespielt hatte. Paolo Giovios Sammlung in Como, 1521 begründet, ist wohl die erste und zugleich ein berühmtes Beispiel. Die Mannigfaltigkeit der Stände der Dargestellten ist die größte — mit Männern der Wissenschaft und Dichtern beginnt die Reihe, alle Helden des Altertums und Mittelalters, Humanisten und Künstler folgen, berühmte Comasken haben nicht gefehlt. Giovios Hauptinteresse war, die Züge der Gewählten möglichst treu zu besitzen, ein künstlerischer Wunsch trat daneben zurück. Und solche Reihen haben vielfach in den Palästen bestanden, wie uns alte Städteführer berichten. Viel Schönes mag darunter gewesen sein, Künstler und Poeten waren meist die Dargestellten.

Der Kardinal Leopold von Medici, der die Sammlung der Künstlerbildnisse, die wir betrachten wollen, begründet hat, ist sicher von einer künstlerischen Absicht dabei erfüllt gewesen, die allen Vorgängern, auch denen aus seinem Hause, bei ihren Porträtsammlungen fehlte. Denn wenn er ein Pantheon für die Großen der Kunst schuf, in dem sie selbst sich verewigen sollten, hat er wohl auch bedacht, daß er damit künstlerische Aufgaben von höchstem Wert schuf. Hatten sich frühere Sammler damit begnügt, die Züge eines Meisters von andrer Künstlerhand festgehalten zu wissen, so verlangte der Kardinal das Selbstbildnis und beauftragte den Maler, sein eignes Bild zu malen, oder bestrebte sich, nach Möglichkeit eigenhändige Ritratti



Jacob Jordaens

der Meister früherer Generationen zusammenzutragen. Stets aber wird zu bedauern sein, daß nicht anderthalb Jahrhunderte früher ein solcher Ruf an die Künstler ergangen ist: welche Fülle des Schönen wäre uns beschert worden, wenn die Meister der Blütezeit der italienischen Kunst zum eignen Ruhm ihr Bildnis festgehalten hätten! So aber mußte sich die Sammlung mit nur einzelnen Künstlerbildnissen aus der Zeit des Ueberganges vom Quattrocento begnügen und konnte nur die Züge weniger Maler der Hochrenaissance in eigenhändigen, wertvollen Werken überliefern.

Kleine bescheidene Brustbilder tragen Filippino Lippis, Giovanni Bellinis und Raffaels Namen. Sie wollen noch an die Art des Quattrocento gemahnen, das nur in anspruchsloser Weise das Aeußere des Menschen, Zug für Zug, sachlich und ehrlich geben will und der Individualisierung durch die Hände entraten kann. Wunderlich genug nehmen sie sich aus inmitten der gesteigerten Formate der späteren Bilder, den Wechsel in der Art sich darzustellen, der im Cinquecento eingetreten ist, schlagend erläuternd. Künstlerisch hochstehend ist nur eines von den dreien: Filippinos frisches, mit ein paar Strichen und wenig Tönung hingesetztes jugendliches Bild. Raffaels Hand ist nicht mehr zu erkennen auf dem Werk, das seinen Namen trägt; denn das ursprüngliche Pastell hat durchweg dem Oel der Restauratoren weichen müssen. Und das dritte endlich stellt nicht Bellini dar und ist auch kaum von seiner Hand. Lionardos durch Jahrzehnte vielbewundertes Selbstbildnis mit langem

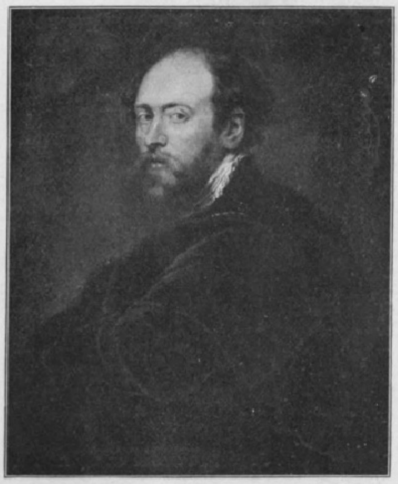


Tizian

weißen Bart, ein schwarzes Barett auf dem Kopf, kann nur den Anspruch machen, die späte Kopie einer dem Meister näherstehenden Arbeit zu sein, und dasjenige Michelangelos ist sogar von der Hand eines unbedeutenden Malers des siebzehnten Jahrhunderts, von der ich in dieser Sammlung noch mehreres finden zu können glaube.

Haben also die Großen hier nicht sich selbst ein Denkmal gesetzt, so waren die Kleineren, Bandinelli, Vasari, Federigo Zucchero, um so mehr bestrebt, der Nachwelt zu verkünden, zu wie hohen Ehren sie es gebracht haben. Nichts mehr von einer Bescheidung im Maß, von einer sachlichen Beschränkung, mit schweren goldenen Ketten geschmückt treten sie auf, bis zur Kniehöhe sich präsentierend. Vasari verdirbt sein Bild, indem er vom Kopf, auf den sich doch alles im Porträt beziehen soll, durch eine Lichtsammlung auf den Händen abzieht; er will den Blick des Beschauers über die Handlinie auf den mit Malutensilien und beschriebenem Papier bedeckten Tisch leiten, so Kenntnis gebend, daß er zwiefach bedeutend sei, als Maler und als Schriftsteller. Unweit davon erfreut ein tüchtiges kleines Temperabild von Giulio Romano. Ein Prachtwerk ist von Andrea del Sartos Hand: Träumerisch sehnend schweift der Blick eines herrlichen jungen Mannes ins Wesenlose. Aber seine eignen Züge hat Andrea hier nicht gegeben. Es ist eines von jenen Idealporträts, wie sie von seiner Hand oftmals begegnen, meist irrtümlich als Selbstbildnisse bezeichnet. Sie gehören zum Allerschönsten, was die Florentiner Kunst hervorgebracht hat.

Auch der alte Tizian trägt wie Vasari und Zucchero eine goldene Kette: aber ihn hat der ehrende Schmuck zum Fürsten geadelt. Man empfängt den Eindruck, daß dieser geistvolle, schöne alte Herr gar nicht ungeschmückt sein könnte, und die Kette ist geistig wie künstlerisch gleich wichtig geworden. Wenn wir bei Vasari lesen, daß Tizian sein Bild



Rubens



Agostino Caracci

gemalt habe, „um seinen Kindern ein Andenken zu hinterlassen“, und betrachten dann dieses und die andern, noch besseren Selbstporträts (Berlin, Madrid), die uns vom größten Meister Venedigs geblieben sind, so zwingt sich uns der Glaube auf, daß diese Andenken doch wohl auch bestimmt waren, des engen Hauses Schwelle zu überschreiten.

Wie Tizians Porträt überhaupt, so hat auch sein Malerselbstbildnis weitergewirkt in der venezianischen Schule. Vom greisen Tintoretto und den Bassano bewahrt die Sammlung vornehme, treffliche Werke, in denen Tizians Beispiel fortlebt. Völlig dagegen verstimmt die Art, wie sich der Venezianer Contarini darstellt: Kokett schaut er, in grauem Koller und weißer Halskrause, einen breiten grünen Hut auf dem Kopf, aus dem Rahmen und prahlt mit eitler Geste mit dem roten Orden auf seiner Brust, der ihm auf Kaiser Rudolfs II. Geheiß den Adelsstand gebracht hat. Sein Bild, wie das von Tintorettos Tochter Marietta, die sich vor dem Spinett, ein Notenblatt in der Hand, präsentiert, wirken als Beweise, wie eine große Tradition nur Künstler hohen Ranges zu fördern imstande ist, geringeren aber gegenüber, weil unverstanden, auch unwirksam bleibt.

Die späteren Florentiner des Cinquecento und Seicento sind stark vertreten, teilweise mit vortrefflichen Leistungen. Doch scheint hier viel aus einer älteren Kollektion übernommen zu sein, die ein bestimmtes kleines Maß verlangt hat. Diese Maler zeigen sich darum hier, im Gegensatz vielleicht zu ihrem Wesen, sehr bescheiden, widersprechend auch ihrer sozialen Stellung. Dasselbe gilt von den Bolognesern, deren Bildnisse durchweg einfach und anspruchslos sind und zu wenig über ihre Persönlichkeit zu sagen scheinen. Santi di Tito, Salviati, Giovanni da San Giovanni und Cardi (Cigoli) möchte ich unter den Florentinern hervorheben, Annibale und Agostino Caracci unter den Bolognesern. Giovanni da San Giovanni, der Florentiner Schalk, blickt uns von der Arbeit weg mit seinem ausdrucksvollen Gesicht an, auf dem er nach Toskaner Art ein Wärzchen pflegt. Cardi, gleichfalls den Pinsel in der Hand, trägt eine braune Pelzkappe, die dem Bilde eine schöne Farbennote gibt. Mit einer erregten Frage empfängt uns Agostino Caracci. Eine ähnliche Geste finden wir auf einem vorzüglichen Porträt seines Bruders Annibale in der Münchner Pinakothek. Man ist geneigt, auf Grund dieser Art sich zu geben, auf eine zunehmende Bewegung im Porträt zu schließen, darf aber neben der Beachtung der leidenschaftlicheren Ausdrucksweise des Italieners nicht vergessen, daß diese Bilder vielleicht für andre Zwecke entstanden sind. Denn ruhiger Adel zeichnet die Bildnisse von der Hand der Künstlerfamilie Caracci in der Galerie von Modena beispielsweise aus.

Wir vermissen an diesen Wänden Bronzino, Guido Reni und manchen andern, der im Porträt Großes geleistet hat. Denn das malende Milchbürschlein hat kaum mit Bronzino etwas zu tun, und Guido Reni hätte uns wohl ein erfreulicheres Werk beschert. Hingegen begrüßt man mit Freuden das Köpfchen einer Fremden in dieser Gesellschaft: ein entzückendes, zartes Frauengesichtchen, ein Perlenkettchen um den langen, schön geformten Hals, übermittelt die Züge von Arcangela Palladino von Pisa zum Ruhm für die Arnostadt, die solchen Reiz gebar.

Bewundernswert ist Parmeggianinos Bild: der vollendete Grandseigneur, sitzt er in schwarzem Gewand mit weißen Spitzenmanschetten in einem Raum, dessen eine Wand eine Plastik schmückt. Die langen Hände legt er unbeschreiblich delikat auf den schwarzen Stoff des Kleides, und sein Auge blickt fest und bewußt und doch warm in die Weite. So vornehm muß der große Sohn Parmas gewesen sein, vornehm geistig wie auch im Körperbau, um jene edle Verbindung der strengen Renaissance mit einem graziösen Rokokosinn geschaffen zu haben. Doch vielgeliebt und vielgehaßt wie sein ganzes Werk, wird auch dies Bildnis neben Freunden Feinde haben.

Die späteren Italiener sind zerstreut in den folgenden Sälen. Der meist unleidlich süße Carlo Dolci vollbringt eine malerisch angenehme Leistung; er hält ein Blatt mit Widmung und Datierung in der Hand, auf dem er malend gegeben ist. Salvator Rosas und Luca Giordanos Bilder sind vortreffliche Werke. Stellen sich diese beiden großen Neapolitaner noch durchaus würdig dar, so suchen sich die meisten Zeitgenossen und Späteren im Stil der Hofmaler Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. mit allem möglichen Apparat, zum Teil aufs lächerlichste in Szene zu setzen: meist reich in Pelz und Seide gekleidet, Baretts auf dem Kopf, sitzen sie an der Staffelei, umgeben von Wappen und Büchern, in einer Haltung voll falschen Stolzes, und meist hat es die unerbittliche Historia gefügt, daß ihr Ruhm ihre Kleider um weniges überlebt hat.

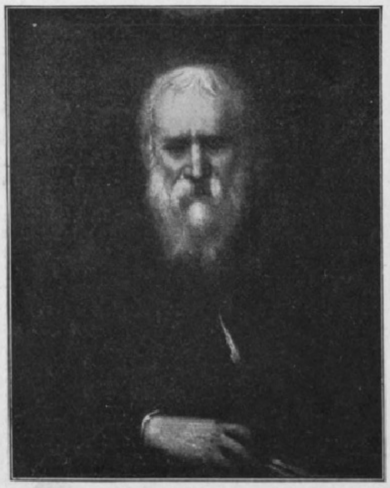
Die Gruppe der französischen Maler fällt sofort auf durch die gleichmäßige Pose. Alle sind große Herren, sehr gut gekleidet und trefflich gewaschen. Es sind Hofleute vom Kopf bis zum Fuß, und sie halten es auch für nötig, dies dem Beschauer zu sagen. Technisch sind die meisten dieser Bilder vortrefflich. Die allerbesten vielleicht von Vivien,



Carlo Dolci

Rigaud, Coypel, Detroy, Largillière und Lebrun. Vivien hält auf die zierlichste Art einen Stift in der Hand und hat eine lange Inschrift zur Trägerin seines Ruhmes gemacht. In dieser Reihe mag man auch das absichtlich Ungeordnete im Habitus, wie es meist zu finden ist, beachten. Da die Herren sehr wohl gepflegt sind, erhöht es natürlich das appetitliche Behagen des Beschauers. Die Art der französischen Hofmaler, sich darzustellen, bleibt für das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert auch für die andern Länder die maßgebende, siegreich dem gegenüber, was das deutsche, mehr noch das flämische und das holländische Porträt hätten wirken können.

Auch Rubens und van Dyck waren große Herren, aber wie ganz anders sind ihre weltbekannten Bildnisse. An Vornehmheit fehlt es Rubens' Bild wahrhaftig nicht; aber Aeußerlichkeiten sind vermieden. Das schönere von seinen beiden Selbstbildnissen, welche die Sammlung bewahrt, stellt ihn mit stolzem und doch heiterem Ausdruck, den breiten Hut auf dem Kopf, dar. Es ist 1625 entstanden. Der größte Holländer, Rembrandt, ist gleichfalls zweimal zu finden. Das spätere, das der greise Meister knapp vor seinem Tode gemalt hat, wird bevorzugt. So viel Gegensätzliches auch bei einer Gegenüberstellung von Rubens' und Rembrandts Porträts zutage tritt, das Gemeinsame dieser nordischen Meister in der Art, sich darzustellen, wird man nicht verkennen, wenn man den Vergleich zieht mit der Uebung in romanischen Ländern. Der stolze Spanier Velazquez, nicht weniger als Italiener und Franzosen, setzt sich in Positur, diese Flämen und Holländer aber malen sich in der ersten besten Stunde mit der Stimmung, die sie gerade mit sich bringt, und gerade dadurch sind sie imstande, ein wahres, ungekünsteltes Bild des Lebens zu schaffen, das ihre Kunst dann zu etwas Unzufälligem und darum Unvergänglichem



Tintoretto



Parmeggianino



Adrian van der Werff



Joseph Vivien

zusammenfügt. Welche Nation ist dem höchsten Ziel näher? Eine Frage ohne Antwort. Wird der Deutsche manchem kalt vornehmen italienischen Porträt nicht näher kommen, so wird der Italiener den warmen Odem dieser nordischen Bilder nicht verspüren. Schwerlich wird er von Jordaens' Zügen ergriffen werden. In jungen Jahren hat sich der Künstler gemalt. Sein trunkenes Auge spricht in einer Art, die man nicht vergessen kann. Was will der Blick sagen, in dem halb Trauer, halb Irrsinn lebt, sich Wollen und Versagen vereint? Was lehrt die Hand, die der Meister prophetisch auf ein Buch legt?

Würdig schließen sich Mor, Pourbus, Sustermann, Konink, Laer, van der Helst mit prächtigen, aus dem Leben gegriffenen Bildnissen an. Schnell jedoch verliert sich das große Erbe, wenn auch an manchen Orten die Tradition, wie in Genua beispielsweise die van Dycks, eine Spanne Zeit fortlebt. Haben schon viele gleichzeitige Flämen und Holländer sich von ihren Großen nicht beeinflussen lassen, so erlischt in der Folge ihr leuchtendes Beispiel um so rascher. Nur einige Proben, wie die Späteren sich porträtieren. Der Holländer Schalken malt sich, von einer Kerze beleuchtet, Adrian van der Werff, in Samt und Seide gekleidet, hält eines seiner kleinen, vormals so geschätzten Bilder zur Ansicht hin, Mieris tut dasselbe, während Gerard Dou, durchaus nicht mit der Miene eines tiefen Grüblers, einen Totenschädel in seinen Händen hält und aus seinem Fenster herausschaut. Man sieht, wie wieder eine recht kleine, bescheidene Denkweise eingezogen ist, die es für nötiger hält, zu berichten, daß einer malte und wie er malte, als das innere Leben wiederzugeben, das aus den Zügen spricht und durch erzählende Beigaben leise gehoben, aber nicht gestört werden dürfte. Johann Vernys zeigt sich, wie er sein Spiegelbild malt, van der Brach durchstößt lachend mit dem Kopf ein Papier, das in einen Blumenkranz eingespannt ist — eine wahrhaft wunderliche Porträtstellung! Ein entzückendes Interieur bewahrt die Sammlung als Selbstbildnis des Holländers Breckberg: er malt sich in seinem Zimmer. Licht fällt durch ein breites Fenster ein, glänzt hier auf der Laute, spielt dort auf dem persischen Teppich und trifft die Bilder an den Wänden und eine Büste auf dem Tisch. In einer Ecke entdeckt man den Maler an der Staffelei. Doch hier kann man über dem Reiz der Ausführung vergessen, daß ein Porträt hätte geschaffen werden sollen.

Aehnlich verfahren die italienischen Genre- und Tiermaler, aber auch die Akademiker schließen sich in diesem Wettbewerb der Lächerlichkeiten nicht aus. Den Römer Resani findet man bei der Arbeit halb versteckt unter allerhand Getier, toten Vögeln, Ziegen und Hühnern. Wohl zehn Maler brauchen zu ihrer Charakterisierung einen Hund. Heiter stimmt einer aus der Reihe der Chevaliers mit der großen Geste, Lionello Spada: mit spanischem Zylinder, Perlen im Ohr, die Palette und das Schwert in den Händen, hat er sich verewigt. Das Wortspiel mit seinem Namen kann ihn nicht retten. Recht viel Apparat braucht der lustige Zoffani, um uns zu belehren, was er war und womit er sich abgegeben hat. Totenkopf, Sanduhr, Zettel und Sentenzen, ein Bild, Palette und Bücher umgeben den heiteren Philosophen. Corvi von Viterbo hat sich in rotem Schlafrock in Positur gesetzt. Hinter sich die Mediceische Venus, malt er einen muskelgeschwollenen Herkules, dessen oberer Teil durch ein aus der Höhe baumelndes Beleuchtungsblech dem Blick entzogen ist. Eigenartig wirken auch die erklärenden beschriebenen Zettel in den Händen vieler Maler; sogar der große Joshua Reynolds hält eine Rolle in der Hand, auf der zu lesen ist: „Disegni del Divino Michelangiolo Buonarotti.“ Aber daß ein wirklicher Künstler auch für die Mitteilung seines Genres im Selbstbildnis den Ausdruck finden kann, lehrt des Schlachtenmalers Bourguignons vorzügliches Werk. Der ernste Mönch steht in einer prachtvollen weiten Landschaft, in deren Hintergrund eine Schlacht tobt.

Von deutschen Malern dieser Zeiten sind viele zu finden, deren Name kaum mehr bekannt ist. Doch auch die Großen der deutschen Renaissance fehlen nicht. Ein kleines feines, später nicht zum Vorteil ergänztes Bildchen bewahrt Hans Holbeins Züge. Dürers Porträt ist eine Kopie nach dem Original in Madrid von italienischer Hand, die mannigfache italienische Züge hineinzutragen wußte, zugunsten vielleicht des Ganzen, zum Nachteil für die Treue. Lucas Cranach zeigt sich in einer bemerkenswert guten Darstellung aus dem Jahre 1530. Georg Pencz, der „Bronzino des Nordens“, ist vertreten durch ein vortreffliches Bild eines jungen Mannes, das aber irrtümlich für ein Selbstporträt gehalten wird.

Und endlich einen Blick auf die Bilder aus den Zeiten des Ueberganges zur allerneuesten Zeit! Der Eindruck ist wahrhaftig kein erfreulicher. Auffallend ist die Unfarbigkeit der meisten dieser Malereien, auffallend auch, wie nur die wenigsten sich der Aufgabe bewußt geworden sind, ein Bildnis für dies Pantheon zu schaffen, sich würdig anzugliedern an die Reihe der Großen. Tüchtig und reizvoll sind die Werke, die noch in der Vergangenheit wurzeln. Da ist der Vigée-Lebrun liebliches allbekanntes

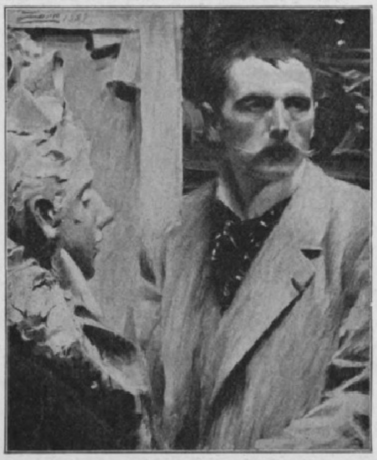


Jacques Courtois

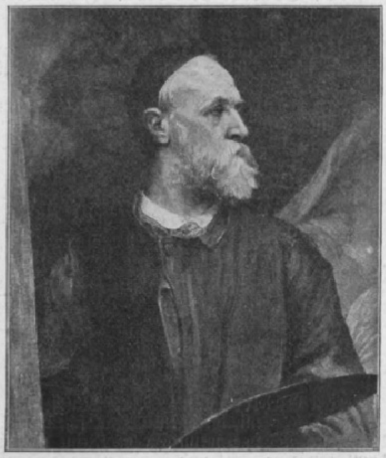
Bildnis, Reynolds' farbig treffliches Porträt. Louis David und Ingres überzeugen, daß wir hinter einem jähen Bruch mit der Tradition stehen. Können und Solidität erinnern noch an die alten Schulen, aber der kunstfeindliche, allzu korrekte Sinn der Akademie spiegelt sich auch in diesen eindrucksvollen Werken von Künstlern, welche die Ersten der Zeit waren. Corot im Malerkittel und George Watts an der Staffelei sind Proben von modernen tüchtigen Werten. Mit einigen wenigen Werken sind die Heutigen vertreten. Der Schwede Anders Zorn weiß ein eindrucksvolles Bild seiner selbst zu schaffen. In seiner improvisierenden Art ist das Werk sehr reizvoll, doch möchte man mehr Vollendung wünschen, wenngleich Zorns resolute, flüchtige Manier nicht ihrer harrt. Als Studie mag man des Dänen Kroyer Selbstporträt begrüßen; ich kann nicht finden, daß der Vorwurf würdig für die Reihe der Malerbildnisse gewählt ist: der Maler steht in furchtbarer Sonnenhitze, deren er sich durch einen Strohhut erwehrt, im Bilde und malt den Beschauer ab. In so feierlicher Umgebung wirkt diese Art und Weise der künstlerischen Darstellung zum mindesten verblüffend, und bei aller Anerkennung der Kroyerschen Kunst speziell in der Wiedergabe des grellen Sonnenlichts kommt man doch gerade hier in den Uffizien sehr schnell zu der Einsicht, daß die Wiedergabe des Natürlichen noch nicht das Kunstwerk ausmache. Andre unbekannte moderne Maler sind gleich improvisierend, ohne dazu durch ihr Können die Berechtigung zu erhalten. Deutsche Namen, wie Arnold Böcklin, der halber Florentiner war, fehlen. Sein Malerbildnis mit dem fiedelnden Tod, das jetzt eine Zierde des Böcklin-Kabinetts der Berliner Nationalgalerie ist, würde sich auch hier gegen Gutes und Bestes aus älteren Zeiten halten und würde zeigen, daß in Deutschland in unsern Zeiten auch eine bessere Kunst geblüht hat, als die Bildnisse derer glauben machen, die ich lieber verschweige.



Jean Auguste Dominique Ingres



Anders Zorn



George Frederic Watts

Karriere

Von

Margarete von Oertzen

Kleine Gaststube eines eleganten Luftkurhotels im Schwarzwalde. Die Besitzerin, Frau Bühler, im einfachen dunkeln Hauskleide, hört lächelnd zu, während Herr Milkes eifrig auf sie einredet. Sehr junger, magerer Mann, lockiges Haar, Anflug von Schnurrbärtchen, schreiend bunte Krawatte, im Benehmen halb schüchtern, halb keck.

Milkes: „Wie gesagt — wenn Sie gestatten würden — wir machen keinerlei Ansprüche — die Sache geht ja ganz auf unser eignes Risiko. Ich habe hier das Programm und eine gedruckte Kritik — (stolz) meine erste.

Frau Bühler verlegen: Ja, sehen Sie, Herr — Herr —

Milkes mit Verbeugung: Milkes —

Frau Bühler: Herr Milkes, bei unsern Gästen findet so etwas im allgemeinen wenig Anklang. Die wollen sich alle von der Saison erholen, kommen zum größten Teil aus Berlin, wo sie Gelegenheit haben, Künstler allerersten Ranges zu hören — hier zieht höchstens ein Bauernquartett oder etwas Volkstümliches aus der Gegend —

Milkes: Wenn wir das gewußt hätten, so hätte meine Frau ihre Bauerntracht mitgebracht.

Frau Bühler sieht sich um: Ihre Frau —?

Milkes: Ach, die wartet draußen. Sie ist so scheu. (Geht ans Fenster und ruft hinaus:) Leni, du darfst ruhig 'reinkommen! (Zu Frau Bühler, bittend:) Ich bin ja vom Stadttheater. Das ist doch was Besseres. Nur ist die Gage für Choristen so verschwindend klein, daß man nichts für den Sommer zurücklegen kann — aber ich bin in einer Kritik doch erwähnt. (Zieht ein zerlesenes Zeitungsblatt aus der Tasche und liest vor:) Angenehm fiel uns das kleine Solo des Herrn Milkes auf, der durch die Weichheit und Frische seines echt lyrischen Tenors überraschte. (Legt das Blatt weg.) Das ermutigte mich zum Studium von Liedern —

Frau Bühler: Das ist ja recht schön, aber ich kann wirklich nicht garantieren, daß meine Gäste vollzählig erscheinen werden — ob es sich für Sie lohnt —

Milkes feurig: Wir sind bescheiden. Wenn nur zehn kämen.

Leni tritt ein; zierliche Gestalt, fußfreies Kleid, offene schwarze Locken. In den Ohren große runde Silberperlen.

Grüß Gott beisammen.

Milkes stolz vorstellend: Meine Frau.

Frau Bühler entsetzt: Die? Aber mein Gott, das ist ja noch ein Kind ... sie trägt ja kurze Röcke und offenes Haar.

Milkes: Sie ist schon siebzehn. Wir sind drei Monate verheiratet. Wir sparen jetzt auf ein langes Kleid — (vergnügt): was, Leni? Wir sind immer lustig — schlagen uns so durch — sie war nämlich auch unterm Theater.

Frau Bühler halb gerührt: Ich könnte Sie ja nicht einmal ordentlich für die Nacht unterbringen, bei uns ist alles überfüllt.

Milkes: O, das macht uns keine Sorge, was, Leni? Wir schlafen auf dem Heuboden — oder auf der Kegelbahn. Wir haben ja August.

Leni strahlend, schmiegt sich an ihn: Ach ja.

Frau Bühler: Sei's drum. Ich werde die Kutscherstube herrichten lassen, der Kutscher kann für die Nacht ins Heu übersiedeln.

Milkes jubelnd: O Sie gute, einzige Frau!

Leni leise zu ihm: Schau, dir kann halt niemand widerstehen.

Frau Bühler: Das Programm leg' ich heute beim Diner auf. Und abends um acht Uhr kann das Konzert im Lesesalon beginnen. Brauchen Sie sonst noch etwas dazu?

Milkes: Einen Suppenteller, wenn ich bitten dürft'. Und eine weiße Serviette und einen kleinen Tisch. Da sitzt die Leni und kassiert ein. Begleiten am Klavier tu' ich mich selbst.

Leni klatscht in die Hände: Und jeder gibt, so viel er will.

Milkes umfaßt sie, tanzt mit ihr herum und singt dazu:

> Schaugst, wie falsch du bist —
> Du hast an andre küßt —
> Hast mich nie mehr lieb,
> Gar nie mehr lieb!

Frau Bühler lachend: Aber, Leutchen!

Milkes, Leni loslassend: Ja, schauen Sie, liebe, gute Madame, wenn Sie die Kleine da sehen könnten, wie sie spart und schafft und sich abquält, und dann so ein Glück! Vielleicht nehmen wir zwanzig Mark ein!

Leni erschrocken: Aber Pepi, so unbescheiden! Gleich immer kriegst du an Größenwahn!

Frau Bühler: Jetzt darf ich wohl mal für ein kleines Frühstück sorgen. (An der Tür:) Ich bemerke aber gleich, daß sich in der Kutscherstube kaum eine Person herumdrehen kann!

Milkes: Das ist uns gerade recht. Je enger, je besser.

Leni: Aber du bist doch recht ein böser Bub!

Frau Bühler verläßt das Zimmer, ein Kellner beginnt mit höhnischer Nonchalance für zwei zu decken, wobei Leni ihm ängstlich und verlegen zusieht.

Leni flüstert zu Milkes: Du — schau — Weingläser!

Milkes ebenso, drückt fest ihren Arm: Das Glück!

Leni: Autsch!

(Der Kellner trägt einige Gerichte auf und zieht sich dann zurück.)

Milkes: Die Kunst ist doch das Schönste auf der Welt.

Leni: Du — darf ich da auch die Knochen in die Hand nehmen?

Milkes schielt nach der Tür: Hau nur ein, es sieht's niemand.

Leni, nachdem sie gegessen: Immer, wenn ich so recht satt bin, fällt mir unsre erste Bekanntschaft ein. Es war in der Probe. Da hast ein Butterbrot gegessen, und plötzlich hast du mir die Hälfte gegeben.

Milkes: Du hast halt immer auf das Brot geschaut mit so großen Augen, ich dachte, du hättest Hunger.

Leni: Ich war in dich verliebt und hab' dann vor lauter Schrecken das Brot aufgegessen — deine Stimme hat mich durch und durch geschüttelt. (Sehr ernst:) Noch heut — schau, wenn du singst, muß ich weinen.

Milkes: Daß du mir nur heut abend nicht mit der Heulerei anfängst!

Leni: Nein, nein, ich werd' mich schon zusammennehmen.

Milkes plötzlich: Du, wenn ich berühmt würde!

Leni erschauernd: Mit hundertundfünfzig Mark Gage ...

Milkes: Und einem Zylinder auf dem Kopf sogar am Vormittag wie unser Heldentenor!

Leni leise und feierlich: ... Und ich — mit einer Schleppe.

*

Abends im Lesesaal nach dem Konzert. Milkes hat soeben Schuberts „Doppelgänger" beendet. Stille — dann mattes, vereinzeltes Klatschen. Alle drängen dem Ausgang zu, vorüber an Leni, die vor dem mit Silber gefüllten Suppenteller sitzt, während dicke Tränen über ihre Wangen rollen.

Milkes tritt zu ihr, dringend: Ein paar haben doch geklatscht — was? Und einer hat genickt — ich hab' es deutlich gesehen — bei dem Pianissimo — Leni, du heulst ja doch wieder!

Leni schluchzend: Schatz! Du hast so wunderbar gesungen! (In tiefster Erregung:) Deine Stimme würde mich lebendig machen, wenn ich tot unter der Erde läge! (Steht auf und umschlingt ihn.) Ich weiß nicht, wie viel in dem Teller da ist, gezählt hab' ich's nicht — und ob es denen da gefallen hat in den feinen Kleidern, weiß ich auch nicht — aber mir hat es gefallen, ich bin so stolz auf dich —

Milkes erschrocken: Kind, du zitterst ja! Wenn mein Singen dich so aufregt, so darfst du ja in Zukunft gar nicht mehr mit. — (Leidenschaftlich:) Und doch — was kümmern mich die andern. Ich sing' für dich.

(Er setzt sich und beginnt das Geld zu zählen, Leni starrt untätig vor sich nieder.)

Milkes aufblickend: Beinah jeder hat eine Mark gegeben. Achtundzwanzig Mark und fünfzig Pfennig. Hörst du nicht, Leni?

Leni umschlingt ihn von neuem heftig: O du — du! Sie verstehen dich ja alle nicht! ...

*

Zehn Jahre später.

Dasselbe Luftkurhotel im Schwarzwald. Die Hotelequipage hält vor der Tür, Frau Bühler steht an dem geöffneten Wagenschlag.

Herr Milensky, sehr eleganter Dreißiger mit dichten krausen Haaren, bartlosem, vollem Gesicht, ist bereits ausgestiegen.

Also bitte ein recht ruhiges Zimmer — meine Frau ist etwas nervös.

Frau Bühler sieht ihn forschend an: Ich habe einen Salon mit Balkon —

Stimme aus dem Wagen: Frage, ob ein Toilettezimmer mit Bad in der Nähe ist —

Frau Bühler: Gewiß, gerade vis-a-vis.

Milensky: Willst du aussteigen, Edith?

(Er hilft einer sehr starken, aber auffallend schönen Blondine aus dem Wagen. Sie trägt blauseidenen Reisemantel und trotz der Julihitze eine Chinchillastola.)

Frau Milensky: Besprich auch gleich das Menü, Joseph — du weißt, ich kann nicht alles essen — besonders keinen Rehbraten. (Zu Frau Bühler:) Haben Sie Lift?

Frau Bühler perplex: Nein, den haben wir hier noch nicht. Aber elektrisches Licht —

Frau Milensky lachend: Daran kann ich mich nicht die Treppe hinaufbefördern. Steigen wir also. Du kommst wohl nach, Joseph, wenn das Nötige besprochen ist. (Sie folgt dem Portier ins Haus, ein starker Duft von Violettes de Parme bleibt zurück.)

Frau Bühler führt Herrn Milensky in ihr Bureau: Darf ich noch einmal um den werten Namen bitten — für die Fremdenliste?

Milensky verstimmt: Ist das nötig? Man wird vom Publikum so sehr belästigt. Man wird angestarrt. Ein paar Familien haben mich schon erkannt — beim Vorüberfahren.

Frau Bühler: Wenn der Name nicht genannt wird, so würde ich erst recht von allen Seiten bestürmt. Die Leute sind neugierig. Wir hatten mal einen Prinzen hier, der inkognito reiste — binnen einer halben Stunde hatten sie es schon heraus, wer er war.

Milensky nervös: Und ich suchte gerade einen so ruhigen Platz aus, um der Neugier zu entgehen! Der Ort ist mir von früher her in Erinnerung.

Frau Bühler vorsichtig: Mir scheint auch, daß ich schon einmal die Ehre hatte —

Milensky rasch: Schreiben Sie also: Hofopernsänger Milensky, Frau Sarow-Milensky, königliche Kammersängerin — aus B.

Frau Bühler schreibend: Also doch der berühmte —

Milensky unterbricht sie: Bitte, nicht. Und noch eines: Sagen Sie Ihren Gästen, daß weder meine Frau noch ich einen Ton hier singen werden — uns ist da in Karlsbad mal Unglaubliches passiert — man mutete mir da zu, im Salon — meine Stimme im Salon! — ein Lied zum besten zu geben — ich zog natürlich sofort aus —

Frau Bühler ängstlich: Was in meiner Macht liegt, werde ich tun.

Milensky: Ich rede auch nie über Theater oder über Dinge, die sich auf die Bühne beziehen. Sagen Sie das Ihren Gästen.

Frau Bühler: Aber —

Milensky sehr bestimmt: Die Dauer unsers Aufenthaltes und unser Wiederkommen werden sich danach richten, ob diesen Wünschen Rechnung getragen wird.

Frau Bühler: Was an mir liegt — Ihre Frau Gemahlin hat vielleicht auch noch Wünsche —

Milensky: Ja — wir brauchen Salon und zwei Schlafzimmer — meine Frau ist sehr nervös. (Pause. Plötzlich in ganz verändertem Ton:) Frau Bühler — ist die Kutscherstube noch eingerichtet, wie sie vor — zehn Jahren war ...?

Frau Bühler, erst sprachlos, dann in jähem Erkennen aufschreiend: Die — Kutscherstube! O mein Gott! Sie — Sie sind —

Milensky rasch und leise, nimmt ihre Hand: Wissen Sie noch? ... Sie gute, einzige Frau —

Frau Bühler bewegt: Also doch! Sie sind also doch so ein großer Mann geworden! Ja, die Kutscherstube ist noch — ich bin ganz dumm geworden, verzeihen Sie mir!

Milensky: Dann möchte ich sie gern sehen. (Blickt zu Boden.) Aber gleich — und — (legt den Finger auf den Mund).

Frau Bühler zögernd: Ach ja — ich verstehe — und — und ...

Milensky sehr ruhig: Ich weiß, was Sie fragen wollen. Sie fragen nach der kindlichen Frau, die mich damals — begleitete — (er geht zum Fenster und blickt im Weitersprechen hinaus.) Ich hatte Glück. Ich machte Karriere. Das kam mit einem Schlage! Und die Leni weinte immer noch, wenn ich sang — als sie längst in einer Loge saß ... im Schleppkleid ... aber sie konnte nicht mehr mit. In die neuen Verhältnisse, in das Berühmtsein, wie sie es nannte. Sie blieb zurück wie ein Vogel, dessen Flügel zum Fluge nicht ausreicht. Sie — paßte nicht in das neue Leben. In allen Stücken blieb sie die alte Leni, nichts konnte ich ihr anerziehen. Es gab peinliche Momente.



Auf dem See. Nach einer Naturaufnahme von Hofphotograph Hans Hildenbrand (Stuttgart)

Und zuletzt — litt sie an der fixen Idee, daß ich mich ihrer schämen müsse —

Frau Bühler: Um Gottes willen!

Milensky: Eines Tages verließ sie mich. Sie ging zu ihrer Mutter zurück. Als ich sie mir wieder holen wollte, da — sah ich, daß ich ihr ein Fremder geworden — es ist eines jener Rätsel, die wir nie lösen können — sie starb bald darauf. Ihre Lunge hatte gelitten.

Frau Bühler: Und jetzt —

Milensky: Meine jetzige Frau holte ich mir von der Bühne, deren Star sie heute noch ist.

Frau Bühler sanft: Ach ... armer Herr Milkes! (Verlegen.) Ich meine —

Milensky: Ich verstehe ganz gut, was Sie meinen. Und sehen möchte ich die Kutscherstube, wo ich mit der Leni hauste — mir scheint — mir scheint, liebe, gute Frau Bühler — daß ich damals doch *sehr* glücklich war — mit der armen, kleinen Leni. Und mir scheint auch, daß niemand mehr mir so zugehört hat wie sie.

Frau Bühler mitleidig: Dann kommen Sie jetzt schnell, bevor die Table d'hote beginnt —

(Beide gehen hinaus.)

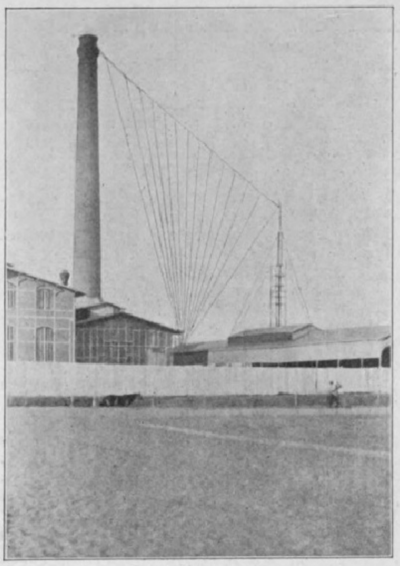
Weggenossen

Nun schreiten wir aus dem Sonnenland,
Aus der Sinne berauschendem Flammenbrand
Mit müdem Fuß in den heiligen Hain
Der kühlen, wunschlosen Stille hinein.

Die welken Blätter fegt mein Kleidersaum,
Schwarz steht der Wald. — Es senkt sich wie ein Traum
Wehmütigen Verzichtens schwer herab —
Und immer weiter führt der Weg bergab.

Wie tief der Schatten, der uns umfängt —
Wir schreiten stumm, die Stirne gesenkt.
Ringsum das Schweigen — ganz leise von weiten
Rauscht schon der Strom der Vergessenheiten.

Clara Eysell-Kilburger



Telefunkenstation Boca bei Buenos-Aires

Telefunken

Von

Otto Jentsch

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

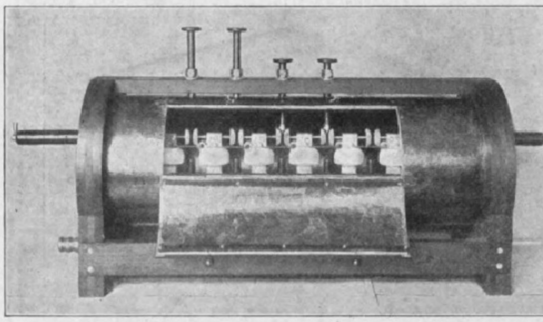
Mit dieser zwar neutralen, im übrigen aber recht wenig geschmackvollen Bezeichnung hat die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin das nach mehrjährigem Konkurrenzkampfe in ihr vereinigte Braun-Siemens- und Slaby-Arco-System bedacht. Deutsches Funkentelegraphensystem hätte es genannt werden sollen. Wie aber jede Wortmißbildung sich leicht einbürgert, so auch hier. Man telefunkt allerorten, und Telefunkenstationen entstehen in allen Weltteilen. Letzteres zu konstatieren ist allerdings eine für die deutsche Technik äußerst erfreuliche Tatsache. Wesentlich aus eigner Kraft und durch überzeugende Proben seiner Leistungsfähigkeit ist es dem Telefunkensystem gelungen, das auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie drohende Marconi-Monopol zu durchbrechen. Bis vor kurzem waren die Schiffe der transatlantischen Fahrt noch in der Zwangslage, Marconi-Apparate an Bord zu nehmen, da die Marconi-Stationen an der englischen und amerikanischen Küste strenge Anweisungen von der Marconi-Gesellschaft in London erhalten hatten, nur mit Marconi-Systemen in funkentelegraphischen Verkehr zu treten. Begründet wurde diese Anordnung mit der seltsamen, so oft widerlegten und in technischen Kreisen überhaupt unverständlichen Behauptung, daß andre Funkensysteme mit den Marconi-Apparaten keine Verständigung erzielen könnten. Selbst unsre großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften mußten sich dem Zwange fügen, da sie für die Fahrt nach New York auf den Meldedienst der Marconi-Station des Feuerschiffs vor der Nantucket-Insel nicht verzichten konnten. Heute besteht dieser Zwang nicht mehr, da die amerikanische Regierung einsichtsvollerweise die Marconi-Station auf dem Nantucket-Feuerschiff aufgehoben hat, weil diese nicht darein einwilligen wollte, dem drahtlosen Nachrichtenverkehr aller Systeme zu dienen. Diese Maßnahme der Vereinigten Staaten hat allgemeinen Beifall gefunden: die Funkentelegraphie ist ein Weltverkehrsmittel, das nicht in die enge Zwangsjacke eines Monopols eingeschnürt werden darf, wenn es seine Aufgabe voll erfüllen soll.

Um ihre moralische Niederlage bezüglich der Nantucket-Station zu bemänteln, hat die Marconi-Gesellschaft das Märchen erfunden, die Station sei von deren Eigentümer Gordon Bennett auf telegraphisches Ansuchen des Deutschen Kaisers an diesen geschlossen worden. Dies Märchen hat freilich nur wenig Gläubige gefunden. Die jetzt unter der Kontrolle der U. S. Lightship-Boards von der Telefunkengesellschaft eingerichtete Nantucket-Funkenstation steht nunmehr dem freien Verkehr mit allen Systemen der drahtlosen Telegraphie offen. Unter der gleichen Kontrolle werden an der amerikanischen Küste zurzeit Telefunkenstationen bei Navesink, Kap Code und Montank eingerichtet.

Den Marconi-Stationen an der englischen Küste bieten Telefunkenstationen an der holländischen und französischen das Gegengewicht. Am 1. November 1904 hat die holländische Postverwaltung in Scheveningen eine große Funkenstation mit Tag- und Nachtbetrieb dem öffentlichen Verkehr übergeben, und in Amsterdam betreibt die Telefunkengesellschaft eine eigne Station unter Aufsicht der niederländischen Regierung. Frankreich hat letzthin eine Funkentelegraphenstation auf der Insel Ouessant dem öffentlichen Verkehr für alle Systeme übergeben. An der deutschen Nordseeküste kommen die dem allgemeinen Verkehr dienenden Funkenstationen Helgoland, Borkum, Bremerhaven und Cuxhaven in Betracht. Es sind sonach für die transatlantische Fahrt genügend Funkentelegraphenstationen vorhanden, um für die ganze Dauer der Fahrt den Verkehr zwischen Land und Schiff vermitteln zu können, gleichgültig, welches Funkensystem die Schiffe an Bord haben. Mangel an Stoff werden die drahtlosen Bordzeitungen selbst dann nicht haben, wenn die an der englischen Küste gelegenen Marconi-Stationen wirklich so töricht sein sollten, auch weiterhin bei ihrer Weigerung zu beharren, mit fremden Funkenstationen in Verbindung zu treten.

Für die südamerikanische Fahrt kommt das Marconi-Monopol nicht in Betracht; hier sind bereits genügend Telefunkenstationen vorhanden. Eine der wichtigsten ist die Boca-Station bei Buenos Aires. In der Zahl der ausgeführten Stationen hat das Telefunkensystem das Marconi-System bereits überholt. Hervorragende Dienste leisten jetzt die fahrbaren militärischen Telefunkenstationen bei der Pazifizierung von Deutsch-Südwestafrika und im russisch-japanischen Kriege. Nach den offiziellen Berichten des Generals von Trotha ist mit den Telefunkenstationen in Deutsch-Südwestafrika eine tadellose Verständigung auf 150 Kilometer über Land erzielt worden. Das ist eine Leistung, die in den Tropen noch kein Funkensystem erreicht hat. Wenn dann weiterhin gemeldet wird, daß bei Gewitterregen die Verständigung ausgesetzt hat, so kann das nicht wundernehmen; bei solchen heftigen Gewitterentladungen versagen die Drahttelegraphen ebenfalls und der Heliographendienst erst recht. Sobald aber das Gewitter einigermaßen abflaut, tritt auch die funkentelegraphische Verständigung wieder ein.

Fast sämtliche russischen Kriegsschiffe, insbesondere auch die der Baltischen Flotte, waren mit Telefunkenapparaten ausgerüstet, und bei dem russischen Landheer befinden sich Telefunkenwagenstationen in großer Anzahl. Die russische Funkenstation in Tschifu, die anfänglich den Verkehr von



Serienfunkenstrecke für eine 1000-Kilometer-Telefunkenstation

Japanische Sinnsprüche

Dem Deutschen angeeignet

Von

Maximilian Bern

Strebst empor du, sei geduldig,
Denke unverzagt daran:
Das Besteigen einer Höhe
Fängt stets von der Tiefe an!

*

Viele Anstrengungen gibt es,
Die vergeblich sind;
In den Maschen eines Netzes
Sammelt sich kein Wind.

*

Selbst das Unglück kann die Brücke
Sein zu unverhofftem Glücke.

*

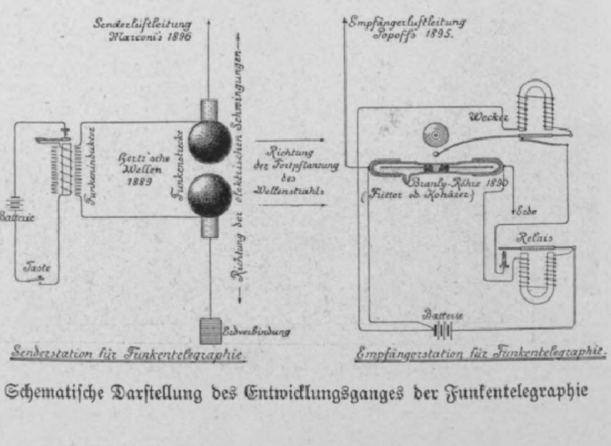
Dem Ansehen nach, das sie erwerben,
Ist grundverschieden der Menschen Los;
Wenn Gute und Böse aber sterben,
So ruhen sie unter gleichem Moos.

*

So verschieden auch die Sachen,
Gleiche Vorsicht muß dich leiten;
Ungeschehn läßt nichts sich machen:
Einmal ist für alle Zeiten!

*

Leicht seinen Herrn tauscht Eigentum,
Geldhaben geht die Reihe herum.



Schematische Darstellung des Entwicklungsganges der Funkentelegraphie



Telefunkenstation Nantucket-Feuerschiff

Port Arthur mit der Außenwelt vermittelte, dann aber auf Drängen der Japaner und Ansuchen der Chinesen geschlossen werden mußte, hatte ebenfalls Telefunkenapparate. Eine frühere Ausführungsform des Telefunkensystems, nämlich die Braun-Siemens-Anordnung, benutzen auch die Japaner. Sie bezeichnen diese allerdings als System des Professors Kimura.

Das Telefunkensystem hat sich nach den praktischen Ergebnissen des letzten Jahres als das zuverlässigste und leistungsfähigste Funkentelegraphensystem der Welt erwiesen. Dieses Urteil entspringt nicht nationaler Voreingenommenheit; es wird auch im Auslande anerkannt. Die weite Verbreitung des Telefunkensystems in allen Kulturländern trotz der Konkurrenz des Marconi-Systems und der übrigen Systeme bürgt am besten für seine Güte. Bezeichnend ist eine Kritik, die der „Courrier d'Haiphong“ über die Telefunkenanlage in Tonking zwischen Hanoi und Phu-lien, wo die Telefunkenapparate mit einem geringen Aufwande elektrischer Kraft, der etwa 4/5 Pferdekräften gleichwertig ist, über die 110 Kilometer betragende Entfernung zwischen den beiden Stationen eine sichere Brücke für den Nachrichtenverkehr durch den Aether schlagen und mit den Schiffen in See noch über 200 Kilometer Entfernung gute funkentelegraphische Verbindung erlangen. Der „Courrier d'Haiphong“ schreibt hierzu: „Gewisse kurzsichtige Leute werden es rügen, daß es deutsche Apparate sind, die wir Franzosen hier in Anspruch nehmen. Wir sind dagegen der Meinung, daß der echte Patriotismus darin besteht, von unsern Nachbarn das Beste, was sie haben, zu entnehmen und zu versuchen, sie später darin zu übertreffen. Es ist zweifellos durch die Konkurrenzversuche festgestellt, daß die besten französischen Systeme Ducretet, Ferrié und Tissot zufolge der atmosphärischen Störungen im hiesigen Klima zwei Drittel ihres Wertes verlieren. Das deutsche System Telefunken dagegen ist im Besitze eines elektrolytischen Detektors von einer geradezu merkwürdigen Widerstandsfähigkeit gegen Störungen der Atmosphäre. Es ist kaum nötig, auf die Vorteile der allgemeinen Einführung dieses Systems hinzuweisen, besonders in Kolonialgebieten, wo mit Wirren zu rechnen ist.“

Zum leichteren Verständnis der charakteristischen Merkmale des Telefunkensystems in seiner gegenwärtigen Form will ich zunächst eine kurze gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Grundlagen der Funkentelegraphie geben.

Die Kraftquelle der Funkentelegraphie ist der elektrische Funke. Dieser ist eine außerordentlich schnell auftretende, von einer kurzen Lichterscheinung begleitete Ausgleichung entgegengesetzter Elektrizitäten. Nähert man zwei entgegengesetzt elektrisch geladene Leiter einander, so springt zwischen ihnen, noch bevor sie zur Berührung kommen, solange sie also noch durch einen Luftzwischenraum voneinander getrennt sind, ein heller Funke über. Die positive Elektrizität strömt zur negativen, und diese Bewegung beginnt schon, bevor der leitende Weg völlig hergestellt ist, denn die anziehende Kraft zwischen den beiden Elektrizitäten und die dadurch erzeugte Spannung sind so groß, daß die Luftschicht zwischen den genäherten Enden der geladenen Leiter gewaltsam durchbrochen wird. Indem hierbei winzige Metallteilchen zum Glühen erhitzt werden, entsteht der elektrische Funke. Die plötzliche Ausdehnung der Luft infolge der starken Erhitzung bringt das bekannte Geräusch hervor, das sich je nach der vorhandenen elektrischen Spannung vom Knistern bis zum Knall steigern kann. Den Abstand der meist kugelförmig ausgebildeten Leiterenden voneinander nennt man die Funkenstrecke. Die Länge der Funkenstrecke heißt Schlagweite; sie ist um so größer, je größer die elektrische Spannung zwischen den Leitern ist.

Der englische Physiker Maxwell fand bei seinen Untersuchungen in den Jahren 1863 bis 1873 über das Wesen und die Ausbreitung der elektrischen Erscheinungen, daß von einem elektrischen Funken Kräfte ausgehen müssen, die sich als Wellenbewegung mit der Geschwindigkeit des Lichts nach allen Richtungen im Raume verbreiten. Maxwell nahm an, daß der Träger dieser Wellenbewegung der Weltäther sei, den bereits der Holländer Huyghens als einen unendlich feinen Stoff bezeichnet hatte, der den Weltraum und alle Körper in ihm durchdringt und der auch der Träger der Lichtwellen ist. Schließlich kam Maxwell zu der Behauptung, daß das Licht selbst eine elektromagnetische Erscheinung sei, und daß das Licht und die elektrischen Wellen oder Strahlen dieselben Grundgesetze befolgen. Den praktischen Beweis für die Richtigkeit der Maxwellschen Theorie hat weiland Professor Heinrich Hertz in Bonn durch seine bekannten epochemachenden Versuche geführt. Seitdem wissen wir, daß ein elektrischer Funke im Aether Wellenbewegungen erzeugen kann, die sich in physikalischer Beziehung genau so verhalten wie die Lichtwellen. Einen Vortrag über seine Untersuchungen auf der Naturforscherversammlung zu Heidelberg im Herbst 1889 begann Hertz mit den ewig denkwürdigen Worten: „Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurms. Nehmt aus der Welt die Elektrizität, und das Licht verschwindet; nehmt aus der Welt den lichttragenden Aether, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten.“

Zur Erleichterung des Verständnisses von dem Wesen der elektrischen Wellen diene folgende Analogie: Wird eine ruhende Wasserfläche durch einen Steinwurf getroffen, so verbreitet sich vom Einfallpunkte des Steines aus eine Bewegung in ringförmigen Wellen nach allen Richtungen. Die einzelnen Wasserteilchen steigen auf und nieder, wie ein auf der Wasserfläche schwimmender Kork zeigt; an der nach außen gerichteten Bewegung nehmen



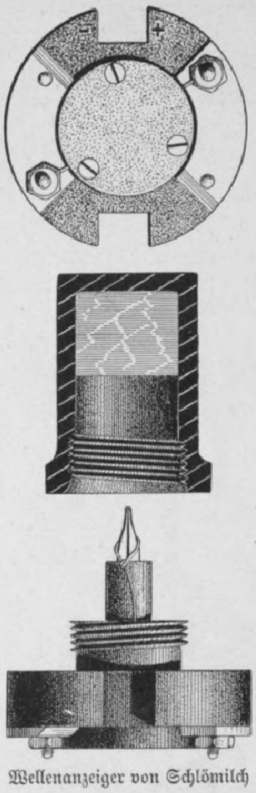
Leidener Flaschensternkreis für die 1000-Kilometer-Telefunkenstation Oberschöneweide

aber die einzelnen Wasserteilchen nicht teil. Der Kork schwimmt bald auf einem Wellenberge, bald in einem Wellental; im übrigen entfernt er sich aber nicht von seinem Platze. Bei den Funkenwellen muß man sich nun vorstellen, daß die Wellenbewegung sich in dieser Weise nach allen Richtungen im Raume fortpflanzt. Die Geschwindigkeit dieser Fortpflanzung beträgt wie bei den Lichtwellen 300000 Kilometer in der Sekunde. Eine auf unsrer Erde erzeugte elektrische Funkenwelle würde bei genügender Stärke also in etwa drei Minuten auf dem Mars anlangen.

Zum Nachweis der von einer Funkenstrecke ausgehenden elektrischen Wellen bediente sich Hertz der sogenannten Resonatoren. Diese hatten vornehmlich die Form offener Drahtkreise mit kleinen polierten Messingkugeln an den Enden. Treffen elektrische Wellen auf einen solchen Resonator, so erfolgt gewissermaßen ein elektrisches Mitklingen desselben, das sich durch Ueberspringen kleiner Funken zwischen den Messingkugeln bemerkbar macht. Die Einwirkungen der elektrischen Wellen auf einen solchen Resonator waren aber nicht so stark, daß sie für eine Telegraphie ohne Draht nutzbar gemacht werden konnten. Ein empfindlicheres Instrument zur Wahrnehmung der elektrischen Wellen erfand Professor Eduard Branly 1891 in Paris. Die Branly-Röhre, die jetzt unter der Bezeichnung Kohärer und Fritter noch allgemein im Gebrauch ist, stellt gewissermaßen ein elektrisches Auge dar, das die Ankunft elektrischer Strahlen in ähnlicher Weise anzeigt, wie das menschliche Auge die Ankunft von Lichtstrahlen. Der Branlysche Wellenempfänger besteht aus einer Glasröhre, die an beiden Enden durch Metallelektroden abgeschlossen und zwischen ihnen mit Metallfeilicht gefüllt ist. Wird sie mit einem empfindlichen Galvanometer und einem galvanischen Element zu einem Strom-



Eine „Funkerabteilung“ der deutschen Armee bei der Arbeit



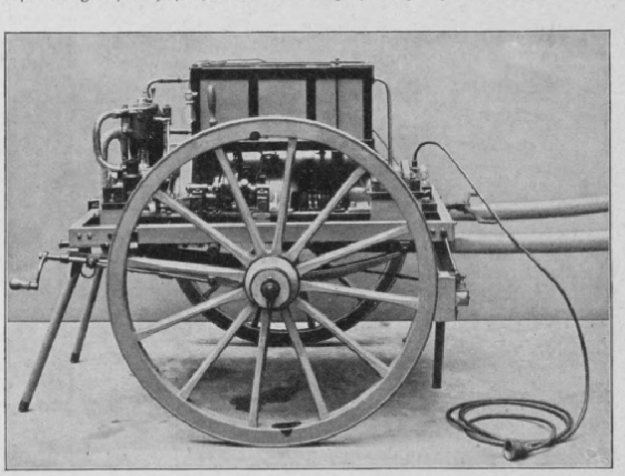
Wellenanzeiger von Schlömilch

kreis zusammengeschaltet, so bleibt die Nadel des Galvanometers zunächst in der Ruhelage, weil die zahlreichen Berührungsstellen der mit unreiner Oberfläche behafteten Feilspäne dem Batteriestrom einen fast so großen Widerstand darbieten, als ob der Stromkreis völlig unterbrochen wäre. Gelangen aber elektrische Wellen zu der Röhre, so werden die Metallspäne leitend. Der Widerstand des Stromkreises sinkt sofort auf einen geringen Wert, und die Nadel des Galvanometers schlägt aus. Um die Leitfähigkeit nach dem Auftreffen der elektrischen Wellen wieder aufzuheben, genügt der leichte Schlag eines elektrischen Weckerklöppels auf die Röhre, der die Metallspäne durcheinander schüttelt. In der Praxis kommt jetzt an Stelle des Galvanometers ein empfindliches Relais, das einen Morse-Telegraphenapparat betätigt, zur Verwendung.

Mit Hilfe der Hertzschen Funkenwellen und der Branly-Röhre wäre bereits eine Telegraphie ohne Draht möglich gewesen; genügt doch schon ein winziger Funke, um diesen Wellenanzeiger auf mehrere Meter ansprechen zu lassen. Einen Fortschritt brachten indes erst im Jahre 1895 die Versuche des Professors Popoff an der Forstakademie in Kronstadt, der die Branly-Röhre dazu benutzte, um luftelektrische Entladungen nachzuweisen. Popoff benutzte bei seinen Versuchen einen in vertikaler Stellung befestigten langen, in die Luft reichenden Draht, dessen unteres Ende mit der Erde verbunden war, zum Beispiel die Auffangestange eines Gebäudeblitzableiters, um die luftelektrischen Erregungen dem Wellenanzeiger zuzuführen. Der Popoffsche Auffangedraht ist die späterhin mit der Bezeichnung „Antenne“ belegte Luftleitung der drahtlosen Telegraphie. Popoff kam nicht auf den Gedanken, seinen Wellensender mit der gleichen Antenne wie seinen Wellenanzeiger zu versehen. Die Legung dieses letzten Schlußsteins im Aufbau der Funkentelegraphie erfolgte dann 1896 durch den Italiener Guglielmo Marconi. Die beigegebene Skizze dürfte den physikalischen Entwicklungsgang der Funkentelegraphie schematisch zur Anschauung bringen. Ich habe hier nur noch zu erwähnen, daß die Funkenstrecke gewöhnlich durch einen Funkeninduktor, in dessen primären Stromkreis eine gewöhnliche Telegraphiertaste eingeschaltet ist, gespeist wird und die Wellenzüge mittels dieser Taste im Rhythmus des Morsealphabets von der Funkenstrecke ausgestrahlt werden.

Auf die großen Verdienste Marconis um die weitere Entwicklung der drahtlosen Telegraphie brauche ich nicht näher einzugehen, sie sind hinreichend bekannt. Geschmälert wurden diese Verdienste durch die übertriebene Reklame der Marconi-Gesellschaften. Diese Reklame hat bereits vor zwei Jahren verkündet, daß Marconi die funkentelegraphische Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans gelungen sei. Jetzt hört man nichts mehr von dieser Ozeanfunkentelegraphie; war es Täuschung oder Selbsttäuschung? fragt man jetzt.

Die Konkurrenzstreitigkeiten zwischen den beiden früheren deutschen Systemen Braun-Siemens und Slaby-Arco kann ich ebenfalls übergehen; sie sind von mir seinerzeit in „Ueber Land und Meer“ genügend beleuchtet worden. Der Schaden, den dieser unnütze Streit damals der Entwicklung der deutschen Funkentelegraphie zugefügt hat, ist durch das aus der Vereinigung hervorgegangene Telefunkensystem vollständig wieder ausgeglichen worden. Vornehmlich sind es folgende Eigentümlichkeiten, die das Telefunkensystem allen andern Systemen der drahtlosen Telegraphie überlegen machen. An Stelle der sonst allgemein benutzten Erdverbindung der Antennen oder Luftleiter benutzt das Telefunkensystem ein isoliert aufgehängtes elektrisches Gegengewicht in Form einer horizontal ausgespannten Drahtgaze. Die Luftleiter schwingen infolgedessen intensiver und regelmäßiger, sie werden auch unabhängiger von den Störungen der atmosphärischen Elektrizität. Nur wo eine Erdverbindung von ganz geringem Widerstande zu erzielen ist, wie zum Beispiel bei Schiffsstationen durch Anschluß an den metallischen Schiffskörper, wird von einem solchen Gebrauch gemacht. Mit solchen einfachen, aus Funkenstrecke, Luftdraht und Erdverbindung oder elektrischem Gegengewicht bestehenden Senderstationen war aber keine große Fernwirkung zu erzielen, selbst wenn man die Ladeenergie, die den Funkenkugeln zugeführt wurde, ganz erheblich vergrößerte. Damit mußte man auch die Funkenstrecke verlängern, das heißt die Schlagweite des Funkens vergrößern. Der Erfolg war nur gering, da von einer gewissen Funkenlänge ab die Vergrößerung der Spannung nicht mehr proportional der Vergrößerung der Funkenstrecke fortschreitet. Es wird dann zuviel elektrische Energie in der Funkenstrecke nutzlos in Wärme umgesetzt. Diesen Mangel beseitigte Professor Braun durch eine Unterteilung der Funkenstrecke, das heißt eine Auflösung derselben in eine Anzahl von hintereinander geschalteten Einzelfunkenstrecken. Statt einer einfachen Funkenstrecke von großer Länge wird also jetzt eine aus mehreren kleinen in Serie geschalteten Teilstrecken zusammengesetzte Entladungsfunkenstrecke benutzt. Um die praktische Ausbildung der Serienfunkenstrecke hat sich in hervorragender Weise der Ingenieur Hagar Rendahl verdient gemacht. Mit den neuen einfachen, aus Serienfunkenstrecke, Luftleiter und elektrischem Gegengewicht bestehenden Sendern des Telefunkensystems konnten unter Verwendung von etwa $^1/_{10}$ Pferdekraft elektrischer Energie und einem Luftleiter von nur 32 Metern Höhe Entfernungen von 250 Kilometern gut überbrückt werden.



Kraftkarren der deutsch-südwestafrikanischen Telefunken-Wagenstationen

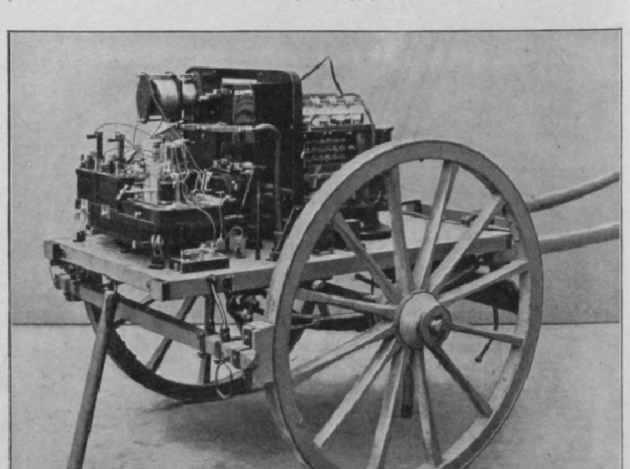
Für Stationen größerer Reichweite und solche Stationen, die bei gegebener Luftdrahtlänge schnell die bisher benutzte Wellenlänge ändern wollen, kommen die sogenannten gekoppelten Sender zur Verwendung. Sie benutzen den bekannten Braunschen Leidener Flaschen-Stromkreis in Verbindung mit den neuen Braunschen Energieschaltungen. Die Möglichkeit, die benutzte Wellenlänge in ziemlich weiten Grenzen ohne Schwächung der Wirkung ändern zu können, ist von sehr hohem Werte für militärische Stationen, die hierin ein Mittel haben, bei Störungen durch feindliche Anlagen schnell eine neue veränderte Wellenlänge benutzen zu können und dadurch von den Störungen frei zu kommen.

Der Braunsche Schwingungskreis besteht aus einer Anzahl Leidener Flaschen, einer Funkenstrecke (jetzt Serienfunkenstrecke) und einer sogenannten Selbstinduktion in Gestalt einiger Windungen starken, gut isolierten Kupferdrahtes. Eine in einem solchen Flaschenkreise durch die Funkenentladung einmal eingeleitete elektrische Schwingung würde unaufhörlich weiter schwingen, wenn nicht ihre Energie sich mit der Zeit in Wärme umsetzte. Dieser geschlossene Schwingungskreis wird mit der offenen Strombahn des Luftleiters entweder durch elektrische Koppelung, das heißt induktive Uebertragung, oder durch galvanische Koppelung, das heißt metallischen Anschluß des Luftleiters an einen Punkt der geschlossenen Strombahn, verbunden. Der Flaschenstromkreis, der große Energiemengen aufnehmen kann, dient also zur Erzeugung der Funkenwellen und gleichzeitig als Energiereservoir. Die offene Strombahn des vertikalen Luftleiters dient dagegen zum Aussenden der Wellen; ihr wird aus dem geschlossenen Erregerkreise immer neue Energie nachgeliefert.

Eine ganz erhebliche Steigerung der Fernwirkungen erzielt das Telefunkensystem mit den neuen Energieschaltungen von Professor Braun. Es kommt bei diesen nicht mehr ein einzelner geschlossener Leidener Flaschen-Stromkreis, sondern eine Kombination mehrerer solcher Kreise zur Anwendung, von denen jeder auf die gleiche Schwingungszahl wie der bisherige Einzelkreis abgestimmt ist. Jeder dieser Schwingungskreise wird von dem Funkeninduktor oder direkt von einer gemeinsamen elektrischen Hochspannungsquelle mit der gleichen Energie versorgt wie der frühere Einzelkreis. Auf diese Weise können zum Beispiel zehn zusammengeschaltete Schwingungskreise gegen früher die zehnfache elektrische Energie auf den Senderdraht übertragen.

Den größten Erfolg hat die Telefunkengesellschaft durch die Fertigstellung und Einführung des von dem Ingenieur Schlömilch erfundenen elektrolytischen Wellenanzeigers in die Praxis aufzuweisen. Der Schlömilchsche Apparat ist der empfindlichste aller bisher erfundenen Wellenanzeiger. Er spricht auf die kleinsten Wechselstromenergien und daher auf die schwächsten Funkenwellen an. Er weist die Funkenwellen noch nach, wo der sehr empfindliche Fritter des Telefunkensystems — ein Vakuumfritter mit regulierbarer Empfindlichkeit — etwa versagt.

Der Schlömilchsche Detektor oder Wellenanzeiger



Apparatekarren der deutsch-südwestafrikanischen Telefunken-Wagenstationen

besteht im wesentlichen aus einer Polarisationszelle: einem kleinen Glas- oder Hartgummigefäß, das mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt ist und in das zwei feine Platindrähte als Elektroden eingeführt sind. Wird eine solche Polarisationszelle in eine kleine galvanische Batterie eingeschaltet, deren elektromotorische Kraft etwas größer ist als die der Zelle, so bedingt der durch die Zelle fließende schwache Zersetzungsstrom eine geringe Gasbildung an den Platindrahtelektroden. Sobald jedoch elektrische Wellen auf die Zelle treffen, wird die Gasbildung lebhafter. Es erfolgt eine Ablösung der Gasblasen von den Elektroden so deutlich, daß man bei einer Glaszelle nach einiger Uebung genau erkennen kann, ob kurze oder lange Wellenimpulse auf die Zelle treffen. Man kann auf diese Weise die funkentelegraphischen Morsezeichen unmittelbar an der Zelle ablesen. Da diese Zeichenaufnahme immerhin nicht genügend sicher ist, so schaltet man den Schlömilchschen Wellenanzeiger mit einem Telephon oder einem Morseschreiber zusammen und nimmt die Telegramme nach dem Gehör oder in sichtbarer Morseschrift auf. Erstaunlich klein sind die Abmessungen der Platinelektroden, welche die eigentlich wirksamen Teile des Apparates darstellen; sie haben einen Durchmesser von nur 0,001 Millimetern.

Hervorragend gute Dienste hat der Schlömilch-Detektor bei den fahrbaren Telefunkenstationen für militärische Zwecke geleistet. Diese können naturgemäß nur verhältnismäßig kleine Kraftquellen mit sich führen, die für die Ueberbrückung großer Entfernungen bei ungünstigen Witterungsverhältnissen nicht mehr ausreichen. Wenn hier mit Fritter und Morseapparat eine Verständigung auf der Funkenwagenstation nur schwer zu erzielen war, hat immer noch der Schlömilch-Detektor eine Aufnahme der Zeichen durch das Telephon ermöglicht. Auf Grund dieser günstigen Ergebnisse hat die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie die im Dezember 1904 nach Deutsch-Südwestafrika für die Schutztruppe abgegangenen Telefunkenwagenstationen für Reichweiten von 300 Kilometern eingerichtet.

Eine solche Telefunkenwagenstation besteht aus drei zweirädrigen Karren: dem Kraftkarren, dem Apparatekarren und dem Gerätekarren. Der Kraftkarren führt einen Benzinmotor und eine von ihm getriebene Wechselstromdynamo, einen Kühlwasserbehälter und einen Benzinbehälter von 30 Litern Inhalt mit sich. An den Seitenwänden sind die beiden die Erdleitungen ersetzenden elektrischen Gegengewichte aus Drahtgaze nebst Stangen zum Aufhängen derselben angeschnallt.

Der durch ein Gestell in zwei Teile geschiedene Apparatekarren enthält die Sender- und Empfängerapparate: Funkeninduktor, Leidener Flaschenbatterie, Serienfunkenstrecke, Morsetaster, Empfangstransformatoren, Fritter, Morseschreiber, Schlömilch-Detektor, Telephon und so weiter.

Die elektrische Einrichtung ist so getroffen, daß mit zwei Wellenlängen telegraphiert werden kann, mit einer kurzen Welle von 350 Metern und mit einer langen von 1050 Metern.

Die Länge des Luftleiters, der durch einen kleinen Gasballon oder bei günstigem Wind durch einen Kastendrachen in die Höhe geführt wird, ist hiernach auf 200 Meter festgesetzt. Wird mit der kurzen Welle gearbeitet, so kommt als elektrisches Gegengewicht das kleinere Kupfergazenetz von 6 Quadratmetern Fläche zur Anwendung, beim Arbeiten mit der langen Welle das größere von 24 Quadratmetern.

Der Gerätekarren dient vornehmlich zur Aufnahme der Gasbehälter, der Ballons und eines Reservebenzinbehälters.

Man hat so viel Aufhebens von den Riesenstationen Marconis gemacht; für den praktischen Verkehr haben sie noch nicht viel geleistet. Auch die Telefunkengesellschaft besitzt ein solches Donnermagazin, und zwar in Oberschöneweide bei Berlin. Dieses dient aber nur Versuchszwecken. Es ist in dem Kraftwerk Oberspree der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft eingerichtet. Vier Schornsteine von je 70 Metern Höhe tragen ein gewaltiges rechteckiges, nach unten zu sich trichterförmig verengendes Drahtgebilde, das aus etwa 100 einzelnen Luftleitern besteht. Als Betriebsquelle dient eine aus der Kraftstation entnommene Wechselstromenergie von 15 Kilowatt (= rund 20 Pferdekräfte). Dieser Wechselstrom wird auf eine Spannung von 50000 Volt transformiert, und das durch ihn gespeiste Erregersystem schwingt beim Eintreten der Funkenentladung mit einer Frequenz von 900000 pro Sekunde. Bei den im vergangenen Sommer angestellten Versuchen gelang es ohne Schwierigkeiten, nach Karlskrona in Schweden über die Entfernung von 450 Kilometern gut lesbare Telegramme zu übermitteln, obwohl hierbei in Schweden ein Auffangedraht von nur 35 Metern Höhe benutzt wurde. Die größte Reichweite ist damit natürlich nicht erreicht, sie dürfte weit über 1000 Kilometer betragen.

Auf Grund des Versuchsbetriebs ist jedoch die Telefunkengesellschaft nunmehr in der Lage, funkentelegraphische Verbindungen auf 1000 Kilometer und mehr unter voller Garantie der betriebssicheren Verständigung herstellen zu können. Solche Reichweiten genügen zurzeit vollkommen dem funkentelegraphischen Verkehrsbedürfnis.

Straße in Wien

Von

Hans Müller

Wenn man nur tief in die Gasse schaut,
Hier wird das Herz mit dem Tod vertraut.
Träumt eine Kirche in der Gasse,
Wer sich denn heut begraben lasse.

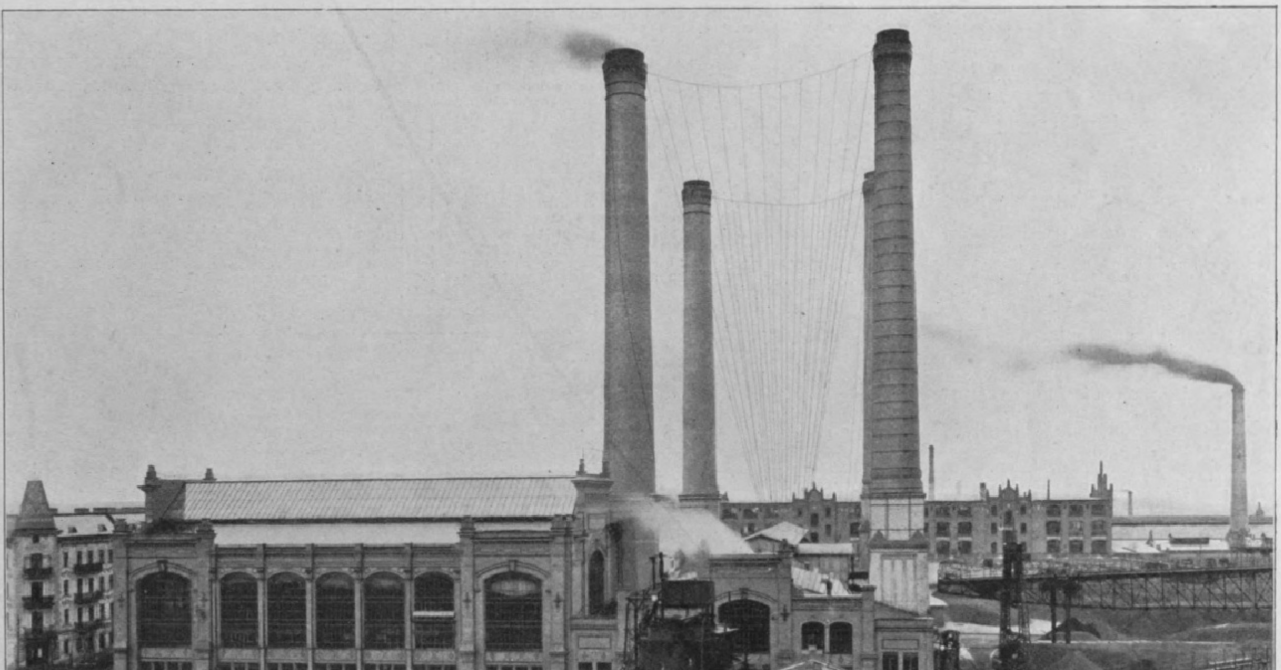
Ach, das ist ein wehmütiger Ort,
Da wird begraben fort und fort.
An leuchtenden Tagen, an düsteren Tagen
Wird immer, immer zu Grabe getragen.

Wandelt einer im Sarg durchs Tor,
Der andre schlummert und harrt schon davor.
Sie sputen sich, einer gleich dem andern,
Durch diese dunkle Tür zu wandern.

Wenn aber der Himmel am lockendsten blaut,
Dann wandert just die blühendste Braut;
Der Bräutigam kauert weinend im Wagen —
Sei still, morgen wirst du hinausgetragen . . .

Es wird einem weh und selig zu Sinn,
Schleicht man so stumm an der Kirche hin.
Leise, im flatternden Schleier der Kerzen
Fühlst du dich reiner und tiefer im Herzen.

Und denkst: ich will immer nur gütig sein,
Recht innig verstehn und recht innig verzeihn.
Was soll denn dies Hassen, Kämpfen und Kläffen?
Werden uns all an der Türe treffen.



1000-Kilometer-Telefunkenstation in Oberschöneweide bei Berlin





Phot. K. Wieghorst, Aarhus

Bilder von der Sommerreise des deutschen Kronprinzenpaares in den dänischen Gewässern

Notizblätter

Die Sommerreise des deutschen Kronprinzenpaares

Nachdem unser Kronprinz und seine junge Gemahlin den ersten Teil der Flitterwochen in der Einsamkeit des märkischen Waldes verbracht, nachdem sie kurze Zeit in ihrer Residenz



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Fürst und Fürstin Bülow auf der Strandstraße in Norderney

Potsdam geweilt, hat sich das junge Paar wieder auf Reisen begeben. Es scheint, als ob der Kronprinz die Passion für die See und Seefahrten von seinem Vater geerbt hat, und darum darf es uns auch nicht wundernehmen, daß gleich die erste Reise das Kronprinzenpaar über die deutsche Grenze geführt hat in die benachbarten dänischen Gewässer. In Dänemark war es ja, wo der jugendliche Kronprinz die damalige Prinzessin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin zuerst häufiger sah, am Hofe des Königs Christian IX., des Patriarchen unter den europäischen Monarchen, bot sich im zwanglosen, von jeglicher Etikette freien Verkehr der gastlichen Fürstenherberge am besten Gelegenheit zum gegenseitigen Kennenlernen. Das junge Paar kreuzte auf seiner Jacht in den prächtigen Sunden und Buchten der dänischen Inseln und landete wiederholt zu größeren Ausflügen in das Innere. Ueberall wurden ihnen von der dänischen Bevölkerung die wärmsten Sympathien entgegengebracht, und speziell die Kronprinzessin, deren Schwester dereinst die dänische Krone tragen soll, eroberte sich auf den Fahrten auf dänischem Grund und Boden, auf denen es an heiteren Zwischenfällen nicht fehlte, alle Herzen.

Fürst Bülow in Norderney

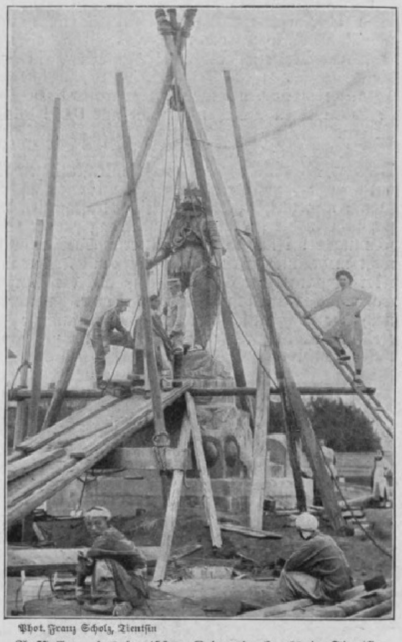
Der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches, den man auch wohl den eisernen genannt hat, liebte es, in Kissingen, im lieblichen Tale der fränkischen Saale, seine Gesundheit für die Aufregungen und Mühen des politischen Lebens zu stärken. Da er durchaus konservativ war in seinen Neigungen, so wob sich bald ein engeres Band zwischen ihm und dem Ort, er wurde gewissermaßen eine der Hauptattraktionen von Kissingen, und die Saline, wo er abzusteigen pflegte, wurde das Ziel seiner vielen, vielen Verehrer. Ein ähnliches Verhältnis scheint sich jetzt zwischen dem jüngst gefürsteten vierten Kanzler und dem Nordseebad Norderney zu bilden, wenn auch die Stimmung, mit der das Badepublikum alle Lebensäußerungen des berühmten Badegastes verfolgt, der Neugierde vielleicht näher steht als der Ehrfurcht. Norderney war übrigens der Schauplatz eines der bemerkenswertesten Erfolge der Bülowschen Politik, denn dort hatte der frühere russische Finanzminister Witte eine Unterredung mit dem Reichskanzler, der mittelbar die Unterzeichnung des deutsch-russischen Handelsvertrags folgte. Fürst Bülow lebt in Norderney vor allem seiner Erholung; in Begleitung seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer geborenen Marchesa Camporeale, genießt er alle Vorzüge der schönen Nordsee-Insel. Daß aber die leidige Politik nicht ganz aus dem Tagesprogramm verbannt ist, versteht sich bei dem verantwortlichen Leiter der Politik einer Großmacht ganz von selbst. Fürst Bülow, den eine reiche Erbschaft die Bürde seines Amtes und Standes übrigens jetzt leichter ertragen läßt, hat diesmal auch ein Reitpferd mitgebracht, und man kann ihn häufig hoch zu Roß die Insel durchstreifen sehen.

Vom Krieg in Ostasien

Eine unheilvolle Erbschaft hat der alte Lenewitsch, der in der russischen Armee als ein rücksichtsloser Draufgänger und weißer Feuerkopf galt, angetreten, als er den Oberbefehl von dem unseligen Zauderer Kuropatkin übernahm. Soweit man zurzeit die Lage der Dinge übersehen kann — die Nachrichten vom Kriegsschauplatz fließen wieder einmal sehr spärlich —, hat er bis jetzt seine Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst und die geschlagene russische Armee vor weiteren vernichtenden Katastrophen bewahrt. Ob die inzwischen eingetretene Regenzeit, ob der Beginn der diplomatischen Verhandlungen oder ob das militärische Talent des russischen Befehlshabers die Japaner davon abgehalten haben, die Russen einzukreisen und ihnen endlich das so heiß ersehnte Sedan zu bereiten, steht nicht ganz fest. Daß die Nachrichten, die eine Umgehung bereits als Tatsache hinstellten, nicht richtig sind, hat Lenewitsch selbst in einem längeren Telegramm an den Zaren klargelegt, und nach Lage der Dinge kann man ihm glauben. Seine ganze Tätigkeit mußte sich aber bisher auf ein Abwarten beschränken. Er war nach Vernichtung der russischen Seestreitkräfte gar nicht imstande, der japanischen Besetzung der Insel Sachalin irgendwelchen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen und mußte Gewehr bei Fuß mit ansehen, daß diese für die kommenden Verhandlungen als Faustpfand so wertvolle Insel von den japanischen Truppen eigentlich ohne Schwertstreich genommen wurde. Die kleineren Gefechte, über die der General nach den Gepflogenheiten der russischen Armee ebenso langatmig wie verworren dem Zaren berichtet, sind im allgemeinen ziemlich irrelevant. Der Oberbefehlshaber gilt übrigens als einer der heftigsten Gegner eines allzu eiligen Friedensschlusses, und aus allen seinen Äußerungen der letzten Zeit geht hervor, daß er auf den endlichen Sieg der russischen Waffen unter seiner Führung mit Bestimmtheit rechnet. Ob er aber diese Zuversichtlichkeit nicht gerade deshalb zur Schau trägt, um die Japaner bei den Friedensverhandlungen von allzu hohen Forderungen abzuschrecken, ist nicht ganz unwahrscheinlich, und die hoffnungsfreudigen Bulletins verfolgen vielleicht mehr diplomatische als militärische Zwecke. Unser Bild zeigt den Oberbefehlshaber, umgeben von den Offizieren seines Stabes; ihm zur Seite steht sein Sohn, der Adjutantendienste bei seinem Vater versieht.

Das deutsche Kriegerdenkmal in Tientsin

Das von dem Berliner Bildhauer Professor Kuno von Uechtritz geschaffene Denkmal zur Erinnerung an die während der chinesischen Wirren in den Jahren 1900 und 1901 gebliebenen Angehörigen der deutschen Land- und Seestreitkräfte, dessen Aufstellung unser Bild zeigt, ist inzwischen enthüllt worden. Das Monument besteht aus einer überlebensgroßen Gestalt eines mittelalterlichen Ritters, der, auf Schwert und Schild gestützt, fest und ruhig dasteht, so Mannhaftigkeit und standhafte Treue versinnbildlichend. Abgesehen von den etwas archaistischen Formen, die dort im fernen Osten nicht allgemeines Verständnis finden dürften, macht das Denkmal einen ernsten, würdigen Eindruck. Die deutsche Kolonie, in deren Bezirk sich das Denkmal erhebt, kann auf die neue Zierde stolz sein; sie wird es sich auch wohl nicht nehmen lassen, den Eindruck des Standbildes durch eine würdige Ausgestaltung des ganzen Platzes noch zu erhöhen. In den



Phot. Franz Scholz, Tientsin

Aufstellung des deutschen Kriegerdenkmals in Tientsin

Sockel wurde vor Legung des Schlußsteines eine Kassette eingemauert, in der ein Dokument mit einem Abriß der Denkmalsgeschichte, je eine Nummer der Brigadezeitung und des Tageblattes für Nordchina und einige chinesische Geldstücke niedergelegt sind. Die Vorarbeiten hinsichtlich der Auswahl eines passenden Denkmalsentwurfes sowie die Vorbereitungen zur Errichtung des Denkmals waren einer Kommission übertragen worden, in welcher der jeweilige Kommandeur der Besatzungsbrigade den Vorsitz führte und der Kaiserliche Konsul ständigen Sitz hatte, während ihr außerdem noch einige Vertreter der deutschen Residenten Tientsins angehörten.



Phot. J. D. Heiß, Moskau

Der russische Oberbefehlshaber in Ostasien General Lenewitsch; links neben ihm sein Sohn als Adjutant

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 46



Angiolina. Nach einem Pastell von Ernesto Vettori (Florenz)

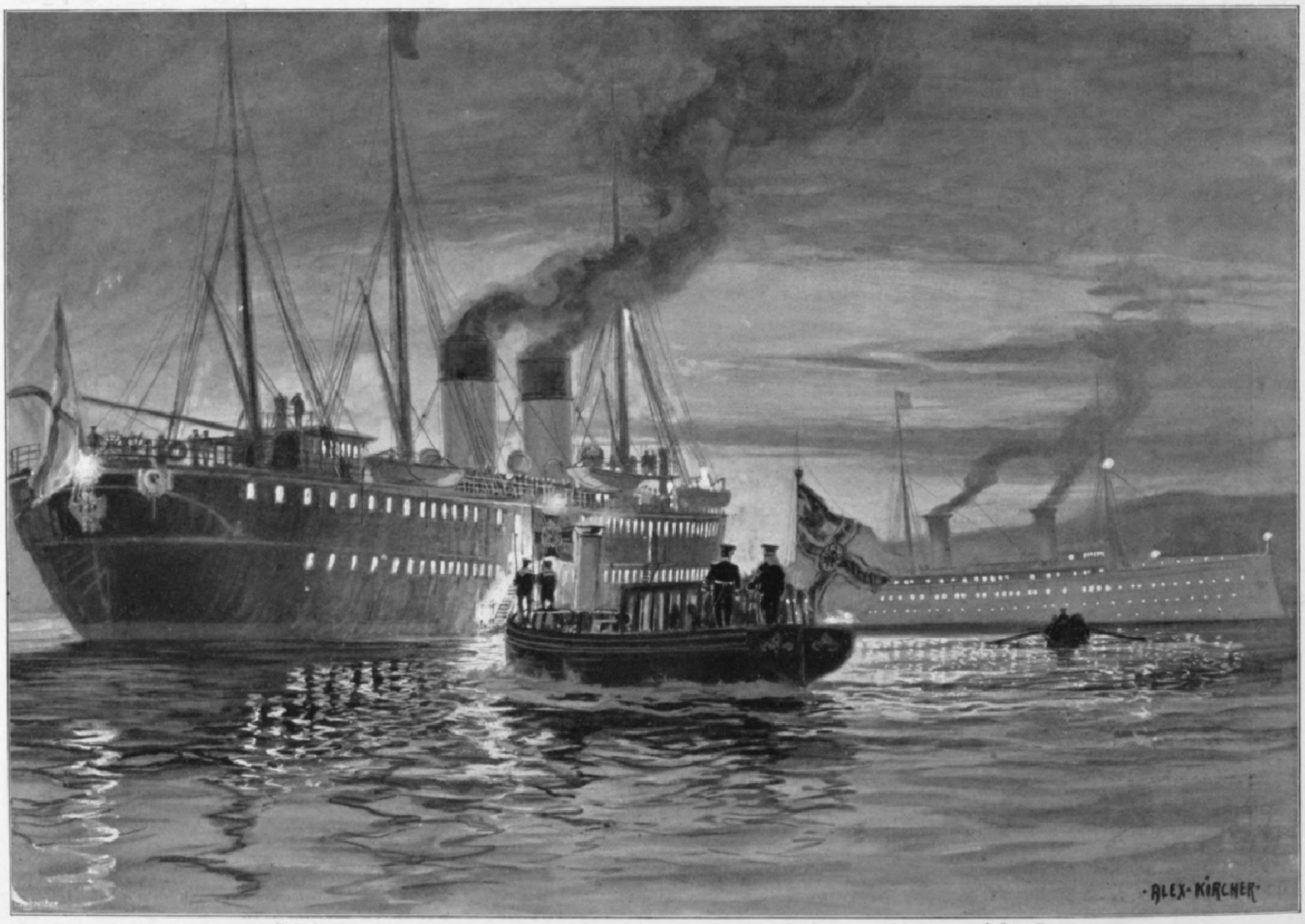


Phot. Th. Jürgensen, Kiel

Von der Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem Zaren in Björkö: die beiden Kaiser auf dem Verdeck von S. M. S. „Berlin"

Die Kaiserzusammenkunft in Björkö

Der kleine, im Schärenlabyrinth des finnischen Meerbusens versteckte Hafen Björkö, von dessen Existenz draußen in der Welt bis vor kurzem gewiß nur wenige Kundige eine Ahnung hatten, ist gleichsam über Nacht zu einer internationalen Berühmtheit gelangt. Zu allgemeiner Ueberraschung änderte die „Hohenzollern", die den Kaiser auf einer Erholungsreise von Ort zu Ort an der schwedischen Küste geführt hatte, ihren Kurs und steuerte gen Osten, dem Strande des unglücklichen, von äußeren und inneren Wirren zerrissenen Reußenreiches entgegen. Und lange währte es auch nicht, so erschien die stolze russische Kaiserjacht „Polarstern" am Horizont, und in mehrfach wiederholter Unterredung tauschten die beiden Monarchen ihre Meinung über die schwebenden Fragen der internationalen Politik aus. Kaum irgendein andres politisches Ereignis der letzten Jahre hat so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, hat in gleichem Maße Stoff zu Gesprächen und Kontroversen aller Art gegeben als diese Kaiserentrevue, die in dem jetzigen Augenblick, unter den obwaltenden Umständen so leicht keiner der Fernstehenden vermuten konnte. Was zwischen den beiden Monarchen gesprochen wurde — keiner war übrigens von irgendeinem wirklich bedeutenden Staatsmanne begleitet —, wer die Anregung zu dieser Zusammenkunft gegeben, das entzieht sich vorläufig einer sicheren Kenntnis. Der von deutscher offiziöser Seite verbreiteten Fassung der Zar habe sich bei der unglücklichen Lage seines Reiches einem befreundeten Monarchen gegenüber aussprechen wollen und daher die erste Anregung zu diesem Rendezvous gegeben, widersprechen, so plausibel sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag, mancherlei psychologische Gründe. Daß Deutschland durch diese Zusammenkunft in ein näheres Verhältnis zu dem geschlagenen Rußland gebracht werden wird, erscheint ziemlich sicher. Daß die beiden Westmächte sich dieser Konstellation gegenüber ebenfalls enger zusammenschließen werden, ist zum mindesten wahrscheinlich; in kurzer Zeit wird ein mächtiges Geschwader — vielleicht mächtiger als die ganze deutsche Flotte — die englische Flagge in der Ostsee zeigen, und vor Kopenhagen werden desgleichen französische Panzer Anker werfen.



„Polarstern" „Hohenzollern"

Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms II. mit dem Zaren in der Ostsee. Nach einer Originalzeichnung von Alex Kircher

Einweihung der neuen Straße über den Großen Sankt Bernhard

Obwohl jetzt der Reiseweg von Deutschland oder Frankreich nach Italien eigentlich nicht mehr über die Alpen, sondern vielmehr durch die Alpen geht, gibt es doch noch manche, die der Fahrt durch dunkle, dumpfige Felshöhlen eine Wanderung über die freie Paßhöhe an schäumenden Bächen vorbei und leuchtenden Schneefeldern vorziehen. So flutet denn auch alljährlich eine große Schar hinüber und herüber über die verschiedenen Einsattlungen des Gebirges, wo sich Norden und Süden die Hand reichen. Es sind harmlose, vergnügte Leutchen, die da auf gutgepflegter Straße oder allerhöchstens auf dem Saumpfad dahinschlendernd die Wunder der Alpenwelt genießen, und der eigentliche Alpinist sieht mit Geringschätzung auf die „Paßschnecken" herab. Allen Paßwanderern aber wird es eine willkommene Nachricht sein, wenn sie hören, daß jetzt der Weg über den Großen Sankt Bernhard durch die Anlage einer neuen Straße wiederum um vieles bequemer geworden ist. Der Große Sankt Bernhard ist ja ganz besonders vom Hauch der Romantik umweht. Seitdem hier Bernhard von Menthon, dem man jetzt eine Statue errichtet hat, an der Stelle, wo sich früher ein Jupitertempel erhob, ein Kloster gebaut hatte, wurde der nach ihm benannte Paß und das Hospiz recht eigentlich die Schule und das Muster für die Geistlichen und Ordensbrüder, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, in der wilden Natur des Hochgebirges dem Wanderer christlichen Liebesdienst zu erweisen. Die Mönche, die zu den Chorherren der regulierten Augustiner gehören, sind übrigens meistens wissenschaftlich gebildete Männer, die in den Mußestunden, die ihnen die Religionsübungen und ihr Wachtdienst übriglassen, mannigfachen Studien obliegen. Von hier aus sind fast alle Hospize auf den verschiedenen Alpenpässen gegründet worden. Eine historische Berühmtheit hat der Große Sankt Bernhard durch den Uebergang des Ersten Napoleon erhalten, der dort im Jahre 1800 mit 40000 Mann und 150 Geschützen über die Alpen ging. Noch heute ist das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard viel besucht; gastfrei nehmen die Ordensbrüder den Wanderer auf, und jeder legt gern seine Gabe dafür in den Opferstock. Die berühmten Bernhardinerhunde sind leider ausgestorben, aber wackere Neufundländer sind an ihre Stelle getreten und begleiten die Mönche auf ihren Wanderungen.



Phot. J. Brocherel, Aosta

Einweihung der neuen Straße über den Großen Sankt Bernhard

Der Blutritt in Weingarten

Am Freitag nach Himmelfahrt findet in dem württembergischen Städtchen Weingarten alljährlich der sogenannte Blutritt statt, eine Prozession, bei der ein berittener und von Berittenen begleiteter Priester eine getreue Nachbildung der in der Weingartener Klosterkirche seit Jahrhunderten aufbewahrten Heiligblutreliquie trägt. Eine große Menge von Wallfahrern aus Oberschwaben, Bayern, Vorarlberg und der Schweiz pflegt sich zu der Feier zusammenzufinden. Der Blutritt beginnt morgens um 6 Uhr. Kreuz- und Fahnenträger eröffnen den Zug, ihnen folgt das betende Volk, dann die Musik der Stadt und der Kirchenchor. Hierauf erscheint zu Pferd der Priester mit dem heiligen Blut, begleitet von vier Reitern mit rotsamtenen, goldgestickten Standarten. Die Nähe des heiligen Blutes wird durch vorausgetragene Kreuze und Fahnen und durch den Glöckner mit großer Glocke angezeigt. Hinter dem heiligen Blut folgen wieder zahlreiche Wallfahrer, worauf einige hundert Heiligblutreiter in bürgerlicher Tracht den Zug beschließen. Dieser nimmt seinen Ausgang von dem Hauptportal der Kirche, geht um das Kloster herum, hierauf hinab durch die Stadt in der Richtung nach Ravensburg, und biegt dann ins Feld ein. Unterwegs passiert er eine Scheune in einem Bauernhof, in dem der Teufel gehaust haben soll. Dieser Durchritt ist berühmt, und Tausende von Wallfahrern gehen mit durch diese Scheune. Gegen 11 Uhr wird die Prozession, die inzwischen die Markung durchzogen hat, von der Geistlichkeit, dem Stadtpfarrer und zwei Leviten in roten Gewändern an der Spitze, am Hauptportal der Kirche empfangen. Hier steigt der „Blutpriester“ vom Pferde und hält kniend vor dem dichtgedrängten Volk das heilige Blut zur Beräucherung hin, worauf es von dem Zelebranten in Empfang genommen wird. Nachdem der Kirchenchor den Hymnus „Salvete Christi vulnera“ gesungen, erteilt der Zelebrant dem versammelten Volke nach Absingung der seit uralter Zeit gebräuchlichen Versikel samt Gebet feierlich den Segen. Hierauf zieht die Prozession vor den Hochaltar, wo das Hochamt beginnt.



Phot. Stitmer

Der Blutritt in Weingarten

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. II.

Wettkampfpartie, gespielt zu Rostow am Don am 20. (8.) März 1896. (Düna-Zeitung.)

Weiß: E. Schiffers (†). — Schwarz: W. Steinitz (†).

Vierspringerspiel

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	15. f4—f5	Sg6—e5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. a2—a4 [5]	Kf7—g8
3. Sb1—c3	**Sg8—f6**	17. Kg1—h2	Ta8—f8
4. Lf1—b5	Lf8—b4	18. g2—g4	Ld7—e8 [6]
5. 0—0	0—0	19. Lc1—f4	Sf6—d7
6. d2—d3	Sc6—e7 [1]	20. Dd1—e2	Le8—f7
7. Sf3×e5	c7—c6	21. g4—g5	Tf8—e8 [7]
8. Lb5—c4	Lb4×c3	22. h3—h4	g7—g6
9. b2×c3	Dd8—a5	23. f5×g6 [8]	h7×g6
10. Lc4×f7† [2]	Tf8×f7 [3]	24. Lf4—d2	Da5—c7
11. Se5×f7	Kg8×f7	25. Tf1—f2	d6—d5
12. c3—c4	d7—d6	26. Ld2—f4	Dc7—b6
13. h2—h3! [4]	Se7—g6	27. Ta1—f1	d5×e4 [9]
14. f2—f4	Lc8—d7	28. Lf4×e5	e4×d3 [10]
		29. Tf2×f7!! [11]	

[1]) Die übliche Fortsetzung ist Lb4×c3.

[2]) Hiermit erlangt Weiß einen Turm und zwei Bauern gegen zwei leichte Offiziere.

[3]) Wenn Kg8—h8, so 11. Se5—c4 Da5—c7 (oder Da5×c3 12. Lc1—b2 Dc3—b4 13. Lb2—a3 Db4—b5 14. La3×e7 bezw. 13. . . . Db4—a4 14. Lf7—h5 oder 13. . . . . Db4—c3 14. Lf7—h5 Sf6×h5 15. Dd1×h5 Dc3—f6 16. e4—e5) 12. Lf7—h5 mit Vorteil für Weiß.

[4]) Bei sofortigem 13. f2—f4 konnte Schwarz durch Lc8—g4 den Damentausch erzwingen.

[5]) Energischer war hier wohl 16. g2—g4 oder 16. Dd1—e2 (mit der Drohung 17. d3—d4 und Springergewinn).

[6]) Notwendig gegen die Drohung 19. g4—g5 nebst 20. Dd1—h5.

[7]) Auf d6—d5 würde Schwarz nach 22. d3—d4 Se5×c4 23. e4—e5 schlecht stehen.

[8]) Notwendig, da auf 23. h4—h5 mit Vorteil für Schwarz g6×f5 gefolgt wäre.

[9]) Mit diesem und dem folgenden Zuge geht Schwarz auf den Gewinn eines Bauern los. Dabei übersieht er jedoch die dem Anziehenden zu Gebote stehende reizende Kombination.

[10]) Etwas besser war Sd7×e5, obgleich auch dann Weiß nach 29. De2×e4 das bessere Spiel hatte.

[11]) Nach diesem glänzenden Zuge gab Schwarz die Partie auf. Sie ist in der Tat rettungslos verloren, wie aus folgenden Varianten ersichtlich ist: a) d3×e2 30. Tf7—g7† Kg8—h8 31. Tg7×d7† Kh8—g8! 32. Td7—g7† Kg8—h8 33. Tg7—e7† u. s. w.; b) 29. . . . Sd7×e5 30. De2×e5 Te8×e5 31. Tf7—f8† u. s. w.; c) 29. . . . Db6—e5 30. Tf7—g7† Kg8—h8 31. Tg7×d7† Te8×e5 32. Tf1—f8†!! De5×f8 33. De2×e5† u. s. w.

Homonym

Vierfüßler zwar, doch ohne Leben,
Bin ich zu sehn an jedem Ort;
Wird im Theater „Tell“ gegeben,
Dann findest du gewiß mich dort.

Stolz aufwärts meine Mauern steigen,
Es sind die Türen fest und stark:
Wohl dir, mein Freund, wenn als dein eigen
Mein Innres birgt viel tausend Mark.

Und sind in froher Tafelrunde
Vom Wein die Geister aufgeregt,
Dann werd' in mitternächt'ger Stunde
Ich im geheimen oft gelegt.

Im Meere auch bin ich zu schauen,
Naht mir das Schiff, es langsam fährt.
Durch mich, so klagen oft die Frauen,
Sind alle Männer nicht viel wert! F. M.-S.

Silbenrätsel

Durch meine ersten beiden bricht
Der zarte Keim durch Nacht zum Licht,
Auch dringt ins dunkle Kämmerlein
Durch sie der goldne Sonnenschein.

Ward einst ein Strolch im deutschen Land
Zum Tod verdammt durch Henkershand,
Dann mußte er zum Galgen hin
Mit meinen beiden letzten ziehn.

An eines deutschen Stromes Rand,
An eines deutschen Meeres Strand,
Da liegt das Ganze, still und klein —
Wo mag es wohl zu suchen sein? F. M.-S.



Otto Bromberger fec.

Stoßseufzer im Luftkurort

Lebemann (der gleich nach seiner Ankunft in der Sommerfrische seinem Schneider und Schuster begegnet): „Verflixt, mein Arzt hat mir doch versichert, daß die Luft hier am Ort absolut rein sei!“

Totenschau

Hofrat von Müller, österreichisch-ungarischer Zivilagent für Makedonien, 22. Juli, Saloniki. — Kriegs- und Landschaftsmaler F. Martini, 76 J., 24. Juli, Neapel. — General Carlo Mezzacapo, Veteran aus den italienischen Befreiungskämpfen, 87 J., 26. Juli, Rom. — Charles Joly, hervorragender französischer Musikkritiker, 27. Juli, Paris. — Ständerat und Stadtammann Armin Kellersberger, 67 J., 28. Juli, Baden (Aargau). — Dr. jur. Bernhard von Maltzan, Oberlandesgerichtspräsident a. D., 85 J., 27. Juli, Rostock. — Otto Herz, bekannt. Entomologe, 56 J., St. Petersburg. — Schriftsteller Adolf von Molsberg, Nachkomme Gutenbergs, 29. Juli, Langenau bei Mainz. — Jörgen Malling, Komponist, 70 J., Kopenhagen. — Ludwig von Jolly, Professor des Verwaltungsrechts, 63 J., 30. Juli, Tübingen.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1037:

Der dreisilbigen Scharade: Epikur.
Des Logogryphs: Estrich — U-Strich.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Anna Schrader in Untermais-Meran (3); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); „Prinzeßchen“ in Weimar (4); Frau Helene Graul in Striegau i. Schl. (2); „Oedipus“ in Emden (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (4); K. Met"er in Basel (4); „Huckebein“ in Eisenach (2); Clara M. in Bielefeld (3); Erich K. in Wiesbaden (2); Freya in Halberstadt (4); Lambert in Züllichau (2); Ignaz in Ansbach (3); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (2); „Don Carlos“ in Hannover (2).

Aus dem Unterrichtswesen

Technikum Ilmenau. Techniker oder Kaufmann? Das ist bei der Besetzung zahlreicher Stellen in Fabriken oft die Frage, die sofort gelöst wäre, wenn es nicht an kaufmännisch gebildeten Ingenieuren mangelte. Am Technikum Ilmenau ist deshalb durch Einführung eines halbjährigen Kursus für handelsakademische Ausbildung auch zur Erwerbung kaufmännischer Kenntnisse Gelegenheit gegeben worden.

Aus Bädern und Kurorten

Reine, gesunde Luft, Höhenluft, ist das Brot der Lungen. Nervöse, überarbeitete, geschwächte, erholungsbedürftige, bleichsüchtige und blutarme Konstitutionen, unterleibskranke Frauen und alle, die an Blutentmischungen leiden, sollten Höhenluft atmen. Unter stetiger Mitwirkung dieses ersten und höchsten Heilfaktors systematische Kuren unternehmen zu können, als: Luftkuren, Terrainkuren, Licht-, Luft- und Sonnenbäder, dazu bietet eine ideale Gelegenheit das Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen, die schönste und größte Naturheilanstalt der Schweiz. Die gesamte Naturheilmethode, auch Kohlensäurebäder, elektrische Lichtbäder, Bestrahlungen, angepaßte, nicht einseitige vegetarische Ernährungsweise kommen zur Anwendung. Die Behandlung erfolgt von zwei approbierten Aerzten und einer Aerztin. Für Frauenleiden ist eine Spezialabteilung unter Leitung der Aerztin errichtet.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Richtige Hautpflege ist ein sehr wichtiger Faktor für das Wohlbefinden eines jeden Menschen. Deshalb sollte zum Waschen und Baden nur eine äußerst milde, vornehm duftende und konservierende Toiletteseife — die bewährte Eibischin-Seife — für Kinder und Erwachsene gebraucht werden. In Berlin nur bei Franz Schwarzlose, Leipzigerstraße 56 (Kolonnaden), à Stück 35 Pfennig, 5 Stück 1,50 Mark, zu haben.

Die gesamte gebildete Welt verfolgt mit Spannung die Fortschritte auf dem Gebiete der Funkentelegraphie. Die meisten höheren und mittleren Schulen haben im Physikunterricht die drahtlose Telegraphie mit in den Kreis ihrer Betrachtungen hineingezogen; aber leider war es bei den hohen Preisen der notwendigen Apparate bisher nur wohlhabenderen Lehranstalten vergönnt, durch Versuche das Verständnis zu erleichtern. Durch die verblüffende Einfachheit der Schneiderschen Konstruktionen (Schneider & Wesenfeld, G. m. b. H., in Langenfeld) ist es nun endlich gelungen, die Apparate so billig herzustellen, daß nicht nur die kleinste Schule sie anschaffen kann, sondern daß sie auch wegen der einfachen Handhabung, die ein Fehlschlagen der Versuche ausschließt, zu einem beliebten Spielzeug für die reifere Jugend geworden sind.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Romeit schloß ihr den Mund mit der Hand und sagte merkwürdig ernst: „Modeste, sprich nicht weiter!... Ich sehe doch auch. — Ich habe auch meine Gedanken — nur daß ich sie mit aller Kraft zurückdränge ... Ich bin sonst ein ganz vernünftiger, sogar schwerblütiger Mensch, wo es sich nicht um dich handelt ... Aber bei dir will ich gar nicht vernünftig sein — ich will träumen! Das ist gewiß schlapp. Und eigentlich bin ich gar nicht schlapp ... Aber wenn man in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Traum geträumt hat, so soll man ihn träumen, so lange man irgend kann ... Mein Vater ist gestorben. Was hat's mir schließlich gemacht? — Gar nichts, gar nichts! Meine Mutter könnte heute sterben. Was würde es mir machen? — Nichts, gar nichts!... Und ich schäme mich nicht. — Wie's später zwischen uns werden wird, das weiß ich nicht. Das heißt, ich weiß ganz genau, daß es bald zu Ende sein wird ... Aber ich möchte doch später und stets denken, daß du mir das Liebste und Beste auf der Erde gewesen bist. Und sieh mal, Modeste — wenn ich erst von dem Glauben lassen muß, dann muß ich auch von mir selbst lassen!“

Modeste sah ihm lange in die Augen. „Habe ich dich lieb?“ fragte sie wie träumend. — „Ja, ich habe dich lieb! — Aber ob's vorhält? — O du kennst uns nicht!... Wir sind alle harte, kalte Egoisten. Und ich habe eine Angst vor dieser Kälte, dieser Leere, ich bin von ihr zu dir geflohen vielleicht. Aber ich bin doch eine Lindt! Und diese Lindt muß erst in mir erwürgt, die letzte Faser von ihr herausgerissen sein, bis ich die bin, die ich wirklich bin ... Das kommt aber nie.“ Einen Augenblick stand sie schweigend, sah sich um mit leeren Augen. Es war ganz still im Wald. Nur ein leises Klagen in den Tannenkronen. Die singenden Bäume hatten die Umarmung gelöst, sangen nicht mehr ... Die Pferde steckten die gesenkten Köpfe zueinander, nickten schnuppernd, schüttelten sich dann wieder, als pflögen sie heimlich Gespräch. Der braune Unhold, der tödlich gelangweilt dabeisaß, hob die Nase. In den Tannen drüben knackte es. Sie lauschten.

„Es werden die Schindeljuden sein“, beruhigte er.

„Nein, ich sehe jetzt etwas Helles,“ flüsterte sie. „Um Gottes willen! Es sind mein Vater und meine Schwester ... Kusch, Flock!“ — Aber Flock sprang mit feindlichem Gebell gegen den alten Knochenmehlhändler, in dem sein Hundeinstinkt den zweifelhaften Gentleman witterte.

„Ist hier jemand?“ fragte laut eine ölige Stimme.

Modeste winkte Herrn Romeit: „Kein Wort!“ Sie saß gewandt auf und ritt im Schritt weiter durchs Holz.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Thüringerin. Nach dem Gemälde von Leon Pohle (Dresden)

„Ach du!“ sagte der Alte, als er den Stern von Barginnen erblickte. „Wir wollten eben zu dem Platz, wo die Juden die Schindeln machen.“

„Aber da war doch noch jemand!“ lispelte Frieda mißtrauisch.

„Zu den Schindeljuden geh ich gern mit,“ rief Modeste laut.

*

Der Alte ging weiter.

„Aber da ist doch ein großer Schatten — ein Pferd oder ein . . .“ beharrte Frieda zurücksehend.

„Es werden Rehe sein,“ meinte der Alte wieder. „Man schont noch viel zu viel. Die Felder leiden sichtlich. Ich werde dem Jäger sagen, daß er ein halbes Dutzend Ricken abschießt.“

Modeste schwieg und streifte mit der Reitgerte eine Bremse vom Pferdehals. Im selben Augenblick äugte Frieda über die Eichenlichtung, auf die sie jetzt traten. Ein sehr flüchtiger Reiter tauchte drüben auf, verschwand.

„Das war ja Herr Romeit, Modeste!“

„Ja, warum soll es nicht Herr Romeit sein, liebe Frieda?“

„Du, am Ende . . .?“

Sie waren bald darauf zu den Schindeljuden gekommen, die tiefer drinnen in dem Fichtenwalde arbeiteten. Die Axt klang hell und scharf. Das Holz seufzte in ohnmächtiger Klage. — Eine kleine Blöße inmitten ehrwürdiger Fichten — eine offene Hütte mit Holzspänen gedeckt. Darinnen fünf biblische Männergesichter und ein Schlagen und Raspeln wie in einer Fabrik. Ein alter graubärtiger Jude spaltete die schweren Scheite ganz gleich, durch dreißigjährige Uebung selbst zur Maschine geworden. Zwei jüngere griffen die schmalen, regelmäßigen Stücke, glätteten sie hastend, schnell — der vierte raspelte die Rinne —, ein habwüchsiger Junge trug dann die fertigen Schindeln zu den kunstgerecht geschichteten Haufen; zuweilen schaute er auch nach dem Deckel des rußigen Topfes, wo Milch unter züngelnder Flamme brodelte. Es waren russische Juden von der Tilsiter Grenze, Frühlingsanfang gekommen, Ende Herbst wollten sie wieder gehen. Und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in Regen oder Sturm, bei gutem und bei schlechtem Wetter die gleiche, harte, tötende Arbeit, die gleichen scharfen habsüchtigen Gesichter an demselben Fleck. Und wahrscheinlich durch all diese Jahre hindurch überall derselbe brodelnde Milchtopf, derselbe salzig riechende Hering, dieselben trockenen Kartoffeln. Niemals Fleisch, weil sie dem Schächter in der Kreisstadt mißtrauten. Nur die Zigarette dampfte unaufhörlich. Heute wollten sie früher aufhören mit arbeiten, weil sie morgen in die Heimat zu reisen gedachten, das jüdische Pfingstfest daheim zu feiern, wie's der Ritus vorschrieb. — Die Lindts sahen interessiert zu. Auf einem Baumstumpf lag eine halb beschriebene Postkarte. Die beiden Mädchen schauten neugierig auf die Buchstaben.

Der alte Jude ließ einen Augenblick die Axt ruhen und spuckte in die Späne. „Es ist die Schrift Moses,“ sagte er mit hartem Gaumentone. „Die älteste Religion der Erde ist so geschrieben . . .“ Dann lachte er wieder und fuhr sich nach dem fettigen Käppchen. „Ja, die Herrschaften denken immer, 'n Jud kann nicht schwer arbeiten. O, 'n Jud kann schon schwer arbeiten. Die Knechte auf dem Hof, die arbeiten nicht halb so viel wie wir.“

Der halbwüchsige Junge blinzelte pfiffig zu Modeste hinüber: „Warum ist das Fräulein jetzt so allein?“

Modeste zuckte die Achseln. „Ich bin auch gar nicht allein!“

„Ich meine nur, warum nicht mitgekommen ist auf seinem Pferd der Herr Inspektor, wie sonst? Er ist ein guter Herr, aber auch ein strenger Herr, der Herr Romeit, der uns nicht arbeiten lassen will am Sonntag. Der Vater möchte sich darum wenden an den gnädigen Herrn selbst . . . Feiern wir doch schon unsern Sabbat. Was sollen wir noch feiern Ihren Sonntag!“

„Du bist frech, Bengel!“ sagte Modeste leise und fühlte das Rot in ihre Wangen steigen.

„Was soll ich gewesen sein, frech?“ erwiderte der Junge beleidigt. „Habe ich doch nur gesagt, was ich gesehen habe! Bei den Eichen, die unser Herr Wendel ja auch gekauft hat im Winter, haben gestanden vorhin zwei Pferde dicht nebeneinander. Das eine Pferd war der Rappe hier.“

Modeste schwieg. Aber der alte Jude half ihr unbewußt. „Was redste da eigentlich, Schlaume? Willst schweigen endlich! Was hast de zu reden, wenn du nicht bist gefragt? — Es ist nämlich 'n Tochtersohn von mir, gnädiges Fräulein,“ erklärte er. „Lungert am liebsten 'rum. Er paßt nicht bei die Schindeln. Ich muß ihn wahrscheinlich tun in ein andres Geschäft . . . Wollen Sie nicht einlegen ein gutes Wort, gnädiges Fräulein, bei dem Herrn, daß wir arbeiten dürfen auch am Sonntag? . . . Dürfen wir arbeiten am nächsten Sonntag, gnädiger Herr?“ rief er gleich darauf hinüber.

Der alte Lindt stöckerte gerade mit der Stockzwinge zwischen den liegenden Fichtenstämmen herum. „Euer Herr Wendel hat mich doch übers Ohr gehauen. Das ist ja ein Spottpreis für den Festmeter.“

„Ob wir am Sonntag arbeiten dürfen?“ gurgelte der Jude wieder.

„Arbeiten? Warum denn eigentlich nicht? — Ich arbeite den ganzen Sonntag.“

Sie gingen. Der alte Jude hatte höflich mit dem Käppchen gegrüßt, während der halbwüchsige Bursche die Dohlenaugen verdrehte. Dann scholl wieder der scharfe Axtklang durch den Wald . . . Modeste führte jetzt ihr Pferd und ging neben der Schwester. Frieda schwieg beharrlich. Und dieses Schweigen war immer beunruhigend . . . Zuweilen blieb der Alte stehen. „Aber seht doch, Kinder, wie das wächst! Der Hafer wie eine Mauer! Der Winterroggen macht sich auch ganz gut. Wenn die Preise irgend annehmbar sind, wird es ein gesegnetes Jahr. Auch der Romeit recht tüchtig. An das Holzgeschäft mit dem Wendel wollte er erst nicht 'ran — so Sentimentalitäten, als wenn schlagbarer Wald zum Vergnügen da wäre. Aber dann hat er das Geschäft ganz gut abgewickelt. Wollte den Juden vorhin auch nur etwas dämpfen. Diesmal hab' ich ihn 'reingelegt; das nächstemal legt er mich natürlich 'rein.“

Als Modeste das Pferd selbst in den Stall führte, war Herr Romeit bereits da. „Du bist im Felde gewesen, verstehst du? — Hast mich überhaupt nicht gesehen!“ flüsterte sie. „Frieda ahnt was . . . Und heut abend, wenn ich den Hund 'runterbringe, sei im Park! Ich pfeife zweimal . . .“

Das Abendrendezvous war sehr flüchtig.

„Ich habe lange über diesen Tag nachgedacht,“ sagte er zum Schluß langsam. „Daß du mich nicht heiraten kannst, das weiß ich. Aber wenn du mich auch nicht lieb hättest einmal . . .“

„Was fällt dir ein, Otto? Ich habe dir gesagt . . . Uebrigens, ich habe Angst vor Frieda. Es war auch dumm! . . . Wir müssen sehr vorsichtig sein das nächstemal. — Das heißt, wenn wir uns überhaupt noch mal treffen können. Adieu!“ Sie hielt ihm die Hand hin. Er aber machte keinen Versuch, das schöne Mädchen zu halten. Er blickte ihr nur lange kopfschüttelnd nach.

*

Herr Lindt war derweilen steifbeinig zum Wohnzimmer hinaufgestiegen. Frau Louise erwartete ihn bereits. „Ein Expreßbrief da, lieber Mann — aus Königsberg, soweit ich entziffern konnte. Kirchensiegel . . . Ahnst du?“

Der Alte nahm würdig nickend den Brief und ließ ihn uneröffnet in die Brusttasche gleiten. „Ich ahne nicht nur, liebe Louise, ich weiß sogar genau . . . Uebrigens, was ich dir noch sagen wollte — ich sähe es ganz gern, wenn Axfils diesmal etwas früher kämen, vielleicht schon Anfang September. Man möchte doch seine Kinder um sich haben. Fünfundsechzig Jahre — man weiß ja nie . . . Aber mach dir deswegen um Gottes willen keine Gedanken!“ lispelte er freundlich. „Ich fühle mich im Gegenteil recht wohl, so innerlich ausgeglichen. Es haben zwar alle Menschen an mir 'rum zu nörgeln — ihr aber werdet hoffentlich einmal einsehen, daß für meine Familie mir nie ein Opfer zu groß gewesen ist.“

„Du tust so geheimnisvoll, Karl!“

„Ich tue nichts, gar nichts, liebe Louise. Aber daß du mir an Axfils schreibst! . . . Und Modeste soll nächsten Winter nach Berlin, um 'n bißchen was mitzumachen. Außer dem Baron in Eyselin sind die standesgemäßen Partien hier doch absolut zu zählen. Ich für meine Person wenigstens wäre nicht geneigt, einen Herrn Pescatore alias ‚Guten Morgen, Herr Fischer‘ in unsrer Familie willkommen zu heißen.“

„Du guter, lieber Mann!“

Und Herr Lindt stieg steifbeinig wieder hinunter ins Kontor, da seinen Brief allein zu lesen.

Nach dem Essen aber beschied er Herrn Romeit ins Schloß hinüber. „Ich habe mich da vergaloppiert mit den Schindeljuden heute. Sonntag wird nicht gearbeitet! Ich halte streng auf die Einhaltung aller kirchlichen Feiertage. Und das gilt für alle unumstößlich!“ Milder fügte er hinzu: „Lieber Romeit, Sie sind ja sonst 'n verständiger Mann. Und wenn in der Kleeernte vielleicht mal einen Sonntag eingefahren werden muß, so wird eben selbstverständlich eingefahren. — Aber dann sollen Sie mich nicht erst groß darum fragen — da handelt ein tüchtiger Wirtschaftsbeamter ganz auf seine eigne Kappe . . . Verstanden?“

„Jawohl.“

Trotzdem behandelte Herr Romeit christliche und jüdische Feiertage mit derselben Gleichgültigkeit. Denn am nächsten Sonntag klang zwar der Axtschlag der Schindeljuden hell durch den Wald, aber die Heukäpsen des Gutes blieben auf dem Felde, obgleich Landregen drohte.

XVIII

Modeste hatte sich fast wochenlang nicht aus dem Hause gerührt. Als sie eines Montags wie von ungefähr den Sommerrappen satteln ließ, ritt sie fast in die Eyselinsche Feldmark hinein, ehe sie sich überhaupt umschaute. Aber weit und breit kein Reiter zu sehen. Das wunderte sie zwar, war ihr aber vielleicht auch recht. Sie wandte das Pferd und trabte langsam zurück. Wollte oder konnte er nicht kommen, nachdem er sie doch abreiten gesehen?

Endlich erblickte sie Herrn Romeit an der Grenze. Er stand an einem Baum und sah über das fremde Feld. Er war allein. Sie hob sich höher im Sattel, damit er sie sehen solle. Er aber rührte sich nicht. Da ritt sie zögernd näher. Er grüßte sie sehr tief wie immer — aber das Gesicht war übernächtig und grau. Sie glitt vom Pferde. „Du hast mich doch fortreiten gesehen, Otto?“

„Gewiß.“

„Und kamst nicht nach?“

„Nein.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil's dir ja doch ganz gleichgültig ist, Modeste.“

Sie schlug mit der Peitsche nervös in die Luft. „Quäl du mich nicht auch noch! Ich quäle mich schon gerade selbst genug.“

„Es hört ja auch bald auf, Modeste . . .“

„Ja, Gott sei Dank! Aber ich bin heute nur deinetwegen weggeritten, nur deinetwegen, damit du's weißt!“

„Und ich stehe hier nur deinetwegen, damit du's weißt.“

„Also?“ fragte sie scharf.

„Ich wollte dir nur noch wegen neulich sagen. Dich geniert's allmählich . . . Wir wollen uns auch nicht mehr allein treffen oder sprechen . . .“

„Jetzt auf einmal?“

„Ja, jetzt auf einmal . . .“ Er hatte sich immer noch nicht gerührt und schaute jetzt wieder auf das fremde Feld.

„Sieh nicht dahin!“ sagte sie erregt, „das macht mich nervös. Es ist Eyselinsches Feld — und du weißt . . .“

Er haschte nach einer Aehre. „Es ist ein sehr gutes Roggenfeld.“

„Es ist sein Feld!“ rief sie.

Er ließ die Aehre wieder durch die Hand zurückgleiten. „Ich glaube, er hat's mit mir recht gut gemeint.“

„Wie meinst du das?“ fragte sie eisig.

Er antwortete ganz ruhig. „Er hat mir gesagt, daß die Gegend hier für mich nichts tauge und daß ich weit fortgehen möchte, je eher, je besser.“

„Ich verstehe dich nicht, Otto.“

„Er hat aber doch recht gehabt! ... Ich bin auch dumm, war's vielleicht immer. Aber zum Spielzeug, das man aufhebt und wegwirft ganz nach Belieben, dazu bin ich doch zu gut.“

„Ja, wenn du das meinst ...“ Sie faßte den Trensenzügel des Pferdes fester. „Vielleicht hast du auch recht.“ Dann zuckte sie die Achseln. „Ich habe dir nie etwas versprochen, nie die geringste Hoffnung gemacht. Aber wenn du mir von der Seite kommst ... Gut, ich habe mit dir gespielt! Aber daß ich mich zu diesem Zwecke doch erst wegwerfen mußte, das zählt wohl nicht?“

Er zuckte zusammen, faßte sich aber rasch. „Sag das nicht noch einmal — tu's nicht! Ich rat's dir um deinetwillen ... Aber so wahr es einen Gott im Himmel gibt — niemand ist reiner geliebt worden als du, niemand, hörst du! ... Du magst einen Grafen, vielleicht einen Fürsten heiraten später. Aber wenn du mir zu sagen wagst, du hättest dich weggeworfen, so sage ich dir jetzt: ich habe mich weggeworfen — ich allein!“

Sie ordnete pedantisch langsam die Zügel, doch mit bebenden Händen. „Sie helfen mir vielleicht noch aufs Pferd, Herr Romeit.“

Er schien es nicht zu verstehen.

„Nun, dann muß ich wohl allein hinauf.“

Erst da besann er sich und bot ihr Knie und Hand wie ein Automat.

„Los!“ Sie trieb das Pferd mit einem pfeifenden Hiebe zum Galopp an, ohne an eine Richtung überhaupt zu denken. Das aufgeregte Tier brach im Sprunge durch das hochragende Korn, hüben und drüben die Halme wie entsetzt zurückwogend. Erst als keuchend und schnaubend der große Schlag durchmessen, ward Modeste bewußt, daß sie Eyselinsches Korn niedergeritten. Die Lippen zuckten ihr noch von der häßlichen Szene.

Dann wurde sie auf einmal nüchtern, kalt. Sie dachte: ‚Dieses Ende ist schließlich das beste ... Ein Ende mußte es doch einmal haben! Ich habe niemals auch nur geträumt, daß ...‘ Sie ritt weiter, diesmal auf dem Wege und im Schritt. Der Horizont hing voller Wolken, die Ebene schimmerte grau, die Regenstimmung war gekommen, ohne daß Modeste es merkte. Als der erste Tropfen ihr durch die dünne Seidenbluse schlug, fuhr sie aus schwerem Traum. Sie sah auf den bleifarbenen Himmel und sagte für sich: „Ich werde klatschnaß bis nach Hause.“ Der Ritt an dem Gewitterabend fiel ihr ein. Da zuckte eigenwillig die Lippe. „Nun reit' ich gerade weiter! Mag ich naß werden — ich habe eine recht kalte Dusche nötig.“

Der Regen rieselte jetzt weich und warm. Das reifende Korn duftete, die staubigen Blumen am Weg atmeten auf. „Es sind nur noch acht Tage bis zum Ersten — Gott sei Dank! Ich werde ihn bis dahin freiwillig nicht mehr sehen. Und wenn er mir etwa Adieu sagen kommt, so soll er an mein Adieu denken! ...“ Sie trabte auf die Chaussee. An dem nächsten Baum lehnte ein halbwüchsiger Bursch im schmutzigen Arbeitsanzug. Der rechte Jackenärmel baumelte leer. Das verbrannte, trotzige Gesicht war Modeste fremd. Der junge Krüppel wollte ihr leid tun — sie nickte leicht — aber seine Hand hob sich nicht dankbar nach der Mütze, sondern das graue Auge nur stach trotzig zurück. Da tat er ihr nicht mehr leid.

Im Rücken das sehr rasche Rollen eines Wagens. Wahrscheinlich Eyseliner Fuhrwerk. Der Sommerrappe wurde unruhig, versuchte anzugaloppieren, sie zwang ihn zum Schritt. Heute floh sie nicht vor Falkner von Oed — heute nicht! ... Nur der Mund murmelte gehässig: „Du bist doch an allem schuld, du! Schurke!“ Da war auf einmal das Wagenrollen verstummt, Herr von Falkner mußte abgebogen sein. Floh er sie vielleicht jetzt zur Abwechslung? Modeste wandte sich im Sattel. Der Jagdwagen stand. Der Baron war abgestiegen und sprach mit dem halbwüchsigen Burschen, während der Kutscher hochmütig zusah. — Sie ritt nachdenklich weiter. Der alte Eller hatte vielleicht recht. „Die Armen und Elenden, die liebte er, die kamen zu ihm.“ — „Und wenn ich auch einmal arm und elend wäre? — Ich ginge lieber zum Teufel als zu ihm!“ — Es stieg ihr heiß den Nacken empor. Und als im Augenblick das Wagenrollen hinter ihr wieder erklang, ließ sie dem Tier die Zügel und freute sich über den flüchtigen Galoppsprung ihres schnaubenden Renners und den verhallenden Hufschlag der Pferde hinter ihr. „Du sollst mir nie mehr vorbeifahren, wenn ich nicht will — nie mehr!“ — Dem schönen Mädchen war es wie ein Triumph.

Aber als sie völlig durchnäßt in das Turmzimmer zurückgekehrt war, zu dem braunen Unhold, der ihr jubelnd entgegensprang, wurde ihr weinerlich zumute ... „Ich habe mich doch weggeworfen — ich! ... Und ich habe auch nicht mit ihm gespielt ... Ich habe ihn lieb gehabt ... Was ist denn in der Zwischenzeit eigentlich passiert? Am Ende hat er doch gewähnt ...“ Sie sprang auf: „Nein, das kann er nicht geglaubt haben! ... Frau Inspektor Romeit — niemals! ... Ich will lieber alle Todsünden begehen! — Es dürfte's nur keiner wissen ...“ Diesem Gedanken hing sie mit leuchtenden Augen nach. — Und plötzlich fing sie an zu weinen. War's Empörung, Enttäuschung, das Gefühl der wirklichen Verlassenheit, das ihr Herz vielleicht zum erstenmal empfand? — Aber sie mußte weinen.

*

Gegen Abend kam Frieda. Modeste saß noch immer in ihrer nassen Seidenbluse, die auszuziehen sie vollkommen vergessen hatte. Sie sah auch nicht auf, weil ihr die rotgeweinten Augen brannten.

„Du bist wohl sehr traurig, meine liebe Schwester?“ höhnte Frieda.

„Ich wüßte wahrhaftig nicht warum ... Uebrigens laß mich, bitte, ich habe Augenschmerzen!“

„Armes Kind! Und dabei habe ich dir eine sehr traurige Mitteilung zu machen. Dein Busenfreund, der Inspektor Romeit, geht nämlich nicht am ersten Juli, sondern er geht bereits morgen ganz in der Frühe. Diesmal war's denn doch zuviel! Er hatte sich zwar, wie du vielleicht am besten wissen wirst, die ganzen dreiviertel Jahre nicht viel um die Wirtschaft gekümmert, aber heute zog er es sogar vor, sich vierundzwanzig Stunden gar nicht drum zu kümmern. Da ließ ihm denn Papa durch den Hofmann sagen, daß er seiner Dienste wirklich nicht mehr bedürfte und den Vormittagszug morgen für die beste Reisegelegenheit halte. Auf Abschied wurde gleichfalls verzichtet. — Und diesmal war's nicht etwa Papa, der den Ausschlag gab, sondern Mama. Denn wir brauchen wirklich keinen — wirklich keinen ...“

„Ja, was braucht ihr denn wirklich nicht?“ fragte Modeste müde zurück.

„Einen Inspektorschwager brauchen wir wirklich nicht ...“

Modeste fuhr wie gestochen auf. „Unverschämtes Frauenzimmer!“

Aber Frieda hatte bereits die Türklinke gefaßt. „Ja, Inspektorschwager! Inspektorschwager!“ höhnte sie noch einmal.

Darauf wechselte Modeste die Toilette sehr langsam und sehr sorglich, ehe sie zum Abendbrot hinunterging. Sie merkte recht gut, daß die Blicke von Mutter und Schwester argwöhnisch auf ihr ruhten. — Selbst der alte Knochenmehlhändler räusperte sich mißtrauisch ... Aber der Stern von Barginnen war kein schlechter Komödiant, wo es galt! Sie blieb darum auch noch horchend an der Tür stehen, als sich die Eltern zu einer kleinen Besprechung in das Zimmer mit dem Grafenkalender zurückgezogen hatten.

„Lieber Mann, Frieda sagte mir schon neulich, als der kleine Judenjunge ...“

„Laß mich mit dem Judenjungen!“ knurrte der Alte.

„Lieber Mann, du siehst auf Modeste wie in einen goldenen Spiegel.“

„Ich halte es eben für ganz undenkbar, Louise ...“

„Ich ja auch eigentlich, lieber Mann.“

Die Stimmen wurden leiser.

„Aber bedenke doch, in deiner eignen Familie ...“

„Louise, erinnere mich nicht!“ Modeste glaubte ihres Vaters Stimme noch nie so heiser und spröde klingen gehört zu haben. „Denn in diesem Falle würde für mich auch das liebste Kind tot sein, mausetot ...“

In solchen Fällen war der alte Knochenmehlhändler tatsächlich ein Mann von Wort. Modeste wußte das und empfand gar keine Lust, mit dem Schicksal zu spielen. Dennoch blieb sie bis spät in die Nacht unten im Wohnzimmer. Sie dachte, „er“ müsse noch kommen, unter irgendeinem Vorwand sich verabschieden, wenigstens von ihr. Sie wünschte diesen Abschied eigentlich nicht, sie fürchtete ihn vielleicht. — Aber daß er gehen könne ohne Abschied, das wollte ihr nicht in den Sinn. Endlich mußte sie es glauben. Aber noch vom Turmzimmer spähte sie hinunter in die feuchtwarme Sommernacht, irgendeine träumerisch wandelnde Gestalt zu erblicken, in den Parkbosketts, dem Lindengang. Es regte sich aber nichts. Nur die Blätter schüttelten sich vor Regen, und die ersten Lindenblüten schickten weiche Düfte. „Ich bin eine Närrin!“ — Sie war fertig mit dem Mann, dem sie doch niemals hätte angehören können. Ein Frühlingsstrom verrauscht, versiegt ... Dennoch sehnte sie sich nach einem letzten Händedruck, einem letzten Wort, vielleicht nur, um beides kaltlächelnd zu refüsieren. — Sie schlief auch nicht, sie lag mit offenen Augen. Als der Hund gegen Morgen kratzte, nahm sie es als Omen, kleidete sich leise an und schlich hinunter.

Graue Dämmerung, feuchte Kühle, im Osten ein safranroter Lichtstreif. Modeste fröstelte, daß ihr die Zähne zusammenschlugen. Trotzdem blieb sie lange. Ging den Lindenweg auf und ab, horchte, stand lauschend an dem Seitenweg, wo sie ihn geküßt. Kein Laut, kein Mensch. — Als die Melkerinnen mit ihren Holzpantoffeln über den Hof trappten, schlich sie ins Turmzimmer zurück: „Na, dann nicht!“ Und mit jeder Stufe, die sie emporstieg, verhärtete sie ihr Herz.

XIX

Das Kränzchen hatte sich für den Sommer in einen Reitklub verwandelt — Frau Murrmann präsidierte. Jedoch die eigentliche Königin war Modeste ...

In Barginnen ein reges Kommen und Gehen: Der junge Pescatore, der auf Herrn Ellers Gut die Landwirtschaft lernen sollte, doch nach seines neuen Chefs Ansicht gänzlich unfähig, eine Kuh von einem Pferde zu unterscheiden, aber mit einem unfehlbar sicheren Blick für die „Marjellens“ auf dem Speicher begabt war. — Weiterhin Herr von Häwel, der regelmäßig seinen Sommerurlaub bei den Gadebuschschen Damen zu verbringen pflegte, „ostpreußischer Linientrottel“, wie Herr von Falkner kühl entschieden hatte, ohne jemals ein Wort mit dem guten dummen Jungen gewechselt zu haben. — Und zuletzt — geradezu das Ereignis der Gegend — Herr von Mieritz, Modestes Ballherr von einst, der urplötzlich zu den Insterkosaken versetzt worden war, um das Grenzregiment mit seinen Gardekürassierallüren zu veredeln. Zurzeit weilte er in Bussardshof, wo der vereinsamte Gutsherr über Frau und Tochter knurrte, die beide wegen Judiths ernsthaft angegriffener Gesundheit nach Honnef am Rhein gegangen waren.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Herren begann auch regelmäßig in demselben Stil: „Und mein Gichtbein? — Kein Mensch bekümmert sich drum ... Heirate nicht, Fritze! — Macht nur im allerersten Anfang Spaß — dann aber wird man abgetan, wie der Mohr im Othello oder im Fiesco ... weiß der Deiwel, ob's der Schiller oder der Shakespeare verbrochen hat ... Nee, lieber Junge — wir sind ja unter uns Jungfrauen — so 'ne janz kleine oder meinetwegen auch 'ne janz jroße Amour mit 'nem hübschen ‚Mächen‘ lohnt entschieden mehr! Werde uns mal die kleine Modeste einladen mit dem ollen Schweinehund als Appendix ... Hat übrigens Jroschens, die Jöhre, kolossale Jroschens!

Verliebter Racker nebenbei... Und wenn's denn durchaus sein muß, heirate sie auch meinetwegen — das heißt, wenn die Manichäergesellschaft durchaus nicht länger prolongiert. Denn Reichsgräfinnen mit Zechinen gehen jrundsätzlich nich nach Insterburg."

Der alte Bussard lachte darauf sehr befriedigt, während sein Neffe Mieritz lächelte, jedoch viel weniger befriedigt.

„Schließlich, Onkel . . "

Aber der Alte winkte ab: „Nee, lieber nich: ‚schließlich'! Weiß, worauf du 'raus willst, mein Junge. Judith, nich wahr?"

„Aber Onkel!"

„Lieber Junge, hab dich nich! Wegen deiner vorzüglichen Wirtschaftsführung bist d' nicht nach Insterburg versetzt worden — und von wegen meiner schönen Augen bist d' nicht nach Bussardshof auf Urlaub jekommen . . ."

Darauf beschloß Herr von Mieritz, sich Modeste Lindt doch etwas näher anzusehen.

Modeste empfing diesen Löwen keineswegs kalt. Sie hatte unter der Vergangenheit gelitten, weit mehr, als sie vor sich selbst wahr haben mochte. Jetzt war das abgetan. Keine Liebestorheiten, keine Mädchenphantasien mehr — sondern vernünftig das Lindtsche Schicksal gewählt, dem sie ja doch nicht entging! Und je eher, je besser! Nur nicht denken, nur nicht grübeln, — viel besser lustig ein Leben leben, das nur lustig ein Leben ist! Darum schwamm der Stern von Barginnen leichter und sicherer als je in dem seichten Fluß, für den er bestimmt schien.

Und es war auch eine Lust zu leben in dem schönen, klaren litauischen Sommer, der bereits das Korn gereift hatte und jetzt den Weizen bleichte — durch Feld und Wald zu streifen als kecke Führerin einer jungen Mädchenschar, die kindlich wähnte, ihre kleine Welt sei die Welt überhaupt.

*

Einmal — der Sommerrappe streckte sich im Galoppsprung so mächtig, daß nur Herrn von Mieritz' geübte Reitkunst neben ihm aushielt — hätte sie beinahe das „Glück" erhascht.

„Wer hat Ihnen eigentlich das kolossal schneidige Reiten beigebracht, gnädiges Fräulein?" fragte er.

„Irgend jemand," scherzte sie. „Irgendein Inspektor, glaube ich . . . Das ist ja auch so gleichgültig!"

„Aber warum reiten Sie denn auf einmal Karriere? — Mein Brauner tut nächstens nicht mehr mit . . . Und haben Sie die Gnade, sich einmal umzusehen! Das Feld galoppiert ja vollkommen zerrissen. Die Stute von Fräulein von Gadebusch roart bis hierher."

„Dann bleiben Sie doch zurück, Herr von Mieritz! . . . Wenn Ihr Herz bei Martha so engagiert ist . . ." spottete sie.

„Aber es ist ja gar nicht dort engagiert — im Gegenteil . . . Ich habe durchaus nicht die Absicht, dem guten Häwel ins Handwerk zu pfuschen. — Ich reite mit Ihnen allein am liebsten, gnädiges Fräulein."

Da lächelte sie kokett: „Meinen Sie das wirklich so, Herr von Mieritz?"

„Aber warum eigentlich nicht? . . . Ich kann Ihnen sogar versichern, gnädiges Fräulein . . ."

Er hatte sein Pferd so nahe herangedrängt, daß sie seinen Atem auf der Wange spürte. Da parierte sie plötzlich zum Trab durch: „Dort kommt gleich eine Brücke, Herr von Mieritz. Wir müssen vorsichtig reiten."

„Sie denken in der Tat, gnädiges Fräulein . . ."

„Nein, ich denke gar nichts," antwortete sie mit veränderter Stimme. „Aber es ist eine Knüppelbrücke und sehr morsch. Die Pferde könnten leicht durchtreten."

Herr von Mieritz sah seine Dame von der Seite an: „Sie sind unbegreiflich, gnädiges Fräulein."

Modeste zuckte die Achseln: „Ich meinte sonst immer, daß gerade dies Unbegreifliche die Herren der Schöpfung besonders interessierte."

„Bis zu einem gewissen Grade ja," pflichtete er bei. „Aber bei Ihnen weiß man nie, wie man daran ist . . . Erst denkt man . . ."

Darauf hielt sie sich lachend die Augen zu: „Denken Sie nicht! Tun Sie mir den einzigen Gefallen! . . . Machen Sie es lieber wie ich: Wenn ein Gedanke kommt, dann stecke ich rasch den Kopf in den Sand, wie der gute Vogel Strauß — und weg ist er! . . . Da kommen übrigens die andern . . . Glauben Sie wirklich, daß Herr von Häwel seine Riesencousine anbetet?"

Herr von Mieritz schien pikiert. „Ich glaube gar nichts, mein gnädiges Fräulein."

Sie lachte wieder. „Dann tun Sie genau dasselbe wie ich auch, Herr von Mieritz! . . . Uebrigens sind Sie mir böse?"

„Das kann ich leider gar nicht sein. Aber Sie haben so 'ne merkwürdige Art . . ."

Da reichte sie ihm, noch immer lächelnd, die Hand herüber: „Nicht böse sein, nicht böse sein!" Und zugleich rief sie über ihre Schulter weg den nachfolgenden Reiterinnen zu: „Reitet doch nicht so schrecklich langsam! . . . Es hätte beinah' ein Unglück gegeben."

Die kleine Meyners, die mit ihrem Bräutigam die nächste heran war, nahm sofort Modeste beiseite: „Du, ihr habt euch vorhin die Hand gegeben . . . Ihr dachtet natürlich, ihr wäret allein . . . Seid ihr? . . . — Es würde mich furchtbar freuen."

„Ja, es würde mich auch furchtbar freuen — furchtbar, liebe Annie!"

Modeste wollte noch weiterhöhnen, da kam auch schon das Gros gesprengt. Der Federhut der Frau Murrmann nickte. Die kluge Dame, deren alter Wallach nicht mehr auf jugendliche Reitkünste eingerichtet war, fragte zornig: „Wo sind wir eigentlich?"

„In Litauen," gab Modeste schnippisch zurück.

„Es scheint mir auch so," pflichtete Herr von Mieritz bei.

Das war dem wippenden Federhut zu viel. „Dieses unvernünftige Gejage! Ich bin so wie so katharralisch affektiert . . . Das ist überhaupt kein Samowarvivre, meine Herrschaften!"

Darauf blieb der Kavalkade natürlich nichts weiter übrig, als in ein ersticktes Gelächter auszubrechen, in das Frau Murrmann zu guter Letzt selbst mit einstimmte.

Ueber das Vorwerk ging's heim nach Barginnen, wo das gemütliche Abendbrot genommen werden sollte. Herr von Mieritz und Modeste Lindt ritten wieder beieinander — diesmal aber schweigsam und mit laschem Zügel. Bedauerten sie beide, den Tag nicht besser genützt zu haben? . . .

An einem Tümpel am Weg scheute der Sommerrappe plötzlich, wollte durchgehen — aber Modeste ließ sich die Zügel nicht nehmen. Gleichzeitig erhob sich aus den Binsen der alte Eller in wahrhaft räuberischem Jagdkostüm, den Lodenhut verschwitzt, die Leinenbluse verschlissen.

„Machen Sie mir die Enten doch nicht scheu, gnädiges Fräulein!" rief er langsam näher kommend. „Da sitzt man und sitzt man stundenlang . . ." Im Schilf schwirrte es, eine Ente strich knarrend ab. „Sehen Sie, da fliegt mein Sonntagsbraten! . . . Aber schad' nischt!" Und er begrüßte mit komischer Devotion den Trupp. „Reiten Sie nur so 'n armen alten Bauern nicht gleich in 'n Dreck, wie im Mittelalter!"

Darauf beschäftigte sich der alte Litauer eingehend mit Modestes Pferd. „Edler Gaul geworden . . . Und eine Reiterin! Ich glaub' wohl, daß dem Duschack, dem Romeit, die Reitstunden Spaß gemacht haben . . . So 'ne Schülerin kriegt man nicht jeden Tag zwischen die Finger." Er drohte lächelnd. „Haben Sie auch immer hübsch gehorcht, gnädiges Fräulein? — Ich denk' ja. Ritten immer so hübsch nah' beieinander . . . Nu kommt jetzt zur feineren Ausbildung der Herr Leutnant von der Garde! — Löst eben immer im Leben einer den andern ab."

Jedoch Modeste antwortete auffallend feindlich: „Lassen Sie diese Scherze!"

„So bös' auf einmal?" lamentierte er. „Ach Gott, am End' krieg' ich auf meine alten Tage noch Haue mit der Karbatsch'!" Und er tauchte wieder in das Schilf zurück. Von da rief er den Abreitenden nach: „Sagen Sie Ihrem Papachen, Fräulein Modeste, daß die Fohlen morgen früh von der Bahn abzuholen sind! . . . Er soll doch den Inspektor schicken . . . Oder kommen Sie lieber selbst — aber kommen Sie wirklich!"

Als die Kavalkade vor dem Barginner Schloßportal abgestiegen war, sagte Herr von Mieritz zu der sehr finster dreinschauenden Modeste: „Gnädiges Fräulein, Ihnen bekommt das wilde Reiten am Ende doch nicht."

„Daß ich nicht wüßte! . . . Im Gegenteil . . ." Sie wurde im Augenblick sehr lustig. „Sie dürfen mich sogar zu Tisch führen, Herr von Mieritz."

Das Abendessen war denn auch sehr amüsant und Modeste von überschäumendem Lebensmut. Der frühere Gardekürassier wagte aber keinen zweiten Vorstoß mehr, was den Stern von Barginnen schier verwunderte.

„Gefalle ich Ihnen so besser, Herr von Mieritz?"

„Ja und nein, meine Gnädigste. Als ich meine ersten tausend Taler glücklich verjeut hatte, war ich ungefähr in derselben Stimmung wie Sie heut."

Indessen erging sich der alte Knochenmehlhändler an der Spitze der Tafel in hippologischen Plaudereien. Er hatte zuweilen einen trockenen Humor, den niemand bei ihm vermutete und der deshalb um so mehr die Lachmuskeln reizte.

„Uebrigens, Modeste," rief er zu der Jugend herüber, „der alte Pisang hat also gesagt, daß die Fohlen schon morgen ankämen? — Da könntet ihr mitfahren, Kinder. Kleiner idyllischer Bahnhof. Und da du inzwischen ja eine große Reiterin geworden bist, wie ich allgemein höre, so wird dich so ein Fohlentransport schließlich auch interessieren . . . Wollen Sie mitkommen, Herr von Mieritz?"

Der frühere Gardekürassier ließ die Frage offen. Er war kein Mensch, der sich unnötig engagierte. Heute gefiel ihm aus Instinkt Modeste gar nicht.

Als die Gesellschaft früh wieder abgeritten war, nahm der alte Lindt in einer Anwandlung von Stolz und Zärtlichkeit den blonden Kopf seiner jüngsten Tochter zwischen beide Hände.

„Machst du dir was aus dem Mieritz, Kind? . . ."

„Ja . . . nein . . . ich weiß nicht recht, Papa."

„Kurz und gut, wenn er dir gefällt, brauchst du nicht erst besonders Mama oder mich zu fragen. Er hat in Berlin 'ne Dummheit gemacht, und es sollte ihm mal ad oculos demonstriert werden, daß der Garde doch schließlich nicht alles durchgeht. Im übrigen ist es, wie ich genau weiß durch Oed, eine sehr vornehme, freiherrliche Familie. Geldmajorat und so weiter, der betreffende Onkel Rückenmärker, also doch in greifbarer Nähe alles . . ."

Modeste machte ein etwas gelangweiltes Gesicht. „Gott, Papa, vorläufig hat er ja noch gar nicht angehalten. Und ich habe auch gar keine Eile . . ."

„Sollst du auch gar nicht!" meinte er versöhnlich und gab ihr den Kopf frei. „Ich hatte nur so bei Tisch den Eindruck, als wenn ihr beiden euch recht gut miteinander behagtet . . . Ich will auch nicht immer als Tyrann und Geizhals verschrien sein, weil ich's in der Tat nicht bin . . . Ich möchte im Gegenteil die Meinen glücklich machen, und dich ganz besonders, mein blonder Liebling. Und eben darum sollst du wählen, wie dir's ums Herz ist." Er küßte sie väterlich aufs Haar.

„Papa, du bist heute so merkwürdig milde."

„Bin ich immer, liebes Kind. Werde leider nur oft verkannt . . . Und nun geh zu Bett, mein Liebling! Und wenn du einmal in den nächsten Tagen als eine ganz andre aufwachen solltest, so wundere dich weiter nicht!"

Modeste wiegte verwundert ihr Haupt. „Andre? Aufwachen? . . . Was meinst du eigentlich? . . ."

„Das wird die Zukunft schon ausweisen."

Modeste aber ging noch einmal hinunter in den Stall, nach dem Pferde zu sehen, das sie sehr liebte. Nachdem sie den Sommerrappen in seiner Box genügend gestreichelt und mit Schmeichelnamen belegt hatte, ging sie nachdenklich zurück in das Turmzimmer. Während des Gehens sagte sie wie geistesabwesend: „Ich bin heut zum letztenmal geritten." Und gleich darauf tippte sie sich erwachend auf die Stirn. „Ich bin verrückt, reell verrückt! . . ."

(Fortsetzung folgt)



Die kleine Amazone

Nach dem Gemälde von Hermann Richir auf der Weltausstellung in Lüttich



Phot. Alex. Bonda

Die neue Villa der Königin Margherita in Gressoney

Die Sommerfrische der Königin Margherita im Gressoneytal

Von

W. Hörstel

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Das Gressoneytal nennt man heute vielfach das romantische Tal des vom Südhang des Monte Rosa, vom Lysgletscher herabfließenden Lysbachs, der bei Pont St. Martin in das Aostatal eintritt, um in die Dora Baltea zu münden. Bei den Bewohnern des Aostatals, den „Valdostani", die nicht die Sprache Piemonts, sondern ein französisches Patois sprechen, heißt es La Valaise. In seinem oberen und unteren Teile unterscheidet es sich nicht nur durch den größeren und geringeren alpinen Charakter der Landschaft und durch seine Produkte, sondern auch durch die Sprache seiner Bewohner und die Bauart seiner Häuser. Im unteren Tale wird das valdostanische Französisch, im oberen eine dem Schweizerdeutsch ähnliche Mundart gesprochen. Daneben beherrschen fast die sämtlichen Talbewohner die piemontesische und die jüngere Generation auch die italienische Sprache.

Von Pont St. Martin*) (345 Meter) führt eine prachtvolle neue Gebirgsstraße durch das Gebiet der Gemeinden Perloz, Lilliane, Fontainemore, Issime (14 Kilometer, 954 Meter) nach Gressoney St. Jean (27 Kilometer, 1393 Meter) und Gressoney la Trinité (33 Kilometer, 1627 Meter). Düstere Schluchten, durch welche die Lys sich mühsam Bahn bricht, wechseln mit lieblichen Wiesenidyllen, in die gewaltige Gletscher niederschauen. Die günstig gelegenen Talhänge sind durch Mauern für die Kultur gesichert und mit großem Fleiß bebaut. Im unteren Tale zieht man Reben, Kastanien, Nuß- und Obstbäume, Weizen, Roggen, Kartoffeln; im oberen, wo übrigens noch in einer Höhe von 1600 Metern über dem Meere der Roggen gedeiht, ist die Viehzucht die Haupteinnahmequelle, wozu neuerdings für Issime und noch weit mehr für Gressoney die Fremdenindustrie getreten ist; denn seit die Königin Margherita hier während des Sommers einige Wochen weilt, ist Gressoney eine der vornehmsten italienischen Sommerfrischen geworden, und im letzten Sommer begannen schon zwei Automobilgesellschaften dem Omnibus Konkurrenz zu machen.

Da die Erträge des Tales nicht zur Ernährung seiner Bewohner ausreichen, ist ein großer Teil der männlichen Bevölkerung zur vorübergehenden Auswanderung genötigt. Mit Ausnahme des ersten und letzten Ortes, Perloz und Gressoney, liefert das Tal hauptsächlich Maurer, die Ende März überwiegend nach Savoyen ziehen und Anfang November mit 600 bis 700 Franken heimkehren. Während diese im rauhen Winter daheim sind, bringen es die Gressoneyer dann als Kaufleute in der deutschen Schweiz durch Handel mit Baumwollen- und Seidenwaren zu Wohlstand und zum Teil zu Reichtum und verleben die schönen Sommermonate in der Heimat. Aus Perloz aber bestieg vor etwa zwanzig Jahren ein Mann den Kutscherbock, und zwar in Paris, und er machte auf demselben so gute Geschäfte, daß heute von den 1200 Kindern des Dorfes nahezu der vierte Teil als Droschkenkutscher in der französischen Hauptstadt leben soll, und man auch in Lilliane anfängt, ihrem Beispiele zu folgen. So wandern die Französisch sprechenden Bewohner des unteren und mittleren Tals und die von ihnen umschlossenen und ihre Sprache ebenfalls beherrschenden deutschen Issimer ins französische, die deutschen Gressoneyer aber ins deutsche Sprachgebiet aus. Seit einigen Jahren haben erfreulicherweise für den Sommer mehrere Issimer Maurer Deutschland aufgesucht, wo sie sich sehr schnell mit der Sprache zurechtfinden. Hoffentlich folgen recht viele jener braven und äußerst geschickten Männer ihrem guten Beispiele.

Wir wollen uns nicht lange in Lilliane, wo einst Gold geschmolzen wurde, und ebensowenig in Fontainemore aufhalten — dessen Hauptort auf beiden Ufern der Lys liegt, durch einen echt italienischen steinernen Brückenbogen verbunden —, sondern wollen den deutschen Dörfern des oberen Tales zueilen.



Phot. Vittorio Sella

Grenzscheide zwischen Germanen und Romanen in Gressoney

Dasselbe scheint schon vor dem Jahre 1218 deutsche Bewohner gehabt zu haben, denn in einer Urkunde aus jenem Jahre werden als dortige Besitzungen des Sittener Bischofs das ganze Gebiet vom Ussimebach bis zur Bergeshöhe, das bebaute wie das unkultivierte Land, die Weidetriften, Wiesen und die Alpen Gressoney und Verdobi bezeichnet. Danach hatte das obere Tal bereits seine ständigen Bewohner, und zwar deutsche, was aus dem Namen Verdobi gefolgert wird, in dem Studer eine Verdeutschung des italienischen Namens Valdobbia findet — vergl. Verbella für Valbella, Versetsch für Valsecca, Vergröß für Valgrossa und so weiter in Tirol und Vorarlberg (Steub: Zur rätischen Ethnologie) —, während Giordani in Valdobbia erst die spätere italienische Form jenes deutschen Namens sieht, den er aus dem wallisischen wuar — in Alagna vuar = Bach — und ebi = sonniger, waldiger Berghang erklärt.

Mag die wallisische Einwanderung in das rauhe Hochtal freiwillig oder infolge von Bedrückung in der Heimat erfolgt sein, oder mag sie der Bischof von Sitten im Wallis zur Sicherung seiner Herrschaft am Südhang des Monte Rosa veranlaßt haben; jedenfalls haben diese Walliser ihre deutsche Art und Sprache festgehalten, und zwar mit größerer Zähigkeit als die sogenannten „cimbrischen" „Sieben Gemeinden" im Vicentinischen und die „Dreizehn



Phot. Vittorio Sella

Auf dem Friedhof von Gressoney la Trinité

*) Den Namen dankt das Städtchen der gut erhaltenen Römerbrücke über die Lys.



Phot. Vittorio Sella

Königin Margherita vor der nach ihr benannten Unterkunftshütte im Gebiet des Monte Rosa

Gemeinden" im Veronesischen. Wir treten oberhalb der Talenge von Guillemore, wo die Lys sich mit lautem Getöse in einen 30 Meter tiefen Felsenkessel stürzt, in das liebliche, von Mont Néry (3070 Meter) und Weiß Weib (2456 Meter) abgeschlossene Wiesenbecken von Issime und damit aus der romanischen in die germanische Welt ein.

Die Gemeinde Issime hat unter 1600 Einwohnern etwa 900 Deutsche, und der Hauptort ist ein freundliches Dorf, dessen saubere Häuser im Wiesengrün einen guten Eindruck machen und von den in Savoyen gesammelten Ersparnissen der Issimer Maurer zeugen. Als Sehenswürdigkeit kann man unweit der Kirche, deren Fassade mit dem „Jüngsten Gericht" al fresco bemalt ist, den dreisitzigen Gerichtsstuhl der Barone des Vallaise bewundern, die hier unter freiem Himmel Recht sprachen. Die Issimer sind ernst und freundlich zugleich und machen den Eindruck einfacher, unabhängiger, starker Bergkinder. Man sieht hier stattliche Gestalten mit kastanienbraunem, nicht selten auch mit blondem Haar; auch sind blaue Augen ziemlich häufig. Von den Frauen schrieb Albert Schott vor sechzig Jahren: „Die Züge der Weiber sind nicht eben lieblich, aber regelmäßig, stark entschieden, scharf, keck; es spricht aus ihnen mehr Verstand, Ruhe, Witz, fester Wille als sanfte Weiblichkeit, was sich aus ihrer harten Lebensweise wohl leicht erklärt. So hatte ich mir stets unsre Vorfahren gedacht zur Zeit, wo sie in die Geschichte eintraten, und ein Künstler gewänne hier für eine Hofhaltung Dietrichs von Bern oder Gunthers von Worms gewiß manchen fruchtbaren Gedanken." Die Frauen kleiden sich in dunkle Farben und bedecken beim Kirchgang den Kopf mit weißem, sonst mit farbigem Tuche. Zur großen Toilette gehört auch ein durch zwei Knöpfe zusammengehaltener Stehkragen, um den ein schwarzes Samtband mit Halskreuz geschlungen ist, was an die Frauenbilder altdeutscher Meister mahnt. Die Tracht der Männer weist infolge der vielen Wanderungen natürlich keinerlei Eigenart auf.

Daß die deutsche Sprache sich in Issime — Eischime, wie seine Bewohner es nennen — nahezu siebenhundert Jahre behauptet hat, das ist ebenso auffällig wie in Rimella im oberen Mastallonetal und auffälliger als in den andern noch heute deutschen Monte Rosa-Gemeinden Gressoney, Macugnaga, Alagna und Rima, denn diese stellen eigentlich nur Sprachhalbinseln dar, da sie von den Wallisern nur durch den natürlichen, wenn auch gewaltigen, über 4000 Meter hohen Berg- und Gletscherwall des Monte Rosa getrennt sind, über den hinüber sie zum Teil die Verbindung mit dem deutschen Sprachgebiet lange Zeit festhielten. Um Issime herum dagegen wird Französisch gesprochen, wie rings um Rimella Italienisch; das mit ihm eine Gemeinde bildende Gaby, das es von dem Gebiete Gressoneys trennt, ist französisch, und nie fand das Deutsche in Kirche und Schule eine Stätte. Wir sind hier auf einer richtigen Sprachinsel und können dem zähen, treuen Beharren dieses äußersten Vorpostens des Deutschtums im Südwesten unsre Anerkennung nicht versagen Neuerdings regt sich hier der Wunsch nach deutschem Sprachunterricht, und der Autor eines Teils unsrer Bilder, Herr Alexander Bonda, erteilt solchen einem halben Dutzend Erwachsener. Vivant sequentes!

Die freundliche Idylle Issimes liegt zwischen engen Talschluchten, deren nördliche sich bei Gaby erweitert, wo wir das französische Patois der Valdostani wiederfinden. Nur in drei Weilern Gabys wird Deutsch gesprochen, von denen der eine — Niel — ganz isoliert liegt, während die beiden andern — Sappele und Lochre — an die Gemarkung Gressoneys grenzen, die wir bei Pontetrenta (Trento-stäg) erreichen. Die Häuser des Weilers dieses Namens sind gleich einer Ziegenherde am Berghang zerstreut, und zwischen Gaby und ihnen wird das Tal immer wilder. Die Lys schilt laut über die ihren Lauf hemmenden Felsblöcke, mit gelben Flammen loht der Ginster auf dem verwitterten Gestein, winzig nur sind die für die Kultur eroberten Flächen und die Straße muß sich dicht an den Bach schmiegen, um sich zwischen den steilen Felshängen hindurchzuwinden. Bei dem Weiler Champsil (Schamsil) erweitert sich das Tal wieder zu einem lieblichen Wiesenbecken, das nach den düsteren Schluchten doppelt licht und freundlich erscheint. Und nun begleiten uns unausgesetzt Weiler und Alphütten mit deutschen Namen. Gleich Naturprodukten der Alpen-



Phot. Emilio Gallo

Bauernhäuser in Gressoney

welt, gleich gewaltigen, ins Gigantische vergrößerten Baumstämmen stehen braune, ja schwärzliche Holzhäuser mit steinernem Fundament auf den grünen Wiesen. Sie sind zweistöckig und an mehreren Seiten der beiden Holzstockwerke mit hölzernen Galerien, „Lauben“, umgeben, wo auf parallel übereinander angebrachten Stangen der Roggen und häufig auch das Heu getrocknet wird. Das ziemlich flache Dach springt weit über die Wände vor. In dem Steinparterre befinden sich die Ställe und die Küche, im ersten Stock die Wohnräume, im obersten Stock bis unter das Dach der Heuspeicher. Auch sieht man noch einige Kornstadel wie im Oberwallis, auf eigenartigen Trägern in Steinpilzform, wobei ein Balken den Stiel, eine runde Gneisplatte den Kopf bildet. Dadurch sollte den Mäusen das Eindringen unmöglich gemacht werden. Das deutsche Alpenhaus im Lystal hat bei völligem Mangel an dekorativer Schnitzerei seine ursprüngliche Einfachheit noch mehr beibehalten als in einigen Teilen der Schweiz.

Je weiter wir kommen, desto mehr finden wir den alten Blockhäusern neuere Steinbauten beigesellt, denn seit längerer Zeit hat man den Holzbau aufgegeben. Am rechten Ufer steigt aus den Lärchentannen der neuerbaute, von Spitztürmen flankierte Palast der Königin Margherita auf, am linken sehen wir die von der Königin in den Sommern von 1889 bis 1901 bewohnte Villa Peccoz.

Dann folgt der Hauptort der Gemeinde Gressoney, St. Jean, wo — wie in Issime — noch ein alter Gerichtsstuhl steht und von wo bis nach dem etwa 6 Kilometer entfernten Gressoney la Trinité neue Häuser, Villen und Hotels die schnellaufgeblühte Sommerfrische verraten.

Nach der Volkszählung von 1901 hat die Gemeinde Gressoney St. Jean 949, Gressoney la Trinité 167 Einwohner. Seltsamerweise bilden die vom Volk als Unter- und Oberteil bezeichneten beiden Gressoneys zwei getrennte Gemeinden. Die Grenze ist schwer zu erkennen, weil die Häuser unausgesetzt einander folgen und nur um die beiden Hauptkirchen, außer denen man noch etwa dreißig Kapellen erbaut hat, in dichteren Gruppen stehen. Aber auch hier bilden sie keine „Straßendörfer“ nach italienischer Weise, sondern „Haufendörfer“ nach germanischer. Wundervoll sind die Blicke bei Gressoney über die von Tannen umrahmten Wiesen, über Felsen und Berge hinweg auf die weiße Monte-Rosa-Kette, und zwar auf den Castor (4222 Meter), den Lyskamm (4529 Meter), die aus dem Lysgletscher hervorschauende Felsen-„Nase“ und die Vincent-Pyramide (4215 Meter), am schönsten wohl von Gressoney St. Jean bis Perletoa. Es ist wirklich kein Wunder, wenn die stillen Wiesen Gressoneys von zahlreichen Fremden während des Hochsommers belebt werden.



Phot. Alex. Bonda

Königin Margherita als Alpinistin

Nun könnte man meinen, daß durch den Fremdenstrom auch hier die Eigenart allmählich verwischt werden könnte; seltsamerweise aber haben gerade die italienischen Damen dazu beigetragen, ein wesentliches und wichtiges Stück der alten Ueberlieferung vor dem Untergange zu bewahren: die Frauentracht, bestehend aus scharlachrotem Rocke und Mieder mit schwarzem goldgestickten Samtlatz, weißer Bluse, schwarzseidener gestickter Schürze und farbigem — gewöhnlich hellblauem, rosa, rotem oder gelbem — Kopftuch. Bei kühler Witterung wird ein kurzes schwarzes, vorn offenes und mit Goldborten besetztes Jäckchen benutzt. Eine schwere, gold- und silbergestickte Haube, durch ein breites weißes Seidenband festgehalten, wird nur bei Hochzeiten aufgesetzt, doch pflegen die Gressoneyerinnen in diesem von der Urgroßmutter ererbten Prunkstück auch die Königin zu empfangen. Die schöne, kleidsame Tracht gefiel der Königin Margherita so gut, daß sie dieselbe in Gressoney anlegte. Ihrem Beispiele folgten die Hofdamen und die Sommerfrischlerinnen, die sie mit heimnehmen in ihre Städte.

Wie um die Erhaltung der Frauentracht hat sich die Königin Margherita, die mit den Gressoneyern immer nur Deutsch spricht, auch um die der deutschen Sprache ein großes Verdienst erworben. Auf ihre Fürsprache wird nämlich ein königliches Dekret zurückgeführt, das in den Schulen beider Gressoneys den deutschen Sprachunterricht, für den in der Schweiz bereicherte Gressoneyer einige Vermächtnisse bestimmt haben, an Stelle des Französischen gestattet, der im ganzen Valle d'Aosta und daher auch im Lystale, auch in Issime, neben dem Italienischen erteilt wird. Während die Schulen heute obligatorisch italienisch sind, ist das Französische noch jetzt die Kirchensprache im Bistum Aosta. So hatte Issime immer französische Predigt, in Gressoney dagegen waren meistens deutsche Priester, vielfach geborene Gressoneyer. Seit längerer Zeit aber trat kein solcher mehr in den Priesterstand ein, und heute hat auch Gressoney französische Predigt, obwohl ein großer Teil der Bevölkerung das Französische nicht versteht, weshalb man dringend wünscht, daß auch in der Kirche die deutsche Sprache wieder zu ihrem Rechte komme. Einem Bischof, der seiner Verwunderung über die mangelhafte Kenntnis des Französischen seitens der Gressoneyer Ausdruck gab, antwortete der Ortsvorsteher: „Aber wir sind doch Italiener und sprechen doch Deutsch.“



Phot. Vittorio Sella

Blick auf die Eis- und Schneemassen des Lyskamm



Wolkenbildung in den Alpen vor einem Gewitter, aufgenommen im Gebiet des Monte Rosa

Nach einer photographischen Aufnahme von Vittorio Sella

Was wissen wir von unsrer Sonne?

Astronomische Skizze zur totalen Sonnenfinsternis am 30. August 1905

Von

Dr. Curt Rudolf Kreuschner

Obwohl die Sonne das am meisten in die Augen fallende Gestirn und die Erhalterin alles Lebens auf der Erde ist, so wurde sie doch von der bis nahe an die Gegenwart heranreichenden Himmelsforschung vergangener Zeiten nicht so, wie es ihrer Bedeutung in der uns umgebenden Welt entspräche, berücksichtigt. Sie hat lange die Rolle eines Stiefkindes der Astronomie gespielt; denn während man, mit schier unfaßbaren räumlichen und zeitlichen Größen operierend, in die entlegensten Fernen der Fixsternwelt eindrang, vieltausendfache Spektraluntersuchungen und Beobachtungen von Doppelsternen, veränderlichen Sternen und Nebelflecken anstellte, während man sogar in langjährigem Zusammenarbeiten zahlreicher Sternwarten in allen Erdteilen einen photographischen Himmelsatlas von geradezu klassischem Wert schuf, las man über die Sonne kaum mehr als die ermüdenden Beobachtungen von Flecken, Fackeln, Protuberanzen und etwaigen damit zusammenhängenden magnetischen Störungen. Nur bei totalen Sonnenfinsternissen gab sich ein regeres Interesse kund, weil gewisse Phänomene wie die rätselhafte Sonnenkorona nur bei diesen Gelegenheiten beobachtet werden konnten. Im übrigen aber bewegte sich die Sonnenforschung im alten ausgefahrenen Gleise, und zwar, wie hier zur Erklärung angeführt sein möge, weil das damalige Instrumentarium der Astronomen unzureichend war.

Das Rüstzeug der Sonnenforschung hat in den letzten Jahrzehnten eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren, und damit ist auch neues Leben in diesen Zweig der Astronomie gekommen, der sich seit einigen Jahren vor gänzlich neue Aufgaben gestellt sieht. Diese neuen Forschungen haben nicht nur einen theoretischen Zweck, sondern auch einen eminent praktischen Wert, weil sie mit Gewißheit auf die Erdphysik und die Meteorologie neues Licht werfen werden. Insofern aber die Sonnenfinsternisse immer noch hervorragend geeignete Zeitpunkte für derartige Untersuchungen bilden und das allgemeine Interesse auf sich lenken, ergibt sich vielleicht aus der bevorstehenden Sonnenfinsternis, die in ganz Deutschland wenigstens als partielle in einer im allgemeinen günstigen Jahreszeit und Tagesstunde sichtbar sein wird, die Rechtfertigung des Versuches, den gegenwärtigen Stand und die Ziele der modernen Sonnenforschung zu skizzieren.

Ueber kein Glied unsers Sonnensystems haben sich in neuerer und neuester Zeit so fundamentale Umwälzungen der wissenschaftlichen Anschauung vollzogen wie hinsichtlich der Sonne selber. Wenn die Sonne alle sie umkreisenden Planeten an Masse um das Achthundertfache übertrifft, so muß sie innerhalb des von ihr regierten Planetensystems auch derjenige Körper sein, in dem die Anziehungskräfte der Materie am stärksten wirken und die Verdichtung des Stoffes den höchsten Grad erreicht hat. Aus dieser mit theoretischen Gründen nicht anzugreifenden Folgerung zog man den weiteren Schluß, daß der Sonnenkörper von außerordentlich hohem spezifischen Gewichte sein müsse. Man sah auf ihr große schwarze Flecken, umgeben von einem weniger stark schattierten Rande, entstehen und vergehen, und weil man glaubte, daß dies Löcher in der die Sonne umgebenden leuchtenden Gashülle seien, durch die man bis auf den eigentlichen Sonnenkörper herabsehen könne, nahm man an, daß letzterer fest und dunkel sei, daß also die Sonne aus einem schweren, harten Kern und einer glühenden Gasschale bestehe, wobei man allerdings der Erörterung über die Ursache des Glühens behutsam aus dem Wege ging.

Diese Anschauung hat sich als gänzlich unhaltbar erwiesen. Es zeigte sich zunächst, daß die Masse der Sonne nicht ihrer Größe entsprach oder — mit andern Worten ausgedrückt — daß die Dichtigkeit des Sonnenkörpers nur etwa ein Viertel derjenigen der Erde sei. Hieraus folgte, daß der Sonnenkörper, auch wenn man ihm, was nach Messungen keinesfalls zutrifft, einen sehr dicken Gasmantel beimaß, aus verhältnismäßig recht leichten Stoffen bestehen müsse, die im Durchschnitt nicht viel mehr als das doppelte spezifische Gewicht des Wassers haben können. Aber auch der Glaube an den festen Sonnenkern mußte aufgegeben werden. Wenn man erwog, auf wie viel hundert Millionen Meilen hinaus die Sonne Licht und ungemessene Wärmemengen spendet, war es undenkbar, daß die Materie innerhalb ihres Gasmantels in festem Aggregatzustande verharren könne. Auch wenn man annahm, daß durch unausgesetztes Hineinstürzen großer Mengen von Meteoren, Kometen und kosmischen Staubes in die Sonne fortwährend auf ihrer Oberfläche Wärme in größtem Umfange produziert werde, zwang das logische Denken doch zu dem Schlusse, daß diese Wärme sich dem ganzen Sonnenkörper mitteilen müsse und daß, weil ein Wärmeverlust durch Strahlung nicht gegen den Mittelpunkt hin, sondern nur gegen außen hin nach dem kalten Weltraum erfolgen kann, das Sonneninnere der heißeste Teil des Tagesgestirns sein muß. Wenn nun aber auf Grund einwandfreier photometrischer Messungen die mäßigsten Berechnungen für die Temperatur der Sonnenoberfläche eine Hitze von 6000 bis 8000 Grad des hundertteiligen Thermometers ergeben, bei der alle Elemente nicht nur geschmolzen sind, sondern sich längst in gasförmigem Zustande befinden, kann der Sonnenkern nicht fest sein, sondern muß aus glühenden Gasen im höchsten Zustande der Verdichtung bestehen, bei der die Gase, populär ausgedrückt, allerdings beinahe Flüssigkeiten sind.

Mit dieser Ansicht nähern wir uns wieder etwas der schon von Galilei ausgesprochenen Ansicht, derzufolge die Sonne eine weißglühende flüssige Masse sei. Wir dürfen uns deswegen aber nicht zu dem Glauben verführen lassen, daß die Materie des Sonnenkernes sich etwa in dem Zustande befinde, wie die leichtflüssige, weißglühende Lava eines Vulkans. Andrews „Gesetz der kritischen Temperaturen", von dem die Naturerfahrung keine Ausnahme kennt, besagt, daß es für jeden Körper einen ihm vermöge seiner allgemeinen chemischen Eigenschaften zukommenden Temperaturgrad gibt, bei dessen Ueberschreitung keine auch noch so großen Kräfte ausreichen, um ihn durch Druck zu verflüssigen. Hat, um ein Beispiel anzuführen, Kohlensäuregas eine höhere Temperatur als $+ 31\,°$ C, so ist keine auch noch so große Gewalt imstande, es in flüssigen Zustand überzuführen. Bei genügend starkem Drucke, der zu einer tausendfachen und noch größeren Verdichtung des komprimierten Gases führt, kann also, wenn dabei die kritische Temperatur überschritten wird, der der Anschauung des Laien schwer verständliche Zustand eintreten, daß ein gasförmiger Stoff schwerer ist als derselbe Stoff in flüssigem Zustande. Unter derartigen Bedingungen befinden sich aber, wie die spektralanalytischen Untersuchungen mit unbedingter Sicherheit ergeben haben, sämtliche Stoffe auf der Sonne. Auch die am schwersten schmelzbaren Stoffe sind dort nur in Gasform vorhanden. Da aber der Druck, unter dem diese Gase stehen, von der Oberfläche bis zum Mittelpunkte der Sonne, deren Durchmesser 1084mal so groß ist als derjenige der Erde, bis zu einem Betrage von vielen hunderttausend und Millionen Atmosphären ansteigt, bleibt nichts übrig, als sich die Sonne als einen glühenden Gasball vorzustellen, in dessen Zentrum die Gase wahrscheinlich ein weit schwereres Gewicht haben als die schwersten Metalle, wie Gold und Platin in geschmolzenem Zustande, und daß sich um diesen Gaskern weniger schwere Schichten legen, die bis zur Sonnenoberfläche hinauf in eine Zone von großer Auflockerung übergehen. Von dieser Zone, deren obere Grenze die für uns sichtbare Sonnenoberfläche ist und die man als „Photosphäre" bezeichnet, strahlen die Licht- und Wärmewellen in den Weltraum aus. Sie besteht aus zahllosen, in Veränderung begriffenen Wolken von verschiedener Helligkeit. Sammeln sich an einer Stelle dunklere Wolken an, was meistens nur innerhalb einer Zone von 30 Grad Breite auf beiden Seiten des Aequators erfolgt, so werden sie auch dem nur mit einem Opernglas bewaffneten (und natürlich durch ein geschwärztes Glas geschützten) Auge als Sonnenflecken sichtbar, die manchmal einen Durchmesser von 70000 Kilometer und darüber erreichen, also oft um das Vielfache größer sind als die ganze Erdoberfläche. Ihre Färbung ist nur scheinbar schwarz; denn an sich strahlen sie noch mindestens 4000mal so viel aus als eine gleich große Fläche des vollen Mondes. Sie erscheinen aber schwarz wegen ihres Kontrastes zu den hellen Stellen der Sonnenoberfläche. Ihre Lebensdauer ist von sehr verschiedener Länge; denn während einige sich bald nach ihrem Entstehen wieder auflösen, überdauern andre mehrere Umdrehungen der Sonne und erhalten sich also durch einige Monate, bis die ihnen vom Sonneninnern aus zugeführten Wärmemengen die Sonnenflecken wieder auflösen.

Bekanntlich unterliegt das Auftreten der Sonnenflecken einer gewissen Periodizität, insofern nach jedesmal $11\frac{1}{8}$ Jahren eine Zeit großer Fleckenhäufigkeit eintritt, innerhalb deren die Sonne kaum zwei Tage innerhalb eines Jahres gänzlich fleckenfrei ist, während sie in der an Flecken armen Zeit an hundert bis zweihundert Tagen keine Flecken aufweist. Ueber die Ursachen dieses Wechsels herrscht noch völlige Ungewißheit, die um so bedauerlicher ist, als diese Perioden erfahrungsgemäß mit großen Schwankungen des Erdmagnetismus, mit dem Auftreten von Nordlichtern und Südlichtern und mit periodischen Aenderungen unsers Erdklimas in engem Zusammenhange stehen.

In der Umgebung der Sonnenflecken, aber auch an fleckenfreien Stellen bis zu den Polen hinauf zeigen sich hellglänzende Stellen, die über das Niveau der Sonnenflecken hervorragen und, weil sie schneller Veränderung unterworfen sind, als Sonnenfackeln bezeichnet werden. Von noch weit kürzerer Dauer als sie sind aber die sogenannten „Protuberanzen", wolkenartige Gebilde, die einer über der Photosphäre gelagerten Gasschichte, der „Chromosphäre", angehören und dadurch ausgezeichnet sind, daß sie binnen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden mit ganz unfaßbarer Geschwindigkeit bis zu Höhen von 100000 und mehr Kilometern emporschießen. Die spektralanalytische Untersuchung hat nachgewiesen, daß es sich bei ihnen um die Ausbrüche von kondensierten glühenden Gasen, besonders von Wasserstoffgas aus dem Sonneninnern handelt, die als längliche Streifen sich von dem Sonnenkörper lostrennen und in Fetzen schließlich wieder zur Oberfläche herniedersinken. Ueber die Natur dieser vehementen Gasausbrüche, bei denen die glühenden Massen mit Geschwindigkeiten bis zu 20 bis 25 Kilometern in der Sekunde in die Höhe geschleudert werden, ist man sich ebenfalls im unklaren. Man weiß jedoch, daß die Chromosphäre in ihren unteren Schichten aus glühenden rötlichen Metalldämpfen (Calcium, Magnesium, Eisen, Natrium und so weiter) besteht, während in ihren oberen Schichten der Wasserstoff vorherrschend ist, und darf sich vielleicht vorstellen, daß sie, wenn ein roher Vergleich statthaft ist, nach Durchbrechung der schwereren Schichte der Metalldämpfe, durch den vom Sonneninnern her ausgeübten Druck durch die in die Atmosphäre der Metalldämpfe gerissenen Löcher gewissermaßen in die Höhe geschossen werden, wobei durch chemische Verbindung mit andern Elementen neuerdings eine ungeheure Hitze entwickelt wird.

Ein drittes, nicht minder rätselhaftes und dabei am höchsten gelagertes Phänomen der Sonnenstrahlen ist die Korona, ein gloriolenhafter Kranz von Lichtstrahlen, der bei totalen Sonnenfinsternissen in wunderbarer Schönheit sichtbar wird und dessen einzelne Strahlen zuweilen eine Länge bis zu einer Million Kilometer erreichen. Möglicherweise besteht sie aus jenem leichtesten aller bisher bekannt gewordenen Gase, das man, weil es zuerst auf der Sonne gefunden wurde, als Helium bezeichnet. Wahrscheinlich werden aber in ihr auch unendliche Meteoritenschwärme sichtbar, welche die Sonne umkreisen und im Begriff stehen, sich in sie hineinzustürzen.

Aus diesen kurzen Andeutungen, denen die mannigfachen, von verschiedenen Forschern aufgestellten erklärenden Theorien wegen Raummangels hier nicht angeschlossen werden können, ist ersichtlich, daß der Spekulation Tür und Tor weit geöffnet sind. Es ist aber klar, daß alles, was wir von den Vorgängen in und auf der Sonne sehen, sich nur an einem kleinen Teil ihrer Masse abspielt. Scheiner sagt mit Recht: „Wir können uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Vorgänge innerhalb der Sonnenatmosphäre, so gewaltig sie aus der weiten Entfernung erscheinen, sich nur in Massen abspielen, die im Vergleich zur Masse der ganzen Sonne verschwindend klein sind. Im Innern des Sonnenkörpers wird die Materie ein Spielball sein unter unvorstellbar hohen Druck- und Temperaturverhältnissen; auf der Oberfläche aber werden wir die letzten Aeußerungen dieses Kampfes in unvorstellbar geringen Dichtigkeitsgraden der Materie erkennen."

Die totale Sonnenfinsternis dieses Jahres, zu deren Beobachtung man sich namentlich in Amerika mit allen Kräften rüstet, wird vielleicht aber noch andre, näher liegende Streitfragen der Astronomie zur Lösung bringen. Hierher gehört vor allem das Problem der oft behaupteten, aber noch immer nicht bewiesenen Existenz der sogenannten intramerkuriellen Planeten, die noch innerhalb der Bahn des als sonnennächst bekannten Planeten, des Merkur, vorhanden sein sollen.

Veronikas Freier

Humoreske

von

I. Bürkner

Auch unsre Anna heiratete. Es war das reinste Verhängnis. Kaum glaubten wir einmal ein nettes „Mädchen für alles" zu haben, so schaffte sie sich ein „Verhältnis" an und heiratete mit größtmöglicher Geschwindigkeit gerade dann, wenn wir uns einigermaßen miteinander eingelebt hatten. Unser Haus schien übrigens mit der Zeit einen großen Ruf in dieser Beziehung zu bekommen. Denn wenn sich wieder mal eine Anna oder Berta oder Marie verheiratet hatte, dann gab es eine wahre Wallfahrt zu mir, und ich hatte die Auswahl zwischen einem Dutzend mehr oder minder netten Damen verschiedenen Alters, die alle meine Küche als einen Durchgangsposten zu einer „guten Partie" zu betrachten schienen. Wenn ich erzähle, daß wir in einer Dienstwohnung der Eisenbahn hausten, daß vor dem Küchenfenster die Lokomotiven aus dem unweit befindlichen Schuppen ausfuhren und rangierten, so wird es weiter nicht befremden, daß unsre sämtlichen Hausgehilfinnen sich mit „Eisenbahnern" verheirateten, die als „Angestellte" mit festem Gehalt in besonderem Ansehen standen.

Also Anna heiratete. Selbstverständlich hatte auch sie ihren Auserkorenen auf dem bei uns durchaus üblichen Wege durchs Fenster kennen gelernt, das heißt er hielt mit seiner Maschine unten „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang" und sie ließ ihn nicht lange harren, sondern riß es mit großem Geklapper auf und neigte das durchaus nicht bleiche Antlitz so weit hinaus, als es eben ging, um die Liebesschwüre des modernen Toggenburg entgegenzunehmen.

Daß dabei die dem Mädchen obliegenden Pflichten besonders eifrig verrichtet worden wären, kann ich nicht gerade behaupten. — Am eifrigsten wurde das Geschirrwaschen betrieben, das gerade an diesem Fenster vorgenommen werden mußte. Anna wusch den ganzen Tag Geschirr — vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht hinein. Niemals erfreuten wir uns so blanker Teller und Tassen. Allerdings war diese vehemente Reinlichkeit mehr augenerfreuend als dem Geschirr zuträglich. Lieber Gott, wenn die Hände Tassen und Teller spülen und die Augen bedeutend interessantere Dinge zu tun haben, dann muß ja zuweilen „was passieren". Anna hatte darin übrigens eine ganz geschickte Art. Sie vergoß solche Ströme von Tränen, daß es einfach roh gewesen wäre, ein so geknicktes Geschöpf auch noch hart anzufassen. Inzwischen verminderte sich die etatsmäßige Zahl meiner Porzellan- und Glasgeräte reißend schnell, und ich sah schließlich mit ziemlich ungemischten Gefühlen Annas Heirat entgegen.

Ich stand also wieder einmal vor der Wahl eines neuen Mädchens. — Aber diesmal wollte ich's schlauer machen. Ich hatte einen herrlichen Einfall, der allerdings so einfach war, daß ich mich staunend fragte, warum ich nicht schon längst darauf gekommen sei. Um zu vermeiden, daß mein zukünftiges Mädchen sofort wieder eine „Freierei im Gange" habe — dies war der Kunstausdruck für die Geschehnisse —, brauchte ich ja nur einfach eine zu nehmen, die schon einen andern Schatz hatte — am besten eine, die erst nach längerer Zeit heiraten konnte. Dann war mit einem Male der ganzen Fenstergeschichte ein Ende gemacht, mein Porzellanschrank bekam Ruhe und wir hatten die Aussicht, außer reinem Geschirr auch sonst mal wieder das notwendige Maß von Sauberkeit und Ordnung in unserm Haushalt einziehen zu sehen.

Ich triumphierte. Freilich, mein Mann suchte mich schleunigst zu ernüchtern. Männer können ihren Frauen selten die Ehre eines guten Einfalls gönnen.

„Das ist doch ganz egal, ob die Neue schon einen Schatz hat oder nicht," sagte er mit dem zynischen Lächeln, das er hat, wenn von Frauen im allgemeinen die Rede ist, und das mich jedesmal bis zum Weißglühen empört — „sie schafft sich dann eben noch einen an oder läßt den andern laufen."

Ich war entrüstet: „Also das ist deine Ansicht von der Treue der Frau," sagte ich so schneidend als möglich. „Ich möchte nur wissen, wo du all diese Erfahrungen gesammelt hast? Bei mir doch sicher nicht!"

Er lachte und gab mir im Weggehen einen Kuß. „Nein, bei dir nicht, kleines Schäfchen." Und dann ging er aufs Bureau und überließ mich meiner Entrüstung und meiner guten Idee.

Also ein Mädchen mit einem „Schatz"! Aber so leicht und einfach, wie ich mir die Sache gedacht hatte, schien sie doch nicht zu sein. Denn sämtliche Mädchen, die sich mir im Verlauf der nächsten acht Tage vorstellten — und es waren nicht wenige —, behaupteten mit kecker Stirn gänzlich „ohne" zu sein und waren unendlich erstaunt, wenn ich infolgedessen die Verhandlungen sofort abbrach. —

Mein Mann lachte und verhöhnte mich. Aber ich blieb konsequent, und wenn ich einmal schwach werden wollte, so stachelte ich mich durch eine Revision meines Porzellanschrankes zum Beharren auf. Wenn ich die auslangettierten Teller und die abgestoßenen Henkel, die gesprungenen Schüsseln und zerteppten Saucieren betrachtete, wenn ich wehmutvolle Blicke aussandte nach denen, „die nicht da waren", dann verbiß ich mich immer von neuem in meine Idee: nur ein Mädchen mit einem Bräutigam.

Und eines schönen Tages erschien Veronika. Sie kam in Begleitung einer Mutter, obgleich sie entschieden Manns genug gewesen wäre, um ihre Angelegenheit allein durchzufechten. Wörtlich genommen, Manns genug — sie hatte das Maß eines Gardedragoners. Ihr streng geschnittenes Antlitz hatte so wenig Weibliches und so wenig Anziehendes, daß mich sofort der Gedanke durchfuhr: „diese nimmst du sogar ohne Bräutigam". Aber hier schien sich alles Erwünschte zusammenzufinden. Sie hatte nicht nur gute Zeugnisse, sie hatte sogar einen Bräutigam — einen wirklichen regulären Bräutigam, der in einer angenehm weit entfernten Garnison sein erstes Jahr abdiente. Und dabei war dieser Bräutigam durchaus nicht der Idealschwiegersohn der Mutter Veronikas, wie diese mir sofort tränenden Auges anvertraute. Ein Grund mehr, Veronika zu mieten; denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Töchter gewöhnlich mit besonderer Hartnäckigkeit an solchen Männern hängen, die den Müttern nicht die erwünschtesten sind. Mein Mann behauptet, dies sei ein Ausfluß der Bosheit und des Widerspruchsgeistes der weiblichen Natur — nun, mag er, das Faktum ist jedenfalls da.

Veronikas Mutter beschwor mich, ihrer Tochter diesen Bräutigam auszureden — hätte sie gewußt, was in mir vorging, so hätte sie mir wahrscheinlich Veronika nicht überlassen. Da ich aber heuchlerisch meine Absichten verbarg, wurden wir bald einig, und nach acht Tagen trat Veronika ihren Dienst an — mit einer gewaltigen Kiste, die sie auf dem Kopfe trug wie eine Flaumfeder, und im Arbeitskleide noch gigantischer und dragonerhafter aussehend als vorher.

Mein Mann machte große Augen, als er meine Aquisition sah. Aber als am Mittag das tadellos gekochte Essen von Veronika mit einer überraschenden Gewandtheit aufgetragen wurde, da nickte er zufrieden mit dem Kopfe und bemerkte nur boshaft, daß Veronika in weißer Schürze und Häubchen „fast nett" aussehe. Aber das tat er nur, um mich zu ärgern und zu beunruhigen.

Friedlich schöne Tage vergingen. Veronika war ein Juwel, eine Perle. Allerdings eine Perle in Kolossalfassung — aber daran gewöhnten wir uns allmählich. Nur das Erschrecken unsrer Bekannten beim ersten Anblick unsrer „Neuen" erinnerte uns angenehm daran, daß das „Heldenmädchen", wie mein Mann sie getauft hatte, wirklich kein wohlgefälliger Anblick für das unbefangene Auge war, und das Gefühl der Sicherheit, in das ich mich wiegte, wurde nicht gestört durch den Hinweis meines Mannes, daß ebensogut wie Veronika den einen Bräutigam gefunden, sie auch von andern Männern wohlgefällig betrachtet werden könne.

Veronikas Bräutigam war der Nachbarssohn — das erklärte vieles. Er hatte sie von Kindheit an gekannt und war an ihren Anblick gewöhnt. — Jahrelange Gewohnheit — nun ja, da verliert sich der Maßstab.

Unsre Häuslichkeit gestaltete sich geradezu ideal in dieser Zeit. So oft ich in die Küche kam, nie erblickte ich Veronika an dem ominösen Fenster. Es schien mir, als ob die Maschinen bedeutend seltener rangierten — mein Mann erklärte das als eine Phantasie, deren Voraussetzung beleidigend sei für eine königlich preußische Eisenbahnverwaltung. — Aber ich ließ mir's nicht ausreden. Sonst war den ganzen Tag ein Schrillen der Dampfpfeifen, ein lärmendes Ausströmen des Dampfes, ein nerventötendes Gequieke und Gekreische der Schienen — jetzt schienen alle Geräusche abgedämpfter, leiser.

Ich begann mir einen Ueberschlag der Kosten für die Ergänzung meines Eßgeschirrs zu machen. Ich bemühte mich, meinem Mann klar zu machen, daß die Küche unbedingt neu gestrichen werden müsse — der Kohlendunst, der in den letzten Monaten durch das beständig offene Fenster hereingezogen war, hatte sie in eine schwarze Höhle verwandelt —, da bemerkte ich plötzlich an Veronika eine seltsame Veränderung. Wenn es nicht so absurd gewesen wäre, ich hätte glauben mögen, Veronika sei nervös. Sie machte plötzlich aufgeregte Augen, was sich bei ihr fast schreckhaft ausnahm — sie fuhr bei jedem Klingeln zusammen und rannte mit stampfenden Riesenschritten nach der Tür — sie hatte zitternde Hände, denen zu öfteren Malen irgendein zerbrechlicher Gegenstand unversehens entglitt — kurz, sie befand sich augenscheinlich in einem Zustand ersichtlicher Aufregung. Und als ich ernstlich besorgt in sie drang, da kam eine niederschmetternde Tatsache zutage.

Unter strömenden Tränen — dick wie Erbsen kollerten sie über Veronikas umfangreiches Antlitz — zog sie aus ihrer Kleidertasche einen arg zerknitterten Brief hervor. Ich entfaltete ihn voll schwarzer Ahnungen. — Oben war in feurig-roten Tönen ein enormes Herz aufgemalt. Ein ebenso enormer Pfeil durchbohrte es, und sehr blaue Vergißmeinnicht umschlangen Herz und Pfeil in malerischen Schlingungen. Auf dem Bogen aber war, untermischt mit verschiedenen Fettspuren, die augenscheinlich von Fingerabdrücken herrührten, mit großen Buchstaben zu lesen:

„Innichstgelübtes Vronchen.

Ich muß die Feder ergreifen und Dir innichstgelübtes Vronchen hierdurch mitteihlen, daß der Schampes*) sich ein anderes Mähdchen angeschafft hat, das ist das Traud, das hier in Dienst ist, wo er fohrigen Sonndag ist mit bei der Musikk gewehsen und sie mit einen Schohppen trahkdiert hat und hat über mich gesahgd, er wohlde keine Riesendahme, sondern einen Schatz wie alle Mähdchen und ich Dir dieses nicht aus Eihfersuchd schreibe, innigstgeliebtes Vronchen, sondern damit Du siehst, wer es ehrlich mit Dir meint und wer nicht und komme ich Herbst vom Millidähr und können wir uns dann heirahden, denn daß Du den Schampes nicht mehr heirahden kannst, das wird auch Deine Muhdder nicht mehr leiden, wo er Dich jetzt schon an der Nase herumführt und mit andern Mähdchen läuft und Du nachher zu Hause sitzen kannst und zusehen, wie er mit andern korressihrt und welches ich nie thun werde, innigstgelübtes Vronchen und wann Du mir schreibst, dann sage ich es dem Schampes gleich, daß wir Hochzeit machen, wenn ich vom Millidähr komme, als welcher ich verbleibe Dein inniggelübter Heinrich."

Ich ließ entgeistert den Brief sinken. All meine schönen Hoffnungen dahin. Veronikas Bräutigam untreu — ein anderer Verehrer Veronikas — ach, wenn mein Mann das hörte — auf der Bildfläche aufgetaucht, nun konnte ja alles passieren. Veronika weinte herzzerreißend. Sie hatte eine sonderbare Art, tiefe rauhe Kehltöne auszustoßen und in regelmäßigen Abständen einen ganz hellen Aufschluchzer dazwischen zu schieben. — „U—u—u—u—hiiii—u —u— — —u—hiiiiii! — Der Schampes —u—u, —u, —u — der is mir untreu — wo ich ihn doch so unmenschlich gern hab' —u, — hiiii — und den, den Heinrich mag ich nicht, — u—u—u, das ist ein Filou — und ein —u—u hinterwärtser, heimtückscher Kerl —u—u und nu schreibt er das auch an meine Mutter — hiiii! Und dann machen se zu Hause wieder Krach —u—u—u und ich muß den Heinrich nehmen — dem seine Felder an unse anliegen."

Ich versuchte es, sie zu trösten, ihr das ganze als eine dunkle Intrige des verschmähten Heinrich hinzustellen. Aber es nutzte nichts. Sie weinte unentwegt weiter, nur von Zeit zu Zeit einige stoßweise Brocken hervorbringend:

„Es is wahr! Es is wahr! Schon vierzehn Täg hat er mir nicht mehr geschrieben, wo ich sonst alle Montags einen Brief kriegte und auch noch zwischendurch 'ne Ansichtskarte. — Und wo er weiß, daß ich ihn so lieb hab'. Und nu sagt er, ich wär 'ne Riesendame!"

Resigniert begann ich, mich mit den Vorbereitungen zum Mittagstisch zu beschäftigen. Veronika war augenscheinlich ganz von ihrem Kummer beansprucht. Ich konnte ihr nicht zumuten, junge Schoten auszuhülsen.

In diesem Augenblick klingelte es. Hastig stürzte Veronika hinaus und kam nach einer Weile mit einem Brief in der Hand wieder herein. Auf den ersten Blick sah man, daß der Brief von „ihm" war. Das ungeschickte, etwas beschmutzte Kuvert, die drei roten Siegel mit den Hosenknopfabdrücken. Veronika war ganz blaß geworden. Ich ging diskret hinaus. Mit einem letzten Blick sah ich noch, wie ihre Hände so stark zitterten, daß sie kaum

*) Johann Peter,

das Siegel aufbrechen konnte. Ich überließ sie eine halbe Stunde ihren Gefühlen, dann war es die allerhöchste Zeit zum Kochen.

Und ich ging zagend in die Küche. Da erwartete mich eine Ueberraschung. — Veronika hatte augenscheinlich ihre Tränen gründlich getrocknet. Sie wirtschaftete mit verdreifachtem Eifer umher. In ihrem Gesicht war etwas wie ein fester Entschluß zu lesen.

„Er hat mir geschrieben," sagte sie mit verächtlichem Tone, „es wäre nur ein Späßchen von ihm gewesen. Man könne doch auch nicht leben wie ein Einsiedler. — Wenn Madam den Wisch lesen wollen."

Sie reichte mir einen zweiten Briefbogen. Dasselbe durchbrochene Herz, derselbe Pfeil, dieselben Vergißmeinnichtranken. Augenscheinlich bezogen die Rivalen ihr Briefpapier aus derselben Quelle. Und Veronikas Bräutigam schrieb:

„Innigstgeliebte treue Vronika!

Auf Dein Schreiben von vorgestern will ich Dir antworten. Ich kann Dir nur mitteilen, daß der Heinrich mich verschwätzt hat und daß es nur ein Späßchen von mir war. Ich bin mit dem Traud bei die Musik gegangen, weil man doch nicht wie ein Einsiedler leben kann. Und das Traud ist ein sehr gemütliches Mädchen. Deßwegen brauchst Du nicht gleich zu ressennieren und zu schennen. Das sagt das Traut auch. Und ich werde Dir ewig treu bleiben, weil ich es Dir geschworen habe. Aber Du bist Eiferfichtig und verfolgst mich. Das sagt das Traut auch. Und der Mensch muß sein' Ruh haben, wo man ohnehin schon den schweren Dienst hat und sich den ganzen Tag abracken muß. Und wo man allen Mut verliert, wenn man dann auch noch so Briefe kriegt. Und wenn es nicht anders wird, ich ins Wasser gehe. Es ist jetzt nicht kalt darin und man ist schnell verschwunden. Das Leben ist nichts wert, wenn einem die Mädchen es leid machen. Und wann Du meinst, Du könntest mich immer kujinieren, dann bist Du irr. Ich laß mich nicht von Dir kujinieren, wo ich jetzt Soldat bin und schon die Knöppe kriege und forsch bin, das sagt das Traud auch, das ich das nicht nötig habe. Womit ich schließen muß. Und das Traud läßt Dich grüßen. Und ich auch

Dein bis in den Tod getreuer

Johann Peter Reuter.

P.S. Und daß Du mir so was antust, wo wir nun schon so lange miteinander gehen und so untrausam bist, das ist eine Sünd' und Schand'. Das sagt das Traud auch."

Ich wendete das sonderbare Schriftstück um und um. Ein merkwürdiger Liebesbrief war das. „Das sagt das Traud auch." Das schien mir die Hauptsache darin zu sein. — Ein komischer Bräutigam!

Veronika schien meine Gedanken zu erraten. Sie lachte verärgert.

„Ja, Madam! Was soll man da wohl zu sagen! Aber so 'n Mensch is nu der Schampes mal. Nie weiß er, was er will. Immer muß man auf ihn aufpassen, wie auf 'n kleines Kind. Immer läßt er sich von 'n andern rumzerren, wie die wollen. Wenn das Traud ihm einred', ich tät' ihn kujinieren und schekanieren, denn glaubt er das. So is er immer gewesen."

„Aber Veronika," sagte ich ernsthaft, „dann ist das doch kein Mann für Sie. Was soll denn das später werden? Haben Sie sich das denn überlegt? Sie passen doch gar nicht zusammen."

Veronika sah mich überlegen an. „Sehen Sie, Madam, das is bei uns Bauern anders wie bei den Vornehmen. Einer muß die Kurasch haben und das Besinnen und die Festigkeit. Und wenn so 'n Mann sie nicht hat, dann muß die Frau sie grad haben. Wo soll das denn sonst wohl aus und ein! Der Dummerian der! Da schreibt er, ‚das Traud sagt'. — Nu ja, jetzt denkt er vielleicht, das Traud wär 'ne bessere Frau für ihn. So eins, was nichts tut als sich aufputzen und herumschwätzen und die Leut ärgern und unsern Herrgott 'n guten Mann sein lassen. Da wär' der Schampes schön verraten und verkauft. Aber der kommt schnell wieder zu sich! — Ich hab mich auch bloß geärgert, weil sich der Heinrich in die Sach' hineingemengt hat. Ich weiß jetzt schon, was ich zu tun hab'."

„Aber Veronika," sagte ich zaghaft, „wie denken Sie sich das denn, wenn Sie nun mal verheiratet sind und Ihr Mann läßt sich dann auch von jedem ‚rumzerren', wie Sie sagen, und Sie müssen ihn immer behüten und bewachen? — Das muß doch schrecklich sein."

Veronika lachte und hob symbolisch einen ihrer kräftigen Arme in die Höhe. „Och nein, Madam! Das is nicht 's schwerste Kreuz. — Wenn einer nicht grob is und rauhlich und nicht trinkt und nicht lumpt — das ist die Hauptsach'! Mit dem Schampes werd ich schön fertig. Der kommt mir nicht aus, wenn ich 'n mal fest hab'."

Sie stand vor mir, jeder Zoll ein „Heldenmädchen". Ich glaubte ihr ohne weiteres. Wen diese Hände hielten, der kam so bald nicht „aus".

„Aber ich werd 'n kurieren," sagte Veronika energisch. „Das werd' ich ihm austreiben, das Späßchen. Und was 's Schönste ist, er ist dabei auch noch eifersüchtig. Wie er noch im Dorf war, da hat er mir alle Finger lang Schkandal gemacht."

Ich sah Veronika zweifelnd an. Daß „Schampes" Grund zur Eifersucht gehabt haben sollte, erschien mir über die Maßen komisch.

Veronika deutete meinen Blick falsch. — Verschämt und selbstbewußt lächelnd fuhr sie in ihren Bekenntnissen fort:

„Ja, weil nämlich die Burschen immer so arg hinter mir her waren und mir keine Ruhe ließen. Und ich als mal mit einem 'n bißchen mehr getanzt hab', wie ihm recht war. Und da will er mir jetzt weisen, daß er auch Mädchen genug haben kann! Und tut so, als ob er sich vor den Mädchen nicht retten könnte. Und schreibt, er will ins Wasser gehen! Von meinetwegen kann er reingehen und schwimmen bis nach Holland."

Und stolz wie eine Spanierin, gehoben vom Gefühl ihres Wertes und ihrer Anziehungskraft, widmete sich Veronika ihren häuslichen Obliegenheiten. Als mein Mann am Mittag nach Hause kam, fand er mich völlig geknickt. Das Bewußtsein, eine Schöne in meiner Küche zu haben, der „die Burschen immer so arg nachliefen" und um derentwillen der Bräutigam ins Wasser gehen wollte, das ja jetzt nicht mehr so kalt war, wirkte nach all den früheren Erfahrungen geradezu furchtbar auf mich. Und die dunkeln Andeutungen Veronikas in betreff ihrer Rache beunruhigten mich lebhaft. Ich ahnte dramatische Szenen in den Küchenregionen und ich habe eine natürliche lebhafte Abneigung gegen derartige Aufregungen.

Mein Mann lachte fast Tränen. Veronika als männerbetörende Circe war ihm ein überwältigender Gedanke. Und als er sich's nach Tisch nicht versagen konnte, Veronika mit heuchlerischer Teilnahme zu befragen und von ihr die Bestätigung meiner Erzählung erhielt, da hätte es beinahe eine Katastrophe gegeben. Er wurde so beunruhigend blau vor unterdrücktem Lachen, daß ich schleunigst Veronika aus Seh- und Hörweite bringen mußte. Und der Schlußrefrain war natürlich: „Siehst du, ich hab's ja gleich gesagt. Nun haben wir die Pastete."

Ja, wir hatten sie in der Tat. Noch an demselben Abend kam Veronika sehr spät, sehr rot und sehr verwirrt vom abendlichen Einholen der Milch nach Hause. Ihre Bekleidung zeigte entschieden Spuren von Milchflecken, ihre Schürze war sehr zerknittert, und auf meine Frage anwortete sie so verschämt und verwirrt: „O, es war der Wind," daß ich mit absoluter Sicherheit voraussah, dieser Wind werde in den nächsten Tagen noch recht lebhaft wehen.

Als ich am nächsten Morgen in die Küche ging, hörte ich schon auf dem Flur Veronikas Stimme. Sie sang. Zum ersten Male sang sie. Sie hatte übrigens eine ganz hübsche Stimme. Und sie sang mit so viel Gefühl:

In des Gartens dunkler Laube
Saßen abends Hand in Hand
Ritter Ewald kühn und mutig — — — —

Mein Eintreten unterbrach den schmelzenden Gesang, aber mein erster Blick erspähte schon, was vorging. Veronika stand am weitoffenen Fenster, was früher nie vorgekommen war, wusch Geschirr — eine Tasse und einen Löffel — und unten vor dem Fenster fauchte eine Lokomotive.

„Veronika!" sagte ich vorwurfsvoll

Veronika errötete bis unter ihre stramm zurückgekämmten gelblichen Haare.

„Es is so warm heute," sagte sie entschuldigend.

Ja, es war warm. Es blieb auch warm. Das Fenster „klang" nicht, denn es stand den ganzen Tag offen. Meine schönen Träume von getünchter Küche und einem neuen Eßservice blieben einstweilen Träume. — Und Veronika blieb jeden Tag beim Milchholen länger aus. Außerdem hatte unser Milchtopf nur noch einen halben Henkel und eine arg zerstoßene Tülle. Drei Tage nachher kam ich eines Abends in die Küche. Veronika war fortgegangen. Auf dem Küchentisch stand das Tintenfaß, ein weißer Bogen lag dabei und ein offener Brief. Ich konnte nicht widerstehen. Es war indiskret, es war gewöhnlich, aber ich tat es, ich las den Brief. Dieser Briefbogen hatte kein rotes Herz! Nur zwei schnäbelnde Täubchen als Symbol. Und mit einer ganz flotten Handschrift war darauf geschrieben:

„Hochgeehrtes treu geliebtes Freulein!

Wenn es wahr ist, daß Schönheit immer mit Krausamkeit verbunden ist, so kann es mich freilich nicht wundern, wenn Sie, reizende Veronika, an Krausamkeit dem Löwen der Wüste gleichen. Sie haben mein armes Herz gänzlich zerfleischt und doch liebt dieses nur sie allein. Erhören Sie mich, holdeste Feronika, lassen Sie Ihre Krausamkeit dahinfahren und machen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen. — Dann wird unter Ihren Füßen ein Tal von Lilien und Rosen blühen und das Leben wird ein Paradies sein. Geben Sie mir bald ein Zeichen und erhören Sie endlich

Ihren Sie unendlich liebenden Artur."

Die Nachschrift „Arturs" (der etwas gar zu treu dieses poetische Schreiben aus irgendeinem Liebesbriefsteller abkopiert zu haben schien) aber lautete wörtlich:

„Wenn Sie, heißgeliebtes Fronchen am Sonntag mit mir bei die Musik gehen wollen, so werde ich Ihnen all' mein Verhältnis auseinanderlegen und glaube ich, daß man mit fünfundachtzig Mark im Monat sehr glücklich leben kann, besonders wenn man sich liebt und es braucht dann (hier trat entschieden der Liebesbriefsteller wieder in Aktion) nicht Rang noch Stand noch Millionen, nicht Perlen, noch Diamanten und Kleinoden — und wir können eine schöne Stube und Küche mieten und niemand soll Sie schel ansehen Ihr innigster Verehrer Nikolaus Böhringer."

Ich hatte diesen Brief kaum zu Ende gelesen, als ich die Stimme der „krausamen" Schönheit auf der Treppe hörte und mich beeilte, aus der Küche zu schlüpfen.

Mein Mann benutzte natürlich die Gelegenheit, einen Ausfall auf das Weib im allgemeinen zu machen:

„Schlangen sind sie alle," sagte er. „Und in dem vielgeliebten Fronchen haben wir wieder mal ein rechtes warnendes Beispiel für die allgemeine Falschheit des Weibes. Sie hat einen Geliebten! Sie hält an ihm trotz des Widerstandes der Mutter! Sie wird ihn heiraten, nicht aus Liebe, sondern um ihn zu tyrannisieren, zu beherrschen. Und zu gleicher Zeit kost sie mit irgendeinem Artur — ist die ‚krausame Schönheit', betört diesen arglosen Adam so weit, daß er ihr Herz, Hand und fünfundachtzig Mark monatlich anbietet. Und wer weiß, was noch geschehen wird! O Weiber! Weiber!"

Ich ärgerte mich. „Findest du denn, daß Veronikas Bräutigam eine sehr hübsche Rolle spielt?" sagte ich. „Er ist mit ihr verlobt, aber ‚das Traud sagt' ist sein zweites Wort, er führt ‚das Traud' zum Tanz, macht sich ein ‚Späßchen', weil er doch nicht ‚als Einsiedler dasitzen kann', und behauptet, vor den Mädchen gar keine Ruhe zu haben. Ein netter Bräutigam das!"

Mein Mann lachte.

„Ich bin nur neugierig, was diese grausame Schöne, unter deren Füßen ein Tal von Rosen und Lilien blühen soll, nun zunächst tun wird."

Ich war auch neugierig, aber es war eine ängstliche Neugier. Ich ahnte schreckliche Begebenheiten.

Ein paar Tage lang ereignete sich weiter nichts, als daß Veronika beim Geschirrabwaschen zwei Teller, eine meiner guten Kristallschalen und eine Salatschüssel zerschlug und abends vom Milchholen immer später nach Hause kam. Darauf bemerkte ich, wie sie mit auffälliger Intensität auf den Briefträger wartete. Dieser schien ihr indessen kein Schreiben irgendeines Verehrers zu bringen, auch der Bräutigam ließ nichts von sich hören.

Veronikas Laune war nicht sehr rosig. Um so mehr erstaunte es mich, als sie eines Abends strahlend zu mir ins Zimmer kam und mir unter hold verschämtem Erröten mitteilte, daß sie jetzt zwei neue Anbeter habe, alle beide Eisenbahner und ausgezeichnete Partien. Und wenn der Schampes ihr nun noch einmal etwas davon schriebe, daß er sich vor Mädchen nicht retten könne, dann würde sie ihm auch einmal die Augen aufmachen. Und dabei sah sie dragonerhafter als je aus. Uebrigens sei in vierzehn Tagen Kirchweih in ihrem Dorf, und dann ginge sie auf drei Tage dahin, Schampes komme auch, ebenso der Heinrich, der Filou, und dann wolle sie „die Sache schon ins Lot bringen".

Sie war wirklich ein Heldenmädchen, das vor dem Gedanken an die fürchterlichen Verwicklungen, die ein Zusammentreffen von vier Freiern zur Folge haben kann, durchaus nicht zurückschreckte, im Gegenteil, sie empfand das nur als einen Triumph ihrer anziehenden Persönlichkeit.

„Das Traud kommt auch auf die Kirchweih, dann kann er sich ja mit dem wieder ein Späßchen machen."

„Was denken Sie sich denn bei der ganzen Geschichte, Veronika," fragte ich, „wen wollen Sie denn nun nehmen? Sie können doch ganz unmöglich die beiden ‚Eisenbahner‘ zur Kirchweih kommen lassen, wenn Sie nichts mit ihnen im Sinne haben."

Veronika reckte sich zu ihrer ganzen Höhe auf und legte beteuernd die Hand auf die Stelle, wo ihr umfangreiches Herz sich befand.

„O Madam," sagte sie, „so bin ich nicht. Ich habe ihnen allen beiden gesagt, daß ich einen Bräutigam habe und sie haben gesagt, das tut nichts, wenn es noch nicht ganz fest ist, dann haben wir ja noch immer Hoffnung."

Das leuchtete mir zwar nicht ganz ein, aber Veronika belehrte mich darüber, daß derartiges allgemein üblich sei und höchstens eine Ehre für ein Mädchen. Und sie schwelgte so augenscheinlich schon in dem Gedanken an ihre Rolle als vielumworbene Schönheit, daß ich mich gar nicht getraute, ihr Vergnügen zu stören.

Die vierzehn Tage bis zur Kirchweih vergingen unter wechselnden Erlebnissen ziemlich schnell. Veronika hatte mich zu ihrer Vertrauten gemacht und ich durchlebte alle Phasen des Kampfspiels zweier glühenden Anbeter um eine Schöne, die eigentlich einen Bräutigam hatte, „aber noch nicht ganz fest".

Mein Mann interessierte sich brennend für diese Begebnisse und begleitete sie mit anzüglichen Kommentaren über die Treue und Aufrichtigkeit des weiblichen Geschlechts im allgemeinen und über meine Menschenkenntnis in bezug auf Veronika im besondern.

Wie sich dieser Knoten lösen sollte, wurde mir immer rätselhafter. Wenn ich des Abends verstohlen aus dem Fenster sah, konnte ich im Schimmer des zärtlichen Mondlichts Veronika beobachten, von zwei Männern flankiert, die neben ihr allerdings ein wenig dürftig wirkten, insofern, als Veronika sie um halbe Kopfhöhe überragte. Aber damit hatte sie sich abgefunden, was sie in dem Satz zusammenfaßte: „Klein oder groß is was Aeußerliches!"

(Schluß folgt)

Kaiserin Adelheid

Von

Alberta von Puttkamer

Kanossa reckt sich trotzig auf ins Blaue,
Vom Felsensöller in die welsche Aue
Späht eine Stolze hin mit dunkelm Blick;
Fürstlich gegürtet rauschen die Gewänder,
Die Stirn umreifen breit Rubinenbänder,
Der Königsschleier weht ihr im Genick...

Der Schwarzgelockte dort auf schlanken Rossen,
Die Herrschermiene wie in Erz gegossen,
Das ist der wilde König Berengar!
Im goldnen Ringelhaare der Germanen
Führt, ihm genüber, Otto seine Fahnen,
Und alpenher drängt jauchzend nach die Schar...

Der Fürstin, die Kanossa hält gefangen,
Wie leuchten ihr so lebensrot die Wangen,
Denn einer naht, der sie erlöst vom Bann!
Sie hat ihn gegen welschen Zwang gerufen,
Sie bot ihm von verwaisten Thrones Stufen
Die Krone und ihr lachend Leben an.

Hei, wie der Deutschen Speere leuchtend schwingen!
An welschen Schildern ihre Schwerter klingen
Wie tiefer Glocken rasches Sturmgeläut'.
Die Kräfte rührt's empor zu Trotz und Siegen,
Und Rosse stürzen, wilde Locken fliegen,
Und mancher Blick in lohem Hasse dräut...

Und die Italier weichen hin zum Walde —
In blut'gen Blumen steht die ganze Halde,
Der trotz'ge Berengar liegt todeswund.
Und als die sterngestickten Nebel sinken,
Schaut Otto von Kanossa drüben winken
Die lebensstolze Fürstin von Burgund...

Er reißt sein Roß empor — die Brücken fallen,
Er stürmt mit seinen Mannen in die Hallen,
Er hat die wundervolle Frau ersiegt —
Die stolz in Sehnsucht deutsche Kraft gerufen,
Er führt sie von Kanossas Felsenstufen
Weithin, wo seine Heimat leuchtend liegt...

Und sie trug Sonne in die deutschen Weiten,
Sie durfte neben drei Ottonen schreiten,
Des großen Otto herrliches Gemahl.
Sie sah in Rom die Krone ihn ersiegen,
Sah ihres Sohnes Kaiserfahnen fliegen
Und führt' den Enkel hin zum Krönungssaal.

O dreimal sel'ge Frau! Aus reichem Leben
Hast du drei Kaisern Glück und Kraft gegeben,
Und zweie hat der Tod vor dir geraubt;
Der dritte mit dem jubelnd-jungen Blicke,
Den führtest du zu mächtigem Geschicke —
In Stolz und Demut beugt er dir sein Haupt...

— — — — — — — — — —

Zu Selz im Elsaß fallen Silberflocken,
Doch tiefrer Schnee deckt noch die Frauenlocken,
Die spät der Tod berührt mit sachter Hand.
Der dritte Otto kniet zu ihren Füßen —
Zwei tote Kaiser schaut sie winkend grüßen —
Da geht sie lächelnd ein ins Sonnenland...



Belauscht. Nach dem Gemälde von Konrad Fehr (Berlin)



Ein Vergleich

Die donnernde Echse,

das größte aller jemals geschaffenen Landtiere

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Natur hat es gewollt, daß von ihrer ungeheuern Jahrmillionenarbeit, in der sie das Lebendige schuf und bis zum Menschen hinauf entwickelte, überall Spuren blieben; sie hat tief in den Gesteinsschichten der Erdrinde ein unverwüstliches Archiv ihrer eignen Geschichte angelegt, Blatt auf Blatt fügte sie sorgfältig aneinander, und von allem Gewächs und Getier, das einstmals die Erde bevölkerte, konservierte sie auf wunderbare Weise einige Exemplare und legte sie mit in das gewaltige Buch der Erdgeschichte. Die Pharaonenmumien, die wir aus fünftausend Jahre alten Steinsärgen hervorholen, sind von gestern gegenüber diesen aus ihren Gräbern auferstehenden Zeugen uralter Naturentfaltung. Freilich sind die Blätter des großen Buches im Laufe der vorbeirauschenden Zeitalter nicht so glatt liegen geblieben, wie sie einstmals übereinandergelegt worden waren. Wir finden im Gebirge die Schichten zerknüllt, eben gerade wie ein Buch, das zwischen Rücken und Schnitt zusammengedrückt worden ist. Da ist es denn begreiflich, daß viele von den aufbewahrten Mustern nachträglich wieder zertrümmert wurden, namentlich wenn es sich um größere Gegenstände handelte. Deshalb aber hat die Natur solche Archive in größter Zahl rings um die Erde herum vergraben, die an sich übereinstimmend lauteten. Wir neugierigen Menschen, die doch natürlich gern wissen möchten, wie es früher einmal in dieser unsrer planetarischen Wohnung ausgesehen hat, die wir heute als unser Eigentum ansehen, während wir doch auch nur eine der Mietsparteien sind, die kommen und gehen mit einem der nächsten Weltquartalswechsel, wir versuchen es seit kaum mehr als einem Jahrhundert, hie und da ein abgerissenes Stück von einem solchen Archivblatte herauszugraben, und müssen nun, um den Urtext zu lesen, von den verschiedensten jener identischen Archive die einzelnen Blattfetzen zusammenzulegen versuchen. Wie sehr das Stückwerk bleibt, kann man sich wohl denken.

Da war es denn ein ganz außerordentlich glücklicher Zufall, daß vor einigen Jahren (1898) ein amerikanischer Geologe im Gebiete des Felsengebirges ein vollkommen erhaltenes Skelett des riesigsten aller jemals geschaffenen Landtiere entdeckte und daß es auch gleichzeitig gelang, die gewiß nach Millionen von Mark zählenden Mittel zur Verfügung zu erhalten, die erforderlich waren, dieses Tier nun auch mit aller Sorgfalt auszugraben, in seinen einzelnen Teilen nach New York zu schaffen und dort wieder aufzustellen. Man muß bedenken, daß das Tierchen vom Kopf bis zum Schwanzende 20 Meter mißt, was einem ganz gehörigen Hause entspricht, bis zu dessen zweiter Etage sein mächtiger Rücken emporreichen würde; über 4½ Meter ist die Höhe. Der „Schwanenhals“ des reizenden Geschöpfes mißt 5½ Meter und der Schwanz deren 9. Aus dem Inhalt dieses Schwanzes allein hätte man gewiß ein Paar Elefanten von der größten Sorte machen können. Man sieht aus unserm Bilde, daß ein Saal von größten Dimensionen dazu gehörte, um das vorweltliche Ungeheuer zu beherbergen. Und nun betrachte man seine einzelnen Teile; zum Beispiel die Rippen und Wirbel. Dem Kerl sitzt gerade ein Mensch auf dem Rücken, um an einem der Wirbel irgendeine Operation vorzunehmen. Es ist gewiß nicht zu hoch geschätzt, wenn man annimmt, daß ein Dutzend ausgewachsene Menschen leicht im Bauche dieses Untiers Platz gefunden hätten. 800 bis 1000 Kilo Nahrung wird es wohl den Tag über gebraucht haben, und es muß danach während seines ganzen Lebens gar nichts andres haben tun können als beständig zu kauen, um diese Menge von Nahrung klein zu kriegen. Denn es war offenbar ein Pflanzenfresser, wie der verhältnismäßig kleine Kopf mit den Mahlzähnen beweist. Das Tier hatte keine Reißzähne und mußte also seine Nahrung fein zerreiben wie bei uns die Kühe. Was sollte so ein Tier auch andres tun als fressen? Es war offenbar fürchterlich dumm, denn es hatte nur ein sehr kleines Gehirn zu seiner Körpergröße. Feinde, mit denen es sich hätte beschäftigen müssen, besaß es kaum, denn es war ja das bei weitem größte Tier seiner Zeit, das allein durch seine ungeheure Massenhaftigkeit unüberwindlich war, obgleich es, selbst kaum mit irgendwelcher Waffe versehen, rings von Ungeheuern umgeben war, die deren um so schrecklichere besaßen. War es auch das größte Landgeschöpf, so muß es doch wohl

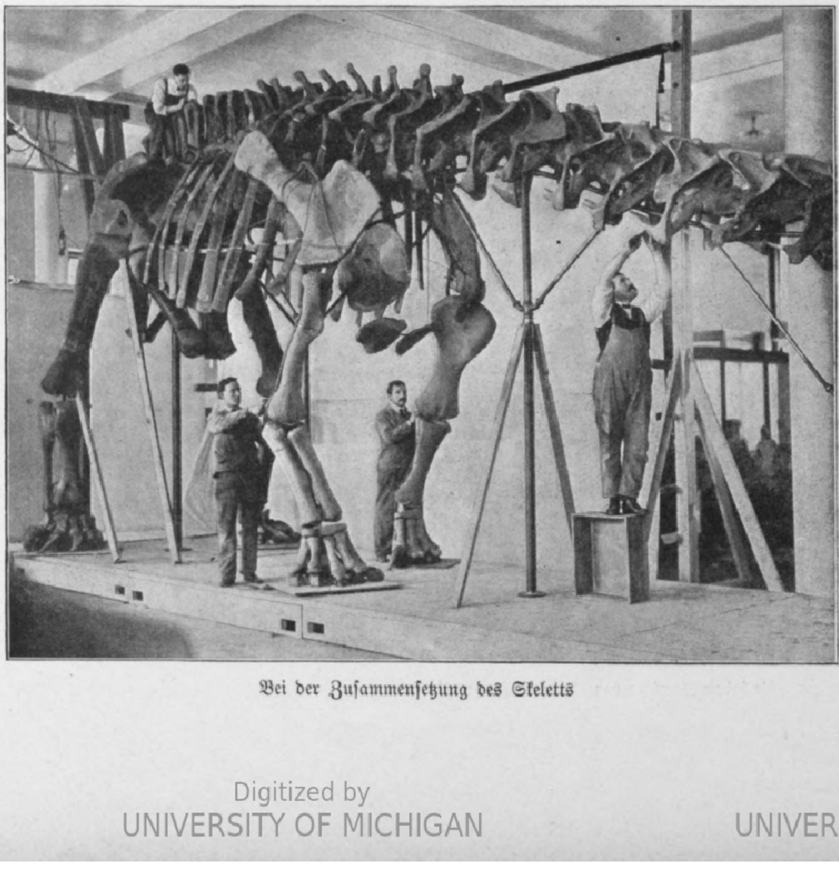


Vorderfuß des Brontosaurus

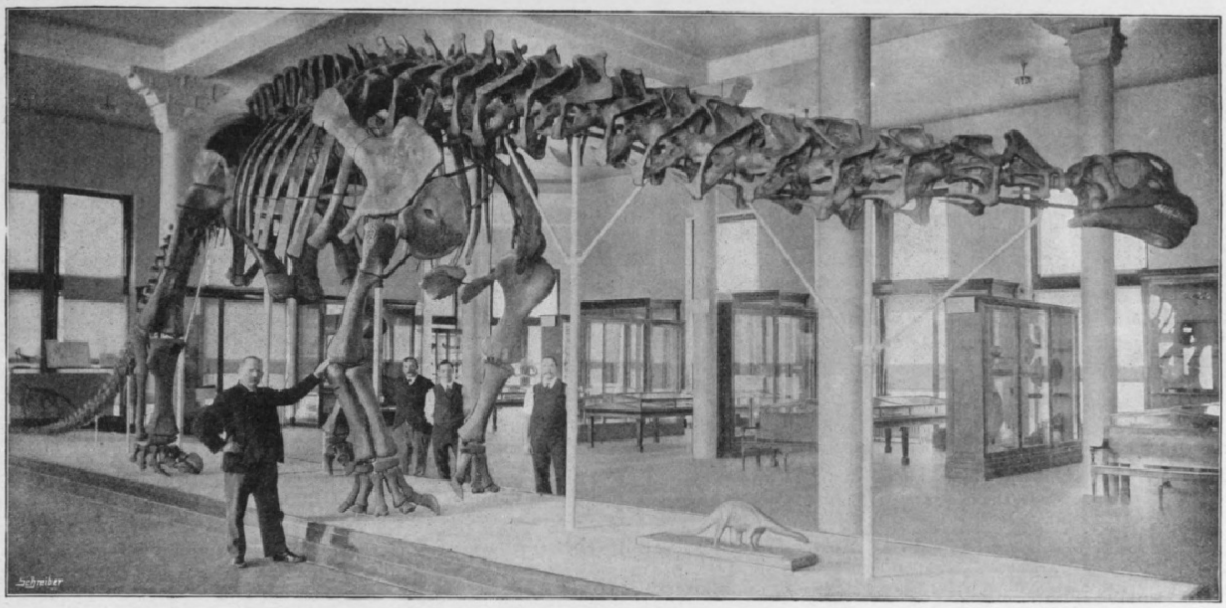
hauptsächlich im Wasser gelebt haben, da es sein ungeheures Gewicht doch nur äußerst schwerfällig auf dem Lande fortbewegen konnte. Ging es einmal ans Land, so mußte der Boden erdröhnen unter seinen Tritten, die ein Gewicht von vielleicht 100000 Kilo fortzubewegen hatten. Man hat das Geschöpf deshalb wegen der ungeheuern Wucht seiner Körpermasse Brontosaurus, die Donnereidechse, genannt. Der gewaltige Fuß ist hier abgebildet und ein Stiefel daneben. Man sieht, daß einer der fünf Fingernägel noch längst nicht in den Stiefel hineinpassen würde. Eine der Zehen, die nach innen stehende, also der Daumen, ist besonders stark ausgebildet, als eine Reißkralle. Das war die einzige Waffe des Untiers, und sie muß, an dem säulendicken Bein von mehr als doppelter Menschenhöhe, mit Wucht geführt, allerdings eine fürchterliche Wirkung gehabt haben. Man bedenke, daß schon ein Strauß durch einen einzigen Schlag mit seinem spitzen Nagel den Körper eines Menschen vollständig aufzuschlitzen vermag.

Ich habe schon gesagt, daß unser Vorweltriese eine Eidechse war. Der ungeheure Körper schwamm wahrscheinlich meist an der Wasseroberfläche, und das Tier konnte nun mit seinem zwei Stockwerke langen Halse sowohl tief unten zum Grunde sein „Köpfchen“, Nahrung suchend, untertauchen oder es hoch aus dem Wasser emporstrecken, einer riesigen Seeschlange gleich.

Unten ist auf unserm Hauptbilde ein Modell des Tieres mit dargestellt, das zeigt, wie es in Wirklichkeit ausgesehen haben mag. Es hat danach wohl kaum eine Aehnlichkeit mit einem gegenwärtig lebenden Wesen, am wenigsten mit einer Eidechse. Eher könnte man noch an einen Dickhäuter denken, aber zu jener Zeit gab es noch gar keine Säugetiere. Diese Riesen, die Dinosaurier, waren die im Entwicklungsgange der Lebewesen damals höchststehenden Tiere. War auch, wie schon gesagt, dieser Brontosaurus der größte, so gaben ihm doch einige seiner Zeitgenossen nicht allzuviel nach, während man aus Funden einzelner Knochen von ihm selbst schließen muß, daß das hier vorgeführte, im New-Yorker „American Museum of Natural History“ nach langjähriger schwieriger Arbeit glücklich wieder zur Auferstehung gebrachte



Bei der Zusammensetzung des Skeletts



Das im Naturhistorischen Museum in New York aufgestellte Skelett des Brontosaurus

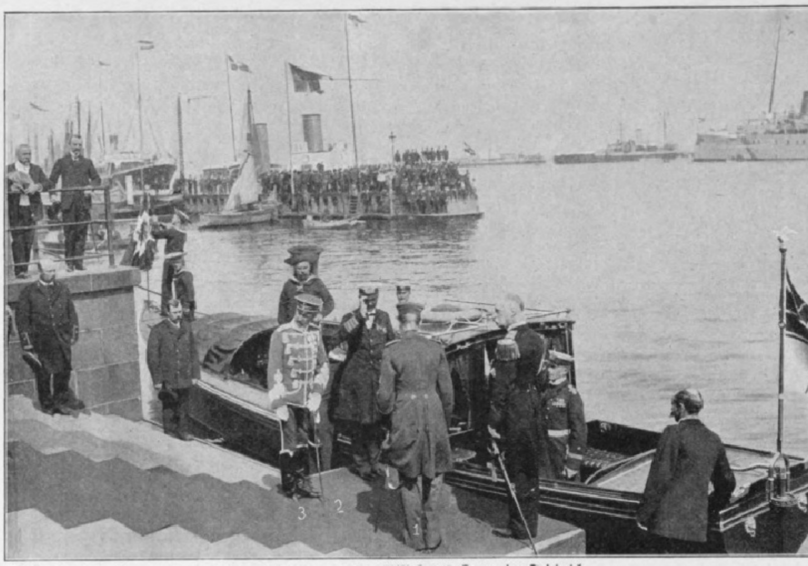
und erst vor kurzem dem Publikum zur Schau gestellte Exemplar noch keineswegs das größte seiner Gattung war. Man kann auf 30 bis selbst 40 Meter lange Kerls schließen, wirkliche wandelnde Fleischberge.

Wann mögen diese Kolosse wohl gelebt haben? Man kann das natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber unser Geschichtsarchiv gibt uns doch auch hierüber Andeutungen. Es ist in bestimmte Kapitel deutlich eingeteilt, die man durch die Art der steinernen Blätter unterscheidet. Da nun auch heute noch die Natur beständig an diesem Archiv arbeitet und Eintragungen macht, die einmal den Geologen kommender Zeitalter viel Kopfzerbrechens machen werden, wenn sie zum Beispiel im verhärteten Meeresschlamm der heutigen Koreastraße so einige Dutzend Riesenleiber von Schiffen ausgraben werden, so kann man etwa dadurch, daß man zusieht, wie lange sie gebraucht, um ein solches Blatt vollzuschreiben, oder gar Anhaltspunkte über die Zeitdauer eines ganzen Erdgeschichtskapitels gewinnt, auch auf die Länge der vorangegangenen einen Schluß ziehen. Man kommt dabei wohl auf mindestens zehn Millionen Jahre, während welcher diese Ungetüme schon ungestört in ihren Gräbern geruht haben müssen, ehe sie menschlicher Wissensdrang wieder daraus hervorholte. Man nennt das betreffende Erdgeschichtskapitel die Sekundärzeit, oder speziell das Unterkapitel, wo diese Eidechsenriesen hauptsächlich lebten, die Juraperiode.

Damals sah es ganz anders auf unsrer lieben Erde aus als heute. Was jetzt als unscheinbares Unkraut an dunkeln Waldsümpfen wächst, Schachtelhalme und Farnkräuter, schoß damals zu Riesenbäumen auf. Die Natur schuf noch mit unbändiger Kraft; sie hatte sich noch nicht so vielseitig entwickelt wie heute und brauchte deshalb noch nicht so viele Kompromisse zu schließen. So gab es damals noch keinen Jahreszeitenwechsel, welcher der Natur heute für die Erhaltung ihrer Lebewesen viel Schwierigkeiten macht. Sie mußte deswegen die laubabwerfenden Bäume erfinden, die allein nur den Winter überdauern können, und namentlich die warmblütigen Tiere, die durch ihre wunderbar regulierenden inneren Heizvorrichtungen jedem wechselnden Klima sich anzupassen vermochten. Ueber die ganze Erde hinweg verbreitete sich damals dieses tropische Klima, wenigstens hat man am Nordpol wie jetzt auch am Südpol Abdrücke von immergrünen Pflanzen gefunden, also in Gebieten, wo heute höchstens noch Wiesengewächse in den wenigen Sommermonaten ihr Leben zwischen Gletschern fristen. Man findet deshalb auch die Reste jener kaltblütigen Ungeheuer in Schichten, die unsern gemäßigten Zonen angehören, wie ja auch unser Brontosaurus unter einigen vierzig Grad Breite gefunden wurde. Würde heute solch ein Kerl durch ein Wunder lebend in unsre Gegenden versetzt werden, wir brauchten uns gar nicht so sehr vor ihm zu fürchten: wenn auch alle unsre raffiniertesten Mordkünste, in denen es der Mensch so herrlich weit gebracht hat, gegen ihn versagt hätten, der nächste Winter würde ihn töten. Denn daß solch ein Tier in Winterschlaf verfallen könnte wie unsre kleinen Eidechsen, um sich als Kaltblüter über die Kalamität des Winters hinwegzuhelfen, ist ganz ausgeschlossen. Jene schrecklichen Ungetüme, die auf der Erde keine Rivalen hatten und sich deshalb so kolossal entwickeln konnten, lebten gewiß heute noch und hätten inzwischen keine höher organisierten Geschöpfe aufkommen lassen, wenn nicht der allmählich ins Land ziehende Winter mit all diesen furchtbaren Lindwürmern aufgeräumt hätte. Ihm verdanken wir deshalb wahrscheinlich den größten Fortschritt, den die Entwicklung des Lebendigen jemals erfahren hat; denn in ihm erstand diesen Rieseneidechsen ein Gegner, dessen Kräfte doch noch viel riesenhafter waren, er ließ das Große, das nur groß war und nicht auch stark und vielvermögend im Kampfe mit dem Bessern nicht weiterwuchern und ebnete so höheren Wesen die Pforte des Lebens. Schlagen wir deshalb in den Annalen der Erdgeschichte das nächste Kapitel auf, das der Tertiärzeit, so hat sich das ganze Bild wieder vollkommen geändert und ist nun der Gegenwart viel ähnlicher geworden. Laubbäume, Blütengewächse, die vorher noch nicht da waren, weil es noch keinen Frühling gab, den sie verschönern konnten, erscheinen plötzlich und dann das reich begabte Volk der Säugetiere, ja es ist sogar möglich, daß schon ein menschenähnliches Wesen in diesem neuen schöneren Zeitalter auftrat. Aber jene Dinosaurier verschwanden plötzlich. Nur in den Tropen, die sich nun von der übrigen Erdoberfläche abteilten, blieben einige Epigonen der großen Eidechsen übrig in unsern Krokodilen und den verwandten Tieren. Bei uns halten sich einige kleinere Reptilien durch Winterschlaf. Daß jene Säugetiere, die zuerst nicht einmal sehr groß auftraten, im direkten Kampfe mit den furchtbaren Eidechsenriesen niemals die Oberhand hätten gewinnen können, ist ganz zweifellos. Die Naturgewalten allein konnten sie bezwingen.



Becken und Hüftbein des Dinosaurus im Gewicht von vielen Zentnern



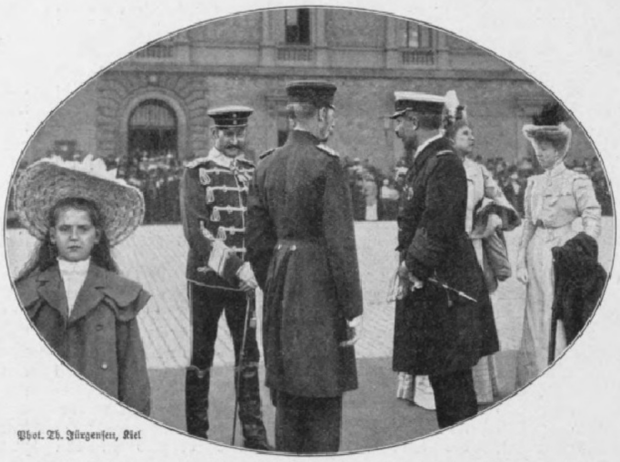
Phot. Th. Jürgensen, Kiel — 1. König Christian; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Kronprinz Friedrich

Kaiser Wilhelm in Kopenhagen: König Christian und Kronprinz Friedrich fahren nach der „Hohenzollern"

Notizblätter

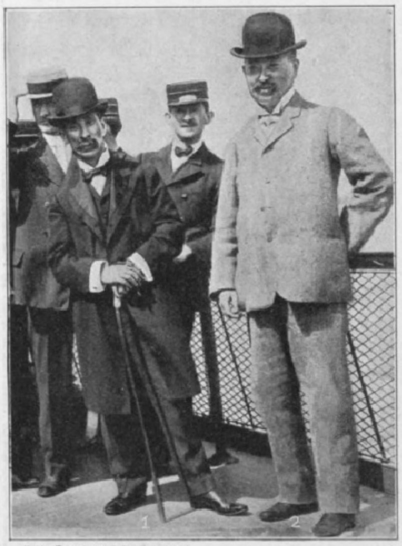
Kaiser Wilhelm in Kopenhagen

Was Kaiser Wilhelm auf seinem letzten Besuche — dem vierten — am dänischen Hofe mit König Christian gesprochen, was ihn veranlaßt, überhaupt nach Kopenhagen zu gehen, entzieht sich ebenso der öffentlichen Kenntnis wie Zweck und Inhalt der Unterredung zwischen ihm und dem Zaren in Björkö. Doch liegt die Vermutung nahe, daß hauptsächlich dynastische Fragen speziell im Hinblick auf den auf so seltsame Weise erledigten norwegischen Thron auf der Tagesordnung dieser Monarchenzusammenkunft standen. Bisher hat sich bekanntlich König Oskar nicht entschließen können, einen Prinzen aus dem Hause Bernadotte für den norwegischen Thron zu designieren. Bei den nahen Beziehungen zwischen Norwegen und Dänemark ist es daher nicht verwunderlich, daß alsbald auch eine dänische Kandidatur auftauchte. Prinz Karl von Dänemark, der die Tochter des Königs von England, Maud, zur Frau hat, wird als Thronanwärter genannt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß über dies Projekt zwischen den Monarchen eher gesprochen wurde als über den seltsamen Plan, die Ostsee zu einem Mare clausum zu machen, denn dafür hätte man in Kopenhagen, wo man das Bombardement durch die englische Flotte im Jahre 1807 noch nicht vergessen hat, schwerlich ein offenes Ohr. Der Kaiser wurde übrigens in Kopenhagen mit Begeisterung empfangen und genoß die Schönheit der dänischen Hauptstadt am Sund in vollen Zügen.



Phot. Th. Jürgensen, Kiel

Kaiser Wilhelm im Gespräch mit den Mitgliedern der dänischen Königsfamilie



Phot. Grantham Bain, New York

Ankunft der japanischen Friedensunterhändler Komura (1) und Sato (2) in New York

Die Friedenskonferenz in Portsmouth

Als die beiden kriegführenden Mächte den eindringlichen Vorstellungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten Folge gegeben und sich zu Verhandlungen herbeigelassen hatten, war man in der Unionsregierung zunächst in einiger Verlegenheit, wo man eigentlich die zusammentretende Friedenskommission unterbringen sollte. Washington war als Schauplatz der diplomatischen Verhandlungen schlechterdings unmöglich, es sei denn, daß man darauf rechnete, die unerträgliche Hitze würde vielleicht die Gegner zu schnellerem Entschluß drängen. Endlich verfiel man auf ein ganz entlegenes Städtchen, Portsmouth in New Hampshire, das zugleich eine Flottenstation der amerikanischen Marine ist. In dem dortigen Verwaltungsgebäude werden die Vertreter Rußlands und Japans tagen, da dieses noch den Vorteil hat, auf einer Insel zu liegen, so daß die Unterhändler sich von der Außenwelt völlig abschließen können. Zum Ueberfluß ankern dort auch die beiden Depeschenboote der amerikanischen Bundesmarine, in deren elegant eingerichteten Räumen die Kommissare gleichfalls wohnen und tagen können.

Alberta von Puttkamer



Alberta von Puttkamer

Unter den deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart hat sich Alberta von Puttkamer, deren Ballade „Kaiserin Adelheid" wir in dieser Nummer unsrer Zeitschrift zum Abdruck bringen, längst eine eigne, hochgeachtete Stellung errungen. In ihrer Lyrik, deren neueste Gaben in dem bei Schuster & Loeffler in Berlin erschienenen Bande „Jenseits des Lärms" gesammelt sind, sprechen aus Versen voll starken Wohlklanges ein edles, echtes Pathos und eine reiche Phantasie, die stolze Gestalten und prächtige Farben liebt. Die Grundzüge ihrer Dichterpersönlichkeit treten nicht minder klar in ihren Prosaschriften hervor: eine fest in sich gegründete ideale Weltanschauung und eine klare eigenartige Auffassung von Kunst und Leben bekunden ihre vornehm stilisierten Essays, unter denen die zu der bekannten Sammlung „Die Dichtung" gehörige Monographie über den Dichter Gabriele d'Annunzio besonders genannt sei. Der psychologische Scharfblick der herzensklugen Frau kam auch der geschichtlichen Betrachtung zugute in Frau von Puttkamers vielbeachtetem Buche „Die Aera Manteuffel" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), das als eines der anziehendsten, aufschlußreichsten Memoirenwerke der zeitgenössischen Literatur bezeichnet werden darf. — Es sei noch hinzugefügt, daß bei den Kölner Blumenspielen dieses Jahres die Dichterin für die Ballade „Kaiserin Adelheid" als die beste historische Ballade, die ein Frauenschicksal behandelte, den ersten Preis, und im Wettbewerb um das beste Cervantes-Gedicht den gleichen Preis mit einigen andern Dichtern erhielt.

Das Winzerfest in Vevey

An den rebenbekränzten Ufern des Genfer Sees, in Vevey, der zweiten Stadt des Waadtlandes, dort, wo Rousseaus unsterblicher Roman „La nouvelle Héloise" spielt, wird seit Jahrhunderten ein Fest gefeiert, das wohl zu den größten und künstlerisch bedeutendsten Volksfesten unsers Kontinents gehört. Der Ursprung dieser in unregelmäßigen Zeitabständen gefeierten Feste verliert sich im Dunkel. Seltsam mischen sich antike und moderne Anschauungen in Tanz und Spiel, so daß es einem schwer in den Sinn will, daß ursprünglich Mönche dadurch, daß sie fleißigen Winzern Lohn und Lob erteilten, den Anstoß zu diesen Feiern gaben, die dann von der Winzerzunft aufgenommen und weitergebildet wurden. Gott Bacchus hat von jeher bei diesem Feste eine große Rolle gespielt, aber auch Ceres fehlte nicht, und im Zuge ging Silen mit den Zyklopen. In diesem Jahre war das Winzerfest eine Veranstaltung allergrößten Stils, der Schauplatz glich einem antiken Theater, und unter dem blauen Himmel, inmitten der strahlenden Landschaft, versammelten sich viele Tausende von nah und fern.



Phot. A. Krenn, Zürich

Vom Winzerfest in Vevey: Opfertanz der Bacchuspriesterinnen

Über Land und Meer

Nr. 47



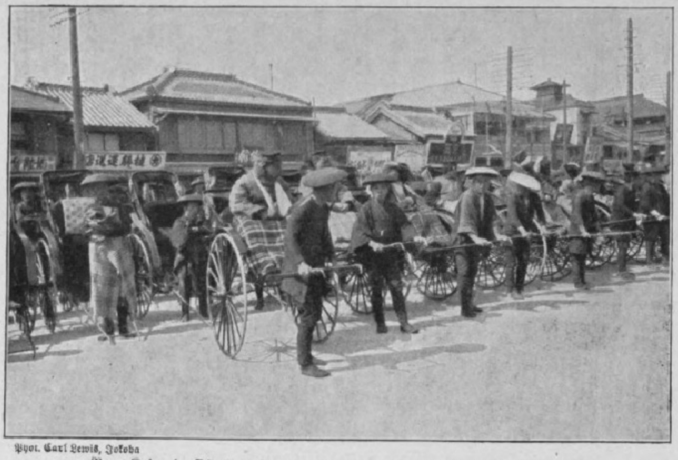
Herzensfrage. Nach einer Zeichnung von Robert Engels (München)

Briefmappe

L. Hartmann in M. Der Begründer des Rothschildschen Bankhauses war Mayer Anselm Rothschild, geboren 1743 zu Frankfurt a. M. Dieser betrieb seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Vaterstadt ein Geldwechslergeschäft und schwang sich bald zum Bankier des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen auf. Als der Kurfürst 1806 sein Land verlassen mußte, vertraute er den Staatsschatz Mayer Anselm Rothschild an, der ihn seinem in London lebenden Sohne Nathan sandte. Mit diesem, dem Begründer des Londoner Hauses, beginnt die Weltmachtstellung der Familie Rothschild. Nathan Mayer Rothschild wurde der Finanzagent der englischen Regierung bei ihrer finanziellen Unterstützung der kontinentalen Staaten im Kampfe gegen Napoleon I. Die vier Brüder von Nathan Mayer siedelten sich in Wien, Frankfurt a. M., Neapel und Paris an, blieben aber mit dem Londoner Hause fortwährend in Konnex. Chef des Pariser Hauses war der jüngste Bruder Nathan Mayers, Jakob (James) von Rothschild, geboren 1792, gestorben 1868; dessen Sohn war der kürzlich gestorbene Baron Alphons (geboren 1827).

Heinrich Hirsch in Gimbsheim bei Worms. Zur Erfüllung Ihres Wunsches wollen wir gern beitragen, indem wir hiermit an dieser Stelle bekanntmachen, daß Sie um Nachrichten über den Verbleib Ihres Sohnes, des Schiffsjungen Franz Hirsch, bitten, der zuletzt im Februar dieses Jahres aus Antwerpen ein Lebenszeichen gegeben hat und seitdem verschollen ist.

Cand. phil. et jur. Oswald. Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, da wir mit kunsthistorischen Beiträgen überreich versehen sind.



Phot. Carl Lewis, Jokoba

Vom Krieg in Ostasien: Ankunft japanischer Verwundeter in Yokohama

L. F. Die Beantwortung Ihrer Anfrage müssen wir aus prinzipiellen Gründen ablehnen und können Ihnen nur den Rat geben, sich bei dem zu beruhigen, was Ihnen ein vertrauenswürdiger Arzt auf Grund persönlicher Untersuchung sagt.

B. in W. Ihrem Wunsche entsprechend bringen wir hiermit Ihre neuesten Sprüche, die unsern Lesern gewiß sofort Ihre früher hier abgedruckten, von demselben Geiste erfüllten Aphorismen lebhaft in Erinnerung bringen werden.

Die Kunst der Aerzte oft versagt,
Wer ihr zu sehr vertraut,
Der Tod, der niemand noch gefragt,
Kennt meist kein heilsam Kraut.

*

Dem Schicksal, das dir ist bestimmt,
Kannst niemals du entrinnen,
Der Funke, der unsichtbar glimmt,
Kann hellen Brand entzünden.

*

Drei Worte schwer will ich dir nennen,
Du wirst sie sicher kennen.
Eh du sie sprichst, besinne dich,
Ich mein' dir's gut: Ich liebe dich.

*

Daß sich das Alter so erhitzt,
Wenn man die Jugend nützt.
Nur eines ist das traurig Lied,
Daß es nicht immer klug geschieht.

*

Daß wer *) ein wahrer Freund gewesen,
Hab' im Roman ich nur gelesen.

*

Zwei Dinge hab auf dieser Welt:
Ein schönes Weib und recht viel Geld.

*) Oder: wo. (Anm. des Verf.)





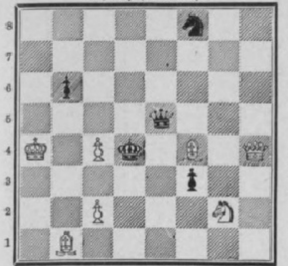


Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 15

Von R. Réti in Wien
(Neu)

Schwarz (6 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 12

W. 1. Tc3—c6
S. 1. La6—d3 (Ke5—d5)
W. 2. Tc6×d6(†)
S. 2. Ld3—e4 oder belieb. (K×d6, —e4, e5)
W. 3. Sd8—f7, Df2 e5, f5, d4 matt

A.

S. 1. d6—d5
W. 2. Sd8—f7†
S. 2. Ke5—e4
W. 3. Df2—e3 matt.

B.

S. 1. b7×c6, La6—c4 od. bel. and.
W. 2. Df2—f5†
S. 2. Ke5(e4)—d4
W. 3. Sd8×c6, Tc6×c4, d6 matt.

Worträtsel

Mit W bin ich bald Wiege, bald auch Grab,
Steig' hoch empor und falle tief hinab.
Mit Z bin ich das Zartste der Natur,
Inhalt von allem, was geschaffen nur.
Mit St geb' ich vielen Menschen Brot,
Und mein Verlust bringt ihnen bittre Not.
Mein kopflos Ich ist heute nutzlos dir,
Nur lästig' Uebermaß mißt du mit mir. L. W.



Zerstreut

„Denken Sie, Herr Kollege, unser lieber Dr. Schmitt ist gestorben."
„Ach, was Sie sagen! — Nun, er wird sich doch dadurch nicht vom Besuch unsers Gelehrtenkongresses abhalten lassen?!"

Silbenrätsel

1.

Suchst du es im Schoß der Erde,
Wo die Gnomen Wache halten,
Sahst du's durch des Künstlers „Werde"
Sich zum Monument gestalten?

Kennst du's, wo's als Haupt sich schmieget
Ans Gebirge unzertrennlich?
Ist gleich ihm, so fest gefüget
Wohl dein Wille, stark und männlich?

2. 3.

Magst zu heil'ger Stätte wallen,
Gläubig seinem Worte lauschen,
Aber funkelt's in Kristallen,
Laß dich nicht davon berauschen!

1. 2. 3. Das Ganze.

Ernste Pflichten hoher Würde
Wohl in keinem Stande fehlen,
Und hier ist die edle Bürde
Sorge für das Heil der Seelen. M. Sch.

Dreisilbige Scharade

Will der ersehnte Schlaf nicht nahn,
Mit weichem Arm dich zu umfahn,
Mag es der ersten wohl gelingen
Der Ruhe Wohltat dir zu bringen.

Schon oft bot dir Erquickung dar
Nach deiner Wahl das andre Paar,
Und Arme hilft's sogar ernähren,
Auch wenn sie es nicht selbst verzehren.

Das Ganze findest du erfreut
Am Weg in später Sommerszeit,
Im grünen Walde und an Hecken
Und läßt es dir behaglich schmecken. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1058:
Des Silbenrätsels: Mittelalter.
Des Homonyms: Kiefer.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Fischer, Dr., Engelbert Lorenz (Prälat), Napoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. ℳ 6.—. Leipzig, Schmidt & Günther.
German, Wilh., Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. 2. Aufl. ℳ 2.—. Schw. Hall, W. German.
Good, Dr. P., Hygiene und Moral. Eine zeitgemäße Studie. 60 ₰. Straßburg i. E., Le Roux & Co.
v. **Gottschall**, Rud., Das goldene Kalb. Roman. 2. Aufl. ℳ 2.—. Breslau, Ed. Trewendt.
Grethleins Praktische Hausbibliothek. Band 3: Bürkner, L., Das eigene Heim. — Band 18: Wulf, Arthur, Unsere Zimmervögel. Gebd. à ℳ 1.— Leipzig, K. Grethlein.
Gröbe, Ernst, „Soll" — „Haben". Doppelte Buchführung für Schulen und zum Selbstunterricht. I. Teil ℳ 1.20. II. Teil ℳ 2.—. Magdeburg, Creutz.
v. **Heide**, Minna, Auf Margaretenhof. Egon Leonhardt. Zwei Novellen. 80 ₰. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Der bekannte amerikanische Zahnarzt Joseph Waffal aus Chicago wies in einem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag in letzter Zeit auf die Wichtigkeit einer mechanischen Reinigung der Zähne hin. Eine zweimalige tägliche gründliche Reinigung der Zähne mittels einer harten Bürste und gleichzeitiger Ausspülung mit einem antiseptischen Mundwasser verhindert die schädliche Einwirkung zahlreicher Bakterien, die sich im Munde bilden. Als vollkommen unschädliches Zahnputzmittel, das sich seit länger als einem Dezennium vorzüglich bewährt hat, können wir die anerkannt vorzügliche Zahncreme **Sargs Kalodont** und dessen **Mundwasser** bestens empfehlen.

„Wohin reisen wir?" — Das ist die Frage, die gegenwärtig in so manchem Familienrat erörtert wird. Ist sie entschieden worden, so folgt die Erwägung: „Was nehmen wir mit auf die Reise?" — Wer die Parole wählt: „Leicht Gepäck", der vergesse nicht, statt umfangreicher Eßwarenpakete ein Töpfchen **Liebigs Fleisch-Extrakt** mitzunehmen. Hiervon eine Messerspitze voll auf etwas Brot gestrichen, gereicht zur besten Erfrischung während der Fahrt. Namentlich den Alpentouristen darf dieses sehr stärkend und belebend wirkende Mittel genannt werden.

Im Sommer bietet die Ernährung des Säuglings erheblich größere Schwierigkeiten als in der kälteren Jahreszeit. Der Sommer ist die Zeit der Brechdurchfälle und Darmkrankheiten. Wenn darum die Kuhmilch nicht vertragen wird, setze man sie aus und gebe nur **Professor von Merings** neue Kindernahrung „Odda" mit Wasser gekocht. Nicht allein der Name des Erfinders spricht für die Güte der „Odda", sondern auch die zahlreichen Urteile bedeutender Aerzte. (1 Paket M. 1.25. 1/2 Paket M. 0,70).

Wer an Korpulenz leidet, greift, um sich davon zu befreien, oft zu Mitteln, die zwar einerseits nutzen, anderseits aber auch manche schlimmen Folgen haben können. Die Firma **Hoock & Co.**, Hamburg, Knochenhauerstraße 98b, versendet gegen Einsendung von 20 Pfennig in Marken eine ausführliche wissenschaftliche Broschüre (Professor Encausse) über das äußerliche, von Chemikern, Aerzten und einer deutschen Medizinalbehörde geprüfte und absolut unschädliche „**Amiral**", mit vielen ärztlichen Anerkennungen, Dankschreiben und Gebrauchsanweisung.

Bei den meisten Sportfreunden spielt bei der Leistungsfähigkeit außer der erreichten „allgemeinen Form" noch eine täglich in nicht unbedeutenden Grenzen wechselnde „Disposition" mit. Es ist denn auch in allen Sportkreisen schon lange der Wunsch nach einem Mittel rege, das die mangelhafte Disposition verbessert, das die Nervenenergie anregt, zu größerer Leistungsfähigkeit verhilft, ohne schädlich zu sein. Alle bisher angewendeten Mittel, wie die Kola, erfüllen diese Bedingungen nicht ganz, sie sind immerhin Gifte, die erst anreizend, dann aber erschlaffend wirken. Ein völlig ungiftiges Mittel, das auch kein **Reizmittel**, sondern ein **Nährmittel** für die ermüdeten Nerven sein soll, das aber eben dadurch dem Sportfreunde vorzügliche Dienste leisten kann, ist in jüngster Zeit auf den Markt gekommen, das **Protylin**. Es ist kein körperfremdes Gift, sondern ein Eiweißstoff, durch seinen Phosphorgehalt dem Nerveneiweiß besonders angepaßt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 48

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Erntegespräch

Nach dem Gemälde von Josef Jungwirth (Wien)

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

XX

(Fortsetzung)

Der kleine Bahnhof, auf dem die Fohlen ankommen sollten, lag wohl drei Meilen weit von Barginnen. Darum hielt schon morgens um sechs Uhr der Jagdwagen vor dem Schloß. Die jungen Braunen knirschten ins Gebiß, der neue Kutscher mit seinem Tressenhut saß steif und hochmütig, die Peitsche kerzengerade auf dem Schenkel. — Seit einigen Wochen schien nämlich ein Geist der Verschwendung über Barginnen gekommen. Zur Verwundrung von Mutter und Töchtern war dem Alten nichts mehr feudal genug. „Es ist nun einmal der Zug der Zeit, gegen den ich mich lang' genug gesträubt habe," pflegte er zu sagen. „Und wer der Zeit dient, der dient bekanntlich ehrlich, Kinder!"

Er gestattete auch heute nicht, daß sich Modeste auf den schmalen Rücksitz setzte, um Vater und Schwester den bequemen Fond zu lassen, wie natürlich. „Nein, Modestchen, da laß mich hin! Damen gehören immer in den Fond," belehrte er lispelnd. „Ich habe neulich gesehen, wie der alte Graf Tramburg bei geschlossenem Landauer in einem wahren Hundewetter neben dem Kutscher auf dem Bock saß, weil sonst wahrscheinlich die Kindergärtnerin das etwas feuchte Vergnügen hätte haben müssen . . . Wenn man gewissermaßen zum Adel gehört . . ." Die Schwestern sahen sich verwundert an — „Das heißt natürlich seiner königstreuen Gesinnung und den Familientraditionen überhaupt nach," verbesserte er sich voll Würde und stieg steifbeinig ein.

Im letzten Moment jedoch sprang Modeste schnellfüßig zum Kutscher auf den Bock und rief: „Fort, fort! Ich markiere heute zur Abwechslung den alten Grafen Tramburg — und der Papa zur Abwechslung die siebzehnjährige Kindergärtnerin."

Darauf ließ sich der Alte freundlich knurrend im Fond nieder. „Ist doch 'ne nette Marjell — 'ne nette Marjell! . . . Immer lustig, immer schick! — Du dagegen, Frieda, immer muffig! Kann das nicht leiden. Strahlender Sommermorgen und solch gekniffenes Gesicht . . ."

„Ich wollte ja auch gar nicht mit," erwiderte Frieda achselzuckend.

„Jetzt bist du aber mit — und nun mach auch gefälligst das Gesicht danach!"

*

Es war in der Tat ein strahlender Sommermorgen. Die Sonne hell und heiß am hohen Himmel, über der lachenden Flur der frische Tauduft, das feuchte Windfächeln. So weit das Auge reichte — Leben, Licht. Das Korn stand in Hocken — gelb, dicht, ein erdrückender Erntesegen. Unter surrender Sense sank der ährenschwere Weizenwald. Und der Hafer zischelte froh, und die Gerste wogte weich. — Es war fast derselbe Weg, den Modeste im Herbst mit Herrn Romeit gegangen: der Sommer hatte gehalten, was der Herbst einst versprochen . . . Und wieder mischte sich mit dem süß-starken Geruch der reifenden Frucht der dumpf-schwere Brodem der Brachen. Es war wie ein Memento. — Und Modeste starrte finster vor sich hin. Das Leben war doch eigentlich nichts als eine einzige große Treulosigkeit und Lüge. Sie dachte an den Ritt gestern mit Herrn von Mieritz, an ihre seltsam wechselnden Stimmungen. Ein Wunsch, kaum gewünscht — und schon bebte sie vor der Erfüllung. — Auch Herrn von Mieritz liebte sie ganz gewiß nicht!

Wo der Eichenwald wie eine dunkle Zunge in die Fruchtebene hineinleckte, kamen schwerschwankende Erntefuder angetrabt. Staub wallte über goldigem Flimmer.

„So 'ne Ernte tut dem Herzen wohl!" lispelte der Alte, und Frieda, die das Land nun einmal nicht liebte, nickte gleichgültig dazu.

Aber Modestes Blick suchte zwischen den Waldbäumen hindurch nach der großen Blöße mit ihren singenden Stämmen. Ob sie sich noch so fest umschlungen hielten wie damals im Frühling? — Und sie mußte selbst über ihre Kinderei lächeln.

Bei den Roßgärten am Vorwerk ließ der alte Lindt halten. Die Jährlinge rupften emsig die mager gewordene Weide. „Ja, heute möchte ich den Romeit so bei der Hand haben!" brummte er. „Hat zwar die Absatzfohlen nicht gekauft, aber weiß Gott, ob sie was taugen. Ist und bleibt doch Schwefelbande, die Kerls!"

Modeste wandte sich wie gelangweilt weg: „Warum halten wir eigentlich hier? Wegen dieses miserabeln Jahrgangs, den dir der Jude angeschmiert hat und von dem die Hälfte hustet?"

Der Alte winkte resigniert dem Kutscher weiterzufahren. Aber gerade jetzt schaute das schöne Mädchen heimlich zurück nach den Roßgärten — und wie diesmal eine Zweijährige aus der weidenden Schar sich löste und hellwiehernd mit gehobenem Schweife den Drahtzaun entlang nachgaloppierte . . . Dies Bild hielt sie am längsten. Und das Mädchenträumen, das sie doch so klug begraben, kam in törichten Wellen über sie . . . Wenn „Er" zurückkäme — aber nicht als Inspektor, sondern als vornehmer Mann, meinetwegen sogar als Königssohn, der so lange Verstecken gespielt wie im Märchen, nur um die Angebetete zu erproben . . . Und wenn dann der Alte mit öligem Lispeln zu ihr sagte, diesmal aber sehr freundlich: ‚Liebe Modeste, Herr Romeit, alias Graf Tramburg von der märkischen Linie, bittet um deine Hand . . .' — Modeste, der diese Phantasie sehr lebendig geworden, war sich ganz klar, daß sie trotz des feindlichen Abschieds den Verlornen warm, sehr warm an ihr Herz drücken würde — und nicht nur, weil es ein wirklicher Graf!

Aber als sie über ein Stück Steinpflaster auf dem neuen Vorwerk rasselten, erwachte sie aus ihrem Traum. Sie erkannte sehr wohl die Stelle, wo Herr Romeit damals aufgestiegen war — doch es wurde ihr nüchtern zu Sinne. Und als der Alte, auf einen Reiter zeigend, der sich scharf von dem Horizonte abzeichnete, mit Respekt sagte: „Das ist der Baron aus Eyselin! Hat sich allerdings ganz eingekapselt und verkehrt nur noch mit Berliner Kameraden — aber das muß ihm der Neid lassen: was er anfaßt, das geht. Kolossalen Blick, der Mensch, auch in der Landwirtschaft!" — Da schaute Modeste fast höhnisch drein und ein häßliches Wort schwebte ihr auf der Zunge. Der gute Traum verflog dem Stern von Barginnen immer gar rasch vor der bösen Wirklichkeit.

Dann kam ein sandiger Weg. Die Sonne fing an zu brennen. Während die Räder mahlten und die Pferde prusteten, überkam Modeste ein Gefühl tödlicher Müdigkeit. Wie durch einen Dunstschleier glitten hüben und drüben die Felder vorüber. Korn und wieder Korn, die langen Hockenreihen einförmig, endlos — dann Weizen, aber dürftig, von Kornblumen ganz blau — zuletzt Lupinen mit dem süßlichen Duft.

„Halten Sie einen Augenblick, Friedrich!" mahnte der Alte. „Es sind teure Pferde."

Modeste erwachte aus ihrem Halbschlummer, sah sich verwundert um. Ihr erster Blick fiel auf den Vater mit den beiden tief eingegrabenen Geizfalten und die Schwester mit den blassen Augen und dem mürrischen Mund. Weiter die schwer keuchenden Pferde und das armselige Lupinenfeld — alles getaucht in Glut und Schweigen. Und da überkam sie eine Angst vor der Zukunft, vor sich selbst, daß sie wie verstört murmelte: „Herr Gott, laß mich doch nicht in dieser Einöde verkommen!"

Der Alte sagte gerade freundlich: „Schlaf nur ruhig weiter, Modeste! Es ist nicht mehr weit."

Aber Modeste schlief nicht mehr. Sie schaute unverwandt nach dem dunkeln Waldstreifen, der das Ziel sein sollte und der schemenhaft an dem weißlich zitternden Hundstagshorizonte aufstieg.

Endlich! — Noch ein lehmiger Hohlweg, ein Aufstöhnen der Federn in den ziegelharten Geleisen. Dann blitzten Schienenstränge, eine Rangiermaschine dampfte schwerfällig. Zwischen hellen Kiefernstämmen tauchte das rote Dach der Station auf.

*

Es war ein verlorener Posten offenbar. Ein verwaschenes Bahnhofsgebäude — ein brauner Güterschuppen. Gegenüber der schmierige Krug, hinter dem Plankenzaun des Hofes grunzende Schweine. Sonst nur schwüler Kiefernwald und dürstende Ebene.

Am Güterschuppen standen die Fohlenwaggons. Die Hufe dröhnten, das Wiehern hallte. Auf der Holzrampe davor schwitzende Arbeiter, dazwischen eine fettige Uniformmütze. Durch den hellen Laut der geängstigten Tiere der dumpfe Knechtsfluch. — Etwas abseits hielten zwei Reiter, von den Waggons halb gedeckt. Ein Fuchs und ein Rappe, beide unruhig schnaubend, vom schwirrenden Ungeziefer gepeinigt. Plötzlich keilte der Fuchs hoch aus, und der Rappe scheute im Sprunge zur Seite.

„Ja, bleiben Sie nur in respektvoller Entfernung, Herr Romeit!" sagte eine Herrenstimme. „Weiß der Teufel, was mit dem Schinder los ist! Er hat mir gestern nacht schon die ganze Box zerkeilt."

„Er verträgt die Bremsen nicht, Herr Baron," antwortete Herr Romeit. „Aber das ist noch ein Waisenknabe gegen den Rapphengst hier, den ich nicht mal mit Sporen reiten kann, so kitzlich ist er. Heute habe ich's allerdings zum erstenmal wieder versucht. Lernen muß er es schließlich doch." Dabei berührte das linke Sporenrad tastend die Weiche; das Tier begann auf der Stelle zu steigen. Aber sein Reiter lachte hart. „Entweder du oder ich! Wir werden ja sehen."

In dem Augenblick fuhr der Barginner Wagen vorüber. Modeste empfand eine Anwandlung von Schwindel. Eine Begegnung mit den beiden Männern — unmöglich! . . . Dann dachte sie wieder an Friedas hämisches Lächeln und sagte für sich: „Ich werde es ertragen — ich will's sogar!" Sie saß auf einmal kerzengerade, die Augen kalt, die Lippen geschlossen.

Als sie zu dem Bahnhofsbüfett gingen — eine Schale mit Soleiern, ein Teller mit Flundern neben den Schnapsfläschen der einzige Luxus —, tauchte der alte Eller seelenvergnügt aus dem schalen Bierdunst auf. „Ah, sieh da! Das Schloßfräulein. Die Gradlauker Haltestelle wird Mittelpunkt der eleganten Welt." Er fuchtelte mit einem Tischmesser. „Daher auch die schönen Flundern! . . . Ich sitz' hier schon seit Uhre sieben und verschling' immer einen Fisch nach dem andern, und immer gewissenhaft auf jedes Flunderchen ein Tulpchen gesetzt. — Die tüchtigen Landwirte wie der Eyseliner und der Romeit, die laden in der Zwischenzeit ihre Füllen aus. Ich hoff', sie werden bei der Gelegenheit meine paar Dingerchens auch mitnehmen . . . Nur immer langsam voran! Der Romeit hat sich schon glücklich die Kehle heiser geschrien, und der Baron ist infolgedessen womöglich noch um einige Grad vornehmer geworden. — Hören Sie doch nur! Diesmal aber schreit zur Abwechslung der Baron." Der kleine bewegliche Herr öffnete auch gleich das Fenster und rief über die Schienen weg nach dem Güterschuppen zu: „Romeit, Mensch, lassen Sie doch dem Kret, dem Rappen Luft! Er schmeißt sich sonst hinten über."

„Das hab' ich ihm auch gesagt," hallte Herrn von Falkners Stimme zurück. „Er will aber nicht nachgeben, und wenn er sich den Hals dabei brechen sollte."

„Na, die Geschicht' wird gut!" rief der alte Eller wieder. „Sind Sie lebensüberdrüssig, Romeit?"

Doch der Reiter antwortete nur mit einem verbissenen Fluch. Unwillkürlich hatten sich alle vier zum Fenster gedrängt, das aufregende Schauspiel zu sehen. Herr Romeit hielt auf der Holzrampe dicht vor den Waggons, tief aus dem Sattel gebeugt, ein Fohlen am Halftergurt zerrend, das wie wahnsinnig schnob und bäumte. Und der junge Rapphengst, unruhig von dem dumpfen Hallen der Hufe auf dem Holz, von dem Wiehern und Schreien in den Waggons, begann zu steigen,

zu schlagen; und je mehr das Fohlen sich mühte, loszukommen, um so fester umklammerte der Schenkel des Reiters das eigne Pferd. — Der erste scharfe Sporendruck, vielleicht ungewollt — und der Hengst stand kerzengerade ... Eine Bewegung noch — und er begrub, sich überschlagend, den störrischen Reiter ... Modeste stand das Herz still.

„Das Fohlen loslassen!"

„Dem Gaul mehr Luft!"

Aber Herr Romeit wartete weder den wohlgemeinten Zuruf des alten Eller noch die Warnung Herrn von Falkners ab, sondern auf die Gefahr hin, in der nächsten Sekunde ein verstümmelter Leichnam zu sein, stieß er jetzt dem Tier die Sporen tief in die Weichen. — Ein Moment des Stutzens, der Modeste den letzten Blutstropfen aus den Wangen trieb — dann schoß das Pferd in langem Sprunge davon. Von der Rampe auf die Schienen, wo dem fast erwürgten Fohlen das Halfter riß — über die Schienen weg, auf den Plankenzaun des Kruges zu ... Der Reiter, der seine Geschicklichkeit und seine Vernunft wieder gefunden zu haben schien, versuchte zu parieren. Vergebens!

„Er geht dir aus der Hand — er geht dir aus der Hand!" rief in dem Augenblick Modestes Stimme.

Die Antwort: das schwere Krachen von Holz — ein dumpfer Fall ...

„Um Gottes willen, er ist tot! ..." Modeste schrie es fast.

Einen Augenblick später aber galoppierte der Durchgänger drüben auf der Waldwiese weiter, blutend, das Zaumzeug zerrissen; sein Reiter noch im Sattel, aber schwankend, ohne Bügel ... Beide verschwanden im dichten Stangenholz.

Modeste tanzten die Lichter vor den Augen ... Sie mußte sich setzen, um nicht ohnmächtig zu werden; auch die andern standen wie versteinert. — Nur Herr von Falkner war ruhig drüben halten geblieben und klopfte seinem Fuchs den Hals.

„Warum reiten Sie ihm nicht nach, Herr Baron?" rief der alte Eller, empört über diese Gleichgültigkeit.

„Weil es alte Reiterregel ist, mein lieber Herr Eller: Niemals nachreiten! ... Oder soll ich ihm den Schinder noch verrückter machen, daß der sich und ihm den Schädel unbedingt einrennt in dem Stangenholz?" Zugleich zu den Leuten: „Jetzt fangt mir erst das Fohlen ein, Kerls, was davongelaufen ist!" Er selbst aber ritt gemächlich in der Richtung des Waldes weiter.

Indessen war im Wartesaal die schwüle Stimmung etwas gewichen.

„Ich denk', es wird nicht so schlimm sein!" meinte der alte Eller besänftigend.

Herr Lindt pflichtete bei: „Ich dachte im ersten Augenblicke, der Gaul würde uns direkt hier ins Fenster gelaufen kommen ... Das wär' 'ne nette Geschichte gewesen!"

„Siehst du, das kommt von Landpartien!" meinte Frieda schnippisch.

Aber Modeste fragte, immer noch auf dem Stuhle sitzend, wie geistesverwirrt: „Sagen Sie, Herr Eller, ist er tot oder nur schwer verwundet?"

Der alte Eller lehnte sich darauf weit aus dem Fenster und machte ein tief bekümmertes Gesicht, als er zurückkehrte: „Tot! Mausetot!" — Modeste biß die Zähne zusammen — der alte Vokativus aber fuhr pfiffig blinzelnd fort: „Das heißt: dahinten kommt er gerade angewankt — zwar nicht mehr hoch zu Roß und etwas schwankend, aber sonst ganz kreuzfidel ... Der Baron hat ihn sich doch noch gegriffen. — Und jetzt, wo alles so glatt abgegangen ist, muß der Kret auf der Stell' 'ne Bowle stiften! Hatt' nämlich behauptet, daß ihn kein Schinder in seinem Leben unterkriegen würde. Ja, ja ... Hochmut kommt vor dem Fall ..."

„Oder besser: Unkraut verdirbt nicht," korrigierte der alte Knochenmehlhändler.

Modeste war aufgestanden. „Wo ist er? Ich möchte ..." Da besann sie sich zur rechten Zeit und machte ein verdrießliches Gesicht. „Es ist alles diese gräßliche Hitze ... Geben Sie mir doch ein Glas Selters!" — Sie vermochte aber nur in ganz kleinen Schlucken zu trinken. Während sie so scheinbar gleichgültig dasaß, horchte sie doch auf, als der alte Eller erzählte, daß Herr von Falkner dem Romeit die Stelle bei dem Grafen Tramburg persönlich besorgt habe. „Kriegt ungefähr das Doppelte wie bei Ihnen, Herr Lindt! — Daran können Sie übrigens die echten Edelleute erkennen. Wenn die auf einen was halten, dann tun sie auch was für ihn — und zwar ganz ungebeten. Denn der Tramburger Graf hat sich den Romeit geholt, und nicht der Romeit den Grafen."

Später kam Herr von Falkner selbst in den Speisesaal, begrüßte flüchtig die Damen und nahm sich den alten Eller vertraulich in eine Ecke. „Also, liebster, bester Herr Eller, ich habe mir einen kleinen Uebergriff gestattet und über Ihren Wagen auf eine Stunde disponiert. Der Romeit nämlich wollte durchaus auf dem total lahmen Gaul noch nach Hause reiten — das wäre aber Tierquälerei gewesen für beide Teile — und da habe ich den guten Mann in Ihren Wagen gepackt. Es ist ja nur ein Katzensprung bis nach der Tramburg. Entweder kommt er nun mit einem heilen Anzug zurück, was aber Blödsinn wäre, denn seine Leute werden mit den paar Fohlen schon allein fertig — oder er legt sich einige Stunden aufs Ohr, was ihm bei dem Sturz nichts schaden könnte ... Sagen Sie mal: was war dem Kerl eigentlich auf einmal? Wie von der Tarantel gestochen! ... Sonst so 'n vernünftiger, ruhiger Reiter, um den 's jammerschade ist, daß er nicht Kavallerist geworden."

Der alte Eller dienerte und schmunzelte. „Aber Herr Baron, gibt ja für mich gar keine größere Ehr', als wenn Sie über meinen Wagen verfügen! Und was den Kret, den Romeit, anbetrifft — der ist und bleibt dammlig!"

*

Die Herrschaften wandelten später noch gemeinsam nach dem Kruge hinüber, wo der alte Eller, der trotzdem der erste auf dem Platze gewesen war, seine und die Lindtschen Fohlen bereits eingestellt hatte. „Hab' ihnen noch ein Huschchen Klee geben lassen. Drei Meilen Landweg und dann die Sehnsucht nach der Mutter ... So 'n Pferdsmarkt ist doch eigentlich 'ne Grausamkeit! Das verzweifelte Gewieher von der kleinen Gesellschaft und das Halftergereiße von den Stuten ... Eh!" Dann wandte er sich zu Modeste: „So still heut, gnädiges Fräulein? ... Ja, die Damen haben eben alle Nerven! Das gab's zu unsrer Zeit nicht. Das sind so neumodische Erfindungen, wie das Telephon und der Telegraph und die ‚Elektrische'. Ich in meinem Bauernverstand mein' immer: Früher, wo die Leut' in der Postkutsch' bei jedem Lehmloch sich gleich umzech um den Hals fielen, da gab's weniger Nerven, aber mehr Verlobungen. Nicht wahr, Herr Lindt? Sie sind doch auch noch aus der Postkutschenzeit? Oder haben Sie es vielleicht vorgezogen, als Gnoss' Ihr Reisebündel zu Fuß spazieren zu führen, wie mein Onkel selig, als der ausgerechnet in Zinten oder Drengfurt den Großhandel erlernen wollte? ..."

Solche Anspielungen auf seinen früheren Stand waren Herrn Lindt von Herzen zuwider, wenn er mit einem Edelmann zusammen war. Er ging gerade im Stall zwischen den Fohlen umher, hier und da ein Tier mit dem Stock berührend, mäkelnd. Er hatte ein instinktives Mißtrauen gegen jeden Handel, den er nicht vollkommen beherrschte. Und auch später sah er nur mit widerwilliger Anerkennung die Eyseliner Jährlinge auf der Rampe des Güterbahnhofs stehen.

„Haben S i e gekauft, Herr Baron?"

„Nein. Herr Romeit. Der billigste kostet aber auch fünfhundert Mark."

Der alte Lindt schüttelte darauf den Kopf. „Ja, Sie können forsch 'reingehen, Herr Baron! Aber unsereiner — so 'n armer Schächer ..."

Da zuckte Herr von Falkner nur die Achsel und wandte sich gleichgültig weg.

Während sie so hin und her gingen — von der Station zum Kruge, vom Kruge zum Güterschuppen — eigentlich gelangweilt, bloß um die Zeit totzuschlagen, hatte Modeste unauffällig gefragt, wie weit die Tramburg und ob der Ellersche Wagen schon zurück sei. Als darauf der alte Herr Eller zur Antwort auf seine Pferde zeigte, die eben abgesträngt wurden, blieb der Stern von Barginnen nachdenklich stehen.

„Ellerchen, sagen Sie doch den andern, daß ich in den Krug gegangen wäre, um wegen des Mittagessens nachzusehen und auch mich ein Viertelstündchen vorher hinzulegen! Es war doch ein bißchen heiß. Und dann die Fahrt, und der Vorfall mit dem Pferde. Schließlich ein Mensch, den man wenigstens gekannt hat ..."

Der alte Eller faßte schmeichelnd ihre Hand. „Und Sie sind und bleiben die Beste, gnädiges Fräulein! ... Denn wenn's auch nur einer von der Schwefelband', den Inspektoren, war, wie Ihr gutes Väterchen immer so treffend bemerkt, 'n Mensch war's doch — sogar ein hervorragend anständiger Mensch."

Er richtete auch Modestes Entschuldigung umständlich aus, allen bis auf Herrn von Falkner, der gleich weggeritten war.

„Ja, sie ist doch nervös," brummte der alte Lindt. „Auch 'n Zug der Zeit. Gehört gewissermaßen zum guten Ton heutzutage ... Und viel zu gutherzig gegen solche Leute! ..."

*

Modeste hatte derweilen alle Müdigkeit abgestreift. Sie saß in einer schrecklichen Kammer voll dumpfiger Bett- und Kleidergerüche und schrieb. Die verrostete Feder kratzte, das gelbe Konzeptpapier schlug durch. Doch der Stern von Barginnen achtete diese Warner nicht.

„Lieber Otto!

Ich weiß erst seit heute, wo Du zurzeit bist ... Ich muß Dich noch einmal sprechen — ich muß! Was auch zwischen uns liegt, so kann ich nicht von Dir scheiden fürs Leben. Ich mag undankbar sein, schlecht — wahrscheinlich, ja, sicher bin ich beides! — aber mir ist in den Minuten der Todesangst, die ich heute um Dich ausgestanden, ja eigentlich ausstehe, weil ich nichts Sicheres weiß über Deinen Zustand, dennoch klar geworden, daß ich Dich wirklich lieb gehabt habe und Dich noch lieb habe ... Glaube mir d a s wenigstens!

Natürlich könnten wir uns nur treffen in Königsberg oder in der Nähe von Barginnen. Ich habe Dir viel zu sagen — so viel! Ich habe überhaupt so schreckliche Sehnsucht nach Dir. Dabei muß ich mich aufs äußerste zusammennehmen, um mich nicht zu verraten. Frieda paßt auf, Mutter paßt auf, Papa wird nächstens auch mißtrauisch werden. Und dieser gräßliche Falkner sah mich vorhin, als Dein Name genannt wurde, so eigentümlich an, als wenn er alles wüßte ... Vielleicht hast Du ihm auch erzählt, oder er hat Dich gewarnt. — Wenn Du erzählt hättest — es wäre einfach schändlich! Ich müßte Dich geradezu verachten ...

Aber sei es, wie es sei, Du mußt kommen — Du mußt! Vielleicht kannst Du ein großes Unglück verhindern. Ich weiß zwar nicht wie — aber ich habe so eine unbestimmte Ahnung.

Ach, warum bist Du nicht Rittergutsbesitzer oder hießest wenigstens: von — oder ich wäre Kindergärtnerin oder Mamsell?! ... Wir brauchten dann niemand zu fragen. Es wäre gewiß besser ... Jedenfalls komm und schreibe mir genau!

Ich muß schließen. Ich höre bereits unten Friedas Stimme. Sie war immer meine schlimmste Feindin, wie Du ja auch weißt ... Jetzt muß ich mich noch schnell auf dieses schrecklich karierte Bauernbett legen und der Wirtin auch noch etwas vorloben, damit sie alle denken, ich hätte wundervoll geschlafen ... Lügen und wieder Lügen! Ich komme nun einmal beim besten Willen nicht 'raus aus dem Lügen ...

Wie stets Deine

M ...

P.S. Laß Dir die Adresse von irgend jemand anders schreiben. Vergiß es nicht! Frieda würde sich auch nicht einen Moment genieren, einen Brief von Dir zu erbrechen. Viele, viele Küsse!"

Die List gelang. Als Modeste kurz vor der Abfahrt wie von ungefähr nach dem Briefkasten schlenderte, eine „Postkarte an ihre Königsberger

Schneiderin" einzustecken, argwöhnte selbst Frieda nichts.

Die Hundstagssonne war im Sinken — da erst fuhren Lindts. Es war derselbe Weg. Modeste schien er ein andrer. Sie fühlte sich freier, leichter. Und darum duftete ihr auch das reife Korn würziger, die Lupine süßer. Und über die weite Ebene floß ein rotes weiches Schimmern — der Abendhauch von Frieden, Ruhe. Es war ein schönes, großes Bild: Der Sommertag sich stumm neigend.

Im Schloßhof empfing sie die Mutter. „Die Fohlen sind schon längst da. — Herr von Mieritz kam auch auf eine kurze Kaffeevisite. Läßt sich dir besonders empfehlen, Modeste. Glaubte, ihr wäret bei der Hitze doch nicht gefahren . . ."

Der Alte fragte dazwischen: „Nichts Besondres mit der Post?"

„Ach ja, lieber Mann, wieder ein Einschreibebrief. Diesmal aber aus Berlin. Was wollen die Leute nur immer von dir?"

Der Alte lächelte darauf mit Humor. „Ja, was ihr Frauenzimmer doch durch die Bank neugierig seid! . . . Was sie wollen? — Vielleicht bin ich zum Oekonomierat vorgeschlagen oder so was Aehnliches."

„Nein, um Gottes willen!" Frau Lindt bekreuzte sich beinahe. „Frau Oekonomierätin. Das wäre ein furchtbarer Titel!"

Auch die Töchter machten instinktiv eine Gebärde des Abscheus.

„War ja nur ein Scherz, Kinder!" lispelte der Alte freundlich.

*

Zum Abendessen aber erschien Herr Lindt auf einmal feierlich im Bratenrock, das Band zum roten „Adler" im Knopfloch.

„Was ist dir, Papa?" fragte Modeste verwundert.

„Ja, das möchten Sie wohl gerne wissen, mein liebes Fräulein Lindt von Barginnen!" lächelte er.

„Lindt von Barginnen: so möcht' ich schon lieber heißen als einfach: Lindt."

„Und so heißt du auch von heute ab, mein liebes Kind! Der Himmel erhört offenbar deine Lieblingswünsche auf der Stelle . . ." Dabei entfaltete er langsam einen knitternden Foliobogen und las wie folgt:

„Des Königs Majestät haben allergnädigst geruht, den Rittergutsbesitzer Karl Friedrich August Lindt auf Schloß Barginnen mit seiner gesamten Deszendenz in den erblichen Adelstand zu erheben unter dem Namen: Lindt von Barginnen."

Darauf küßte er feierlich Frau und Töchter, denen echte Rührungstränen über die Wangen rannen, während der Gärtner Strauß, der definitiv zum Livreediener avanciert war, sämtliche Bierflaschen vor Erstaunen fallen ließ.

Der Alte, der in seinem Freudenrausch nichts tragisch nehmen wollte, lispelte nur ölig: „Baldiger Polterabend! Akzeptieren wir das Omen!"

Darauf sah die Mutter natürlich Modeste freundlich prüfend an, während der Vater wohlwollend nickte. Frieda starrte auf das Tischtuch mit geheimnisvollem Lächeln. Aber der Stern von Barginnen tat so unbefangen, als könne ihn überhaupt kein Mann jemals angehen.

Als die Schwestern am späten Abend gemeinsam zum Turmzimmer hinaufstiegen, sagte die ältere mit höhnischem Nachdruck: „Er geht dir aus der Hand! Er geht dir aus der Hand!"

„Und wer soll das gesagt oder gerufen haben, liebe Frieda?"

„Du, liebe Modeste — du!"

„Und daraus folgt?"

„Daß die meisten Leute weniger gut hören als ich — und daß du mit dem Inspektor Romeit intimer gestanden haben mußt, als andre Leute annehmen."

Modeste sagte eisig kühl: „Und wenn das der Fall gewesen wäre — wen geht das nichts an? . . . Im übrigen richtet sich diese Lügengeschichte ganz von selbst, liebe Frieda . . ."

XXI

Wenige Tage später trafen Axsils in Barginnen ein. Ueberhaupt drängten sich jetzt die Besuche bei Lindts — Teils Neugierde, teils Neid. Die lieben Nachbarn sind nun einmal so geartet auf der ganzen Welt. Selbst unsre besten Freunde, die unsre Erniedrigung so ehrlich mitbeklagt haben, ertragen unsre Erhöhung nur stöhnend. Und so ging es auch Modeste mit den „Elefantenkeucheln", mit Frau Murrmann, selbst ein wenig mit der kleinen Meyners. Nur mit dem Unterschied, daß die fremdwortfrohe Dame nach einer geradezu überschwenglichen Gratulation in Barginnen — bei welcher Gelegenheit beinahe der Gärtner Strauß noch einen Rührungskuß mit abbekommen hätte — auf der Heimfahrt zu den Gadebuschschen Mädchen schadenfroh bemerkte: „Wer oder was mag ihnen das wohl verschafft haben? — Vermutlich die Frömmigkeit! Mit der Frömmigkeit erreicht man viel . . . Dabei hat der alte Lindt sicherlich noch selbst Heringe gebändigt — ich weiß noch Schlimmeres ganz genau . . . Ja, wenn man so bedenkt! . . . Heutzutage ist offenbar kein Mensch mehr vor dem Adel sicher! Und ich wundere mich keinen Moment, wenn eines Tages der bewußte Märchenprinz auf der Bildfläche erschiene, um eure Freundin Modeste wegen ihres Geldes zu ehelichen!"

Die Kürassierdamen wehrten sich standesgemäß dagegen. „Freundin? — Durchaus nicht! . . . Mama findet solche Nobilitierungen im höchsten Grade plebejisch."

Da fand es Frau Murrmann denn doch für nötig, die Elefantenkeuchel etwas zu dämpfen. „Aber, Kinder, einmal seid ihr doch auch bürgerlich gewesen!"

„Wieso?" sagten die Kürassierdamen, sich hoch aufrichtend. So weit reichte ihr litauisches Begriffsvermögen nämlich nicht.

Dagegen hatte die kleine Meyners auf der gleichen Fahrt etwas wehmütig zu ihrem Bräutigam gesagt: „Siehst du, Schatz, die haben, denen wird immer noch mehr gegeben! Modeste ist hübscher als wir alle und reicher als wir alle — nun heißt sie auch noch: Lindt von Barginnen — was nach viel mehr klingt als: von Meyners . . ." Als darauf der junge Windbeutel geistreich nichts erwiderte, fiel sie ihm gutherzig um den Hals: „Dafür hab' ich aber dich! Und glücklicher als ich kann doch eigentlich keine gut sein . . ."

*

Gegenüber der winterlichen Klosterstille gab es jetzt so viel bei Lindts an Ereignissen, daß alles Frühere verblaßte. Es galt zu erwägen, ob die neuen Visitenkarten mit oder ohne Krone, ob die Livreeknöpfe erlaubt fünfzinkig oder unerlaubt siebenzinkig herzustellen seien. Selbst die Wäschestickerei, die das kleine „v" unmöglich länger entbehren konnte, war ein Gegenstand eifrigster Debatte. Schließlich entbehrte sie aber doch des kleinen „v", weil die Schwestern sich diesmal genau erinnerten, daß Falkner von Oed einmal erklärt hatte, die wirklich vornehmen Damen bedienten sich neuerdings des kleinen Bindewortes absolut nicht mehr, am wenigsten bei Briefunterschriften und Monogramms — ja, eine Gräfin, die in intimer Korrespondenz als solche zeichne, sei sicher eben erst gegraft. Standesunterschiede hielte er überhaupt für ridikül.

Alle diese Erwägungen waren im Grunde ridikül, aber sie wurden in Barginnen doch höchst ernsthaft genommen. Die Gräfin Axsil setzte sofort einen längeren Bericht an die Redaktion des Gothaischen Kalenders auf, zu dem der alte Eller höchst ernsthaft bemerkte: „Verzeihen Sie meine Unbildung, Frau Gräfin — aber wäre es nicht am End' praktischer, wenn gleich die Kron' oder das Wappen bei den adligen Herrschaften irgendwo eingebrannt würde, wie zum Beispiel bei den Trakehnern das Hirschgeweih . . . Da bestände doch gar kein Zweifel! — Nun hören Sie nur folgende Geschichte: Neulich sah ich in Königsberg so 'n Majoratstrottel — na, höchstens Kalkulator hätt' ich ihn geschätzt — wenn der nu vorn oder hinten seine Grafenkron', wie sich's gehört, eingebrannt gehabt hätte, was für 'n Glück für das Lumpengesindel wie mich wäre das gewesen! . . . 'nem dummen Menschen muß doch das klargemacht werden! . . . Ich hätt' gleich den Buckel krumm gemacht und gesagt: ‚Herr Graf, geben Sie mir doch eins mit der Hetzpeitsch', damit ich weiß, wie unsereinem so um die Bauernkriege 'rum zumute war!' — So aber faßt' ich ihn an dem obersten Rockknopf — es war in der Junkerstraß' — und sagte: ‚Mannchen, Sie haben mir so 'ne vertrauenerweckende Nas' — wo trinkt man jetzt eigentlich den besten Grog in Königsberg?' — Da wollt' sich der Kret schief lachen . . . Nachher begegnet' ich 'm wieder mit dem Baron aus Eyselin. Da wußt' ich natürlich, was die Glock' geschlagen hatte."

Die Gräfin Erika, die eigentlich nur noch Schlafrockfigur war, drehte sich entrüstet um; der alte Lindt räusperte sich sehr würdig: „Wenn des Königs Majestät geruht hat . . ."

Modeste aber brach in ein unbesiegliches Jugendlachen aus: „Ellerchen, Sie haben ja so recht! Kenne ihn von der Königshalle, den Majoratstrottel — höchstens Kalkulator — höchstens!"

Graf Axsil, der nur halb hingehört hatte, sah sich etwas verwundert um, stimmte aber dann in das Lachen seiner Schwägerin herzlich ein. „Wo hast du übrigens deinen Hund, Modeste?"

„Er ist beim Förster in der ‚Benehme'."

„Magst du ihn denn nicht mehr?"

„O doch . . . Gewiß . . . Aber was mir viel mehr leid tut, mein Sommerrappe ist schulterlahm. Ich muß ihm neulich die falschen Hilfen gegeben haben, als es so im Renngalopp um die Ecke ging . . . Uebrigens da kommt unten der Kutscher mit der Posttasche!"

Leichtfüßig sprang sie die Treppen hinunter. Sie wachte die letzten Wochen argwöhnisch über dieser Posttasche. Aber irgendeine Nachricht von Herrn Romeit war nicht gekommen. Eigentlich kein Wunder, nachdem sie damals so sang- und klanglos geschieden! Modeste verwunderte es dennoch. Sie hatte geschrieben, wie sie gefühlt — und er kam nicht sofort mit glückselig lachenden Augen? . . . Erst tat es ihr weh — dann ärgerte sie sich — jetzt war es ihr allgemach gleichgültig geworden. Nur die Angst vor Frieda ließ sie immer noch auf die Posttasche lauern.

Herr von Mieritz, dem der Urlaub verlängert, war jetzt fast täglicher Gast in Barginnen — immer gewandt, immer elegant. Er galt als Modestes ausgesprochener Courmacher. Und das schöne Mädchen, das ihn mochte und nicht mochte, wie das so in der Lindtschen Natur zu liegen schien, wo nur Vernunft oder Sinne sich engagierten — hatte das dunkle Gefühl, daß sie eines Tages als Freifrau von Mieritz aufwachen würde, entweder in Insterburg bei den Kosaken oder in Berlin bei der Garde, nachdem der Onkel mit dem Geldmajorat das Zeitliche glücklich gesegnet hatte. Der Ulan heiratete sie nicht aus Liebe, sie heiratete ihn nicht aus Liebe — aber sie mochten sich, würden sich mehr und mehr mögen als kluge, kühle Gesellschaftsmenschen, denen der Lebensweg immer glatt und gefahrlos, weil sie die plane Landstraße nie verlassen . . . Es geschah ja auch besser so. — Die einzelnen Etappen dieser Verlobung kannte sie so ziemlich genau. Es war eigentlich nur noch eine. Morgen war des alten Lindt Geburtstag. Sie würde Herrn von Mieritz' Tischdame sein — wie natürlich; sie würden etwas länger an der Tafel sitzen, etwas mehr Sekt nippen, etwas leiser sprechen. Und dann entweder im Park die letzte Rose und das entscheidende Wort — vielleicht auch im Stall bei dem Sommerrappen. Sie beide liebten Pferde und Reiten. Warum also nicht einmal eine Verlobung im Stall? Das wäre wenigstens originell.

Aber während sie das alles sich so vorstellte, ohne Poesie, aber bequem und nett — mußte sie auch an das „Nachher" denken. Vor dem Kuß — vor dem Kuß zitterte sie innerlich doch! . . . Es war gewiß töricht und einer Lindt ganz unwürdig, aber bei der Lüge dieses ersten Kusses bäumte sich in ihr etwas auf.

Trotzdem hatte sie das sichere Gefühl, daß morgen oder nie sich Großes ereignen müsse. Das lag so in der Luft. (Fortsetzung folgt)



In der Klosterschule. Nach dem Gemälde von Otto Piltz (München)



Spanische Krinoline in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Die Krinoline

Von

Louise Schulze-Brück

(Hierzu zehn Abbildungen nach Tuschzeichnungen)

Nach einem halben Jahrhundert der Ruhe, der Vergessenheit ist eine anscheinend auf ewig Begrabene wieder auferstanden — die Krinoline. Dem nachdenklichen Beobachter mag es ein sonderbares Schauspiel sein, das sich da vor ihm abspielt — zum ersten Male, wenn er sich noch in der ersten Hälfte des Alters befindet, das dem Menschen nach der Schrift zukommt — zum zweiten Male, wenn er die Zeit um 1850 schon erlebte. Und es ist dasselbe Schauspiel, genau dasselbe, das damals in Szene ging, und vor hundert Jahren und vor zwei- und dreihundert.

Wenn die Krinoline reden könnte, sie könnte erzählen von ihrer Laufbahn, genau so wie es manche großen Genies könnten, von dem Beginn unter Hohn und Spott, unter Mißtrauen und Widerstand aller Art und — glücklicher als manches Genie — von dem glänzenden Aufschwung, von der beispiellosen Popularität, die sie auf der Höhe ihres Erfolges genoß. Und dann geschah ihr jedesmal dasselbe, was auch so manchem „Großen“ geschieht, der über die Jahre seines Ruhms sich selbst überlebte. Auch sie überlebte sich und wurde ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, und es ging ihr, wie es so vielen „berühmten“ Zeitgenossen geht, kaum daß sie das Zeitliche gesegnet haben, man begriff nicht mehr, was man eigentlich an ihr gefunden hatte, und ihr im wahrsten Sinne des Wortes „künstlich aufgebauschter“ Ruhm war dahin, als ob er nie gewesen wäre. Indes, sie war niemals für immer vergessen; mochte sie noch so lange im Scheintod gelegen haben, immer wieder stand sie auf aus ihrem Grabe zu neuem Leben, in irgendeiner Verjüngung freilich, in etwas andrer Gestalt, aber doch immer wieder dieselbe, und immer wieder derselben Bestimmung dienend, der Sucht der Frau nach Abwechslung, nach Umformung ihrer Gestalt, nach der Gelegenheit zur Entfaltung des höchsten Luxus. Diese Entfaltung des höchsten Luxus ist immer mit dem Erscheinen der Krinoline verknüpft. Und noch ein andres ist mit ihr verknüpft. Immer erschien die Krinoline als Ausartung der Mode, wenn dieser unerhörte Luxus eine Periode bezeichnete, die ein Volk auf dem Gipfel seines Glanzes sah, dem dann irgendeine Katastrophe folgte. So war es zuletzt noch, als Kaiserin Eugenie den Reifrock in Paris wieder zu Ehren brachte, so am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als er kurz vor der Revolution seine Triumphe feierte, und so auch in den früheren Perioden, da er zuerst in Spanien erschien. Daß die Krinoline gerade in unsern Tagen wieder auftaucht, könnte darum wohl ein Zeichen dafür sein, daß der Zündstoff, der allenthalben aufgehäuft ist und sich schon zum lichterlohen Brande entzündet hat, auch noch weiterhin verderbend droht. Aber in den letzten fünfzig Jahren haben sich die Bedingungen und Gesetze, unter denen die Mode entsteht, sehr geändert, und wie wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts den Kometen nicht mehr als Kriegsfackel sehen, sondern als vagabundierenden Weltkörper, der doch seine vorgeschriebenen Bahnen geht, so wollen wir auch die Krinoline nicht als Unheilkünderin betrachten, sondern nur als ein immerhin beachtenswertes Symptom der Ueberfeinerung unsrer Kultur, die sich gar nicht mehr genugtun kann im Aufsuchen außergewöhnlicher Reizungen.

Und es wird ein interessantes Schauspiel sein, das sich jetzt vor uns entwickelt, das Schauspiel des Eindringens der Krinoline, trotz allem Widerstande, trotz allen Schmähungen. Gewiß ist es aber auch interessant, gerade in diesem Augenblick die Geschichte der Krinoline zu verfolgen, von ihrem ersten Anfang an bis auf heute. Diese Geschichte ist genau 350 Jahre alt.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erschien zuerst der Reifrock in dem Lande, das damals in allen Dingen der Mode das erste war, in Spanien. Die erste Krinoline wurde um das Jahr 1550 getragen, zunächst noch in ziemlich maßvoller Form. Unsre erste Abbildung zeigt diese erste Form der Krinoline, die damals nur dazu diente, die kostbaren schweren Brokatkleider der spanischen Frauen zu stützen, weil der schwere Stoff sonst eine unerträgliche Last gewesen wäre. Aber aus der Notwendigkeit entwickelte sich sehr schnell die Lust an der Form selber. Der Reifrock wurde weiter und weiter, und aus der Kegelform der ersten Krinoline wurde bald der kühne Schwung der späteren.

Den Französinnen war es vorbehalten, den Reifrock auszugestalten. Aus dem einfach erweiterten Rock wurde erst der Glockenrock, dann die förmliche Tonne, wie sie unsre zweite Abbildung vorführt. Um 1580 stand der Rock bereits von der Taille an horizontal ab und senkte sich dann in der Tonnenform nach unten, so daß die Frau in einem förmlichen Gehäuse wandelte, auf das sie ihre Arme mit mehr oder weniger Bequemlichkeit aufstützen konnte. Da dieser Reifrock jede Annäherung an das mit ihm angetane weibliche Wesen fast unmöglich machte, so erhielt er in Frankreich den bezeichnenden, wenn auch vielleicht nicht wahrheitsgetreuen Namen „Vertugalle“ (gallische Tugend) oder „Vertugardin“ (Tugendwächter). Diese „Tugendwächter“ versahen indes nicht lange ihr Amt. Nachdem sich die Mode in Frankreich zu der unleugbar schönen und hocheleganten Tracht, die uns unser drittes Bild vorführt, entwickelt hatte, wurde man so langsam des Tugendwächters müde. Man entsetzte ihn seines Amtes. Das spätere siebzehnte Jahrhundert vergaß den Reifrock immer mehr. Erst im Anfang des achtzehnten, zwischen 1710 und 1720, kam er wieder auf. Diesmal zuerst in Paris. Die Umstände, unter denen er wieder erschien, sind für seine Geschichte wie für die so vieler menschlicher Torheiten so lehrreich, daß sie hier stehen mögen.



Die Mode in Frankreich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts

Um das Jahr 1710 lebten in Paris zwei Schwestern, denen ihre Korpulenz beinahe unerträglich war. Da kamen sie bei großer Sommerhitze auf die Idee, sich etwas Erleichterung dadurch zu verschaffen, daß sie ihre Kleider über einen Reifrock spannten. In diesem Aufzuge spazierten sie auf der Straße. Sie wurden umringt, ausgelacht, verhöhnt und konnten, halbtot, von einem johlenden Pöbel begleitet, kaum in ihre Wohnung gelangen. Am andern Tage erschienen ein paar Spottvögel im Reifrock! Acht Tage später trug man ihn bei Hofe, und sein Glück war gemacht. Er war Mode geworden!

Zunächst waren seine Dimensionen bescheiden. Seine erste Form war die des Trichters, das heißt von der Taille an erweiterte er sich erst langsam nach unten, genau wie es diesmal die Mode vorschreibt. Aber aus der Trichterform wurde sehr schnell die Kuppelform, und dann kam die ungeheuerliche Ausartung, er erhob sich in den Hüften so stark, daß die Arme der Trägerin wie auf der



Der Reifrock in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Lehne eines Stuhles auf ihm ruhten. Sein Umfang wurde unbeschränkt. Die Trägerin konnte bald keine Doppeltür mehr passieren, geschweige denn eine einfache. So verfiel man darauf, ihm die ovale Gestalt zu geben; indes wurde die Breitseite nach vorn verlegt und die Trägerin mußte seitwärts durch die Tür schlüpfen. Daß die seltsamsten Situationen dadurch entstanden, kann man sich denken. Aber es kam auch zu Haupt- und Staatsaktionen, denn in Frankreich bedeckten die neben der Königin sitzenden Prinzessinnen die Souveränin völlig durch ihre Röcke, und es bedurfte langer Beratungen und diplomatischer Verhandlungen, bis man die Damen so placieren konnte, daß ihr Rang gewahrt wurde und die Königin doch überhaupt sichtbar war.

Um den Hüften ebenfalls die Ballonform zu geben, wurden damals unter dem Reifrock auch noch die „paniers“ getragen, die für die große Toilette sehr ausgedehnten Umfang hatten, für die Straße kleiner waren und „considérations“ genannt wurden. Dann genügte auch der „panier“ nicht mehr. Um 1760 wurden über der Krinoline gepolsterte Säcke auf die Hüften gebunden, die „poches“ hießen. Sie gaben der Figur die oben ovale, unten runde Form, welche die Mode damals verlangte. Das war zur Zeit Ludwigs XV., des „Vielgeliebten“. Die Marquise von Pompadour und die Dubarry trugen Krinolinen, deren unendlicher Umfang es gestattete, auf ihren kolossalen Flächen allen verschwenderischen Luxus zu entfalten. Die Kleider wurden mit Bogengirlanden, förmlichen Rosengehängen, verziert. Viele hundert Meter von Spitzen und Falbeln waren nötig, um ein solches Kleid zu garnieren, und die bekannten Bilder jener Zeit geben einen Begriff davon, was der Reifrock bedeutete.

Der Reifrock überlebte Ludwig XV., wenn er auch im Anfang der Regierung Ludwigs XVI. ein wenig kleiner und bescheidener wurde. Allgemein bekannt ist ja ein Bild von Marie Antoinette



Frauenmode in Frankreich kurz vor Ausbruch der Revolution

im Reifrock, das zeigt, was man sich unter dieser bescheideneren Form zu denken hat.

Dann kam die Revolution. Krinoline, panier, bouffante, poches fielen vor ihrem Ansturm. Die Revolution fegte sie hinweg; sie machte wenig Federlesens mit ihnen wie mit den Köpfen ihrer schönen Trägerinnen, deren Schuld wohl manchmal in nichts anderm bestand, als daß ihr Luxus die Wut des Volkes gereizt hatte.

In Deutschland war man damals bescheidener. Das zeigt auch unsre Abbildung, die Bürgerfrauen



Krinoline zur Biedermeierzeit

aus der Zeit zwischen 1760 und 1790 darstellt. Freilich blieben selbst die bürgerlichen Stände nicht ganz unberührt von der Zeitkrankheit, und schon um 1733 gibt es eine bewegliche Klage über den Reifrock von einem klüglich anonym gebliebenen Verfasser, betitelt: „Klage über den allzusehr eingerissenen Mißbrauch Der Reifröck / In einem Schertz-Gedicht, / Entworfen Frankfurt, / Gedruckt bey David Jacob Cronau / Und in Commission / zu finden bey Joh. Christoph Kolb / in Augspurg: Ridendo dicere verum quis vetat*) 1753," und mit den Versen beginnend:

*) Lachend die Wahrheit zu sagen, wer verbietet es?

„Holdseliges Geschlecht, straff meine Kühnheit nicht, — wenn meine Feder sich mit einem Schertz-Gedicht — an deine Kleider-Pracht, ja biß an Reifröck waget, — und dir von selbigem die rechte Wahrheit saget.

So wie es oft geschieht, daß bey den kranken Leuten, — vor welche man die Kur recht pfleget zu bereiten, — der humor peccans sich an andre Oerter setzt, — und einen solchen Teil, der gantz gesund, verletzt. — So hat der Ueberfluß von denen Kopf-Zierathen, — womit das Frauenvolk beschwert war und beladen, — sich auf dem Unterteil (wer hätt' es wohl gedacht?) — von ihrem zarten Leib verwegen hingemacht. — Was ihnen an der Höh' des Hauptes ist benommen, — dasselbe haben sie an Breite itzt bekommen. — Das Fundament wird weit, der Gipfel aber klein, — und alles muß dabey recht nach der Baukunst sein. — Was Nutzen hat man wohl von solchen weiten Röcken? — Kann man was Größeres als sonst damit bedecken? — Es wend' das Frauenvolk auf diese Frage ein, — daß solche Röcke gut vor Sommerhitze seyn. — Allein wie kommt es dann, daß man noch nie gelesen, — daß ihre Mütter auch von solcher Hitz gewesen, — und sich durch solche Röck im Sommer abgekühlet? — Wie kommt's, daß man itzt mehr als sonsten Hitze fühlet?" und so weiter.

Außerdem aber wird die Krinoline in Wort und Bild heftig angegriffen, ebenso heftig wie erfolglos. Da heißt es beispielsweise:

„Die Reifröck pfleget man vorjetzt sehr weit zu nehmen,
Daß sich die Glocken selbst vor ihnen müssen schämen,
Weyl sie bei weitem nicht von solchem Umfang seyn.
Zwey Reifröck nehmen just die breyten Gassen eyn.
Und sieht man eine Dam' jetzt in die Kirche gehen,
So muß sie sich halb rechts und bald halb links verdrehen,
Bis sie sich durch die Leut' mit ihrem Reifrock schwenkt
Und mit viel Müh' und Schweiß zu ihrem Stuhl hindrängt.
In Kutschen sitzen sie als wie die Wolkensitzer,
Man sieht von ihrem Aug' kaum einen scharffen Blitzer,
Dieweil der Reifrock sich in alle Höh' erstreckt,
So daß er manchesmal das halb Gesicht bedeckt.
Es kan kein Kavalier mehr neben ihnen gehen,
Er muß beynah drey Schritt vom Frauenzimmer stehen,
So daß ja, wenn er will von ihnen einen Kuß,
Er solches mit Gefahr des Lebens wagen muß.
Denn wer das Honig will von ihren Lippen saugen,
Der muß jetzt Stühl' und Bänk' und Feuerleitern brauchen,
Biß er zum Purpurmund nur hingelangen kan,
Und mit viel Angst und Müh' sein Opfer bringet an."

Sogar Friedrich der Große wird hineingezogen in den Krieg gegen die Krinoline. Es heißt von ihm:

„Der große König selbst bezeigte sein Vergnügen,
Wenn in das Künfftige die Reifröck blieben liegen,
Weyl ohne diesem Pracht und die vermeinte Zier
Ihm käm' das Frauenvolk viel angenehmer für."

Auch in Deutschland verschwand mit den Revolutionsjahren die Krinoline, und das Empirekleid, das dann der mehr als einfachen Bekleidung der Revolutionszeit folgte, die eine Zeitlang eigentlich nur in einem einzigen, möglichst knappen, tunikaartigen Gewande bestand, war dem Reifrock nicht günstig. Aber lange dauerte es nicht, bis man ihn wieder hervorholte. Die bauschigen Biedermeierkleider wurden schon um das Jahr 1830 wieder durch Reifen gestützt, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er schon wieder einen ziemlichen Umfang angenommen. Dann verschwand er für einige Jahre, aber in den fünfziger Jahren finden wir ihn wieder in vollster Glorie. Das dritte Kaiserreich sah seine Auferstehung zu den höchsten Ehren. Vor der so sehnlich erwarteten Geburt des kaiserlichen Prinzen trug ihn Kaiserin Eugenie in einer Weite von beinahe 6 Metern, und unsre Abbildung ungfähr aus dem Jahre 1855 zeigt ihn in höchster Entwicklung.

Unsre Mütter und Großmütter, von denen man so gerne redet, wenn man die Einfachheit der guten alten Zeit sprichwörtlich anführt, trugen nicht nur das Korsett in seiner allerschlimmsten Form, einen Panzer, der bis unter den Arm und bis tief über die Hüften reichte und die Taille zur Röhrenform



Ende des achtzehnten Jahrhunderts

zusammenschnürte, so daß die Schnibben- oder Schnebbentaille bei jungen Mädchen einen Umfang von höchstens 55 Zentimetern hatte, sie trugen auch den Reifrock und das Roßhaarkissen und über diesem Reifrock kostbare, bis zu 14 Ellen weite Kleider aus Seide, aus sehr feinen Wollstoffen, die bis zu 3 Taler die Elle kosteten, aus Seidenbarege und aus Seidenmusseline, mit abgepaßten Volants, die besonders bei leichten Sommerkleidern aus Seidenbarege mit eingewobenen Seidenstreifen verziert waren, denen dann bunte Blumenkanten aufgedruckt wurden.

Auch unsre Abbildungen aus dem Jahre 1850, das man doch immerhin noch zur alten Zeit rechnet, lassen erkennen, mit welchem Luxus in Deutschland die Toiletten ausgestattet waren. Die Krinoline hing



Deutsche bürgerliche Frauentracht, ungefähr von 1760—1790



Die Krinoline in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich

bis in das Kriegsjahr 1870 hinein mit großer Toilettenüppigkeit zusammen. Dann allerdings ist ein Umschlag zu konstatieren, der sehr deutlich sichtbar wird. Die Schnebbentaille, die schon vorher verschwunden war, ist von einer ziemlich natürlichen Taillenform abgelöst, und der Reifrock wird bescheidener, wie die ganze Ausstattung der Kleider. Dann aber kam gegen das Jahr 1875 noch die Turnüre, die indes bei diesem Auftreten nicht lange standhielt. Um 1877 trat ein plötzlicher Umschwung ein. Es folgte die überschlanke Mode, auf die sich wohl die meisten unsrer Leser noch erinnern. Allein auch sie wurde im Jahre 1878 wieder durch den Reifrock abgelöst, der damals aber nicht Krinoline hieß, sondern Turnürenrock, und diesem seinem Namen gemäß jene Aera der Turnüre einleitete, die uns heute noch mit Schreck und Grausen erfüllt, wenn wir die Abbildungen aus jener Zeit sehen Ihr folgte dann der Glockenrock, und mit ihm kam eine Zeit, in der sich der Sport bei der Frau Bürgerrechte erwarb. In dieser Zeit faßten auch die Bestrebungen der Frauenemanzipation in weiten Kreisen festeren Boden, und zugleich setzte jene neue Aera der angewandten Kunst ein, die ihr Augenmerk auch auf die Frauenbekleidung richtete. Jene Künstler, die ihr Lebenswerk darin sahen, die Umgebung des Menschen, alle Geräte des täglichen Gebrauchs künstlerisch schön auszugestalten, fanden in der künstlerischen Gestaltung des Frauenkleides eine Aufgabe, die viele von ihnen mit Eifer und Lust erfaßten. So entstand das Reformkleid und das Künstlerkleid. Diese Bestrebungen beeinflußten zugleich mit der sezessionistischen Kunstrichtung, welche die überschlanke Frau auf den Thron erhob, auch die Moderichtung. Der Körper der Frau wurde ein paar Jahre lang wirklich durch keinerlei Zutaten entstellt, und das Ende des neunzehnten Jahrhunderts und der Beginn des zwanzigsten sahen die moderne Frau schlank im anschließenden Gewande, die Frau im gesundheitsgemäßen Reformkleide und die Frau im künstlerischen Gewande, das zugleich das Frauenideal der neuen Kunstrichtung personifizierte. Aber der Triumph der Künstler, der Triumph der Kämpferinnen für die Befreiung der Frau, nicht nur aus den Fesseln, die ihr Gesetz und Herkommen seit tausend Jahren auferlegt, sondern auch aus den selbstgewählten Fesseln der Mode, kam zu früh. Es ist in Schrift und Wort so oft wiederholt worden, daß die Frau sich der Tyrannin Mode nicht mehr unterwerfen dürfe, als es ihren in den letzten fünfzehn Jahren geweckten und entwickelten Begriffen von der Notwendigkeit einer künstlerisch schönen und gesundheitlich vollkommenen Kleidung entspreche, daß der Rückschlag, der jetzt einzutreten beginnt, von diesem Standpunkte aus aufs tiefste zu beklagen ist, weil er unwiderleglich beweist, daß die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts doch längst nicht so weit vorgeschritten ist, als man es glaubte, daß sie noch immer sich sklavisch der Mode unterwirft, mag sie auch schönheits- und gesundheitswidrig sein.

Die Entwicklung der modernen Frauenkleidung der letzten Jahre ließ schon lange die Krinoline fürchten. Die Röcke nahmen an Umfang gewaltig zu. Die Aermel, die vor fünf Jahren noch die natürliche Form des Armes nicht beeinträchtigten, wurden immer weiter und bauschiger, und man konnte den Zeitpunkt ziemlich genau bestimmen, an dem der erste Versuch gemacht werden würde, die Stoffmassen der Röcke durch einen Reifen zu stützen. Der Widerstand gegen die Krinoline war freilich doch etwas stärker, als es die großen Schneider und diejenigen, welche die neue Mode schaffen — „kreieren“, wie der Kunstausdruck lautet —, erwarteten. Die Musseline- und leichten Seidengewänder, welche die Mode bevorzugt, benötigen aber jetzt schon ungeheure Stoffmassen. Die eingekrausten und gefälteten Röcke sind so weit, daß sie ohne Stütze jede Bewegung fast unmöglich machen würden. Und wenn es vor kurzer Zeit durch alle Zeitungen ging, daß die Pariser und Londoner Schneider nunmehr den Unterkleidern nicht nur eine, sondern mehrere Stahleinlagen geben, so ist damit die Krinolinenmode schon einen Schritt weiter vorgedrungen. Das ist auch gar nicht weiter erstaunlich. Was vor fünfundzwanzig, vor fünfzig Jahren möglich war, ist es heute ebenso. Man hat auf unsre modernen Verkehrsmittel hingewiesen, auf die elektrische Bahn, die Eisenbahncoupés, auf alle die Vehikel, die nicht auf die Krinoline eingerichtet sind. Aber waren sie das etwa früher? Waren sie es, um das Nächstliegende zu nehmen, vor dreißig Jahren? Damals waren Eisenbahn und Pferdebahn längst nicht so geräumig, als sie es heute sind, und wenn im siebzehnten Jahrhundert sich ein langwieriger Streit darum entspann, ob die Frau eines protestantischen Pastors für ihre Krinoline zwei Plätze in der Kirchenbank zu beanspruchen habe, so brauchen wir das gar nicht weiter zu bespötteln. Auch das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert brachte für die Krinolinenträgerinnen höchst unangenehme, peinliche Situationen. Und doch waren diese Krinolinenträgerinnen unsre Mütter, unsre Großmütter, Vertreterinnen der soliden guten alten Zeit.

Wir sind heute in der virtuosen Anpassung aller Gegenstände an ihren Zweck ganz außerordentlich weiter vorgeschritten, als man es vor fünfzig Jahren war. Es läßt sich deshalb ganz gut denken, daß man Krinolinen machen wird, deren Einlagen biegsam genug sind, um allen Anforderungen an möglichst enges Zusammendrücken zu entsprechen. Die Krinolinenträgerin des zwanzigsten Jahrhunderts wird keine Doppeltür brauchen, um passieren zu können. Sie wird ihre mit dem höchsten Raffinement gearbeiteten Röcke im gegebenen Falle so zusammenfassen können, daß sie nur das bescheidene vorgeschriebene Plätzchen einnehmen, sei es wo immer. Das wird also ein Hindernis zur allgemeinen Einführung der Krinoline kaum sein. Strenge Sittenrichter und Moralisten



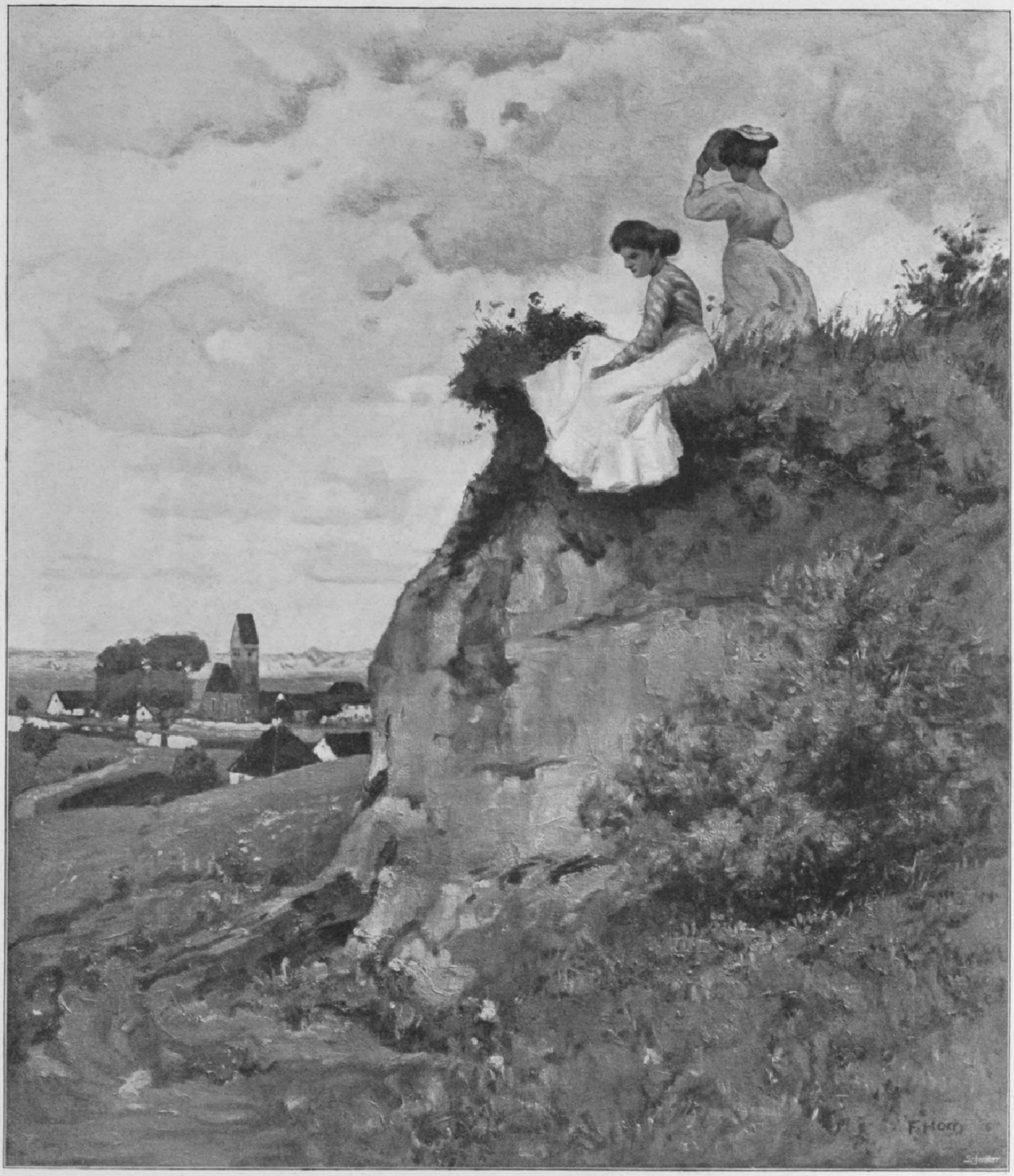
Die Krinoline im Jahre 1871

müßten sich eigentlich der wiedererstandenen Vertugalle, des Tugendwächters, freuen, wie alle jene Gourmets, die in der Frau das entzückendste aller Spielzeuge sehen, das um so reizvoller ist, je mehr es mit Schmuck und Tand behangen ist.

Die Frau selber aber wird vor eine schwere Wahl gestellt sein. Vor die Wahl, bedingungslos der neuen Mode zu folgen und damit zu dokumentieren, daß sie noch immer die Sklavin ist, die sich dem Modezwang blindlings unterwirft, oder durch die Ablehnung der Krinoline sich als die neue, freie Frau zu dokumentieren, die in ihrer Bestrebung nur jener höchsten Zweckmäßigkeit folgt, die durch unsre neue Kunst zugleich zur höchsten Schönheit entwickelt wurde. Eine schwere Wahl! Denn viele Jahrhunderte haben uns gelehrt, daß jede Mode im Grunde dem Zeitgeschmack entspricht und daß es gefährlich ist, sich gegen sie zu stemmen. Und wer weiß, ob nicht in einem, in zwei Jahren schon so viel Mut dazu gehört, unter Hunderttausenden Krinolinenträgerinnen als Krinolinenlose zu erscheinen, daß es nur sehr wenige Frauen geben wird, die diesen Mut besitzen. Die große Mehrheit aber, die sich immer den Modegesetzen willenlos unterwirft und sich ihnen auch ferner unterwerfen wird trotz aller Aufklärung, trotz aller Frauenemanzipation, trotz aller Bestrebungen zur künstlerischen Ausgestaltung des Frauengewandes, mag sich damit trösten, daß sie einem Zwange folgt, der stärker ist als sie, daß die Mode niemals etwas Aeußerliches ist, sondern stets ein Etwas, das hervorgeht aus hundert Faktoren, die unsre ganze Kulturepoche bilden, daß sie also eigentlich, indem sie die Krinoline anlegt, das modernste Produkt ihrer Zeit ist.

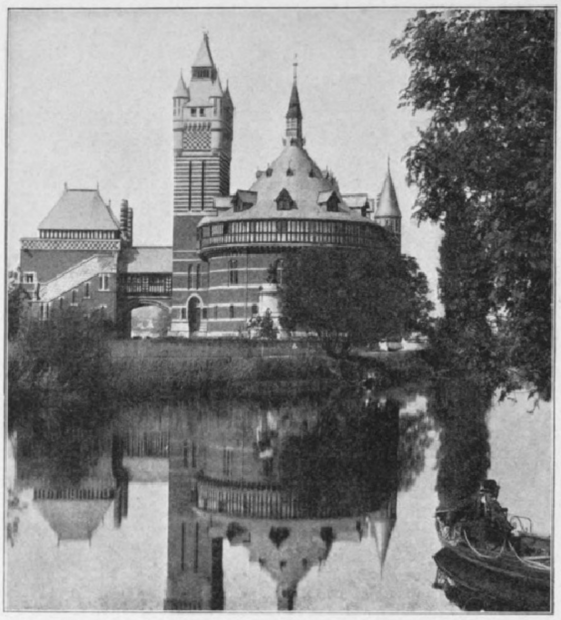


Krinoline in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts



Auf der Höhe

Nach dem Gemälde von Franz Hoch (München)



Das Shakespeare-Jubiläumstheater am Ufer des Avon

Stratford, die Shakespeare-Stadt

Von

Hermann Uhde-Bernays

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

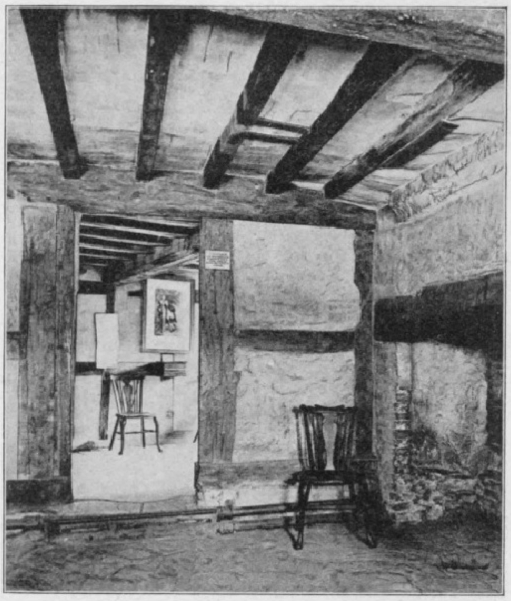
Unbekümmert um den grimmigen Streit, der seit etwa zwanzig Jahren über die Frage entbrannt ist, ob denn in der Tat William Shakespeare der Verfasser der sechsunddreißig Dramen sei, welche die gesamte Menschheit als die höchsten Wunderwerke dichterischer Vollendung verehrt, wandern Tausende und aber Tausende Jahr für Jahr nach der kleinen Stadt Stratford am Avon. Hier ergibt sich widerstandslos ihre von philologischer Blässe nicht angekränkelte Seele dem überschwenglichsten Heroenkultus. Und hier fühlen sich in dem bewunderten Meister die beiden sonst so verschiedenen Nationen — England, Amerika — eins. Es überkommt sie eine Ahnung von dem stolzen Sinn der Worte: „Wir müssen frei sein oder sterben, wir, die wir Shakespeares Sprache sprechen.“

Weitaus die größere Hälfte der Besucher der „Shakespeare country“ — ihre Zahl wird im ganzen auf annähernd vierzigtausend pro Jahr geschätzt — kommt über das Meer. Obwohl eine äußerst günstige Verbindung dem Londoner es ermöglicht, in $2^1/_2$ Stunden an das Ziel zu gelangen, sucht er, vergnügungslustig und naturschwärmend, über den Sonntag lieber die lauschigen Plätze der Themse, das Menschengewühl der Seebäder auf. Deutsche und Franzosen sind ganz in der Minderzahl. Sie entschließen sich ohnehin schwer, das Land der steifen Sitten und der strengen Sonntagsheiligung aufzusuchen, es müßte denn ein dringender Grund vorliegen. Dann aber läßt sie die Fülle des in der Hauptstadt Gebotenen nicht zu freiem Atem gelangen. Dies ist schade. Denn auch ohne den Nimbus, mit dem Shakespeares und Walter Scotts Namen jene Gegenden verklären, lohnt sich eine Streife durch Essex. Auf schön gehaltenen Straßen, zwischen gewaltigen Bäumen fährt die offene Postkutsche unter fröhlichem Hörnerschall dahin. Sonnige Aehrenfelder wechseln mit tiefschattigen Waldungen. Reiche Herrensitze mit wohlgepflegten Anlagen, mit schillernden Pfauen auf samtigem Rasen folgen auf graues Gemäuer, dessen zerfallende Ruine jahrhundertealter Efeu malerisch überwuchert.

Und mitten darin Stratford, die Shakespeare-Stadt. Der Name des Gewaltigen folgt uns auf Schritt und Tritt. Shakespeare-Hotel und Shakespeare-Straße, auch Shakespeare-Theater und -Denkmal nimmt man gern in Kauf. Aber die Mitteilung, daß die Kutsche „The Shakespeare“ täglich die Fahrt von der Hauptstation Leamington nach Stratford und zurück unternimmt, angekündigt vom „Shakespeare-Stall“, wirkt erheiternd. Auch rühmt sich die Inhaberin des ersten Modebasars in fetten Lettern, Mitglied der Familie des Dichters zu sein. Und zerlumpte Jungen laufen den Fremden nach, mit ernstester Miene zu fragen: „What shall I tell you about Shakespeare? Was wollt ihr von Shakespeare wissen?“

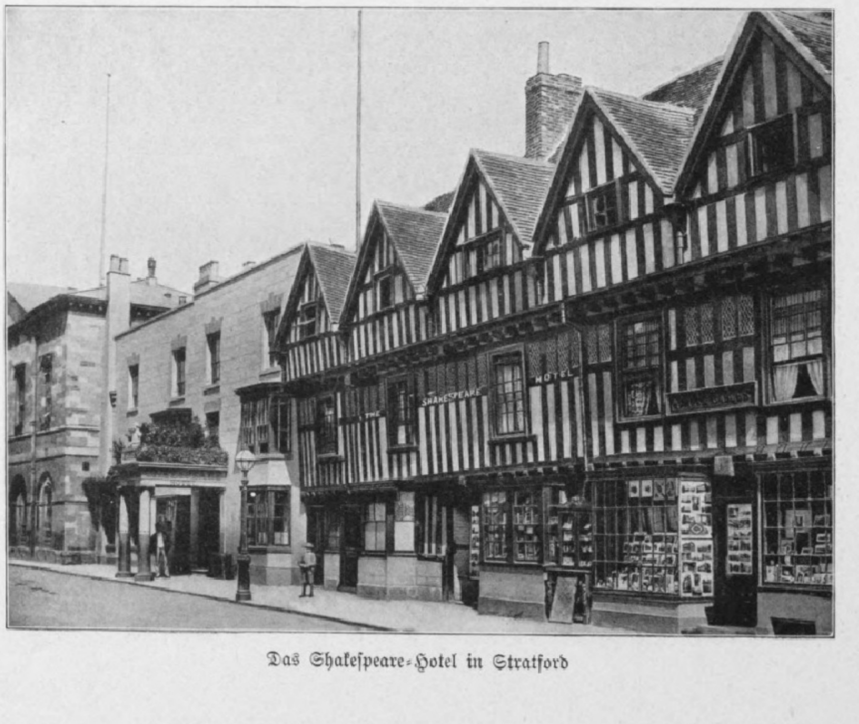
So wird der Dichter fast als Nationalheiliger verehrt. Und wenn wir lesen, daß zu Zeiten des bayrischen Erbfolgekrieges vor dem Bilde Friedrichs des Großen die gläubige Bevölkerung geweihte Kerzen anzündete, läßt es sich auch wohl denken, daß heute die Schönen Stratfords vom heiligen Shakespeare die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche erflehen.

Das Haus, in dem Englands größter Poet nach seiner Rückkehr in die Heimat lebte — er kaufte es im Jahre 1602, vierzehn Jahre vor seinem Tode — ist leider nicht mehr vorhanden. Wie das Wohnhaus Hans Sachsens in Nürnberg, fiel es verständnisloser Bauwut zum Opfer. Doch seitdem sind anderthalb Jahrhunderte verstrichen.



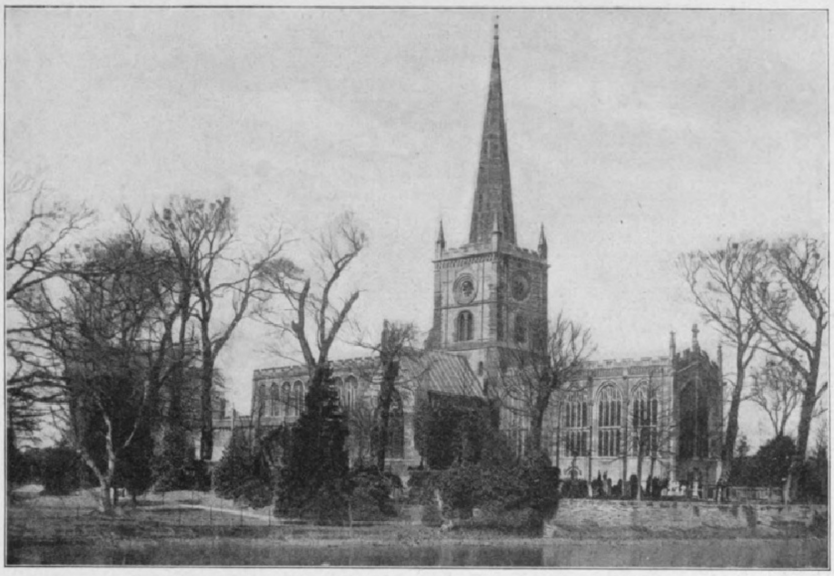
Zimmer im Shakespeare-Hause

Dafür werden die Räume, die den ersten schwachen Schrei des Kindes vernahmen, das Schulzimmer, wo er seinen Unterricht empfing, sorgsam erhalten. Sogar das Schreibpult, an dem der Kleine gesessen haben soll, wird gezeigt. Das Geburtshaus liegt in Henley-Street, nicht fern vom Bahnhof. In einem niedrigen Zimmer des ersten Stockwerks kam William Shakespeare am 20. April 1564 zur Welt. Absichtlich ist kein weiterer Schmuck als seine Büste zu sehen. Der Gedanke der Unsterblichkeit des Genius wird erweckt durch eine von keinem äußerlichen Schaustück abgelenkte Betrachtung. Dafür birgt das anstoßende Museum, zu dessen Einrichtung das Nachbarhaus erwählt und ebenfalls im alten Stil belassen ist, eine Reihe von Kostbarkeiten. Hier liegt eins der wenigen vorhandenen Exemplare der ersten Gesamtausgabe von Shakespeares Werken. Autographen und Bilder, vergilbte Urkunden und seltene Handschriften werden in Glaskästen verwahrt und hängen an den Wänden. Mehrere Büsten schauen von hohem Gestell herab. Seit einigen Jahren ist ein zweites Museum entstanden. Mit einer nicht gerade engherzig zusammengesuchten Bibliothek und einer mittelmäßigen Bildersammlung füllt es ein ganzes Haus, das an das zum Gedächtnis an Shakespeare erbaute Theater stößt. Dieser ganze Gebäudekomplex wurde nach den Beschlüssen der zur dreihundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1864 vereinten Festversammlung aufgeführt. Alljährlich während der dritten Aprilwoche finden besondere Vorstellungen von Werken Shakespeares statt, veranstaltet von der Studentenschaft der Universität Oxford oder von Berufsschauspielern. Die ersten Mimen Englands, Sir Henry Irving, der berühmte Darsteller des Shylock, Berboom Tree, der gefeierte Richard II., stellen ihre bewährte Kraft gern zur Verfügung. Es geschieht das in Befolgung der Absichten, die der größte Schauspieler Englands, Garrick, zur Pflege und Vervollkommnung des Studiums Shakespearescher Dramen in Stratford selbst gehegt hat. Schon 1769 war hier in einer einfachen Holzbude gespielt



Das Shakespeare-Hotel in Stratford

worden. Das Gebäude, das sich heute inmitten blumenreicher Gärten erhebt, muß, man kann es sehen, von welcher Seite man auch will, als höchst geschmacklos bezeichnet werden. An den Rundbau des Zuschauer- und Bühnenraumes, dessen ziemlich niedere Mauern von einem breit sich wölbenden Dach belastet werden, ist seitwärts der hohe Aussichtsturm angebaut. Der große architektonische Schönheitsfehler liegt nun darin, daß — vielleicht praktischen Erwägungen folgend — der Erbauer das obengenannte Museum nicht als Einzelgebäude und in entsprechender Entfernung hinstellte, sondern es durch einen niedrigen gedeckten Uebergang mit dem Turm verband. So kommt eine schöne Gesamtwirkung nicht zustande. Die Fähigkeit, eine solche durch geschicktes Berechnen der Distanz zu erzielen, scheint den würdigen Mitgliedern des Bauausschusses gänzlich gemangelt zu haben. Denn auch die Statue Shakespeares, die ein reicher Verehrer Stratford geschenkt hat, würde in einiger Entfernung von dem Theater mehr wirken als so, wo man sie dicht an dasselbe hingestellt hat. Die sitzende Gestalt sieht klein und gedrückt aus. Monumental aber präsentieren sich die vier Figuren, die am Sockel stehen. Vorn, etwas zu knabenhaft aufgefaßt, Prinz Heinz, im Begriff, die hocherhobene Krone leuchtenden Auges sich auf das lockige Haupt zu drücken. An der Seite Lady Macbeth und Falstaff, der dickste der Ritter, hinten Hamlet, den Schädel haltend: „Er hatte einmal eine Zunge und konnte singen . . .“



Dreifaltigkeitskirche in Stratford, in der Shakespeare begraben liegt



Shakespeares Geburtshaus in Henley-Street

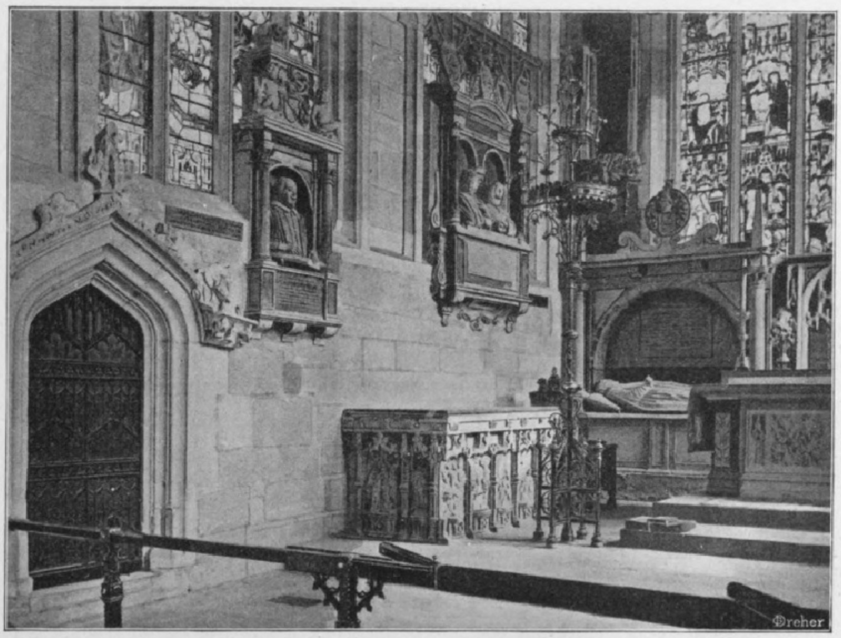
An Kirche und Denkmal vorüber gleitet langsam der Avon. Friedlich und klar fließt er dahin. Keine sandigen Untiefen oder reißenden Stromschnellen stören seinen ruhigen Lauf. Spärlich nur ist der Ertrag, den der Fischfang aus ihm liefert. Trotzdem lassen sich die geduldigen Angler unter den grauen Weidenbäumen des gegenüberliegenden Ufers nicht stören in ihrer einförmigen Tätigkeit. Gegen Abend belebt sich das Bild, wenn bunte Kähne voll fröhlichen Volkes stromaufwärts gleiten. Da klingen die heiteren Weisen des Volkslieds über das Wasser, und manchmal mischt der schwermütige Klang der schottischen Hochlandspfeife in ernstem Akkord sich dazwischen.

Würdig des großen Toten ist die Stätte, an der seine Gebeine beigesetzt sind. Ein großer Friedhof umgibt die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit. Breit und schattig ist der Gang, der durch die Reihen der Gräber an das Tor führt. Erst nach Lösung einer Eintrittskarte wird Einlaß gewährt. Ohne Interesse für die schöne, in reinster Gotik ausgeführte Architektur des Innern, ohne Rücksicht auf die Fenster, deren prunkvollstes nur durch Sammlungen unter amerikanischen Besuchern gestiftet ward, folgt der Eintretende gehorsam der Weisung des Führers, zur Nordwand des Chores zu gehen. Auf der linken Seite des Altars befindet sich Shakespeares Grabdenkmal und Grabstein. Ersteres, von Gerard Johnsohn modelliert und kürzlich erneuert, besteht aus einer von zwei korinthischen Säulen eingerahmten Nische mit der bemalten, nach der Totenmaske ausgeführten Büste des Dichters. Die Linke kräftig auf einen Papierbogen legend, in der Rechten die Feder, scheint er im Begriffe zu sein, einen glücklichen Einfall nachsinnend niederzuschreiben. Ueber seinem Haupte halten zwei Putten das Familienwappen. Eine lateinische Inschrift feiert ihn als Nestor, Sokrates und Virgil, englische Verse rühmen ihn als eins mit der Natur und ihrer ewigen Dienerin, der Kunst. Von Shakespeare selbst stammen die vier Zeilen auf der Grabplatte des Bodens:

„Um Jesus, guter Freund, laß sein,
Zu stören dieses mein Gebein:
Gesegnet sei, wer diese Ruhstatt ehrt,
Verflucht, wer meinen Staub noch stört.“

Neben dieser Platte sind weitere Steine eingelassen. Hier ruhen Anne Hathaway, Shakespeares Gattin, seine älteste Tochter, ein Schwiegersohn und seine Enkelin Elisabeth Hall, mit der im Jahre 1670 die Familie ausgestorben ist. Bekanntlich hat man dem Dichter auch in der Westminsterabtei ein Monument errichtet. Und auf diesem, nicht in Stratford, stehen die berühmten, oft angeführten Verse aus dem „Sturm“.

In der heiligen Dreifaltigkeitskirche erinnert noch manches andre an Shakespeare. Da ist das alte, noch heute zur Verwendung gelangende Taufbecken, da sind die Seiten des Kirchenbuchs, auf denen mit deutlichen Zügen die Tage der Taufe und der Beisetzung sich verzeichnet finden. Da stehen die Grabsteine der seiner Familie engbefreundeten beiden Combes. Für den Kunsthistoriker, der sich



Shakespeares Grab im Chor der Dreifaltigkeitskirche

entschließt, für kurze Zeit einmal das Augenmerk auf etwas zu richten, das nicht im unmittelbarsten Zusammenhange mit Stratfords größtem Sohne steht, bietet die Kapelle, in die nun die Grabdenkmale und Totenschilder des hochadligen Geschlechts der Clopton übertragen sind, bemerkenswerte Einzelheiten. Aber auch hierher folgt uns der Schatten des Dichters. Denn Margaret Clopton soll das Urbild der reizenden Ophelia gewesen sein.

Von der Kirche gelangt man auf langweiligem Wege zwischen weißgetünchten Mauern und charakterlosen Neubauten in die Stadt zurück. Auf der linken Seite der Hauptstraße erfreut sich ein großes Haus sichtlicher Aufmerksamkeit, die ihm von seiten der Fremden gezollt wird. Alle Amateurphotographen nehmen vor ihm Aufstellung. Aber wer da im Glauben leben wollte, die wirklich ganz reizende, von Blumengirlanden umsponnene Außenseite sei schuld an dieser Bewunderung, würde einen großen Irrtum begehen. Denn hier wohnt, viel verehrt, die Dichterin Marie Corelli, deren stimmungsvoll süßlich-schwärmerische Romane die ohnehin sentimentalen Damenherzen des Inselreichs alljährlich zur Weihnachtszeit, wo frischer Anstich geliefert wird, besonders aufglühen lassen.

Die meisten Fremden begnügen sich damit, in drei Stunden alles durchzuhetzen, was auf Shakespeare Bezug hat, und benutzen die Abendzüge, um noch nach Warwick oder Leamington zurückzukommen. So erklärt sich auch der bescheidene Umfang der beiden Gasthöfe, deren jeder aber einer besonderen Attraktion sich zu rühmen vermag. Das „Rote Roß“ steht im Zeichen Washington Irvings. Hier schrieb der feinsinnige Novellist seine Erinnerungen an Stratford. Sein Armsessel und die Zange, die er, am offenen Kamin sitzend, stundenlang in die Kohlen stieß, während seine Phantasie an der Ausgestaltung der Arbeit tätig war, sind noch heute vorhanden. Gemütlicher als hier, wo lediglich diese beiden an und für sich wenig Interesse bietenden Gegenstände zu suchen sind, wohnt sich's im „Shakespeare-Hotel und seinen fünf Giebeln“. So lautet der ganze Titel. Der Gasthof besteht nämlich aus zwei Teilen: einem alten Hause, das noch aus den Zeiten des Dichters stammt und nach der Sitte des damaligen Baustils fünf gleichmäßige, regulär nebeneinander gesetzte breite Giebel trägt, und einem modernen Anbau. Die Zimmer des Innern sind, wenn auch niedrig, so doch völlig nach den Ansprüchen unsrer Zeit gehalten, und zur Abendtafel erscheint der Kavalier nicht sporenklingend, der Lady im hohen Stuartkragen galant die Fingerspitzen zu reichen, sondern im unvermeidlichen Evening dress. Trotzdem verfügt das Shakespeare-Hotel über etwas ganz Eignes, das sogar die steifen Gäste mit unsichtbarem Band umschließt. Natürlich ist Shakespeare im Spiel. Jedes Zimmer des Hauses trägt über der Außentür ein Schild. Und jedes Schild führt den Namen eines Shakespeareschen Dramas. Alle Ankommenden fühlen sich so gleichsam bei dem Dichter zu Gast. Und mit weiser witziger Klugheit ward die Auswahl getroffen. Billige Wünsche werden berücksichtigt. Da erfreut sich „Romeo und Julia“ ganz besonderer Nachfrage von seiten hochzeitsreisender Paare. Auch „Sommernachtstraum“ und „Wintermärchen“ sind beliebt, während „Sturm“, „Zähmung der Widerspenstigen“, „Verlorene Liebesmüh“ und „Komödie der Irrungen“ meist kurzerhand abgelehnt werden. Berühmte Gelehrte wohnen in „Hamlet“, „Coriolan“ und „Lear“, einsame Junggesellen wählen seufzend „Timon von Athen“, und so sucht jeder seinen Platz als Mitglied der kleinen Gemeinde.

Die Umgebung gibt reichlich Gelegenheit zu Ausflügen. Da sind in weiterer Entfernung Warwick, das alte Normannenschloß mit seinem herrlichen Park, seiner schönen Schloßherrin und der prächtigen Gemäldesammlung, dann Kenilworth, berühmt durch Walter Scotts Erzählung. Bei den Festen, die hier Lord Leicester zu Ehren Elisabeths veranstaltete, empfing Shakespeare die Anregung zum „Sommernachtstraum“. In der Nähe lohnt sich die Wanderung nach dem noch gänzlich erhaltenen Häuschen der Anne Hathaway, die der Dichter heiratete, nach Bilmcote und Charlecote, wo noch die Nachkommen jenes Sir Lucy ansässig sind, der den wegen Wilddiebstahls verklagten Knaben bestrafte. Auch in Stratford selbst ist manches noch zu finden, was in dieser flüchtigen Aufzählung übergangen oder nur gestreift ward. Es erscheint Ehrenpflicht, beim Besuche von Shakespeares Heimat seinen eignen Worten zu folgen, denn im dritten Akt von „Was ihr wollt“ finden sich, auf das heutige Stratford wohl anzuwenden, die Verse:

> „Ich bitt' euch, laßt uns unsre Augen weiden
> Mit den Denkmälern und berühmten Dingen,
> Die diese Stadt besitzt.“

Veronikas Freier

Humoreske

von

L. Bürkner

(Schluß)

Der Sonnabend vor der Kirmes kam heran und Veronika befand sich in einer ziemlichen Aufregung. Am Nachmittag sollte der Schampes auf Urlaub kommen, aber nicht allein, sondern auch Heinrich und das Traud. Ich hatte ihr angeboten, schon am Sonnabend nachmittag mit den dreien nach Hause zu gehen, aber sie lehnte es ab:

„Nee, Madam,“ sagte sie, „das ist mir erst ganz angenehm, wenn ich mal sehen kann, was der Schampes mit dem Traud für eine Benehme hat. Die zwei Eisenbahner können auch erst am Sonntag morgen mitgehen. Da is das pläsierlich, wenn ich mit ihnen gehe, und wir richten es denn so ein, daß wir gerad' ankommen, wenn es zusammenläut' für das Hochamt, und alle Leute, die in die Kirche gehen, uns begegnen müssen. Da kann der Schampes gleich sehen, daß ich ihn nicht nötig habe, und da wird ihm sein Hochmut mit einmal ausgetrieben. Und dem Traud auch, und wenn das Traud noch mal was von Riesenmädchen sagt, dann kratz' ich ihm die Augen aus.“

Und sie machte eine pantomimische Gebärde, die mit erschreckender Deutlichkeit illustrierte, was Traud zu erwarten haben würde.

Aus allem schien ziemlich klar hervorzugehen, daß Veronika im Grunde ihres Herzens doch immer noch ihren Schampes glühend liebte. Ich war sehr gespannt auf den Bezwinger dieser stolzen Schönheit, und da ja die Eisenbahner für mich nicht in Betracht kamen, so bot ich Veronika an, den Schampes samt dem Traud und dem Heinrich in ihrer Küche mit Kaffee zu bewirten. Veronika strahlte und dankte beseligt.

„Und wenn mir Madam noch erlauben wollte, die rote Kaffeedecke aufzulegen, damit mein Schampes sieht, daß ich estimiert werd' von meiner Herrschaft?“

Auch dies wurde ihr zugestanden. Und als ich am Nachmittag in die Küche kam, fand ich den Kaffeetisch prächtig gedeckt und mit einem mächtigen Strauß grellfarbiger, dickköpfiger Dahlien verziert. Alles Geschirr blitzte und blankte gleißend, und Veronika selber war so gescheuert, so glänzend und blinkend wie ihre Küche. Sie wies mir triumphierend einen mächtigen Kaffeetopf vor, dessen Inhalt mir eigentümlich duftete.

„Und Ihre beiden Eisenbahner?“ fragte ich.

„Die han heute Dienst,“ sagte sie zufrieden und beruhigend.

Ich lauerte hinter dem Fenstervorhang, als Veronika mit ihrem Besuch vom Bahnhof kam. Neben ihr ging das Traud, ein zierliches, kleines Ding, das sich wie eine Puppe neben einer Riesin ausnahm. Und hinterdrein trabten in einigen Schritten Abstand zwei Marsjünger, die entschieden unter dem gewöhnlichen Militärmaß waren. Nun konnte ich allerdings begreifen, daß Veronika für eine spätere Ehe keine ernstlichen Besorgnisse bezüglich des Schampes hegte. Die beiden Burschen sahen aus, als ob Veronika jeden von ihnen mit ihrem kleinen Finger regieren könne. Ich war schnöde genug, als die vier sich in der Küche niedergesetzt hatten, in die Speisekammer zu schlüpfen, um zu horchen. Uebrigens hatte Veronika mir das auch noch ausdrücklich erlaubt.

Die um den Kaffeetisch waren zunächst ziemlich schweigsam. Die Pracht der Kaffeedecke schien ihnen wirklich einen Respekt betreffs Veronikas „Estimierung“ durch ihre Herrschaft eingeflößt zu haben. Päckelchen und Klümpchen sowie derbe Stücke eines zweifelhaften Kuchens wurden erst einer eingehenden Würdigung unterzogen. Durch die Gardine des kleinen Türfensters konnte ich sehen, wie sich alle drei andächtig und ausgiebig dem Geschäft des Sattwerdens widmeten.

Auch Veronika sprach nichts. Nur zuweilen nötigte sie zum Zulangen und füllte die großen Tassen immer wieder mit dem köstlichen Gebräu, das fast schwarz aussah und bis zu mir in die Speisekammer nach Zichorie duftete. Dann, nachdem sie alle ihre Tassen auf die Untertassen umgestülpt hatten, entstand eine Pause, während welcher Veronika die Ellbogen auf den Tisch stützte und kampfbereit einen nach dem andern ansah.

Die beiden Burschen schwiegen, aber das Traud eröffnete das Geplänkel:

„Gehst du jetzt mit auf Wallhausen?“ fragte sie lauernd.

Veronika schüttelte gleichgültig den Kopf.

„Nee,“ sagte sie gedehnt, „ich han heut noch keine Zeit. Was sollte denn meine Madam ohne mich anfangen, und denn warte ich auch noch bis morgen, weil ich noch zwei Gäst' mitnehm'.“

Der Schampes, ein hübscher blonder Mensch mit einem kokett aufgedrehten Schnurrbart und verliebten Augen, spitzte die Ohren.

„Gäst'?“ fragte er, „was für Gäst'?“

Veronika lächelte. Es war das Lächeln einer viel umworbenen Schönen.

„Zwei gute Bekannte von mir,“ warf sie nachlässig hin, „Eisenbahner! Zwei stramme Borsch'! Daß die Wallhausener Mädchen auch was zu tanzen kriegen, heißt das, wenn sie mit ihnen tanzen wollen. Die sind ganz närrisch auf mich.“

Das Traud kicherte spitz, und Heinrich und der Schampes spitzten beide die Ohren.

„Närrisch auf dich?“ fragte das Traud, während der Schampes unruhig auf dem Stuhl auf und ab rückte und seinen Schnurrbart zwirbelte.

Veronika lächelte wie in der Erinnerung an etwas sehr Angenehmes.

„Ja, sie fassen mich alle Abend ab, wenn ich die Milch hole. Der eine hat fünfundachtzig Mark monatlich und der andre schon zweiundneunzig. Die können heiraten alle Tag'. Das sein gute Partien, und sonst Sach' han sie auch noch.“

Der Schampes zuckte geringschätzig die Achseln.

„Pah, so Eisenbahner! Das ist doch arm Leuts Gedings.“

Veronika lächelte noch immer nachsichtig.

„Bar Geld lacht,“ sagte sie, „und wenn eins sich was gespart hat, in seinem Buch, und hat eine Staatsausstaffierung, und kriegt von Haus eine Kuh und zwei Schweine, dann kann eins mit so ein' Eisenbahner ein Herrenleben han.“

„Du solltest dich was schämen, Vron,“ rief der Schampes. Sein Gesicht war rot geworden, und die blauen Augen blitzten drohend. „Wo du einen Schatz hast, dich noch mit so was zu befassen!“

Veronika blieb ungerührt.

„Weiß ich dann, ob ich noch ein' Schatz hab'?“ sagte sie. „Das weiß ich nich. Bei die Soldaten, da geht es manchmal anders, wie man sich das gedenkt hat, und wann dann einer noch so ein Narr ist und läßt sich von jedereinen beschwatzen, dann weiß man doch auch nicht, woran man ist, und was hab' ich von einem, der ins Wasser gehen will, weil die Mädchens zu viel hinter ihm drein sind. Wann ich nun wollte ins Wasser gehen, weil die Borsch' so hinter mir drein sind!“

Sie stemmte die Arme in die Seiten und blickte triumphierend um sich.

Der Schampes sah sehr beunruhigt aus, das Traud sehr spinös.

„Das weiß man auch noch nicht, wie das ist,“ sagte es.

Selbst dieser Zweifel an ihrer Anziehungskraft erregte Veronika nicht. Sie war zu sicher im Gefühl ihres Sieges.

„Wer's erlebt, wird's sehen,“ sagte sie. „Ich bring' die Gäst' ja morgen mit, und vielleicht kannst du dir den ja morgen anschaffen, den ich nicht mag.“

Der Schampes malträtierte seinen Schnurrbart aufs heftigste.

„Die können etwas abkriegen, wenn sie mir ins Geheg' gehen,“ stieß er hervor, „laß die, wo sie sind, was han die auf unsrer Kerb zu suchen!“

Aber Veronika zuckte die Achseln.

„Das mach' ich, wie das mir paßt,“ sagte sie. „Daß du's nur weißt, Schampes, ich lass' mich nicht rumziehen, ich hab' das Aussuchen, und wegen meiner braucht sich keiner zu molestieren. Die in der Stadt miteinander getanzt han, die können das auch auf der Kirchweih.“ Sie nickte förmlich herablassend dem Traud zu. „Nicht, Traud, der Schampes und du, ihr könnt euch ja auch da ein Späßchen zusammen machen?“

Dann wechselte sie das Gespräch mit einer Gewandtheit, die der kokettesten Salondame alle Ehre gemacht hätte, indem sie noch einmal dringend zum Zugreifen aufforderte und ihre Nebenbuhlerin mit einem kolossalen Stück Kuchen förmlich stopfte. Auch der Schampes bekam sein Stück ab, ebenso der Heinrich. Und sie hantierte mit ihren blank gescheuerten Armen vor ihnen herum und sah so lieblich und freundlich aus, als ob alles in Ordnung wäre und es gar nicht anders sein könnte.

Bald darauf gingen sie weg. Der Schampes mit hängendem Schnurrbart und augenscheinlich ziemlich niedergeschlagen. Das Traud sehr gekniffen und der Heinrich wütend. Freundlich lächelnd gab Veronika ihnen das Geleit, und es klang ordentlich herablassend, als sie beim Abschied an der Türe sagte:

„Also adjüs, und veramisiert euch heute abend recht gut, ich werd' mich auch veramisieren.“

Am andern Morgen erschien Veronika im höchsten Glanz zum Kirmesgang geschmückt. Sie hatte ihr Haar in regelmäßige, kleine, feste Wellen gebrannt, daß es aussah wie ein Wellblechdach. Ihr knallblaues Kleid war reichlich fußfrei und ließ ahnen, daß das Tal von Lilien und Rosen, welches ihr begeisterter Anbeter unter ihren Füßen gewünscht hatte, kaum lange in unzertrampelter Pracht erblühen würde. In einer mächtigen Schachtel trug sie ihren Kirmesstaat und in einer Papierhülle wohlverwahrt ihren Hut, der erst im Dorf aufgesetzt werden konnte. Meine Bedenken betreffs des Transports dieser beiden Kolli beseitigte sie sofort.

„Wozu hat man denn die Borsch'?"

Daran hatte ich nicht gedacht. Allerdings, wozu hatte sie denn die Borsch! Und so trat sie ihren Kirmesweg an, einen Triumphweg, begleitet von den beiden Anbetern, die in ihrem Sonntagsstaat äußerst solid wirkten und sich sofort mit Veronikas Paketen belasteten. Sie wandelte in ihrer Mitte wie ein Turm, wie ein stolzer Turm, der sich seines Ueberragens über alles andre wohl bewußt ist.

Mein Mann unterbrach seine Sonntagstoilette und sah den dreien nach.

„Weiber," sagte er wieder einmal, „Weib, Schlange und Versucherin." — —

Am Abend des dritten Tages sah ich Veronika zurückkommen. Und wie kam sie! Als Siegerin, als Männerbezwingerin! Sie wandelte zwei Schritte voraus. Hinter ihr her kam demütig der Schampes, in der einen Hand den Karton mit Veronikas Kirmesstaat, in der andern einen Korb, an dem er schwer schleppte. An ihrer andern Seite ging der Heinrich, ebenfalls beladen und bepackt mit einem großen Korb und verschiedenen kleineren Stücken. Sie aber hatte ihren Sonnenschirm aufgespannt und trampste leicht und frei daher, jedenfalls so leicht, als es ihr nach ihrer Veranlagung möglich war. Und so kamen sie die Treppe herauf in die Küche, wo ich einigermaßen neugierig wartete. In diesem Augenblick glich Veronika irgendeiner überlebensgroßen, sagenhaften Königin, die ihre gefangenen Sklaven mit sich führt, und sie reckte sich noch stolzer auf, als sie mich sah, und von ihrer Höhe herab sagte sie, herablassend auf Schampes deutend: „Das ist der Schampes, Madam, und das ist nun fest gemacht mit uns beiden. Im Frühjahr wird geheiratet."

Ich reichte dem glücklichen Bräutigam die Hand, nachdem er seine verschiedenen Pakete abgestellt hatte, und gratulierte ihm. Er sah in diesem Augenblick aus, als würde er sich sein ganzes Leben lang nicht mehr von Veronikas Uebergewicht erholen können.

Sie schien übrigens all ihre etwaige Zärtlichkeit in den Kirmestagen verausgabt zu haben, denn ihre beiden Begleiter hatten kaum einige Minuten ausgeruht, als Veronika ihnen kategorisch erklärte, daß sie nun gehen müßten, sie habe jetzt Arbeit und keine Zeit zum Karessieren. Kaum daß sie ihnen gestattete einen Schluck Bier zu trinken. Und ich hörte noch, wie sie auf der Treppe ziemlich gefühllos sagte:

„Wann du morgen runtergehst, um wieder in die Stadt zu machen, dann kannst du ja noch mal vorbeikommen."

Kaum waren die beiden aus dem Haus, als Veronika triumphierend bei mir eintrat.

„So," sagte sie, „jetzt han ich ihnen das besorgt. Jetzt wird er sich nicht mehr muckschen und sich kein Späßchen mehr machen. Er hat jetzt emal gesehen, daß ich mich nicht rumkriegen lasse, wie er will."

Sie sagte es mit wilder Energie, so daß ich kaum wagte, etwas zu fragen. Aber das war auch gar nicht nötig. Unaufgefordert gab mir Veronika die Ereignisse zum besten und zugleich ihre Ansichten über Männer und deren Behandlung.

„Das kommt davon," sagte sie, „wenn die Mannsbilder merken, daß man verliebt in sie ist. Solange mein Schampes das gemerkt hat, da hat er den großen Mund gehabt und aufgemuckt und hat gemeint, er kann sich veramisieren, und wenn er sich veramisiert hat, dann bin ich ihm noch immer gut genug. Nee, das meint er nun jetzt nicht mehr. Jetzt hat er mal gesehen, daß ich ihn nicht brauch' und daß ich ihn auch gar nicht will, wenn er muckt. Das war die beste Kur für ihn, und so soll mal jede ihr Mannsbild behandeln. Der kommt mir nicht mehr aus, der läuft mir nach wie ein junger Hund. Der kriegt jetzt Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr als an mich. Und das Traud, das frech' Dingen, das han ich auch mal geduckt. Wie ich mit den zwei Eisenbahnern angekommen bin, da hat es Respekt gekriegt, und ich han ihm gesagt, wann es mir nochmal den Schampes verhetzt, dann kriegt es mit mir zu tun, aber tüchtig!"

„Und die beiden Eisenbahner?" schob ich schüchtern ein. Veronika hatte die Dinge so energisch geordnet, daß ich kaum wagte, mich nach ihrem Schicksal zu erkundigen. Aber sie lachte:

„Der eine, der heirat' mein' Schwester, und der ander, der muß sehen, wie er tut."

„Heiratet Ihre Schwester?"

„Ja, ich han ihm das vorgestellt, wenn er mich nicht kriegen kann, dann soll er wenigstens in der Familie bleiben. Das hat er auch eingesehen."



Am Strande. Nach dem Gemälde von Albert Aublet

Sie stemmte die Arme in die Seiten und reckte sich zu ihrer ganzen Größe auf, und mit ihrer tiefen Stimme sagte sie triumphierend:

„Man muß die Mannsbilder nur ordentlich kuschen und ihnen die Leine kurz halten. Dann kann man mit ihnen machen, was man will."

Und nach einem kurzen Besinnen setzte sie hinzu:

„Wenn man ein schönes Mädchen ist."

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zum Frühjahr suchen wir nun wieder eine Hausgehilfin. Aber wir sind übereingekommen, daß wir es dem Zufall überlassen wollen, ob sie einen Schatz hat oder nicht. Es nutzt ja doch nichts. Meine Küche wird niemals getüncht werden, oder wenn sie getüncht wird, wird sie in sechs Wochen wieder dieselbe schwarze Hölle sein. Mein Porzellanservice wird niemals komplett bleiben. Darein müssen wir uns nun einmal schicken. Denn wie sagt Veronika:

„Die Mannsbilder kann man zu alles bringen, man muß nur ein schönes Mädchen sein!"

Aus der Welt der blütenlosen Pflanzen

Von

Dr. Udo Dammer

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der großen Zahl der blühenden Gewächse steht eine kaum minder große Zahl Pflanzen gegenüber, die man unter der Bezeichnung blütenlose Pflanzen zusammenfassen kann. Nur ein geringer Bruchteil dieser hat auch äußerlich einige Aehnlichkeit mit den Blütenpflanzen, die meisten haben ein so vollständig andres Aussehen, daß der Laie nur schwer ihre pflanzliche Natur erkennt. Es hat sich nun einmal eingebürgert, das organische Reich, die Welt der Lebewesen in Pflanzen und Tiere zu scheiden. Je tiefer man aber in die Kenntnis der „Pflanzen“ und „Tiere“ eindringt, desto mehr drängt sich die Vorstellung auf, daß diese Scheidung eine künstliche ist. Die Grenzen zwischen Tier und Pflanze verwischen sich immer mehr, und selbst die Fachleute sind in manchen Fällen im Zweifel, ob sie gewisse Lebewesen als Pflanzen oder Tiere ansprechen sollen.

Die alte Teilung der blütenlosen Pflanzen in Algen, Pilze, Flechten, Moose, Farne, Bärlappe und Schachtelhalme wurde zunächst dadurch erschüttert, daß Schwendener den Nachweis führte, daß die Flechten gar nicht den übrigen Abteilungen

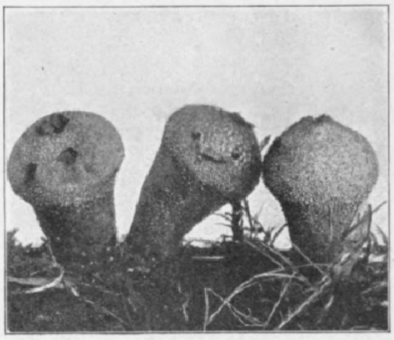


Abb. 1: Bovist

gleichwertig sind, sondern eine symbiotische Genossenschaft der Algen und Pilze bilden. Später wurde dann das Heer der Pilze als ein Konglomerat heterogener Gebilde erkannt, das in mehrere Stämme auseinander fiel, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß man über kurz oder lang wenigstens einen Teil derjenigen Lebewesen, die man früher unter dem Sammelbegriff Pilze vereinigte, ganz und gar aus dem Pflanzenreich hinauswirft und aus ihnen ein neues Reich bildet. Als eines der durchgreifendsten Merkmale des Pflanzenreiches dürfen wir den grünen Farbstoff, das Chlorophyll, betrachten. Zwar gibt es unter den Blütenpflanzen einige wenige Arten, die des Farbstoffs entbehren, aber niemand wird daran zweifeln, daß diese bleichen Gewächse Pflanzen sind. Unter den Algen gibt es ferner eine nicht unbedeutende Zahl, die durch andre Farbstoffe nicht grün, sondern rot oder braun gefärbt sind; doch auch diese sind ziemlich leicht noch als Pflanzen anzusprechen. Ganz anders ist der Sachverhalt bei den Pilzen: ihnen fehlt das Chlorophyll stets. Sie sind, wie die Tiere, nicht imstande, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden. Wohl auf der untersten Stufe des Pflanzenreiches stehen jene Lebewesen, die es während ihrer Vegetationsperiode niemals zur Bildung einer Zellmembran bringen, sondern als formlose, schleimige, bewegliche, chlorophyllfreie Masse vegetieren, die Schleimpilze oder Pilztiere. Wie der letztere Name andeutet, sind es Organismen, die auf der Grenze von Tier- und Pflanzenreich stehen. Man findet sie bisweilen im Gebüsch auf toten Zweigen und Blättern, am Boden verhältnismäßig große Massen bildend, bald farblos, bald weißlich, gelblich bis satt chromgelb. Einer der bekanntesten Schleimpilze dürfte die auf Lohe in Gerbereien auftretende Lohblüte sein, eine chromgelbe Schleimmasse, die ziemlich weit wandert.

So einfach die Pilztiere auch erscheinen, so stellen sie doch schon einen ziemlich hohen Entwicklungszustand im organischen Reiche dar. Sicher sind sie nicht die Anfänger der organischen Welt, schon deshalb nicht, weil sie nicht imstande sind, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden. Ihre Stellung an den Anfang des Pflanzenreiches ist meiner Ansicht nach nicht begründet. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß nur Pflanzen, die imstande sind, aus anorganischer Substanz organische Substanz zu bilden, den Anfang der organischen Welt gebildet haben können. Daß diese Organismen grün gewesen seien, ist keine unbedingte Voraussetzung, wenngleich wir heute nur grüne Pflanzen, das heißt solche, die Chlorophyllfarbstoff enthalten, kennen, die aus anorganischer organische Substanz zu bilden vermögen. Ich habe gewichtige Gründe, anzunehmen, daß nicht sowohl das Chlorophyll als vielmehr das Plasma für sich die Eigenschaft der Assimilation besitzt, daß das Chlorophyll aber, wenigstens ursprünglich, eine sekundäre Rolle bei dem Assimilationsprozeß spielt. Doch das nur nebenbei.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier die zahlreichen niedersten Pflanzengruppen eingehender charakterisieren wollten. Wir machen deshalb einen großen Sprung über die Entwicklungsreihen der Pflanzen und wenden uns zu einer Gruppe, die auch der Laie genügend kennt, den höheren oder echten Pilzen. Es sind das Organismen, die zunächst durch den Mangel an Blattgrün ausgezeichnet sind, also nicht assimilieren können. Weiterhin zeichnen sie sich dadurch aus, daß ihre Zellhäute aus einer Zellulose bestehen, die von derjenigen der übrigen Pflanzen abweicht. Dagegen haben nicht wenige einen Entwicklungsgang, der so vollständig mit demjenigen gewisser grüner Pflanzen, sogenannter „Algen“ übereinstimmt, daß man sie wohl als chlorophyllfreie Parallelformen zu diesen gestellt hat. Ich vermag nicht, mich dieser Anschauungsweise anzuschließen, denn ich sehe keinen logischen Grund, der zu der Annahme berechtigt, daß diese chlorophyllfreien Formen aus den chlorophyllhaltigen hervorgegangen sind. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß dieselben formbildenden Gesetze, die bei den grünen Organismen bestimmte Formen ausgelöst haben, dieselben Formen auch in dem Reiche der nichtgrünen Organismen bedingen. Daß der ganze Stamm der Pilze von Algen ausgegangen ist, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Unter den echten Pilzen spielen viele im Haushalte der Natur eine bedeutsame Rolle. Andre haben für uns Menschen eine große Bedeutung. So gehören zu den Pilzen die zahlreichen „Schimmel“-arten, dann das große Heer der verschiedene Pflanzenkrankheiten erzeugenden Pilze. Hier sei nur an die Kartoffelkrankheit und an den Meltau des Weinstockes und der Rose, an die Kräuselkrankheit des Pfirsichs, an die Fleckenkrankheit der Obstbäume, an den „Hexenbesen“ verschiedener Bäume, an den Hausschwamm erinnert. Weiterhin gehören hierher auch die die Gärung hervorrufenden Hefepilze sowie die zahlreichen eßbaren und giftigen Pilze oder „Schwämme“, wie Morcheln und Lorcheln, echte und falsche Trüffeln, Pfefferlinge, Reizker, Steinpilz, Parasolpilz, Fliegenschwamm, Champignon, Bovist und so weiter. Endlich sind auch die Rost- und Brandpilze, die unsern Rosen und den Getreidearten so schädlich sind, hieher gehörig. Ziemlich bei allen echten Pilzen haben wir zweierlei zu unterscheiden: einen feinfädigen Teil, der bald einfach, bald verzweigt ist, bald spinnwebartige Ueberzüge, bald mehr oder minder feste, verfilzte Massen bildet, und einen meist festeren, bestimmt geformten Teil, der bald schüsselförmig, bald kugelförmig, birnförmig, hutförmig und so weiter ist. Der erstere Teil wird das Mycelium genannt. Er ist der vegetative Teil. An ihm treten außerdem aber bisweilen auch eigenartige Bildungen auf, die wir als Regenerationsbildungen betrachten müssen. Der andre Teil dagegen dient der Verbreitung der Art. Er wird, nicht ganz richtig, als Fruchtkörper bezeichnet, denn hier werden sich später isolierende Zellen gebildet, die zeitweise ruhen und dann zu neuen Individuen auswachsen. Diese Dauerzellen heißen Sporen. Sie entstehen entweder frei auf den Enden von Mycelfäden oder innerhalb



Abb. 2: Parasolpilz

schlauchförmiger Zellen. Unsre beiden Abbildungen zeigen uns zwei verschiedene Fruchtformen, einen Bovist und einen Parasolpilz. Bei ersterem werden die Sporen von im Innern des Fruchtkörpers liegenden Mycelfäden abgeschnürt und erfüllen schließlich den Fruchtkörper fast vollständig. Bei dem Parasolpilz dagegen werden die Sporen an den feinen hautartigen Lamellen, die auf der Unterseite des „Hutes“ sitzen und aus dicht verfilzten Mycelfäden bestehen, abgeschnürt.

Es ist allgemein bekannt, daß Pilze bald parasitisch, bald saprophytisch leben. Erstere siedeln sich auf oder in lebenden Organismen an und verursachen Krankheit oder selbst Tod des „befallenen“ Organismus; letztere dagegen leben auf oder in toter organischer Substanz, sind also viel unschädlicher als erstere. Auf alle Fälle sind die Pilze auf organische Substanz angewiesen. Nun kommen aber noch zwei Lebeformen der Pilze vor, die wir nicht ohne weiteres in eine der beiden obigen Kategorien einfügen können. An den Wurzeln gewisser Pflanzen, zum Beispiel der Buchen, Birken, Heidekräuter und so weiter, findet man nämlich regelmäßig dichte Pilzmycele, welche die Wurzeln als einen dichten Mantel umgeben. Genaue Untersuchungen haben festgestellt, daß hier ein symbiotisches Verhältnis vorliegt, das heißt, daß die betreffenden Gehölze erst dann kräftig gedeihen, wenn sich auf ihren Wurzeln der Pilz angesiedelt hat. Es scheint, als ob hier der Pilz die Aufgabe hat, für die grüne Pflanze die organischen Humusbestandteile des Bodens, die an sich für die grüne Pflanze wertlos sind, weil sie sie nicht direkt verarbeiten kann, verwertbar zu machen. Welchen Vorteil dagegen der Pilz von der grünen Pflanze direkt hat, ist nicht recht einzusehen. Ein andres symbiotisches Verhältnis tritt uns ferner zwischen Pilzen und Algen entgegen, das sich aber von jenem dadurch unterscheidet, daß durch dieses Verhältnis eine eigne Formbildung ausgelöst wird. Unsre Abbildung 3 zeigt solche Symbioten, die wir im gewöhnlichen Leben als „Flechten“ bezeichnen. Man hat die Flechten früher als eine besondere Abteilung des Pflanzenreiches betrachtet.



Abb. 3: Renntierflechte

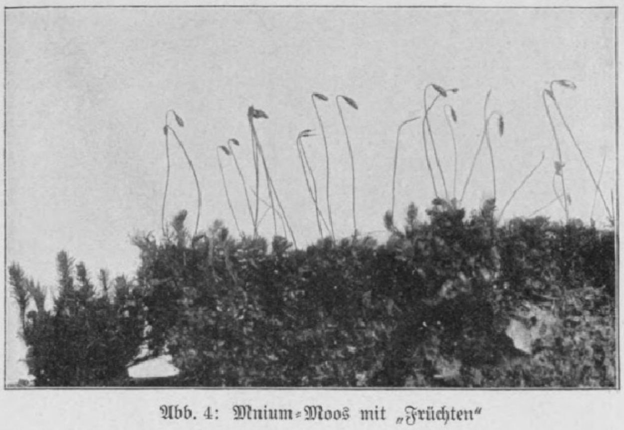


Abb. 4: Mnium-Moos mit „Früchten"

Erst verhältnismäßig spät erkannte man den wahren Sachverhalt, und es gelang dann, auf experimentellem Wege Flechten herzustellen, indem man neben freilebenden Algen einer bestimmten Art, die auch in Flechten vorkommt, Sporen eines Pilzes aussäte, der mit dieser Alge zusammen eine Flechte bildet. Die Pilzsporen keimten, und der Pilz wuchs mit der Alge zu einer Flechte aus. Sowohl Algen wie Pilze lassen noch keinerlei Unterschied zwischen Stamm, Blatt und Wurzel erkennen. Auch die Flechten haben dementsprechend keines dieser Organe, so reichgegliedert sie auch sonst sind. Deshalb hat man die Algen, Pilze und Flechten auch als Lagerpflanzen bezeichnet und ihren Körper einen Thallus, ein Lager, genannt. Thallophyten oder Lagerpflanzen heißen sie im Gegensatz zu den Cormophyten oder Stammpflanzen, das heißt allen höherstehenden Gewächsen, die einen bald dünnen, bald dicken, bald kurzen, bald langen Stamm (cormus) bilden. Neben diesem äußerlichen Unterschiede haben die Cormophyten aber noch einen andern, zunächst weniger in die Augen fallenden Unterschied von den Thallophyten: sie entwickeln einen Embryo oder Keimling. Aus diesem Grunde hat man die Cormophyten auch Embryophyten oder Keimlingspflanzen genannt, zu denen außer den Blütenpflanzen die Moose und Farne im weiteren Sinne gehören. Nur diese beiden letzteren sollen uns heute noch etwas mehr beschäftigen.



Abb. 6: Natterzunge

Wir wissen, daß bei allen Blütenpflanzen eine Frucht mit keimfähigen Samen nur dann entstehen kann, wenn Blütenstaub auf die Narbe der Blüte gelangt und wenigstens ein Blütenstaubkörnchen auf der Narbe keimt, zu einem Schlauche auswächst und dieser Schlauch mit einer Eizelle, einer Samenanlage im Fruchtknoten in so innige Berührung kommt, daß ein Teil des Schlauchinhaltes in die Eizelle übertritt. Erst nachdem dies geschehen ist, kann sich aus der Eizelle der Embryo entwickeln. Nur bei den Blütenpflanzen findet diese Schlauchbildung statt, weshalb man sie auch als Siphonogamen oder Schlauchehige bezeichnet hat. Bei den Moos- und Farnpflanzen tritt keine Schlauchbildung ein, deshalb bezeichnete man sie als Asiphonogamen oder Ohneschlauchehige. Unsre Abbildung 4 zeigt uns einen kleinen Moosrasen einer Mnium-Art mit „Früchten" auf langem dünnen Stile. Oeffnen wir eine eben reife Mooskapsel, indem wir ihre Spitze entfernen, so fällt ein feines Pulver heraus, die Moossporen, das heißt einzelne derbwandige Dauerzellen, die dazu bestimmt sind, die Art zu verbreiten. Da sie sehr klein und leicht sind, werden sie vom Winde fortgetragen und weit verstreut. Ist dann die Moosspore an günstiger Stelle zur Ruhe gelangt, so keimt sie. Es entwickelt sich aus ihr ein zunächst fädiges grünes Gebilde, ein „Vorkeim", der an seinen Verzweigungsstellen Knospen bildet, die zu der Moospflanze auswachsen. An dieser treten dann nach bestimmter Zeit eigenartige Gebilde auf, die man als Archegonien und Antheridien bezeichnet.

Letztere sind kleine Büchsen, deren Inhalt in außerordentlich viele kleine Zellen zerfällt, die, sowie sie heraustreten und in Wasser gelangen, platzen und ein korkzieherförmiges Gebilde entlassen, das beweglich ist. Dies Gebilde ist ein Spermatozoid. Die Archegonien dagegen entstehen aus einem krugförmigen Gebilde mit langem Halse, das in seinem unteren, bauchigen Teile die Eizelle enthält. Benetzt ein Wassertropfen zugleich ein Archegonium und ein Antheridium, so gelangt wohl ein freibewegliches Spermatozoid an den Hals eines Archegoniums, in den es sich einbohrt, bis zur Eizelle vordringt und seinen Inhalt mit dem der Eizelle vermischt. Nun entwickelt sich aus der Eizelle ein Embryo, ein Keimling, aus dem dann später die langgestielte Mooskapsel hervorgeht, in der wieder Sporen durch Zellteilung gebildet werden. Alle diese Sporen sind gleichartig.

Aehnlich ist der Vorgang bei den echten Farnkräutern. Auch hier bildet die Spore zunächst einen Vorkeim. Aber dieser Vorkeim bildet nicht Knospen, aus denen die Farnpflanze sich entwickelt, sondern zunächst Archegonien und Antheridien mit Spermatozoiden. Nachdem letztere in die Eizelle der Archegonien eingedrungen sind, entwickelt sich aus der Eizelle ein einfacher Embryo, der sofort zur Farnpflanze auswächst mit Stamm und Blättern. An letzteren entstehen dann meist in kleinen Häufchen auf der Unterseite der Blätter auf der Fläche oder am Rande kleine kapselartige Gebilde, die gleichförmige Sporen erzeugen.

Unsre Abbildung 5 zeigt ein in unsern Wäldern nicht seltenes Farnkraut, Polypodium, bei dem die Sporenkapseln als kleine ockerfarbene Häufchen auf der Unterseite der Blätter gebildet werden. Bei dem allbekannten Adlerfarn sitzen diese „Fruchthäufchen" am Rande der Blätter unter einem feinen Häutchen. Beim Königsfarn (Osmunda regalis) wird die Blattfläche stark reduziert, wenn die Pflanze zur Sporenbildung schreitet, so daß die fruchtende Pflanze große Blütenrispen zu tragen scheint. Ein ganz eigenartiges Farnkraut ist die in Abbildung 6 dargestellte, bei uns heimische Natterzunge (Ophioglossum), deren Blatt zweispaltig ist. Die eine Hälfte des Blattes entwickelt sich laubblattartig, während die andre Hälfte an dem stark reduzierten Flächenteile die Fruchthäufchen trägt.

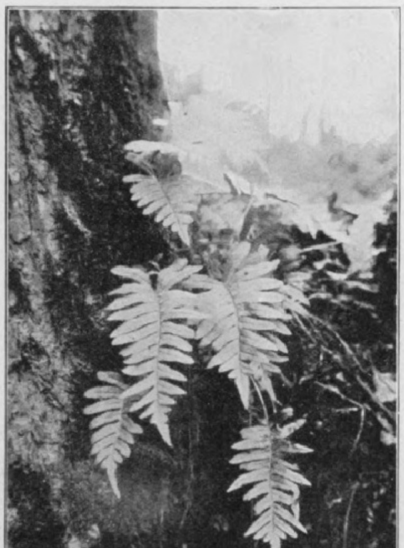


Abb. 5: Engelsüßfarn

Unsre letzte Abbildung 7 endlich zeigt uns drei „fruchttragende" Ackerschachtelhalme. Während bei den Farnen die Sporenbehälter auf meist laubigen Blättern saßen, befinden sie sich bei den Schachtelhalmen auf schildförmigen, gestielten Gebilden, die keulenförmig an den Enden der Zweige sitzen. Die in diesen Sporenbehältern befindlichen Sporen haben eine eigentümliche Außenwand, die sich in Gestalt zweier spiralig um die Spore aufgerollten Bänder fast ganz ablöst. Diese Spiralbänder sind sehr hygroskopisch und strecken sich oder rollen sich zusammen, je nach dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft. Läßt man von einem Schachtelhalmfruchtstande eine Anzahl Sporen auf eine Glasscheibe fallen und trocknen, so sieht man unter dem Vergrößerungsglase die Sporen die tollsten Bewegungen ausführen, sowie man über sie hinhaucht. Obgleich

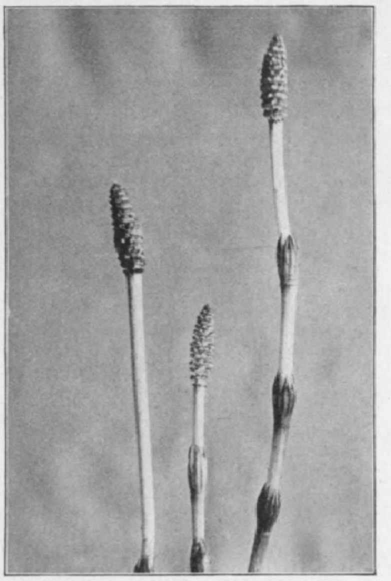


Abb. 7: Ackerschachtelhalm

die Schachtelhalmsporen alle gleichartig aussehen, entwickeln die aus ihnen entstehenden Vorkeime nicht wie bei den echten Farnen Archegonien und Antheridien, sondern nur entweder Archegonien oder nur Antheridien, etwa so, wie ein Weidenbaum entweder nur weibliche oder nur männliche Blüten bildet.

Waren bei den Schachtelhalmen die Sporenbehälter und die Sporen noch sämtlich gleichartig, so finden wir bei den Wasserfarnen einerseits und bei einer Gruppe der Bärlappgewächse, nämlich bei den Selaginellen, anderseits verschieden gestaltete Sporenbehälter mit verschieden gestalteten Sporen. Wir treffen hier große Sporenbehälter mit großen Sporen und kleine Sporenbehälter mit kleinen Sporen. Letztere, Mikrosporen genannt, keimen noch im Sporenbehälter, bilden einen kleinen, nicht aus der Spore hervortretenden Vorkeim, der nur Antheridien mit Spermatozoiden bildet. Erst diese treten aus der sich dann öffnenden Spore heraus. Auch die großen Sporen, Makrosporen, keimen in dem Sporenbehälter, ihr Vorkeim tritt nur wenig aus der Spore hervor und bildet einige Archegonien. Nachdem von diesen eins befruchtet ist, wächst die Eizelle sofort zum Embryo aus.

Es war nun eine epochemachende Entdeckung, als der Japaner Ikeno fand, daß bei Gingko in dem Schlauche des Blütenstaubes Spermatozoiden auftreten, die bisher bei den Blütenpflanzen vergeblich gesucht worden waren. Später sind dann noch bei andern nacktsamigen Gewächsen Spermatozoiden im Schlauche des Blütenstaubes gefunden worden. Die Analogie zwischen Makrosporen und Samenanlagen einerseits, zwischen Mikrosporen und Blütenstaub anderseits war damit zur Evidenz erwiesen. Die Brücke über die Kluft, welche die blütenlosen von den Blütenpflanzen trennte, war geschlagen, der Begriff der Blüte war ein ganz andrer geworden. Denn nun mußten auch die Teile der Selaginellen, die Sporenbehälter trugen, als Blüten angesprochen werden.

Notizblätter

Julius Stinde †

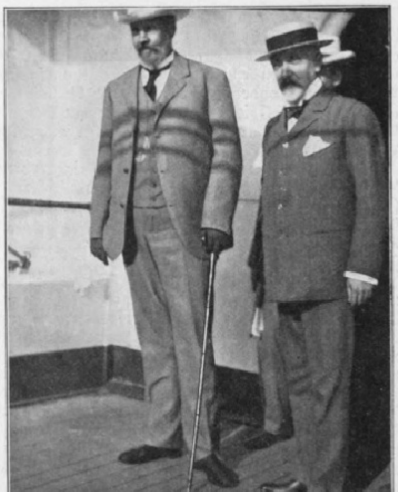
Unerwartet schnell ist Julius Stinde aus dem Leben geschieden, der Schöpfer der „Familie Buchholz“, deren Lektüre gewiß vielen Tausenden ein paar Stunden harmloser, herzlicher



Phot. Simon, Harzburg

Julius Stinde †

Fröhlichkeit bereitet hat. Mit ihm sinkt der hauptsächlichste Vertreter eines ganz spezifisch Berliner Humors in das Grab. Aus kleinen Anfängen hat sich Stinde emporgearbeitet, ursprünglich Chemiker von Beruf, vertauschte er aber bald das Laboratorium mit dem Redaktionssessel und wurde Schriftsteller. Seine Feder war unermüdlich. Neben einer Unmenge naturwissenschaftlicher Feuilletons, für die er auch noch in der allerletzten Zeit besondere Neigung und großes Geschick hatte, schrieb er auch für die Bühne, bald hochdeutsch, bald plattdeutsch, aber erst der große Erfolg der „Familie Buchholz“ sicherte ihm die materielle Existenz. In mehrfachen Variationen hat er dann später noch das gleiche Thema behandelt — Buchholzens mußten auf Reisen gehen, nach Italien, nach dem Orient; Frau Wilhelmine griff sogar zur Feder, um ihre Memoiren aufzuzeichnen — aber trotz dem großen äußeren Erfolg fesselten diese späteren Werke das Publikum nicht in gleichem Maße. Auch im Leben war Julius Stinde eine heitere, gesellige Natur, aber nicht ohne die gerade für den Norddeutschen so charakteristische mystische Unterströmung, und den okkulten Wissenschaften wandte er besonderes Interesse zu. In Holstein, wo er im Jahre 1841 als Sohn eines Landpastors zur Welt kam, hat man ihn jetzt zur letzten Ruhe gebettet.



Phot. Grantham Bain, New York

Ministerpräsident von Witte und Baron Rosen in New York

Von der Friedenskonferenz in Portsmouth

Obwohl die Bedingungen, die Baron Komura in Portsmouth den russischen Unterhändlern unterbreitet hat, nicht amtlich veröffentlicht wurden, so verlautete doch mit ziemlicher Bestimmtheit, daß Japan folgende Punkte aufgestellt hat: 1. Abtretung der russischen Pacht auf Liautung (Port Arthur, Dalnij) an Japan, 2 Räumung der Mandschurei durch die Russen und Rücküberlassung aller dort erworbenen Privilegien an China, Anerkennung der „offenen Tür“ in der Provinz durch Rußland; 3. Abtretung der chinesischen Ostbahn bis Charbin an Japan — die nördliche Linie bis Wladiwostok bleibt den Russen; 4. Anerkennung des japanischen Protektorats über Korea; 5. Zubilligung von Fischereirechten an Japan in den sibirischen Gewässern bis zum Beringsmeer; 6. Uebergabe der in neutralen Häfen internierten russischen Kriegsschiffe an Japan; 7. Beschränkung der russischen Marinekräfte in Ostasien; 8. Abtretung von Sachalin an Japan und 9. eine Kriegsentschädigung. Den Ausdruck „Kriegsentschädigung“ hat man allerdings, um die Russen, die sich nicht für besiegt erklären, nicht zu verletzen, vermieden und dafür das Wort „Zurückzahlung“ gewählt. Daß Rußland auf diese Bedingungen eingeht, ist so gut wie ausgeschlossen, und Japan scheint auch zu Zugeständnissen bereit zu sein.

Deutsche Automobilwoche

München, das bayrische Gebirge, ja in weiterem Sinne das ganze südwestliche Deutschland war in der vergangenen Woche der Schauplatz eines sportlichen Ereignisses von allergrößtem Interesse. Die Automobilindustrie hat gewissermaßen eine große Generalprobe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt, denn diesmal galt es nicht nur eine möglichst große Schnelligkeit zu entwickeln, sondern die modernen Verkehrsmaschinen wurden in den mannigfachsten sportlichen Veranstaltungen von allen Seiten geprüft. Da gab es eine Schönheitskonkurrenz, denn neben dem praktischen Bedürfnis soll das ästhetische nicht ganz vernachlässigt werden, schwierige Bergfahrten auf den Kurven der Straße am Kesselberg, Schnellfahrten im Forstenrieder Park und schließlich die große Tourenfahrt von München über Nürnberg, Stuttgart nach Baden-Baden und zurück über Reutlingen und Ulm, für die der bekannte deutsch-englische Maler Hubert Herkomer, der aus Landsberg am Lech stammt, einen kostbaren Preis gestiftet hatte. Nach den Resultaten, die bis jetzt vorliegen, hat die deutsche Industrie, die bei den letzten größeren Rennen keine Lorbeeren zu erringen vermochte, diesmal besser abgeschnitten.



Copyright by Carl Delius, Berlin

Professor Herkomer und Frau beim Start des Automobilrennens um den von ihm gestifteten Preis

Das Eisenbahnunglück bei Spremberg

Kurz nach den verschiedenen Eisenbahnunfällen bei Altenbeken, Ingolstadt, Kattowitz, Dirschau hat in der Nähe von Spremberg der Zusammenstoß zweier Schnellzüge wiederum zu einer furchtbaren Katastrophe geführt, bei der vierzehn Personen getötet und mehrere schwer verwundet wurden. Das Unglück ist durch die Unvorsichtigkeit eines Stationsassistenten entstanden, der dem 3 Uhr 20 Minuten vom Görlitzer Bahnhof abgefahrenen Schnellzug Nr. 113 das Signal zum Ausfahren gab, obwohl der Nachzug zu dem Schnellzug Nr. 112 in der Richtung nach Berlin, der auf dem Spremberger Bahnhof den andern Zug vorschriftsmäßig vorüberfahren lassen muß, wegen Verspätung noch nicht eingetroffen war. Da die Strecke nur eingleisig ist, so befand sich der Schnellzug nach der Schilderung eines Augenzeugen bei erhöhter Fahrgeschwindigkeit 1900 Meter hinter der Station in der Nähe der Bahnwärterbude 7, als der fehlende Nachzug auf dem Gleise herangebraust kam. Unglücklicherweise beschreibt die Bahnstrecke an jener Stelle eine starke Kurve, so daß das Lokomotivpersonal die drohende Gefahr erst zu erkennen vermochte, als die beiden Züge auf eine Entfernung von kaum 150 Metern sich der Stelle genähert hatten. Mit unheimlicher Geschwindigkeit sausten die Schnellzüge aufeinander. Die beiden Lokomotiven bohrten sich buchstäblich ineinander, stürzten von dem Bahndamm hinunter und bildeten, wie unser Bild zeigt, eine einzige unentwirrbare Trümmermasse.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Die Lokomotiven der beiden Schnellzüge nach dem Eisenbahnunglück bei Spremberg

Das Esmarch-Denkmal in Tönning

Das freundliche Städtchen Tönning in Schleswig-Holstein hat kürzlich seinen großen Sohn, den bekannten Chirurgen Friedrich von Esmarch, durch ein Denkmal geehrt, aber der Mittelpunkt der Enthüllungsfeierlichkeiten war nicht die stille Statue, sondern der greise Gelehrte selber, der mit seinem imposanten weißen Bart aller Augen auf sich zog. Esmarch gehört zu den Glückskindern unter den deutschen Gelehrten; er nimmt eine Stelle in der Welt ein, wie sie einem Manne der Wissenschaft selten zuteil wird. Seine epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Chirurgie fielen in eine Zeit, da drei große Kriege für ein überreiches Arbeitsfeld gesorgt hatten, und gerade die Kriegschirurgie verdankt ihm große Förderung. Esmarch ist bekanntlich in zweiter Ehe mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein vermählt, einer Tante der Deutschen Kaiserin. Unser Bild zeigt neben dem Esmarchschen Ehepaar auch die Söhne Professor Dr. Erwin von Esmarch und Oberleutnant Carl Friedrich von Esmarch und die Tochter Esmarchs, die mit dem Major Freiherrn von Verschuer vermählt ist, mit ihrem Manne.

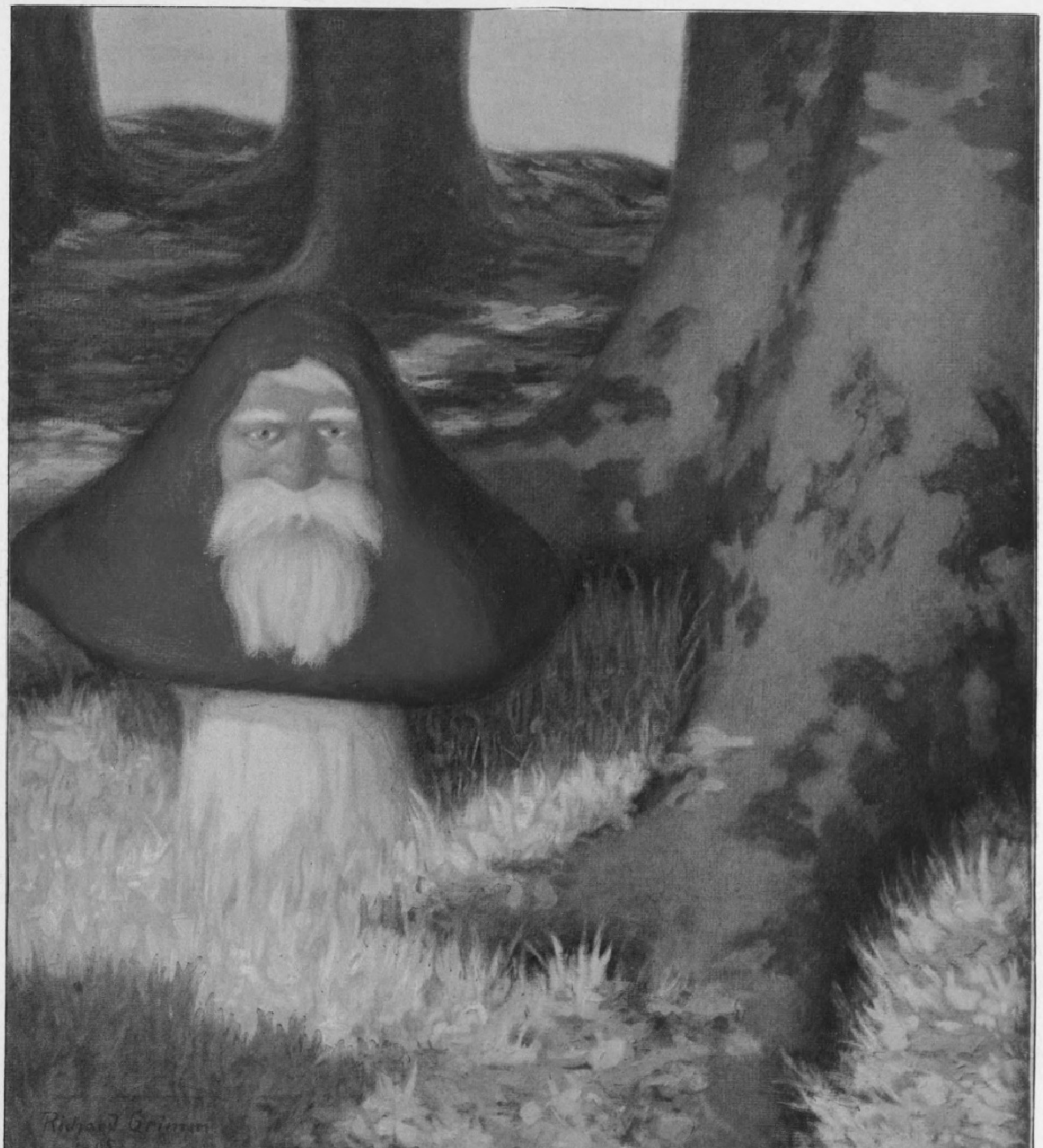


Phot. John Thiele, Hamburg

Professor von Esmarch und seine Gemahlin, Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, vor dem Esmarch-Denkmal in Tönning

Über Land und Meer

Nr. 48



Das Männlein im Walde. Nach dem Gemälde von Richard Grimm (München)

Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm,
Es hat von lauter Purpur ein Mäntlein um.
Sagt, wer mag das Männlein sein,
Das da steht im Wald allein
Mit dem purpurroten Mäntelein?

Das Appenzeller Festspiel

Das von den pittoresken Felswänden des Säntisgebirges überragte Voralpengelände Appenzell, der kleine Halbkanton Inner-Rhoden, ein herrliches, wald- und wiesengrünes Ländchen, hatte in diesem Jahre ein ganz eigenartiges Festspiel. Es ist nämlich heuer gerade ein halbes Jahrtausend vergangen, seitdem es sich von tyrannischer Zwingherrschaft durch eigne Kraft befreit hat. Abt Kuno von St. Gallen — das Land war dem Kloster untertänig —, ein streitbarer und galanter Herr, bedrückte die freien Appenzeller Bauern so lange, bis sie sich einmütig gegen ihn erhoben. Bei Vögelinseck brachten sie ihm und den mit ihm verbündeten Reichsstädten am Bodensee eine blutige Niederlage bei (15. Mai 1403). Und als der Abt zwei Jahre später mit Hilfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich, der mit 4000 Mann von Altstätten her ins Land rückte, die Appenzeller unterjochen wollte, schlugen diese die Oesterreicher in der Schlacht am Stoß bis zur Vernichtung (17. Juni 1705). Schwaben und Thurgau erzitterte vor den Siegern, ihr Name war in aller Mund. In wildem Siegesrausch stürmten sie bis nach Landeck in Tirol, überall Schrecken und Verwüstung verbreitend. Doch der Siegeslauf nahm ein rasches Ende. Während der Belagerung von Bregenz erlitten sie eine schwere, blutige Niederlage (13. Januar 1408). Diese Niederlage und Mühsal und Entbehrungen aller Art zwangen sie zur Rückkehr in die Heimat. Die Freiheit aber, die sie sich am Stoß errungen, blieb ihnen gesichert.

Der Dichter Georg Baumberger, Chefredakteur der „Neuen Zürcher Nachrichten", der Appenzell und seine Bewohner wie kein zweiter kennt, hat ein fünfaktiges Festspiel gedichtet: „Die Appenzeller Freiheitskriege". In kräftiger, origineller Sprache hat er jene sturmbewegte Zeit unübertrefflich geschildert, sein Stück enthält prächtige Typen und ist dabei frei von allen übertriebenen Lobsprüchen; die Appenzeller werden keineswegs geschont und ihnen die Hiebe, die sie vor Bregenz bekamen, auch im Stück nicht geschenkt. Das Stück enthält nicht weniger als 82 Sprechrollen, und es war keine leichte Aufgabe für das kleine Appenzell, die Rollen alle mit den entsprechenden Kräften zu besetzen. Aber da jedermann, jung und alt, mit wahrem Feuereifer bei der Sache war und man in Herrn Carl Deutschinger aus St. Gallen einen geschickten Regisseur gefunden hatte, so gelang das Wagnis über Erwarten gut. Man kann sagen: hier spielte ein Volk sich selbst, und der Gesamteindruck der Vorstellung war mächtig und packend. Unser Bild gibt die Szene wieder, da der kaiserliche Abgesandte bei den Appenzellern erscheint und ihnen mit der kaiserlichen Acht droht, wenn sie nicht zur Tagung nach Konstanz kommen. Aber die Appenzeller Bauern nehmen diese Drohung nur mit urkräftigem Hohnlachen auf. Die Aufführungen, die mehrere Tausende von Zuschauern herbeigelockt hatten, gehören jedenfalls zu den originellsten derartigen Veranstaltungen in der an Festspielen ja gerade nicht armen Schweiz. Sie sollen im nächsten Jahre wiederholt werden.



Von den Festspielen in Appenzell: Der kaiserliche Bote erscheint bei den Appenzellern

Briefmappe

Frau E. W. in A., Nordamerika. Eine Anstalt, wie Sie sie wünschen, ist das sehr empfehlenswerte Upmann-Stift in Bielefeld, doch wird uns mitgeteilt, daß schon viele Expektantinnen vorgemerkt sind und Neuangemeldete jahrelang warten müssen, bis sie Aufnahme finden können. Aehnlich ist es in den meisten derartigen Anstalten, nach denen wir uns erkundigt haben. Ein Heim, in dem Damen jederzeit angenehme Unterkunft finden, und zwar auf jede beliebige Zeitdauer, sind die „Damenwohnungen" in Berlin und Potsdam, deren Verwaltung (Berlin W., Bülowstraße 32a) Ihnen auf Wunsch gern einen Prospekt zusenden wird.

Franz ..bert. Ihre Mitteilungen über den bevorstehenden Abbruch von Höltys Geburtshaus haben wir mit Interesse und Bedauern gelesen. Wir empfehlen Ihnen, den Fall dem Dürer-Bund oder dem „Bund für Heimatschutz" (Geschäftsstelle Charlottenburg, Rönnestr. 18) vorzutragen.

M. F. in Hamburg. Ihre augenscheinliche Absicht, sich mit unserm größten Dichter zu messen und dessen in der Tat schon recht altes „Heideröslein" durch ein neues Gedicht gleichen Inhalts zu ersetzen, hat uns so imponiert, daß wir schon um Ihres bemerkenswerten Selbstvertrauens willen Ihr Poem hier zum Abdruck bringen. Unsre Leser mögen entscheiden, wem die Palme gebührt.

Die gebrochene Rose.

Es blüht eine Rose
Am schmalen Rain.
Ein wilder Knabe
Brach's Röselein.

Er drückt begehrlich
Mit glühender Lust
Die zarte Rose
An seine Brust.

Das Röslein stöhnet
Und ringet nach Luft.
Er raubet ihr gierig
Den süßen Duft.

Nach gestillter Begierde
Mit eilendem Fuß
Entfliehet der Knabe
Rasch ohne Gruß.

Still weinend und traurig
Am schmalen Rain
Durch Schande gebrochen
Lag's Röselein.

Extra muros. Mit derartigem Material sind wir zurzeit so reich versehen, daß wir auf die Einsendung des Ihrigen leider verzichten müssen.

Ratlose in Kl. Ein Kindersanatorium ist kürzlich in Tegel bei Berlin begründet worden. Wenden Sie sich mit einer Anfrage an die Verwaltung.

Ludwig B. in Posen. Das Wintersemester an der Akademie Frankfurt a. M. beginnt am 23. Oktober. Das Vorlesungsverzeichnis führt in der Abteilung für Volkswirtschaftslehre neben Vorlesungen über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft auch solche über Börsenwesen und Börsengesetzgebung, Kolonialwesen und Genossenschaftswesen auf; ferner auf juristischem Gebiet Vorlesungen über öffentliches und Privatrecht, daneben Besprechungen, in denen Fragen des Privatrechts im Anschluß an neuere Entscheidungen höherer Gerichte und strafrechtliche Reformfragen behandelt werden. Anmeldungen sind an das Sekretariat der Akademie (Börsenstr. 19) zu richten.

Germanus in H. Das Eichendorff-Denkmal soll in Berlin errichtet und am fünfzigsten Todestage des Dichters, 26. November 1907, enthüllt werden. Geldspenden für das Denkmal sind an die Deutsche Bank, Depositenkasse, Berlin, Potsdamerstraße, zu senden.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Löwe, K. Rich., Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre? 2. Aufl. ℳ 2.—. Hannover, C. Meyer.

Malvorlagen-Katalog Nr. 5. 75 ₰. Leipzig, W. Möschke.

Martersteig, Max, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. ℳ 15.—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Maurer, K. Hch., Im stillen Nächten. Gedichte in Vers und Prosa. ℳ 2.50. Altenburg, Th. Unger.

Mehnert, M., Ueber Sprachstörungen bei Schulkindern. 75 ₰. Dresden, Ad. Urban.

Merkel, Paul, Der norwegische Komponist Johan Selmer. Ein Lebensbild. Leipzig, C. F. W. Siegel.

Mertens, H. W., Leben und Lieben am Rhein. Lieder und Dichtungen. 3. Aufl. ℳ 3.—. Köln, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.

Meyer-Bremen, H., Lieben, Glauben, Hoffen. Lieder des Südens. ℳ 2.—. Meran, Ellmenreich.

Mirow, L., Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie. ℳ 1.50. Leipzig, R. Wöpke.

Misch, Rob., Schauspielerehe. Novelle. ℳ 2.—. Köln, Alb. Ahn.

Misch-Kastner, Mary, Annemarie. Roman. ℳ 2.50. Berlin, Alb. Ahn.

Mitzschke, Ellen und Paul, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgegend. ℳ 2.40. Weimar, H. Böhlaus Nachf.



Phot. Jaeger & Goergen, München

Von der deutschen Automobilwoche: Rennstrecke am Kesselberg (Text S. 1116)

Müller, Gust. Ad., 3 Liebesnächte. Der Roman der Delila. ℳ 2.50. Budapest, Fritz Sachs.

Müller, Hch., Der Schauspieler und Komiker im Verein. Leicht aufführbare Einakter und humoristische Vorträge mit Musik von Carl Weinstabl. ℳ 3.—. Zürich, C. Schmidt.

Musen-Almanach deutscher Hochschüler. 1904. ℳ 2.50. München, Allg. Verlagsgesellschaft.

Musikalien aus dem Verlag von Rob. Forberg in Leipzig:

d'Albert, Eugène, op. 26: Mittelalt. Venushymne für Sopran oder Tenor und Männerchor mit Orchester oder Pianoforte. ℳ 1.50.

— — Klavierabende Nr. 5: Bach, Suite anglaise Nr. 6. ℳ 1.—.

— — op. 25: 2 Lieder für Sopran oder Tenor mit Orchester oder Pianoforte. à ℳ 1.50.

v. Hausegger, Siegm., 7 Lieder der Liebe von Nikol. Lenau für Tenor und Klavier. à ℳ 1—2.

Karg-Elert, Sigfried, op. 10: 6 Skizzen für Harmonium. à ℳ 1.—.

Schillings, Max, op. 19: 4 Lieder von Gustav Falke für 1 Singstimme und Klavier. à ℳ 1.50.

v. Nesselrot, E., Ilse Salm. Roman. ℳ 5.—. Berlin, Fontane & Co.

Niedermann, Alfred, Renward Schönau. Novelle. ℳ 2.40. Frauenfeld, Huber & Co.

Noltry, Marianne, Frauenliebe. Gedichte. ℳ 1.50. Dresden E. Pierson.

Norrmann, T., Vom Malstock zur Haube. Unbedeutende Briefe aus der Großstadt. ℳ 1.50. Wolfenbüttel, J. Zwißler.











Magisches Buchstabenkreuz

a	a	a	a	a	a	a
a	a	a	b	b	b	e
e	e	e	e	g	i	i
i	i	k	k	k	l	m
m	m	n	n	n	n	n
o	o	o	o	o	r	r
r	r	t	t	v	w	w

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die mittlere wagerechte und die entsprechende senkrechte Reihe einen russischen Admiral nennen.

Die andern wagerechten Reihen bezeichnen:

1. eine Frühlingsblume;
2. eine Stadt auf einer der Sunda-Inseln;
3. einen Geldmann;
5. einen Erdteil;
6. eine italienische Universitätsstadt;
7. ein Getränk.

F. P.

Dreisilbige Scharade

Eins heißt aus, zwei, drei heißt Schluß,
Ganzes machen — kein Genuß. Dr. K. K. von Fr.

Worträtsel

Gibst du mir gemeinen Sinn,
Will ich sagen, was ich bin:

Bin dann das, was jedermann
Leicht mit Händen machen kann;

Brauchst du mich in blinder Wut,
Ist mein Werk auch selten gut.

Doch mit hohem Sinn bedacht,
Hat ein einz'ger mich vollbracht;

Führ' dich dann durch dunkle Tiefen,
Wo des Weltalls Geister schliefen,

Führ' dich durch die eigne Brust,
Durch des Lebens Leid und Lust,

Hin vor Gottes Angesicht,
Der dem Sünder Gnade spricht. L. W.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1079:

Des Homonyms: Bank.
Des Silbenrätsels: Ritzebüttel.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (3); „Don Carlos" in Hannover (2); K. Meister in Basel (2); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); „Oedipus" in Emden (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Lambert in Züllichau; „Prinzeßchen" in Weimar (3); Erich K. in Wiesbaden (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (3); „Huckebein" in Eisenach (2); Ignaz in Ansbach (2); Clara M. in Bielefeld (4); Freya in Halberstadt (3).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Über Land und Meer

Nr. 49

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman von Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Zum Geburtstag des neuen Edelmanns war nicht offiziell eingeladen worden. Man hatte nur sanft gewinkt von Barginnen. Es sollte auch nicht das landesübliche Abendessen sein, zu dem man in Litauen auf dem Lande bereits um fünf Uhr nachmittags erscheint, sich durch unendliche Grogs und Schinkenbrote auf das Eßereignis des Abends vorzubereiten, — sondern ein déjeuner dinatoire, das mittags Punkt ein Uhr beginnt und alle Delikatessen der Saison umfaßt. Noblesse oblige. Der alte Knochenmehlhändler hatte dabei die Gefühle eines Schützenkönigs, dem die neue Würde zwar sehr behagt, der aber die Kosten des Schützengelages noch Jahrzehnte später bebrummt.

Von zwölf Uhr ab rollten ohne Unterlaß die Wagen vor das Schloß. Zuerst kam der alte Eller, der als Freund des Hauses sich nicht an die Zeit band. — Dann der Reihe nach: der



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Spielkameraden. Nach dem Gemälde von Caesar Philipp (Berlin)

krumme Riese, der dicke Bezirksoffizier mit dem leuchtend weißen Dragonerkragen, die Kletteraffen. Selbst der alte Baron Bussard humpelte, auf die Schulter des Neffen gestützt, mit seinem Gichtbein die Treppen hinauf. Die letzten waren die Kürassierdamen mit ihrer Mutter und dem sicheren Ueberlegenheitsgefühle des alten Adels gerade heute. Herr von Falkner wurde, wie gewöhnlich, vergebens erwartet.

Der alte Lindt glänzte vor eitel Freude, drückte hier wohlwollend die Hand, dienerte dort untertänig. Die Gräfin Arsil unterstützte ihn besonders bei dem Empfang, jedoch erst, nachdem sie sich versichert, daß Inspektoren auf keinen Fall zu erwarten seien. Sie hatte sehr die Airs der großen Dame, behandelte den alten Eller mit flüchtiger Herablassung, während sie dagegen Frau Gadebusch gerührt auf beide Wangen küßte, wie das bei gekrönten Häuptern schon lange Brauch.

Der alte Eller rächte sich sofort, indem er Modeste vor dem Volke besonders nahm und sie mit gottlosen Glossen überschüttete. „Sehen Sie doch nur, gnädiges Fräulein, wie der junge Regierungsrat dasteht! Vollkommen wie bedammelt. Ueberlegt gerade seine Red'. Wird sich schon was Rechtes zusammenstottern ... Und Ihr Papachen? — Ganz wie 'n Prälat ... Und Ihr verehrtes Mamachen, so beweglich und freundlich nach allen Seiten! ... Aber nu gar erst die Schwester Gräfin! Ach Gott, ach Gott ... wie sie mir vorhin die Hand gab — anderthalb Finger waren's ungefähr — da wurd' mir mit einem Male so ganz merkwürdig im Kopf. Als wenn der Papst den Gläubigen seine Babuschen zum Kusse hinreckt: so war mir ungefähr ... Ich will nicht schänden — aber sagen Sie selbst, gnädiges Fräulein: Ist's nicht 'ne Dammligkeit, wegen so 'nem lumpigen ‚von' so ein Aufhebens zu machen? ... Als wenn Sie Lindts vorher unehrliche Leut' gewesen wären und mit dem Adel überhaupt erst anständige Menschen geworden ... Das ist ja geradezu beleidigend!" Er warf sich mit komischem Ernst in die Brust: „Wenn der König mich alten Pisang adeln möcht', ich schlackerte man so mit der Hand und sagte: ‚Adlig bin ich schon längst — wenigstens in meinen Augen!' Und wer das noch nicht gemerkt hat, der kann mir eben leid tun."

Modeste, die auf dem Adelsohr durchaus nicht taub war, drohte ihm lachend: „Neid, Ellerchen, Neid! Im Grunde gönnen Sie uns das ‚von' auch nicht."

Er schüttelte darauf bedächtig den grauen Kopf: „Nicht gönnen? — Der Spaß ist gut! ... Ich gönn' Ihnen 'ne Fürstenkron', so daß Sie zeitlebens keinen Menschen als Gottes Geschöpf ansehen außer sich ... Aber," fuhr er, Modestes Hand fassend, vertraulich fort, „aber eben, weil ich Sie gern habe, Modestchen, und weil ich ganz genau weiß, daß in Ihnen mehr steckt als 'ne Modepupp' und 'ne Weltdam', möcht' ich Sie auch bewahrt haben vor all dem leeren Schein, der der ganzen Sippschaft hier doch allein den Kopf verdreht ... Sie sind nicht wie die andre Schwefelbande hier — und Sie sollen's auch nicht werden!" ... Dann kicherte er wieder schelmisch in sich hinein. „Und nun nehmen Sie mich gefälligst beim Ohr, mein gnädiges Fräulein Lindt von Barginnen, und sagen Sie: ‚Eller, jetzt hast mal wieder so kreuzdammlig geschabbert, wie 'n halbes Hundert Apen zusammen!' ... Da kommt übrigens der Herr Leutnant, den sie von der Garde weggejagt haben! ... Darf man gratulieren?"

Modeste zuckte die Achseln: „Es ist ein sehr netter Mensch! ... Aber muß man sich denn gleich immer verloben?"

„Man muß nicht, gnädiges Fräulein — aber man tut's."

*

Der Stern von Barginnen hatte sich sofort verwandelt, als Herr von Mieritz in seiner Galauniform auftauchte.

„So spät?"

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich hätte eigentlich gar nicht kommen dürfen. — Mein Onkel ist gestorben."

„Der Erbonkel?" meinte Modeste unbefangen. „Da müßten Sie doch eigentlich erst recht froh sein!"

Herr von Mieritz lächelte etwas gezwungen: „Er hat mir zwar meine Versetzung nach hier indirekt besorgt — und eine Träne weine ich ihm auch nicht nach — aber er war doch schließlich mein Onkel. Ein vornehmer alter Herr, der mich auf seine Weise bekehren wollte ... Vielleicht hab' ich mich auch bekehrt — freilich auf meine Weise ..."

Die beiden jungen, hübschen, eleganten Menschen sahen sich dabei ins Gesicht. Es war in der großen Halle des Schlosses, die etwas Vornehm-Ritterliches aushauchte, namentlich heut. Die Sonne brach gerade mit gedämpftem Schimmer in den immer gruftkühlen Raum. Sie beide standen allein im Licht. Unwillkürlich hatte sich ein neugieriger Kreis gebildet; die Unterhaltung verstummte. Man erwartete täglich die Verlobung . . Das Geldmajorat bei ihm, der Adel bei ihr: wenn je ein Lebensweg klar lag, so war das hier. — Aber man hält gern noch einmal Umschau, ehe man zu dem sicheren Gipfel emporsteigt ... Es blieb ja auch nur noch ein Frage- und Antwortspiel übrig, dessen Ausgang nicht zweifelhaft. Das wußten die beiden sehr gut.

*

Das Tamtam ertönte. Das Dejeuner begann. Es war in dem festlich geschmückten Speisesaal, der einst der Kapitelsaal der Deutschherren gewesen war. Die angenehme Woge frohen Feierns umfing Modeste so weich, daß sie gern darin versank. Aber ein intimes Wort war nicht zu sprechen. Rechts lauschte freundschaftlich interessiert die kleine Meyners, die immerfort ihren Bräutigam anstieß; links horchten die Elefantenkeuchel, bereit, jede verdächtige Bewegung Frau Murrmann mit den Augen hinüberzutelegraphieren. ‚Es bleibt tatsächlich nur der Pferdestall,' dachte Modeste mit ihrem sicheren Blick für unfreiwillige Komik. Auf einmal kam ihr die ganze Geschichte: das Verloben, wie das Heiraten überhaupt, so komisch vor! Sie wollte einen vornehmen Mann, er eine reiche Frau — sie hätten so genügend Gelegenheit gehabt, das erlösende Wort zu sprechen, und hatten sich immer feige daran vorbeigedrückt, als mißtrauten sie dem Glück. War's Instinkt, richtiger Instinkt — die innerliche Kluft, die die beiden Menschen trennte und die der beste Wille nicht überbrückt? — Und gerade jetzt, wo er ihrer nicht mehr bedurfte, weil er auch reich geworden war — und sie seiner nicht mehr bedurfte, weil sie auch vornehm geworden war: schien beiden dieses Gefühl stärker geworden, dieses innerliche Bangen, ihr Leben mit einem einzigen Wort in alle Ewigkeit zu ketten.

Als der Champagner in die Kelche perlte — diesmal ein schwerer, vornehmer Grand Impérial, wie es der Feier ziemte, gedachte Herr von Mieritz endlich den komischen Bann zu brechen. Aber da entstand auch schon eine feierliche Totenstille. Der alte Lindt hatte sich steifbeinig erhoben.

„Meine verehrten Gäste!

Es ist heute mein fünfundsechzigster Geburtstag. Ich sehe auf ein Leben zurück voll Arbeit, aber auch voll Segen. Und wenn des Königs Majestät in Gnaden geruht hat, meinen Lebensabend durch die Verleihung des erblichen Adels zu verschönen, so war das ein Akt wahrhaft königlicher Dankbarkeit für das bescheidene Scherflein von echter Untertanentreue und unerschütterlichem Gottvertrauen, das am Altar des Vaterlandes niederzulegen ich zeitlebens bemüht gewesen bin.

Und, meine Herrschaften, daß ich Sie alle an meinem Ehrentage so vollzählig hier versammelt sehe, gibt mir die frohe Gewißheit, daß meine Familie auch fest gewurzelt ist in diesem Lande Litauen, als ein junges Reis, gepfropft auf einen alten Stamm. — Barginnen ist ein Adelsschloß, und die alten Weißmäntel haben es ritterlich gehalten gegen manchen Polensturm — und ich gedenke es ebenso ritterlich zu halten gegen die vergifteten Pfeile einer neuen Zeit. — Ein Sohn ist mir versagt. Damit aber das Geschlecht der Lindts nicht binnen weniger Jahre fortgeweht werde von diesem Grund wie die Spreu von dem Wind, so beabsichtige ich ein Fideikommiß zu gründen, wonach dieses Gut nie geteilt werden darf, sondern immer der jüngsten Tochter der Familie zufällt mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Gatte von adliger Herkunft sein soll und den Namen Lindt von Barginnen neben seinem eignen zu führen hat.

Und, meine Herrschaften, daß Sie mir bei dieser neuen Grundsteinlegung des alten Schlosses gewissermaßen als Eideshelfer beigestanden haben — dafür meinen tiefgefühlten Dank. Die Gäste von Barginnen, sie leben hoch!"

Der alte Knochenmehlhändler hatte sich mit Fleiß so tief in die Rührung hineingeredet, daß ihm die Stimme beim „Hoch" überschnappte, und Modeste, die ihn vor allen umarmte, gar nicht begriff, daß sie ihren herzensguten Vater je mißkannt. — Niemand war auf diese Wendung vorbereitet gewesen, die beiden älteren Schwestern zuletzt. Aber die tiefe Enttäuschung ihrer Herzen wurde sänftiglich hinweggespült durch die Begeisterungswoge, die jedem guten Toast nun einmal folgt.

Als sie verrauscht, sprach der junge Regierungsrat — stockend, langweilig, wie es der alte Eller vorhergesagt. Dann erhob sich der krumme Riese, der auf die litauischen Damen toasten wollte, dabei aber Modestes blaue Augen besonders aufs Korn nahm und schließlich auf die Bläue überhaupt zu reden kam, bis er über blaue Meerbusen und blaue Schweinestallfenster humorvoll hinwegirrend, das blaue Tuch der Insterkosaken statt der Damen leben ließ, worauf der alte Eller ihn mit einem hörbaren Ruck an den Frackschößen auf den Stuhl zurückzwang.

Zuletzt sprach der alte Eller selbst, wie immer ein Gemisch von Bosheit und Güte.

„Meine Herren und Damen!

Wenn ein alter Bauer, wie ich, in einer so ausgewählten Gesellschaft überhaupt den Mund aufzumachen wagt, so tut er es aus dem einfachen Grunde, weil er ihn vor Erstaunen überhaupt noch nicht zubekommen hat. — Es freut mich zwar sehr, daß mein alter Gönner Lindt auf einmal ‚von Lindt' geworden ist — denn so eine fünfzinkige Krone, gut auf dem Kopfe arrangiert, sieht natürlich reputierlicher aus als meine alte Pelzmütz' aus Marderfell, die neuerdings noch die Mäuse angenagt haben. Aber so recht klar bin ich mir doch noch nicht geworden, ob mit so 'ner Adelei eigentlich auch der ganze Mensch anders geworden ist. — Ich hoff': Nei' ... Denn wenn unser alter, guter Freund Lindt, der, weiß Gott, ein neunmal gesiebter Schlauberger ist, damit ein richtiger Majoratstrottel geworden wäre, — und wenn unser Fräulein Modeste, die immer die hübscheste und frischeste Marjell in ganz Litauen gewesen ist, sich jetzt nachträglich zu einer dummen und hochmütigen Pute auswüchse: so hebe ich meine Hände auf und sage: Gott bewahre uns in Gnaden vor der fünfzinkigen Krone!

Und da bin ich denn glücklich bei dem eigentlichen Thema angelangt — nämlich unsrer Modeste.

Früher hatte ich immer so gedacht: Das arme Mädel, die das Land so lieb hat und so gut aufs Land paßt, wird als Jüngste sicher einmal dazu verdammt sein, in irgendeiner Stadtwohnung zu verkümmern. — Und da war ich schon immer drauf und dran, zum Rechtsanwalt zu gehen und ihr mein Gütchen zu vermachen, damit sie wenigstens einen Unterschlupf hat, wenn die großmäuligen Berliner sie halbtot geschwatzt haben ... Weil aber der Herr Lindt von Barginnen und eine weise Vorsehung anders beschlossen haben, so erhebe ich das Glas und rufe: ‚Unsre Modeste von Lindt soll unsre Modeste Lindt bleiben, — und als echtes Edelfräulein nie vergessen, daß unser Herrgott durch all den bunten Flitter hindurch ins Herz sieht. Und dieses Herz eben soll leben!"

Es war der gelungenste Toast des Tages. Die Sektkelche klangen hell, während der alte Vokativus lachend die Tafel entlang ging.

„Können ihr das Gut trotzdem vermachen!" rief der neugebackene Edelmann in angenehmer Weinlaune dem Vorübergehenden nach.

„Sie sind und bleiben doch ein Filou, Ellerchen!" drohte Modeste übermütig. „Jetzt, wo ich ein Schloß bekomme und ich Sie gar nicht beim Wort nehmen kann …"

Er tätschelte ihr darauf freundschaftlich die weiße Hand: „Gnädiges Fräulein, die Hauptsach' ist, daß Sie glücklich werden! In meiner Strohkabach' froh, ist besser als in dem feudalen Kasten hier traurig."

Der Stern von Barginnen, der jetzt wirklich im Zenit strahlte, lächelte liebenswürdig nach allen Seiten, hörte aber kaum hin. Modeste hatte vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben die angenehme Empfindung eines leichten Schwebens. Sie fühlte sich wie getragen von der trügerischen Glückswelle, auf der nur der Kork zeitlebens schwimmt.

Die Diener präsentierten Liköre und Zigarren. Die erste Riesenimporte glühte auf. — Eine satte Dinerstimmung begann den Raum zu füllen.

Herr von Mieritz stand auf, lautlos, gewandt: „Verzeihen Sie! Ich muß meinen Onkel nach Hause geleiten. Er schneidet mir bereits seit einer halben Stunde die fürchterlichsten Grimassen … Und wenn ich vielleicht morgen früh noch einmal zu Pferde vorsprechen darf … Sie wissen, Fräulein Modeste, wie sehr ich mich nach einem ungestörten Augenblick mit Ihnen sehne …" Er küßte Modeste darauf wie verstohlen die Hand, worüber Frau Murmann sofort mit einem Aufleuchten ihrer klätschigen braunen Augen quittierte.

Modeste aber lehnte sich im Stuhl zurück wie im Traum. „Das ist also das Glück — das! …" murmelte sie immer wieder.

In den Halbtraum klang plötzlich Friedas Stimme: „Hier ist ein Expreßbrief für dich! … Die Hand kommt mir bekannt vor … Außerdem gratuliere ich herzlich. — Uebrigens dein Hund ist auch zurück vom Förster — er soll nicht viel taugen. Jedenfalls jault er wie verrückt im Stall."

Modeste sah gleichgültig auf die Adresse, zuckte aber innerlich zusammen.

Es war ein Brief von Herrn Romeit.

„Bin um vier Uhr nachmittags an den ‚Bäumen' und werde dort eine Stunde warten. Otto."

Modeste las die wenigen Zeilen mit geteilten Gefühlen: halb gêne, halb Bedauern. Die Zeit der Gefühlsduseleien war vorüber. Sie zerriß den Brief langsam in kleine Stücke und reichte sie dem Diener zum Verbrennen. Die Freundinnen schauten ihr verwundert zu. Dann horchte sie auf das dumpfe Rollen des Wagens, der gerade die beiden Herren aus Bussardshof entführte. „Armer Kerl!" Sie zuckte die Achseln.

„Armer Kerl … Wen meinst du?" fragte die kleine Meyners.

Modeste lächelte kühl: „Ich habe offenbar laut gedacht. — Ich meinte den Jagdhund. Er wird wohl recht mager geworden sein, der arme Kerl." Und sie begann lustig von ihren Wintertouren mit dem Hunde zu erzählen, — so lustig, daß die kluge Frau Murmann stutzig wurde und der schnurrbärtigen Mutter der Elefantenkeuchel flüsternd ganz ungeheuerliche Dinge berichtete, von der Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit der Lindtschen Töchter überhaupt und Modestes insbesondere.

„Meine liebe Frau von Gadebusch, trotz allen Geldes — es ist eine merkwürdige Gesellschaft, und den, der das Lindt von Barginnen hinter seinen anständigen Namen bekommt, beneide ich keineswegs … Wenn ich dagegen Ihre Fräulein Töchter ansehe — so etwas innerlich Gefestigtes, Reifes trotz ihrer Jugend. Oder die liebliche Judith, die lebendig aus Honnef nicht zurückkommen wird … Und wenn die Leute wahr sprechen — zwanzigtausend Mark soll er für den Kirchenbaufonds gezeichnet haben, und dafür haben sie ihn geadelt — warum auch nicht! — aber daß das Geld höchstwahrscheinlich armen Leuten abgenommen ist, darüber wird mit wahrhaft christlicher Nächstenliebe hinweggegangen."

Der alten Gadebusch sträubte sich ob solcher Schändlichkeiten der Schnurrbart. „Ein Gadebusch war mal Schloßkomtur von Barginnen — und jetzt diese Leute! … Ueberhaupt wenn man so bedenkt. — Verlassen Sie sich drauf, in zwanzig Jahren gilt so was als Uradel, der Sohn wird Kürassier und so weiter … Die Kürassiere sind ja jetzt schon verseucht — Lehmann und Schulz, die sich haben umtaufen lassen …"

Frau Murrmann lächelte etwas überlegen. „Gnädige Frau, vorläufig ist die Verlobung ja noch gar nicht proklamiert, und wir sind bereits bei den erwachsenen Söhnen unsrer lieben Modeste."

„Na, Sie werden ja das alles noch erleben — ich, Gott sei Dank, nicht, meine liebe Frau Murrmann!"

Die Wagen fuhren langsam vor. Gadebuschs, die zuletzt gekommen waren, verabschiedeten sich zuerst. Nur einige Skattische blieben zurück, in dicken Tabaksqualm gehüllt. Der krumme Riese erzählte, an seiner Zigarre kauend, gerade furchtbare Geschichten, und der Gatte von Frau Murrmann wieherte dazu.

*

Die Lindtschen Damen hatten sich in dem Salon niedergelassen, abgespannt von der Feier. Modeste ging sinnend den Teppich auf und ab. Plötzlich klinkte sie die Flügeltür auf.

„Wohin des Wegs?" fragte die Mutter freundlich.

„Aufs Feld. Ich möchte dem Hund doch ein Vergnügen machen."

Wenige Minuten später schlenderte sie langsam, unschlüssig dem Eichenwald zu, während der Hund wohlerzogen hinterher trottete. Zuweilen warf der Stern von Barginnen einen vorsichtigen Blick zurück. Es ging zwar zu einem Abschied auf Nimmerwiedersehen — aber zuweilen spielt das Schicksal gerade in der zwölften Stunde seltsam. — Doch ringsumher nichts als gelbe Stoppeln, dürstendes Grün und der starre Umriß des alten Schlosses, unter einem rotglühenden, lastenden Horizont. Der Sommer war im Scheiden.

Am Eichenwald trat ihr Herr Romeit entgegen, im demselben grauen Reitanzug, den er bei jenem ersten Spaziergang damals getragen.

„Gnädiges Fräulein haben gewünscht …"

„Ja, Herr Romeit," antwortete sie zögernd — hielt inne — fuhr dann aber rasch fort: „Nein, das ‚Sie' ist Unsinn! … Nenne mich meinetwegen morgen so, wenn ‚jemand' bei meinem Vater gewesen ist. Aber heute — nein! … Warum hast du mir erst so spät geantwortet? Ich wäre beinahe nicht gekommen."

„Dann hätte ich eben die Stunde auf Sie gewartet und wäre wieder fortgeritten …"

„Ich will das ‚Sie' nicht!" sagte sie herrisch.

„Und was hätte das ‚Du' für einen Sinn noch? — Ich weiß ganz genau, daß Sie mit dem Ulanenoffizier aus Insterburg so gut wie verlobt sind. Ich hätte mich keinen Augenblick gewundert, wenn Sie nicht gekommen wären — im Gegenteil …"

Sie zuckte die Achsel. „Ich bin nicht verlobt."

„Aber so gut wie verlobt …"

Einen Augenblick stand Modeste finster sinnend.

„Laß den Unsinn zwischen uns, Otto! Ich will's! … Ich bin hierher gekommen, um dir ein letztes Adieu zu sagen — aus gutem Herzen, wie du mir schon glauben kannst … Im übrigen hast du recht: Ich bin so gut wie verlobt. Aber daß ich gerade überglücklich wäre in dem Bewußtsein, das wäre infam gelogen! … Wär' ich's, dann wär' ich sicher nicht gekommen — Mit ihm spiele ich — es ist nun einmal meine Natur so; mit dir habe ich nie gespielt — nie."

Darauf sprach er leise, verbissen: „Du spielst mit jedem Mann. Du kannst gar nicht anders …"

„Aus dir kommt diese Weisheit nicht!" gab sie fast verächtlich zurück. „Das hat dir der Schurke, der Falkner, eingeblasen."

„Den ich für den Tod nicht ausstehen kann, obgleich er's gewiß gut mit mir meint. — Ich hätte beinahe meine neue Stelle wieder gekündigt, weil ich hörte, daß er mich empfohlen hat … Er hat mir auch weiter nichts gesagt, als: ‚Hüten Sie sich!' — Und das lange vor Weihnachten, ehe du an mich überhaupt dachtest … Aber ich selbst habe mir später klargemacht, daß das alles ein Ende haben müsse, und je eher, je besser. Ich bin nicht immer blind! — Du kannst Männer wie mich leicht verrückt machen vor Liebe — aber hast du sie glücklich so weit, dann ist's dir genug. Du stießest sie am liebsten mit den Füßen weg. Ja, so bist du! — Und dem Baron da drüben bist du nur gram, weil er es zu machen wagte wie du … Wenn ich gemein empfände, würde mich das nachträglich freuen. Aber ich bin nicht gemein! Mir ist er heut noch verhaßt, weil er dir einmal wehe getan hat … Darf ich jetzt gehen?"

Sie ging langsam auf und ab, den Kopf zur Erde.

„Ja, geh! … Nein, bleib! … Glaubst du mir, daß ich dich geliebt habe?"

„Auf deine Art vielleicht …"

„Nein, nicht auf meine Art! Das wäre so unwahr wie etwas … Ich mag alle Welt belogen haben — dich habe ich nie belogen. Ich mag mit aller Welt gespielt haben — mit dir hab' ich nie gespielt. Das ist ja eben das Unbegreifliche, daß ich dir gegenüber ehrlich sein muß, selbst wenn ich's nicht will … Ich habe nicht an dich schreiben wollen — aber ich mußte einfach an dich schreiben; ich habe heute nicht kommen wollen — aber ich mußte einfach kommen … Ich rede mir künstlich ein: Du tätest mir leid, du wärst nur eine unbedeutende Episode in meinem Leben, eine unbegreifliche Verirrung meinetwegen auch. Alles was oberflächlich und egoistisch in mir, eilt mir zu Hilfe, steht mir bei! Trotzdem kann ich von dir nicht los! Ich kann es so wenig, daß mir jetzt wieder der Gedanke an den Mieritz unerträglich ist … Und glaube dabei nicht etwa, das wäre eine ‚gemachte' Sache! Er mag mich, ich mag ihn auch. Ich weiß genau, daß ich das Glück, was ich eigentlich wünsche, an seiner Seite sicher finden werde. Dennoch bin ich stets froher gewesen, wenn er ging, als wenn er kam … Und daran bist du schuld — du ganz allein! … Ich weiß nicht, welche Macht du über mich hast — aber du hast sie tatsächlich!"

Er tastete darauf beinahe schüchtern nach ihrer Hand. „Ich glaub's dir ja auch, Modeste … ich bin dir so dankbar dafür … Aber einmal muß doch geschieden sein …"

Jedoch sie warf sich an seinen Hals und schluchzte. „Nein, du darfst nicht so gehen — du darfst nicht! … Im Grunde liebe ich dich ja viel mehr als du ahnst, als ich ahne … Es schwebt ein Verhängnis über uns …"

„Modeste, liebe Modeste …" Er streichelte ihr das Haar, die Wangen.

Sie aber schluchzte nur noch leidenschaftlicher. „Nein, sprich nicht in dem Ton zu mir! Als wenn schon alles vorbei wäre, als wenn du mir nur den Abschied leicht machen wolltest … Ich liebe diesen Mieritz nicht, ich kann ihn nicht lieben! … Warum bist du nun nicht Offizier und heißt von Romeit? Es gibt von Romeits — ich hab's in der Rangliste gelesen … Wir könnten heiraten, später in Barginnen wohnen …" Sie unterbrach sich jäh: „Nein, in Barginnen nicht! Barginnen bedeutet nichts Gutes … Und warum muß denn alles so ganz anders sein als man's möchte?!"

„Ja, warum?!" wiederholte er bitter.

Und Modeste hing an seinem Halse und küßte ihn und weinte dazu — und er küßte sie wieder.

„Wisch mir die Tränen ab!" sagte sie mit wehem Spott. „Morgen tut's vielleicht ein andrer …" Sie reichte ihm lächelnd das kleine Batisttaschentuch.

Der braune Unhold, der sehr gesittet der Szene zugeschaut hatte, hob die Nase und knurrte leise. Auch Herrn Romeits Pferd wandte die Nüstern. Der Mann horchte: „Es ist jemand in der Nähe," — wollte sich losmachen.

Aber Modeste ließ ihn nicht. „Und wenn's jemand wäre — was tut's!? … Ich habe keine Spur von Angst. Ich will keine haben! … Siehst du, wenn ich dich immer so lieb hätte wie in diesem Augenblick — ich fragte niemand — niemand …"

Der Hund beruhigte sich. Das Pferd zupfte weiter an den Eichenzweigen.

„Es war wohl auch nichts," sagte er. „Aber ich denke an damals. Du ändertest im Handumdrehen deine Stimmung ... Ich kam auf Gedanken ..."

„Aber heute ändere ich sie nicht, Otto!" schwor sie. „Die eine kümmerliche Stunde, die wir vielleicht noch haben im ganzen Leben, die wollen wir doch nutzen! ... Die Stunde ist so kurz — das Leben hinterher wahrscheinlich so schrecklich lang ... Und nun erzähl mir von deinem Unfall neulich! Warst du von Sinnen oder das Pferd?"

„Ich, Modeste, ich ganz allein!" beichtete er. „Wie ich dich so an dem Wartesaalfenster sah, lächelnd, lachend — ja, du hast gelacht! — Und der Baron neben dir — dieser Kerl! ... Und das Getrampel von den Fohlen und das Bremsengeschmeiß über den kitzligen Hengst her ... Ich war schließlich meiner Nerven nicht mehr Herr und verwünschte euch alle miteinander — dich zuerst, Modeste! ... Du weißt ja nicht, was ich für Zeiten durchgemacht habe ..."

„Aber nachher, als du meinen Brief bekamst? Hast du dich denn da nicht gefreut? — Ein bißchen? — Sag!"

„Ich habe ihn zerrissen, Modeste. Und dann habe ich ihn mir wieder zusammengesetzt, kümmerlich, und schließlich die Fetzen doch weggeworfen und geschworen, daß ich nie kommen würde ... Sei mir nicht böse! Aber ich kenne dich doch nicht ... Du versprichst wohl — aber ob du auch hältst?"

Modeste sah ihm gerade ins Gesicht. „Ich habe dich lieb! ... Und wenn ich anders wäre, als ich bin — wäre ich keine Lindt! Ich wüßte genau ..."

„Aber du bist und bleibst eine Lindt," sagte er ernst. „Leider ..."

„Nein, ich bin keine Lindt — ich bin keine!" Und wieder umschlang sie ihn und drückte ihn an ihr heißpochendes Herz. „Otto, Otto — ich habe dich ja so lieb!"

In dem Augenblicke fuhr der braune Unhold wahnsinnig bellend aus dem Gebüsch. Keine drei Schritt von dem Paare ging eine Gestalt vorüber, langsam und mit abgewandtem Gesicht. Es war Frieda Lindt.

Da stieß Modeste den Geliebten von sich und schaute mit verglasten Augen der Schwester nach. „Sie hat alles gesehen ... Reit sofort weg! ... Ich schreibe dir ... Ich will allein sein."

XXII

Modeste mußte in der Tat allein sein!

Sie schaute auch nicht nach rechts und nicht nach links, als sie den nächsten Feldweg aufs Geratewohl dahinschritt. Wer am Wendepunkt seines Lebens steht — am unbedingten Wendepunkt —, der hat die Augen nach innen.

Lange hatten sie miteinander gespielt: das schöne Mädchen und das Schicksal. Jetzt waren sie beide im Grunde des Spieles satt, wollten die Tat sehen, ihr eignes Gesicht. — Der blonden Sünderin wurde es erschrecklich klar, daß nur zwischen zwei Entscheidungen die Wahl: der feige, kleine Rückzug, den sich kein ganzer Mensch jemals vergibt — oder das hart entschlossene: „Ich gehe meinen eignen Weg!" — wovor wieder jeder Halbe zittert ... Und während sie mit einem Entschluß rang, verwirrten sich ihre Gedanken. Wer nie bis zum Kern seines innersten Wesens vorgedrungen ist, der sucht im Dunkel vergebens sich selbst.

Und doch sehnte das innerlich unklare Geschöpf sich gerade in dieser Stunde leidenschaftlich nach sich selbst. Sie ahnte das Bessere in sich, das Beste vielleicht ... Doch bei dem Ahnen blieb es. Es war einer jener Momente im Leben, wo man draußen suchen muß, was man drinnen noch nicht finden kann.

Ein Berater, ein Freund! — Modeste ging die Liste ihrer Bekannten vergebens durch. Niemand hatte sie gegeben, niemand hatte ihr gegeben. Die tiefe Lebensweisheit in wunderlichem Kern, die ihr der alte Eller sonst wohl geboten, genügte hier nicht. Keine Winkelzüge des Alters, keine Seitensprünge des Humors, sondern eine harte Hand, die sie auf den Weg stieß, der ihr Weg war! Das brauchte sie ... Dabei dachte sie an ihre Freundinnen, an die Gadebusch, Murrmann, Meyners. Sie mußte selber lächeln. Zur Not vielleicht Judith von Bussard, die nie zur Seite schielte, weil sie instinktiv tat, was rein und gut. Aber sie war ja so weit — und von ihr wollte sie auch keine Hilfe, von ihr zuletzt!

Modeste war bis zur Chaussee gekommen. Ein Klapperwagen fuhr vorüber. Sie las mechanisch auf dem weißen Holzschild:

„Falkner von Oed zu Eyselin."

Ein Gedanke zuckte blitzschnell ihr durch den Kopf. Ehe sie ihn noch zu Ende gedacht, rief sie schon dem Knecht zu: „Fahren Sie nach Eyselin?"

„Jo."

„Wollen Sie mich mitnehmen?"

„Mientwege."

Der junge blöde Mensch, der sie offenbar nicht kannte, schob den Häckselsack, auf dem er saß, etwas beiseite: „Hucke Se da!"

Modeste stieg auf. Bis zu dem Eyselinschen Gutsweg fuhren sie stumm. Da spuckte der Knecht in die Hände. „Fahrn Se zur Mamsell?"

„Nein, zum Baron."

Er sah das hübsche Mädchen breitschmunzelnd von der Seite an. „Zum Baron? — Sie sind wohl aus Königsberg? Wie der gnädige Herr neulich die Offiziere zum Besuch hatte, da waren auch so zwei mit — die waren aber aus Berlin."

Modeste erriet dunkel. Es war doch bei Herr wie bei Knecht ... Schon wollte sie aussteigen, da dachte sie wieder an den Ball: „Wenn Sie einen Freund brauchen, einen wirklichen Freund, dann kommen Sie zu mir! Ich will es gut zu machen versuchen ..."

Und wenn einer der Mann war, ihr zu helfen, so war er es. Denn nur wer das Leben bis in seine tiefsten Tiefen kennt, kann raten: das fühlte sie instinktiv. Es war wieder ein Augenblicksentschluß gewesen. Jedoch wo sie lange grübelte, entglitt ihr immer die goldene Frucht — und erst im raschen Impulse fand sie dann wieder sich selbst, blieb Siegerin über sich selbst.

Dennoch wurde es Modeste bange und unheimlich, als die weiten Wirtschaftsgebäude von Eyselin aufstiegen; dahinter das weiße, vornehme Herrenhaus im tiefen, schattigen Baumgrün, stumm und geheimnisvoll. Schon zu Lebzeiten des alten Herrn von Falkner hatten die stets geschlossenen grünen Jalousien im Sommer dem Kinde etwas Verhextes gehabt.

Modeste stieg im Hofe ab. Der Knecht nickte vertraulich. Als sie an die Auffahrt kamen, sah sie den einarmigen Burschen von damals, wie er in einer Art Gärtnerlivree Pflanzen begoß. Er starrte ihr nach mit dem eigentümlich stechenden trotzigen Blick. — Auch als sie in das Vestibül des Herrenhauses trat, empfing sie eine tote Schwüle. Auf dem Tisch ein Stock und ein Jagdhut. Sonst kein Mensch, kein Laut. Sie empfand eine Art von Gespensterfurcht, wollte heimlich wieder fortschleichen.

Da kam endlich der Diener — ein alter Diener im Frack, der sich altmodisch verbeugte.

„Ist der Baron von Falkner zu sprechen?" Sie fühlte, wie ihr die Stimme versagen wollte.

„Der Herr Baron wird sehr bedauern."

„Ist er zu Haus?"

„Herr Baron empfängt heut niemand."

Modeste dachte an das breite Lächeln des Knechtes und ging.

Während ihr der alte Diener respektvoll die Glastür öffnete, sagte er entschuldigend: „Gnädiges Fräulein müssen schon verzeihen! Aber es ist der siebzehnte August heute, und den verbringen der Herr Baron stets allein in seinen Gemächern. Vor drei Jahren kam ein ganzer Wagen voll Offiziere aus Berlin und mußte auch wieder abfahren."

„Also, er ist bestimmt allein?"

„Aber gewiß, gnädiges Fräulein."

Da änderte sie den Entschluß. „So sagen Sie ihm, bitte, daß Modeste Lindt ihn sprechen müßte — hören Sie! — sprechen müßte."

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Ich will's versuchen, aber ich glaube nicht ..."

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als der Diener zurückkehrte. „Herr Baron lassen bitten ..." Er führte sie durch eine lange Reihe vornehmer, etwas altertümlicher Zimmer, die Luft abgestanden, wie in einem Mausoleum. In dem letzten der Flucht hielt er inne. „Wollen gnädiges Fräulein hier Platz nehmen?" Dann verschwand er und schloß lautlos die Tür.

Es war ein großer, düsterer Raum, eingerichtet wie ein englisches Klubzimmer mit schweren Saffianstühlen, einem riesigen Diplomatenschreibtisch; an den Wänden zwischen mächtigen Elchgeweihen alte Kupferstiche in Rosenholzrahmen. Darüber eine Atmosphäre von Zigarettenrauch und Kölnisch-Wasser. Auf einem Seitentisch eine große Photographie, die aber wohl für kein fremdes Auge bestimmt war, denn ein flüchtig darüber hingeworfenes Seidentuch bedeckte sie fast ganz. Modeste wollte aufstehen, das Bild ansehen — der Instinkt aller Frauen. Aber ein Gefühl der gêne hielt sie ab. Es war eine so ungewöhnliche Situation, ein so ungewöhnlicher Mensch — und sie wollte nicht kleiner scheinen, als sie war.

Sie hatte nur wenige Minuten stehend gewartet, als Herr von Falkner erschien. Er trug einen eleganten Jagdanzug, aber das Monokel fehlte. Das harte, graue Gesicht erschien ihr darum fremd.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie so lange warten ließ. Ich nehme sonst tatsächlich an diesem Tage niemand an, sei es, wer es sei. Es war mir auch heute geradezu ein Entschluß. Aber da Sie es sind — und da Sie sicher nicht wegen einer Lappalie kommen ... Also bitte!"

Modeste hatte sich in einen der weichen Lederfauteuils gleiten lassen; sie wollte sprechen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

„Gnädiges Fräulein, ich warte sehr gern. Sammeln Sie sich — ich habe mich auch erst sammeln müssen vorhin." Er sprach gegen seine Gewohnheit warm und weich.

Sie schien nicht zu hören. Aber plötzlich sprang sie auf. „Ich kann nicht! ... Zu Ihnen nicht! ..."

„Und warum sind Sie dann zu mir gekommen, meine Gnädigste?" fragte er ruhig zurück.

„Ich weiß auch nicht ..." sagte sie, erregt auf und ab gehend. „Ich muß so was wie wahnsinnig gewesen sein ..."

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Kaum. Der Wahnsinn ist keine Lindtsche Krankheit. Sie wissen alle so genau, was sie wollen! Und wenn Sie zu mir gekommen sind ..."

Bei dieser kühlen Art fand Modeste sich wieder. „Sie bleiben, der Sie sind, Herr von Falkner. Lassen Sie mich auch die bleiben, die ich bin! Adieu."

Er vertrat ihr den Weg. „Fräulein Lindt, oder, wenn Sie es lieber hören, von Lindt, sagen Sie mir ruhig, was Sie hierhergeführt — und ich werde tun, was in meiner Kraft steht ... Ich möchte gern eine Schuld tilgen ... Vielleicht lohnt diese Aussprache auch für uns beide — und wir sehen verwundert, wie arm oder wie reich wir in Wirklichkeit sind."

Sie schlug mit der Hand in die Luft. „Es hat ja doch keinen Sinn ... Sie halten mich für eine Lindt — und die Lindt bin ich eben nicht, sonst wär' ich nicht zu Ihnen gekommen." Sie hielt die Hände vor die Augen. „Ich will keine Lindt sein!" sagte sie heftig.

„Um so besser! Denn dann werden wir uns ganz sicher verstehen. Ich mag alle Laster eines Edelmannes haben — aber ich habe auch das Herz eines Edelmannes."

Modeste sah ihn durchdringend an. Sie mochte ahnen, daß hier oder nirgends die Rettung aus dem Labyrinth. Sie ging wieder zu ihrem Fauteuil zurück. „Gut, ich will ... Aber sehen Sie mich nicht an dabei! ... Also, ich habe mit Herrn Romeit ein Liebesverhältnis gehabt — ich habe es noch. Ich sage mit Absicht das häßlichste Wort, weil ich mich gewissermaßen vor meiner



Kunstkritiker

Nach dem Gemälde von Georg Schöbel (Berlin)

eignen Feigheit fürchte ... Er hat diese Beziehungen einmal abgebrochen — und mir war's nur recht. Heute hab' ich sie wieder aufgenommen — und meine Schwester Frieda traf uns im Wald. Sie weiß alles. Ich komme direkt aus dem Wald."

Er sah das schöne Mädchen etwas verwundert an. „Da braucht man doch nicht zu raten. Die Verzeihung Ihrer Eltern wird sich gewiß erlangen lassen, und das Schweigen Ihrer Schwester vielleicht auch ... Ich wiederhole es noch einmal: Sie sind eine Lindt." (Fortsetzung folgt)

Die ersten Angler

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wer von Rom nach Neapel kommt, der taucht in ein Stück Realität zurück. In Rom bewegen sich fast alle Eindrücke auf der Höhe idealer Vergeistigung, man wandelt wie auf einem bunten Regenbogen hoch über der Erdenschwere. In Neapel fordert die Natur ihr Recht, man tritt in die Gewalt von Feuer-, Erd- und Wassergeistern, die durch ihre Schönheit berücken können, immer aber auch etwas Derbes, Koboldhaftes behalten. Das hebt hoch auf dem Krater des Vesuv mit der schauerlich-wilden nächtlichen Feuersäule an — und es endet in der stillen, kühlen Halle des Aquariums vor dem schillernden Nixenzauber der belebten Meerestiefe. Das Aquarium von Neapel, die Schöpfung unsers trefflichen Landsmanns Dohrn, ist nicht ein Aquarium unter vielen in Europa. Es ist das einzige, das sich dem Ideal eines Aquariums wirklich nähert — das einzige, das nicht ein paar kümmerliche Proben des Meerlebens gibt, sondern das systematisch ein Stück Ozean ganz durch und durch enthüllt — von den kristallhaft durchsichtigen blauen „Glastieren" der freiesten Flut bis zu der orangeroten Korallenbank und der unheimlichen Steinburg der wilden Tintenfische des Grundes. Erst dieses Aquarium erfüllt die Sehnsucht, die wohl jedem die nahe Blaue Grotte von Capri weckt: ein einziges Mal wirklich einzusinken in diese geheimnisvoll blauen Wassergründe, noch einmal sie zu genießen, als könnte der Mensch selber sich verwandeln in den Fisch, der sie unbehindert, schwerelos in der Wassersäule schwebend, durchschweift. Es liegt aber im Bildungsgange des durchschnittlichen modernen Kulturmenschen, daß er von diesem reinen Naturzauber weniger zu genießen versteht, als von den oft bis zum Subtilsten vergeistigten und fast verflüchtigten Idealgenüssen der römischen Kunst, Religion und Geschichte. Ungezählte Besucher, die sich bis in die entlegensten Baustile und Malermarotten kühn durchgekämpft haben, stehen scheu still vor diesen „Baustilen" des Lebendigen im Aquarium, und schließlich erscheint ihnen gerade dieses „Lebendig-Schöne" bloß als „Tiergeripp und Totenbein", dessen Eindruck sie rasch wieder abzuschütteln suchen, wie die von der Südsonne verwöhnte Haut das Frösteln in der Aquariumsgrotte möglichst bald wieder zu bannen verlangt. Das gastliche Haus Dohrns hat zwar einen ganz vorzüglichen Katalog. Aber selbst mit dem in der Hand fehlt dem Laien „das geistige Band". Unbeschwert von dem Druck der Wasser und bei unbehinderter Atmung schreitet er durch die Wunder der Tiefe — aber der Geist, der diese Zeichen deutet, scheint nicht mit ihm unter den Wassern zu schweben. Man kann das oft in zufälligen Gesprächen belauschen. Nur hin und wieder baut sich einmal eine Gedankenbrücke auf Momente. Ein Beschauer sagte vor einer Schar lieblicher Anthiasfische, die mit ihrem lichtroten Leib und ihren durchsichtigen Flossen wie ein in das Becken ausgestreuter Haufen loser Rosenblätter herumschwebten: „Wer hier angeln könnte!" Er trat aber sogleich vor eine andre Scheibe und seine kurze Geistesangel war schon wieder zerrissen. In diesem Bassin lagen purpurne Seeigel mit weißlichen Stacheln und blutrote Seesterne scheinbar reglos über den Sand verstreut, während auf einem toten Korallenstock der Mitte eine ganze Kolonie orangegelber Haarsterne einen kleinen Farnwald vortäuschte, dessen Fiederblättchen sich nur im Ziehen des leise bewegten Wassers zu bewegen schienen, wie eine wirkliche Pflanze im Winde zittert. In ihrer Gesellschaft aber boten sich dem unsicher wandernden Blick nun auch eine Anzahl roher, lehmgelber oder schmutzig schwärzlicher Würste dar, die ein wenig an die Leiber unsrer großen roten und schwarzen Nacktschnecken erinnern konnten, gegen deren starres Dahinliegen aber selbst solche Schnecke als äußerst lebhaftes Tier erscheinen mußte. Seegurken waren es oder Holothurien. Echte Tiere, den Seeigeln und Seesternen unmittelbar verwandt. Denkt man sich das Geschöpf, das hinter dem Stachelwall des Seeigels sitzt, in die Länge gezogen, gleichsam ausgewalzt und in seinem starren Kalkskelette zu Leder erweicht, während die Kalkteile selbst gleichzeitig als winzige Gitterscheibchen und Ankerchen tief in dieses Leder eingesunken sind, so erhält man die Seegurke. So kommt sie, ausgeweidet, bloß mit ihrem Lederkoller selbst, bei den Chinesen als „Trepang" auf den Markt und als problematischer Leckerbissen auf die Tafel, während der Neapolitaner sich auf Tintenfisch und Seeigel in diesen materiellen Aquariumsgenüssen beschränkt. So dient sie lebend einer der groteskesten Tiergenossenschaften als „Raum", indem nämlich kleine Fischchen vom Geschlechte Fierasfer sich durch die hintere Pforte ihres Leibesschlauches in sie einschmuggeln und gewohnheitsmäßig in ihrem Innern als sicherem Versteck hausen und daneben die wunderbare Schmarotzerschnecke Entoconcha in ihren Eingeweiden lebt, wie Spechte oder Marder in einem hohlen Baum. Unser sehnsüchtiger Angler aber könnte von solcher Holothurie noch etwas ganz andres lernen, was gerade erst recht sein Fach berührte.

Da hängt eine solche Seegurke an einer Felsecke. Sie führt lateinisch den echten Namen Cucumaria, den mein engerer Landsmann, der Kölner, auch ohne Lateiner zu sein, sofort verstehen würde, da man noch heute im heiligen Köln die Gurken „Kukumern" nennt. Diese Seekukumer aber zeigt sich nach oben aufgebogen wie ein krummes Cornichon, und an der oberen Spitze trägt sie noch etwas, was an ein solches Miniaturgürkchen erinnern könnte, an dem noch halb verwelkt die ursprüngliche trichterförmige Gurkenblüte hängen geblieben ist. Die kleine Blüte gehört aber hier zum Tier, das diese „Gurke" ja tatsächlich ist. Dieses Tier hat, wie alle echten höheren Tiere, am vorderen Leibesende einen Mund, und um diesen Mund ragen in Blütenform eine Anzahl feiner, äußerst empfindlicher Tastärmchen oder Fingerchen vor. Diese Aermchen sind in ihrem engeren Bau jedes aber noch wieder überaus zierlich ausgefasert oder verzweigt, so daß sie bei genauerem Besehen doch noch eher einer Rosette schön gefranster Blätter im ganzen ähnlich sehen. Sagen wir einmal, das ganze Geschöpf schaue mehr noch als einer Gurke einer gelben Rübe ähnlich, so entsprächen seine gefiederten Aermchen der kleinen Blattrosette über solcher Rübe auf der Erdoberfläche. Und wie wir das Ding betrachten, liegt die Rosette auch ganz so pflanzenhaft ruhig da, ebenso wie der Leib dahinter rübenhaft bewegungslos in seiner Lage auf dem Fels verharrt. Doch wir schauen eine Weile zu, und nun kommt doch etwas, was von einer Rübenpflanze ganz gewiß nicht zu erwarten wäre. Urplötzlich beginnt eines der Rosettenblättchen sich langsam zu bewegen. Ganz, ganz langsam wird die Spitze eingebogen, bis sie abwärts über dem Munde in der Rosettenmitte schwebt. Und endlich jetzt geht sie wahrhaftig ein in diesen Mund, stülpt sich eine Weile ganz hinunter, um erst später wieder aufzutauchen und ihren Platz in der Rosette wieder einzunehmen. Noch eine Weile, und ein andres Fiederblättchen kommt an die Reihe für den gleichen Prozeß. Ein Tier, das einen Mund hat, wird mit diesem Munde wohl auch fressen. Sind die Fiederblättchen in Wahrheit die Aermchen oder Fingerchen des Seegurkentiers, so drängt sich uns ein zwar nicht sehr appetitliches, aber aus unsrer grünen Jugendzeit uns allen doch durchaus liebvertrautes Bild dabei auf: die Seegurke leckt sich alle paar Minuten einmal einen ihrer Finger ab, nachdem sie ihn vorher in den Honigtopf getaucht hat. Aber wo ist der Honigtopf in diesem Falle? Die Fiederfingerchen stehen doch bloß starr in das Meerwasser hinaus! Hier beginnt eben das Bedeutsame.

Die Seegurke, indem sie ihre Finger in den Mund zieht, leckt sie doch nicht bloß im Honigsinne ab. Sie zieht in ihnen tatsächlich nichts mehr und nichts minder ein als eine Angel, und sie zieht sie ein, weil an diese Angel etwas angebissen hat, und das Ablecken im Schlunde ist eigentlich ein Ablösen des Fangs von der Angel, womit diese wieder frei wird und wieder frei als neuer Köder hinausgehängt werden kann. Die Art dieses Köders und des geangelten Wildes selbst ist folgende. Die Seegurke ist ein Fleischfresser. Sie lauert auf winziges Gelichter ihrer Wasserheimat: Infusorien, Rädertierchen und andre kleine Würmer, die zwerghaften Larven verwandter Wassertiere und solches Kleinvolk mehr. Um solche leichte Ware aber zu erfassen, erzeugt sie eine höchst geschickte Täuschung. Jene zierlichen Faserblättchen ihrer Mundarme, scheinbar ohne eigne Bewegung auf die völlig reglose Rübe oder Gurke gepflanzt, täuschen der Kleintierwelt eine wirkliche Pflanze vor, eine Wasserpflanze, einen Seetang. Die Kleinen hängen sich an diesen Tang, kriechen in sein Blätterwerk, schlängeln sich um seine Stiele, kurz, fühlen sich völlig auf sicherem, harmlosem Terrain wie ein Menschenkind, das sich in den Schatten eines alten Lindenbaums schmiegt. Sie beachten auch nicht ein leises Schwanken und Sichbeugen ihres Baumes, wiegt sich doch jede Tangpflanze auch so mit den Strömungen des Wassers. Plötzlich aber stürzt, um im Bilde zu bleiben, die ganze Linde in einen jäh geöffneten Schlund und reißt den nichtsahnenden Schläfer in ihrem Schatten mit hinab. So senkt sich auf einmal auch der vermeintliche Tang abwärts in den Rachen der Seegurke und mit ihm fährt seine ganze Tierfracht als Beute in den Abgrund, von wo es kein Entrinnen mehr gibt.

Sicherlich schon lange ehe der Mensch die Erde betrat, hat die Seegurke in dieser Weise „geangelt". Sie angelte den Wurm, indem sie ihn mit einer vorgetäuschten Pflanze köderte. Es ist aber doch, wird mein passionierter Angler mir einwenden, noch ein Stückchen Weg bis zum Angeln des Menschen, wo ein Wurm selbst als Köder für ein selber fleischfressendes Tier von der Intelligenzhöhe eines Fisches herhalten muß. Aber da hebt sich vom Boden eines andern Beckens im gleichen Aquarium ein wahrhaft infernalisch häßliches Geschöpf, gegen dessen Scheußlichkeit die kleine Seegurke geradezu zierlich erscheint. Es ist ein riesiger Fisch, aber mit seiner Länge von anderthalb Metern erscheint er doch nur wie ein ungeheurer Fischkopf, an den sogleich der kleine Schwanz geheftet ist, und der in seiner ganzen Breite zu einem schauerlichen Maul mit dräuenden Zahnreihen aufklappt. Das ist der große Lophius, der „Seeteufel" — der Meister des Angelns unter den Fischen selbst. Um den Sinn dieses scheinbaren Paradoxons zu fassen, ist zunächst nötig, sich zu erinnern, daß nicht bloß der Mensch Lust auf ein Fischgericht verspürt, sondern auch seit alters das größere Fischvolk selber das kleinere jagt. Auch der Lophius ist ein solcher Räuber im eignen Heer. Im Verfolg seiner Wünsche aber ist auch er folgerichtig zum Angelprinzip vorgeschritten, und zwar angelt er im Sinne seines viel schlaueren Wildes nicht mehr bloß mit einem vermeintlichen Tangbüschel wie die Seegurke, sondern auch er verwertet eine Angelrute, an der als Köder ein zappelnder Wurm hängt. Was man vom passioniertesten menschlichen Angler wohl im Scherz sagt: es werde ihm noch die Angel am Leibe festwachsen, das ist hier glänzend erfüllt. Auf seinem Riesenkopf, der beinahe drei Viertel des ganzen Körpers einnimmt, sind dem Seeteufel lange Stachelspitzen hervorgesproßt, deren vorderste regelrecht wie eine große Angelrute über ihm schwebt. An dieser natürlichen Angel aber wimmelt ganz auf der Spitze ein zweigespaltenes Hautläppchen, das, im Wasser bewegt, geradezu täuschend einem Wurm gleicht. Während dieser Wurm als Köder an der Angel tanzt, liegt zugleich der Angler selbst platt auf dem Grunde, halb vergraben im Schlamm, halb durch ein ekles Braun seiner Färbung und allerhand kleinere, im Wasser schaukelnde Flossenanhängsel unkenntlich und einem algenbewachsenen Stein ähnlich gemacht. Sorglos wie die Würmchen zur Seegurke, schießen die kleinen Fischlein zu diesem Pflanzenfels heran, gewahren den Wurm an der Angel und schnappen danach. Aber schon hat sie das senkrecht hinauflauernde Augenpaar des angelnden Ungetüms gesehen, und ein jäher Ruck reißt das Opfer in den wie von Dolchen der „eisernen Jungfrau" starrenden Schlund des Seeteufels hinab. Es gibt Tiefseefische im ganz dunkeln Wasserabgrunde, die sogar ihren Wurmköder mit Hilfe eines ganz besonderen Leuchtorgans und einer zuführenden Nervenleitung aufleuchten lassen können, als trügen sie am Angelfaden eine elektrische Glühbirne, und mit diesem Leuchtköder locken sie ihre Opfer ebenso an wie der Fischer bei Capri, der durch den Glanz einer Fackel nächtlich die scheuen Tintenfische ködert, um sie dann als leckere Speise zu fassen. Uralte Künste der Tierwelt, auf die der Mensch zuletzt kommt! Er angelt den großen Fisch mit der Methode, die dieser längst gegen den kleinen angewendet hatte, indem er den Wurm vortäuscht, den schon die Seegurke selber geangelt hatte, indem sie ihm einen Seetang vortäuschte.



Michael Ancher — Anlegen der Rettungsgürtel vor der Ausfahrt des Rettungsboots

Die Künstlerkolonie in Skagen

Von

S. Berendt (Kopenhagen)

(Hierzu acht Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen)

Hart an der äußersten Nordspitze Jütlands, dort, wo die Wellen vom Skagerrak und Kattegatt zusammenrauschen, wo die satten, schweren Farben der Nordseeatmosphäre mit den helleren, leichteren Farben, die den Himmel über der Ostsee schmücken, im Kampf zu liegen scheinen, dort liegt ein kleines Dörfchen, das ebenso wie das Kap Skagen heißt. Früher wohnten hier nur Fischer und Lotsen, wenige Badegäste verirrten sich ab und zu in diesen entlegenen Winkel der Welt, jetzt hat dort eine fröhliche, fleißige Künstlerschar ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und die Stätte, wo einst Kaiser Otto seinen Speer in die Wellen warf, um die Grenzen seiner Herrschaft zu bezeichnen, hat einen guten Ruf in der Kunstgeschichte sich erworben. Dänische Künstler, Dichter und Maler, haben sich dorthin vor dem Lärm und Treiben des großstädtisch-geschäftigen Kopenhagen geflüchtet, aber der Ruhm der Skagener Kolonie reicht weiter als die Grenzen des kleinen Dänemarks, und die Bilder, deren Hintergrund eine Landschaft aus Skagen bildet, haben häufig Ehrenplätze auf den Ausstellungen in allen Ländern. Es ist nicht eigentlich die spezifisch dänische Landschaft, die sich die Künstler dort oben ausgesucht haben. Dänemark hat früher trotz seiner insularen Lage verhältnismäßig nur wenig eigentliche Marinemaler hervorgebracht; das von blauen Sunden zerteilte, von prächtigen Buchenwäldern und saftig-grünen Weiden geschmückte Land hat nämlich mehr den Charakter einer hügeligen Binnenlandschaft, die, so schön sie auch sein mag, manchmal doch für den Künstler etwas Kleinliches hat. Dort oben aber weitet sich der Blick, die Landschaft ist flacher, wenn man will, auch eintöniger, aber machtvoller, inniger spricht ihre ruhige Größe zu uns, und den Hintergrund bildet das unbegrenzte Meer mit seinen ewig wechselnden Stimmungen vom Morgen zum Abend, am Tag und in der Nacht. Skagener Bilder sind auf Ausstellungen bald zu erkennen, diesen leuchtenden Zusammenklang vom tiefen Blau des Meeres mit dem hellen Gelb des Strandes findet man nur in Skagen, und nirgends sind die Nächte geheimnisvoller, flimmernder als dort oben in Jütland, wo zwar auch im Sommer die Nacht noch ihren Schleier über Erde und Meer breitet, aber er ist nicht schwarz und düster, sondern durchsichtig und von silbernem Glanze.

Ein Dichter war es, der Skagen zuerst entdeckte: Holger Drachmann, der allerdings ursprünglich ebenfalls Marinemaler werden wollte, bis er fühlte, daß er das Leben der Fischer und Seeleute, ihren ewigen Kampf mit den Elementen, alle Zwischenfälle ihres einfachen Lebens besser mit der Feder als mit dem Pinsel darzustellen vermochte, und er die eine Kunst mit der andern vertauschte. Der ruhelose Mann, der bald von Land zu Land wandert, bald von einer Kunstrichtung zur andern schweift, hat stets eine besondere Vorliebe für Skagen behalten. Er ist dort Bürger und Hausbesitzer geworden, und wenn er auch manchmal plötzlich wieder nach dem sonnigen Süden aufbricht, der Sommer findet ihn beinahe immer in seinem schmucken Landhäuschen in Skagen. So ist er allmählich der Mittelpunkt der Kolonie geworden. Im Verein mit seiner jungen Frau hat er sich dort ein reizendes Künstlerheim geschaffen. Mit seinen weißen Wänden und grün gestrichenen Fensterläden blickt sein Häuschen lustig über das Meer. Kröyer, der bekannteste Maler der Skagener Kolonie, hat ein



Peter Severin Kröyer — Fischer ziehen Boote ans Land



Anna Ancher Strickende Frau am Meer

prachtvolles Bild von Drachmann gemalt. Barhäuptig steht der Dichter am Strand, an die Wand eines schweren Fischerbootes gelehnt, ein Buch in der Hand. Sein Gesicht, das sich scharf vom Himmel abhebt, ist von der scharfen Seeluft gebräunt, und sein helles Auge schweift ins Weite. Meisterhaft hat der Künstler hier gleicherweise die Persönlichkeit Drachmanns charakterisiert und die Landschaft, aus der seine Poesie Kraft und Leben gesogen.

Ehe Kröyer nach Skagen kam, hatte sich dort bereits ein andrer Maler niedergelassen, dessen



Peter Severin Kröyer Fischer von Skagen

Name jetzt auch schon einen guten Klang hat. Das war Michael Ancher, und er fand an Skagens Küste noch ganz etwas andres als nur Motive für seine Bilder. Damals standen in Skagen noch keine Villen für Künstler bereit, und der Maler wohnte in „Bröndums Hotel“. Bald freundete er sich mit der Tochter des Hauses an und entdeckte in ihr ein großes Talent für seine eigne Kunst. Er suchte dies Talent zu entwickeln, das Wirtstöchterlein wurde seine Schülerin und machte unter seiner Leitung so schnelle Fortschritte, daß sie schließlich Skagen verließ, um auf der Kopenhagener Akademie ihre Studien fortzusetzen. Eine fertige Künstlerin kam sie wieder zurück, und der so freundlich begonnene Künstlerroman nahm auch ein gutes Ende, denn im Jahre 1880 heiratete Ancher seine frühere Schülerin, und das Ehepaar lebt jetzt in Skagen in fleißiger künstlerischer Arbeit. Beide ergänzen sich auch in ihrer Kunst, und ihre Bilder gewähren dem Beschauer einen Einblick in alle Einzelheiten des Lebens der Skagener Fischer. Während er den aufregenden Kampf der Fischer mit den Elementen schildert, die harte Mühe des Tages, malt seine Frau die stille Ruhe des Feierabends in den kleinen Fischerstuben, das friedliche Leben und Treiben der Frauen und Kinder, während die Männer draußen auf dem Meere sind. Auch gemeinschaftlich haben sie schon an derselben Leinwand gemalt. Die beiden Bilder des Ehepaares, die wir unsern Lesern in einer Nachbildung vorführen, geben einen guten Begriff von ihrer Kunst. Wie ruhig und entschlossen stehen diese Männer da, die eben im Begriff stehen, ihr Leben zu wagen, um das Leben andrer zu retten. Da ist keine Spur falscher Heldenpose, und doch liegt etwas Heroisches in ihrem Handeln, das der Künstler mit feinem Verständnis zum Ausdruck bringt. Ueber dem Bilde von Anna Aucher liegt die tiefe Stille des Abends. Das Meer liegt still, silberner Dunst breitet sich ringsumher, und man meint das leise Klirren der Nadeln zu hören und das dumpfe Aufrauschen der Wellen am Strande.

Der bedeutendste Maler der Kolonie, der den Ruhm Skagens am weitesten verbreitet hat, ist aber Kröyer. Er gehört zu den interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten der Gegenwart, einer der wenigen, die eigentlich alles können. Was er anfängt, ob Landschaft, Figurenbild, Interieur, alles wird unter seinen Händen zum feinsinnigen Kunstwerke, das unverkennbar die Kröyersche Note trägt. Auf dem einen Bilde hat er sich selbst an der Seite seiner schönen Frau auf einer stillen Abendpromenade am Strande dargestellt: eine kräftige, blonde Germanengestalt von ausgesprochen nordischem Typus. Das Gesicht ist gebräunt von fleißiger Arbeit in der Sonne, und doch liegt in seinen Zügen um die Augen, die scharf durch die Brillengläser blicken, ein Zug von großstädtischer Nervosität. Seine Bilder lassen uns die eigenartige Schönheit der Skagener Landschaft in vollen Zügen genießen, aber wir fühlen doch, daß gerade Kröyer nicht so



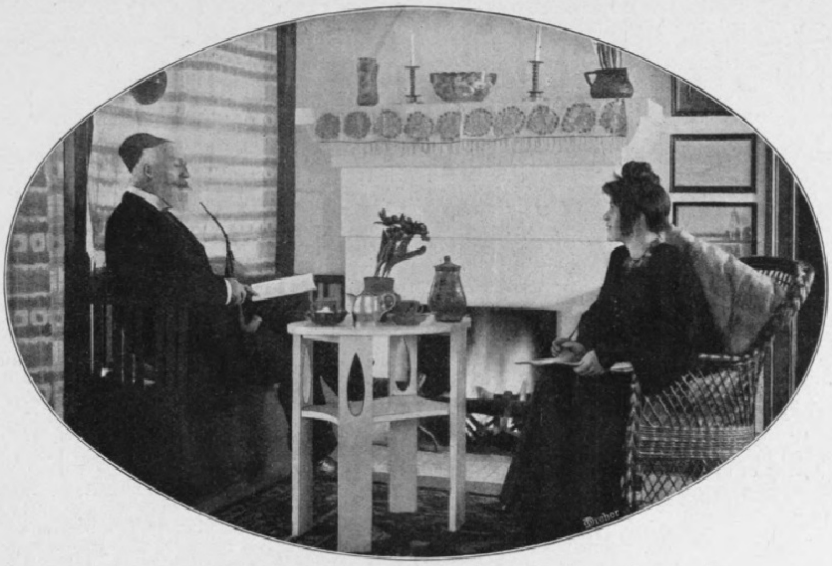
Peter Severin Kröyer Skizze nach dem Leben

eng mit dem Boden, mit den Leuten dort oben verwachsen ist. Aus seinen Bildern spricht nicht das Naturgefühl des Menschen, der sich, sei es durch Geburt oder Gewöhnung, eins fühlt mit der ihn umgebenden Landschaft, sondern mehr das Aufatmen des Großstädters und zugleich etwas wie der leichte, pikante Zusatz der künstlerischen Sensation. Das soll kein Tadel sein, sondern nur ein Beitrag zur Charakteristik, Kröyers Bedeutung als Künstler ist so überragend, sein Können so überzeugend, daß ein gewisser Mangel an künstlerischer

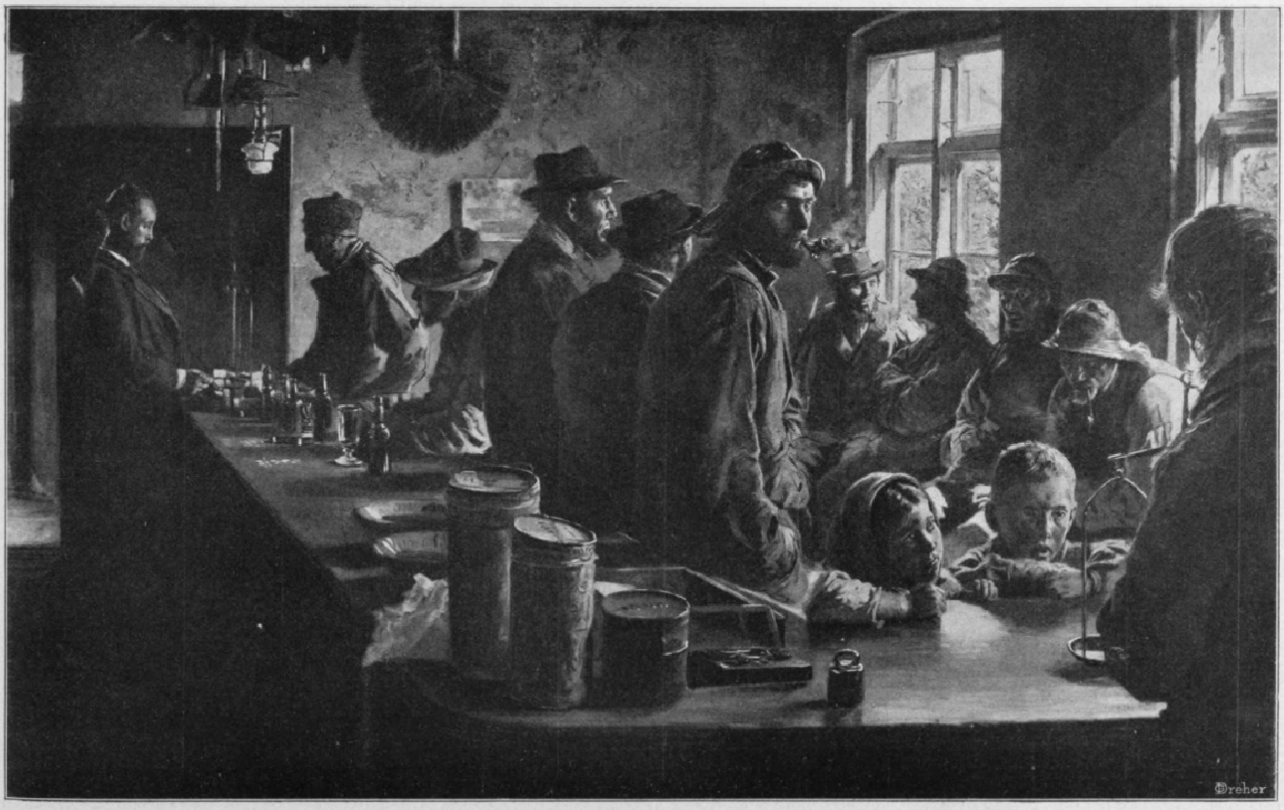


Peter Severin Kröyer Am Strande (der Künstler und seine Frau)

Naivität ihm keinen Abbruch tun kann. Die bekanntesten Bilder von Kröyer behandeln übrigens ein ganz andres Stoffgebiet. Er gehört zu den wenigen modernen Künstlern, die das Problem, eine Versammlung von Männern in der prosaischen Kleidung unsrer Tage bei irgendeiner Haupt- und Staatsaktion wirklich malerisch darzustellen, gelöst haben. Eines seiner Bilder, das eine große Anzahl der hervorragendsten französischen Künstler bei den Vorberatungen einer Ausstellung in Kopenhagen zeigt, gehört nicht nur zu den interessantesten, sondern auch künstlerisch bedeutendsten Dokumenten unsrer Zeit. Kröyer ist überhaupt ein Meister des Porträts. Er hat Björnstjerne Björnson gemalt, mit Stock und Hut in der Hand, inmitten einer bergigen Landschaft; sein Riesenkopf mit der schimmernden Mähne überragt gerade die Berglehne hinter seinem Rücken und zeichnet sich scharf von dem blauen Himmel ab. Der Beschauer gewinnt den zwingenden Eindruck, daß hier eine Herrschernatur im Bilde vor ihm steht, einer, der Land und Leute seinem Willen zu unterwerfen weiß. Er hat die äußerlich wie innerlich völlig entgegengesetzte Persönlichkeit von Georg Brandes nicht minder überzeugend gemalt, wie er in Frack und weißer Binde auf dem Katheder steht und sich gerade zu reden anschickt. Dort wuchtige Größe, hier zierliche Eleganz, dort Pathos, hier Esprit. Man braucht sich nur der großen Bilderreihe Lenbachs zu erinnern, die nicht nur fast alle im gleichen braunen Ton gemalt sind, sondern auch fast alle die gleichen Gefühlsinhalte bergen, um die Vielseitigkeit Kröyers desto mehr zu bewundern. In den letzten Jahren hat sich dann seine Kunst mehr und mehr auf Skagen konzentriert. Der gelbe Sand des Strandes und das tiefe Blau des Meeres, bald leuchtend im Sonnenlicht, bald gedämpft in der Abenddämmerung, bald in schimmerndes Violett und stumpfes Braun verwandelt unter den Schatten der Nacht: das sind die Hauptfarben seiner Bilder. Und vor diesen Hintergrund hat er immer und immer wieder seine schöne Frau gestellt, meistens in weißem Kleide, den braunen Jagdhund zur Seite. Das schönste Porträt seiner Frau in Lebensgröße war eine leuchtende Zierde der ersten Ausstellung der Münchner Sezession; jetzt hängt es in der Ny Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen, wo man nicht nur die besten Werke der modernen nordischen Künstler bewundern kann, sondern auch eine Sammlung französischer Plastiken findet, wie sie vollständiger außerhalb Frankreichs überhaupt nicht existiert. Diese Bilder seiner Gemahlin und die kleineren Werke, in denen er sich und die Seinen in seiner freundlichen Häuslichkeit beim Frühstück oder beim Mahl in größerer Gesellschaft darstellt, gehören zu den liebenswürdigsten Proben seiner Kunst. Das lacht alles, auch die Farben, Weiß, Hellgelb, ein lichtes Blau: die ganze Skala ist heiter und fröhlich. Das Leben der Skagener Fischer schildert er in andern Gemälden, von denen wir einige unsern Lesern in der Nachbildung vorführen. In diesen zeigt sich Kröyer, den wir bisher eigentlich als einen Hellmaler par excellence kennen gelernt haben, manchmal von einer ganz neuen Seite. Prächtig ist das Zwielicht in der Wirtshausszene wiedergegeben, und in manchen Bildern schildert er die Nacht mit all ihren Zaubern, wenn Meer und Land in eins zusammenzufließen scheinen, wenn die Lichter sich in langen Schlangenlinien im Wasser widerspiegeln und die Umrisse der Gegenstände ins Phantastische wachsen. Wer seine Schritte nach Dänemark lenkt, und diese Reise ist heute ja so leicht gemacht, da man bis Kopenhagen den Eisenbahnwagen nicht zu verlassen braucht, der sollte nicht versäumen, auch einen Abstecher nach Skagen zu machen, um all die Schönheit in der Natur zu bewundern, die ihn so oft im Bild entzückt hat.



Holger Drachmann und seine Frau in ihrer Villa auf Skagen



Peter Severin Kröyer — Fischer im Wirtshaus

Wie der Teufel hat ein ordentlicher Mensch werden wollen

Märchen

von

Clara Ernestine Ries
(C. E. Ries)

Ganz schlecht ist gar niemand. Jeder hat noch gute Seiten oder doch wenigstens gute Regungen, und für jeden kommt die Stunde, wo er die erdrückende Last seines Unrechts abwerfen und ein besseres Leben führen möchte. Wüßten dann nur die, die um ihn sind, ihm goldene Brücken zu bauen, würden sie seine Hand nehmen und ihn freundlich zurückgeleiten auf den Weg des Guten, nach dem er verlangt — viele würden gerettet! Hat doch selbst der Teufel seinen Augenblick gehabt, wo er Umkehr hat halten und ein ordentlicher Mensch werden wollen.

Warum er nun gerade ein Mensch hat werden wollen, da er doch vordem, eh' er zum Teufel wurde, ein Engel gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen. Es ist schon schwer, den Menschen in ihre Seele zu schauen; bei dem Teufel ist das noch ein verzwickteres Ding. Vielleicht hat er gedacht, der Sprung gleich wieder zum Engel wäre zu groß für einen, der so lange ein Teufel war, und ein ordentlicher Mensch wäre das nächste dazu; vielleicht auch hat er gemeint, daß sich der Himmel ihm nicht so geschwind wieder öffnen und der Engel Schar bereit sein würde, ihn zu empfangen, er müßte denn erst ein Menschenleben lang beweisen, daß es ihm ernst sei mit der Umkehr.

Aber die Tatsache steht fest: ein ordentlicher Mensch hat er mal werden wollen.

Da ist er nun auch gleich auf das ganz Richtige verfallen: „Ich muß mich nach Arbeit umtun,“ hat er zu sich selber gesprochen. „Wer müßiggeht, kommt leicht wieder auf böse Gedanken. Aber immerweg auf der Erde sein, mag ich nicht. Ich vermisse so schon mein warmes Höllenfeuer. Brr! was 'ne Kälte! Und dann das viele ekliche Sonnenlicht! — Ich will Bergmann werden. Da bin ich doch wenigstens hübsch im Dunkeln, wie ich's gewöhnt bin.“

Da ist er nun gleich zu dem ersten besten Bergmeister gegangen und hat sich verdungen.

„Höre du!“ sprach der Schichtmeister, der ihn ins Buch schrieb, „Wolf Teufel? Du hast einen sonderbaren Namen für einen Menschen.“

„Bin auch ein sonderbarer Geselle,“ sprach der Teufel. „Ich kann es zum Beispiel nicht leiden, wenn man nicht Wort hält. Wie ist denn des Landes hier Brauch? Hält man hier Wort oder nicht?“

„Meinst, du wärst unter die Wilden geraten?“

„Schon gut,“ sagte der Teufel. „Ich frag' nur. Also für die Schicht so und so viel?“

„Dann hätten wir viele hier. — Was jeder schafft. Gute Arbeit, guter Lohn. Wer nichts tut, der nichts hat.“

„Mir kann's ja recht sein,“ lachte der Teufel. „Gebt mir auch meinetwegen die schwerste Arbeit. Aber nur Wort halten. Ich, wenn ich mit einer Menschenseel' einen Pakt abschließ', halt' meinen Teil immer.“

Wie er das sagte, glitt ein so eignes teuflisches Lächeln über seine Züge, daß der Schichtmeister ordentlich betroffen ward. „Du scheinst wirklich ein recht seltsamer Geselle zu sein.“

„O je, ja!“ sagte der Teufel, „sehr. — Aber nun kann ich ja wohl gleich mit einfahren?“

Da ist er nun gleich mit der nächsten Schicht eingefahren, und wie er vor Ort kam, hat er sich daran gemacht, daß es nur so eine Art hatte.

Aber die andern wurden gewahr, wie stark er schaffte, und verglichen mit dem Heidengeld, das er am Ende der Woche ausbezahlt bekam, den geringen Lohn in der Hand, den sie für all ihren sauern Schweiß davontrugen. Da betrachteten sie ihn mit scheelen Blicken. Und sie steckten sich hinter den Steiger, daß er ihn an den „Fresser“ tue.

Der Fresser aber, das war ein so hart Gestein, so feste Strosse, daß weder Stahl noch Eisen darauf haften wollten. Hatte da nun ein fremder Berggesell, den man im guten loswerden wollte, etwa eine Schicht daran gearbeitet und viele Eisen verschlagen müssen, so gewann er so wenig Erz, daß, wenn es Geld gewesen wäre, er sich nicht davon hätte satt essen können. Weswegen er solcher Arbeit bald überdrüssig wurde und schleunig wieder aufpackte und sich hinwegbegab. Dann sagten die andern lachend: „Er hat ihn gefressen.“

Aber der Teufel merkte gar nicht, daß da eine Schwierigkeit war. Er hämmerte nur so ein bißchen auf den Fresser los, und gleich flog und splitterte das Gestein nach allen Seiten, und er hatte bald einen gewaltigen Haufen herausgeschlagen.

Wie er den zutage förderte, wurden die andern erst recht aufsässig. „Der baut das Erz allein ab, und wir können mit Weib und Kind in die Armut ziehen. Wenn wir einen neuen Stollen treiben, wer weiß, was der abwirft. Dies hier ist ein edler Anbruch. Schon zu viel Köpfe für kärglichen Lohn. Er soll sich doch weitertrollen.“

„Ohne Grund kann ich ihn nicht ablegen,“*) sagte der Steiger.

„Aber du kannst doch dem Schichtmeister zureden, daß er sagt: ‚So und so viel ist hier Lohn. Höheren gibt's nicht.‘ Er kann ja gemessener arbeiten.“

Dem Schichtmeister leuchtete das ein.

Wie am Ende der zweiten Woche der Teufel seine Löhnung verlangte, gab er ihm, was die Besten der andern bekamen.

„Das trägt's noch nicht,“ sagte der Teufel. „Ich habe wohl dreifach das Erz und Gestein.“

„Ich bin vom Bergwerk bestellt und muß haushalten,“ sprach der Schichtmeister. „Höheren Lohn gibt's bei uns nicht. Du kannst ja gemessener arbeiten.“

„Oho, Brüderchen!“ rief der Teufel. „So viel Erz, so viel Lohn! Her damit!“

Er verbäte sich alle Vertraulichkeiten, sagte der Schichtmeister. Ein Brüderchen von ihm wäre er nicht. Und wenn ihm der Lohn nicht passe, möge er weiterziehen.

Da ergrimmte der Teufel gewaltig, warf dem Schichtmeister das Geld vor die Füße und das Gezäh, Schlegel und Eisen, vor den Kopf; kümmerte sich nicht, daß er für tot liegen blieb, und rannte davon; rannte ein Dutzend Kinder über den Haufen, die sich hinter ihm heulend und klagend die Beulen rieben; tobte durchs Dorf, daß das Vieh im Stalle wild und alle Milch sauer wurde und die Frauen, die Wasser schöpften, zuerst in Ohnmacht und dann in den Brunnen fielen.

Aber der Teufel hatte dessen nicht acht. Er lief in der Wut weiter und weiter, bis er spürte, daß er ein wenig abgekühlt und sein Zorn etwas verraucht war. Da sah er sich um. Er befand sich in einer ganz andern Gegend. Aber Berge gab es da auch, und Gruben waren dort auch im Betrieb. Nun dachte er, er wolle es noch einmal versuchen. Es mußte doch irgendwo ordentliche Menschen geben; solche, wie er einer werden wollte. Aber dieses Mal wollte er auch ganz sicher gehen, um nicht wieder Aergernis zu haben, „denn das,“ sagte er, „schadet nur meiner Gesundheit. Was ich noch immer für einen heißen Kopf habe, ordentlich Schmerzen“.

Wie er also nun zu diesen Bergleuten kam, fragte er sofort: „Um was geht es denn hier? Wie ist das Ausbeding? Was jeder schafft?“

„Ei ja,“ sprachen die Bergleute argwöhnisch, „du meinst, weil du stark bist und mehr arbeiten kannst als wir; nein, nein, hier wird geteilt. Wir neun sind verschiedene Gewerke, die wir hier bauen, und jeder legt wöchentlich sein Geld für die Grube, und bringt auch jeder sein zugemessenes Erz am Ende der Woche hinweg.“

„Wenn's nur gilt!“ sagte der Teufel. „Ich kann nämlich nicht vertragen, wenn man nicht Wort hält. Darin bin ich komisch.“

Bei sich aber dachte er: ‚Je je! Wenn ich dabei nur nicht wieder auf schlechte Gedanken komme; nicht Arbeit genug für einen von meinem Tätigkeitsdrang. Ich muß suchen, mich zu zerstreuen. Ich werde einen Teil des Tages auf Reisen gehen.‘

Das tat er denn auch, trieb sich den weitaus größten Teil des Tages wer weiß wo zwischen Himmel und Erde umher, fuhr niemals mit ein, aber kurz ehe die Bergleute Schicht machten, war er auf einmal da, neben ihnen, Gott weiß wie! und baute mit. Das heißt, er tat wie zum Spaß ein paar Hammerschläge und hatte trotzdem stets den größten Haufen von allen, und in seinem Gestein stak immer das meiste Erz.

„Du bist wohl des Teufels Vetter?“

„Nee!“ sagte der Teufel und grinste.

„Dann hast ihn zum Bruder?“

Der Teufel grinste noch mehr: „Nee! Ich bin selber der Teufel.“

War das keck von ihm? — O nein! Er kannte die Welt genau und wußte, daß alles auf Erden geglaubt wird, nur niemals die Wahrheit. Da konnt' er es wagen.

Die Bergleute lachten auch nur und sprachen: „Na ja, so heißt er: Wolf Teufel.“

Aber ihr Aerger wollte doch irgendwo hinaus. Darum fingen sie an, ihn zu hänseln: „Pfui Teufel,“ rief einer und spie aus. „Wie kann man nur Teufel heißen?!“

„Verschimpfier mir meinen ehrlichen Namen nicht!“ sagte der Teufel.

„Teufel ist lange noch kein ehrlicher Name,“ höhnte ein andrer und spie wieder aus: „Pfui Teufel!“

In dem Teufel kochte es schon wieder, aber er bezwang sich. „Wenn der Teufel ehrlich ist, ist es sein Name auch,“ sprach er mit Nachdruck; denn er bildete sich natürlich nicht wenig darauf ein, daß er nun schon in der dritten Woche ein ordentlicher Mensch war.

Daß er damals dem Schichtmeister das Geld vor die Füße und das Gezäh an den Kopf geworfen hatte, so daß der für tot liegen geblieben war; daß er ein Dutzend Kinder über den Haufen gerannt und so durchs Dorf getobt hatte, daß alle Kühe im Stalle wild und alle Milch sauer geworden, und die Frauen, die Wasser schöpften, vor Schreck erst in Ohnmacht und dann in den Brunnen gefallen waren, das rechnete er nicht mit. Solche Kleinigkeiten spielen beim Teufel keine Rolle.

Er warf sich daher mit gutem Recht in die Brust, spie seinerseits aus und sagte: „Pfui, Kindermann! Wie kann man nur Kindermann heißen?“

Das wurmte nun den, der Kindermann hieß, nicht wenig; denn wenn einer auch gern über andre spottet, seiner selber will er selbstverständlich nicht spotten lassen. „Wir haben den Namen von Seiner Herzoglichen Gnaden.“

„Das ist auch was Rechts,“ sagte der Teufel. „Pfui, ihr andern! Wie kann man nur Robin, Just, Winter, Bodicke, Breitenbeck heißen?“

Aber die Justs, Robins, Bodickes, Breitenbecks saßen von altersher in dem Ort und waren es, die ihn gegründet und das Bergwerk erst rege gemacht hatten. Die durften den Kopf hoch tragen und brauchten sich ihre Namen von einem hergelaufenen Gesellen nicht vorwerfen zu lassen.

„Kein Mensch weiß, von wannen er kommt und wer er ist,“ murrten sie untereinander.

„Und wo er den ganzen Tag steckt.“

„Wird schon ein Liederjahn sein.“

„Ein unheimlicher Gesell ist er. Wenn er so plötzlich da auftaucht —“

„Und wie's immer riecht, wenn er einfährt. Pech und Schwefel —“

„Geht's etwan mit rechten Dingen zu, daß er immer das meiste Erz hat?“

„Da steckt sicher der Böse dahinter.“

„Der Mensch muß fort; fort muß er von hier.“

„Gutwillig geht der nicht.“

„So muß man ihn zwingen,“ sagte ein Bergmann. „Laßt mich nur machen, heut abend.“

Wie nun die Zeit da war, Schicht zu machen, und das Erz geteilt werden sollte, richtete der, der zuletzt gesprochen hatte, es ein, daß jeder der Neune einen größeren Teil davon bekam als wie der Teufel.

„Oho!“ rief der Teufel. „So haben wir nicht gewettet. Gleiches Maß! Ich habe mein Geld gelegt wie ihr!“

„Ueber und über genug für einen ledigen Menschen. Wir sind Familienväter!“

„Das geht mich nichts an,“ sprach der Teufel. „Und für das, — wenn ich auch nicht Weib und Kind habe, ich hab' eine alte Großmutter zu Haus, die von mir abhängt. Ich will, was mir zukommt! Gebt ihr mir's oder nicht?“

„Hol dich der Teufel!“

„Der holt euch, ihr Lumpen! Und das auf der Stelle!“

Er brüllte es mit so furchtbarer Stimme, rollte so gräßlich die Augen und wuchs zu so riesiger Höhe auf, daß den Bergleuten himmelangst wurde. Nun wußten sie, wer er war. Sie wollten einlenken, bitten, betteln: „Nimm alles, nur laß uns das Leben, Teufel.“ Sie wollten beten! Umsonst, ihre Zunge war wie gebannt.

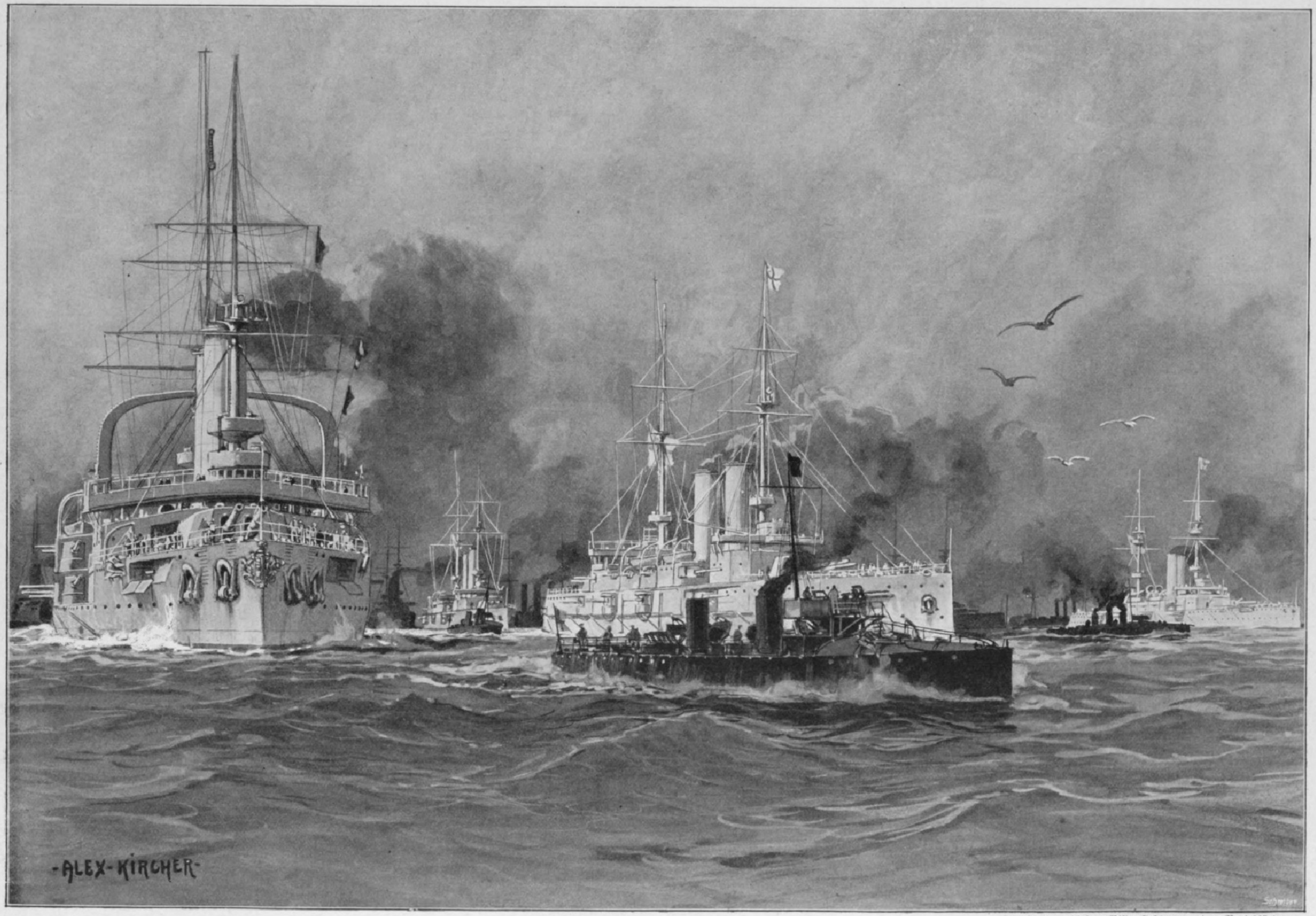
Und da wuchs der Teufel auch schon bis zur Decke, griff mit der Hand in die Zimmerung und riß und rüttelte an den Balken. Die Steine prasselten, der Fels stürzte, und mit donnerndem Krachen begrub alles der Berg. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Von den neun Bergleuten hat niemand im Leben wieder etwas gehört. —

Aber auch der Teufel hat's damals satt bekommen mit dem Menschsein und Ordentlichwerden. Er ist wieder Teufel geworden und hat's seit der Zeit schlimmer getrieben denn je.

Und darum sieht's in der Welt auch so aus.

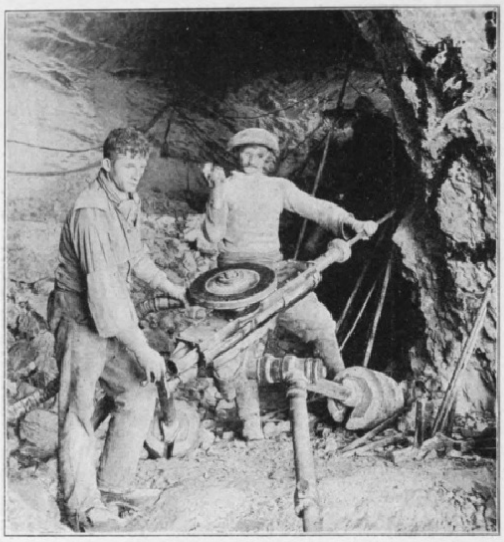
*) Ablegen = fortschicken.



Linienschiff „Triumph“ (Depl. 11400 Tonnen, 40 Gesch.) Linienschiff „Albemarle“ (Depl. 14000 Tonnen, 36 Gesch.) Flaggschiff „Exmouth“ (Depl. 14000 Tonnen, 36 Gesch.) Linienschiff „Caesar“ (Depl. 14900 Tonnen, 46 Gesch.)

Der Text zu diesem Bilde steht unter den Notizblättern

Die Schlachtschiffe der jetzt in der Ostsee kreuzenden englischen Kanalflotte. Originalzeichnung für „Über Land und Meer“ von Marinemaler Alex. Kircher



Beim Bau der Jungfraubahn

Die Jungfraubahn

Von

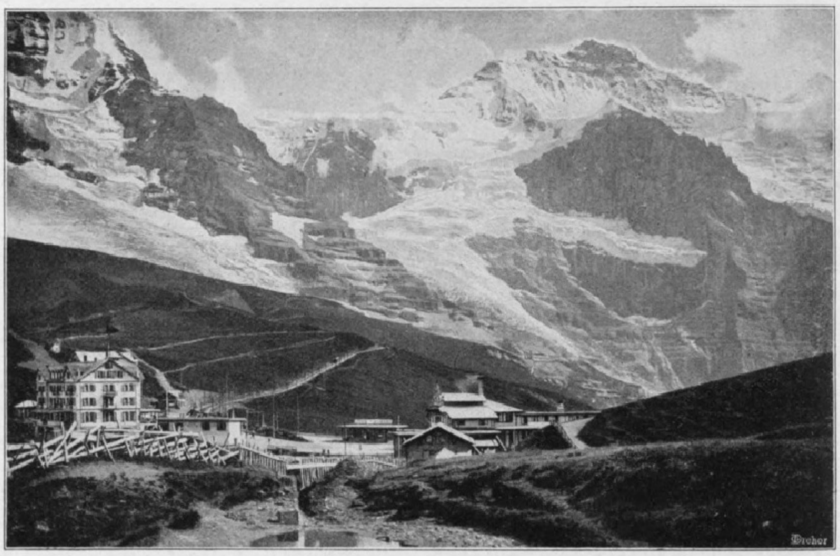
Dr. Hermann Kesser

(Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Krenn in Zürich)

Ein Traum, wie ihn der Franzose Jules Verne, der Poet der Ingenieure, hätte träumen können, ist Wirklichkeit geworden, und was die Polytechniker vor einem Jahrzehnt noch in ihren Kneipzeitungen belächelten, ist Tatsache: Einer der drei phantastischen Pläne, die in den neunziger Jahren in der Schweiz entstanden und den Schienenwegen auf den Gipfel der Jungfrau galten, ist jetzt zur Hälfte zur Ausführung gekommen, und mit der neu eröffneten Station „Eismeer“ der Jungfraubahn hat das Unternehmen wieder neuerdings bewiesen, daß die feste Zuversicht auf ein endgültiges Gelingen dieses fabelhaften technischen Kuriosums keine Utopie mehr ist. Den als schwer bekannten Anfang hat man hinter sich, die elektrischen Lokomotiven haben 3161 Meter überm Meer ihren Besuch gemacht, und Greise und Kinder haben jetzt Gelegenheit, die hochalpinen Geheimnisse, die sonst nur die Bergsteiger mit Gefahr ihres Lebens kaufen konnten, von sicherem Port aus in Augenschein zu nehmen.

Doch seltsam! Gerade als ob ein gewisses Arbeitsquantum von Energie und Fleiß die Vorbedingung für ein richtiges Genießen wäre: den Jungfraubahnfahrern bereiten die großartigen Bilder, die man ihnen in den Felsenschaufenstern der Bahn zeigt, zwar viel Freude und überraschende Eindrücke, aber im Gegensatz zu den Bergsteigern empfinden sie die unverdient und unvermittelt nach dem Tunneldunkel geschenkte Hochgebirgsnatur wie ein künstliches Bild, und weil die Schönheiten nicht sukzessive, sondern fast katastrophal auftreten, muß man sich erst an ihre Realität gewöhnen. Man denke sich einmal die sonderbare Wechselfülle von Gefühlen bei einer Jungfraubahnfahrt: Zuerst das Bild des ungeheuern, erdrückenden Massivs Jungfrau-Eiger-Mönch von der Kleinen Scheidegg aus, dann die rasche Fahrt an den Fuß des Eigergletschers und schließlich die ungewisse, lichtlose Fahrt im Berginnern, aus der man auf den einzelnen Stationen wie durch einen sonderbaren Zauber ans Tageslicht gerufen wird: Wir stehen in Räumen, wie wir sie noch nirgends geschaut haben, blicken in Fernen, die uns unendlich und unfaßbar vorkommen, sehen Eis und Schnee und Felsgestein in unermeßliche Tiefen donnern und müssen das Auge an Naturformen gewöhnen, die uns in ihrer imposanten, abweichenden Fremdheit beängstigend erscheinen. Dazu ein frischer, erkältender Lufthauch, nach heißer Fahrt eine regelrechte Winterlandschaft mit Nebel und frostigem Naß. Alles in allem: Es sind verwirrende Impressionen, denen wir ausgesetzt werden, und wir müssen uns zusammennehmen, um die vielen Einzelheiten zu einem geschlossenen Ganzen zu summieren. Vermeinen wir zuerst doch eine Schaustellung, Theaterkunst und Kulisseneffekte zu sehen, ehe wir erfassen, daß die merkwürdigen Eismassen, die durchfurchten und gähnenden Schneegründe mit ihren Höhlen und Tiefen mit den sagenhaften Gletschern identisch sind, die wir vom Tale aus so oft erschaut haben und die uns früher unerreichbar schienen.

Jungfrau-Eismeer heißt die neueste Station der Bahn, von der wir diesen Blick in die Gletscherwelt tun können. „Eismeer“ ist die höchste Eisenbahnstation der Welt und sicher auch die originellste. Wie auf der Station Eigerwand hat auch auf Eismeer der Fels das Material für den Bau der Station geliefert: Die sämtlichen künstlich geschaffenen Räume sind in den Felsen ausgesprengt, mächtige natürliche Riesensäulen tragen die rohe, zackige Felsdecke und bilden ungeheure, in den Stein gehauene Felsenfenster; es sind massive, an Höhlen erinnernde Räume, so fest gebaut, daß sie in einem großen Verteidigungswerk stehen könnten. Zurzeit sind die Mineure gerade damit beschäftigt, die Felsenstation zu erweitern und auszusprengen. In Nebenkammern sollen Schlafräume für Touristen und Bergführer geschaffen werden, und durch Heizung, Holzverkleidung und große Spiegelscheiben wird die



Kleine Scheidegg mit Blick auf die Jungfrau, Ausgangspunkt der Bahn



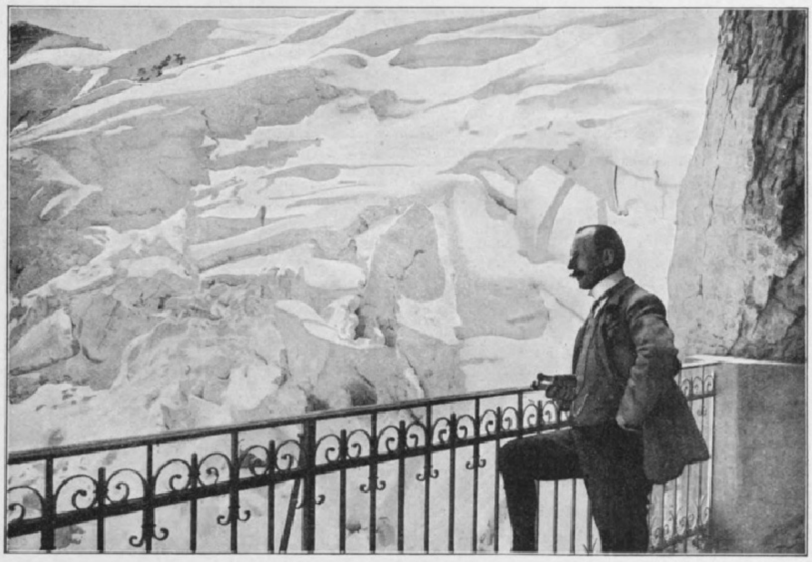
Ausblick von der Station „Eismeer“ auf Schreckhorn, Wetterhorn und Grindelwaldgletscher

Station Eismeer zu einem behaglichen, komfortabeln Aussichtspunkt umgewandelt, der in nichts mehr daran erinnert, daß man sich hier 3161 Meter über dem Meere inmitten einer Gletscherwelt befindet, die in solcher Großartigkeit nicht mehr auf unserm Kontinent zu finden sein soll. Denn die Südseite der Jungfraugruppe weist die schönsten und mannigfaltigsten von den als zugänglich bekannten Gletschergebieten auf. Von der Terrasse der Station Eismeer, die nach Süden gelagert ist, sieht man in einen ungeheuern, in fahlem Blau und Grün leuchtenden Gletscherkessel, der auf allen Seiten von einem schneeigen Zinnenkranz umrahmt wird, in unmittelbarer Nachbarschaft grüßt die schweigsame, flimmernde Herrlichkeit des unteren Mönchsjoches, das felsige Zackengebilde des Berglis, das Walcherhorn und das Grünhorn. Von bevorzugten Bergfürsten erkennt man das Schreckhorn, die Lauteraarhörner und das Wetterhorn und eine Unzahl von Spitzen. Ein imponierendes Ensemble von den Hünen der Alpen, in dem das Mönchsjoch das Hauptwort spricht. Mehr als zwanzig Gletscher hängen in den Kessel herab, ein Chaos von Eis und Schnee, von wilden Schlünden und schwarzen Spalten zerrissen. Ich konnte beim Anblick der erstarrten Welt begreifen, daß man von Schrecknissen des Hochgebirges sprechen kann. Dort haben Sturm und Schnee ein überhängendes Riesendach geschaffen, hier liegt ein Schneefeld, so zertreten und zerwühlt, als ob Riesenkinder mit den Elementen gespielt hätten und der Gletscherkessel der



Wartesaal der Station „Eismeer“

Schauplatz eines Kampfes zwischen Lapithen und Zentauren gewesen wäre, die sich gegenseitig häusergroße Eis- und Felsmassen an den Kopf geworfen haben mochten. Ein Symbol der ewig währenden Bewegung und Zerstörung. Kein Wunder, wenn die schaffende Phantasie der Aelpler diese Eiswelt mit Gespenstern und Spukgestalten beseelt und den häufigen Wechsel der Szenerie auf das Wirken unzufriedener Berggeister zurückführt, die, zornig über den störenden, hämmernden Fortschritt, der dort oben anklopft, Lawinen und Felsmassen heruntertosen lassen, die Mineure im Tunnel unter den Felstrümmern begraben und die Spuren der vorwitzigen Menschenhand tilgen wollen, die jene Eiswelt aus ihrer tausendjährigen Verschlafenheit aufscheucht. Heute hat man die Rübezahls, die auf dem Konkordiaplatz in hellen Mondnächten ihr Unwesen treiben sollen, nicht mehr zu fürchten. Ungestraft darf man von dem lawinensicheren Standpunkt aus nach Berggeistern, Gletschern und Schlünden ausspähen und kann der dröhnenden Gewalten lachen, die ohnmächtig ihre Massen ins Tal hinunterdonnern. Den boshaften Eisgespenstern zum Trotz wird überdies die ganze Umgebung mit gefahrlosen Wegen ausgestattet, Bergfexe sagen: profaniert werden. Eine Felstreppe mit Geländer und Drahtseil wird in den Gletscherkessel hinunterführen, zum Eiger wird über das Eigerjoch eine Weganlage gebaut, und die spröde Jungfrau kann von der Station Eismeer aus in einem Tag bewältigt werden. Was sie wohl dazu sagen wird?



Aussicht von der Station „Eismeer“

Ohne jedes Mißfallen wird sie nicht zuschauen, und abergläubische Bergführer prophezeien den dreisten Mineuren vor Torschluß noch eine arge Enttäuschung, sie halten es für Respektlosigkeit und Frechheit, mit der Eisenbahn in solche Höhen zu steigen und Geld und Technik gegen persönlichen Wagemut auszuspielen. Für romantische Menschen ist die Jungfraubahn die Tragödie der Berner Eiskönigin, und das Kilometerstück Tunnel im Berginnern, durch den jetzt die Station Eigerwand mit Eismeer verknüpft ist, bedeutet für sie eine neue Wendung zur Katastrophe.

Die im Jahre 1903 eröffnete Felsenstation Eigerwand, ursprünglich auf Grindelwaldblick getauft, bietet ein von Eismeer völlig verschiedenes Bild. Hier die Geheimnisse der Schnee- und Eiswelt und das abgeschlossene Hochtal, dort der Gruß in die Ebene und zu den Menschen, das ganze Naturmuseum des Berner Oberlandes zu unsern Füßen ausgebreitet: Interlaken zwischen dem Thuner- und Brienzersee, das Lauterbrunner Tal, die Kleine Scheidegg und Grindelwald, das Faulhorn, die Schynige Platte, Männlichen und Beatenberg mit ihren Hotels, in der Ferne Rigi und Pilatus und an dunstfreien Tagen Vogesen und Schwarzwald. So weit kann der neue Scheinwerfer sein Licht zwar nicht senden, aber auf den Höhen des Uetliberges bei Zürich ist das Riesenlicht sichtbar, das nicht weniger als 96 Millionen Normalkerzen stark ist und nächtlicherweile in der ganzen Schweiz für die Jungfraubahn Reklame macht. Der große Scheinwerfer paßt zum Stil der Jungfraubahn, dieser bequemen Vermittlerin alpiner Großartigkeit im Gewande moderner Technik.

Die Anlage der im Charakter so verschiedenen Stationen war die Idee des unternehmenden Gründers, der Plan von Adolf Guyer-Zeller, dem ehemaligen Präsidenten der Schweizerischen Nordostbahn, gleichzeitig ein Ingenieur, Finanzmann und Idealist in seinem Sinne, dem es gelang, die schwankenden Projekte der Planjahre auf eine endgültige Formel zu bringen. Guyer hat schon im Jahre 1899 das Zeitliche gesegnet, einige Monate ehe die erste provisorische Felsenstation „Rotstock“ dem Betrieb übergeben werden konnte. Das Werk, dessen Fortsetzung von der Unternehmung als eine Art Ehrensache betrachtet wird, nahm nach seinem Tode nur einen langsamen Fortschritt, und bis das letzte Teilstück der Bahn, der Aufzug zum Gipfel der Jungfrau, in Betrieb ist, wird wohl noch ein kleines Dezennium ins Land gehen.

Selbst wenn es, wie von der Jungfraubahngesellschaft nach geäußerten Zweifeln in Abrede gestellt wurde, nicht möglich wäre, die Bahn bis zum Gipfel der Jungfrau fortzuführen, ist schon jetzt mit Station Eismeer eine bahntechnische Tat gegeben, die nicht so bald ihresgleichen haben wird, und alle Bedenken von skeptischen Kritikern aus Fachkreisen, die den Jungfraubahnplan mit einer Münchhausiade verglichen, sind jetzt durch die Vollendung der halben Strecke widerlegt. Auch der unvollendeten Jungfraubahn wird es an Besuchern nicht fehlen, und die Station „Eismeer“ wird bald das Ziel der Schweizer Touristen sein.



Nach Ankunft eines Zuges auf der Station „Eismeer“

Soll die Frau objektiv sein?

Von

Anna Pötsch

„Sollen Frauen objektiv sein?“ Diese Frage wird wohl bei manchen die Gegen- oder richtiger die Vorfrage herausfordern: „Können Frauen objektiv sein?“ Und in der Tat, es wäre widersinnig, ein „Du sollst“ aufstellen zu wollen, bevor man die Möglichkeit des Könnens untersucht hat.

Wie also ist es mit der Fähigkeit der modernen Frau bestellt, objektiv zu sein im Denken, Urteilen und Handeln?

Objektivität setzt voraus, daß man einmal von allem Persönlichen, von allen Sympathien und Antipathien abstrahiere, daß man den in Rede stehenden Gegenstand ruhig und sachlich prüfe und das Resultat dieser Prüfung, je nachdem, zur Grundlage seines Urteilens oder Handelns mache. Dieser Prozeß erfordert eine Herrschaft über das eigne Ich, die in der Regel nur gradweise gelingt, denn auch dem logischsten, kühlsten Denkakt pflegt stets etwas von der Persönlichkeit des Denkenden anzuhaften, von der Entwicklungsstufe, auf der er und seine Zeit stehen, von seiner Berufsindividualität, von seiner Lebensanschauung. Und das ist ein Glück, denn der wäre kein frischer, lebendiger Mensch mehr, sondern eine mechanische Denkmaschine, der all dies in allen Fällen gänzlich zu verleugnen vermöchte. Wohl aber wird eine in den angedeuteten Grenzen sich bewegende, also relative Objektivität zu den Leistungen gehören, die den Geist mit weitem Horizont von dem mit einem engen trennt. Aber wichtiger als die Weite des geistigen Blickes, die mehr eine Folge als eine Vorbedingung der Objektivität ist, sind für ihr Gedeihen gewisse Naturanlagen. Sie ist selten und minder ausgeprägt vorhanden dort, wo im menschlichen Seelenleben die Gefühls- und Phantasievorgänge dominieren, während sie sich ungehindert entfaltet auf der Basis stark entwickelter Verstandesfunktionen. Demnach wird der Künstler, zu dessen Wesen es ja gehört, daß sein Gefühls- und Phantasieleben auf jeden, auch den leisesten Reiz lebhaft reagiert, in der Regel wenig von kalten, objektiven Erwägungen wissen wollen, sie werden dagegen unerläßlich sein für den Beruf des Gelehrten.

Aber diese Unterscheidung gilt nicht nur für die Angehörigen der verschiedenen Berufsarten, sie gilt auch für die Angehörigen der verschiedenen Geschlechter. Es ist eine bis zur Ermüdung wiederholte Tatsache, daß das Seelenleben der Frau — einzelne Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, abgerechnet — durchschnittlich gefühlsmäßiger verläuft als das des Mannes. Inwieweit hierbei Ursachen der physiologischen Veranlagung, der Erziehung und jahrhundertelanger Gewöhnung beteiligt sind, soll hier im einzelnen nicht untersucht, es soll nur daran erinnert werden, daß all diese Einflüsse die in Rede stehende Tatsache genügend erklären. Das Vorwalten des Gefühls, also des unlogischsten, unsachlichsten aller Bewußtseinsvorgänge, das sich immer wieder im Seelenleben der Frau bemerkbar macht, scheint eben nicht für ihre Befähigung zur Objektivität zu zeugen, und es fehlt nicht an Stimmen, die sie ihr gänzlich absprechen.

„Das Weib wäre nicht das Weib, wenn es nicht Partei ergriffe,“ sagt Karl Joel, und der Held in Friedrich Vischers geistreichem Roman „Auch Einer“ erblickt eine Uebereinstimmung zwischen dem Wesen der Natur und dem der Frau u. a. auch darin, daß beide „schlechterdings nicht mit sich reden lassen, daß man mit Gründen absolut nichts bei ihnen ausrichtet“. Aehnliche Aussprüche bedeutender Männer ließen sich noch eine ganze Reihe anführen, und wenn sie in der Regel auch etwas schroff formuliert sein mögen, so können sie doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, nicht jeder tatsächlichen Grundlage entbehren. Die Frau — das ist nicht abzustreiten — urteilt durchschnittlich mehr sprunghaft als logisch, mehr mit dem warmen Herzen als mit dem kalten Verstand, sie läßt sich häufiger von Instinkten und subjektiven Gefühlen als von objektiven Gründen und Erwägungen leiten; es liegt etwas Wahres in dem Dichterwort: „Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.“ Das ist indessen keineswegs immer ein Nachteil, sondern häufig ein Vorzug der weiblichen Eigenart; der angeborene weibliche Instinkt, der weibliche Takt, sie führen oft rascher und sicherer zum Ziel als die schärfsten, vorsichtigsten Schlußfolgerungen des Mannes. In richtiger Würdigung dieses Umstandes haben sich wohl auch viele der höheren geistigen Ausbildung der Frau, nach der unsre Epoche strebt und die sie bereits erfolgreich ins Werk setzt, entgegengestellt. Man fürchtete, das wissenschaftliche Studium, ja jede einseitige Fachbildung überhaupt würden der Frau gleichsam den Blütenstaub von der Seele streifen.

Diese Befürchtung erweist sich als überflüssig dort, wo es sich um echt weibliche Naturen handelt; denn je spezifischer das Weib nach dieser Richtung Weib ist, desto sicherer wird es sich als solches bewähren, gleichviel, auf welche Bildungsstufe, in welche Lebenslage man es versetzt. Allein wie oft oder vielmehr wie selten finden sich heutzutage noch solche sieghaft ungeteilte Frauennaturen? Sie waren stets in der Minderzahl und sind es besonders jetzt, denn auch an dem Weibe der Gegenwart sind die Einflüsse der Vererbung, der Kultur, der Notwendigkeit nicht spurlos vorübergegangen. Es gibt Fälle genug, in denen nicht die Phantasie, der rasche Instinkt der Mutter, sondern der scharfe, prüfende Geist des Vaters auf die Tochter übergegangen ist. Komplizierte Verhältnisse, verwickelte Forderungen, die auch das sicherste Gefühl nicht immer ohne weiteres zu entwirren vermag, umgeben heutzutage vielfach die Frau so gut wie den Mann.

„Sollen Frauen objektiv sein?“ Diese Frage tönt hinein in das Frauenleben der Gegenwart, auch wenn die Frauennatur ursprünglich nicht vorwiegend auf Objektivität angelegt ist — nicht vorwiegend — denn die Behauptung, daß sie gar nicht darauf angelegt sei, ist unzutreffend; sie widerspricht den einfachen, unleugbaren Tatsachen unsrer psychologischen Erfahrung, denn unsre Bewußtseinsvorgänge pflegen sich nie streng voneinander gesondert, sondern stets in einer gewissen Gemeinsamkeit zu vollziehen. Jedem Denkprozeß gehen mehr oder minder Gefühle, allen Gefühlen gehen mehr oder minder Gedankenverbindungen parallel, so daß wir in jedem Moment unsers Lebens, mögen wir uns nun dessen bewußt sein oder nicht, denkende und fühlende Wesen zugleich sind. Auf dieser psychologischen Grundlage nun kann und muß auch die rechte gesunde Objektivität erwachsen, von hier aus kann und muß es gelingen, das üppig wuchernde weibliche Gefühls- und Phantasieleben durch klares, vernünftiges Denken zu zügeln, nicht zu ersticken.

Wird dies zu geschehen haben durch strenge, wissenschaftliche Schulung? Möglich, daß in einzelnen Fällen dieser Weg zum Ziele führt, der allgemein gangbare wird er jedenfalls nicht sein können, auch nicht zu sein brauchen.

Im Gegenteil, den besten Erfolg werden diejenigen Bemühungen um weibliche Objektivität haben, die anknüpfen nicht an kalte, starre Prinzipien, sondern an gefühlsstarke Ideen, die imstande sind, die Seele der Frau zu weiten und zu erwärmen. Welcher Gedanke aber wäre dazu mehr geeignet als der an die „menschheitpflegende Bestimmung“ des Weibes, wie Friedrich Fröbel sich ausdrückt, oder mit andern Worten, an die erzieherische Aufgabe, die es zu lösen hat? Gerade auf diesem Gebiete ist der Frau Objektivität vonnöten und gerade hier liegt diese noch vielfach sehr im argen. Man pflegt das Weib auch in dieser Beziehung mit Vorliebe auf seine natürlichen Instinkte, auf seine Mutterinstinkte zu verweisen und von diesen alles Heil in schwierigen Erziehungsfragen zu erwarten. Aber einmal sahen wir, daß das Gefühls- und Instinktleben gegenüber den komplizierten Verhältnissen der Gegenwart überhaupt häufig ins Irren gerät, und sodann sind die Mutterinstinkte begreiflicherweise diesem Schicksal besonders häufig unterworfen. Sich selbst richtig beurteilen, streng gegen sich selbst sein, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die es gibt: das Kind aber ist ein Teil, der liebste Teil der normal empfindenden Mutter, und so wird sie, wenn sie lediglich ihrem Gefühl folgt, auch hier verhältnismäßig nur selten klar sehen und zielbewußt handeln. Wie oft begegnet man daher sogar klugen, gebildeten Müttern, die das augenblickliche Wohlbefinden ihres Kindes mit seinem wahren Wohl verwechseln, die prächtige Splitterrichterinnen abgeben für die Fehler fremder Kinder, die sich aber in rührender Unwissenheit befinden über die gleichen oder vielleicht größeren ihrer eignen Sprößlinge. Auf den unbefangenen Beobachter könnten derartige Vorkommnisse oft geradezu komisch wirken, wenn ihre Folgen nicht gar so traurig wären.

Gewiß, lebendiges subjektives Empfinden, warmes Muttergefühl für den zu erziehenden Gegenstand sind unerläßliche Vorbedingungen zu jeder ersprießlichen erzieherischen Tätigkeit, aber diese wird nur dann, relativ, völlig gelingen, wenn zugleich klare Einsicht in die objektiven Lebensverhältnisse und Lebensziele, wenn die Fähigkeit vorhanden ist, das geliebte Erziehungsobjekt auch einmal ganz sachlich unter die Lupe unerbittlicher Kritik zu nehmen. Weil diese Fähigkeit durch die zügellos waltenden Mutterinstinkte nicht selten verdunkelt oder ganz vernichtet wird, kann man ja häufig genug wahrnehmen, daß bezahlte Erzieherinnen, die das Herz auf dem rechten Fleck und Liebe zu ihrem Zöglinge haben, diesen in seiner geistigen und seelischen Entwicklung weit besser fördern als diejenige, die von Natur und Rechts wegen am meisten dazu berufen wäre. Wenn die Frau ihre hohe erzieherische Kulturaufgabe an dem heranwachsenden Geschlechte lösen, ja auch nur recht begreifen soll, muß sie eben imstande sein können, über ihr eignes kleines Subjekt hinaus zu denken und zu handeln, sich selbst und ihr Kind nicht aufzufassen als Spielbälle ihrer momentanen Eingebungen, sondern als Glieder einer staatlichen Gesamtheit, für die sie verantwortlich ist. Dieser ernste, aber erhebende Verantwortlichkeitsgedanke sollte gefühlsstark genug sein, um die Basis zu bilden für die rechte, aus der Enge in die Weite segensreich wirkende Objektivität der modernen Frau.

Daß die letztere sich überhaupt immer mehr empfinden lerne als Teil eines Gemeinwesens, das ihr Rechte gewährt und dem sie daher auch Pflichten schuldet, ist eine Forderung, die man heutzutage nicht energisch genug betonen kann, heutzutage, wo es auch für das Weib gilt, die wichtigen Wechselwirkungen zwischen Individuum und sozialem Ganzen bewußter ins Auge zu fassen.

Namentlich durch die wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart ist das weibliche Geschlecht dazu gedrängt worden, nach möglichster ökonomischer Selbständigkeit, nach Betätigung auf allerhand Berufsgebieten zu streben. Die Frau sieht sich genötigt oder setzt wohl auch ihren Stolz darein, im Berufsleben ihre Kraft mit der des Mannes zu messen. Dadurch ist sie zu einem Bewußtsein der eignen Individualität gelangt, von dem sich die Mitglieder ihres Geschlechtes aus früheren Jahrhunderten nichts träumen ließen; dadurch ist in ihr vielfach das Verlangen erwacht, die Frauenfrage oder, präziser ausgedrückt, die Stellung des Weibes in Familie, Gesellschaft und Staat den Forderungen der Neuzeit entsprechend mit regeln zu helfen. Das ist gewiß als ein Fortschritt und als das gute Recht der Frau zu betrachten, aber auch hier werden ihre Bemühungen nur dann dauernd von Erfolg begleitet sein, wenn sie sich auf einen objektiven Standpunkt stellt, das heißt, wenn sie die auch noch so berechtigten subjektiven Ansprüche ihres Geschlechtes in Einklang zu bringen weiß mit den objektiven Daseinsbedingungen von Familie, Gesellschaft und Staat. Das rechte Verhältnis zu finden zwischen Individuum und sozialem Ganzen, dieser eigentliche Inhalt der gesamten sozialen Frage ist zugleich der springende Punkt in der Frauenfrage. Wo dies nicht mit voller Klarheit erkannt wird, da verliert man sich auf beiden Gebieten in Ausschreitungen; da predigt man dort nicht Reform, sondern Umsturz der Gesellschaft, da proklamiert man hier nicht die Gleich*wertig*keit, sondern die unbedingte Gleich*artig*keit der Geschlechter, die Berechtigung und Durchführbarkeit der freien Liebe und was dergleichen Auswüchse mehr sind.

Soll die Frau objektiv sein, zu möglichster Objektivität erzogen werden? Je mehr man dem Weibe das Recht einräumt, sich als Individualität zu betrachten, desto mehr muß man diese Frage bejahen in Wort und Tat. Diese Frage mit der Tat bejahen, heißt aber nichts andres, als den Gesichtskreis des Weibes erweitern, es mehr und mehr befähigen, seine Leistungen als kulturelle Leistungen, seine Versäumnisse als kulturelle Versäumnisse aufzufassen. Dieser Prozeß bedeutet — und das wird ihm eben nicht überall Freunde erwerben — auf der einen Seite allerdings eine Beschränkung des Individuums, denn wer den Blick fest, objektiv auf das Ganze gerichtet hält, der wird diesem vielfach das Einzelne, sich selbst, unterordnen müssen. Aber welche tiefer greifende Lebensanschauung vermöchte ohne das auszukommen? Hat doch sogar der Erzindividualist Nietzsche, der das Schlagwort vom Ausleben der Persönlichkeit in der Gegenwart in Umlauf gebracht hat wie kein andrer, das Subjekt binden wollen durch die Hingabe an ein Ideal, an den Uebermenschen, was, ohne Verzerrung gesehen, nichts andres besagen will, als ein Mit-allen-Mitteln-Hinarbeiten auf eine lebenskräftigere und daher lebensfreudigere Zukunftsmenschheit.

Die Frau braucht nicht Philosophie in schulmäßigem Sinne zu treiben, aber sie sollte sich mit ihrem warmen, für das Erhabene rasch entflammten Gefühl auf diesen hier eben angedeuteten echt philosophischen Standpunkt zu stellen suchen. Sie wird dadurch nicht zu unpersönlich werden — dafür sorgt schon ihre leicht erregbare Psyche —, allein sie wird sich auf diese Weise mehr und mehr zu größerer innerer Klärung und Festigkeit hindurcharbeiten lernen. Man hört heutzutage, namentlich von



Bußübung beim Gottesdienst



Kreuztragen im Refektorium

Männern, die Klage, daß das Weib mit zunehmender Bildung sich vielfach jenen kleinen und kleinsten Pflichten zu entziehen versuche, die ihm im häuslichen Leben zufallen. Die in unserm Sinne objektive Frau wird das nicht tun, denn sie hat erkannt, daß im Hinblick auf ein gewaltiges Ganzes die Wertbegriffe Groß und Klein zurücktreten, relativ sind, daß hier einzig und allein entscheidend ist die Vollziehung des Nützlichen, des Notwendigen. Sie erscheint sich selbst nicht klein, wenn sie das sogenannte Kleine verrichtet, weil sie es schaut im Zusammenhange mit dem Großen, dem Unendlichen.

Diese Art von Objektivität wird ferner dazu führen, daß das weibliche Geschlecht größere Duldung übt gegen seine eignen Mitglieder Hausfrau und Haustochter, die das Glück haben, im Schoße der eignen Familie leben und wirken zu können, und die beruftreibenden Frauen, die den unerbittlichen Kampf mit dem Dasein auf sich nehmen, werden einander besser verstehen lernen als bisher; sie werden ihre Tätigkeit gegenseitig auffassen lernen als etwas durch allerhand äußere Verhältnisse und Naturanlagen Bedingtes, das, wiederum im Hinblick auf das Ganze, das Notwendige, gleiche Würdigung verdient. So könnte der Dünkel, mit dem die verheiratete Frau vielfach auf die unverheiratete herabblickt, so könnte der Neid, mit dem diese jene häufig betrachtet, mehr und mehr verschwinden und gegenseitiger Förderung Platz machen; so könnte, mit einem Wort, ein lebhafteres Solidaritätsgefühl als bisher das ganze Geschlecht umschließen und vorwärts führen.

Die Frau zu möglichster Objektivität erziehen, heißt demnach, sie zu einem bewußteren, innerlich freieren, großzügigeren Wesen machen, einen geeigneten Boden schaffen für eine dem Wohle des Ganzen heilsame Lösung der Frauenfrage.



Im Klostergarten

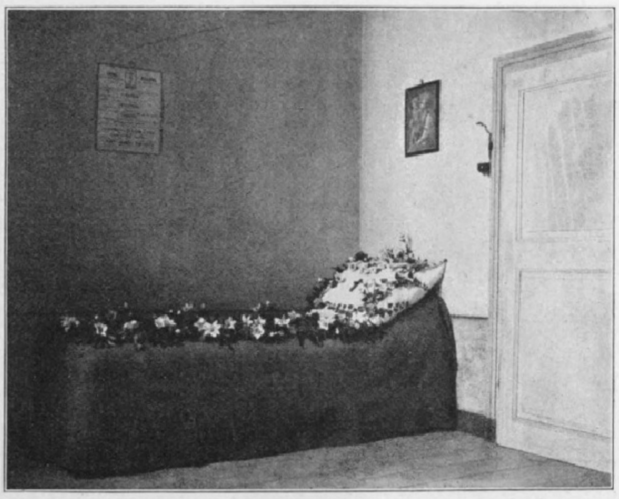
Bei den Karmeliterinnen

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Léon Bouet)

Im Jahre 1156 wurde auf dem Berge Karmel, wo der Prophet Elias mit den Baalspriestern stritt, von einem Kreuzfahrer aus Kalabrien mit Namen Berthold der Orden der Karmeliter gegründet. Der Frauenorden der Karmeliterinnen ist eine Stiftung des Ordensgenerals Johann Baptist Soreth — sein Anfang fällt in das Jahr 1452 —, und man griff bei Feststellung seiner Satzung auf die ursprünglichen überaus strengen Ordensregeln zurück. So hat sich denn gerade bei den Karmeliterinnen ein Stück des fernsten Mittelalters bis auf unsre Tage erhalten. Weiter kann die Lebensverneinung, die fanatische Abkehr von allem Irdischen kaum getrieben werden als in den kahlen Zellen der Schwestern vom Berge Karmel, und doch hat dies freudlose Dasein, das keinen andern Schmuck kennt als die Embleme des Todes und der Vernichtung, bis auf unsre Tage gar viele, die sich im Strudel der Welt wohl sein ließen, zuletzt in seinen Bann gezogen, und manche Dame der großen Gesellschaft endete ihr Leben als namenlose, ewig verschleierte Schwester. Das Leben der Karmeliterinnen fließt eintönig in Betübungen, Kasteiungen und harter Arbeit dahin. Die Karmeliterinnen bilden übrigens keinen fest zusammenhängenden Orden, jede Gemeinschaft ist unabhängig und untersteht nur dem Bischof der Diözese.



Begräbnis einer Karmeliterin



Totenbett einer Karmeliterin nach dem Begräbnis



Phot. C. O. Bulla, St. Petersburg

Ankunft der Leiche des ermordeten Stadthauptmanns Grafen von Schuwalow in St. Petersburg

Notizblätter

Die englische Kanalflotte in der Ostsee

Freundnachbarliche Regungen waren es gewiß nicht, welche die englische Regierung veranlaßten, ein Panzergeschwader von einer Stärke, wie es seit den Tagen des Krimkrieges nicht mehr den Belt passiert hatte, in die Ostsee zu entsenden. Denn wenn man auch versucht hat, durch den Hinweis darauf, daß diese Reise schon seit Monaten projektiert sei, die erregten Gemüter etwas zu beruhigen, so zeigt doch allein die Wahl des Termins, um diesen Plan bekannt zu geben,



Büste der deutschen Kronprinzessin. Von Hugo Beerwald

unmittelbar nach der Kaiserzusammenkunft in Björkö, deutlich, was England mit dieser Demonstration sagen will. Da ein Grund zu unmittelbarer Besorgnis nicht vorliegt, so wird man in Deutschland wohl gute Miene zu diesem kriegerischen Spiel machen — haben deutsche Kriegsschiffe in letzter Zeit nicht auch allzu häufig englische Häfen besucht? —, die Briten mit ernster Höflichkeit empfangen und der ganzen Angelegenheit die gute Seite abzugewinnen suchen. Denn der Flottenbesuch hat entschieden eine gute Seite. Die Engländer geben uns hier gewissermaßen einen Anschauungsunterricht allergrößten Stils, eine Lehre, wie sie eindringlicher der Flottenverein nicht predigen könnte. Das englische Geschwader, das übrigens unsre ganze heimische Schlachtflotte an Stärke übertreffen dürfte, besteht teilweise aus ganz neuen und großen Linienschiffen, deren Konstruktion sich soeben in Ostasien glänzend bewährt hat. Der englische Flottenbesuch wird wohl auch den weitesten Kreisen die Augen darüber öffnen, daß Deutschland unmöglich länger so kleine Linienschiffe bauen kann, daß sie nächstens von Schiffen fast sämtlicher Nationen übertroffen werden, und daß Deutschland seine Schiffe nicht länger mit einer Artillerie bestücken darf, deren schwere Geschütze, wie zum Beispiel auf unsrer Kaiserklasse, ungefähr den mittleren eines wirklichen modernen Linienschiffs gleichkommen.

Russlands innere Lage

Unser Bild, das die Ankunft der Leiche des ermordeten Stadthauptmanns von Moskau, Grafen von Schuwalow, auf dem Bahnhof von St. Petersburg darstellt, lenkt den Blick zurück auf die furchtbare, an Niederlagen und Bluttaten reiche Epoche der jüngsten Geschichte des Reußenreiches, deren Abschluß jetzt vor der Tür zu stehen scheint. Was bis vor kurzem niemand zu hoffen wagte, wird Ereignis: Rußland tritt in die Reihe der Verfassungsstaaten. Im Januar 1906 soll die Gossudarstwennaja Duma zusammentreten, keine beschließende, sondern eine beratende Volksversammlung, der aber eine gewisse Aufsicht über die Verwaltung zusteht. Das Grundgesetz des russischen Staates, betreffend die selbstherrliche Gewalt des Zaren, bleibt also unangetastet. Der Verfassungsentwurf sieht indirekte Wahlen vor, denen ein Zensus zugrunde gelegt ist. Die Regierung verlegt also das Schwergewicht der Versammlung auf die Grundbesitzer und Bauern, indem sie die Arbeiter entweder rechtlich oder tatsächlich beinahe ganz von der Wahl ausschließt. Es steht zu erwarten, daß dieser Entwurf, wenngleich sich sofort gegnerische Stimmen laut genug vernehmen ließen, dem Lande zum Segen gereichen wird, sobald erst der Friede wieder eingekehrt ist. Ob die Aussicht auf diese Verfassung dagegen das Volk zu einer Weiterführung des Krieges begeistern wird, ist zum mindesten unwahrscheinlich.

Stand der Friedensverhandlungen

Unser Bild, das den Präsidenten Roosevelt in der Mitte, ihm zur Seite die beiden streitenden Parteien, hie Rußland, hie Japan, zeigt, kann auch symbolisch aufgefaßt werden. Denn der Präsident der amerikanischen Union ist unstreitig die treibende Kraft bei den ganzen Verhandlungen, und seiner Energie ist es zu danken, daß man bislang, sobald sich bei den einzelnen Punkten der von Japan aufgestellten Bedingungen Widersprüche ergaben, immer wieder entweder einen Weg zur Einigung oder wenigstens irgend einen Gesichtspunkt fand, um die Verhandlungen fortführen zu können. In dem Moment, da diese Zeilen geschrieben werden, ist zwar eine Einigung im großen noch nicht erzielt worden, aber die Aussichten wachsen von Tag zu Tag, daß das Werk schließlich von Erfolg gekrönt werde. Ob die Russen dabei eine Kriegsentschädigung oder nur einen Kostenersatz leisten werden, ob sie Sachalin abtreten, es wieder zurückkaufen und schließlich gar wieder verpachten werden, das kann den nicht direkt beteiligten Mächten ziemlich gleichgültig sein. Was den Präsidenten Roosevelt zu so energischer Vermittlung bewogen hat, ist vorderhand kaum einzusehen. War es nichts weiter als Humanität? Das entspräche kaum seinem Charakter. Waren es rein politische Erwägungen? Die Union ist in Ostasien nicht stärker engagiert als die andern Mächte. Oder wollte er sich und seinen Namen mit einem wichtigen Ereignis der neueren Geschichte für immer verknüpfen? Es wäre nicht unmöglich, daß man in Zukunft von einem „Rooseveltschen Frieden“ spräche.

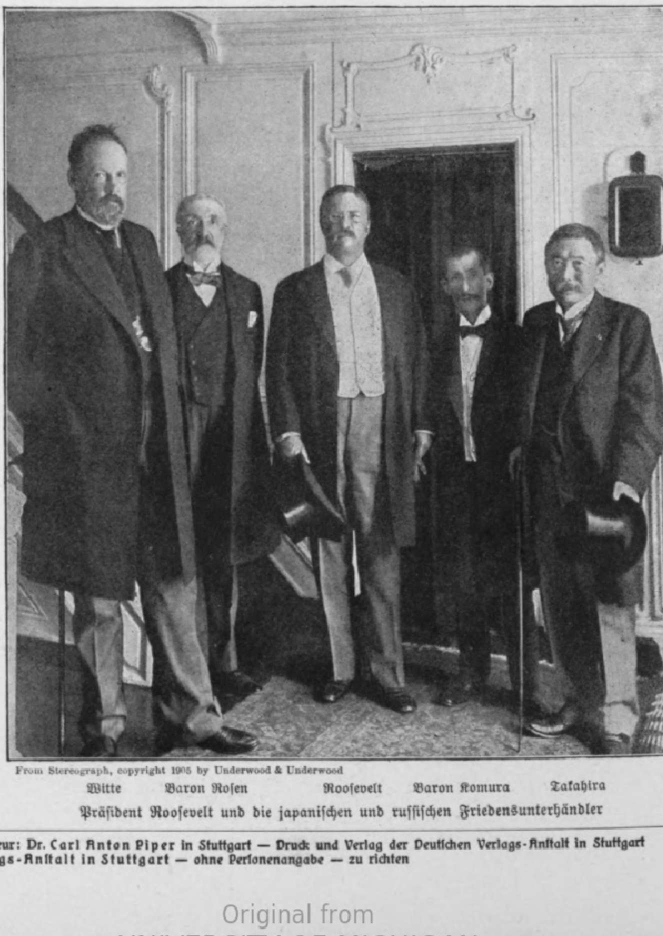
König Eduard auf Reisen

König Eduard war von jeher ein reiselustiger Fürst. Besonders als Prinz von Wales liebte er es, der strengen Aufsicht seiner königlichen Mutter häufiger zu entfliehen, und auf den Pariser Boulevards, in deutschen Bädern war er ein gern gesehener Gast. Wo er aber auch weilen mochte, Etikette und höfisches Zeremoniell ließ er daheim, um menschlich — manche meinen allzu menschlich — mit den gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren. Nachdem er aber, bereits ein älterer Mann, den Thron bestiegen, haben seine Reisen ihren privaten Charakter verloren. Man weiß jetzt, mit wie geschickter und feiner Hand der Monarch hinter der parlamentarischen Kulisse die Fäden lenkt. Das Gerücht, der König werde auf seiner bisherigen Badereise mit dem Deutschen Kaiser zusammentreffen, um dadurch der etwas tendenziösen Auslegung des französischen Flottenbesuches in Spithead die Spitze abzubrechen, wurde daher in Deutschland nicht ohne das Gefühl einer gewissen Genugtuung geglaubt. Leider sollte es sich bislang nicht bestätigen. Und wenn man auch den wilden Gerüchten nicht glaubt, die von einer tiefen Entfremdung der beiden Monarchen voneinander und der daraus resultierenden Kriegsstimmung zu erzählen wußten, so gibt doch die Tatsache immerhin zu denken, daß sich gerade die beiden europäischen Herrscher, die am meisten reisen, mit der größten Kunst aus dem Wege zu gehen wissen und sich so gut wie niemals treffen.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

König Eduard auf der Promenade in Marienbad



From Stereograph, copyright 1905 by Underwood & Underwood

Witte — Baron Rosen — Roosevelt — Baron Komura — Takahira

Präsident Roosevelt und die japanischen und russischen Friedensunterhändler

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 49



Ulanen-Attacke. Nach einer Zeichnung von Carl Becker (München)

Briefmappe

H. K. in Kr. Wenn Sie sich bis jetzt mit dem Studium der Pilze noch gar nicht befaßt haben, so ist allerdings die größte Vorsicht geboten. Allgemeine Merkmale zur Unterscheidung der eßbaren Sorten von den ungenießbaren oder giftigen gibt es nicht; das einzige, was dem Sammler völlige Sicherheit vor Irrtümern und ihren Folgen gewährt, ist eine genaue Kenntnis der einzelnen Arten, besonders der am häufigsten vorkommenden, wie des Steinpilzes, des Reizkers, des Eierschwammes und so weiter. Diese Kenntnis erwirbt man am besten dadurch, daß man sich von zuverlässigen Pilzkundigen praktisch über die charakteristischen Merkmale der einzelnen Arten belehren läßt. Wem sich dazu keine Gelegenheit bietet, der kann auch durch aufmerksames Studium eines guten illustrierten Handbuches die einzelnen Arten mit Sicherheit bestimmen lernen. Das anerkannt beste und praktischste Hilfsmittel dieser Art ist der „Führer für Pilzfreunde“ von E. Michael (Zwickau, Förster & Borries), von dem soeben der dritte und vorläufig letzte Band erschienen ist. Dieses Buch (Taschenformat) gibt nicht nur eine genaue Beschreibung aller häufiger vorkommenden Arten (über 300), sondern ist vor allem durch seine vorzüglichen farbigen Tafeln, die jede einzelne Sorte mit einer bis jetzt unübertroffenen Naturtreue wiedergeben, für den Pilzfreund von höchstem Werte.

Hellanden. Leider nicht verwendbar.

Wr. Wr. L. in Dresden. Obwohl es immer gefährlich ist, Dilettanten zu ermutigen, so wollen wir doch loyalerweise zugeben, daß nach dem uns eingesandten Gedicht das Urteil Ihrer Bekannten über Ihre poetischen Ergüsse uns nicht nur recht undelikat, sondern auch ein wenig zu scharf erscheint. Wir wiederholen: ein wenig, denn dilettantisch sind Ihre Verse gleichwohl sehr, und wir möchten Ihnen entschieden raten, das Dichten, solange Sie darin nicht wesentliche Fortschritte gemacht haben, möglichst geheim zu betreiben; dann mögen Sie selber Freude daran haben und erregen niemandes Mißfallen damit.

J. M. in St. Wir freuen uns sehr, wieder ein Gedicht von Ihnen in unsrer „Briefmappe“ bringen zu können, und wählen aus den uns eingesandten neuesten Erzeugnissen Ihres lyrischen Genius als besonders anmutig und poesievoll

Das erste Küssen

Trat ein Jüngling sehr schüchtern
Als er lange promeniert
Abgespannt, bleich und nüchtern
In ein Gasthaus und diniert.

Schinken und auch Würste
Aß er hier so wunderfein,
Und daß ihm nicht dürste,
Trank er echten Ungarwein.

Schön im schattigen Garten
War's, wo er sich niederließ.
Vöglein mancherlei Arten
Sangen oben überdies.

Plötzlich tat sie umfassen
Ihn, den Jüngling, hübsch und fesch,
Er natürlich konnt's nicht lassen,
Küßt' sie auch ganz flink und resch.

Eine hübsche Brünette
Brachte ihm das Essen fein,
Recht guten Appetite
Wünscht' des Wirtes Töchterlein.

Dieses war das erste Küssen,
Denn er hat noch nie geküßt,
Und so wahr wir sterben müssen,
Er noch niemals hat geküßt.

Trunken von dem Gefühle
Wandelte er in Natur,
Brauchte lange zum Ziele,
Weilte lange in der Flur.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Nossig, Alfred, Die Tragödie des Gedankens. Drama. M. 2.—. Berlin, Concordia.

Ortmann, Reinh., Ein Geständnis. — Des Herzogs Werbung. Zwei Novellen. 50 ₰. Berlin, A. Goldschmidt.

Pietsch, Ludwig, Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder (1870—1871). Volksausgabe. M. 3.—. Berlin, Fontane & Co.

Porträtkollektion berühmter Personen. Nr. 309. 317/325 in Photogravüre à M. 1.—. Münchner Verlagsanstalt Bruckmann.

v. Pröpper, L., Häusliche Konditorei. 325 erprobte Rezepte. 3. Aufl. M. 2.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Rabitsch-Bey, Irma, Die Gemütsverwandtschaften. M. 5.—. Dresden, E. Pierson.

Robertino, Zur Kurzweil. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend in Poesie und Prosa. M. 1.20. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Rosenbaum, Henry, Allesamt Sünder. Novellen. M. 2.—. München, Fr. Rothbarth.

Sakolowski, Dr. P., Moderne Renaissance. M. 2.—. Altenburg, Th. Unger.

Satiricus, Also sprach—? Dichtungen. M. 2.50. Dresden, E. Pierson.

Schade, Maria, Osterbrief einer Malerin an ihren Freund und andre Novellen. M. 2.50. Berlin, Concordia.

Schlag, F., Der Dompfaff. 6. Aufl. M. 1.—. Magdeburg, Creutz.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Magnus Collund. Das Schicksal einer Liebe. Dresden, C. Reißner.

Schweitzer, Dr. H., Geschichte der deutschen Kunst. Liefg. 1 (14 Liefg. à M. 1.—). Ravensbug, O. Maier.



Phot. R. Maruki, Yokohama

Von links nach rechts. Obere Reihe: Klubpräsident C. Weinberger (Yokohama), Hofrat Sachse, Hauptmann A. Schinzinger, Attaché Oberleutnant Poten, Gesandter Graf Arco, Professor A. Junker, Geheimer Hofrat Professor Dr. E. Bälz, Legationssekretär Freiherr von Grünau, Fregattenkapitän und Marineattaché Trummler. Mittlere Reihe: Marineoberstabsarzt Dr. Matthiolius (Yokohama), Linguist Misawa, Herr A. Abegg (Yokohama), Bürgermeister Dr. Ichibara (Yokohama), Dr. Vogt, Legationsrat von Erckert, Linguist Seki, Frau von Erckert, Secrétaire Interprète Thiel, Herr R. Lehmann, Frau A. Thiel, Frau A. Schinzinger, Herr F. Bengen (Yokohama), Handelskammerpräsident Otani (Yokohama), Feldjägerleutnant Boldt, Frau Hauptmann Hoffmann, Herr van den Berch van Heemstede, Linguist Nagayama. Untere Reihe: Fräulein Anna Meier, Frau H. Abegg, Gouverneur Sufu (Yokohama), Frau von Syburg geb. Kayser, Generalkonsul von Syburg, Herr A. Meier (Yokohama), Frau F. Bengen (Yokohama), Frau Professor E. Bälz.

Gruppenbild, aufgenommen in der Deutschen Gesandtschaft in Tokio nach der Ziviltrauung des Kaiserlichen Generalkonsuls in Yokohama von Syburg

Wechselrätsel

Der Rätselvogel nimmt zum Nest,
Was aus des Namens Zeichen läßt
Sich bilden; nur ein Laut bleibt Rest.
Und aus des Stoffes Zeichen läßt
Sich bilden, und zwar ohne Rest,
Von Vögeln andrer Art ein Nest. Dr. F. B.

Silbenrätsel

Wenn der erste Laut der zweiten
Hinter ihr als letzter stände,
Man als Summa dann von beiden
Beim Addieren dreizehn fände. Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1099:

Des Worträtsels: Welle, Zelle, Stelle, Elle.
Des Silbenrätsels: Erzbischof.
Der dreisilbigen Scharade: Brombeeren.

Richtige Lösungen sandten ein: „Süddeutsche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Georg Baensch in Magdeburg (2); L. Meyer in Hannover (2); K. Meister in Basel (3); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (4); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (3); Lambert in Züllichau; „Don Carlos“ in Hannover.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Sirolin „Roche“ ist ein anerkanntes Heilmittel gegen katarrhalische Erkrankungen der Atmungsorgane, verhindert die Entwicklung und Ausbreitung von Tuberkelbazillen im Organismus, regt den Appetit an und hebt die Gesamternährung des Menschen. Es kann daher für die kommende Herbstzeit, wo Erkältungen häufiger sind und namentlich die gefürchtete Influenza wieder auf den Plan zu treten pflegt, allen Patienten und Rekonvaleszenten auf das wärmste empfohlen werden.

Die höchste Auszeichnung, die goldene Medaille, erhielt auf der soeben beendeten deutschen Bäckerei- und Konditoreiausstellung in München die Firma H. Schlinck & Co., Mannheim, für ihr „Palmin“. Es ist dies bereits die sechsunddreißigste Auszeichnung, die diesem Produkt, das sich in wenigen Jahren zu einem großen Konsumartikel entwickelt hat, zuteil wird.

Aus Bädern und Kurorten

Der Verlauf der Saison in Wiesbaden ist auch in diesem Jahre ein äußerst günstiger; die letzte Kurliste verzeichnet bereits eine Gesamtfrequenz von zirka 115 000 Personen. Die beständige Entwicklung der Kurstadt und die vielfachen Neuerungen auf balneologischem und therapeutischem Gebiete haben die Kurverwaltung veranlaßt, einen neuen, 64 Seiten starken, höchst elegant ausgestatteten Kurprospekt herauszugeben. Dieser enthält zunächst einen kurzen Abriß der mehr als 2000 Jahre umfassenden Geschichte Wiesbadens und gibt sodann in übersichtlicher Anordnung eingehenden Aufschluß über alles, was mit den Kur- und Ortsverhältnissen in Zusammenhang steht.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Russischer Militärroman

Neu! **Das Duell** Neu!

von

A. Kuprin.

Einzige autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß. M. 2.50, gebd. M. 3.—.

Die soziale und geistige Misere, die auf dem Gros des russischen Offizierkorps lastet, die traurigen und unwürdigen Zustände, unter denen der gemeine Soldat seinen Dienst tut, werden in einer Reihe plastisch hervortretender Figuren und anschaulicher Situationen dem Leser in greifbarer Unmittelbarkeit vors Auge geführt. In der Kunst sicher treffender Charakteristik und psychologischer Analyse, in der anschaulichen Schilderung gesellschaftlichen Milieus und mannigfacher Naturstimmungen ist Kuprin ein würdiger Nachfolger der großen Meister des russischen Romans. Sein künstlerisches Gewissen hat ihn auch in der vorliegenden Militärgeschichte vor tendenziösen Entstellungen und Uebertreibungen bewahrt; dafür ist das, was er hier geschaffen, ein desto zuverlässigeres und ergreifenderes Dokument der russischen Zeitgeschichte geworden.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Modeste war auf[illegible]ungen. „Eine Lindt! Allerdings eine [illegible]dt ... Und das ist eben mein Fluch! Ueber diese Lindt kann ich nicht hinweg, weder im Guten noch im Bösen. Unter dieser Lindt stöhne ich unter dieser Lindt verkomme ich!... Wozu kam ich eigentlich hierher? Wozu? — Um mir sagen zu lassen, was ich längst weiß?“ Er wollte sie unterbrechen, sie aber wehrte ihm mit der Hand. „Ich weiß, was Sie mir sagen, womit Sie mich trösten wollen: Ich bin eine Lindt und doch keine Lindt — ein erbärmliches Zwittergeschöpf, das vergebens nach sich selber sucht! ... Daher der Kampf, der bei einer andern schon längst entschieden wäre; daher die Flucht zu Ihnen — zu Ihnen! ... Fühlen Sie nicht selbst diesen bitteren Hohn? Und doch hatte ich den Instinkt, daß Sie allein mir helfen könnten, helfen müßten ... Sie wollen mich jetzt fragen: ‚Lieben Sie denn den Mann — lieben Sie ihn auch wirklich?‘ — Und ich kann Ihnen nur antantworten: ‚Ich weiß es nicht!‘ Es ist der einzige Mann, der je auf mich einen tieferen Eindruck gemacht hat und zu dem ich immer zurückgekehrt bin, wie zu meinem besseren Selbst ... Wenn er bei mir ist, weiß ich, daß ich ihn liebe.. Vor einer Stunde wußt' ich's noch so genau! — Aber jetzt? — Ich weiß es nicht mehr — ich weiß vor allem nicht, ob ich ihn lieben können würde durch ein ganzes Leben hindurch bis ins tiefste Elend hinein ... Bis ins tiefste Elend hinein!“ Sie lächelte bitter. „Denn wie ich meine Eltern kenne, so reich sie sind — in dem Moment bin ich enterbt, ausgestoßen, wo ich Herrn Romeit zum Manne will... Da hilft auch kein Flehen — dafür sind sie Lindts... Und ich flehe auch nicht — dafür bin ich eine Lindt.“ Sie hielt schweratmend inne.

Herr von Falkner ging derweil im Zimmer auf und ab, die Lippen zusammengebissen, den Kopf zur Erde. Als er ihn hob, rann ein Blutstropfen langsam über sein Kinn. Er war vor dem kleinem Tisch stehen geblieben, auf dem die Photographie lag, und hob mit leicht bebender Hand das Seidentuch auf, das sie bedeckte.

„Haben Sie je ein anmutigeres Geschöpf gesehen?“

Modeste war zu ihm getreten: Ein feines, süßes Gesicht mit Madonnenscharm, der wallende Brautschleier leuchtend wie ein Heiligenschein. Ihr dämmerte ein flüchtiges Erkennen: „Ich habe sie schon einmal gesehen, Baron, in Gumbinnen oder Königsberg ... nein, in Gumbinnen. Es war eine sehr vornehme Dame.“

Herr von Falkner zuckte die Achseln. „Allerdings ist sie das. Aber was tut das zum Menschen? — Nichts, als daß man eine Kette mehr mit sich herumschleppt ... Wäre diese Frau nichts gewesen als sie selbst — sie wäre glücklicher geworden und ein andrer auch!“

Er breitete wieder das Seidentuch über das Bild und nahm wieder seine Promenade auf, so daß ihm Modeste verwundert nachsah. Und im Gehen und ohne aufzusehen sagte er: „Setzen Sie sich, bitte, gnädiges Fräulein! Ich will Ihnen derweilen eine kurze Geschichte erzählen. Vielleicht kann sie Ihnen nützen. Außer mir und ihr kennt sie niemand ... Ich war einmal vor Jahren in Cannes oder irgendwo anders. Da habe ich diese Frau kennen gelernt, die alle Lebemänner aufs äußerste interessierte, weil von ihr die Sage ging, daß sie ihren Mann hasse und ihm doch unbedingt treu sei. In der großen Welt klingt das wie ein Märchen, dem jeder lauscht, an das niemand glaubt. Ich weiß nicht, warum gerade ich, der Verdorbensten einer, an dieses Märchen von Anfang an geglaubt habe ... Ich glaube vielleicht noch heute daran ... Kurz und gut, wir lernten uns im Laufe eines Rivierawinters nahe kennen — sehr nahe ... Ich bin auch niemals mehr innerlich von ihr losgekommen — niemals mehr ... Sie mögen nun denken:



Ungarische Bauernmädchen. Nach dem Gemälde von Franz Paczka (Berlin)

‚Welch läppische Geschichte!‘ . . . Aber diese Frau war mir ein kurzer Segen und ein langer Fluch. Und ob ich nun die Einsamkeit suche oder die Orgie — sie steht immer hinter mir. Sie hat auch damals hinter mir gestanden an jenem Balltage . . . Sie wissen schon. Und auf die vage Möglichkeit hin, sie zu sehen, fuhr ich in derselben Nacht meine besten Pferde tot . . . Heut ist ihr Namenstag, den ich immer einsam verbringe vor diesem Bilde wie ein Gläubiger vor der Madonna . . . Dieser Tag ist mir immer eine namenlose Qual. Er reißt die eiternde Wunde wieder auf. Und dennoch freue ich mich des Blutes, der Schmerzen, weil ich fühle, wie in mir das Gute, das Beste immer wieder von neuem geboren wird . . . Ich knie wieder in meinem Herzen vor der Frau, ich bete sie an wie einst. Und der Dolch bohrt sich wieder langsam und tödlich in meine Brust. Ich will's nun einmal so . . . Und dann stehe ich langsam auf und frage mich, was ich mich täglich frage: ‚Hat dich die Frau je geliebt? Weiß solche Frau überhaupt, was Liebe ist? — Oder ist sie weiter nichts als ein schwächliches Produkt ängstlicher Konventionalität, dessen Reinheit nur Angst vor dem Skandal?‘ . . . Ich grüble und grüble und kann mir nicht klar werden, ob ich eine Heilige inbrünstig weiter verehren darf oder einen elenden Schwächling endlich mit dem Fuße wegstoßen muß . . . Ich werde auch wahrscheinlich niemals hinter die Wahrheit kommen, weil ich die Frau viel zu leidenschaftlich geliebt habe, immer lieben werde. Ich kann nicht über mich selbst . . . Diese Frau ist nach wie vor ihrem Manne treu — immer schön, immer lächelnd, immer rein. Ich stehe wie vor einem Wunder . . . Und derweilen entflieht die Zeit. Ich werde alt, ich werde komisch; mein Leben ist verpfuscht wie eins . . . Es ist alles so sinnlos! — Um mich die schönsten Blumen — ich könnte sie pflücken, ich möchte es — und lasse sie dennoch welken . . . Ich muß immer wieder zu der Frau zurück — ich pilgere zu ihr wie der Sünder zum Gnadenbild . . ."

Modeste war aufgestanden. „Es war sehr schön erzählt, Baron. Das sind Ihre Kreise, Ihre Moral. Was nützt sie mir? . . . Ich würde diese Frau nicht mal verachten — Sie lieben sie erst recht . . ."

Da wechselte er den Ton. „So habe ich Ihnen doch nicht umsonst erzählt! . . . Sie sind noch jung, mein gnädiges Fräulein, Sie sind noch stark. Sie schauen vorwärts, anstatt zurück. Solange wir das noch können, ist uns der Weg zum Glücke nicht verbaut . . . Jene Frau ist vielleicht eine Heilige, ich aber bin ganz sicher ein Narr. Und wir beide taugen für das Jenseits und für die Gruft, aber nicht für das blühende Leben. Wir sind Entartete vielleicht schon vor unsrer Geburt . . . Aber jetzt sage ich Ihnen: Wenn Sie das sind, was Sie sein möchten, dann gehen Sie getrost ins Elend, das heißt, heiraten Sie den Mann, den Sie lieben! Sie werden stärker werden, glücklicher. Sie werden begreifen, daß erst der Kampf Glück schafft und daß der erst ein Mensch ist, der der Menschheit ins Gesicht zu spucken wagt . . . Mein Lebensweg war ein Zickzackweg, ist's wohl noch. Unsereiner stirbt rettungslos auf der öden Landstraße, ohne ein Ziel überhaupt je geschaut zu haben. Die Schwäche hat ja bekanntlich nie ein Ziel." Er nahm wieder das Bild und hielt es Modeste vor das Gesicht. „Ihnen soll dieses süße Geschöpf nur sagen: Wie man's im Leben nicht machen soll! . . . Wen hat diese Frau glücklich gemacht mit ihrer Reinheit, ihrem Reiz? — Ihren Mann vielleicht, den kurzsichtigen Trottel? — Oder vielleicht sich? — Oder vielleicht gar mich? — Oder irgendeinen andern Menschen? . . . Nein, Fräulein Lindt," fuhr er leidenschaftlich erregt fort, „ahmen Sie der nicht nach! . . . Sind Sie freilich Ihres Vaters echte Tochter, dann gehen Sie auf Umwegen zu ihm, sagen pater peccavi und heiraten diesen Mieritz und fühlen sich zeitlebens rein und sind doch nur unsagbar schmutzig. — Oder Sie sind nicht Ihres Vaters Tochter, dann gehen Sie erst recht geraden Wegs nach Haus und sagen: ‚Den Mann liebe ich und den Mann will ich — und wenn ihr ihn mir nicht gebt, so nehm' ich ihn mir; ich habe ihn mir schon genommen . . .‘ Und wenn Sie dann mit allen Flüchen der Heuchlermoral beladen in die Verbannung wandern, dann erst werden Sie fühlen, wie mit jedem Schritte aus dem Gefängnis die Luft freier wird, der Blick klarer; Sie werden auf einmal begreifen, daß das Glück nur in uns selbst liegt und daß man nur durch den brennenden Wüstensand zu der Oase gelangt . . . Aber es gehört Mut dazu, viel Mut — und Glauben, viel Glauben . . . Denn wenn Sie einmal auf Ihrem Wege rückwärts schielen — dann adieu!"

Modeste hatte mit gefalteten Augenbrauen finster dagestanden. „Ich werd's mir überlegen," sagte sie nach einer langen Pause.

Seine Augen verschleierten sich wieder. „Auf deutsch — Sie werden sich von der Welle tragen lassen, wohin die Welle will. Schade. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, Sie wären mehr. — Aber das ist ja schließlich auch Ihre Sache . . . Vergessen Sie, bitte, meine Worte — vergessen Sie vor allem die Frau!"

Die Stern von Barginnen zuckte die Achseln. „Sie war das Produkt ihrer Umgebung wie ich."

Herr von Falkner lächelte darauf hochmütig. „Ich kann keine Aehnlichkeit konstruieren zwischen Ihnen beiden, weder innerlich noch äußerlich. Vielleicht daß sie auch überlegte . . ." Dann fuhr er gemessen fort: „Es gibt Dinge und Momente, wo die große Moral nie überlegt, sondern blindlings handelt. Sie standen vor diesem Moment . . . Aber Sie haben sich ja bereits entschieden."

Modeste errötete. „Sie trauen mir also wenig zu?"

„Gar nichts in meinem Sinn. Sie sind feige wie alle Frauen."

„Das ist Ihr letztes Wort, Baron?"

„Mein letztes . . . Ich habe die höfliche Komödie auch satt."

Es war so dämmerig geworden, daß die beiden Gestalten wie Schatten hin und her schwankten.

„Vielleicht haben Sie, Baron, mit Ihren letzten Worten den einzigen Punkt getroffen, den Sie treffen mußten. Feige bin ich trotz alledem nicht und will's Ihnen beweisen."

Er lächelte ungläubig. „Darf ich Ihnen nicht den Wagen anspannen lassen? Coupé oder Jagdwagen — was befehlen Sie?"

„Weder das eine noch das andre. Ich werde zu Fuß gehen. Ich komme schon zur Zeit."

XXIII

In Barginnen waren die letzten Skatspieler abgefahren. Der alte Lindt promenierte gutgelaunt vor der Schloßeinfahrt hin und her und sah mit dem Behagen eines braven Hausvaters, wie drüben die letzten Haferfuder in den Hof schwankten. Der Tag ging zur Rüste.

Im Salon oben tagte derweilen kleiner Familienrat. Die neugebackene Edelfrau mit ihren beiden älteren Töchtern; Graf Arsil auf einem Schaukelstuhle abseits. Seine Zigarre leuchtete wie ein Glühwurm durch die Dämmerung.

„Aber Frieda, es ist unmöglich!"

„Liebe Mama, ich habe keine drei Schritt davon gestanden. Ich könnte dir Wort für Wort erzählen."

„Sie hat immer gemeine Passionen gehabt," lispelte die Gräfin. „Mir wird ganz unwohl bei dem Gedanken. Ein Mensch, der wahrscheinlich riecht und sich die Hände nur Sonntags wäscht . . . Und sich mit so etwas abzuküssen!"

Die alte Lindt rang nur immer die Hände. „Und das heute — heute! Den Papa rührt der Schlag."

Graf Arsil, den die halb geflüsterten Lamentationen nur mäßig interessierten, fragte bei dem letzten Ausruf der Gattin scherzend hinüber: „Ich höre immer: Modeste und küssen. Ist das mit dem Mieritz denn schon so weit? . . . Nun, dann seid doch froh! . . . Für eine Verlobung ohne herzhafte Liebkosungen würde sich Modeste auch wohl schönstens bedanken."

Die Schwestern sahen sich als Antwort nur grünäugig an.

Endlich sagte die Mutter mit mühsamer Fassung: „Es ist etwas Schreckliches vorgegangen, — etwas Schreckliches! . . . Du kannst ja gar nicht ahnen, Dagobert . . . Papa muß erst kommen . . . er weiß überall Rat, er wird auch hier den besten Ausweg wissen . . . Aber ob er es freilich überlebt . . ."

Graf Arsil, der viel zu aristokratisch gelassen war, um über irgend etwas zu erstaunen, erwiderte darauf gleichmütig: „Wenn es etwas so Ungeheuerliches ist, wäre es doch besser, Mama, wir verhandelten in dem kleinen roten Eckzimmer. Hier kann der Diener zuhören und jeder, der sonst noch Lust hat . . . Und ich habe eine Ahnung, als ob es ein etwas heißes Gefecht werden dürfte."

*

Einige Zeit später erschien, von Fräulein Frieda geführt, der neue Edelmann. Er hatte am wenigsten solchen Ausgang erwartet, aber er hatte am ehesten begriffen. Und während Frieda zungenfertig mit allerlei Details erzählte, schien der Alte von einer steinernen Ruhe. Nur wenn die Frauenstimme etwas spitz klang, winkte er nervös. „Schmutzige Wäsche wäscht man nicht außer dem Hause, liebes Kind! . . . Und wenn meine mißratene Tochter nachher kommt — bitte, kein Wort! . . . Ihr könnt meinetwegen dabei sein — ihr sollt's sogar —, aber reden werde ich allein."

Darauf erhob er sich steifbeinig und gemessen wie immer, ging selbst der Familie voran nach dem roten Zimmer, steckte selbst die Lampe an, und seine Hand zitterte nicht, als er die Glocke behutsam wieder aufsetzte.

So saßen sie wohl eine Stunde in dumpfem, stumpfem Schweigen.

Als Modeste ins Zimmer trat, schaute niemand auf. Es war wie die heilige Vehme.

„Modeste . . ." sagte endlich die Mutter.

Der Alte räusperte sich. „Ich habe doch gebeten . . ." Darauf zur Tochter: „Habe die Güte, Platz zu nehmen!"

Modeste sah sich im Kreise um und blieb stehen, obgleich ihr der Schwager, verbindlich wie immer, einen Fauteuil hinschob. „Ich weiß, was kommt. Ich kann auch so hören."

Der Alte runzelte leicht die Stirn. „Ganz wie du wünscht . . ." Darauf begann er fast geschäftsmäßig: „Also, du hast ein Liebesverhältnis mit dem Romeit . . . Beschönigen wir nichts! Verhältnis — schlechtweg Verhältnis . . . Du wirst, wie ich dich kenne, auch nicht den törichten Versuch machen, zu leugnen, da du von deiner eignen Schwester gesehen worden bist. Deine Mutter hatte längst den Verdacht, dein Vater aber war wie gewöhnlich der gutmütige Dumme . . . Ich will darum auch nicht viel Worte verlieren. Skandal — cochonnerie: Schluß! . . . Es war gerade nicht nötig, daß du das deinem alten Vater antun mußtest, der wahrhaftig weiße Westen ohne Flecken liebt! . . . Ich will auch keine schmutzigen Details wissen. Nicht mal Vorwürfe werde ich dir machen, weil es sinnlos ist, über Dinge zu zetern, die nun einmal nicht mehr zu ändern sind." Er hielt scheinbar erschöpft inne. „Daß du den Schubbiack in deinem Leben nicht mehr sehen darfst, ist selbstverständlich . . . Aber du wirst ihm schreiben, und zwar sofort und vor unsern Augen hier: nämlich, daß du das Geschehene aufs tiefste bedauertest und daß deine Familie — Inspektoren sind unter allen Umständen Schwefelbande — bereit wäre, sein Stillschweigen zu erkaufen."

Bis zu dem Augenblicke hatte Modeste unbeweglich dagestanden, das Gesicht so kalt und verschlossen wie ihr Vater. Bei dem letzten Wort aber zuckte sie zusammen, wie von einem giftigen Insekt gestochen. „Das ist unmöglich," sagte sie leise. „Es wäre eine bodenlose Gemeinheit, wenn ich ihm das zumuten sollte."

Der Alte machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand. „Blödsinn! . . . Geld hat mit Gemeinheit nicht das geringste zu tun. Geld ist einer von den wenigen wirklichen positiven Werten . . . Wer mir eine Mark in die Hand drückt, der beleidigt mich allerdings; wer mir aber zehntausend Mark vermacht, den halte ich

zeitlebens für meinen Wohltäter. Es kommt im Leben immer nur auf die Summe an. Wenn ich arm wie eine Kirchenmaus wäre, schmisse mir niemand den Adel nach trotz aller Tugend; bin ich aber reich, trägt man mir das Diplom auf einem silbernen Präsentierbrette entgegen — ich darf nur nicht im Zuchthause gesessen haben ... Du schneidest zu meinen Worten allerlei Grimassen — habe aber lieber die Güte, vernünftig zuzuhören! ... Ich werde diesem sogenannten Herrn Romeit weder eine Mark noch zehntausend schenken. Ich werde ihm aber eine kleine Pachtung besorgen, im Westen vielleicht, die Kaution für ihn stellen, natürlich mit der Bedingung, daß er in dem Augenblick erledigt ist, wo er zugibt, meine Tochter Modeste überhaupt je gekannt zu haben. — Und das wirst du ihm schreiben, und er wird akzeptieren! ... Und dann werde ich dich in die französische Schweiz schicken auf ein Jahr, und dann wirst du zurückkommen. Das übrige wird sich schon finden ... Ich glaube kaum, daß andre Väter so väterlich handeln würden in meinem Fall ..."

Modeste schwieg.

„Du hast mir nichts darauf zu erwidern?"

„Nichts, absolut nichts."

Der Alte erhob sich halb im Sessel. „Das ist ein Ton und eine Art ... Mädchen, ich sage dir!"

Da sprach sie trotzig: „Mit dem, was du da eben vorgeschlagen hast, entehrst du nicht etwa mich allein — du entehrst dich, euch alle ... Was ich auch getan haben mag, ich bin kein Mädchen von der Straße. Ihr aber macht mich dazu! ... Und wenn ihr euch vielleicht einbildet, daß er so etwas annimmt, daß für ihn auch nur die Möglichkeit existiert ..."

„Das überlasse mir!" unterbrach der Alte kurz. „Ich habe schon ganz andre Vögel gezähmt als dich und den Menschen, der ein gewöhnlicher Patron ist und bleibt. Das sage ich dir!" Und seine Hand fiel schwer auf den Tisch.

Modeste sah sich instinktiv im Kreise um. Kalte oder feindselige oder gleichgültige Augen überall. Nur der Graf hielt den Blick in vornehmer Scham gesenkt ... Geschah ihr in diesem Anblick, wie es nur ganzen Naturen geschieht, die erst im schwersten Kampf ihre Vollkraft spüren? — Ihre Gestalt wuchs. „Und wenn ich ihn nun heiraten will — ihn und keinen andern ...?"

Dem Alten blieb der Mund offen. Die Gräfin lispelte unartikuliert: „O du bodenlos ordinäres Geschöpf, du! Heiraten, heiraten ... das setzt allem die Krone auf! ... Dagobert, besorge mir doch ein Glas Wasser ..."

Der Graf aber zischte nur heiser zurück: „Keine Attitüden! Das ist schon alles ekelhaft genug ... Mir tut allein das arme Mädel leid ..."

Die Schloßfrau begann wie geistesverwirrt an ihrer Stickerei zu sticheln, so hastig, als könne sie dadurch allein dem Verhängnis entrinnen.

Aber der alte Knochenmehlhändler war langsam aufgestanden. „Heiraten — sagst du — heiraten?" Seine Stimme klang leis und spröde wie aus weiter Ferne. „Sag's noch einmal, und du schläfst nicht eine Nacht mehr in deinem Leben unter diesem Dach! ... Ich will so tun, als hätte ich nichts gehört — und ich frage dich jetzt: Wenn Herr von Mieritz morgen kommen wird, um deine Hand anzuhalten, was wirst du ihm antworten?"

Einen Augenblick zögerte Modeste und ihre Hand klammerte sich instinktiv an den Tischrand. Dann antwortete sie stockend, aber sicher: „Ich werde ihm sagen, was ich ihm schon längst hätte sagen sollen, daß ich bedauerte, weil ich einen andern liebte und ..."

„Weiter — weiter!" Es klang wie fernes Grollen.

„Und daß ich Herrn Romeit heiraten würde."

Der Alte holte tief Atem. „Noch spricht dein Vater zu dir, Modeste ... Ueberlege! ... Du wirst Herrn von Mieritz antworten ...?"

Vater und Tochter sahen sich regungslos an. Kein Blick wich. Es war im Grunde dasselbe eisenharte Metall, das aus dem Wust von Lüge und Verstellung jetzt rein durchblitzte bei beiden.

„Ich werde Romeit und keinen andern heiraten! Tut, was ihr wollt ..."

Dem Alten schwollen die Adern an den Schläfen zum Springen. Es war ein schreckliches Bild, wie er so dastand, die Fäuste geballt, die Lippen lallend.

Der Mutter war die Stickerei aus der Hand gesunken; Erika tastete wie in einer Ohnmacht mit beiden Händen nach der Stirn; Frieda hatte die Augen zusammengekniffen, daß nur die blonde Wimperlinie sich abzeichnete — der Graf aber, der das äußerste kommen sah, war aufgesprungen.

„Kinder, das geht nicht! Ihr wißt alle nicht mehr, was ihr sagt — du auch, Papa ... Sie mag getan haben, was sie will — aber wir sind doch schließlich anständige Leute, die nicht dulden dürfen, daß es so weit kommt ... Das Mädchen ist wehrlos! Vergiß das nicht als Gentleman ..."

Darauf winkte der Alte nur ingrimmig mit der Faust. „Ich werde mir wohl von euch vorschreiben lassen, was sich gehört! ... Skandal hin, Skandal her ... Wenn das Frauenzimmer auf die Straße gehört, so will ich wenigstens der erste sein, der sie auch dahin befördert ... Und ich will den sehen, der mir in den aufgehobenen Arm zu fallen wagt!" Er wandte sich wieder zu Modeste. „Stier' mir nicht so frech auf das Bild da, entartetes Geschöpf! ... Oder starr' auch meinetwegen gerade hin!" Er trat zwei Schritte vor und riß die Photographie mit einem Ruck von der Wand, so daß der Kalk rieselte. Und die Lippen bebend fuhr er fort: „Es ist das Bild von deiner lieben Tante, meiner leiblichen Schwester, wenn du es noch nicht wissen solltest!" Die Augen blitzten ihm höhnisch. „Das war auch so 'n Frauenzimmer! Die hatte Kinder und 'n Mann und lebte in geordneten Verhältnissen. Und da kam so ein junger Schnüffel, der ihr besser gefiel, und mit dem lief sie davon. Sie war eben eine Dirne vom Scheitel bis zur Sohle ... Und ob sie mir auch alles mögliche vorgewimmert hat, daß sie ihren ersten Mann nie geliebt hätte, und daß wir sie zur Ehe gezwungen hätten indirekt ... Sie ging, Gott sei Dank, freiwillig, sonst hätte ich sie auch 'raus befördert. — Und gegangen ist es ihr auch danach ..." Er hob das Bild, es auf den Boden zu schleudern. „Pfui Teufel!"

Da fiel ihm Modeste in den Arm. Sie war todblaß, aber ihre Augen glänzten entschlossen. „Du wirst das Bild nicht unter die Füße treten — du wirst es nicht! ... Sie ist die Beste von euch, die einzige, die mich getröstet hat in meiner Not. Sie hat mich nicht feige verlassen — ich will sie auch nicht feige verlassen ... Und wenn sie euch eine Dirne heißt, so will ich euch auch gern Dirne heißen ... Und wenn sie ins Elend gegangen ist für den Mann, den sie liebte ..."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich glaube, das Mädchen redet irre. Schafft sie ins Bett, bis sie vernünftig geworden ist! ... Ich möchte mich nicht an einer temporär Geisteskranken vergreifen."

Der Graf faßte Modestes Hand. „Geh, Modeste, schlaf! Es wird sich schon ein Ausweg finden ..." Auch die Mutter wollte beruhigen. Selbst Frieda machte einen lauen Versöhnungsversuch. „Du sollst ja weiter nichts versprechen, als daß du den Menschen nie wiedersehen willst."

Jedoch Modeste sah alle nur ruhig der Reihe nach an. „Bemüht euch nicht unnötig! — Ich bin nicht verrückt, ich bin nicht mal übermäßig erregt ... Ich kann euch nur wiederholen: Ich liebe den Mann und werde ihn heiraten. — Nachsagen könnt ihr ihm nichts — höchstens, daß er arm ist ..." Und mit gehobener Stimme fuhr sie fort: „Aber auch wenn ihr ihm etwas nachsagen könntet — ich liebe ihn, ich will ihn für mein ganzes Leben lieben. Das löscht alles aus ... Im übrigen kommt alles, wie es kommen muß: das fühle ich jetzt so klar ... Und ich danke dem von Herzen, der mir riet, den geraden Weg zu gehen, wohin er auch führt ... Ich überlege nicht — ich will nicht überlegen! ... Aber ich frage dich, Papa, noch einmal, ob du mir den Mann geben willst oder nicht?"

Während einer Minute lastende tödliche Stille, wo jeder sein eigen Herz pochen hörte. Der alte Lindt stand unbeweglich, wie aus Erz gegossen, die Augen ins Leere ... Er schien wie erstarrt. — Dann kam das Leben wieder zurück, die Backenmuskeln zuckten; er sah Modeste an mit dem halben, tückischen, gefrorenen Blick: „Du kannst gehen, wohin es dir beliebt ... Du bist ausgestrichen aus unserm Buch. Und Gott soll mich strafen, wenn du noch einmal mit meinem Willen in dieses Haus zurückkehrst."

Ein entsetzter Aufschrei: „Papa!" — „Um Gottes willen!" — „Modeste, bitte doch!" — Die Mutter saß sprachlos.

Aber ein einziger Blick des alten Mannes lähmte die feigen Egoistenherzen wieder.

Modeste schien zu zögern. Das war das letzte Wort, der letzte Hieb — eine Rückkehr gab es danach nicht mehr ... Und dabei durchzuckte die Ausgestoßene der seltsame Gedanke, als müsse sie die Ihrigen eigentlich noch einmal zum Abschied küssen. Es war nur ein Moment. Er ging vorüber. Auch ihr Gesicht war unbeweglich geworden, kalt.

„Wird's bald? — Oder soll ich vielleicht den Diener rufen?"

„Das ist nicht nötig. Ich gehe schon allein ... Und wenn ich dieses Haus je wieder betrete, so will ich verwünscht sein."

Ehe Modeste die Tür nach dem Korridor öffnen konnte, kam ihr Graf Axsil nachgeeilt und nahm ihren Arm. Er führte sie die Treppen hinunter, half ihr den Sportpaletot anziehen, ohne Gedanken, ein höflicher Automat. Erst in dem Schloßportal fand er sich wieder. „Modeste, so kannst du unmöglich gehen! Es ist Nacht. Du weißt nicht einmal wohin ... Du hast nichts bei dir."

Da schien auch Modeste erst zu erwachen. Sie sah auf ihre Hand, die das Bild der Verfemten noch immer krampfhaft hielt und mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe meine Schutzheilige mitgenommen, wie ihr Katholiken sagt. Ist das nicht genug?"

„Bleib hier!" bat er. „Du hast gewiß nicht recht gehandelt — aber dein Vater nun schon ganz gewiß nicht ... So etwas kann nicht so endigen!"

„Und wenn es doch so endigt, mein lieber Schwager Dagobert? — Ich jedenfalls kehre freiwillig nach Barginnen nie mehr zurück ... Es muß eben alles ein Ende haben. — Und nun adieu und vergiß mich! ... Das ist mir schon das Liebste und dir später auch."

Und ohne die Bitten des Schwagers oder die erstaunten Gesichter der Dienstboten zu achten, ging sie in die Nacht hinaus: wohin, war ihr selbst ganz unklar. — Aber sie hatte Falkner von Oed endlich begriffen: Für den, der vorwärts will, darf es kein Zurück geben.

XXIV

Als Modeste durch das schlummernde Dorf ging — hier und da brannte noch ein trübes Licht — empfand sie weder ein Gefühl der Freude noch der Trauer. Die Riesenanspannung der Nerven wich allmählich einer dumpfen Gleichgültigkeit. Sie wanderte die Kreuz und die Quer — über das tote Stoppelfeld — den jungen Klee entlang — bis zum Wald, wo die verschlungenen Bäume leise im Nachtwind knarrten, zusammengesunken, müde des Fliehens. Rings umher der lichte, weite Sommerhorizont, das dämmernde Schweigen.

Wohin? — Der Gedanke kam, ging, brachte keinen Entschluß. — Plötzlich hob sich aus dem braunen Brachschlag etwas Lebendiges. Ein Hase, ein Reh, vielleicht der sagenhafte russische Wolf, der noch jedes Jahr von ängstlichen Dorfkindern gesehen worden war? — In der Nacht wachsen die Schatten so gespenstisch ... Aber als das Ungeheuer näher kam, erwies es sich als ihr freundlich wedelnder Jagdhund, der den ersten Abend der Freiheit zu einem verbotenen Jagdausfluge benutzt haben mochte ... Bei seinem Anblick wurde die blonde Sünderin weich. Sie klopfte zärtlich den Unhold, dachte an den Sommer-

rappen, den sie auch liebgehabt hatte. Auch an das Elternhaus dachte sie, aber mit jener stirnrunzelnden Erbitterung, die nichts vergibt, nichts vergißt. Und derweilen zerrann für immer der Schleier von Egoismus und Eitelkeit, der ihre Augen getrübt hatte. Sie fühlte, daß sie schuldig war — aber schuldig der Feigheit, nicht der Liebe. Und indem sie alles hinter sich warf: Stand, Reichtum — indem ihr das Elternhaus versank, die Jugend —, begriff sie auch, daß der Gott da oben ganz rettet oder gar nicht und daß eine alte Welt erst krachend in Trümmer sinken muß, wenn die neue aus ihrem Schutt erstehen soll.

Und derselbe Augenblicksinstinkt, der sie vor der Katastrophe zu dem einzigen Berater geführt hatte, führte sie nach der Katastrophe zu dem einzigen Freund.

*

Es war gegen zehn Uhr nachts, als sie auf dem kleinen Gute des alten Eller ankam. Der Nachtwächter, den gelben Hofhund an der Kette, schritt zwischen den Ställen mürrisch umher und sah dem unerwarteten Ankömmling knurrend nach.

In dem Wohnhause brannte noch Licht. Der alte Litauer saß in einer gestrickten Jagdweste und riesigen Filzpantoffeln auf dem Sofa, die Hartungsche Zeitung ausgebreitet vor sich. Zuweilen nickte der graue Kopf mit dem auf die Nasenspitze gerutschten Klemmer schlaftrunken nach vorn, und der alte stichelhaarige Pointerbastard blinzelte von seinem Ofenplatz verständnisinnig dazu. Die Läden des niedrigen Erdgeschosses waren wie immer jedem Neugierigen vertrauensvoll geöffnet. — Es war in der Tat eine sehr gemütliche Räuberhöhle, in die Modeste jetzt blickte. Ein riesiger Gewehrschrank — eine etwas sittenlose Danae in Oel — auf dem alten Mahagonischreibtisch pedantisch ordentlich die Kreisblätter geschichtet, daneben ein wilder Haufen von Schrotpatronen jeder Größe und Zahl. Ueber allem ein anmutender Pfeifendampf.

Modeste klopfte ans Fenster.

Der alte Eller ruckte zusammen und legte den Klemmer vorsichtig beiseite. „Na, die Geschicht' is gut! Jetzt wird die Bestie von Hofmann schon gemütlich und spart sich lieber den Umweg bis zur Stubentür ..." brummte er, durchs Zimmer schlurfend. „Aber das sag' ich euch, Kerls!" Und er hob den Fensterriegel. Als er Modeste erkannte, wurde er sofort milder. „Aber, gnädiges Fräulein, was plagt Sie eigentlich bei Nacht und nächtlicher Weile 'n alten Junggesellen aufzusuchen?! ... Heut is überhaupt 'n ganz verrückter Tag — vor zwei Stunden ungefähr war der Romeit hier, trinkt 'n halbes Dutzend Schnäpse, sagt kein Wort und reitet weiter ... Wenn nicht morgen die Hühnerjagd aufginge und ich mir nicht noch 'n paar Dutzend Patronen gemacht hätte — ich läg' längst in den Federn."

Im Zimmer tätschelte er nachher wieder listig lächelnd Modestes weiße Hand. „Ich pfeif' auf die Rebhühner morgen — das Rebhühnchen hier ist mir lieber ... Und nu, nachdem ich 'ne Stunde dammlig geschabbert habe, reden Sie mal fünf Minuten vernünftig!"

Modeste, die abwesend vor sich hin gebrütet hatte, sagte, zur Wirklichkeit erwacht, fast hart: „Können Sie mir Geld geben und einen Wagen anspannen lassen? Um ein oder zwei Uhr geht noch ein Zug nach Königsberg. Ich möchte ihn auf alle Fälle benutzen."

Der alte Eller kramte kopfschüttelnd den Kommodenschlüssel aus der Westentasche, verschwand im Nebenzimmer und kehrte mit einer abgegriffenen Geldschwinge zurück. „Das ist alles, was ich im Haus hab'! Es mögen so gegen vierhundert Mark sein ... Wenn ich Ihnen damit dienen kann, gnädiges Fräulein? ... Morgen schick' ich Roggen nach der Stadt — da können Sie mehr haben ..."

Darauf lächelte der Stern von Barginnen etwas mühsam. „Aber wenn ich's Ihnen nun niemals zurückgeben kann?"

Er wehrte mit beiden Händen. „Wer denkt denn überhaupt an Wiedergeben? — Sie mit Ihrem frischen Gesichtchen haben mir viel mehr Freud' gemacht, als ich in meinem ganzen Leben je bezahlen kann — und wenn ich die ganze Klitsch' hier verkaufte und mich als Zugab' dazu!" ... Zugleich hing er sich mit komischem Eifer an den altmodischen Klingelzug, so daß das ganze Haus gellte. „Die Kreten hören nämlich sonst nicht!" erklärte er.

Als dann die alte Haushälterin, in Filzschuhen wie er, aufgeregt durch den Flur geschlürft kam, rief der alte Litauer zur Tür hinaus: „Der Fried Blunk soll sich fertig machen mit der Kalesch' und Futter mitnehmen! ... Und Sie, Mamsellchen, gleich heiß Wasser und Tee und belegte Brote — aber nich so unbändig dick geschnitten, wie ich sonst ess'!"

Er schlug die Tür wieder zu, machte ein über die Maßen fröhliches Gesicht. „Und jetzt, Fräulein Modestchen, setzen Sie sich aufs Sofa und erzählen Sie einen lustigen Schwank aus Ihrem Leben! ... Aber sehen Sie mir dabei um Gottes willen nicht auf die Pantoffeln! Ich bin wie 'n Pfau und kann das nicht vertragen."

Derweilen waren die Jagdhunde, die sich erst neugierig bewedelt hatten, mit gesträubtem Rückenhaar zu knurrender Feindseligkeit übergegangen. Der alte Eller sah mit halbem Lächeln auf die Tiere. „Ihrer wird gut, gnädiges Fräulein! ... Sagen Sie mal, ist das eigentlich der Köter mit der Sofaquaste damals? — Ich freu' mich noch immer, wie der Kret würgte und würgte ... Endlich hat er's ja auch geschafft!"

Modeste hatte den alten Freund immer verwundert angesehen. „Natürlich ist er's! ... Aber sagen Sie mal, Ellerchen, warum fragen Sie nach allem andern, als wonach Sie eigentlich fragen müßten?"

Darauf stellte sich der alte Litauer etwas breitbeinig vor sie hin. „Weil ich nun einmal nicht neugierig bin, mein gnädiges Fräulein! ... Und weil ich so 'ne dunkle Ahnung hab', daß die sechs Schnäpse von dem Romeit vorhin und die vierhundert Mark hier auf dem Tisch in irgendeiner intimen Beziehung stehen müssen ... Stimmt's?"

„Ja, es stimmt, Herr Eller!" Und sie erzählte die ganze Liebesgeschichte, wie sie war, ohne Schminke und ohne Bedauern. „Denn ich hab' ihn lieb — ich hab' ihn lieb!" schloß sie leidenschaftlich.

„Ist ja auch 'n netter, anständiger Mensch," pflichtete er bei. „Als Reichsgraf fällt eben nicht jeder durch den Schornstein." So sprechend ging er, die Hände in die Hosentaschen vergraben, unschlüssig auf und ab. „Aber wenn Sie nu am End' Ihrem Vaterchen 'n bißchen mehr um den Bart gegangen wären? — Väter wollen umschmeichelt sein ... Dann geht alles."

„Um den Bart gegangen wären?" wiederholte sie mit bitterem Lächeln. „Sie kennen mich schlecht — und meinen Vater noch viel, viel schlechter."

„Wollen doch die Sache lieber mit Dampf betreiben!" meinte er nach einer Weile gemütlich. „'ne vernünftige Pfeif' hat manchmal in manchen Schädel mehr Klugheit gebracht als zwanzig Bände Philosophie." Darauf begann er hastig zu paffen und trat das glimmende Streichholz mit dem Filzschuh aus. „Und nu werden Sie mir nich gleich gram über das, was kommt! — Ich setz' mich jetzt nämlich in die Kalesch' und fahr' zu Ihrem Vaterchen. Und da sollt' es doch mit dem leibhaftigen Satan zugehen, wenn ich den alten Herrn nicht zur Räson krieg'!" Er kraute sich nachdenklich den Kopf. „Ist freilich 'ne harte Nuß! ... So 'n Edelmann, dem sie mir nichts dir nichts dreißig und mehr Ahnen aufgebrummt haben, der macht mit 'nem alten litauischen Bauern wahrscheinlich verflucht wenig Federlesens und setzt mich durch ein halb Dutzend Livreebediente an die Luft." Dann lachte er wieder vor sich hin. „Wird's schon nicht riskieren! Hat sonst den ganzen Kreis auf dem Halse ... Ich fahr' also, gnädiges Fräulein!"

Modestes Augen bekamen einen eisigkühlen Glanz. „Wenn Sie fahren wollen — gut. Ich kann's nicht hindern. Aber mitfahren — niemals!"

„Dann also nicht!" meinte er gleichmütig. „Ich jedenfalls fahr'! Und Sie können ja hier ein Stündchen druſſeln — und dann werd' ich wohl zurück sein, und wir können's noch mal bereden ... Passen Sie auf: Die Karre geht! ... Sie sind beide ein paar harte, eigenwillige Köpfe, — das Vaterchen so gut wie das Tochterchen. Aber lassen Sie mich nur machen! Uebers Jahr sind Sie Frau Romeit ... Ob Sie freilich das Schloß kriegen, dafür kann ich Ihnen nicht garantieren."

Modeste war aufgestanden. „Fahren Sie nicht, Herr Eller!" bat sie ernst. „Barginnen und ich waren uns fremd und werden uns fremd bleiben ... Es ist aus mit uns — und es soll aus sein! Ich will's auch nicht anders."

Jedoch er mit der Ruhe des Alters winkte nur gutmütig-beschwichtigend. „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder ... Könnte doch auch mal umgekehrt kommen. Ihr Mutterchen mischt sich sonst nirgends ein. Vielleicht spricht sie aber hier das erlösende Wort ... Da kommt auch schon die Marjell mit dem Tee!"

Er ging, sich umzuziehen. Eine Viertelstunde später rasselte die Kalesche eilig über das Hofpflaster.

*

Es war weit über Mitternacht, als der alte Litauer zurückkehrte. Der Wagen blieb vor dem Hause halten.

Herr Eller trat im Mantel in das Zimmer, ein Paket unter dem Arm. Er war ganz dunkelrot, und seine Augen flackerten. „Es ist aus auch mit uns — und gut, daß es aus ist ... Ich habe gebettelt, ich habe gedroht. Ich habe gesagt: ‚Lindt, wenn das Ihr letztes Wort ist, so werden Sie keine ruhige Minute mehr in Ihrem Leben haben!'" — Er spuckte mit einem Fluch ins Zimmer. „Ob das fein ist oder nicht — das ist mir ganz egal! Ich pfeif' überhaupt auf die ganze Feinheit. — Ach, die sind ja härter als Kieselsteine, die Leut'! ... Ich betret' das Haus mit meinem Fuß nicht mehr ..." Er legte das Paket auf den Tisch. „Das ist, glaub' ich, Ihr Nachtzeug, gnädiges Fräulein. So das Nötigste, was der Graf und die Jungfer zusammengerafft haben. Anständiger Mensch, der Graf! — aber auch 'n Waschlappen ... Geld wird Ihnen angewiesen werden bei dem Rechtsanwalt von Ihrem Herrn Vater in Königsberg. Wieviel ist, weiß ich nicht. Aber Sie sollen einen Revers unterschreiben, daß Sie sich mit der Summe endgültig abgefunden erklären ... Ging sehr geschäftsmäßig zu: das muß man Ihren Leuten lassen!"

Er goß sich einen Kümmel in ein Weinglas und trank ihn auf einen Zug hinunter. „Heiraten können Sie, wen Sie wollen!" lachte er heiser. — „Und nun machen Sie sich fertig, gnädiges Fräulein! Ich fahr' mit bis Königsberg. Ich denk', wir zwingen's noch. Es sind nämlich die Falknerschen Kutschpferde ... Ich machte extra 'n Umweg deswegen über Eyselin. Meine Schinder hätten's doch nicht mehr geschafft. Und dann wollt' ich auch noch so 'n bißchen nachhören, wie der Baron denkt. Läßt Sie übrigens herzlich grüßen. Und er stände Ihnen zur Verfügung, wo und wie Sie wollten. — Das nenn' ich noch 'n Edelmann! ... Aber das Kroppzeug von Ihnen da ..." Er sah Modeste forschend an. „Oder möchten Sie am Ende doch lieber zurück? — Es ist ein ganzes Leben, gnädiges Fräulein, das noch vor Ihnen liegt! — Und auf Daunen schläft's sich's nun einmal weicher als auf Stroh."

(Fortsetzung folgt)

Sprichwörter des Morgenlandes

Dem Reichen versprich nichts — den Armen laß nicht warten.

*

Wer die Welt versteht, ist klug — und wen die Welt versteht, ist klüger.

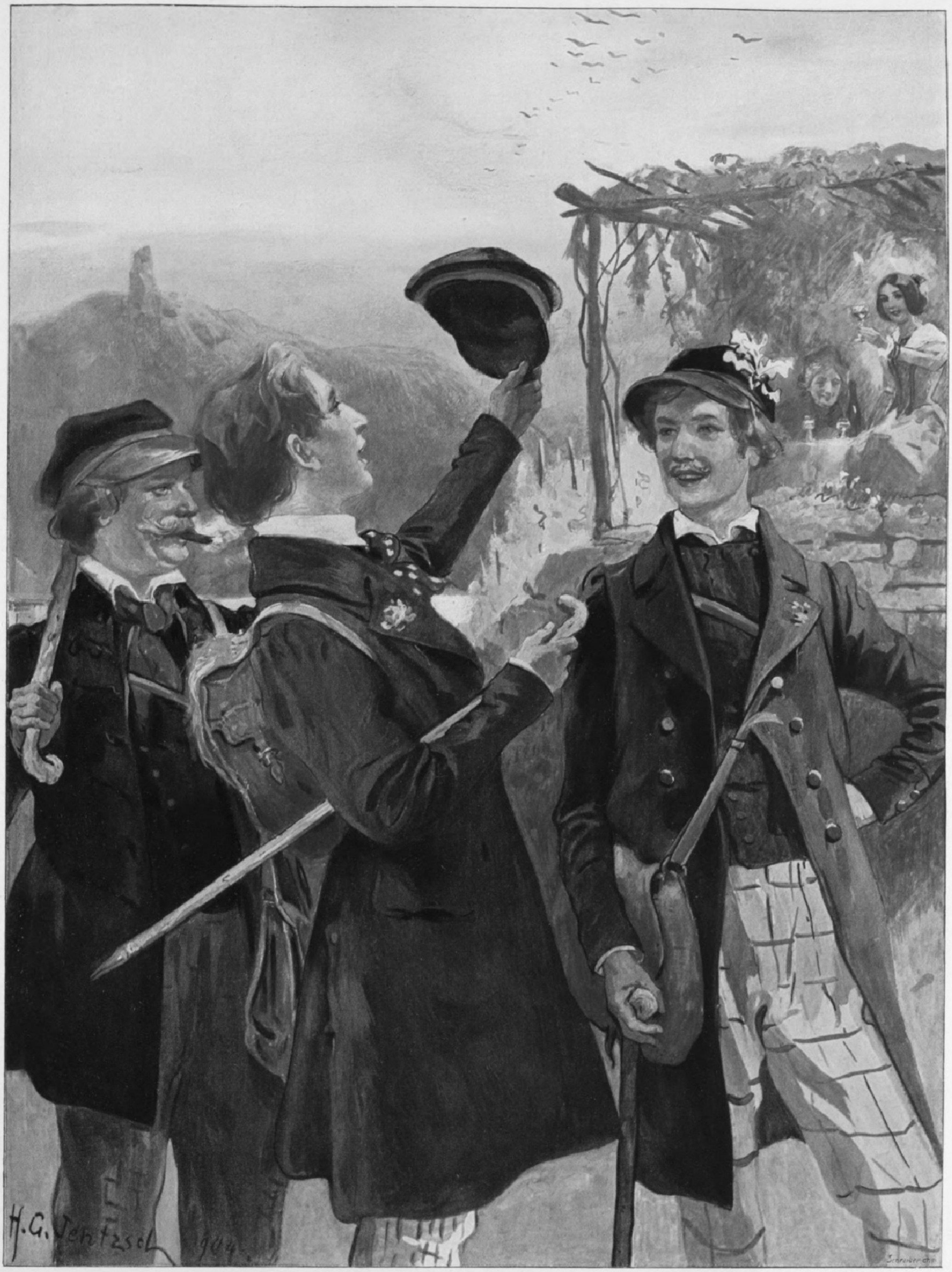
*

Was der Säbel zustande bringt, das hätte die Klugheit allein auch fertig gebracht.

*

Verstand — das ist ein Vogel auf dem Ast; im Nu ist er davon.

Roda Roda



An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein ...

Nach einem Aquarell von Hans G. Jentzsch (München)



Auf der Tribüne

Pferderennen in Japan

Von

Eduard Curnel

(Hierzu fünf Abbildungen nach Spezialzeichnungen des Verfassers für „Ueber Land und Meer")

Im Frühling und im Herbst finden auf dem großen Rennplatz von Jokohama vor der Stadt Pferderennen statt, und es herrscht dann jedesmal vier Tage lang ein festliches Treiben, denn diese Meetings zählen sowohl für die japanische wie für die ausländische Sportswelt zu den großen Ereignissen. In früheren Jahren wohnte der Mikado diesen Meetings persönlich an, denn er ist ein großer Sportsfreund, und kam an jedem der vier Renntage in einem Spezialzuge von Tokio herüber, doch fehlte er leider diesen Herbst wegen des gegenwärtigen großen Krieges, und ich kam darum um ein Schauspiel, das jedenfalls sehr interessant gewesen wäre.

Trotzdem und obwohl wir auf die Anwesenheit des Landesherrn und seines Hofes verzichten mußten, wollten die Rennen meinen abendländischen Augen als etwas ganz Einzigartiges erscheinen. Sah ich doch hier das junge Japan aus seiner geheimnisvollen Vergangenheit heraustreten und auf den Pfaden der modernen Zivilisation wandeln und sich mit ungebändigter Lebenslust den Erregungen des Wett- und Rennsports hingeben, gerade so wie wir es in Karlshorst und Longchamps machen.



Auf dem Sattelplatz

Der Weg nach dem Rennplatze ist lang und zieht sich, bald steigend, bald fallend, endlos durch ein Dorf, das zu seinen beiden Seiten liegt. Es war erst elf Uhr, doch war das erste Rennen auf halb zwölf angesetzt, und das ganze sportliebende Jokohama befand sich unterwegs nach dem Rennplatze.

Auf der schmalen Straße drängten und stießen sich Hunderte von Rickschas, von zwei oder gar drei Kulis gezogen, deren Schreien und Lärmen die Luft erfüllte. Jinrickschas und kein Ende! Ein unabsehbarer Zug, Tausende und Abertausende, junge japanische Elegants, Sportsmen, festlich geputzte Damen, Chinesen in prachtvollen seidenen Gewändern, und dann das ganze fremde Element, Konsuln, Gesandte, Schiffskapitäne, Marineoffiziere, Touristen und Globetrotters, wie nicht minder das gesamte offizielle Jokohama. Die ganze Stadt war auf den Beinen! Der Tag war prachtvoll, die Sonne schien warm von einem klaren Herbsthimmel herab, und in weiter Ferne waren die imposanten Linien des Fudjiama zu gewahren, der sich über die ihn umgebende Landschaft erhob und sich trotz des 80 Kilometer betragenden Abstandes mit seiner blendend weißen Spitze haarscharf von dem blauen Himmel abzeichnete. Nach der andern Seite dehnte die schöne „Missisippibucht" sich aus mit ihrem veilchenfarbigen Spiegel, den Sampans mit weißen Segeln belebten. Man glaubte sich unwillkürlich an das Mittelländische Meer und die Küsten der Riviera versetzt. Die Rennbahn liegt auf einer Hochebene, die diese schönen Landschaftsbilder beherrscht — in der Tat ein idealer Platz. Auf dem Kamm einer kleinen Anhöhe machten die Rickschas Halt und setzten die Sportsleute ab, die sich von dort nach dem Rennplatze begaben. Hier gab es ein ganzes Meer von Rickschas, Tausende, alle reihenweise aufgepflanzt wie die Linien einer Schlachtordnung, die schweißtriefenden und nach Luft schnappenden Kulis unter den Bäumen gelagert, wo sie „Chow" aßen, den sie von einer Anzahl von fliegenden Händlern erstanden, und Sake tranken. Daneben boten Bettler ihre kranken und verkrüppelten Gliedmaßen zur Schau und zeigten sich Aussätzige mit ihren abgezehrten Gesichtern und den entsetzlichen Spuren ihres furchtbaren Leidens, während Hausierer mit Fähnchen, Süßigkeiten und allem möglichen Kleinkram umherzogen. Unter Lachen und Plaudern eilte unterdes die frohgemute Menge nach dem Rennplatze, alles Farbe und Bewegung, alles aber auch von einem spezifisch orientalischen Zuge durchsetzt. Die Klubhäuser und großen Tribünen liegen in Einfriedigungen, und der Zugang zu ihnen kostet 8 Mark. Die ganze Bahn entlang ziehen sich indes aus Bambus errichtete und mit Fähnchen geschmückte Tribünen und Zuschauerplätze für die Menge des gewöhnlichen Volkes, die nur 5 bis 10 Pfennig Eintrittsgeld zu entrichten hat und sich ihr Frühstück mitbringt.

Das Anwesen des Rennklubs ist in zwei Teile geteilt, von denen der eine für die Europäer und der andre für die Einheimischen reserviert ist; zwischen beiden ist indes freier Verkehr gestattet, nur ist die Zulaßgebühr für die europäische Abteilung höher. Meine Aufmerksamkeit wurde vor allem von der japanischen Abteilung angezogen. Die große Tribüne war dicht mit einheimischen Herren und Damen besetzt, die in ihren besten Kimonos prangten. Hier sah man Japaner, die Radfahrerbeinkleider und hohen Hut oder einfachen Kimono, Holzschuhe und englischen Rennhut trugen. Einzelne waren ganz nach neuester europäischer Mode gekleidet, vollständig korrekt bis auf die Glacéhandschuhe und die Blume im Knopfloch; sie trugen Monokel und rauchten große Zigarren. Sportsmen, wie sie im Buche stehen! Auch viele Offiziere in voller Uniform waren zu sehen, aber sie kamen einem bei dem unwillkürlich sich aufdrängenden Vergleich mit ihren deutschen Kameraden merkwürdig klein vor; man konnte sich kaum vorstellen, wie sie ihre langen Degen handhaben



Der Favorit wird gemustert

könnten. Am interessantesten von allen waren jedoch die Damen. Sie befanden sich in ihrem Element wie eine Schar glücklicher Kinder. Ihr Haar war mit duftendem Oel zurechtgemacht und steckte voll silberner und goldener Nadeln, Kämme und Blumen. Ihre hübschen seidenen Kimonos und brokatenen Obis sowie ihre schwarzlackierten Holzschuhe machten sich allerliebst, wenn sie in dem hellen Sonnenschein eilig über den grünen Rasen trippelten, um die Pferde vorbeirennen zu sehen.

Alles wettete! Ich hatte keine Ahnung, daß die Japaner so versessen auf den Sport seien, und sollte es nun hier zum erstenmal erleben. Der Totalisator spielte mit dem Mindesteinsatze von 5 Yen (10 Mark) eine große Rolle, und an den sweepstakes beteiligte sich fast alles, obschon der Einsatz 10 Yen kostete. Geld war augenscheinlich in Hülle und Fülle vorhanden. Die Damen schlossen ihre Wetten durch Bookmakers ab (deren es eine große Anzahl gab) und umflatterten sie wie ein Schwarm Tauben, nicht selten Einsätze von 100 Yen machend. Ich sah eine Musme, deren Augen förmlich vor Erregung funkelten, als man ihr sagte, daß sie 1000 Yen gewonnen habe.

In der Menge fielen viele chinesische Kaufleute in ihren hübschen, vornehmen Seidengewändern auf. Es waren geborene Spieler, die alles mit der größten Ruhe hinnahmen wie Männer, die gewöhnt sind, mit großen Summen umzugehen. Ihre Frauen saßen im Hintergrunde der großen Tribüne in glänzenden grünen und blauen seidenen Gewändern, mit weiten, bauschigen Beinkleidern und den winzigen Krüppelfüßchen, die ihnen das Gehen kaum verstatteten. Sie verkehrten in ungezwungener Weise mit den japanischen Damen und schienen auf bestem Fuße mit ihnen zu stehen. Ich dachte mir, um was sich ihre Konversation wohl drehen möchte. Sollten die neuesten Pariser Moden oder der jüngste Skandal in der chinesisch-japanischen Gesellschaft nichts damit zu tun haben?

Ab und zu tauchte in der Menge eine modern gekleidete europäische Dame auf, und es war dann sehr interessant und belustigend für mich, den Gegensatz zu beobachten, den sie zu ihrer Umgebung bildete. Die eingeborenen Damen blickten neugierig auf die schönen Spitzen, die hohen Stöckelschuhe, den Federhut und den Schmuck und diskutierten das alles eifrig unter sich. Es ist das wirklich ein schlechtes Zeichen, denn es deutet auf die Nachahmungssucht der Japaner hin. Man kann jetzt den Tag schon absehen, da diese kleinen Frauchen sich verunstalten und lächerliche Figuren in der Tracht spielen werden, die so ganz und gar nicht für sie gemacht ist.

Auf dem Sattelplatz drängten die Musmes sich förmlich und mischten sich unter „Männer und Fremde", um die Pferde zu inspizieren und sich von ihren guten oder schlechten Eigenschaften zu überzeugen. Sie schrieben sich das alles dann in ihre Notizbücher, schlossen ihre Wetten ab und kletterten zur großen Tribüne hinauf, um sich den Verlauf des Rennens anzusehen. Die Jockeis waren meistenteils Japaner, doch recht gute Reiter, da sie von Natur aus schlank und leicht von Gewicht sind.



Während des Rennens

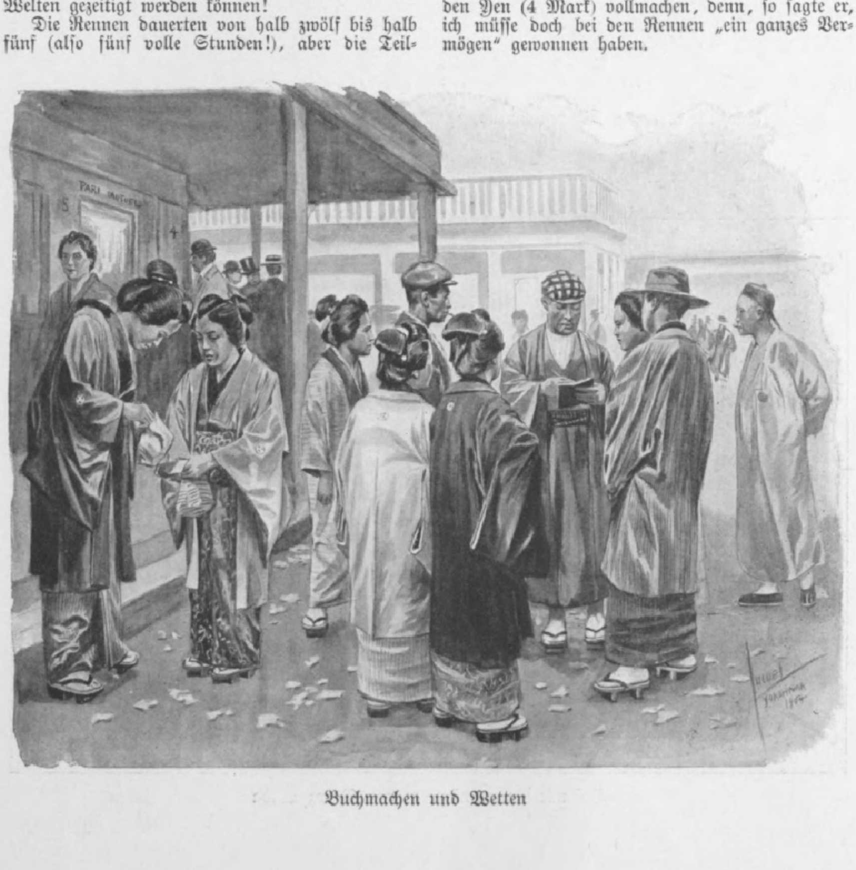
Als die Flagge sich senkte und die Pferde starteten, war die Erregung groß. Feldstecher waren auf die Tiere gerichtet, und alles stand in den Holzschuhen auf den Zehen. „Go ban!", „Sam ban!", „Ichi ban!" riefen sie („Nummer 5", „Nummer 3", „Nummer 1"), als die Pferde sich zu überholen begannen, und als das erste am Ziele anlangte, erhob sich ein wirres Durcheinander, alles stürzte vor, um zu sehen, eine Musme langte instinktiv mit ihren zierlichen Händchen nach meinen Schultern, und ich nahm sie galant auf den Arm — sie war ja so klein! Die Pferde flogen pfeilschnell dahin, Nummer 3 führte und ging zuerst durch die Schranken, was mit lautem „Hurra", Händeklatschen und dem Rufe „Sam ban — Sam ban!" begrüßt wurde; die glücklichen Gewinner stürzten wie wahnsinnig nach dem Totalisator, um die auf „Sam ban" entfallenden Summen einzukassieren. Dem Sattelplatz gegenüber bei den Ställen stand eine lange Halle, ganz in japanische Flaggen, grüne Laubgewinde, Palmen und bunte Laternen gehüllt; sie war in zwei Abteilungen geschieden und in jeder derselben stand ein langer Tisch mit allen Arten von Leckerbissen beladen, von Wild, Pasteten und Braten bis zu Eis und Obst; Champagner und alle denkbaren Weinsorten waren in Hülle und Fülle vorhanden, hübsche Musmes bedienten die Gäste, die zum größten Teil aus Japanern bestanden, und ein Orchester spielte deutsche Walzer und amerikanische Niggersongs. Es war sehr lustig, doch fanden nur die Mitglieder der fashionabelsten Klubs Zutritt, und jeder Klub hatte sein besonderes Lokal.

Das Gros der Zuschauer hatte sich auf der großen Tribüne häuslich niedergelassen und verzehrte dort sein kaltes Frühstück, das aus Reis und Kuchen bestand; sie hatten es in Reispapier eingewickelt mitgebracht, und das Papier diente ihnen nunmehr zugleich als Tischtuch und Serviette. Die Mehrzahl der Frauen hatte sich kleine Metallpfeifchen angezündet oder rauchten Zigaretten. Eines imponierte mir — der Mangel an allen flüssigen Erfrischungsmitteln: niemand schien Durst zu verspüren. Ich mußte dabei lebhaft an die Bierfässer denken, die in Karlshorst und in Hoppegarten bei Berlin geleert werden, während hier höchstens etwas Tee genossen wurde. Die Japaner sind sehr mäßige Leute. Die Geldtaschen, die benützt werden, sind kleine, aus starker Seide hergestellte Beutelchen; sie öffnen sich viereckig und können leicht in den Zeuggürtel geschoben werden, den man um den Leib trägt. Wie alle japanischen Sachen sind sie sehr geschmackvoll, mit phantastischen Darstellungen von Drachen und Blumen, die sich in zarten Farbentönen von dem Seidengrunde abheben. Viele Vertreter des Adels waren anwesend. Sie waren an einem kleinen runden Abzeichen auf der Rückseite und den beiden Aermeln ihres Kimono kenntlich: nur wer von vornehmer Abkunft ist, darf diese Abzeichen tragen, die übrigens ungefähr dieselbe Rolle spielen wie in Deutschland die Wappen oder Wappenbilder auf den Visitenkarten.

Ueberhaupt konnte man im ganzen wohl sagen: „Tout comme chez nous", wenn nur die Note des „fernen Ostens" sich nicht überall bemerkbar gemacht hätte. Auf der einen Seite ein Naturvolk mit allen Instinkten eines solchen und einer fast elementar nach Betätigung ringenden Lebenslust und auf der andern bei diesem Naturvolke die unverkennbaren Spuren eines uralten, tief in den Volkskörper eingedrungenen Kulturlebens — Gegensätze, wie sie nur von einem Lande gezeitigt werden können, dessen Daseinsbedingungen so ganz und gar verschieden von denen der Welt des Westens sind. Und doch ist es wieder die gleiche Menschennatur, die sich dort wie hier kundgibt, die Menschennatur, die in sich selbst Gegensätze und Widersprüche birgt, so groß, wie sie nur von verschiedenartigen Welten gezeitigt werden können!

Die Rennen dauerten von halb zwölf bis halb fünf (also fünf volle Stunden!), aber die Teilnahme des Publikums ermattete keinen Augenblick — im Gegenteil, die Erregung steigerte sich, je weiter die Zeit voranschritt, bis man beim letzten Rennen in eine fieberhafte Erregung geriet und man sich unwillkürlich mit der Volksmenge nach dem Totalisator fortreißen ließ. Als das letzte Rennen vorüber war, stürzte und drängte alles die Anhöhe herab nach den Jinrickschas — man hörte das Klappern von Tausenden von Holzschuhen auf dem steinigen Wege, einen Lärm, der für Japan so bezeichnend ist, sobald eine größere Volksmenge beisammen ist. Reihen von Polizeimannschaften hielten scheinbar die Ordnung aufrecht, doch war es nicht möglich, die Rickschakulis im Zaume zu halten, die, ihr kleines Fahrzeug hinter sich herschleppend, mit lauter Stimme ihre Dienste anboten und einen Höllenlärm vollführten — ein wüstes Durcheinander von Menschen und Rickschas, und dabei jeder den andern zu überschreien suchend.

Die Anhöhe herab ging es wie ein Rudel ausgelassener Hunde, die Rickschas sprangen und stolperten über Steine und Erdlöcher dahin und bedrohten ganze Dutzende von kleinen Kindern, die überall den Weg versperrten. Die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes zu beiden Seiten des Wegs hatte sich vor den Haustüren aufgepflanzt und sah den Zug vom Rennplatze an sich vorüberziehen: Krämer, Kunsttischler, „Musmes" und kleine Kinder standen zu Tausenden mit offenem Munde da und gafften das buntbewegte wilde Treiben an. Die Sonne war gerade am Untergehen — sie verschwand unmittelbar hinter dem alten Fudjiama — und die Lichter von Jokohama begannen aufzuleuchten, als ich an meinem Hotel vorfuhr nach einem der interessantesten Tage, die ich je verlebt. Der Rickschakuli grinste verschmitzt, als ich ihm seine 50 Sen (2 Mark) auszahlte, und meinte, ich solle den Yen (4 Mark) vollmachen, denn, so sagte er, ich müsse doch bei den Rennen „ein ganzes Vermögen" gewonnen haben.



Buchmachen und Wetten



Wandbild von Fritz Erler in dem von Bruno Paul entworfenen Repräsentationsraum

Die erste Ausstellung der Münchner „Vereinigung für angewandte Kunst“

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Für München als Kunststadt bedeutet die Prinzregentenstraße in der Tat eine Art Via triumphalis, denn sie ist der Schauplatz dreier hervorragender Kunsttaten geworden: Hier erhub sich vor Jahren der erste Ausstellungsbau der Sezession, hier sind die Münchner Wagner-Festspiele ins Leben getreten, hier tut sich nun das erste großzügige kunstgewerbliche Ausstellungsunternehmen unsrer Stadt auf. Diese Ausstellung der Vereinigung für angewandte Kunst gibt zum ersten Male eine autoritative Heerschau über das gesamte kunstgewerbliche Können Münchens. Alle Strömungen kommen hier zu Wort, auch der geschmackvolle Konservativismus, der aus achtenswerten Gründen den Anschluß an die Vergangenheit nicht zu verlieren wünscht. Für den Gesamtcharakter der Ausstellung aber ist zweifellos der entschlossene moderne Geist bestimmend, der die bewußte Pflege der alten Tradition beiseite setzt und auf neuen Wegen dem alten Geheimnis der Schönheit zustrebt: der Wahrheit in der Gestaltung. Wahrheit ist nicht ohne weiteres identisch mit Schönheit, aber sie ist ihr vornehmster Pionier. Sie ist der fruchtbringende Keim, aus dessen grauer Schale sich neue Blütenwunder entfalten, die das dunkle, aber starke Redlichkeitsbedürfnis des Menschen nicht mehr zu allerhand protestierenden Gegensatzgefühlen aufrufen. Schon heute ist das moderne Münchner Kunstgewerbe über die Zeiten des bloßen Protestes hinausgekommen. Es hat in den wenigen Jahren seines Bestehens schon eine Tradition geschaffen, auf der sich ruhig und sicher aufbauen läßt.

Ein Haupteindruck ist es, der die ganze Ausstellung beherrscht, das ist die außerordentliche Beachtung, die der Farbe geschenkt wird. Mit dem Augenblick, da der Raum als Grundeinheit der Gewerbekunst erfaßt wurde, mußte sich auch das Interesse an der Farbe, die den ganzen Raum bindet, einstellen. Es ist etwas Großes, daß man sagen kann: Jeder der ausgestellten Räume bildet auch koloristisch einen Kosmos für sich, dessen einzelne Werte sorgfältig abgewogen und je nachdem durch Kontraste oder Harmonien aufs höchste gesteigert sind. Japan war auch hier unser Lehrmeister. Ein Kunstwerk wie der delikate Damensalon von Pankok führt koloristisch beinahe geradeswegs zu den Farbenholzschnitten des großen Utamaro zurück. Farbenwunder bietet diese Ausstellung, die das geschulte Auge in erlesenen Genüssen schwelgen lassen: Da glüht der wundervolle Schmelz auf Scharvogels Vasen und Fliesen, da jubeln die deliziösen Teppiche von Paul, Heine, Pankok und andern, da blinken polierte und matte Flächen geringen und edeln Metalls, mit Steinen und Email geschmückt, da breitet vor allem das Holz die Wunder seiner braunen, gelben, grauen, roten und goldigen Farben aus. Die allgemeine Klage, daß unsre Zeit eine Epoche kulturloser Verwilderung sei, versteht man in diesen Räumen nicht mehr.

Ich lade den Leser zu einer kurzen Wanderung durch das ideale Haus ein, dessen Raumbedürfnisse hier von verschiedenen Künstlern verschieden befriedigt worden sind. Es ist ein wohlhabendes, sogar recht wohlhabendes Haus, dem diese Dinge angehören. Aber wer möchte es den Künstlern verargen, daß sie bei diesem ersten geschlossenen Auftreten ihre Kräfte nur an repräsentative, zum Teil luxuriöse Aufgaben wenden wollten? Eingeweihte wissen trotzdem, daß die Segnungen des modernen Kunstgewerbes auch dem bescheideneren Haushalte zugeführt werden können. Sahen wir doch jüngst in München eine Wohnungseinrichtung ausgestellt, die zum Preise von etwa 1000 Mark drei komplette Räume nach Entwürfen des begabten Wolf von Wersin (Schüler des „Lehr- und Versuchsateliers für freie und angewandte Kunst“) enthielt. Aehnliche Leistungen werden sogar von den größten Münchner Möbelwerkstätten geboten, und zweifellos werden spätere Ausstellungen der Vereinigung auch den Bedürfnissen der Minderbegüterten Rechnung tragen



Schlafzimmer. Entworfen von Adalbert Niemeyer

Das moderne Haus besteht dem allgemein adoptierten Schema nach aus Damenzimmer, Herrenzimmer, Speise- und Schlafzimmer, wozu je nach Bedarf und Mitteln das Kinderzimmer, der Vorraum, die Diele (Halle), in selteneren Fällen das Musikzimmer treten.



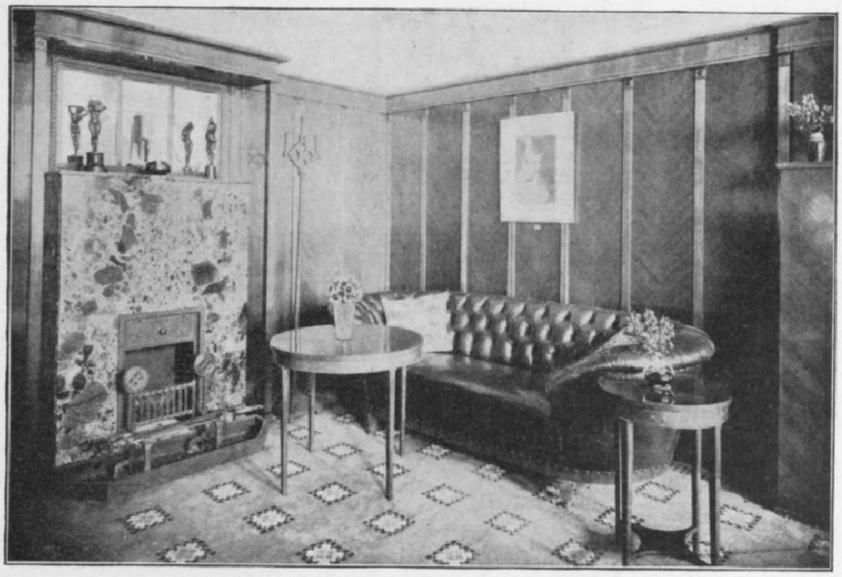
Hof mit Brunnenfiguren von Georg Wrba

Damenzimmer sehen wir von B. Pankok, F. A. O. Krüger und K. Bertsch. Die Arbeit von Pankok ist schlechterdings ein Juwel in Farben und Linien. Kostbare Intarsien beleben die nach seltsamer Künstlerinspiration geschwungenen Rückflächen der Möbel. Dünn und zierlich, oft von kapriziösen Schnitzereien belebt, sind die Stützen, Lehnen und freien Endigungen, und überall lebt im Schwunge der Linien ein nervöser köstlicher Rhythmus. Und man ertappt sich auf dem Wunsche, es möchte mehr Damen geben, denen diese zarten Holzwunder zwischen den seidenen Wänden „auf den Leib“ gedichtet sein könnten — als es wirklich gibt. Professor Krüger hat ein wundervolles Material zu seiner Lösung erwählt: ostindisches Rosenholz, das der roten Mahagonifarbe nahekommt, nur daß in der Tiefe der Politur goldene Lichter schimmern. Sein Damenschreibtisch ist ein besonders glücklich erfundenes Stück: der Rücken besteht aus einer einzigen runden Schale, die sich nach vorn öffnet und hier eine ganze Miniaturwelt von Schubfächern, Etageren und dergleichen enthält, die für die schriftstellerische Wirksamkeit einer eleganten Frau nötig sein mögen. Anspruchsloser, aber ebenfalls fein und gemütlich ist Bertsch' Arbeit, die zwischen grauen Tapeten einen hübschen, kräftigen Kontrast zwischen dem hellbraunen Birnbaumholz der Möbel und dem Blau des Teppichs bietet.



Herrenzimmer. Entworfen von Thomas Theodor Heine

Herrenzimmer haben Peter Birkenholz, W. von Beckerath und Th. Th. Heine geschaffen. Beckeraths Raum, der zugleich als Wohnzimmer gedacht ist, enthält eine eingebaute Sitzecke von fabelhafter Gemütlichkeit. Th. Th. Heine tritt in diesem Jahre zum ersten Male als Möbelkünstler an die Oeffentlichkeit. Seine Arbeit fällt insoferne aus dem Gesamtbilde der Ausstellung heraus, als er, der berühmte Zeichner des Empire und der Biedermeierzeit, auch als Möbelkünstler eine Anlehnung an diese feine, sentimentale, spöttische und ein klein wenig spießbürgerliche Kulturepoche nicht verschmäht. Für einen komplizierten Geist wie Heine, in dem sich Gefühlsweichheit mit bitterer Verstandesschärfe so innig paart, ist dieses Zurückgreifen kein eitler Mummenschanz. Baute sich nicht auch die holde künstlerische Welt des Empire auf einem Boden auf, über den wenige Jahre vorher die bluttriefende Furie der Revolution gezogen war? Es ist im Empire, wie es uns heute erscheint, viel Verschweigen schrecklicher Dinge, viel herzbrechendes Lächeln über grenzenloses Elend, viel männliche Resignation, viel herbe Lebensentschlossenheit über Gräbern. Aehnlich mögen die Komplikationen in Heines Seele liegen. Und vielleicht ist seine Vorliebe für die gemessene Würde der Biedermeierei nur ein Ausdruck für jenen Bestandteil seines inneren Lebens, der ihn gerade als fortgeschrittensten Bürger der Neuzeit legitimiert: nämlich für eine herbe seelische Disziplin, für einen gewissen Amerikanismus der Sinnesart. — Ist sein Herrenzimmer auch keineswegs eine Kopie alter Muster, so atmet es doch völlig biedermeierischen Geist. Da begegnet uns an Stuhllehnen und Glaseinfassungen das charakteristische Oval, da ist die tiefe Kastenform des Sofas, das auch nicht der altväterischen Schlummerrollen entbehrt, da findet man den würdigen Großvaterstuhl mit den scheuklappenartigen Seitenpolsterungen, da thronen auf dem Paravent und dem Spiegel die vergitterten Bekrönungen, und der Möbelbezug zeigt das schöne Streifenmuster in blaßgrüner, fast verschossen wirkender Farbe. Auch die rote Tapete weist Streifen auf. Andre Möbel sind etwas freier erfunden, dafür ist die Stimmung so biedermeierisch wie möglich, wenn nämlich tiefe Behaglichkeit, Einfachheit und Ruhe biedermeierisch sind. Der Teppich läßt den geschulten, differenzierten Zünftler erkennen. Er verbindet auf engem Raume Harmonie- und Kontrastwirkungen mit erstaunlicher Sicherheit. Die Wirkung des Ganzen wird nur durch das etwas grelle Rot der Tapete einigermaßen beeinträchtigt. Den Wandschmuck hat Heine selbst beigesteuert, ebenso erhebt sich auf dem breiten Schreibtisch Heines ergötzlicher Bronzeteufel mit seinen geschlitzten Katzenaugen, ein prachtvoller, instinktsicherer Höllenbewohner, der gar keine Ahnung davon hat, wie es den Menschenseelen im siedenden Pechkessel zumute sein mag, kurzum ein Teufel, der dumm, plump und über die Maßen teuflisch ist. Ein Teufel comme il faut. Heines ganze Leistung ist im übrigen ebenso ehrlich, besonnen und gediegen wie die ganze Ausstellung. Das gilt von der pikanten „Kaminecke im Hause eines Kunstfreundes“, von Architekt Schnartz und Frau von Brauchitsch, die treffliche Stickereien zu Kissen und Wandbehang beigesteuert hat; das gilt von den außerordentlich einfachen Schlafzimmern von Paul Haustein und A. Niemeyer, die sich beide in lichtes, festliches Weiß kleiden. Sehr gute Gedanken zeigt die Diele von Julius Diez, der aus dem hohen Raume einen Aufenthaltsort für eine erhöhte, patriarchalische Geselligkeit gestaltet hat. Diese Diele ist neutraler Boden im Hause. Alle nehmen an ihr teil, keiner ist hier Herr. Ihren Mittelpunkt bildet der Kamin, der halbrund aus der Wand vorspringt. Die Diele ist des Hauses Herz. Festliche Farben beleben die Mauern, hohe Wölbungen weiten den Raum und die Gedanken. Diez hat es meisterhaft verstanden, diesem eigenartigen Aufenthaltsort seine angemessene Stimmung zu geben. — Von Meta Honigmann sei noch das niedliche Kinderspielzimmer erwähnt, ferner die schöne Küche von Professor Rochga, in der das Kochen ein wahres Vergnügen sein muß.



Bibliothekzimmer. Entworfen von Peter Birkenholz



Musiksaal. Entworfen von Bruno Paul

Die beiden repräsentabelsten Aufgaben aber sind Bruno Paul zugefallen, der Ehrenraum der Ausstellung und der große Musiksaal. Man geht wohl nicht fehl, wenn man Paul als die tüchtigste und am vielfachsten bewährte Kraft des Münchner Kunstgewerbes bezeichnet. Seine reiche Erfindungsgabe, die im engsten Verkehr mit dem Material eine jahrelange herbe Schule durchgemacht hat, läßt ihn vor keiner Aufgabe im Stich. Bei aller Kühnheit der Form fesseln seine Arbeiten immer

wieder durch den Eindruck eherner Notwendigkeit. Nichts erscheint bei ihm willkürlich, jede seiner Linien ist durch Wahrheit und überzeugende Gesetzlichkeit geadelt. Er ist schlechterdings Meister in der Sicherheit, mit der er die jeweilige Stimmung des Raumes zu treffen und herauszuarbeiten weiß. Die kühle, monumentale Vornehmheit des Ehrenraumes kommt ebensosehr zu ihrem Recht wie die dunkle, stimmungsvolle Ruhe des weiten Musiksaales und wie die lichte, bürgerliche Behaglichkeit des Speisezimmers.

Der ernste Ton grauen Marmors, der an den drei Portalen, dem Estrich und dem Brunnen wiederkehrt, herrscht vor. Dunkles Wassereichenholz ist an den wenigen Möbeln verwandt, die beiden großen Fenster mit Kunstverglasung leiten einen breiten Strom von Licht herein, ohne die aristokratische Dämmerung des Raumes ganz zu verdrängen. Eine wertvolle Unterstützung ward dem Künstler von Fritz Erler zuteil, einer der stärksten und kultiviertesten dekorativ malerischen Begabungen Münchens. Seine beiden Gemälde, die als Supraporten in die Marmoreinfassung über den Portalen eingelassen sind, zeigen hier die große Gebärde und die monumentale Stilistik dieses Künstlers gerade am rechten Platz. Der wundervolle gelbe Ton, der in meisterlicher Nuancierung über die Gemälde ausgegossen ist, geht mit dem Grau des Marmors ausgezeichnet zusammen.

Von dem Musiksaal mit Worten einen Begriff zu geben, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Ich halte ihn für Pauls hervorragendstes Werk. Eine reiche Vertäfelung in gebeiztem Eichenholz mit Schnitzereien und köstlichen Einlagen umkleidet die Wände bis zu Dreiviertel ihrer Höhe. Den Rest hüllt ein blauer Stoffbezug ein. Die Kaminwand ist mit Scharvogelschen Fließen belegt. Zur Rechten und Linken der Feuerung öffnen sich Nischen, in denen Sofas mit elegant geschwungenen Rücklehnen zur Ruhe einladen, während das geheimnisvolle Wogen der Töne den weiten Raum erfüllt. Ueber die dunkle Vertäfelung über den Sofanischen spreiten sich reiche Gobelins voll stumpfer, prachtvoller Farben. Sie bilden koloristisch den höchsten Akzent des Zimmers. Gegenüber der Gobelinwand, neben den in die Mauer eingelassenen Notenschränken erhebt sich ein Wunder von einem Steingräberflügel, über und über mit diskreten Einlagen bedeckt. Hinter dem Flügel ist seitlich die Wand in einen andern beliebigen Raum geöffnet, und hier entfalten zwei starke, gedrungene Messingsäulen den blanken Metallglanz ihrer lebendigen Flächen, ein fremdes Element, das in dieser Welt von dunkelm Holze und weichen Stoffen geradezu sensationell wirkt. Denkt man sich nun, welches reiche Leben all diese toten Dinge unter dem Zauber der Musik erfahrungsgemäß gewinnen, unter dem Zauber, der selbst eine kahle Dachstube in ein Paradies verwandeln kann — so hat man einen Begriff von der Bedeutung dieses Werkes, welches das Können dieses Künstlers in seiner höchsten Vollendung zeigt.

Das daneben untergebrachte Speisezimmer Bruno Pauls ist in Nußbaumholz mit Einlagen ausgeführt. Ein sehr stattliches Stück ist das in die Wand eingebaute Büfett mit halbrund vorspringendem Unterbau, der eine Menge Platz bietet, ohne dem Zimmer viel Raum zu nehmen. Der reizende Fensterplatz mit Fliesenbekleidungen bietet nicht nur eine angenehme Sitzgelegenheit, er trägt auch zur Belebung des ganzen Raumes Unschätzbares bei.

Wenn auch die Wohnungskunst den Löwenanteil zur Ausstellung beigesteuert hat, so ist damit der Umfang der Darbietungen, die ja die gesamte angewandte Kunst vorführen wollen, noch lange nicht erschöpft. Der Verkaufsraum und die Vitrinensäle enthalten kleinere Gegenstände für Schmuck und Haushalt in solcher Anzahl, daß wir uns versagen müssen, auch nur das Bedeutendste davon aufzuführen. Auch ein veritabler Friedhof, der die dringend nötige Reform unsers Gräberschmuckes bezweckt, und ein Garten mit Brunnentempel, Ruhebänken (ich erwähne die schöne Steinbank des Württembergers Friedrich Adler) und schattigen Wegen stehen dem Besucher für seine Reichsmark offen. Im Garten haben auch die vier Brunnenfiguren für Kempten von dem Münchner Bildhauer Wrba Aufstellung gefunden: Hirsch, Antilope, Steinbock und Einhorn mit lustigen kleinen Reitern. Andre Brunnenfiguren, Männlein und Weiblein, haben Storch, Netzer, Gottschalk, Ebbinghaus und Karl Kiefer ausgestellt, dessen „Susanna" (in Untersberger Marmor) in dem lauschigen Brunnentempel von P. Birkenholz einen vorzüglichen Platz gefunden hat.

Radium, die Quelle des Lebens?

Von

Dr. Otto Neustätter-München

Von der Aufregung, in die das Radium die naturwissenschaftliche Welt versetzt hat, kann sich der Außenstehende kaum eine Vorstellung machen. Stellte doch dieses Element alles auf den Kopf, was bisher an unumstößlichen Gesetzen gefunden schien. Es ist bekannt, daß unsre ganze naturwissenschaftliche Erkenntnis in dem Satze wurzelt, daß alle Kraft erhalten bleibt, daß nichts von den bestehenden Stoffen verloren geht, daß aber auch nichts aus nichts entstehen kann. Wenn eine Kerze verbrennt, so verschwindet sie, und es läßt sich nachweisen, daß ihre Bestandteile in der Luft wieder zu finden sind. Wenn ein Zug dahinbraust, so wird die lebendige Kraft der Maschine bedingt durch die Darangabe einer Unmenge von Kohle. In diesen festgeschlossenen Gedankenkreis hat nun das Radium einen Riß gemacht. Es leuchtet, mit dunkeln Strahlen zwar, aber es leuchtet fortdauernd, es gibt fortwährend Kraft ab — und doch bleibt es unverändert. Es teilt von seiner Emanation andern Körpern freigebig mit und verliert doch nichts an Gewicht; es stellt also eigentlich das Undenkbare: ein Perpetuum mobile dar.

Und nun scheint der gleiche Stoff das größte Welträtsel zu lösen, das Rätsel des Lebens, und zwar indem er Leben durch Urzeugung schafft, formlosem Stoff die Gestalt der Zelle gibt, toter Materie den Lebensodem einbläst. Leben — wir sehen es täglich vor uns, und immer bleibt es unfaßbar. Als etwas Selbstverständliches nehmen wir es hin. In dem Moment aber, wo es erloschen ist, da drängt sich uns das Geheimnisvolle seines Wesens, drängt sich mit Macht die Frage auf: Was war es denn? Die Antwort lautete lange: Die Seele ist hinweggegangen, die Lebenskraft. Und in veränderter Form wird noch jetzt von den Neovitalisten eine solche besondere, alles Lebende bedingende Kraft angenommen. Die Formen des Lebens sind nun aber dafür doch zu verschieden, ja an dem gleichen Körper kann das entflohen sein, was wir Leben nennen, und doch können nicht etwa nur Haare und Nägel, sondern auch lebenswichtige Organe, wie zum Beispiel das Herz, noch weiter „leben". Wir wissen auch, daß nicht nur die äußerst komplizierten hochstehenden Tiere und der Mensch, sondern auch jene einfachsten einzelligen Organismen „leben", die mit jenen so wenig gemein zu haben scheinen, wie ein Eisenstäubchen mit einer Maschine. Und doch, wie die Maschine aus Tausenden und Millionen solcher Eisenstäubchen erst zusammengeschweißt werden kann, so bestehen auch die höchsten Organismen aus Millionen jener einfachsten Teile, der Zellen, die ihrerseits in dem großen Verband für sich wieder lebendig sind oder auch einzeln absterben können, ohne daß das Leben gestört wäre. Daraus geht hervor, daß jene geheimnisvollen Vorgänge des Lebens sich vereinfacht denken lassen müssen. Tatsächlich lassen sich auch alle seine wesentlichen Eigentümlichkeiten in jenen allerniedrigsten Organismen beobachten, die zu unzähligen Billionen ein erst in der Jetztzeit einigermaßen bekannt gewordenes Dasein führen. Auch sie zeigen die Selbständigkeit gegenüber der toten Natur, die Produktion von Kraft aus sich selbst heraus, die Umsetzung von fremder Materie durch eine Art von Zellwillen, auch sie zeigen Stoffwechsel, Wachstum, Vervielfältigung. Aber mit der Vereinfachung war man nicht an die Lösung des Lebensrätsels gelangt. Denn so gering der Unterschied zu sein scheint, der eine eben abgetötete Amöbe und eine noch lebende, der eine lebende und eine tote Spore, ein trockenes und ein für immer verdorrtes Getreidekorn trennt, er ist so groß wie der zwischen dem eben noch lebenskräftigen und dem vom Tode hinweggerafften Mann.

Die neuere Forschung weist allerdings immer mehr darauf hin, daß dieses Etwas doch innerhalb der materiellen Welt sich mit Denknotwendigkeit vollziehen muß. Die für lebende Organismen besonders charakteristischen Bewegungserscheinungen zum Beispiel hat man durch Oberflächenspannung von weichen Körpern von der Konsistenz der „Zellen" erklären können; es ist gelungen, solche Flüssigkeitsgemische sechs Tage lang in amöbenartiger Bewegung herumkriechen zu lassen. Ein Chloroformtropfen in Wasser vermag einen feinen Schellackfaden nach dem gleichen System und in der gleichen Ruhe wie die Amoeba verrucosa ihre Oszillarienfäden von zwanzigfacher Länge ihres eignen Leibes aufzurollen und dann wieder wie eine Fäkalie auszustoßen. Allein mit allen diesen Annäherungen ist noch immer nicht der wesentliche Unterschied zwischen Leben und Leblosem, zwischen einem Tröpfchen Amöbe und einem Tröpfchen Oel, zwischen einem belebten und einem toten Eiweißkörperchen festgelegt. Nur eines ist sicher, daß wir den entscheidenden Beweis, daß wir das Leben hätten, wenn wir es erst an einem noch so kleinen Lebewesen erhaschen könnten, wenn es uns erst gelänge, es künstlich in irgendeiner Form zu erzeugen.

Und dieses Experiment scheint nun gelungen zu sein! Es hat ein Engländer, Professor Butler-Burke an dem berühmten Cavendish-Laboratorium der Universität Cambridge, im Reagenzglas auf die gleiche Art, wie man sonst Mikroben züchtet, Gebilde hergestellt, die er Radioben nannte, da sie in ihren wesentlichsten Eigenschaften jenen niedrigsten Lebewesen gleichen. Nun wird man sagen, das sei ja nichts so Besonderes, denn wir züchten ja alle Tage Bakterien. Der Unterschied ist nur der, daß bei solcher Züchtung nur ein Aussäen stattfindet, niemals eine Erzeugung. Denn das Wachstum der Bakterien auf der Gelatine in dem Röhrchen erfolgt genau so wie das des Getreidekorns, das der Sämann in die Ackerfurche gestreut hat. Burke aber brachte keinen lebenden Organismus, keinen Keim eines solchen in die Röhrchen. Er erfüllte vielmehr alle Vorsichtsmaßregeln, um das zu verhüten. Dann säte er Radium — und erntete aus dieser toten Substanz im Boden der ebenfalls toten Gelatine lebende Mikroorganismen! In den Röhrchen wuchsen feine Flöckchen, die aussahen wie Bakterienkulturen.

Man kann sich denken, daß er nicht sofort zu dieser Annahme schritt. Er und die übrigen Wissenschaftler von Ruf, die sich mit der Sache abgaben, vermuteten natürlich auch zunächst alles andre, als daß die Erzeugung von lebenden Wesen gelungen sei. Man dachte vor allem an Kristalle. Allein die Form der runden Körnchen, aus denen im Mikroskop jene Flöckchen sich zusammengesetzt zeigten, wollte in keines all der wohlbekannten und durchforschten Systeme hineinpassen. Nun gibt es ja auch unter den Kristallen Formen, die ganz wie Zellen aussehen. Es würde daher noch nicht gegen die Kristallnatur gesprochen haben, daß die Gebilde richtig wie Zellen aussahen, auch einen Kern wie solche hatten. Allein es kam etwas hinzu, was kein Kristall jemals gezeigt hat. Die entstandenen Gebilde wachsen nicht durch Anlagerungen, nicht endlos als Individuen weiter. Sie vermehrten sich nicht nur durch Aufschießen neuer Punkte in der Substanz von außen her, sondern sie teilten sich, wenn sie ihre äußerste Größe im Betrag von etwa 0,0004 Millimetern erreicht hatten. Sie vermehrten sich also wie die Bakterien. Und das Allermerkwürdigste: sie wuchsen weiter, wenn man sie aus den ursprünglichen Röhrchen auf andre überimpfte, genau wie Bakterien, von denen man einige von dem einen auf einen andern Nährboden bringt. Das heißt also, wenn das Radium erst jene Körperchen erzeugt hat, dann ist es überflüssig geworden, überflüssig wie der Baum für das Wachstum der Kerne, die aus seinen Früchten in den Erdboden gesenkt werden.

So hätten wir denn die Urzeugung, die lange und sehnlich gesuchte und schon für unsre Erde als unmöglich und undenkbar erachtete Urzeugung — im Reagenzglas erlebt! Das wäre etwas so Ungeheuerliches, etwas so unfaßbar Wichtiges und Großes, daß man, ehe nicht alle andern Erklärungsmöglichkeiten erschöpft sind, an dieses Wunder nicht glauben wird. Man wird vielmehr kritisch nachprüfen müssen, ob nicht auf andre Weise das Rätsel zu lösen ist. Schroen hat ja an Kristallen und Steinen, wie schon erwähnt, die merkwürdigsten formellen Aehnlichkeiten mit den Zellen der pflanzlichen und tierischen Organismen entdeckt. Jene Körperchen sind außerdem in Wasser löslich. Auch ließe es sich denken, daß bei der Uebertragung doch noch Teile der Emanation des Radiums mit in die Röhrchen hineingebracht worden sind, die ja dann weiter hier ihre schöpferische Kraft betätigen könnten. Und warum sollte das Radium, das für sich ja so viel Aehnlichkeit mit dem Lebendigen hat, nicht auch weiterhin Produkte erzeugen, die scheinbar aus sich selbst heraus wachsen? Wie ist das Wunder zu erklären, daß der gleiche Stoff, der alle andern Zellen zum Absterben bringt, diese seine Geschöpfe verschont? Das ist nur einiges von dem, was sich einwenden läßt. Allein das alles haben die durchaus wissenschaftlich und nüchtern denkenden Herren überm Kanal natürlich auch erwogen, und so warten wir mit Spannung auf die weitere Entwicklung dieser Entdeckung, die hochinteressant bleibt, wenn sie auch nicht das bedeutet, was jene Männer nach bisheriger Erwägung annehmen zu können glaubten: die Quelle des Lebens.



Eintreffen der Siegesnachricht nach der Schlacht bei Roßbach. Nach dem Gemälde von Carl Seiler (München)

Ruhm

Von

Hermine Villinger

In ihrem kleinen Zimmer vor dem Schreibtisch ihres Vaters saß die Preisgekrönte, deren Ruhm jetzt alle Zeitungen der Stadt ausposaunten. Unter zweihundert Mitbewerbern hatte der Volksroman von Luitgard Seller den ersten Preis davongetragen. Sechstausend Mark waren dafür ausgeschrieben.

Immer wieder flog die Tür auf, und die Freundin schoß herein in ihrer großen Küchenschürze.

„Siehst du,“ rief sie, mit dem ganzen Gesicht lachend, „nun steht's in allen Zeitungen — und was mich am meisten freut, neulich in jener Gesellschaft, weißt du noch, die überklugen jungen Leute, wie sie übers Leben sprachen — Herrgott, 's war nicht zum Anhören — nach ihrer Meinung war es die höchste Zeit, die Welt dadurch zu verjüngen, daß man allen, die alt waren, das Wort verbot. Du meintest, durch Gewalt geschähe gar nichts, nur durch Entwicklung — da lachten sie dich aus —, daß sie es uns nicht gerad' ins Gesicht sagten: auch ihr habt nicht mehr mitzureden — auch ihr gehört zum alten Eisen. — So, und nun stellst du ein Werk hin, ebenso eigenartig als kraftvoll — jawohl, so heißt es, Luitgard — nicht nur in einer, in sechs Zeitungen — ebenso eigenartig als kraftvoll — ein im besten Sinne modernes Werk — Ach Gott,“ unterbrach sie sich, „ich lasse ja alles anbrennen draußen —“

Fort war sie, kam aber ebenso schnell wieder herein.

„Die werden Augen machen, wenn sie die Worte lesen: ‚ein im besten Sinne modernes Werk.‘ Bettelarm stehen sie jetzt alle vor dir da.“

Sie näherte ihr Gesicht dem der Freundin.

„Hörst du mich, oder sind deine Gedanken wieder wo anders?“

Luitgard zeigte mit dem Blick auf das Bildnis eines Mannes auf ihrem Schreibtisch.

„Mir tut's so leid, daß mein Vater das nicht erlebt hat. Es hätte ihn gefreut. Seltsam, nie hat er erlebt, was man so Glück nennt. Er war ein Mensch, der immer zu kurz kam. Was er Bedeutendes leistete, nahm man so hin, davon gesprochen wurde erst nach seinem Tode. Kam es daher, weil er sich selbst niemals nach Anerkennung, nach Erfolg umgetan? Und war er vielleicht doch glücklich in dem stillen Bewußtsein, an der Arbeit der Welt seinen Teil mitzutun? Am Ende ist das ja auch schon Glück genug.“

„Kann sein,“ meinte Marie, „aber du hast doch ein ganz andres Gesicht gemacht, als dir plötzlich die Anerkennung ins Haus kam.“

Eine freudige Röte flog über Luitgards Antlitz. „Mir war, als ich gestern ausging, als trügen mich Flügel — als sei die ganze Luft wie mit Wohlwollen angefüllt — Ich sagte mir: das sind die freundlichen Gedanken meiner Leser, die mich jetzt heben und tragen. — Wer weiß,“ setzte sie nach einer Weile wie in Gedanken verloren hinzu, „vielleicht habe ich eigens dazu auf die Welt kommen müssen, um der unterdrückten Seele meines Vaters Ausdruck zu verleihen. Vielleicht könnte so etwas sein, daß es plötzlich einen Menschen trifft, dem Ausdruck zu verleihen, was lange im Schoße einer Familie geschlummert hat und einmal mit Naturnotwendigkeit ans Tageslicht kommen muß.“

Die Freundin antwortete nicht gleich. Sie stand da, ganz in Gedanken versunken — eine untersetzte Gestalt mit frischen Farben und klugen, treuherzigen Augen. Die hingen jetzt an Luitgards feindurchgeistigten Zügen.

„So muß es wohl sein,“ meinte Marie plötzlich mit einem Seufzer, „es setzt nie aus bei dir, du lebst immer ganz in deinem Beruf. Es gibt für dich nichts andres. Ich dagegen, schon als Kind war ich ein Universalgenie. Was trieb, was verstand ich nicht alles; ich malte, spielte Klavier, ich hatte sogar Talent zur Bildhauerei. Was ich überhaupt anfaßte, zu allem hatte ich Geschick. Und mit allen diesen Talenten irrte ich Jahr um Jahr brotlos in der Welt herum. Jetzt bin ich Köchin. Das wenigstens rentiert sich.“

Sie lachte ein wenig gezwungen auf.

„Damit ist es jetzt vorbei,“ rief Luitgard aus, „ein für allemal — weg mit diesem Kosttisch — mit diesem abscheulichen, all deine Kräfte in Anspruch nehmenden Kosttisch!“

„Du,“ meinte Marie, „unser Geschäft steht jetzt in vollster Blüte. Es wäre der größte Unsinn, das Sichere für etwas Unsicheres aufzugeben —“

„Aber darauf bestehe ich,“ fiel ihr Luitgard in die Rede, „durchaus, hörst du — es muß eine selbständige Köchin her, und du bleibst ein für allemal aus der Küche weg.“

„Ich habe ja eigentlich immer gemalt, auch am Herde,“ gestand Marie, „und nur —“

Sie schluckte ein paarmal, und aus ihren Augen stürzten Tränen.

Luitgard sah sie erschrocken an.

„So schwer ist es dich angekommen! Also doch! Das kann ich ja nie verantworten! Du hast so getan, als sei dir die Errichtung eines Kosttisches das größte Vergnügen.“

„Nun, Kind, es mußte eben sein,“ sagte die Freundin, indem sie rasch ihre Tränen trocknete, „die liebe Kunst ließ uns ja verhungern, was blieb da übrig? Es war ja nicht ganz leicht, die Palette mit dem Kochlöffel zu vertauschen, aber ich sagte mir: du bist die Kräftige, die Gegenwärtige, die durchaus geringere Künstlerin — also hast du das tägliche Brot herbeizuschaffen —, nun,“ unterbrach sie sich, „und war meine Rechnung falsch, hatte ich recht, auf dein Talent zu bauen oder nicht? Hilf Himmel,“ unterbrach sie sich, „was werden unsre jungen Kostgängerinnen zu dem Essen sagen, das sie heute vorgesetzt bekommen?“

Fort war sie.

Luitgard wandte den Blick wieder dem Bildnis ihres Vaters zu, aber ganz in Gedanken diesmal, in ihrem Innern war sie mit Plänen beschäftigt, die allein nur dem Wohle der Freundin galten — eine Sommerreise, eine Erholungszeit für sie beide, das sollte das erste sein. Und vielleicht, vielleicht reichte es dann noch zu einem Blick in jenes Land, von dem Marie so oft sprach und das zu erreichen ihnen bisher als eine Unmöglichkeit erschienen war — Und jetzt — jetzt —

Ein Lächeln umspielte Luitgards Mund — einen weichen, schüchternen Mund. Sein Lächeln hatte etwas kindlich Hilfloses — die Tochter des Mannes auf dem Schreibtisch, seine Gesichtszüge, seine Seele. Und doch, es war auch etwas von der Mutter da, denn so zart Luitgards Antlitz war, ihre Gestalt hatte Fülle, das temperamentvolle Blut der Mutter schimmerte ihr durch die klare Haut. Vielleicht hätte sie ihren Roman niemals geschaffen ohne diese mütterliche Mitgabe.

Die Frau Oberbaurat Seller hatte das Wort geführt im Hause, eine jener Persönlichkeiten, die, wenn sie in ein Zimmer treten, den ganzen Raum mit Lärm anfüllen. Nach ihr arteten drei ihrer Töchter, und der stille, in sich gekehrte Mann kam gegen diese Ueberfülle von Temperament nicht auf. Nur manchmal suchte sein Blick den des stillen, ihm so ähnlichen Kindes unten am Tisch, und sie wußten, daß sie zusammengehörten, ohne daß sie es sich je gesagt hätten. Luitgard war ein nachgeborenes Kind, noch nicht erwachsen, als sich die drei so viel älteren Schwestern verheirateten. Mit vierundzwanzig Jahren stand sie allein. Die großen Summen, die der Vater verdient, waren für die reiche Lebensführung des Hauses aufgegangen. Für Luitgard blieb kaum so viel, um in der allerbescheidensten Weise ihr Leben fristen zu können. Die Schwestern machten ihr wohl den Vorschlag, abwechselnd bald bei der einen, bald bei der andern ihren Aufenthalt zu nehmen. Sie lehnte es ab. Sie mietete sich ein Zimmerchen und schrieb. Von den Leuten, die einst in ihrem elterlichen Hause verkehrt, kümmerten sich nur wenige um sie. Ja, wenn sie krank, hilflos gewesen wäre, gewiß, man hätte etwas für sie getan. Auch für eine Stelle hätte man wohl gesorgt. Aber ihrem Talent aufzuhelfen, daran dachte niemand. Man wußte wohl von ihren Versuchen, aber man lächelte darüber.

Sie kam auch nicht weit damit, ihre Erfahrung war gering. Ebenso die Hilfe, die ihr zur Seite stand in Gestalt eines Professors, eines Freundes ihres Vaters. Er war ein trockener Schulmann, der unbarmherzig an dem Schicksal herumschneiderte, das Luitgard ihren Menschen schuf. Sie ließ sich alles gefallen. Was wußte sie von der Welt, sie wußte nur von Unterdrückung, von Seelen, die sich in heißer Not freizuringen suchten. Dieser Schrei, diese Sehnsucht klang aus allen ihren Geschichten und fand eines Tages ein Echo in der Seele einer andern, die ebenfalls in Einsamkeit mit dem Leben rang.

Es mischten sich schon Silberfäden in die Haare der beiden Mädchen, als sie sich entschlossen, ihren ferneren Lebensweg in Gemeinsamkeit zurückzulegen.

Mit Marie aber war das Reale, das Leben in all seiner Deutlichkeit in die stille Stube der einsamen Träumerin getreten. Und indem diese zum erstenmal einen Menschen ganz und gar kennen lernte und in sich aufnahm, erweiterte sich ihre Sehkraft in der erstaunlichsten Weise. Auf alle ihre inneren Fragen kam nun die Antwort wie von selbst.

Sie hatte wohl einst geträumt, irgendwo müsse ein großer, starker, gütiger Mann weilen, der sie ahnte und voll Sehnsucht suchen würde, um sie ihrem liebesarmen Leben zu entreißen. Aber er war nicht gekommen. Ihr Ruf nach Liebe in allen ihren Zeilen war zu keines Mannes Herz gedrungen. Und mit der Zeit, als sich ihr Wissen vom Leben mehr und mehr erweitert hatte, machte sie die Entdeckung, wie selten die Männer eine Seele suchten.

Sie machte die Entdeckung, daß auch da, wo alles auf das glücklichste zusammenzutreffen schien, daß auch da selten das Glück zu finden war. Was hatte denn einst die Mutter aus ihrem so reichen Lebensanteil gemacht?

Es war ihr klar — nie klarer als eben in diesem Augenblick —, in uns müssen wir das Glück haben, die Verhältnisse bringen es nicht; alles ist tot, wenn unser Herz nicht lebt.

Und sie fühlte, sie hatte sich nicht zu beklagen, sie hatte ihre Kunst, die ihr die Seele ausfüllte wie ein Sonnenstrahl den Tropfen Wasser. Nicht jetzt erst, seit der Erfolg ihr Streben krönte, alle die Zeit her mit ihrem Ringen und Schaffen war schön gewesen, einzig schön.

Und ihr zur Seite stand eine Freundin, tatkräftig und herzenswarm, die allein vor allen andern Menschen sich der Vereinsamten und Weltunkundigen angenommen und ihr eine Heimat geschenkt.

Es läutete auf dem Vorplatz; gleich darauf öffnete das kleine Dienstmädchen die Tür ins Wohnzimmer und ließ einen Herrn eintreten, einen älteren, etwas fatal herausgeputzten Herrn mit einer Nelke im Knopfloch.

Er verneigte sich.

„Doktor Ehrenwert. Sie sind doch Fräulein Seller, die preisgekrönte Dichterin?“

Sie bejahte schüchtern.

„Gratuliere Ihnen, verehrte Kollegin, zu dem ungeheuern Erfolg dieses Ihres unübertrefflichen Romanes.“

Auf Luitgards Antlitz wechselte Röte mit Blässe. Völlig hilflos richtete sie den Blick auf die Türspalte hinter dem Rücken des Besuches. Maries lachendes Gesicht war dort aufgetaucht, und sie nickte, als wolle sie sagen: ‚Nur zu — ich komme schon, wenn es Zeit ist.‘

Luitgard lud den Herrn zum Sitzen ein und nahm ihm gegenüber Platz.

Er machte sich's bequem, legte die Beine übereinander und betrachtete sich die feine, schüchterne Erscheinung vor ihm mit einem Ausdruck unverkennbarer Genugtuung. Nicht die leiseste Spur von Selbstüberhebung, ja nur von Selbstbewußtsein war an diesem Fräulein zu bemerken.

Er hatte leichtes Spiel.

„Ja, meine verehrte Kollegin,“ ging er ins Treffen, „es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Ihnen meine Freude über die große Auszeichnung, die Ihnen geworden, ausdrücken. Ich, sehen Sie, mit allen meinen Werken, ich warte noch immer auf den großen Augenblick, den Sie soeben erleben — Sie, die so viel jüngere Kraft — Schriftstellerlos! Wer hilft uns denn — wer steht uns bei? Hat Ihnen jemand geholfen? Und man hätte doch ein Anrecht — die Welt müßte sich um uns kümmern —, was wäre sonst die Welt? Mit allem Talent, was können wir damit machen, wenn uns die Mittel fehlen? — Die Mittel fehlen —“ wiederholte er mit Nachdruck, der Kollegin näherrückend.

Sie verstand ihn nicht.

Er räusperte sich und sprach weiter, immer wieder auf das eine zurückkommend, wie er fast ein ganzes Menschenleben lang auf den großen Augenblick warte, daß auch ihm einmal ein Gewinn in den Schoß falle.

Sie hoffte das auch mit der größten Teilnahme.

Er mußte deutlicher werden.

Von seinen zahlreichen Werken fing er an, von deren Vortrefflichkeit, deren Schicksalen. Unmerklich kam er dann auf seine eigne momentane Lage. Sie war eine sehr peinliche. Er hatte für einen Kollegen gutgesprochen. Das Zusammenstehen der Kollegen war ja noch das einzig Versöhnende in dieser Welt des krassen Egoismus. Für tausend Mark hatte er gutgesprochen, nun stand ihm das Messer an der Kehle.

Luitgard sah ihn voll Mitleid an. Nicht im Traume wäre es ihr eingefallen, dieser lobsichere Mensch, der eine solche Masse von Büchern geschrieben hatte, könne sie anbetteln wollen.

Er wurde ungeduldig:

„Wenn man Freunde hätte — ich habe ja Freunde — ein Schriftsteller wie ich — massenhaft —, aber leider — keiner wäre imstande, keiner hat die Mittel — Wissen Sie, was ich dachte, verehrte Kollegin? Der große Zug von Herzensgüte, der

durch Ihre ganze Erzählung geht, der müßte sich doch bewahrheiten! Und in der Tat, diese Herzensgüte steht auch in Ihren Zügen geschrieben — Wohlan, besinnen Sie sich nicht — helfen Sie mir, indem Sie mir von Ihrem Ueberfluß mitteilen. Mein Wort, mein Ehrenwort, in Zeit von einem Jahr zahle ich Ihnen das mir verabfolgte Darlehen bei Heller und Pfennig zurück. Erlauben Sie mir, Ihnen den Schuldschein sofort, hier unter Ihren Augen auszufertigen —"

Er erhob sich und näherte sich dem Schreibtisch.

„Was sind lumpige tausend Mark für eine so edle Seele, die mit einem Schlage sechstausend eingenommen?"

Eine tiefe Röte hatte sich während seines Sprechens über Luitgards Antlitz verbreitet. Sie hatte endlich verstanden.

„Nur —" stotterte sie, „ich habe ja das Geld noch gar nicht."

„Ach so —" Das war ihm unangenehm, aber die Verlegenheit war schnell überwunden.

„Wir können das auch so machen — eine Anweisung tut ganz die gleichen Dienste."

Jetzt trat die Freundin ins Zimmer. Sie hatte die Küchenschürze abgelegt, und der Herr Doktor sah sofort, hier waren ein paar Augen, die sich nicht so leicht etwas vormachen ließen.

Marie ging ohne Umschweife aufs Ziel los: „Ich glaube, mein Herr, es handelt sich hier —"

„Um ein Darlehen," fiel er ihr ins Wort, „um weiter nichts, als um ein Darlehen — Fräulein Seller ist nicht abgeneigt —"

„Fräulein Seller ist noch nicht im Besitz der Summe, die ihr zukommen soll," erklärte Marie, „Sie müssen sich also noch etwas gedulden. Lassen Sie, bitte, Ihre Adresse hier. Das übrige wird sich finden "

Der Mann, der seinen Aerger über den so unglücklichen Verlauf seiner Angelegenheit kaum zu beherrschen vermochte, kritzelte seinen Namen auf das Stück Papier, das ihm Marie hingeschoben, und nahm dann mit einer theatralischen Pose von den beiden Freundinnen Abschied. Draußen auf dem kleinen Vorplatz schimpfte er laut.

„Um Gottes willen," rief Luitgard aus, „war das ein peinliches Erlebnis!"

„Es wird nicht das letzte sein," meinte Marie, „dein Erfolg steht in allen Zeitungen, wer weiß, wer da noch alles den Weg zu dir herauf findet. Glücklicherweise hast du das Geld noch nicht! Laß dich um Gottes willen zu keinen Versprechungen hinreißen!"

„Sei du lieber immer zur Stelle," meinte Luitgard.

Die Freundin nickte.

Sie hatte richtig prophezeit. Kein Tag verging, ohne daß ein oder mehrere Bittsteller bei Luitgard Seller anklopften. Auch Besuche kamen. Der Freund von Luitgards Vater, der Herr Professor, der früher der Anfängerin mit Rat und Urteil beigestanden, erschien eines Tages. Ein kleines Männchen mit grauem Bart, dünnen Beinen und einer ungewöhnlich viereckigen Kopfform.



Einem Sommer

Von

Otto Ernst

Sommer, eh' du nun entwandelst
Ueber sonnenrote Höhn,
Soll dir meine Seele sagen,
Wie du mir vor allen schön!

Wähne nicht, daß meinem Herzen
Sommer so wie Sommer sei;
Seltsam wie der Wolken Wandel
Ziehn die Zeiten ihm vorbei.

Und wie du hervorgetreten
Aus der Zukunft ernstem Tor,
Atmete aus dumpfen Qualen,
Atmete dies Herz empor . . .

Dankbar will ich das nun singen:
Wie die Wiese lag im Glanz,
Und du gingst am Rand im Schatten,
Und dein Gehn war Klang und Tanz —

Wie auf Wolken du gefahren,
Deren Weg dein Hauch gebeut,
Wie du in den hohen Himmel
Weiße Rosen hingestreut —

Wie du aus des Nußbaums Wipfel
Durchs Gezweige sahst herab —
Wie du rote Blüte gossest
Ueber ein versunknes Grab —

Wie im Wald am schwarzen Stamme
Stumm du standest, schwertbereit,
Wie ein sonnenblanker Ritter
Aus verklungner Heldenzeit —

Wie du alle Glocken schwangest
Im beglühten Turm des Doms —
Wie du rötlich hingewandelt
Auf der Wellenflur des Stroms,

Oder wie du braun von Wangen
Westlich schrittest durch das Feld
Und mit einer Amsel Tönen
Leis' erweckt die Sternenwelt . . .

Hoher, ehe du entwandelst
In den Saal „Vergangenheit",
Nimm mit dir wie Hauch der Felder
Diesen Hauch der Dankbarkeit!

Wo gestorbne Sommer wandeln
Hinter nachtumraunten Höhn,
Wo nur Schatten dich umschweigen,
Soll er singend mit dir gehn.

Er nahm Luitgard gegenüber Platz. Marie kam freudig herbei in der Meinung, einem Triumphe der Freundin beizuwohnen.

Der Herr Professor putzte seine Brille und sah so ernsthaft drein, als handle es sich um einen Kondolenz- und nicht um einen Gratulationsbesuch.

„Ja, mein liebes Fräulein," begann er, „das sind so Sachen, so Sachen. Hätten Sie mich gefragt. Aber Sie haben mich nicht gefragt. Es war nicht das richtige, einen Roman zu schreiben, nicht das richtige, mit einem Roman zu kommen, nachdem Sie Ihre Schriftstellerlaufbahn mit kleinen Geschichten eröffnet hatten. Mit diesen haben Sie sich, wenn auch kein großes, so doch ein wohlwollendes Publikum gewonnen. Nun schreiben Sie einen Roman, eine vollkommene Enttäuschung für alle jene, die sich mit Ihrer bisherigen Art vertraut gemacht. Nichts ist schädlicher als solche Ueberraschungen. Der Schriftsteller hat vor allen Dingen darauf zu sehen, in dem Rahmen zu bleiben, in den ihn sein Talent hineingestellt. Sobald er diesen Rahmen verläßt, schädigt er sich nicht allein in dem Vertrauen des Publikums, er schädigt auch seinen Namen."

Luitgard saß wie erdrückt da, in Marie kochte es.

„Aber, Herr Professor," unterbrach sie den Vortrag des alten Herrn, „der Roman hat ja ganz außerordentlich eingeschlagen, Luitgard ist ja eine Preisgekrönte!"

„Hat garnichts zu sagen," wies er die Sprecherin zurecht, „das sind so Sachen, so Sachen! Aeußerlichkeiten können mich nicht bestechen. Die Technik eines Romans, der historische Hintergrund — wenn Sie Ihren Roman nicht auf dieser Basis aufgebaut, wozu taugt es dann, ihn geschrieben zu haben? Die Technik der kleinen Geschichten aber hatten Sie weg und verlassen nun einen Boden, der für Sie fruchtbar gewesen wäre —"

„Aber, Herr Professor, so lesen Sie doch wenigstens den Roman —"

„Ich werde ihn nie lesen", bekam die aufs höchste erregte Marie zur Antwort, „es hätte keinen Zweck. Ich bin zu beschäftigt, um mich mit verfehlten Unternehmungen einzulassen. Es gibt für mich nichts Bedauerlicheres, als daß Sie für Ihren Roman einen Preis erhalten haben. Dieser Preis wird Sie in die Irre führen, armes Fräulein. Aber ich will gern für Sie zu Hause sein, wenn der Tag kommt, an dem Sie Ihren Irrtum einsehen. Ich empfehle mich."

„Ja, und hoffentlich für immer," rief Marie aus, nachdem sich die Tür hinter dem Professor geschlossen hatte. „Kind, Kind," ermunterte sie die Freundin, „laß es dich nicht anfechten! Siehst du, der hat nun so viel gelernt und weiß das Allernotwendigste nicht: daß wenn's einem gegeben ist, zu schreiben, er halt schreiben muß, was ihm einfällt. Uebrigens," fügte sie hinzu, „in einer der vielen Kritiken über dein Werk heißt es, die Güte sei etwas zu stark vertreten in deinem Roman; es fehle an dunkeln Strichen. Nun, jetzt hast du ja die beste Gelegenheit —"

Es läutete.

Ein junger Kaufmann ließ fragen, ob er Fräulein Seller sprechen dürfe.

Er erzählte, daß er sich an einem Geschäft beteiligt, das Bankerott gemacht. Da habe er in der Zeitung von der großen Herzensgüte gelesen, die in dem Roman des Fräuleins vorkomme, und gedacht, sie helfe ihm vielleicht mit fünfhundert Mark aus seiner Lage.

Vorsteherinnen verschiedener Wohltätigkeitsvereine klopften an und baten um größere Beiträge.

Dann kam ein Herr, korpulent, mit weit vom Kopf abstehenden Haaren. Im Gehrock und Zylinder.

„Ich stehe an der Spitze der literarischen Bewegungen der Stadt," führte er sich ein, gratulierte Luitgard zu ihrem Erfolg und machte ihr begreiflich, daß es nunmehr ihre Pflicht sei, in die literarischen Vereine der Stadt einzutreten. Er verlange nicht gerade, daß sie allabendlich wie er den Sitzungen, Verhandlungen und Vorträgen beiwohne, aber doch so oft es ihr möglich sei. Schon lange suche er nach einer Kraft, die ihm einen Teil seiner schriftlichen Arbeiten — Berge habe er zu bewältigen — abnehme. Er hege die Hoffnung, diese Kraft endlich in ihr gefunden zu haben. Denn Fräulein Seller habe jetzt in bezug auf künstlerische

Bestrebungen ein Wort mitzureden, ihr Roman stelle sie mit einem Schlage an die Spitze der Literaten der Stadt.

„Zu meinem Bedauern hörte ich, Sie hätten früher kleine Geschichten in Kalendern und Zeitschriften veröffentlicht. Welch ein Fehlgriff, wie konnten Sie das tun!“

„Aber die kleinen Geschichten sind meiner Freundin eingefallen,“ bemerkte Marie, „und außerdem lebte sie davon.“

„Aber in Zukunft, mein Fräulein,“ wandte sich der Herr an Luitgard, „keine kleinen Geschichten mehr! Heutzutage macht man nur durch Romane oder Dramen sein Glück. Machen Sie sich an ein Drama, das wäre das allergescheiteste!“

„Und wenn dieses Drama mißglückt oder Jahre braucht, bis es Anerkennung findet, wer sorgt unterdessen für unsern Unterhalt?“ fragte Marie.

Der Herr zuckte die Achseln, indem er eine Anzahl Vereinskarten, fünf Stück, vor Luitgard ausbreitete und um ihre Unterschrift bat.

Abermals legte sich die Freundin ins Mittel.

„Wir werden von uns hören lassen — entscheiden können wir uns fürs erste noch nicht.“

Der Herr ging sehr beleidigt von dannen, und Luitgard meinte: „Ich hätte am Ende doch —“

„In keinen einzigen Verein trittst du ein,“ fiel ihr die Freundin energisch ins Wort, „jawohl, da steht nun einer an der Spitze der literarischen Bewegungen und verlangt von einem Talent, daß es womöglich sechsmal in der Woche von einer Sitzung in die andre laufe, die übrige Zeit für geschäftliche Arbeiten verwende und dann noch Dramen schreibe. Luitgard, eine bessere Gelegenheit, die Menschen zu studieren, hätte dir gar nicht werden können!“

Die Schriftstellerin sah etwas nachdenklich drein.

Frühere Bekannte, die sich jahrelang nicht um Luitgard gekümmert, fanden es plötzlich wunderschön, sich ihrer alten Beziehungen zu erinnern. Mit einer Schriftstellerin zu verkehren, habe einen besonderen Reiz. Man hoffte Neues, Ungewöhnliches zu hören. Auch baten sie alle um ein Exemplar des vielbesprochenen Werkes, in der Leihbibliothek war es so schwer zu bekommen.

Eines Tages kam eine junge Schauspielerin; sie warf sich Luitgard fast zu Füßen. „Retten Sie mich,“ flehte sie, „retten Sie mich aus meinem unwürdigen Engagement am hiesigen Sommertheater! Ich bin ein anständiges Mädchen, ich ersticke in dieser Atmosphäre der Gemeinheit.“

Sie ließ das R entsetzlich schnurren, ihre Sprache war äußerst affektiert, aber ihre Tränen waren echt.

„Ich kann nicht anders loskommen,“ sagte sie, „als durch Hinterlegung von dreihundert Mark. O mein Fräulein, verehrte große Dichterin, als ich von Ihrer unbeschreiblichen Herzensgüte las, von Ihrer Liebe für die Armen und Unglücklichen, da sagte ich mir: wenn jemand dir hilft, so ist es diese Frau —“

Luitgard wußte nicht recht, was sie aus diesem unnatürlichen jungen Wesen machen sollte. Aber Tränen zu widerstehen, das war nicht Luitgard Sellers Sache. Sie war gerade im Begriff, die Haushaltungskasse ihres spärlichen Inhalts zu berauben, als Marie einschritt.

Sie mußte auch bei einem alten Landschullehrer einschreiten, der aus einer kleinen Ortschaft in der Nähe der Stadt kam, um für seinen Sohn zu bitten. Der Mann meinte, endlich könne sich die Hoffnung seines Lebens erfüllen, die herzensgute Dame, von der alle Zeitungen sprachen und der ein so großes Glück in den Schoß gefallen sei, sie würde ganz gewiß das notwendige Geld hergeben, damit sein Sohn studieren könne. Mit tausend Mark, meinte er, wolle er sich begnügen, für das weitere würde dann der liebe Gott sorgen.

Es kamen arme Frauen, die über ihren Kindersegen klagten und der Meinung waren, daß ein lediges Fräulein, der ein solcher Reichtum in den Schoß fiel, doch eigentlich zu nichts anderm auf der Welt sei, als armen, kinderreichen Müttern aus der Not zu helfen.

Zur Dämmerstunde erschien eine Dame, die einstens in Luitgards elterlichem Hause verkehrt hatte, die Gattin eines höheren Beamten, eine elegante Frau. Sie ersuchte Luitgard unter Tränen um ein Darlehen von zweitausend Mark. Ihr einziger Sohn hatte Schulden gemacht, und der Vater, der sehr jähzornig sei, dürfe nichts davon wissen.

Luitgard war nahe daran, ihren Glücksfall zu verwünschen, so erdrückte sie das Elend, aber auch der Egoismus der Menschen, der sich ihr mit solcher Deutlichkeit offenbarte.

Aber auch Erheiterndes geschah.

Ein Fabrikant erschien, ein sicherer Herr, mit leuchtenden Busennadeln und prachtvoll beringten Fingern.

„Ich bin eigens hierher gereist,“ begann er, „um eine Anfrage an Sie zu stellen. Sie sind ja eine berühmte Schriftstellerin, Fräulein Seller, alle Zeitungen sprechen von Ihnen, also werde ich keine Schwierigkeiten haben. Folgende Absicht liegt nämlich meinem Besuche zugrunde: In einer mir befreundeten Fabrikantenfamilie unsrer Stadt soll nächste Woche eine Hochzeit gefeiert werden. Ich habe die Absicht, auch etwas zur Unterhaltung beizutragen. Aber es muß Hand und Fuß haben. Etwas Vaterländisches, Trachten, Tänze, Gebräuche — dazu passende Prologe. Schneidig, amüsant, lustig! Würden Sie die Freundlichkeit haben, mir etwas dergleichen anzufertigen — Für 'ne kleine Stunde, sagen wir, nicht länger. Und rasch müßte es gemacht sein, sehr rasch, damit die Sache noch einstudiert werden kann. Die Hochzeit ist in der nächsten Woche, Freitag den zehnten. Nun?“

Luitgard schüttelte das Haupt.

„Ich bin nicht imstande, Ihren Wunsch zu erfüllen.“

Er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Nicht — imstande — wieso?“

„Weil die Schriftstellerei kein Geschäft ist wie das Ihre, wo man nur zu bestellen braucht, was man wünscht,“ erklärte ihm Marie.

„Da werden Sie's aber nicht weit bringen,“ meinte der Herr und zog mit der größten Geringschätzung ab.

An demselben Tage erschien eine Dame, eine auffallende Persönlichkeit, hell gekleidet, mit genialer Frisur. Sie war gefolgt von einem keuchenden Straßenjungen, der einen Packen ins Zimmer schleppte und direkt vor Luitgards Füßen ablud.

„Es ist mein letztes und ich kann wohl sagen mein bestes Werk,“ erläuterte die Dame das Absonderliche dieses Gebahrens, „ich biete die Hälfte der Auflage der vom Glück begünstigten Kollegin für die bescheidene Summe von sechshundert Mark an. Diese Summe bliebe sonst an mir hängen, denn mein Verleger hat sich geweigert, die Herstellungskosten dieses Buches auf sich zu nehmen. Was sagen Sie dazu?“

„Da hätte ich das Buch lieber nicht herausgegeben,“ meinte Marie.

Die Dichterin reckte sich hoch auf:

„Lernen Sie dieses Buch erst kennen; ein nachdenkliches, ein ernsthaftes Buch. Schlagen Sie es auf. Sie werden staunen! Darum kühn habe ich es unternommen, auf die Güte der Menschen zu spekulieren. Fräulein Seller, von der Größe Ihrer Güte ist in allen Zeitungen die Rede. Sollten Sie imstande sein, eine wenig bemittelte Kollegin im Stiche zu lassen? Bedenken Sie meine gesellschaftlichen Verpflichtungen, meine Kinder, meine Nerven — Ich neige mich außerdem schon den älteren Jahren zu, und noch immer blieb mir der sehnsüchtige Wunsch meines Herzens versagt — Italien —“

Sie erhob sich, legte die Rechte auf die Brust und deklamierte:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen —“

Ihr Pathos, ihre Begeisterung waren so köstlich, so unbeschreiblich komisch, daß die beiden Freundinnen all ihre Kraft zusammennehmen mußten, um ernst zu bleiben.

Die Schriftstellerin nahm wieder Platz, ließ sich des langen und breiten über die obstinate Hartherzigkeit ihres Verlegers aus, nahm eines ihrer Bücher und schlug es mit den Worten auf:

„Urteilen Sie —

‚Sterne sind Sterne. Menschen sind Menschen. Wie zueinander gelangen? Auf dem mystischen Umweg sehnsuchtsvoller Gedanken. Strahlende Wege sind sie. Eisbahnartig. Sausend erreicht der Sehnende sein Ziel.‘

„Nun, ob das Tiefe ist?“ wandte sie sich an ihre Zuhörerinnen und schied mit den Worten:

„Sie haben mein Innerstes erschaut. Das sagt alles.“

Die Freundinnen saßen nach ihrem Weggang einander ganz erschöpft gegenüber. Der Besuch hatte zwei Stunden gedauert.

Luitgard, die bei den ersten Besuchen ein wenig ungehalten über Marie gewesen, die den Bittenden gegenüber gar so wenig Federlesens gemacht und weder ein mündliches noch schriftliches Versprechen geduldet hatte, Luitgard sah jetzt nur zu sehr ein, was daraus geworden wäre, wenn sie ihrem so gepriesenen guten Herzen nachgegeben hätte.

Scherzend stellte Marie zusammen, was von der Freundin verlangt worden war, und es kam eine Summe von über zehntausend Mark heraus.

„Es hätte nicht viel gefehlt,“ sagte sie, „und dein Ruhm hätte uns in Schulden gestürzt.“

... Die sechstausend Mark kamen an, und Marie machte der Freundin folgenden Vorschlag:

„Laß uns an deine sämtlichen Bittsteller ein Schreiben richten. Es soll ihnen dargelegt werden, daß ihre Anforderungen an dich sich auf nicht weniger als zehntausend Mark belaufen. Ich will unsre eignen bescheidenen Verhältnisse schildern, und daß mit diesen sechstausend Mark zum erstenmal ein kleiner Wohlstand bei uns eingekehrt sei. Du wärest jedoch gesonnen, die Summe von — sagen wir — hundert Mark —“

„Nein, mindestens dreihundert,“ fiel Luitgard der Freundin in die Rede, „denke dir, einmal geben zu können —“

Maria fügte sich nach einigem Zaudern.

„Ich werde also unsre Klienten benachrichtigen, daß der Betrag für jeden einzelnen ungefähr fünfundzwanzig Mark ausmache und zu jeder Zeit in Empfang genommen werden könne. An die Dame, die zweitausend Mark für die Schulden ihres Sohnes wollte, schreibe ich natürlich nicht.“

„Aber doch auch nicht an Doktor Ehrenwert, doch auch nicht an die Schriftstellerin —“ rief Luitgard aus.

„Laß du mich nur machen,“ meinte Marie.

Der erste, der anklopfte, war Doktor Ehrenwert. Mit der größten Artigkeit nahm er die fünfundzwanzig Mark aus Mariens Hand in Empfang. Er trug wieder eine Nelke im Knopfloch, machte ein wenig Konversation, indem er vom Wetter sprach, und verabschiedete sich mit einem vielversprechenden: „Auf Wiedersehen! Auf recht baldiges Wiedersehen!“

„Gib acht,“ sagte Marie zu Luitgard, „an dem bekommen wir einen Quartalbettler.“

Alle kamen nacheinander und zogen froh und zufrieden mit der Gabe ab, die ihnen gespendet wurde.

Auch die Schriftstellerin erschien; sie machte Schwierigkeiten, nahm Platz und erklärte, daß man doch nie und nimmer von ihr verlangen könne, die Herstellungskosten ihres Buches selbst zu bezahlen.

Marie meinte, daß dies doch noch weniger die Sache ihrer Freundin sei. Sie ließ nicht nach, diese Tatsache zu wiederholen, bis es ihr schließlich gelang, die Dame mit ihren Ansprüchen zum Schweigen zu bringen.

Seufzend zog die Schriftstellerin ein Buch aus dem Packen mit ihren Werken und nahm dafür die fünfundzwanzig Mark in Empfang.

„Meine übrigen Werke bitte ich mir nachzuschicken.“

Damit empfahl sie sich.

Nur eine war nicht gekommen, die junge Schauspielerin. Ein viel herumgewandertes Briefchen erschien statt ihrer. Die Post hatte es geöffnet, da die Adresse eine unrichtige war.

„Verehrte Dichterin,“ lautete das Schreiben. „Verzeihen Sie meine Kühnheit. Ich habe wirklich die Sache nicht überlegt. Ihre Zuschrift hat mich mit Scham übergossen. Dies mußte ich Ihnen sagen.

Die Schauspielerin.“

„Wer hätte das gedacht!“ sagte Luitgard. „Ich sehe sie noch in ihrem Federhut und der nicht mehr sauberen hellgrauen Jacke —“

„Geschminkt war sie auch,“ nickte Marie, „und ist doch der einzige feinfühlende Mensch von all den vielen, die zu uns kamen —“

Luitgard sah die Freundin mit einem bittenden Blick an:

„Laß uns sie aufsuchen — laß uns ihr helfen — Schon wollte ich verzweifeln über den grenzenlosen Egoismus, der sich wie ein Abgrund vor mir auftat — Gott sei Dank, jetzt brauche ich nur diese eine kleine, bescheidene Menschenseele in die Wagschale zu werfen, und alles andre schwindet hin —“

Marie lächelte: „Ich fürchte, ich fürchte, die dunkeln Striche, die jene Zeitung in deinem Roman vermißte, werden dir niemals recht gelingen, meine arme Luitgard.“

Der Letzte

Vieler Sommer breitgekelchte Blüten
Sah ich knospen. Und noch nackt und klein
Sah ich Schwalben, die längst selber brüten,
Gelbgeschnäbelt nach der Mutter schrein.

Vieler Same fliegt im Sommerwinde,
Der im Nächstjahr blüht und selber sät;
Und ich weiß, daß ich dann wiederfinde
Alles, was der Herbst verweht. —

Aber einst, da werden sich zu Blüten
Knospen öffnen, die ich nie geschaut;
Und am Simse werden Schwalben brüten,
Die ihr Nest aus meinem Staub gebaut!

Flüchtig gehn die immerdar Erneuten,
Aber niemals werden sie vergehn.
Doch die Erben derer, die mich freuten,
Wird kein Erbe meines Blutes sehn! — — —

G. Busse-Palma



Drei gelehrte Kaffern

Der Hageldoktor

Von

Fr. Aegidius (Mariannhill)

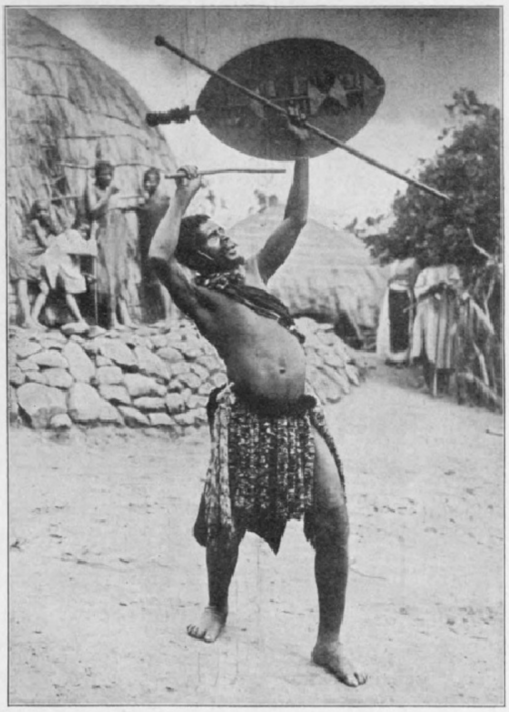
(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Donner und Blitz machen auf den Kaffern, wie auf alle Naturvölker, einen großen Eindruck, und sie haben ihre Phantasie sehr angestrengt, diese Phänomene zu erklären. Die einen sagen, daß Räuber die Donnerwetter verursachen, indem sie Donnerkeile essen; nach der Meinung der andern ist es die Sünde der Diebe, die den Blitz anzieht. Die Bonwanas glauben, daß ein brauner Vogel Feuer auf die Erde speie, während die Sulus, entsprechend ihrer kriegerischen Natur, sich den Blitz als einen durch die Luft schwirrenden blanken Speer vorstellen. Da nun die Gewitter in Südafrika sehr häufig von starkem Hagelschlag begleitet und ein Gegenstand allgemeinen Schreckens sind, so liegt es nahe, daß sich bei den Kaffern besondere Gebräuche herausgebildet haben, diese tobende Naturkraft zu beschwören.

Es gibt daher bei den Kaffern sogar besonders angestellte Männer, deren Funktion eben darin besteht, den Himmel zu kurieren. Diese werden „Himmelshirten“ oder häufiger „Hageldoktoren“ genannt, und ihre Arbeit besteht darin, auf die Wolken gut acht zu geben und diese so geschickt umherzutreiben, wie der kleine Viehbube es mit den Ochsen des Kraals macht.

Sobald man den Gewittersturm nur aus der Ferne heranbrausen sieht, erheben die Kaffernweiber schon ein Geschrei gegen ihn. Dann beginnt der Hageldoktor alsbald seine Operationen, denn wie ein kaffrisches Sprichwort sagt: „Es ist besser, den Feind auf dem Hügel in die Flucht zu schlagen, als ihn aus dem Kraal vertreiben zu müssen,“ und so ist es schwieriger, einem Sturm Umkehr zu gebieten, wenn er bereits über die Hütten dahinfegt, als wenn er erst fern am Horizont dräut. Erhebt sich also das Gewitter am Horizont, so rennt der Hageldoktor in seine Hütte, ergreift seinen Hagelschild und eilt damit bewaffnet ins Freie. Rasch zündet er sodann rings herum Feuer an und wirft langsam verrauchende Medizinen hinein. Nach diesen Präliminarien geht der Doktor zur Offensive gegen den Sturm über, indem er so laut dagegen schreit, als ob er es mit den Ochsen des Kraals zu tun hätte; er befiehlt dem Sturm, sich wegzuscheren und die Saat nicht zu beschädigen. Alles Volk ist im Kraale zusammengeschart, aber keiner spricht, damit die Himmel imstande seien, alles zu hören, was der Hageldoktor befiehlt.

Es ist namentlich in der Nacht ein zauberhaftes Bild, den Doktor mit aller Kraft gegen den Sturm arbeiten zu sehen. Aus der Ferne rumpelt und rasselt der Donner heran; das Vieh drängt sich in Vorahnung des Sturmes in der Kraalshürde ängstlich zusammen. Die Wolken hängen dunkel und schwer wie Blei herab; dann und wann leuchtet der nackte, schwarzglänzende Körper des Doktors unter der züngelnden Flamme des Blitzes auf, wenn er seinen Rundgang hält, um Medizinen in die Feuer zu werfen. Jetzt kaut er gewisse Wurzeln und speit gegen den Sturm aus. Aller Augen folgen ängstlich dem Manne, in dessen Macht unbegrenztes Vertrauen gesetzt wird. Der Hageldoktor nimmt nun seinen Bogen zur Hand und schwirrt Pfeile gegen den dunkeln Himmel ab; dann sendet er einige junge Männer hinaus auf die Spitzen der Hügel, um dort in Hörner zu blasen und mit deren Schall den Sturm wegzuschrecken. Beim grellen Leuchten der Blitze sieht man die dunkeln Gestalten die Hügel erklettern, und bald erklingen gleich den Posaunen des Weltgerichts die unheimlich hohlen Töne der Kuhhörner so laut wie nur die kräftige Lunge eines Kaffers sie ausstoßen kann. Aber der Donner kracht lauter und lauter und übertönt den Schall der Hörner. Da plötzlich ein zuckender, blendender Strahl! In greller Schärfe hebt sich die Silhouette des Doktors gegen die Lichtsäule des Himmels ab. Seine nackten, sehnigen Arme sind in drohender Geste gegen die Wolken erhoben, denen er mit letzter Energie Trotz bietet. Jetzt ertönt ein furchtbarer Krach über den Hütten des Kraals, der Regen stürzt in prasselnden Güssen herab, die Kinder brechen in Angstrufe aus, während der Doktor in greller Lichtsäule wettert und wütet und fuchtelt und kreischt. Dann und wann dringen von den nahen Hügeln die schauerlich-hohlen Töne der Kuhhörner durch den klatschenden Regen zu den Ohren der erschreckten Kraalsbewohner. Der Doktor gerät jetzt in Raserei; er schwingt seinen Hagelschild und schreit voll Wut gegen den Sturm. Als Antwort dringt das Meckern der Ziegen des Kraals höhnend an sein Ohr. Hagel beginnt auf den Boden zu knallen, und Blitz auf Blitz spottet des rasenden Doktors Zauberkraft. Die Hornbläser sind, in die Flucht geschlagen, in ihre Hütten geflüchtet. Der Doktor allein hält noch stand im wütenden Wetter und schwingt den Hagelschild über seinem Haupte als Schutz gegen die prasselnden Eiskörner. Aber die Kraft seiner Nerven erlahmt, er sieht, daß der ganze Himmel nur eine Feuermasse ist, und — hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke. Wie ein begossener Pudel zieht er sich triefend in eine Hütte zurück, beschämt über seine Niederlage, an allen Gliedern vor Erschöpfung zitternd. In seiner Ohnmacht ruft er aus, daß er überwunden ist und die Himmel nicht länger zurückhalten kann. Während nun draußen die wie eine Hundemeute losgelassenen Elemente eine Zeitlang wüten, vereinigen sich alle Kinder und Weiber in den Hütten zu einem Chor von Wehklagen. Noch einmal erhebt sich das Getöse zu einem Höhepunkte, eine Schlußsalve von Feuer und Donner — und alles ist still. Es war das Finale des Konzertes; langsam wie ein schwerer Vorhang rollen die dichten Wolkenmassen zur Seite, und in unglaublich kurzer Zeit enthüllt der Himmel seine friedliche Sternenpracht.

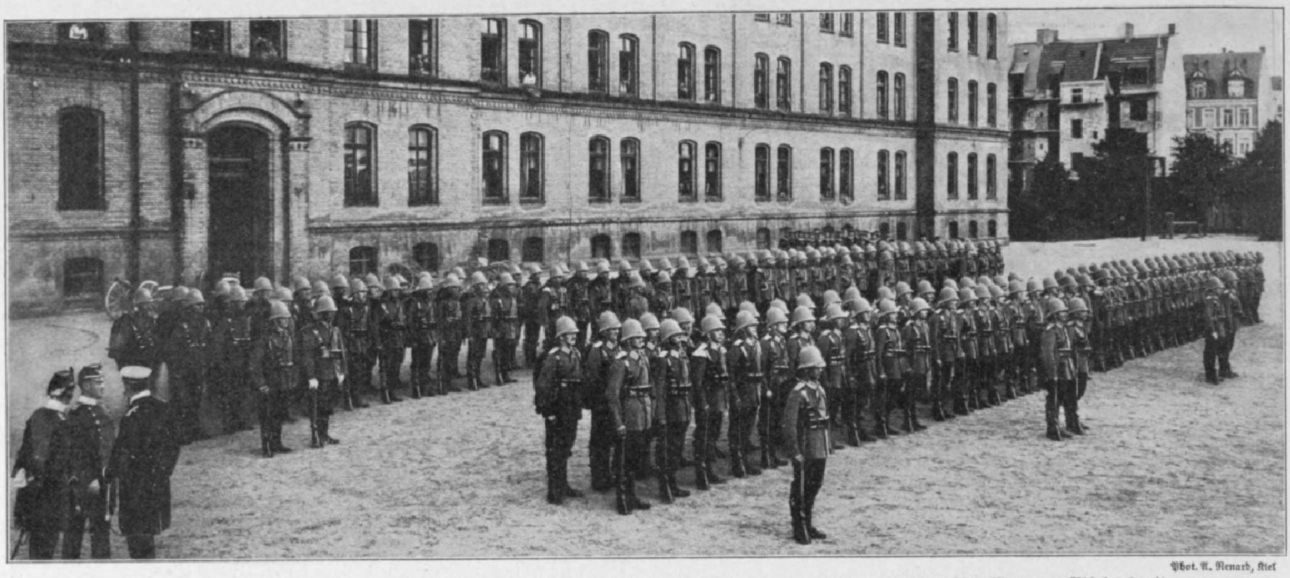


Der Hageldoktor im Kampf mit den Elementen

Wenn der Blitz eine Kuh getötet hat, so darf diese nicht gegessen werden. Es ist dies der einzige Fall bei den Kaffern, daß tote Tiere nicht verspeist werden. Wenn in einem Kraale der Blitz eingeschlagen hat, so werden alle Personen in ihm als unrein betrachtet und verfallen einer strengen Quarantäne sowie einem Reinigungsprozeß.



Wahrsager in einem Kaffernkraal



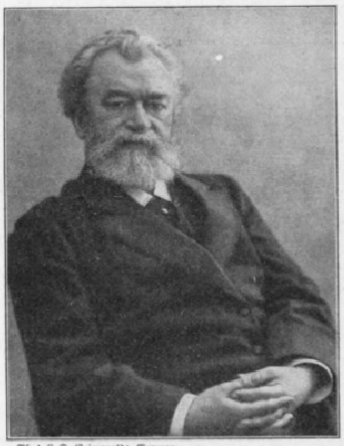
Phot. A. Renard, Kiel

Die zur Bekämpfung des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika bestimmte Marine-Infanteriekompagnie in feldmarschmäßiger Ausrüstung, zur Abfahrt bereit

Notizblätter

Heinrich Bulthaupt †

In seiner Vaterstadt Bremen, die er lange Jahre hindurch literarisch vollständig beherrschte, ist Heinrich Bulthaupt kürzlich gestorben. Obwohl er nicht einmal das Alter des Psalmisten erreicht hat — er war im Jahre 1849 geboren —, so galt er doch in der Literatur seit langem als einer der Alten, denn er hatte sich mit besonderem Eifer zum Hüter und Schützer der alten Tradition in der Kunst aufgeworfen. Seine eignen poetischen Werke zeugen mehr von Formtalent als von wirklich schöpferischer Kraft; ganz und gar ein Mensch der Uebergangsepoche hing er mit der ganzen Kraft seines reichen, gebildeten Geistes an der Vergangenheit, dem Neuen, Jungen



Phot. L. O. Grienwaldt, Bremen

Heinrich Bulthaupt †

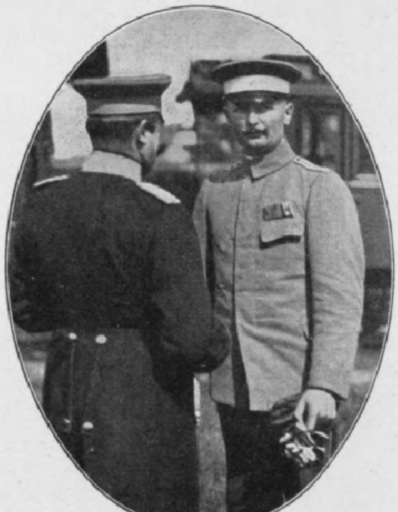
in Kunst und Leben stand er fremd gegenüber. Seine Dramen und Lustspiele werden ihn kaum lange überleben, schwerer wiegt seine kritische Tätigkeit. In seiner „Dramaturgie des Schauspiels", einem umfangreichen, mehrfach verlegten und verbesserten Werk, gab er eine ansprechende, glänzend geschriebene Einführung in die Technik des Dramas, die in weiten Kreisen des Publikums Anklang fand. Bulthaupt war ursprünglich Jurist. Später bekleidete er die Stelle eines Stadtbibliothekars in seiner Vaterstadt, wo er lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des literarischen Lebens war.

Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika

An seinen afrikanischen Kolonien hat Deutschland bislang wenig Freude erlebt. Die zur unrechten Zeit angewandte Sparsamkeit, die eine wirtschaftliche Erschließung der Kolonialgebiete beinahe unmöglich machte, rächt sich nun bitter. Noch ist Deutsch-Südwestafrika in vollem Aufruhr, die Schutztruppe hat fast täglich Gefechte zu bestehen, die Totenliste wächst beängstigend schnell, und schon treffen aus Ostafrika ähnliche Hiobsposten ein. Zwar ist die Gefahr dort lange nicht so groß. Während man es im Westen mit einem gut bewaffneten und berittenen Gegner zu tun hat, der, unterstützt durch die Natur des Landes, den Kampf mit europäischen Soldaten wohl mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann, handelt es sich im Osten um Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes, die überhaupt nur zum Teil mit Feuerwaffen ausgerüstet sind. Allerdings ersteht ihnen in dem tropischen Klima ein mächtiger Bundesgenosse, der die Verwendung von europäischen Soldaten in jenen Breiten sehr beschränkt, so daß eventuell auf farbige Söldner zurückgegriffen werden muß. Die militärischen Maßnahmen zur Bekämpfung des Aufstandes in Ostafrika bewegen sich denn auch in einem viel kleineren Rahmen als für Südwestafrika. Zunächst ist eine Marinefeldkompagnie unter Führung des Hauptmanns von Schlichting nach dem Aufstandsgebiet abgegangen. Die kleine Expedition, die sich aus 9 Offizieren und 222 Mann zusammensetzt, fuhr von Kiel über Berlin, Breslau, Wien nach Triest, wo sie sich auf dem Dampfer „Körber" einschiffte.

Das Ende des ostasiatischen Krieges

Den Bemühungen des Präsidenten Roosevelt ist es schließlich doch gelungen, einem der blutigsten Kriege der modernen Zeit ein Ende zu setzen. Nachdem die Verhandlungen schon als aussichtslos betrachtet wurden und, wie es hieß, die Delegierten bereits daran waren, die Koffer zu packen, ist in letzter Stunde eine Einigung erzielt worden. Japan hat, wie es scheint, in den strittigen Punkten nachgegeben, ja sich sogar mit der Hälfte der Insel Sachalin begnügt. Das scheint zunächst ein geringer Preis für so viel Opfer, so viel Siege. Wenn die Russen auch mit Recht sich für noch nicht besiegt erklären konnten, so war doch nach der örtlichen Lage ein vollständiger Sieg des einen Gegners über den andern von vornherein ausgeschlossen, und es bleibt zunächst abzuwarten, ob sich dieser Friedensschluß tatsächlich als ein diplomatisches Meisterstück des vielgewandten Herrn Witte darstellt, oder ob Japan in seinen Forderungen nur zurückging, weil ihm unter der Hand mehr zugesichert wurde, als der Oeffentlichkeit zunächst bekanntgegeben ist. Inwieweit aber der Einfluß der Großmächte bei dem Friedensschluß wirksam war, ist vorderhand dunkel. Daß Deutschland in redlichster Weise für den Frieden gewirkt hat, ohne jedoch irgendwelche Partei zu ergreifen, war nach den Lehren des Friedens von Shimonoseki nur natürlich. Hoffen wir nur, daß dort in Portsmouth Verhältnisse geschaffen wurden, die ein friedliches Zusammenleben der Völker im fernen Osten für absehbare Zeit gewährleisten. Der Krieg aber, der jetzt hinter uns liegt, wird wohl für immer zu den folgenschwersten Ereignissen der Weltgeschichte gehören. Nicht nur eine neue Macht, eine ganz andre Rasse tritt damit in den Wettbewerb um die Herrschaft der Welt ein. Die Tage der unbeschränkten Suprematie der weißen Völker sind endgültig vorbei.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Hauptmann von Schlichting,
Führer der Verstärkungen nach Ostafrika



Copyright by George Grantham Bain, New York

Links: Adachi, Otchiai, Komura, Tokahira, Sato — Rechts: Nabokoff, Plançon, Witte, Rosen, Korostovetz

Zum Abschluß der Friedensverhandlungen: Eine der letzten Sitzungen der Kommissäre

 — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Literatur

Der Verlag von Franz Hanfstaengl in München gibt neben seinen großen Galeriewerken, die in ihrer kostbaren Ausstattung und der dadurch bedingten Preislage sich an einen engen Kreis wenden, unter dem Titel „Hanfstaengls Maler-Klassiker: Die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas“ eine Serie billigerer Galeriewerke heraus, deren fünfter Band die Meisterwerke der Kgl. Gemäldegalerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem enthält. Unter den 125 in warmem braunem Ton vorzüglich ausgeführten Reproduktionen wird man wohl keine der herrlichen Schöpfungen vermissen, die den Ruhm jener beiden erlesenen Sammlungen ausmachen. Auch zu diesem Bande hat wieder der kenntnisreiche Münchner Kunstgelehrte Dr. Karl Voll eine Einleitung geschrieben, die in knapper Fassung die Entstehungsgeschichte und eine Gesamtcharakteristik der beiden Galerien bietet. Die Hanfstaenglschen „Meisterwerke“ bedeuten für den Kunsthistoriker eine wertvolle Materialsammlung, für jeden Kunstfreund, besonders für diejenigen, welche die betreffenden Sammlungen aus eigner Anschauung kennen, eine Quelle schöner Anregungen und Erinnerungen.

— Im Verlag von Wilhelm Spemann (Berlin und Stuttgart) ist ein neuer Band des rasch beliebt gewordenen Sammelwerkes „Spemanns Hauskunde“ erschienen: „Spemanns goldenes Buch vom eigenen Heim“. Der zeitgemäße Gedanke, über die zugleich praktische und künstlerische Anlage und Einrichtung des eignen Heims eine Reihe bewährter Architekten und Kunsthistoriker in einzelnen Abhandlungen Vorbilder und Ratschläge niederlegen zu lassen, ist vortrefflich durchgeführt; eine sehr bedeutende Zahl gut ausgewählter Abbildungen kommt auch hier dem Text aufs beste zu Hilfe.



Phot. Carl Lewis, Yokohama

Ein Kulturbild vom ostasiatischen Krieg: Verladen von Zahnpulver für die japanische Feldarmee

Briefmappe

L. L. in N. Der harmlos-naive Ton, den Sie in Ihren Gedichten anschlagen, ist in der modernen Lyrik so selten, daß wir uns nicht versagen können, „Die Sternschnuppe" hier abzudrucken.

In einer sternhellen Nacht
Bin einst ich plötzlich erwacht,
Mich hatte erschreckt ein Traum,
Und Liebesweh schaffte sich Raum.

Mein Liebchen liebt mich nicht mehr!
Der Traum, er drückte mich schwer;
Mich ließen die Zweifel nicht aus,
Ich litt es nicht mehr zu Haus.

Ich schritt in die hehre Nacht,
Erleuchtet durch Sternenpracht,
Und als ich so blickte empor,
Der Himmel ein Sternlein verlor.

Da fielen die Worte mir ein
Des Liebchens: „Willst glücklich sein,
Ein Sternlein muß fallen zur Zeit,
Wenn du wünschst die Glückseligkeit."

Da plötzlich ich fühlt' mich so leicht,
Froh hab' ich mein Zimmer erreicht,
Dort hatt' ich bald wieder ein' Traum,
Doch der war nicht eitel Schaum.

Es ist sehr schade, daß Ihnen hier, wie es scheint, der lyrische Faden abgerissen ist; wir und mit uns gewiß unsre Leser würden gern noch näheres über Ihren zweiten Traum gehört haben, der allem Anschein nach sehr interessant war. Vielleicht sprechen Sie sich darüber recht bald in einem besonderen Gedicht aus.



Phot. J. Bocherel, Aosta

Strecke der vom König von Italien erlegten Steinböcke

R. v. Sp. in Tr. Ein Besuch der Insel Spitzbergen ist heutzutage verhältnismäßig leicht und bequem auszuführen; der Luxusdampfer „Oihonna" von Kapitän Bades Söhne fährt dieses Jahr mehrere Male dorthin und hat, wie wir hören, auf seiner ersten Fahrt u. a. eine Anzahl von Mitgliedern des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins an Bord gehabt, die sich die Erforschung bisher unbekannter Gebiete der total vergletscherten Felseninsel zum Ziel gesetzt haben und sich zurzeit noch dort aufhalten. Wenden Sie sich an das Bureau der Unternehmer (Wismar in Mecklenburg).

„Bücherfreund" in Dresden. Bücher des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die als kulturhistorische Kuriosa oder durch ihren Bilderschmuck Ihrem Interesse entgegenkommen, finden Sie in reicher Anzahl verzeichnet in dem „Katalog für Bibliophilen" Nr. 361, den das bekannte Antiquariat J. Scheible in Stuttgart herausgegeben hat (Preis 2 Mark). Der Katalog umfaßt nahezu 4900 Nummern, darunter auch eine größere Reihe alter Kupferstiche.

Anonymus in Königsberg. Die eingesandten Manuskripte sind verwendbar. Wir bitten um Ihre Adresse.

Berichtigung. In dem Aufsatz in Nr. 44 über die Wurmkrankheit aus der Feder des Herrn Dr. Kayser-Dortmund sind leider einige Namen unrichtig angegeben worden. Statt Dr. Goldberg muß es Dr. Goldmann heißen. Desgleichen ist der Name des Herrn Professors Dr. Zinn in Dr. Binz unrichtigerweise verkehrt worden.

Über Land und Meer

Nr. 50



Festtag in den Straßen von Tokio. Spezialzeichnung für „Über Land und Meer" von Eduard Cucuel

Handschriften-Beurteilung

Meyer in Köln. Kartenmaterial ist ungeeignet zur Beurteilung, siehe Bedingungen in meinem jedermann gratis und franko zugesandten Prospekt. — Sie haben ein gewisses Selbstgefühl und zweifeln nicht an Ihren vielen und guten Eigenschaften, sind jedoch klug genug, sich mit diesem Bewußtsein niemand aufzudrängen, und können sich sogar bescheidener hinstellen, als Sie virklich sind; Sie verstehen es, sich undurchdringlich zu halten und sich eine Hintertür zu sichern. Anpassungsfähig, wo dies in Ihrem Interesse scheint, im übrigen wenig besorgt um andre.

Hans N. in B. (Tirol). Der Zug ins Weite, Große fehlt, auch haben Sie nicht die Neigung, alles bloß in Bausch und Bogen zu nehmen, sondern lassen sich auch auf Details ein und schenken jedem Ding die nötige Beachtung und Aufmerksamkeit. Besonders Großes werden Sie im Leben nicht erreichen, und organisatorisches Talent besitzen Sie nicht. Sie gehen ruhig und sicher Ihres Weges, sind pflichtgetreu und gewissenhaft in der Erfüllung Ihrer Pflichten, angenehm und aufmerksam und dabei bescheiden im Verkehr.

B—mann in Berlin. Sie haben ein leidenschaftliches Naturell (dicke, liegende und dabei doch rasche Schrift) und haben oft Mühe, richtig Maß zu halten (übermäßig große Majuskeln, siehe D und M). Dabei sind Sie aber stets bemüht, sich nicht in die Karten blicken zu lassen (sehr verschlossene o, a, c und so weiter sowie Punkt nach „Meer"). Ihr Wille ist lebhaft und bestimmt, aber nicht wirklich energisch, weil zu wenig konzentrationsfähig. Sie sind oft in Gefahr, sich in Sachen einzulassen, deren Ausgang sich der Berechnung entzieht, sind sich aber dieser Gefahr bewußt und kämpfen dagegen an. Frei von Kleinlichkeit und Engherzigkeit (zügige, gezogene Schrift), aber weder im Denken noch im Empfinden, noch in der Bildung verfeinert (unschöne, gewöhnliche Buchstabenformen).



Erna 209, Hamburg. Keine eigenartig entwickelte, originelle oder gar geistsprühende Persönlichkeit, die sich in irgendeiner Art hervortut, aber tüchtig, brauchbar, anpassungsfähig, pflichtgetreu und gewissenhaft. Weicht in nichts ab von dem, was korrekt und schicklich ist, treibt nichts auf die Spitze und denkt an keine Extravaganzen. Gleichmäßig in Stimmung und Wesen und sehr verständig in den Ansichten.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz (Schweiz)

Silbenrätsel

Meines Wortes erste beiden
Silben mag wohl niemand leiden,
Und man zieht in aller Welt
Heftig gegen sie zu Feld.
Auch der Seemann macht es so,
Dennoch ist er gar nicht froh,
Sondern es beängstigt ihn,
Sieht er sie von dannen ziehn.

Silbe drei und vier bedeuten
Einen Mann, der vielen Leuten
Scheinet sehr beneidenswert,
Während die Erfahrung lehrt,
Daß ihn weder Macht noch Pracht
Glücklicher als andre macht.

Zeigt auch selten die Natur
Uns das ekle Ganze nur,
Ist uns doch das Wort geläufig,
Und man braucht es bildlich häufig. Eta

Rätsel

Das Wort, es macht mir große Pein,
Er läßt nicht nach, der Schmerz im Bein.
Der Doktor spricht: „Ja, ganz entschieden,
Sie müssen in den warmen Süden;
Sie brauchen Ihrem bösen Leiden
Den Fuß nur herzhaft abzuschneiden,
Dann wird ein Eiland draus sofort,
Das ist für Sie der rechte Ort,
Da wird geheilt unfehlbar jeder
Durch die berühmten heißen Bäder,
Dort werden Sie in kurzer Zeit
Von Ihrem Leiden ganz befreit.“ Eta



Auf der Kleinbahn
„Sagen Sie, Schaffner, können in diesem Zuge eigentlich auch Erwachsene fahren?“

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1122:

Des magischen Buchstabenkreuzes.

A	n	e	m	o	n	e
B	a	t	a	v	i	a
B	a	n	k	i	e	r
M	a	k	a	r	o	w
A	m	e	r	i	k	a
B	o	l	o	g	n	a
R	o	t	w	e	i	n

Der dreisilbigen Scharade: Ex—amen.
Des Worträtsels: Faust.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); „Don Carlos“ in Hannover; Frau Rosa Hechinger in München (5); L. Meyer in Hannover (3); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (4); Margarete Meyer in Wachendorf (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); Lambert in Züllichau; K. Meister in Basel (3).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die seit dem Jahre 1855 bewährten Sargs Glyzerinseifen haben gegen nässende und Schuppenflechten sowie auf Pilzkeimungen beruhende Hautkrankheiten, bei zweckentsprechender Anwendung, die glänzendsten Heilerfolge erzielt. Nach Aussprüchen bekannter Autoritäten gehört Sargs Glyzerinseife infolge ihrer die Haut reinigenden und zart erhaltenden Eigenschaften zu den zweckmäßigsten Waschmitteln und sollte daher auf keinem Waschtische fehlen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 51

94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

„Ich gehe unbedingt," antwortete Modeste fest.

„Na, denn in Gottes Namen!" Auf der Türschwelle blickte der alte Litauer noch einmal überlegend zurück. „Ich hab' glücklich meinen Tobak vergessen — und Sie Ihr Geld . . . Ohne dem geht's nun aber einmal nicht! . . . Und, gnädiges Fräulein, nehmen Sie das Geld von dem Rechtsanwalt nicht, solange Sie nicht unbedingt müssen. Es ist auch 'ne Falle!... Wenn ich mal die Augen zutue — für Sie ist gesorgt."

Darauf küßte Modeste in einer ehrlichen Herzenswallung dem alten warmherzigen Manne die Hand.

„Aber was machen Sie eigentlich für Geschichten, gnädiges Fräulein!" schalt er mit seinem unverwüstlichen Humor. „Wenn Sie die Sach' umdrehen, dann dreh' ich sie am End' auch um und küsse Sie — aber auf den Mund."

Da schlug Modeste den Schleier hoch, den sie eben zur Nachtfahrt umgebunden hatte. „Hier!" Und sie hielt ihm die jungen Lippen hin.

Er aber küßte sie schmunzelnd und murmelte hinterher schuldbewußt: „Ich bin und bleib' doch 'n alter Sünder!"

*

Auf der Station trafen sie Frau Murrmann, die höchlichst erstaunt die Hände über dem Kopf zusammenschlug. „Welche Sitüaktion, welche Sitüaktion! Das sieht ja beinahe aus wie eine Entführung aus dem Serail . . ."

„Ja, es ist eine seltsame Sitüaktion!" antwortete der alte Eller, von der Begegnung wenig erbaut.

Die gesprächige Dame fuhr unbekümmert fort: „Ich reise nach Berlin, um meinen zweiten Jungen im Kadettenkorps anzumelden. Der Aelteste ist ja schon da — nun müssen sie auch den Minderwertigen nehmen." Sie meinte „minderjährig", die gute Frau! . . . „Und dann möchte ich auch unsre Judith wiedersehen, die bei einem Spezialarzt in Berlin ist . . . Es soll ihr viel, viel besser gehen. Das heißt, wer's glaubt! Ich bin überzeugt, daß sie lebend nicht mehr zurückkehrt. Darum möchte ich sie so gern noch einmal sehen. Es ist so interessant!"

„Ja, so interessant!" wiederholte der alte Eller und machte einen so höflich-satirischen Kratzfuß, daß die fremdwortfrohe Dame sich beleidigt abwandte.

Und der alte Eller sah ihr wehmütig nach. „Laß sie reisen zum Deiwel! Da gehört sie hin."

Modeste lächelte gleichgültig.

Und mit diesem gleichgültigen Lächeln versank dem Stern von Barginnen die alte Welt.



Kapelle im Walde. Nach einer Naturaufnahme von A. Proschl (Bremen)

XXV

Jahre waren vergangen. Ueber die Stoppeln pfiff der Septemberwind. Unter der Pflugschar quoll der moderige Erdgeruch empor. Hier und da lohte schon ein lustiges Kartoffelfeuer.

Zwei Damen ritten im Schritt durch das Feld. Die größere: schlank, elegant, alt geworden. Es war Frau von Bussard. Die kleinere: blond, etwas dicklich. Es war Frau Pescatore, Modestes Freundin von einst.

„Die Gegend verändert sich doch sehr," meinte die ältere. „Die alte Lindt gestorben — Gott habe sie nicht selig! ... Die Frieda in Berlin doch an den Mann gebracht — je später der Abend, je schöner die Leute ... Wahrscheinlich bekommen die Russen doch Barginnen und züchten hier einen gräflich Arxilschen Stamm, aufgefrischt mit Lindtschem Blut ... Von Modeste weiß ich nichts. Meine Tochter hat an sie sofort nach der Skandalgeschichte einen langen Brief geschrieben. Vielleicht ging er verloren, vielleicht auch nicht. Beantwortet wurde er jedenfalls niemals ... Die jetzige Frau Romeit war kein Engel, aber jedenfalls die weitaus Beste von der Familie ... Mir war die übrige Gesellschaft immer degoutant: — den Alten an der Spitze. Und was hat ihnen Modestes Ausstoßung genutzt? — Alles hat sich zurückgezogen, was innerlich vornehm fühlt. Der alte Eller, der wohl eine sehr herbe Aussprache mit dem alten Biedermann gehabt haben muß, stand im Hotel in Insterburg einfach vom Tisch auf, als Herr von Lindt eintrat ... Der Eyseliner verreiste ausgerechnet an dem Tage von Friedas Hochzeit. Und Sie wissen ja, liebe Annie, wie gern sie sich gerade mit ihm drapiert hätten! ... Die Gardekavallerie hätte ja auf diesem Wege mein Neffe Mieritz glücklich wieder geschafft — er ist mir aber seitdem ein wenig zu vernünftig für meinen Geschmack. Dieses abgeblühte Geschöpf nur wegen der Millionen!"

Die jüngere ließ die Trensenzügel unschlüssig durch die Hand gleiten. „Ja, ja — nun ist auch der alte gute Eller tot ... Man erzählt sich, Modeste sollte das Gut erben."

„Das würde mich sehr, sehr freuen!" rief Frau von Bussard lebhaft.

„Aber dann würde ja Modeste wieder in die Gegend kommen."

„Das glaube ich nicht, liebe Annie ..."

„Aber ich weiß es!" beharrte Frau Pescatore. „Das Gut darf nämlich nicht veräußert werden, wie ausdrücklich im Testament steht. Es soll eine Infamie von dem Eller sein gegen den alten Lindt ... Und," fuhr sie vertraulich fort, „ich habe ja Modeste gewiß sehr lieb gehabt und habe sie auch noch jetzt lieb — aber Romeits sind doch nun einmal nicht ‚Klasse'. Mein Mann würde mir, glaube ich, den Umgang direkt verbieten. Er verkehrt nur mit ‚Klasse' ... Und darum möchte ich so gern Ihren Rat hören, Frau von Bussard, und wie Sie es zu halten gedenken ... Gadebuschens verkehren auf keinen Fall."

Darauf wiederholte Frau von Bussard gleichgültig: „Herr Pescatore verkehrt nur mit ‚Klasse' — demnach scheint Herr Lindt von Barginnen auch ‚Klasse' zu sein, was ich bis jetzt noch nicht wußte ... Fräulein von Gadebuschs verkehren auf keinen Fall — dafür wird man der Mutter nächstens das Gut subhastieren ... Also, liebe Annie, verkehren Sie auch auf keinen Fall! — da jedenfalls Frau Murrmann auch auf keinen Fall verkehren wird ... Ich werde auf jeden Fall verkehren!"

Die junge Frau antwortete beinahe schmollend: „Ja, Sie und Judith! — Sie können alles tun, was Sie wollen — und alle werden es reizend finden. Wenn Judith morgen einen Gespannknecht heiratete, würde die ganze Gegend sich zur Hochzeit drängen ... Sie, gnädige Frau, Judith und Falkner von Oed ..."

„Und warum, meine liebe Annie?" fragte Frau von Bussard, sich im Sattel wendend. „Weil wir drei uns nie herbeigelassen haben, die Leute zu fragen, was den Leuten richtig scheint oder nicht. Wir taten und tun, was uns richtig scheint ... Uebrigens," fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „Judith dürfte wohl nach dieser Richtung hin kaum noch ein Aergernis geben. Sie erlebt das Frühjahr wahrscheinlich nicht mehr, wie mir der Arzt bestimmt gesagt hat. Wir gehen darum den Winter auch nicht nach Davos. Sie soll daheim sterben."

Frau Pescatore, die ihr warmes Mädchenherz von Zeit zu Zeit wiederfand, wurde mit einemmal sehr weich. „Aber, gnädige Frau, das dürfen Sie nicht sagen — das dürfen Sie nicht! ... Judith sterben ... Vor fünf Jahren, als sie zwanzig war, haben es schon die Aerzte behauptet — und sie ist doch nicht gestorben ... Denken Sie doch: Wie viel Gutes sie in der Zwischenzeit getan hat, und wie sie eigentlich schon auf Erden hier ein Engel ist, den jeder arme oder unglückliche Mensch im ganzen Kreise kennt ... Es klingt ja sonderbar — aber wir und alle haben sie im Grunde unsers Herzens von Jugend auf beneidet, weil sie so gut und so wahr ist und immer das tat, was wir andern hätten tun sollen ... Nicht wahr, Frau von Bussard, es ist doch nicht so schlimm?" Und sie griff in der Aufregung der Dame nach den Zügeln.

Die warf einen langen umflorten Blick über die weite herbstliche Ebene, die sich wieder zum Totenschlaf des Winters rüstete. Geboren werden, sterben: des Lebens Los ... Die Natur predigt jahraus, jahrein den alten Spruch — nur daß an dem Wintergrab schon wieder das Morgenrot des Frühlings weichflammend in der Ferne aufsteigt. Wir Menschen aber begraben — und die Auferstehung ist nicht allen der liebe Hoffnungstraum.

Als Antwort sagte Frau von Bussard nur: „Wir waren wieder so lange am Rhein ... Am Ende ist Modeste schon hier."

„Sie soll," murmelte die junge Frau kleinlaut. „Ich weiß es aber nicht genau."

Da trieb Frau von Bussard ihr Pferd zum Galoppsprung an. „Kommen Sie, Annie, wir wollen zu mir nach Haus reiten und es Judith sagen ... Sie kommt gewiß gern mit! Und auch ich möchte das junge Paar freudiger empfangen, als es hinausgeleitet ist."

Und die kleine Frau Pescatore vergaß ganz ihre „Klasse" und rief wie in den frohen Mädchenjahren: „Ich komme mit, Tante, ich komme mit!"

*

Indessen ging Modeste Romeit in dem neuen Heim nachdenklich von Zimmer zu Zimmer. Seit zwei Tagen waren sie auf dem Ellerschen Gut — jedoch die junge Frau hatte sich noch nicht entschließen können, den Hofraum zu überschreiten.

Modeste war allein — eine blonde, schöne Frau; die Formen voller, der Blick klarer. Zwei Kinder trollten ihr ungeschickt nach: ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe mit den blassen Augen der Mutter und ihrem Pfirsichteint, das Mädchen mit der dunkeln Haut des Vaters und dickem, weichem Kraushaar ... Die Kinder fanden es köstlich in dieser neuen Welt. Es roch so wundervoll altväterisch in den niederen Zimmern — nach Tabakrauch und wurmstichigem Mahagoni! Ueberall dieselbe sorglose Unordnung, die dem alten Junggesellen zum Bedürfnis geworden war. Modeste betrachtete alles mit herzlicher Pietät. Aber fast wehmütig berührte es sie, daß außer den wenigen einfachen Zimmern, die der lustige Einsame bewohnt hatte, es noch ein verschlossenes Paradies gab, mit nie gebrauchten Möbeln und steifen Prunkbetten und hochgeschichteten Leinwandbergen aus einer längst vergangenen Zeit. Vielleicht daß der Junggeselle doch einmal heimlich zur Brautschau ausgefahren war; vielleicht auch, daß die Hoffnung auf ein spätes Glück erst mit ihm selbst sanft entschlummert war ...

Modeste grübelte darüber nicht. Aber sie schickte die Kinder hinaus in die Küche, wo die alte Wirtin gerade Waffeln zum Nachmittag buk. Und sie setzte sich auf einen der quietschenden Polsterstühle in diese dicke, staubige, alte Luft, wo das Holz geheimnisvoll knackte und eine Motte zuweilen lautlos aufflatterte. Ihr war, als säße sie bei einer alten Zeit zu Gaste, und Schatten wallten und Stimmen flüsterten ... Der Hauch des Gewesenen umfing sie mit leichter Beklemmung. Man sucht die Vergangenheit, man sehnt sich nach ihr — und weiß doch, daß sie eigentlich zu nichts weiter taugt als zum trübseligen Sinnieren. —

Und wie Modeste nach einer Weile den Kopf hob und auf den trüben Hofteich hinaussah und den verwitterten Schafstall, die auch ausschauten wie etwas Vergangenes — da drängte sich weit drüben der Bergfried von Barginnen tot und grau aus seinen grünen Fichten. Sie glaubte fast das Turmfenster blinken zu sehen, aus dem so viel ehrgeizige Träume hinausgeflattert waren in das Litauer Land ... Auch Vergangenheit — überstanden, vergessen ... vergeben vielleicht auch. Der alte Lindt wohnte seit Jahren in Königsberg, und das Gut, hieß es, sollte verkauft werden.

Und da begannen die letzten fünf Jahre an Modeste vorüberzuziehen — langsam, schattenhaft, bald licht, bald dunkel ... Die Hochzeit in der kleinen Stadt: einfach, ärmlich. Der alte Eller und der Barginner Kantor die beiden Trauzeugen und die beiden Gäste auch. Kein Telegramm, weder von Eltern noch von Freunden — nur ein kostbares Blumenarrangement aus Berlin von Herrn von Falkner, der eben bloß die „große Welt" kannte. Trotzdem ein frohes Fest, wo zwei junge, hübsche, tatkräftige Menschen gelobten, zusammenzuhalten in Freud und in Leid. — Sie hatten beide ehrlich Wort gehalten. Dabei war es ein schweres Los. Arbeit und Armut die Paten des ersten Kindes ... Er hatte eine Inspektorstelle angenommen, aber im äußersten Westen, wohl aus Zartgefühl für sie, welcher der Osten vergällt war. Während er sich abrackerte und abhetzte unter neuen Verhältnissen, neuen Menschen — fremd in allem, wie der schwerblütige Ackergaul der Ardennen der feingliedrigen flüchtigen Remonte seiner Heimat —, wohnte Modeste aufs äußerste eingeschränkt in Köln. Sie hätte nach Frauenart mit dem Schicksal hadern können, das ihr einst so viel versprochen und jetzt so wenig gehalten hatte. Aber sie, die ihr Schicksal sich selbst gemacht, selbst in der Hand hielt, schaute nicht weinerlich zurück, sondern mutig nach vorwärts. Und sie wurde stärker in dem Kampf, jünger, schöner. Die Großstädter sahen oft bewundernd der schlanken, schönen Gestalt nach, die sich immer einfach, aber gut trug — auch äußerlich viel zu sehr sie selbst, um in der Menge zu verschwinden. —

Nicht eine Zeile war zwischen ihr und Barginnen gewechselt worden. Darin war sie eine Lindt geblieben.

Aber an der Wiege ihres Knaben, der ihr so ähnlich war, wie nur je einer Mutter das Kind, kniete sie doch in mancher Nacht, heimlich, wie geniert vor sich selbst, und betete: „Herr Gott, bewahr ihn vor dem harten Lindtschen Herzen!" — Sie hatte in sich hineingesehen und den Kern ihres Wesens erkannt. Aber das Leben, das dem alten Knochenmehlhändler das Herz schon ganz früh zur mißfarbenen Schlacke verkohlt hatte, schliff das ihre zu einem guten Kristall.

Dann kam der Tod der Mutter — der Prozeß mit dem Vater. Vater und Kind rangen um die paar tausend Mark des Nachlasses, die Modeste alles bedeuteten, ihm nichts — mit einer Hartnäckigkeit, die erbarmungslos alles aufsog, was noch an verborgenem Gefühl bei Vater und Tochter geblieben. Modeste unterlag. Es war das definitive Ende ... Als ein Jahr später der Tod auch dem alten Eller die Augen schloß und Modeste unter Tränen endlich wieder aufatmen konnte, gerade da entbrannte seltsamerweise zwischen den beiden Ehegatten der erste, erbitterte Streit. — Er war der Feinfühligere, Weichere, wollte nicht zurück — ihretwegen. Sie aber die Härtere, Leidenschaftlichere, wollte zurück — seinetwegen. In dem großen Kampf, wo sie schließlich doch Siegerin geblieben war, wollte sie sich auch des Triumphes freuen ...

Und wie jetzt der alte Bergfried grämlich zu ihr herüberschaute, da überkam sie keine schwächliche Sehnsucht nach dem Gewesenen, kein dumpfes Grauen vor dem Kommenden, sondern sie winkte nur höhnend zurück: „Ja, mahne mich nur, du widerwärtiger Geselle! ... Aber wenn ich mich nun nicht mahnen lasse — euch allen ins Gesicht

lache? — Wer zuletzt lacht, lacht doch am besten ... Und ich lache doch zuletzt!"

Die Kinder kamen aus der Küche zurückgestolpert und kletterten auf den knarrenden Möbeln herum und versuchten den längst stehen gebliebenen Regulator wieder in Gang zu bringen. Modeste wehrte den ungeschickten Händen, fest, aber liebevoll, wie es ihre Art daheim. Und während sie in echter mütterlicher Zärtlichkeit die kleine Gesellschaft mit den Lippen schalt und doch im Herzen liebkoste, wurde es ihr bange innerlich ... Wie würde sie es dieser weichen, törichten Jugend einst klarmachen können, daß da drüben einst ihr Vater — und doch nicht ihr Vater; daß da drüben einst ihre Heimat — und doch nicht ihre Heimat ... Man zerstört mit einem einzigen Worte so viel! ... Und dann all die Nadelstiche, die Nackenschläge ... Es war doch ein tolles Wagnis gewesen, diese Rückkehr! ... Wie so oft der Bogen allzu straff gespannt, die Konsequenz allzu hart gezogen ... Aber dieses Bangen galt nicht etwa ihr. Sie wuchs höher im Kampf — das wußte sie. Aber die andern, die das Leben beginnen und es gleich mit dem bitteren Nachgeschmack beginnen sollten? ... Und Modeste wollte schon klein werden, feige wie einst ... Aber dann dachte sie wieder, daß ja überall die Sehne klingen muß, wenn der Pfeil ins Ziel schwirren soll ... Auch dieser Kampf mußte durchgekämpft werden!

Da kletterten die Kinder plötzlich an der Fensterbank in die Höhe und riefen: „Da, da, Mutter!"

Modeste sah sich ohne Interesse um. Eine Dame zu Pferde trabte rasch vorüber, dann etwas zögernd eine zweite. Sie erkannte die beiden Reiterinnen nicht. Erst als die ältere geschmeidig aus dem Sattel glitt und die jüngere sich verlegen nach Hilfe umsah — wußte sie. Mit der kühlen Sicherheit, die ihr geblieben, stand sie auf, Frau von Bussard und Frau Pescatore zu empfangen.

„Frau Baronin ..."

Aber Frau von Bussard fiel Modeste sofort ins Wort: „Liebe Modeste — Annie und ich kommen doch zu Ihnen als alte Freunde. Wir kamen zur Unzeit. Das sehe ich. Schadet aber nichts — im Gegenteil! Wir wollten ja auch die ersten sein, Sie in Litauen zu begrüßen ..." Und ehrlich fuhr sie fort: „Früher, Modeste, hab' ich Sie nie recht gemocht. Sie waren mir ... wahrscheinlich zu sehr ‚Lindt'. Jetzt, wo Sie getan haben, was mancher hätte tun sollen, freue ich mich von Herzen, Sie in der Heimat wiederzusehen."

Die Augen waren der vornehmen Frau feucht geworden, während sie so herzlich sprach. Und Modeste wollte ihr zum Dank die Hand küssen, wie so oft als Kind. Jedoch Frau von Bussard wehrte lächelnd, aber bestimmt. „Keine Dienstbotenküsse unter Erwachsenen! Sie sind slawisch und sklavisch. Ich mag sie nun einmal nicht ... Aber mit Annie küßt euch auf den Mund, wie ihr es als Mädchen gewohnt gewesen seid!" Dann scherzte sie mit den Kindern, die etwas linkisch dabei standen. „Du, Junge, bist ganz die Mutter — und du, Mädchen, wirst wahrscheinlich ganz der Vater sein!" Dabei flog ein wehmütiger Zug um den festen, geschlossenen Mund.

„Wie geht's Judith?" fragte Modeste.

„Nicht besonders. Sonst wäre sie sicher mitgekommen. Sie läßt Sie herzlich grüßen und sagen: Sie möchten doch recht bald einmal kommen, Modeste!"

Darauf wollte Frau Pescatore, die den alten Ton noch immer nicht gefunden hatte angesichts dieses kleinen Wohnhauses, wieder weinerlich werden. „Ach, Frau von Bussard, es ist so schrecklich! ..."

Die vornehme Dame antwortete darauf fast heiter: „Kinder, was wollt ihr eigentlich? ... Was wäre denn unser ganzer Glaube wert, wenn wir über jeden Schicksalsschlag, den Gott schickt, immer nur weinen und klagen wollten! ... Gott wird doch wissen, warum er uns prüft ... Und er will keine unnützen Klagen, er heischt mutige Gläubige, die ihn am freudigsten bekennen, wenn ihnen am schwersten ums Herz ist ... Meint ihr denn, Judith wisse nicht, daß sie so bald sterben muß? — Und sie hätte nach ihrem armseligen Schicksal vielleicht mehr Recht zu klagen, als wir alle. Aber sie hört nicht auf, Gutes zu tun, wo sie nur kann, und Tränen zu trocknen und zu helfen, zu trösten ... Sie hat mir selbst einmal, als ich klein und feige geworden war wegen ihres Leidens, das richtige Wort gesagt: ‚Mama, wir sind für die Lebenden da und nicht für die Toten. Ich bin doch noch nicht tot ...' Seitdem tue ich wieder freudig meine Arbeit, führe die Bücher, revidiere die Ställe und galoppiere jeden Tag meine zwei Stunden herunter, weil ich mir doch die Spannkraft bewahren muß für sie ..."

In des alten Eller Zimmer wurde der Kaffee getrunken. Die frischen Waffeln dufteten einladend, die Kinder leckten sich heimlich die Hände; und der Tabaksgeruch, der dem alten Junggesellenheim seit fünfzig Jahren die Eigenart gegeben, kroch wieder neugierig aus Möbeln und Wänden.

Dann gingen sie in den Park, der eigentlich ein verunglückter Bauerngarten war, mit leuchtenden Sonnenrosen und steifen Georginen. Die Kinder wälzten sich auf dem schlecht gepflegten Rasen und versuchten bei der Gelegenheit, einen philosophierenden Truthahn zu streicheln, der aber sofort feindlich kurrend ein Rad schlug. Herr Romeit kam und wurde vorgestellt — noch immer die schlanke, elegante Reiterfigur, die einst Modestes Herz milder gestimmt hatte gegen die Schwefelbande der Inspektoren.

Aber auch heute zog sich der jungen Frau Stirn kritisch, weil er für gut befunden hatte, im Gehrock den hohen Besuch zu empfangen. „Sieht er nicht schrecklich aus in dem Kostüm?" scherzte sie. „Das liegt offenbar bei Romeits so drin. Des Jungen heißester Wunsch sind gleichfalls lange Hosen ..."

Herr Romeit wollte sich verteidigen. Er hatte tatsächlich eine Schwäche für steife Hüte und lange Hosen.

Jedoch Frau von Bussard sagte freundlich: „Sie sollen ein brillanter Reiter sein, wie mir schon vor sechs Jahren eine sehr kompetente Persönlichkeit versichert hat — und zum Reiter gehört hier im Osten der hohe Stiefel. Man soll im Leben immer auch scheinen, was man ist ... Denken Sie mal die Verlegenheit, wenn ich jetzt wünschte, Sie sollten mir auf der Stelle dies oder jenes Pferd vorreiten! Abschlagen könnten Sie es mir als Kavalier nicht gut — aber Sie würden in den Bügeln gerade so aussehen wie der Sonntagsreiter aus den ‚Fliegenden Blättern', der Sie eben gerade nicht sind."

Modeste stimmte schadenfroh lachend bei. Aber als sie die Wolke auf seiner Stirn sah, strich sie ihm besänftigend über das dichte Kraushaar. „Aber das ist noch lange kein Scheidungsgrund — nicht wahr, Otto?"

Da wurde er wieder gesprächig, zeigte den Damen die Roßgärten hinter dem Hof. Zwei Jährlinge weideten dort, und ein Fohlen wälzte sich, so daß der Staub aufwirbelte. „Die beiden Jährlinge, Frau Baronin, die taugen gar nichts. Er hat schon keinen Blick mehr gehabt, die letzten Jahre, der alte Herr. Aber das Fohlen, das wird mindestens Gardeulan, Chargenpferd!" Und er kroch durch den Drahtzaun und wehte mit dem Taschentuch, bis das Tier erschreckt davonjagte. — Es war fast dasselbe Bild wie damals — und doch so ein ander Bild! Beide fühlten es, sahen sich an, drückten sich heimlich die Hand. Und der alte Bergfried von Barginnen schaute finster zu.

Sie waren noch bei den Roßgärten, als ein Scharwerksmädchen ihnen nachgeeilt kam. „Es ist ein reitender Bote gekommen aus ..." Den Namen hatte sie aber längst wieder vergessen.

Die kleine Frau Pescatore zuckte schuldbewußt zusammen. „Wenn am Ende mein Mann ... Es ist auch unverantwortlich von mir! ... Ich muß gleich reiten."

„Liebe Annie, das muß ich auch," meinte Frau von Bussard ruhig. „Sie haben es übrigens bedeutend näher, wenn Sie direkt über Eyselin reiten." — Aber auf dem Hofe erkannte sie sofort ihren Reitknecht auf ihrem zweiten Pferde. „Er bringt sicher nichts Gutes," murmelte sie erblassend.

Sie las den flüchtigen Kartenbrief, der ihr gereicht wurde. „Ja, liebe Modeste, ich muß wirklich gleich reiten ..." Sie sprach mit etwas gezwungener Ruhe. „Heinrich, satteln Sie mir auf! Der Kutscher hier kennt sich mit Damensätteln wahrscheinlich nicht aus ... Adieu, Modeste ... Adieu, Herr Romeit — es hat mich sehr gefreut ... Aber der Arzt schreibt selbst. Es ist niemand da. Mein Mann kommt erst übermorgen aus Salzschlirf zurück ... Und Sie, Frau Pescatore, beeilen Sie sich meinetwegen nicht unnötig! Ich werde eine Pace vorlegen müssen, die Ihr Brauner doch nicht durchhält."

Aber der Freundin Annie schlug auf einmal das „Klassengewissen" so lebhaft, daß sie unter allen Umständen mitreiten wollte.

Es ging überhaupt alles zum Abschied so hastig, daß weder Romeits noch ihre Gäste den rechten Ton beim Adieu fanden. Und als die Reiterinnen noch einmal zurückwinkten, war es ein ganz flüchtiger Gruß.

„Du hast ja ganz vergessen, die Baronesse grüßen zu lassen," sagte er.

„Ja, allerdings, Otto. Ich bin doch etwas weltfremd geworden, wie ich merke. Es wird wohl nicht so schlimm stehen. Und was macht sie sich schließlich aus einem Gruße von mir? ... Der Baronin bin ich ja sehr dankbar für den Besuch — man merkt doch die urvornehme Frau —, aber Annie suchte es so ängstlich zu vermeiden, mit uns allein zu sein, daß ich es nur natürlich fände, wenn dieser erste Besuch auch ihr letzter wäre. Wir sind den Leuten nicht dekorativ genug ..."

„Siehst du — so bist du, Mo!" tadelte er. „Ein Nadelstich genügt."

„Meinst du?" fragte sie bitter zurück. „Wenn ich mich umsehe: lauter Nadelstiche! ... Der Besuch hat vieles in mir aufgewühlt, was ich schon tot glaubte."

„Deswegen habe ich auch nicht mehr hierher zurückgewollt, lieber Schatz."

„Weiß ich, Otto. Aber ich habe es nun einmal gewollt. Und wer schließlich am meisten leidet darunter, das bin doch ich."

„Aber du sollst nicht darunter leiden!" rief er zärtlich.

„Du warst immer der Bessere," sagte sie nachdenklich. „Du bist's auch jetzt."

„Ach, red doch keinen Unsinn!" wehrte er.

Sie waren bis zu der kleinen offenen Holzveranda gekommen vor dem Haus, wo der alte Eller so manchen Sommernachmittag gesessen hatte mit der Jagdpfeife und der Zeitung. Der braune Unhold erwartete sie dort wedelnd.

„Siehst du, Modeste, den hast du auch überall mit dir herumgeschleppt, obgleich du ihn teuer hättest verkaufen können ..."

„Ja, Tiere, Otto! — Tiere habe ich immer gern gemocht. — Aber Menschen ..."

„Wart nur ab! Du mußt immer einen Ruck bekommen ..."

Der Herstwind blies jetzt aus vollen Backen und wehte ein Blatt Papier bis zu der Holzveranda.

Herr Romeit hob es auf. „Es sieht so neu aus!" Und er begann die wenigen Zeilen zu lesen, die es enthielt. Dann reichte er es Modeste, die finster vor sich hin gestarrt hatte. „Lies und schäme dich!"

Es war der Kartenbrief an Frau von Bussard und lautete:

„Gnädigste Baronin!

Die Baronesse wird voraussichtlich die Nacht nicht überleben. Es war ein Zufall, daß ich bei Ihnen vorsprach. — Kommen Sie sofort! ... Ich selbst muß leider weiterfahren.

Doktor X. X."

„Nun?"

„Ich werde selbstverständlich sofort nach Bussardshof fahren, Otto! ... Judith war die einzige, die an mich geschrieben, mir Hilfe angeboten hat, als es uns schlecht ging ... Ich mag keine Almosen — du kennst mich —, darum habe ich ihr auch nie geantwortet ... Jetzt fällt

mir das schwer aufs Herz. Wenn sie nun sterben sollte mit dem bitteren Gefühl ... Die Leute, die es gut mit mir meinten, die habe ich immer von mir gestoßen. — Ach Gott, wenn ich sie doch nur noch am Leben träfe!"

XXVI

Es dämmerte bereits, als Modeste vom Hof fuhr — das müde Herbstdämmern, wo alles langsam verschwimmt, verrinnt in einem trüben, kalten Grau.

Es waren kleine krumme Klepper, die den altmodischen Halbwagen prustend und kopfschüttelnd über die holprige Lehmstraße zogen. Ein Zug Wildgänse strich fittichrauschend über ihren Häupten; von den Kartoffelfeldern wehte der scharfe Krautgeruch. Ueberall fliehendes Leben, rieselnde Kühle, nahender Tod. — Die junge Frau wollte frösteln. Es war der Odem der alten, kalten Heimat — und sie hatte die warme, neue gesucht. Als sie in die Chaussee einbogen, richtete sich Modeste unwillkürlich straffer auf. Hüben in der Ferne das dumpfe, graue Ordensschloß — drüben in der Ferne die weiße Herrenhausfront. Aber in Barginnen entzündeten sich allgemach die Lichter, viele Lichter, so daß der ganze Bau wie illuminiert strahlte; in Eyselin dagegen kein Licht, kein Leben, alles wie erstarrt, erstorben.

Und Modeste starrte lange auf das alte Heim. Sie mußten ein Fest feiern dort, ein großes Fest. Sie sehnte sich nicht mehr nach Barginner Festen. Aber die unnatürliche Entfremdung zwischen Kind und Haus ward ihr eisig klar, tat ihr brennend weh ... So scheiden Lindts — so müssen sie scheiden! Der morsche Steg zerbrochen, in der Tiefe zerschellt ... Und keine Hand, die sich hebt, den Zurückbleibenden wehmütig zu grüßen. — Dann sah sie wieder finster auf das verlassene weiße Herrenhaus von Eyselin. Auch verträumt, auch vergessen — der kindische Ehrgeiz in denselben Abgrund versenkt, in dem auch die Lindtsche Eitelkeit ruhte ... Nun fuhr sie zu der einzigen, die ihr geblieben — und erst der Schatten des Todes mußte sie daran mahnen, daß diese Sterbende auch die einzige gewesen war, die sie einmal geliebt hatte.

Und während der erloschene „Stern von Barginnen" dachte und wog und mitleidslos von der Wage herabstieß, was sich leicht erwiesen und klein — zogen links und rechts die Wiesen vorüber, die Brachen, die Felder, überwogt von dem weichen weißen Nebel, der die Strahlen des Neumondes aufsog, so daß es hier wie ein Elfenreigen wogte, dort wie ein Silberweiher sich glättete. — Modeste merkte es kaum. — Und der Wald tat sich auf, die langen düsteren Linien mit ihrem Verwesungshauch, die graue Chaussee einhegend, wie die Mauern eines Gefängnisses. Dazwischen leuchteten Stämme gespenstisch, Nadeln zischelten leis. Wunderliche Töne, die der wispernde Nachtwind weckte; wunderliche Gestalten, die der blasse Neumond zeichnete. Die Pferde spitzten die Ohren, schnaubten ... Es war wie ein Gespensterbann. Modeste fühlte ihn nicht.

Erst als in der Ferne die Lichter eines Gutshofes auftauchten — es war Bussardshof —, faltete sie die Hände und sagte leise: „Laß sie doch nicht sterben, Gott! ... Ich bin so schlecht — und du gibst mir ungebeten doch das Glück ... Sie ist so gut — und ihr erstes und letztes Glück sollte der Tod sein? ..."

Und Modeste schaute unverwandt auf den Lichtschein. Und wie er größer und immer größer wurde, wuchs auch ihr die Hoffnung. Kaum wiedergeboren, stärker, besser — begriff sie den Todesengel doch nicht, der seinen Oelzweig bereits über ein Sterbelager hob. Sie gehörte dem neuen Leben, das sie endlich errungen, mit allen Fasern, mit allen Wünschen ihres Seins. Sie wollte, sie mußte leben — sich, den Ihrigen, der ganzen Welt zu zeigen, daß die einzige grüne Frucht, die der Schicksalssturm einst von dem ins Mark vertrockneten Baume der Lindts gerissen, auch den Samen des Lebens allein in ihrem Schoße getragen hatte.

*

Der Wagen fuhr vor. Der Diener öffnete den Schlag, rasch, leise, wie einem, den man schon lange erwartet hat.

„Die Frau Baronin lassen sofort bitten!"

Modeste war verwundert. Die Gesellschaftsmaschine, so glatt, so sicher funktionierend auch angesichts des Todes!

In dem Flur trat ihr Frau von Bussard schon entgegen. „Endlich — endlich!" — dann schrak sie zusammen. „Ach, Sie sind es, Frau Romeit!" Sie konnte oder wollte ihr herbe Enttäuschung nicht verbergen.

„Ich kann auch wieder gehen, Frau Baronin ... Sie haben diesen Zettel bei uns verloren ..."

Frau von Bussard griff hastig nach dem Papier. „Ach ja ... ich habe ihn gesucht ... Ich verstehe jetzt auch ... Sie sind sehr gütig!" Dann öffnete sie behutsam die Tür zum Salon, in dem nur ein Kaminfeuer flackerte. „Leise! ... Sie schläft ..."

Die beiden Frauen schlichen lautlos durch die Flucht der Zimmer, die in ihrem Dämmerlicht so warm und gemütlich dalagen. — Das traute Heim, um das der Wintersturm vergebens heult! Vor einem Gemach mit herabgelassenen Portieren hielten sie lauschend inne. Es war Judiths Boudoir — mit der Krankenlampe, Krankenstille. Derselbe Raum, an dem der Stern von Barginnen einst feige gelauscht. Zerflossen der heiße Liebestraum, den hier ein keusches Herz geträumt, verflogen der Duft von Jugend und Poesie, der einst um ein süßes Mädchenhaupt gewallt ... Nur noch die kurzen, hastigen Atemzüge einer Fiebernden.

Plötzlich knisterten die Kissen, als ob sich jemand aufrichtet, horcht. Eine leise Stimme fragte: „Mama?"

Frau von Bussard schlug die Portieren zur Seite und trat an die Chaiselongue, wo Judith wie ihr eigner matter Schatten auf schnell zusammengerafften Betten lag — verblaßt, verblüht, nur die Strahlenkrone des roten Haares noch leuchtend und die großen Augen, die im Fieberglanz unruhig flackerten. „Es kam doch eben ein Wagen, Mama? ... Oder träumt ich's nur? ... Dabei ist mir alles so klar heute, ich glaube, ich könnte durch alle Wände sehen ... Weit ... Weit ... So weit ich überhaupt wollte ..." Dann sank sie wieder in die Kissen zurück.

„Es war Modeste, liebes Kind," antwortete die Mutter, sich auf die Tochter beugend. „Willst du sie sehen?"

Die Kranke lächelte. „Ja, gewiß will ich sie sehen ... Modeste!"

Modeste kam herein, linkisch, verlegen. Ihr Herz pochte, wie bei einer schweren Schuld. „Judith, sei mir nicht böse ..." Sie konnte kein Wort weiter hervorbringen, als die Mädchenentschuldigung aus vergangener Zeit.

„Setz dich doch, Modeste! ... Und nun erzähl mir, wie es dir gegangen ist! ... Du hast Kinder — nicht wahr? — Ich möchte sie gern mal sehen! ... Und lieb habt ihr euch auch — sehr lieb? ..." Dabei streichelten ihre heißen, mageren Hände Modeste zärtlich. Sie mußte einhalten damit — das Herz schlug ihr so zittrig schnell, daß die Spitzen des Hemdes sich bewegten ... „Und wie schön du geworden bist, Modeste! ... So schön und jung! ... Du warst niemals früher so jung — niemals ..." Sie winkte der Mutter und zeigte nach dem elfenbeinernen Handspiegel auf dem Schreibtisch. Dann schaute sie lange und ernst in das Glas. „Was bin ich doch alt geworden — noch nicht sechsundzwanzig Jahre — und schon so alt! ... Und die häßlichen roten Flecken auf den Backen und der magere graue Hals! ... Früher war gerade der Hals mein Stolz — er war so weich und so weiß und bog sich so hübsch, wie ich mir einbildete ..." Sie ließ den Spiegel auf das Bett gleiten und starrte in die Höhe. „Ich war auch mal eitel — sehr eitel ... Dafür werde ich jetzt gestraft ... Aber damals hatt' ich auch ein Recht ... Ich war ja nicht eitel für mich ... Ich wollte nur hübsch aussehen — sehr hübsch ... Und ich sah auch hübsch aus — sehr hübsch! ... Nicht wahr, Mama?"

Beide Frauen vermochten nur zu nicken. Die Mutter hatte die Zähne zusammengebissen und atmete wie röchelnd; Modeste rann eine große, salzige Träne langsam über die Wangen.

Die Kranke schloß die Augen, der Kopf sank ihr zur Seite. Es war nur ein Augenblick der Schwäche. Dann richtete sie sich wieder mühsam auf, der Mutter wehrend, die ihr helfen wollte. „Ich bin gar nicht so schwach, wie du denkst, Mama ... Es war nur wieder das dumme Nasenbluten, das gar nicht aufhören wollte ... Und jetzt, Mama, laß mich mit Modeste ein paar Minuten allein!"

Als die Mutter gegangen, sagte die Kranke hastig: „Ich weiß, daß ich sterben muß ... Und sterben ist gar nicht so schwer — das bildet ihr Gesunden euch nur ein ... Aber Mama darf es nicht wissen! ... Sie ist ihr Leben lang so wenig glücklich gewesen — nun soll sie auch noch das einzige verlieren, was sie so sehr geliebt hat ..."

„Sprich nicht so!" sagte Modeste mit tränenerstickter Stimme, die ihr selbst fremd klang.

Da legte Judith ihre beiden zarten Kinderarme um Modestes Hals und küßte sie. „Ach, das liegt ja alles schon so weit hinter mir, was ihr Leben und Glück nennt! Du weißt's ja auch — aber du hast's erreicht ... Aber sieh mal — es klingt nicht hübsch — ich habe ihn sogar lieber gehabt als meine Mutter, viel lieber ... Und das quält mich so, weil es so undankbar ist ... Und es sind doch schon Jahre und Jahre vorbei, daß ich ihn überhaupt sah! ..." Ihre Augen begannen unruhig hin und her zu gleiten. „Ob er wohl heute kommen wird? ... Ich weiß nichts. Aber ich habe so ein Gefühl ... Ich habe mich auch darum hier unten hinbetten lassen. — Ich war einmal so glücklich hier ... so glücklich ... Weißt du noch? ... Aber er konnte doch nicht anders. Er hat auch kein Glück ..."

Der Atem ging ihr jetzt schnell und fiebernd. „Modeste, ihr haltet mich immer für so gut — aber ich bin's nicht, ich bin's gar nicht ... Sieh mal, ich weiß genau, daß ich sterben muß, und bring's doch nicht über mich, ihm die andre zu wünschen, die er liebt. Er liebt sie noch immer, obgleich sie mit so viel andern scharmiert ... Ich hab' ihr nachgespürt ... Und sag mal: Ist das alles nicht ein kleiner, elender Egoismus? ... Aber ich hab' ihn nun einmal so lieb! ... Und wir sind doch zur Liebe geboren — nicht wahr?"

Modeste strich der Kranken über die feuchte Stirn: „Ueber was du dir nicht alles Gedanken machst! Du bist zu gut, Judith, viel zu gut."

Die Kranke lächelte wehe. „Das sagen mir die Leute im Dorf, das sagt mir meine Mutter ... ich glaub's nächstens selbst ... Aber sieh mal, wenn man fühlt, daß es zu Ende geht, da belügt man sich nicht mehr. — Ihr nennt's Güte, aber es ist Schwäche, erbärmliche Schwäche ... Ich weiß ... ich weiß ..." Ihre Augen irrten wieder ängstlich durch das Zimmer. „Es sieht so unordentlich aus, es riecht auch gewiß nach der Krankenstube ... Dort drüben auf der Kommode steht ‚Rivieraveilchen'. Schütte die ganze Flasche auf den Teppich, auf mein Bett! ... Er liebt den Geruch so ... Warum muß er gerade das Parfüm lieben? ... O, ich weiß auch ...!"

Modeste tat schnell und leise ihre Barmherzigeschwesterpflicht. Der Wohlgeruch strömte durchs Zimmer, stark, fast betäubend, als wenn der Süden hineinwogte mit seiner Jugendkraft. Draußen zauste der Herbstwind die Parklinden.

Die Kranke sah mit leuchtenden Augen zu. „Der Teppich ist dort ein wenig umgeschlagen. ‚Er' könnte darüber fallen ..." Dann erblich wieder der zärtliche Schimmer. „Ruf mir die Mutter, Modeste! ... Ich weiß ja doch, daß er nicht kommt. — Und wenn er käme, er würde nur an die Riviera denken und nicht an mich."

Frau von Bussard war wie ein freundlicher Schatten in das Zimmer gehuscht. „Aber erzählt euch doch weiter, Kinder! ... Morgen wird übrigens ein wunderschöner Tag. Wir werden zusammen reiten, Modeste, und Judith kutschiert in ihrem kleinen Dogcart nebenher." Sie log so mutig, die unglückliche Frau, während ihr das Herz fast brach vor Weh!



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

Muschelfischerinnen. Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas (Venedig)

Aber die Kranke schüttelte den Kopf. „Erzähl du lieber, Mama! . . . Und wie wir Modeste eigentlich immer unrecht getan haben bis auf den heutigen Tag . . . Aber vor den Leuten haben wir sie doch immer sehr in Schutz genommen — nicht wahr? . . . Und daß sie gar nicht anders hat handeln können und daß wir das einsehen — nicht wahr? . . . Und darum ist sie auch über uns hinausgewachsen, weil sie gut war und stark . . . Gut und stark: das ist's . . ."

Modeste hob beide Hände: „Das ist nicht wahr, Judith! . . . Ich war immer ein so ekles, selbstisches Geschöpf, wie du gar nie begreifen kannst . . . Das Beste an mir war die Sünde! . . . Ihr alle hier empfindet so rein, so vornehm — und ich bin so schmutzig! . . . Gnädige Frau!" rief sie leidenschaftlich, „es war die Sünde, die mich geführt hat, und wiederum die Sünde, die mir Kraft gegeben hat . . . Ich habe so viel gelogen in meinem Leben — hier aber will und kann ich nicht lügen. Ich war und ich bin schlecht!"

Da winkte ihr die Kranke mit den Augen, sich zu ihr zu beugen in die Kissen — und Modestes Haupt umfangend, sagte sie ganz leise: „Und wenn dich die Sünde doch zum Guten geführt hat, so danke der Sünde! . . . Und wenn du's doch noch nicht bist, so werde es: gut und stark! . . . Denn das zu werden sind wir auch alle auf die Welt gekommen. Und Gott fragt niemand nach dem Wege, wenn er das Ziel nur erreicht . . ." Die Worte klangen wie aus weiter, weiter Ferne — feierlich, weltentrückt.

Und Modeste begann auf den Knien liegend zu schluchzen wie gepeitscht. Und sie suchte immer wieder den kranken Mund zu küssen, mit ihren frischen, jungen Lippen der Sterbenden das Leben einzuhauchen, das mit jedem Pulsschlag müder kreiste. — Und dabei merkte sie nicht, wie der sieche Körper unter diesem wilden Weh zusammensank, erstickt von dem Lebensodem, der ihn umwogte. —

Aber die Mutter sah das brechende Auge, den herabsinkenden Mund. Sie fühlte die unendliche Leere, die ihr die Brust erdrückte mit ihrem Grufthauch. Und in der Todesangst, die allen die Maske vom Gesicht riß, rief sie instinktiv, als wäre es der letzte Zauberspruch: „Judith, er kommt — er kommt!"

Modeste war zurückgetaumelt bei dem Schrei.

Aber die Sterbende murmelte kaum hörbar: „Grüß ihn . . . Und er soll glücklich werden mit ihr — glücklich! . . ."

Draußen klang das dumpfe Rollen eines Wagens. Frau von Bussard horchte. Sie konnte sich nicht losreißen von ihrem sterbenden Kinde und ersehnte doch wiederum den fremden Mann wie eine letzte Rettung.

Es dauerte zwei schrecklich lange Minuten, bis sich die Portieren leise und zögernd öffneten.

Es war Falkner von Oed.

Als er ans Bett trat, entfloh der Sterbenden der letzte Seufzer.

Die beiden Frauen wichen vor ihm — es war das richtige Gefühl —, der letzte Hauch hatte dem Manne gegolten, den sie geliebt.

Und Falkner von Oed fand kein Wort. Er kniete langsam nieder vor dem Bett, schlug ein Kreuz und betete. Dann drückte er einen Kuß auf die wachsbleiche Hand der Toten — stand langsam wieder auf, das Gesicht alt, die Muskeln erstarrt.

Frau von Bussard hielt ihm beide Hände hin — wie verzeihend.

Er aber schüttelte nur den Kopf.

Modeste verstand den Mann nicht.

*

Draußen im Korridor Schritte, Flüstern. Es waren die Leute vom Gut, die Dienstboten aus dem Haus — alle mit ihrem echten oder erheuchelten Mitleid. Ihnen starb nicht das Fräulin vom Schloß — ihnen starb der gute Geist, die Liebe selbst . . . Und sie begannen zu glucksen und zu schluchzen — der laute Theaterschmerz, der merkwürdigerweise gerade uns Theaterleute des Lebens abstößt.

Und in dieser lärmenden Leutetrauer, die durch die geschlossenen Türen drang und seltsam mit der dumpfen Stille drinnen kontrastierte, fand sich die Mutter zuerst.

„Sie kommen spät, Herr von Falkner — sehr spät! . . ."

„Sehen Sie meine Pferde an — und dann sagen Sie noch einmal: ich hätte gespart! . . . Ich habe in meinem Leben leider nie gespart . . ." Dann lachte er laut und kurz auf, daß die Frauen ihn erschreckt ansahen wie einen Tollhäusler. — Er hielt Frau von Bussard einen offenen Brief hin.

Sie las die wenigen Zeilen und reichte das Papier achselzuckend zurück. „Ich verstehe . . . Es gibt merkwürdige Leute . . . Was sagt' ich Ihnen damals? — Phantom! . . . Wollen Sie auch jetzt dem noch weiter nachjagen? . . ." Und gleich darauf begann ihre ganze Gestalt zu zittern wie im Krampf. Sie hob die gefalteten Hände wie beschwörend empor und sagte unartikuliert, heiser: „Sehen Sie sich das unglückliche Geschöpf da noch einmal an! Und sagen Sie mir: Mußte das sein? — Mußte so viel reinste Herzensgüte, so viel Jugend, so viel echte Leidenschaft elend zugrunde gehen für eine Dirne, der es plötzlich einfällt, moralisch zu sein? — Denn sie war eine Dirne im tiefsten Kern — eine, die beim Sündigen betet . . . Warum konnten Sie das nicht fünf Jahre früher begreifen, Sie kluger Mann? Oder beteten Sie diese Dirne nur darum an, weil sie eine Dirne war?"

Er zuckte die Achseln. „Gnädige Frau, für mich bedurfte es dieses Briefes nicht mehr . . . Aber ich wollte mir wenigstens selbst treu sein. — Und so bin ich denn die Mumie geworden, die ich bin — verdorben und verdorrt, wie es die Gesellschaftsmoral heischt . . . Da fängt man nicht wieder von vorne an — nicht mal zu lügen . . . Ich habe als alter Roulettespieler auf Zero gesetzt und bin auch mit Zero herausgekommen." Er lachte wieder. „Die Leute nennen es Schicksal — ich nenn's gar nicht . . . So weit bin ich endlich . . . Darf ich jetzt gehen?"

Die Frau schüttelt das Haupt. „Nein, Falkner, so nicht! . . . Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, ehe wir für immer auseinandergehen . . . Auch Sie können ruhig zuhören, Modeste . . . Mir ist, als stände der verstorbene Falkner von Oed hier. Sie sind genau wie er — und darum hat er Sie auch so leidenschaftlich gehaßt. Das soll kein Makel sein . . . Er hat ebenso unsinnig treu gefühlt wie Sie und ist ebenso verdorrt wie Sie . . . Und wenn nun sein Verhängnis Ihre eigne Mutter gewesen wäre? — auch strenge Katholikin, auch nüchternste Moral — die es vorzog, den Majoratsherrn zu heiraten, obgleich sie den zweiten Bruder liebte? . . . Verstehen Sie nun seinen Haß — und daß er trotzdem von der Frau nie loskonnte, obgleich er sie bis in alle Höllen verwünschte? . . . Er war kein schlechterer Mann wie Sie — wahrhaftig nicht! . . . Und wenn dabei eine Siebzehnjährige Feuer fing und nicht von ihm wollte, bis er sie von sich stieß — eben weil er eine vornehme Natur war —, so wundern Sie sich nicht! Sie war jung, sie war hübsch, sie war reich — sie hatte alles. Und als sie endlich begriff, daß sie in ihrem Reichtum erst recht arm war, da tat sie den Schritt, den nur ganz junge und nur ganz verzweifelte Menschen tun, sie heiratete den Mann, der sie nicht liebte und den sie nicht liebte. Sie ist ihm treu gewesen, sie hat ihre Pflicht getan — und niemand kann einen Stein werfen auf sie —, und heute steht sie an dem Totenbette ihres einzigen Kindes und wirft den ersten Stein auf sich! . . . Wir sollen lieben oder hassen im Leben — aber wir sollen uns nicht verkaufen — auch nicht der Moral . . . Es gibt nur eine Pflicht — und das ist die lebendige Pflicht . . . Hier liegt mein totes Kind . . . Und jetzt beginnt für mich die tote Pflicht, die keine Pflicht mehr ist . . . Und nun lassen Sie mich! Ich will mein Kind wenigstens im Tode noch einmal ganz allein besitzen — denn ich habe sie doch ganz allein geliebt . . . Leben Sie wohl!"

*

Während die Wagen angespannt wurden, standen Falkner von Oed und Modeste Romeit in der geöffneten Haustür. Mitternacht war längst vorüber. Am weißen Himmel frostglitzernde Sterne. Die Blumenboskettts des Gartens sandten den letzten weichlichen Resedageruch. Es war wie ein Kirchhofshauch.

„Diesmal hat's doch gereist," sagte er gleichgültig.

Modeste sah ihn nur wortlos an. Noch immer dieselbe stutzerhafte Eleganz, dasselbe unbewegliche Monokel. Aber das Gesicht war verwittert derweil.

Er rieb sich die Hände. „Kalt . . . Eisig kalt! . . ."

Die junge Frau zuckte die Achseln.

„Ja, meine gnädige Frau, man wird alt, denkt nur noch an sich."

„Aber ich bitte Sie, Herr von Falkner, in solcher Stunde!" antwortete sie nervös.

„Weil jemand gegangen ist, noch ehe er die letzte Enttäuschung erlebte? — Das sollte uns neidisch machen, aber nicht traurig . . ."

„Hat das Judith um Sie verdient?" fragte Modeste bitter.

Er lächelte kühl. „Nachdem ich meine besten Jahre einer Illusion geopfert habe, soll ich da gleich wieder von vorne anfangen? . . . Ich weiß sehr wohl, daß ein reines, edles Geschöpf gestorben ist, dem ich niemals wert gewesen wäre, die Schuhriemen zu lösen," fuhr er ernst fort . . . „Aber was hat mir das schließlich genutzt? — Und im Grunde unsers Herzens sind wir alle Egoisten — Sie zu allererst, meine gnädige Frau! . . . Nur mit dem Unterschied, daß Sie den Egoismus an der vernünftigen Stelle haben, wo er Sinn hat, wo er Leben schafft . . . Ich bin fertig, so fertig, daß ich nicht einmal einer vornehmen Wallung mehr fähig bin. — Oder können Sie verlangen von einem verbrauchten Menschen, daß er die ekle Schlackenkruste mit einem Ruck sprengt, wieder er selbst wird — während er in Wahrheit doch nur noch Schlacke ist? . . . Wähnen Sie nicht etwa, daß ich schleunigst gehe, die einzige vernünftige Konsequenz meines Lebens endlich zu ziehen! . . . Im Gegenteil — ich werde noch lange leben, ungefähr wie ein vermorschter Erlenstumpf im Sumpf. Man hält ihn schon längst für tot, und er vegetiert immer noch . . . Ich habe auch gar keine Ambitionen auf den Himmel, wie andre gute Menschen und reuige Sünder. Der Himmel ist mir ein degoutanter Aufenthalt mit all seinen Moralfatzken und tugendhaften Gänsen. — Nein — in diesem Punkte bin ich wie mein Onkel, der sich die Predigt verbat und den Grabschmuck! Ich will ein ruhiges Grab, aus dem mich auch das jüngste Gericht nicht scheucht . . . Man hat so Lieblingsvorstellungen. Meine ist seit einiger Zeit: an der See zu schlafen mit dem gleichmäßigen Auf und Ab der Brandung, und der Dünensand über und um einen unaufhörlich rinnend, ohne Ziel, ohne Zeit . . . Ich bin eben ein alter Mann."

Darauf starrten sie beide hinaus auf die litauische Ebene, die so tot und stumm sich streckte wie die Wüste. Der Neumond sank, sein Gespensterlicht verblich . . . Die Wagen fuhren langsam vor. Aber die Romeitschen Braunen wieherten froh, während die Falknerschen Füchse abgetrieben den Kopf senkten.

(Schluß folgt)

Aphorismen

Von den Feinden weiß man immer, was man zu erwarten hat, von den Freunden — niemals.

*

Die Jubiläen sind eine etwas spöttische Anerkennung der Mitwelt, daß der Jubilar sein verehrtes Leben so lange ausgehalten hat.

*

Die Dinge sich zusammenreimen, ist ein Haupt- und Lebensbedürfnis der Menschen. Mancher glaubt bei den Handlungen der Nebenmenschen nur deswegen an Absicht, weil er sie sonst völlig unbegreiflich, ja wahnsinnig finden müßte.

*

Die heftigen Wünsche gehen selten in Erfüllung. Die Heftigkeit allein verrät schon, daß ein Irrtum darin steckt und daß der Wünschende heimlich Angst vor diesem Irrtum hat.

*

Es ist unglaublich, welche Geduld wir entwickeln können, wenn ein andrer wartet. Paul Garin



Phot. F. Tellgmann

Gelandete Marinemannschaften mit Landungsgeschützen

Das Zusammenwirken von Heer und Flotte

Von

Carl August von der Pinnau

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der russisch-japanische Krieg hat auch denjenigen, die der Flotte nur eine untergeordnete Rolle in einem modernen Kriege zuteilen wollten, das Falsche ihrer Ansicht mit größter Deutlichkeit vor Augen geführt. Wenn eingewendet wird, daß der Krieg mit einem Inselreich selbstverständlich zum Teil zur See geführt werden müsse, weil sonst die Gegner überhaupt nicht aneinander kommen könnten, so ist hierauf zu erwidern, daß ähnliche Verhältnisse bei allen Ländern, die an das Meer grenzen, zutreffen, und daß sie, ebenso wie die Inselreiche, der Gefahr einer Invasion auch von dieser Seite ausgesetzt sind, die ganz sicher nicht allein durch das Landheer abgewiesen werden kann, sondern nur in Verbindung mit einer starken Flotte. Und dann, kann nicht auch jede Kontinentalmacht mit einem Inselreiche in Krieg geraten? Gerade die Kriege der letzten Jahre sind fast ausschließlich auf der See und über See geführt, eine glänzende geschichtliche Rechtfertigung des prophetischen Wortes unsers Kaisers: „Bitter not ist auch Deutschland eine starke Flotte.“

Früher unterschied man wohl gern Land- und Seemächte, das heißt solche Mächte, die fast ausschließlich ihre Kräfte entweder der Ausbildung ihres Landheeres oder ihrer Flotte zuwandten. Auf der einen Seite Rußland, Oesterreich, Preußen-Deutschland, auf der andern Seite England. Eine gewissermaßen vermittelnde Stellung nahm Frankreich ein, das neben seinem gewaltigen Landheer den Ausbau der Flotte nicht vernachlässigte. Kein andrer als der Große Napoleon hatte die Notwendigkeit einer starken französischen Flotte erkannt. Sein ganzes Streben ging dahin, eine der englischen überlegene Seemacht zu schaffen, da nur derjenige die Weltherrschaft erringen würde, der auch die unbestrittene Herrschaft zur See ausüben würde. Durch Aboukir und Trafalgar ist mehr sein Untergang vorbereitet als durch Borodino und Moskau; die Unmöglichkeit, England zur See beizukommen, zeitigte eben jene abenteuerlichen Pläne, durch Rußland hindurch England in Indien zu treffen, die ihm zum Verderben wurden.

Sehen wir in der Kriegsgeschichte weiter, so finden wir allerdings, daß nur in wenigen Kriegen durch die Flotte die Entscheidung herbeigeführt wurde, wie zum Beispiel im amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Aber eine gewisse Rolle hat die Flotte fast in allen Kriegen der letzten Zeit gespielt. Der Krimkrieg wäre ohne die Ueberlegenheit der Verbündeten zur See kaum durchzuführen gewesen, im Kriege 1864 wehrte die dänische Flotte den Uebergang der Verbündeten auf die dänischen Inseln, im Kriege 1866 trug der Sieg Tegetthoffs bei Lissa dazu bei, die Vorteile der Oesterreicher auf dem südlichen Kriegsschauplatze zu sichern. Auch der Beginn der Operationen des Feldzuges 1870/71 stand in gewisser Weise unter dem Einfluß der Möglichkeit einer französischen Landung in Jütland oder Schleswig-Holstein. Jedenfalls behielten die Deutschen zunächst eine aktive und drei Landwehrdivisionen sowie zahlreiche Besatzungstruppen im Küstengebiete zurück, da die Franzosen wegen der Schwäche der deutschen Flotte und der deutschen Küstenbefestigungen jederzeit die Möglichkeit einer Landung hatten. Daß diese nicht zur Ausführung kam, lag einerseits an dem mangelhaften Zustand der französischen Flotte, auf der das Notwendigste fehlte, und anderseits an den Erfolgen der Deutschen.

Die Aufgabe jeder Kriegführung ist es, danach zu streben, den Kriegsschauplatz ins feindliche Land zu verlegen, um die Schrecknisse des Krieges dem eignen Lande zu ersparen. Das Landheer wird allerdings erst seinen Aufmarsch vollenden müssen, ehe es mit den Operationen beginnt, anders die Flotte, die in ihrer Masse bereit sein muß, innerhalb der ersten 24 Stunden auszulaufen. Sie sucht sich natürlich als erstes Kampfobjekt die feindliche Flotte aus. Fühlt diese sich aber zu schwach, eine offene Seeschlacht zu wagen, so wird sie in einem Hafen eingeschlossen, die Blockade der feindlichen Küste kann beginnen.

Ein Zusammenwirken von Heer und Flotte im großen Stile ist nur möglich, wenn die feindliche Flotte nicht mehr aktionsfähig ist. Dann können Landungen ausgeführt werden, sei es, daß nur Teile der Schiffsbesatzungen ausgeschifft werden, sei es, daß die Flotte als Schutz für die Landung großer Truppenkörper des Landheeres dient.

Im ersten Falle ist immer nur eine ganz geringe kurzdauernde Wirkung zu erwarten. Denn einerseits können die Schiffe nur einen Teil ihrer Besatzungen entbehren, der andre muß zur Bedienung des Schiffes zurückbleiben, und anderseits ist die Landungstruppe doch nur mangelhaft geeignet, größere Unternehmungen auszuführen. Es fehlt bei ihr eben an dem Nötigsten. Bei einer Landung der Schiffsbesatzungen formiert jedes Schiff unter dem Ersten Offizier eine Landungskompagnie, in der sich neben Matrosen auch Heizer, Maschinisten und Handwerker befinden. Einige Landungsgeschütze kleinen Kalibers, Maschinenkanonen und -gewehre werden beigegeben, natürlich gezogen von



Phot. F. Tellgmann

Eine Maschinengewehrabteilung der Marine auf dem Marsche



Phot. A. Renard

Sturmangriff der Matrosen

Mannschaften, denn Pferde befinden sich nicht an Bord, und wie sollte man so schnell anderswo welche beschaffen. Eine Aufklärung durch Kavallerie wie bei der Landarmee fehlt daher gänzlich. Auch das, was wir in den Trains und Kolonnen mitführen, muß durch Menschenkraft fortgeschafft, das heißt meistens getragen werden. Günstig ist es ja allerdings, wenn Wasserläufe, die parallel zur Vormarschrichtung liegen, das Mitführen des Ersatzes an Munition, Verpflegung und Ausrüstung auf Schiffen gestatten.

Derartige Landungen werden im Kriege zwar nicht zu den Seltenheiten gehören, aber sie werden entweder nur den Zweck haben, einen feindlichen Kriegshafen, der auf der Landseite nicht besetzt ist, zu nehmen, Werft- und Dockanlagen zu zerstören, oder aber einen Landstrich zu besetzen, bis die Transportflotte mit dem Landheer heran ist. Daß aber auch längere Expeditionen ausgeführt sind, darf hier nicht unerwähnt bleiben, das waren aber nur Ausnahmefälle, weil Landtruppen nicht zur Verfügung standen. Bekannt ist aus der letzten Zeit der Zug des englischen Admirals Seymour zum Entsatz der in Peking belagerten Gesandtschaften. Damals bestand die Hauptmasse seiner Truppen aus Matrosen, zu denen auch die deutschen Schiffe ein großes Kontingent stellten, das sich unter Führung des Kapitäns zur See von Usedom ja ganz besonders auszeichnete. „The Germans to the front," klingt noch jetzt in den Herzen jedes Deutschen freudig nach.

Ist nun eine Landung im großen Stil beabsichtigt, so wird man hierzu immer Transportschiffe verwenden, wenn auch die Möglichkeit, für eine kürzere Zeit bedeutende Truppenmassen an Bord der Kriegsschiffe zu befördern, vorhanden ist. So wurden bei Beginn der China-Wirren zwei Kompagnien unsers 3. Seebataillons von Kiautschou nach Tientsin an Bord deutscher Kriegsschiffe befördert. Voraussetzung bleibt aber immer, daß die Ueberfahrt nur kurze Zeit dauert und daß die Möglichkeit eines Kampfes ausgeschlossen ist. In diesem Falle wäre die Landtruppe im wahrsten Sinne des Wortes nur Kanonenfutter. Die sonst für Landungen Verwendung findenden Transportschiffe werden bei uns der Handesflotte entnommen, während andre Staaten, besonders solche mit ausgedehntem Kolonialbesitz, eigne Truppentransportschiffe besitzen. Nicht jedes Schiff der Handelsmarine ist hierfür geeignet, die meisten sind jedoch durch besondere Einrichtungen nicht gar zu schwer in Transportschiffe umzuwandeln. Staaten, die ihre Dampferlinien subventionieren, stellen beim Bau der Schiffe Bedingungen, um sie beim Ausbruch eines Krieges ohne zu große Mühe in Transportschiffe umwandeln zu können. Geradezu musterhaft sind die Vorbereitungen zu bezeichnen, die Japan für den Transport seiner Truppen nach dem Festland getroffen hat. Seine ganze Dampferflotte, die allerdings sehr stark subventioniert wird, ist für Transportzwecke und ähnliche Aufgaben von vornherein eingerichtet.

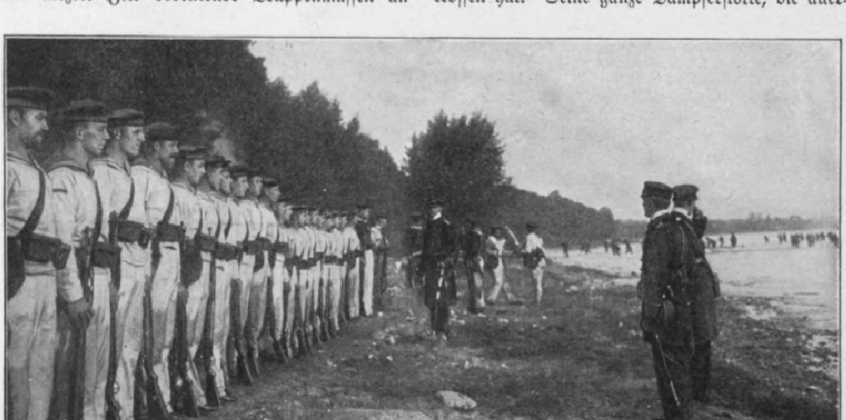


Phot. Schmidt & Sohn

Admirale mit der Generalstabskarte
(Links Großadmiral von Koester)

Das Fassungsvermögen der einzelnen Dampfer — nur solche kommen in Frage — ist ein ganz verschiedenes. Auch hier ist von Bedeutung, ob die Ueberfahrt von kurzer oder von langer Dauer ist, da man ja für kürzere Zeit bedeutend mehr Menschen zusammenpferchen kann. Bei Seetransporten wird man danach streben, stets geschlossene Truppenteile zusammenzuhalten. Berittenen Truppen werden in zum Pferdetransport besonders eingerichteten Schiffen verladen.

Voraussetzung für derartig umfangreiche Transporte ist, daß die Kriegsflotte das Meer von feindlichen Schiffen gesäubert hat, denn eine Transportflotte ist selbst minderwertigen Kriegsschiffen und Torpedobooten gegenüber vollständig wehrlos. Die Japaner haben dies am eignen Leibe erfahren, als das Wladiwostok-Geschwader mehrere mit Truppen und Kriegsmaterial besetzte Transportschiffe zum Sinken brachte, so daß Tausende von Menschen hierbei ihren Tod in den Wellen fanden. Daß das Kapern von Transportschiffen zulässig ist, steht außer Frage, nicht so, ob es auch gestattet ist, diese Schiffe, die eine vollständig wehrlose Besatzung führen, einfach in den Grund zu bohren, wenn es unmöglich ist, sie als Prise mitzuführen.



Phot. Schmidt & Sohn

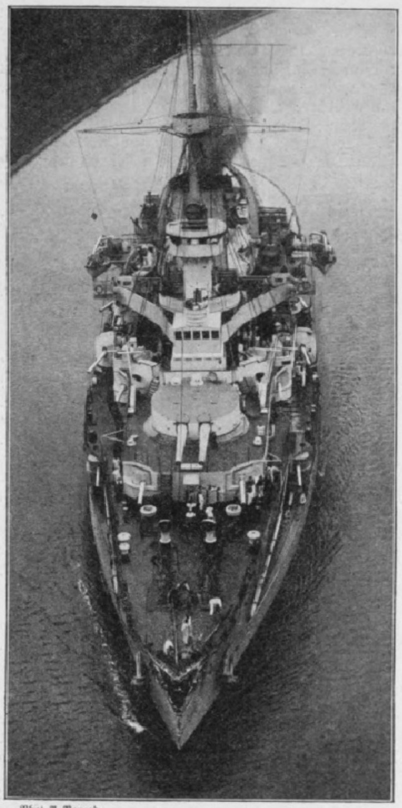
Antreten nach der Landung

Hat der Gegner noch aktionsfähige Schiffe auf dem Wasser schwimmen, so wird man gezwungen sein, eine Transportflotte durch Kriegsschiffe eskortieren zu lassen; sie fährt auf der gefährdeten Seite und schützt sich durch weit ausgesandte schnellaufende Patrouillenschiffe, die ihre Meldungen durch Funkentelegraphie übermitteln.

Die rückwärtigen Verbindungen des Heeres haben ja in allen Feldzügen eine große Rolle gespielt, sie sind zum Teil von ausschlaggebender Bedeutung für den Verlauf eines ganzen Feldzuges gewesen, wie der Zug Napoleons I. nach Rußland gezeigt hat. Wie leicht wird die Frage gelöst, wenn eine Landarmee hinter sich das weite Meer mit seinen überall gangbaren Straßen hat? Da gibt es keine Berge und Täler, keine grundlosen Landwege und unüberschreitbare Flüsse, keinen undurchdringlichen Schmutz, keine gefrorenen Wege. Stolz führen die Schiffe ungeahnte Massen von Ergänzungsmitteln mit sich, ein einziges Schiff weit mehr, als eine meilenlange Kolonne von Transportfahrzeugen oder -trägern fortschaffen könnten. Aber mit einem Schlage wird diese rückwärtige Verbindung auch vollständig beseitigt, wenn die feindliche Flotte die Seeherrschaft gewonnen hat. Da schwebt die Landarmee vollständig in der Luft, sie sitzt im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Trockenen. Dann wird ein Staat Lehrgeld zahlen müssen, der wenig weitschauend die Mittel verweigerte, um auch zur See sich stark zu machen. Gerade für Deutschland gilt diese Mahnung, noch ist es Zeit!

Betrachten wir zum Schluß noch kurz, wie sich ein direktes Zusammenwirken zwischen Landheer und Flotte gestalten kann.

Die eigne Flotte bombardiert die feindliche, die sich in einen Kriegshafen zurückgezogen hat. Sie ist unschädlich gemacht. Unterdessen haben einige Kreuzer- und Torpedobootsdivisionen überraschend an einem andern Punkte eine Landung ihrer Besatzungen ausgeführt. Nachdem die weittragenden Geschütze die schwachen Küstenwachen zum Weichen gebracht haben, lassen alle Schiffe ihre Boote zu Wasser, die schnell von den Landungsmannschaften besetzt werden. Geschleppt von den Dampfbarkassen und -pinassen, die vorn im Bug leichte Geschütze führen, setzt sich auf ein Signal die ganze Flottille in Bewegung. Zwar versucht der Feind noch einmal, durch Gewehr- und Geschützfeuer die Landung zu verhindern, aber vergebens. Jetzt sind die Boote ins seichte Wasser gekommen, im Nu springen die Mannschaften ins Wasser, das ihnen bis über die Knie reicht, und mit Hurra wird der vorliegende Höhenzug genommen, der Feind in Unordnung zurückgeworfen. Hier nisten sich die Matrosen ein, während die Schiffsartillerie das weiter entfernt liegende Gelände unter Feuer nimmt. Die Schiffsboote sind in beschleunigter Fahrt zurückgekehrt, um eine zweite Landung herbeizuschaffen. Unterdessen ist die Transportflotte herangekommen. Mit Hilfe der Schiffsboote gelingt es, einige Bataillone Infanterie und Pioniere auszuschiffen. Aber das genügt noch nicht, die Matrosen mit ihren Landungsgeschützen sind nicht zu entbehren. So lagern beide nebeneinander, und es gelingt ihnen, einen in der Nacht unternommenen Angriff des Feindes



Phot. A. Renard

Das Linienschiff „Kaiser Wilhelm II." im Nordostseekanal

mit Hilfe der Schiffsgeschütze und Scheinwerfer zurückzuschlagen. Das Ausschiffen der Fußtruppen wird in der Nacht ununterbrochen fortgesetzt, erleichtert wird es durch die inzwischen herangeschafften flachen Kähne, Leichter, Dschunken oder wie sie sonst heißen mögen, die ganz andre Mengen aufnehmen können als die Kriegsschiffsboote. Schwierigkeiten bietet nur das Ausladen der Pferde, Geschütze und Fahrzeuge. Ein Anlegen der Boote ist unmöglich, deshalb werden beim Morgengrauen Landungsbrücken, deren Material an Bord mitgeführt ist, durch die Pioniere gebaut. Jetzt endlich gelingt es, auch die Pferde an Land zu bringen, und sofort gehen die Aufklärungspatrouillen vor. Allmählich sind auch die einzelnen Verbände geordnet, planmäßig beginnt man gegen den Feind, der inzwischen Verstärkungen erhalten hat, vorzugehen. Aber es ist schwierig, ihm beizukommen, da er sich wohl verschanzt hat. Deshalb erhalten einige Transportschiffe Befehl, an einer Stelle Truppen zu landen, von wo man dem Feinde in die Flanke fallen kann. Unter dem Schutze von Kanonen- und Torpedobooten dampfen sie ab, und es gelingt diesen, mit ihren Geschützen flankierend in den Kampf einzugreifen, so daß der Feind die Stellung räumt, ehe die Landungstruppen auf dieser Stelle eingreifen. Hier finden wir also ein direktes Zusammenwirken von Landheer und Flotte.

Um gegen Rückschläge gesichert zu sein, werden vorwärts der Landungsstelle Befestigungen aufgeworfen, die zunächst von den Marinetruppen besetzt werden. Die Landungseinrichtungen werden verbessert, Depots werden angelegt, telegraphische und telephonische Verbindungen werden hergestellt, die Wege verbessert. Auf der Reede versehen einzelne Fahrzeuge der Flotte den Sicherheitsdienst, während das Gros mit den Transportschiffen zurückgekehrt ist, um weitere Truppen und Vorräte heranzuschaffen.

Wohl in allen Staaten finden wir eine Teilung der Heeres- und Marineverwaltung, bei gemeinsamen Operationen ist aber eine einheitliche Leitung unbedingt notwendig. In der Regel wird sie dergestalt gehandhabt, daß auf dem Wasser der höchste Seeoffizier, auf dem Lande der höchste Landoffizier den Oberbefehl führt, gleichgültig, welchem Ressort die Mannschaften angehören.

Wenn im vorstehenden versucht ist, etwas über die gemeinsamen Operationen von Landheer und Flotte zu sagen, so soll zum Schluß nicht unerwähnt bleiben, daß von einem gemeinsamen Handeln nur die Rede sein kann, wenn beide auch gleichwertige Kräfte darstellen. Gerade die letzte Zeit hat uns Deutschen wieder einmal gezeigt, von welch ungeahnter Bedeutung eine starke Flotte sein kann, sie hat uns aber auch gezeigt, wie wenig wir den Anforderungen gewachsen sind, die an eine Macht, wie Deutschland es doch nun einmal ist, unbedingt gestellt werden müssen. Deshalb, wer Augen hat zu sehen, der sehe! Sorgen wir daher dafür, daß Deutschland bald eine so starke Flotte erhält — mögen auch große Opfer von uns verlangt werden —, damit sie zusammen mit unserm starken Landheer ein scharfes Schwert in der Hand unsers Kaisers darstellt, zur Aufrechterhaltung des Friedens, zur Wahrung der Ehre unsers herrlichen Vaterlandes!



Phot. A. Tellgmann

Landungsmannschaften gehen an Bord der Schiffe zurück

Potts und ihre Hühner

Eine komische Geschichte

von

Gustav Falke

„Wir werden Hühner halten," sagte Frau Pott allen, die es hören wollten oder mußten, als Potts den Entschluß faßten, aufs Land zu ziehen.

„Wollen Sie auch Schweine fett machen?"

„Nein, Schweine wollen wir nicht fett machen, wenigstens vorläufig nicht. Aber Gänse vielleicht."

Frau Pott sagte das herausfordernd, als wartete sie auf ein warnendes Wort dagegen, um es mit aller Wärme, deren ihr für die Landwirtschaft jung erglühtes Herz fähig war, zu widerlegen. Aber die Nachbarin schwieg.

Seitdem Pott sich entschlossen hatte — August Wilhelm Pott aus der Winterburgerstraße —, aufs Land zu ziehen, träumte Frau Adele nur noch von Hühnern. Kein Frühstücksei wurde verzehrt, ohne daß sie ihrem Eheherrn ihre Zukunftspläne weitläufig entwickelte. Pott war ein guter Ehemann, und seine Frau erkannte das an; nicht mit vielen Worten und ausdrücklichen Danksagungen; es lag in dem Ton, wie sie manchmal „Pott" sagte. So ein zärtliches, hingebendes „Pott". Gutmütig war er gleich auf ihre „Hühneridee", wie er es nannte, eingegangen. Er hatte ihr aus eignem Antrieb ein Buch über Geflügelzucht geschenkt. „Kurzgefaßte Anleitung zur praktischen Hühnerzucht im Groß- und Kleinbetrieb für Anfänger." Was sie andern nicht in vollem Umfang eingestanden hätten, verhehlten sie sich doch gegenseitig nicht, nämlich daß ihr ganzes Wissen auf diesem Gebiet sich darauf beschränkte, daß die Hühner Eier legen und daß die Eier in der teuern Zeit bis auf zwölf Pfennig das Stück im Preise steigen konnten. Das war ein geringes Wissen, und sie trachteten es zu vervollkommnen.

Der wirtschaftlichen Bedeutung der Hühnerzucht wurden sie aus der Vorrede zur „Kurzgefaßten Anleitung" mit Staunen inne, aber auch mit Stolz. Sie sahen sich schon in einem nationalökonomisch so wichtigen Betriebe mit Erfolg tätig. War es die Hühnerzucht, so waren auch die Hühnerzüchter von wirtschaftlicher Bedeutung. August Wilhelm Pott und Adele Pott von wirtschaftlicher Bedeutung!

Aber der Gute hat viel zu leiden auf dieser Welt, der Tätige trifft auf Hindernisse, und der Begeisterte gerät öfter als ihm lieb ist unter eine kühlende Traufe.

„Sie wollen Hühner halten?" fragte die Frau des Zollkontrolleurs mit einem unangenehmen Lächeln. „Na, viel Glück! Weiter sag' ich nichts."

„Glauben Sie man nicht, Frau Pott, daß das man so ist," sagte der Krämer. „Man so einfach die Eier aus dem Nest holen. Haben wir alles durchgemacht. So billig, wie Sie die Eier bei mir kaufen, kann kein Huhn legen."

„Aber alle Leute haben doch Hühner," entgegnete Frau Pott etwas verschüchtert. „Die kleinen Leute, wie machen denn die es?"

Der Krämer zuckte die Achseln wie über etwas, das seine Fähigkeiten nicht ausreichten zu begreifen.

„Wissen Sie, so kleine Leute, das ist ja ganz was andres. Die rechnen auch nicht. Wenn die man rechnen täten!"

Frau Pott war in solchen Stunden ganz geknickt. Langsam richtete sie sich erst wieder an der „Kurzgefaßten Anleitung" auf.

„Hier steht es, Pott! Was weiß der Krämer davon. Alle kleinen Leute haben Hühner. Wie sollten die es wohl machen? Bei rationeller Zucht kommt das Ei höchstens auf fünf Pfennig. Und dann das Fleisch! Das hat man doch auch noch!"

„Was die Leute sagen, ist ja ganz gleichgültig," entschied Pott. „Du fragst viel zu viel."

„Ja, man ist auch eigentlich zu dumm. Die Leute sind immer so klug," stimmte Frau Adele bei.

„Man muß natürlich was hineinstecken," sagte Pott mit der Wichtigkeit des künftigen Grundbesitzers. „Wo man nichts hineinsteckt, kann man auch nichts 'rausholen."

Frau Pott war auch der Meinung, wenn auch etwas zurückhaltend. Es verursachte ihr doch einen Druck aufs Herz, daß Pott vom Hineinstecken sprach. Freilich, man mußte was hineinstecken, aber wieviel?

Pott ließ ihre sorgenden und rechnenden Gedanken nicht ausreifen. „Rasse muß es sein, nur Rasse! Das ist die Hauptsache!" eiferte er. „Reine, echte Rasse! Dann erzielt man Resultate!"

Und dann sprachen sie von Rassen wie gewiegte Züchter, wenngleich sie Faverolles, Dorkings und Langshans nur aus den Abbildungen der „Kurzgefaßten" kannten. Und welches Vergnügen lag schon in dem Aussprechen dieser fremden Namen. „Faverolles!" „Dorkings!" Pott führte mit Vorliebe die Dorkings im Munde und kaute dabei jede Silbe wie ein alter englischer Matrose seinen Tabak. Frau Pott sprach gern von „Faverolles" und „Crève-coeurs". Sie hatte als junges Mädchen einem französischen Leseklub angehört und hielt ihre Aussprache noch immer für eine sehr glückliche.

So edle Rassen hatten nun nicht nur ihre schönen Namen, sondern auch ihren schönen Preis. „Die Rentabilität der Hühnerzucht" war ein sehr wichtiges Kapitel in der „praktischen Anleitung". Und da kamen denn doch beide — zur Rettung ihrer nationalökonomischen Reputation sei es gesagt — zur Einsicht, daß es weniger auf schöne Namen als auf viele Eier ankäme.

„Landhuhn, August, ganz gewöhnliches Landhuhn! Sollst mal sehen, die legen am besten."

„Landhuhn ist keine Rasse, Dele."

„Doch, Landhuhn ist auch 'ne Rasse."

„Minorca, Dele, Minorca sind feine Hühner. Zweihundert Eier im Jahr."

„Aber brüten schlecht."

„Laß sie! Wenn sie man legen!"

Und dann nahmen sie wieder die „Kurzgefaßte" her, und an den schönen bunten Bildern erstarkte Frau Pott wieder zur Bekennerin der reinen Rasse. Und zuletzt träumten beide von einem stattlichen Hühnerhof mit Pfauen und Putern und Perlhühnern. Und Pott, der sich manchmal so wegträumen konnte, sah sich schon auf seinem Hühnerhof, einen Kreis von Freunden um sich. Sie alle bewunderten den Pfau, der mit gelassener Majestät ein stolzes Rad schlug. Und ein befriedigtes, geschmeicheltes Schmunzeln lag auf Potts Angesicht, der mitten im Zimmer stand und mit verklärten Blicken wie in eine weite, schöne Ferne sah.

*

Es war eine kleine freundliche Villa mit genügendem Gartenland, die Pott in dem ländlichen Vorort als Eigentum erworben hatte. Die etwas entlegene, erst neu entstehende Straße zog sich an Wiesenmoor und Wasser hin. Sie hatte den poetischen Namen „Lammwiese". Es mochten hier früher die Lämmer des Dorfes geweidet haben, und der Name war eine schöne Gerechtigkeit gegen die verdrängten Urbesitzer dieser Weidegründe.

Es war im November, als Potts hinauszogen; erst November, wie Frau Pott bedauernd sagte. Vor Februar legte entschieden kein normales Huhn. Früher Hühner anzuschaffen, wäre nur ein unnützes Füttern gewesen. Nur ganz liebenswürdige Tiere, einschmeichlerische Naturen, legten wohl schon im Januar dann und wann ein Ei. Aber Liebenswürdigkeit ist eine Tugend, die unter den Hühnern noch seltener ist als unter Menschen. Also war es ratsam, mit dem Ankauf bis Februar zu warten. Es gab ja auch noch genug andres zu tun. Im Garten waren noch Wege und Beete anzulegen. Obstbäume konnten gerade noch gepflanzt werden, und die wichtige Frage, wo denn nun der Hühnerstall stehen sollte, erheischte Antwort. Und etwas einleben mußte man sich doch auch, bevor man an eine Tätigkeit von so großer wirtschaftlicher Bedeutung, wie es die Hühnerzucht ist, seine besten Kräfte setzte.

Nun mag man an dem Ausdruck „Hühnerzucht" als einem gar zu gewagten Euphemismus Anstoß nehmen. Aber wenn es auch wahr bleibt, daß es sich für Potts in erster Linie um frische und billige Eier zum Frühstück handelte, so gingen doch in guten Stunden, wie wir gesehen haben, ihre Wünsche und Träume weit darüber hinaus, bewegten sich wohl gar auf phantastischen Bahnen, und es ist Tatsache, daß sogar einmal durch Potts träumerische Seele das bunte Spiel glitzernder Kolibris schwirrte. Eine Verirrung der Phantasie, ganz gewiß. Aber es zeigt doch, daß Potts entwicklungsfähig waren, Naturen, in denen ungeahnte Möglichkeiten schlummerten.

Aber das Schicksal führt den Menschen oft seltsam. Es ist jedem das Maß seiner Freuden und Leiden vorherbestimmt. Er weint keine Träne mehr, als wie ihm vorbehalten, und trinkt keinen Becher der Lust über sein Deputat. Und denkt er im Februar Hühner zu kaufen, so fährt im November ein Kerl mit Gänsen vor seine Tür, und eh' er sich's versieht, hat er etliche von diesen Tieren im Stall. So ging es Potts.

„Billig, Madam'; schöne Gänse. Ich liefere für das ganze Dorf," pries der Händler seine schnatternde Ware an.

„August, was meinst du?" fragte Frau Pott. Und in Augusts Seele erwachte dasselbe Gefühl, das sich Frau Adelens bemächtigt hatte. Es war der erste Vogel, der ihnen zum Kauf angeboten wurde. Eine Gans, kein Huhn. Aber es hätte ein Strauß, ein Pinguin sein können, Potts wären diesen Seelenkämpfen erlegen.

So kamen Potts zu Gänsen, kleinen ruppigen Pommern; drei etwas „verhuddelte" weiße und eine schon von Natur etwas schwärzliche, die aber ein „Ganter" war, wie sich nachher herausstellte.

Im Keller war schnell ein Stall hergerichtet, und der Brotmann, der gerade die Semmeln zum zweiten Frühstück brachte, wurde genötigt, diese erste Erwerbung zu begutachten.

„Ja, dat sünd Pommern," sagte er. „De sünd ümmer so lütt. Söß, söben Pund; grötter ward de nich."

„Sechs Pfund, August," sagte Frau Adele vorwurfsvoll zu Pott, der doch an dieser Tatsache ganz unschuldig war. Aber Pott war Optimist. „Mach sie man erst fett," meinte er. „Schmecken werden sie schon."

*

Wer nun Frau Pott für eine Frau hielte, die der neuen Situation nicht gewachsen wäre, würde in der Folge gründlich beschämt. Alle mütterlichen Instinkte — Potts Ehe war kinderlos — konzentrierten sich auf diese vier hilflosen Lebewesen, diese armen, halb verhungerten Pommern. Und hier tritt nun noch ein andres Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das nicht mit ein paar Worten zu umgehen ist, sondern ihren Platz in diesen Begebenheiten behauptet: Minna, die Magd.

Wenn je die Vorsehung zwei Wesen zusammengeführt hat, die ganz füreinander paßten, so waren es Herr und Frau Pott. Aber wenn je der Vorsehung ein großer Wurf zweimal gelungen ist, so war es bei Frau Pott und Minna. Zwei gleich hühnerfreundliche Herzen haben wohl nie in getrennten Busen geschlagen. Und Minnas selbstlose Regungen galten den Hühnern der Herrschaft.

In jedes Weibes Busen schläft eine Fülle der Liebe, bereit, sich hier in einem brausenden Strom der Leidenschaft auf einmal zu ergießen oder dort in hundert kleinen Bächen Segen nach verschiedenen Richtungen hin zu verbreiten. Glückliche Gänse, denen zwiefache Fülle der Liebe zuteil wurde! Aber fett wurden sie nicht dabei, wenigstens nur langsam und mit einem Rechnungsabschluß am Ende ihrer irdischen Laufbahn mit nur sieben Pfund als Meistgewicht. Und das war der Ganter.

Der Bericht über diese vier Pommern, die Pflege, die ihnen zuteil wurde, die Hoffnungen, die sie erweckten, und ihr plötzliches Ende, könnten sich zu einem großen und inhaltreichen Kapitel auswachsen. Aber es wäre unkünstlerisch, in einer Hühnergeschichte so viel von Gänsen zu sprechen; sie dürfen nur Episode bleiben. Nur eins muß noch erwähnt werden, denn hier knüpft eigentlich schon die Tragik an, die sich nachher wie ein roter Faden durch die Geschichte der Potts zieht, bis es dem Eingreifen einer höheren Macht gefiel, das Dunkel zu zerreißen und wieder freundliche Sterne aufsteigen zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich die Atmosphäre einer so intensiven Kellerzucht, wie Frau Adele und Minna sie betrieben, von Zeit zu Zeit etwas aufdringlich durch die Pottsche Villa verbreitete. Potts Nase aber, die schon etliche Wochen in den Vorfreuden auf einen köstlichen Bratenduft geschwelgt hatte, empfand das als störenden Eingriff in ihr ideales Gemütsleben. Potts Nase rebellierte; sie wollte sich das nicht gefallen lassen. Und was Potts Nase nicht wollte, das wollte Pott auch nicht. Dazu verband sie schon zu lange ein inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit.

„Dele!" sagte Pott, „deine Gänse! Na! Minna muß den Stall wohl mal reinmachen."

„Hat Minna gestern erst getan."

„Dann muß sie es heute noch mal tun."

„Minna hat was andres zu tun, als immer den Stall reinzumachen. Ich rieche überhaupt gar nichts!"

„Du riechst nichts? Das ganze Haus riecht nach Gänsen!"

„Du übertreibst immer."

„Ich übertreibe?"

„Na, Pott, das weißt du doch selbst!"

Man sieht an dieser kleinen Probe eines ehelichen Zwiegesprächs, daß es Zeit wurde, daß die Pommern Abschied nahmen von einer Erde, auf die sie nur gekommen zu sein schienen, um den Frieden der besten Ehe langsam zu untergraben. Und jetzt wächst sich diese anscheinend so harmlose Geschichte immer mehr zu einer psychologischen Studie, zu einem interessanten Seelengemälde aus.

Wir sprachen oben von der Fülle der Liebe, die in jedes Weibes Busen schläft. Aber welche Abgründe birgt auch ein solcher Busen! Neben der Fülle der Liebe schlummert die entsetzliche Möglichkeit kaltblütigen Mordes. Nicht in jedem Busen.



In der Spinnstube. Holzschnitt nach dem Gemälde von G. Aggházy (Budapest)

Frau Potts Busen war frei von diesem Zwiespalt. Aber Minnas Busen war es nicht. War es Anlage? Erziehung? Wer will das entscheiden. Genug, Minna konnte, was Frau Pott nicht konnte, wovor selbst Pott zurückschauderte — den vierfachen Mord auf ihr Gewissen nehmen.

So Greuelvolles war geschehen. Doch die alles verwischende Zeit löschte dieses blutige Ereignis bald aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen, und als Potts Nase endlich ihr Recht bekam und der erste Gänsebraten auf dem Tisch stand, beglückwünschten sich Potts zu den Resultaten einer so liebevoll betriebenen Mast, denn die kleine Pommeranerin hatte wirklich recht nett Fett angesetzt und war wider Erwarten zart und schmackhaft.

*

Einen wie großen Raum auch die Pommern im Leben der Pottschen Eheleute eingenommen, so hatten sie doch die Hühner nicht daraus verdrängen können. Im Gegenteil, an den Gänsen erstarkten die Absichten auf rassereine Eierleger bis zur Ungeduld. Ja, man kann sagen, es war ein fieberhafter Zustand im Hause Pott. Etwas Ungesundes. Eine elektrische Spannung, die ihre Lösung finden mußte und die sich dann und wann in kleinen Schlägen entlud.

Die Gänse lebten damals noch, und Potts Nase war noch unversöhnt.

Und nun tritt wieder ein Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das wie Minna nicht mit ein paar Worten zu umgehen ist, sondern seinen Platz in diesen Begebenheiten gleichfalls energisch behauptet: Schönmaus.

Wer war Schönmaus? Jeder im Ort wußte, wer Schönmaus war. Sie kannten ihn alle, groß und klein. Und wenn man fragte, hieß es mit einem verständnisvollen Lächeln: „Ach, Schönmaus!“ „Ja, Schönmaus!“ Aber man brauchte nicht zu fragen. Man entging Schönmaus nicht. Haben Sie schon einen Gärtner? Haben Sie schon einen Mann, der Ihnen Wasser pumpt? Haben Sie schon rigolt? Schönmaus macht alles!

Einen so talentvollen Mann mit offenen Armen zu empfangen, lag ganz in der Natur Potts. Und Schönmaus schien in der Tat die Persönlichkeit zu sein, die dem Hause Pott vielfach Segen bringen konnte.

Der kleine lebhafte, „zappelnde“ Mann mit dem bartlosen, runzeligen Kindergesicht, mit den großen Händen und dem auf dem linken Fuß leicht lahmenden Gang war von Haus aus Gärtner. Er war nicht ohne Geschick in seinem Fach. Das Unglück war nur, daß er viele Nebenfächer hatte und sich mit Vorliebe in denen betätigte, wo er doch eigentlich nur Dilettant war. Nach seiner Meinung aber war er Meister auf allen Gebieten, konnte alles und wußte alles. Sein drittes Wort war: „Hew ick ok all dacht.“

„Schönmaus, was meinen Sie, hier wollen wir 'n Spargelbeet anlegen.“

„Hew ick ok all dacht.“

„Aber ist das nicht eigentlich 'n bißchen zu naß hier?“

„Hew ick ok all dacht, Herr.“

Es gab nichts, was Schönmaus nicht auch schon gedacht hatte. Und darum eben war so gut mit ihm auszukommen; er war immer ein Herz und eine Seele mit einem.

Ob er damit besondere Zwecke verfolgte? Der menschlichen Natur ist alles zuzutrauen. Aber Potts kannten die menschliche Natur zu wenig, um nicht von Schönmaus entzückt zu sein. Schönmaus hatte so was Hilfsbereites, Entgegenkommendes.

„Er will natürlich verdienen,“ sagte Pott in lichten Momenten. „Er ist im Grunde ein schlauer Egoist.“ Aber Pott hatte auch Momente, wo er sich sagte, das und das und das könntest du eigentlich selbst machen. Aber Schönmaus, der arme Kerl, ist ja aufs Verdienen angewiesen. Und so drehte sich aus Potts Bequemlichkeit und Schönmaus' Bedürftigkeit der Strick, der beide immer fester verband.

Schönmaus ging auf Frau Potts „Hühnerideen“ mit einem Eifer ein, daß es unbegreiflich war, daß Pott nicht einen seiner lichten Momente hatte. Selbst als Schönmaus sich erbot, auch den Hühnerstall zu bauen, war es sowohl für August Wilhelm als für Frau Adele nur ein Grund mehr, sich zu einem so tüchtigen Mitarbeiter zu beglückwünschen. Frau Pott ging selbst mit Schönmaus zu einem Abbruchsgeschäft und kaufte die nötigen Bretter und Türen und Fenster für alt, fand noch ein paar Fenster, die sich noch gut als Mistbeetfenster verwenden ließen, ein paar Latten und Stangen, von denen sie zwar nicht gleich wußte, wozu sie sie brauchen könne, und hätte beinahe eine alte Wetterfahne eingehandelt, die ihr ein recht hübscher Dachschmuck für den Hühnerstall zu sein schien.

„Was meinen Sie, Schönmaus? Wäre das nicht ganz hübsch?“

Aber diesmal sagte Schönmaus nicht, „Hew ick ok all dacht,“ sondern zog nur die linke Schulter in die Höhe und sah das alte rostige Eisen mit einem komischen Ausdruck der Verachtung an. Da ward Frau Pott irre an ihrem Geschmack und ließ das Ding da. Triumphierend kam sie heim.

„Rate mal, Pott, was ich ausgegeben habe! Zwölf Mark! Alles gutes Holz. Fast geschenkt!“ Billige Einkäufe konnten Frau Pott für Tage glücklich machen und ihr eine stille Heiterkeit des Gemüts verleihen.

Und jetzt begann ein Hämmern und Hobeln, begann eine wunderliche Zeit. Potts bauten! Zwar nur einen Hühnerstall. Aber auf ihren Gesichtern lag der Abglanz eines höheren Lebens.



Der Fernpaß mit dem Fernsee

Die ganze Entstehungsgeschichte dieses merkwürdigen und sehenswerten Gebäudes für Mit- und Nachwelt hier festzuhalten, reizt wohl, aber ein Erzähler muß sich mit Rücksicht auf die künstlerische Abrundung seines rhetorischen Gebäudes manches versagen. Allzu viel Erker und Türmchen stören die Uebersichtlichkeit des architektonischen Grundrisses.

Schönmaus war als Architekt ein Anhänger der einfachen, strengen Formensprache, ein Künstler von puritanischer Schlichtheit. Er wirkte nur durch die Gliederung der Masse, und man kann nicht sagen, daß seine Phantasie auch in ihren kühnsten Aufschwüngen jemals den Zweck des Gebäudes aus den Augen verloren hätte. Jedes Brett in dem Bau sagte laut und deutlich: Dies ist ein Hühnerstall.

Und Schönmaus sagte sogar: „Dat is 'n scheunen Stall, 'n warmen Stall is dat.“

„Ja, aber ist hier nicht noch eine Spalte?“ fragte Frau Pott. „Wenn die Hühner sich da man nicht erkälten.“

„Hew ick ok all dacht,“ sagte Schönmaus. „Da mütt woll noch 'n Brett vör.“

„Ja, und wie kommen die Hühner dann 'raus?“ fragte Frau Pott weiter. „Die Tür kann doch nicht immer offen stehen. Da muß doch noch ein kleines Auslaufloch sein.“

„Dat hew ick ok all dacht,“ sagte der unerschütterliche Baumeister. „'n kleinen Auslauf muß da woll noch sein.“

„Sonst scheint ja alles in Ordnung,“ meinte Frau Pott, ihre Inspektion beschließend.

„Is 't auch, ist allens in beste Ordnung,“ versicherte Schönmaus. „Das is 'n scheunen Stall. Das is das.“

Frau Pott aber ging gedankenschwer ins Haus. „Pott, wenn der Stall man was ist,“ sagte sie.

Pott bewährte sich in bedeutenden Momenten immer als Philosoph. Wollte man seine Weltanschauung kennzeichnen, so möchte man am liebsten von einem „resignierten Optimismus“ sprechen, eine durch viele Enttäuschungen gezügelte, sinnig gewordene Hoffnungsfröhlichkeit und Vertrauensseligkeit. So wollte er mit dem entscheidenden Urteil über den Stall so lange zurückhalten, bis auch die Hühner gesprochen hätten. Die sollten denn doch schließlich den Palast bewohnen.

*

Und jetzt wird es nicht nur der Autor sein, der findet, daß es hohe Zeit ist, daß diese Hühner nun endlich auch ihrerseits in den Rahmen dieser Geschichte treten und ihren Platz in diesen Begebenheiten einnehmen. Die Leser werden es auch finden, Potts finden es, Minna findet es, und sollte Schönmaus es nicht auch finden? Er, dessen Motto lautete: „Hew ick ok all dacht“?

Ja, Schönmaus fand es auch. Schon beim ersten Brett, das er zum Stall aufrichtete, gedachte er der Hühner, die einst dieses Haus bevölkern sollten. Und als Frau Pott eines Tages etwas zaghaft fragte: „Ja, Herr Schönmaus, wie wird es nun mit den Hühnern? Das wird ja auch wohl Zeit?“ Da konnte Schönmaus mit gutem Gewissen sagen: „Hew ick ok all dacht.“ Ja, er sagte es rasch, feurig, wie ein Jüngling voll kühner Entschlüsse und weitreichender Pläne. Er erschreckte Frau Pott durch seine unerwartete, überschäumende Beredsamkeit.

„Hew ick ok all dacht, Frau Pott. Hew ick ok all dacht! Dacht hew ick dat ok all!“

Frau Pott sah ihn mit einem gespannten, fast ängstlichen Ausdruck an. Und Schönmaus fuhr fort, alles zu erzählen, woran er beim Bau des Stalles gedacht hatte.

„Klugen Sinnes, redlichen Gemütes.“

Hühner konnte er kriegen, so billig und so schön, wie Frau Pott sie selbst nirgendwo auftreiben könnte. Und einige davon legten schon, und die andern würden diesem lobenswerten Beipiel bald folgen.

Und Pott trat hinzu und sah in dem Augenblick beinahe seiner Frau ähnlich: derselbe gespannte, fragende, fast ängstliche Ausdruck, der sich aber bei ihm plötzlich in ein Lächeln heiterer Befriedigung auflöste, als Schönmaus versprach, am Sonntag die Hühner zu bringen.

Frau Pott aber sagte noch immer mit dem alten Ausdruck eines besorgten, nervösen Gemütes: „Was sind es denn für Hühner?“

„Gute Hühner. Scheune Sorten. Allens scheune Sorten,“ versicherte Schönmaus.

„Echte Rassen?“

„Rassen? Ja, Rassen sind das,“ sagte Schönmaus etwas verlegen, als wüßte er nicht recht, was Rassen wären, und wiederholte dann bedeutend: „Scheune Hühner, Frau Pott. Wirklich gute Sorten!“

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob zwischen „scheunen Sorten“ und „Rassehühnern“ ein Unterschied ist, so wird man diese Frage je nach Anlage des Gemütes milde verneinen oder heftig bejahen. Potts waren zur Milde geneigt. Frau Pott, weil sie Sorten und Rassen unbedenklich für synonyme Begriffe hielt; Pott, weil es ganz in seiner Natur lag, das Bequemste für das Beste zu halten. Und was war bequemer für ihn, als daß Schönmaus ihm die Mühen des Einkaufs abnahm.

„Rassen! Rassen!“ philosophierte Pott bei sich, „die Hauptsache sind die Eier.“ Er wäre ja der großen Aufgabe, die das Schicksal erst ihm vorbehalten zu haben schien, nicht feige aus dem Wege gegangen. Er hätte Minorcas, Wyandotts, Faverolles und Dorkings gekauft, hätte keine Mühe gescheut, die gewünschte Rasse aufzutreiben, und wenn die letzte Dorkinghenne gerade im Begriff gewesen



Der Fernstein in Tirol

wäre, dem Teufel ein Ei zu legen, Pott hätte das Ei abgewartet und dem Gottseibeiuns beides entrissen, Henne und Ei. O, wer einen Einblick hätte in die Träume seiner stillen Stunden, den phantastischen Aufschwüngen seiner Seele ein achtsamer Beobachter sein könnte, er würde staunen, wozu Pott fähig war. Er hätte Amerika entdeckt, wenn er vor diese Aufgabe gestellt worden wäre, hätte den Siebenjährigen Krieg gewonnen, längst den Tuberkelbazillus ausgerottet und niemals Port Arthur übergeben. Aber es lag auch ganz in seiner Natur, alles das andern zu überlassen, bescheiden zurückzutreten, sich zu begnügen mit dem Bewußtsein, Gutes und Großes gewollt zu haben. Mochten andre vor der Welt sich die Kränze des Ruhmes holen, er begnügte sich mit den erträumten. Und so überließ er denn auch Schönmaus willig die Sorge für die „Rassen".

Bei Frau Adele waren es andre Beweggründe, die sie alles so vertrauensvoll in Schönmaus' Hände legen ließ. Eigentlich kann man von Beweggründen kaum sprechen. Frau Pott befand sich mehr in einem somnambulen Zustande; sie war hypnotisiert von dem Gedanken, daß nun endlich, endlich der große Augenblick gekommen war, endlich die Verwirklichung ihrer monatelangen Träume und Wünsche Gestalt gewinnen sollte. Die Hühner kommen! Einige legen schon! Die Hühner! Die Hühner!

Und nun denke man sich auf eine solche auf einen Punkt konzentrierte, gleichsam zu einem einzigen Gefühlsinhalt verdichtete Psyche die Wirkung des folgenden:

Schönmaus wurde wortbrüchig! Dieses Scheusal, dieser tiefgesunkene Mensch! Er hatte die Hühner am Sonntag bringen wollen und brachte sie nicht! Frau Pott hatte eine qualvolle, schlaflose Nacht. Warum brachte Schönmaus die Hühner nicht? Immer und immer wieder stellte sie diese große Frage an das Schicksal.

Und Pott hatte auch eine qualvolle, schlaflose Nacht. Denn wenn das ewig stumme, rätselvolle Schicksal auf Frau Potts Frage keine Antwort hatte, wandte sie sich an Pott:

„Warum Schönmaus wohl die Hühner nicht gebracht hat?"

„Hew ick ok all dacht," sagte Pott in dieser schwersten Nacht seines Lebens, die Geistesgegenwart des echten Philosophen nicht verlierend. Und es gelang ihm, ein schwaches Lächeln in die ermatteten Züge seiner leidenden Lebensgefährtin zu zaubern. Aber Ruhe kam nicht über sie. Unruhige Träume quälten sie, und einmal sagte sie aus dem Schlaf heraus laut und scheltend: „Pott, wo hast du nun wieder das Ei hingelegt?"

Aber Pott konnte es nicht sagen, denn er schnarchte, schnarchte endlich; kurze, energische Stöße, wie sie einer Seele wohl anstehen, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen will.

(Schluß folgt)

Die Königszimmer auf dem Fernstein

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der Fernpaß, der von Lermoos nach Nassereith führt und so die Gegend um den Eibsee mit dem Inntal verbindet, gehört nicht zu den großartigsten Alpenübergängen. Wer die hehre Majestät des Hochgebirgs genießen will, der muß eine andre Straße wandern. Aber um den Ferner mit seinen grünen Tannenhängen, mit seinen stillen Seen, die wie Nixenaugen aus der Tiefe emporschauen, mit seinen verfallenen Burgen webt die Romantik einen zauberhaften Schleier, und Märchenstimmung findet der Wanderer auf Schritt und Tritt. Diese Stimmung war es auch, die den unglücklichen Romantiker aus dem Hause Wittelsbach, König Ludwig II., mit magischer Kraft in ihren Bann zog, und was die Natur ihm bot, suchte er durch die Kunst noch zu steigern und zu überbieten.

Zum erstenmal 1867 und dann alljährlich besuchte der König den Fernstein. In dem Sprengerschen Gasthaus ließ er sich zwei Zimmer ganz nach seinem Geschmack einrichten, und inmitten der stillen Gebirgsnatur entfaltete das Rokoko seine zierlichen Reize. Die Wände sind mit blauer und roter Seide bespannt, die Plafonds schmücken graziöse Ornamente, Oelgemälde, Pastelle in reichen Goldrahmen hängen an den Wänden und kostbares Porzellan aus Meissen, Sèvres und Wien rings umher. Zur Winterszeit, wenn rings die Bergriesen im schimmernden Schneegewande standen, dann ertönte in mondheller Nacht der Fernpaß von Schellengeklingel und Hufgestampf. Ein Prachtgespann, von Fackelträgern geführt, jagte bergauf, von Neuschwanstein oder Hohenschwangau kommend. Im vergoldeten Schlitten saß, schweigend in die Nacht hinausstarrend oder in tiefes Sinnen versunken, der geheimnisvolle König. In unheimlich lautlosem Flug eilte er durch die stillen Tirolerdörfer, bis er den Fernstein erreicht hatte. Oft saß er noch stundenlang am Fenster und starrte hinüber nach dem Fernsee und den Trümmern der Siegmundburg. Erst bei anbrechendem Morgen überließ er sich dem Schlummer. Die Märchenräume, die er sich dort oben errichtet, sind unberührt erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag. Noch hängt jedes Bild an seiner Stelle, steht jede Porzellangruppe, wie er sie mit feinem Empfinden hingestellt. Ein königliches Wort gab alles dies den Hausleuten zu eigen, und treu ward das Vermächtnis gehütet. Leider bringen es die Familienverhältnisse mit sich, daß über kurz oder lang das ganze Anwesen bei dem Fehlen eines männlichen Erben in andre Hände übergeht. Dann werden auch wohl die Königszimmer aus ihrer starren Ruhe aufgescheucht werden, und vielleicht zerflattert wiederum ein Blatt der Erinnerung an das unsagbar traurige Königsmärchen, das sich zwischen jenen Bergen abgespielt hat, spurlos in alle Winde. J. H.



Etageren mit kostbarem Porzellan



Sofaplatz zwischen den Fenstern



Ofen und Ruhebett König Ludwigs II.



Auf der Themse

Ein englischer Sonntag

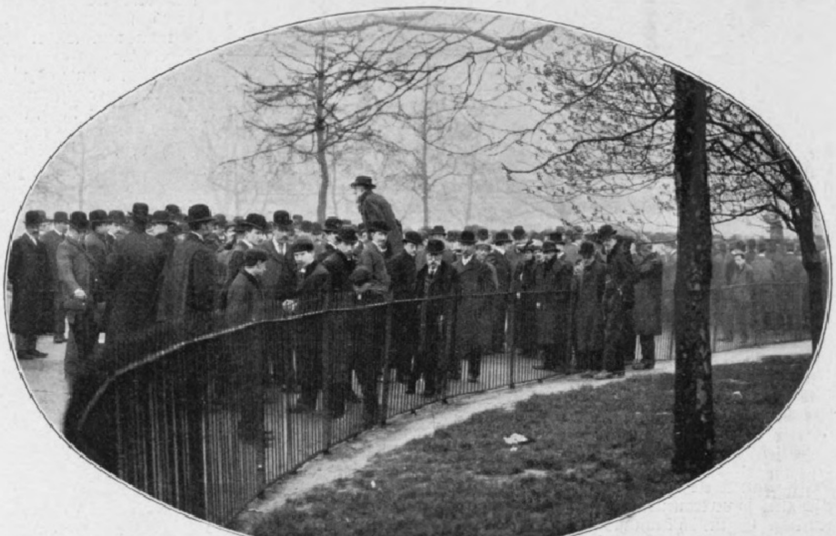
Von

Henriette Jastrow, London

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ueber nichts bringt der Fremde, der an die gastlichen Gestade Albions kommt, eine falschere Auffassung mit als über den Sonntag John Bulls. Ein ernster, strenger, muckerischer Tag, so denkt er ihn sich, und mit Duldermiene sieht er ihm entgegen. Heute aber, das findet er bald heraus, kann er auch in England einen Sonntag andrer Art haben, ja, wenn er will, dann braucht sein Sonntag nicht gar so verschieden zu sein von dem, an den er auch daheim gewöhnt ist. „Jedesmal, wenn ich nach Deutschland gehe,“ so äußerte sich neulich ein kosmopolitischer Freund, „finde ich den Sonntag mehr und mehr anglisiert, und in England finde ich ihn jedesmal, wenn ich wieder herkomme, mehr kontinentalisiert.“ So berühren sich die Extreme.

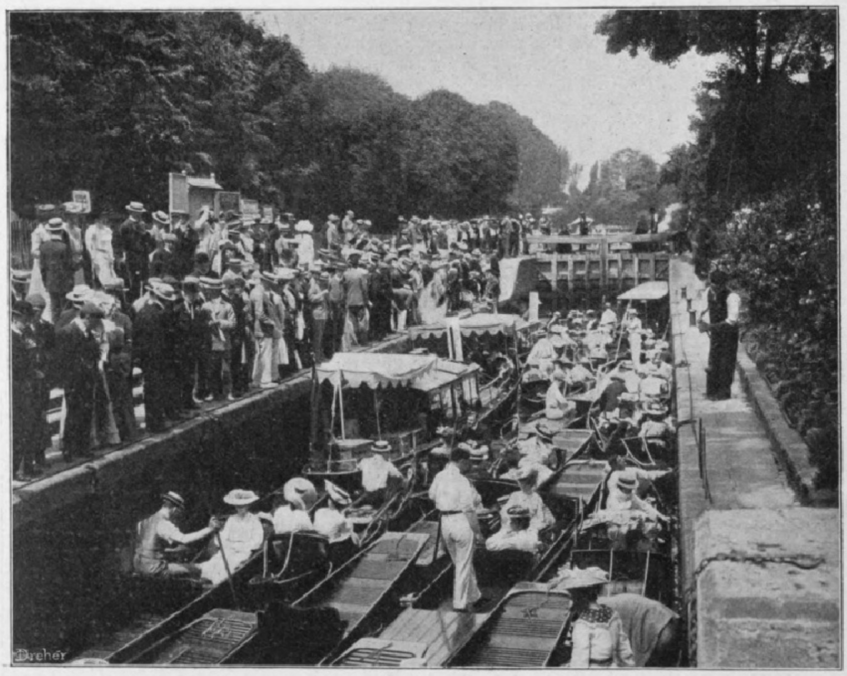
Zwar wenn wir von einem „früheren“ strengen und stillen Sonntag in England sprechen, so darf man dabei nicht in allzu ferne Zeiten schweifen. Gar geschäftig und lustig pflegte es in den Tagen der Königin Elisabeth auf dem Inselreich am Sonntag zuzugehen. Märkte, Messen und Gerichtstage wurden abgehalten, Wettkämpfe und Schauspiele aller Art fanden statt, und die alten Chroniken berichten uns, daß man sich selbst auf den Vorhöfen der Kirchen im Bogenschießen übte. Aber die puritanische Bewegung räumte damit gründlich auf. Sie erhob den Sonntag zu einem ihrer Hauptangriffspunkte und erreichte es im Langen Parlament, daß besondere Gesetze zur Heiligung des Sabbats, wie die Puritaner den Tag nannten, geschaffen wurden. Unter Karl II. wurden diese Maßnahmen erweitert und befestigt, und das von ihm erlassene Gesetz von 1676 drückte für lange Zeit der Beobachtung des Sonntags im ganzen Lande seinen Stempel auf. Dieses Gesetz mit all seinen Altertümlichkeiten und Widersprüchen ist noch heute in England gültig. Man drückt aber das bekannte Auge zu. Wie es auf so vielen Gebieten in England der Fall ist, so sucht man auch hier zwischen altertümlicher Theorie und moderner Praxis ein Kompromiß zu schaffen, und die Folge davon ist, daß sich die seltsamsten Kontraste und Inkonsequenzen darbieten. In manchen Orten muß das alte Gesetz zu immer neuen Einschreitungen herhalten, und in Hull zum Beispiel werden dieselben Händler Woche für Woche mit der gleichen Buße belegt für die Ausübung ihres Gewerbes am Sonntag, so daß sie diesen Posten ein für allemal als Geschäftsunkosten in ihren Etat einstellen. Nicht weniger als 24000 offene Läden kann man allein in London konstatieren, über 5000 in Manchester, 565 in Bradford, 1035 in Bristol, und sogar in Glasgow, im frommen Schottland, kann man Sonntags Einkäufe in 3048 Läden vornehmen. Ein Teil der Verkaufsstätten ist nur einige Stunden geöffnet, andre aber sind den ganzen Tag offen.



Oeffentliche Redner im Hyde Park

Aber schließlich sind es von den 42 Millionen Einwohnern des britischen Reiches doch nur verhältnismäßig wenige, die von der Kauf- und Verkaufsgelegenheit am Sonntag Gebrauch machen. Im allgemeinen ist der Sonntag ein Ruhetag. Die Geschäftsviertel sind verödet, die Arbeitsstätten geschlossen, und auch im eignen Hause enthält man sich zum mindesten geräuschvoller Tätigkeit, um bei den Nachbarn keinen Anstoß zu erregen. Denn, wie wir selbst auch gesinnt sein mögen, von unserm Nachbar nehmen wir an, daß er ein „Churchman“ ist. Ist er das in ausgedehntem Maße, dann geht er mit seiner Familie dreimal am Sonntage zur Kirche, zur Frühandacht vor dem Breakfast, am Vormittag und am Abend. Die etwas weniger Frommen streben hinaus ins Freie, das der Engländer über alles liebt. Freilich das Wie ist nicht so leicht abgetan, denn die Eisenbahn hält Sonntagsruhe. Spärlich verkehren die Züge, und während der Kirchzeit sind die Bahnhöfe zum Teil ganz und gar zugeschlossen, ein seltsamer Anblick für Fremde. Indessen bereiten sich auch auf diesem Gebiete Aenderungen vor, und wenn unser kosmopolitischer Freund wieder nach England kommt, dann mag er eine fernere Kontinentalisierung zu verzeichnen haben. Inzwischen können die Ausflügler Omnibus oder Tram benutzen, die den ganzen Tag über verkehren. Wir sind mit von der Partie und genießen die liebliche Landschaft, in die wir bald kommen, und wie schon oft, so wundern wir uns wieder darüber, daß uns niemand daheim erzählt hat, wie schön England ist. Und nicht nur stellenweise, das ganze Land ist voll Liebreiz und Anmut. Heute geht es an den Fluß. Kaum ein Boot mehr zu haben! Welch ein Leben und Treiben auf dem Wasser, wo ist der stille englische Sonntag hier? Ruder- und Segelboote, Kanoes und Punts, alles ist vertreten, und fröhlich und harmlos gibt man sich dem Vergnügen hin.

Der Hauptkonkurrent des Sonntags ist der Sonnabend, der ganz dem Sport geweiht ist. Die Schulen haben den Tag frei, und im übrigen ist am Sonnabend mittag die Arbeit der Woche für jedermann zu Ende. Fabriken und Werkstätten, Läden und Kontore, die Bureaus der Beamten, alles schließt, und groß und klein, arm und reich eilt dem Spielplatz zu. Auch für die Lokale in der



Sonntagnachmittag in der Schleuse bei Richmond



Sonntagskonzert in einem Londoner Park



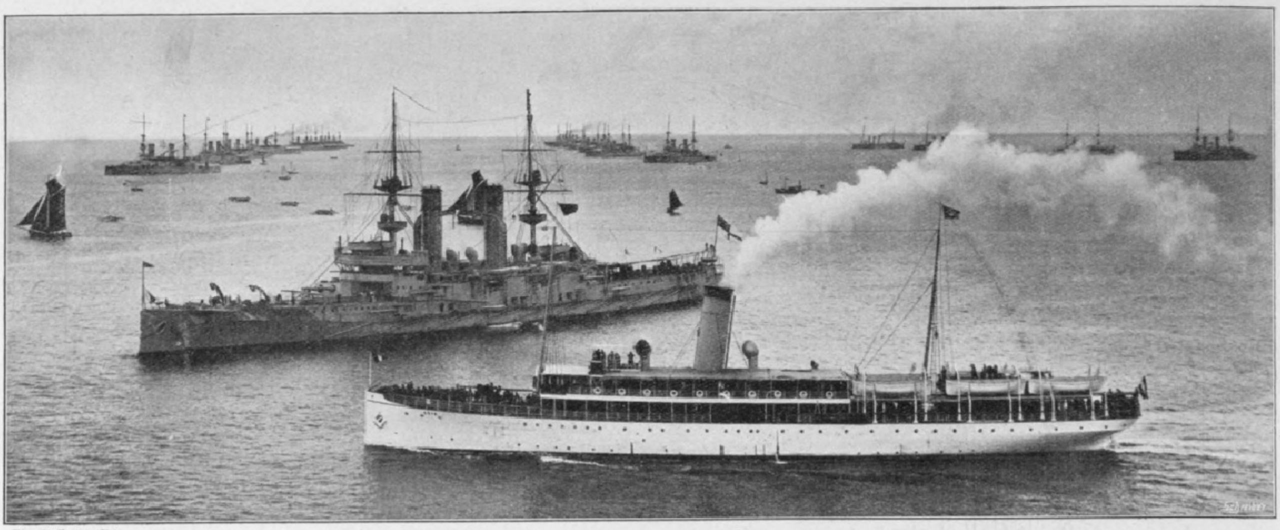
An der Themse bei Henley

Stadt, die Vergnügen und Zerstreuungen bieten, ist der Sonnabend der Haupttag, und dieses System des „half holiday“ muß man sich vor Augen halten, wenn man den englischen Sonntag betrachtet. Manche, die im Prinzip nichts dagegen hätten, widersetzen sich doch einer völligen Kontinentalisierung des englischen Sonntags in der Befürchtung, daß dadurch der half holiday gefährdet werden könnte. Und das wäre in der Tat ein großer Verlust. Es wäre im Gegenteil zu wünschen, daß die Einrichtung in andern Ländern Nachahmung fände, denn gewiß würde sich die Arbeitswoche von 5½ Tagen auch außerhalb Englands vortrefflich bewähren.

Wer per pedes ins Freie geht, wendet seine Schritte einem der zahlreichen Parks zu, die London in allen Stadtgegenden aufzuweisen hat. Hier kann er, wenn er will, einem Gottesdienst im Freien beiwohnen, was ihm übrigens auch an zahlreichen Straßenecken winkt, und nachmittags kann er der Musik lauschen, welche die städtischen Kapellen ihm darbieten. Nicht weniger als 1233 Konzerte veranstaltete der Grafschaftsrat im letzten Jahre, und zwar spielten die Kapellen in 68 städtischen Parks. Von den Parks in der Stadt selbst kommt an Beliebtheit keiner dem Hyde Park gleich, und ganz besonders hat er für das Publikum Anziehung, das auf oratorische Genüsse ausgeht, aktiv oder passiv. In den Hyde Park pilgern die Volkstribunen und ihr Anhang. Wer etwas auf dem Herzen hat, das er der Oeffentlichkeit anzuvertrauen das Bedürfnis hat, der tut sich am Sonntagnachmittag im Hyde Park auf. Ein Holzschemel ist seine Ausrüstung, und von diesem herab verkündet er sein Evangelium mit feuriger Beredsamkeit. Da stehen sie, die Apostel, der Mann, der sich zu hoch besteuert glaubt, neben dem, der die Welt mit einer neuen Religion beglücken will. Da ist der Temperenzler, der Bodenreformer, vor dieser Gruppe wird der Freihandel gepredigt, vor dieser der Schutzzoll, hier begeistert sich der Flottenvermehrer, dort der Anhänger des Weltfriedens, wieder weiter werden industrielle Fragen aufgerollt, Arbeitszeit und Arbeitslöhne werden diskutiert, und schließlich fehlt es auch nicht an denen, die nur in einem völligen Umsturz der bestehenden Weltordnung das Heil erblicken. Sie alle läßt man gewähren, denn für die Bürger dieses Landes mit seiner glorreichen Freiheit gibt es keine Beschränkung in der freien Meinungsäußerung. Auch bei den gewaltigen Massendemonstrationen, wie sie von Zeit zu Zeit am Sonntag im Hyde Park vor sich gehen, hat die Polizei nur die Aufgabe, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, und das geschieht in stiller, unauffälliger Art im Zusammenarbeiten mit den Demonstrateuren selbst. Diese organisierten Sonntagsdemonstrationen sind manchmal höchst imposant. Mit Bannern und Fahnen zieht man durch die Stadt, und wenn dann alle Züge im Hyde Park zusammengetroffen sind und sich um 30, 40 oder 50 Plattformen unabsehbare Menschenmengen scharen, die von der Begeisterung der Redner hingerissen werden, dann entwickelt sich eines jener Schauspiele, wie sie in der ganzen Welt nur London zu bieten vermag.



Fünfuhrtee im Garten



Phot. A. Renard, Kiel

Das englische Kanalgeschwader auf der Reede von Swinemünde; im Vordergrund das Schlachtschiff „Triumph“, hinten rechts die deutsche Flotte

Notizblätter

Der Besuch der englischen Kanalflotte in der Ostsee

Es war keine geringe Ueberraschung für Swinemünde, als am 27. August, nachmittags kurz vor 5 Uhr, die massigen Leiber der englischen Panzer plötzlich aus dem Nebel hervortauchten. Da man die Ankunft erst einen Tag später erwartet hatte, so ließ, wie man berichtet, die Antwort auf den Salut der englischen Schiffsgeschütze von seiten der deutschen Küstenforts etwas lange auf sich warten. Dafür sollte den Engländern aber ebenfalls eine Ueberraschung nicht erspart bleiben. Denn kurz nach ihrer Ankunft sah man bereits wiederum dunkle Rauch-



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Von den großen Rennen in Baden-Baden: Der Großherzog von Baden im Gespräch mit der Prinzessin Amalie von Fürstenberg

wolken am Horizont auftauchen, und bald darauf warf die deutsche Manöverflotte, die ihre Uebungen unterbrochen hatte, neben der englischen Anker. An Vergleichen zwischen den beiden Flotten und ihren Mannschaften hat es natürlich in diesen Tagen nicht gefehlt, und da zeigte sich der Umstand, daß sich unser deutsches Publikum von dem mehr militärischen Auftreten unsrer Blaujacken und dem martialischen Aussehen der deutschen Schiffe, die durch mancherlei Aufbauten von den englischen abstechen, ganz entschieden imponieren ließ, während ihm doch ein wirklich ernster Vergleich der beiderseitigen Flotten zeigen mußte, daß, was den Bau von Linienschiffen und Panzerkreuzern anbetrifft, Deutschland auch heute noch so ziemlich alles von England lernen kann.

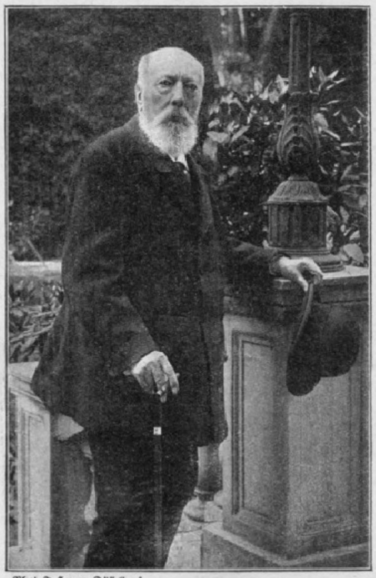
Personalien

Andreas Achenbach, der ältere des bekannten Brüderpaares — der jüngere Oswald ist kürzlich gestorben —, feiert am 29. September seinen neunzigsten Geburtstag. Wenn man heute auch einräumen muß, daß die Achenbachs im Leben eigentlich glücklicher waren als in der Kunst — denn während beide, mit äußeren Ehren überhäuft, in behaglichem Wohlstand zu hohen Jahren gekommen sind, haben sie einen großen Teil der eignen Produktion überlebt —, so ragen doch einige Werke aus der Masse der allzu schnell entstandenen Werke hervor und werden immer gute Beispiele der Landschaftsauffassung aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bleiben. — In dem Opernsänger Tamagno, der kürzlich in Italien unerwartet schnell starb, schied der stimmgewaltigste Sänger der Gegenwart aus dem Leben. Namentlich die Rollen der späteren Verdischen Werke, besonders Othello, verkörperte er mit Riesenkraft und hinreißendem Temperament. Tamagno



Opernsänger Tamagno †

pflückte seine Lorberen meistens auf Kunstreisen, besonders Südamerika war der Hauptplatz seiner Triumphe; einem stehenden Theater gehörte er nur selten an. In Deutschland war er ein gern gesehener Gast.



Phot. J. Henne, Düsseldorf

Andreas Achenbach



Phot. Franz Tellgmann (Inh. Paul Tellgmann, Hofphot.)

Von links nach rechts: Kammerherr von Winterfeld, Kaiser, Komtesse Eulenburg, Kaiserin, Graf Hohenau, Stallmeister Helming, Oberstleutnant von Chelius, Prinzessin Viktoria Luise, Oberstallmeister Frhr. von Reischach, General von Plessen

Das Kaiserpaar mit der Prinzessin Viktoria Luise auf einem Ausritt in der Umgegend von Wilhelmshöhe

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 51



Sonnenblumen. Nach einem Aquarell von Fritz Reiß (Freiburg)

Literatur

Einen enzyklopädischen Ueberblick über alle Gebiete der Kunst gibt das „Kunstlerikon. Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde“ von Wilhelm Spemann (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). In diesem starken und doch handlichen Band findet der Benutzer Antwort auf sachliche und persönliche Fragen aus dem Bereich der Kunst wie des Kunstgewerbes, dabei sind die Grenzen besonders nach der Seite der Praxis und Technik ziemlich weit gezogen, was natürlich den Brauchbarkeitswert dieses Nachschlagewerkes sehr erhöht. Es ist eine gedrängte Zusammenfassung der älteren Werke von Bruno Bücher und Hermann Alex. Müller, von anerkannten Fachmännern auf den Stand der heutigen Forschung gebracht. Zahlreiche Textabbildungen und 128 Tafeln, deren jede wieder eine größere Anzahl kleiner, aber scharf und klar ausgeführter Zinkotypien enthält, bieten ein reiches, gerade in Sachen der Kunst so unentbehrliches Anschauungsmaterial.

— Speziell für historisch interessierte Kunstfreunde wird ein andres Buch aus dem Verlag von F. Enke (Stuttgart) viel Interesse haben: „Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst“ von Joseph Kirschner. Das Thema „Adam und Eva“ war für die ganze Entwicklung der nachantiken Kunst von so eminenter Bedeutung, weil es den nackten menschlichen Körper, die Krone der sichtbaren Schöpfung, auch in den Zeiten strengster Askese als Aufgabe für den Künstler nicht verloren gehen ließ. Es ist also eines der wichtigsten Kapitel der ganzen Kunstgeschichte überhaupt, dessen Ablauf durch die Jahrhunderte wir hier überblicken, geführt von einem Autor, der es in seiner frischen, klaren Denk- und Schreibweise versteht, das reiche Illustrationsmaterial, das er zusammengebracht hat, zu beleben, es in den großen Zusammenhang zu bringen und zugleich in den Details, besonders auch denen anatomischer Natur, mit treffender Kritik zu analysieren.

Briefmappe

Flottenfreund in Schwaben. Warum Deutschland in der schweren Bewaffnung seiner Linienschiffe unmittelbar nachdem es der Brandenburgklasse eine so ungemein schwere Bestückung von sechs 28-Zentimeter-Geschützen gegeben hatte, plötzlich auf das 24-Zentimeter-Geschütz herunterging, ist niemals ganz aufgeklärt worden. Es war damals die Zeit, wo man auf die Mittelartillerie ganz besonderen Wert legte. Später hat man wohl diesen Irrtum eingesehen, konnte sich aber nicht entschließen, teils aus Konstruktionsgründen, von der einmal gewählten Bewaffnung wieder abzugehen, teils, weil es eine Notwendigkeit ist, daß ein Geschwader aus möglichst gleichartigen Gefechtseinheiten sich zusammensetzt. Wie Sie ganz recht bemerken, hat man den jüngsten Linienschiffen unsrer Flotte bereits wieder das 28-Zentimeter-Geschütz als schwerste Waffe gegeben. Doch ist es wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch Deutschland das 30,5-Zentimeter-Geschütz, das die schwere Artillerie fast aller Flotten der Welt bildet, annimmt. Ueber die Leistungsfähigkeit der einzelnen Geschütze ist authentisches nicht zu melden. Vergleichsschießen zwischen Geschützen aus einzelnen Fabriken haben in letzter Zeit nicht stattgefunden. Die englischen Kanonen können doch wohl nicht gar so minderwertig sein, wie Sie annehmen; in der Seeschlacht in der Koreastraße haben sie wenigstens gute Arbeit getan, und die Nachrichten von Veränderungen im Rohr der Drahtkanonen nach einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Schüssen sind sicherlich übertrieben worden. Ob daher Krupp in der Konstruktion der schweren Schiffsgeschütze alle andern Fabriken übertrifft: ja, das ist eine Frage, die wir so unumwunden gar nicht beantworten können. Japan hält jedenfalls an den schweren Geschützen englischer Herkunft fest und auch der auf der deutschen Werft „Vulkan“ in Stettin erbaute Panzerkreuzer „Yakumo“ ist mit englischen Geschützen ausgerüstet worden. Die auf deutschen Werften erbauten Schiffe haben sich übrigens im letzten Krieg auf beiden Seiten ausgezeichnet bewährt.

Alfred W. in München. Wir empfehlen Ihnen die durch knappe, übersichtliche Zusammenfassung und zahlreiche Abbildungen besonders praktisch erscheinende Anleitung von Wolfgang Vogel: „Das Motorzweirad und seine Behandlung“ (Berlin, Gustav Schmidt).

Das Denkmal für Friedrich List in Stuttgart

Der Landesverein der württembergischen Verkehrsbeamten hat in den Bopseranlagen bei Stuttgart dem unermüdlichen Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens Friedrich List ein Denkmal gesetzt und damit dem unglücklichen Schwabensohn, den sein Vaterland immer recht schlecht behandelt, wiederum einen kleinen Teil der schweren Dankesschuld abgetragen. Das Denkmal, eine Bildnisbüste, ist ein Werk des Stuttgarter Bildhauers Daniel Stocker, der es trefflich verstanden hat, die kräftigen, energischen Züge des rastlosen Arbeiters List mit Leben zu erfüllen und dabei doch das Ganze in eine Sphäre monumentaler Ruhe zu erheben. In einer Zeit, wo beinahe alle Ideen Lists auf der ganzen Linie siegreich gewesen sind, hatte die Feier, mit der das Denkmal enthüllt wurde, eine doppelte symptomatische Bedeutung.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

v. Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia, Ca' Spada. Eine Tragödie aus dem alten und ein Mysterium aus dem neuen Venedig. M. 3.50. Dresden, E. Pierson.
Ascher, Dr. M., Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. M. 1.—. Berlin, Concordia.
Bauermann, C., Knallbonbons. Humoristisches Naschwerk für Lektüre und Vortrag. M. 1.—. Stuttgart, Schwabacher.
Rosen, Franz, Erlöse uns von dem Alltag. Roman. M. 3.50. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Schmidt, Leop., Die moderne Musik. M. 1.20. Berlin, L. Simion Nachf.
Shakespeare's works: Cymbeline; Coriolanus; Macbeth; Romeo and Juliet; Troilus and Cressida; As you like it, Titus Andronicus; Love's labour's lost. Gebd. à M. 1.20. London, W. Heinemann.
Siegfried, Walther, Die Fremde. Novelle. M. 4.—. Leipzig, S. Hirzel.
Söhle, Karl, Schummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide. M. 3.—. Berlin, B. Behr.
Sponsel, Jean Louis, Joh. Melchior Dinglinger und seine Werke. Mit Porträt und 20 Abbildungen. Stuttgart, Selbstverlag von Emil Foehr.
Suhr, H. F. C., Wunder aus der 4. Dimension oder jedermann Medium. M. 2.—. Stuttgart, Schwabacher.



Das Friedrich-List-Denkmal in Stuttgart
Entworfen von Daniel Stocker

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 12

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 19. Juni 1905.
Weiß. Geza Maroczy, Budapest, erster Sieger mit 19½ gewonnenen (von 26 gespielten) Partien.*)
Schwarz: P. S. Leonhardt, Leipzig.

Abgelehntes Damengambit

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	18. Sf3—e1	Le7—d6
2. c2—c4	**e7—e6**	19. f2—f4	Dd8—e7 [4])
3. Sb1—c3	Sg8—f6	20. De2—f3	g5×f4
4. Lc1—g5	Sb8—d7	21. e3×f4	f7—f6
5. Sg1—f3 [1])	Lf8—e7	22. Se1—g2	Sf8—g6
6. e2—e3	0—0	23. h2—h4	Te8—f8
7. Ta1—c1	b7—b6	24. Lg3—e1	Ta8—e8
8. c4×d5	e6×d5	25. Le1—d2	Sg6—e7
9. Lf1—d3	Lc8—b7	26. f4—f5	Se7—g8
10. 0—0	c7—c5	27. g4—g5	Kg7—h8
11. Dd1—e2	Sf6—e4	28. Df3—h5	De7—f7
12. Lg5—f4	Se4×c3	29. g5—g6	Df7—g7
13. b2×c3	c5—c4 [2])	30. Tc1—e1	Te8—e7
14. Ld3—b1	Tf8—e8	31. Ld2—f4	Ld6—a3
15. g2—g4	Sd7—f8	32. Te1×e7	La3×e7
16. Kg1—h1	g7—g5? [3])	33. Sg2—e3	Tf8—e8? [5])
17. Lf4—g3	Kg8—g7	34. g6×h7	Aufgegeben.

*) Den zweiten und dritten Preis in diesem großen, Ende Juli beendeten Turnier errangen D. Janowski (Paris) und Dr. S. Tarrasch (Nürnberg) mit je 18 Gewinnpartien; den vierten K. Schlechter (Wien) mit 15½, den fünften und sechsten G. Marco (Wien) und R. Teichmann (London) mit je 14, den siebenten bis neunten A. Burn (Liverpool), P. S. Leonhardt (Leipzig) und F. J. Marshall (New York) mit je 12½ Gewinnpartien.

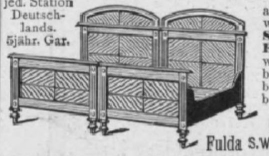
[1]) 5. c4×d5 e6×d5 6. Sc3×d5? kostet bekanntlich wegen der Entgegnung Sf6×d5! 7. Lg5×d8 Lf8—b4† einen Offizier.

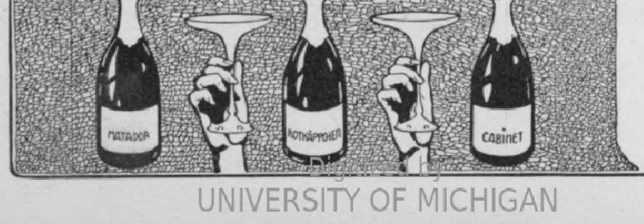
[2]) Schwarz erhält hierdurch die stärkere Bauernstellung auf dem Damenflügel, muß aber darauf verzichten, seinem Lb7 die Diagonale zu öffnen.

[3]) Dies erleichtert dem Anziehenden den Angriff, den er mit den letzten Zügen auf dem Königsflügel eingeleitet hat. Schwarz sollte mit b6—b5, a7—a5 und so weiter auf dem Damenflügel Vorteil zu erringen trachten.

[4]) Sofort g5×f4 nebst Abtausch der Läufer und Sf8—g6 verdiente den Vorzug.

[5]) Hierauf folgt sofortige Entscheidung, die allerdings auch sonst durch Se3—g4—h6 nicht lange auf sich hätte warten lassen.





Auflösung der Aufgabe 13:

W. 1. Se4—c5
S. 1. Sh3 beliebig
W. 2. Le1(·)f2†
S. 2. Kd4×e3
W. 3. De6—e1 matt.

A.

S. 1. Kd4×e5
W. 2. Te3×e4†
S. 2. b5×c4
W. 3. De6—e5 matt.

B.

S. 1. Sa1 beliebig
W. 2. Te3—d3†
S. 2. c4×d3, Kd4×e5
W. 3. Se5(×)b3, De6—e5 matt.

C.

S. 1. b6×c5
W. 2. Te3—e3 u. s. w.

Auflösung der Aufgabe 14:

W. 1. Sc2—a1
S. 1. c5×d4
W. 2. Sa1—b3
S. 2. e6—e5, d4—d3
W. 3. Sb3—a5, Df3—f7 matt.

A.

S. 1. Ke4×d4
W. 2. Df3—f5
S. 2. Kd4—c4, c5—c4
W. 3. Df5—e4, Sa1—c2 matt.

Auflösung der Aufgabe 15

W. 1. Dh4—h8
S. 1. De5×h8 (—f6, g6, Sf8—g6, d7, b6—b5†)
W. 2. Ka4—b4!
S. 2. belieb. (b5×c4)
W. 3. c2—c3 (Dh8×e5) matt.

A.

S. 1. f3×g2, Kd4×c4, —c5 (c4)
W. 2. Dh8×e5 (†, bezw. matt)
S. 2. K×c4, —c6
W. 3. Lb1—a2, De5—e7 matt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Alle Anschaffungen für den Winter von einer Quelle beziehen zu können, wie dies bei dem rühmlichst bekannten Versandgeschäft Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz der Fall ist, ist nicht nur angenehm, sondern auch vorteilhaft. Soeben ist der neue Herbstkatalog dieser Firma zur Ausgabe gelangt, der auf Wunsch gratis und franko zugesandt wird, und der außer den obengenannten Warengattungen noch eine reiche Auswahl in Geschenkartikeln jeglicher Art in den mannigfachsten Ausführungen und in den verschiedensten Preislagen aufweist. Im Hinblick auf das sich nähernde Weihnachtsfest sei hierauf ganz besonders aufmerksam gemacht. Nichtgefallende Waren werden bereitwillig zurückgenommen oder umgetauscht.

Der neue Saison-(Herbst-)Katalog der Firma Heinrich Jordan, Berlin SW., Markgrafenstraße 102/7 ist soeben zur Ausgabe gelangt und wird auf Wunsch gratis und franko verschickt. Wer Interesse für die neuesten Schöpfungen auf dem Gebiete der Mode besitzt, versäume nicht, den Katalog zu bestellen. Derselbe umfaßt mit seinem reich illustrierten Inhalt in ganz hervorragender, geradezu künstlerischer Darstellung Damenkleiderstoffe, Damen- und Kinderkonfektion, Hüte, Putz, Handschuhe und so weiter. Die weltbekannte Spezialität der Firma: „Fertige Wäsche jeder Art" eigner Fabrikation bedarf wohl kaum besonderen Hinweises, wohl aber sei auf die große Auswahl, die der neue Katalog in Pelz- und Wollwaren bietet, noch extra aufmerksam gemacht. Die Firma hat übrigens, wie bereits im vergangenen Jahre, zur bequemeren Uebersicht die Einrichtung getroffen, im Herbstkatalog sämtliche Saisonartikel in reichster Auswahl, von allen andern Gebieten jedoch nur das aufzunehmen, was durch die Mode eine wesentliche Veränderung erfahren hat.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

„Der Erfolg war großartig."

Es ist für uns eine besondere Genugtuung, täglich aus erster Hand zu erfahren, daß Scotts Emulsion fortwährend von zahlreichen Personen empfohlen wird, die mit dem Präparat selbst günstige Erfolge erzielt haben, wie z. B. der folgende Brief beweist:

Stuttgart, Rötestraße 65, den 2. Februar 1905.

Der Erfolg mit Ihrer Scotts Emulsion bei meiner kleinen jetzt bald zweijährigen Tochter Lina ist großartig. Das Kind war infolge mehrfacher schwerer Lungenentzündung so schwach und zurückgeblieben, daß sie vor wenigen Monaten nicht allein sitzen konnte und uns große Sorge machte. Seit dem Gebrauch von Scotts Emulsion hat die Kleine sich innerhalb einiger Wochen ganz erstaunlich gekräftigt: Appetit und Schlaf sind gleich gut bei ihr, sie ist munter und rotbackig geworden und hat sich körperlich viel mehr entwickelt. Auch sind während der Zeit sechs Zähne bei ihr durchgekommen, ohne daß ihr dies irgendwelche Beschwerden verursacht hätte.

(gez.) Josef Höhlein und Frau.

Die Wirkung von Scotts Emulsion, die sich durch Hebung der Kräfte besonders kennzeichnet, ist es, die das Präparat so wertvoll macht in allen Fällen bei jung oder alt, wo Schwäche Krankheiten folgt oder Krankheiten befürchten läßt. Scotts Emulsion wirkt günstiger und rascher als gewöhnlicher Lebertran, so daß sie sich im Gebrauch wirklich billiger stellt als dieser.

Scotts Emulsion wird von uns ausschließlich im großen verkauft, und zwar nie lose nach Gewicht oder Maß, sondern nur in versiegelten Originalflaschen in Karton mit unserer Schutzmarke (Fischer mit großem Dorsch auf dem Rücken).

Scott & Bowne, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Bestandteile: Feinster Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigsaurer Kalk 4,3, unterphosphorigsaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinster arab. Gummi pulv. 2,0, destill. Wasser 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatische Emulsion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



94. Band. Siebenundvierzigster Jahrgang
Oktober 1904—1905
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Modeste

Roman

von

Johannes Richard zur Megede

(Schluß)

Falkner von Oed reichte Modeste die Hand zum Abschiede. Schon auf dem Tritt, während er die Fahrhandschuhe zuknöpfte, rief er noch einmal hinüber zu dem andern Wagen: „Da haben Sie ja das beste Exempel — meine und Ihre Pferde ... Allerdings bin ich in Insterburg durchgetrabt. Die Welt dreht sich eben. Und vielleicht ist es gut, daß sie sich dreht."

Modeste wurde es ganz dumm im Kopf, während sie so dahinfuhren. Vorn der Eyseliner Jagdwagen, die abgejagten Tiere im müden Trab — dahinter ihr eignes Gespann, das nach Hause drängte. — Aber wenn die Füchse in Schritt fielen, parierte auch der Ellersche Kutscher sofort zum Schritt durch. Es war die Hochachtung vor dem Baron und dem Herrenhaus, der den Leuten nun einmal angeboren.

Wo der Weg nach Eyselin abging, hielt Herr von Falkner und stieg aus.

„Warum sind wir eigentlich nicht in einem Wagen gefahren?" fragte er mit spöttischer Verwunderung. „Es wäre wahrscheinlich pläsierlicher gewesen..." Dann zeigte er nach Barginnen hinüber, wo noch alle Lichter flammten. „Die haben offenbar noch nicht ausgefeiert!... Möchten Sie zurück?"

„Nie!"

„Das ist recht, meine Gnädige ... Ich möchte auch nicht mehr zurück ... Aber die Siegerin sind Sie! Wir andern alle sind Besiegte ..." Er nahm denselben weißen Karton aus der Tasche, den er auch Frau von Bussard gereicht. „Lesen Sie ruhig und denken Sie Ihr Teil! ... Behalten können Sie das Dokument auch ... Sie sollen mich nicht etwa verstehen. — Ich verstehe mich ja selbst nicht mehr. — Aber wenn einmal Liebhabertheater gespielt werden sollte in Ihrem Hause — dann können Sie den Wisch nutzbringend verwenden ... Nun bin ich auch endlich dieses Andenken los ... Adieu."

Er schritt müde zu seinem Wagen zurück — sie aber fuhr weiter nach der neuen Heimat. Unterwegs entfaltete sie ohne Neugierde mechanisch



Der verlorene Sohn. Nach dem Gemälde von Adolf Oberländer (München)

Das Originalgemälde in der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast

das Papier. — Es war eine kurze französische Geburtsanzeige. Darunter ein Name, schwindelnd vornehm, aber von ganz fremdem Klang. — In einer Ecke von Frauenhand gekritzelt: „O, mein Freund, was bin ich doch glücklich! ... Das Schicksal hat alles so wunderbar geführt. Den ich einst haßte, bete ich jetzt an ... O, es war doch sehr gut, sehr gut! ... Wissen Sie noch? — Ich fahre manchmal entsetzt aus dem Schlummer ... Wenn, wenn ... Es wäre ja gewiß schön gewesen — aber so ist es doch besser ... Was hab' ich Angst ausgestanden, daß Sie mir doch noch einmal schreiben könnten und er den Brief finden! ... Sie sind natürlich längst glücklich mit einer andern ... Sie haben das leichte Blut, das vergißt. — Ich vergesse nicht — niemals ... Aber schicken Sie mir unter allen Umständen meine Briefe zurück! ... Das Heiligenbild aber, wie Sie es nannten, behalten Sie zum Andenken an einen reizenden Rivierafrühling ... Ich liebe übrigens ‚Veilchen' nicht mehr ... Das Parfüm hat so was Gretchenhaftes — und ein Gretchen, mein lieber Freund, bin ich eben nicht mehr ... ‚Er' wird bestimmt Botschafter in Petersburg — und ich hoffe zur Saison wieder ganz au fait zu sein ... Beantworten Sie diesen Brief, bitte, nicht! ... Und empfangen Sie einen letzten freundschaftlichen Händedruck

von Ihrer überglücklichen

Marguérite."

Modeste sank die Hand. Das also war das Gnadenbild, zu dem der Sünder immer reuig zurückkehrte!

Und sie wandte instinktiv den Kopf zurück, wo Eyselin und Barginnen immer kleiner wurden, schemenhaft — verrinnend wie ein Spiel der Phantasie. Aber als sie wieder vorwärts blickte, da erkannte sie so deutlich das kleine Wohnhaus, und ein einsames Licht leuchtete ihr entgegen — und immer wärmer und heller, je näher sie kamen ... Und es berührte sie wunderbar, wie alles, was ihr einst groß geschienen, auf einmal so klein wurde, zusammenschrumpfte — tot, lichtlos, zerrinnend ins Nichts. Aber das kleine wuchs und wuchs und strahlte hell und licht, als zeige es ihr den neuen Lebenspfad.

Und als sie auf den Hof fuhren, sprangen froh wiehernd die kleinen krummen Klepper — und als sie vor dem Wohnhaus abstieg, stand Herr Romeit auf der wackligen Holzveranda und sagte: „Endlich! Ich wollte schon nach Bussardshof reiten ... Guten Morgen, Schatz!"

Und drinnen in dem warmen gemütlichen Zimmer dampfte die alte Berzeliuslampe, auf welcher der Inspektor Romeit dem Fräulein vom Schloß einst Tee gekocht. Und der Duft von alter Heimat und junger Liebe füllte den Raum.

Modeste erzählte von dem rührenden Tod und der öden Fahrt. Und sie wollte weinerlich werden über das Stück glückloser Menschheit, das wie ein langer banger Schatten heute an ihr vorübergezogen war. — Und sie konnte doch nicht weinen, so schwer ihr auch das Herz. Jung und stark, wie sie war, glitten Tod und Schicksal doch nur wie Gespenster an ihr vorüber, die man nur anzurufen braucht, und sie zerflattern in nichts.

Und dann küßten sich und freuten sich die beiden jungen, liebenden Menschen und freuten sich angesichts des Todes wie törichte Kinder. Und das Leben gab ihnen recht!

„Uebrigens ist ja noch ein Brief für dich da — ein Geschäftsbrief. Er sieht wenigstens so aus ..."

Modeste hielt das Kuvert mißtrauisch gegen das Licht. „Morgen, Schatz, morgen! Es ist ganz gewiß kein Liebesbrief."

XXVII

Es war in der Tat kein Liebesbrief!

Ein Rechtsanwalt aus Königsberg teilte mit, daß Herr Lindt von Barginnen auf Barginnen die Errichtung eines Fideikommisses beschlossen habe, dergestalt, daß das Gut und gleichnamige Schloß nach seinem Ableben als Majorat auf seinen Enkel Grafen Dagobert von Arsil übergehen solle mit der Bestimmung, daß der jedesmalige Besitzer den Namen Lindt von Barginnen vor dem eignen zu führen habe. Den beiden älteren Töchtern des Erblassers: Erika, Gräfin Arsil, und Frieda, Freifrau von Mieritz, sei die entsprechende Summe in Wertpapieren in mündelsicheren Hypotheken ausgesetzt, während der jüngsten Tochter Modeste, verehelichten Romeit, die in offenbarer Auflehnung gegen die väterliche Gewalt dauernd gehandelt habe, nur ein Pflichtteil zustehe in der Höhe von siebenundzwanzigtausend Mark, welche Summe der Erblasser freiwillig auf dreißigtausend Mark abgerundet habe, jedoch mit der ausdrücklichen Klausel, daß etwaige Ansprüche an das großmütterliche Erbe als ein für allemal erledigt erklärt werden müßten.

Die Originalurkunde des Testaments sei während eines Monats bei dem Unterzeichneten täglich in den Bureaustunden einzusehen.

Justizrat X. X.

Der alte harte, eitle Schurke starrte aus den Zeilen. Ueberall die Klausel, die Hintertür — der gemeine Geschäftssinn des Wucherers mit der lächerlichen Blindheit des Parvenüs gepaart.

Modeste hatte nie etwas andres erwartet. Dennoch sank ihr die Hand.

Ihr Gatte stand verlegen dabei.

„Also darum all die hellen Fenster gestern," sagte Modeste leise, „darum! ... Man feiert das neue Fideikommiß ... Eingefädelt hast du die Sache ganz gewiß nicht, mein lieber Schwager Arsil — dafür bist du doch zu vornehm! ... Dazu hast du ja auch eine Frau — eine sehr gute Frau! ... Aber daß du es doch für deinen Sohn nahmst, weil sie dich drängten, das war nicht schön, das hätte ich dir nie zugetraut!" Ein harter, höhnischer Zug flog dabei um ihren Mund.

„Du willst wieder klagen," erwiderte Herr Romeit etwas nervös. „Ich seh's dir an ... Gewiß — aber mir ist's gräßlich! ... Warum wühlt der alte Mann uns wieder alle häßlichen Gefühle auf? — Solange wir nichts hatten — manchmal weniger als nichts —, sind wir glücklich gewesen. Du auch, Modeste — du erst recht! ... Jetzt fängt die alte Leier wieder an ... Aber recht hast du schließlich, Modeste! Es ist ja auch wegen der Kinder und allem. Und wenn du auch die Ausgestoßene bist — du bist's doch nur wegen mir ... und im Grunde deines Herzens bist du doch besser als die ganze Gesellschaft!" Er warf den Brief zornig auf den Tisch. „Ich möchte, weiß Gott, es regnete mal wieder Pech und Schwefel!"

Modeste schien ihn kaum gehört zu haben. Sie sah sich scheinbar interesselos in dem Zimmer um, wo die Kinder spielten, wo der Jagdhund philosophisch am kalten Ofen lag, wo die ganze schlichte, ehrliche Einfachheit des alten Eller noch jetzt die Luft erfüllte mit einem warmen, altväterischen Hauch. — Dann ging sie langsam auf und ab, die Augen auf dem Boden. „Ich möchte schon prozessieren! ... Denn arm sind wir schließlich heute noch — wenigstens wenn man an die Kinder denkt, daß man auch früh sterben könnte ... Denn die dreißigtausend Mark — und wenn ich sie so nötig brauchte wie das Leben — die kann und will ich nicht nehmen! Das hieße feige kuschen, sich selbst unehrlich machen ... Und kuschen tue ich nicht, auch für meine Kinder nicht! ... Wie ich nun einmal bin, sagt' ich ihnen doch lieber: Das ist euer Großvater, und das sind eure Tanten — und man soll sein eignes Fleisch und Blut achten und ehren, solange man kann —, ich aber wünsche, daß ihr lieber betteln geht, als daß ihr von jenen nehmt, und daß sie euch lieber verwünschen, als daß sie euch segnen in euerm Leben! ... Und das wäre richtig, und das wäre konsequent — und anständig verhungert ist noch immer vornehmer gewesen als unanständig geschlemmt ... Aber zu guter Letzt bin ich doch ich, schiele nach dem Gelde, nach der Vergangenheit ..."

„Dann laß doch den ganzen Krempel zum Teufel gehen!" rief er. „Und sieh mal, Modeste — wir sind ja noch so jung, wir können arbeiten ... Ich jedenfalls bin es nie anders gewöhnt, und du bist's ja auch gewöhnt! ... Das andre Geld ist schmutzig, schmutzig — sage ich dir! —"

Sie nickte wie geistesabwesend. „Schmutzig — schmutzig ... Gewiß! — Aber schmutzig ist schließlich alles Geld. Und wer fragt heute noch danach?" Sie streichelte die beiden Kinder, die verständnislos vom Spiel aufsahen. „Warum sollt ihr denn durchaus die räudigen Schafe sein? — Und ihr seid doch gewiß Kinder der Liebe im besten Sinne! ... Und der talgige Dagobert Arsil durchaus der große Herr? — Und es ist doch kein Saft und keine Kraft gerade in dieser erbärmlichen Vernunftehe! ..." Dann schüttelte sie wieder den Kopf. „Ich weiß nicht: Soll ich nun den Prozeß riskieren und vielleicht verlieren — für mich? — Oder soll ich das Geld nehmen — für meine Kinder? ... Mütter haben sich schon ganz anders gedemütigt ..." Da zuckte sie aber auch schon zusammen wie bei einer ekeln Berührung: „Nein, das Gnadengeld, das nehm' ich nicht! Und was ich auch den andern hinter meinem Rücken heißen mag, vor mir selbst wenigstens will ich nicht feil sein!"

Sie sah wunderschön aus, wie sie so dastand, die Hand geballt, die Augen blitzend.

Herr Romeit trat zu ihr und küßte ihr den Nacken mit dem blonden Flaum. „Es tut mir immer weh, Modeste. Aber du bist doch zu mir herabgestiegen! ... Da draußen hab' ich es weniger gespürt — hier fühl' ich's wieder sehr stark! Ich bin doch der Klotz an deinem Fuß ..."

Da wandte sie sich jäh um und umarmte ihn leidenschaftlich fest. „Das ist nicht wahr — das ist nicht wahr! Sondern ich bin zu dir emporgestiegen ... Aber die Lindt ist noch nicht tot in mir — und die muß erst sterben — sie muß!" Darauf begann sie leidenschaftlich zu schluchzen.

Er aber küßte sie und streichelte sie. Und die Kinder kamen mit ihrer ungeschickten Rührung. Auch der alternde Unhold erhob sich schnuppernd von seinem Ofenplatz. „Du mußt's beschlafen, Schatz!" tröstete der Mann. „Und wozu du dich dann entschließt, das wird auch das richtige sein! ... Ich kenne dich doch! Ich mache vielleicht den Skandal, werde wild — aber die es durchreißt schließlich, das warst noch immer du!"

Da lächelte Modeste wieder. „Du bist doch ein Phantast! Ich hab's immer gesagt ..."

„Bin ich auch!" lachte er. „Denn wenn man das Leben in das traurige Rechenexempel auflöste, wie es in Barginnen Mode ist ... Nein, so elend und so nüchtern ist das Leben, Gott sei Dank, doch nicht!"

Da richtete Modeste sich von seiner Schulter auf. „Und soll's auch nicht werden! ... Jetzt aber, Schatz, wollen wir von etwas ganz anderm sprechen .. Du wolltest doch immer nach Tilsit auf den Pferdemarkt ... Brennst ja drauf! Und ich seh' dich doch noch als großen Remontezüchter sterben ... Da aber jemand doch noch mal an den Rhein muß, so will ich dieser Jemand sein. So lange hat ja die andre Angelegenheit Zeit. Und vielleicht kommt guter Rat wirklich einmal über Nacht."

*

Die Geschäfte am Rhein hatten viel länger gewährt, als Modeste geglaubt. Jetzt war sie auf der Rückfahrt. Endlich! Sie sehnte sich nach der Heimat.

Bei Wiesbaden hatte noch ein milder Spätsommer ins Coupé gelächelt, doch nach Berlin kroch bereits ein eisiger Herbst durch die Fensterritzen. — Es war der Nachtkurierzug. — Modeste, von der langen Fahrt auf harten Bänken mißgestimmt, fröstelnd, erhob sich, durch den Außengang zu wandeln. Die Herren, die da noch rauchend und träumend lehnten, schauten ihr alle nach. Sie aber schlenderte gleichgültig den ganzen Zug entlang bis zu dem Erstklassewaggon mit seiner weichen, staubigen Matratzenluft. Die Vorhänge bereits geschlossen, dahinter gedämpftes Licht, ungewisse Schatten.

‚Hier ist es doch besser als „dritter"!' dachte sie mit dem Neid der Müden. ‚Aber ob sie so viel glücklicher sind? ...'

Da wurde dicht an dem Fenster, wo Modeste stand, ein Coupévorhang weggezogen, die Schiebetür stöhnte. Zwei Damen traten heraus, in kostbaren Pelzmänteln, die Gesichter verschleiert.

Fremde, vornehme Damen. Dennoch kamen sie Modeste merkwürdig bekannt vor.

Die ältere holte ein verknittertes Zeitungsblatt aus der Kuriertasche und reichte es der jüngeren: „Lies! Ich kaufte es schon in Frankfurt. — Jedenfalls nimm dich zusammen! ... Es ist ein Unglück — und zugleich ein Glück. Ich hab's dir ja immer gesagt: ‚Un fou, un grand fou — pas plus, pas moins ...‘“ Dann zischelte sie auf französisch weiter mit einem halben hochmütigen Blick nach Modeste hin.

Die jüngere nahm das Zeitungsblatt, las, las, indes ihr die Hand zitterte. Sie schob den Schleier hoch, nach den feuchtschimmernden Augen zu tasten — schönen, heiligen Augen. Der Moment genügte. Modeste hatte die Dame erkannt, die Falkner von Oeds törichte Träume so lange erfüllt. Sie wollte ihr fast leid tun, die Frau, die bei aller Schönheit, bei allem Glanz vielleicht viel ärmer war als sie. Wer kannte denn dieses Schicksal? Und hatten sie nicht am Ende ihr beide unrecht getan damals — sowohl Falkner von Oed als Frau von Bussard?

Da stöhnte die Schiebetür noch einmal. Der Kopf eines großen kurzsichtigen, aber offenbar vornehmen Mannes tauchte auf — ein gutmütig-törichter Kopf. Die Dame, die nicht Zeit gehabt hatte, den Schleier wieder herabzuziehen, lächelte aus feuchten Augen so liebenswürdig glücklich zurück, daß Modeste angesichts dieser Wandlung graute.

„Il fait froid, là dehors,“ sagte der Mann.

„Tu as raison, mon ami,“ antwortete die Dame wieder mit einem dankbaren Kinderlächeln, während die Zeitung in ihre Tasche glitt.

Die Tür schloß sich. Modeste starrte ihr mit bösen Augen nach. „Und du bist doch eine Dirne!“

Dann ging sie langsam zurück in ihre dritte Klasse und dachte, in ihren Mantel gehüllt, über all die seltsamen Zufälle nach, die unser sogenanntes Leben ausmachen. Alles so verlogen, feige! Wo einmal ein heißes Gefühl aufzuckt, immer gleich der nüchterne Wasserstrahl hinterher ... Bei dem Grübeln begann die Müde einzuschlummern, fest, tief, wie nur junge gesunde Menschen. Sie erwachte erst über den Stimmen von zwei neuen Reisenden, die einander „Guten Morgen“ wünschten — breite, behäbige Litauer mit wetterharten Bauerngesichtern.

„Was doch die Sonn' jetzt spät aufgeht!“ sagte der Dicke und paffte sich eine Zigarre an.

Der andre sah nach der Uhr. „Fünf Minuten vor sechs. Gereist hat's auch wieder die Nacht.“ Und er sah auf die Ebene, wo träge Morgennebel wallten. „Wo kommen Sie eigentlich her, Batschat?“

Der Dicke stemmte den Stock auf. „Aus Eyselin. Das heißt, gestern. Ich hatte nämlich einen Kleinen genommen und war in den falschen Zug gestiegen. Da mußt' ich schließlich die Nacht in Korschen bleiben.“

„Aus Eyselin? — Da ist doch der dammlige Baron?“

Der Dicke spuckte breitspurig aus. „War, Mannchen, war!“

„J, was Sie sagen!“

Der Dicke tat einen noch tieferen Zug aus der Zigarre. „Na, lesen Sie denn die Zeitung nicht, Mannchen? Stand doch 'ne ganze Seit' davon!“

„Ich war auf 'em Pferdskauf. Fand aber nichts Rechts ...“

Der Dicke schnob verächtlich. „Taugen 'en Dreck was, die Füllen heuzutage! ... Aber um auf Eyselin zu kommen: Mein Ohm war da früher Oberinspektor. Hat sich gut angemästet auf der Stell'! ... Also vorigte Woch' Donnerstag, paar Tag darauf, wo das gnädige Fräulein aus Bussardshof begraben wurde, da hatte sich der dammlige Baron so 'n paar Berliner eingeladen zur Jagd — sie mögen auch von selbst gekommen sein. Und hübsche Marjellens dabei, auch aus Berlin. Also — Vorred' gibt keine Nachred' — da haben sie zuerst ein feines Diner gehabt, und dann haben sie gespielt die Dausende man immer hin und her! Und die Marjellens haben Sekt getrunken und vor Vergnügen immer gequietscht dazu. Ich hab' was gehört von fünfzigtausend Talern, die der Baron verloren haben soll ... Blieb aber immer vergnügt, bis plötzlich eine Marjell nach Selterwasser schreit. — Da sagt der Baron zum Diener — es soll so 'n neuer und 'n Windikus mit einem Arm gewesen sein, den er von der Straß' aufgelesen hat, aber horchen tat er dem Baron wie ein Hund — ‚Bringen Sie mir doch gleich aus meiner Schlafstub' die Rhabarbertinktur mit! Sie steht auf der Kommod'! Es ist nur eine Flasche — und Sie können sich gar nicht irren ...‘ Und die Marjell trinkt ihr Selterwasser, und der Baron trinkt seine Medizin. Und wie er fertig ist, da sagt er: ‚Donnerwetter, schmeckt das Zeug aber bitter! Das ist ja zum Katzen und Hunde vergiften! ...‘ Und da kommt auch schon der andre, der alte Diener gelaufen, den sein Onkel selig noch gehabt haben soll, und schreit: ‚Um Gottes willen, Herr Baron, das war ja das Strychnin für die Füchse!‘ — Und da lacht der Kret, der Baron, nur und fragt: ‚Für wieviel Füchse?‘ — ‚Ich glaub' für hundert!‘ — Und da meint der Baron wieder, aber ohne mit der Wimper zu zucken: ‚Na, da wird's wohl hoffentlich auch für mich langen!‘ ... Da haben sie ihm denn nachher noch Milch eingegeben und nach 'm Arzt geschickt. Der Arzt kam auch, aber wie gewöhnlich so die Aerzte kommen — 'ne Stund' zu spät ... Dagegen munkelt man, daß die Baronin aus Bussardshof noch im Morgengrauen gekommen wäre und ihm die Augen zugedrückt hätte. Verlangt haben nach ihr soll er aber nicht! ... Bis hierher hört sich die Geschichte ja ganz hübsch an, aber nun kommt die Dammligkeit: Er hat nämlich nie was am Magen gehabt, der Baron, und die Tropfen sind überhaupt nie im Haus gewesen!“ Der Dicke faßte sich nach der Stirn: „Vollkommen dammlig, der Kret! — Dann haben sie noch nach seinem Bruder telegraphiert, der das Gut erbt und da beinahe in Frankreich leben soll. Der ist sogar Graf ... Kurz und gut, auch die Doktors sind sich einig geworden, daß der Baron reell verrückt gewesen ist! ... Und das ist nicht etwa so hingeschabbert, sondern ich hab's von der alten Mamsell selbst, die zugehört hat, wie er dem Einarm noch diktiert hat: ‚Mein bewegliches Vermögen, über das noch nicht verfügt ist, vermache ich den vier Damen, die mir heute die Ehre gaben. Für den, der mein Leben kennt, ist auch dieser mein letzter Wille nur zu verständlich!‘“ — Darauf spuckte der Dicke wiederum aus, diesmal aber mit ehrlicher, bäuerischer Verachtung. „Das schöne Geld — und den Frauenzimmern!“

Modeste aber, der kein Wort dieser Unterhaltung entgangen war, ging hinüber nach dem Speisewagen, weil sie den stumpfen Anblick dieser beiden Bauern nicht mehr ertragen konnte. Im Speisewagen saß sie aus Zufall neben den beiden Damen und dem Herrn aus der „ersten Klasse“, die wie sie ihr Frühstück hier nahmen. Es war Mann, Frau und Schwägerin, wie sie aus der Unterhaltung heraus hörte. Und angeekelt im tiefsten Innern, wie sie war, wäre sie am liebsten aufgestanden und hätte zu der lächelnden Heiligen gesagt: „Die Dirne, an welcher der Mann gestorben ist, warst du!“

Und der Zug eilte weiter durch die östliche Ebene. Modeste altvertraute Bilder zogen vorüber: Die Koppeln mit den weidenden Pferden, die einsamen Gehöfte, der monotone Wald, an ihn gelehnt die verlorenen Holzkabachen der litauischen Kossäten. Und darüber gespannt der weite, weite Himmel mit dem trostlos fernen Horizont. — Und doch war's die Heimat und ihr herber Hauch der Heimatlosen von Herzen lieb.

In Insterburg mußte sie umsteigen. Der Bahnhof sehr belebt — meist vornehme Leute. Fremde prunkende Uniform, spiegelnde Lackstiefel. Neben dem Adlerhelm des Gardedukorps der ehrwürdige Landzylinder. Es war, als wenn eine Fürstlichkeit mit dem nächsten Zuge passierte.

„Ist der Kaiser in Rominten?“ fragte Modeste unwillkürlich den Gepäckträger.

„Ach, Sie meinen von wegen die vielen Menschen! ... Die warten alle auf den Zug nach Tilsit. Der Herr Baron aus Eyselin wird heute begraben.“

Da konnte Modeste nur bitter lächeln. „Wie viel Menschen um einen Menschen, der sich nie aus den Menschen etwas gemacht hat!“ — Den Lebenden hatte keiner recht leiden mögen; den Toten hätten sie am liebsten alle zur Gruft getragen. Es war eben der exklusive, vornehme Mann, den gekannt zu haben gewissermaßen zum guten Ton gehörte.

Und da erkannte Modeste auch schon gar manchen: Die Murrmanns, die Gadebusch, welche die Vorübergehende eisig anstarrten — die kleine Frau Pescatore, die sich hinter ihren Mann versteckte. Weiter ihren Schwager Mieritz, der den Gardehelm wieder trug und den Stern von Barginnen wohl längst vergessen hatte. Modeste blieb kalt und gleichgültig zwischen den Menschen stehen, zu denen sie einst gehört hatte und doch nicht gehört hatte. Sie sah sich auch nicht um, wie der alte Lindt jetzt näher kam, noch immer ungebeugt und würdig, und einem großen Kreise ehrfürchtig Lauschender seine Ansichten über Agrarpolitik entwickelte. Sie wollte ihn nicht sehen! — Aber unwillkürlich schielte sie doch beiseite, ob sie in dem vornehmen, lispelnden Feudalen den Vater wieder erkennen könnte, dem sie doch einmal Tochter gewesen war. Es war ihr seltsam ums Herz ... Aber nur ein hartes, kaltes Auge starrte zurück und eine eisige Stimme sagte: „Es gibt, wie gesagt, räudige Schafe in allen guten Herden sowohl wie in allen guten Familien — aber mit diesen räudigen Schafen muß eben aufgeräumt werden.“

Es war unsicher, wem dieser Ausspruch galt, aber Modeste wandte sich wie zur Antwort jäh um, so daß Vater und Tochter Aug' in Auge standen. Sie, welche die Feigheit der Nerven nie gekannt hatte, kannte auch die Feigheit des Herzens nicht mehr. Sie hatte gesiegt, sie brauchte diese Menschen nicht, war sie selbst geworden. Unwillkürlich schlug der Alte das Auge nieder vor ihr. Und als jetzt der junge Herr von Häwel, der immer harmlos gewesen war, die Hand nach dem Helmschirm hob, wandte sie sich grußlos ab. — Sie wollte auch diese Erinnerungen nicht mehr. Und dabei fühlte sie deutlich, wie die neugierigen Blicke und die geschwätzigen Zungen ringsum stachen und wie all diese alten guten Freunde nur auf den Zug warteten, um, die Köpfe zusammengesteckt, von dem Stern von Barginnen zu erzählen, der schon so jäh und so lange erloschen war. Und sonderbar! Unter dieser Woge von feiger und dummer Verachtung fühlte sich Modeste größer werden, stärker, schöner, gewissermaßen emporgewachsen über all diese blendenden Nichtigkeiten des Lebens umher. — Und auch die andern mochten spüren, daß erst jetzt die schöne Sünderin sich zur vollen Blüte entfaltet hatte, während sie selbst schon vertrocknet waren im Trieb.

Als der Zug eben abfuhr, kam eine schwarz verschleierte Dame auf den Perron. Die Leute aus dem Zuge grüßten und winkten. Es war Frau von Bussard, die aber nicht mitfuhr.

Sie bemerkte Modeste und fragte verwundert: „Sie hier?“

„Ich komme vom Rhein. Ich wußte nicht ...“

„Ja, ja, Falkner ist tot ... Fragen Sie mich nicht nach den Einzelheiten! Es ist alles wahr ... Wenn's nur nicht gerade nach dem Begräbnistage von Judith gewesen wäre ... Aber schließlich verstehe ich es auch. Wenn der Ekel allmächtig wird ... Er hat gelebt wie ein Narr und ist gestorben wie ein Narr. Warum sind wir eigentlich alle Narren?“ ... Sie wischte sich eine Träne aus dem Auge. „Ich bin mit Absicht zu spät gekommen. Ich wollte nicht mit zum Begräbnis. Ich fahre später mal allein hin ... Er wird übrigens am Haff begraben, irgendwo ganz allein und ohne Kranz, ohne Blumen ... Das war außer ein paar Legaten sein Testament ... Wollen Sie übrigens Judiths Grab sehen? — Es ist hier nahebei in einem Dorf, wo meine Familie mütterlicherseits ein Erbbegräbnis hat schon seit der Ordenszeit. Noch gerade zwei Plätze waren übrig geblieben — für

Judith und für mich später einmal. Da stört uns keiner, und wir stören keinen." Wie sie so sprach, war sie wieder die ruhig-vornehme Dame, der das Leben keine Rätsel mehr aufgibt, weil es keine mehr hat für sie.

Die Damen fuhren darauf nach dem Kirchhof.

Es war ein kleiner Kirchhof mit einem altersgrauen Mausoleum in der Mitte. Sie sprachen beide kniend ein Gebet vor dem blumenbedeckten Katafalk. Aber während die Mutter sich tiefer und tiefer beugte unter der harten Hand der Vorsehung — demütig, wie der dumpfrieselnde Gruftgeruch von Erbbegräbnissen es vorschreibt, war Modeste aufgestanden, aus der Enge des Todes in die Weite des Lebens zu flüchten. Es war ihre Natur so ... Und derweilen sie zwischen den ärmlichen Dorfgräbern hin und her schritt, dachte sie an die Tote hier, an den Toten dort und das Gaukelspiel des Lebens, welches das Liebste vom Liebsten reißt, ohne Zweck, ohne Ziel, nur um es einsam zu betten ... Die goldenen Körner sind eben schwer, darum sinken sie so rasch wieder zur Erde zurück; doch die Spreu des Lebens tollt lustig über den großen Kirchhof des Lebens und fragt nicht und sagt nicht und wird gar sänftiglich von dem leichten Winde getragen und gar freundlich von der milden Sonne gekost, und ob solchen auch nie das Schicksal aus dem Tiefinnern herausquillt, sondern ihnen nur von außen anweht, wie ein moderndes Blatt — so deckt schließlich das goldene Korn und die wertlose Spreu zugleich dieselbe Erde und dasselbe Vergessen.

Und Modeste blieb stehen und dachte ernsthaft: ‚Bist du auch Spreu, nur Spreu?‘

Und vor ihr tat sich wieder die litauische Ebene auf, die weite, mächtige, vom scharfen Herbstwind gezüchtigt, von der roten Herbstsonne überflammt. Und alles schaute kalt und unerbittlich aus wie das Gericht Gottes.

Da schob sich ein Arm unter Modestes Arm — es war Frau von Bussard —, und sie sagte: „Grübeln Sie nicht, mein Kind! Das Leben hat recht, immer recht. Und das Leben kennt kein Laster und keine Tugend — es kennt nur sich selbst, es kennt nur die Kraft ... Trauern Sie nicht, Modeste, da Sie zu Ihrer lebendigen Pflicht zurückkehren! Sie sind die einzig Glückliche unter uns, weil Sie die einzig Starke gewesen sind. Sie sind frei geworden, weil Sie mutig das hinter sich warfen, das Sie hinter sich werfen mußten. Sie sind stark geworden, weil Sie das geliebt, was Sie lieben mußten. Und wenn auch ein glatter Pharisäer sagt: ‚Aber das stammt ja alles aus der Sünde!‘ — so antworten Sie ihm hohnlachend: ‚Gott segne mir diese Sünde! Sie allein hat mich glücklich, hat mich frei gemacht!‘"

Modeste starrte eine Weile vor sich hin, als wenn sie doch nicht ganz begriffe. Dann aber nestelte sie mit bebender Hand einen Brief aus der Tasche und zerriß ihn Stück für Stück, daß die Fetzen im Winde tanzten. Und sie sagte: „Teilt euch in den Raub! Ich aber will keine Gemeinschaft mehr mit euch, weder hüben noch drüben ..." Sie reichte Frau von Bussard die Hand. „Jetzt, gnädige Frau, bin ich endlich ganz frei."

*

Zu Hause aber stand zur selben Zeit Herr Romeit und schnitt Kerzen zurecht zu einer Illumination. Und die Kinder jauchzten, und der Unhold wedelte, als die ersten Lichter aufflammten. Modeste aber standen die Tränen in den Augen — die guten warmen Tränen —, als sie eintrat in das lichte, neue Heim. Und dabei sprach sie vor sich hin wie beschwörend: „Stark und gut ... Vielleicht, Judith, werde ich das doch einmal sein."

Im Nebel

Graue Nebelwände
Schließen dicht mich ein.
Ist die Welt zu Ende?
Leb' noch ich allein?
O, daß ich warme Hände
Und Menschen fände! —
Wie wollt' ich dankbar sein.

Hans Böhm

Sonntagnachmittag auf der Insel Alsen

Wie mein Bild entstand

Von

Heinrich Rasch

Als ich im vorigen Sommer so gegen Ende August, mit dem Dampfer von Flensburg kommend, in Sonderburg meine Heimatsinsel Alsen, an der schleswigschen Ostseeküste, nach langen Jahren zum erstenmal wieder betrat, da schien es mir, als sei die Zeit in jenem entlegenen Erdenwinkel stille gestanden. Noch immer derselbe kleine Hafen, und lagen in ihm nicht noch dieselben Küstenfahrer, wie damals, wo ich ausgezogen? Hier und da ein paar kleine Dampfschiffe, dort das uralte Schloß am Wasser mit seinen roten Mauern und stumpfen runden Ecktürmen, wo um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der dänische König Christian II. siebzehn Jahre in harter, grausamer Gefangenschaft verbrachte, dieselben steil aufsteigenden Straßen, in den Häusern die eingemauerten Kanonenkugeln der Preußen von der Belagerung der Düppeler Schanzen. Alles wie einst! Doch der Bahnhof an der Landseite der Stadt belehrte mich eines andern. Damals hatte die Insel Alsen, als ich sie verließ, um Maler zu werden, noch keine Bahn. Mit dieser klingelnden Neuheit fuhr ich durch mein altes Heimatland. Da war zwar alles alt, die Strohdächer der Bauernhöfe, teils schwarz und bemoost, zwischen hohen Bäumen, umgeben vom reichen Segen des fruchtbaren Bodens; die roten Kühe auf den Weiden zwischen hoch bewachsenen Zäunen, in der Ferne die alten Windmühlen! Doch plötzlich fiel dann mein Blick auf die Gebäude einer modernen Fabrik, auf manchen Bauernhäusern sah man schon Windräder zum Treiben der landwirtschaftlichen Maschinen. Das war neu und es stand diesen so malerisch intimen Landschaften eigentlich nicht gut zu Gesichte. Wie ich dann nach anderthalbstündiger Fahrt in Norburg ausstieg und das Städtchen wiedersah, wo ich geboren, wo ich als Knabe herumgetollt und Kindes Leid und Freud in vollen Zügen gekostet, da war es wieder da, das Gefühl des Stillegestandenseins. Es schien mir, als sei ich über die kleinen Häuser hinausgewachsen, als seien die nach meiner Erinnerung so bergigen Straßen ganz flach und eben geworden. Der Friedhof, wo meine Eltern begraben liegen, war ganz unberührt geblieben, so still, so voller Liebe gepflegt und ganz von Rosen überwuchert; in der Mitte die tausendjährige einfache und im Innern so rührend hübsche Kirche: alles alt und echt. Wie mich das anheimelte und wie bald gewöhnte sich der Weitgereiste an die Heimat! Andern Tages, es war ein stiller Sonntagnachmittag, und melancholische Ruhe hatte sich über die ganze Natur gebreitet, ging ich nach dem eine halbe Stunde entfernten kleinen Hafen Dywig hinunter. Da lag es vor mir im milden Sonnenschein, daran ich immer gedacht seit den Jahren, wo ich Maler geworden, das Motiv meiner Sehnsucht, das ich immer malen wollte, aus dem Gedächtnis heraus, und was mir nimmer gelang. Da lag es so einfach, so schön, wo ich als Knabe gesegelt und gerudert auf der ruhigen, spiegelnden Flut oder in Wind und Wetter. Und wieder war es mir, als sei die Zeit stille gestanden. Ich setzte mich auf einen Stein. Nichts war anders als damals vor langen Jahren; die alte Schiffbrücke, das Ufer, die Menschen, die Ferne, die Bauernhöfe zwischen Bäumen am andern Ufer, und darüber dieselbe silberne, träumende Luft. Heimat! Heimat! Wie bist du doch anders als die Fremde, in der ich herumgezogen die ganze lange Zeit!

Ueber zweckmäßige Ernährung

Von

Dr. med. Ludwig Reinhardt

Instinktiv suchte der Mensch überall seine Nahrung den Bedürfnissen des Stoffwechsels anzupassen. Und wenn er auch in der Auswahl und Zusammenstellung derselben in der Regel vollkommen rationell verfuhr, so hat er gerade mit Zunahme der Kultur sich im Gegensatz zu den ererbten Instinkten allerlei Unzweckmäßigkeiten in der Lebensweise zuschulden kommen lassen, die von wesentlichen Folgen für sein Wohlbefinden gewesen sind.

Es wäre nun ganz interessant, diesen Abweichungen von dem, was der gesunde, von Erfahrungen aller Art geleitete Instinkt des Naturmenschen im allgemeinen verlangt, nachzugehen und ausfindig zu machen, wie oft eine Unzweckmäßigkeit in unsern Kulturzuständen andre solche nach sich gezogen hat. Doch wollen wir uns im folgenden auf die Erwähnung derjenigen Unzweckmäßigkeiten beschränken, die auf die Ernährung unsers Körpers Bezug haben.

Von Hause aus sind wir Menschen bekanntlich Allesesser; doch stammen wir von fast reinen Pflanzenessern ab, die notgedrungen mit der Besiedelung kälterer Wohngebiete von der vorzugsweisen Pflanzenkost, die ihnen die Natur hier versagte, zu fast ausschließlicher Fleischkost übergingen. In Europa tritt uns der diluviale, in Höhlen vor der Unbill der Witterung Zuflucht suchende und sich durch rohe Fellkleidung vor der Kälte der aufkommenden Eiszeit schützende Wilde zuerst als Jäger entgegen, der seinen stets regen Hunger mit dem Fleische der erbeuteten Tiere, die ihm in Menge zur Verfügung standen und die er mit immer besser und zweckmäßiger hergestellten Stein- und Holzwaffen erlegte, stillte. Schon hatte er das geheimnisvolle Feuer in seinen Dienst gestellt und die konservierende Wirkung des Bratens für alle Fleischspeisen kennen gelernt.

Während nun der bewegliche, streitbare Mann dem Wilde nachzog, suchte die durch die Mutterschaft in ihrer Bewegungsfähigkeit gehemmte Frau, wie früher immer, Beeren und alle möglichen Wildfrüchte, Sämereien von Gräsern, nahrhafte Wurzelknollen und andre eßbare Pflanzenteile. Und wie sie mit der Zeit durch Hegung und später auch durch Anpflanzung der für sie nützlichsten Nährpflanzen sich von den freiwilligen Spenden der Natur emanzipierte und der immer größere Bedeutung erlangende Hackbau, verbunden mit der Aufzucht aller möglichen Nährpflanzen, die vordem zum Unterhalt unentbehrliche Fleischnahrung durch erbeutetes Wild an Bedeutung immer stärker zurücktreten ließ, ist der Mensch instinktiv wieder vorzugsweise Pflanzenesser geworden, und dies sollte er heute noch sein. Der weitaus größte Teil seiner Nahrung sollte aus dem Pflanzenreiche stammen. Besonders ausgiebig sollten von ihm grünes Gemüse und Obst verzehrt werden. Nicht nur bieten diese alle zum Leben erforderlichen Nährstoffe in der angenehmsten Form, sondern auch alle nötigen Nährsalze, was nicht minder von Bedeutung ist.

Sehr wichtig ist an sich schon die Pflanzenkost durch ihren reichen Gehalt an Zellstoff, der zwar nur mit Hilfe der Darmbakterien aufgelöst werden kann, also zur Ernährung kaum in Frage kommt, aber mechanisch die Darmtätigkeit anregt und so für tägliche Entleerungen sorgt. Diese Wirkung der Pflanzenkost ist für alle gewohnheitsmäßig infolge des Besitzes eines verhältnismäßig zu langen Darmes oder durch sitzende Lebensweise, zu konzentrierte Kost oder schlechte Gewöhnung mit allzu träger Darmtätigkeit Behafteten von der größten Bedeutung für ihr Wohlbefinden.

Nun enthält die Pflanzenkost, enthalten besonders alle Samen zwar reichlich Eiweiß und Stärkemehl, nur meist zu wenig Fett; deshalb muß der hauptsächlich davon lebende Mensch die Mehlspeisen in Butter oder sonstigem Fett geschmort essen, wie auch zum Brot Butter oder Käse genießen. Die Fette spielen in der Nahrung des Menschen eine um so wichtigere Rolle, je kälter das Klima ist, in dem er lebt. Deshalb genießen alle zirkumpolaren oder sonstwie ein sehr kaltes Land bewohnenden Völker so viel Tran und Speck oder, soweit sie schon wie die Tibeter zur Tierzucht vorgeschritten sind, so reichlich Butter zu ihren Mahlzeiten. Bei uns spielen die Fette vorzugsweise im Winter eine große Rolle, da wir dann einer stärkeren Wärmeerzeugung bedürfen, um in einer kalten Umgebung unsre hohe Eigenwärme zu behaupten. Dann sind außer Butter und geschmälzten Mehlspeisen besonders fettes Fleisch und Wurstwaren aller Art am Platze. Im Sommer dagegen ziehen wir instinktiv diesen fetten Speisen die fettarme Pflanzenkost vor.

In ihrer Wirkung auf den Organismus ist aber die Pflanzenkost insofern von der Fleischkost verschieden, als sie im Gegensatz zu dieser viel Kalisalze in den Körper einführt. Diese entziehen nun den Geweben, besonders dem Blute, eine entsprechende Menge Natronsalze. Deshalb müssen wir, um den daraus entstehenden Natronverlust zu decken, zu den Pflanzenspeisen Chlornatrium, das heißt Kochsalz, genießen, das wir bei ausschließlicher Fleischkost nicht benötigen würden. So verzehren alle fast ausschließlich von tierischer Kost lebenden Jägervölker kaum je Kochsalz, das sie vielfach überhaupt nicht kennen, während alle vorzugsweise oder fast ausschließlich von Pflanzenprodukten lebenden Ackerbauer wie alle Pflanzen-



Ein Sonntagnachmittag auf der Insel Alsen. Nach dem Gemälde von Heinrich Rasch (München)

fresser ein instinktives Bedürfnis nach Kochsalz haben und sich solches unter allen Umständen zu verschaffen suchen. Wie schon in vorgeschichtlicher Zeit Salzfundstellen zu eigentlichen Kulturzentren der Ackerbauern wurden, so ist auch heute noch das Kochsalz das wichtigste Handelsprodukt bei den Hackbauern Afrikas, wie der ganzen Welt. Das gleiche Bedürfnis nach Kochsalz führt auch das pflanzenfressende Wild zu den Salzlecken, die von Raubtieren nie aufgesucht werden.

So nimmt beispielsweise ein Mensch, der sich vorzugsweise von Kartoffeln ernährt, im Laufe des Tages bis 40 Gramm Kalium in sich auf. Diese Kalimenge, die eine entsprechende Natronmenge seinem Blute entzieht, nötigt ihn, die Kartoffeln mit Salz, beziehungsweise mit gesalzenen Fischen oder dergleichen zu genießen. Nur so mundet ihm diese Knollenfrucht und ist sie ihm zuträglich.

Alle Tiere des Festlandes, wie auch der Mensch sind trotz der kochsalzarmen Umgebung, in der sie leben, auffallend kochsalzreich. Das kann nur dadurch erklärt werden, daß diese Tierwelt ihren Ursprung im kochsalzreichen Meere nahm und sich erst nach und nach dem kochsalzarmen Lande angepaßt hat. Je jünger nun ein Landtier, auch der Mensch ist, um so kochsalzreicher sind seine Gewebe; je älter es wird, um so mehr emanzipiert es sich vom Kochsalze.

Nun ist das natronreichste Gewebe des tierischen beziehungsweise des menschlichen Körpers der Knorpel, der zugleich das älteste Gewebe ist. Je niedriger in der Stufenleiter der Organismen ein Tier steht, um so mehr bleibt dieses Gewebe zeitlebens bei ihm bestehen und um so weniger wird es durch die bei den höheren Tieren sich ausbildende Knochensubstanz ersetzt.

Da aber das Kochsalz gleichzeitig unsern Geschmacksnerven behagt und ein Genußmittel ist, so genießen wir in der Regel zu viel davon, was nachteilig ist. So verzehren die meisten Menschen statt der wenigen Gramme Kochsalz, die nötig wären, 20 bis 30 Gramm täglich, was auf die Dauer die Nieren reizt und schließlich krank macht.

Außer einer Natronzufuhr in Gestalt von Kochsalz bedarf unser Körper aber noch andrer Nährsalze, wie beispielsweise des Kalkes. Besonders groß ist der Kalkbedarf bei einem wachsenden Individuum sowie bei der Frau während der Schwangerschaft und beim Stillen. Wie ersteres, das sein Knochengerüst aufzubauen hat, bei mangelhafter Kalkzufuhr nur schwache, mangelhaft verknöcherte Knochen erlangt, so wird eine Mutter in solchen Fällen das für den Aufbau der kindlichen Knochen nötige Kalkmaterial ihren eignen der Stützfunktion entzogenen Knochen entnehmen. Das verspürt sie am ehesten an den Zähnen, die bei einer zu wenig Kalksalze in der Nahrung aufnehmenden Frau während der Schwangerschaft, besonders aber während des Säugens ihres Kindes beginnen kalkarm zu werden und so den die Karies erzeugenden Bakterien des Mundes viel schneller erliegen als sonst. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß Schwangerschaft und Laktation den sich unzweckmäßig ernährenden Frauen nach und nach die Mehrzahl der Zähne kosten.

Diesen Kalkhunger befriedigen wir bei der schwangeren und stillenden Frau wie beim wachsenden Kinde gleicherweise durch Verabreichung von Kuhmilch, die weitaus die kalkreichste Nahrung ist, die wir besitzen. Außerdem dienen der Kalkzufuhr, mit abnehmendem Kalkgehalt aufgezählt, Erdbeeren, Kohl, Orangen, Himbeeren, Feigen, Eidotter, Heidelbeeren, Pflaumen und andre Früchte. Nach den Mehlspeisen sind Blut und Fleisch die weitaus kalkärmsten Nahrungsmittel, die wir genießen; deshalb machen sich Frauen und Kinder im allgemeinen nicht viel aus ihnen und bevorzugen außer der Kuhmilch alle süßen Früchte, die ihnen reichlich Kalk zuführen. Diese süßen Früchte können aber nicht beliebig durch Zuckerwaren ersetzt werden. Da der Zucker vollkommen nährsalz- also auch kalkfrei ist, dabei aber einen sehr hohen Nährwert besitzt, so werden besonders die kalkbedürftigen Individuen, die zu viel Zuckerzeug statt der von der Natur gebotenen süßen Früchte essen, einen Kalkmangel erfahren, der von den ungünstigsten Folgen sein kann. Deshalb spricht man, allerdings in Verkennung der tatsächlichen Vorgänge, davon, daß der Zucker die Zähne verderbe. Er verdirbt sie nicht direkt, sondern indirekt durch Kalkmangel, den er im Körper erzeugt.



Adolf Oberländer

So kalkarm nun das Fleisch und die Blutspeisen sind, um so reicher an Eisen sind sie, während die so außerordentlich kalkreiche Milch fast eisenfrei ist. Also können blutarme und schwächliche Personen nimmermehr durch reichlichen Milchgenuß allein rote Backen und ein blühendes Aussehen als Zeichen eines intensiver rotgefärbten, weil reich mit dem eisenhaltigen Blutfarbstoff, dem Hämoglobin, versehenen Blutes erlangen. Im Gegenteil, alle viel Milch Trinkenden und daneben vorzugsweise fast eisenfreie Nahrung wie Milch- und Mehlspeisen, Brot und Reis genießenden Menschen müssen unfehlbar infolge ihres unzweckmäßigen Verhaltens mehr und mehr blutarm werden, wenn sie es ursprünglich auch nicht waren.

Die Milch ist deshalb so sehr arm an Eisensalzen, weil die Säuglinge sämtlicher Tierspezies, auch des Menschen, den nötigen Eisenvorrat für die Zeit der ausschließlichen Milchernährung durch die Säugung von den Müttern bei der Geburt in ihren Geweben aufgespeichert mitbekommen, und zwar um so reichlicher, je länger die Laktationszeit dauert. Deshalb braucht die Milch nicht eisenreich zu sein. Ja, wäre sie es, so wäre es eine unnötige Verschwendung, die sich die Natur nie zuschulden kommen läßt. Da das Eisen in der Milch abgesondert im Verdauungskanal des Säuglings ein Raub der Bakterien werden könnte und so dem Säuglinge verloren ginge, wird der für die Zeit der Säugung nötige Eisenvorrat vorsichtshalber dem Kinde schon im Mutterleibe mitgegeben und zehrt es davon, solange es ausschließlich von Milch lebt. Nur wenn die Säugung über die normale Zeit hinaus verlängert wird, macht sich eine Verarmung des Blutes an Eisen geltend. Deshalb sollte auch das Menschenkind vom neunten Monate an mehr und mehr gemischte eisenreiche Kost zur Milch bekommen, damit es nicht blutarm werde.

Das weitaus eisenreichste und deshalb am ausgiebigsten blutbildende Nahrungsmittel ist das Blut selbst, das noch warm getrunken oder als Blutwurst und dergleichen das beste Heilmittel für die Blutarmut ist. Ihm sehr nahe kommt das Fleisch, dann der Eidotter und alle grünen Gemüse und verschiedene Früchte, wie Haselnüsse und Erdbeeren.

Die Fleischbrühe und das durch Eindampfen daraus gewonnene Fleischextrakt sind durchaus nicht nahrhaft, wie heute noch viele glauben, sondern nur Genußmittel, insofern allerdings von größter Wichtigkeit, weil sie, wie außer ihnen nur noch die Milch, nicht nur appetitanregend, sondern unmittelbar chemische Erreger der Magensaftabsonderung sind. Deshalb ist ihre Verabreichung bei mangelndem Appetit besonders bei schwächlichen Personen und in der Rekonvaleszenz von der weitgehendsten Bedeutung für eine gute Verdauung im Magen.

Ueberhaupt ist der Appetit und der durch ihn im Magen abgesonderte sogenannte Appetitsaft das wirksamste Verdauungsmittel, das uns zu Gebote steht. Wo er fehlt, sind außer Fleischbrühe und Milch weder Stärkemehl, noch Zucker, noch Fett, noch auch Eiweiß enthaltende Speisen imstande, eine Saftabsonderung im Magen reflektorisch auszulösen. Ja, das Fett hemmt direkt die Magensaftabsonderung; deshalb empfindet man instinktiv nach fetten Mahlzeiten das Bedürfnis, etwas Wein zur besseren Lösung des Fettes von den Magenwänden und zur leichteren Verdaulichkeit des Genossenen zu trinken. Sonst üben alle alkoholhaltigen Getränke eine die Verdauung verlangsamende Wirkung aus und sind für gewöhnlich meist vollkommen überflüssig, ja, im Ueberflusse genossen, für den Magen und die ganze Konstitution schädlich. Bei Magendrücken nach Genuß schwerverdaulicher Speisen oder bei Schwerverdaulichkeit irgendwelcher Art helfen kleinere Mengen konzentrierten Alkohols in Form starken Schnapses dadurch fast augenblicklich schmerzlindernd, daß sie eine ganz gewaltige, im Vergleich zur Norm fast hundertmal stärkere Schleimabsonderung im Magen bewirken, welche die Schleimhaut vor weiteren Reizungen und Insulten von seiten der Speisen schützt.

Kaffee und Tee sind nicht nur ausgezeichnete Belebungsmittel, sondern erhöhen direkt die Leistungsfähigkeit der Muskeln und sind deshalb als Getränke allen alkoholhaltigen Flüssigkeiten zur Erfrischung weit vorzuziehen. In gleicher Weise wirkt auch die Schokolode, die zudem noch sehr nahrhaft ist. In fester Form mit Brot zusammen genossen, was ganz vorzüglich schmeckt, ist sie nicht nur eine Delikatesse, sondern ein Nahrungsmittel sondergleichen; denn es ist kaum möglich, bei gleich geringem Volumen und Gewicht eine solche Menge Nahrungsstoff in andrer Form darzubieten, als dies in der wohlschmeckenden Schokolade geschieht.



Adolf Oberländer Wie Noah den Wein erfand

Adolf Oberländer

Zum sechzigsten Geburtstag des Künstlers

Von

N. E. Merow

(Hierzu ein Bildnis und acht Abbildungen nach Zeichnungen des Künstlers*)

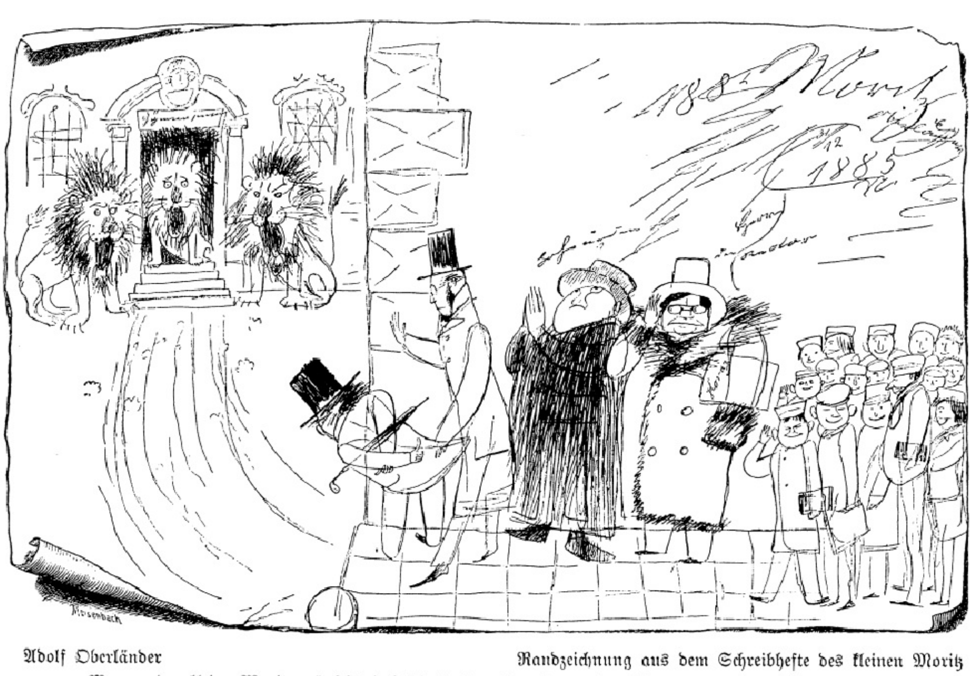
Die Vorstellung, die sich weitere Kreise des Publikums von der Persönlichkeit eines Künstlers nach der Anschauung seiner Werke machen, entspricht in den seltensten Fällen der Wirklichkeit. Der Genießende ist nur zu leicht geneigt, die Stimmungen, die das Kunstwerk in der eignen Seele auslöst, auch bei dem Schaffenden als gegeben vorauszusetzen, und voreilig Wirkung und Ursache identifizierend und dadurch, daß er den Schaffensprozeß aus seinem Gedankengange beinahe völlig ausschaltet, kommt er meistens zu ganz falschen Schlüssen. Am auffälligsten und am häufigsten finden wir diesen Irrtum, wenn es sich darum handelt, die Persönlichkeit eines sogenannten Humoristen aus seinen Werken zu rekonstruieren, und wer nicht durch langjährige Gewohnheit gelernt hat, die verborgenen Fäden, die Leben und Schaffen eines Künstlers verbinden, aufzufinden, wird sich selbst sein Unvermögen gar bald eingestehen müssen. Komik und Humor schalten am souveränsten mit der Wirklichkeit, und der Standpunkt, den ein Künstler einnehmen muß, will er unter diesem Gesichtspunkt das Weltbild anschauen, ist hoch und schwer zu gewinnen. Das Gefühl der Leichtigkeit, des Mühelosen, mit dem wir das komische Kunstwerk in uns aufnehmen, und das gerade dem Genuß an der Komik seinen eignen Charakter gibt, darf man nicht ohne weiteres auch dem Künstler vindizieren, und die vollendete Harmonie des humoristischen Kunstwerks ist gewöhnlich erst der Sieg nach hartem Kampf. Wer die zwölf Bände des Oberländer-Albums, welches das ganze zeichnerische Lebenswerk dieses Mannes enthält, durchblättert hat und nun nachsinnend die Augen schließt, um die Gestalt dieses Zauberkünstlers seinerseits aus dem Dunkel heraufzubeschwören, wird schwerlich den kleinen gedrungenen Mann vor sich sehen, den uns das Bild zeigt, mit dem struppigen Kopf, dem von intensiver Denkarbeit zerfurchten Gesicht und einem Augenpaar von wehmütiger Tiefe. Aber wer ihn kennt, sei es auch nur flüchtig, wer seinem Gespräch von mühsamer, aber unerbittlicher Klarheit lauschen durfte, und dann immer stärker und stärker fühlt, wie sich in dieser Menschenbrust Verstandesschärfe und Gefühlsweichheit tausendfältig durchdringen und verweben, dem wird es leichter, nun anderseits die Brücke zu schlagen vom Leben zur Kunst, aber der tolle, übermütige Zug Oberländerscher Gestalten, der wie ein phantastischer Spuk an unserm Auge vorüberzieht, in dem gleichsam eine Figur stets die folgende aus dem Nichts hervorhebt, erscheint uns nun nicht mehr als die Ausgeburt einer spielenden reichen Phantasie, sondern als Erlebnis und Bekenntnis einer ringenden Menschenseele, die im heiteren Spiel den tiefsten Ernst suchte und für die Verurteilen und Verzeihen fast immer zusammenfiel.

Oberländer steht jetzt neben Busch als ein Altmeister deutschen Humors. Etwas über zehn Jahre jünger als der Einsiedler von Wiedensahl, berührt er sich mit ihm in manchen Punkten, als ganze Persönlichkeit genommen erscheint er uns heute aber beinahe als der ältere, denn seinen Sachen fehlt durchweg das Aggressive, das frische Draufgängertum, das die Zeichnungen von Busch schon dadurch erhielten, daß der Autor Wort und Bild inniger vermählte. Oberländers Werk ist stets tendenzlose, ganz in sich ruhende, wenn man will, höchste Kunst. In der Darstellung typischer Einzelfiguren ist ihm Busch weit überlegen, denn Oberländer hat eigentlich keine Figur im eigentlichen Sinne des Wortes geschaffen, wie etwa den Pater Filucius oder Hans Huckebein, den Unglücksraben. Seine Phantasie holt dagegen weiter aus, und in manchen Zeichnungen, so besonders in dem prachtvollen Blatt, das den Sylvestertraum eines Kreistierarztes schildert, der sich im Punschrausch für einen Tierkreisarzt hält, in der Zeichnung, welche die Nacht durch einen langsam daherschreitenden Schornsteinfeger symbolisiert, erhebt sich seine Kunst in die Region des im engeren Sinne des Wortes Phantastischen, ohne dabei an der Blutwärme des Humors einzubüßen. Unübertrefflich ist Oberländer dagegen in der Gruppierung und Erzielung von Massenwirkung, manche seiner Zeichnungen sind von einer geradezu verblüffenden Wucht der Bewegung erfüllt. Auch zur Landschaft hat er ein intimes Verhältnis, und selbst dort, wo er nur andeuten kann, erhalten wir doch lebendige Eindrücke. Zahlreiche Skizzen zeugen von seinem eifrigen Studium in der Natur, und manch hübsches, poetisches Blatt, bald schwarzweiß, bald in bescheidenen Farben, hat er von seinen Studienreisen heimgebracht.

Der Humorist Oberländer bedient sich zur Erzielung der komischen Wirkung ähnlicher Mittel wie Busch, nur nicht in so ausgiebigem Maße. Daher steht er der Natur immer noch näher, und seine Gestalten haben noch mehr Wirklichkeitszüge an sich als bei Busch. Sein Hauptmittel ist



Adolf Oberländer Der zerstreute Friseur



Adolf Oberländer Randzeichnung aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz

Warum der kleine Moritz wünscht, daß die drei großen Löwen der Menagerie auskommen möchten

*) Die Abbildungen, die sämtlich dem Oberländer-Album entnommen sind, verdanken wir der Liebenswürdigkeit der Verleger dieses monumentalen Werkes, Braun & Schneider in München.



Adolf Oberländer — Das Hundekomplott

die Vereinfachung. Dabei kommt es ihm aber nicht nur darauf an, mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel auszudrücken, sondern auch durch eine über die Natur herausgehende Unterdrückung des Unwesentlichen dem Beschauer die momentane mühelose Auffassung des Bildes und Erfassung des Sinnes zu ermöglichen. Man kann sagen, seine Zeichnungen springen förmlich ins Auge, sie sind ohne jeden Wortzusatz sofort verständlich. Dieser künstlerischen Absicht war die Technik der Linie von vornherein am meisten entsprechend. Je mehr man auf die Darstellung des Körperlichen, auf die Andeutung der Atmosphäre verzichtet, desto mehr wird die menschliche wie die tierische Figur der reine Spielball der souveränen künstlerischen Laune. Seine Technik ist es, die Oberländer auch den modernen Karikaturisten näherrückt, so weltverschieden Oberländers ruhiger, sicherer Humor von der gallenbitteren Satire der Jüngeren sein mag. Das ist übrigens auch nur ein Wesensunterschied, kein Wertunterschied. Berechtigt sind beide Anschauungen, sofern sie nur künstlerisch vorgetragen werden, und manche Zeichnung, die uns heute sonst als abgeklärt vorkommt, hat in der Zeit ihrer Entstehung ebenfalls viel schärfer, beißender gewirkt. Diese Vereinfachung, die das Objekt komisch erscheinen läßt, weil sie den Beschauer ohne jede Ableitung, ohne jeden Uebergang auf das Charakteristische hinweist, hüllt sich bei Oberländer manchmal in das Gewand künstlerischer Armut und Hilflosigkeit, um noch freier, noch lustiger mit den Objekten zu spielen. Das ist in den bekannten Randzeichnungen aus dem Schreibheft des kleinen Moritz der Fall, die sicher zu den komischsten Zeichnungen aus Oberländers Feder gehören. Diese aus der Froschperspektive gesehenen und mit der ganzen Bosheit der Jugend dargestellten Figuren, deren ungelenke Steifheit manchmal an die Holzpuppen der Kinderstuben erinnert, sind Oberländers Spezialität. Man hat in neuerer Zeit versucht, auch sie nachzuahmen, und zwar in satirischer Vergröberung, aber ohne eigentlichen Erfolg.

Das Stoffgebiet, in dem Oberländer als lachender Souverän regiert, ist ungeheuer groß. Er weiß so ziemlich allen Dingen eine komische Seite abzugewinnen. Er ist, wie sein Lehrer Piloty, in die Vergangenheit untergetaucht, und seine Ritterfiguren, denen er wohl manchmal ganz anachronistische Attribute zugesellt, wie etwa eine Schnupftabaksdose, wirken wie die köstlichste Parodie auf den ganzen Ritterspuk, der früher durch die deutsche Kunst zog. Er ist nach dem Morgenland gewandert, und seine Zeichnungen von Gestalten des klassischen Altertums — ich erinnere an die Amazonen im kurzen Plisseeröcklein, Korsett, Knopfstiefeln und langem Zopf — gehören neben den allerdings ungleich monumentaleren Blättern Daumiers zu den kühnsten und freiesten Verspottungen der Alleinherrschaft des klassischen Ideals. Am schärfsten wird aber sein Witz, wenn er sich gegen Verkehrtheiten und Auswüchse unsers modernen Lebens wendet. Nicht gegen einzelne Stände oder Klassen richtet er seine Pfeile, verhältnismäßig selten finden wir die jetzt so beliebte Militärkarikatur, nur hier und dort ein lustiges Bildchen mit leichtem antisemitischen Einschlag; aber mit beißender Schärfe, mit einer Fülle schlagender Einfälle, die jeden Widerspruch von vornherein entwaffnen, zieht er gegen die Torheiten des gesellschaftlichen Lebens, gegen die Auswüchse der Mode zu Felde. Man kann aus seinen Zeichnungen eine Serie zusammenstellen, in der die Trachten der siebziger und achtziger Jahre, alle ohne Ausnahme, wie in einem Hohlspiegel drastisch verzerrt erscheinen. Welch köstliche Erfindung ist nicht aber auch „der Konzertbildhauer" und wie von Leben und Bewegung durchflutet! In dem „Duell auf moderne Stiefelspitzen" erhält sein Humor einen Zusatz von so grotesker Grausamkeit, daß man immer aufs neue eine Kunst bewundern muß, die auch bei solchem Vorwurf in letzter Linie nur komisch, also nur befreiend, nicht verletzend wirkt.

Zwei Gebiete aber sind es hauptsächlich, auf denen Oberländers Kunst so recht heimisch ist: die Welt der Kinder und das große Reich der Tiere. In seinen Kinderbildern weht nicht ganz die gleiche Luft wie in den unsterblichen Blättern von „Max und Moritz". Sie sind zahmer, gemütlicher. Der Künstler wählt nicht nur die aggressiven und



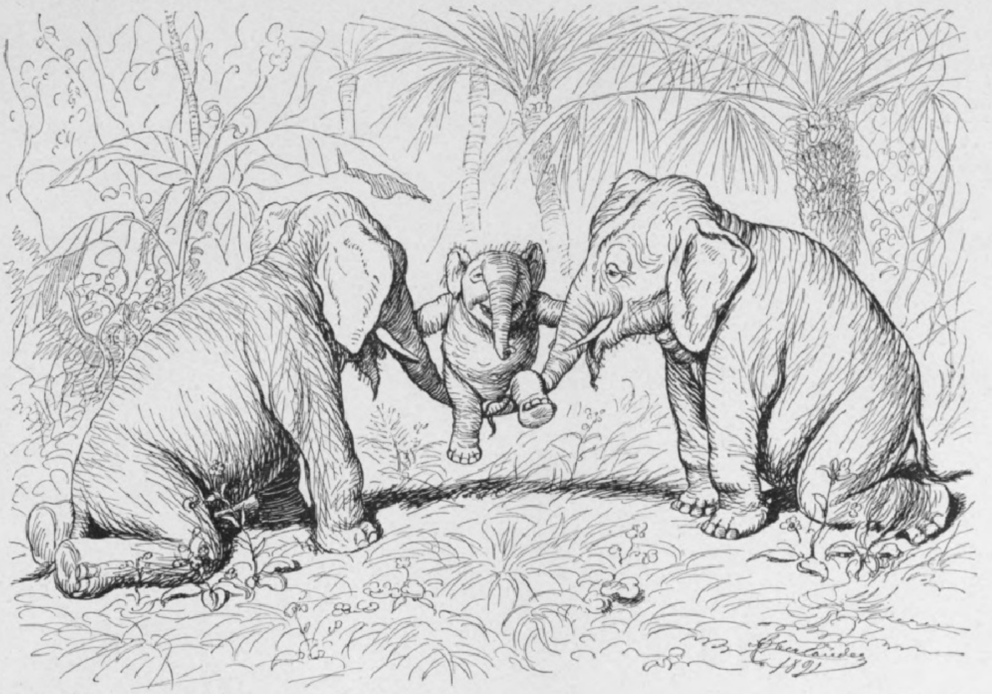
Adolf Oberländer — Das zerstreute Liebespaar

destruktiven Tendenzen der lieben Jugend zum Gegenstand seiner Darstellung, obwohl es auch an solchen Bildern nicht fehlt; die kleinen Leiden und Freuden in der Schule, auf dem Spielplatz in mehr oder minder sicherer Hut von Kindermädchen und Erzieherinnen, die Freuden der Landpartien, alles das hat er mit einer gewissen Behäbigkeit und Freude am bürgerlichen Kleinleben geschildert. In der Tierkarikatur hat Oberländer wohl sein Bestes geleistet. Keinem Künstler ist es so gelungen, die Tiere zu vermenschlichen, ohne ihrer äußeren Erscheinung irgendwelche Gewalt anzutun, wie ihm. Es ist ein ganz eigner Reiz, in den Tierleibern spezifisch menschliche Regungen walten zu sehen, Aeußerungen von ihnen zu erleben, die unserm Verstande widersprechen, unserm Gefühl aber trotzdem entgegenkommen.

Die Zahl der Oberländerschen Tierbilder ist beinahe unendlich. Vom Schoßhund bis zum Löwen und Elefanten, die er mit Vorliebe zeichnet, sind so ziemlich alle Vierfüßler vertreten. Der Frosch wird unter seinen Händen zum gefühlvollen Melancholiker, der Marabu zum Philosophen, der Storch zum Familienvater, ja sogar die Scharen der Flöhe verwandeln sich zu einer Schwadron anreitender Ulanen. Die Zeichnung vom Viehmarkt in Timbuktu mit der ins Orientalische umgedichteten Silhouette von München im Hintergrunde gehört zu seinen allerbesten Leistungen.



Adolf Oberländer — Der Clown als Rekrut („Rumpf rückwärts beugt!" ...)



Adolf Oberländer — Urwald-Idylle

Als Oberländer im Jahre 1861 auf die Münchner Akademie kam, wollte er natürlich Maler werden. Daß er im Atelier von Piloty nicht das fand, was er suchte, war nur natürlich. Aber erst unter dem Drange der Not, im Kampf um die Existenz schlich er sich von der Staffelei fort und begann zu zeichnen, um Geld zu verdienen. Er gesellte sich dem Stab der „Fliegenden Blätter“ zu und war lange Jahre hindurch einer der eifrigsten und jedenfalls der bedeutendste Mitarbeiter unsers vornehmsten Witzblattes. Erst in reiferen Jahren, nachdem sein Name bereits einen guten Klang in der ganzen Welt hatte, trat er wieder mit Gemälden vor die Oeffentlichkeit.

Zugleich mit dem Element der Farbe kommt ein gewisser romantischer Zug in seine Kunst, das wirkliche Leben tritt zurück, und an Stelle der Alltagsmenschen treten allerlei kleine Engelchen, ganz allerliebste Kerlchen, und Faune, die eine entfernte Aehnlichkeit mit den Böcklinschen Waldmenschen haben. Vor allem aber sind es wieder Tiere, die auch in seinen Gemälden eine Hauptrolle spielen. Eines der besten stellt einen Faun dar, der eben mit innigem Behagen eine Traube verschluckt, während einem jungen Löwen, der ihm voller Neid zuschaut, das Wasser im Munde zusammenläuft. Die Farbe schließt eine drastische komische Wirkung so gut wie aus, weil sie das Bild der Wirklichkeit von vornherein viel näher stellt und dadurch den Künstler in seiner Freiheit beschränkt. Darum haben auch seine Bilder nicht die elementare Wirkung wie die schwarz-weißen Blätter, obwohl sich Oberländer auch in seinen Gemälden mehr als eigentlicher Zeichner offenbart: die Verwendung der Farbe ist nur sparsam, meistens bedient er sich der Guasch- oder der Temperatechnik mit dünnem, flüssigem Auftrag. Manch intimes Kunstwerk von feinen bescheidenen Reizen ist so in den letzten Jahren entstanden, und Oberländers Bilder haben auf den Münchner Ausstellungen immer schnell Käufer gefunden. Es ist dem alternden Manne zu gönnen, daß er jetzt nach Jahrzehnten zu der Lieblingsidee seiner Jugendjahre zurückkehren und die Feder wieder mit dem Pinsel vertauschen konnte. Aber mancher seiner Bewunderer — und wer wäre das nicht — wird wohl im begreiflichen Egoismus das Schicksal insgeheim segnen, daß es den werdenden Künstler etwas hart anfaßte und so ihn auf einen Weg führte, der zur Entwicklung seiner Begabung jedenfalls der beste war.

Ein Aufsatz, der den sechzigsten Geburtstag eines Künstlers feiern soll, wäre unvollständig, wenn er nicht auch wenigstens ein paar Worte über seinen Lebensgang enthielte. Ueber Oberländers Leben ist wenig zu sagen. Im Gegensatz zu dem Reichtum, der Vielseitigkeit seiner Kunst ist sein äußeres Leben einfach und geradlinig verlaufen. Am 1. Oktober 1845 wurde Oberländer in Regensburg als Sohn des dortigen Organisten geboren. In frühen Jahren kam er bereits infolge der Versetzung des Vaters mit seiner Familie nach München, und die Isarstadt ist nicht nur der Schauplatz seiner Triumphe geworden, sie hat ihm auch die Motive in Hülle und Fülle geboten. Der Knabe erhielt natürlich eine sorgsame musikalische Ausbildung, und es wäre eine anziehende Aufgabe, den musikalischen Elementen in Oberländers späteren Zeichnungen einmal nachzuspüren. Auch ihm blieb der Kampf um den Beruf nicht erspart. Der Vater, selbst Künstler, kannte die Schattenseiten von Künstlers Erdenwallen und drängte zu der Wahl eines sicheren, gewinnbringenden Berufs. Der junge Oberländer besuchte dann auch eine Zeitlang die Handelsschule in München, aber er fühlte sich unglücklich in der Welt des Nutzens und setzte es endlich bei seiner Familie durch, daß er seinem inneren Drange folgen konnte. Im Jahre 1861 bezog er die Akademie und errang mit einer Komposition biblischen Inhalts, welche die Akademie heute noch aufbewahrt, einen Preis. Auch nachdem er Pilotys Atelier verlassen hatte, malte er noch fleißig, aber seine Bilder kleinen Formats wurden erdrückt von der Wucht der großen Historiengemälde, die damals Mode waren, und so zog er sich immer mehr von der Malerei zurück, um in stiller Selbstbescheidung zu einem der liebenswürdigsten Künstler unsrer Zeit heranzureifen. Ein ernst-heiterer Mann, der mit ruhigem Lächeln sich anschickt, die Schwelle des Alters zu überschreiten, steht Oberländer heute vor uns. Viel hat er geleistet, und aus seinem Auge spricht auch heute noch eine ruhige Zuversicht, die auf neue Ernten im Herbst des Lebens hoffen läßt.



Adolf Oberländer — Der guten Tante Eulalia Lieblingsspiel



Kirchgang holländi

Nach dem Gemälde von Nico



er Waisenmädchen

n der Waay (Amsterdam)

Potts und ihre Hühner

Eine komische Geschichte

von

Gustav Falke

(Schluß)

Schönmaus hatte die Hühner gebracht, einen Tag später. Er wäre am Sonntag „nicht auf dem Damm“ gewesen. „Das kommt vor,“ sagte Pott, und Schönmaus sah ihn an, als wollte er sagen: Wie meinst du das?

Die Hühner waren also da. Zwölf Hühner und ein Hahn, eng in einen kleinen Korb zusammengepfercht, hatte Schönmaus auf der Schiebkarre gebracht. Schweigend, in tiefer Bewegung umstanden Potts den Korb. Auch Schönmaus sagte kein Wort. Selbst die Hühner verhielten sich schweigend. Es war ein feierlicher Moment, dessen Bedeutung alle Beteiligten zu empfinden schienen. Eng aneinander und aufeinander gerückt hockten die Hühner. Der Hahn, ein kleiner, magerer Herr mit kurzen Schwanzfedern, streckte den Hals lang aus seinem etwas schmutzigen Federkragen heraus.

Plötzlich unterbrach Frau Pott die Stille:

„Warum kneift die gelbe Henne immer die Augen so zu? Die ist doch nicht krank?“

„Allens gesunde Hühner,“ sagte Schönmaus. „Das tut sie doch woll man so.“

„Das tun sie oft,“ sagte Minna. „Das tun die Hühner immer.“

Schönmaus brachte jetzt Bewegung unter die Tiere, indem er sie ein bei ein aus dem Korb holte und in den Stall setzte.

„Welche legen nun schon?“ fragte Frau Pott.

„Das kann ich nun grad' nich sagen,“ antwortete Schönmaus. „Aberst vier legen all, und die andern fungen auch woll bald an.“

„Ich glaub', die legt schon,“ rief Frau Pott zuversichtlich und zeigte auf ein dickes weißes Huhn.

„Welche?“ fragte Pott.

„Die weiße!“

„Die da oben?“

„Ach, nein! Die da, die dicke mit den Beinen.“

„Beine haben sie alle.“

„Ich mein', mit den Federn um die Füße.“

„Ach die!“

Pott betrachtete liebevoll das dicke Huhn.

„Als ob es Hosen anhätt',“ sagte er.

Minna lachte laut auf.

„Das ist 'ne besondere Rasse,“ sagte Pott. „Herr Schönmaus, was ist das doch für'n Huhn?“

„Das da?“ fragte Schönmaus unsicher. „Das weiß ich auch nich. Ich kenn' ihr auch nich so genau. Die hat man viel, solche Hühner.“

„Cochinchina,“ sagte Pott zaghaft, fast schamhaft.

„Ist woll auch,“ meinte Schönmaus. „Köchinschina. Gute Sorten sind das all.“

Damit packte er seinen leeren Korb wieder auf die Karre und schob ab.

Wenn ein Mann wie Schönmaus sagt, „ist woll auch“, so hat das in den Augen von Leuten wie Potts die Beweiskraft einer wissenschaftlichen Wahrheit. Die Rasse des einen Huhnes war festgestellt, unbestreitbar. Aber die andern Hühner, die kleinen schwarzen? Potts zogen die „Kurzgefaßte“ zu Rate und entschieden sich für Minorcas. Bei den „melierten“ schwankten sie zwischen „rebhuhnfarbigen Italienern“ und ganz gewöhnlichem „Landhuhn“, neigten aber mehr zu Italienern. Und der Hahn — ja, gewisse Probleme lassen sich überhaupt nicht lösen. Potts Hahn war entschieden problematischer Natur, und Pott sprach das auch aus.

„Was ist das?“ fragte Frau Pott. „Problematische Natur?“ Und Minna sah ihren Herrn wissensdurstig von der Seite an. Ihre Eltern hatten auch Hühner gehalten, sie war unter Hühnern groß geworden, aber von „problematisch“ hatte auch sie nie etwas gehört. ‚Was es doch all für Krankheiten gibt,‘ dachte sie.

Pott war kein Lehrtalent. Er geriet immer in Verlegenheit, wenn er etwas erklären sollte. Er holte dann gewöhnlich weit aus und liebte es, entlegene Vergleiche heranzuziehen.

„Problematisch ist,“ begann er nach kurzem Räuspern, „wenn man — zum Beispiel — wie soll ich sagen — na ja — du weißt ja doch — das liest man doch fast täglich in den Zeitungen.“

„Du tüterst schon wieder, Pott,“ sagte seine Frau.

„Tütern? Tütern? Bitte sehr, liebes Kind. Problematisch ist etwas, woraus man nicht recht klug werden kann.“

„Dann bist du auch problematisch,“ sagte Frau Pott spitz.

Pott stutzte, und Minna wurde rot. Sie wußte nicht recht, war dies ein ehelicher Zwist, oder war es eine gelehrte Unterhaltung, zu hoch für ihren einfachen Kopf. Sie fühlte sich überflüssig, gedemütigt in ihrer Unwissenheit und schwenkte ab und ging in ihre Küche.

Potts aber standen und sahen stumm auf die Hühner. Er mit den Händen in den Hosentaschen und mit einem mokanten Lächeln, das so viel sagte als: „Nette Gesellschaft, diese Eierleger!“ Sie mit einem großen, alles einheimsenden, berechnenden Blick: „Alles m e i n e Hühner.“ Auf jedem Tier blieb ihr Blick wie zählend haften, längere Zeit, als zählte sie gleich die Eier mit, die das Huhn vermutlich legen würde. Und auf einmal rief sie aufgeregt: „Guck mal! guck mal!“

Zwei Hühner, ein kleines, gedrungenes, schwarzes mit einem kleinen krausen Poll und ein großes, schlankes, graues hatten sich veruneinigt und sprangen mit Schnabelhieben gegeneinander. Das kleine schwarze behielt die Oberhand und jagte das große mit gesträubtem Gefieder um den Hof.

„Kisch, kisch, kisch,“ machte Frau Pott und wehte mit der Schürze.

Die beiden Hühner ließen voneinander ab, und als ob dieses böse Beispiel von Unverträglichkeit einen beschämenden Eindruck auf sie gemacht hätte, gingen Potts zärtlich umschlungen ins Haus.

*

Potts Hühner erwiesen sich als Landhühner, als ganz gewöhnliche Landhühner. Nun heißt es in der „Kurzgefaßten Anleitung“ vom Landhuhn: „Ein einheitliches deutsches Landhuhn hat wohl nie bestanden, denn schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichten von mannigfach verschiedenen Formen.“

Wenn das schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichteten, wie konnten Potts, die doch im Anfang des zwanzigsten lebten, sich über die mannigfach verschiedenen Formen ihrer Hühner wundern. Die Zeit macht eben etwas aus, und zwei Jahrhunderte gehen an keinem Huhn spurlos vorüber. Und weiter sagt die „Kurzgefaßte“:

„Als Produkt der umgebenden Verhältnisse war das Landhuhn an das deutsche Klima gewöhnt und leistete Anerkennenswertes im Legen.“

Hierauf bauten Potts ihre Hoffnungen, ja der folgende Satz gab dazu sogar eine rechnerische Unterlage:

„Lenz berichtet von seinen Landhühnern, daß sie im Durchschnitt hundertundfünfzig Eier pro Kopf und Jahr legten.“

Wer ist Lenz? Was Lenzens Hühner können, werden Potts Hühner auch können. Zwölf mal hundertundfünfzig Eier, das gab im Jahr achtzehnhundert Eier. O, wie sehnten Potts das erste Ei herbei; die andern würden schon folgen.

Und endlich sagte die „Kurzgefaßte“ noch:

„Durch die zuteil gewordene Vernachlässigung ist es in vielen Gegenden gänzlich verschwunden, beziehungsweise in dem importierten Geflügel aufgegangen. Indes hat sich immer noch unter verständnisvoller Pflege eine Reihe konstanter Schläge erhalten, die man als deutsche Hühnerrassen bezeichnet, obgleich einzelne von ihnen unleugbar durch Zuführung fremden Blutes entstanden sind.“

Das galt nun unleugbar auch von Potts Hühnern. Sie spotteten aller Bemühung, sie in bestimmte Schläge einzuteilen. Nur die Praktiker aus der Nachbarschaft, wie der Milchmann und der Brotmann, behaupteten mit wissenschaftlicher Bestimmtheit: „Dat sünd ganz gewöhnliche Höhner.“

Potts ertrugen diesen Schlag mit Seelengröße. Heimlich sprachen sie freilich noch von Wyandotts, Minorcas und Dorkings, wie man in Dämmerstunden von einer toten Liebe spricht, öffentlich aber bekehrten sie sich zum Landhuhn. Ja, selbst die einzige Henne, die einige verkümmerte Rassenmerkmale aufwies, wurde nicht mehr als „Cochinchina“ bezeichnet, sondern hieß einfach das „Büchsenhuhn“. Pott hatte ihm diesen Namen gegeben von wegen der komischen Federbeinkleider. Wenn er so vor dem Drahtgitter des Hühnerhofes stand, die Hände in den Hosentaschen, ahnte er nicht, welche Aehnlichkeit er selbst von hinten mit dem Büchsenhuhn hatte.

Pott begnügte sich mit diesem Teil der Hühnerzucht, mit den stillen Beobachtungen am Gitter. Er hatte seinen Spaß an der Gefräßigkeit der Tiere und an dem ewigen Kratzen und Scharren und Picken. Er studierte die verschiedenen Temperamente und Charaktere. Die alte Dame, der er den unschönen Namen gegeben hatte, war das Phlegma selber, wenn man ihrem Alter auch schon eine gewisse Ruhe und Würde zugute halten mußte. Wenn Potts sie im Anfang für jung gehalten hatten, so war es nicht ihre Schuld; sie hatte nie Allüren der Jugend zur Schau getragen, aus ihrem Alter kein Hehl gemacht. Ganz anders war Johanna, die schwarze, gedrungene mit dem Poll. Sie war flink und etwas frech, betrug sich wie ein vorlauter Backfisch. Aber man konnte ihr nicht böse sein, es stand ihr gut. Vor allem war sie tapfer und hielt die große graue noch immer in Furcht und Gehorsam. So betrug sich jedes Huhn anders und gab Pott Stoff zu allerlei psychologischen Betrachtungen. Ueber den Hahn ärgerte er sich. Er war ihm schon nicht mehr problematisch. Er hatte ihn durchschaut. Er war nichts weiter als eine plebejische Natur ohne jede Ritterlichkeit, eine häßliche Seele in einem häßlichen Körper. Er war gefräßig und mißgünstig und sorgte zuerst für sich. Ein ordentlicher Hahn aber ist der Versorger der Seinen. Vor allem ist er ein Gentleman.

„Du, Dele, der Hahn ist ein ganz gemeiner Kerl,“ sagte Pott entrüstet. „Mit dem sind wir angeführt.“

„Ich fürchte, wir sind überhaupt angeführt,“ sagte Frau Pott. „Nun haben wir die Hühner schon vierzehn Tage und immer noch kein Ei.“

„Wird schon kommen,“ sagte Pott. „Sie müssen sich erst akklimatisieren.“

*

Eines Morgens kam Minna aufgeregt aus dem Hühnerstall.

„Ich weiß nicht, Frau Pott, die gelbe, die kommt mich so komisch vor. Die kneift die Augen immer so.“

Frau Pott stürzte in den Stall.

„Die ist krank, Minna! Die ist entschieden krank! Wenn das man nicht ansteckend ist.“

Minna mußte jedes Huhn greifen, und jedes wurde einer eingehenden Besichtigung unterworfen.

„Wenn sie man nicht alle krank sind, Minna.“

„Nein, Frau Pott. Die andern sind gesund,“ sagte Minna. „Allens noch rote Kämme. Rote Kämme ist 'n Zeichen von Gesundheit.“

Frau Pott warf einen prüfenden Blick auf das kranke Huhn. Ja, dessen Kamm war wirklich etwas blasser. Minna fand es zwar nicht, aber Frau Potts Auge war da schärfer.

„Pott,“ sagte sie klagend zu ihrem Mann, „die Hühner sind krank.“

Pott war ganz Mitgefühl.

Er holte selbst die „Kurzgefaßte“ herbei. Da waren nicht weniger als zweiundzwanzig Hühnerkrankheiten beschrieben. Und gar tröstlich begann das Kapitel: „Auch bei der Hühnerzucht lassen sich Krankheiten leichter verhüten als heilen. Man trenne die kränkelnden Tiere sofort von den gesunden. Handelt es sich nicht um besonders wertvolle Rassetiere, so töte man sie lieber, um noch das Fleisch zu retten.“

Einen Augenblick schwankte Frau Pott und war für die Rettung des Fleisches, aber dann sagte sie bestimmt: „Erst will ich mal sehen, ob ich sie nicht durchkriege.“

Pott konnte sich so schnell keine Meinung bilden. Teils weil der Fall wirklich sehr schwierig, teils weil er den Hühnern gegenüber schon etwas apathisch geworden war. Ihm fehlte die große, energische Seele seiner Frau, die nicht losließ, was sie einmal umklammert hatte, die lieber neben der Leiche des letzten Huhnes verblutete, als ruhmlos das Feld räumte. Freilich darf man, um Pott Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht vergessen, daß er durch harte Prüfungen gegangen war, bevor seine sittliche Kraft in diesem Punkte erlahmte. Wir wollen keinen Stein auf ihn werfen. Wenn er des Morgens erwachte, galt Frau Adelens erstes Wort den Hühnern. Früher hatte es Pott gegolten. Setzte sich Pott an den Frühstückstisch, klagte Frau Adele, daß ihr Frühstücksei noch immer von fremden Hühnern gelegt werden müßte. Die mittägliche Würze der Unterhaltung waren die Hühner. Und so ging es durch den Tag. Und rang sich nach dem Gutenachtkuß noch ein letztes Wort dumpf und klagend aus Frau Adelens Kissen, es galt den Hühnern. Und war Pott entschlummert, öffneten sich seltsame, niegesehene Hühnerställe und ließen ihre Bewohner durch seine Träume gackeln. Also werfen wir keinen Stein auf Pott.

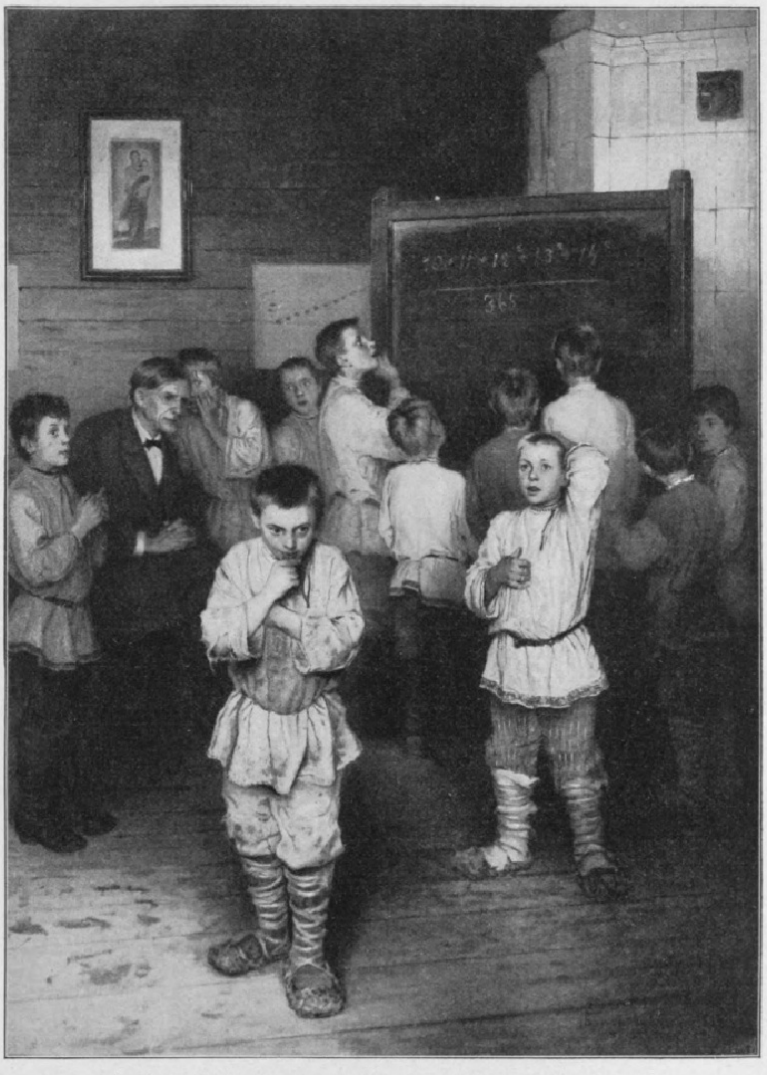
In Frau Adele aber lernen wir jetzt immer mehr eine wahrhaft heldische Seele verehren. Nachdem sie sich noch einmal gründlich in das Kapitel über die Krankheiten der Hühner im allgemeinen und ihrer Augenkrankheiten im besonderen vertieft hatte, schien es ihr nicht unmöglich, daß ihre Pfleglinge alle Krankheiten auf einmal hatten. Nach diesem Resultat ihrer Studien nahm sie energisch das kränkste Huhn auf den Arm, hieß Minna ein gleiches mit einem andern tun und ging von Haus zu Haus zu allen Nachbarn, die Hühner hielten.

„Entschuldigen Sie, mein Name ist Frau Pott. Können Sie mir vielleicht sagen, ob dieses Huhn die Cholera hat?“

Auf diese Weise stellte Frau Pott fest, daß ihre Hühner keine Cholera hätten, sondern einen Schnupfen, der durchaus nicht gefährlich, aber ein untrügliches Zeichen von beginnender Diphtheritis wäre. Die Polizei würde wohl ihren Stall schließen lassen, der Ansteckung wegen. Sollte es aber nur Bronchialkatarrh sein, so hülfe Inhalieren von Terpentindämpfen ganz vorzüglich. Bei Verdauungsstörungen gäbe man gern Rizinusöl, und Kalkbeine wären leicht zu heilen.

Als Frau Pott mit Minna wieder nach Hause kam, entschied sie sich kurz entschlossen für Bronchialkatarrh. Die Hühner sollten inhalieren.

*



Die Rechenstunde. Nach dem Gemälde von N. P. Bogdanoff-Bielski

Wenn bei Epidemien die einfachsten sanitären Schutzmaßregeln verabsäumt werden, können ganze Ortschaften aussterben, ja ein ganzes Volk in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt werden. Absonderung der Kranken ist die erste Pflicht. Da hat sich das Barackensystem ausgezeichnet bewährt. Aber bei Potts fehlte es hierzu an Platz. Wohin da mit den Kranken? In den Keller! Potts hatten Zentralheizung. Der Keller war warm, ein nahezu ideales Krankenhaus. Dahinein wurden die Kranken gesetzt; es waren mittlerweile fünf geworden, die mit tränenden oder ganz geschlossenen Augen und mit aufgeblustertem Gefieder still auf einem Platz hockten.

Minna mußte den Stall mit Kalkmilch desinfizieren, und die gesunden Hühner wurden so lange in einen gewissen Raum gesperrt, der sonst in einem Hühnerleben keine Rolle zu spielen pflegt.

Pott machte eine mißliebige Bemerkung, aber Frau Pott beschämte ihn. „Opfer müssen wir alle bringen,“ sagte sie. „Uebrigens ist es nur auf höchstens zwei Stunden.“

‚In zwei Stunden kann sich manches ereignen,‘ dachte Pott. Aber er schwieg.

*

Von zwölf Hühnern waren drei tot und fünf krank. De mortuis nil nisi bene. War auch das eine der verstorbenen gefräßig und feige gewesen, so wußte man doch nicht, ob nicht erbliche Belastung an dieser unerfreulichen Trübung seines Charakters schuld trug. Richten wir nicht! Alle drei wurden, sowie sie gestorben waren, sofort beerdigt. Keines nahm den Umweg durch Frau Potts Suppentopf. Im Leben Märtyrer, im Tode Auserwählte, schliefen sie den Schlaf des gerechten Huhnes im Schatten der Pottschen Gartenplanke.

Um die Kranken war Frau Pott mit rührender Sorge bemüht. Eines bekam Rizinus, einem andern wurden die Augen täglich mit Kamillen gewaschen, ein drittes wurde mit Höllenstein gebeizt und zwei inhalierten; eng aneinander geschmiegt saßen sie unter Frau Potts altem Umschlagetuch und atmeten geduldig die aufsteigenden Terpentindämpfe.

Daß unter so ausgedehnter klinischer Tätigkeit die hausfraulichen Obliegenheiten nicht mehr litten, als es der Fall war, nimmt einen weniger an Betriebsamkeit gewöhnten Menschen wunder. Denn was sagte es viel, wenn Pott einmal eine halbe Stunde auf den Kaffee warten mußte, die Kartoffeln mal ohne Salz auf den Tisch kamen oder ein abgerissener Knopf nicht gleich in der ersten Woche wieder befestigt wurde. Das Heil, das den Hühnern widerfuhr, warf einen flüchtigen Schatten auf Potts Lebensweg, das soll nicht geleugnet werden, und wer jahrelang im Alleinbesitz einer Liebe war, fühlt es gewiß, wenn er sie spät noch mit andern teilen soll. Aber den Ausschlag gibt doch, wer sind diese andern? Sind sie es wert, daß wir ihnen Opfer bringen, daß wir ihretwegen leiden? Und da hätte Pott erkennen sollen, daß es mit der Anschaffung einer „Kurzgefaßten Anleitung“, mit platonischer Rasseschwärmerei und psychologischen Studien allein nicht getan ist, sondern daß ein Betrieb von so eminent wirtschaftlicher Bedeutung wie die Hühnerzucht noch ein mehreres erfordert. Und hier ließ es Pott an der nötigen Einsicht fehlen. Von diesem Vorwurf können wir ihn nicht freisprechen. Pott wurde mißvergnügt Sein reiner Blick für die Dinge und Personen dieser Welt trübte sich, er wurde kleinlich und ungerecht. Er warf Frau Pott vor, daß die Kartoffeln nicht gesalzen seien, schalt mit Minna, wenn seine Stiefeln nicht geputzt waren, und glaubte ein Recht zum Unwillen zu haben, wenn die Lampe ungefüllt auf seinem Schreibtisch stand.

> „Wie schön ist doch ein helles Licht,
> Die Lampe brennt mal wieder nicht“

reimte er dann so aus dem Stegreif mit anzüglicher Betonung.

> „Kartoffeln ißt man ohne Salz.
> Beim Ei bekommt man's allenfalls.“

> „Gar herrlich ist die Hühnerzucht,
> Wenn man sie erst mal recht versucht.“

> „O, welche Lust, ein Huhn zu sein,
> Selbst Rizinus bekommt man ein.“

Solche Anzüglichkeiten überhörte Frau Pott entweder, oder sie war groß genug, darüber zu lachen. Als aber Pott sich so weit vergaß, ihr in Prosa Vorwürfe zu machen, er fühle sich zurückgesetzt, der ganze Hausstand ginge noch über die verdammten Hühner zum — „Deubel“, da schrie die gekränkte Gattin und Hausfrau in ihr auf.

„Pott!“ rief sie.

„Pott ist leicht gesagt,“ höhnte er, „aber deswegen bleibt's doch wahr!“

„Pott, du versündigst dich,“ sagte Frau Adele kalt und ging in die Klinik.

Das war an einem Sonntagmorgen. Als Potts mittags vor ihrem Braten saßen und sich vor diesem, wie gewöhnlich, die Spannung der Woche in eine weichere, feiertägliche Stimmung löste, wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und Minna stürzte in höchster Aufregung ins Zimmer.

„Ein Ei! Ein Ei!“ rief sie.

„Ein Ei?“

Frau Pott wurde blaß vor Erregung. Sie erhob sich, schwankte auf Minna zu mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde, als wolle sie das Ei sofort verschlingen.

„Ein Ei? Wo? Wo ist es?“

Ihre Augen irrten in fiebernder Hast an Minna hinab und hinauf. Aber Minna hatte das Ei nicht bei sich.

„Ich hab' es noch liegen gelassen. Sie sollten es sich selbst holen,“ sagte die gute, treue Seele.

„Was macht mich das fürn'n Spaß,“ setzte sie glücklich hinzu. „Ich glaub', die alte weiße ist es gewesen.“

„Die alte?“ fragte Frau Pott.

„Das Büchsenhuhn?“ jubelte Pott, der die ganze Größe der Situation sofort erfaßt hatte.

*

Wenn man im hohen Alter noch ein Ei legt, darf man schon etwas lauter gackeln. Die alte Henne tat es nicht. Sie dachte wahrscheinlich: ‚Wozu noch? War das nötig? Du bist alt. Das hätte dir erspart bleiben sollen.‘

Ach, sie konnte nicht ahnen, was für ein Ei sie gelegt hatte, konnte nicht ahnen, daß sie, das Büchsenhuhn, die Mutter des jungen Friedens war, der, ihrem Ei entschlüpfend, dem schwergeprüften Pottschen Ehepaar seinen erquicklichen Segen brachte.

Aneinander geschmiegt, Minna als dritte im Bunde, standen Potts im Hühnerstall und sahen gerührt auf das Ei.

„Ein Ei, Pott!“ sagte Frau Adele weich.

„Und was für'n großes!“ rief Minna.

Pott sagte nichts. Er war zu bewegt. Er empfand instinktiv, daß dieses Ei einen Wendepunkt in ihrem Dasein bedeutete, eine Epoche in der Hühnerzucht, deren wirtschaftliche Bedeutung wieder in ihrer ganzen Größe vor ihm aufstieg. Und als Frau Pott nun gar mit einem zärtlichen Blick auf das Ei sagte: „Das sollst du heut abend haben, Pott,“ da drückte er sie wortlos an sich und küßte sie.

Aphorismen

Es gibt nichts Unsinniges auf der Welt, sondern nur Beschränktes.

*

Was den wirklichen Künstler jung erhält, ist die fortblühende Fähigkeit, immer von neuem zu — lernen.

*

Das ist der wahre Leser, der aus jedem schlechten Buch ein gutes herausliest.

Paul Garin



Käufer vor einer Baumwollmühle

Baumwollernte in den Vereinigten Staaten

Von

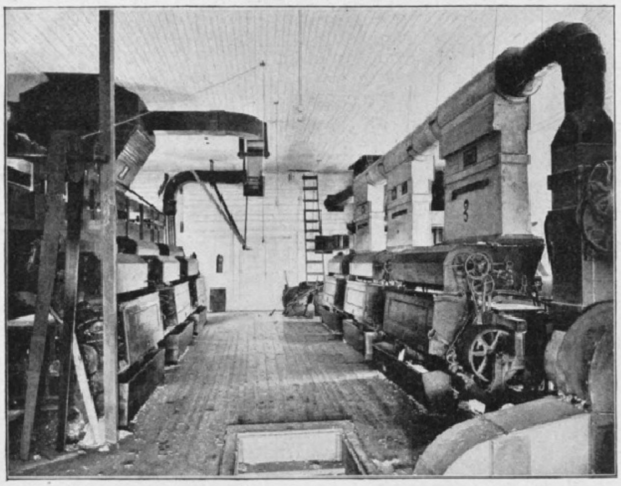
F. Baumgarten

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Solange es Menschen gibt, gibt es Gewebe. Schon die alten Götter waren nicht unbekleidet. Es blieb der Neuzeit vorbehalten, sie, die so behaglich warm im Olymp gesessen hatten, im Verein mit beträchtlich später geborenen Göttern, als es längst die kompliziertesten Maschinen für Gewebe aller Art gab, nackt und bloß allen Unbilden der Witterung und den erstaunten Blicken der Menschheit preiszugeben. Den neuesten Forschungen zufolge soll das Sündenröcklein des ersten Menschenpaares auch durchaus nicht von grüner Farbe, sondern von schneeiger Weiße gewesen sein, da in den paradiesischen Gefilden die Baumwolle wild wuchs und gar fröhlich gedieh.

Tatsache ist, daß schon Jahrtausende vor Christus in Aegypten Baumwollgewebe hergestellt wurden, wie die Binden der Mumien beweisen, und Josephs Mantel, den er zur Rettung seiner Tugend im Stich ließ, war wahrscheinlich ebenfalls aus Baumwolle. Die Chinesen holten sich dreitausend Jahre vor Christus das Rohmaterial zu ihren Baumwollgeweben aus Indien, und die Griechen ihre Gangetikoi, feinste Musseline, vom Ganges. Die Karthager errichteten große Baumwollmanufakturen auf Malta, und die Gewebe der Insel Kos waren im Altertum hochberühmt. Die Mauren brachten Baumwolle nach Spanien und die Venezianer führten im vierzehnten Jahrhundert die Baumwollweberei ein. Im Mittelalter waren Augsburg, Gent und Brügge die Hauptstapelplätze für Baumwolle und ihre Verarbeitung. Die Baumwollweberei blieb aber stets gegen die Woll- und Leineweberei zurück, bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Reihe der Produzenten eintraten und ein halbes Jahrhundert später schon den Ruf in die Welt hinausschmetterten: „Cotton is King!“

Die Zeit der Baumwollernte ist ein Freudenfest für den „Sunny South“, die Südstaaten Nordamerikas. Ein wahrer Freudentaumel beginnt. Alles gerät ins Zeichen des Bargeldes. Der schwarze Baumwollpflücker kann seiner Leidenschaft für Würfel und ähnliche aufregende Dinge frönen, die Frauen sich und ihre Babies in grellfarbige neue Gewänder hüllen und der Pflanzer den Lohn für neun Monate der Sorge und Arbeit und Ungewißheit einstreichen. Er kann seine Rechnung bei dem Großhändler, bei dem er gewöhnlich tief in der Kreide steht, ins reine bringen, der, wenn er sich nicht verspekuliert und zu teuer einkauft, nun ebenfalls sein Schäfchen schert. Die Wechsel bei den Banken werden eingelöst, und der Gewinn an Zinsen für diese ist ein beträchtlicher. Der ganze Süden schwimmt in Gold, und Handel und Gewerbe blühen.



Maschinen zum Reinigen der Baumwolle

Wissenschaft und Erfindung haben viel getan, um den Landwirt in den Stand zu setzen, seine Ernte zu vergrößern und die Kosten zu verringern. Am Baumwollfelde aber sind beide gescheitert. Der Anbau und das Einsammeln der Baumwolle wird heute noch ebenso gehandhabt wie vor Hunderten und Tausenden von Jahren. Freilich, der alte Holzpflug hat dem modernen Stahlpfluge weichen müssen, und der Samen wird statt mit der Hand mit der Maschine dem Boden anvertraut. Aber die junge Pflanze muß mit der Hand behackt und die Baumwolle eingesammelt werden wie von jeher, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß hier eine Aenderung eintritt. Bisher hat sich noch niemand gefunden, der das Problem einer Pflückmaschine gelöst hätte. Unzählige haben Versuche angestellt, geglückt ist es keinem. Erfindungen aller Art sind probiert worden, keine hat sich bewährt, keine so billig, gründlich und schnell gearbeitet wie der Neger. Hier hat die Natur einen Riegel vorgeschoben. Die Baumwollernte beginnt im September. Die Kapseln der unteren Zweige reifen zuerst, während die der oberen erst Mitte Dezember geerntet werden können, wenn nicht der Frost, der oft auch den sonnigen Süden Amerikas nicht verschont, verheerenden Schaden anrichtet. Eine Maschine müßte nun also imstande sein, reif von unreif zu unterscheiden; sie dürfte weder die Blätter abreißen noch die Staude beschädigen, und schließlich müßte sie ein außerordentlich geringes Gewicht haben, um in dem der Baumwolle nötigen sehr weichen Boden nicht einzusinken. Eine solche Maschine mit fast menschlichem Verstande ist nach unserm Ermessen wohl kaum erfindbar, und so wird der „Darky“ wohl für alle Zeiten dem Pflanzer unentbehrlich bleiben. In früheren Zeiten, ehe die Negersklaven mit Blut und Eisen befreit wurden, stand sich der Pflanzer naturgemäß bedeutend besser als heute, wo das Negervolk ebenfalls von der Sehnsucht nach der Großstadt ergriffen worden ist. Zur Sklavenzeit wurde die Bearbeitung, das Pflügen, Pflanzen, Behacken und Ernten von 10 Morgen als angemessene Arbeit für einen Neger angesehen. Heute ist es eine schwierige Sache, den von Natur faulen Schwarzen zu einer höheren Leistung als 7 Morgen anzuspornen. Viele der Pflanzer machen mit ihren Negern Verträge auf Halbpart. Sie überweisen ihnen eine Anzahl Morgen je nach Zahl der arbeitsfähigen Mitglieder der Familie, stellen alle Gerätschaften, Zugtiere, Samen und Dünger und teilen mit ihnen den Ertrag der Ernte. Andre zahlen einen halben Dollar Tagelohn oder mischen beide Methoden. Der Lohn wird wöchentlich, halb- oder ganzmonatlich bezahlt, doch ist es vorzuziehen, die kürzeste Periode zu wählen, denn das Gedächtnis des Negers ist kurz und unverläßlich, und es ist klug, Dispute zu vermeiden. Wird er gereizt, so läßt er den Pflanzer einfach im Stich und läuft nach der Großstadt, sich leichteren Verdienst zu suchen. Auf den größeren Plantagen erhalten die Neger alles, was sie zum Leben gebrauchen. Was ihnen nicht zuwächst, bekommen sie in dem vom Eigentümer eingerichteten Allerweltsladen auf Kredit bis nach der Ernte, wo abgerechnet wird. Zur Erntezeit wird geworben, was nur einigermaßen arbeitsfähig ist, Kind und Kegel, alt und jung. Genügend Arbeitskräfte zu finden, ist oft schwer, da nun auch der Flußdienst beginnt und die Dampfergesellschaften des Mississippi und seiner Nebenflüsse eine fieberhafte Tätigkeit entfalten, die Baumwolle in die Handelszentren zu transportieren. Sie werben ihre Mannschaften ebenfalls unter den Negern, denn diese sind die denkbar besten Deckarbeiter. Sie kennen ihre Vorzüge, wissen, daß sie unentbehrlich sind, und fordern und erhalten die höchsten



Abwiegen des gepflückten Quantums



Pflücker in einem reifen Baumwollfeld

Löhne, 80 bis 100 Dollar monatlich bei freier Verpflegung. Wo geladen wird, muß der Neger arbeiten wie ein Maulesel; während der Fahrt aber liegt er faul wie ein Murmeltier auf Deck, raucht, kaut und spuckt. Da sein Verdienst ein so guter ist, ziehen es auch die „Damen" vor, während dieser Zeit in der Stadt herrlich und in Freuden zu leben, anstatt auf der Plantage mühsam von früh bis spät zu arbeiten und etwas hinzuzuverdienen. Die Pflücker werden nach der Leistung bezahlt. Je nach der Sorte, ob es die gröbere Texas- oder die Sea-Island-Sorte, die feinste aller Baumwollarten, ist, erhalten sie 40 Cents bis 1 Dollar für den Zentner. Ein geübter Pflücker kann 150 bis 200 Pfund täglich pflücken, und Frauen und Kinder leisten mehr als die Männer.

Ein reifes Baumwollfeld gewährt einen entzückenden Anblick. Die Blätter haben sich braun gefärbt und geben einen prächtigen Hintergrund für die nun geöffneten Kapseln mit den schneeweißen, lang herabhängenden Fasernbüscheln. Aus der Ferne glaubt man ein Schneefeld zu erblicken, die Neger bis an die Schultern im Schnee waten zu sehen. Beim Näherkommen sieht man, daß sie fleißig bei der Arbeit sind. Jeder hat einen großen Sack über die Schultern geschlagen, der lang auf dem Boden nachschleppt. Vom Morgen bis zum Abend geht er von Staude zu Staude, eine Handvoll Baumwolle nach der andern in dem Sacke versenkend. Am Ende der Reihe steht ein mächtiger Korb, in den er den Inhalt des Sackes entleert. Jeder Pflücker, respektive jede Familie hat einen besonderen Korb, dessen Inhalt am Abend gewogen wird. Danach richtet sich die Bezahlung. Da der Samen mit den Fasern zugleich gepflückt wird und 70 Prozent des Durchschnittsgewichtes ausmacht, wird von einem Menschen verhältnismäßig sehr wenig Baumwolle an einem Tage gepflückt. Es ist eine langwierige Arbeit, zu der sich Frauen und Kinder deshalb besser eignen, weil sie sich nicht wie die Männer zu den nur zirka 4 Fuß hohen Stauden herabbücken müssen, sondern nur zuzugreifen brauchen, um die zarten Büschel abzulösen.

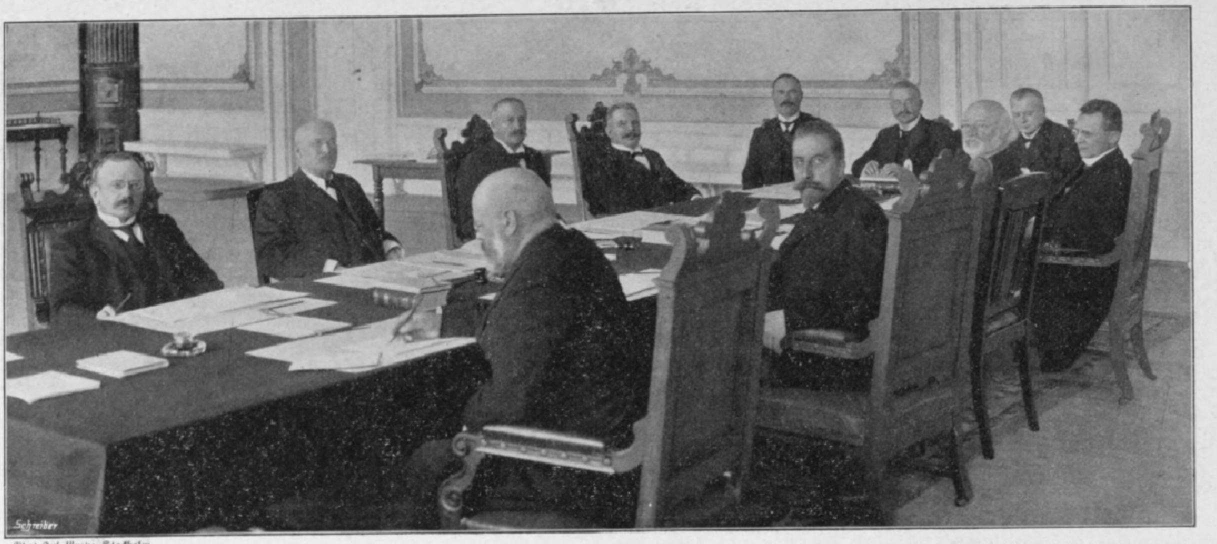
Sobald ein Feld einmal abgeerntet ist, beginnt die Arbeit von neuem, die zweite Ernte. Und dann zum drittenmal und, wenn Ertrag und Preis es rechtfertigt, wohl auch noch zum viertenmal. Die gepflückte Baumwolle wandert nun zuerst nach dem „Gin", einer Reinigungsmaschine, die ihren Ursprung einem Zufall verdankt. Whitney, ein geriebener Yankeeschulmeister aus Savannah, Georgia, der Erfinder des „Gin", das heißt der Egreniermaschine, beobachtete eines Tages einen Zimmermann, als dieser mit einer Säge ein Loch in eine Tür schnitt, hinter der Baumwolle aufgestapelt lag. Die Säge zog beim Vor- und Rückwärtsbewegen Stränge von Baumwolle mit sich. Das gab ihm die erste Idee, und nach eifrigem Nachdenken und Bemühen gelang es ihm, eine Maschine zu konstruieren, die es möglich machte, die Baumwolle von Bast und Samen zu befreien, eine langwierige, sehr kostspielige Arbeit, wenn sie mit der Hand ausgeführt werden muß. Die Maschine ist folgendermaßen beschaffen: Auf einer rasch umlaufenden Welle befinden sich zwanzig bis achtzig Kreissägen, die mit ihren spitzen, schräg gestellten Zähnen durch einen eng gestellten eisernen Rost durchgreifen, die auf einem Zuführtisch ausgebreitete Baumwolle erfassen und durch den Rost hindurchzerren, während die Samenkörner, an denen der Bast sitzt, abspringen. Es ist leicht begreiflich, daß langhaarige Baumwolle, die kostbarste Sorte, bei diesem gewaltsamen Verfahren leicht zerrissen wird. Um dieses zu vermeiden, wendet man jetzt meistens eine Walzenmaschine (roller-gin) an, wobei die Baumwolle zwischen zwei glatten oder geriffelten Walzen hindurchgeht. Die Samenkörner können nicht folgen und springen ab. Aus ihnen wird Oel gepreßt, das merkwürdigerweise sehr oft den vornehmeren Namen „Olivenöl" führen soll und den Hausfrauen manchmal als „feinstes Tafelöl" verkauft wird.

Nachdem die Baumwolle in dem „Gin" gereinigt worden ist, wird sie in Ballen gepreßt und diese mit eisernen Bändern umwunden, deren Herstellung auch wieder einen ganzen Industriezweig bildet, das Ganze in Jutesäcke genäht, und die Toilette für die Weltreise ist fertig. Die Einkäufer für die Handlungen aus New Orleans, Memphis, Charleston und den übrigen Stapelplätzen stellen sich ein, treffen ihre Wahl und schließen Verträge ab.

Das Leben der Arbeiter während der Ernte ist, abgesehen davon, daß die Arbeit in dem heißen Sonnenbrande eine anstrengende ist, doch nicht allzu hart. Während des ganzen Tages folgen ihnen Karren mit frischem Trinkwasser im Felde, die Mahlzeiten sind gut und reichlich, und man läßt ihnen Zeit, sie in Ruhe zu genießen. Das war schon üblich in der Zeit „vor dem Kriege". Heute wie damals sorgt der Plantagenbesitzer aufs beste für sie, wenn aus keinem andern Grunde, so aus Klugheit. Er pflegt sie, wenn sie erkranken, und sorgt für Unterhaltung und Vergnügen am Abend und an den Sonntagen. Trotzdem und trotz des guten Verdienstes werden die Neger als Arbeiter in den Baumwollplantagen immer rarer, und der Süden wird bald vor das schwierige Problem gestellt sein, Ersatz für den Schwarzen schaffen zu müssen.



Baumwolle, fertig zum Transport



Phot. Jul. Grape, Stockholm

Linke Reihe des Tisches: Kultusminister Hammerskjöld (Schweden), Ministerpräsident Lundeberg (Schweden), Minister des Aeußern Graf Wachtmeister (Schweden), Minister Staaf (Schweden). Rechte Reihe des Tisches: Minister des Aeußern Lövland (Norwegen), Ministerpräsident Michelsen (Norwegen), Berner, Präsident des Storthings (Norwegen), Staatsrat Voigt (Norwegen), im Hintergrund Sekretäre

Eine Sitzung des schwedisch-norwegischen Komitees zur Beratung der Unionsauflösung in Karlstadt

Notizblätter

Die Auflösung der schwedisch-norwegischen Union

Unblutiger ist wohl niemals ein König entthront, ein Staatenbund für immer zerrissen worden, als bei der friedlichen Revolution auf der Skandinavischen Halbinsel, deren Zeuge wir in der letzten Zeit gewesen sind. Das schwedische Volk hat sich bereits mit den Tatsachen abgefunden, und es sind nicht mehr „der Menschheit große Gegenstände“, um die in der gemeinschaftlichen Beratung der Delegierten beider Länder in Karlstadt, halbwegs zwischen Christiania und



Phot. Hutin, Trampus & Co.

Enthüllung des Denkmals für den Chevalier de la Barre vor der Sacré-Cœur-Kirche in Paris

Stockholm, gerungen wird. Hauptsächlich handelt es sich um die Festlegung der Weidegerechtigkeit der schwedischen Lappen auf norwegischem Gebiet, um einige Zollerleichterungen und schließlich um die Schleifung der Festungen, die Norwegen dräuend an Schwedens Grenze errichten ließ.

Das Denkmal des Chevalier de la Barre

Vor der weißschimmernden Sacré-Cœur-Kirche, die einst eine klerikale Mehrheit nach den Niederlagen des großen Krieges erbauen ließ als Sühnopfer der „hart, aber gerecht gezüchtigten Nation“, haben am 3. September die Freidenker und Freimaurer ein Denkmal enthüllt, das für den schnellen Wandel der Dinge in Frankreich bezeichnend ist. Jetzt weht ein andrer Wind an der Seine, die Ordensbrüder hat man über die Grenze gejagt, und den Klerikalen zu Trotz setzt man ihnen das Denkmal eines jungen Menschen vor die Kirchentür, der eigentlich sich durch weiter nichts die Unsterblichkeit errang, als daß er einer Prozession im Jahre 1766 den Gruß verweigerte. Ihn traf eine harte Strafe. Der Henker riß ihm die Zunge heraus, man schlug ihm den Kopf ab, und seine Leiche wurde zusammen mit Voltaires „Philosophischem Diktionär“ verbrannt. Weniger der eigne Wert als vielmehr der Haß gegen den Klerikalismus haben ihm jetzt zu einem verspäteten, im übrigen aber durchaus künstlerischen Denkmal verholfen.

Der französische Kriegsminister im Manöver

In früheren Jahren hielten sich die französischen Kriegsminister aus dem Zivilstande bei den eigentlichen militärischen Schaustellungen mehr im Hintergrunde und überließen das Feld den Generalen. Erst seit Felix Faure, der eleganteste aller Präsidenten, selbst zu Roß stieg und wie ein Souverän vom reinsten Blute die Paraden abnahm, Festungen besichtigte und Ansprachen hielt, ist auch in die andern Minister ein kriegerischer Geist gefahren. Und so können wir denn auf unserm Bilde auch Herrn Berteaux, der sonst an der Börse besser Bescheid wußte wie im Biwak, hoch zu Roß, auf dem Kopfe den unvermeidlichen Zylinder, im Manöverfelde bewundern.

Der Fischertag in Memmingen

In dem alten Städtchen Memmingen im bayrischen Schwaben findet alljährlich am Mittwoch in der Bartholomäuswoche ein Volksfest statt, das alle fünf Jahre mit besonderer Feierlichkeit begangen wird: der Fischertag. Der ursprüngliche Kern des Festes besteht in dem Ausfischen des Stadtbaches, wobei der glückliche Fänger der größten Forelle zum Fischerkönig proklamiert wird. Allmählich haben sich andre Veranstaltungen daran gegliedert, und heuer war es ein Fest allergrößten Stils mit Festspiel und großem historischen Festzug, dem auch der bayrische Thronfolger, Prinz Ludwig, beiwohnte.



Ph. B. Gribayedoff, Paris

Der französische Kriegsminister Mr. Berteaux bei den Manövern



Phot. Karl Müller, Memmingen

Vom Fischertag in Memmingen: Märchenwagen (Hänsel und Gretel) im Festzug



Florido



Saharet



La Tortajada

Drei berühmte Tänzerinnen. Nach photographischen Aufnahmen von Georg Gerlach & Comp. A.-G. in Berlin

Auf „Ueber Land und Meer" kann abonniert werden

bei **allen deutschen Buch-** und **Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes,** ebenso

bei **jedem Postamt** in Deutschland und den **deutschen Kolonien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden** und der **Schweiz,** bei allen diesen Postämtern jedoch nur auf die **Wochennummern-Ausgabe.**

Ferner besorgen Abonnements **ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:**

für ***Frankreich, Spanien*** *und* ***Portugal:***
- das deutsche **Reichspostamt** in **Strassburg i. E.;**
- **Haar & Steinert,** 21 Rue Jacob in **Paris;**
- **A. Ammel,** 5 Brandgasse in **Strassburg i. E.;**
- **H. Arthaud & Co.,** 48 Rue du Faubourg Saint Martin in **Paris;**
- **J. Boyveau & Chevillet,** 22 Rue de la banque in **Paris;**
- Libreria Internacional von **Germán Schulze** in **Barcelona,** Calle Fernando VII, 57.

für ***England:***
- **Dulau & Comp.,** Buchh., **London W.,** 37 Soho Square;
- **Aug. Siegle,** Bookseller to H. M. the late Queen, **London E. C.,** 30 Lime Street.

für ***Italien,*** ausser den italienischen Postämtern:
- **U. Hoepli,** K. Hofbuchh., **Mailand,** Galleria de Cristoforis 59/63.
- **Loescher & Co.,** Hofbuchh., **Rom,** 307 Corso Umberto I.

für die ***Türkei:***
- das **kaiserlich deutsche Postamt** in **Konstantinopel;**
- **Otto Keil,** Hofbuchh., **Konstantinopel,** Grand' Rue de Pera 457.

für ***Griechenland:***
- **Carl Beck,** Internat. Buchh., **Athen.**

Desgleichen erteilen Auskunft und vermitteln Abonnements unsere nachverzeichneten

Vertreter und Agenturen in überseeischen Ländern:

Für Afrika:
- **Alexandria** (Aegypt.): Deutsche Buchhandlung **A. Kaufmann.**
- **Johannesburg** (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Buchhandlung, Postfach 2664;
  - **J. H. de Bussy,** Buchhandlung.
- **Kairo** (Aegypten): **F. Diemers Nachf.,** Internationale Buchhandlung, Shepheards Hotel.
- **Kapstadt** (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Deutsche Buchhandlung, Long Street 26. Postkasten 233.
- **Pretoria** (Kapland): **J. H. de Bussy,** Buchhandlung.
- **Swakopmund** (Deutsch-Südwestafrika): **Swakopmunder Buchhandlung** G. m. b. H.

Für Nordamerika *(Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):*
- **Durango** (Mexiko): **Stahlknecht & Co.,** Buchhandlung.
- **New York** (Vereinigte Staaten):
  - **The International News Company,** 83 & 85 Duane Street; liefert auch nach Canada.
  - **S. Zickel,** Buchhandlung, 129 Duane Street, P. O. Box 3001.
  - **E. Steiger & Co.,** Buchhandlung, 25 Park Place.
- **Mexiko** (Mexiko): **Ruhland & Ahlschier,** Libreria Internacional, Coliseo Viejo 16.

Für Südamerika:
- **Asuncion** (Paraguay): **G. von Kaufmann,** Buchhandlung.
- **Blumenau-Santa Catharina** (Brasilien):
  - **E. Currlin,** Buchhandlung.
  - **Artur Koehler,** Buchhandlung.
- **Buenos Aires** (Argentinische Republik):
  - **Gustav Krause,** 508 Casilla de Correo.
  - **Libreria Jacobsen** (Platzfirma **Libreria Europea**), Florida Esq. Lavalle.
  - **Jacobo Peuser,** San Martin Esq. Cangallo.
- **Callao** (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
- **Cochabamba** (Bolivia): **R. Krüger.**
- **Concepcion** (Chile). **Carlos Brandt,** Buchhandlung, Correo Casilla 450.
- **Curityba** (Brasilien). **Carlos Meissner,** Buchhandlung.
- **Joinville** (Brasilien): **L. H. Schultz,** Buchhandlung.
- **Iquique** (Chile): **Lorenzo Petersen,** Buchhandlung, Casilla 476.
- **La Plata** (Argentinische Republik): **Jacobo Peuser,** Buchhandlung, Boulevard Independencia Esq. 53.
- **Lima** (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
  - **Gmo. Stolte,** Buchhandlung.
- **Montevideo** (Uruguay): **Libreria Jacobsen,** Calle Ituzaingo 141.
- **Osorno** (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
- **Pelotas** (Brasilien): **R. Strauch & Co.,** Buchhandlung.
- **Porto Alegre** (Brasilien): **Krahe & Cia.,** Buchhandlung.
- **Rio Grande do Sul** (Brasilien): **R. Strauch,** Buchhandlung, Rua Pedro II 102.
- **Rio de Janeiro** (Brasilien): **Laemmert & Co.,** Buchhandlung, 66 Rua do Ouvidor
- **Rosario de Santa Fé** (Argentin. Republ.): **Jacobo Peuser,** Calle San Martin 524.
- **Sao Leopoldo** (Brasilien): **Wilhelm Rotermund,** Buchhdlg.
- **Santiago** (Chile): **José Ivens,** Buchhandlung, Casilla 205.
  - **Carlos Brandt,** Casilla 567.
- **Sao Paulo** (Brasilien):
  - **Carlos Gerke & Cia.,** Buchhandlung, Caixa do Correio 123.
  - **H. Grobel,** Buchhandlung.
- **Valdivia** (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
- **Valparaiso** (Chile): **C. F. Niemeyer,** Libreria Universal.
  - **Carlos Brandt,** Casilla 104.

Für Asien:
- **Batavia** (Java): Boekhandel **Visser & Co.**
- **Hongkong** (China): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhandlung.
- **Jerusalem** (Palästina): **Buchhandlung des Syrischen Waisenhauses.**
- **Kobe** (Japan): **Conrad Behre,** Buchhandlung.
- **Samarang** (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.**
- **Shanghai** (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
  - **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhandlung.
  - **Max Nössler & Co.,** Buchhandlung.
- **Singapore** (Hinterindien): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhdlg.
- **Soerabaya** (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.,** Buchhandlung.
- **Tientsin** (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
- **Tsingtau** (Deutsch-China): **Lipsius & Tischer,** Buchhdlg.
  - **Otto Rose,** Buchhandlung.
- **Tokio** (Japan): **Max Nössler,** Buchhandlung.
- **Yokohama** (Japan): **H. Ahrens & Co. Nachfolger,** Buchhdlg.

Für Australien:
- **Adelaide** (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.
- **Brisbane** (Queensland): **Hoyer, Tiegs & Co.,** Buchhandlung.
- **Charters Towers** (Queensland): **J. Wallstab,** Buchhandlung.
- **Sydney** (Neu-Süd-Wales): **J. N. Fischer,** Musik-Seller, 101 Clarence-Street.
- **Tanunda** (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.

Levuka (Fiji-Inseln): **Hoerder & Co.**

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart Abonnements für den vollständigen Jahrgang an und versendet jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse. Auf Anfrage teilt die Expedition sofort den Jahresabonnementspreis mit.

Probenummern werden von vorstehenden Firmen sowie von der Expedition in Stuttgart gratis und franko verschickt.

Stuttgart, Neckarstrasse 121/23. Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 52



Im Vorübergehen. Nach einer Zeichnung von Otto Schwerdtner (Stuttgart)

An unsere Leser!

Ein **Familienblatt** wie **Über Land und Meer**, das mit der nächsten Nummer bereits seinen **achtundvierzigsten Jahrgang** beginnt, braucht wohl bei einem solchen Abschnitt sich nicht erst ausdrücklich wieder aufs neue seinen Lesern zu empfehlen.

Beinahe **ein halbes Jahrhundert** ist **Über Land und Meer**, dessen Gründung einst eine neue Epoche im deutschen Zeitschriftenwesen einleitete, ein **gern gesehener Gast der deutschen Familie**, und die lange Zeit seines Bestehens spricht am besten für sein Wesen und seinen Wert.

Im Wandel der Zeit sich immer aufs neue verjüngend, hat es **Über Land und Meer** von jeher als seine Hauptaufgabe angesehen, **allen Mitgliedern der Familie** nicht nur angenehme Unterhaltung nach der Arbeit des Tages, sondern auch ernste Belehrung auf allen Gebieten des Wissens zu bieten.

Daher steht es seit seiner Gründung mit den bedeutendsten Romanschriftstellern und Novellisten in engster Verbindung, und speziell **die großen Romane**, die **Über Land und Meer** veröffentlicht, sind seit langem als

das Beste der gesamten literarischen Produktion Deutschlands

bekannt und geschätzt.

Dem stetig zunehmenden Interesse für die **Naturwissenschaften** glaubte **Über Land und Meer** dadurch am besten entgegenzukommen, daß es mit dem bekannten naturwissenschaftlichen Schriftsteller

Wilhelm Bölsche,

in dessen Schriften sich das Wissen des Gelehrten mit der Darstellung des Dichters zur künstlerischen Einheit verbindet, ein Abkommen traf, so daß die Leser von **Über Land und Meer** im achtundvierzigsten Jahrgang **das Neueste aus der Feder von Wilhelm Bölsche** in fortlaufender Reihe finden.

Daneben unterrichten Aufsätze von bewährten und bekannten Fachleuten den Leser über alles Wissenswerte in Technik und Industrie, Jagd und Sport, Militär und Marine, Sozialpolitik und Frauenfrage, Gesellschaft und Mode und allen übrigen Gebieten des modernen Lebens. Wo nur immer möglich treten zahlreiche mit allen Mitteln der heutigen Technik hergestellte Abbildungen dem geschriebenen Wort unterstützend und ergänzend zur Seite.

Neben der Literatur hat **Über Land und Meer** gerade in letzter Zeit sein Hauptaugenmerk **der bildenden Kunst** zugewandt, die heute mehr denn je im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und teils in künstlerischen Holzschnitten, teils in mechanischen Reproduktionen vermittelt es seinen Lesern die Kenntnis der besten Werke der Malerei und Plastik aller Zeiten und Länder.

Die farbige Wiedergabe von Kunstwerken

betrachtet **Über Land und Meer** nach wie vor als eine Hauptaufgabe, und die Zahl der **farbigen Reproduktionen** wird auch in dem neuen Jahrgang nach Möglichkeit **vermehrt werden.**

Die **Tagesereignisse** werden in **Über Land und Meer** gleichfalls in Wort und Bild behandelt, ohne daß jedoch dem Aktuellen ein über Gebühr großer Raum zugestanden würde und Wichtigeres und Bleibendes dagegen zurückstehen müßte.

Unsere **humoristische Ecke** wird von einer ganzen Anzahl bekannter Künstler mit Zeichnungen versorgt.

Der neue Jahrgang beginnt mit dem neuesten Roman von

Clara Viebig: „Einer Mutter Sohn".

Ein neuer Roman von **Clara Viebig** bedeutet immer ein literarisches Ereignis. Um so mehr werden unsere Leser gespannt sein, wenn wir ihnen verraten, daß die Dichterin, die zurzeit wohl **eines der stärksten Talente auf dem Gebiete des Romans** ist, in ihrem letzten Werk, das den herben Kampf einer Pflegemutter um den angenommenen Sohn schildert, eine **ganz neue Seite ihrer Kunst** offenbart.

An diesen Roman werden sich im Verlauf des Jahres weitere Werke unserer ersten Autoren anreihen. Wir heben daraus folgende hervor: **Hanns von Zobeltitz: „Der Bildhauer"**, eine scharf beobachtete Schilderung des Lebens in den Künstlerkreisen und der vornehmen Gesellschaft der Reichshauptstadt — **Ernst Zahn: „Lukas Hochstraßers Haus"**, das neueste Werk aus der Feder des begabten Schweizer Dichters, dessen frühere Romane den Lesern von Über Land und Meer bekannt sein dürften — **August Sperl: „Der Mitläufer"**, eine „altfränkische Erzählung", in der der Dichter vor dem düsteren Hintergrunde des Bauernkrieges das Schicksal eines armen Bauernjungen schildert, der rettungslos von den Wogen der großen Bewegung mitgerissen wird — **Bernhardine Schulze-Smidt: „Il Bazza"**, eine Novelle, die in Florenz spielt und von dem heißen Werben zweier junger italienischer Liebesleute erzählt, denen ein alter geistlicher Herr mit Rat und Tat beisteht — **Ida Boy-Ed: „Die Schwiegermutter"**, worin das Verhältnis von Schwiegersohn und Schwiegermutter, das gewöhnlich nur der Gegenstand komischer Darstellung ist, in einer ganz originellen Auffassung geschildert wird. Daran schließen sich andere Novellen, Erzählungen und Humoresken von **Hermann Hesse, Carl Busse, Emmi Lewald, Kurt Aram, Wolfgang Kirchbach, Clara Ernestine Ries, Frida Schanz, Teo von Torn** und anderen.

Der 48. Jahrgang von Über Land und Meer, Großfolio-Ausgabe (1905/1906) erscheint
- a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.
- b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfg.

Abonnements auf den 48. Jahrgang von Über Land und Meer nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern indessen nur die Ausgabe in Wochennummern.

Mit Über Land und Meer beginnt auch gleichzeitig die

Deutsche Romanbibliothek

die als Ergänzung zu Über Land und Meer empfohlen werden kann, einen neuen, den 34. Jahrgang.

Der Roman ist die Kunstform unserer Zeit und die Deutsche Romanbibliothek eine der wenigen periodischen Unternehmungen, die sich ausschließlich mit seiner Pflege befassen. In dieser ihrer Eigenschaft hat sich die Zeitschrift einen großen Leserkreis erworben und ihn durch ihren vortrefflichen mannigfaltigen Inhalt dauernd festzuhalten gewußt. Wie in früheren Jahrgängen werden wir auch fortan darauf bedacht sein, den Lesern eine Auswahl von Romanen und Novellen zu bieten, die eine fesselnde Handlung mit psychologischer Vertiefung und feiner Milieuschilderung verbinden, die also dem Ideale künstlerisch ernst zu nehmender Unterhaltungsliteratur entsprechen. Und auch diesmal sollen wieder neben Autoren, deren Namen längst einen guten Klang haben, solche zu Worte kommen, die noch im Anfang des literarischen Schaffens stehend doch schon Anspruch auf Beachtung haben und eine schöne Weiterentwicklung ihrer Begabung verheißen.

Aus der Fülle der sich in unseren Händen befindenden Manuskripte, die im neuen Jahrgang zur Veröffentlichung gelangen, nennen wir von großen Romanen die folgenden:

Georg Wasner: „Reifezeit"
Maria Janitschek: „Esclarmonde"
Hedwig Schobert: „Der Platz an der Sonne"
Eva Gräfin Baudissin: „Im Laufgraben"
Anna Croissant-Rust: „Die Nann'"
Liesbet Dill: „Das gelbe Haus".

Dazu eine lange Reihe ausgesuchter kürzerer Novellen und Erzählungen erster Meister neuer Erzählungskunst.

Der 34. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern.

☛ Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang sowohl von Über Land und Meer als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1905 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Bestellschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Totenschau

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Lohmann, Unterstaatssekretär im preußischen Handelsministerium, 74 J., 30. Aug., Groß-Tabarz. — David Ney, Mitglied der Pester Oper, bekannter Wagner-Sänger, 62 J., 31. Aug. — Hauptmann a. D. Baron Karl von Binder-Kriegelstein, Militärschriftsteller und Kriegskorrespondent, 2. Sept., Charbin. — Major a. D. Graf Ernst von der Schulenburg-Emden, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 73 J., 3. Sept., Magdeburg. — Geheimer Justizrat Dr. Hugo Keyßner, Kammergerichtsrat a. D., bekannter juristischer Schriftsteller, 78 J., 4. Sept., Berlin. — Bischof Franz Freiherr von Leonrod, 78 J., 5. Sept., Eichstätt. — Justizrat Dr. F. Stein, Geschichtsforscher, 85 J., 6. Sept., Schweinfurt. — Karl von Heigel, Romanschriftsteller und Dramatiker, 70 J., 6. Sept., Riva am Gardasee. — Dr. Friedrich Bäthgen, Professor der Theologie an der Berliner Universität, 6. Sept., Rohrbach bei Heidelberg. — Generalleutnant z. D. Albert von Boguslawski, Militärschriftsteller, 71 J., 7. Sept., Berlin. — Léon Garnier, bekannter französischer Lyriker und Librettist, 50 J., 8. Sept., Paris. — Verlagsbuchhändler F. Luckhardt, 9. Sept., Leipzig. — Alphée Dubois, französischer Medailleur, Begründer der modernen französ. Plaketten- und Medaillenkunst, 74 J., 9. Sept., Paris. — Oberbürgermeister Dr. Heinrich Gaßner, 59 J., 9. Sept., Mainz. — Generalleutnant z. D. Paul von Rheinbaben, 72 J., 11. Sept., Potsdam. — Franz Kurz-Elsheim, Schriftsteller, 11. Sept., Chemnitz. — Dr. Hermann Lienhard, schweizerischer Bundesrichter, 54 J., 11. Sept., Zürich. — François Barry, französischer Marinemaler, 93 J., Paris. — Geheimrat Fürst Johann Karl Khevenhüller-Metsch, Chef des Hauses Khevenhüller-Metsch, Mitbegründer der Mittelpartei im österreichischen Herrenhause, 66 J., 11. Sept., Riegersberg bei Retz. — Reichsgerichtsrat Ludwig von Beiel, 1884 Reichstagsabgeordneter für den zweiten württembergischen Wahlkreis, 60 Jahre, 12. September, Leipzig.



Kunstparodien (Nr. 4): Sport und Handel
Frei nach Strathmanns „Salome" (Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Berlin)

Briefmappe

J. M. in Stuttgart. Auch Ihr sinniges „Angedenken" soll hier noch Platz finden, doch glauben wir damit für die Verbreitung Ihrer lyrischen Erzeugnisse einstweilen genug getan zu haben und verzichten dankend auf weitere Einsendungen.

Mit meinem Freunde pflückt' ich Beeren,
Gedachte dabei alles Hehren.
Es ist das Schönste, sich zu laben
An Gottes hohen Wundergaben.

Bin ich einmal in weiten Welten,
Wenn mir vielleicht die Freuden fehlten
Und's mir gerad' nicht will behagen,
So werde dieses Blättchen ich aufschlagen.

Und komme ich an diese Stelle,
So wird es mir ganz klar und helle,
Daß ich war am Egydenberge
Mit meinem treuen Freunde Ernste.

Lula in Fr. Sie meinen jedenfalls das sogenannte „Diabolo", das gegenwärtig im Ausland, besonders in Paris und in Schottland, in der „Gesellschaft" mit Vorliebe gespielt wird. Das Spiel, das chinesischen Ursprungs ist, setzt zwei Teilnehmer voraus, die einander gegenüber in je einem auf den Boden gezeichneten Viereck Aufstellung nehmen und ein drittes, ebenso großes Viereck zwischen sich haben. Jeder hält zwei an den äußeren Enden durch eine Schnur verbundene Stäbe in den Händen und hat die Aufgabe, mit der Schnur, die nach Bedarf locker gehalten oder straff gespannt wird, den „Diabolo", der aus zwei an den Spitzen aneinandergefügten kegelförmigen Körpern besteht, vom Boden weg dem Partner zuzuschleudern, beziehungsweise im Flug aufzufangen und zurückzuschleudern. In das mittlere Feld darf der „Diabolo" nicht auffallen. Je nach der Geschicklichkeit der Mitspielenden wird die Größe der Felder verschieden bemessen.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Benndorf, Fr. Kurt, Lyrische Symphonie. Neue Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben. ℳ 3.—. Berlin, Harmonie.
Berger, Karl, Schillers Leben und Werke. I. Band. ℳ 5.—. München, C. H. Beck.
Bernhard, Marie, Die heilige Cäcilie. Roman. 2 Bände. Leipzig, E. Bilz.
v. Bismarck, Herbert, Politische Reden. Gesamtausgabe veranstaltet von Johs. Penzler. ℳ 7.—. Berlin, W. Spemann.
Björnson, Bj., Magni. Roman. 2. Aufl. ℳ 6.—. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.
Bleibtreu, Karl, Cromwell bei Marston Moor. ℳ 1.—. Berlin, R. Eckstein Nachf.
— —, Wellington bei Talavera. ℳ 2.—. Ebd.
— —, Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. I. Bd. Von Lowositz bis Leuthen. ℳ 4.—. Berlin, A. Schall.
Bölsche, Wilhelm, Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. 4.—8. Tausend. Volksausgabe. ℳ 2,50. Berlin, Georg Bondi.
Bredenbrücker, Rich., Liebeswirren. Erzählungen aus Südtirol. Illustr. von Curt Liebich. ℳ 4.—. Stuttgart, Bonz & Co.
v. d. Elbe, Walter, Eva oder „Der Weg". Elberfeld, Baedeker.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1142

Des Silbenrätsels: Zweifel, Zwei—elf.
Des Wechselrätsels: Storch, Stroh, Horst.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1163:

Des Silbenrätsels: Rattenkönig.
Des Rätsels: Ischias — Ischia.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Margarete Brosig in Stuttgart (6); Joh. P. Stoppel in Hamburg; „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg; Clara M. in Bielefeld (2); „Oedipus" in Emden; Erich K. in Wiesbaden (2); „Prinzeßchen" in Weimar (2); „Huckebein" in Eisenach (3); Dagobert Mannhardt in Königsberg i. Pr. (3); Freya in Halberstadt (2).



Unter Freunden

„Wie wir noch verlobt waren, nannte mich Elsa ihren Schatz; jetzt aber, wo wir verheiratet sind, betrachtet sie mich nur mehr als ihre Schatzkammer."

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

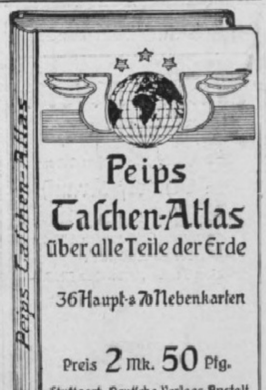
Nestlés Milchpulver ist nicht bloß in der Säuglingsernährung als alleiniges Milchäquivalent mit Vorteil verabreicht worden, wobei die Säuglinge gut gedeihen und ihr Muskel- und Knochensystem sich stramm entwickelt. Es sind gerade in letzter Zeit mit Nestlés Nährmehl am Krankenbette und in der Rekonvaleszenz Versuche gemacht worden, wobei sich herausstellte: daß gerade mit diesem aus Alpenmilch und eiweißhaltiger Proteinsubstanz zusammengesetzten Ersatzmittel schwächliche, mit Magen- und Darmaffektionen behaftete Säuglinge wie auch ältere Kinder mit schweren Gastrizismen und in der Rekonvaleszenz nach diesen, das Mittel gut vertragen, daß hierbei die Ernährung gehoben wurde und daß die Kinder bald wieder in den normalen Zustand gebracht wurden.

Es ist schon lange der Wunsch aller selbständigen Alpinisten, ein Mittel zu kennen, das vor plötzlichen Schwankungen der Nervenenergie schützt und bei sehr großen Anstrengungen auch wohl für kurze Zeit übermäßige Spannkraft verleiht. Alle bisher angewendeten Reizmittel, Alkohol, Kola und so weiter, sind Gifte, die erst reizend, dann erschlaffend wirken. Ein spezifisches Nährmittel für den Nerven stellt nun das vor kurzem eingeführte Protylin dar. Es ist absolut ungiftig, da es ein Phosphoreiweißkörper ist, also dem Nerveneiweiß sehr nahestehend. Da es kein Reizmittel, sondern ein Nährmittel für die Nerven ist, kann es nie schädliche Erschlaffungen im Gefolge haben. Es hebt auf völlig unschädliche Weise die Spannkraft und kann deshalb besonders führerlosen Steigern bei großen Anstrengungen auf das wärmste empfohlen werden. Es ist bequem mitzuführen und kommt in praktischer Verpackung in den Handel.









Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

1905. XXVI. Alle 14 Tage erscheint ein Heft

Gesamtpreis 15 M. 60 Pf.

Jährlich 26 Hefte

1. Oktober 1905

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes

Text:

Illustrationen:

An unsere Leser!

Ein **Familienblatt** wie **Über Land und Meer**, das mit dem nächsten Heft bereits seinen **achtundvierzigsten Jahrgang** beginnt, braucht wohl bei einem solchen Abschnitt sich nicht erst ausdrücklich wieder aufs neue seinen Lesern zu empfehlen.

Beinahe **ein halbes Jahrhundert** ist Über Land und Meer, dessen Gründung einst eine neue Epoche im deutschen Zeitschriftenwesen einleitete, ein **gern gesehener Gast der deutschen Familie**, und die lange Zeit seines Bestehens spricht am besten für sein Wesen und seinen Wert.

Im Wandel der Zeit sich immer aufs neue verjüngend, hat es **Über Land und Meer** von jeher als seine Hauptaufgabe angesehen, **allen Mitgliedern der Familie** nicht nur angenehme Unterhaltung nach der Arbeit des Tages, sondern auch ernste Belehrung auf allen Gebieten des Wissens zu bieten.

Daher steht es seit seiner Gründung mit den bedeutendsten Romanschriftstellern und Novellisten in engster Verbindung, und speziell **die großen Romane**, die **Über Land und Meer** veröffentlicht, sind seit langem als

das Beste der gesamten literarischen Produktion Deutschlands

bekannt und geschätzt.

Dem stetig zunehmenden Interesse für die **Naturwissenschaften** glaubte **Über Land und Meer** dadurch am besten entgegenzukommen, daß es mit dem bekannten naturwissenschaftlichen Schriftsteller

Wilhelm Bölsche,

in dessen Schriften sich das Wissen des Gelehrten mit der Darstellung des Dichters zur künstlerischen Einheit verbindet, ein Abkommen traf, so daß die Leser von **Über Land und Meer** im achtundvierzigsten Jahrgang **das Neueste aus der Feder von Wilhelm Bölsche** in fortlaufender Reihe finden.

Daneben unterrichten Aufsätze von bewährten und bekannten Fachleuten den Leser über alles Wissenswerte in Technik und Industrie, Jagd und Sport, Militär und Marine, Sozialpolitik und Frauenfrage, Gesellschaft und Mode und allen übrigen Gebieten des modernen Lebens. Wo nur immer möglich treten zahlreiche mit allen Mitteln der heutigen Technik hergestellte Abbildungen dem geschriebenen Wort unterstützend und ergänzend zur Seite.

Neben der Literatur hat **Über Land und Meer** gerade in letzter Zeit sein Hauptaugenmerk **der bildenden Kunst** zugewandt, die heute mehr denn je im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und teils in künstlerischen Holzschnitten, teils in mechanischen Reproduktionen vermittelt es seinen Lesern die Kenntnis der besten Werke der Malerei und Plastik aller Zeiten und Länder.

Die farbige Wiedergabe von Kunstwerken

betrachtet **Über Land und Meer** nach wie vor als eine Hauptaufgabe, und die Zahl der **farbigen Reproduktionen** wird auch in dem neuen Jahrgang nach Möglichkeit **vermehrt werden.**

Die **Tagesereignisse** werden in **Über Land und Meer** gleichfalls in Wort und Bild behandelt, ohne daß jedoch dem Aktuellen ein über Gebühr großer Raum zugestanden würde und Wichtigeres und Bleibendes dagegen zurückstehen müßte.

Unsere **humoristische Ecke** wird von einer ganzen Anzahl bekannter Künstler mit Zeichnungen versorgt.

Der neue Jahrgang beginnt mit dem neuesten Roman von

Clara Viebig: „Einer Mutter Sohn“.

Ein neuer Roman von **Clara Viebig** bedeutet immer ein literarisches Ereignis. Um so mehr werden unsere Leser gespannt sein, wenn wir ihnen verraten, daß die Dichterin, die zurzeit wohl **eines der stärksten Talente auf dem Gebiete des Romans** ist, in ihrem letzten Werk, das den herben Kampf einer Pflegemutter um den angenommenen Sohn schildert, eine **ganz neue Seite ihrer Kunst** offenbart.

An diesen Roman werden sich im Verlauf des Jahres weitere Werke unserer ersten Autoren anreihen. Wir heben daraus folgende hervor: **Hanns von Zobeltitz: „Der Bildhauer“**, eine scharf beobachtete Schilderung des Lebens in den Künstlerkreisen und der vornehmen Gesellschaft der Reichshauptstadt — **Ernst Zahn: „Lukas Hochstraßers Haus“**, das neueste Werk aus der Feder des begabten Schweizer Dichters, dessen frühere Romane den Lesern von Über Land und Meer bekannt sein dürften — **August Sperl: „Der Mitläufer“**, eine „altfränkische Erzählung“, in der der Dichter vor dem düsteren Hintergrunde des Bauernkrieges das Schicksal eines armen Bauernjungen schildert, der rettungslos von den Wogen der großen Bewegung mitgerissen wird — **Bernhardine Schulze-Smidt: „Il Bazza“**, eine Novelle, die in Florenz spielt und von dem heißen Werben zweier junger italienischer Liebesleute erzählt, denen ein alter geistlicher Herr mit Rat und Tat beisteht — **Ida Boy-Ed: „Die Schwiegermutter“**, worin das Verhältnis von Schwiegersohn und Schwiegermutter, das gewöhnlich nur der Gegenstand komischer Darstellung ist, in einer ganz originellen Auffassung geschildert wird. Daran schließen sich andere Novellen, Erzählungen und Humoresken von **Hermann Hesse, Carl Busse, Emmi Lewald, Kurt Aram, Wolfgang Kirchbach, Clara Ernestine Ries, Frida Schanz, Teo von Torn** und anderen.

Der 48. Jahrgang von Über Land und Meer, Großfolio-Ausgabe (1905/1906) erscheint

a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.

b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfg.

Abonnements auf den 48. Jahrgang von Über Land und Meer nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern indessen nur die Ausgabe in Wochennummern.

Mit Über Land und Meer beginnt auch gleichzeitig die

Deutsche Romanbibliothek

die als Ergänzung zu Über Land und Meer empfohlen werden kann, einen neuen, den 34. Jahrgang.

Der Roman ist die Kunstform unserer Zeit und die Deutsche Romanbibliothek eine der wenigen periodischen Unternehmungen, die sich ausschließlich mit seiner Pflege befassen. In dieser ihrer Eigenschaft hat sich die Zeitschrift einen großen Leserkreis erworben und ihn durch ihren vortrefflichen mannigfaltigen Inhalt dauernd festzuhalten gewußt. Wie in früheren Jahrgängen werden wir auch fortan darauf bedacht sein, den Lesern eine Auswahl von Romanen und Novellen zu bieten, die eine fesselnde Handlung mit psychologischer Vertiefung und feiner Milieuschilderung verbinden, die also dem Ideale künstlerisch ernst zu nehmender Unterhaltungsliteratur entsprechen. Und auch diesmal sollen wieder neben Autoren, deren Namen längst einen guten Klang haben, solche zu Worte kommen, die noch im Anfang des literarischen Schaffens stehend doch schon Anspruch auf Beachtung haben und eine schöne Weiterentwicklung ihrer Begabung verheißen.

Aus der Fülle der sich in unseren Händen befindenden Manuskripte, die im neuen Jahrgang zur Veröffentlichung gelangen, nennen wir von großen Romanen die folgenden:

Georg Wasner: „Reifezeit“
Maria Janitschek: „Esclarmonde“
Hedwig Schobert: „Der Platz an der Sonne“
Eva Gräfin Baudissin: „Im Laufgraben“
Anna Croissant-Rust: „Die Nann'“
Liesbet Dill: „Das gelbe Haus“.

Dazu eine lange Reihe ausgesuchter kürzerer Novellen und Erzählungen erster Meister neuer Erzählungskunst.

Der 34. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern.

☛ Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang sowohl von Über Land und Meer als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1905 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Bestellschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123